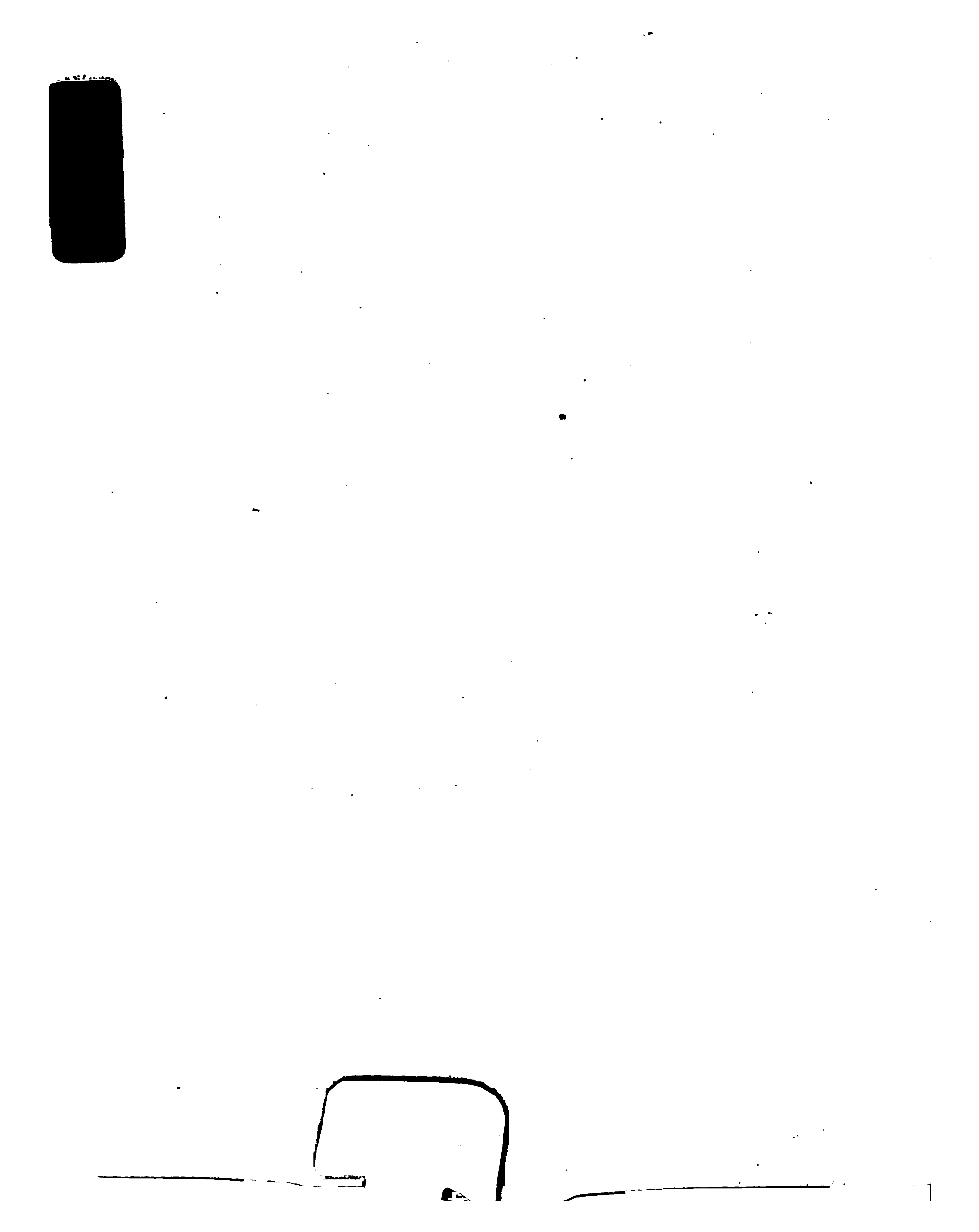
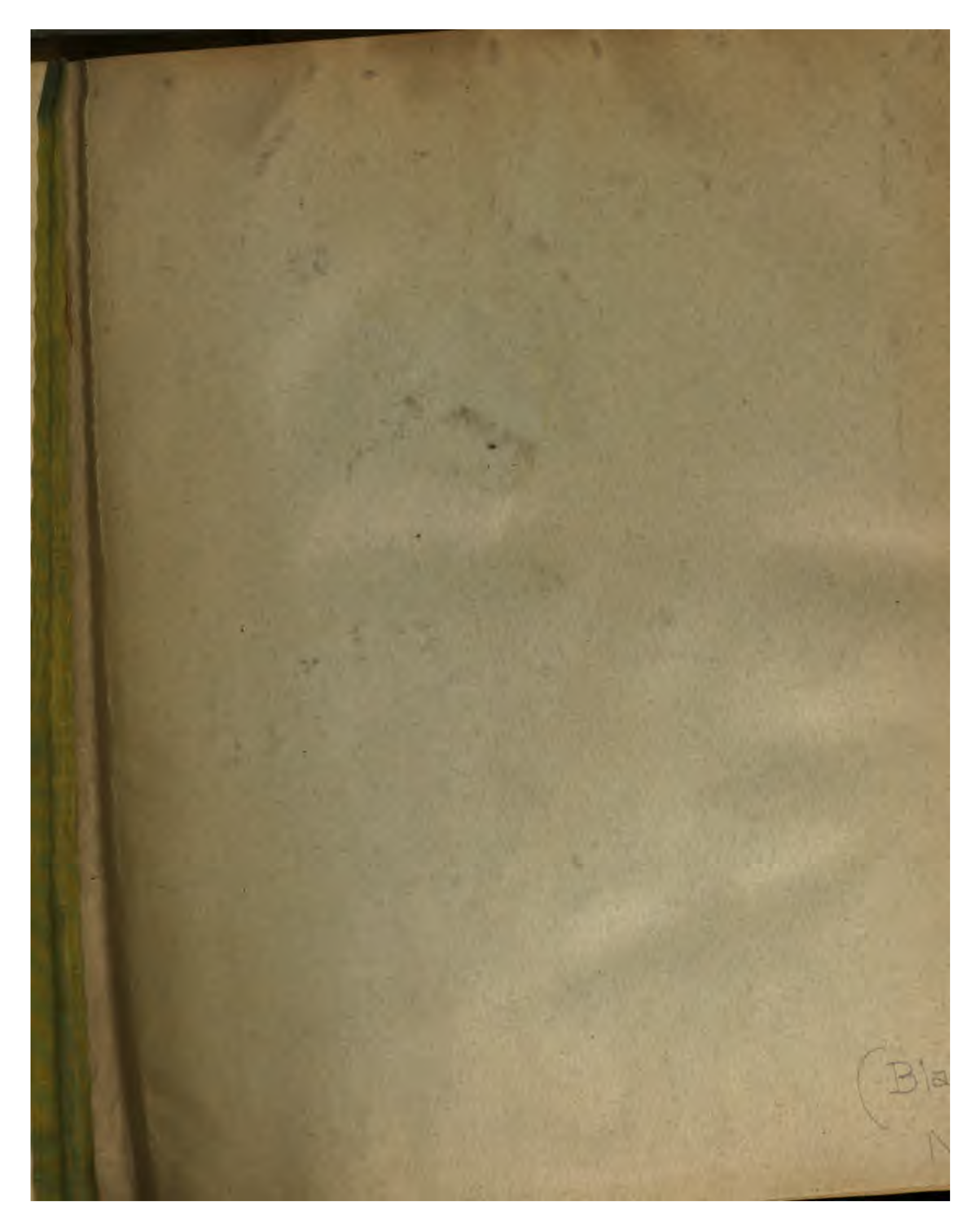
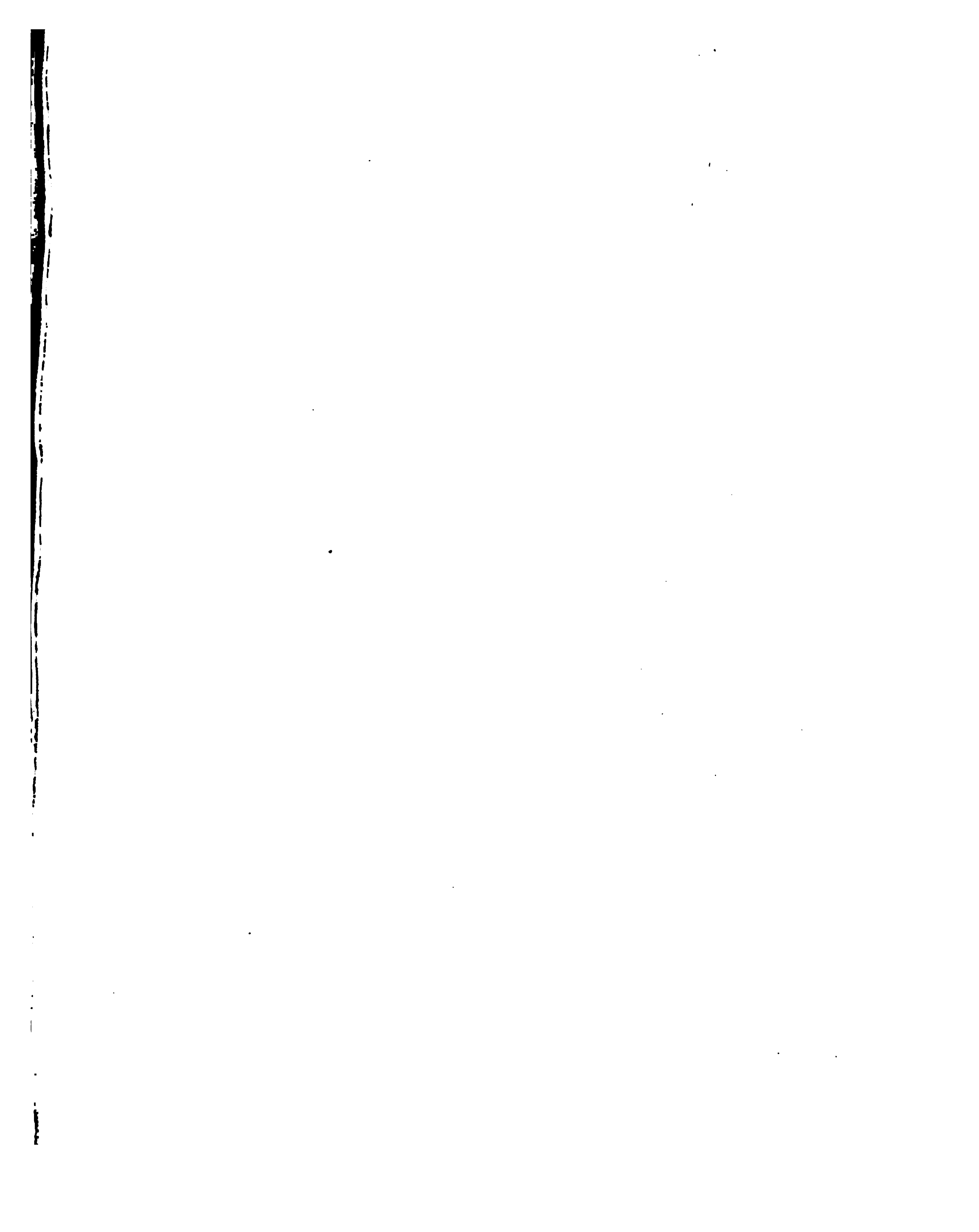
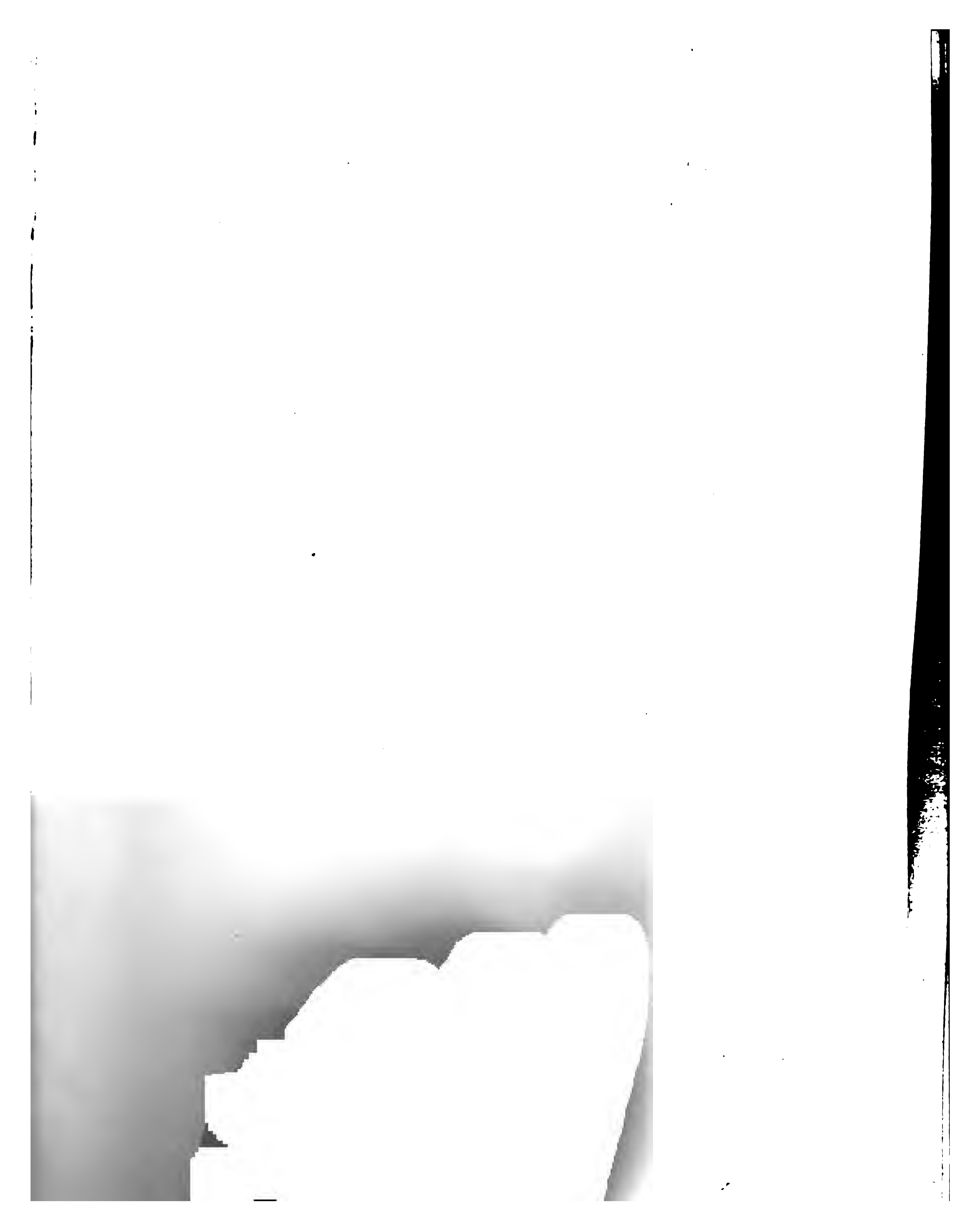
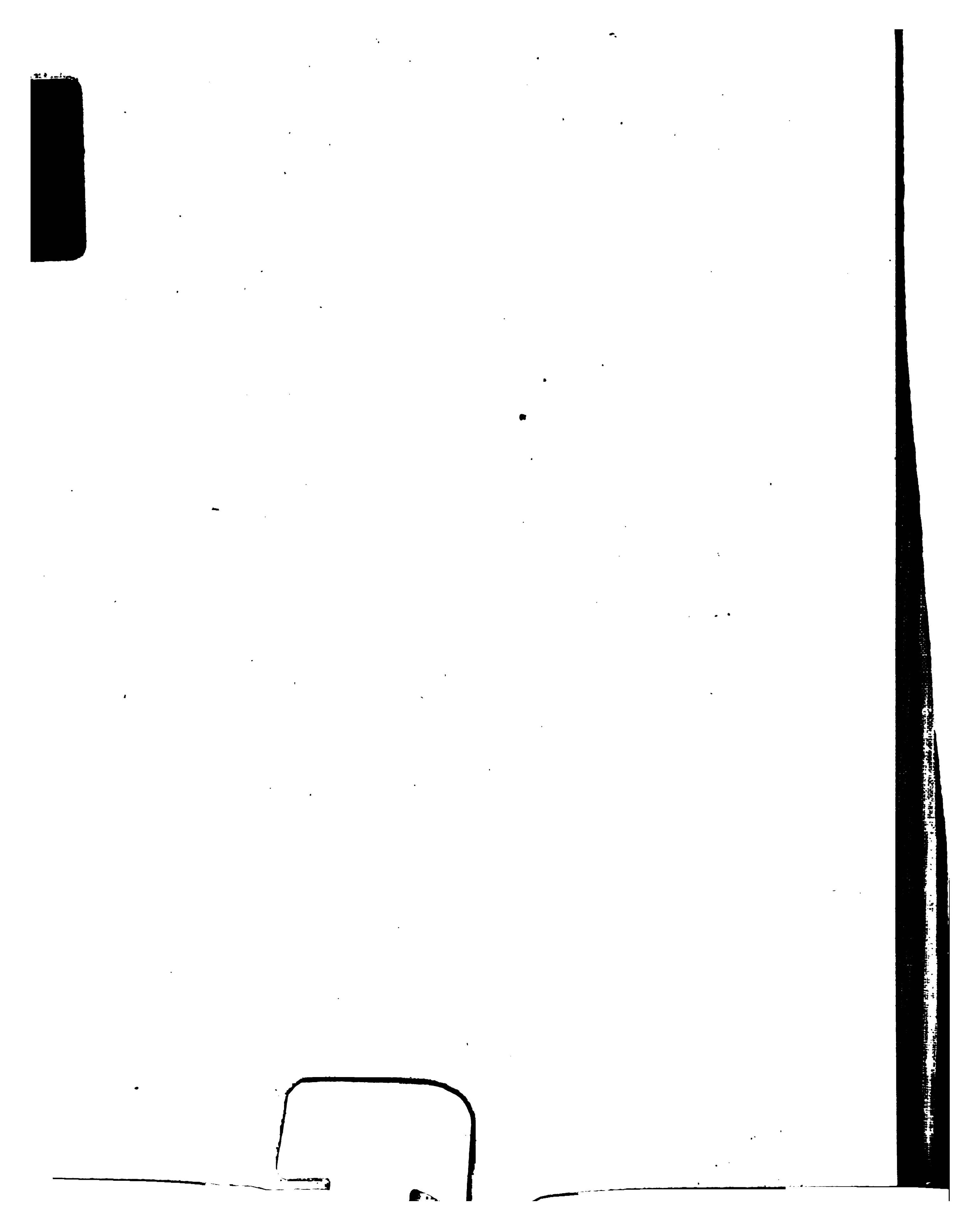
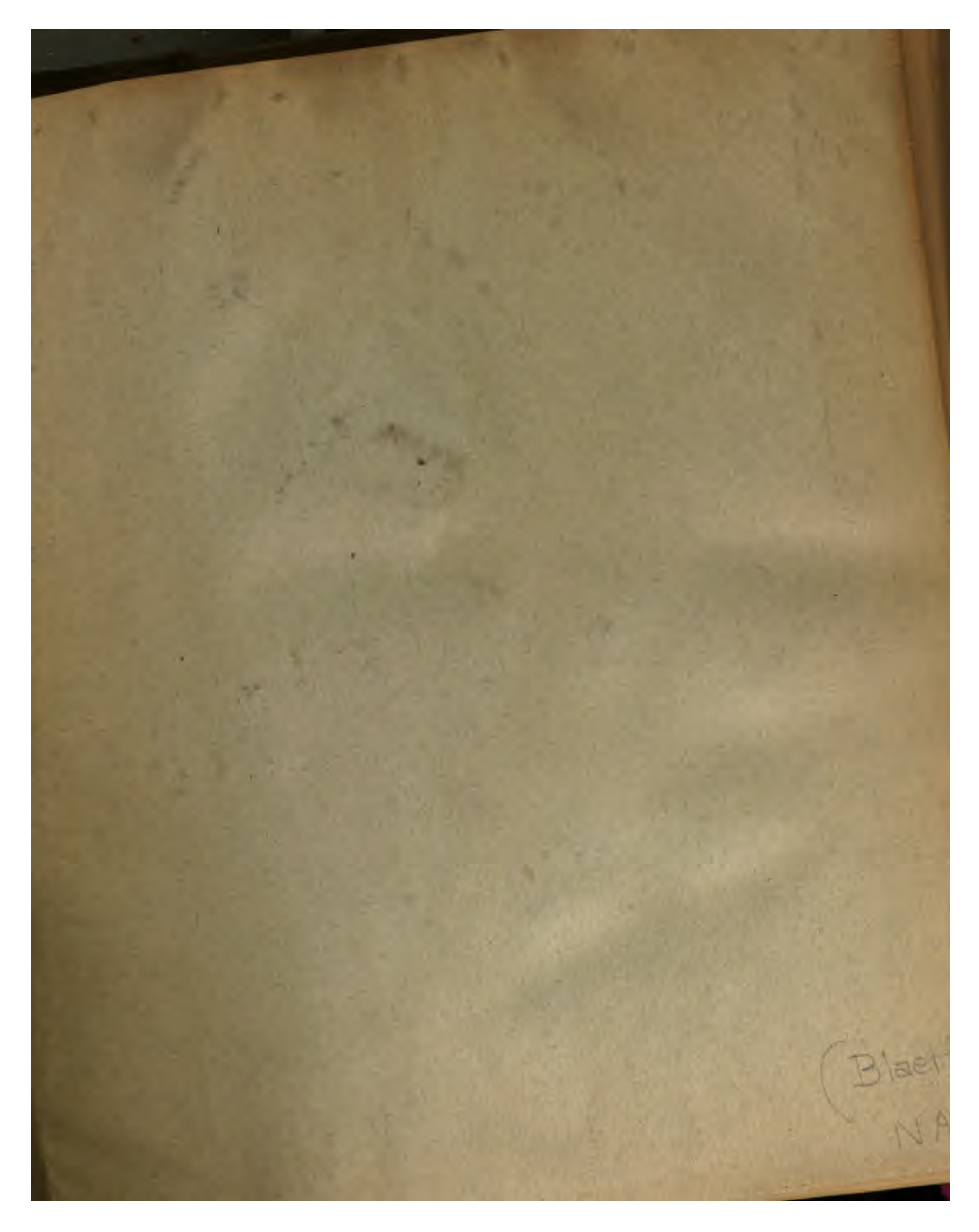


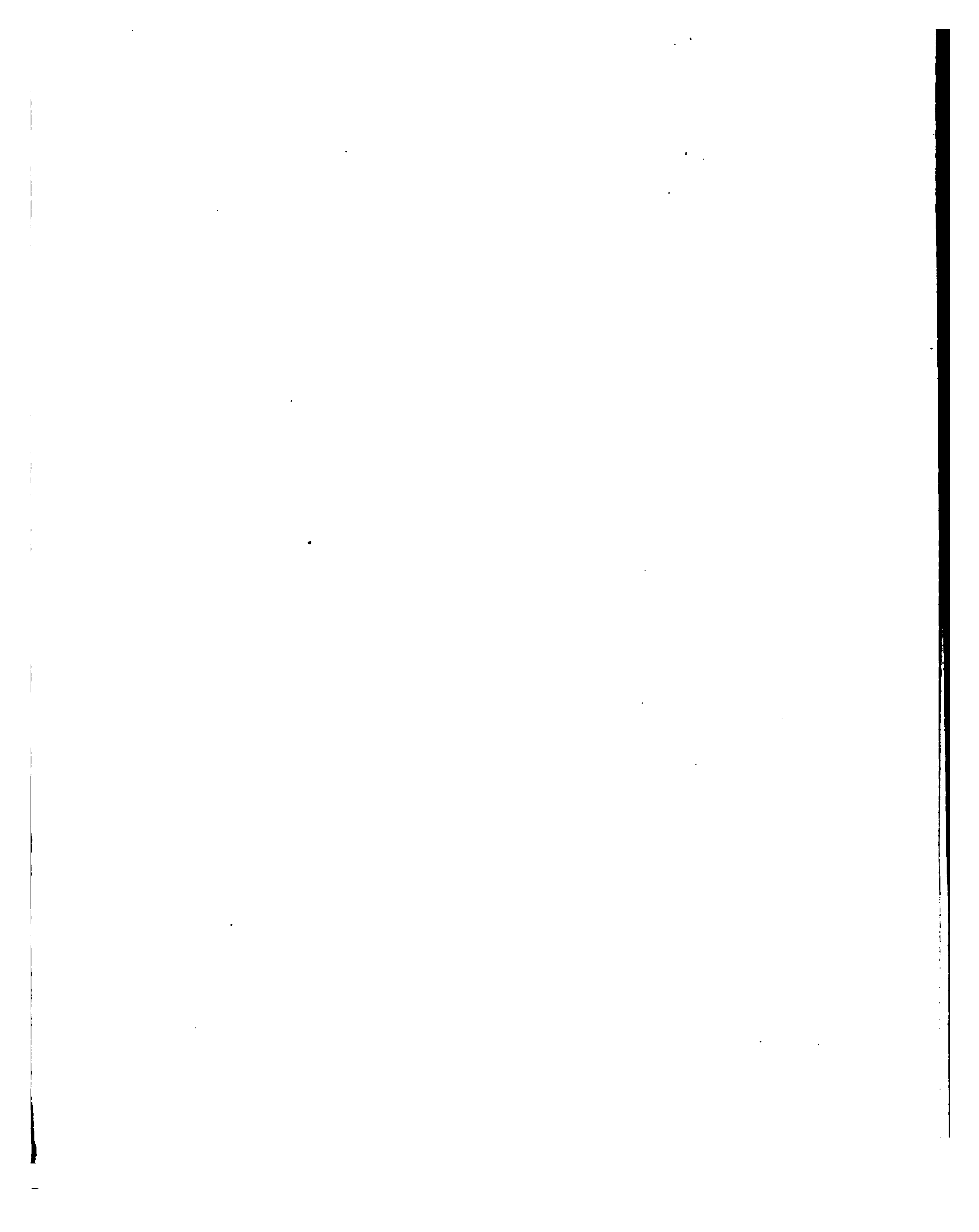












Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 18[illegible].

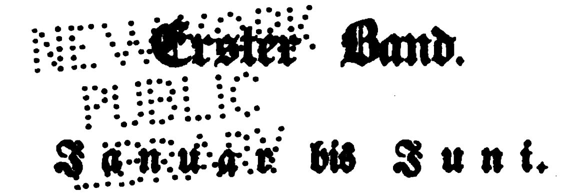
Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.



Erster Band.

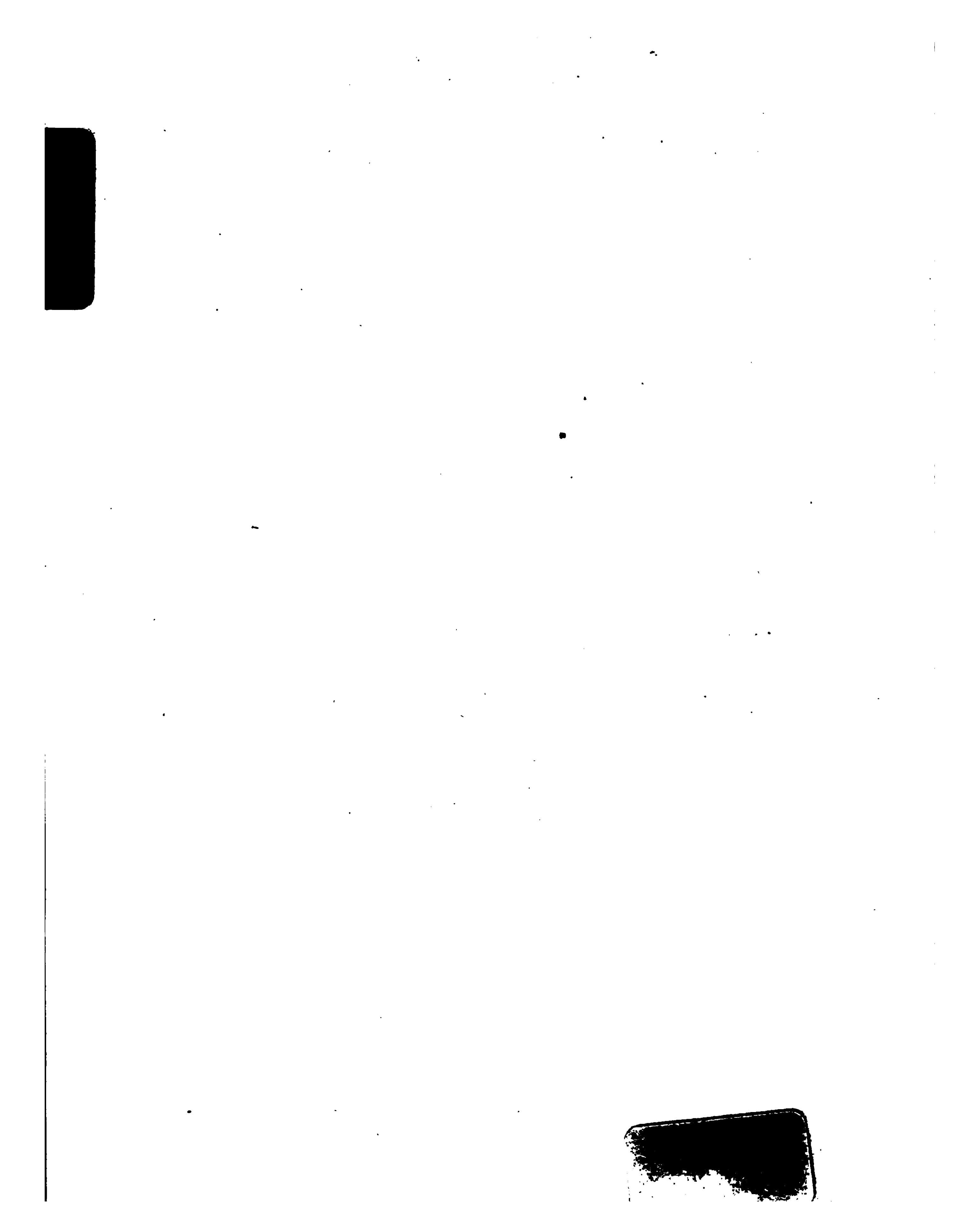
Januar bis Juni.

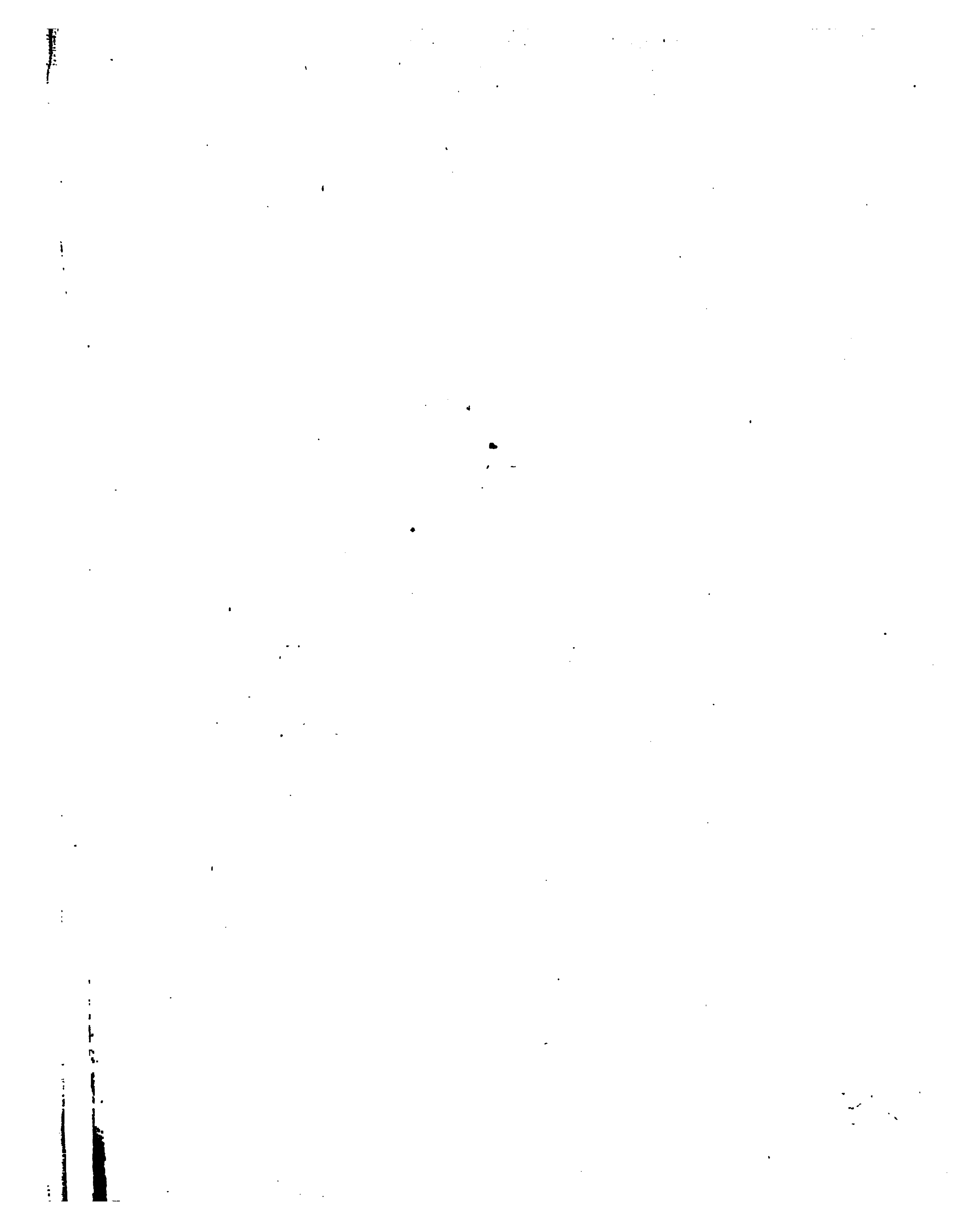
(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilage Nr. 1, Literarische Anzeiger Nr. I—XIV.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.



Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilage Nr. 1, Literarische Anzeiger Nr. I—XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilage Nr. 1, Literarischer Anzeiger Nr. I—XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Register.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Die Memoiren des Ritters von Lang. *)

Es dürfte unsern Lesern schon hinlänglich bekannt sein, daß das Interesse dieser Memoiren weit über die tüchtige Persönlichkeit hinausgreift, die sich hier eigenhändig ein würdiges und gerechtes Denkmal gesetzt. Der Ritter von Lang gehört unter die seltenen Männer, die inmitten des öffentlichen Elends und der politischen Auflösung unsers Volks Kraft und Charakter genug besaßen, die Demoralisation des eigenen Wesens von sich fern zu erhalten. Nur ein solcher Mann kann der bewußtvolle Darsteller dieser unglücklichen Epoche werden.

Lang stand den traurigen Ereignissen schon amtlich nahe, als das heilige römische Reich unter dem Stoße von außen und der Last seiner eigenen Hinfälligkeit zusammensank. Er aß und trank mit den vornehmen, langbetitelten, gottverlassenen Wächtern, die um die Trümmer und Staubwolken unserer politischen Existenz herumzappelten. Er durchlebte alle Sphären einer durch Despotismus entnervten, durch doppelte Aristokratie zum Helotenthum herabgewürdigten Gesellschaft. Er sah, wie diese politischen Ohnmachten und diese charakterlosen Völker ein Raub der Fremden wurden; er sah aber auch nach den blutigen Kämpfen und dem Erwachen eines neuen Lebens das ganze, oft geheime Treiben der deutschen Restauration und die Maßnahmen des Absolutismus, das Priester- und Bureaukratenthum, die Adelswirthschaft, womit die politische Errungenschaft vernichtet und die deutschen Völker zu Gunsten der Privilegirten aufs neue lahm gelegt werden sollten.

Und dies Alles, wie es erlebt und empfunden wurde, hat der redliche Mann mit fester Hand und mit einer eisernen, unerbittlichen Strenge in die weiten Fäden seines eigenen Lebensgeschickes verzeichnet. Daß er in seiner amtlichen Wirksamkeit und Nähe, bei seinem durchdringenden Urtheile und dem Übergewichte seines Charakters, oft härter an die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Thaten getroffen, als es bei uns gewöhnlich ist, dieser gerechte Uebermuth oder Unmuth kann wol keinem gesinnungsvollen Manne die Mittheilungen verleiden; denn zuletzt ist es immer nicht das persönliche, sondern das öffentliche Skandal, die ganze große, genug bekannte, aber immer wieder vergessene Misère unsers politischen und socialen Daseins, an welche sich die Betrachtung des Verf. und des selbst flüchtigen Lesers heftet. Wenn aber der Verf. in Aussicht stellt, daß uns Gegenwärtigen jene politische Ohnmacht und Erbärmlichkeit bald nur noch der Schatten einer versunkenen Welt und die deutsche Reichstagsdiplomatie eine verklingende Sage sein wird, so wollen wir es glauben, weil wir es gerade bei solchen Enthüllungen und Schilderungen nach dem Leben am lebhaftesten wünschen müssen. Vielleicht ist nach einer so gründlichen Ertödtung alles öffentlichen und allgemeinen Lebens einer Nation die Veröffentlichung dieser und ähnlicher Schriften schon ein sicheres Zeichen, daß die Deutschen, die Herrscher und die Beherrschten, mit der freigegebenen Erinnerung an die alte Schuld eine neue Epoche des politischen Lebens beginnen.

Der Ritter Lang (geb. 1764) war der Sohn eines schwäbischen Pfarrers im Fürstenthume Öttingen-Wallerstein. Bei dem frühen Tode seines Vaters verlebte er eine unruhige, heimatlose und gedrückte Jugend, in der er zeitig Gelegenheit hatte, seinen Charakter zu bilden und seinen frohen Lebensmuth zu befestigen. Als ein glänzender Kopf verschaffte er sich auf eigene Faust einige Kenntnisse und bezog damit sehr bald die Universität Jena. Hier lebte er zwar armselig, aber lustig, und hatte nach drei Jahren von Rechtswissenschaft und allge-

*) Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1842. 8. 4 Thlr.

meiner Bildung sich so viel angeeignet, daß er bei dem Gerichts- und Regierungshofe des Fürsten zu Öttingen, wo er eine Secretairstelle eroberte, als ein gelehrter, fleißiger und übermüthiger Jüngling den Haß der alten Zöpfe und den Neid der Höflinge erregte. Wenn es viele solcher Gerichte in Deutschland gegeben hat, und es gab deren unzählige, so ist unsern Vätern die Rechtshülfe und die öffentliche Ordnung viel beschwerlicher als förderlich gewesen. Jeder mußte an einem solchen Hofgericht in Jedes pfuschen. In den Sessionen, erzählt Lang, ging es ganz besonders bunt zu. Um 10 Uhr kamen die Herren erst herbei, das mündliche Gerede ging ins Weite und alle Augenblicke auf ganz fremdartige Sachen und Tagesereignisse über; oft, wenn ein Rath glaubte, er trage eine Erbschaftssache vor und dann im Streiten der nächstsitzende Rath oder Präsident die Acten selbst nachschlagen wollte, handelten sie von einem Ochsenverkauf, oder von einer fremden Sache. Mit dem Schlage 12 Uhr war keiner der Räthe mehr zu halten; da hieß es: Herr Secretair, da gebe ich Ihnen alle Acten, machen Sie den Schwanz dazu, und so ging's aus der Session fort ins Wirthshaus. Wenn Lang dann selbst fortging, so liefen ihm die Juden nach und wollten wissen, ob ihre Sachen in der Session vorgekommen. Der Präsident war als ein selbständiger Mann und strenger Aufseher in Miscredit beim Fürsten und dem Gerichte, und Lang mußte bald diese Ungnade theilen, weil ihn der Präsident vorzog und als einen vielversprechenden Jüngling schätzte. Zuerst wurde Lang beim Fürsten der Freigeisterei beschuldigt; und es wurde deshalb befohlen, er solle entweder am Osterfeste das Abendmahl nehmen, oder fortgejagt werden. Lang hätte gern das letztere gewählt, aber der Hofjude und seine Speisewirthin, denen er bei seinem geringen Gehalte verschuldet war, baten ihn in die Kirche zu gehen: sie fingen ihn auf und stießen ihn hinein, wo ihn dann der Pfarrer mit einer wahrhaft Catilinarischen Rede empfing. Als ihn bald darauf der Fürst ungerechterweise drohte, daß er ihn künftig durch einen Corporal in die Session werde bringen lassen, so verlor Lang doch die Geduld und nahm auf der Stelle seinen Abschied.

Mit einigen Empfehlungen an Reichshofraths-Agenten begab sich jetzt der junge Lang auf gutes Glück nach Wien. Diese Stadt wurde damals von Rechts-Reichs-Praktikanten förmlich belagert, wie von solchen Leuten, die irgend eine diplomatische Anstellung bei einem der vielen deutschen Höfe erhaschen wollten. Es verstimmte ihn nicht, daß er nicht sobald eine Anstellung fand; er behalf sich kümmerlich, machte Bekanntschaft mit tüchtigen und gelehrten Männern, besuchte die Bibliotheken und setzte seine Studien auf jede Weise fort. Nach einiger Zeit fand er sich genöthigt eine Hauslehrerstelle in Ungarn anzunehmen; aber hier gefiel es ihm wenig und er kehrte bald wieder in Aussicht einer Secretairstelle nach seinem lieben, zauberhaften Wien zurück. Unter den zahllosen deutschen Gesandten und Residenten machte ihn endlich der würtembergische Gesandte, Baron von Bühler, zu seinem Privatsecretair. 200 Thaler Gehalt, wenig Arbeit, das machte ihm die Stelle annehmlich, aber weder die Geschäfte noch der Herr Gesandte waren dem jungen, strebsamen und übermüthigen Lang angemessen. Mit vielem Humor charakterisiren die Memoiren die damalige Reichsdiplomatie und ihre Vertreter. Alle Posttage, wöchentlich zweimal, nachdem der Gesandte den ganzen Vormittag bei andern, ähnlichen Diplomaten, Wechslern, Agenten und Juden Erkundigungen eingezogen, mußte der Secretair eine diplomatische Note darüber entwerfen. Nachdem diese Trivialitäten und on dits unter unzähligen und lächerlichen Händeln zwischen Herr und Schreiber, z. B. ob man Verzeichniß oder Verzeichnuß schreiben müsse, den ganzen langen Tag über waren zurechtgestellt und mit tausend Schnörkeln für den würtembergischen Geheimenrath mundirt worden, schaffte man sie als wichtige Depeschen in der Nacht auf die Post. Diesen Depeschen war indessen noch ein geheimes, für den Herzog selbst bestimmtes und in französischer Sprache stylisirtes Bulletin beigefügt, das dem Herrn Gesandten ganz besondere Arbeit und Mühe machte, wenn er nicht, wie es oft geschah, diese Klatschereien und Stadtgeschichten von einem alten Franzosen, dessen Geschäft dies war, schon stylisirt kaufte. Ein wahrer Jammer ging aber im Hause des Gesandten los, wenn der Staatskanzlei eine ministerielle Note, z. B. um Erlangung eines Passes, mußte übergeben werden. Da konnten nicht genug rhetorische Zierathen, auffallende Eingangs- und Schlußformeln, ungewöhnte Redensarten und kostbare Papiersorten herbeigeschafft werden, und selbst die Reinschrift, wegen immer noch mislungener Schnörkel und Striche, mußte zehn bis zwölf Mal wiederholt werden, und noch öfter die Couverte, bis auch der Siegelabdruck endlich einmal untadelig ausgefallen. Die Depeschen und Aufträge, welche die Gesandtschaft aus Würtemberg erhielt, waren von gleicher Beschaffenheit. Der Gesandte mußte Todtenscheine erheben und Legitimationen, dies stand obenan; dann für den Herzog Bestellungen bei Handwerkern und Kaufleuten machen, alte Bibeln und Incunabeln von seinem Secretair aufgabeln lassen; beide mußten auch die Reichshofraths-Conclusa von vielen Jahren her zusammenbringen und dergleichen. Den Landsleuten gab gewöhnlich Lang Audienz und Bescheid. Daß aber diese Andeutungen von dem Treiben der damaligen Reichshofs-Diplomaten und -Politiker wahr sind, davon nur ein Beispiel. Einst war in der Nacht ein Courrier im Hôtel des Gesandten angekommen, der am Morgen die Köpfe und die Bulletins von ganz Wien in Alarm und Muthmaßungen setzte. Eins dieser Bulletins sagte:

„On dit que son Excellence Monsieur le Baron de Bühler, Ministre plénipotentaire de S. A Monseigneur le duc de Würtemberg avait reçu la nuit passée un courrier qui a remis des dépêches de sa cour d'une très-haute importance, et qui doivent concerner, à ce qu'on présume, la nouvelle dignité électorale, qu'elle est dûe à cette maison illustre il y a long temps."

Als Lang dieses wichtige Bulletin las, befremdete es ihn um so mehr, daß der Gesandte ihn, die wichtigste Person in dieser Angelegenheit, nicht hatte zur Unter-

stützung und Berathung der Depesche ziehen lassen. Aber — was ergab sich, als er endlich dahinterkam: die würtembergische Note hatte zwölf paar Schuhe zu einem Hofball verlangt, und diese Commission hatte, wie gewöhnlich, den Reichshofrath und die Wolke der Gesandtschaften in Bewegung und politische Combinationen gesetzt.

Der kluge und feurige Jüngling wurde auf diese Weise förmlich zur ewigen Verachtung dieser vaterländischen Diplomatie und politischen Spielerei gezwungen, denn solcher Art wurde allenthalben Zeit, Kraft, Geld und Stellung verschwendet, und es ist wohl zu begreifen, wie dieses Heer deutscher Diplomaten und politischer Künstler, die das Geheimniß der Weltregierung sich angeboren glaubten, den Fall des Reichs und die allgemeine Verwirrung eher fördern als aufhalten mußten. Lang, der sich jetzt mit Ernst in die Staatswissenschaften vertiefte und dabei sich auch das geistreiche Wesen und die allgemeine Bildung seiner Zeit anzueignen suchte, hatte sich an die Preisfrage Joseph's II.: „Was ist der Wucher?", gemacht, und zwar nicht den Preis, doch eine sehr ermunternde Belobung und die Anwartschaft auf östreichischen Staatsdienst erhalten.*) Joseph starb und mit ihm die Hoffnung Lang's, in Östreich angestellt zu werden. Er ergriff daher mit beiden Händen die Gelegenheit, bei einem ungarischen Gerichte für seinen Herrn Gesandten den Anwalt in einer Geldangelegenheit zu machen. Die Beschreibung, die Lang von diesem Verkehr mit Magyaren gibt, ist höchst geistreich und launig. In Ungarn, wohin er sich nun begab, dauerten damals die Vorbereitungen zu einer gerichtlichen Stellung der Parteien so lange, daß der junge Lang, ohne seine Geschäfte zu versäumen, ein herumziehendes und lustiges Leben führen konnte, ja, um sich die Zeit zu vertreiben, reiste er sogar nach Belgrad und besah sich die durch den Krieg verwüstete türkische Grenze. Der Proceß soll, wie Lang versichert, jetzt noch nicht zu Ende sein. Bei seiner Rückkehr nach Wien sandte der Gesandte seinen Secretair in einer gleichen Angelegenheit nach Frankfurt; Lang war hier glücklicher, obschon er sich die Zeit damit vertrieb, daß er unterdessen mit einem reichen Holländer auf acht Tage nach Amsterdam reiste, wo er für seinen Herrn das feinste Papier und Siegellack zu diplomatischen Noten kaufte und sich damit in große Gunst und Ansehen setzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Erst später ist diese kleine Schrift im Druck zu Nördlingen (1791) erschienen, unter dem Titel: „Ein Votum über den Wucher, von einem Manne sine voto." Sie machte zu ihrer Zeit viel Aufsehen.

Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich nach einer Zeichnung von Lessing. Stuttgart, Krabbe. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn wir an verschiedenen Stellen dieses Buches, aus Briefen Immermann's an Freiligrath selbst und an Andere, ersehen, mit wie viel Interesse Immermann „den Entfaltungen eines so schönen und frischen Talents", wie Freiligrath's, gefolgt ist: so begreifen wir leicht, daß der junge Mann bei Immermann's unerwartetem Tode sich lebhaft gedrungen fühlte, dem Gedächtnisse des Dichters nach Vermögen „ein Denkmal" zu setzen. Es hätte darum immerhin auch nur ein kleiner Kranz des Andenkens sein dürfen, wenn solcher nur frisch auf das frische Grab des Dichters gelegt worden wäre. Nun aber, nachdem sich der dankbare Sänger zwei Jahre Zeit genommen hat, durfte man auch wol ein wirkliches Denkmal erwarten, wie es den begrabenen Dichter ehren könnte. Statt dessen erhalten wir „Blätter des Andenkens". Blätter sind es nun freilich, 89 enggedruckte und auch an Immermann erinnernde; daß es aber, wie der Herausgeber meint, kaum einer Erwähnung bedürfe, wenn ein solches, von Mehren zusammengetragenes Werk nichts Ganzes, nichts Erschöpfendes brächte — darin irrt Hr. Freiligrath sehr. Nach so langer Zeit mußte etwas Befriedigenderes gegeben werden. Er entschuldigt sich damit, daß er ja nur Blätter der Erinnerung darbiete, scheint aber, wenn wir uns doch einmal an poetische Bilder halten sollen, bei dieser Entschuldigung in seiner Vorrede vergessen zu haben, daß er uns einige Zeilen vorher eine kleine Tempelhalle verspricht, von Freunden des Verstorbenen auf dessen Grabe errichtet. Wir aber, sollen wir denn glauben, daß die vier Männer, die hier neben dem Herausgeber Beiträge geliefert haben, die einzigen Freunde Immermann's wären, die etwas aus dem Leben des Dichters oder aus ihren Studien seiner Werke hätten mittheilen können? Nein, lieber wollen wir doch annehmen, Freiligrath sei nicht thätig genug gewesen, die Freunde und Verehrer Immermann's zum Bau einer „Tempelhalle" zu versammeln, und er habe zuletzt, weil er mehr den mahnenden Verleger, mit dem längst abgeschlossen war, im Ohr, als des Dichters Verdienste vor Augen gehabt, diese flüchtig gesammelten Blätter rasch zusammengebunden und hingeworfen, Blätter, die ihrem Inhalte nach nicht einmal so mannichfaltig sind, daß der Herausgeber das Verdienst hätte suchen können, sie nach einem sinnreichen Gedanken anzuordnen und die Lücken zu ergänzen. Denn zwei Beiträge besprechen eine und dieselbe Dichtung Immermann's, und zwei andere erzählen uns von denselben Besuchen des Dichters in Jena — Weimar. Von den übrigen Werken, aus den andern Lebensregionen des Dichters erfahren wir auch gar nichts. Ja, selbst was man von der Witwe Immermann's aus ihres Gatten Tagebuchblättern, mithin als Beitrag des Dichters selbst zu seines Andenkens Ehre, herausgebracht hat, berührt eben denselben Besuch in Weimar. Er gibt uns Immermann's Gedanken im Goethe'schen Haus und in der Fürstengruft, Betrachtungen voll Geist und Gemüth, die uns Immermann's Persönlichkeit sehr lieb machen. Diese Mittheilungen und das dem Büchlein beigegebene Bildniß des Dichters, nach einer Zeichnung Lessing's, in Stich gut ausgeführt, sind es auch schon allein werth, daß man sich dies Büchlein anschaffe, in welchem also Immermann selbst zu seinem Andenken mehr als seine Freunde gethan hat. Betrachten wir indeß doch auch, was diese Verehrer zur „Tempelhalle aus Blättern" geleistet haben.

Zum Anfang und zum Schluß stehen zwei Gedichte. Was Gottfried Kinkel „bei Karl Immermann's Tod" empfunden hat, ist in seinen gekünstelten Strophen weder tief elegisch noch in seinen Gedanken recht charakteristisch ausgesprochen. Auch Freiligrath's Schlußgedicht ist wenig bedeutend, schwerfälliger, als wirs von ihm gewohnt sind, und ohne die Einheit eines schönen, herrschenden Grundgedankens.

Zwei Besprechungen über Immermann's „Merlin" sind von Kinkel und Levin Schücking. Freiligrath meint, beide Commentare zu diesem dunkelsten und am wenigsten bekannt gewordenen Gedicht ergänzten einander aufs schönste. Uns ist es aber vorgekommen, als ob Kinkel's Besprechung neben Schücking's viel umfassenderer und tiefer eingehenden Arbeit nicht blos zurückstehe, sondern ganz entbehrlich werde. Wenigstens entwickelt er keine eigenthümliche Ansicht

über den „Merlin", während er uns das Gedicht weder in dessen symbolischer Bedeutung noch ästhetischem Werthe so nahe bringt als Schücking. Dieser behandelt mit großer Kenntniß und viel Geist die mittelalterliche Sage, in welche der Dichter seine oft räthselhaften Anschauungen niedergelegt hat, dann den Dichter selbst und dessen eigenthümlichen kritisch-poetischen Dualismus, und endlich das Gedicht, in dessen Entwickelung und Bedeutung. Beide Kritiker blicken, gelegentlich des Gedichts „Merlin", nach Goethe's „Faust" und möchten gern dem jüngern Dichter einen Vorzug geltend machen. Sie sprechen von einem glücklichen Fund Immermann's, während doch Goethe's Griff in die rein menschlichen Verhältnisse des Mittelalters echter und glücklicher scheint als Immermann's Einbrüten in die uns fremd gewordenen mystischen Anschauungen jener frühern Zeit. So gibt auch Goethe mehr Lebensweisheit, während Immermann viel Schulphilosophie vorbringt. Und was an Immermann unverständlicher ist, kann darum nicht für tiefer gelten, als was man bei Goethe so hübsch fassen kann. Und wenn nun Schücking mit allem liebevollen Studium, das er dem Immermann'schen Gedichte gewidmet hat, doch bekennt, daß ihm ein hübscher Theil desselben unverstanden geblieben sei: soll man dann so unbedingt in die Beschwerde einstimmen, das deutsche Volk habe lange Zeit keinen Antheil an Immermann's Dichtungen genommen? Seine Poesie selbst ist gewiß nicht ganz ohne Schuld dabei. Um so mehr muß es in Verwunderung setzen, daß ein sonst so charakterfester Mann sich von dieser Theilnahmlosigkeit so sehr verstimmen und erbittern ließ. Der echte Dichter schafft aus innerer Nothwendigkeit und findet in dem Hervorgebrachten die Hauptbefriedigung, die Befriedigung seines schöpferischen Instinkts. Im Punkt fremder Anerkennung war Immermann nicht immer Mann.

Wir finden weiter unter den Erinnerungsblättern eine Mittheilung von O. L. B. Wolff in Jena: „Mein Verhältniß zu Immermann." Seht doch! Wolff's Verhältniß zu Immermann! Als ob wir um Wolff's willen von Immermann hören wollten! Was wir hier von Immermann erfahren, ist zwar nicht von ganz besonderer Bedeutung, würde sich aber doch noch anziehender ausnehmen, wenn es nicht so breit und mit mehr Geist erzählt würde. Wolff's eingeschaltete Beurtheilung der „Epigonen" dehnt den Aufsatz sehr aus, ohne etwas besonders Geistreiches über den Roman beizubringen.

Die Mittheilungen Wolff's über Immermann's Besuche in Jena und Weimar werden ergänzt und fortgesetzt im Aufsatze Friedrich von Müller's: „Immermann in Weimar", mit einigen interessanten Briefen des Dichters.

Die fünf Briefe Immermann's an Freiligrath drehen sich um des Dichters lebhafte und liebenswürdige Theilnahme an dem jungen Lyriker und an dessen Gedichten.

Aus verschiedenen Briefen Immermann's an Wolff geht diese Theilnahme Immermann's an Freiligrath hervor. Und wenn er hier einmal dem jungen Sänger das Prognostikon stellt, der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation müsse zu baldiger Erschöpfung führen: so mag Freiligrath, der mit liebenswürdiger Unbefangenheit diese Äußerung in dem Büchlein mit aufgenommen hat, darin eine desto nachdrücklichere Auffoderung finden, sich in gediegenen Productionen lebhafter, als es seit einiger Zeit geschehen, hervorzuthun. Wir möchten lieber seinen eigenen, als von ihm übersetzten Gedichten begegnen; wir wünschen ihn lieber zu den Füßen der deutschen Muse, als stets nur unter dem Schreibtische der englischen Dichterin Hemans zu finden. 1.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine neue Ausgabe der gesammelten Werke des fruchtbaren Romanschreibers Balzac erscheint unter dem Titel: „La Comédie humaine. Oeuvres complètes de *Balzac*." Wahrscheinlich will Balzac mit diesem pomphaften Titel sagen, daß seine Werke das Bild des menschlichen Lebens in allen seinen Schattirungen geben. Aber es ist dies grundfalsch. Balzac ist so unwahr wie der größte Theil der übrigen Romandichter, die am meisten en vogue sind. Seine fruchtbare Phantasie hat ihm eine ganz eigenthümliche Welt geschaffen, aus der er seine Gestalten, wie er ihrer bedarf, herausgreift. Er gibt, so zu sagen, nur den Schatten des Schattens einer Welt. Es gelingt ihm wol, wie auch Paul de Kock, hier und da z. B. einen alten pariser Philister mit einiger Naturwahrheit zu schildern, aber in den eigentlichen Hauptpartien seiner Romane ist nirgend Fleisch und Leben. Seine Werke werden viel gelesen, aber wenn sie den Reiz der Neuheit verloren haben, so wird man kein Wort mehr davon reden und sie in einen Winkel werfen. In dieser Beziehung hat der geistreiche Homme de rien, welcher die „Galerie des contemporains illustres" schreibt (M. de Lomeny), Recht, wenn er Balzac mit der Mademoiselle de Scudéry, um deren Werke man sich ehedem riß, wie jetzt um den neuesten Roman des Verf. des „Père Goriot", vergleicht. Ihre Romane sind ebenso unwahr, aus ebenso erlogenen Gefühlen zusammengewoben wie die Balzac'schen. In den Romanen beider Schriftsteller herrscht dieselbe Süßlichkeit, nur daß Jeder dem Geschmacke seiner Zeit huldigt.

Der neueste Roman von Eugen Sue: „Thérèse Dunoyer", hat ein großes Aufsehen erregt, besonders weil er, wie in den Buchhändleranzeigen gesagt hat, gänzlich aus der Wirklichkeit gegriffen ist. Mit Recht hat Old Nick (M. Forgues) in einem geistreichen Feuilleton nachgewiesen, wie gänzlich falsch dies ist und wie die gemeinen Kerle, welche die Haupthelden dieses Romans sind, nur in der wüsten Phantasie Sue's existiren. Die Welt ist wahrlich besser, als diese aufgedunsenen Romanschreiber sie darstellen möchten.

Ohne den wohlverdienten Ruhm des vor einigen Monaten verstorbenen Sismondi schmälern zu wollen, muß man doch gestehen, daß sein bekanntes Werk über die Freistaaten Italiens manche sehr schwache Partien enthält und speciellen Arbeiten noch eine reiche Ausbeute läßt. Unter denselben ist eine kürzlich erschienene Geschichte von Genua zu nennen, die manche Punkte, die Sismondi nur oberflächlich berührt und oft gänzlich vernachlässigt hatte, erschöpfend behandelt: „Histoire de la république de Gênes", von Emile Vincens (3 Bde., Paris 1842). Der Verf. dieser Schrift, französischer Staatsrath, hat Genua selbst länger als 20 Jahre hindurch bewohnt. Er hat Gelegenheit gehabt, die Archive der ehemaligen Republik zu benutzen, und außerdem hat er auf der großen Bibliothek zu Paris noch manches interessante Document gefunden. Besondere Ausbeute haben ihm die interessanten Berichte der französischen Gesandten zu Genua geboten. Sein Stil ist einfach und einem ernsten historischen Gegenstande angemessen.

Seit Heinrich IV. von Frankreich, der sich von der Einrichtung seiner christlichen Republik die Wiederkehr des goldenen Zeitalters versprach, hat die Idee von einem ewigen Frieden zu wiederholten Malen in edeln Köpfen gespukt. Ein neuer Vorschlag, wie derselbe zu begründen sei, findet sich in einem kleinen Schriftchen eines französischen Arztes Namens P. R. Marchand, das den Titel führt: „Nouveau projet de traité de paix perpétuelle." Wir können uns hier in keine nähere Auseinandersetzung dieser lieblichen Träumerei einlassen. Viel gediegener und positiver ist folgendes Werk, das mit dem eben genannten zusammengehalten werden kann: „De la paix, de son principe et de sa réalisation", von Pecqueur (Paris 1842). Diese Schrift, die von der Gesellschaft der christlichen Moral gekrönt ist, bildet mit zwei andern vom nämlichen Verf. eine Folge. Dieselben führen den Titel: „Des armées dans leurs rapports avec l'industrie, la morale et la liberté, ou les devoirs civiques des militaires" und „Théorie nouvelle d'économie sociale et politique." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 2. — 2. Januar 1843.

Die Memoiren des Ritters von Lang.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Obgleich Lang sehr gern in dem schönen Wien geblieben wäre, so sagte ihm doch diese triviale Stellung so wenig zu, daß er den Ruf eines Geheimen Hofsecretairs beim Fürsten zu Wallerstein mit 400 Gulden Gehalt, die er aber nicht ausgezahlt bekam, annehmen mußte. Mit dem Beginn dieser neuen Laufbahn entwickelt sich auch in den Memoiren ein neues Bild von dem Hof- und Regierungsleben eines kleinen deutschen Fürsten: es ist voll Interesse dieses Bild, und zu bemerken ist nur, daß dieser Fürst kein schlechter Fürst seiner Zeit war. Der Fürst und der neue Secretair kannten sich schon beide, denn Lang war früher in dessen Bibliothek Amanuensis gewesen und darum fortgeschickt worden, weil durchaus keine neuen Bücher aufgetrieben werden konnten. Die Regierung des Ländchens (das Collegium nämlich) war damals bei dem Fürsten mit Haupt und Gliedern in Ungnade gefallen. Der Fürst überließ ihr deshalb nur unter großen Beschränkungen die Verwaltung der höhern Policei und Justiz, seine Finanzkammer, das dürre Gerippe des bloßen Rechnungswesens, stellte aber alle Verfügungen an die Hauptkasse, alle Geldlieferungen, Erwerbungen, Veräußerungen, die Bewirthschaftung seiner zahlreichen Höfe, alle Dienstbesetzungen, Begnadigungen, alle staatsrechtlichen, kirchenrechtlichen und reichsgerichtlichen Gegenstände zu seinem ausschließenden, unbeschränkten Befehl, den er aus einem Gewölbe neben der Hofküche, Cabinet genannt, ergehen ließ und wohin auch die Recurse, Klagen, Denunciationen in allen und jeden Justiz-, Policei- und Kameralangelegenheiten gebracht werden konnten. Lang wurde in diesem Cabinet als Geheimer Hofsecretair angestellt. Der Fürst gab sich sein ganzes Leben hindurch mit folgenden staatsrechtlichen Lieblingsgedanken ab, und wir sehen aus denselben, daß die kleinen Höfe auch eine Politik hatten, denen alle andern Rücksichten feindlich geopfert wurden: 1) wollte er die Erbansprüche an die Herrschaft Dachstadt durchsetzen, was ihm auch gelang; 2) in Elsaß die an Frankreich gefallenen fleckensteinischen Lehen einziehen; 3) dem Reichsprälaten in Neresheim die 1764 durch Vertrag eingeräumte Reichsunmittelbarkeit wieder zu nichte machen; 4) der Reichsstadt Nördlingen allen Getreidehandel im Ries sperren und dafür eine eigene Sperre in Wallerstein errichten, zu welchem Zwecke Lang alle Sonnabende zur Beobachtung des Verkehrs auf der nördlinger Sperre verweilen mußte. Der Dienst, den Lang beim Fürsten versah, wurde schrecklich durch das launenhafte Wesen, dem sich dieser kleine Fürst oft in den wichtigsten Dingen hingab. Lang, die andern Beamten, die Sollicitanten, das Volk, Alle mußten oft Tage und Nächte im Vorzimmer warten, bis sie der Fürst, obgleich sie oft bestellt worden waren, vorließ. Ging endlich nach langem Harren dem Secretair der Glücksstern auf, der ihn ins Cabinet führte, so gedieh es nicht selten, zum Schrecken der Außenstehenden, zu einer dreistündigen Unterhaltung, in welcher von Europa, Asien, Afrika und Amerika, von archivalischen Raritäten und endlich auch vom Fürstenthume Wallerstein gesprochen wurde. Dabei war des Fürsten Art zu arbeiten eine seltsame. Er schichtete nämlich alle eingehenden Berichte, nachdem er sie geöffnet, neben seinem Schreibtische hoch auf, so hoch als nur sein Arm reichen konnte; hatten aber die Geschäfte eine solche Höhe erreicht, so wurde beschlossen den Haufen kleiner zu machen. Im Plaudern zog also der Fürst bald oben, bald unten, bald aus der Mitte einen Brief hervor, griff schnell den Gegenstand auf, erlauerte jede Gelegenheit, wo vielleicht gerade das Gegentheil von Dem, worauf die Collegien angetragen, durchzusetzen möglich wäre, bemerkte mit einigen Worten seinen Beschluß und gab die Sache dem Secretair zum Expediren. Nicht selten wurden aber auch die Sachen, aus irgend einem Grunde, mit einem wahrhaft tumultuarischen Verfahren in die Kanzlei geschlendert. Leider erwuchsen jedoch aus diesen schockweis an die Collegien fliegenden Cabinetsentschließungen beinahe ebenso viele neue Drachenköpfe. Die Regierung nämlich, empfindlich, daß die Beschlüsse oft in den nöthigsten Sachen Jahre lang ausblieben, glaubte dem Fürsten das Unrecht dadurch fühlen zu lassen, daß sie endlich alle Monate, mit abschriftlicher Beilage des ersten Berichts, in jeder einzelnen Angelegenheit eine neue Erinnerung eingehen ließ. Es konnte darum bei den ambulirenden Expeditionen des Fürsten und dem zufälligen Herausziehen nicht fehlen, daß am Ende in ein und derselben Sache oft fünf- und sechserlei verschiedene Entschließungen unter demselben Expeditionsdatum ankamen, denn Journale zur Controle ließ

er durchaus nicht passiren. Manche Sachen gelangten so nie zu einem Ende. „Ich weiß", erzählt Lang wörtlich, „einen armen Teufel, der viele Jahre lang im Kerker zu Harburg saß, weil die Regierung nicht wußte, welches von den vorliegenden Urtheilen an ihm vollzogen werden sollte, ob er als Dieb gehangen, ausgepeitscht, ins Zuchthaus gesteckt, des Landes verwiesen, oder mit angerechnetem Arreste entlassen werden sollte. Am Ende hat er selbst der Sache ein Ende gemacht und war durchgebrochen."

Bei diesem Stande des Dienstes war es ein guter Zufall, daß der Fürst als Director des schwäbischen Grafenbundes (das fürstliche Haus war nämlich noch zu keiner Virilstimme auf dem Reichstage gelangt) seinen Secretair Lang nach Frankfurt a. M. sandte, um bei der Kaiserwahl und Kaiserkrönung als Beobachter dem Hofe zu Wallerstein mitzutheilen, was dort Merkwürdiges verhandelt werde, und ob vielleicht für das Interesse der kleinern Stände gewirkt werden könnte, worunter den Reichsgrafen besonders das Prädicat „Wir" am Herzen lag. Die Beschreibung von Dem, was Lang zu Frankfurt sah und that, sollte Jedermann lesen, weil sie auf die traurigen Verhältnisse unsers damaligen öffentlichen und privatlichen Lebens ein helles Licht fallen läßt: und wären nur die Folgen eines solchen Zustandes für uns nicht gar zu schlimm gewesen, so würden sie jeden ernsten Deutschen in die heiterste Stimmung versetzen, denn der scharfe, unbefangene Lang sah und erkannte tiefer als der Dichter Goethe. Lang wurde einem schwäbischen Grafen, dem Herrn Reichserbtruchseß Grafen von Truchseß-Waldburg, und einem isenburger Regierungsrathe beigegeben, von denen ihn der Letztere zum Protokolliren und der Ausfertigung der Grafentagsdeputation, der Erstere bei der bevorstehenden Ceremonie als eine Art Gentilhomme gebrauchte. Für diese Stellung mußte er bei dem Reichserbmarschallamt noch ein besonderes Protectorium lösen. Die erste hochwichtige Angelegenheit, die dem Diplomaten Lang nun unter die Hände kam, war ein Gesuch des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim, daß unter denjenigen jungen Grafen, welche die Ehre haben, nach dem Reichsceremoniel die Speisen auf die kaiserliche Tafel zu tragen, auch die jungen Herren Grafen von Pappenheim möchten zugelassen werden. Die gesammten deutschen Reichsgrafenlande aber kamen über diese Zumuthung, die einen ungeheuern Courrier- und Estaffettenwechsel veranlaßte, in den gewaltigsten Alarm; es wurde abgeschlagen, sintemal, unbeschadet der persönlichen Würde der Herren Grafen von Pappenheim, ihre Herrschaft selbst keine wirkliche Reichsgrafschaft, sondern nur eine reichsritterschaftliche Besitzung sei. Nach diesem Sturme sollte auf dem Reichstage zu Frankfurt noch ein weit größeres Ungewitter zusammenziehen und auch Lang wurde plötzlich nach Offenbach, in das Verdeck der deutschen Reichsgrafen-Deputation, einberufen.

Das kaiserliche Hofküchenmeisteramt hatte nämlich ein Verzeichniß sämmtlicher Schüsseln, 37 an der Zahl, mitgetheilt, um sie zur Auflegung auf die Tafel an die hierzu bestimmten Reichsgrafen zu vertheilen. Nun war aber seit Carolo Magno, oder auch etwas später, das reichsgesetzmäßige Herkommen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken, und die vierte, und so allemal die letzte, von einem westfälinger Grafen getragen werden mußte. Allein nach diesem Turnus hätte es sich getroffen, daß die siebenunddreißigste Schüssel, als die allerletzte, wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, worüber alle anwesende Schwaben, denen doch sogar selbst bei einer allgemeinen deutschen Reichscollegialschaft zugekommen wäre, mit dem St.-Georgenschild voranzustehen, in den heftigsten Unwillen ausbrachen, während gleichwol auch keiner der andern Stände des Reichs dieser siebenunddreißigsten Schüssel sich annehmen wollte. Es schien wenig zu fehlen, daß es nicht gar zu einem bürgerlichen Reichsgrafenkriege gekommen wäre. Die kaiserliche Hofküche schlug es geradezu ab, diese verwünschte siebenunddreißigste Schüssel etwa wegzulassen, welches ihr auch nicht zu verdenken war, weil sie sich darüber mit allen Küchenzetteln von Kaiser Rudolf's Zeiten her auszuweisen vermochte. Endlich doch kam gleichsam wie vom Himmel her der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schüssel vier kleinere zu machen, worauf dann die letzte richtig wieder auf einen Westfälinger kam.

Als Gentilhomme des Reichserztruchsessen hatte Lang nun der Krönung selbst beizuwohnen. Er vergleicht sie mit einer „alttestamentlichen Judenpracht", hinter welcher sich die größte Nichtigkeit des politischen Deutschlands versteckte. Die in ganzen Strichen herbeigeflogenen deutschen Professoren und Docenten, sagt Lang, rissen sich um die nassen Druckbogen der neuen Wahlcapitulation, um zu erforschen, an welcher Stelle etwa aus einem Komma ein Semikolon geworden, welche Abänderungen sie sich dann zum Verdienste anrechneten. Am lebendigsten wurde nach Lang's Beobachtung auf diesem Reichstage die Rachefoderung der französischen Emigranten vertreten. Sinnliches, lustiges Schlemmerleben war dabei in einem so hohen Grade vorhanden, daß der Herr Kurfürst von Mainz unter einem Gefolge von 1500 Menschen sogar auch eine Amme und einen Kapaunenstopfer mitgebracht hatte.

Lang war jetzt besonders durch die archivalischen Kenntnisse, die er sich in Folge der Wallerstein'schen Staatsprojecte erworben hatte, dem Fürsten eine werthe Person geworden, doch aber auch suchte wiederum der Fürst es zu verhindern, daß dem muthigen, strebsamen Lang die Flügel zu sehr wuchsen, vielmehr wollte er ihn in dieser untergeordneten Stellung abnutzen. Lang ließ sich das nicht gefallen; denn als ihm der Fürst den Posten über das Archiv, den er schon längst versehen, und rühmlich versehen hatte, deshalb abschlug, weil er nicht sechs Schuh, sondern nur fünf Schuh lang sei und wenig repräsentire, so nahm Lang diesen herben Scherz übel und ging seiner Wege. Mit schönen Kenntnissen jetzt in Archivsachen ausgerüstet, überließ Lang dem Zufall, wohin er ihn treiben würde, denn ein fester, bedachter Lebensplan führte im damaligen deutschen Reiche nicht leicht zum Ziele. Er wollte wieder nach dem schönen Wien gehen, aber der Zufall führte ihn nach Göttingen, und hier nahm er seine Studien, namentlich die historischen Wissenschaften, wieder auf und verweilte mit großem Eifer und ohne Geld wol einige Jahre an der dortigen Universität, im Umgange und der Freundschaft tüchtiger Männer. Er

löste eine Preisfrage „Commentatio de dominii utilis natura, indole atque historia" und hatte das Glück, dem Fürsten Hardenberg, der sich zuweilen auf seinem hannöverschen Stammgute aufhielt, in Folge dieser Abhandlung interessant zu werden. Sein Glück war damit gemacht, denn der Fürst, der damals (1793) in Anspach Minister war, wußte das Talent aus der Masse der jungen Abenteurer schon herauszufinden. Der Minister übertrug jetzt unserm Lang die Einrichtung seines eigenen Familienarchivs und die Geschichtschreibung seines Hauses; so konnte er die Kenntnisse und Talente des jungen Mannes kennen lernen, und nach zwei Jahren machte er denselben, obgleich die Familiengeschichte der Hardenberg'schen Familie ihrer freien Behandlung wegen nicht gefiel, zum Director des königlichen Archivs in Anspach mit einem Gehalte von 1000 Gulden. Lang's Wirksamkeit erhielt nun einen freien, vollen, seinen Kräften und Kenntnissen angemessenen Spielraum. Er entfernte zuvörderst die Sinecuristen von der Anstalt und gab dem Archive selbst eine höhere wissenschaftliche Ordnung; er schrieb ferner eine Reihe nicht öffentlich gewordener, aber wichtiger Denkschriften über die Erwerbungen des preußischen Staats; er redigirte einzelne Theile des Archivs, machte seinen Inhalt so viel als möglich praktisch und zugänglich und benutzte denselben zu eigenen werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten. Lang erlangte sehr bald durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Rechtschaffenheit und Thätigkeit ein solches Zutrauen und einen Einfluß bei dem Minister, daß er ihn als einen in Reichssachen erfahrenen Mann der Gesandtschaft auf dem Congresse zu Rastatt zuertheilte; überdies sollte er auf demselben noch das Interesse der preußisch-anspachischen Länder besonders wahrnehmen. Als er mit dem Minister zusammenkam, scheint ihm dieser noch den Auftrag gegeben zu haben, das Hardenberg'sche Interesse gegen das des Ministers Haugwitz zu vertreten, denn Letzterer war schon auf Erstern eifersüchtig und Lang erklärt hieraus die Ablehnung des berliner Cabinets, die Unterwerfung Nürnbergs anzunehmen.

Die Darstellung des Congresses zu Rastatt dürfte nun wol der wichtigste Passus in den Lang'schen Memoiren sein. Man kann das Fragment dieses diplomatischen Schauspiels als Deutscher nicht ohne Unwillen und Scham lesen: wäre das Unglück von Deutschland auch sonst abzuhalten gewesen, dasselbe mußte schon eintreten, weil es eine solche bodenlose Diplomatie abwenden sollte. Alles war hier von unserer Seite gott- und geistesverlassen, frivol, hochmüthig, leichtsinnig und über die drohende Gefahr zum Theil völlig im Unklaren. Der Verf. der Memoiren charakterisirt mit großer Umständlichkeit das zahllose, unermeßliche Heer deutscher Diplomaten, Unterhändler und Politiker, die sich in Rastatt versammelten. Das lustige Schauspiel, einen Bonaparte selbst an der Spitze eines solchen Gesandtschafts-Puppenspiels zu sehen, hatte Lang durch seine verspätete Ankunft versäumt. Dagegen traf er die andern französischen Collegen und wurde mit denselben bekannt. Diese bestanden zuerst aus Herrn Treilhard, von Ansehen, wie man auf dem Theater einen Notar sieht, nur nicht im schwarzen, sondern im farbigen Frack, gleichsam herbeigerufen, um für das deutsche Reich das Testament zu machen, immer mit den Händen fechtend und plaidoyirend; dann Herr Bonnier, immer schwarz gekleidet, einem wohlgenährten Stadtpfarrer gleichend, aber dabei trotzig und stumm; Monsieur Jean de Bry, ein schwarzes, langes und hageres Männchen, mit feurigem Auge, der sich gegen die deutsche Langeweile durch emsiges Treiben der alten Wissenschaften, besonders der griechischen Classiker, schützte. Allen Dreien sah man die tiefe Verachtung vor dem deutschen Wesen in jeder Miene an und wie sie ihre zum beschlossenen Vorwärts gerichteten Krallen gar nicht verbargen.

Die Wenigsten konnten die Rolle, welche die drei größern Höfe, besonders Östreich und Preußen, bei diesem Congresse in Rastatt spielten, recht begreifen. Lang stellt auch die Wahrscheinlichkeit auf, daß der östreichische Gesandte Graf Lehrbach der englische Agent zugleich gewesen sei. Östreich hatte das deutsche Reich in geheimen Artikeln schon längst aufgeopfert, von seiner Seite den Rhein als Grenze anerkannt und die Reichsfeste Mainz zu übergeben versprochen, nachdem es sich im Frieden zu Campo-Formio mit Frankreich in einem Separatfrieden, so gut wie Preußen früher zu Basel, für seine Verluste in den Niederlanden eine Entschädigung in Italien ausgemacht und sich noch eine weitere an der bairischen Grenze bis Wasserburg ausbedungen hatte. Als nun aber Frankreich auftrat und sowol die Rheingrenze anerkannt, als für die Verluste deutscher Fürsten auf dem linken Rheinufer (nach Separatverträgen) ihre Entschädigung diesseit des Rheins foderte, so fing die östreichische Politik nun ihr sonderbares, damals räthselhaftes Spiel an, das mit dem Untergange des deutschen Schattenkörpers enden mußte. Östreich gab die französischen Foderungen in umhüllten Bedingungen zu, andererseits predigte es, besonders damit Preußen nicht vergrößert werden sollte, die Integrität des deutschen Reichs. Mit Staunen und Jubel wurde von den kleinen Fürsten, Prälaten und Herrschern des Reichs die vom ersten östreichischen Gesandten mit Pomp auf dem Congresse gegebene Erklärung von dem anerkannten Princip der Reichsintegrität aufgenommen, als zu eben dieser Zeit der zweite Gesandte die heimliche Übergabe der Festung Mainz mit den Franzosen verhandelte, während dazu der dritte östreichische Gesandte in „bittere Thränen" ausbrach und bei dem allerhöchsten Reichsoberhaupte auf Intercession anzutragen vorschlug, „damit diese beklagenswerthe Übergabe zurückgestellt und die großmüthig ausgewirkte Integrität des Reichs gewahret werde". Man weiß in der That nicht, wem der Zorn über diese Thatsachen, die uns eigentlich erst jetzt allmälig zur Kenntniß und Erkenntniß kommen, gelten soll. Jeder raubte, jeder wollte sich mit seinem Dominium aus den Trümmern retten, und die Nation selbst, die stand da ohne Recht, ohne Gefühl für die Schmach ihrer Theilung, ohne geschichtlichen Instinct, denn der Despotismus und der Druck dieser unzählbaren geistlichen und weltlichen Herren, die Tyrannei Ludwigs XIV. hatte sie zu einer recht- und bewußtlosen Heerde von Hindus gemacht. Sage Niemand, daß Deutschland durch

Uneinigkeit gefallen sei, das ist höchstens auf den Egoismus einzelner Cabinete anzuwenden; es fiel, weil das deutsche Volk durch politischen Absolutismus das Nationalbewußtsein und dann überdies jeder einzelne Bürger unter dem Scepter des Absolutismus überhaupt jedes politische Bewußtsein verloren hatte. Das damalige Deutschland mit seiner völligen Entnervung des politischen Volksgeistes und der Versumpfung seiner socialen Verhältnisse und Zustände würde sich vor dem Andringen des neuen politischen Lebens nicht haben halten können, und wenn alle die Hunderte von Souverainen eine Politik, selbst wenn Deutschland nur ein fürstliches Haupt gehabt hätte. Wenn man uns darum jetzt bei unserer erwachten Begeisterung für die Größe unsers Vaterlands immer wieder von der deutschen „Einheit" vorspricht und vortrinkt, so dürften wir dessenungeachtet immer noch auf dem Punkte wie im Congresse zu Rastatt stehen, soll unter dieser Einheit die blos atomistische der Cabinete und nicht die verstanden wurden, die aus der Gemeinsamkeit freier volksthümlicher Institutionen und Verfassungen hervorgeht. Im Gegentheil wären wir immer noch der große atomistische Haufen, den man auf Congressen veräußern dürfte, oder nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Ein Aufsatz über neuere Staatsmänner im „Dublin monthly magazine" enthält folgende Stelle: „Es ist auffallend, wie empfindlich die Rechtsgelehrten (natürlich nur die großbritannischen) im Betreff ihrer Geburt sind. Sobald sie anfangen berühmt zu werden, fangen sie auch an — sei es in Folge der Verbindungen, die sie angeknüpft, oder in Folge der Vorurtheile, die sie bei ihren juristischen Studien eingesogen — sich auf die aristokratische Seite zu legen, und möchten Jedermann glauben machen, daß sie aus Magnatenblute stammen. Die widerwärtigste Frage an einen vom Glück begünstigten Sachwalter ist: „Was war Ihr Herr Vater?" Auch ist in der That die Zahl Derer sehr groß, die auf der Bahn des Rechtes aus niedrigen Verhältnissen zu den höchsten im Staate gelangt sind. Der gegenwärtige Generalfiscal von England, Sir F. Pollock, ist der Sohn eines Sattlers. Ein Laden in Charing-Croß (in London und allen Jagdfreunden wohlbekannt), jetzt im Besitz der Herren Cuff, gehörte vordem Pollock Père, der sein Geschäft den dermaligen Eigenthümern verkaufte. Der Vater des Generalprocurators, Sir William Follett, treibt noch jetzt in der Nähe von Exeter Holzhandel. Sir John Williams, Advocat an der Queen's-bench in England (es gibt auch eine Queen's-bench in Irland) ist der Sohn eines yorkshirer Roßkamms. Sir Eduard Sugden, Kanzler von Irland, ist der Sohn eines Barbiers. Doch macht Sir Eduard eine Ausnahme; er rühmt sich seines Herkunft. Als er bei der cambridger Wahl, wo Lord Mounteagle ihn durch eine Majorität von 28 schlug, auf der Rednerbühne stand, rief ihm Einer aus dem Haufen zu: „Fort, fort, du Barbierssohn!" Ganz ruhig antwortete Sir Eduard: „Der Unterschied zwischen Dem, der das sagte, und mir besteht einfach darin, daß, wenn er der Sohn eines Barbiers wäre, er sein ganzes Lebelang es zu nichts Anderm gebracht haben würde; ich bin der Sohn eines Barbiers, habe mich aber etwas höher hinauf gemacht. Und als er vor einigen Jahren bei einem conservativen Handwerkerverein in Lambeth den Vorsitz führte, sprach er ebenso unbefangen von seiner Geburt. Sir Eduard war früher Schreiber beim Notar (entspricht dem englischen conveyancer) Herrn Groom. Das wurde ihm opponirt, als er sich um die Advocatur bewarb, und ohne das kräftige Auftreten des verstorbenen Francis Hargrave, eines ebenso liebenswürdigen als gelehrten Mannes, der für die Zulassung des Candidaten auf den Grund seiner durch juristische Schriften erwiesenen Fähigkeit stimmte, hätte die Opposition den Widerspruch durchgesetzt. Der Vater des Kronanwalts Platt, eines der ausgezeichnetsten englischen Rechtsgelehrten, war Schreiber des verstorbenen Lord Ellenborough. Baron Gurney's Mutter verkaufte politische Flugschriften. Lord Kenyon, der nacheinander Generalfiscal, Baronet, Oberkanzleidirector und Lord Oberrichter an der Queen's-bench wurde, auch nebenbei 300,000 Pf. St. hinterließ, hatte als Schreiber bei einem Advocaten angefangen. Lord Hardwicke, in seinem 34. Jahre Generalfiscal, war der Sohn eines Geschäftsmannes in Dover, der wegen Fälschung gehenkt wurde. Lord Eldon war der Sohn eines Kohlenmessers in Newcastle am Tyne, und sein Bruder, später Lord Stowell, borgte 40 Pf. zu seiner Equipirung. Lord Tenterden's Vater war in Canterbury Bartscheerer, Lord Langdale seines ursprünglichen Zeichens Geburtshelfer und Lord Campbell, sowie die zwei Sergeanten Talfourd und Spankie eröffneten ihre Laufbahn als Berichterstatter für die „Morning chronicle."

In einer Zeit wie die gegenwärtige, wo Viele sparen möchten und Wenige sparen können, haben die sogenannten Sparkassen überall wohlverdiente Beachtung gefunden. Aber ein Vortheil derselben, obgleich ein tief in das Staatenleben eingreifender, dürfte noch nie deutlicher hervorgehoben worden sein als in der Schrift: „The history of Savings' banks in England, Ireland and Scotland", von John Tick Pratt (London 1842). Der Verf. ist Jurist und erscheint in Folge des ihm von der Regierung ertheilten Auftrags, die Statuten der Sparkassen, Annuitäten- und Darlehnsgesellschaften in England und Wales zu untersuchen, von vornherein zur Zusammenstellung einer solchen Geschichte und zur Abgabe eines Urtheils befähigt. Es scheint jedoch auch, daß er seinen Auftrag mit Treue und Eifer vollstreckt hat, und das drückt sich ebenfalls in seinem Buche aus. Hier rühmt er denn namentlich von den Sparkassen, daß sie, nächst dem beträchtlichen Nutzen für die arbeitenden Classen ein kraftvolles Werkzeug zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe seien. „Wer seine Ersparnisse", sagt er, „dem Staate anvertraut hat, der ist auch bei der Sicherheit dieses Staats betheiligt, und zwar nicht im Verhältniß zu seiner Einlage allein, sondern für den Betrag sämmtlicher so angelegten Sparpfennige. Könnte er daher vergessen, daß es seine Bürgerpflicht ist, zu Verhütung öffentlicher Unruhen mitzuwirken, wird sein persönliches Interesse ihn schnell genug daran erinnern. Es gibt keine stärkere Überzeugung von der Wichtigkeit des öffentlichen Friedens und des Staatscredits als diejenige, die auf individuellem Grunde ruht. Und wer dies eine Stütze des Despotismus nennt, einen Halt für die jedesmalige Regierung, sollte auch bedenken, daß es folglich nicht um die Stabilität der dermaligen Regierung, sondern im Allgemeinen und für jede Zeit um Ruhe, Ordnung und gutes Regiment sich handelt." Der Werth dieser Bemerkung macht in dem gerade jetzt so schwer bedrängten England sich doppelt geltend, denn als Hauptresultat der dem Werke beigegebenen zahlreichen und ausführlichen Tabellen stellt sich hervor, daß am 20. Nov. 1841 in den durch England, Wales, Irland und Schottland bestehenden 555 Sparkassen 824,162 Personen die Gesammtsumme von 22,915,940 Pf. St. niedergelegt hatten. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1843.

Die Memoiren des Ritters von Lang.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Mainz war (30. Dec. 1797) von der östreichischen Politik kaum den Franzosen übergeben worden, als die französischen Gesandten in einer energischen Note erklärten, daß jetzt ohne Umstände der Rhein als Grenze anzuerkennen sei (19. Jan. 1798), und mitten im Waffenstillstande (25. Jan.) wurde die Rheinschanze bei Manheim weggenommen.

Da entstand — sagt Lang — ein unglaubliches Heulen und Wehklagen von Leuten, die wenigstens insofern zu bemitleiden waren, daß ihnen so etwas in ihrem Übermaße des Glaubens und der falschen Hoffnung nur einigermaßen unerwartet hat kommen können. Man füllte die Protokolle mit wechselseitigen Beileidsbezeigungen und kreuzigte sich mit mannichfaltigen Erklärungen, wie jetzt noch die Integrität des Reiches und die Abtretung des linken Rheinufers zu gleicher Zeit als Grundartikel des Friedens bestehen könnte; bis man denn die beruhigende Erklärung darin fand: die Integrität des Reichs sei keine roh sinnliche, körperliche, sondern eine symbolisch idealische, nach welcher, Rheingrenze hin oder her, doch noch dieselbe Verbindung des allerhöchsten Reichsoberhaupts und dessen allergetreuesten Kurfürsten und Stände des Reichs fortbestehen, zumal der bloße scheinbare Verlust auf der einen Seite durch die effectiven Entschädigungen auf der andern vollkommen redintegrirt werden sollte.

Wie nun aber Alle begierig waren, wo die Entschädigungen herkommen sollten, und Die, welche es schon wußten, stillschweigend die Achseln zuckten, eröffnete am 15. März die französische Gesandtschaft die Lösung mit der kurzen Erklärung: daß diese Entschädigung in der Secularisation der geistlichen Güter zu suchen sei. Das Signal zur Plünderung war hiermit gegeben, die größern Stände entwarfen ihre Plane auf Bisthümer oder Fetzen davon, die kleinern haschten nach irgend einer Abtei und der geringste Edelmann suchte der Kirche irgend einen Schafhof zu entreißen. Gewiß ein herrliches Schauspiel.

Man sah die geistlichen Gesandten als geächtet an und ging ihnen jetzt überall aus dem Wege. Es regnete gleichsam vom Himmel herunter die Liquidationen der Schuld, die jeder am linken Rhein erlitten haben wollte, mit Bezeichnung der Objecte, die er dafür zur Entschädigung wünschte und die er durch seine Negocianten bei den drei Gesandtschaften von Frankreich, Östreich und Preußen zum Theil durch ausgewirkte unmittelbare Empfehlung der Ministerien durchzusetzen suchte, wobei man voraussetzte, daß die arme Reichsdeputation selbst nichts weiter zu thun haben würde, als die von den drei Mächten genehmigte Austheilung gehorsamlich gutzuheißen. Unterdessen versuchten die geistlichen Schäflein, den Wölfen, von denen sie sich umgeben sahen, noch allerlei bewegliche Vorstellungen zu machen, z. B. daß es eine Gewissenssache wäre, solche gottgeweihte Güter an sich zu ziehen, daß ihre Plünderung bald andere nach sich ziehen würde, daß, wenn eine Entschädigung daraus zu geben sei, sie nicht ausschließend von der geistlichen, sondern auch von der weltlichen Seite geliefert werden müßte; daß man sich ja auf gütliche Abfindungen in Geld oder nur theilweise Abtretung verstehen könnte.

Ferner setzten die betroffenen geistlichen Fürsten den Landverlust am linken Rheinufer in ihren Anschlägen herunter, protestirten, daß das deutsche Reich wegen Verluste fremder Länder, wie die Erbstatthalterschaft in Holland sei, einstehen solle; und als dies Alles nicht verfangen wollte, fielen sie untereinander selbst ab, die Bischöfe wollten die Güter der Klöster preisgeben, die Erzbischöfe wollten wieder die Bisthümer opfern und zu diesem Plane die drei geistlichen Kurfürsten durch die gemeinschaftliche Theilung von Salzburg, Münster und Fulda bewegen. Mainz wollte sogar zu Allem stimmen, wenn man nur dafür sorge, daß Mainz der deutsche Patriarch und Primas werde, denn ohne einen „Archi-Cancellarius Imperii per Germaniam werde man das liebe deutsche Vaterland doch wol nicht bestehen lassen". Da indessen Niemand, auch die Franzosen nicht, über den Gesammtbetrag der deutschen Verluste am linken Rheinufer im Reinen war, so unternahm der Archivarius Lang selbst eine Statistik dieser Länder zu entwerfen und drucken zu lassen.

Da Preußen durch die im Frieden von Campo-Formio gesetzten Artikel vor der Hand nicht auf Vergrößerung Anspruch machen konnte, so erklärte es jetzt, das großmüthige Opfer bringen zu wollen und für die Verluste am Rhein nichts zu begehren, wenn Östreich die für die Niederlande ergriffenen italienischen Staaten wieder aufgeben wollte. Diese Erklärung, deren wahren Sinn man anfangs nicht erfaßte, verursachte eine ungeheure Freude unter den bestimmten Opfern, aber bald sollte auch diese zusammenfallen. Östreich ließ sich durch diese Grimasse weder erschrecken, noch konnte es Preußen in der That von einer wirklichen Entschädigung abhalten, das um so weniger auf die Secularisation verzichten durfte, als es den Genossen der basler Separat-Friedensschlüsse, Baden, Hessen-Kassel, dem Erbstatthalter, Würtemberg, Hülfe und Vertretung schuldig war und dem Hause Zweibrücken ein volles Antheil der auf dem Anfall stehenden pfalz-

bairischen Lande sichern, wie die Abreißung des Stückes von Altbaiern bis Wasserburg hindern wollte. Indessen hatte man früher an die Secularisation der geistlichen Güter nicht gehen wollen, so konnte man bald genug nicht zu weit greifen. Man brachte nun nicht allein Land und Leute in Anschlag, sondern auch commercielle Vortheile, Rheinzölle, Kriegsschäden und die geistlichen Güter wollte man nicht nach Flächenraum, sondern nach ihrer meist geringen Population, nach dem Maßstabe ihrer schlechtverwalteten Einkünfte und nach Abzug aller darauf haftenden Schulden überwiesen haben. Besonders machte Lang diese Dinge im Interesse Preußens geltend. Denkt man sich aber zu diesem Menschen- und Länderwucher ein tolles und taumelndes Sinnenleben, das, wie Lang erzählt, trotz so vielem Jammer und Verluste in Rastatt aufgeschlagen war, und auf der andern Seite eine große, aber für ihr Schicksal fast gleichgültige, wenigstens unthätige Nation, so kann man sich des Grauens über dieses Spiel gewiß nicht erwehren!

Da nun die Franzosen, sagt Lang, jetzt eigentlich immer noch nicht recht wußten, was sie wollten, da ferner Östreich das gewünschte Stück von Baiern nicht erlangen konnte, England über die Fortschritte Frankreichs in Malta, Ägypten und Italien Gift und Flammen spie, so gerieth der Congreß in förmliche Stockung; er wurde am 8. April von der kaiserlichen Gesandtschaft aufgelöst und am 12. Mai erklärten die kampflustigen Franzosen aufs neue den Krieg. Über die Ermordung der französischen Gesandten erklärt sich Lang ungefähr so, wie sie schon in der neuesten Zeit aufgeklärt worden ist. Er sagt bestimmt aus, daß östreichisches Militair, und zwar von der Escadron eines Rittmeisters Burkardt, den Mord ausgeführt habe; er getraut sich aber nicht zuzugeben, noch glaubt er, daß es mit Vorwissen eines höhern Commando, noch viel weniger des kaiserlichen Hofes selbst geschehen sei. Käme es auf sein Dafürhalten an, so bekennt er zu glauben, der Graf von Lehrbach habe auf seine Faust diese gräßliche That herbeigeführt, im Auftrage der Engländer, denen ein solches tragisches Schauspiel der Wuth und Rache als ein Pfand der erneuerten, unversöhnlichen Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich gelten sollte. Die Motive, die Lang angibt, müssen hier auf sich beruhen. Der preußische Gesandte, Herr von Dohm, suchte auf Ort und Stelle die Spuren dieses völkerrechtswidrigen Verbrechens zu entdecken, eine Sache, die ihm von den größern Höfen, und zwar von Preußen auch, sehr übel genommen wurde.

Der zweite Theil der Memoiren hebt nun damit an, wie Lang als preußischer Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer zu Anspach fungirt. Er hatte die Landeshoheitssachen, das Schul-, Kirchen-, Stiftungs- und Gefängnißwesen des Landes zu verwalten und zeichnete sich in diesem Wirkungskreise durch Humanität, Liberalismus, Thätigkeit und strengste Rechtschaffenheit aus. Es ist mit großem Interesse zu lesen, von welchen Grundsätzen er geleitet wurde, wie er in die damals emporblühende innere Politik des preußischen Staats einging und wie er ohne Rücksicht die Personen und Zustände maß und beurtheilte, mit denen er in Berührung kam. Er hatte jetzt das Unglück, in kurzem das dritte junge Weib zu begraben; seine äußern Verhältnisse hingegen waren durch Erbschaft blühend und gänzlich unabhängig geworden. Bis gegen den Herbst 1805 leitete und vollendete er die Grenzberichtigungen zwischen Baiern und Preußen, ein Geschäft, auf das er viel Werth legt und das nur seine Gewandtheit und außerordentliche Geschichtskenntniß der fränkischen Länder glücklich beenden konnte. Als 1806 nach der unglücklichen Katastrophe Anspach an Baiern fiel, zog er es vor, ein dort begüterter Mann, in die bairischen Dienste zu treten. Zu seiner „Geschichte des Fürstenthums Baireuth" fügte er jetzt noch die „Annalen des Fürstenthum Anspach" unter der preußischen Regierung, worin die Charakterisirung der Personen im Lapidarstyl allgemeines Aufsehen erregte. In den Kriegsjahren selbst leitete er die Angelegenheiten des anspachischen Landes mit Glück und Zufriedenheit fort, aber als einen selbständigen, unbeugsamen Mann, der seinen Vorgesetzten wol oft zu schaffen machte, scheint man ihn endlich nach München selbst gezogen zu haben. Man trug ihm hier auf, die Archivangelegenheiten zu besorgen, und er brachte es auch trotz vieler Hindernisse dahin, den großartigen Plan eines Reichsarchivs zu entwerfen und zu vollziehen. Ferner dirigirte er das bairische Adelswesen und nahm auf Grund dieses Amts an der neuen Constituirung des Landes Theil. Als nach dem Sturze Napoleon's besonders in Baiern die politische Reaction, das Bureaukratenwesen und die Adelswirthschaft hereinbrach und Lang, obschon jetzt selbst Ritter, seinen rechtschaffenen und ernsten bürgerlichen Charakter immer noch nicht verleugnen mochte, so nahm er, tief gekränkt, aus seinem öffentlichen Wirkungskreise Abschied und brachte die übrigen Jahre seines Lebens auf einem, aus der Wildniß selbst geschaffenen Landgute bei Anspach in vielfacher literarischer Thätigkeit zu. Durch seine berühmten „Hammelburger Reisen", die er allerdings anonym herausgab, hat er sich auch dem größern Publicum als ein gebildeter, geistreicher und talentvoller Mann bewährt. Er durchreiste in seinen spätesten Jahren ganze Theile von Deutschland, den Tornister auf dem Rücken, und hat sein graues, aber noch munteres Haupt am 27. März 1835 zur Ruhe gelegt.

Leider müssen sich unsere Bemerkungen über den zweiten Theil der interessanten Schrift auf diese trockenen Notizen beschränken, da der übrige Inhalt, so wichtig, man muß sagen, so unerhört er auch ist, in d. Bl. wol kaum besprochen werden dürfte. Wie die Restauration in Frankreich, so trug sie auch in Deutschland, namentlich in Baiern ihre herben Früchte. Adel, höfische Sollicitanten und Emporkömmlinge drängten sich jetzt in die amtlichen Stellungen Derer, die bisher dem neuen politischen Geiste mit Ernst und Nachdruck gehuldigt hatten, und namentlich Lang erhielt von dieser Seite eine üble Vergeltung seiner frühern Verdienste um das Land. Wie die Reaction in Frank-

reich, so mußte sie auch in Deutschland in allen amtlichen Sphären eine furchtbare Demoralisation hervorbringen: [illegible], Verschleuderung der öffentlichen Gelder, Grausamkeiten und schreiende Rechtsverletzungen, die um so grauenvoller sind, je mehr das Geheimniß auf ihnen gelegen und zum Theil immer liegen wird — das sind so die Capitel, zu welchen die Lang'schen Memoiren eine Reihe von Belegen und Thatsachen liefern. Man sollte das Buch gerade wegen dieser Enthüllungen nicht verbieten, sondern mit einem ehrlichen und guten Gewissen die Thatsachen aufs neue untersuchen, die immer noch zum Himmel um Rache schreien. Unsern Lesern mögen diese Memoiren als eines der wichtigsten Actenstücke für den Charakter unserer Zeitgeschichte bestens empfohlen sein. August Kurtzel.

Über deutsche Nationalgesetzgebung.

1. Über deutsche Nationalgesetzgebung. Ein Beitrag zur Erzielung gemeinsamer, für ganz Deutschland gültiger Gesetzbücher und zur Abschaffung des römischen und französischen Rechts insbesondere. Von A. Christ. Zweite Auflage. Karlsruhe, Müller. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.
2. Das römische Recht am Hermannsdenkmale. Ein Beitrag zur Verbesserung des Rechtsstudiums in Deutschland, vom Justizrath A. Kaulfuß. Berlin, Springer. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Schon bei Aristoteles wird die alte Frage, ob man das bisherige Recht nicht codificiren und neue Legislationen geben solle, aus dem einfachen Grunde bejaht, daß Alles in der Welt fortschreiten und sich bessern müsse. In Deutschland hat sich eine so einfache Antwort nicht geben lassen, weil man lange Zeit hindurch nicht recht einig darüber werden konnte, was es mit dem Fortschritte der Dinge in der Welt für eine Bewandtniß habe. Den ersten Anstoß gab das Preußische Landrecht und dieses Unternehmen wird als erster Versuch achtungswürdig und als Beispiel nützlich bleiben. Dann begann 1814 der von Thibaut angeregte Streit um eine neue Gesetzgebung, der indeß zu keinen Erfolgen führte, weil Thibaut eine deutsche Nationalgesetzgebung verlangte und einem solchen Unternehmen sich politische Schwierigkeiten entgegenstellten. Nach dem J. 1830, als man an manchen Orten liberal geworden war, kam wieder die Rede auf Gesetzbücher, doch diesmal in einem sehr verkehrten Sinne. Die freisinnigen Leute in manchen kleinen deutschen Staaten verkündeten mit großer Zufriedenheit, daß man ihnen neben andern Dingen auch deutsche Gesetzbücher versprochen habe: ein Versprechen, welches zum Heile Deutschlands nicht in Erfüllung gegangen ist. Es wäre, wie unter den ungeduldigen Juden am Berge Sinai, welche das Gesetz nicht erwarten konnten, ein goldenes Kalb — oder vielmehr eine Anzahl solcher Kälber — entstanden und die wahre Gesetztafel darüber zerschlagen.

Dieser Liberalismus und sein Geschwätz ist jetzt vorbei; dafür erwacht aber die Codificationsfrage aufs neue, und diesmal als Nationalfrage. Mag jener Liberalismus eine widerwärtige Reminiscenz bleiben und uns durch seine freisinnigen Redensarten nicht wieder daran hindern, der Frage und wo möglich auch der Antwort darauf etwas näher zu kommen.

Daß die Gesetzgebung Deutschlands, das Preußische Landrecht mit eingeschlossen, auf die Länge nicht mehr beibehalten werden kann, daß ein längeres Zögern und stellenweises Ausbessern in den einzelnen Staaten ein großes und das Erscheinen ganzer Gesetzbücher in diesen Staaten das größte Unglück ist, wird Niemand leugnen. Die Schrift von Christ hat dieses auf die bündigste und eindringlichste Weise gezeigt und dabei mit Recht darauf hingewiesen, daß die Deutschen sich schämen müssen, kein deutsches Recht zu besitzen und, wie es gerade sein soll, nach römischem, französischem und — so es Gott gefiele, auch russischem Rechte zu leben bereit sein müßten. Es müßte die Zeit endigen, in welcher man die öffentlichen Einrichtungen als ein äußerlich Gemachtes und Gegebenes bewußtlos hinnimmt und befolgt. Das Volk müßte erkennen, daß die ordnungsvolle Gliederung seiner Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben sein Eigenthum, sein Erzeugniß ist, und daß ihm dieses endlich in der gedankenmäßigen Form allgemeiner Sätze auch deutlich ausgesprochen werden und vor das Bewußtsein kommen müsse. In dieser Gestalt existirt das Recht noch nicht, man hat keine andere Reductionen des Rechtsstoffes auf die gedankenmäßige Form, als Lehrbücher, und begreift oft den Sinn einer legislativen Arbeit so wenig, daß man Gesetz- und Lehrbuch gar nicht voneinander zu sondern weiß. Daß jeder einzelne Bürger ein einfaches vaterländisches Gesetzbuch habe, aus dem er sich Raths erholen könne, und die Juristen entbehrlich würden, ist dabei nicht der Zweck. Daß dem Volke sein Recht in gedankenmäßiger Form ausgesprochen und vor das Bewußtsein geführt wird, schließt noch jene detaillirte Belehrung des Ungelehrten nicht in sich, die sich ohnehin nicht durch einfache und noch weniger durch ausführliche Gesetzbücher erreichen läßt. Es verhält sich hiermit wie mit der Öffentlichkeit der Rechtspflege; man täuscht sich, wenn man glaubt, daß die einzelnen Leute in Frankreich alle in die Gerichte gehen und diese controliren oder sich belehren. Auf den empirischen Erfolg im Einzelnen kommt es aber auch gar nicht an; es genügt, daß die Rechtspflege öffentlich ist, denn schon durch dieses Princip nimmt das Volksbewußtsein daran Theil. Ebenso ist es mit Gesetzbüchern. Es kommt gar nicht darauf an und wird auch nie erreicht werden, daß die einzelnen Bürger sich selbst vom Rechte belehren können; darum aber handelt es sich, daß das Recht als ein ausgesprochenes nationales Gesetz dastehe und so vor das Bewußtsein der Gesammtheit trete.

Leider sind wir nun nicht in der Lage, behaupten zu dürfen, daß der frische und kräftige Geist des Volks das Nothwendige auch nothwendig mache und so hervortreiben werde, wir müssen umgekehrt hoffen, daß das unter glücklichen Zeitumständen rasch ergriffene Resultat jenen Geist erst wieder aufrüttele, wir müssen erwarten, daß jetzt die Bedeutung des Zollvereins und der lebhafter werdende Verkehr die Nothwendigkeit eines deutschen Gesetzbuchs praktisch klar mache, und daß unter diesen Umständen die nationalen Anstands- und Ehrenrücksichten — die in der Schrift von Christ aus sehr richtigem Takte vorangestellt sind — überhaupt noch Beachtung finden werden. Von dem Werthe und Unwerthe des jetzigen Rechtszustandes und der Nothwendigkeit einer deutschen Nationalgesetzgebung soll hier nicht weiter die Rede sein. Die ganze Frage kann in der Meinung aller Urtheilsfähigen bereits für entschieden gelten. Damit man aber die Sache doch nicht zu leicht nehme und meine, dergleichen lasse sich — da man ja so viele gute Juristen habe — leicht ins Werk richten, wollen wir die Schwierigkeiten und Hemmnisse betrachten, welche sich einer deutschen Nationalgesetzgebung entgegenstellen, und in diesem Punkte die Christ'sche Schrift zu vervollständigen suchen.

Das erste Hinderniß ist das allgemeine Leiden bei allen großen Unternehmungen: die vis inertiae. So lange die Maschine noch nicht stillsteht oder ein gelegentliches Nachschieben noch helfen kann, entschließt man sich nicht zu durchgreifenden Reformen. Diese Bedächtigkeit hat man indessen eher zu loben als zu tadeln, sie hat uns in den Jahren unmittelbar nach 1830 vor dem Unglücke einer ganzen Anzahl deutscher Gesetzbücher bewahrt. Gegenwärtig nahet sich ein neuer und dringenderer Anstoß, und wir dürfen hoffen, daß es am Ende nicht an Thatkraft und Entschlossenheit fehlen wird, sobald die Nothwendigkeit der Sache unverkennbar einleuchtet.

Das zweite Hinderniß ist die Vereinzelung und der Particularismus. Mit einzelnen Gesetzbüchern in den einzelnen Staaten wird — wie Christ bündig nachweist — nicht genützt, sondern geschadet: es wird die Wissenschaft des Rechts, auf die wir stolz sein dürfen, getödtet, den Universitäten ein empfindlicher Schlag beigebracht und der Particularismus und die Zer-

rissenheit zum Princip erhoben. Nun aber entäußern sich die einzelnen Staaten in einer Beziehung ihrer Souverainetät, sobald nicht ein jeder sich selbst seine Gesetze gibt und über den einzelnen Gesetzgebern eine durch Vereinigung Aller hergestellte Macht erscheint, von der die Gesetzgebung ausgeht. Auch ist wol mancher einzelne Staat auf seine Besonderheiten stolz und glaubt allein die Kräfte zur Erschaffung einer guten Gesetzgebung zu besitzen. Man hat besonders in kleinen Staaten gewisse herkömmliche Orakel, denen man es zutraut, etwas völlig Ausreichendes zuwege bringen zu können, und mit denen man leicht sich dahin verständigt, die Benutzung fremder Kräfte nicht gern zu sehen. Auch dieser Particularismus ist zu überwinden. Die Vereinigung zu einer deutschen Nationalgesetzgebung würde eine völlig freie sein und die Souverainetätsrechte nicht beeinträchtigen, da jeder Staat das Gesetzbuch — ebenso wie die allgemeinen Gesetze des Zollvereins — als das seinige zu sanciren und zu publiciren hätte. Man ist nicht mehr so ängstlich wie früher und erblickt in einer innigern Verbindung des deutschen Volks nichts, was Souverainetätsrechten Gefahr drohen könnte. Der Glaube einzelner kleiner Staaten an ihre eigenen Kräfte ist aber meist eine Täuschung. Dieses wird sich bei der Betrachtung des dritten sich entgegenstellenden Hindernisses zeigen.

Dieses Hinderniß, das größte von allen, liegt in der Schwierigkeit der Sache. Muß man dringend für den Entschluß zur Abfassung eines Nationalgesetzbuchs sprechen, so muß man ebenso dringend auf diese Schwierigkeit hinweisen, da dieselbe bis jetzt oft übersehen ist. Man traut sich leicht zuviel zu, man hat bisher Gesetze genug abgefaßt und zweifelt also nicht, daß mit ganzen Gesetzbüchern auch fertig zu werden sei. Vor dem nähern Eingehen wollen wir indeß nur eine einzelne Thatsache hervorheben. Wir dürfen behaupten, daß die Rechtswissenschaft in Deutschland auf einem beiweitem höhern Standpunkte steht als in Frankreich, ja, als in irgend einem andern Lande. Dennoch hat das französische Recht in Europa eine Wichtigkeit erlangt, die weder seinem Werthe noch dem Standpunkte der französischen Jurisprudenz entsprechend ist. Außer seiner Anwendbarkeit in den Rheinländern, hat man es fast überall, wo eine neue Legislation nöthig war, zum Grunde gelegt und die Codes theilweise wörtlich übersetzt. So basirt sich die Legislation der westeuropäischen Staaten, Griechenlands, der italienischen Staaten, mehrer Schweizercantone und Hollands mehr oder weniger auf französisches Recht. Von einer solchen europäischen Anerkennung deutscher legislativer Arbeiten ist aber noch nie die Rede gewesen. Das kommt nicht von der allgemeinern Verbreitung französischer Sprache und Sitte, sondern geradezu von dem Werthe der französischen Codes her, die — so viel sich gegen ihren Inhalt in materieller Hinsicht einwenden läßt — doch auf eine Weise redigirt sind, daß man sie wenigstens für durchaus brauchbar halten muß. Gerade die Redaction der Gesetze ist es, welche man in Deutschland — so hart dieser Vorwurf auch klingt — erst zu lernen hat. In Frankreich hat man einen glücklichen Takt gehabt und die rechte Art der Redaction — einzelne Misgriffe ungerechnet — getroffen. In Deutschland hat man zwar auch nicht daran gedacht, daß die Abfassung der Gesetze eine Kunst sei, welche man verstehen müsse, man hat aber jenen Takt, der mit der französischen Oberflächlichkeit zusammenhängen mag, nicht gehabt, und so ganz unbefangen dem Hange zur Gründlichkeit nachgegeben und des Guten zuviel gethan. Eine Kunst der Gesetzesredaction existirt also noch gar nicht, und man hat es immer nur einem richtigen Gefühle der Redactoren zu danken gehabt, wenn gutgefaßte Gesetze zu Stande gekommen sind. Um das Gesagte zu beweisen, braucht man nur die preußischen Gesetzbücher mit den französischen zu vergleichen und neuere legislative Arbeiten ins Auge zu fassen. Unsere Proceßgesetze schwanken zwischen dem Charakter von Gesetzen und Instructionen und Geschäftsanweisungen für die Gerichte. Der würtembergische Entwurf eines Handelsgesetzbuchs von 1839 verzweifelt sogar, daß in Deutschland das zu codificirende Material sich finden lasse, und nimmt den Code de commerce zur Grundlage; die theoretischen Schwächen und Fehler des Code sind auch zum Theil getreulich beibehalten, die einfache präcise Fassung ist aber verloren gegangen und der Entwurf ist etwa noch einmal so umfangreich und ausführlich geworden als der Code de commerce. Es ist zu erwarten, was aus dem hessen-darmstädtischen Civilgesetzbuche werden wird, bei welchem nach öffentlichen Nachrichten ebenfalls der französische Code zur Basis dient. Der bekannte Entwurf einer Wechselordnung für Sachsen von Einert kündigt sich selbst als ein Lehrbuch für die Handelsleute an und ist — obgleich von einem so anerkannt ausgezeichneten Rechtsgelehrten verfaßt — auf eine Weise redigirt, daß man seine Brauchbarkeit bestreiten muß. Hieraus kann man abnehmen, daß die bezeichnete Schwierigkeit allerdings existirt. Wir müssen aber noch mehr von uns verlangen, als die Franzosen geleistet haben: wir müssen mit größerer theoretischer Schärfe das Material feststellen und dann nicht im Verlassen auf richtigen Takt, sondern principgemäß dessen Codification vornehmen. Es ist bei dem Stolze, den wir auf den Standpunkt der Jurisprudenz in Deutschland haben dürfen, gar nicht zu begreifen, wie man ein französisches Gesetzbuch, welches, ungeachtet der apriorischen und unhistorischen Richtung, der Zeit, in welcher die Codes entstanden, ganz blind der Autorität der ältern Juristen folgt, in Deutschland zur Grundlage nehmen und sich so in zweiter Potenz der Autorität solcher Rechtslehrer ergeben kann, die den unserigen weit nachstehen. In Deutschland selbst ist das Material zu unsern Gesetzen zu finden und die Adoption eines fremden Gesetzbuchs kommt mit einem apriorischen Gesetzmachen ganz auf Eins heraus. Steht aber das Material fest, so reicht man mit der guten Absicht und der Ansicht, die Christ hegt, es brauche uns um die Form nicht bange zu sein: Verstand und rechter Sinn trage mit wenig Kunst sich selbst vor, auf keine Weise aus. Christ könnte, abgesehen von den Lehren der Erfahrung, consequenterweise die Sache nach seiner eigenen Lehre so einfach nicht finden: er verdammt allgemeine und abstract gehaltene Gesetze und ebenso detaillirte Gesetze. Er erfodert: „Nur wenig Anordnungen des öffentlichen Rechts, wie z. B. Sorge für die Minderjährigen, Vorschriften wegen der Ehe, wegen der Erbschaften, wegen der Grund- und Liegenschaftsbücher und für das Verfahren. Alle andere Bestimmungen, was nur im Unterschiede des öffentlichen Rechts Vorschriften der Wissenschaft des Rechts sind, wären überflüssig und ihre Aufhebung, selbst in unsern, aus diesen Zuständen hervorgegangenen Staatsgebilden, würde nur vorübergehend uns auffallen.“ Es möchte indeß schwer sein, nach diesen Grundsätzen Gesetze zu redigiren, auch möchte dabei der Zweck einer Codification: den Rechtsstoff in der Form der Allgemeinheit zum Bewußtsein zu bringen, nicht zu erreichen sein. Es scheint, als ob in Deutschland die Theorie erst der Anwendung vorangehen müsse, denn was bisher in Deutschland über die Codification geschrieben ist, hat nur die Frage: ob, nicht aber die Frage: wie, erschöpft. Nach Entscheidung der ersten Frage, müßte man sich nun über die zweite verständigen, denn es stände der deutschen Gründlichkeit und Tüchtigkeit übel an, wenn sie nicht einmal bis an die Schwierigkeiten der Sache durchdränge und sich durch so manchen misglückten Versuch und das Beispiel der europäischen Anerkennung, welche die französischen Codes gefunden haben, nicht warnen ließe. In diesem einen Punkte, bei der bezeichneten zweiten Frage: wie, sind uns andere Nationen auch schon theoretisch voraus und besitzen darüber eine Literatur, die uns noch fehlt. Da uns nach Entscheidung der Frage: ob, jetzt die zweite Frage näher rückt, so ist zu erwarten, daß man sich, ehe man frischweg Gesetzbücher macht, ernstlich mit ihrer Lösung beschäftige. Es wird alsdann nicht fehlen, daß wir eine klarere und bessere Theorie über die Art und Weise der Codification erhalten, als sie von Bentham und seiner Schule, Cooper, Meyer u. A. skizzirt ist, und daß so gänzlich in der Form misglückte legislative Versuche, wie sich jetzt nachweisen lassen, ferner nicht vorkommen werden.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1843.

Stimmen der Zeit.

1. Lieder der Gegenwart. Königsberg, Theile. 1842. 8. 22½ Ngr.
2. Ehrenspiegel des deutschen Volkes und vermischte Gedichte. Von Friedrich v. Üchtritz. Düsseldorf, Schaub. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Gedichte von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Lebenssymptome von A. Horwitz. Berlin, Lesecabinet. 1842. 8. 1 Thlr.

Vier sehr verschiedene Gedichtsammlungen von vier sehr verschiedenen Dichtern aus Königsberg, Düsseldorf, Hamburg und Berlin. Wir wollen uns der Mühe überheben, ihre Ähnlichkeit und Verschiedenheit in voraus aufzusuchen, und unsern Leser der Verlegenheit, sich zu zwingen uns zu folgen, oder unserm Witze den Zwang anzusehen, und sich frei zu machen. Das Einzige, was ich vorausschicke: wir haben es mit vier Dichtern zu thun und ihre Gedichte passen unter den Titel. Sie sind Stimmen der Zeit. Das ließe sich freilich von allen echten Gedichten sagen, denn kein Dichter singt aus seiner Zeit heraus. Auch wenn er als Prophet einer künftigen auftritt, singt er doch nur mit den Organen, welche in der Zeit, in welcher er lebt, existiren und Geltung haben. Aber ihre Beziehung zur Zeit liegt näher; sie haben das Bewußtsein in sich, daß sie in Relation zu derselben stehen und daß es ihre Aufgabe ist, an derselben mitzuarbeiten, was an ihnen ist.

Keck und dreist steht dies den erstgenannten Liedern an der Stirn geschrieben. Sie nennen sich selbst „Lieder der Gegenwart" und sind aus Königsberg. Der Dichter beschwört in der Widmung als Zauberer die entschwundenen Tage:

> Vergangenheit ersteht aus ihrem Grabe;
> Zum neuen Schmerz fügt sich die alte Klage:
> Daß nichts Bestand als die Verwesung habe,
> Daß eine Zeit der andern Leiche trage,
> Daß nur aus Todtenschädeln die Geschichte
> Die ew'gen Monumente sich errichte.

Ei, noch so jung und schon zu dieser Reflexion gelangt! Denn jung ist noch der Verf., wir hören sogar, sehr jung. Aber es gibt in der Jugend eine Zeit, wo man mit dem Tode kokettirt. Die Periode dafür, die sentimentale, meinten wir indeß, sei vorüber. Sie hing mit der Sehnsucht nach dem Ideale zusammen, mit dem süßen, träumerischen Schmerze, mit dem Hinhorchen nach der Sphärenmusik, was jetzt mit allem Schwärmen längst abgethan und aus der Mode ist. Der Realität gehört die Welt, also auch die Jugend an; sie schwärmt nur nach vorwärts. So ist es denn auch hier gemeint. Man schichtet die Todtenschädel zusammen, um Platz für das kommende Leben zu gewinnen, der ungenannte Dichter ist ein Dichter des Vorwärts; mit Maß in der Form, in der Gesinnung so weit voraus als die Kühnsten unter den Kühnen. Er fühlt sich gedrungen den Reigen fortzusetzen, den er in seiner Wallhalla feiert: Börne, Heine, Anastasius Grün, Karl Beck, Freiligrath, Lenau, Gutzkow, den Nachtwächter (Dingelstedt), Herwegh.

Er ist ein Dichter, der, was er spricht, fühlt, und was er fühlt, ist ihm in dem Augenblick Wahrheit. Aber ob ihm dann nicht Bedenken kommen, wenn er diesen Reigen seiner Erwählten mustert, die voran waren im heiligen Kampfe, und darunter so manchen Abtrünnigen erkennt — Einige geißelt er dafür —, daß ein Umschlag möglich ist, ja, daß ein Umschlag in der Übergipfelung selbst bedungen ist? Den Dichter und den Mann der Wahrheit darf das freilich nicht abhalten vorwärts zu gehen, und vor Allem nicht den Jüngling; er muß denken: du bist durchaus wahr, bei dir muß die Wahrheit treu bleiben, denn du hast die Bewußtseinskraft in dir, daß du dir selbst treu bleiben wirst. Wo wäre je etwas Großes zu Stande gekommen ohne diese frische heilige Überzeugung. Aber gingen die Andern nicht von derselben Überzeugung aus? Sehen wir ab von Börne, der im Unmuth über sein Vaterland in der Fremde verkümmerte und starb. Kann er noch jetzt Heine als Vorkämpfer für seine Sache anerkennen? Wer stand höher, wer war gefeierter als der wiener Spaziergänger, der Dichter des „Schutt"? Mit welcher mächtigen poetischen Kraft hat er an die alte Welt und ihre morschen, wankenden Ruinen geschlagen und hat sich jetzt, in Verzweiflung oder in Unmuth, warme Stuben dazwischen eingerichtet. Seien die Motive, welche sie wollen, das Factum ist klar, er hat der Sache, deren glühendster und glücklichster Vorkämpfer er war, den Rücken gewandt. Wo ist Karl Beck, der mit dem keckſten Übermuthe die alte Philisterwelt zerzauste und seine Raketen des Witzes in den dunkeln Himmel schoß? Hat er nur

eine der thessalischen Hexen, den bleichen Mond bezaubert, daß er für eine Nacht schwarz ward. Er ist heimgekehrt in die braunen Haiden seines Ungarlandes. Freiligrath gehört kaum dahin. Seine Europamüdigkeit kam wol nur von der Müdigkeit, am Comptoirtisch zu stehen, während ihm die tropischen Düfte und Farben aus den Correspondenzbriefen sinneberauschend entgegenathmeten. Er hat seitdem die Ruine von Rolandseck wieder ins Leben gesungen und, damit nicht zufrieden, auch den alten gothischen kölner Dom. Seine Zukunft ist noch innig verschwistert mit der Lust an der Vergangenheit. Lenau — von dem nachher. Gutzkow? Gehört dieser noch zu den Sturm- und Drangmännern, nachdem er seine „Briefe aus Paris" geschrieben? Der Nachtwächter ist noch sehr jung und war sehr unzufrieden, und hat gewiß wie Alle Grund dazu; aber er soll auch in Paris unzufrieden gewesen sein, und — wird er nie umkehren? Herwegh steht jetzt da, wo früher Anastasius Grün stand, nur daß er noch kecker und allgemeiner gegen Vergangenheit und Gegenwart kämpft; aber auch er ist sehr jung, und was mehr, er ist ein echter Dichter. Die Zeitungen lassen ihn sagen: wenn es zur Frage käme, entweder Dichter oder Politiker? so habe er bereits entschieden. Die Zeitungen sind freilich eine Autorität, die nie lügt, aber die allgemeine Menschennatur ist auch eine Wahrheit mit einem so allmächtigen Schöpfungs- und Gährungsproceß, daß die Klügsten unter den Klugen noch kein Schema der möglichen Umschläge, die aus der Gemüthswelt hervorgehen, gefunden haben.

Der Sturm und Drang ist da; unleugbar. Es ist ein historisches Factum, daß alle Edlern und Bessern sich hinaussehnen nach freiern Zuständen als die, welche man uns bis da als gut, als nothwendig geschildert hat. Wagt man es doch sogar nicht mehr uns das Gegentheil beweisen zu wollen. Es sind nur noch die morschen Policeischranken. Und weshalb weichen sie nicht solcher begeisterten Kraft! Es sind nicht mehr Sängerflüge allein, das Volk fühlt mit seinen begeisterten Barden. Warum tragen sie nicht dasselbe mit in ihr Jenseit hinüber? Die Hemmungen thun es nicht. Die Censur konnte längst nicht mehr hindern, nur ärgern. So muß denn also doch eine moralische Kraft da sein, die noch zu überwinden wäre. Wo ist diese heimliche Scheu zu suchen, daß es nicht gelingt, wie die Kühnen wollen? Entweder ist das Jenseit noch gar zu unklar, oder es ist noch Anhänglichkeit an der Vergangenheit im Volke. Wir meinen Beides. Wo ist das neuconstruirte Gebäude?

Es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind auf des Sängers blühenden Worten

ließe sich mit Immermann antworten. Selbst der Begriff fehlt noch in voller Klarheit den Bewußtesten. Und wäre der Begriff vollständig, construirt in allen Details, so bliebe er doch nur ein Begriff; nicht um deswillen, weil er noch nirgend zur Wirklichkeit wurde, sondern weil er im Verstande allein wurzelt, weil Gemüth und Phantasie nichts damit zu thun hatten. Ist es ein Räthsel, weshalb die wahre Dichternatur sich davon abwendet, wenn sie nahe am Ziel ist! Wir sind ein Volk, in dem das Gemüth sich nicht verleugnen läßt. Ich sage, Gott sei Dank, daß wir es sind. Er ist unser festester Schild. Dafür daß er nicht zu groß werde, und die Aussicht und Umsicht verdecke, ist gesorgt.

Und weshalb gelingt der Bau nicht? Weil man alle Fundamente der Vergangenheit verwirft, weil jeder von heute, von sich an datirt. Das Volk fühlt, ohne es sich bewußt zu sein, heraus, daß das nicht die Art ist, daß es thöricht sei, anzunehmen, die Vorzeit tauge so wenig, daß der Weiterbauende nicht diesen und jenen Stein, wenn nicht zum Eck- oder Grundstein, doch als Pfeiler, Ornament brauchen solle. Es ist die eingeborene Pietät, die da ist, wie sie sich auch Mühe gibt, sich zu verleugnen. Die am weitesten voran sind, fühlen das auch in ihrer Öde. So lange das große Gefolge mit Sang und Schall den Geistern folgt, werden sie die nicht inne; es geschieht erst, wenn sie mit ihren größern Kräften den Vorsprung gewonnen, daß ihnen die Masse nicht folgen kann. Ein eigenes Gefühl mag sie dann beschleichen, sich so allein zu sehen, und um was? Um eine Idee; das ist freilich schön, mit der Wollust des Märtyrergefühls verbunden. Aber um eine Idee zum Besten der großen Masse, die sie in ihrer letzten Consequenz nicht faßt. Das kann Verachtung, bittere Verachtung erzeugen und einen häßlichen Umschlag, mit noch häßlichern Motiven.

Damit sei nichts gegen den jungen Dichter der „Lieder der Gegenwart" gesagt. Er ist im Sturm und Drang geboren, der nur aus der Negation seine Begeisterung saugt; er muß mit. Glück auf zur Fahrt. Wir haben nichts dagegen, wenn er die Genannten anredet:

Ihr Heldengeister, deutschem Blut entsprossen,
Die Ihr des Wortes scharfe Schwerter schwingt,
Nach des Jahrhunderts schönsten Kränzen ringt,
Des Rechts, der Freiheit treue Kampfgenossen:
Du heil'ge Schar, die, Glied an Glied geschlossen,
Tyrtäus' Sturmgesang, den Päan singt,
Kriegsmuthig in des Feindes Reihen dringt
Auf des Gedankens lichten Sonnenrossen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß er Börne für den Märtyrer deutscher, freier Gesinnung erklärt, den Frankreich zum letzten Dienst seine Erde leihe:

O Deutschland! Land der Fürsten und Barone!
So reichlich lohnst du deinem freisten Sohne.

und

Er starb an deinem Schmerz, an deiner Schande
Und liegt begraben in dem fremden Lande!

und daß er Alle, die nicht in Börne's letzte Rhapsodien einstimmten, Pöbel nennt, treue, wohlbestellte Schweinehüter, die ihrem allergnädigsten Gebieter die Hand küssen und die ihm, dem neuen Heiland ins Angesicht gespien und ihn geschlagen haben. Er ist jung und ist begeistert, und für eine Person. Wir hören ihm ferner gern zu, wie er Heine, den Dichter, wieder aus seinem Herzen reißt und begräbt:

— in das weite Grab
Leg' ich all deinen Dichterruhm,
Und den Geist, den titanenkräftigen,

Und all die himmlischen Gaben
Deiner Seele,
Und ich reiß deinen Namen
Aus meinem Herzen,
Und leg' ihn auch hinein,
Und scharre dann Alles zu mit dem Spaten,
Ein einsamer Todtengräber,

weil er, wie Judas Ischarioth, um schnöde Silberlinge den Freund an die Pharisäer verrieth; wir hören ihm gern zu, ohne um deshalb seine Ansicht zu theilen. Wir lesen mit noch größerm Vergnügen, wie er, in noch unerkalteter Begeisterung für Anastasius Grün, die gehässigen Insinuationen gegen denselben von sich weist und abermals, in dessen Weise sich hineindichtend, singt:

Nein! Ich kann es nimmer glauben, dieses Luggerücht von dir;
Sicher ist's uns hergesendet aus des Feindes Hauptquartier;
Denn der Dichter, dem die Gottheit selbst den Himmelsschlüssel lieh,
Beugt vor einem kaiserlichen Kammerschlüssel nicht das Knie.
Wer auf lichten Bergeshöhen jagt dem Wild der Freiheit nach,
Ist, fürwahr, ein schlechter Diener in des Fürsten Schlafgemach.

Ebenso ließ sich erwarten, daß Freiligrath ihm nicht genug that, weil

seines Sanges Muse
Nur scheu und schüchtern an der Freiheit Pforte

anklopfte; denn:

Noch strahlten nicht des Friedens Morgenröthen;
Noch reichte uns Versöhnung nicht die Palme,
Noch ist der Kampf der Gott, zu dem wir beten,

und er ruft ihm die bekannte Lehre zu, welche dem Dichter bereits in den Zeitungen gepredigt wurde, die er aber gewiß, als Dichter, auch gern in Versen liest:

Partei! Partei! Hier gibt es keine Mitte;
Du Juste-milieu, gehörst dem Weltgerichte;
Du, Schreckgespenst, mit schwankem Geistertritte,
Was wandelst du am Tage der Geschichte?
Dies Weib will sich mit Helden nur vermählen,
Die wissen, was sie wollen, was sie wählen.

O unglückseliger Dichter, dem die Freien nicht erlauben frei zu sein, der herunter soll aus seinen lichten Höhen, um Partei zu werden. Auch dieser Irrwahn sei vergeben. Es ist der nothwendige Gegenpol dafür, daß unsere Väter vom Dichter foderten, er solle als blut- und fleischloses Wesen zwischen Himmel und Erde schweben. Das Extrem folgt dem Extrem, es ist das unabwendbare Naturgesetz. Warum dem jungen Dichter also verargen, daß er dem großen Chorus, in den der Drang ihn führte, nachspricht.

Aber Eins frage ich. Wir haben viele Dichter gehabt, die sich von allem positiven Glauben losgerungen haben; ich kenne aber keinen, der glaubensleer anfing. Ein Dichterjüngling, der sich nach Offenbarung und Erlösung sehnt, dem aber in dem 6000jährigen oder 1800jährigen Leben nichts davon zu Gesicht oder zum Bewußtsein gekommen ist, der da ausruft:

Aus wessen Lenden
Wirst du, o Herr, den Himmlischen uns senden?
Wer ist so auserwählt in unsern Tagen,
Den ew'gen Gott in seinem Schoos zu tragen?

Seine Gleichgesinnten — wohlverstanden im Begriff; unter den Dichtern stehen ihm wenige zur Seite — verlangen nicht nach einem Messias; er ist in jedem selbst. Wie, deutete dies Verlangen vielleicht auf eine ganz andere Wurzel, auf eine jener dunkeln königsberger Verbindungen, die darauf ausgingen, einen Messias zu machen? „Bald wird erzeugt der Welterlöser sein", schließt trunken die Dithyrambe. Und nun muß Lenau büßen, daß er den Zweifel mit dem Glauben vertauscht hat.

— — Zu des Gedankens Purpurtrauben
Bist du, ein Fuchs, umsonst emporgesprungen.
Sie hingen dir zu hoch, dir ist's mislungen,
Das Streben, jene süße Frucht zu rauben.
Drum schleichst du fort, wie ein besiegter Ritter,
Und nennst die hohen Trauben herb und bitter,
Dich selbst zu täuschen und die Welt zu trügen.

Gesetzt, der Verf. wäre erst 20 Jahr, was wird er im vierzigsten, was im sechzigsten Jahre sein? Nach den Erfahrungssätzen der Psychologie das gerade Gegentheil von Dem, was er jetzt ist. Möge ihn sein echter Dichterberuf vor diesem traurigen Schicksale behüten und ihm einen Weg zeigen, wo auch sein Gemüth Nahrung finde. Fortzuschreiten, d. h. auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu rücken, ist kaum denkbar. Mit Vergnügen gewähren wir um deshalb alle die Momente seiner Poesie, welche sich von der Negative frei halten und von der Pietät Zeugniß ablegen (z. B. gegen Schön), die zum deutschen Blute gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Das Elend der Tellus. Ein Versuch das Publicum in das große Räthsel hineinzuführen. Von P. Scheitlin. St.-Gallen, Tribelhorn. 1842. 8. 26¼ Ngr.

Menschliches Leben ist vergänglich, zu kurz für seine Bestrebungen, unbefriedigend in Genüssen, der Plage und Noth voll, überhaupt gedrückt durch physische und moralische Übel. Dem Verf. schwebte diese alte Wahrheit lebhaft vor Augen, es war ihm aber nicht nur um eine Darstellung des Elends zu thun, sondern hauptsächlich um Antworten auf das Woher? Warum? Wozu? — ein schauerliches Räthsel, wie er es nennt, welches noch Niemand befriedigend löste, was der Verf. auch nicht befriedigend lösen kann und es daher „nur darstellen und nachdenken und anwenden" lehren will. Das Thema, spricht er, interessirt viel stärker als selbst das Himmelreich auf Erden; denn dieses ist inwendig, unsichtbar, das Elend schauerlich sichtbar; jenes ist allenfalls für die Vernunft, dieses für Phantasie und Gefühl, als „viel allgemeiner verbreitete Potenzen". Also behandelt die Schrift folgende Fragen: „Was verstehen wir unter dem Elend der Tellus? Wie wollte man sich dessen Entstehung erklären? Welche Anstrengungen und Mittel sind versucht worden, es zu heben oder doch zu mildern? Welches waren die Erfolge, oder wie steht das Elend zur Tellus? Wie erklären wir uns die Entstehung der Sünde und des Unglücks? Welches ist der Endzweck dieses tellurischen Elends, wird es ewig dauern, und wozu mag des Verf. Ansicht benutzt werden?"

Nur einiges Wenige gibt Ref. von den Antworten. Unter Elend versteht der Verf. alle intellectuelle moralische und physische Unvollkommenheit, was dunkel ist, dunkel macht und zum Dunkel führt, das Gerade krümmt, das Rechte umkehrt, jedes Unglück der Menschheit. Über Entstehung des Elends werden die Angaben des Moses, der Inder, Ägypter, Perser, Griechen, späterer Philosophen angeführt. Es zu heben suchten Religionsstifter, Sittenverbesserer, Gesetzgeber. Eigentliche Tröster für alle Welt waren nur David und Christus. Aber die Mittel und Tröstungen haben nicht ausgerricht, Selige finden wir keine. Der Mensch ist Sünder durch Schuld geworden und be-

darf einer Art Wiedergeburt als Umkehrung, den Ursprung der Sünde und wie daraus das Unglück entsprossen, vermögen wir nicht einzusehen. Doch läuft die Tellus einer Veränderung entgegen, sie wird eine Erneuerung zur Vervollkommnung werden müssen. Das Wann ist verborgen. Lord Byron sprach einst in seiner Nachtansicht des menschlichen Daseins:

> And if I laugh at any mortal thing,
> 'Tis that I may not weep —

und unser Verf. ruft: „Höre auf, Sünde und Unglück! höre auf, entsetzliches Doppelelend! Laß mich wenigstens im Glauben, in der Sehnsucht, in der Hoffnung, Zuversicht und Freude, daß du für Alle und also auch für mich einmal ein Ende auf ewig nehmest, ruhen, zu den Sternen schauen und sanft in diesem Schauen einschlafen." Für den einen oder andern dieser Gegensätze entscheide sich der Sterbliche, oder gar für beide. 5.

Vocabulaire du Berry, par un amateur du vieux langage. Paris 1842.

Es ist dies eine neue und sehr vermehrte Ausgabe eines kleinen Werkchens, das vor sechs Jahren erschien und das von allen Freunden der alten Sprache mit ermunterndem Beifall begrüßt ward. Die erste Skizze ist in dem vorliegenden Werke zu einem stattlichen Wörterbuche angeschwollen, das nicht nur sehr reich ist an den interessantesten linguistischen Bemerkungen, sondern das zu gleicher Zeit sehr anziehende Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche einer wichtigen Provinz von Frankreich enthält. Berry ist zwar weniger reich an originellen Ausdrücken als die Provinzen, die weiter von der Seine abliegen, aber es hat immerhin eine ganz beträchtliche Anzahl dieser wahrhaft französischen Worte vom alten gallischen Stamme beibehalten, die später von dem eindringenden romanischen Idiome verdrängt sind. Diese mots espaves (verloren, verirrt, unbekannt), wie sie Rabelais in seiner alterthümlichen Sprache sehr bezeichnend nennt, sind durch die feinern, abgeschliffenern Ausdrücke, die der lateinischen Sprache entlehnt sind, nicht immer ganz ersetzt, und es ist zu bedauern, daß das neuere Französisch sie verschmäht. Sie verleihen dem Dialekte dieser Provinz einen ganz eigenthümlichen Reiz. Wir können uns nicht darauf einlassen, einzelne Beispiele dieser kernigen, derben Ausdrücke beizubringen. Ebenso wenig wollen wir dem Verf. auf das schlüpfrige Feld der Etymologie folgen. Es sei uns nur erlaubt, hier ein paar einfache Bemerkungen mitzutheilen, die uns beim Durchblättern dieses reichhaltigen Vocabulaire aufgestoßen sind. Der Dialekt von Berry (l'idiome berrichon) hat im Ganzen Etwas, was an Rabelais erinnert. Es liegt dies in einer großen Derbheit, zum Theil aber auch in dem unglaublichen Reichthum der Synonymen. Um dem Leser einen Begriff von dieser Überfülle sinnverwandter Wörter zu geben, mag es genügen, wenn wir sagen, daß dieser Dialekt allein mehr als 30 Ausdrücke für die verschiedenen Arten von Koth und Schmuz von dem flüssigsten bis zum steifsten und klebrigsten hat. Wir haben schon gesagt, daß diese Mundart ferner eine große Anzahl alterthümlicher Wörter und Wendungen behalten hat, die im modernen Französisch ganz verloren sind. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des ungenannten Verf. dieses Vocabulaire, daß er besondere Rücksicht auf die veralteten Ausdrücke nimmt, die sich in den ältern Autoren finden und die in diesem Dialekte allein noch fortleben. Auf diese Art hat manche dunkle Stelle der frühern französischen Schriftsteller eine Erklärung gefunden.

Wir finden aber, wie gesagt, in diesem interessanten Werke außer den rein sprachlichen Erörterungen noch manche beachtungswerthe Notiz über die Sitten und Gebräuche der Bewohner von Berry. Wir heben einige derselben aus und lassen uns dabei vom Zufall leiten. Wenn nach vollzogener Trauung das neuvermählte Paar aus der Kirche zurückkommt, so greift der Mann zu einem Garteninstrumente, begibt sich in den Garten und arbeitet einige Augenblicke lang. Während dessen hat die junge Frau ihre Spindel hervorgeholt und einige Faden gesponnen. Diese Förmlichkeit wird als der eigentliche Anfang des neuen Haushalts betrachtet. Sie ruft gewissermaßen den Neuvermählten die Nothwendigkeit eines angestrengten Fleißes ins Gedächtniß. Am Abend vor der Hochzeit versteckt sich die Braut mit mehren ihrer Freundinnen in die Wölbung des Kamins, über die ein großer weißer Laken gespannt ist. Der Bräutigam muß nun mit seiner Hand unter diesen Vorhang fahren und alle Hände der Mädchen berühren, um zu sagen, welches die Finger derjenigen sind, die seine Lebensgefährtin werden soll.

Der Verf. dieser interessanten Schrift hat sich nicht genannt, aber es scheint mehr als Zufall zu sein, daß der Buchdrucker auf den Umschlag des Werks die Ankündigung von zwei Schriften über Botanik gesetzt hat, die vom Grafen Jaubert herausgegeben sind. Dieser geistreiche Deputirte, der durch seine ungestüme Beredtsamkeit ebenso bekannt ist als durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen und seine Reisen nach dem Orient, scheint in der That der Verf. dieses Werks zu sein, das seinem Geiste und seinem Fleiße gleiche Ehre macht. 6.

Notizen aus Italien.

Diejenige Literatur, über welche uns Deutschen Görres unter der Bezeichnung Volksbücher eine Übersicht gegeben hat, ist in Italien noch sehr reich. Ein Verzeichniß und Bericht über diese vielgelesenen, allgemein zugänglichen Schriften müßte für Kenntniß des italienischen Volkscharakters mannichfach lehrreich sein. Die Mehrzahl derselben ist religiösen Inhalts, Leben der Madonna, der Heiligen; unter den neuesten hauptsächlich das der heiligen Filomena. Ein großer Theil gehört den Sagenkreisen des Mittelalters an, wie die „Reali di Francia", „Guerino meschino", „Ms. gigante Morante." Wenige sind komischen, modernen Inhalts, wie „Bartoldo" mit seinen Abkömmlingen. In Neapel gehen solche Bücher aus der Druckerei des Nicola di Simone hervor. In Rom sind auch venetianische Drucke der Art zu haben. Ich kaufte diese Sachen dort bei einem alten zerlumpten Krämer im Borgo vecchio, links an der Straße, welche von der Engelsbrücke nach der Piazza Rusticucci und dem Vatican führt. Gedruckt werden sie bei Baldassari. Auch die Pressen von Viterbo und Todi sind in diesem Kreise thätig. In Lucca ist Mehres dieser Art bei Domenico Marescandoli und bei Francesco Bertini erschienen. Natürlich stets con approvazione, con permesso. Venedig scheint auch für diese Erzeugnisse wie für das sonstige Bücherwesen einer der hauptsächlichsten Plätze. Am Eingang der Kirche San-Marco gegen den Marcusplatz, am Dogenpalast unter den Hallen gegen die Lagunen haben die Händler ihren Kram aufgeschlagen.

Das alte Volksdrama, das Puppenspiel, ist in Italien noch nicht erloschen. Auf der Riva de' Schiavoni in Venedig ist es jeden freundlichen Mittag oder Abend zu sehen. Auf dem Wege von Mailand nach Genua spät Abends in Novi anlangend, sahen wir auf einem freien Platze eine zahlreiche Volksmenge versammelt, welche mit gespannter Aufmerksamkeit der Darstellung eines Puppenspielers folgte, welcher bei Kerzenlicht im Freien spielte. Der Italiener ist äußerst schaulustig; fast jedes Städtchen hat sein Schauspielhaus. Bei dieser Anlage des Volks ist es doppelt zu verwundern, daß sich ein eigentlich nationales Drama in Italien nie gebildet hat; wäre es, wenn Italien sich als eine Nation fühlen könnte? Am Freitag, während der Adventszeit und der großen Fasten sind in Rom die Theater geschlossen. In den letzten Tagen vor Aschermittwoch wird, um die Lust noch bis auf die Hefe zu genießen, auch bei Tage gespielt. Am Morgen vor Aschermittwoch sah ich im Theater Tordinone Rossini's „Moses" mit eingelegten Ballets. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

„entfesselte Blume“ herborgesprossen, sie ist eine Zimmer-, eine Salonblüte. Daher ihr Mangel an einfacher Wahrheit, aber auch ihre Sehnsucht darnach. Wir zweifeln nicht, daß die Gräfin Hahn, wenn sie die ästhetische Weltanschauung inne haben wird und sich von dem Einflusse des Äußern zu dem lossagenden Gedanken erhebt, eine nicht blos wirkende, sondern auch bleibende Erscheinung werden wird. Sie wird sich zur Vermittlerin der Poesie, zur Vermittlerin der wahren Gefühle, zur Dolmetscherin der rein geistigen Bestrebungen emporschwingen. Mit dem Stern auf der Stirn wird sie voranfliegen und ein Wegweiser für die Unkundigen, ein Tröster für die Bedürftigen sein. Daß sie es noch nicht ist, liegt lediglich an einer gewissen sinnlichen Breite ihrer Schriften, die sie der Sammlung entzieht. Sie ist eine heftige Natur; die Gewitterregion liegt ihr nahe, sie schleudert Blitze, wo sie Sonnenstrahlen senden sollte. Das wird bald besser sein, sie wird vermittelnder, freundlicher, umgänglicher werden. Die Lehren, die sie von außen empfängt, werden nicht unbenutzt vorübergehen. Sie wird erkennen, daß die Literatur viel von ihr verlangen, aber nur Gediegenes empfangen darf. 11.

Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung von Eduard von Bülow. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieses, mit der nachgesuchten Approbation des hohen katholischen Consistoriums im Königreich Sachsen versehene Werkchen enthält zwar nur längst Bekanntes; indeß da immer wieder neue Leser heranwachsen, denen das Alte neu sein muß, so kann es wol sein, daß der Autor einem Bedarf unserer Literatur damit genügt. Auf jeden Fall hat er den richtigen Ton gefunden, worin die christliche Legende vorgetragen werden muß; es ist einfacher, schlichter Stil, der Ton der Überzeugung, ein kunstloser Vortrag, ein Anlehnen des Wunderbaren an das Natürliche durch poetische Läuterung. Der Verf. versichert, in keiner der vorhandenen Legendensammlungen, in Versen oder Prosa, in Nord- oder Süddeutschland, zu poetischen oder kirchlichen Zwecken geschrieben, die Bedingungen, welche er sich selbst gestellt, erfüllt gefunden zu haben, und Ref. gesteht ihm zu, daß er geleistet, was in diesem Fach zu leisten ist. „Die echte erhabene Poesie ist ja die Schwester der Religion, und ein einträchtiges Zusammenhalten beider wird jederzeit nur zu ihrem eigenen Frommen in der Erhebung und Läuterung ihrer Gläubigen gereichen.“ So sagt er sehr schön in der Vorrede, und dieses Wort ist auch die Brille, durch welche der Beurtheiler die einfachen, gemüthlichen, oft ergreifenden Erzählungen lesen muß Sie sind zwar mehr geschrieben für Leute, welche nicht urtheilen, sondern sich dem Eindruck blind hingeben. Der vorliegenden Legenden sind zwölf: 1) „Die heiligen drei Könige“; 2) „Der heilige Christophorus“; 3) „Der heilige Einsiedler Paulus“; 4) „Die heilige Maria aus Ägypten“; 5) „Der heilige Melchior“; 6) „Die heilige Theodora von Alexandrien“; 7) „Der heilige Gregorius vom Steine“; 8) „Die heilige Pfalzgräfin Genovefa“; 9) „Der heilige Alexius“; 10) „Der heilige Waldbruder Meinhard“; 11) „Die ungetreue Gottesbraut“; 12) „Robert der Teufel“. „Die heilige Maria aus Ägypten“ fesselt die Phantasie des Lesers gleich einer Novelle und ist die Trägerin der christlichen Glaubenslehre von Vergebung der Sünderinnen. „Christophorus“ zeigt, daß die Gottesverehrung durch die That der des Glaubens und Betens an die Seite gestellt werden kann. So ist jede dieser Legenden ein Beleg zu irgend einer christlichen Glaubens- oder Sittenlehre. Solch ein Buch kann nur Gutes wirken und muß sich eines großen Publicums erfreuen; es ist für Frauen und Männer, für Gebildete und Ungebildete, für Erwachsene und für Halberwachsene; es paßt für höhere Stände und auch für das Volk, und zwar den Volksbibliotheken vor allen, möchten wir es empfehlen. 12.

Specimens of the popular poetry of Persia, and the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian see. Collected and translated by *Alexander Chodsko*. London, printed for the Oriental Translation Fund. 1842.

Ein interessantes Werk, eine Sammlung der ungedruckten Dichtungen Nordpersiens, welche Chodzko aus dem Munde des Volks sammelte. Die Sitten, der Charakter, die Gebräuche der Volksstämme, unter welchen diese Volksgedichte im Gange sind, erhalten durch sie manches neue Licht. Das längste und am meisten anziehende Stück dieser Sammlung ist betitelt: „Abenteuer und Stegreifdichtungen des Kurroglou, Banditen-Minstrels des nördlichen Persiens.“ Kurroglou blühte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war zugleich als Bandit und Dichter berühmt und ist noch der Nationalsänger und Musterheld seines Volksstammes; ja, kein Fest wird noch gegenwärtig gefeiert, ohne daß seine Abenteuer oder Gesänge recitirt werden. Kurroglou ist in der That die Personification der Ritterlichkeit dieser Nomadentribus. Er streifte umher, um irgend eine reiche Karavane zu plündern, oder einen wohlhabenden District zu berauben. Oft trieb ihn auch die bloße Lust zu Abenteuern und Gefahren. Die Weiber behandelte er in echt orientalischer Weise und betrachtete sie wie Thiere, welche auf dem Markte verkauft, oder wie jede andere Beute durch das Schwert gewonnen werden, wie Spielzeug, welches man wegwirft, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Doch ist der in diesen Gesängen geschilderte Charakter der Weiber wirklich von der Art, daß die geringe Achtung, in der sie bei dem Krieger stehen, gewissermaßen gerechtfertigt wird. Die Prinzessin Nighara zum Beispiel hört von des Räubers Heldenmuth, wird von Liebe zu ihm ergriffen und sendet ihm einen Liebesbrief mit ihrem Bildniß. Kurroglou geht unverzüglich nach Konstantinopel und erhält Zulaß im Palaste, da er sich als Haji oder Pilger verkleidet hat und vorgibt, er bringe eine Botschaft von ihrem Vater, welcher gerade auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war. Während er als Chavusch oder Bote angekündigt wird, wirft er seine Verkleidung ab. Die Prinzessin erscheint mit ihren Dienerinnen. Wo ist der Bote? fragt sie eine derselben, welche ihn angekündigt hatte. Bei Allah schwöre ich, antwortete diese, daß dieser Mann dort der Haji war und einen Turban auf seinem Haupte trug. Die Dienerin wendet sich zu Kurroglou und fragt: Wo ist der Haji, der vor dir hier war? Hebe dich weg, Närrin! antwortete dieser, Niemand war hier als ich selbst. Das arme Ding kommt zur Prinzessin zurück und schwört bei Allem, daß der Haji, den sie vorher gesehen, sich verwandelt habe. Bübin! ruft die Prinzessin, du hast mir in der That einen allerliebsten Haji eingeführt. Ohne Zweifel hat er dir einen Kuß oder so etwas gegeben. Wohlan, ihr Mädchen, bringt die Ruthen her! In einem Augenblicke war das Mädchen an die Falaka befestigt und unzählige Streiche fielen auf ihre Fußsohlen nieder. Kurroglou suchte zu vermitteln, aber der Zorn der Prinzessin kehrte sich nun gegen ihn selbst. „Gott bewahre Jedermann“, heißt es hierbei in der Erzählung, „unter die Nägel eines wüthenden Weibes zu fallen!“ Ein Hagelregen von Schlägen fiel nun auf Kurroglou. O Prinzessin! rief er aus, hast du nicht Mitleid mit mir, so erbarme dich doch deiner Dienerinnen; ihre Hände und Füße werden schwielig vom Schlagen! Da sagte die Prinzessin: Kommt, ihr Mädchen, wir wollen etwas Wein zu uns nehmen und dann zurückkehren, um

werden. Vortrefflich ist auch hier in Metrik und Sprache die sonst wenig tröstliche Poesie der Zeit wiedergegeben:

> O weh dir, Brandenburg! wie liegst du gleich dem Armen;
> Der hülflos ächzend stirbt, ohn Hülle zum Erwarmen,
> Mit Wunden überdeckt, die ihm ein Frevler schlug,
> Der alle Hab' ihm frech aus seiner Hütte trug!
> Der stolze Wallenstein mit seinen Kaiserlichen
> Ist wie ein gift'ger Wind ob dir dahin gestrichen,
> Mannsfeld hat dich belehrt, was Söldnergier vermag,
> Der Schwede Wrangel kam grimm wie der jüngste Tag.
>
> — — — — — — — — — — — —
>
> Und er, des Landes Trost, der junge Prinz, der einst
> Die Last des Kurhuts trägt, was blickst du hin — und weinst,
> Betrübtes Brandenburg, wenn er dem Blick begegnet,
> Der dich in Ängsten sonst als Hoffnungsstern gesegnet?

Immer enger schließt sich nun der Dichter der nächsten Geschichte an, immer wärmer wird seine Sprache. Friedrich's Preis wird im Tone der Grenadierlieder von einem Preußen gesungen; der Östreicher verstummt nicht ihm gegenüber. Dann tritt Weimar in die deutsche Geschichte, das geistige Leben erwacht, es wird Alles berührt, was in dieser reichen Zeit das Leben bewegte. Die Revolution, der Befreiungskampf, Leier und Schwert, die noch wichtigern Friedenskämpfe, bis der Dichter, ganz in die Gegenwart übergehend, mit einem Gedichte schließt, das in Sinn und Form unserer neuesten Epoche ganz angehört. Es fängt an:

> Hört mich, Sachsen, Baiern, Schwaben, Preußens, Östreichs weite Gau'n,
> Hört mich Alle, die der deutschen Sprache reiche Schachte bau'n!
> Eure Königin gebietet, sie ermahnt euch, hört sie an!
> Fahret fort, euch immer inn'ger, brüderlicher zu umfah'n,
> Immer mehr die alten Zwiste zu vergessen, treu gesellt,
> Und ihr werdet, ich verkünd' es, tapfer steh'n der ganzen Welt!
> Denn nicht Tapferkeit, nur Einheit war es, was euch einst gebrach,
> Nur mit eig'ner Kraft im Zwiespalt ließ die Kraft der Deutschen nach.

Die ehrenhafte Gesinnung des Dichters ist, sowie seine gründliche Auffassung alles Dessen, was er poetisch verarbeitet, bekannt, doch hörten wir ihn noch nie so begeistert mit vollen Tönen die patriotisch durchgefühlte Überzeugung aussprechen als in diesen letzten Gedichten, wo alles Künstliche zurücktritt und die Diction ein freier Strom edler Gedanken wird, die die glücklichste Form gefunden haben. Möchten sie eindringen und das werden sie, wo sie Leser finden. Zum Schluß nur noch sechs Verse aus dieses Dichters Blicken in die Zukunft:

> Wissenschaft und Kunst in Blüte ranken sich zur Sonn' empor,
> Offen steht des deutschen Handels Pfaden jedes deutsche Thor,
> Oder wird doch, darauf trau ich, wo man noch mit Riegeln hemmt,
> Bald vom Drang des neuen Geistes friedlich-freudig aufgestemmt!
> Keime sind im frohen Wirken, wo das Auge weilen mag
> Und der Sitte heil'ger Tempel ruht noch fest im deutschen Hag.

Der Gegensatz jener beiden Dichter ist ausgesprochen. Beider Aufgabe: mit allen Kräften, die der Gott ihnen gab, sich in die Strömungen und Wirbel der großen Zeitfragen zu stürzen; Jener, um, der Vergangenheit enteilend, in der ungewissen Zukunft das Heil zu suchen, Dieser, um die ungewissen Bilder der Vergangenheit zu einer trostreichen Gewißheit durch die Poesie zu gestalten, damit wir Kraft gewinnen, in die Zukunft zu blicken und zu leben.

Von dem dritten Dichter, **Friedrich Hebbel**, dem Verf. des vielbesprochenen Trauerspiels „Judith" erwarteten wir nichts Anderes. Wer so keck die alte Mythe aus dem eigensten Gedanken umconstruirt und das Alterthum dienstbar den Fragen der Gegenwart machte, der müßte als freier Sänger doch ganz und allein in ihren Wirbeln und Strudeln leben, er müßte mit dem Entzücken wie A. Grün und Herwegh sich von den Sturmwolken tragen und schaukeln lassen und, wegfliegend über die Bächlein und Blumen, nur der großen Zukunft starr ins Auge blicken. Welche Überraschung! Es sind Gedichte über Allerlei, über Liebe, Lust, Schmerz, Ungeduld, Sonnenschein und Regen, wie sie zu aller und jeder Zeit aus der Brust eines echten Dichters aufsteigen mögen. Mit immer steigender Verwunderung blickten wir weiter und weiter, fast auf jeder Seite durch den kräftigen und schönen Ausdruck selbst eigensten Gefühls überrascht und gefesselt. Nichts von eminent genialen Gedankensprüngen, die in pikanten Antithesen den Chimborasso und Devalagiri aneinander binden, aber solche Gedanken und Gefühle, die zu eines Jeden Sinn sprechen und in sinniger, naiver Art kurz und lieblich ausgesprochen. Wollten wir Proben mittheilen, was uns besonders ansprach, so müßten wir Seite um Seite excerpiren. Woher der Dichter in der Jetztwelt, der da singt:

> Rausche nur vorüber, Wind!
> Wühl im Laub und knicke,
> Während ich mein süßes Kind
> An die Brust hier drücke!
>
> Rissle aus dem dunkeln Haar
> Ihr die junge Rose,
> Wirf sie ihr zu Füßen dar,
> Während ich hier kose!

Oder:

> Der Blinde sitzt im tiefen Thal
> Und athmet Frühlingsluft,
> Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
> Des ersten Veilchens Duft.
>
> Um es zu pflücken, steht er auf,
> Sucht, bis die Nacht sich naht,
> Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
> Sein Fuß es längst zertrat.

Oder, oder, oder — wir bitten die Leser nicht nach diesen Proben zu urtheilen, denn vielleicht griffen wir unglücklich; es sind noch viel schönere, glücklichere da, in denen sich die ganze süße Gemüthswelt aus der Blüteperiode der Goethe'schen Liederpoesie vergegenwärtigt. Freilich wenn man den allerliebsten „Bubensonntag" mit dem fürchterlichen Gedicht „Der Priester" zusammenhält, entdeckt man die finstern Spuren, wohin eines Dichters Sinn verirren mag, und wenn wir in dem letzten Theil der Gedichte: „Ein Buch Sonette" — vortreffliche Sonette! — lesen:

> Rein! öffne deine innersten Organe
> Und mische dich im Leiden und Genießen
> Mit allen Strömen, die vorüberfließen,
> Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ereigniß zu verlieren:
Der Weg zu Dir führt eben durch das Ganze!

so sehen wir freilich, daß auch dieser junge Dichter sich mit ganzer Seele den großen Zeitfragen widmet. Aber um so wunderbarer, daß er dabei so frisch und heiter wie ein Dichter aus der alten Zeit Sonne- und Monne-, Scheide- und Meidelieder singen kann. Diese werden fortdauern, ich meine und hoffe es, wenn die Sturm- und Drangfragen längst als verwundene Momente eines Lebensprocesses zu den reponirten Acten gekommen sind. Wir machen es unsern Lesern zur Pflicht, sich nicht mit unsern Auszügen zu begnügen; Friedrich Hebbel ist ein Dichter, der gekannt genossen zu werden verdient.

Nicht minder der Dichter der „Lebenssymptome"; ein neuer Name A. Horwitz, aber ein Talent, das aus selbsteigenem tiefen Gefühl schöpft, und wenn seine Form so glücklich abgerundet und wohlgefällig wäre, als seine Gedanken und Gefühle frisch, kräftig und eigen, den besten sich an die Seite stellen dürfte. Er ist auch ein Dichter, der entschieden seine poetische Kraft in den Strom der Zeit wirft, aber, mit noch frischem jugendlichen Sinn und Gemüth, beschäftigen ihn die einzelnen speciellen Fragen weniger, er läßt sie bei Seite liegen, um auf den Flügeln des Morgenrothes emporzufliegen. Ernste Gedanken und freudige Wehmuth, vor allem Hoffnung auf das Besserwerden, auf die Heilung der Zerrissenheit:

Ihr stummen Bücher der Geschichte,
Geschrieben mit dem Völkerblut,
Ihr gebt von Gräbern wol Berichte,
Doch nimmer von der Lebensglut,

ruft er, die Poesie soll ihm, was der Geschichte fehlt, ergänzen. Er ruft sich zu:

— Kaur' dich in dir zusammen,
Wenn dir Gewalt den Raum benimmt;
Und zehr an deinen eig'nen Flammen,
So lang ein einz'ger Funken glimmt.

Denn draußen — das sind Einzelstücke,
Die nimmer fügt der kalte Sinn,
Und eh sich füllt dem eine Lücke,
Da stirbt wol Mancher drüber hin.

Und draußen weiß man nichts von innen
Und nichts von Dem, was dorten wallt;
Man sieht die Thränen nur, die rinnen,
Und hört den Jubel nur, der schallt.

Und was im Herzen tief mir flutet,
Und wie es mit dem Leben ringt,
Und all die Thränen, die es blutet,
Eh es verzichtend untersinkt —

Das meßt Ihr Alles nach dem Tropfen,
Den auswärts hat der Sturm gejagt,
Und all das Strömen könnt Ihr stopfen,
Wenn Ihr die Deutungsformel sagt.

Der Gesang ist ihm die Vermittelung des geistigen Lebensprocesses:

O kleine Lieder, kleine Worte,
Wie seid Ihr ernst, Orakeln gleich!
Entsprossen einem heil'gen Orte,
Des Herzens stillem Priesterreich.

[illegible]

Und singet weiter, ich werde singen,
So lang ich was im Herzen hab',
Und find' ich einstens nichts mehr drinnen,
So geh' ich schweigend in das Grab.

Der Raum gebricht uns, aus diesen ernsten und freudigen Stimmen der Zeit mehr als Laute auszuheben. Möge man aus dem „Frage" überschriebenen mehr die Art im Geben des Dichters entnehmen, als die Bedeutung seiner Poesie:

Herz, was wagen deine Schläge,
Alles bleibt auf seiner Stelle;
Ist die Zeit denn jetzt so träge,
Oder sag', bist du so schnell?

Seine Auffassungsgabe und der Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Poesie ist so eigen, ursprünglich und natürlich, daß der neue Dichter alle Beachtung verdient. Namentlich lese man den Abschnitt „Friedensmanifeste" überschrieben. Es wäre zu bedauern, wenn er eine Zeit lang unter der Übermasse poetischer Gaben, die jeder Markt bringt, unbeachtet bliebe. Nicht daß ein echtes Talent meist doch durchdringen muß, aber in den folgenden Stationen tritt es gewöhnlich bitterer auf. Die Freudigkeit und Hoffnungsfrische ist aber in diesem Dichter so eigen und schön.

M. Alerich.

Der Vicomte d'Arlincourt.

Der Pilger, von Vicomte d'Arlincourt. Aus dem Französischen von Paul Gauger. Zwei Abtheilungen. Karlsruhe, Macklot. 1842. 8. 2 Thlr.

In einer furchtbaren Kritik hat J. Janin den Verf. des „Pélérin", wie es scheint, auf immer stigmatisirt. L'auteur à jamais ridicule d'Ipsiboë, wie er ihn nennt, müßte ein eigenes Glück haben, diese Bezeichnung je wieder los zu werden, und er kommt in dem vorliegenden Werke diesem Ziele um keinen Schritt näher. Im Gegentheil! Geistesarmuth, Geschmacklosigkeit, Eitelkeit und Dünkel können sich nicht deutlicher conterfeien, wie in dieser Schrift geschehen. Daß dies inhaltleere, gedankenlose und langweilige Buch — nur zur Herzensfreude der pariser Blaustrümpfe geschrieben — dennoch in Deutschland einen Übersetzer fand, ist eine von den unbegreiflichen Capricen unserer Zeit. Der Vicomte d'Arlincourt, wie er sich im Laufe seines Werkes wenigstens dreißigmal mit allen Lettern schreibt, gehört bekanntlich zu jenen etwas confusen Leuten in Frankreich, die den Legitimismus mit einer fratzenhaften Vergötterung der Bonaparte'schen Erinnerungen verschmelzen, in diesem politischen Kombabenthum schwebend, sich die einzig Treuen nennen und an ihre eigene Tugend glauben. Zu dieser Clique gehört der Verf. des „Pélérin", aber sicher nicht zu den geistreichen Leuten in ihr, sonst wäre es ihm nicht vorbehalten gewesen, ein so unsäglich armseliges Buch zu schreiben. In eben diesem politischen Halbtraum, der im Grunde genommen nichts ist, als ein moyen d'opposition wie ein anderes, und dem keine Spur von Rechtsgefühl zum Grunde liegt, ist es ihm auch möglich geworden, durch die bekannte fabelhafte Erzählung „Der Wahnsinnige von Manville" einen öffentlichen Skandal in Deutschland zu erregen, dessen letztes Stadium ihn mit den Tribunalen in Verwickelung gebracht hat. Vielleicht hat Hr. d'Arlincourt dies Resultat gewünscht, um seinem fast verschollenen Namen einen neuen Glanz zu verleihen. Lag diese Absicht nicht vor, so gibt es eine merkwürdige Probe von dem Urtheil und der Weltkenntniß des Hrn. Vicomte, daß er die Erzählungen eines notorisch

geisteskranken jungen Menschen — der sich, wie alle Geisteskranken, für gesund hält — ohne alle Prüfung für baare Münze hinnahm und als solche wieder ausgab. Wie leer muß der Kopf eines Autors sein, der zu solchen Historien greift, um seine Seitenzahl voll zu machen! Zur Ehrenrettung leichtsinnig verunglimpfter Ehrenmänner aber sei hier aus den lautersten Quellen versichert, daß diese ganze Erzählung nur den Einbildungen geisteskranker Personen entnommen ist. Nächst diesem unerhörten Capitel zeigt uns der Verf. die Stärke und den Geschmack seiner poetischen Erfindungen in einer Menge von Sagen und novellistischen hors d'oeuvres, die sich sammt und sonders durch Roheit und Widersinn bemerklich machen. So verdient z. B. die Sage von Stolberg wirklich als ein Meisterstück von Unsinn Auszeichnung. Da wo uns die Albernheit der Erfindung nicht begegnet, ist es die schamloseste Eitelkeit, die ihren Platz einnimmt, oder eine so bodenlose Niedrigkeit wie die in der Gasthofsscene zu Lüttich. Zum Ernst fehlt dem Verf. jedes Material, da er nichts weiß und zu jeder Beobachtung, zu jeder Reflexion unfähig ist; aber völlig unerträglich wird er, wenn er es unternimmt, launig und witzig zu sein. Die Geschmacklosigkeit, in welche er alsdann verfällt, ist wahrhaft unerreichbar.

Das Ziel seiner Reise ist bekanntlich Steiermark, die Residenz des erlauchten und vertriebenen Königsstammes. Nachdem er uns in aller Redseligkeit berichtet, mit welchen Leuten von Stande er zusammengetroffen, welche Süßigkeiten ihm gesagt worden und welche erlauchte Personen er mit Vorlesung seiner poetischen Erzeugnisse unterhalten hat, kommt er glücklich in Kirchberg an und wird natürlich wie ein ersehnter Herold der Legitimistenpartei in Frankreich empfangen. Für den Effect dieser Scene ist, wie sich von selbst versteht, das ganze Buch geschrieben, welchem jeder loyale Legitimist natürlich zur Abnahme verbunden ist. Dies ist das Geheimniß des Absatzes solcher Bücher in Frankreich! Er findet den Herzog von Bordeaux noch ans Krankenlager gefesselt, seine Muse verscheucht seine Schmerzen. Wir lesen dann einige Seiten, die etwas weniger langweilig sind als der Rest, einige Ausrufungen und Bewunderungen, die man einem desperaten Parteimann, wie Hr. d'Arlincourt ist, gutmüthig und lächelnd verzeiht und denkt bei sich: was doch das menschliche Auge Alles zu sehen vermag, wenn es einmal durch ein so oder so gefärbtes Glas zu sehen gewohnt ist! Endlich, nachdem „Ludwig Anton und Marie Therese geruht hätten, mit ihrer gewohnten Güte die schmeichelhaftesten Worte an den Verf. zu richten", nimmt er von ihnen Abschied. „O, mit welchem Schmerzgefühl", ruft er aus, „riß ich mich von jenem Palast der Verbannung los, wo ich solche Größe gesehen und wo eine solche Zukunft weilte! Diejenigen, die in Frankreich wünschen, daß der treue Royalist Kirchberg nur wie Dante's Hölle, alle Hoffnung vor der Thüre lassend, betreten möchte, nun, diese mögen selbst dahin gehen, mögen dort eintreten — vielleicht werden sie beim Weggehen die ihrige dort zurücklassen!" Solche Ausrufungen machen auf uns einen eigenen, widerwärtigen Eindruck. Niemand schlägt gewiß Treue und Loyalität höher an als wir, und Niemand sympathisirt mehr mit ihrem Schmerz. Allein an den Schmerz der französischen Royalisten glauben wir einmal nicht, so lange sie einerseits mit den Bonapartisten, andererseits mit den Republikanern und Communisten kokettiren und beide ihre Alliirten nennen. Doch zurück zu unserm Pilger, der, wie er erklärt, die Politik haßt. Das Menschenleben ist eine Pilgerschaft; der Eine pilgert nach Wahrheit und Recht durchs Leben, der Andere nach Glanz und Reichthum, der Dritte nach Ehre und Ruhm, der Vierte nach Genuß und Sinnenrausch: — unser Verf. pilgert nach huldvollen Blicken der Großen, nach Berührung mit vornehmen Namen, nach Entzückungen magenschwacher Frauen und nach Sagen und Erzählungen, die er für romantisch hält, durch die ganze Welt. Er sucht dergleichen jetzt in Petersburg und Moskau und wird sie im nächsten Jahre in Jerusalem und Bagdad suchen. Habeat sibi! Daß er aber nach dieser langen Pilgerschaft in Deutschland nicht ein Wort über uns, über unser Leben und Wesen, kurz, nicht einen Gedanken über Deutschland und seine Bewohner mitzutheilen weiß, der der Erwähnung werth wäre, das muß uns als Beweis gelten, wie tief der Verfasser in sich selbst versenkt umherreist, und wie die ganze Welt für ihn in seiner ruhmgekrönten Persönlichkeit rein aufgeht. 8.

Notiz.

Dichterunwissenheit.

Es ist doch immer gut, wenn unsere neuen Poeten auch etwas von der Literatur des Alterthums wissen und ihr Latein noch nicht ganz vergessen haben. Dazu haben wir schon früher manchen Beleg gefunden und jetzt finden wir ihn in Freiligrath's Buche über Immermann *). In dem vortrefflichen Aufsatze aus Immermann's Reisetagebuche über das Goethe'sche Haus wird (S. 163) sowol dem Erstern als Goethe selbst die Unwissenheit aufgebürdet, als hätten sie den Römer Lucan mit dem Griechen Lucian verwechselt. Dann ist auch der lateinische Vers (Lucan. Pharsal. VII. 717.) falsch gedruckt, sodaß er gar keinen Sinn gibt. Er lautet aber richtig:

Scilicet immenso superest ex nomine multum

statt

Scilicet immense super est ex nomine multum.

Immermann hat so in seinem Tagebuche gewiß nicht geschrieben, denn er war gut und gründlich in der Weise unterrichtet, die man jetzt gar zu gern als Pedanterie bezeichnet. 9.

*) Vergl. den Bericht darüber in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 6. — 6. Januar 1843.

Weibliche Schriftsteller.

Es ist in der letzten Zeit viel von dem Beruf der Frauen, auch unmittelbar, öffentlich, massenweise zu wirken, gesagt worden. Diejenigen Männer, die in den Frauen die Martha-Naturen sehen, die nichts wollen als sie zu dienenden Geistern, zu abstäubenden, wenn auch nur moralischen Kehrbesen zu machen, haben stark gegen irgend eine Emancipation, welcher Art sie sei, protestirt. Sie haben offenbar gefürchtet, von der häuslichen Behaglichkeit etwas einzubüßen, wenn sie die Frauen, *ihre* Frauen, dem Schriftstellerleben sich zuwenden ließen. Sie haben an die gefälteten Jabots, an die Suppen, an die Ragouts, an den starken oder schwachen Nachmittagskaffee gedacht. Es sind ihnen die Kinder eingefallen, für deren erste (warum nicht auch für die zweite?) Erziehung die Frauen zu sorgen haben. Alles das ist ihnen unvereinbar mit dem publiquen Leben der Frauen erschienen und sie haben: wehe, wehe, über die gerufen, welche die Feder ergreifen. Andere sind toleranter gewesen, sie sind von dem Standpunkte der Männlichkeit auf den der Menschlichkeit übergegangen: sie haben die Frauen als selbständige Geschöpfe betrachtet, sie haben sie nicht als untergeordnete, sondern als ihnen gleichstehende Geister angesehen. Die weiblichen Erfahrungen, der Frauen Beobachtungen, ihre Ideengänge sind ihnen wichtig erschienen; sie haben ihnen ein wichtiges, oft ein gläubiges Ohr geliehen. Zu diesen Letztern wird sich offenbar der Kritiker wenden, wenn er ein gerechter, ein wahrer Kritiker sein will. Die Kritiker sind im Allgemeinen trübselige Geschöpfe; sie altern schnell, weil sie mehr urtheilen als produciren. Sie betrachten das Leben wie ein Schauspiel, an dem positiven Antheil zu nehmen, sie sich für zu gut halten. Weil sie gelangweilt sind, langweilt der Schauspieler sie. Das Jahrhundert wird schnell von ihnen abgeschäumt; kaum daß der Bart ihr jugendliches Kinn umzieht und schon fällt vom Schädel das Haupthaar. Da sie nicht an Andere glauben, glauben sie noch weniger an sich selbst. Das Leben ist ihnen zur Leiche geworden; sie anatomisiren an ihm herum, sie forschen nach jeder Faser, nach jedem Nerv, nach jeder Muskel; haben sie Alles zerlegt, entdeckt, zerschnitten, so bleibt ihnen nichts unter den Händen, als eine blutende, leblose Fleischmasse, in der die schlotternden Knochen den Halt nicht mehr bieten. Durchläuft man, nach dem Erscheinen eines jeden noch so unbedeutenden Werks die zahllosen Urtheile, die die literarischen Blätter alsbald wie Regen auf dasselbe, barmherzig oder unbarmherzig, senden, betrachtet man die Kreuz- und Querzüge, durch die ein solches Werk hindurch muß und in denen es mittels der kritischen Feuertaufe entweder Asche oder unverwüstliches Pergament wird, so erstaunt man über die vielen Verstandeskräfte, die der Kritiker vergeudet und auf die meist Niemand als der Betheiligte Rücksicht nimmt. Wie im Kaleidoskop liegen die bunten Bilder vor uns. Was einfach in drei oder sechs Worten hätte ausgedrückt werden können, wird uns in weitschweifigen Büchern vorgetragen. Nicht daß wir die Kritik angreifen, daß wir ihr ihre Wichtigkeit rauben wollen, wir möchten nur, daß sie kein Handwerk würde. In unserer Zeit ist sie allerdings eine Profession, ein Handwerk geworden, daher ihre Entwürdigung, bei aller Würdigung, daher ihre Vorurtheile, bei allem Urtheile. Da Journale existiren, warum nicht auch eine Jury für diese Journale, warum nicht ästhetische Richter, die über ein etwas wichtiges Werk ihr Gut oder Schlecht aussprächen? Statt ihr drängen sich Knaben, Minderjährige um die Erzeugnisse der Reifen, drängen sich ohne Erfahrung an Dinge, denen sie nicht gewachsen sind und denen sie dennoch aufs Gerathewohl einen Ruf aufbauen oder ihn zertrümmern. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß nur Schriftsteller Schriftsteller beurtheilen sollen, wir glauben im Gegentheil, daß dieser Weg zu Kämpfen ohne Würde, zu Leidenschaften ohne Kraft Anlaß geben würde, wir wollen nur den Wunsch ausdrücken, daß die Kritik aufhören sollte ein Handwerk zu sein. Wir möchten den jungen Priestern der Muse, die im schneeigen Gewande der Frühlingsblüte einherschreiten, den nagenden Schmerz ersparen, in später Nacht bei einem dunkelflatternden Lichte ein vielleicht ihnen selbst schön dünkendes Werk in den Schlamm ziehen zu müssen, weil Neid oder Rache ihnen eine hämische Kritik für den Lohn eines Paars gelber Glacéhandschuhe aufgedrungen hat. Die Kritik muß frei, nicht gezwungen, unmittelbar, nicht bedingt sein. Sie muß von gediegenen Männern ausgehen, die durchdrungen von der Wahrheit und dem Ernst

der Sache, aus Liebe zur Sache, diese beleuchten. Es würde alsdann auch die Parteilichkeit schwinden, die die Kritik im Allgemeinen den Frauen als Schriftsteller gegenüber zeigt. Wie dem Manne die Sphäre der Geschichte, der Philosophie, der Abstraction gehört, so dem Weibe die Sphäre des Gefühls, der feinern Beobachtung, der Reflexion. Wenn der Mann schafft, so beobachtet die Frau; wenn er Welten durchfliegt, so geschieht es ihr, an die Erdscholle gefesselt, sich für diese zu passioniren, diese mit den glänzendsten Farben zu schmücken. Der Mann wird Zwecke, das Weib sehr oft nur Zeitvertreib haben. Dem Mann das Ganze, dem Weibe das Detail. Frauen sind selten tüchtige Ölmalerinnen, aber ihre Minaturbilder sind daguerreotypmäßig; sie sind wahr und correct. Da sie Muth, aber keine Kühnheit haben, können sie, wenn auch nicht Gesetzgeber, doch Gesetzvollstrecker sein. Um aber zu vollstrecken, muß man wissen, um zu wissen, muß man beobachten. Herbart sagt in seinem „Lehrbuch der Psychologie", daß die innere Wahrnehmung, der Umgang mit Menschen auf verschiedenen Bildungsstufen, die Beobachtungen des Erziehers und Staatsmanns, die Darstellungen der Reisenden, Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten den Stoff zur Psychologie gäben. Das Reich der Wahrnehmung gehört gleichzeitig der Frau wie dem Mann, sie soll mit ihm in Gemeinschaft Sandkorn auf Sandkorn, Erfahrung auf Erfahrung legen. Sie darf also auch die Sphäre des Dichters und Moralisten berühren, ja, sie gehört recht eigentlich in sie und zu ihr. Deswegen sind denn auch weibliche Schriftsteller nicht allein beachtenswerth, sondern auch nothwendig, nicht allein nothwendig, sondern auch naturgemäß.

In letzterer Zeit traten einige Schriftstellerinnen auf, die jede in ihrer Sphäre Vorzügliches leisten. Wir wollen uns heute auf die Gräfin Ida Hahn-Hahn beschränken, kommen wol aber auch später auf Frau von Paalzow, auf Frederike Bremer u. s. w., welche letztere, obgleich Ausländerin, sich durch Übersetzungen so in Deutschland festgesetzt hat, daß sie unversehens mit ein Glied in unserer Literaturkette geworden ist.

Aus den ersten Werken der Gräfin Hahn, die sie in Gedichten dem Publicum darbrachte, ließ sich ein weitsichtiges Talent, eine schöne rhythmische Sprache, aber noch kein außergewöhnliches Genie abstrahiren. Es waren diese Bücher die Prämissen ihres Geistes, die Blüten, die die Frucht zwar andeuten, doch nicht geben; der Duft der Poesie, aber ohne das Fleisch des Verstandes. Sie wirkte auf Einzelne, nicht auf Alle; ihr Talent wohnte im Boudoir der vornehmen Frau, es hatte sich noch nicht unter Säulengänge oder in das Gewühl der Masse gewagt. In ihrem ersten Roman „Aus der Gesellschaft" trat sie schüchtern und behutsam in das zügelfreie Reich der Prosa. Sie prüfte sich und Andere, sie blickte hierhin und dorthin, sie malte Bilder und Situationen, Charaktere und Charakterlose. Sie schöpfte aus sich und der Erfahrung, aus sich und der um sie gezogenen Umgebung. Religion, Literatur, Kunst, Alles lag chaotisch in ihr; es strebte der Entfesselung, der Aufklärung zu, aber es wußte noch nicht, wohin es sich mit der unendlichen Sehnsucht wenden sollte. Die Verf. war vorerst noch Lyriker, sie hatte noch nicht die neue Form begriffen.

Im „Jenseits der Berge" streifte sie die Schüchternheit ab, die arbeitende Raupe war zum Schmetterling geworden. Wie sie so lieblich im Urtheil auf- und abschwebte, hier irrte, dort das Rechte fand, von Natur und Kunst gleich mächtig angezogen, das Höchste bald in der Erhabenheit der italienischen Scenen, bald in den Werken der Menschen suchte. Sie redete von Allem, von Michel Angelo und von Rafael, von der Brenta und dem neapolitanischen Meerbusen. Dies liebte, das haßte sie. Sie hatte aus nichts Arg, sie lief wie ein Kind unter Weihnachtsgaben dem erleuchteten Tannenbaum einher; sie klatschte in die Hände vor Freude oder stampfte auch wol einmal mit dem Fuße aus Zorn. In der Novelle „Mutter und Tochter" glühte eine Cactusspeciosusblüte; in die hinein goß sie viel Sonnenlicht, viel Farbenpracht, viel Thautropfen. Sie zeigte ein Herz, durchdrungen von Liebe, aufgelöst in der Unendlichkeit des Schmerzes, hingegeben den mystischen Tröstungen eines Geistes, mit dem sie leise und wohlig verkehrte. „Aus der Gesellschaft" und „Jenseits der Berge" waren die ersten Flugversuche. Die Verfasserin glich dem Bildhauer, der seine Form aus Thon knetet, der sie im Geiste schon marmorweiß sieht, der aber noch nicht den carrarischen Block ohne Geäder und Fehler gefunden, oder, hat er ihn gefunden, noch nicht angemeißelt hat.

Nun erschien die „Gräfin Faustine". Sie lehrte uns viel diese Faustine, dieses Meerweib, diese zum Vampyrgeschlecht sich hinneigende Gräfin. Aber sie lehrte uns nicht die Verf. lieben, sie lehrte sie uns fürchten. Wir sahen auf einmal in eine dunkellodernde, Recht und Gerechtigkeit verwirrende Phantasie, in eine über das Gesetz hinausstrebende, wild-egoistische Persönlichkeit. Die schöne Faustine, die in ihrem, mit rothen Vorhängen verzierten Schlafgemach erhabene Gedanken spinnt, die sie hinausträgt in die Welt, mit Menschen und Geistern verkehrt, Sonnen- und Mondlicht malt, Faustine bezieht doch Alles nur auf sich. Sie ist die Vergöttlichung des Egoismus, eine despotische Seele, die nichts über sich, kaum etwas neben sich sieht, der Alles zum Zwecke dienen, Alles Mittel sein muß. Erst liebt Faustine Andlau (sie ist allerdings sehr anmuthig, wenn sie liebt; es ist ein wetterleuchtendes, zauberhaft schönes Wesen, das sich in ihrer eigensten Eigenthümlichkeit bewegt), dann liebt sie Mengen. Weil sie nun nichts über sich, über die ihrem emancipirten Geiste zur Wahrheit gewordenen Irrthümer anerkennt, so schreibt sie Andlau: „sie habe ihn vergessen". Das Reich der Pflicht ist ihr fremd. Sie ist gewohnt aus jeder Blume Honig, aus jeder Frucht Nahrung zu schöpfen. Daß Blume und Frucht nicht ihretwegen allein da sind, daß sie auch eine selbständige Existenz haben können, fällt Faustinen nicht ein. Sie thut zwar so, als wisse sie's, aber das ist S. 266 keine Wahrheit, nur Spiegelfechterei. Eben diese Spiegelfechterei tritt uns S. 295 noch be-

trübender entgegen. Der grünende Kranz der Treue ist erbärmlich zerzaust. Ängstlich läuft Faustine, das emancipirte Weib, vor ihrem Schicksal hin und her. „Ich soll dich heirathen", ruft sie ängstlich, fast komisch, da der zweite Liebhaber energischer als der erste ist. „Sie war ein leidenschaftlicher Charakter", sagt die Verf., „und daher nur schwankend, ehe ein energischer Entschluß in ihr Wurzel gefaßt. Um ein großartiger Charakter zu sein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen sich selbst." Die Verf. fühlte also, als sie „Faustine" schrieb, daß es Etwas gibt, das das Leben und die Zwecke regeln, das eine Fessel an die wollüstigen Formen des Daseins legen muß. Der tausendfarbige Diamant, das indische Gedicht, Stern und Rose, Glanz und Duft, womit Faustine verglichen wird, können nur mittels der Erkenntniß des über sie waltenden Gesetzes des Schönen, der Einheit bestehen, aber Faustine ist aus lauter heterogenen Elementen zusammengesetzt, sie hat bald Engel, bald Dämon, bald Liebe, bald Haß in sich. Vor Allem ist sie — Egoist. Ihre erste heilige Liebe hat sie aufgegeben; ihre Ehe und ihre Mutterpflichten sind für sie Schattenbilder. Sie sagt: sie sei müde, nicht des Lebens, nicht der Liebe, aber vom Leben, vom Lieben. S. 362 wiederholt sie den Gedanken: „Ich habe das Meinige gethan. Nun ist's genug für die Welt." Es war allerdings genug für die Welt; sie hatte Andlau geopfert, so mußte die zweite Liebe der Nemesis anheimfallen und in der zweiten Faustine selbst die genußsüchtige, liebenswürdige Faustine, die alle Verhälnisse durchgekostet, alle Freuden erschöpft hatte. Sie stirbt im Kloster; sie sucht in der Religion, was das Leben, was die Liebe, was all ihr Egoismus ihr nicht bieten konnte; natürlich, daß sie's nicht findet, daß sie die Flügel am Käfig wund geschlagen und daran verblutet ist. „Eine solche feingeistige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht den Andern, dann sich selbst", sagt die Gräfin Hahn von ihrer Faustine. Kann man dieser nun Unmoralität, Egoismus, mehr als Herzenskälte vorwerfen, so muß man doch gestehen, als Dichtung, als Bild, ist Faustine interessant. Das Buch ist dem heißen Sommertage gleich, über den hinüber wol kühle Lüftchen wehen, dessen Hauptbestandtheil aber Glut ist. Die Natur steht im Zenith; Goldkäfer schwirren, Thautropfen zittern an Grashalmen, Blüten duften ihr Arom — es ist Alles traumartig, märchenhaft in dem Buch. Die Sprache oft nachlässig vornehm, oft kindlich poetisch, oft überraschend grandios. Die Gedanken lieblich, der Dialog paradox. „Faustine" ist kein Roman, sie ist ein mit Byron'schen Elementen geschwängertes Gedicht.

(Der Beschluß folgt.)

Lebensgeister. Gegenwärtiges und Zukünftiges, von Karl Tropus. Leipzig, Hunger. 1842. 8. 2 Thlr.

Das Büchlein soll, nach des Verf. Wunsch, als Commentar zu unsern schönsten Hoffnungen betrachtet werden, und er meint, daß es mehr Wahrheit enthalte, als er öffentlich selbst gestehen dürfe. Der kargen Erzählung lägen Facta zum Grunde, die sich zu einem rein künstlerischen Gebilde in der Folge gestalten ließen. „Das Buch soll anregen und entflammen!"

Aber doch nur Die, welche mit den Ansichten des Verf., oder den Ansichten, welche er in dem Buche als die seinigen vorträgt, einverstanden sind! Es ist gewidmet an Graf Benzel-Sternau, Ludwig Feuerbach, Johann Jacoby, Franz Liszt und Arnold Ruge, und die eingeflochtenen Aphorismen überwiegen die zum Grunde liegende Erzählung dermaßen, daß der Verf. es selbst nicht in Abrede stellt, daß sie das eigentliche Fundament sind, um die erst später das lose Gewand einer geschichtlichen Fabel geschlungen wurde. Diese Aphorismen, längere und kürzere, werden ihre Freunde finden; ob sie diese aber anregen und entflammen werden, bleibe dahingestellt, da sie gewiß schon ebenso lebhaft als der Verf. angeregt und entflammt sind. Es heißt unter Anderm: „Eines der freiesten, muthigsten, redlichsten publicistischen Institute sind die Deutschen, ehedem Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, die, früher von Preußen aus redigirt, endlich mit Leib und Seele nach Sachsen auswandern mußten. Ruge ist ein wackerer, ehrenwerther Streiter, der um sich eine tüchtige Schar erprobter Mitkämpfer gesammelt; wir nennen nur Strauß, Feuerbach, Köppen. Auch der uneigennützige Verleger, der freiheitsdurstige Otto Wigand, muß rühmlichst genannt werden und hat auf den Dank aller Liberalen, im Leben und in der Wissenschaft, den vollsten Anspruch. Seit der Zwangsübersiedelung der Deutschen Jahrbücher hat sich das gebildete Deutschland diesem freimüthigen, publicistischen und wissenschaftlichen Organe immer mehr und inniger angenähert und mit seinen offenen, herrlichen Tendenzen befreundet."

In dem Romane findet sich ein Entwurf einer allgemeinen Verfassungsurkunde in 57 Artikeln und ein Plan zu einer Nationalrepräsentation in 15 Artikeln. Nach diesem letztern treten die Volksrepräsentanten als Tribunen auf; die Nationalrepräsentation hat ihren Sitz in keiner Residenz eines Fürsten, und der Nationalversammlung liegt es ob, über innere und äußere Interessen der einzelnen Staaten zu wachen. Der Nationalrath sorgt für eine intellectuelle, industrielle und mercantile Entwickelung des ganzen Staats und soll auch eine allgemeine Seemacht begründen. Da die Ansichten des Ref. in diesen Stücken sehr entfernt sind von denen des Verf., so beginge er ein Unrecht, wenn er sich zum Richter über ihn als Dichter aufwürfe, da die ganze Dichtung, wie gesagt, nur die versuchte Personificirung der zum Grunde liegenden Gedanken ist. Ebenso wenig aber fühlt er sich veranlaßt, gegen ihn als Verfechter des entgegengesetzten Systems aufzutreten, einestheils, da er dies nicht ist und in mehren Punkten gern dem Verf. beistimmt, anderntheils, da hier nicht der Ort dafür ist und die entgegengesetzte Partei der Streiter ebenso wenig ermangelt als die des Verf. Der Roman schließt damit, daß jene beregte Volksvertretung von einem Fürsten wirklich ins Leben gerufen worden ist, und der Held des Romans und seine Freunde, früher als Demagogen verfolgt, kommen zu Ehren. Jener wird Präsident des Nationalraths, ein liberaler Prinz wirkt mächtig ein, und das Buch schließt mit dem Votum: „Mag die Zukunft uns Alle solch einer an Früchten reichen, schönen, freien Zeit entgegenführen."

Fiat, wenn auch die Wünsche darüber, was unter dem „solch eine" zu verstehen, sehr verschieden sind. Meine Wünsche sind, wie gesagt, verschieden von denen des Verf. über Das, was einer Volksversammlung obliegt, die vollauf zu thun hat, wenn sie nur Rath gibt, die Stimme des Volks wirklich ausspricht und die Handlungen der Regierung überwacht, als ohne welche letztere, und zwar eine kräftige, kein Vorwärts möglich, sondern nur ein Rückwärts zu fürchten ist. Andern Wünschen und andern Träumen bleibe ihr Recht unbenommen. Wir freuen uns, wenn sie offen und deutlich ausgesprochen werden, es kann nur zur allgemeinen Verständigung wirken, und wir bedauern aufrichtig, wenn der Verf., aus Censurrücksichten, mit andern hat hinterm Berge bleiben müssen. Warum unternimmt es aber

Niemand, in einem utopischen Romane das Deutschland ganz so und vollständig zu schildern, wie er es sich auf jenem Wege erreichbar denkt. Die Meisten haben einen auferstandenen Michel gemalt. Wohlan, unternehme es ein Dichter: das künftige Deutschland nach Ruge-Feuerbach-Herwegh'schen Gedanken zu malen, nicht die Kämpfe darum, sondern die Errungenschaft, das seiende, in seiner neuen Gestalt conservative, legitime, über allen Zweifel anerkannte, freie Deutschland mit völliger Gleichheit der Bürger, ohne Stände, ohne, oder mit Schattenfürsten, mit einer regierenden Volksversammlung, mit Nachbarn, die sich wohl oder übel dabei befinden, und mit der ersehnten Flotte. Dann weiß Jeder, woran er sich zu halten hat, ob er mit arbeiten soll, diesen Zustand herbeizuführen, oder, ob es besser ist, am Alten festzuhalten und nur zu flicken und zu restauriren. An der poetischen Malerei des ewigen Weltfriedens ist die Poesie und Theologie noch immer gescheitert; auch der Evangelist Johannes hat uns das tausendjährige Reich nicht klar und wünschenswerth zu schildern gewußt, so wenig als Dante die Freuden des Paradieses. Das freie Deutschland ist eine leichtere Aufgabe. Wenn das Bewußtsein erst da und klar ist: so und nicht anders muß es werden, damit wir Alle befriedigt und glücklich werden, alsdann finden sich die Mittel und Wege von selbst. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Le Léman, ou voyage pittoresque, historique et littéraire à Genève et dans le canton de Vaud, par M. *Bailly de Lalonde*. Zwei Bände. Paris 1842.

Der Verf. schildert in zwei starken Bänden eine Reise, die kaum drei Monate gedauert hat. Indessen würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß er alle geringfügigen Ereignisse seiner Reise aufs breiteste erzählt. Die Persönlichkeit des Reisenden tritt bei diesem Werke fast gänzlich in den Hintergrund, und es ist nur dadurch so sehr angeschwollen, daß der Verf. sich in die ausführlichsten Schilderungen Dessen, was er gesehen hat, einläßt und sorgfältig jede historische und artistische Notiz aufliest, die er auf seinem Wege findet. So ergeht sich der Verf. in langen geognostischen und botanischen Betrachtungen und zählt uns die Namen aller Winde auf, welche die Fläche des Genfersees kräuseln. Unter den zahlreichen Excursen, die der Verf. seinem Werke einschaltet, befinden sich mehre, die nicht ohne Interesse sind. So verdienen besonders die Notizen über mehre Handschriften J. J. Rousseau's, die bisher zum Theil noch unbekannt waren, hervorgehoben zu werden. Hr. Lalonde hat dieselben mit großer Aufmerksamkeit durchgesehen und Alles, was er von den zahlreichen Veränderungen und von den verschiedenen Varianten sagt, kann als Beleg zu der Behauptung Rousseau's dienen, daß vielleicht nie ein Mensch mit mehr Anstrengung als er geschrieben habe. Ein gewisser Hr. Coindet, mit dem Hr. Lalonde bekannt geworden war, besitzt ungefähr 120 Briefe Rousseau's, von denen der größte Theil noch gar nicht gedruckt ist. Bei mehren derselben zeigt sich die ganze Sonderbarkeit Rousseau's, die in seinen spätern Jahren immer mehr heraustrat. Er pflegte nämlich, wahrscheinlich um den Personen, mit denen er sich unterhalten wollte, seine traurige geistige Stimmung auszudrücken, mit folgenden vier Versen, die mit dem Briefe selbst in weiter keiner Verbindung standen, anzufangen:

> Pauvres aveugles que nous sommes!
> Ciel, démasque les imposteurs,
> Et force leurs barbare coeurs
> A s'ouvrir aux regards des hommes.

Diese merkwürdige Art, seine Briefe anzuheben, die Rousseau im J. 1770 angenommen hatte, dauerte indessen nicht lange; wahrscheinlich fühlte er selbst die Lächerlichkeit derselben. Eins der wichtigsten Stücke dieser Sammlung ist ein Brief vom Vater Rousseau's an Frau von Warens. Der alte genfer Uhrmacher zeigt sich wenig erbaut darüber, daß sein Sohn, statt ein ordentliches Handwerk zu lernen, seine Zeit mit den Büchern hinbringt. Außer den Notizen über Jean Jacques sind in dieser Reise die biographischen Nachrichten von der Familie Mallet (P. H. Mallet, der Geschichtsforscher; Mallet-Prévost, der Geograph; Mallet-Dupan, Journalist; J. A. Mallet, Astronom) hervorzuheben. Überhaupt ist der literarische Theil dieses Werks besonders reich.

L'Espagne artistique et monumentale.

Unter den neuern artistisch-literarischen Publicationen zeichnet sich sowol was künstlerische Ausführung als Gediegenheit des Textes betrifft obiges Werk vortheilhaft aus. Die artistische Besorgung hat der bekannte Villa-Amil übernommen, der Text aber wird von namhaften spanischen Gelehrten verfaßt. Der Redacteur-en-chef ist ein gewisser Don Patricio de la Escosura. Unter den Hauptmitarbeitern nennen wir nur die Namen eines Martinez de la Rosa, Eugenio de Ochoa, von dem nächstens ein ausführlicher Katalog der spanischen Manuscripte, welche auf der großen pariser Bibliothek aufbewahrt werden, erscheinen soll u. s. w. Beim Durchblättern dieses großartigen, prächtig ausgestatteten Werkes ist uns besonders die Verschiedenheit aufgefallen, die unter den abgebildeten architektonischen Monumenten herrscht. Alle verschiedenen Style der Baukunst spielen hier untereinander herum. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit, die jedem Kunstfreund in Spanien auffallen muß. In Cordova findet man Moscheen, in Granada einen Palast aus der Zeit der Mauren, in Toledo eine prächtige gothische Kirche, in Madrid Gotteshäuser im Stile Ludwig's XV. Auch die Römer haben hier die Spuren ihrer Herrschaft gelassen. Catalonien, besonders Tarragona, ist voll von Wasserleitungen, von Landstraßen und Bollwerken, die an die gestürzte Macht der Herrscherin der Welt erinnern. Die Verf. der Einleitung zu diesem Werke führen diese Idee, die wir hier nur andeuten können, ausführlicher durch. Dieses Werk hat besonders deshalb eine so hohe Bedeutung, weil in Spanien besonders die Kunst zum Verständniß der Geschichte dienen kann. Ein geistreicher Kunstkenner hat in einem Aufsatze über die reiche Gemäldesammlung des verstorbenen Aguado den Gedanken ausgesprochen, daß man erst dann den starren Charakter eines Philipp II. versteht, wenn man sich in die tiefsinnigen Bilder eines Murillo und Velasquez versenkt hat. Ebenso läßt sich behaupten, daß nur Demjenigen das Verständniß der wichtigen Geschichte Spaniens aufgeht, der die zahlreichen Überreste der spanischen Architektur studirt hat, denn, wie die Verf. der Einleitung zu diesem Werke mit Recht sagen: die Geschichte Spaniens ist vollständig in seiner Baukunst.

Der Präsident de Brosses hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Franzosen in seiner Geschichte der von Sallust behandelten Epoche ein Muster gegeben, wie das Leben der alten Welt aufzufassen und darzustellen ist. Er hat indessen erst in neuerer Zeit würdige Nachfolger gefunden. Gewöhnlich haben sich die Historiker, welche die alte Welt behandeln, von dem Wuste philologischer Gelehrsamkeit nicht losmachen können. Erst Lerminier, der bisher nur einzelne Studien über die römische Geschichte herausgegeben hat, und Michelet, der die Geschichte Roms ausführlicher dargestellt hat, genügen den Anfoderungen einer wahren Historik. Besonders ist das kunstreiche Werk Michelet's, das sich an die großartige Geschichte Niebuhr's (von M. de Golbéry ins Französische übersetzt) anlehnt, beachtungswerth; nur hat vielleicht Michelet gar zu viel Kunst hineingetragen. Seitdem sind nun bereits mehre recht verdienstvolle Arbeiten aus dieser neuern historischen Schule hervorgegangen. Zu denselben ist ein soeben erschienenes Werk: „Cicéron et son siècle", von A. F. Gautier, zu zählen, das sich zwar nicht zu einer so freien Anschauung, wie sie Michelet's Geschichte bietet, erhebt, das sich aber doch vortheilhaft von den bisherigen historischen Arbeiten über das Alterthum unterscheidet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 7. — 7. Januar 1843.

Weibliche Schriftsteller.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Nach der „Faustine" erschien „Ulrich". „Ulrich" hat schon zu viel von der routinirten Schriftstellerin, von der Praxis des Buchhandels. In „Ulrich" ist allerdings Poesie, aber eine raisonnirende, eine forcirte Poesie. Die Episode „Die erste Liebe" wäre ein Stück Faustine, wenn nicht Ekel und Widerwille sich ins Ende mischte. Melusine, das liebliche, träumerische, durchsichtige Geschöpf, das die Villa Pliniana zur Staffage hat, die in ihrem Rosamousselinkleide kaum die Erde berührt und dann in wahnsinnig entzückender Liebe Ulrich in die Arme stürzt, Melusine ist und bleibt die Maitresse eines vornehmen Herrn!! Daß sie es vor ihrer Liebe zu Ulrich war, beklagen wir zwar, aber wir entschuldigen es doch, aber nach Ulrich noch sündigen, nach Ulrich noch den Leib verkaufen, den Ulrich durch Liebe und Küsse geheiligt hat, das ist verbrecherisch, das macht, daß man Buch in die Ecke des Zimmers schleudert und sich aufgelöst, schmerzerfüllt aufs Sopha wirft. Indeß — man nimmt das Buch doch wieder auf, man will doch sehen, was aus dem Ulrich wird. Ulrich ist eine liebebedürftige Natur; da Melusine ihm so arg mitgespielt hat, will er nun in der Ehe (ein verbrauchtes Mittel für viele Männer) ein frisches geistiges Bad nehmen. Aber siehe da, er trifft auf eine Frau, die zwar sehr schön ist und liebenswürdig thut, die aber einen Zug des Eigensinns zwischen der Stirne sitzen hat. Mittels dieses Eigensinns findet sie denn auch die Kräfte in sich, Ulrich am Hochzeitabend in den bereitstehenden Zimmern mit dem Hut auf dem Kopf und den vielen Wachslichtern um sie herum, auf die Frage: was sie wolle? zu erklären: Ich will allein sein! Jetzt und immer, sagt Ulrich bestimmt. Unika bleibt allein, nicht etwa blos am Hochzeitabend, sondern Jahre, sondern ihr Leben hindurch. Unika liebt Ulrich, aber so weit geht bei dem eigensinnigen Weibe die Liebe nicht, daß sie dem geliebten Mann um den Hals fallen und sagen sollte: Vergib die Vergangenheit! nein, das Wort kommt nicht über die festgeschlossenen, feingeschlitzten Lippen. Versöhnend neben diesem Unweib steht ein Weib, ein echtes, rechtes Weib, ein Weib, so zart, so lieb, so gut, so sanft, daß es Einem wie Mondstrahl ins Herz dringt. Margaretha ist ein Weib; in der findet der Leser die gesuchte, oft vermißte Weiblichkeit der Verf., für die kann er sich enthusiasmiren, an die kann er heraufsehen, für die darf er Thränen vergießen. Durch Margaretha gewinnt der Leser wieder Vertrauen zu der Verf., er fängt an zu ahnen, daß der Dichter oft durch allerlei Wasser- und Feuerproben hindurch muß, ehe er vollständig geläutert ist. Er nimmt Faustine nicht mehr für einen Fehler, sondern für einen Irrthum. Mit dem Charakter Ulrich's wird kein Mann und noch weniger eine Frau zufrieden sein. Der lockere Herr weiß sich ganz prächtig seinen Liebesschmerz mit Actricen und dergleichen zu heilen; er zerstreut sich durch Unwürdiges, nachdem er für das Würdigste entglüht war. Das Ganze ist wieder in die schillernden Farben der Phantasie getaucht; es steht da wie ein Genrebild des Jahrhunderts, wie ein treues Conterfei einer Zeit, in der die gesellschaftlichen Zustände mit den natürlichen confus durcheinanderlaufen. Zwar ist es aus dem Leben und der Erfahrung geschöpft, aber es ist dennoch mehr wahr als erhebend, mehr betrübend als belehrend, es hat also als Roman seinen Zweck verfehlt, denn der Roman soll uns neben dem Bösen auch das Gute und zwar beides im rechten Lichte zeigen; die Lichter der Gräfin Hahn fallen nicht geradezu auf die Bilder, sie sind nur hier und da als Zufälligkeiten angebracht, sie macht uns nachdenklich, traurig, zuweilen sogar schwankend, ein Beweis mehr, daß sie selbst mit sich nicht im Reinen, auch Andern nicht das Wahre zeigen kann.

Die „Reisebriefe" stellen die Individualität der Verf. heraus. Was sie im Roman in Bildern und Situationen metaphorisch ausgedrückt hat, spricht sich hier positiv durch das „Ich" aus. Faustine, die Gräfin Schönborn, Ulrich u. s. w. haben genug geredet; nun redet die Verf. selbst. Man kann der spielenden, über den Strom des Lebens hinschwebenden Libelle doch endlich nahe kommen, man weiß doch endlich, daß die Gräfin Hahn eine Absolutistin, eine Aristokratin ist, die bei all ihrem gelehrten Sprachvorrath, bei all ihrer Gedankenfülle, bei all ihrer erstaunenswerthen Freiheit nicht eine von der Erde losgelöste Seele, sondern ein Geist ist, der mit Starrheit an gewissen Formen klebt. In den „Reisebriefen" zeigt sie ihre Kraft und ihre Schwäche, ihren Hochmuth und ihre Demuth. Bald ist sie liebens-, bald hassenswürdig, bald zieht

sie in den Krieg, läßt ihre Fahne flattern, schlägt rechts und links, oft blindlings drein, bald ruht sie an Waldbächen, phantasirt auf Spaniens Boden, schlummert unter Pinien und Cypressen oder lauscht den Gesängen der Nachtigall. Sie hat in die „Reisebriefe“ ihre ganze bezaubernde, herausfodernde, irrthumreiche Individualität gegossen; sie hat uns vergönnt, tiefe Blicke in ein Herz zu thun, das manchen Kampf gewagt, manchen Schmerz durchrungen, manchen auf Erziehung und Vorurtheil gebauten Grundsatz durchgekämpft hat. Die Gräfin Hahn ist eine ausgezeichnete und, was mehr ist, eine edle Natur, aber sie wandelt noch in den Irrgängen des Lebens; ihr klebt noch viel von dem Aristokratismus, der das Menschliche scheucht, an; sie ist mehr Welt- als Himmelsbürgerin. Sie hat viel Sehnsucht, viel Kummer, viel Ungeduld, sie steht noch im, nicht über dem Leben. Ihre Bilderbeschreibungen, ihre Bewunderung für Murillo, ihre politischen Ansichten über Spaniens Zustände verrathen ein feines, durch und durch feines Urtheil. Man sieht immer diese Gräfin Hahn, wie sie nachlässig auf ihrem Sopha ruht, über Dies oder Jenes redet, Dieses oder Jenes lobt, Dies oder Jenes angreift, oder auch, man sieht sie in der Alhambra staunend, hingerissen, entzückt, aber doch immer sie, sich nicht vergessend, sich drängend in den Vordergrund des Buchs. Es ist das Selbstgefühl, das sie dazu treibt; mag ihr das Schicksal Manches versagt haben, sie fühlt, es hätte ihr Alles gewähren sollen. Sie hat ein Recht an Glück, ein Verlangen nach Befriedigung. Die Gräfin Hahn ist unstreitig eine Schriftstellerin unserer Epoche, sie spiegelt in sich viele Zeichen der Zeit, sie ringt nach Entfesselung, nach Wahrheit, sie legt die glühende Wange an die Kälte des Lebens, sie umfaßt mit Kraft, ja mit Heftigkeit das Bret, das ihr der Schiffbruch ließ; sie stürzt sich in Abgründe oder rudert auf Oceanen. Sie mischt sich in Alles, will Alles wissen, über Alles urtheilen. Auch dazu hat sie ein Recht; indeß entsteht daraus doch eine Vielrederei, die ihrem Talent Abbruch thut. Sie spricht zu viel, sie ist nicht sanft, nicht gesammelt genug. Das klappert und summt in ihren Briefen, daß man Augenblicke der tiefsten Ermüdung, wie etwa am Rheinfall hat, wo man sich herzlich, vom betäubenden Eindruck hinweg, nach Ruhe sehnt. Die Gräfin Hahn ist unruhig, irrwischartig, sie hat immer offene Augen; nie sinkt sie und feiert den großen Moment der innern Einkehr. Wie Eva hat sie für Alles Gründe, für Alles Vorwände. Der Stil ist im Allgemeinen schön, sie geht nicht auf Stelzen, sie schlendert natürlich durch die Hecken ihrer Gedanken, aber sie hat doch im Stil ihre aristokratische Seite mit hineingebracht, diese Pückler'sche Vornehmthuerei, die französirt und affectirt, die ein Ragout von ausländischen Vögeln bietet, indessen unser gesunder Magen sich herzlich nach echtem deutschen Saft, nach Harmonie und Einfachheit sehnt.

War die Gräfin Hahn in ihren „Reisebriefen“ ein bischen übermüthig, ein bischen wegwerfend, ein bischen absprechend, so überbietet sie sich von dieser Seite in den „Erinnerungen aus und an Frankreich“. Warum theilte sie dem Publicum eine naiv gestandene Erschöpfung mit, die sie, von Spanien kommend, in Frankreich empfunden habe? Wer erschöpft ist, hängt von Migraine, von Vapeurs, von Wind und Wetter, also von unberechenbaren Zuständen ab, die das Urtheil verrücken; der soll nicht schreiben, der soll sich ausruhen. Die „Erinnerungen“ sind neben einem dominirenden Verstande, neben einem immer schlagfertigen, neben einem zu allem Widerspruch aufgelegten Urtheil voll weiblicher Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, Ungereimtheiten, die uns um so bedauerlicher erschienen sind, als ein solcher Geist freier, unmittelbarer dastehen müßte. Warum ist denn Frankreich eine geschminkte und galvanisirte Riesenleiche, warum schüttelt unsere liebliche Gräfin den französischen Staub von ihrem Gewande und stürzt sich jubelnd in die Arme des Rheins? Eben weil sie eine exclusive, eine wegwerfende, ja eine trotzige Natur ist. Sie prüft nichts; was ihr gefällt, das gefällt ihr; was ihr misfällt, das misfällt ihr, aber sie bleibt nicht stehen, sie fragt sich nicht mit der Hand auf der Stirne: Ist das recht, ist das schön, ist das wahr? Sie ist capriciös und in dieser capriciösen Form offen und ehrlich. Ob sie aber mit diesem, ihrem innersten Wesen zu den Quellen des Verständnisses gelangen, ob sie nicht vielmehr der harmonischen klaren durchsichtigen Darstellung entbehren wird, das lassen wir unentschieden. Wir glauben sie noch keineswegs eins mit sich, wir halten sie für unbesonnen in der Begeisterung, unfähig zur völligen Beherrschung des Stoffes, der weltlichen, aber keineswegs der Sokratischen Ironie anheimgefallen. Sie hat Augenblicke tiefen Unglaubens; sie ist dann in einem schmachtenden Zustande, kläglich aus ihrem Element herausgeschnellt, bis irgend ein glücklicher Zufall sie wieder in die sanften Schwingungen bringt, wo der Pendel des Herzens zwischen Religion und Poesie, Wahrheit und Schönheit, Wissenschaft und Kunst gleichmäßig und beschwichtigend auf- und abschwebt. Da sie nicht sowol das Leben als tausend kleine Plane vor Augen hat, so ist sie noch nicht zu einer allgemeinen philosophischen Lebensansicht gelangt; sie trinkt noch nicht aus dem kargen Becher der Enthaltsamkeit, sie hat noch kein inneres Maß. Natürlich, daß ihre Bücher eine hastige Angst, eine Überreizung und Sättigung verrathen, die wir für die Menge als gefährlich bezeichnen müssen. Da sich nämlich die Gräfin Hahn in Alles mischt, da sie bald von Religion, bald von Poesie, bald vom Staat, bald von Wissenschaft und Kunst, bald vom Verstande, bald vom Herzen redet, so trägt sie auch über Alles ihre Ansicht und zwar im natürlichsten, oft im verführerischen Gewande vor. Sie wirkt, sie hat Einfluß, aber ihr fehlt Sanftmuth und Güte. Sie hat sich aus dem Leben herausgesprochen, sie muß sich wieder in dasselbe hineinfließen lassen. Oft zerstört sie das Vorhandene, aber öfters noch gibt sie nichts Höheres; sie ist mehr Frau als Mensch, mehr adelig als menschlich. Die aristokratischen Rechte gelten ihr zu viel; die hochherzigen Thaten, zu denen uns die Gefühle für die leidenden Brüder anfeuern sollten, sind ihr fremd. Weil sie Alles auf sich bezieht, ist sie selbstsüchtig; sie ist nicht aus der Natur wie eine

„entfesselte Blume“ hervorgesprossen, sie ist eine Zimmer-, eine Salonblüte. Daher ihr Mangel an einfacher Wahrheit, aber auch ihre Sehnsucht darnach. Wir zweifeln nicht, daß die Gräfin Hahn, wenn sie die ästhetische Weltanschauung inne haben wird und sich von dem Einflusse des Äußern zu dem lossagenden Gedanken erhebt, eine nicht blos wirkende, sondern auch bleibende Erscheinung werden wird. Sie wird sich zur Vermittlerin der Poesie, zur Vermittlerin der wahren Gefühle, zur Dolmetscherin der rein geistigen Bestrebungen emporschwingen. Mit dem Stern auf der Stirn wird sie voranfliegen und ein Wegweiser für die Unkundigen, ein Tröster für die Bedürftigen sein. Daß sie es noch nicht ist, liegt lediglich an einer gewissen sinnlichen Breite ihrer Schriften, die sie der Sammlung entzieht. Sie ist eine heftige Natur; die Gewitterregion liegt ihr nahe, sie schleudert Blitze, wo sie Sonnenstrahlen senden sollte. Das wird bald besser sein, sie wird vermittelnder, freundlicher, umgänglicher werden. Die Lehren, die sie von außen empfängt, werden nicht unbenutzt vorübergehen. Sie wird erkennen, daß die Literatur viel von ihr verlangen, aber nur Gediegenes empfangen darf. 11.

Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung von **Eduard von Bülow**. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieses, mit der nachgesuchten Approbation des hohen katholischen Consistoriums im Königreich Sachsen versehene Werkchen enthält zwar nur längst Bekanntes; indeß da immer wieder neue Leser heranwachsen, denen das Alte neu sein muß, so kann es wol sein, daß der Autor einem Bedarf unserer Literatur damit genügt. Auf jeden Fall hat er den richtigen Ton gefunden, worin die christliche Legende vorgetragen werden muß; es ist einfacher, schlichter Stil, der Ton der Überzeugung, ein kunstloser Vortrag, ein Anlehnen des Wunderbaren an das Natürliche durch poetische Läuterung. Der Verf. versichert, in keiner der vorhandenen Legendensammlungen, in Versen oder Prosa, in Nord- oder Süddeutschland, zu poetischen oder kirchlichen Zwecken geschrieben, die Bedingungen, welche er sich selbst gestellt, erfüllt gefunden zu haben, und Ref. gesteht ihm zu, daß er geleistet, was in diesem Fach zu leisten ist. „Die echte erhabene Poesie ist ja die Schwester der Religion, und ein einträchtiges Zusammenhalten beider wird jederzeit nur zu ihrem eigenen Frommen in der Erhebung und Läuterung ihrer Gläubigen gereichen.“ So sagt er sehr schön in der Vorrede, und dieses Wort ist auch die Brille, durch welche der Beurtheiler die einfachen, gemüthlichen, oft ergreifenden Erzählungen lesen muß Sie sind zwar mehr geschrieben für Leute, welche nicht urtheilen, sondern sich dem Eindruck blind hingeben. Der vorliegenden Legenden sind zwölf: 1) „Die heiligen drei Könige“; 2) „Der heilige Christophorus“; 3) „Der heilige Einsiedler Paulus“; 4) „Die heilige Maria aus Ägypten“; 5) „Der heilige Melchior“; 6) „Die heilige Theodora von Alexandrien“; 7) „Der heilige Gregorius vom Steine“; 8) „Die heilige Pfalzgräfin Genovefa“; 9) „Der heilige Alexius“; 10) „Der heilige Waldbruder Meinhard“; 11) „Die ungetreue Gottesbraut“; 12) „Robert der Teufel“. „Die heilige Maria aus Ägypten“ fesselt die Phantasie des Lesers gleich einer Novelle und ist die Trägerin der christlichen Glaubenslehre von Vergebung der Sünderinnen. „Christophorus“ zeigt, daß die Gottesverehrung durch die That der des Glaubens und Betens an die Seite gestellt werden kann. So ist jede dieser Legenden ein Beleg zu irgend einer christlichen Glaubens- oder Sittenlehre. Solch ein Buch kann nur Gutes wirken und muß sich eines großen Publicums erfreuen; es ist für Frauen und Männer, für Gebildete und Ungebildete, für Erwachsene und für Halberwachsene; es paßt für höhere Stände und auch für das Volk, und zwar den Volksbibliotheken vor allen, möchten wir es empfehlen. 12.

Specimens of the popular poetry of Persia, and the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian see. Collected and translated by *Alexander Chodsko*. London, printed for the Oriental Translation Fund. 1842.

Ein interessantes Werk, eine Sammlung der ungedruckten Dichtungen Nordpersiens, welche Chodzko aus dem Munde des Volks sammelte. Die Sitten, der Charakter, die Gebräuche der Volksstämme, unter welchen diese Volksgedichte im Gange sind, erhalten durch sie manches neue Licht. Das längste und am meisten anziehende Stück dieser Sammlung ist betitelt: „Abenteuer und Stegreifdichtungen des Kurroglou, Banditen-Minstrels des nördlichen Persiens.“ Kurroglou blühte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war zugleich als Bandit und Dichter berühmt und ist noch der Nationalsänger und Musterheld seines Volksstammes; ja, kein Fest wird noch gegenwärtig gefeiert, ohne daß seine Abenteuer oder Gesänge recitirt werden. Kurroglou ist in der That die Personification der Ritterlichkeit dieser Nomadentribus. Er streifte umher, um irgend eine reiche Karavane zu plündern, oder einen wohlhabenden District zu berauben. Oft trieb ihn auch die bloße Lust zu Abenteuern und Gefahren. Die Weiber behandelte er in echt orientalischer Weise und betrachtete sie wie Thiere, welche auf dem Markte verkauft, oder wie jede andere Beute durch das Schwert gewonnen werden, wie Spielzeug, welches man wegwirft, wenn der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Doch ist der in diesen Gesängen geschilderte Charakter der Weiber wirklich von der Art, daß die geringe Achtung, in der sie bei dem Krieger stehen, gewissermaßen gerechtfertigt wird. Die Prinzessin Nighara zum Beispiel hört von des Räubers Heldenmuth, wird von Liebe zu ihm ergriffen und sendet ihm einen Liebesbrief mit ihrem Bildniß. Kurroglou geht unverzüglich nach Konstantinopel und erhält Zulaß im Palaste, da er sich als Haji oder Pilger verkleidet hat und vorgibt, er bringe eine Botschaft von ihrem Vater, welcher gerade auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war. Während er als Chavusch oder Bote angekündigt wird, wirft er seine Verkleidung ab. Die Prinzessin erscheint mit ihren Dienerinnen. Wo ist der Bote? fragt sie eine derselben, welche ihn angekündigt hatte. Bei Allah schwöre ich, antwortete diese, daß dieser Mann dort der Haji war und einen Turban auf seinem Haupte trug. Die Dienerin wendet sich zu Kurroglou und fragt: Wo ist der Haji, der vor dir hier war? Hebe dich weg, Närrin! antwortete dieser, Niemand war hier als ich selbst. Das arme Ding kommt zur Prinzessin zurück und schwört bei Allem, daß der Haji, den sie vorher gesehen, sich verwandelt habe. Bübin! ruft die Prinzessin, du hast mir in der That einen allerliebsten Haji eingeführt. Ohne Zweifel hat er dir einen Kuß oder so etwas gegeben. Wohlan, ihr Mädchen, bringt die Ruthen her! In einem Augenblicke war das Mädchen an die Falaka befestigt und unzählige Streiche fielen auf ihre Fußsohlen nieder. Kurroglou suchte zu vermitteln, aber der Zorn der Prinzessin kehrte sich nun gegen ihn selbst. „Gott bewahre Jedermann“, heißt es hierbei in der Erzählung, „unter die Nägel eines wüthenden Weibes zu fallen!“ Ein Hagelregen von Schlägen fiel nun auf Kurroglou. O Prinzessin! rief er aus, hast du nicht Mitleid mit mir, so erbarme dich doch deiner Dienerinnen; ihre Hände und Füße werden schwielig vom Schlagen! Da sagte die Prinzessin: Kommt, ihr Mädchen, wir wollen etwas Wein zu uns nehmen und dann zurückkehren, um

diesen knebelbärtigen Betrüger abermals durchzubläuen! Damit gingen sie, kehrten aber wieder zurück und gaben ihm eine zweite Tracht Prügel; er aber entschlüpfte in einen Teich und während die Mädchen mit Steinen nach ihm warfen, fiel ihm glücklicherweise der ihm gesendete Brief ein, dessen er sogleich erwähnte. Alsobald war die Scene verändert. Wenn du Kurroglou bist, rief da die Prinzessin, so verzeihe mir, mein Kurroglou! Wenn ich dich beleidigte, so geschah es, weil ich nicht wußte, wer du warst; wenn ich dich schmähte, so steht es dir frei, mir die Zunge auszuschneiden; wenn ich dich schlug, so erlaube ich dir, mir die Hand zu verstümmeln; nur verzeihe mir! u. s. w. Als er aus dem Wasser kam, war ihm die Prinzessin mit eigener Hand behülflich. Man brachte ihm einen Mantel, der ihm ganz gut paßte; die Prinzessin und Kurroglou schlangen Jeder den Arm um des Andern Nacken und so vereint gingen sie in den Kiosk und tranken nach türkischem Gebrauch, er zuerst, dann sie, einen Schluck Wein aus demselben Becher. Natürlich ging die Prinzessin mit dem Banditen durch. Aber ein werthvolles Gut war für Kurroglou sein Roß, Kyrat, an welches er begeisterte Oden richtete, die zu den volksthümlichsten unter seinen Gesängen gehören. Zuletzt ging Kurroglou an des Königs von Persien Hof, um sich ihm auszuliefern. Zwei Hofleute überredeten ihn, mit ihnen die Nacht zuzubringen; da tödteten sie sein Pferd, und Kurroglou, der den Verlust seines Lieblingsrosses nicht überleben wollte, bot seinen Nacken freiwillig den Streichen der Meuchelmörder dar.

Mehre persische Gesänge stammen aus dem Harem des letztverstorbenen Königs, Futteh Ali Schah; er war selbst Dichter, und eine Sammlung seiner Ghaselen, unter seiner Leitung niedergeschrieben, befindet sich im Britischen Museum. Einige derselben sind grobsinnlicher Natur. Die Gesänge der Ghilanis, Mazenderanis und anderer Stämme an der Küste des Kaspischen Meeres haben die Eigenthümlichkeit, daß sie, wie die Psalmen, in einer Art parallelisirender Distichen geschrieben sind. Chodzko hat uns durch dieses Werk mit einer ganz neuen Literatur bekannt gemacht; denn die andern Reisenden nahmen an, daß die Gesänge der Barden (Auschicks) aus Firdusi, Sadi und Nizami genommen seien. Man hat den Wunsch geäußert, daß auch der Originaltext dieser kaspischen Dichtungen veröffentlicht werden möge, indem man glaubt, daß die reine Zendsprache sich in diesen abgelegenen Gebirgsgegenden unvermischter erhalten habe als in den Flachländern, die so häufig eine Beute arabischer, mongolischer und türkischer Eroberer gewesen sind. 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wir haben in unsern flüchtigen Notizen über die neuen Erscheinungen der französischen Literatur zu wiederholten Malen der Romane des talentvollen Pitre-Chevalier erwähnt. Der größte Theil derselben spielt in der Geburtsgegend des Verf. und derselbe ist gewissermaßen als der Walter Scott der Bretagne zu betrachten. In jedem neuen Werke entwickelt sich das Talent des Romandichters immer kräftiger und origineller und sein neuester Roman: „La chambre de la reine", ist den besten Erscheinungen der Gegenwart auf diesem Gebiete an die Seite zu stellen. Ungeachtet der großen Productivität des Verf. sind seine Bilder doch ungleich fleißiger gearbeitet und sorgfältiger ausgeführt als der größte Theil der Werke der übrigen neuern französischen Romanschreiber.

Vor kurzem ist der letzte Band der Vorlesungen über Naturrecht von Jouffroy erschienen („Cours de droit naturel professé par *Th. Jouffroy*"), und wir können nun den Verlust, den Frankreich durch den Tod dieses jungen Philosophen erlitten hat, in seinem ganzen Umfange beurtheilen. Unter den verschiedenen andern Vorlesungen, die im Druck erscheinen, sind besonders die von Michel Chevalier über Nationalökonomie hervorzuheben, deren wir in diesen Blättern zu wiederholten Malen erwähnt haben. Sie sind ebenso gediegen in der Form wie im Inhalte. 2.

Bibliographie.

Alexis, W., Der falsche Woldemar. Roman. 3 Bände. 8. Berlin, Buchh. d. Berliner Lesecabinets. 6 Thlr.

Andalusien. Spiegelbilder aus dem Südspanischen Leben. Aus den Briefen eines jungen Deutschen. Herausgegeben von W. Häring (W. Alexis). 8. Berlin, Buchh. d. Berliner Lesecabinets. 1 Thlr. 15 Ngr.

Andersen's, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von L. M. Fouqué. 8. Berlin, Besser. 10 Ngr.

Aue, A. von der, Taschenbuch der Liebe, Freundschaft und Geselligkeit. 16. Anclam und Swinemünde, Dietze. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel, oder: Der Triumph des Glaubens. Das ist: Schreckliche, jedoch wahrhafte und erkleckliche Historia von dem weiland Licentiaten Bruno Bauer; wie selbiger vom Teufel verführet, vom reinen Glauben abgefallen, Oberteufel geworden und endlich kräftiglich entsetzet ist. Christliches Heldengedicht in vier Gesängen. Gr. 12. Neumünster bei Zürich. Ao. 1842. 9¼ Ngr.

Blumenspiele. Vom Verfasser des Werkes: Der Selam des Orients. Gr. 12. Berlin, Burmeister. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brömel, A. T., Die freie Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung und weitern Entwickelung, ihrem Wesen und ihren Folgen. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Die freie Verfassung Norwegens in ihrer geschichtlichen Entstehung, nebst einleitender Vorgeschichte. Gr. 8. Bergen. 2 Thlr.

Das Ehegesetz in seiner historischen mit der Vernunft übereinstimmenden Bedeutung. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 7½ Ngr.

Erwiederung auf „Prüfung des Durchsuchungsrechtes von einem Amerikaner", mit Bemerkungen über einige andere zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten anhängigen Streitfragen. Von einem Engländer. Übersetzt aus dem Englischen. Gr. 8. Berlin, Jonas. 15 Ngr.

Gedichte. 3 Abtheilungen: Psyche. Lieder-Träume und Trümmer. Nachlese. — Auch mit dem Umschlag-Titel: Sammlung von Gedichten. Breit 12. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 1841, 42. 22½ Ngr.

Hesekiel, G., Der Winternachtstraum. Eine Arabeske. Gr. 16. Berlin, Scherk. 10 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Universitäten von Heinr. Wuttke. II. Winterhalbjahr 18⁴²/₄₃. 8. Leipzig, Weidmann. 25 Ngr.

Knappich, J. M., Reden am Grabe. Mit einer Vorrede von J. M. v. Illmensee. 2 Bändchen. 8. Ravensburg, Gradmann u. Knapp. 20 Ngr.

Kopf, D. T., Altes und Neues aus der Mappe eines alten Pädagogen. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschul- und Erziehungswesens im nördlichen Deutschland. 3 Theile. 8. Berlin, Wohlgemuth. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lubojatzky, F., 1840. Historischer Roman. 3 Bände. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nachhall auf das Kölner Dombaulied von R. Prutz. Lex.-8. Stettin, Müller u. Comp. 2½ Ngr.

Reventlow-Farve, Graf C., Dänemark und seine Könige bis zum Antritt des Oldenburger Hauses. 2 Bände. Gr. 8. Kiel, Schwers. 2 Thlr. 15 Ngr.

Slawismus und Pseudomagyarismus. Vom aller Menschenfreunde, nur der Pseudomagyaren Feinde. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 15 Ngr.

Voigt, J., Codex Diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur ältern Geschichte Preußens aus dem Königl. Geheimen Archiv zu Königsberg, nebst Regesten. 2ter Band. Gr. 4. Königsberg, Gebr. Bornträger. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1843.

Über Bevölkerungskunde.

1. Handbuch der Populationistik oder der Völker- und Menschenkunde nach statistischen Erhebnissen. Von Christoph Bernoulli. Zwei Abtheilungen. Ulm, Stettin. 1841. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
2. Statistische Übersicht der Bevölkerung der östreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834—40. Dargestellt von Siegfried Becher. Stuttgart, Cotta. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Über die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien. Von Ferdinand Gobbi. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1841. Imp. 4. 12 Thlr.

Die drei hier zu besprechenden Schriften begegnen sich in dem Objecte. Die zweite stellt aus einem einzelnen Staate und für bestimmte Jahre die Materialien, sorgfältig gesammelt und übersichtlich geordnet, zusammen, deren Gebrauch uns die erste Schrift lehrt und deren wissenschaftliche Erörterung auch in der zweiten Schrift versucht wird. Die dritte endlich macht den Versuch, die Gesetze, welche die erste nur aufzeichnet, auch zu erklären und auf ein höheres Gesetz zurückzuführen. Das Ansammeln statistischer Daten würde eine bloße Spielerei sein, nicht werthvoller, als das Sammeln von Wappen, Schmetterlingen u. dgl. bei Knaben ist, wenn es nicht zu dem Ende geschähe, damit aus diesen Daten Schlüsse gezogen, ihre Gründe erforscht, aus ihnen das Wesen der Verhältnisse und das Gesetz der Kräfte erkannt würde.

Es knüpft sich ein eigener Reiz an diese Untersuchungen über die Gesetze der Bevölkerung, und wenn man sie mit einer so wunderbaren Regelmäßigkeit und Sicherheit walten und Ereignisse, die uns in jedem individuellen Falle als Producte des Zufalls oder als besondere Schickung erscheinen, und die das letztere für das Individuum auch jedenfalls sind, in der Masse der Fälle einer Ordnung und Bestimmtheit unterworfen sieht, welche, wenn alle erfoderlichen Unterlagen gesammelt wären, die zuverlässigste Vorherberechnung erlauben würden: so ist man wol geneigt, hier noch einen geheimern Bezug, ein noch zu enträthselndes tieferes Gesetz zu vermuthen und von hieraus noch weitere Einblicke in die geheime Werkstätte der Natur zu erwarten. Und doch ist die Sache nicht so mysteriös und beziehungsvoll, wie sie aussieht; was aber wunderbar und geheimnißreich an ihr ist, das wird wahrscheinlich immer der menschlichen Forschung unergründlich bleiben. Es handelt sich hier nicht um pythagoräische Zahlenbedeutsamkeit und ebenso wenig um willkürliche Gesetze. Wie überall, so ist auch hier die große Verfassung der Welt auf das Grundgesetz des Causalnexus gegründet und im Bereich unserer Erde sind es verhältnißmäßig wenig einfache Kräfte, durch welche diese gewaltigen Resultate und diese in unendlicher Mannichfaltigkeit sich drängenden Erscheinungen erzeugt und beherrscht werden. Erst wenn wir an jene letzten Gründe selbst und wieder an ihre Beziehung zu der Gestaltung höherer Organismen, der Pflanze, des Thiers, des Menschen kommen, rühren wir an die für den irdischen Blick wol ewig undurchdringlichen Schleier der Geheimnisse. Welcherlei Kräfte da oder dort wirken und was da vorgeht, ist erkannt worden, aber das innerste Wesen dieser Kräfte und das Wie der Operation bleibt verborgen. Ebenso wenn wir die Wirkungen der Gesetze, die wir für die Tausende von Fällen berechnen und in ihrer naturgemäßen Nothwendigkeit erklären mögen, sich nach Raum und Zeit und auf die Individuen vertheilen sehen, trifft es sich wol, daß der aufmerksamere Blick in dem gerade jetzt, gerade so, gerade unter diesen Umständen erfolgenden Eintreten Das zu ahnen vermag, was wir Schicksal, Fügung nennen, was aber in Wahrheit die erziehende Hand des großen Weltmeisters ist. Er hat auch die Kräfte geweckt und in Wirksamkeit gesetzt, die über die Bewegung der Bevölkerung gebieten. In ihrem gleichmäßigen Wirken begegnen ihnen in dem weitern Raume, der gemessenen, längern Zeit, der größern Zahl überall die Bedingungen, unter denen ihr Wirken eintritt, und so wirken sie für das bestimmte Maß von Raum, Zeit und Zahl mit unveränderlicher Sicherheit. In diesem größern Maße verschwinden alle die Abweichungen und besondern Bedingungen des Individuellen und heben sich gegenseitig auf. Aber sie machen sich in der Vertheilung auf Raum und Zeit im Einzelnen geltend und in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihren feinen Schattirungen, ihrem Zusammenwirken, ihrer Abhängigkeit von Tausend äußern scheinbaren Zufälligkeiten, höhern Fügungen, spotten sie jeder Vorherbestimmung, und nur soweit auch bei ihnen ein gleichmäßi-

ges Gesetz in einiger Ausdehnung waltet, mag es von schärferer Beobachtung erkannt werden.

Der Verf. des unter Nr. 3 genannten Werks hat es allerdings versucht, die wahre causa movens, oder doch eine von ihm für die hauptsächlichste gehaltene causa movens, die in allen Populationsverhältnissen wirken soll, nachzuweisen und uns damit einen wichtigen Schritt näher zu dem Innersten des großen Haushalts der Natur zu führen. Wir können diesen Versuch nicht für wahrhaft gelungen halten, auch wenn der Verf. in der Sache selbst nicht geirrt haben sollte. Wir können aber auch, aus später darzulegenden Gründen, keineswegs bedauern, daß der Versuch von Hrn. Dr. Gobbi angestellt worden ist. Durch sein ganzes Werk zieht sich allerdings eine lange Kette physikalischer Hypothesen, über welche wahrscheinlich noch lange Zeit gestritten werden wird und die wir hier nicht erörtern wollen, uns auch nicht competent dafür halten können. Aber das können auch wir sehen, daß man alle diese Hypothesen zugeben kann, ohne die praktische Bedeutung derselben für den vorliegenden Zweck in dem Werke recht überzeugungsvoll nachgewiesen zu sehen, ja nur eigentlich zweckmäßige Anstalten zu dieser Nachweisung in dem Werke zu finden. Die Sache ist nämlich die. Der Verf. geht von der Hypothese des Laplace aus, wonach alle Planeten unsers Sonnensystems aus der ursprünglichen Sonnenatmosphäre entstanden sind, und kommt in ihrem Verfolge auf die ganz wesentliche Bedeutung der Sonne, ganz besonders aber auch des Wassers für die Populationskraft. Er hält sich nun an das Wasser und zeigt zuvörderst in einer sehr interessanten Untersuchung, die man aber, wenn man nur das auf dem Titel Verzeichnete als die Aufgabe dieses Buchs festhalten wollte, viel zu speciell finden würde, die Einwirkung des atmosphärischen Wassers auf den gesammten organischen Proceß, namentlich auf die Verähnlichung der Nahrungsmittel in den ersten Nahrungswegen, auf die Respiration, auf die Wärmeverhältnisse, auf die Elektricität und auf das Licht. Er gibt dann eine Darstellung der hydrographischen Verhältnisse in Belgien und darin in der That eine sehr lehrreiche und verdienstliche Wasserstatistik dieses Landes. Daran schließt sich die Darstellung und Berechnung der physischen Populationskräfte in Belgien. Hier erfahren wir weniger Neues und haben denselben Gegenstand lieber als von Hrn. Gobbi von dem Verf. der Schrift Nr. 1 behandelt gesehen, der den Einfluß vielseitigerer Momente ins Auge faßt. Denn, obgleich Hr. Gobbi in der dritten Abhandlung nunmehr den Zusammenhang zwischen den hydrographischen und den Populationselementen darzustellen unternimmt, so ist das doch nicht auf eine uns irgend faßliche und einleuchtende Weise geschehen. Er hat uns gezeigt, wie sich die Wasserverhältnisse und wie sich die Bevölkerungsverhältnisse in den verschiedenen belgischen Provinzen verhalten; daß aber die letztern von den erstern abhingen, das hat er, unsers Dafürhaltens, nicht gezeigt und, wenn von einer unbedingten und hauptsächlichen Abhängigkeit die Rede sein sollte, nicht zeigen können. Ja, er muß selbst in seine Berechnungen einen Gegenkampf fremdartiger Elemente aufnehmen, und dieser Gegenkampf, der aus sehr verschiedenartigen Momenten herrühren kann, dürfte die Hauptsache bei dem ganzen Verhältnisse und nicht so leicht zu berechnen sein wie die hydrographischen Verhältnisse und die Kopfzahlen. Wenn man auch alle Hypothesen des Verf. und alle seine Schlüsse daraus zugibt, so lernt man doch nur, wie sich die Populationskraft in z. B. zwei Ländern unter übrigens ganz gleichen und nur in Betreff des Hydrographischen abweichenden Verhältnissen verhalten würde. Eine zufällige Volkssitte, eine religiöse Ansicht, eine Modification der Gesetzgebung, ein äußeres Ereigniß, die Einführung eines neuen Erwerbszweiges, das Erlöschen eines andern, eine Veränderung in dem Handel des Auslandes können das ganze Verhältniß total alteriren und auf den wirklichen Stand der Sache den gewaltigsten Einfluß äußern, sodaß uns aus der Darstellung des Verf. nur der nach den bloßen natürlichen Verhältnissen mögliche Stand der Sache hervorzugehen scheint. Das waren noch veränderliche Momente, die wir anführten. Bleibenderer Natur sind das Klima, die orographischen Verhältnisse, die Umgebung eines bewegten Staatensystems u. dgl. Denke sich doch einmal der Verf. dieses Belgien mit allen seinen jetzigen hydrographischen Verhältnissen nach Neuholland versetzt und frage er sich, ob es da seine heutige Bevölkerung und gerade so vertheilt haben würde. Das aber ist nicht zu verkennen, daß dieses Werk, was nur mit sehr beträchtlichen Opfern zu Stande gebracht worden sein kann, ein Werk eines riesigen Fleißes, großen Scharfsinns, mächtiger Combinationsgabe ist und, wenn wir auch seine Hauptaufgabe nicht erreicht halten können, doch bei Gelegenheit ihrer Erstrebung eine große Reihe höchst interessanter und lehrreicher Untersuchungen, Notizen und Berechnungen zu Tage fördert, die es jedenfalls zu einer sehr wichtigen und verdienstlichen Leistung machen.

Bleiben wir aber bei den Untersuchungen über die Populationsverhältnisse stehen, so darf es uns nicht irre machen, daß sie bis jetzt über eine gewisse Grenze nicht zu dringen, den wahren letzten Schlüssel nicht zu finden vermocht haben. Denn abgesehen von dem geheimen Reize, den die Betrachtung der Gesetze einflößt, die das wunderbarste Räthsel des irdischen Daseins, das Leben selbst beherrschen; abgesehen von der Foderung, die die Möglichkeit, bis zu einem gewissen Punkt in diese Geheimnisse einzudringen, an den wahrheitsdurstigen Geist richtet, auch bei ihnen seine Kraft zu bethätigen; haben diese Untersuchungen auch ihre sehr praktische Bedeutung, sofern sie Anhaltepunkte gewähren, um zu beurtheilen, ob der Verlauf der auf die Bewegung der Bevölkerung bezüglichen Momente unter unsern Umgebungen ein naturgemäßer sei, oder nicht, und in letzterm Falle uns anspornen, die störenden Einflüsse aufzusuchen und möglichst zu heben. Sie geben uns neue Kriterien an die Hand zur Prüfung der socialen Zustände. Sie dienen unmittelbar zur Grundlage wichtiger Anstalten, haben deren sicheres Wirken erst möglich gemacht, zum Theil zu ihrem Entstehen den ersten Anlaß gegeben. Man mußte bereits eine gewisse Kenntniß der Mortalitätsgesetze haben, bevor man auf die Idee

der Lebensversicherungsanstalten kommen konnte, und an dem Mangel dieser Kenntniß sind Hunderte von Leichenkassen bankrott geworden. Je sorgfältiger, vollständiger, auf immer feinere Beziehungen scharfsinnig durchgeführt diese Untersuchungen werden, desto mehr tritt es heraus, in wie vielfacher Hinsicht sie praktisch benutzt werden können.

In dem zuerst angeführten Werke werden sie von einem verdienstvollen Gelehrten, der sich, wie auch das Werk auf jeder Seite beweist, durch lange Jahre mit diesen Forschungen beschäftigt und dabei mit allen dazu erfoderlichen Eigenschaften, Kenntnissen und Gaben ausgerüstet ans Werk ging, in einer Vollständigkeit, mit einer sichern Begründung, gewissenhaften Sorgfalt, scharfsinnigen Berechnung angestellt, wie zur Zeit noch von keinem Deutschen, und es kann dasselbe mit den Franzosen, die sich hierin, wie in den exacten Wissenschaften überhaupt, mit Vorliebe und Glück bewegt haben, ruhig in die Schranken treten. Süßmilch's „Göttliche Weltordnung“ ist nicht blos in den Daten veraltet; sie fußte auch auf unsichern Grundlagen und mehrfachen Irrthümern, wenngleich für ihre Zeit ihr Verdienst ein erhebliches war. Bickes hat nur Bruchstücke geliefert und mehr Materialien zusammengestellt, als Gesetze erforscht. Beide Schriftsteller sind durch Bernoulli weit überflügelt.

Ein unglücklicher Gedanke, der in Wahrheit manchen Leser von dem Werke abschrecken kann, war aber jedenfalls das verwickelte Wort „Populationistik“. Muß man denn aus jeder Unterabtheilung einer Wissenschaft — die vorliegende Untersuchung ist ein Theil der politischen Arithmetik — auch gleich eine eigene Wissenschaft machen und einen neuen Namen dafür erfinden? Doch das ist Nebensache. Wichtiger, daß der Gebrauch des Werks für manche Leser allerdings durch einen andern unglücklichen Gedanken des Verf. erschwert wird, daß er nämlich eine ziemliche Zahl aus großen und kleinen, mehrfach verbundenen lateinischen Buchstaben bestehenden Bezeichnungen zur Abkürzung gewählt hat, die eine cursorische Lecture des Buchs sehr schwierig machen. Wer besonders sich nicht regelmäßig mit den exacten Wissenschaften, in denen dergleichen wol öfter vorkommt, beschäftigt und dadurch schon an Ähnliches gewöhnt ist, dem wird es schwer, das Alles im Gedächtniß zu behalten, jede Verwechselung zu vermeiden und der Unannehmlichkeit zu entgehen, daß man an manchen Stellen sich erst quält, aus dem Zusammenhange zu errathen, was das Zeichen bedeute, und endlich doch noch im Verzeichnisse nachschlagen muß. Unsere Zeit vollends will das Studium möglichst bequem gemacht und je wichtiger es ist, der politischen Richtung der Zeit auch in gründlicher staatswissenschaftlicher Kenntniß den rechten Kern und Inhalt zu geben, desto mehr sollte man darnach streben, auch die tiefern Lehren und mühsamern Untersuchungen einem möglichst weiten Kreise Gebildeter genießbarer zu machen. Mit einer geringen Raumvermehrung hätte der Verf. die Wirksamkeit seines Werks wesentlich erhöhen und weiter verbreiten können, und wir bedauern diesen Übelstand um so aufrichtiger, je höher wir sonst den Verf. und seine Leistung schätzen.

Alles Statistische verliert seinen Werth, ja wird schädlich, statt zu nützen, sobald es den Charakter der Richtigkeit, in manchen Fällen der absoluten, in andern wenigstens der annäherungsweisen oder der durchschnittlichen Richtigkeit verliert. Mit Recht beginnt daher der Verf. mit den Mitteln, die absolute Bevölkerung zu erforschen, und mit der Bemerkung, daß und warum in vielen Angaben derselben, wider Erwarten, so viel Ungewißheit herrscht. Gleiches tritt bei der relativen Bevölkerung, d. h. der Bevölkerung im Verhältniß zum Areal ein und nicht immer ist hier eine Vergleichung zulässig; wie denn überhaupt der Statistiker fortwährend die Augen nach allen Seiten hin offen haben sollte — leider nur zu selten auch wirklich hat —, um alle besondern, auf die von ihm betrachtete Erscheinung influirenden Umstände in Anschlag zu bringen. Eine Tabelle über die Bevölkerung der europäischen Staaten im J. 1840, wobei jedoch die deutschen Staaten zusammengerechnet sind, zeigt uns die größte Dichtigkeit der Bevölkerung in den Niederlanden (6,158), die geringste in Schweden (293). Hier rührt die geringe Dichtigkeit aus klimatischen, in Servien (724) rührt sie aus geschichtlich-politischen Ursachen her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Roman von Capitain Marryat.

Percival Keene. By Captain *Marryat*. Drei Bände. London 1842.

Über diesen neuesten Roman Marryat's äußert sich die „Literary Gazette“ folgendermaßen: „‚Percival Keene‘, vom Verfasser des ‚Peter Simple‘, verräth die Absicht eines Gegensatzes, und der Verfasser von ‚Jakob Faithful‘ hat ihn redlich durchgeführt. Die Familie des Helden und sein Eintritt ins Leben werden mit sprudelndem satirischen Humor geschildert. Schon die ersten Seiten sind voll Leben und Geist. Dabei sieht Alles aus wie Wahrheit und Wirklichkeit. Als Percival zur See geht, markirt sich in seinen Cadettenstreichen das Talent und die Erfahrung eines Mannes, der das Ding kennt und im Stande ist, es auszumalen. Später werden seine Abenteuer noch interessanter und die Erzählung bleibt durchaus frisch und kräftig. Nirgend ermattet sie und erlaubt dem Leser nicht, im Fortgange der Geschichte sich zu langweilen. Vom Anfang bis Ende bietet das Buch eine leichte, unterhaltende Lecture, und obwol bereits ein populaires Lüftchen den literarischen Federstutz des tapfern Capitains bewegt, wird es demselben doch eine hervorragende Feder beifügen.“

Die „Literary Gazette“ genießt auch in Deutschland Ansehen und wird bisweilen sogar ohne Angabe vertrauensvoll ausgeschrieben. Das erstere verdient sie und letzteres läßt sie sich gefallen. Aber ihr Urtheil über „Percival Keene“ klingt im Ganzen ebenso gezwungen wie die Gleichnißrede am Schlusse, und wer die Beziehung des Herausgebers zum „tapfern Capitain“ kennt, braucht nicht just ein boshafter Mensch zu sein, um in dem gespendeten Lobe die Gabe der widerspenstigen Minerva zu erblicken. Aber wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms und am Ende ist es kein so gar strafwürdiges Verbrechen, das Buch eines Freundes, dem wir außer Rücksichten auch Verbindlichkeiten schulden, in einer Weise zu loben, die den Leser leicht merken läßt, daß es nicht gern geschehen ist. Damit soll über „Percival Keene“ nicht von vornherein der Stab gebrochen sein. Keineswegs. Zuvörderst liefert diese Seenovelle den Beweis, daß, obschon mit Seeromanen, wenn auch nicht das Meer, doch ein Fluß gedämmt werden kann, ein solcher im-

mer noch einen Verleger findet. Zweitens beweist sie, daß, wenn ein Roman keinen andern Reiz besitzt als die darin erzählten Abenteuer, selbst ein Marryat nicht vermeiden kann, mutatis mutandis sich zu wiederholen. Ich will jedoch nicht weiter numeriren. Daß die Gefahr der Wiederholung bei einem Roman, der im [illegible] eines Schiffes spielt, größer sein muß als bei einem, der eine Weltstadt, ein Paris oder London, zum Schauplatz hat, begreift sich leicht. Was kann denn einem seefahrenden Manne Wichtiges begegnen? Ein Schiffbruch, eine Feuersbrunst, eine Schlacht; es gibt kaum ein Viertes oder Fünftes. Allerdings lassen diese Hauptaccidents sich auf das verschiedenartigste ein- und ausführen und bieten Gelegenheit, die verschiedenartigsten Charaktere abzuconterfeien. Aber ein Roman, in welchem das geschieht, besitzt dann auch andere Reize als die darin erzählten Begebenheiten und gehört eo ipso in eine andere Kategorie als Marryat's „Percival Keene". In „Percival Keene" passirt nicht viel Neues, oder richtiger, wer Marryat's frühere Seenovellen gelesen hat, braucht „Percival Keene" nicht zu lesen, um zu wissen, was darin vorgeht. Sogar die Personen kennt er bereits unter andern Namen. Percival steht in Reih und Glied mit allen respectabeln Seehelden. Bob Croß spukt in allen Seenovellen. In diesen stolzirt ein Tommy Dott auf dem Halbverdeck jedes Linienschiffs, und selbst Capitain Delmar, die erste Violine im Orchester, geigt längst gehörte Melodien.

Dessenungeachtet bin ich weit entfernt, „Percival Keene" — Übersetzungen werden schon kommen — nicht Jedem zu empfehlen, der nach einem Seeroman lüstern ist, weil er noch keinen gelesen hat. Die Erzählung schreitet rasch fort, die Charaktere schälen sich zum Theil ganz geschickt aus, der Dialog ist lebendig, die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und Marryat hat ihnen diesen Schnabel etwas weniger als ihren Vorgängern ins Gemeine wachsen lassen. Das Beste, was geschieht, geschieht zur See und die Skizze des aufgerollten Gemäldes zeigt einen Zusammenstoß mit dem Feinde, die Verfolgung des fliehenden und kühnes Entweichen vor der Übermacht. Hier ist Capitain Marryat zu Hause und tout à son aise, in schönster gloire. Man sieht den Enthusiasmus der Matrosen, sieht die Offiziere in ehrerbietigem Gehorsame die erhaltenen Befehle vollstrecken und sieht dem Capitain in seiner Selbstbeherrschung, im vollem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, in seinem anspruchslosen Heroismus. Nachdem man das gesehen, sollte Marryat Einen weiter nichts sehen lassen. Jeder Versuch im Pittoresken mislingt ihm. Ein Landschaftsmaler ist er nicht, weder zu Wasser noch zu Lande. Eine Fregatte, eine Brigantine, einen Kutter malt er vortrefflich. Aber darüber ist kein Himmel, daneben kein Ufer, darunter kein Wasser. Eine Action reißt uns fort. Aber die Acteurs kommen selten zum Vorschein und noch seltener können wir uns ein Bild machen von ihrer äußern Erscheinung, von ihren Gesichtern, ihrer Kleidung, ihrer Haltung. Das ist insofern schlimm, als von unsern neuen Bekannten uns kein deutliches Erinnerungszeichen bleibt. Ohne Einzelnheiten wurzelt kein Ganzes im Gedächtnisse. Woran übrigens Marryat's Novellen nicht allein krank liegen, „Percival Keene" aber schwer leidet, das ist gegen den Schluß hin — ob es biege oder breche — das hastige, unceremonieuse Aufräumen von Begebenheiten und Personen. Es war durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, den Capitain Delmar todtzuschlagen, und Oberst Delmar muß eigentlich auch nur ein Bösewicht sein, weil die Erzählung einen Schluß haben will. Dennoch ist der Schluß als solcher gut. Von der Heldin als solcher läßt sich das schwerlich sagen. Es läßt sich überhaupt von ihr wenig mehr sagen, als daß sie sich außerordentlich rar macht. Bei ihrem ersten Auftreten gewinnt sie die Gunst des Lesers und er erwartet etwas von ihr. Sie mag auch eine ganz hübsche, angenehme und freundliche Person sein. Nur bekommt man davon nichts zu sehen, sondern muß es errathen, und beim Anlauf, den Marryat nimmt, ihre Ähnlichkeit zu schildern, überschlägt er sich. Schön nennt er sie, das ist wahr. Aber er rechnet auf die Courtoisie des Lesers, ihm zu glauben, denn daß Percival sich in sie verliebt, beweist nichts. Percival hätte sich auch in eine Häßliche verliebt. Indessen ist der Verf. zu loben, daß er sich mit dergleichen Schilderungen nicht befaßt. Er versteht sich darauf ebenso wenig wie auf das Entziffern weiblicher Gefühle und das Ergründen weicher Empfindungen. Und daher ist es ein lobenswerther Takt, es so flüchtig als möglich zu versuchen. Seine Stärke liegt im Ersinnen einer schnurgeraden Geschichte, worin es lebhaft zugeht, die Menschen um ein Haar breit verloren wären und das Glück mit Windesschnelle umsetzt. Zwischendurch bewährt er sich als gewandter Zeichner derber, nachhaltiger Gefühle, eines tüchtigen Patriotismus, strenger Pflichterfüllung und eiserner Disciplin. Daß er dabei den Mechanismus des Seemannslebens vollkommen inne hat, ist nirgend bestritten worden. Dieses Leben ist seine Welt, folglich eine enge. Was er von der Außenwelt gesehen, hat er eben nur gesehen, nicht begriffen, nicht studirt. Und deshalb ist meines Erachtens Marryat ein einseitiger Novellist. Aber sein „Percival Keene" wird übersetzt werden. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wir haben der trefflichen Zeitschrift für Nationalökonomie („Revue des économistes") bereits zu wiederholten Malen erwähnt. Dieselbe erfreut sich unter der Leitung der ersten Nationalökonomen Frankreichs eines guten Fortgangs. Einer der thätigsten Mitarbeiter ist Charles Dunoyer, Mitglied des Instituts. Die ersten Hefte dieser Zeitschrift brachten einen trefflichen Aufsatz aus seiner Feder. Er widerlegte in demselben die Einwendungen, die man gegen die Concurrenz, diese mächtige Triebfeder der menschlichen Thätigkeit, erhoben hat. Ebenso beachtenswerth ist sein Artikel „Sur les prétentions de notre temps à l'esprit pratique" und seine „Nouvelle nomenclature des arts qui agissent sur le monde matériel"; ferner verdienen die Aufsätze, in denen Blanqui seine Reisebeobachtungen in der Türkei niederlegt, hervorgehoben zu werden. L. Reybaud, der sich durch seine „Etudes sur les réformateurs modernes" einen Namen gemacht hat, nahm anfangs einen lebhaften Antheil an der „Revue des économistes", scheint sich aber von der Redaction mehr zurückgezogen zu haben. Sein letzter Aufsatz enthielt manche gewagte Behauptung. Er sprach sich in demselben gegen jede Subvention, jede Belohnung, jeden Vorschuß und selbst gegen die Zusicherung eines Minimums der Einnahmen aus, durch die der Staat große Unternehmen unterstützt. Ganz vortrefflich ist der Aufsatz von Hippol. Dussard: „Etat financier de l'Angleterre et sur les mesures proposeés par les wighs et les tories."

Unter dem Titel „L'Herbier" (Herbarium) gibt Alfred Leroux eine Sammlung anmuthiger Gedichte heraus, die in der Form und Richtung an die wenig bekannten Poesien des berühmten Botanikers Trinius erinnern. Der junge französische Dichter entnimmt nämlich ebenso wie der Freund Chamisso's seine Bilder der Pflanzenwelt, ohne jedoch in die Dürftigkeit der sogenannten Blumensprachen zu verfallen. Unter der großen Menge von Poesien, obschon das große Publicum ihnen eine so geringe Aufmerksamkeit schenkt, heben wir sonst noch besonders eine Sammlung von Liedern hervor, zu denen sich ein jugendlicher Dichter Amand Guérin durch die großartige Natur der Bretagne begeistert hat. Sie führt den Titel „La Bretagne". Einige dieser Poesien erinnern an die Dichtungen von A. Brizeux, im Allgemeinen aber gelingen diesem jugendlichen Dichter die Schilderungen wilderer Naturpartien, während der Verf. der „Marie" sich mehr in einer idyllischen Ruhe gefällt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 9. — 9. Januar 1843.

Über Bevölkerungskunde.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Der Verf. kommt nun auf die Sexualverhältnisse. Eine möglichst vollkommene Gleichzähligkeit beider Geschlechter bilde die zuträglichste Zusammensetzung der Bevölkerung und scheine auch die Tendenz der Naturgesetze zu sein, da zwar überall mehr Knaben als Mädchen geboren würden, aber auch allerwärts die Knaben und namentlich im ersten Lebensalter etwas schneller abstürben. (Ob letzteres wirklich allerwärts der Fall ist und nicht blos in den heutigen europäischen Zuständen?) Nichtsdestoweniger ergeben die Volkszählungen nur selten ein solches Gleichgewicht beider Geschlechter. Fast aus allen geht eine merkliche Überzahl der weiblichen Individuen hervor und nur zuweilen findet sich die entgegengesetzte Erscheinung. Aus den darüber beigebrachten Angaben heben wir aus, daß in Europa nur in Hanover die männliche Bevölkerung die weibliche überwiegt. Hier kommen nämlich auf 1000 männliche Individuen nur 957 weibliche; in allen andern Staaten ist das weibliche Geschlecht zahlreicher als das männliche, am stärksten in Böhmen, wo auf 1000 Männer 1102 Weiber kommen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und bei der weißen Bevölkerung einiger anderer amerikanischen Länder dagegen ist das männliche Geschlecht zum Theil beträchtlich überwiegend. Freilich sind die Angaben nicht überall zuverlässig, wie es denn in dem angeführten Beispiel von Böhmen dem Verf. ungewiß blieb, ob das Militair mit in Anschlag gebracht war, oder nicht. Aus der zweiten Schrift ersehen wir aber, daß 1837 das Verhältniß der männlichen zur weiblichen Bevölkerung, mit Einschluß des Militairs, wie 1000 : 1100 stand und seit 1834 der männlichen Bevölkerung auf 1000 14, der weiblichen 18 zugewachsen war. Eine Auslassung in den Zählungen dürfte übrigens in der Regel eher das weibliche als das männliche Geschlecht treffen. Bemerkenswerth ist es auch, daß in den großen Städten Europas das weibliche Geschlecht noch entschiedener im Vortheil ist, am meisten in Rotterdam (1241 Weiber : 1000 Männer); wovon nur Petersburg (528 Weiber : 1000 Männer), Moskau (644 Weiber : 1000 Männer) und Rom (891 Weiber : 1000 Männer) auffallende Ausnahmen machen. In Warschau dagegen steht das Verhältniß ganz anders als in den russischen Hauptstädten (1139 Weiber : 1000 Männer). Das männliche Geschlecht ist mehr von äußern, willkürlichen, den Einrichtungen und Strebungen der Menschen entstammenden Umständen abhängig, während das weibliche den Naturgesetzen treuer unterthan bleibt. Der Verf. beleuchtet das Verhältniß aber auch, wie nöthig, nach den einzelnen Lebensstufen. Werden mehr Knaben geboren und stirbt der Überschuß nicht sofort, sondern innerhalb einer gewissen Zahl von Jahren erst ab, so muß die Gesammtzahl der lebenden Knaben bis ins Alter der Ausgleichung nothwendig etwas größer sein. Und nimmt man an, die Natur beabsichtige nicht nur völlige Gleichzähligkeit in den Pubertätsjahren, sondern in der Totalität, so folgt daraus, daß umgekehrt im höhern Alter das weibliche Geschlecht etwas zahlreicher sei und daher auch später noch die Sterblichkeit des männlichen, wenn auch um sehr weniges, größer sein müsse. Dagegen wenn ein Misverhältniß besteht und z. B. die männliche Bevölkerung bedeutend überwiegt, so muß doch eben unter ihrer größern Zahl auch in den höhern Lebensjahren die Sterblichkeit größer sein und dadurch das Gleichgewicht hergestellt werden, sodaß man keineswegs berechtigt ist, aus dem dermaligen Nachrücken der männlichen Population auf ein baldiges Voreilen derselben oder eine Überflügelung der männlichen zu schließen. Entgegenstehende Ansichten werden vom Verf. scharfsinnig bekämpft.

Hierauf die Vertheilung nach den Altersclassen, wo der Verf. freilich nicht sehr zahlreiche Daten aufbringen konnte. Er zeigt jedoch auch darin, daß die Lebensverhältnisse oft weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, differiren, und daß auch in dieser Beziehung besonders städtische Bevölkerungen eigenthümlich beschaffen sind. Diese Abweichungen können von zweierlei Ursachen herrühren, von einem namhaften Zu- oder Abfluß von Individuen einer besondern Altersclasse — und dies wirkt besonders in den Städten — und von einer verschiedenen Absterbeordnung. Je schneller die Geburten absterben, desto weniger zahlreich werden die höhern Classen sein und Dasselbe muß sich ergeben, bleibt das Mortalitätsgesetz unverändert, während die Zahl der Geburten merklich zunimmt. Hier verwirft nun der Verfasser die gewöhnlichen Berechnungen. Wenn unter 1000 Verstorbenen 8 im Alter von 20—21 Jahren sind, so urtheilt man gewöhnlich, daß von 1000 Geburten 8 im zwanzigsten Jahre sterben und con-

struirt darnach die Absterbeordnung. Allein es ist klar, daß das nur dann richtig gerechnet ist, wenn die Zahl der jährlich Geborenen der Zahl der jährlich Sterbenden gleich ist. Dagegen wäre es z. B. in dem Fall, wo auf 1000 Gestorbene 1400 Geborene kommen, ganz falsch berechnet. Es wäre aber auch unrichtig, zu sagen, von 1400 Geborenen stürben 8 im einundzwanzigsten Jahre; denn wenn 20 Jahre früher nur 1200 Geborene waren, so sind auch nur auf 1200 Geborene 8 im einundzwanzigsten Jahre gestorben. In einer abgeschlossenen und stationairen Bevölkerung müssen naturgemäß die Altersclassen von Jahr zu Jahr abnehmen, wenngleich nicht in einer ordentlichen Progression, da die Mortalität in den ersten Jahren schnell abnimmt und später wieder steigt. Die Verminderung wird aber noch bedeutender sein, wenn und je rascher die Zahl der Geburten wächst (vorausgesetzt, daß sich die Absterbeordnung verlangsamt). Dies weist der Verf. auch an Beispielen und namentlich an dem von Belgien nach, was zugleich ergibt, wie sehr die Wirklichkeit von der Berechnung differirte und daß diese Berechnung die Classen von 1 — 30 Jahren zu klein, die über 40 viel zu groß finden ließ. Noch macht der Verf. an dieser Stelle einige sehr begründete Andeutungen: daß man bei Berechnung der Wehrkraft, der Statistik der Selbstmorde, der Schulstatistik nicht die absolute Bevölkerung zum Grunde legen, sondern die Lebensverhältnisse berücksichtigen soll. Er sagt in letzterer Hinsicht:

Betragen die Schulkinder in A 0,12 und in B 0,10 der Bevölkerung, so folgt daraus noch nicht, daß die Jugend in A allgemeinen Schulunterricht genieße. Denn machen die schulfähigen Kinder in A 0,16, in B 0,12 der Population aus, so erhellt, daß dort ein Viertel, hier nur ein Sechstel derselben ungeschult sind.

Ein anderes Moment ist die Vertheilung in ehestandlicher Beziehung. Der Verf. bedauert, daß die wenigsten Volkslisten, außer der Zahl der Verheiratheten und Nichtverheiratheten beiderlei Geschlechts, auch noch die der Verwitweten und Geschiedenen, der noch nicht heirathsfähigen, der verheiratheten und unverheiratheten Weiber in gebärfähigem Alter ermitteln lassen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Verhältniß der städtischen Bevölkerung zu der ländlichen. Man ist gewohnt und hat auch einen gewissen Grund, in einer starken städtischen Bevölkerung ein günstiges Zeichen für die Cultur des Landes zu erblicken. Indeß schon der Verf. macht darauf aufmerksam, daß hier manche Trugschlüsse möglich sind, und wir möchten hinzufügen, daß es auch hier eine Grenze gibt, über welche hinaus sich immer dunklere Schattenseiten einstellen, daß nicht alle Gründe mehr fortwirken, welche ehedem die Cultur vornehmlich an die Städte bannten, daß die verbesserten Communicationsmittel auch hierin eine neue Reaction beginnen können, und daß jedenfalls bei Würdigung des städtischen Wesens zwischen großen, mittlern und kleinen Städten sorglich zu unterscheiden sein wird. Ferner sind die Verschiedenheiten in nationaler, heimatlicher und kirchlicher Beziehung zu berücksichtigen. Ebenso die Bestandtheile der Bevölkerung in gewerblicher Hinsicht; die Vertheilung in ökonomischer Beziehung, namentlich die Armenzahl. Freilich eine der schwierigsten Aufgaben der Statistik. Auch eine Statistik des Wahnsinns (der Selbstmorde), der Taubstummen und Blinden hat ihr Interesse, und es ist wünschenswerth, daß bei dem allen auch die Geschlechter, die Lebensverhältnisse, die Gewerbs- und Vermögensclassen, die örtliche Vertheilung nach Stadt, Land, besondern klimatischen Einflüssen sorglich berücksichtigt werden. Überhaupt bedeuten statistische Gesammtzahlen sehr häufig ebenso wenig, wie die Theilzahlen, aus denen sie sich zusammensetzen, in den rechten Händen sehr viel bedeuten können.

In dem Abschnitt von den numerischen Verhältnissen der Geborenen spricht der Verf., nachdem er zuvörderst die Wichtigkeit dieser Untersuchung ans Licht gestellt und einige interessante Nebenfragen, zu deren Lösung es zur Zeit meist an Daten mangelt, angedeutet hat, zuvörderst von Einrichtung der Geburtslisten. Es müssen alle lebensreif gewordene Kinder in besondere Rubriken, jenachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts, lebend oder todt, ehelich oder unehelich, einzeln oder als Zwillinge zur Welt gekommen sind, an dem Orte der Geburt und mit genauer Vermerkung des Datums eingetragen werden. Darauf von der Zahl der Geborenen und ihrem Verhältniß zur Gesammtbevölkerung. In ganz Europa rechnet man auf 28 Seelen einen Geborenen, werden gegenwärtig in einem Jahre geboren nahe an 9 Millionen, also per Tag 24,600 und per Stunde 1025. Bei der Untersuchung des Geburtenverhältnisses sind namentlich drei Punkte zu erforschen: die localen Abweichungen desselben, die temporairen Schwankungen und die wahrscheinlichen Ursachen dieser Veränderungen. Der wahrscheinliche Einfluß des Klimas und der Stämme muß in der Regel durch andere wirksamere Ursachen neutralisirt werden. Nirgend aber findet sich die Fruchtbarkeit auch nur annähernd so groß, als sie der physischen Natur nach sein sollte.

Da jedes Weib zwischen 18 und 45 Jahren füglich alle zwei Jahre ein Kind zur Welt bringen kann und die Weiber dieses Alters meist ein Fünftel oder über ein Sechstel der ganzen Bevölkerung ausmachen, so sollte auf 12 oder gar auf 10 Einwohner eine Geburt kommen. Auch in den fruchtbarsten Ländern ist aber die Fruchtbarkeit kaum halb so groß. Sie muß demnach weit weniger von der natürlichen Propagationsfähigkeit eines Volks, als von vorhandenen Umständen, welche die Ausübung jenes Vermögens hemmen oder beschränken, abhängen, und namentlich also von allen, welche das frühe Heirathen hindern, oder auf Enthaltsamkeit in der Ehe hinwirken.

Ein wichtiger Satz gegen die Theorie von einer natürlichen Tendenz zur Übervölkerung. Von wesentlichem Einflusse ist hier die Mortalität und namentlich die der Kinder. Je rascher die Kinder wegsterben, desto mehr werden erzeugt, je rascher die Erwachsenen, desto mehr wird geheirathet. Auch ein stetiger Abfluß von Einwohnern mag das Geburtenverhältniß steigern. Mit zunehmendem Wohlstand, leichterm Lebensunterhalt vermehrt sich die Reproduction; doch wirken bei größerm Wohlstande auch wieder die vermehrten Bedürfnisse und die verminderte Mortalität der Kinder retardirend ein. Aus einer Untersuchung über die Jahreszeiten und Monate der Geburten ergibt sich, daß auf die sechs Wintermonate weit mehr

Geburten kommen als auf die Sommermonate; daß das Maximum auf den Februar (den März), das Minimum auf den Juli (und Juni) fällt, für die Empfängnisse also das Maximum auf den Mai, das Minimum auf den October; daß das monatliche Maximum das Minimum um etwa 2/7 übertrifft; daß auf dem Lande die Ungleichheit noch stärker ist als in den Städten. Die Tag- und Nachtgeburten verhalten sich nahe wie 4 : 5. Hinsichtlich der Todtgeborenen scheint aus den vorhandenen Daten mit Zuverlässigkeit hervorzugehen, daß das Verhältniß insgemein zwischen vier und fünf Procent beträgt, sich aber nach einzelnen Örtlichkeiten stark vermehrt und vermindert; ferner daß unter Unehelichgeborenen weit mehr, wenigstens die Hälfte mehr, oft das Doppelte, Todtgeborene vorkommen. Auch deshalb finden sich in großen Städten mehr Todtgeborene. Im Sommer sollen Todtgeborene etwas seltener sein. Merkwürdig ist die geringe Proportion bei den Juden. Die Knaben bilden bei den Todtgeborenen eine auffallend große Mehrzahl; in Preußen, wo das Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten wie 105,9 : 100 steht, steht es bei den Todtgeborenen wie 135,0 : 100. Offenbar hängt dies mit denselben Ursachen zusammen, die überhaupt die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts noch lange nach der Geburt bedingen. Hinsichtlich der Unehelichgeborenen ergibt sich, daß sie in gewissen Ländern weit häufiger vorkommen als in andern, in Städten mehr als auf dem Lande und seit 40 — 50 Jahren in vielen Ländern bedeutend zugenommen haben; daß sich aber die örtlichen Verschiedenheiten gar nicht auf allgemeine Ursachen zurückführen lassen und dieselben gar nicht für oder wider die Moralität eines Volks, auch nur in Beziehung auf den geschlechtlichen Umgang zeugen, da besonders die Nichtentstehung solcher Geburten noch keineswegs für größere Enthaltsamkeit bürgt. Mit Recht wünscht der Verf., daß bei Angaben über dieses Verhältniß ermittelt werde: wie viele Kinder von Witwen geboren werden, die keinen Vater angeben können, wie viele vom Vater anerkannt werden, wie viele aus sogenannten natürlichen Ehen und Concubinaten hervorgehen, wie viele durch nachfolgende Ehe legitimirt werden; Alter und Stand der Mutter; ob es ihr erstes uneheliches Kind ist u. s. f.; wie sich das Verhältniß zur unverheiratheten Bevölkerung des gebärfähigen Alters stellt. Hinsichtlich der Mehrlingsgeburten kann als das gewöhnliche Verhältniß in Deutschland das von 1 : 84 betrachtet werden. Ob sie ein Zeichen größerer Reproductionskraft sind, bleibt zweifelhaft, da sie sich keineswegs in allen den Jahren häufiger zeigen, wo die Geburten sehr zahlreich waren. Auch weiß man noch nicht, ob sie in ärmern oder wohlhabenden Classen, bei ehelichen oder unehelichen Geburten häufiger sind. Hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse machen die gemischten Paare nur etwa ein Drittel aus und bei den übrigen prävaliren die weiblichen. Unter Zwillingsgeburten sind frühzeitige fast dreimal häufiger als unter einfachen, und fast ein Drittel werden todtgeboren; auch ist ihre Sterblichkeit im ersten Jahre weit größer; ob auch später, ist noch nicht ermittelt. Ausführliche Untersuchungen stellt der Verf. über die Gründe des Übergewichts der männlichen Geburten und die darauf Einfluß habenden Umstände an, ohne jedoch, schon aus Mangel an ausreichenden Daten, zu einem ihm selbst genügenden Resultate zu kommen. Merkwürdig sind hier und zugleich die Berechnung erschwerend die großen periodischen Schwankungen. Ob die Behauptung gegründet ist, daß jenes Übergewicht in den Gegenden am größten sei, wo in Folge schwerer Arbeiten die Muskelkraft vorherrscht, ist noch nicht gewiß; ebenso wenig weiß man, ob es mit der größern Fruchtbarkeit in steigendem Verhältniß zunimmt, wie es sich bei Erstgeborenen oder bei Letztgeborenen stellt; wol aber daß es bei ehelichgeborenen weit stärker ist als bei unehelichgeborenen. Wichtig würde es sein, wenn sich die Berechnungen von Hofacker und Sadler bestätigten, wonach die weiblichen Geburten sogar zahlreicher sind als die männlichen, sobald der Mann gleichen Alters mit der Frau oder jünger als sie ist, wogegen die männlichen Geburten ganz beträchtlich zunehmen, je mehr der Mann die Frau an Jahren übertrifft. Doch sind die Beobachtungen beiweitem nicht zahlreich und ausgedehnt genug. (Sie dürften übrigens auch auf das Verhältniß der Altersclassen zu richten sein, ob nämlich das Verhältniß sich auch in höhern Lebensjahren beider Theile gleichbleibt.) In Städten scheint die Überzahl der männlichen Geburten kleiner zu sein als auf dem Lande. Über den Einfluß der sonstigen Örtlichkeit fehlt es noch an Beobachtungen. Bei den Juden ist jenes Übergewicht auffallend groß. Anhangsweise bespricht der Verf. in diesem Abschnitte noch Größe und Gewicht des Menschen in den verschiedenen Lebensstufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pasquier's Aufnahme in die Académie française.

Wir haben vor einiger Zeit der Aufnahme Pasquier's in die Académie française beigewohnt. Diese Feierlichkeit hatte ein großes Publicum herbeigezogen, das neugierig war zu sehen, mit welcher Stirn ein Mann, der auch nicht einen einzigen literarischen Titel hat, sich mit Chateaubriand, Lamartine, Nodier und wie die großen Dichter und Prosaisten alle heißen, auf eine Bank setzen würde. Man begreift kaum, wie die Wahl der Akademie auf einen solchen Mann, der nie die Feder zu einer literarischen Arbeit angesetzt hat, fallen konnte, besonders da ein Dichter wie der Verf. vom „Cinq-Mars", von „Stello" ꝛc. sich mit ihm zu gleicher Zeit um den vacanten Platz bewarb. Die Tagesblätter haben über diese sonderbare Wahl, die im Salon der Mad. Récamier abgekartet ist, den bittersten Spott regnen lassen. Der „National" unter Anderm, der in seinen literarischen Artikeln stets sehr pikant zu sein pflegt, erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß der große Cid, als er sich einst in einer Geldverlegenheit befand, zu einem Geldwechsler ging, ihm eine verschlossene Kiste einhändigte, die, wie er sagte, mit Juwelen gefüllt sei, und auf dieses Pfand eine bedeutende Summe erhob. Einige Zeit darauf zahlte er diese Schuld ab. Nachdem er dies gethan, öffnete er die Kiste und zeigte, daß sie, statt mit Diamanten, blos mit Sand angefüllt sei. Der Kanzler Pasquier soll nun, wie der „National" behauptet, auf eine ähnliche Art versucht haben, wie groß sein Credit sei. Er führte nämlich die Akademiker, die seine Ansprüche auf eine Stelle in der Akademie in Zweifel zogen, in das Heiligthum seines Schlafgemachs, holte eine große Kiste hervor und sagte: „Es ist wahr, daß ich nie als Schriftsteller aufgetreten bin und daß ich so vielleicht keine Anwartschaft auf einen Platz in

der Académie française zu haben scheine. Aber beruhigen Sie sich. Diese Kiste enthält meine Denkwürdigkeiten, die für die Geschichte unserer Zeit von unschätzbarem Werthe sein und die zugleich unwiderleglich darthun werden, daß in mir Stoff zu einem großen Schriftsteller ist. Wählen Sie mich immerhin, meine Herren; die Werke, die nach meinem Tode von mir erscheinen sollen und die in dieser kostbaren Kiste enthalten sind, werden zeigen, daß ich würdig bin, im Kreise der 40 Unsterblichen zu sitzen.“ Wenn aber nun, fragt das witzige Journal, das diesen bizarren Vergleich zwischen dem würdigen Kanzler Pasquier und dem Cid, der stets seinem Worte unverbrüchlich treu war, anstellt, wenn aber nun die Kiste leer wäre? Pasquier hat recht gut gefühlt, daß es ihm obliege, die Wahl der Akademie einigermaßen zu rechtfertigen. Er hat deshalb alle seine alten Papiere zusammengesucht und eine Auswahl von den Reden, die er in der Deputirten- und Pairskammer gehalten hat, herausgegeben. Wir wollen den politischen Werth dieser Reden, von denen bereits vier Bände erschienen sind, nicht bestreiten, aber wir können dreist behaupten, daß ihre Form durchaus nicht classisch ist. Auch seine Antrittsrede ist schwach. Man hatte von einem Manne, der in den Staatsgeschäften ergraut ist, erwartet, daß er einige lichtvolle Blicke auf die Zeitgeschichte und auf die Politik im Allgemeinen werfen und daß er namentlich die Epoche, von der er in seiner Lobrede des Bischofs von Hermiopolis zu reden hatte, in einigen glücklichen Strichen, zeichnen würde. Aber dem war nicht so. Er begnügt sich, das Leben des Hrn. v. Frayssinous, das so viel Stoff zu interessanten Betrachtungen geboten hätte, ganz einfach zu erzählen, und noch dazu in welcher farblosen und dürftigen Sprache! Mignet, der die Rede Pasquier's zu beantworten hatte, fand kein leichtes Spiel, wenn er in allem Ernste beweisen wollte, daß Pasquier der Akademie würdig sei. Seine Rede ist ganz meisterhaft, wenn man sie als Persiflage betrachtet; indessen wissen wir nicht, ob Mignet sie als solche angesehen wissen will. „Sie haben sehr unrecht“, sagt er zum Neuankömmling, „wenn Sie sich der Ehre, die Ihnen die Akademie erweist, für unwürdig halten. Ihre Bescheidenheit läßt Ihnen Ihr eigenes Verdienst verkennen. Sie haben die gerechtesten Ansprüche darauf, Mitglied dieser glänzenden Versammlung zu sein; denn haben Sie nicht Vorfahren gehabt, die sich durch die Kraft und den Glanz ihrer Beredtsamkeit einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. Sie sind sicher berechtigt, in der Akademie zu sitzen, deren besondere Aufgabe es ist, die Reinheit der Sprache aufrecht zu erhalten, denn haben Sie nicht unter drei Königen die ersten Staatsämter bekleidet?“ Hierauf kehrt er sich von der Jammergestalt Pasquier's ab und zeichnet mit Meisterhand das Bild des Hrn. v. Frayssinous, gewissermaßen um dem neuen Akademiker zu zeigen, wie man einen solchen Gegenstand behandeln müsse. Während Pasquier sich in seiner Rede nur in den kleinen biographischen Details herumtreibt, stellt Mignet sich auf einen wahrhaft erhabenen Standpunkt und wirft über das weite Feld der Zeitgeschichte einen freien Blick. Vor mehren Jahren schon hat Armand Marrast einmal im „National“ in einem glänzend geschriebenen Aufsatze das Leben des ehrwürdigen Kanzlers geschildert; aber damals fehlte dieser Satire noch ein köstlicher Zug, denn Pasquier war noch nicht Akademiker. 6.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue Schriften über den Orient.

Die „Revue orientale“ des Dr. Barrachin, von der wir in d. Bl. zu wiederholten Malen geredet haben, ist nach kurzem Bestehen wieder eingegangen. Wahrscheinlich sind die Unterstützungen und Subventionen, auf die der Redacteur, der in seinem Processe mit Reschid-Pascha etwas zu sehr als Charlatan aufgetreten ist, gezählt hatte, nicht regelmäßig eingelaufen. Denn die Theilnahme an den Ereignissen des Orients ist selbst gegenwärtig noch groß genug, um einer den morgenländischen Interessen gewidmeten Zeitschrift, wenn sie mit Umsicht geleitet wäre, ein längeres Bestehen zu sichern. Aber Hr. Barrachin erging sich gar zu sehr in allgemeinen Phrasen über die verschiedenen Nationalitäten u. s. w., statt uns aus dem Schatze seiner Beobachtungen interessante Mittheilungen zu machen. Seitdem sind uns über die orientalischen Verhältnisse in verschiedenen Werken mancherlei Belehrungen geboten. Von Dem, was über die verschiedenen jungen Nationalitäten, die, wie Lamartine sagt, aus dem Schutte des zusammenbrechenden türkischen Reichs hervorwuchern, gesagt ist, dürften leicht die Mittheilungen von Cyprien Robert das Beste sein. Der Verf. dieser Aufsätze, die in der „Revue des deux mondes“ erschienen sind, kennt die Levante und namentlich die nördlich von Griechenland gelegenen Partien der Türkei aus eigener Anschauung. Auch die Reiseskizzen von Thouvenel, der durch eine Reise in Ungarn bekannt ist, und die von Buchon, einem der thätigsten Herausgeber des „Panthéon littéraire“, die beide Griechenland betreffen und beide von der „Revue de Paris“ mitgetheilt sind, enthalten manche interessante Schilderungen. Noch wichtiger, besonders für die Kenntniß der neuern Ereignisse im Orient, ist die Schrift: „Deux années de l'histoire d'Orient“, von M. de Cadalvène und Barrault. Beide Verf. dieses inhaltreichen Werks sind mit den orientalischen Verhältnissen innig vertraut. Hr. Barrault hat den Orient bereist und Hr. de Cadalvène hält sich als Director der Paketboote der französischen Regierung bereits seit mehren Jahren zu Konstantinopel auf. Er steht daselbst in einem hohen Ansehen und soll sogar an mehren der Verhandlungen, welche die Pforte mit Ägypten gepflogen hat, Theil genommen haben. Schon früher hat Hr. Cadalvène in Gemeinschaft mit Hrn. Barrault eine Geschichte des ersten Krieges zwischen Ägypten und der Türkei (1832 und 1833) herausgegeben und außerdem hat Ersterer noch mit einem gewissen M. de Breuvery ein interessantes Werk unter dem Titel „L'Egypte et la Turquie“ erscheinen lassen, in dem sich sehr interessante Mittheilungen über diese beiden Länder finden. Den Inhalt des neuen Werkes, dessen Titel wir oben angeführt haben, bildet eine Geschichte des Krieges, der im Jahre 1839 zwischen dem Sultan Mahmud und Mehmed Ali ausbrach, bis zum Abschluß des Julivertrags.

Le portefeuille du comte de Forbin.

Der Redacteur der Zeitschrift „La France littéraire“ hat sich durch Veröffentlichung wichtiger Werke der Malerei um die Kunst ein bedeutendes Verdienst erworben. Wir haben von ihm verschiedene, mehr oder weniger umfassende Sammlungen von Kupferstichen. Er beschenkt gegenwärtig die Kunstliebhaber mit einer neuen Gabe. Es ist dies eine größere Sammlung höchst interessanter Zeichnungen, die den Titel „Le portefeuille du comte de Forbin“ führt und von der bereits die ersten Lieferungen erschienen sind. Der Graf Forbin war Director der großen Sammlungen des Louvre und einer der geistreichsten Kunstkenner der neuern Zeit. Er hatte den größten Theil Europas, namentlich Spanien und Italien und die Levante selber bereist. Einen Theil seiner Wanderungen hat er in verschiedenen Werken (z. B. „Souvenirs de la Sicile“, von denen eine neue Ausgabe vorbereitet wird) auf eine anziehende Art beschrieben. Überall, wo er gereist war, hatte er selbst Zeichnungen entworfen und was nur an Bildern und andern Kunstschätzen zu finden war, aufgekauft. Aus der reichen Sammlung nun, die er nach seinem Tode hinterlassen hat, wird Hr. Challamel eine Auswahl treffen, von der man sich bei dem Geschmacke dieses Gelehrten und Künstlers viel versprechen kann. Der Schwiegersohn des Grafen Forbin, Hr. von Marcellus, Verf. eines ausführlich in d. Bl. besprochenen Reisewerks über den Orient („Souvenirs de l'Orient“, 2 Bde.) und besonders bekannt dadurch, daß er die berühmte Venus von Milo dem pariser Louvre gewonnen hat, wird die Zeichnungen mit einem erläuternden Texte begleiten. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 10. — 10. Januar 1843.

Über Bevölkerungskunde.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Ein dritter Hauptabschnitt betrifft die Statistik der Ehen. Zuerst das Verhältniß der Verheiratheten zu den Unverheiratheten. Jede Volkszählung sollte nicht nur ergeben, wie viele Individuen von jedem Geschlecht verheirathet und nicht verheirathet (verwitwet, geschieden) sind, sondern auch welcher Altersclasse sie angehören. Unstreitig ist nicht sowol das Verhältniß zur Population, als das zu den Erwachsenen in Betracht zu ziehen. Die Ungleichheit der Trauungen in verschiedenen Jahreszeiten hat meist conventionnelle Ursachen; wesentlichere liegen natürlich den Schwankungen in den Jahrgängen zum Grunde.

Die Ehen sind frequenter, wo man jünger und allgemeiner heirathet: weit mehr Individuen erreichen das vierundzwanzigste als das sechsunddreißigste Jahr und jüngere sind weniger bedächtlich. Sehr verschiedene und erfreuliche wie unerfreuliche Ursachen bedingen aber das frühere Heirathen. Man heirathet jünger und häufiger, wo der Erwerb leichter und sicherer ist, wo die Bedürfnisse geringer und wohlfeiler, wo die Sitten einfacher sind — wo also weniger Luxus herrscht —, wo man sich mehr vor Erzeugung unehelicher Kinder scheut, und eben so aber, wo man sorgloser und um die Zukunft unbekümmerter lebt, wo das Volk keinerlei höhere Bedürfnisse kennt. Fabrikarbeiter heirathen gewöhnlich früher — weil bei dem neuern Fabriksystem viele Arbeiter sehr bald den höchsten Grad der Brauchbarkeit, also den höchsten Lohn erlangen und dieser ziemlich fix erscheint —, weil der Arbeiter, um zu erwerben, durchaus kein Capital bedarf, also deshalb nicht erst Ersparnisse zu machen braucht, weil ferner die Kinder schon sehr früh etwas verdienen können und das Fabrikleben die Pubertät oft früher entwickelt u. a. m. Im Handelsstande heirathet man später, weil der Erwerb lange sehr unsicher und veränderlich ist und ein ansehnliches Capital voraussetzt. Wo die Landleute Grundeigenthümer sein wollen, werden sie später und seltener (?) heirathen, als wo sie größtentheils Pächter oder gar nur Tagelöhner sind. Die Leibeigenschaft befördert wahrscheinlich frühes Heirathen, sowie orientalischer Despotismus — denn die Vorsicht fällt weg, wo man kein Eigenthum erwerben kann, oder dasselbe stets ungesichert ist.

Man sieht, auch in diesen einzelnen Beispielen bestätigt der Verf. den allgemeinen Satz: daß die Menschen mit dem Heirathen warten, überhaupt wirthschaftlich vorsichtig sind, sobald sie ein Ziel vor sich sehen, durch dessen Erreichung sie ihre Lage wesentlich verbessern zu können hoffen, während sie zur Heirath eilen und alle Vorsicht aufgeben, wenn sie von der Vorsicht höchstens so viel erwarten können, daß es ihnen nicht schlechter geht als jetzt, und auch das nicht sicher verbürgt sehen.

Mit der Civilisation vermindern sich gewöhnlich die Ehen, weil mehr als die Erwerbmittel unsere Bedürfnisse zunehmen. Aus demselben Grunde ist die relative Zahl der Ehen in vielen Gegenden im Laufe des vorigen Jahrhunderts kleiner geworden. Umgekehrt mag hier und da die Verbreitung des Kartoffelbaus gewirkt haben, indem er die untersten Classen in den Stand setzt, noch armseliger zu leben. Unter sonst gleichen Umständen wird sie ferner kleiner, je größer die Dichtigkeit der Bevölkerung ist, weil dann besonders der Erwerb von Grundeigenthum immer schwieriger wird.

Einige, wenn auch directe Hindernisse, wie das kirchliche Cölibat und die Conscription, scheinen auf die Zahl der Ehen doch wenig Einfluß zu haben. Indem die einen zu heirathen gehindert sind, sind andere dadurch begünstigt. Anders wirken Gesetze, die überhaupt die Vollziehung einer Ehe erschweren. Diese vermindern die Zahl der Ehen und vermehren die der unehelichen Kinder.

Der Verf. zeigt an Beispielen, wie und warum die Zahl der Trauungen, in Folge äußerer Ereignisse, in einzelnen Jahren so beträchtlich abweicht. Bei einer größern Mortalität ergibt sich zugleich eine größere Frequenz der Trauungen und umgekehrt. Zur Berechnung der mittlern Dauer der Ehen wünscht der Verf., daß in allen Sterberegistern, so oft eine Ehe durch den Tod zerrissen wird, die Dauer derselben sorgfältig eingetragen und dasselbe hinsichtlich geschiedener Ehen irgendwo verzeichnet werde. Das gewöhnliche Verfahren der Berechnung dieses Verhältnisses verwirft er aus guten Gründen. Ferner wünscht er, daß uns die Ehelisten Aufschluß gäben, wie viele zum ersten Male Heirathende sind, daß sie specificirten, wie viele Heirathen zwischen beid- oder einseitig Ledigen oder Verwitweten (und Geschiedenen) geschlossen werden. Aus den zeitherigen Daten ersieht man jedoch schon, daß anderwärts beträchtlich mehr Weiber als Männer zur Ehe gelangen und daß auch, was die Protogamen betrifft, auf zehn ledige Männer etwa elf Jungfrauen heirathen. Wünschenswerth ist in unsern Zuständen (einige) Verspätung der Ehen. Die vorhandenen Daten leiden aber an dem Mangel einer Trennung der Protogamen von den Wiederverheiratheten; sowie es an allem Anhalt gebricht, die Heirathenden nicht blos nach ihrem absoluten, sondern auch nach ihrem relativen Alter zu classificiren, woraus doch über einen der dunkelsten Punkte der Bevölkerungslehre, nämlich über den Einfluß des Altersverhältnisses der Ältern auf

das Geschlecht der Kinder, Aufschluß zu erwarten wäre. Die Verehelichungsprobabilität betreffend, so ergibt sich wenigstens für die französische Bevölkerung, daß bei der Geburt eines Knaben 49 gegen 51, und bei der eines Mädchens 55 gegen 45 zu wetten ist, daß das Kind einst heirathet. Auch die gewöhnlichen Berechnungen der mittlern Fruchtbarkeit sind nicht ganz zuverlässig und fallen gewöhnlich etwas zu niedrig aus. Es wäre lehrreich, auch über die Fruchtbarkeit einzelner Classen, die Zahl der sterilen Ehen, den Einfluß des Alters u. a. m. statistische Daten zu erlangen. Aus manchen Beobachtungen scheint bereits hervorzugehen, daß die fruchtbarsten Weiber nicht die sind, die schon vor dem zwanzigsten Jahre heirathen, und daß spät erst Heirathende in höherm Alter noch Kinder haben, als andere. Es wäre zu wünschen, daß in den Geburtslisten aufgezeichnet würde, wie alt die Mutter (und der Vater) des Geborenen ist und das wievielte von ihr Geborene das Kind ist. (Das wäre dann auch mit den Ehelisten zu vergleichen, woraus das Alter der Ältern bei der Heirath hervorgehen sollte.)

Ein wichtiger Abschnitt betrifft die Verhältnisse der Sterblichkeit, die Statistik des Todes. Das absolute Sterbeverhältniß ist nach Ort und Zeit oft beträchtlich verschieden und vermindert sich insgemein mit den Fortschritten der Civilisation. Für England und Frankreich besonders ist eine starke Abnahme seit 60 Jahren außer Zweifel. Die Meinung jedoch, das Verhältniß sei am kleinsten in nördlichen, am größten in südlichen Ländern findet der Verf. nicht nachgewiesen. Größere Volksdichtigkeit bedingt keineswegs eine vermehrte Sterblichkeit; weit häufiger sieht man das Umgekehrte; wol aber steht einer größern Mortalitätsziffer auch eine größere Geburtsziffer fast immer zur Seite. Jedenfalls ist es unerlaßlich, auch die ungleiche Fruchtbarkeit und die Zahl der Todtgeborenen und Frühtodten in Betracht zu ziehen, so oft die reelle Sterblichkeit eines Volks gemessen werden soll. Die Mortalität variirt noch mehr und öfterer als die Geburtszahl. In Sterblichkeitsjahren werden zudem sehr viele bereits schwächliche und dem Tode nahe Individuen weggerafft, weshalb dann die nächsten Jahre oft um so weniger Todte zeigen. Mit den Fortschritten echter Civilisation müssen diese Fluctuationen mehr und mehr verschwinden. Bei ihrer Untersuchung sollte aber insbesondere nachgewiesen werden, welche Classen der Bevölkerung vornehmlich afficirt werden und in welchem Verhältnisse in epidemischen Jahren die Sterblichkeit der Kinder, Greise, Armen ꝛc. steht. Ebenso sollte bei der Berechnung des Einflusses der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit namentlich zwischen den Altersclassen unterschieden werden, sowie auch zwischen Stadt und Land Verschiedenheiten obzuwalten scheinen. Auch die Berechnungen über den Einfluß der Geschlechter und des Alters auf die Sterblichkeit lassen noch viel zu wünschen übrig. Erwiesen ist die große Sterblichkeit im ersten Lebensjahre, wiewol auch diese sich nicht gleich bleibt. Ebenso, daß hierin das weibliche Geschlecht vor dem männlichen begünstigt ist und daß die Mortalität im ersten Lebensalter unter den unehelichen und Findelkindern überaus groß ist. Manche Gründe lassen vermuthen, daß durch die Fabrikbeschäftigung die Sterblichkeit überhaupt und insonderheit die der Kinder vermehrt werde. Doch fehlt es zur Zeit an directen numerischen Belegen. Den Einfluß der Pockenimpfung auf die Vermehrung der Bevölkerung hält der Verf., ohne das Wohlthätige der Sache selbst irgend in Abrede zu stellen, für nicht so hoch. Denn jede Zunahme der Bevölkerung setze schlechterdings eine verhältnißmäßige Vermehrung der Subsistenzmittel voraus; da aber eine solche durch die Ausrottung der Pocken nicht befördert werde, so sei klar, daß mit der Verminderung der Sterblichkeit eine angemessene Verminderung der Geburten eintreten müsse. Mit Kraft setzt übrigens der Verf. die Wichtigkeit einer Verminderung der Kindersterblichkeit auseinander und glaubt, daß es in der Macht des Menschen stehe, dem Tode die allermeisten Opfer zu entziehen, die er bisher unter den Kindern gefodert hat. Die Sterblichkeit, die am ersten Tage auffallend stark und überhaupt im ersten Jahre am stärksten ist, nimmt von da an von Monat zu Monat ab, ohne daß jedoch hierin eine constante Proportionalität stattfände. Die Altersmortalität kann direct und indirect berechnet werden. Das directe Verfahren ist das einfachste und zugleich das allein zu einem zuverlässigen Resultate führende, wofern es auf zahlreiche und vieljährige Beobachtungen basirt werden kann. Es besteht darin, daß man die Mittelzahl der in einem Jahre Verstorbenen von jeder Altersclasse durch die Gesammtzahl der gleichalterigen Lebenden dividirt; denn sind diese beiden Größen mit gehöriger Genauigkeit ermittelt, so muß sich daraus unleugbar das reelle Mortalitätsverhältniß ergeben. Leider fehlt es aber dermalen noch durchaus an den erfoderlichen Documenten, um eine solche Berechnung vorzunehmen. Die indirecte Berechnungsart stützt sich auf die Mortalitätstafeln. Aber diese ergeben in ihrer jetzigen Einrichtung die wirkliche Absterbeordnung keineswegs. So viel scheint jedoch aus den bisherigen Untersuchungen hervorzugehen, daß namentlich für das männliche Geschlecht zwischen dem zwanzigsten und sechsundzwanzigsten Jahre eine größere Sterblichkeit eintritt. Dagegen scheinen die dreißiger Jahre für das weibliche Geschlecht gefährlicher zu sein als für das männliche. Die Jahre, in denen sich die Menstruation verliert, zeigen sich für das weibliche Geschlecht nicht so kritisch, als man geglaubt hat, und ebenso werden die sogenannten kritischen oder klimakterischen Jahre durch die Statistik nicht bestätigt. Die Angaben, aus denen man schloß, daß die Ehe ein Lebensverlängerungsmittel sei, stellen sich, der Kritik des Verf. gegenüber, völlig ungenügend dar. Hinsichtlich der Mortalität der Wöchnerinnen verdient untersucht zu werden, ob und in welchem Verhältnisse eine Niederkunft bei den ersten Geburten, für jede Altersclasse der Mütter, für Unehelichschwangere u. dgl. lebensgefährlicher sein mag. Auch über den Einfluß der Gewerbe und höhern Berufsarten auf die Sterblichkeit fehlt es noch ganz an verbürgten und genügenden Daten. Am meisten muß es befremden, daß über die Verhältnisse des Militairs in dieser Beziehung noch so wenige Untersuchungen angestellt sind, und

um so mehr, da die vorhandenen auf sehr ungünstige Erscheinungen hinweisen. In den Gefängnissen war die Sterblichkeit natürlich früher sehr groß, hat sich aber neuerdings sehr vermindert. Daß sie selbst geringer sei als unter Freien, erklärt der Verf. für einen Irrthum, bei dem man nicht berücksichtigt habe, aus welcher Altersclasse die Mehrzahl der Gefangenen herrührt. Die Armuth anlangend, so berechtigten pariser Berechnungen zu dem Schlusse, daß sie die Sterblichkeit wenigstens verdoppelt. Zur Statistik des Todes würden auch Angaben über den relativen Einfluß der verschiedenen Todesursachen auf die Mortalität, sowie über die Morbilität (Frequenz der Erkrankungen) und relative Tödtlichkeit der Krankheiten gehören. Nimmt die Mortalität mit der Morbilität parallel zu und ab? Über den Selbstmord ergibt sich auch aus den noch ungenügenden Unterlagen doch so viel, daß er in manchen Ländern häufiger ist als in andern, in Städten häufiger als auf dem Lande, daß er in neuerer Zeit und mit der fortschreitenden Civilisation merklich zugenommen, daß er weit häufiger von männlichen als von weiblichen Personen und vorzugsweise in gewissen Altern verübt wird. Die Mordthaten scheinen in gleichem Verhältnisse abzunehmen, wie die Selbstmorde zunehmen. Die Zahl der Selbstmorde unterliegt aber großen Schwankungen und zuweilen wird der Selbstmord epidemisch. Die Daten der Longävitätsstatistik sind noch ungenügend. Fast ohne Ausnahme findet man jedoch unter den über 80 Jahre alt Gestorbenen mehr weibliche; zweifelhaft ist es aber, ob mehr Weiber als Männer über 100 Jahre alt werden.

Einen wesentlichen Theil der Bevölkerungslehre macht das Studium der Zu- und Abnahme, oder der Bewegung der Bevölkerung aus. Um den Anwachs einer Bevölkerung in verschiedenen Zeiten zu vergleichen, ist es offenbar nöthig, das Verhältniß des Zuwachses innerhalb eines Jahres zur Bevölkerung zu berechnen, und zwar das mittlere aus einer mehrjährigen Periode. Dieses Augmentationsverhältniß findet sich indessen nicht richtig, wenn man, wie häufig geschieht, den mittlern jährlichen Zuwachs mit der Bevölkerungszahl am Anfang der Periode vergleicht, sondern es muß auch der mittlere Populationsstand der Periode in Rechnung kommen. Aus den Angaben des Verf. über den Zuwachs der Bevölkerung in Europa ergibt sich: daß sie in den meisten Theilen dieses Welttheils, in allen, aus denen Data vorliegen, im Steigen ist, daß aber der jährliche Zuwachs nur in den wenigsten 1 Procent oder darüber — am meisten in England (1,48), am wenigsten in Belgien (0,7) beträgt und daß in vielen die Vermehrung bereits wieder und merklich abnimmt. Besondere Berücksichtigung erfodert aber auch die Statistik der Ein- und Auswanderungen. Ferner ist auch die relative Zunahme der verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung zu untersuchen, der Stand derselben in Betreff der Sexual-, Alters-, Gewerbs-, Wohnorts-, Stammverhältnisse. Ferner der Einfluß außerordentlicher Zustände auf die Fortschritte der Bevölkerung.

(Der Beschluß folgt.)

Koch's Reise nach dem Kaukasus.

Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836—38. Von Karl Koch. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.*)

Es ist dieser schätzbaren Unternehmung, die in Sammlung werthvoller Reiseschilderungen fortfährt, in d. Bl. schon öfter mit verdientem Lobe und mit Theilnahme gedacht worden. Vielleicht war es eben jetzt nicht der rechte Zeitpunkt ein größeres Werk über Rußland in diese Sammlung aufzunehmen. Die verschiedenen Schriften des trefflichen J. G. Kohl über Rußland, zusammen zehn Bände füllend, haben uns an eine so wissenschaftliche, so lebenvolle, so geistreiche Behandlung dieses Stoffs gewöhnt, daß es äußerst schwer fallen muß, nach einem so hervorragenden Werke durch irgend ein ähnliches über denselben Gegenstand noch eine regere Theilnahme zu erwecken. Der Reiz der Darstellung, welcher die Kohl'schen Schriften auszeichnet, fehlt dem vorliegenden Werke zu sehr; der Verf. stellt sich zu sehr auf seinen subjectiven Standpunkt, er greift zu wenig in den Schacht tieferer Reflexion und allgemeiner Wissenschaft hinein, als daß er mit einem Mann, wie Kohl ist, auch nur von weitem um den Preis ringen könnte. Inzwischen führt ihn seine Wanderung doch durch Gegenden, die jener Reisende nicht speciell geschildert hat, und für diesen Theil seiner Arbeit, die als Supplement zu seines Nebenbuhlers Schriften dienen kann, sind wir ihm zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Wo er jedoch mit diesem auf demselben Terrain zusammentrifft, da wird der Unterschied der Auffassungen auf lehrreiche Art sichtbar und es zeigt sich, wie weit die Kunstform auch in der Reisebeschreibung ihre Rechte und ihre Bedeutung geltend macht. Dies ist beispielsweise der Fall mit der Schilderung des Weges zwischen Petersburg und Moskau, welche auch hier den Eingang des Buchs bildet. Diese Schilderung, welcher Kohl so viel Reiz, Neuheit und Anziehungskraft zu geben mußte, daß unser Interesse daran auch nicht einen Augenblick lang erlischt oder schwächer wird, erscheint hier ziemlich einfarbig, gleichsam grau in grau gemalt, und die Länge des Wegs wird, um wenig zu sagen, dem Leser fühlbar. Kohl glänzt in dem Stil Benvenuto Cellini's, Alles ist Thatsache des Geistes, Anschauung, unmittelbares Bild; Koch dagegen erinnert an den „Anacharsis“ und seine Nachbildner, in seiner Schilderung hebt sich nur etwa das Bild des alten Nowgorod, dieser fabelhaften Erscheinung des russischen Mittelalters, als mit Wärme gemalt, hervor. In mancher Beziehung gibt die vorliegende Reisebeschreibung auch geradezu die Kehrseite der Kohl'schen Bilder, die allerdings mit unverkennbarer Vorliebe geschaffen sind. Die russischen Städteansichten z. B. fallen eher unter unserer Erwartung aus, während sie bei Kohl sich mehr hervorheben als wir erwarteten. In den Reisebegegnissen weiß der Verf. nicht immer das Anziehende von dem Unbedeutenden zu trennen, und er trifft die feine Linie des guten Geschmacks nicht so wie Jener. An Zuströmen der Thatsachen, an Wissenschaft und beweglicher schwunghafter Reflexion steht er seinem Vorgänger weit nach, dem an tiefern Eindringen in das Material, an Kenntniß und Überblick wol nicht leicht Jemand gleichkommen mag. Dagegen liefert er in großer Anzahl kurze und brauchbare Reisenotizen und empfiehlt sich damit den Reisenden, welche ihm nachfolgen. Hierin grenzt sich denn auch das Verdienst dieser Schrift besonders ab.

Von Moskau nimmt auch er den Weg nach Orel, Woronesch und Azow. Wir begegnen auch hier unter Anderm einer jener charakteristischen Räuberscenen, die uns auch Kohl schildert und aus welchen hervorgeht, wie wenig der Russe zu starken Verbrechen disponirt ist, und wie selbst die Straßenräuberei bei ihm den Charakter der Prellerei annimmt, um sich mit einer gewissen Gutmüthigkeit auszusprechen. Eine ausführliche Schilderung der Kosackenstämme parallelisirt dieselben besonders mit den Beduinen Arabiens, ohne genugsam zu berücksichtigen, daß

*) A. u. d. T.: Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Dreiundzwanzigste Lieferung.

dieselben Lebensbedingungen überall dieselben Sitten erzeugen werden. Lieblich und willkommen sind die Lieder, welche er mittheilt und mit denen der donische Kosack seinen Vater Don, den er, weil er aus dem Iwansee entspricht, zärtlich Iwanowitsch (Iwanssohn) nennt, zu besingen liebt. Z. B. das einfache Lied:

Tichiy Don	Stiller Don
Siniy Don	Blauer Don
I schirok	Und breit
I glebuk	Und tief u. s. w.

Dieses seines fast vergötterten Stromes gedenkt der Kosack unablässig und selbst bei dem Toast, den er bei seinen Gastmahlen dem kaiserlichen Herrn zubringt: „Es lebe der Kaiser", ruft er, „im felsigen Moskau und wir donsche Bursche am sanftfließenden Don!" Im achten Capitel wird Neu-Tscherkessien geschildert und hier beginnt jener werthvollere Theil dieses Reiseberichts, dessen wir oben gedachten. Ciskaukasien, mit der Hauptstadt Stauropol, die nomadisirenden Nogaier, ein Mischlingsvolk von turkomanischem Stamm, mit Mongolen und Romanen gemischt, und den krimschen Sultanen tributpflichtig, in 10,000 Filzhütten, etwa 70,000 Seelen stark, wohnend; die Truchmanen (Turaner), etwa 10,000 Seelen stark, und Kalmücken, selbst nach der Auswanderung von 1771, welche 60,000 Seelen entfernte, immer noch der stärkste, 28,000 Filzhütten bewohnende Volksstamm, werden in ihren Sitten, Gebräuchen, in ihren sittlichen und politischen Verhältnissen mit dankenswerthem Detail geschildert, und die Städte Georgieffsk, Pjatigorok, Konstantinoff u. s. w., traurige Flecken, dargestellt. Die Reise durch die Kosackenlinie gibt Anlaß zu ausführlicher Darstellung dieser eigenthümlichen Militaircolonien und führt zu dem Kabardahgebirge, das schon dem Kaukasus angehört. Von hier an beginnen die Tscherkessendörfer und die berühmte Kette von Vesten, mit welchen Rußland die kaukasischen Völker zu bezwingen hofft. Jenseit des Lesgen wird zuerst die Veste Uruch bei dem großen Dorfe Borok besucht. Die Flora wird hier schon ganz die kaukasische, die Bevölkerung von Aul schon ganz tscherkessisch. Die Grenzbestimmung für diesen Volksstamm ist äußerst schwierig, da die Masse des Volks sich längst mit seinen Nachbarn vielfach gemischt hat. Nur die Herrenfamilien haben sich rein erhalten, und insofern heißt der ganze nordwestliche Kaukasus nicht mit Unrecht Tscherkessien, obgleich Abosen, Tataren, Nogaier und Ossen die überwiegende Bevölkerung bilden. Diesen großen Landstrich, den Kabardah-, den Kuban-Labakreis, die Küste, dann Abassate, den Tatarenkreis und den Nogaikreis lernen wir zuerst mit allen statistischen Einzelnheiten kennen und erfreuen uns hiernächst an einer warmen und lebendigen Darstellung der Volksthümlichkeit jener, jetzt so viel besprochenen tscherkessischen Bevölkerung, welche in Ciskaukasien auf 650,000 Köpfe angeschlagen wird. Wie Bell nnd Marigny theilt auch der Verf. Proben tscherkessischer Kriegslieder mit; er lehrt uns dies nüchterne, tapfere, abergläubige, aber hochherzige Volk genau kennen und stellt besonders sein Religionssystem lichtvoll und klar dar, in welchem die Verehrung des Kreuzes Hand in Hand mit der seiner alten Götter Tschiblah und Tleges u. s. w. fortbesteht. Wir sind dem Verf. für dies lobwürdige ethnographische Bild zu Dank verpflichtet. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn die wahre Bibliomanie mit all' ihren sonderbaren Ausartungen in England zu Haus ist, so muß man Frankreich als das Land nennen, wo die Bibliographie die meisten wahren Liebhaber zählt. Die Société des bibliophiles kann als ein Centrum derselben gelten. Die Leistungen der Gesellschaft auf dem Gebiete der Bibliographie sind, besonders was literarische Curiosa und Raritäten anbetrifft, sehr anerkennungswerth. Außer den ersten Gelehrten von Paris nehmen noch mehre bekannte Bibliophilen daran Theil, die durch ihren Reichthum in den Stand gesetzt werden, den oft wunderlichen Launen der Bücherwuth nachzugehen. Das „Bulletin du bibliophile", das bereits seit einigen Jahren von Charles Nodier redigirt wird, bildet eine förmliche Fundgrube für die Kenntniß der alten Drucke, der bibliographischen Seltenheiten, der Editiones principes u. s. w. Unter den verschiedenen Mitarbeitern an dieser Zeitschrift zeichnet sich besonders Gabriel Peignot, Bibliothekar in Lyon, aus, der durch eine große Anzahl werthvoller bibliographischer Abhandlungen, z. B. sein „Répertoire des bibliographies spéciales" u. s. w. rühmlichst bekannt ist. Charles Nodier selbst, der als Dichter, Sprachforscher und Prosaist so hoch steht, hat bekanntlich den Umfang seiner bibliographischen Kenntnisse in seinen „Mélanges tirés d'une petite bibliothèque" bereits bewiesen. Seine Aufsätze im „Bulletin du bibliophile" zeichnen sich durch einen glänzenden Styl und oft durch einen glücklichen Witz aus, der selbst die trockensten Erörterungen der Bibliographie zu beleben weiß. So heben wir z. B. einen Aufsatz über die Druckfehler hervor, der aus seiner Feder rührt. Ch. Nodier ist nicht nur einer der ausgezeichnetsten und vielseitigsten Schriftsteller Frankreichs, sondern auch einer der fruchtbarsten. Eine vollständige Sammlung seiner Werke würde allein eine ziemliche Bibliothek ausmachen. Außerdem ist er aber noch bei einer Menge von Journalen betheiligt und steht noch der Leitung verschiedener literarischer Unternehmen vor, die seinem Namen Ehre machen. So hat er ganz kürzlich erst wieder die Herausgabe einer ganzen Bibliothek französischer und ausländischer Meisterwerke übernommen, von der bereits einige Bände erschienen sind. Dieselben enthalten bis jetzt die „Mémoires du cardinal Retz"; „Légendes populaires de la France", die eine neue Ausgabe der „Bibliothèque bleue" bilden; „Nouvelles vieilles et nouvelles", von Nodier, Töpfer, Baron von Peyronnet, Arthur Dudley.

Schriftsteller aus den höhern Classen der Gesellschaft sind nur selten im Stande, das Leben des Volkes aufzufassen und darzustellen. So ist z. B. die Prinzessin Amalie von Sachsen, die mit besonderer Vorliebe das Leben der mittlern Stände zeichnet, eine wirkliche Ausnahme. In der Regel greifen die Schriftsteller, die auf den höhern Sprossen der gesellschaftlichen Leiter stehen, ihre Gestalten und Bilder aus den Kreisen, in denen sie sich bewegen. So spielen z. B. die Romane der geistvollen Comtesse Dash (Comtesse Cinq Mars) fast immer in den glänzenden Salons der aristokratischen Gesellschaft. Die Gräfin D. D., Verf. des Romans „La princesse Sobieska" und der „Mémoires d'une femme de qualité", ist ein anderer solcher vornehmer Bas-bleu. Auch ihre Romane bewegen sich in der Sphäre, in der sie selber heimisch ist. Ihr neuestes Werk: „La duchesse de Grammont. Roman historique", enthält einzelne anziehende Schilderungen aus dem ehemaligen Gesellschaftsleben.

Die Franzosen wenden seit einiger Zeit der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel eine besondere Aufmerksamkeit zu. So erscheinen zwei große, sehr umfassende Geschichtswerke über Spanien, von denen jedes schon zu einer beträchtlichen Bändezahl angeschwollen ist, nebeneinander. Es sind dies die Geschichte Spaniens von Rosseuw-St.-Hilaire und die von Charles Romey. Von letzterer sind vor kurzem der fünfte und sechste Band erschienen, die das Werk indessen noch nicht beschließen. In diesen neuen Bänden findet sich besonders ein höchst interessanter Abschnitt über die Echtheit des Cid. Ferner heben wir noch eine Schilderung der Revolutionen und Kriege hervor, die im 13. Jahrhundert den Norden Spaniens verheerten. Der Verf. knüpft hieran eine Geschichte der Vorgänge im südlichen Frankreich, sodaß sein Werk auch für die französische Geschichte nicht ohne Interesse ist. Man erkennt in dieser historischen Schrift gründliche und umfassende Studien und besonders eine sehr glückliche Darstellungsgabe. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 11. — 11. Januar 1843.

Über Bevölkerungskunde.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Einen besondern Abschnitt widmet der Verf. der statistischen Erforschung der Lebensdauer. Er hat es aber dabei hauptsächlich mit einer Darstellung der wichtigsten zeitherigen Mortalitätstafeln und einer scharfsinnigen Kritik derselben zu thun und kommt zu dem Schlusse, daß man, um möglichst richtig die wirklichen Mortalitätsgesetze zu bestimmen, nicht nur die Altersverhältnisse der Gestorbenen, sondern auch die der Lebenden, und überdies noch die Zahl der Geborenen von allen Jahrgängen, welchen die Gestorbenen und Lebenden angehören, kennen sollte. Besäße man jedoch auch von nur 10—12 Jahren vollständige und genaue Listen der jährlich Geborenen, sowie der jährlich in jedem Alter Gestorbenen und der in jedem Alter (nach mehren Zählungen) Lebenden, so müßte man mit großer Zuverlässigkeit aus den beiden ersten die Ordnung für die ersten Lebensjahre und aus den beiden letzten die für alle folgenden Stufen bestimmen können. In einer zweiten Abtheilung des Werks (S. 441 fg.) betrachtet nun der Verf. die Bevölkerungsverhältnisse einzelner Staaten, indem er hier, wie in allem Vorhergehenden, einen großen Reichthum statistischer Daten beibringt, kritisch prüft und umsichtig anwendet. Übrigens sieht man aus dem ganzen Werke, daß für diese Untersuchungen noch sehr viel zu thun ist und daß auch die Staatsverwaltung ihnen noch Vieles vorzuarbeiten hat.

Was Bernoulli im Allgemeinen, versucht Becher in dem zweiten Werke für einen einzelnen Staat, den großen östreichischen Staatenstaat. Allerdings ist hier das Darstellen vorherrschend. Obwol er auch das Dargestellte bespricht und Schlüsse daraus zieht, Erklärungen aufsucht, und obwol wir die Art, wie er das thut, keineswegs unter dem Maße billiger Ansprüche finden, so dürften seine desfallsigen Leistungen doch weder den Anfoderungen Bernoulli's noch dem von Hoffmann gegebenen Beispiele vollkommen genügen. Allerdings war auch er durch die Mangelhaftigkeit seiner Unterlagen beschränkt; das Vorhandene hat er mit Eifer, unter Berücksichtigung der von Bernoulli, dessen Schrift ihm bereits bekannt war, gegebenen Winke, benutzt. Wichtig wird aber das Werk hauptsächlich durch die große Masse von statistischen Daten, die es in Betreff der Bevölkerungsverhältnisse des großen Kaiserstaats beibringt. Der erste Abschnitt ist der Bewegung der Bevölkerung gewidmet und betrachtet zuvörderst die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geschlechter, des Militairs und der Vertheilung nach dem Flächeninhalte, bei alle dem, wie durchgehends in allem Folgenden, die einzelnen Provinzen unterscheidend. Die Ein- und Auswanderungen werden besonders betrachtet. Ferner wird das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien zum Flächeninhalte im Allgemeinen und nach den einzelnen Provinzen und es wird die Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit dargestellt. Hierauf das Verhältniß der Geburten nach den Geschlechtern und mit Berücksichtigung der unehelichen und todtgeborenen Kinder. Bei den Trauungen konnte er wenigstens die Lebensjahre, in denen beide Geschlechter die Verbindung eingegangen, angeben, woraus man freilich das gegenseitige Verhältniß noch nicht ermessen kann. Das ergibt sich, so sagt er, daß vom 24.—30. Jahre und über 60 Jahre die Mehrzahl des männlichen, und vom 30. bis über 50 die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts sich verheirathet. Es ist das aber falsch ausgedrückt und er hat sagen wollen, daß in den Jahren von 24—30 und über 60 mehr Männer als Weiber, und in denen von 30—50 mehr Weiber als Männer heirathen. Denn die ganz große Mehrzahl des weiblichen Geschlechts heirathet allerdings bis zum dreißigsten Jahre. Er gibt ferner die auf das ledig und verwitwet Heirathen bezüglichen Zahlen an. Die Zahl der Trauungen, wo der eine Theil ledig, der andere verwitwet war, betrug im Durchschnitt ein Viertel aller getrauten Paare. Man vermißt aber hier die Angabe des Geschlechtsverhältnisses. Hinsichtlich des Confessionsverhältnisses bemerkt er, daß die Zahl der protestantischen Trauungen sehr gering sei und die Eingehung von gemischten Ehen seit 1834 beträchtlich abgenommen hätte. Bei dem die Mortalität betreffenden Abschnitte hatte er den Vortheil, die Altersclassen der Verstorbenen angegeben zu finden. Auch hier war die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts geringer. (Nur Dalmatien und 1837 auch Venedig und Galizien machen davon Ausnahmen.) Die meisten Todesfälle kommen in Östreich unter der Ens vor, weil Wien dazu gehört; darauf folgt die Militairgrenze, darauf die italienischen Provinzen. Die geringste Sterblichkeit findet man in Dalmatien, Ungarn, Siebenbürgen,

Illyrien und Tirol. Ganz angemessen diesem Verhältnisse und den obigen Lehren Bernoulli's entsprechend findet man in denselben Provinzen, welche die geringste Sterblichkeit haben, auch die geringste Reproduction, dagegen die größte in der Militairgrenze und Italien, wo die Sterblichkeit am größten war. Die größte Sterblichkeit hat von der Geburt bis zum vierten und vom sechzigsten bis zum achtzigsten Jahre stattgefunden. Die meisten Sterbefälle in Folge der Blattern kamen in Galizien, dann in Italien vor, sehr wenige in Östreich ob der Ens, im Küstenlande und in Dalmatien. Durch Unglücksfälle kamen die Meisten in Galizien, Böhmen und Italien, durch die Hundswuth auffallend viele in Siebenbürgen, durch den Selbstmord die meisten in Östreich unter der Ens, Böhmen, Mähren und Galizien, die wenigsten in Dalmatien, im Küstenlande und in Tirol, durch Mordthaten am meisten in Galizien, Italien und Dalmatien um. Der slawische Stamm vermehrt sich am stärksten, nach diesem kommen die Deutschen; eine Ausnahme von dieser Regel bilden Östreich und Tirol, wo die Vermehrung schwach ist; die am wenigsten sich vermehrenden Unterthanen sind die Magyaren.

Eine besondere Abtheilung ist der Vertheilung der Bevölkerung nach Stand und Beschäftigung gewidmet. Hier gibt der Verf. zuvörderst eine Hauptübersicht der verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen der Bevölkerung in den Jahren 1834 und 1837, unterschieden nach den Provinzen und mit den Rubriken: Geistliche, Adelige, Beamte, Honoratioren, Gewerbleute und Künstler, Bauern. Von der ganzen Bevölkerung kommen ungefähr auf 1000 Individuen im Durchschnitte 2 Geistliche, 3 Beamte, 7 Gewerbsleute und Künstler, 11 Adelige, 13 Militairs, 54 Bauern, 186 Individuen des Nachwuchses von der Geburt bis zum funfzehnten Lebensjahre, 29 des Nachwuchses vom sechzehnten bis achtzehnten Jahre und 187 in keine dieser Kategorien gehörige (wobei es dunkel bleibt, woraus sich diese Classe, außer den Rentiers, dem Gesinde und den Proletariern, zusammensetzt), sowie 508 Frauenzimmer. Die größte Zahl der Geistlichen haben Ungarn und die Lombardei, die meisten Adeligen Ungarn, Siebenbürgen und Galizien, die meisten Beamten und Honoratioren Ungarn und die Lombardei, die meisten Gewerbsleute und Künstler hat Böhmen, die meisten Bauern haben Ungarn und Galizien. Aus dem der besondern Betrachtung der Geistlichkeit gewidmeten Abschnitte hebe ich aus, daß 1839 in den deutschen und slawischen Provinzen 55 Personen vom katholischen zu akatholischen (1837: 54), dagegen 489 (1837: 484) von akatholischen und 99 (1837: 75) vom jüdischen zum katholischen Glaubensbekenntnisse übergetreten sind. Hier wie in den folgenden Abschnitten dient viel zur Darlegung der bestehenden Einrichtungen. Zur Civilverwaltung gehörige und aus Staatskassen besoldete Beamte zählte man 1839 27,989 (367 mehr als 1837), wozu noch 5557 Praktikanten, 1765 Diurnisten, 38,223 Diener, Wächter und Aufseher, 52,728 Arbeiter kamen. Die Bezüge betrugen 34,690,624 Gulden. Dazu kamen noch an Pensionisten 7738 Beamte, 9327 Beamtenwitwen, 744 Diener, 1249 Dienerwitwen und 7403 Kinder mit 5,517,179 Gulden Bezügen, und an Provisionisten 11,445 Männer, 74,155 Witwen, 7758 Kinder mit 1,148,511 Gulden Bezügen. Der active Stand der Militairmacht belief sich 1839 auf 465,132 Mann (53,818 weniger als 1834.). Davon standen 281,033 in den deutschen, 120,329 in den ungarischen, 63,770 (1834: 103,542) in den italischen Provinzen. Die größte Anzahl war verhältnißmäßig in Galizien stationirt (1837: 81,271 Mann, 16,085 mehr als 1834). Hinsichtlich des Gewerbstandes geben genaue Tabellen über dessen Vertheilung in die einzelnen Branchen Aufschluß. Ein besonderer Abschnitt ist den Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten gewidmet und hat in seiner speciellen Ausführung großes Interesse. Auch in Östreich hat sich die Frequenz der Universitäten, mit Ausnahme jedoch der italienischen, vermindert. Die meisten Schulen haben Tirol, wo auch allein mehr schulbesuchende, als schulpflichtige Kinder gezählt werden, die Lombardei, die Militairgrenze, Mähren und Böhmen, die wenigsten Dalmatien, das Küstenland und Galizien. In Tirol kommt eine Schule auf 512, in Dalmatien eine auf 7140 Einwohner. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen der Lombardei, wo eine Schule auf 696, und dem Venetianischen, wo eine auf 1310 Einwohner kommt. Noch kommen am Schlusse einige Nachträge aus dem Jahre 1840. Friedrich Bülau.

Gfrörer's Allgemeine Kirchengeschichte.

Veranlaßt durch Hrn. Professor A. Fr. Gfrörer's „Allgemeine Kirchengeschichte" haben wir früher in d. Bl. *) über den ersten Band und über die erste Abtheilung des zweiten Bandes dieses Werkes unsern Lesern einige zeitgemäße Gedanken vorgelegt und, im allgemeinen Interesse, auf den ausgezeichneten Werth dieser Kirchengeschichte, so viel an uns liegt, aufmerksam zu machen gesucht. In derselben sind über sehr bedeutende, von neuem aufgeregte Fragen, die Hierarchie und ihr Verhältniß zum Staate betreffend, so nöthige als erwünschte belehrende Aufschlüsse zu finden. Mit klarem, erleuchtetem Verstande hat der Verf. die Aufgabe einer christlichen Kirchengeschichte in unserer Zeit aufgefaßt; mit gründlicher Gelehrsamkeit und vielseitig geübtem Talent hat er seine Aufgabe gelöst. Wir wissen nicht, was die Gelehrten vom Fach zu den neuen Ansichten und zu der von bisheriger Routine abweichenden Methode des Verf. sagen werden; sind aber überzeugt, daß wahrhaft civilisirten Männern des Jahrhunderts seine Arbeit, als Befriedigung eines unabweislichen Bedürfnisses, willkommen sein werde. Jeder Gebildete, jeder denkende Geschäftsmann sieht sich, zum Verständniß und zur Würdigung unserer Zeit, fast täglich dringend aufgefodert, über Entstehung und Ausbildung der Kirche und deren alte Wirren gründlich sich zu unterrichten. Zur Beurtheilung der erneueten Ansprüche der Hierarchie können weder liberale noch ministerielle, absprechende Phrasen genügen; mit ihrem Wesen kann nur das Studium der Kirchengeschichte uns bekannt machen. In dieser Beziehung hat sich Hr. Gfrörer ein namhaftes wahres Verdienst erworben. Wir glauben daher die Fortsetzung seines Werkes (Band II, zweite Abtheilung), wie früher die ersten Lieferungen, mit gleicher Unparteilichkeit als eine gelungene, aus selbständigem Geiste hervorgegangene Arbeit unsern Lesern empfehlen zu müssen und ihnen einen möglichst gedrängten Bericht über diese Fortsetzung schuldig zu sein.

*) Vergl. Nr. 12 f. 1841 und Nr. 26 f. 1842. D. Red.

Der Verf. erzählt hier die Geschichte der Kirche vom Kaiser Konstantin bis zu dem Papste Gregor I., d. i. von 323 bis 622 christlicher Zeitrechnung. Mit gleichem besonnenen Verstande und lichtvoller Auffassung des Charakters verschiedener Zeitperioden, mit gleicher möglichster Unparteilichkeit und gründlichem Studium der Quellen, wie in den beiden ersten Lieferungen, weist er in der Fortsetzung die stufenweise Entwickelung der hierarchischen Macht nach, wie solche sich vom 4. bis zum 7. Jahrhundert in den morgenländischen Bisthümern, und noch consequenter im Abendlande, durch kluge Berechnung der Inhaber des Stuhls von Rom, ausbildete. Wir erinnern uns nicht, den Unterschied theoretischer Spitzfindigkeiten der byzantinischen Kirche und des praktischen, auf Begründung theokratischer Macht gerichteten Verfahrens der Nachfolger St.-Peter's in irgend einer Kirchengeschichte schärfer und deutlicher bezeichnet gefunden zu haben. Der Verf. schildert, gestützt auf die ältesten Zeugnisse, großentheils mit den eigenen Worten der Zeugen, die Charaktere und Systeme derjenigen Personen, durch welche die frühern Streitigkeiten kirchlicher Parteien aufgeregt wurden. In Erforschung der Motive ihrer Handlungen verräth er Menschenkenntniß, deren Resultate leider nicht immer erfreulich sind, und noch weniger in einer andern Zeit zur Nachahmung reizen sollten. Möchte es auch scheinen, daß der Verf. bisweilen zu kühn über die Beweggründe von Handlungen urtheilt, die vor mehr als tausend Jahren verübt wurden und über deren Zusammenhang in den Schriften der Zeitgenossen keine Aufklärung zu finden ist: so wird man doch gestehen müssen, daß Hr. Gfrörer psychologische Gründe für seine Vermuthungen geltend zu machen weiß. In Bezug auf die Kämpfe der kirchlichen Parteien haben wir in dem Werke oft Anlaß gefunden, zu bemerken, wie in diesen Kämpfen der Sieg selten durch größere Heiligkeit des Zweckes, häufiger durch Priesterschlauheit und gewöhnlich mit Hülfe weltlicher Gewalt sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, sodaß die göttliche Offenbarung, auf welche sich alle Parteien beriefen, in ein Gezänke über unverständliche, widersprechende Sätze zerrissen wurde, die bald als alleinseligmachend, bald als ewig verdammlich gelten sollten. Einheit kam in dieses Chaos nur, als der alte römische Herrschergeist sich des damaligen Volksglaubens, sogar im Bunde mit heidnischen Ceremonien, bemächtigte und dadurch den geistlichen neuen Rom die Weltherrschaft sicherte, welche das alte Rom durch Waffengewalt und politische Künste erworben hatte. Des Verf. Schilderungen dieser Verhältnisse und Tendenzen sind von hohem historischen und politischen Interesse und der ernstlichsten Erwägung in unsern Tagen würdig; ihr Werth wird noch gesteigert durch seine unerkünstelte, von allem Schwulst freie, so klare als lebendige Darstellung. Jeder gebildete Leser fühlt sich lebhaft angezogen, nicht allein durch den Gegenstand der Untersuchung, sondern auch durch die Darstellung, die eindringend zum Verstande wie zum Gemüthe spricht und vielfachen Anlaß gibt zum Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit. Und dieses Nachdenken wird ihm erleichtert, indem er in dem Werke das Material der Gelehrsamkeit zu einem geordneten, verbundenen Ganzen für allgemeines Verständniß verarbeitet findet, was ihn in den Stand setzt, ohne gelehrte Mühseligkeit, nur mit Hülfe der Logik und des gesunden Verstandes, sachkundig über kirchliche Fragen zu urtheilen. Der sinnige Leser wird dem Verf. auch dann für dessen Forschungen dankbar sein, wenn er vielleicht mit dessen Meinungen im Einzelnen nicht immer übereinstimmen sollte. Denn in dem gewissenhaft treuen Auszuge des Verf. aus den Acten der kirchlichen Processe sind selbst die Gründe eines abweichenden Urtheils unschwer zu finden, was als der sicherste Prüfstein der Redlichkeit eines historischen Berichts anerkannt werden muß.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir den Inhalt der vorliegenden Abtheilung in der Kürze anzeigen und durch angezogene Stellen aus dem Werke selbst dem Leser Anlaß zu eigenem Urtheil geben. Das erste Capitel (das siebente des zweiten Bandes) hat die Überschrift: „Die Donatisten und ihre Gegner. Priscillian und der Kampf wider ihn. Bischof Martinus von Tours." Die Donatisten bildeten eine, auf verständige Auffassung der christlichen Lehre und, anfangs, auf moralischer Gesinnung gestützte Sekte, deren Gegner die sogenannten Rechtgläubigen, die donatistische Ansicht nur bekämpften, weil sie der katholischen Herrschsucht gefährlich zu werden drohte. S. 547 fg. heißt es: „Seit dem Ende des 2. Jahrhunderts findet sich bei den lateinischen Vätern die Behauptung, daß die Seligkeit jedes Christen von seiner Theilnahme an der allgemeinen christlichen Gemeinde bedingt sei. Dieselbe fand anfangs allgemeine Zustimmung, was natürlich war, da die Kirche damals der überwiegenden Mehrzahl nach aus guten Menschen bestand. Als aber in der Mitte des 3. Jahrhunderts ein gemischter Menschenhaufe in die Kirche eindrang, als in Folge von Konstantin's Bekehrung Geld- und Ehrgeiz Tausende schlechter Menschen zum christlichen Bekenntniß vermochte, mußte jener Grundsatz angefochten werden. Am stärksten thaten dies die Donatisten. Sie stellten ihm die Lehre entgegen: die Kirche Christi sammt ihren Segnungen sei nur da, wo der heilige Geist wirke. Der heilige Geist wirke aber nur auf sittlich gute Seelen, nicht auf Verworfene und Schlechte. Eine Gemeinde, welche grobe Sünder in ihrer Mitte dulde, habe sich selbst vom Leibe des Herrn losgetrennt. In einer solchen Kirche könne der heilige Geist nicht durch die Sacramente seine Gaben ausspenden; alle in ihr vollzogenen Sacramente seien leeres Gepränge ohne Kraft u. s. w. Sie behaupteten weiter: die Katholiken Afrikas seien dadurch, daß sie Verräther und Götzenanbeter als Brüder anerkannten, von Christo abgefallen und der Gnadengaben verlustig geworden. Sie erklärten sie daher für nicht besser als Heiden, und demgemäß tauften sie Alle, die von den Katholiken zu ihnen übertraten, von neuem. Ein so scharfes Urtheil, das über die rechtgläubige Kirche von Afrika den Stab brach, mußte die Anhänger der letztern tief beleidigen, die Katholiken beharrten hartnäckig bei der alten Überlieferung, daß nur, wer der allgemeinen, durch die Bischöfe vertretenen Kirche angehöre, das Himmelreich erben könne. Sie zogen weiter einen Schluß, welcher eine zweite Kluft zwischen ihnen und den Donatisten aufthürmte: „Da jeder Christ (sagten die Katholiken) das Wohl seines Nebenmenschen auf alle Weise zu befördern suchen müsse, so sei es nicht blos erlaubt, sondern heilige Pflicht, Solche, welche sich aus Irrthum oder Hartnäckigkeit der Gemeinschaft der Kirche Gottes entzögen, im Nothfall mit Gewalt einer Anstalt zuzuführen, außer welcher Niemand selig werden möge. Die Mittel, Verstockte zu zwingen, besitze aber nur der Staat, folglich komme es der Kirche zu, die Hülfe der Staatsgewalt aufzurufen, damit diese Widerstrebende und Abtrünnige durch bürgerliche Strafen zur Rückkehr in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche nöthige." Die Donatisten ihrerseits sahen in dieser Lehre einen neuen Beweis des Verderbnisses, das in der katholischen Kirche herrscht; sie wiesen sie mit tiefstem Abscheu zurück. Der römische Kaiser, sagten sie, möge über die Leiber seiner Unterthanen verfügen, er möge ihnen ihr Geld nehmen, aber über ihre Seelen habe er keine Gewalt; diese seien frei und stehen in Gottes Hand. Donat's Nachfolger, Parmenianus, bewies im J. 370 in einer Streitschrift die Verdammlichkeit der katholischen Partei, weil sie zur Zeit des Konstantius gewagt, Soldaten gegen Bekenner Jesu auszuschicken und Bekehrungen durch Bewaffnete zu erzwingen. Auch später, als Augustin gegen die Donatisten auftrat, kamen sie wieder auf diesen Vorwurf zurück. In seinem Buche gegen Augustinus sagt der donatische Bischof Petilianus: „Haben die Apostel irgend Jemand verfolgt, oder hat Christus Einen der weltlichen Macht überliefert? Du aber, der du dich einen Jünger Christi nennst, willst die Missethaten der Heiden nachahmen! Meint ihr Gott dadurch zu dienen, daß ihr uns mit eigner Hand mordet? Ihr Elenden irrt, wenn ihr dies glaubt; Gott will keine Henker zu Priestern. Christus wollte die Menschen durch sanfte Überredung zum Glauben bewegen,

nicht sie mit Gewalt dazu zwingen. Warum erlaubt Ihr nicht einem Jeden seinem freien Willen zu folgen, da doch Gott selbst dem Menschen den freien Willen verliehen hat? Was hängt Ihr Euch an die Fürsten dieser Welt, in welchen die Christenheit ihre Feinde von jeher erkannte! Auf ähnliche Weise sprach sich der donatische Bischof Gaudentius aus: „Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde und darum frei geschaffen. Warum wollt Ihr ihm durch menschliche Willkür entreißen, was Gott ihm verliehen! Ist es nicht wahrer Hochverrath, daß menschliche Anmaßung sich unterwindet, zu rauben, was Gott uns geschenkt, und daß sie erst noch sich rühmt, diesen Raub im Namen Gottes zu verüben!! Ein Mensch, der Gott vertheidigen will, beleidigt dadurch den Höchsten, denn er kann nicht anders denken, als daß Gott zu schwach sei, das ihm widerfahrene Unrecht selbst zu rächen. Der allmächtige Gott gebrauchte Propheten, um das Volk Israel zu bekehren, nicht Fürsten übertrug er dieses Geschäft; der Heiland der Seelen, Jesus Christus, sandte, um seinen Glauben zu verkündigen, Fischer aus, keine Soldaten." Dieser Auszug aus Gfrörer's Nachrichten von der verketzerten Sekte wird genügen, offenbar zu machen, daß die Donatisten, durch ihre Gesinnungen, eine viel reinere Moral verkündeten als die sogenannten Rechtgläubigen, welche die Menschen mit Gewalt alleinselig machen wollten und dadurch die Moral selbst vernichteten, die ohne freien Entschluß unmöglich ist. Die Anwendung der Lehre der Donatisten auf neuere kirchliche Zustände bleibt, wie billig, dem Scharfsinn des Lesers selbst überlassen. Den weitern Inhalt dieses Capitels, Priscilian und die blutdürstige Verfolgung dieses unschuldigen Schwärmers, den der ränkesüchtige unheilige Hofpfaffe Ithacius hinrichten ließ und den der große Wunderthäter Martin von Tour nicht retten konnte, obgleich er ein gutes Wort für ihn einlegte, diese denkwürdige Geschichte können wir hier nur andeuten, und in Bezug auf die Lehre, die aus ihr hervorgeht, auf das Werk selbst verweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Miß Blamire.

Ziemlich ein halbes Jahrhundert nach dem Tode der Miß Blamire, der „Muse von Cumberland", haben zwei Verehrer ihrer Dichtungen, deren nur wenige bei ihrem Leben in Druck erschienen sind, es über sich genommen, dieselben zu sammeln und nebst einem biographischen Memoir und erläuternden Noten in einem zierlichen Bande zu veröffentlichen — unter dem Titel: „The poetical works of Miss Susanna Blamire, ‚the Muse of Cumberland'. Now for the first time collected by Henry Lonsdale, M. D. With a preface, memoir, and notes, by Patrick Maxwell" (Edinburg 1842). Kein Freund der Dichtkunst wird es bereuen, die Sammlung zu lesen. Hier jedoch etwas von der Dichterin nach Anleitung des Memoir. Sie war 1747 in Cumberland geboren und die Tochter geachteter Ältern, erhielt eine gewöhnliche Erziehung und starb unverheirathet und unbescholten zu Carlisle im J. 1794. „In ihrem 20. Jahre", schreibt der Biograph, „besaß sie eine gefällige Gestalt, etwas über mittelgroß, und, obwol ein wenig pockennarbig, trug doch ihr Gesicht das Gepräge der Güte. Ihre dunkeln Augen sprühten Feuer und bei der ersten Bekanntschaft mußte man sie lieb gewinnen. Ihre Landsleute nannten sie a bonny and varra lish young lass, was so viel heißt als ein schönes, junges, lebhaftes Mädchen. Das Ungezwungene und Freundliche ihres Wesens löste die Schüchternheit ihrer untergeordneten Umgebung. Jeder und Jede bemerkten sogleich, daß sie ihnen wohl wolle und ihr Glück nach Kräften zu mehren suche. Sie nahm Theil an ihren geselligen Zusammenkünften, die in Cumberland merry neets heißen, und gab durch ihre hübsche Gestalt, ihr hübsches Tanzen und ihre hübsche Lustigkeit dem Vergnügen einen Reiz, den es ohne sie entbehrt haben würde. Man hat mir gesagt, solche Gelegenheiten hätten ihr selbst viel Freude gemacht, zuerst habe sie die verschiedenen Schattirungen um sich her mit scharfem Auge gemustert und dann sei sie dem Vergnügen mit lebhaftem Interesse gefolgt. Ehe noch die Heiterkeit des Abends die bei derlei Zusammenkünften anfangs steife Zurückhaltung geschmeidigt, amusirte sie das verschämte Näherkommen irgend eines jungen Landmanns, der zögernd seinen bescheidenen Kratzfuß zog und sie um die Ehre ihrer Hand zum Tanze bat. Mit herzlicher Gutmüthigkeit stand sie auf, sprang im Zimmer umher und verscheuchte dadurch die Befangenheit, die den freien Ausbruch der Lust, das laute Lachen des Frohsinns gehemmt hatte." Miß Blamire war 19 Jahr alt, als sie das erste größere Gedicht schrieb. Ein Jahr später vermählte sich ihre Schwester mit dem Oberst Graham auf und zu Gartmore und Susanna begleitete sie nach ihrem schönen Wohnsitze in Unter-Perthshire. Hier machte sie sich mit den Sitten und der Sprache des Landes, mit der Volkspoesie und der Volksmusik so vertraut, daß sie zuletzt in Schottisch fast ebenso fertig dichtete wie in Englisch. In welcher verwandtschaftlichen Beziehung ihr Schwager zum Verf. des berühmten Liedes stand: „Oh tell me how to woo thee", hat der Biograph nicht zu ermitteln vermocht, und das ist zu bedauern, indem hieraus sich ergeben würde, ob Walter Scott sich wirklich hat anführen lassen, als er jenes Lied in sein „Minstrelsy of the Scotish Border" aufnahm. Von ihrem 30. Jahre an kränkelte die Dichterin und ihr Biograph gibt der Vermuthnng Raum, daß eine unglückliche Liebe, unglücklich durch das Dazwischentreten der Verwandten des Geliebten, die Veranlassung gewesen.

Ein neuer Roman von James.

Abermals ein Buch und zwar eine dreibändige Novelle von G. P. R. James, betitelt: „Morley Ernstein, or the tenants of the heart" (London 1842). Das Buch hat eine Vorrede und diese Vorrede haben zwei englische Kritiker in Arbeit; d. h. unter die Scheere genommen — Ainsworth in seinem nicht besonders erheblichen „Magazine" und das keines Lobes bedürfende „Athenaeum". Ainsworth persiflirt seinen Collegen auf drei enggedruckten Seiten, redet griechisch und lateinisch, deutsch und französisch und schleppt einen Ballast von Citaten herbei aus Homer und Shakspeare, Tom Jones und Hamlet, Jago und Anastasius, Rowena und Othello, Rebekka und Humphrey Klinker. Und wozu? Um es lächerlich zu machen, daß der Held der Novelle, Sir Morley Ernstein, bis an den Rand aller Arten von Versuchungen gelangt und nicht fällt. „Diese großmüthige Rücksicht für seine Leser, ‚to raise the morals and to mend the heart', sagt Ainsworth, „hat den Verf. auf dem Felde beengt, wo unsere großen Novellisten, die ältern wie die neuern, ihre Stärke entwickelt haben." Das „Athenaeum" ist zwar „einigermaßen in Verlegenheit, wie es sein Urtheil ausdrücken soll", doch klingt sein Tadel im Ganzen gemäßigter. Alles dies hat James sich durch seine Vorrede zugezogen, denn hätte er darin nicht die Theorie seines Systems auseinandergesetzt, so ständen zehn gegen eins zu wetten, daß weder Ainsworth noch das „Athenaeum" an der praktischen Ausführung Anstoß genommen haben würde. Ernstein, der Held der Novelle, ist ein in Yorkshire, nahe bei Doncaster, geborener Baronet deutscher Herkunft, erbt ein großes Vermögen und kommt beim Antritt seiner Volljährigkeit in dessen Besitz. Seine festen Grundsätze führen ihn aus langem Kampfe mit seinen Leidenschaften zum Siege. Den Gegensatz bildet Graf Lieberg, der Versucher zum Bösen, und die Vermittlerin zwischen Beiden ist die tugendhafte Julie Carr. Außerdem fehlt es nicht an Nebenpersonen, von denen jedoch keine überflüssig erscheint. Die Darstellung ist frisch, der Ton gesund, die Sprache rein und selbst einige Digressionen sind zum Vortheil der Erzählung. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1843.

Niebuhr's Reliquien.

Niebuhr's Leben und Denken liegt jetzt in seinen Briefen auf das klarste vor uns. Die unerschütterliche Rechtlichkeit seiner Gesinnung, sein streng-sittlicher Ernst, sein edler Patriotismus, sein echt wissenschaftlicher Sinn, seine große Zärtlichkeit für Ältern, Gattin und Kinder, seine aufopfernde Liebe für Freunde — Alles dies macht ihn jeglichen Lobes werth. Und dies kann auch da nicht geschmälert werden, wo Niebuhr bei der Erregbarkeit seiner Gefühle und bei der Stärke seiner subjectiven Überzeugungen ungerecht gegen Einzelne, wie z. B. gegen den Fürsten Hardenberg, ward oder zu herben, leidenschaftlichen Tadel über gewisse Bestrebungen und Ansichten aussprach. Ganz ungetheilt aber ist sein Lob als Geschichtschreiber Roms im In- und Auslande, weil seine Geschichte, wie die bedeutendsten Philologen und Rechtsgelehrten anerkannt haben, vor Allen Savigny, so folgerecht, im Ganzen genommen, durchgeführt ist, daß man es nur als die größte Ungerechtigkeit ansehen kann, wenn Jemand über ihn im summarischen Verfahren den Stab brechen wollte, etwa wie P. v. Kobbe mit leidenschaftlicher Erbitterung — aber freilich ohne Erfolg — gethan hat. Wenn dagegen Männer von Geist und Gelehrsamkeit, wie Ottfried Müller, Göttling, Rubino, Rein, Niebuhr's Ansichten im Einzelnen berichtigten oder Fehler aufdeckten, so ist dies mit voller Bewunderung seiner großartigen Untersuchungen geschehen und der Widerspruch in einer solchen Weise geübt, daß Niebuhr selbst, der emsige Forscher, es gebilligt haben würde, er, der die „Römische Geschichte" für das Werk seines Lebens erklärte, das seinen Namen, des väterlichen nicht unwerth, erhalten sollte, das er niemals lässig aufgeben würde.

Bekanntlich gab Niebuhr noch bei seinem Leben eine Sammlung kleiner philologischer Schriften heraus, deren Vielseitigkeit die verdiente Anerkennung gefunden hat. Statt eines zweiten Bandes, zu dem, wenn wir nicht irren, Hoffnung gemacht wird, erscheint jetzt eine Sammlung der nichtphilologischen, meistens ungedruckten Aufsätze aus der Hand des Sohnes und eine vom Vater zur Belehrung eben dieses Sohnes aufgesetzte Sammlung von Heroengeschichten aus dem griechischen Alterthume, unter dem Titel:

1. Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhr's nichtphilologischen Inhalts. Hamburg, F. Perthes. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Griechische Heroengeschichten. Von B. G. Niebuhr seinem Sohne erzählt. Hamburg, F. Perthes. 1842. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Marcus Niebuhr, der Sohn (jetzt Referendarius bei der königlich preußischen Regierung zu Merseburg), hat sich durch diese Veröffentlichungen ein großes Verdienst um die Werthhaltung des väterlichen Namens erworben, und Viele, die nur von Niebuhr's „Römischer Geschichte" etwas wissen oder beiläufig gehört haben, werden sich wundern, denselben Mann hier über neuere Geschichte und Politik so einsichtsvoll reden zu hören, ihn in der Finanzwissenschaft und Landwirthschaft so wohl unterrichtet zu finden, mit einem Worte eine Vielseitigkeit von der seltensten Art wahrzunehmen. Um so mehr verdiente das Unternehmen seines allgemein wissenschaftlichen Interesse wegen in d. Bl. besprochen zu werden.

Was nun den Inhalt von Nr. 1 anbetrifft, so ist der nichtphilologische Nachlaß Niebuhr's hier nicht vollständig mitgetheilt worden. Ausgeschlossen sind die rein polemischen Schriften, als „Preußens Recht wider den sächsischen Hof" (Berlin 1814) und die gegen den Geheimen Justizrath Schmalz, weil sich Niebuhr ausdrücklich, in der Vorrede zu seinen „Kleinen Schriften" und in den Briefen („Lebensnachrichten", III, 212), dahin ausgesprochen hatte, daß polemische Schriften ebenso wenig als unfreundliche Äußerungen aufbewahrt bleiben sollten. Die erstere Schrift nennt der Herausgeber „einen wahren Spiegel deutscher Gesinnung". Aber wir billigen es, daß „er alte aber vergessene Erinnerungen nicht wieder hat wecken wollen, die um der deutschen Einheit willen begraben bleiben sollen". Ebenso sind auch einzelne in Zeitschriften abgedruckte Aufsätze von blos vorübergehendem Interesse nicht mit aufgenommen worden. Dagegen finden wir hier die aus Holland geschriebenen Circularbriefe, die noch ungedruckt waren, und eine Anzahl aus dem „Preußischen Correspondenten" entlehnte Artikel, welche die größere Hälfte des Bandes füllen und ein besonderes Interesse haben.

Bekanntlich ward Niebuhr im J. 1808 vom Minister von Stein nach Holland geschickt, um bei dem so bedauerlichen Zustande der preußischen Finanzen daselbst eine An-

leihe zu negociren. Er kam im März 1808 an und blieb bis zum April 1809. In dieser Zeit schrieb er an seinen Vater und an seine Angehörigen eine Anzahl Circularbriefe („Lebensnachrichten", I, 333), in denen er theils über den Gang seines Geschäfts berichtet, theils aber, und dies in einem noch höhern Grade, die Resultate seiner Beobachtungen und Studien des Landes mittheilte. Diese Briefe wollte er später überarbeiten und herausgeben: das letztere ist nun in gegenwärtiger Sammlung geschehen, aber ohne Zusätze von seiner eigenen Hand, die wir nun blos aus den schon gedruckten Briefen Nr. 163 — 179 entnehmen können, zu deren Ergänzung das hier Gegebene wiederum dient.

Allerdings sind jetzt 34 Jahre vergangen, seitdem Niebuhr jene Briefe schrieb, aber sie enthalten doch noch viel Wahres, Brauchbares, ja Neues, da Holland, so viel unsere Touristen auch die Welt durchschwärmen, selten einen Reisenden so lange fesselt, als Niebuhr, durch die Verhältnisse genöthigt, hier verweilt hat. Daher konnte er auch nicht allein nach Eindrücken, sondern nach Überlegung und berichtigtem Urtheile seine Wahrnehmungen mittheilen. Es gilt dies nun ganz besonders von der Natur und physischen Beschaffenheit des Landes, wo die Bemerkungen über die torfhaltigen Moore, die Polder, die Dünen und Anschwemmungen, die Deiche, die Marschen und über ähnliche Gegenstände alle Aufmerksamkeit der Physiker verdienen, sowie die über Land- und Gartenbau das Interesse der Landwirthe. Welche wichtige Resultate Niebuhr aus solchen Beobachtungen für die Geschichte zu ziehen mußte, ist aus vielen Stellen seiner „Römischen Geschichte" und aus den Briefen im zweiten Theile der „Lebensnachrichten" bekannt. Der längere Aufenthalt im Lande gestattete ihm den Besuch der wichtigsten Städte, Amsterdam, Utrecht, Haag, Rotterdam, Gouda, Leyden, der berühmten Dörfer Saardam und Broek, mancher kleinern Ortschaften, in deren Beschreibung uns überall der gebildete Reisende entgegentritt, sowol wo er über die äußern Gegenstände als über die innern Einrichtungen urtheilt. In der erstern Beziehung nennen wir die Schilderungen angesehener Bibliotheken, wie der zu Leyden, deren vollständiger Genuß ihm freilich durch Wyttenbach's Ungefälligkeit nicht gestattet war, und berühmter Kirchen, wie des Doms zu Utrecht, der öffentlichen und Privat-Gemäldesammlungen und der Denkmäler berühmter Helden und Staatsmänner. Die große Vertrautheit Niebuhr's mit allen Perioden der niederländischen Geschichte macht diese Beschreibung sehr lehrreich und gibt Veranlassung zu allerhand Excursen, wie über Ruyter, „unstreitig den größten Seemann, der jemals lebte, und dessen republikanische und menschliche Tugend seiner Körpergröße gleich war". In der zweiten Beziehung verdienen die gemeinnützigen Anstalten, die Waisen-, Arbeits- und Krankenhäuser erwähnt zu werden, wo wir überall den kenntnißreichen Mann wahrnehmen. Das interessanteste Stück — und auch nach F. W. Dethmar's „Freundlicher Erinnerung an Holland und seine Bewohner" — ist unstreitig der Reisebericht über Friesland, Groningen und Drenthe, diese Länder der unverfälschten friesischen Nation, wie sich Niebuhr ausdrückt, die jedoch von den Amsterdamern kaum der Beachtung werth gehalten wurden. Niebuhr bestimmte zu dieser Reise seine langgenährte Vorliebe für die friesische Nation, in deren Sitten und Gewohnheiten er mehrfache Ähnlichkeiten mit den vaterländischen Dithmarschen zu finden hoffte. Daher erhalten wir hier die sorgsamste Beschreibung dieser Provinzen, sowol der wichtigern Städte Enkhuysen, Groningen, Dokkum, Leuwaarden, als mehrer kleinerer Städte und Dörfer mit reichlichen Nachweisungen über die Beschaffenheit des Bodens, über den Ackerbau und die dazu nöthigen Geräthschaften, über Wohnungen, Kleidung, Gebräuche, Charakter und Landmaße der Friesen, sowie über ihre alte Verfassung, ihre Rechte, ihre Sprache, Alterthümer (z. B. die Hünebedden in Drenthe) und Geschichte, deren Verdienstlichkeit und Nutzbarkeit (wir glauben, auch noch für die Jetztzeit) durch die Mühe erhöht wird, mit welcher Niebuhr diese Nachrichten einsammelte. Denn die friesischen Bauern waren nicht blos scheu, sondern auch voll Widerwillen gegen Fremde, die ihr so merkwürdig abgeschlossenes Land besuchten.

(Der Beschluß folgt.)

Gfrörer's Allgemeine Kirchengeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Das folgende Capitel handelt von dem Erzbischof Ambrosius von Mailand und von den römischen Patriziern als Bischöfen. Ambrosius war ein großer ehrwürdiger Charakter. Wir wissen nicht, ob in neuern Zeiten viele Kirchenfürsten sein erhabenes Beispiel nachzuahmen das Glück hatten; sicher ist, daß nur durch eine so fromme Gesinnung, durch eine, seiner moralischen Natur entsprungene, so lebendige Überzeugung von der Heiligkeit einer Religion der Liebe und der Menschenfreundlichkeit, wie Ambrosius in seinen Handlungen beurkundete, der Kirche das Ansehen einer göttlichen Anstalt erhalten werden kann. Diejenigen dagegen würden irren, welche durch brutale Nachäffung der Künste eines Athanasius (der, wie unser Verf. sagt, „nicht in den Wegen der Apostel gewandelt") der Hierarchie die verlorene Gewalt wieder zu erwerben versuchen möchten. Mit Muth, doch ohne Leidenschaft, arbeitete Ambrosius den Arianern entgegen; durch ein so würdevolles als kluges Betragen entkräftete er die Intriguen und die Gewalt der arianischen, von der Kaiserin Justina begünstigten Hofpriesterpartei. Ein Beschützer und Wohlthäter des Volks, konnte er auf dessen Beistand in der ihm drohenden Gefahr rechnen. Seine sittlich fromme Würde flößte sogar den gegen ihn ausgesendeten Soldaten Ehrfurcht ein und entwaffnete sie. Selbst den großen Theodosius wußte er, wegen einer von dem Kaiser, im Zorn, gegen die Thessalonier verübten Grausamkeit zu demüthigender Buße zu bestimmen, nicht durch heuchlerische Künste, sondern durch strenge, doch die Würde des Kaisers nicht verletzende Beredtsamkeit; daher dieser auch dem Erzbischofe nicht gram wurde, sondern ihn als Vater ehrte. Ernst, aber mit christlicher Demuth und Milde sprach er zu dem weltlichen Herrscher; die kecken Hofleute verwies er in die ihnen gebührende untergeordnete Stellung zurück. Seine Gunst bei dem Kaiser benutzte er nicht, um Geld oder Ehrenstellen für sich oder seine Schützlinge zu bitten, sondern um Milde gegen Besiegte, Anordnungen zum Wohl der Menschheit dem mächtigen Gebieter zu empfehlen. Nicht Herrschsucht, nicht Priesterstolz, die Überzeugung von der Heiligkeit der Religion gab ihm Muth und Kraft, die Unabhängigkeit der Kirche von willkürlicher weltlicher Gewalt zu vertheidigen und zugleich die Sache des Volks gegen Bedrückung der Großen zu beschützen. „Wir sehen", sagt

der Verf., „an dem Beispiele des Erzbischofs von Mailand, wie die Geschäftserfahrung und der politische Geist, welcher die großen römischen Familien auszeichnete, sich mit den Grundsätzen des Christenthums vermählte." „Während des zweijährigen Kampfes (gegen die Arianische Hofpartei) übte der Erzbischof auf seine Gemeinde einen Einfluß aus, ungefähr wie einst die römischen Tribunen in den besten Zeiten der Republik auf das Volk. Die Gemeinde bewies ihm eine Anhänglichkeit ohne Gleichen. Wie die Glieder eines Körpers bewegten sich auf seinen Ruf die Hunderttausende Mailands. Die Charakterstärke und die Tugend des Erzbischofs war es, was dieses innige Band zwischen ihm und der Menge schlang." „Glorreich ging Ambrosius aus dem Kampfe hervor; er hat damals den Grund zur Unabhängigkeit der lateinischen Kirche gelegt."

Capitel 9. „Hieronymus. Rufinus. Das Mönchthum im Abendlande. Jovianus, Sarmatio und Barbatianus. Paulinus von Nola." Der Verf. zeigt an einer Reihe von Männern, wie der Osten, in Beziehung auf das Mönchthum, auf den Westen eingewirkt hat. Der beschränkte Raum d. Bl. nöthigt, mit dieser allgemeinen Inhaltsanzeige uns zu begnügen.

Capitel 10 handelt von dem Kirchenvater „Augustinus, Pelagius und Cälestius. Von dem Streite zwischen den Anhängern der Willensfreiheit und der Gnade 2c." Der Verf. scheint mit besonderer Vorliebe bei dem Charakter des Augustinus zu verweilen, welcher allerdings auf sein Jahrhundert und die folgenden Jahrhunderte entschieden einwirkte, sodaß noch gegenwärtig die deutlichsten Spuren seines Geistes, seiner Lehren und seiner Handlungsweise sich in den Zuständen der Kirche nachweisen lassen. Obgleich nun wir nicht leugnen können, daß ein so lange dauernder Einfluß nur aus einer reichen Quelle von Geist und Thatkraft zu erklären sei, so müssen wir doch gestehen, daß wir in die fast unbedingte Bewunderung, die der Verf. diesem Kirchenlehrer zollt, nicht durchgängig eingehen können. Doch ist hier der Ort nicht, unsere abweichende Meinung ausführlich zu begründen. Wir erlauben uns nur einige Andeutungen in Bezug auf Augustin's Lehre vom Sündenfall und daraus erfolgter Verworfenheit des menschlichen Geschlechts und von der Gnade, im Widerspruch gegen die Anhänger der Willensfreiheit. Die Pelagianer, gegen welche Augustin mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen kämpfte, lehren: „Der Mensch ist frei geboren. Jeder besitzt in der Freiheit seines Willens die Kraft, das Gute oder das Böse zu wollen und zu thun. Nur von ihm hängt es ab, ob er gut oder böse sein will. Eine Erbsünde gibt es nicht. Indem Adam das Gebot Gottes übertrat, schadete er nur sich selbst, keineswegs seinen Nachkommen. Der Tod, den er litt und den wir erleiden, ist nicht Folge seiner Schuld. Er wäre gestorben, wenn er auch nicht gesündigt hätte. Jeder Neugeborene befindet sich in demselben sittlichen Zustande, in welchem Adam vor dem Falle war. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie nach dem leiblichen Tode zum ewigen Heile gelangen. Verschiedene Wege führen zu demselben. Fromme und rechtschaffene Heiden gefallen Gott durch ihre Tugend und werden nach dem Tode der Seligkeit theilhaftig. Der vollkommenste Weg aber ist das Evangelium und die Religion Jesu, denn das Beispiel Christi und die Belehrungen, welche er uns gibt, erleichtern uns den Gehorsam gegen Gottes Gebote, indem sie unsern Verstand erleuchten, unser Herz rühren. Auch läßt Gott in die Gemüther Derer, welchen es ernst ist mit dem Christenthum, auf übernatürliche Weise seine Gnade einströmen. Nur muß diese Gnade durch Anstrengung verdient sein. Sie kommt nur zu Denen, welche sie durch tugendhaftes Leben zu erringen trachten, und wenn sie kommt, thut sie doch dem freien Willen keinen Eintrag" u. s. w.

Den entschiedensten Gegensatz von diesen Behauptungen bildet Augustin's Lehre: „Als der erste Mensch, Adam, aus den Händen des Schöpfers kam, besaß er eine Vollkommenheit des Leibes und der Seele, und genoß in Folge dessen eines Glücks, von dem wir uns gar keinen Begriff mehr machen können. Sein Verstand war himmlisch und der tiefsten Erkenntnisse fähig, sein Wille gänzlich frei, sodaß er Gutes oder Böses nach Willkür wählen konnte. Ein Reiz zur Sünde regte sich nicht in ihm, die vernünftige Seele besaß vor dem Falle vollkommene Herrschaft über die Sinnlichkeit, sodaß nie ein Streit zwischen der Vernunft und wilden Begierden stattfand. Auch beschwerte der Körper die Seele nicht. Derselbe war vor dem Falle weder dem Tode noch irgend einer Krankheit unterworfen. Das Paradies, in welchem Adam lebte, vereinigte alle Seligkeit in sich, selbst in seinen Träumen umschwebten ihn glückliche Bilder. Die Thiere gehorchten ihm, die Früchte des Gartens zeichneten sich durch ihre Trefflichkeit aus. Alle diese Wonnen gingen durch den Fall Adam's nicht nur für ihn selbst, sondern auch für sein Geschlecht unwiederbringlich verloren. Denn in ihm und durch ihn sündigten alle Menschen, seine Nachkommen. Darum ist der Tod, der Sold der Sünde Adam's, zu Allen durchgedrungen. Jener Fehltritt hat die ganze menschliche Natur vergiftet, die sittliche Freiheit ist verloren. Jeder Mensch bringt mit der Geburt ein so verderbtes Herz mit auf die Welt, daß er aus eigenem Antriebe nur Böses, nichts Gutes thun kann. Als ein durch und durch verdorbenes Geschlecht unterliegt der Mensch mit vollem Rechte dem göttlichen Fluche. Gleichwol hat der Herr aus lauterer Barmherzigkeit von Ewigkeit her den Beschluß gefaßt, aus dieser Masse des Verderbens Einige zu retten. Denjenigen, welche er zu dieser Seligkeit bestimmte, gibt er die Mittel dazu; alle Andere, welche nicht zu der kleinen Zahl der Auserwählten gehören, trifft wohlverdientes (?) ewiges Verderben (!!). Und zwar erfolgt die Erlösung durch Christum. Alle Heiden, sowol die, welche vor Christus lebten und also nichts von ihm wissen konnten, sowie die, welche nach ihm lebten und nichts von ihm wissen wollten, sind ewig verloren. Da wir von Natur durch und durch verdorben sind, so ist es Unsinn, die göttliche Gnade von der Rücksicht auf unser größeres oder geringeres Verdienst abhängig zu machen; denn wir sind vor Gott Alle auf gleiche Weise nichts werth. Nach freiem Willen ertheilt Gott seine Gnade. Welche er, vermöge seines ewigen Beschlusses, erwählen will, die erwählt er. Nur für diese Auserwählten ist Christus in die Welt gekommen und gestorben."

Dies ist die Lehre des heiligen Augustin von der Erbsünde, von der Verworfenheit der menschlichen Natur, von der Gnade, die Gott, nach Willkür, von Ewigkeit her nur für einige Wenige aufsparte, denen zu Liebe er die große Anstalt der Erlösung durch Christum anordnete, vermuthlich weil er dies nicht auf einfachere, leichtere Art zu Stande zu bringen wußte. Wir müssen gestehen, daß wir in den Meinungen des rechtgläubigen Kirchenvaters nur höchst unwürdige Begriffe von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes und überdies eine ganz verkehrte Ansicht von der Moral entdecken können. Einen Priester, welcher solche Grundsätze, wenngleich nicht erfand, doch zu einem System ausbildete und sie zur Richtschnur in der blutigen Verfolgung Andersdenkender machte, könnten wir unmöglich „einen außerordentlichen Menschen" nennen, „der weit seine Zeitgenossen überragte". Wie rein und erhaben lautet dagegen die Lehre des Pelagius, welche Augustin als ketzerisch verfolgte! Wenn „der ganze hohe Klerus Afrikas in den Concilien", die den Pelagius verdammten, „wie ein Mann zu ihm, dem Augustin, stand", so mochte es eben keine Ehre sein, diesen zu überragen, d. i. zum Vortheil der Priestermacht zu leiten. Dem geringsten Grade von gesundem Menschenverstande mußte es leicht werden, jene Lehre zum Gespötte zu machen. War der Verstand Adam's himmlisch und der tiefsten Erkenntnisse fähig; war sein Wille gänzlich frei; regte sich kein Reiz zur Sünde in ihm; besaß seine vernünftige Seele vor dem Falle vollkommene Herrschaft über die Sinnlichkeit, sodaß nie ein Streit zwischen der Vernunft und wilden Begierden stattfand: so war ja seine Übertretung des Gesetzes ohne allen zureichenden Grund und bei einem Menschen von himmlischem Verstande wirklich moralisch unmöglich. Seines unbegreiflichen Abfalls wegen wurden jedoch alle seine unschuldigen Nachkommen ver-

urtheilt, ein verworfenes Geschlecht zu sein, das nur Böses, nicht Gutes aus eigenem Antriebe thun kann!! Wenn aber nur auf fremden Antrieb, durch die willkürliche, unverdiente Gnade des Herrn, der Mensch Gutes thun könnte, wäre damit nicht alle Moral, jede Tugend, die moralische Zurechnung selbst vernichtet? — Was sollen wir uns vollends bei einem Gotte denken, der voraus wußte, daß sein vollkommener Mensch Adam zu Fall kommen würde, und doch diesen erschuf, damit alle seine Nachkommen verworfen und verflucht würden? Wo hat Jesus Christus jemals solche Lehre von seinem allgütigen Vater gepredigt? Wenn er sprach: „Niemand kann zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat": so heißt dies ganz einfach: „Nur gute Menschen, deren inneres Herz sich zu Gott angezogen fühlt, können mit mir und meiner Lehre übereinstimmen." Unmöglich kann „folgerichtig" aus jenen Worten die Augustinische Lehre herausgedreht werden. Endlich ist die Behauptung Augustin's: „Jeder Mensch bringe mit der Geburt ein verderbtes Herz mit auf die Welt, und wir seien von Natur durch und durch verdorben", diese Lehre, sage ich, ist, die Wahrheit zu sagen, reiner Unsinn. Der Mensch trägt in sich die Fähigkeit des Guten wie des Bösen; seine Natur ist darum nicht verdorben. Die menschliche Natur ist auch nicht nach den anfänglichen Zuständen des Kindes oder einer noch rohen Gesellschaft zu beurtheilen; erst in der Entwickelung der civilisirten Gesellschaft offenbart sich die Menschennatur. Dies ist vor Allem zu bedenken. Unser Verf. sagt: „Augustin's Behauptung einer völligen Verderbniß menschlicher Natur beruht am Ende auf den Erlebnissen seines Innern", d. h. Augustin führte vor seiner Bekehrung, wie er selbst sagt, ein mit Sünden beflecktes Leben; er war ein Sklave der Wollust. Also hielt sich der sündige Augustin für ein vollgültiges Muster der menschlichen Natur? Seine Individualität war der allgemeine Typus! Es hat aber von jeher gute, edle Menschen gegeben, die sich durch Sittenreinheit auszeichneten; warum sollten diese nicht Zeugniß geben von der Güte der menschliche Natur?

Zu diesen Bemerkungen sehen wir uns veranlaßt durch des Verf. Neigung, des Augustinus Lehre von der Verderbniß der menschlichen Natur zu vertheidigen. „Der Mensch, so scheint es uns", sagt Hr. Gfrörer, „ist von Natur durchaus selbstisch, er sucht nur sein Vergnügen, seine Ehre, seinen Vortheil und geht darauf aus, den Andern als Mittel für seine Zwecke zu benutzen. Zwar geschieht es in Folge gewisser Einrichtungen, daß diese Selbstsucht nicht zu grell und schamlos hervortritt, aber sie ist dessenungeachtet vorhanden. Denn stellt euch in Gedanken einen Zustand vor, wo die Macht der Gesetze gegen Eingriffe in fremdes Eigenthum, gegen Wollust, gegen Ausbrüche des Hasses, der Rache, der beleidigten Eitelkeit, wo endlich die Angst vor dem Tadel der öffentlichen Meinung aufgehört hätte — was würde dann zu Tage kommen? — Kurz, es ist Erfahrungssatz, daß der Mensch von Natur ein selbstsüchtiges und böses Geschöpf sei. Augustin hätte demnach in einem Hauptpunkte recht." Wir erlauben uns dagegen zu fragen, ob die Selbstsucht und Schlechtigkeit wenn auch noch so vieler Individuen über die Natur des ganzen Menschengeschlechts entscheiden könne? Stehen die guten Menschen außerhalb der Natur ihres Geschlechts? Sind die Einrichtungen und Gesetze, wodurch der Böse in Schranken gehalten wird, nicht auch ein Ausfluß der menschlichen Natur, die sich nur in der Gesellschaft offenbart; denn wer die Menschennatur beurtheilen will, soll das Ganze, nicht einzelne Theile ins Auge fassen; das Ganze aber zeigt sich nur in den Banden der Gesellschaft, nicht in dem Agregat der Individuen. Der Mensch ist, seiner Natur nach, durch und für die Gesellschaft und außer ihr ein vernunftloses Thier. Die Sprache, die den Menschen von andern Geschöpfen der Erde unterscheidet, ist nur in der Gesellschaft möglich. Es ist nicht in einzelnen gegebenen Räumen und Zeiten, sondern in der Entwickelung, in der Geschichte der Menschheit ihre Natur zu erforschen. Ist es endlich ein Irrthum, wenn „Manche die innere Stimme (des Gewissens) zu dem Wesen des Menschen zählen und darin einen unabtrennbaren Bestandtheil der menschlichen Natur sehen"? Diese innere Stimme ist das Organ der moralischen Natur und der Mensch bringt dies Organ, wie Aug und Ohr, bei seiner Geburt mit auf die Welt. Die Gegner Augustin's konnten aus seinem System schließen, daß dasselbe nur auf von Natur Verworfene anwendbar und für wilde Völker berechnet sei, von wahrhaft edeln Menschen aber und einer sittlich civilisirten Gesellschaft durchaus entbehrt werden könne.

Hr. Gfrörer sagt: „J. J. Rousseau, der noch einen stärkern Gegensatz zu Augustin bildet als Pelagius, behauptete, der Mensch sei von Natur gut und werde blos durch die gesellschaftlichen Einrichtungen verdorben. Wäre Rousseau statt 1778, erst 1800 gestorben und hätte er die französische Staatsumwälzung mit allen ihren Greueln erlebt, so würde er vielleicht seine Ansicht geändert haben." Wir dürfen unsern Widerspruch gegen diese Ansicht nicht verschweigen. Rousseau's Behauptung war so einseitig und verkehrt als jene des Augustinus: er hielt den Zustand der Kindheit für den Naturzustand und bedachte nicht, daß dieser sich erst in der Entwickelung offenbart. Jedes organische Wesen ist nicht nach dem Zustande des Kindes, des Embryo, sondern in seiner vollen Ausbildung zu beurtheilen; stufenweises Entfalten verschiedener Kräfte ist die Bedingung seiner Natur. Auch sind die organischen Wesen nicht nach einer gewissen Zahl von Individuen, sondern nach den Eigenschaften ihres ganzen Geschlechts zu beurtheilen. Bei der Geburt kommt der Mensch noch nicht fertig aus den Händen der Natur; er ist auf dieser Stufe weder gut noch böse; er trägt nur die Fähigkeit der Tugend und des Lasters in sich. Was übrigens die französische Revolution betrifft, so war sie gerade die natürliche Folge der frühern gesellschaftlichen Einrichtungen, welche wol als verdorben angeklagt werden durften. In der Revolution aber war nicht Alles Greuel, Laster und Verworfenheit; die Greuel wurden von den Zöglingen des alten Regime verübt. Wessen Schuld war die Verwilderung des Volks? Dennoch, mitten in der ungeheuern Aufregung und wilden Gährung der Massen zeigte sich häufig die moralische Kraft und unverwüstliche Güte der menschlichen Natur in ihrer ganzen Größe. Selbst in den Charakteren, deren äußerer Anschein Schauder erregt, entdeckt, bei ernster Forschung, der tiefere Menschenkenner noch moralische Elemente, die während den Ausbrüchen des Vulkans nur in verzerrter, unnatürlicher Gestalt zum Vorschein kamen. In diesem riesenhaften Ereigniß ist nicht blos die Zahl der Todten und Gemordeten, es sind auch die Thaten und Tugenden der Helden in Rechnung zu bringen. In dem entsetzlichen Kampfe der alten und neuen Zeit war die Hoffnung auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, welche die Menschen beseelte, kein Beweis der Verworfenheit menschlicher Natur; sie war nicht einmal eine Täuschung; sie war ein ehrwürdiger Glaube, ehrwürdiger als die Lehre Augustin's — von angeborener Schlechtigkeit — eine Lehre, die ihn zur blutigen Verfolgung der Pelagianer trieb, weil diese an Freiheit und moralische Kraft glaubten.

Wir kehren zur Kirchengeschichte des Hrn. Gfrörer zurück. Der Verf., dessen Untersuchungen wir mit großer Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse gefolgt sind, wird es uns nicht übel deuten, wenn wir die Lehre des Pelagius gegen ihn in Schutz nahmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die Herausgeber des Wiederabdrucks des alten „Moniteur", der für die Geschichte der französischen Revolution von so hoher Bedeutung ist, schreiten der Vollendung ihres Werks rüstig entgegen. Die letzten Hefte, welche bis jetzt erschienen sind, schließen die politische und parlamentarische Geschichte der legislativen Versammlung. Die Abtheilung der Constituante sowie auch die Convention ist bereits zu Ende geführt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1843.

Niebuhr's Reliquien.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Niebuhr's allgemeine Urtheile über die damaligen Niederländer können um so mehr als glaubhaft angenommen werden, weil Niebuhr von Jugend an den Niederländern einen ganz besondern Antheil zugewendet hatte. Und so hat er auch jetzt von Einzelnen, mit denen ihn theils sein Geschäft, theils der Zufall zusammenführte, viel Gutes zu erzählen und die Wohlthätigkeit, Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, angewohnte Rechtlichkeit, Gesetzlichkeit und namentlich die außerordentliche Höflichkeit der niedrigsten Classen vielfach zu loben. Ein längerer Aufenthalt ließ ihn aber auch manche Schattenseiten erkennen. Dahin rechnet er die Schwierigkeit näherer Bekanntschaft, indem ein Ausländer, und wenn er selbst Jahre lang im Lande verweilte, der Nation doch immer fremd bleibt, ferner den Mangel an Originalität (Friesland ausgenommen) und Geistesfrische, das Überhandnehmen von Vorurtheilen und die Urtheilslosigkeit der meisten Kaufleute, die freilich kein Wunder ist, wenn man die Lehrjahre der jungen Kaufleute erwägt, die sie ganz zum Knecht herabwürdigen und alles Gefühl in ihnen ersticken. Das traurige Bild, welches hiervon entworfen ist, dürfte auch noch jetzt in andern Ländern als in Holland Anwendung finden und erinnert an die treffenden Bemerkungen, die F. Perthes vor einigen Jahren über die Bildung der jungen Leute, die sich dem Buchhändlerstande widmeten, veröffentlichte. Ferner rügt Niebuhr den häufigen Mangel an Anstand und an dem Gefühle für äußere Meinung, das hartnäckige Kleben an Parteiansichten, die geringe Bildung der Frauen, den politischen Fanatismus in allen Parteien, den unseligen calvinistischen Religionseifer und die plumpe Tyrannei der holländisch-reformirten Kirche. Unter den vielen Beweisen mag es an der Anführung des einen genug sein, daß man gegen einen regtsinnigen den großen Dichter Vondel gar nicht nennen durfte, weil er in seinem Alter zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, während Mynheer Bilderdyk, trotz seiner frivolen Gedichte, als ein sehr religiöser Mann galt.

Was nun die persönlichen Bezüge Niebuhr's betrifft, so ward ihm sein amtliches Geschäft sehr erschwert, es zog sich gewaltig in die Länge und da ihm Land und Leute wenig behagten, seine Frau auch sehr durch das Klima litt, so erneuern sich hier dieselben Klagen wie bei seiner römischen Gesandtschaft. In freien Stunden gab er sich viel mit holländischer Sprache und Literatur ab, ja, der Finanzmann konnte sogar daran denken, sich von seinen holsteinischen Freunden historische Werke schicken zu lassen, um die Constitution des alten republikanischen Dithmarschen zu erläutern. Für das gewöhnliche diplomatische Leben war er schon damals verdorben und da ihm bei Audienzen, diplomatischen Diners, Repräsentationen und ähnlichen Festen die weltmännische Fassung (wie später in Rom) fehlte, so enthalten seine Briefe bittere Klagen über die Langweile bei solchen Gelegenheiten; in den holländischen großen Gesellschaften befand er sich ebenfalls sehr unwohl, da er kein Kartenspiel verstand und sich schwer ärgerte, wenn die Wirthin es gar nicht für möglich hielt, daß er nicht spielte. Wir machen ihm aus dieser Unkunde ebenso wenig einen Vorwurf als Steffens, dem in Kopenhagen Ähnliches widerfuhr; aber als Diplomat mußte Niebuhr auf solche Vorkommenheiten gefaßt sein, die nun einmal der Weltlauf — wenn auch nicht gerade zum Glück — mit sich bringt, oder sich wenigstens nicht darüber ärgern. Unter den Personen, mit denen er verkehrte, wird mit besonderem Lobe der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Roell, und der ehemalige Gouverneur des Caps, General Janssens, erwähnt, unter den Gelehrten verdankte Niebuhr am meisten den Unterhaltungen des Professors Brügmans in Leyden, während er die gehoffte wissenschaftliche Ausbeute bei dem berühmten Physiker van Swinden in Amsterdam nicht fand, ja sogar mit Mühe bei ihm Zutritt erhielt. Ebenso wenig gefällig bezeigte sich Wyttenbach in Leyden gegen den deutschen Philologen, den seine jetzigen Landsleute, ein Geel und Bake, weit freundlicher aufgenommen haben würden. Besonders anziehend sind die Mittheilungen über den König Ludwig, Napoleon's Bruder, dessen Herzensgüte und Redlichkeit von Niebuhr ebenso belobt werden als von Goethe und Strombeck. Auch hier wird der heldenmüthigen Gesinnung gedacht, mit welcher er sein Leben bei den furchtbaren Überschwemmungen 1809 ausgesetzt hat, wie er in einem Boote durch die Eisschollen fuhr und die Bootsleute durch sein Beispiel ermunterte. Er, der in seinem Palaste, um sich wohl zu fühlen, einer Temperatur bedurfte, die für einen Gesundern erstickend ist, hatte damals 16 Stunden zu Fuß, zu Pferde,

Festes gerade in die Zeit des entscheidenden Kampfes zwischen der neuen und alten Religion. Sichere Spuren weisen nämlich darauf hin, daß die Feier des Christfestes am 25. Dec. unter dem Regiment des Papstes Julius (337—352) eingeführt worden sein muß, folglich um die Zeit, wo die Kaiser Constans und Constantius zuerst die Axt an das Heidenthum legten und vernichtende Gesetze gegen die alten Götter zu schleudern begannen. Unter dem Nachfolger des Julius, dem Papste Liberius, erscheint Weihnachten als ein gewöhnliches Fest, wie man aus einer Stelle des Ambrosius ersieht. Man kann sich nicht wundern, wenn ein offenes Zugeständniß dieses Thatbestandes päpstlichen Schriftstellern sauer wird. Selbst gewisse Protestanten nehmen, wie ich bemerke, Anstoß daran. Gleichwol sind die Zeugnisse zu stark und laut, als daß man zweifeln dürfte, sofern anders der historischen Wahrheit ihr Recht gelassen werden soll." Der Verf. führt mehre Beweise an, daß heidnische Gebräuche und Feste in den christlichen Gottesdienst übergingen: „Die Kirche hatte zwar den Sieg über das Heidenthum errungen, aber während der letzten Kämpfe und des Triumphs nahmen die Sieger unvermerkt Denkweise, Meinungen, Gebräuche der Besiegten an. Ein unerhörter Umschwung fand im Laufe des 4. Jahrhunderts statt. Noch zu Anfang desselben rückte Arnobius den Heiden vor, daß die Götter, die sie anbeten, größtentheils todte Menschen seien, und 100 Jahre später wird die Verehrung eben solcher Todten Christenthum genannt &c." Bei Augustinus findet sich folgender Ausspruch des Manichäers Faustus: „Ihr Katholiken seid nichts Anderes als eine Abart von Heiden (schisma), nur die gesellige Verfassung (conventus) ist geändert, nicht das Wesen. Von den Heiden habt ihr den Glauben, daß Alles aus Gott sei, mit herübergenommen. Die Opfer der Heiden habt ihr in Agapen umgewandelt, ihre Götzen in Märtyrer; die Schatten der Verstorbenen sühnt ihr (wie die Heiden) mit Weinspenden und Mahlzeiten. Ihre Feste feiert ihr noch mit ihnen an den Calenden und Sonnewenden." Augustin sucht zwar die Einreden des kecken Mahners zu widerlegen, aber nicht mit Glück, denn Faustus hat den geschichtlichen Stand der Sache kühn und kurz ausgesprochen.

Im 13. Capitel ist die Geschichte der Kirche in den neu entstandenen deutschen Reichen in Gallien, Spanien &c. eine höchst gelungene Arbeit, der sich schwerlich eine frühere über diesen Gegenstand an die Seite stellen dürfte. Die Darstellung gestattet keinen Auszug.

Im 14. Capitel finden wir eine fast unbedingte Verehrung des Papstes Gregor I. ausgesprochen, mit welcher wir nicht durchgängig übereinstimmen. Doch können wir, um diesen Aufsatz nicht zu sehr auszudehnen, unsere abweichende Ansicht nicht näher bezeichnen. Wir verweisen auf den sehr gründlichen Artikel: Grégoire I. in Bayle's „Dictionnaire historique". Übrigens verkennen wir nicht des Verf. ehrenhaftes Bestreben, gerecht zu sein auch gegen die katholische Kirche und ihre Helden.

Nach Allem, was wir über die Kirchengeschichte des Hrn. Gfrörer angeführt haben, wird der Leser, wie wir hoffen, mit uns übereinstimmen, daß diese Schrift von Allen gelesen und studirt zu werden verdient, welche mit der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit und mit der Haltbarkeit der erneuerten Ansprüche der Hierarchie auf eine jedem Gebildeten zugängliche Weise sich gründlich zu unterrichten wünschen. 15.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es ist eine alte Klage, daß unserer Jugend gar zu viel vom Alterthume vorgeredet wird, sodaß sie sich in der Gegenwart gar nicht zurecht finden kann. Das ausschließliche Studium der alten Autoren, namentlich des Plutarch und Tacitus, setzt den jungen Leuten einen griechischen und römischen Heroismus in den Kopf, der für unsere Zeit nicht mehr paßt. Unsere Vorzeit ist selbst reich genug an schönen Beispielen des Muthes und eines hohen und herrlichen Sinnes. Wir brauchen deshalb nicht bei jeder Gelegenheit auf Horatius Cocles und Scävola zurückzukommen. In Frankreich wird vielmehr darauf gehalten als bei uns, daß die Jugend die großen Begebenheiten und die großen Männer der vaterländischen Geschichte kennen und lieben lernt. Dieser echt nationelle Sinn zeigt sich nicht nur in der Vorliebe, mit der in den französischen Schulen die Geschichte Frankreichs getrieben wird, sondern besonders in den historischen Werken. Die französischen Historiker beschäftigen sich nicht nur mit großer Vorliebe mit vaterländischen Stoffen, sondern sie verlieren auch nie, selbst wenn sie die Geschichte anderer Länder und Völker darstellen, aus dem Auge, daß sie für ihre Nation schreiben. Es kann dies eine gewisse Einseitigkeit (ein Wort, für das der Franzose kein Äquivalent hat) zur Folge haben, aber dieser Nachtheil wird dadurch, daß ein solches einseitiges Werk oft im Stande ist, das nationelle Selbstgefühl zu heben, reichlich aufgewogen. Unter den ausführlichern Werken, deren Zweck es ist, dem Volke die berühmten Männer des Vaterlandes in ihrer ganzen Größe als würdige Vorbilder vorzuhalten, verdienen „Les gloires de la France" eine besondere Erwähnung. Diese Galerie, zu der die besten Schriftsteller Frankreichs beisteuern, enthält ganz treffliche Biographien. Unter denen, die bis jetzt bereits in den Buchhandel gekommen sind, heben wir hervor: 1. „Histoire de Godefroy de Bouillon", von M. d'Exanvillez; 2. „Histoire de Bayard", von Delandine de St.-Esprit; 3. „Histoire de Suger", von Alfred Nettement, das besonders interessant ist; 4. „Histoire de St.-Vincent de Paul", vom Abbé Orsini; 5. „Histoire de Mad. de Sévigné", von Walsh, von der nebenbei gesagt seit einem Jahre drei verschiedene Lebensbeschreibungen erschienen sind. Die nächsten Theile werden „La reine Blanche", von Danielo; „Malebranche", von Lourdoueix; und „Cardinal de Bérulle", von Genoude enthalten. Jede Biographie dieser Sammlung enthält einen ziemlich starken Band, dessen Preis sehr mäßig ist.

Ein junger rühmlichst bekannter Hellenist, Namens Mynas, der vom französischen Ministerium des Unterrichts beauftragt ist, Griechenland und Kleinasien wissenschaftlich zu bereisen, hat kürzlich mehre sehr wichtige Manuscripte eingeschickt, die der großen pariser Bibliothek einverleibt werden sollen. Unter denselben befinden sich namentlich ein physikalisches Werk von Theodor Laskaris, ein wichtiger Commentar zur Metaphysik des Aristoteles, zwei interessante griechische Lexika, drei Stücke von Aristophanes, die zwar nicht neu, aber mit sehr wichtigen Scholien versehen sind. Außerdem wird besonders noch eine sehr schöne Handschrift citirt, die dem 14. Jahrhundert anzugehören scheint. Dieselbe enthält die „Assisen von Jerusalem" und ist um so wichtiger, da das auf der Bibliothek zu Paris befindliche Exemplar, das Graf Beugnot herausgegeben hat, sehr lückenhaft ist.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß in Frankreich, wo der Sturm der Revolution die Aristokratie in ihren Grundfesten erschüttert hat, Werke über Heraldik noch von Seiten des Publicums eine so lebhafte Theilnahme finden. Oder sollten die zahlreichen Publicationen dieser Art nur auf Kosten einiger adelstolzen Familien erscheinen, welche den matten Glanz ihrer Geschlechter wieder auffrischen möchten? Unter den Werken, die ausschließlich der Geschichte altadliger französischer Familien gewidmet sind, verdient trotz der großen Anzahl, die täglich herausgegeben werden, nur ein einziges hervorgehoben zu werden. Es sind dies: „Les archives généalogiques et historiques de la noblesse de France", von M. Laine. Von diesem sehr umfassenden Werke, das zum Theil sehr gründliche historische Studien enthält, ist vor kurzem bereits der siebente Theil erschienen. Derselbe liefert die Geschichte der alten Geschlechter der Auvergne, und obgleich er manches unnütze Detail enthält, wird der Historiker doch in ihm eine reiche Lese einzelner Facten finden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 16. — 16. Januar 1843.

Geschichte der christlichen Philosophie von Heinrich Ritter. Zwei Theile. — Auch u. d. T.: Geschichte der Philosophie. Fünfter und sechster Band. Hamburg, F. Perthes. 1841. Gr. 8. 5 Thlr. *)

Nach langem Zwischenraume übergibt der würdige Verf. seinen zahlreichen Freunden die ersehnte Fortsetzung seiner „Geschichte der Philosophie". Wenn die Verdienste der ersten vier, die alte Philosophie behandelnden Bände, in Hinsicht auf Form und Inhalt schon dankbar anerkannt wurden, so befriedigen die vorliegenden beiden Bände fast ein noch größeres und dringenderes Bedürfniß. Denn der vorzugsweise theologischen und dogmatischen Auffassung gegenüber bedurfte es einer neuen Durchforschung der Werke jener Männer, um die philosophischen Ergebnisse derselben dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß im Zusamenhange und unparteiisch darzulegen. Ueber diesen Standpunkt der Auffassung und Behandlung sind die heutigen Meister und Chorführer in der Philosophie nicht einig und der Verf. sagt (S. 17) zur Vertheidigung des seinigen: Das Christenthum ist keine Philosophie, und nicht der Gedanke, sondern der Wille ist das erste, auf welchen erst das Wissen des Guten folgt. Die Wissenschaft, der ausgebildete Gedanke kann immer nur ein späteres Erzeugniß des Lebens sein: man muß erst einen kräftigen Willen in seiner Seele, einen sichern Haltpunkt für das weitere Leben gewonnen haben, ehe man wissen kann. Der vernünftige Wille führt zum Wissen, und die Entschlüsse des Willens leiten die Reife des Gedankens ein.

Recensent möchte nicht das unbedingte Gegentheil des hier Gesagten behaupten, wol aber dem Clemens von Alexandrien beitreten, wenn er äußert (Th. 1, S. 464): Erkenntniß und Handeln, Wissen und Wollen stehen in einer nothwendigen Verbindung; eine Lehre, welche Spinoza noch vollständiger entwickelt. Der ausgebildete Wille ist (gleichwie der ausgebildete Gedanke) erst ein späteres Erzeugniß des Lebens, und rohes Wissen und rohes Handeln gehen Hand in Hand. Der Wille kann, vor allem Wissen, noch gar nicht den Beinamen des Vernünftigen verdienen, oder Beschlüsse fassen, die als Haltpunkt für das ganze Leben zu betrachten wären. Diese und ähnliche Gegensätze und Trennungen (so Geist und Herz, Denken und Fühlen, Vernunft und Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w.) sind untergeordneter Art und bedürfen einer tiefern Durchdringung und Versöhnung.

„Das Christenthum ist keine Philosophie"; das heißt: die Totalität seines Wesens ist keineswegs auf den Begriff einer philosophischen Schule oder Disciplin hinabzubringen; wol aber enthält es philosophische Elemente, oder (wie Andere behaupten) das Wesen und den Inhalt aller wahren Philosophie — sonst wäre ja auch eine Geschichte der christlichen Philosophie ganz unmöglich. Wenn nun aber Grund, Boden und Lebensquell der christlichen Philosophie sich ohne Zweifel im Neuen Testamente findet, so wünschten wir, daß der Verf. seine Geschichte nicht mit den Gnostikern und Apologeten begonnen hätte, sondern mit einer Darstellung der Philosophie des Neuen Testaments. So wenig man die Sokratiker ohne Sokrates, die Platoniker ohne Platon begreifen und würdigen kann, so wenig die Kirchenväter ohne Christus und die Apostel. Erst wenn diese Grundlagen hervorgehoben und ins rechte Licht gestellt sind, wird man darlegen und erweisen können, ob und wo die Kirchenväter fortgeschritten oder zurückgegangen sind, was lehrreiche Entwickelung, was verkehrter Zusatz und welches Verdienst ihnen beizulegen ist. Die Philosophie des Paulus, Johannes, Jakobus und der Evangelisten ist unendlich tiefsinniger als die eines Basilides oder Valentinian; und andere christliche Philosophen stehen nicht über den heidnischen durch ihre eigene Kraft und Weisheit, sondern durch die des Neuen Testaments. Was im Verhältnisse zur Stoa und Akademie als Fortschritt erscheint, ist es nicht im Verhältniß zu den Lehren der Bibel, und Platon und Aristoteles würden mit Hülfe derselben keineswegs hinter Irenäus oder Tertullian zurückstehen oder zurückgeblieben sein.

Vielleicht antwortet der Verf. auf unsern Wunsch wie Neander (Kirchengeschichte I, IX):

> Die Geschichte der apostolischen Kirche ist mir etwas zu Wichtiges, als daß ich mich entschließen konnte, sie gleich diesem geschichtlichen Werke mit einzuverleiben. Ich setzte sie daher hier überall nur voraus und behalte mir die Mittheilung derselben als eines besondern Werks noch vor.

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 61 d. Bl. f. 1838. D. Red.

und wüthende Partikelstreitigkeiten war ihnen fremd. Wenn einzelne große Männer, wie Luther und Calvin, sich hie und da auf ähnliche Weise verfuhren, so hat man ihre Christlichkeit nicht in diesen Verirrungen zu suchen, sondern man verzeiht sie ihnen in Betracht ihrer Verhältnisse, der menschlichen Schwäche überhaupt und um ihrer andern unendlichen Verdienste willen. Wer wahrhaft von der Göttlichkeit Christi durchdrungen ist, der wird mit Nothwendigkeit zur Nacheiferung und zu möglichst vollkommener Nachahmung dieses sittlichen Musters im eigenen Leben sich getrieben fühlen; seine ganze Erscheinung wird ein Hauch von jener göttlichen Liebe durchwehen, die uns in Christus so überwältigend entgegentritt und zur Anbetung zwingt. Wo solche Spuren, wo solcher Einfluß nicht bemerklich ist, da kann man mit Gewißheit behaupten, daß Christus noch nicht erkannt, noch nicht eingekehrt ist, und wenn sich auch noch so große dogmatische Gelehrsamkeit, noch so zelotisches Eifern für die Partei zur Schau trüge. Aber jedem Unbefangenen, der überhaupt einen Maßstab für christliche Liebe im Herzen hat, kann man kühnlich die Entscheidung überlassen, ob in sämmtlichen Schriften Leo's ohne Ausnahme nur die leiseste Spur jener wirklich christlichen Gesinnung, die an das Vorbild und den Gründer unserer Religion erinnert, zu finden sei? Die Entscheidung wird leider verneinend ausfallen müssen.

Was soll man nun zu einer so seltsamen Erscheinung sagen, zu einer Individualität, die es sich vorgenommen zu haben scheint, den Maßstab der Christlichkeit an die ganze Geschichte zu legen, jede ihrer Ereignisse und Personen mit diesem Maßstabe zu messen, und zwar auf so absprechende, allezeit fertige entscheidende Weise, wie auch wol die tiefsten christlichen Gemüther sich nicht erkühnen möchten — und der doch von dem Wesen des Christenthums nicht die leiseste Dämmerung aufgegangen ist, sondern die recht eigentlich in ihrer hochmüthigen Selbstüberhebung, Gemüthsverhärtung, unlautern Leidenschaftlichkeit und buchstabendienstlichen Schriftgelehrtenthum einen recht anschaulichen, warnenden Gegensatz bildet? Wäre eine solche Erscheinung nicht zu allen Zeiten häufig genug gewesen, so würde man sich davor entsetzen, dennoch aber tritt sie in Leo's Gestalt auf eine so kecke, scharfe Weise hervor, daß man wol im Geiste unsers Jahrhunderts und im Geiste wahren Christenthums sich zum Protestiren dagegen aufgefodert fühlen muß.

Ziehen wir ungefähr ein Drittel des Buchs ab, welches die Kriegsgeschichte der französischen Republik erzählt, nebenbei bemerkt für den Mann von Fach viel zu ungenügend, für den Laien viel zu weitläufig, zu wenig anschaulich, zu sehr mit militairischer Gelehrsamkeit kokettirend, à la Thiers, mit dem Hr. Leo überhaupt bis auf das größere Talent und die größere Gewandtheit des Franzosen in seiner entschiedenen Herzlosigkeit und seinem leichtfertigen sich Anstudiren einzelner Branchen der Wissenschaft große Ähnlichkeit hat, nur daß dieser es zufällig für gut findet, die Repräsentativregierung in der Regel zu vertreten, Leo dagegen zufällig die Partei des kirchlichen Zelotismus und der Haller'schen Restaurationsidee nach langem Experimenten ergriffen hat: — so besteht der übrige Theil in einer grellen, einseitigen und übertriebenen Darstellung aller Greuel, die im Verlaufe der französischen Revolution sich zugetragen haben. Mit einer wahrhaft ekelhaften, hämischen Schadenfreude wird all jener Jammer ausgemalt und ins grellste Licht gesetzt. Der ewige Refrain ist dabei, daß dieses die Strafe der Sünde gewesen und die Folge, weil das ganze französische Volk von Gott abgefallen sei. Das heißt sich allerdings das Urtheil bequem machen. Von einer billigen Beurtheilung der verschiedenen Individualitäten, von einer Unterscheidung der einzelnen Charaktere und Motive keine Spur. Alles wird in einen Topf gegossen und mit der allgemeinen Brühe der Verdammniß überschüttet. Selbst die anerkanntesten, großartigsten Charaktere werden mit demselben verleumderischen Geifer bespritzt, an dem Hr. Leo einen so großen Überfluß zu haben scheint. Turgot z. B. wird in eine Classe mit Calonne gesetzt, weil er die Zünfte und die innern Zölle in Frankreich anzutasten wagte. Das war ein Vergehen gegen das göttliche Recht des Bestehenden, folglich ein Abfall von Gott. Selbst das Höflingsunwesen rechnet Hr. Leo mit zu den organisch-göttlichen Institutionen, und die Minister, welche es zu reformiren suchten, werden des Frevels gegen die göttliche Ordnung der Dinge und der sündhaften, hochmüthigen Willkür mit derselben rücksichtslosen Bitterkeit angeklagt wie Jakobiner und Hebertisten. Edle Naturen, die selbst noch bei einzelnen Verirrungen den höchsten Anspruch auf Theilnahme und Hochachtung haben, Lafayette, Bailly, die Roland u. s. w., werden mit derselben frechen, übermüthigen Geringschätzung behandelt wie Marat und Cloots. Es ist gar leicht im J. 1842, wenn man ruhig als Professor in Halle sitzt, über die Verirrungen, in welche der Strudel der Revolution Alles fortriß, den Stab zu brechen. Aber Hr. Leo möge sich die Frage aufwerfen, wenn er überhaupt zu einer Einkehr in sich selbst noch fähig ist, welche Rolle er denn wol gespielt haben würde, wenn die Vorsehung es gewollt, daß er 1792 in Paris gelebt hätte? Und er möge es uns als unsere festeste Überzeugung glauben, daß es uns sehr wahrscheinlich sei, wie sein Name alsdann neben Anacharsis Cloots oder Hebert in größter Nähe figurirt haben würde, denn herzlose Excentricität ist der Charakter der sowol bei ihm als bei jenem wahnsinnigen Unglücklichen als hervorstechend ins Auge fällt. Wer aber zurechenbarer, jene Unglücklichen, die in einer wirren, jeden festen Haltes entbehrenden Zeit wie im Rausche zu solchen krankhaften, der göttlichen Ordnung der Dinge widerstreitenden Ansichten und Handlungen gleichsam bewußtlos getrieben wurden, oder Hr. Prof. Leo mit seiner Pseudochristlichkeit und göttlichen Verdammungstheorie in einer Zeit und in einem Volke, wo alle Gelegenheit zur Erwerbung christlicher Gesinnung und gesunder Lebensansicht gegeben ist und wo nur die absichtlichste, verstockteste Willkür zu solchen Manifestationen und Richtungen führen kann? Die Beantwortung dieser Frage ist für uns wenigstens keinem Zweifel unterworfen. Auch wissen wir,

[illegible] oder [illegible] Jenem, wie mit Diesem — und [illegible] predigen. Dieser aber [illegible] unsers [illegible] und Meisters äußerlich schmückt und [illegible], das eben macht uns Jenen noch erträglicher wie Diesen. Uns ist die nackte, traurige Unwahrheit lieber, als die geschminkte, das Heiligste besudelnde und profanirende. Nein, wenn künftig [illegible] etwas über [illegible] oder Marat, oder [illegible] schreibt, so [illegible] seine Brust und ruft: „Gott sei mir armen Sünder gnädig."

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Rose von Tistelön. Erzählung aus den Scheeren von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Berlin, Morin. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schon die ersten Seiten versetzen den Leser in die dankbar romantische Sphäre des Schleichhandels, dem die Lage von Tistelön [illegible] der Ostseetafel mit ihren Felsenufern und den nahen [illegible]scheeren so günstig ist. Er macht die Bekanntschaft des Schleichhändlers und Seeräubers Heraldson, nebst seiner Familie. Birger, der älteste Sohn, scheint des Vaters Wildheit ererbt zu haben, während Anton, der jüngste, schwach und scheu, nur ungern am wilden Seemannsleben Theil nimmt. Gabriele, die Rose von Tistelön, wird als kleines, liebliches Kind vorgeführt und Erika, ihre Wärterin und Erzieherin, zeigt sich als starkes, [illegible], kräftiges Wesen, das Allen Achtung gebietet durch die Würde der Tugend und eines starken Charakters. Sie hat das wilde, verbrecherische Treiben der Männer durchschaut, aber sie schweigt und weilt unter ihnen, denn sie gelobte der sterbenden Gattin Heraldson's, die Kinder zu schützen. Birger liebt sie, sie aber schlägt ihn aus in einer verhängnißvollen Nacht, und er erfüllt seine Drohungen und begeht in der Verzweiflung ein Verbrechen — mit dem Vater ermordet er den Jachtlieutenant, der den Schleichhändlern nachstellt. Der kleine Anton, welchen der Vater mitzugehen zwang, ist Zeuge des Mordes [illegible]. Birger verläßt das Vaterhaus und gibt das Handwerk des Schleichhändlers auf; Reue nagt an seinem Herzen, milder kehrt er zurück und Erika reicht dem Weinenden die [illegible] Theil seiner Schuld zugeschrieben, weil sie ihn in jener Stunde verschmähte. Birger richtet nun seine ganze Energie auf das Gute und Erika waltet als Hausfrau auf Tistelön, während Heraldson seinem verderbten [illegible] Raub- und Einbruchen gegen den wahnsinnigen Anton [illegible]. Als Gabriele schon herangewachsen ist, verlobt sie sich mit dem Schiffscapitain Rosenberg. Er ist ein Beweis, wie wenig in jenen Gegenden der Schleichhandel als [illegible], wie die damit verbundenen Wagnisse ihm den Stempel der Betrügerei nahmen und ihm die moralische Würde eines Kampfes verliehen. Selbst die Rose von Tistelön, die liebenswürdige Gabriele, verschmäht es nicht, beim [illegible] der Güter behülflich zu sein. In den letzten Theilen ist der Sohn des gemordeten Jachtlieutenants der Held; er tritt in des Vaters Stelle, verfolgt die Schleichhändler und sucht [illegible] von Tistelön. Er liebt sie — sie ist aber Braut — [illegible] Jahren man den Bräutigam für todt hält, tritt er [illegible] hervor; seine Liebe wird erwidert, alle Gefühle für Rosenberg hat Gabriele auf ihn übertragen, sie ahnet nicht, daß sein Vater von den Ihren ermordet ward. [illegible] Erika, Birger, selbst der Vater sind gegen die Verbindung, und Anton vor allen, und als er die Schwester in des jungen Lieutenants Armen findet, beschließt er Rache und Briefe [illegible]. In [illegible] Arve [illegible] Wahrheit, denn die Sage eine [illegible] auch der [illegible] in die Brust gelegt; er nimmt aber nur [illegible] zu werden, wenn er das Verbrechen enthüllt. Gabriele verlobt sich aber mit dem Sohn des Gemordeten, und in diesem Augenblicke der Seligkeit kehrt ihr erster Bräutigam zurück; sie hatte Keinen zwischen zu wählen, sie entsagt aber beiden. Ihr Vater und Bruder sollen auf Anton's Angabe verhaftet werden, sie wollen fliehen und werden gefangen und gebunden. Gabriele steckt das Haus an und den Augenblick der Verwirrung benutzen sie zur Flucht; sie sind eingeschifft, da entdeckt Birger, daß Gabriele fehlt. Sie ist in das brennende Haus zurück, Birger zwingt den Vater mit überlegener Jugendkraft umzukehren, sie fallen den Häschern in die Hände, Erika ist todt; Heraldson und sein Sohn sterben auf dem Schaffot, Anton stürzt sich ins Meer, und man sieht die Rose von Tistelön, welche man in den ersten Seiten als Knospe begrüßte, nun verwelkt in Tiefsinn und Trauer, als altes Mütterchen wieder. — Diesem Roman fehlt es gewiß nicht an Handlung und der Leser kommt nicht aus der Spannung heraus; man möchte beinahe zweifeln, daß dieselbe Feder, welche „Emma's Herz" und den „Professor und seine Zöglinge" schrieb und sich in jenen beiden Werken mit so vielen matten Gestalten abgab, auch dieses belebte, kräftig charakterisirte Werk hervorgebracht habe. Alle Nebengestalten sind gelungen und sämmtliche Charaktere von Anfang bis zu Ende treu durchgeführt. Die Mutter des Jachtlieutenants Arve ist eine starke Frau, doch in ganz anderer Art stark als Erika; Gabriele scheint des Vaters Muth mit allen Tugenden ihres Geschlechts zu vereinigen; sie ist die liebliche, wenn auch nicht ganz fehlerfreie Heldin, während die sanfte, liebende, in ihrer Liebe unglückliche Josephine, in ihrem Verhältniß zu Arve, trotz des wenig hübschen Äußern, trotz des Verschmähtseins, doch das Interesse des Lesers auch zu fesseln vermag. Arve's Briefe aus der Lehrzeit und sein Verhältniß zur Frau Zollverwalterin sind mit viel Humor vorgetragen, und die guten, einfachen Antworten der Mutter treffen immer den Nagel auf den Kopf bei ihren Rathschlägen und Ermahnungen, und charakterisiren die schlichte, würdige Bürgersfrau, welche durch Religiosität und die strengsten Begriffe von Recht reichlich die feinere Bildung ersetzt.

2. Willibald's Lieder. Eine Phantasie von Helmine Hart. Zwei Theile. Magdeburg, Creutz. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

3. Herzog Wilhelm. Roman in zwei Abtheilungen von Helmine Hart. Magdeburg, Bänsch. 1843. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dem erstern Werke sind Ansichten über Musik, dem zweiten eine Periode aus der kurländischen Geschichte als Stoffinteresse beigegeben; Ersteres deutet auf gründliche musikalische Kenntniß der Verf., das Zweite gibt allerdings einen interessanten Moment. Der Ausführung beider Werke mangelt aber gänzlich jene psychologische Wahrheit, die man im 19. Jahrhundert in Romanen, Novellen, Gedichten, ja sogar in Märchen verlangt. Es tauchen eine Menge matter Frauenbilder, liebliche, [illegible], ätherische oder kühne Erscheinungen auf und sprechen und handeln ohne alle Natur; es werden Details gegeben, die nicht zur Verständigung des Ganzen gehören, und eine Menge Personen aufgeführt, welche keine andere Bestimmung haben, als die, daß sie da sind und einige sentimentale oder humoristische Worte sagen. Es scheint kein bestimmter Plan entworfen, kein Charakter ist ausgeführt, es liebt und spricht und seufzt und klagt Alles durcheinander und eine auf Kothurnen einherschreitende Sentimentalität ragt aus beiden Werken hervor. Die Liebe des Componisten zur Gräfin, mit den so oft sich wiederholenden Abschieden auf ewig, vermag nicht das Interesse der Leser zu fesseln, und alle die schönen Mädchenerscheinungen, alle jene Heldinnen des ersten und zweiten Romans, die man von der Kindheit an heranwachsen sieht, mit ihrem Lieben und Tändeln erregen endlich nur Ungeduld. Sie sind sich beinahe alle ähnlich;

Meisterwerken einen Platz zu erringen. Der „portugiesische Schiller“ mag Gomes mit Recht genannt werden können. Wie aber unser deutsches Vaterland in religiöser, politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht das zurückgebliebene Portugal weit überragt, so liegt zwischen dem portugiesischen und dem deutschen Schiller noch so manche Stufe, die die portugiesische Bildung erst noch zu ersteigen hat, ehe sie Schiller's Höhe erreicht. Nichtsdestoweniger ist es schon an sich ein verdienstliches Unternehmen, das deutsche Publicum mit Dem bekannt zu machen, was irgendwo für meisterhaft gilt und nationale Bedeutung gewonnen hat. Insbesondere aber war es Zeit, die deutsche Literatur, in deren universellem Umkreise nun einmal kein Glied von dem literarischen Leibe der ganzen civilisirten Welt fehlen darf, wieder einmal an das fast vergessene Portugal zu erinnern, das nach Kräften bemüht ist, aus den Trümmern seiner grossen Vergangenheit sich eine neue Zukunft zu gründen. Der Übersetzer hat es an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen lassen. Seine Übertragung liest sich gut, und wenn auch die Sprache hier und da flüssiger und gewandter sein könnte, so wird man nicht nur nirgend gestört, sondern fühlt sich im Ganzen auch von lusitanischer Luft umweht. Auch die geschichtliche Einleitung und die vergleichende Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien dienen an ihrer Stelle dem löblichen Zwecke des ganzen Unternehmens. 17.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über Isidor Löwenstern's Reisebuch: „Les États-Unis et la Havane, souvenirs d'un voyageur“, schrieb Michel Chevalier einen Artikel, der in vielfacher Hinsicht und was die Principien betrifft, werthvoller ist als das besprochene Buch. Michel Chevalier sagt, daß er das Buch Löwenstern's, der ein geborener Östreicher sei, mit vieler Neugier aufgeschlagen habe. Jedoch von den ersten Seiten an habe er gemerkt, daß Löwenstern Land und Volk falsch, d. h. misliebig auffassen werde. „Hr. Löwenstern“, sagt er, „hat Sprache und Sitten eines Mannes, welcher der guten Gesellschaft angehört. Wer an die Salons der Hauptstadt Östreichs gewöhnt ist, wo den Berichten reisender Fremden zufolge eine ausgesuchte Feinheit, eine raffinirte Urbanität herrscht, muß natürlich das Leben in einem Lande unerträglich finden, welches den Ideen einer unerbittlichen Gleichheit unterworfen ist, wo der Zusammenschmelz aller Classen die Zierlichkeit, die Anmuth und den Geschmack verbannt hat, Eigenschaften, welche der englische sonst so reich begabte Stamm von Hause aus nur in mittelmäßigem Grade besitzt. Ich war a priori auf eine geistreiche Kritik vorbereitet, denn man hat zu Wien vielen Geist, obschon man sich seiner nur wie eine verbotene Frucht bedient, aber auf eine fest begründete Kritik. Als ich aber entdeckte, daß der Verf., „poussé par la manie seule de courir le monde“, nur reiste, um sich zu zerstreuen, um neue Eindrücke zu empfangen, um den Genuß des Unbekannten zu haben, da blieb mir kein Zweifel mehr übrig, Hr. Löwenstern werde vom Anfange bis zum Ende misvergnügt, gedrückt, zornig sein, zornig wie ein Mann von jovialem und wohlwollendem Charakter es zu sein vermag. Hätte er, getrieben von der Leidenschaft für Volksverbesserung, Nordamerika durchreist, um sich über die Mittel zu unterrichten, durch welche eine Nation von 17 Millionen Menschen, die sich unter die Ägide der Arbeit gestellt haben, sich ein allgemeines Wohlsein begründet und das Elend vor die Thüren des Landes verwiesen hat; wäre er nach Amerika gegangen, um dort das Gemälde einer Gesellschaft zu suchen, in welcher der Arbeiter in Feld und Stadt jenen zügellosen Gewohnheiten nicht unterworfen ist, welche, man muß es jetzt aussprechen, wo Einige bei uns zu Lande die oberste Gewalt für die Menge in Anspruch nehmen, so oft in Europa die arbeitenden Classen belasten, verschlechtern, entsittlichen; hätte er, betrübt über die verworfene Lage jener unglücklichen Geschöpfe, welche die europäischen Fabriken bevölkern und die, den Kopf nach unten, sich in den Abgrund eines schandvollen Lebens stürzen, gewünscht, die Grundzüge zu einer genauen Parallele zwischen ihnen und jenen 10,000 Arbeitern des Lowell zu gewinnen: — so würde er über die tausend Verdrießlichkeiten, Langweiligkeiten und Gezwungenheiten hinweggesehen haben, welche in diesem Lande der Freiheit. Denjenigen belästigen und einengen, welcher der gebildeten Classe Europas angehört. Als ein gutlauniger Mann würde er dann das Ding wie eine Carnevalsscene, wie ein Vaudeville angesehen haben u. s. w. Aber von dem Augenblicke an, wo Löwenstern eine Vergnügungsreise machte, mußte er sich grausam getäuscht sehen. Geistreich und muntern Herzens, suchte er sich zu vergnügen; er suchte Menschen, die sich mit ihm vergnügten, aber er fand nur solche, für welche das Vergnügen ein Frohndienst ist, welche das Sichgehenlassen und das Lachen aus vollem Herzen nicht kennen; er glaubte, auf der jenseitigen Küste des Atlantischen Meeres Frauen zu finden, die in einem Salon ihren Thron aufschlagen; er rechnete vielleicht darauf, Europa in dem liebenswürdigen weiblichen Geschwätze zu vergessen, welches das Dasein in den Gesellschaften von ehemals, die Paris seit 50 Jahren immer mehr verliert, die aber Wien noch bewahrt hat, mit so reichem Zauber umgab. Er fand ohne Zweifel schöne Frauen, von nicht gemeinem Verstande, vortreffliche Familienmütter, ihrer Pflicht hingegeben, liebenswürdig gegen ihren Gemahl, zärtlich gegen ihre Kinder, unermüdlich in der Sorge für ihren Haushalt, aber welchen eine bis zum äußersten strenge Meinung, bei Strafe des Brandmarkens mit glühendem Eisen, gebietet, gegenüber jedem Fremden, der sich ihnen in einem Salon vorstellt, ja gegenüber Jedem, der nicht ihr Ehemann ist, eine eiserne Ruhe, die Haltung einer Matrone, das Schweigen einer Bildsäule zu bewahren. Er mußte sich aufs grausamste in der neuen Welt langweilen.“ Doch gesteht der Berichterstatter, daß das Buch nicht denselben Eindruck auf den Leser mache; es sei angenehm zu lesen; man finde darin sehr ergötzliche Sittenschilderungen, des Verf. Urtheile seien lebendig, oft boshaft, aber nie böswillig.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur. „Traité élémentaire de la science de l'homme considérée sous tous ses rapports“, von G. Gabet (3 Bde.); „Le vrai patriotisme ou la vocation de Saint-Bernard, essai d'une pièce soliloque (!)“, vom Grafen Bichi; „Histoire d'Angleterre depuis les temps les plus reculés“, von A. Roche, Professor der Geschichte (2 Bde.); „La philosophie de l'absolu en Allemagne dans ses rapports avec la doctrine chrétienne“, von Ch. Buol; „Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes“, von Letronne (erster Band, mit 17 Kupferplatten); „Révolutions des peuples du Nord“ (Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Polen und das nördliche Deutschland), von J. M. Chopin, vierter und letzter Band. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 15. — 15. Januar 1843.

Professor Leo über die französische Revolution.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Es mag sehr an der Zeit sein, den unvernünftigen Anpreisungen der französischen Revolution, wie wir sie von jungen, unreifen Leuten jetzt häufig hören müssen, auf eine überzeugende Weise entgegenzutreten. Hr. Leo schlägt in seiner fanatischen, unwahren Übertreibung jedenfalls aber den falschen Weg ein. Allerdings ist jene Theorie, nach welcher nichts Großes ohne eine angemessene Vergießung von Blut, ohne eine Bluttaufe geschehen könne, ebenso unwahr als unchristlich und namentlich mit einer richtigen historischen Auffassung der heutigen moralischen Zustände und Stimmungen im schneidendsten Gegensatze. Im Sinne der höchsten Weltregierung mag Alles, was geschieht, nothwendig sein und selbst aus Verbrechen und Greuel mag zuletzt das Gute erwachsen. Eine solche Ansicht müssen wir gläubig annehmen, wenn wir auch die Verkettung der Folgen nicht mit unserm kurzsichtigen Auge erreichen können. Eine wahnsinnige Schlußfolgerung aber würde es sein, wenn wir hierin eine Auffoderung finden wollten, um ebenfalls durch Verbrechen Gutes stiften zu wollen. Die moralische Ordnung in der Geschichte der Menschheit zeigt uns deutlich genug, wie aus jeder Übertretung des moralischen Gesetzes Schlimmes entstehen muß. Nicht Leidenschaft, nicht Haß, Rache, Schwärmerei u. s. w., nicht der Schrecken erzeugt wahrhaft Großes und sittlich Bleibendes, sondern einzig und allein die Liebe. Jene in wüster Befangenheit des Schreckens und rasender Leidenschaft vollbrachten Thaten, welche man jetzt so hoch feiert, sie haben allerdings einen Keim des sittlichen Verderbens in Frankreich zurückgelassen. Jene trunkene Erregtheit, jene wilde Leidenschaft, welche junge Leute von ungebildetem sittlichen Gefühle als etwas Erhabenes zu bewundern sich erlauben, wie klein und verwerflich erscheinen sie neben wahrhaft sittlicher Größe, die statt auf Leidenschaft und Illusion auf Liebe und Wahrheit gegründet ist. Unbegreiflich, wie eine Schule, welche über alles Unbewußte im Handeln der Menschen ihr Verdammungsurtheil ausspricht und nur das vollständig Bewußte als frei und vernünftig anerkennt, eben jene Periode der Geschichte, welche unter dem Namen der französischen Revolution begriffen wird, zu feiern sich erkühnt, einen Zeitraum, der sich durch trunkene, wahnsinnige Bewußtlosigkeit auf beispiellose Weise charakterisirt und der bei jedem Gebildeten Schauder und moralischen Ekel erregen muß. Wenn solche scheußliche, bewußtlose Processe nöthig sind, um einen höhern Grad von bürgerlicher Freiheit zu erreichen, so wäre es Niemand zu verdenken, wenn er bei solchem unvernünftigen Dilemma schwankend innehielte und schaudernd zurückträte. Aber, Gottlob, dem ist nicht so. Solcher rein unvernünftigen Widersprüche gibt es nicht in der moralischen Ordnung der menschlichen Dinge. Der Weg zur bürgerlichen Freiheit ist auch der Weg der Sittlichkeit, der bewußten Überlegung, der Wahrheit, der christlichen Liebe. Eben die wahnsinnigen Thaten der französischen Jakobiner geben einen deutlichen Beweis davon, wie unendlichen Schaden der guten Sache durch solche Mittel, durch so thierische Handlungsweise erwächst. Menschlicher Berechnung nach stände es jetzt besser um den Sieg einer vernünftigen, zeitgemäßen bürgerlichen Freiheit, menschlicher Berechnung nach wären sowol Frankreich als auch Deutschland schon weiter fortgeschritten nach dem Ziele eines öffentlichen bürgerlichen Rechtlebens, wenn jene gräßliche demagogische Orgie nicht die Begriffe verwirrt, das moralische Gefühl vergiftet und um allen Muth und alles Vertrauen gebracht hätte.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, die französische Revolution habe jene Ideen von bürgerlicher Freiheit und rechtlichem Staatsleben erzeugt, die jetzt die gebildete Welt erfüllen und die nach unserer innigsten Überzeugung mit höchster Consequenz in den einfachen Lehren des Christenthums liegen. Diese Ideen sind gewissermaßen immer dagewesen; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts traten sie uns nicht nur lebendig im englischen Staatsleben und in den jungen Freistaaten von Nordamerika vor Augen, sondern ihre Fortentwickelung, das Streben nach ihrer äußern Geltendmachung und Realisirung lag auch im Geiste der Zeit; die allmälige Entwickelung des Keims war nothwendig, als die französische Revolution wie ein Ungewitter dazwischenfuhr und alle diese Keime auf längere Zeit zerstörte.

Für Frankreich hat sie die traurige Folge gehabt, daß alle wirkliche moralische Freiheit, alle wahrhafte innerste Überzeugung, alles wahrhafte Heldenthum, jeder tüchtige Rechtssinn, jedes stabile, unwandelbare Sittlichkeitsgefühl gewichen ist, ohne welche Eigenschaften keine bürgerliche

Freiheit denkbar. Das Zerschlagen der alten Misbräuche und Vorrechte, welches auf ruhigem, sittlichem Wege ebenfalls hätte zu Stande kommen können, ist um diesen Preis zu theuer erkauft. Alle jene Vorrechte und Gesetze, die den sittlichen Anfoderungen der Jetztzeit allerdings widersprachen; hätten durch ruhige Gesetzgebung beseitigt werden können, wenn auch nicht so plötzlich, so mit einem Schlage, wie in der Nacht vom 4. August. Durch welche Gesetzgebung lassen sich aber die geistigen und sittlichen Gebrechen beseitigen, welche in einem so verwahrlosten Zustande von herzloser Schwärmerei, niedrigem Servilismus, scheußlicher Grausamkeit, Irreligiosität und Selbstsucht über das Volk von der Herrschaft der Guillotine bis zum Sturze Napoleon's hereingebrochen sind? Die Form der Freiheit ist in der That mit dem Verluste des Geistes der Freiheit zu theuer erkauft gewesen, und wenn wir mit Leo auch nicht annehmen — Gott bewahre uns vor solchem pharisäischen Aburtheilen —, daß das französische Volk einmal in Grund und Boden verdorben und dem Zorne Gottes (nebenbei auch dem Schwerte seiner Nachbarn) für immer verfallen sei, so glauben wir doch, daß es von diesen geistigen Wunden lange nicht genesen und eine schwere, innerliche Arbeit zur Sühne und Selbsterziehung zu verrichten haben wird.

Für Deutschland aber hat die französische Revolution den Nachtheil gehabt, daß unsere Kräfte, statt auf vernünftige Umgestaltung der Staatsformen gerichtet zu werden, sich nun gegen die Übertreibungen der französischen Revolution wenden mußten. Nicht nur unser Blut und unser Geld, auch unsere geistigen Kräfte wurden in Anspruch genommen und geopfert zur Bekämpfung des Unsinns unserer Nachbarn. Wir wurden irre an der Sache der Freiheit, weil wir sie zu so furchtbarer Fratze werden sahen; wir verloren den guten Glauben an sie, und die Furcht bemächtigte sich unser, beim Fortschreiten auf der Bahn vielleicht ähnlicher Anarchie und Roheit zu verfallen. Es hat lange gedauert, bis das Gespenst der französischen Revolution nicht drohend zwischen unsere Wünsche und Bedürfnisse getreten ist, und noch bis heute hat es seine Macht nicht ganz verloren; namentlich spukt es noch immer vor den Augen unserer Großen und Mächtigen, und der junkerliche Eigennutz sowie der herrische Beamtenstolz weiß es noch immer trefflich zu benutzen, um zu schrecken und zurückzuhalten von Dem, was doch einmal nothwendig ist und vom Christenthum ebenso geboten wird, wie von verständiger Klugheit. Auch dem Pfaffenthume hat die französische Revolution erwünschte Gelegenheit dargeboten, alle jene Greuel und jene Gottlosigkeit mit bürgerlicher Freiheit im Allgemeinen zu identificiren. Die Revolution ist ein terminus technicus geworden, den man als Bannstrahl gegen jedes Streben, und sei es aus noch so tief-christlichem Gemüthe entsprungen, allen Denen entgegenschleudert, welche da glauben, daß noch viel zu thun sei, ehe das Reich Christi sich im Geiste und in der Wahrheit hier auf Erden geltend machen werde. Zu diesem pfäffischen Wesen gibt Leo's Buch einen besonders interessanten Beitrag. Es zeigt auch nebenbei, wie die unchristlichsten Mittel von diesem sogenannten „christlichen" Fanatismus nicht gescheut werden, wenn es sich um Durchführung ihrer Absichten handelt. Das Werk von Leo predigt ziemlich unverhohlen, wenn auch nicht mit ganz directen Worten, einen Kreuzzug gegen Frankreich, natürlich in majorem Dei gloriam. Robespierre guillotinirte lustig darauf los zur Beförderung der Tugend, zur Ausrottung des Lasters; unsere pfäffischen Staatsmänner möchten Frankreich mit Blut überströmen und aus der Reihe der Völker vertilgen, Alles der Gottesfurcht wegen und der Frömmigkeit. Es ist immer Dasselbe, es mag sich nun hinter die Religion verstecken oder hinter die Freiheit, hinter die Philosophie oder eine andere schöne Fahne aushängen; es ist das alte Bild von unserer Frau Base Schlange, die eben uns dann recht sicher hat, wenn wir uns recht prahlerisch über unsere Mitmenschen erheben. Diese kriegerische Frömmigkeit und diese christlich-germanische Lust nach Pulverdampf fängt jetzt an sich recht breit zu machen; sie ist Modeton geworden, seitdem man damit Anklang bei einer hohen Person zu finden glaubt, die man nicht versteht. Unsere Generale sind jetzt sehr fromm, gehen Morgens in die Kirche und machen Nachmittags Kriegsplane gegen die Franzosen. Sonderbar, wie sich die Zeiten ändern!

F. von Florencourt.

---

1. Biographie universelle, publ. par *Michaud.* Band 69—71.
2. Biographie universelle des musiciens par *F. J. Fétis.* Band 5—7.

Das unermeßliche Denkmal, das Michaud zur Ehre der verschiedenartigsten Celebritäten aller Länder und aller Zeiten errichtet hat, ward im J. 1811 begonnen. Im J. 1828 war man mit dem 52. Bande beim Buchstaben Z angelangt. Aber nachdem die Herausgeber noch einen Anhang von drei Bänden hinzugefügt hatten, in denen sie alle Götter, Göttinnen, alle Halbgötter und andere mythologische Personen behandelten, sahen sie doch ein, daß das Werk noch lange nicht vollständig sei. Während sie das Leben der Todten, deren Namen mit den Buchstaben O und P anfangen, schrieben, hatte der Tod schon eine beträchtliche Anzahl literarischer, politischer und artistischer Größen, deren Anfangsbuchstaben A und B waren, hingerafft. Sie sahen sich also genöthigt, an ein Supplement zu denken. Aber ehe man bei dieser Nachlese am letzten Buchstaben des Alphabets angelangt sein wird, muß schon wieder beim ersten angefangen werden, und das wird so fortgehen, bis am jüngsten Gericht alle diese Berühmtheiten nach ihrem wahren Werthe gemessen werden. Der 69. Band, der zugleich den 14. des ersten Supplements bildet, enthält den Schluß des Buchstaben K und führt den Buchstaben L bis zur Sylbe Lal. Er enthält ganz vortreffliche Artikel, und wir könnten, wenn es der Raum gestattete, hier eine reiche Auswahl der werthvollsten Notizen aus den verschiedenen Biographien, die in diesem Theile mitgetheilt werden, ausheben. So ist der Aufsatz, der dem bewegten Leben Lafayette's gewidmet ist, höchst beachtenswerth und voll der wichtigsten Anekdoten. Ein Theil derselben ist noch ganz unbekannt. So erfahren wir, daß dieser Freiheitsheld, dem Mirabeau den Spitznamen Cromwell-Grandison gegeben hatte, im J. 1786 den Plan entwarf, aus eigenen Mitteln und ohne Unterstützung irgend einer Regierung Ägypten zu erobern. Als ihn die Verhältnisse nöthigten, diese phantastischen

Plane, die [illegible] verwickelte, fallen zu lassen, wollte er wenigstens auf eigene Kosten die Barbareskenstaaten einnehmen. Diese Notiz wird durch eine Stelle aus unbekannten Memoiren von St.-Priest belegt. Bekannter ist das Wort Napoleon's, der von Lafayette in voller Senatssitzung sagte: „Tout le monde en France parait corrigé excepté Lafayette. Vous le croyez tranquille: eh bien, je vous dis, moi, qu'il est tout prêt à recommencer.“ Aber wir dürfen uns nicht zu weit in diese Details einlassen. Wir begnügen uns daher nur im Vorbeigehen auf zwei Notizen aufmerksam zu machen, von denen die eine Labourdonnaye und die andere Lainé betrifft, und die beide aus der gewandten Feder Durozoir's geflossen sind. Leider zeigt sich indessen auch hier, daß die royalistische Richtung, welche die Herausgeber ihrem Werke aufgeprägt haben, der unparteiischen Würdigung zuweilen Eintrag gethan hat. Sehr interessant sind die beiden Artikel Kotzebue und Krudener. Auch die beiden übrigen Bände (70 und 71), die im Jahr 1842 noch erschienen sind, enthalten einen wahren Schatz biographischer, literarischer und historischer Bemerkungen und wir wünschen sehnlichst, daß die Herausgeber ihr Werk mit gleicher Schnelligkeit und Gediegenheit fortführen mögen. Es ist dies eins von den Werken, denen keine Literatur etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat und auf das die französische Nation stolz sein kann.

Zu gleicher Zeit erwähnen wir noch der Fortsetzung der trefflichen „Biographie universelle des musiciens“ von Fétis, von der voriges Jahr den fünften bis siebenten Band gebracht hat. Der verdienstvolle Herausgeber dieses Werkes hat mit dem größten Fleiße und mit einer unermeßlichen Belesenheit die Biographien der wichtigsten wie der unwichtigsten musikalischen Componisten zusammengetragen. Indessen hat ihn wol das Verlangen, recht vollständig zu sein und gar nichts auszulassen, etwas zu weit geführt. So hat er der mythologischen Person Pan einen vollständigen Artikel gewidmet. Ebenso wenig ist der Kaiser Nero vergessen, der, während er mit kaltem Auge den Brand Roms anstierte, ruhig die Lyra spielte. So figurirt Ludwig XIII. von Frankreich in dieser Biographie der Musiker, weil er ein vierstimmiges Lied componirt hat, das mit den Worten „Tu crois, ô beau soleil“ anhebt. 6.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Zu den vorzüglichsten neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der belletristischen Literatur in Dänemark gehören: „En i Alle, Novelle af Forfatteren til en Hverdagshistorie“, herausgegeben von J. L. Heiberg und „Naer og Fiern“, Novelle von demselben Verfasser. Er scheint sich besonders Goethe zum Muster genommen zu haben, den er jedoch beiweitem nicht erreicht. Der Verf. hat hier in Nr. 1 in mehren, durch einen einzigen Hauptcharakter zusammengehaltenen Episoden ein dämonisches Thema variirt: nicht die wahre Liebe, sondern die Verliebtheit, die man für das Portrait einer theuern Person fühlt, wird hier geschildert. Der Held der Novelle, Trolle, liebt alle Frauenzimmer, die mit seiner ersten Geliebten, Clara, eine Ähnlichkeit haben. Der Verf. hätte ohne Zweifel besser gethan, bei der Erzählung der Thatsachen sich zu halten und jedes Raisonnement über den psychologischen Grund jenes Hanges zur Verliebtheit auszulassen, da es, selbst wenn es denselben hinlänglich aufklärte, doch den magischen Schleier zerrisse, welcher Alles, was dämonisch ist, so anziehend macht, daß es der Phantasie des Lesers freien Spielraum gibt und ihn dadurch während der Reception selbst zum Produciren zwingt. Der Dichter verfährt gewiß am richtigsten, wenn er Alles der Art zart verhüllt; am allerwenigsten darf er mit einem unvollständigen oder sogar verfehlten Raisonnement hervortreten, welches die Illusion zerstört und den mystischen Zauber des dämonischen Elements auf einmal vernichtet. Nichtsdestoweniger ist Trolle ein interessanter und consequent durchgeführter Charakter; er ist Aristokrat ohne Ahnen und also auch ohne Ahnenstolz, gebildet ohne [illegible], kurz — im Ganzen ein liebenswürdiger ausgebildeter Mensch. Von den übrigen Charakteren, die in dieser Novelle spielen, hat keiner besonderes Interesse, zeichnet sich keiner durch Originalität aus. Was dieser Novelle mangelt, ist ein eigentlicher Weltzustand. Situation und Handlung hat sie genug, aber ein eigentlicher Gesichtskreis fehlt ihr; es ist ein Gemälde ohne Hintergrund. Dagegen herrscht in ihr eine größere Abwechselung, ein tieferer Blick in die Entwickelung des Charakters und in die Geschichte der Leidenschaft als in den meisten frühern Novellen desselben Verf., um nichts zu sagen von dem Geschmack und dem Geschick, womit die verschiedenen Episoden verbunden und geordnet sind.

Die zweite oben genannte Novelle ist im Ganzen genommen in einem weniger hohen Styl geschrieben; der Contrast zwischen Hintergrund und Vordergrund, Horizont und Situation ist nicht so sehr in die Augen fallend. Sie spielt übrigens in unserer eigenen unmittelbaren Jetztzeit und bewegt sich zum Theil um ihre ephemeren Interessen. Poesie, Theater und Politik machen die Quintessenz nicht allein der Conversation, sondern, wie im wirklichen Leben, auch des Gedankenlebens aus. Es ist nur das liebende Paar, welches wachet und betet und nicht politisirt. Der Gesichtskreis ist demnach nebelicht genug; der Novelle Himmel ist so dunkelgrau; es ist ein echt langweiliges kopenhagener Novemberwetter, welches die handelnden Personen umgibt, und ein Paar von diesen scheint auch zu den Menschen zu gehören, auf deren Laune das Wetter einen wesentlichen Einfluß hat. Von den Charakteren, welche in dieser Novelle vorkommen, ist Fritz German der interessanteste. Er ist edel und dabei leichtsinnig, ohne charakterlos zu sein, gutmüthig, ohne einfältig zu sein, kühn und stolz. Wagner ist ein guter zuverlässiger Mann, aber doch kein wesentlicher Charakter in der Novelle. Frau German ist eine Copie von tausend Originalen. Herr Alfred ist ein echter Dilettant im eigentlichen Sinne des Worts. Die Unbedeutenheit und Geistesleerheit des Dilettanten, alles Hohle und Nichtssagende, welches diese Art Menschen charakterisirt, ist sein Lebensprincip, sein eigentliches Wesen; er ist ein dänischer Typus, ein Metallspiegel für alle Dilettanten; der flüchtige Enthusiasmus, das falsche Streben, der gänzliche Mangel an Lebens- und Weltanschauung, Talenteitelkeit, Verachtung der mehr praktischen Seiten des Lebens, der affectirte Kampf gegen Formen und Materien, kurz gesagt, alle Ingredienzien eines Prachtexemplars von einem Dilettanten sind in diesem geistigen Automaten, dem der Verf. den Namen Alfred gegeben hat, enthalten.

C. F. Ingerslev's Schrift: „Om det laerde Skolevaesens Tilstand i nogle tydske Stater og i Frankrig tillige med Betragtninger og Forslag angaaende det laerde Underviisningsvaesen i Danmark“, hat auch für Deutschland Interesse. Was der Verf. in dieser Schrift dem Publicum vorlegt, sind die Ergebnisse einer 1839 auf königliche Kosten unternommenen Reise, auf der er Beobachtungen über eine Anzahl deutscher und französischer Unterrichtsanstalten anstellt. Inhalt des Buchs ist folgender: Zuerst schildert der Verf. das Schulwesen der von ihm besuchten Staaten in folgender Ordnung: Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hamburg, Frankreich. Sodann folgen Betrachtungen und Vorschläge, das Schulwesen Dänemarks betreffend. Endlich ist ein, Beilagen und Erläuterungen enthaltender Anhang hinzugefügt. Die Beobachtungen sind überall mit einem lebendigen und aufmerksamen Blick angestellt und die Berichterstattung mit ebenso viel Sachkenntniß und Erfahrung als Eifer und Interesse für den behandelten Gegenstand abgefaßt. Dieselbe wird daher mit Nutzen gelesen werden können, obgleich sie theilweise denselben Gegenstand behandelt, worüber wir vor nicht langer Zeit eine ausführliche und sehr gut ausgearbeitete Berichterstattung von dem verdienstvollen norwegischen Rector Bugge erhalten haben, der nicht allein dieselben Länder bereist und sich in derselben Weise bemüht hat, sich mit deren Unterrichtswesen bekannt zu

machen, sondern auch nicht wenige Züge gemeinsam mit dem Rector Ingerslev hat, welche ihrer ganzen Darstellung eine bestimmte Farbe geben, wozu wir z. B. eine entschiedene religiöse Haltung, eine starke Tendenz zu humanistischen Principien, einen praktischen Geist, eine gewisse Begrenzung, verbunden mit Klarheit und Überschaulichkeit innerhalb dieser Grenzen, rechnen. Der Unterschied zwischen ihren Arbeiten ist theils im Umfange derselben zu suchen, indem Rector Bugge's Buch das ganze Unterrichtswesen (Elementarschulen, Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien) umfaßt, theils in der Behandlungsweise, indem Rector Bugge sich vornehmlich bei der allgemeinen Organisation des Unterrichtswesens aufhält, während Rector Ingerslev insbesondere ausführliche Nachrichten von dem Gang und der Methode des Unterrichts, von der Disciplin u. s. w. mitgetheilt hat. Beide diese Momente sind gleich wesentlich und nothwendig zu einem klaren und durchdringenden Überblick über das Unterrichtswesen in dessen Ganzheit, und man ist darum beiden Verfassern die Bemerkung schuldig, daß keiner von ihnen sich einseitig bei dem einen aufgehalten und das andere beiseite gesetzt hat, sondern daß sie, wie man von sorgfältigen und selbständigen Beobachtern erwarten konnte, beide einander in dieser Hinsicht bekräftigen und ergänzen. 16.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. 20ster Jahrgang, für das Jahr 1843. Gebildet aus dem 19ten Jahrgange für das Jahr 1842 und aus Ergänzungen dazu, nebst alphabetischem Register. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 16. 11¼ Ngr.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von F. Rückert. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Das belletristische Ausland, herausgegeben von K. Spindler. Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen. 1ster und 2ter Band. Enthält: Die Töchter des Präsidenten. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante von Friederike Bremer. Aus dem Schwedischen übersetzt von G. Fink. Mit Portrait der Verfasserin. Stuttgart, Franckh. 16. 4 Ngr.

Beitzke, H., Die Alpen. 1ste bis 3te Lieferung. Colberg, Post. Gr. 8. 1 Thlr.

Blom, G. P., Das Königreich Norwegen. Statistisch beschrieben. Mit einem Vorwort von *C. Ritter*. 2 Theile. Mit 2 colorirten Karten. Leipzig, Weber. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bube, A., Gotha's Erinnerungen an die denkwürdigen Junitage des Jahres 1842. Mit lithographirten Darstellungen. Gotha, Gläser. Gr. 8. 20 Ngr.

Budberg-Bennighausen, R. Freiherr., Gedichte. Berlin, Buchh. d. Berliner Lesecabinets. 8. 20 Ngr.

Dahlmann's, F. C., erster Vortrag an der rheinischen Hochschule. 28. November 1842. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dannenberg, C. W., Synchronistik der Schreckenstage Hamburgs von 5. bis 8. Mai 1842 und deren Folgen. 1ster Band. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fitzau, H., Gedichte. Soldin, Siebert. 8. 1 Thlr.

Friedländer, A., Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. 1ster Theil. Dogmengeschichte und Römisches Recht. — Auch u. d. T.: Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. Eine von der Juristen-Facultät zu Heidelberg gekrönte Preisschrift. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Fürst, J., Zur Würdigung eines Künstlerausspruchs über drei Gemälde der Berliner Ausstellung. Nebst einem Aufruf zur Emanzipation. Berlin, Jonas. Gr. 8. 5 Ngr.

Görres, G., Der hörnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen. Eine altdeutsche Sage. Nebst einem Anhang über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte. Schaffhausen, Hurter. Gr. 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Das Weihnachtskripplein und Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla. Ein Christtagsbüchlein. Schaffhausen, Hurter. Gr. 16. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, A. Duncker. 8. 10 Ngr.

Hugi, F. J., Die Gletscher und die erratischen Blöcke. Solothurn, Jent u. Gaßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kalisch, M., Herr J. J. Sachs vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gefordert. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 7½ Ngr

Kock, Ch. Paul de, Die große Stadt. Neue Bilder aus Paris. Aus dem Französischen von O. von Birkeneck. 2 Bände. Leipzig, Literar. Museum. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kornfeger, A., Stuben- und Reisebilder eines phantastischen Mediziners. Neue Folge. Bamberg, Dresch. 8. 1 Thlr.

Lindow, C. L. W., Das Blücher-Fest oder der 16. December 1842. Drama mit Gesang in einem Aufzuge. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 15 Ngr.

Reybaud, Mad., Esther und Chazeuil, oder Gott rächt die Todten. Novelle nach dem Französischen von W. v. G. Gera, Heinsius. 8. 1 Thlr.

Reybaud, Ch., Gott rächt die Todten, oder das Fräulein von Chazeuil. Aus dem Französischen van O. von Birkeneck. Leipzig, Literar. Museum. 8. 22½ Ngr.

Rießer, G., Besorgnisse und Hoffnungen für die künftige Stellung der Juden in Preußen. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Rupp, J., Über den christlichen Staat. Rede am 15. October 1842 in der Königl. deutschen Gesellschaft gehalten. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Salzmann, C. G., Lehrbuch der Tonkunst. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schäffer, J. K. H., Der Kölner Dom und seine Vollendung in ihren Beziehungen zum deutschen Vaterlande, resp. zum Protestantismus. Magdeburg, Schmilinsky. Ler.-8. 7½ Ngr.

Schlesier, G., Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. 1ster Theil. 1ste, 2te Hälfte. Von 1767 bis 1794. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schnabel, G. N., Die Wissenschaft des Rechts. (Naturrecht.) — Auch u. d. T.: Das natürliche Privatrecht. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, D., Himmel, Hölle und Teufel, oder was hat der Mensch vom Himmel zu hoffen, von der Hölle zu fürchten und vom Teufel zu halten? Bautzen, Reichel. 16. 7½ Ngr.

Die letzte Soirée der Gräfin Tolsa, oder der Nemesis Walten. Roman von der Verfasserin der Gräfin Löwenmark. 2 Theile. Gera, Heinsius. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Über Parthei und Partheinehmen der Königsberger Zeitung. Königsberg, Voigt. Ler.-8. 6¼ Ngr.

Das denkwürdige Unglücks-Jahr 1842. Eine sorgfältige Darstellung aller in diesem Jahre vorgekommenen Denkwürdigkeiten und Unglücksfälle nebst schließlich beigefügter Besprechung über alle Verhältnisse. Nebst Plan von Hamburg und Abbildung der abgebrannten Gebäude. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Vogel, C. F., Schelling oder Hegel oder Keiner von Beiden? — Ein Separat-Votum über die Eigenthümlichkeiten der neueren deutschen Philosophie, mit besonderer Beziehung auf die, vom Herrn GH. Prof. D. Friedrich Jacob Fries zu Jena in seiner „Geschichte der Philosophie" neuerlich hierüber ausgesprochenen Ansichten. Leipzig, Rein. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Werner, O., Des Kaisers Traum. Geschichtliche Novelle. Gera, Heinsius. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1843.

Geschichte der christlichen Philosophie von Heinrich Ritter. Zwei Theile. — Auch u. d. T.: Geschichte der Philosophie. Fünfter und sechster Band. Hamburg, F. Perthes. 1841. Gr. 8. 5 Thlr. *)

Nach langem Zwischenraume übergibt der würdige Verf. seinen zahlreichen Freunden die ersehnte Fortsetzung seiner „Geschichte der Philosophie". Wenn die Verdienste der ersten vier, die alte Philosophie behandelnden Bände, in Hinsicht auf Form und Inhalt schon dankbar anerkannt wurden, so befriedigen die vorliegenden beiden Bände fast ein noch größeres und dringenderes Bedürfniß. Denn der vorzugsweise theologischen und dogmatischen Auffassung gegenüber bedurfte es einer neuen Durchforschung der Werke jener Männer, um die philosophischen Ergebnisse derselben dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß im Zusamenhange und unparteiisch darzulegen. Ueber diesen Standpunkt der Auffassung und Behandlung sind die heutigen Meister und Chorführer in der Philosophie nicht einig und der Verf. sagt (S. 17) zur Vertheidigung des seinigen: Das Christenthum ist keine Philosophie, und nicht der Gedanke, sondern der Wille ist das erste, auf welchen erst das Wissen des Guten folgt. Die Wissenschaft, der ausgebildete Gedanke kann immer nur ein späteres Erzeugniß des Lebens sein: man muß erst einen kräftigen Willen in seiner Seele, einen sichern Haltpunkt für das weitere Leben gewonnen haben, ehe man wissen kann. Der vernünftige Wille führt zum Wissen, und die Entschlüsse des Willens leiten die Reife des Gedankens ein.

Recensent möchte nicht das unbedingte Gegentheil des hier Gesagten behaupten, wol aber dem Clemens von Alexandrien beitreten, wenn er äußert (Th. 1, S. 464): Erkenntniß und Handeln, Wissen und Wollen stehen in einer nothwendigen Verbindung; eine Lehre, welche Spinoza noch vollständiger entwickelt. Der ausgebildete Wille ist (gleichwie der ausgebildete Gedanke) erst ein späteres Erzeugniß des Lebens, und rohes Wissen und rohes Handeln gehen Hand in Hand. Der Wille kann, vor allem Wissen, noch gar nicht den Beinamen des Vernünftigen verdienen, oder Beschlüsse fassen, die als Haltpunkt für das ganze Leben zu betrachten wären. Diese und ähnliche Gegensätze und Trennungen (so Geist und Herz, Denken und Fühlen, Vernunft und Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w.) sind untergeordneter Art und bedürfen einer tiefern Durchdringung und Versöhnung.

„Das Christenthum ist keine Philosophie"; das heißt: die Totalität seines Wesens ist keineswegs auf den Begriff einer philosophischen Schule oder Disciplin hinabzubringen; wol aber enthält es philosophische Elemente, oder (wie Andere behaupten) das Wesen und den Inhalt aller wahren Philosophie — sonst wäre ja auch eine Geschichte der christlichen Philosophie ganz unmöglich. Wenn nun aber Grund, Boden und Lebensquell der christlichen Philosophie sich ohne Zweifel im Neuen Testamente findet, so wünschten wir, daß der Verf. seine Geschichte nicht mit den Gnostikern und Apologeten begonnen hätte, sondern mit einer Darstellung der Philosophie des Neuen Testaments. So wenig man die Sokratiker ohne Sokrates, die Platoniker ohne Platon begreifen und würdigen kann, so wenig die Kirchenväter ohne Christus und die Apostel. Erst wenn diese Grundlagen hervorgehoben und ins rechte Licht gestellt sind, wird man darlegen und erweisen können, ob und wo die Kirchenväter fortgeschritten oder zurückgegangen sind, was lehrreiche Entwickelung, was verkehrter Zusatz und welches Verdienst ihnen beizulegen ist. Die Philosophie des Paulus, Johannes, Jakobus und der Evangelisten ist unendlich tiefsinniger als die eines Basilides oder Valentinian; und andere christliche Philosophen stehen nicht über den heidnischen durch ihre eigene Kraft und Weisheit, sondern durch die des Neuen Testaments. Was im Verhältnisse zur Stoa und Akademie als Fortschritt erscheint, ist es nicht im Verhältniß zu den Lehren der Bibel, und Platon und Aristoteles würden mit Hülfe derselben keineswegs hinter Irenäus oder Tertullian zurückstehen oder zurückgeblieben sein.

Vielleicht antwortet der Verf. auf unsern Wunsch wie Neander (Kirchengeschichte I, IX):

Die Geschichte der apostolischen Kirche ist mir etwas zu Wichtiges, als daß ich mich entschließen konnte, sie gleich diesem geschichtlichen Werke mit einzuverleiben. Ich setzte sie daher hier überall nur voraus und behalte mir die Mittheilung derselben als eines besondern Werks noch vor.

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 61 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Sollte es denn aber für das Verständniß der Sachen und für die künstlerische Abrundung ihrer Werke nicht besser gewesen sein, wenn beide Meister das Fehlende darin aufgenommen und eingefügt hätten? Wenigstens hoffen wir, daß Hr. Ritter (wie es Neander gethan) dasselbe noch nachliefern werde.

In der Vorrede sagt der Verf.:

Man wird vielleicht befürchten, daß dies Werk einen zu großen Umfang erhalten dürfte, wenn man findet, daß ich der Philosophie unter den Kirchenvätern zwei Theile gewidmet habe.

Wir theilen diese Furcht nicht, denn der Stoff erfodert eine so umständliche Erzählung. Wol aber entsteht uns eine andere Besorgniß, wenn der Verf. hinzufügt:

Dieser Furcht mag die Erklärung begegnen, daß ich die patristische Philosophie, gegen die gewöhnliche Meinung, für wichtiger halte als die Philosophie unter den Scholastikern.

Wir stellen uns nämlich auf die Seite der gewöhnlichen Meinung und würden es sehr bedauern, wenn der Verf. die Scholastiker verhältnißmäßig kürzer behandeln wollte als die Patristiker. Jene sind noch weniger bekannt, noch öfter misverstanden und mishandelt als diese, und die Meisten begnügen sich Oberflächliches über sie zu wiederholen, anstatt die ernste Arbeit weitläufiger und mühsamer Forschung zu übernehmen.

In philosophischer Beziehung hat die zusammenhängende, abgerundete Systematik der Scholastiker mehr Gewicht als die zerstreute Polemik der Patristiker, und es war leichter, der heidnischen Religion und Mythologie gegenüber siegreich zu bleiben, als alle die philosophischen Richtungen und Gegensätze durchzudenken und auszuarbeiten, welche auf christlichem Boden emporwuchsen und emporwachsen durften. Hinsichtlich der Form stehen die Patristiker den Scholastikern nicht voran, wol aber sind diese hinsichtlich des Inhalts weit vollständiger und mannichfaltiger. So bleibt zwar die Naturphilosophie auch bei ihnen nur untergeordnet; doch zeigen Albert der Große und Roger Bacon in dieser Beziehung mehr Eifer, Arbeit und Ausbeute als alle Patristiker zusammengenommen, und wo wäre unter diesen eine Ethik, welche der des Thomas von Aquino, ein System scharfer Begriffsbestimmungen, welches dem Duns Scotus könnte gleichgesetzt werden? Der Verf. gesteht die Schwäche der patristischen Philosophie selbst an mehren Stellen ein (so S. 76, 89, 95, 105) und die neuere Kritik hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Willkür und Schwäche vieler dogmatischen Bestimmungen damit in nothwendigem Zusammenhange stehe.

Die Zeit der Patristiker war (nur mit Ausnahme des christlichen Elements) in allen Beziehungen eine alte, dahinsterbende, zu neuem Leben unfähige, und selbst die Macht des Christenthums konnte keine frische Jugend hervorrufen; das 12. und 13. Jahrhundert zeigt dagegen überall (in Staat und Kirche, in häuslichem und öffentlichem Leben, in Künsten und Wissenschaften) eine neue, eigenthümliche, höchst mannichfaltige, überall durchbrechende und sich gestaltende Lebenskraft. Schon deshalb stehen die Scholastiker, in der Totalität ihrer Umgebungen aufgefaßt und betrachtet, höher als die Patristiker. In Konstantinopel, in Abyssinien, im innern Asien wirkte das Christenthum ganz anders als in den deutschen und romanischen Völkern, und die, an sich gleichartige, Offenbarung trug in wesentlich verschiedenen Ländern und Zeiten auch sehr verschiedene Früchte. Mit Recht behauptet deshalb der Verf.: es sei das Wesen des Christenthums in keiner, durch bestimmte Formeln ausgesprochenen Summe der Lehren zu finden, und eine philosophische Untersuchung desselben nicht zu fliehen, sondern zu vollkommener Einsicht und Verklärung nothwendig und heilsam. Allein nicht Jeder, welcher diese Aufgabe zu lösen versucht, trägt den wahren Glauben, oder die rechte Erkenntniß, als untrüglichen Maßstab schon in sich; vielmehr fallen bei der Berührung und Wechselwirkung die oft mitgebrachten Schlacken und Irrthümer zu Boden, welche vereinzelt wol noch lange und anmaßlich forgelebt hätten.

Die alte Philosophie (sagt der Verf. Th. 1, S. 40) war mehr eine Vorbereitung auf die christliche als eine Bestätigung der heidnischen Religion. Indem diese neue Lehre (S. 35) von den Vorurtheilen, von der Hoffnungslosigkeit der alten Religionen befreite, gab sie auch der Philosophie eine kräftige Anregung, in die Tiefe einzudringen und ihr Nachdenken zur Lösung der wichtigsten Fragen anzuspannen. Das Ziel (S. 42), welches die christliche Philosophie verfolgt, ist viel zu groß, um annehmen zu dürfen, daß wir ihm schon sehr nahe gekommen sein sollten. Wir können uns (S. 69) nicht zu der Meinung Derer bekennen, welche davon überzeugt sind, daß die christliche Glaubenslehre ein für allemal festgesetzt sei durch die Untersuchungen der Kirchenväter, der Scholastiker, oder des Jahrhunderts, in welchem die kirchliche Reformation zu neuen Feststellungen der Glaubensartikel führte. Wenn, wie nicht zu bezweifeln ist, in der patristischen und scholastischen Philosophie nur eine einseitige theologische Richtung herrschte, so müssen wir auch die Richtung der neuern Philosophie, seit Herstellung der Wissenschaften (wie einseitig sie auch zuletzt gegen die christliche Theologie sich erklären mochte), als dazu bestimmt ansehen, eine nothwendige Ergänzung der frühern Einseitigkeit einzuleiten. Mögen wir uns freuen (S. 70), wenn wir jetzt zu einer billigern Schätzung der Vergangenheit zurückgekehrt und im Stande sind einzusehen, daß die theologische Richtung in der Philosophie nur in Verbindung mit der weltlichen die richtige Einsicht in das Wesen der Dinge uns gewähren kann. Beide Richtungen sind jetzt (S. 71) untereinander auszugleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen von João Baptista Gomes. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alexander Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

João Baptista Gomes, der Verf. dieser Tragödie, die hier zum ersten Male in deutscher Übersetzung dem unermeßlichen

Pantheon der deutschen Literatur einverleibt wird, ist derjenige Dichter, auf welchen das moderne Portugal die größten Hoffnungen einer Wiedergeburt seiner dramatischen Literatur setzte. Das tiefgebeugte Land wurde hierin wie in so manchen andern Erwartungen getäuscht. Gomes starb zu früh, um jene Hoffnungen erfüllen zu können. Sein Hauptwerk ist die vorliegende Tragödie, ein Lieblingsstück des portugiesischen Publicums, wie schon der Umstand beweist, daß sie in nicht gar langer Zeit sieben Auflagen erlebt hat.

Die Dichtung ist schon insofern interessant, als sie augenscheinlich ganz aus dem Geiste der portugiesischen, durch Frankreich und die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts vermittelten Aufklärung hervorgegangen ist, an deren Einführung der gewaltige Pombal zu Grunde ging. Portugal hat zwar niemals in gleichem Maße wie das verschwisterte Spanien dem Fanatismus, dem Obscurantismus und jener das Leben tödtenden, dafür aber die Leiche mumisirenden Einbalsamirungskunst des Katholicismus oder vielmehr der katholischen Hierarchie gehuldigt. Nichtsdestoweniger gehörte es nächst Spanien länger als irgend ein anderes Land Europas zu den werthvollsten Juwelen im Rosenkranze Sr. Heiligkeit des Papstes, bei denen das Gebet des Oberhirten der Christenheit länger und mit besonderm Wohlgefallen verweilte. Und manchem deutschen Leser, der das für die neuere Geschichte allerdings unbedeutende Ländchen aus den Augen verloren hat, mag es wol noch gegenwärtig nur von dem dunkeln Schleier des katholischen Aberglaubens umhüllt erscheinen. Die Tragödie des Gomes ist ganz geeignet, diesen Wahn zu zerstören und zu zeigen, daß, freilich wol nur in den gebildetern Classen, das Princip der Aufklärung auch in Portugal Wurzel geschlagen und den morschen Bau der Hierarchie und des mittelalterlichen Feudalstaats erschüttert hat. Der Dichter weiß nichts mehr von der Mutter Gottes und den hunderttausend Heiligen, nichts mehr von der Allmacht des Papstes und den Privilegien der Klerisei, nichts mehr von dem absoluten Ich des Königs; ja selbst des Christenthums und der christlichen Kirche geschieht mit keinem Worte Erwähnung. Vernunft und Tugend sind seine Göttinnen, die Pflicht die höchste Instanz, an die seine Helden appelliren, der König nur der erste Staatsdiener, der dem Wohle des Volkes seine liebsten und höchsten Interessen zu opfern hat. Der Vernunft tritt die Gewalt der Leidenschaft, der Pflicht des Königs die Pflicht des Vaters, dem Zwange der Convenienz treten die Foderungen der Natur, dem todten Gesetze die ewig lebenden Menschenrechte streitend gegenüber. Um diesen Conflict, um diesen Angelpunkt der Aufklärung und ihrer Tochter, der französischen Revolution, dreht sich die Grundidee des ganzen Dramas nach Form und Gehalt.

Während das Stück nach dieser Seite hin von dem Einflusse der französischen Ideen und der französischen Literatur stark inficirt erscheint, bewegt es sich andererseits mit einer gewissen Freiheit und thut offenbar einen nicht unbedeutenden Schritt vorwärts zur Emancipation von der literarischen Herrschaft des Franzosenthums, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die pyrenäische Halbinsel, wie die ganze Welt, verfallen war. Der Dichter hat sich nicht nur frei gemacht von dem Zwange und der künstlichen Steifheit des klappernden Alexandriners, sondern auch von dem Joche der französischen Regelrechtigkeit, der sogenannten Einheiten des gallisirten Aristoteles. In dieser Beziehung folgt er mehr dem Vorbilde der ältern portugiesischen und spanischen Dramatiker des 16. und 17. Jahrhunderts. Aber auch die conventionnelle Hofsprache der französischen Tragiker, den rhetorischen Bombast, die steifleinene Erhabenheit und den stolzierenden Hahnenschritt der französischen Diction hat er abgethan. Seine Sprache, obwol zuweilen schwülstig und unbehülflich, ist doch der freie, oft nur zu reichliche Erguß des Gefühls und der Leidenschaft. Ihr Fehler ist im Gegentheil, daß sie zu lyrisch, zu wenig dramatisch ist, oft ins Sentimentale hinüberstreift, was sich namentlich in den vielen ermüdenden Interjectionen, den ewigen Ach und Oh und Ja und Nein ausspricht, im Ganzen aber nicht individuell genug, zu gleichförmig und eintönig, zu allgemein gehalten, in einem unterschiedslosen, das ganze Stück durchziehenden und aus allen Hauptpersonen widertönenden Gefühlspathos dahinfließt.

Überhaupt sieht man es dem Stücke an, daß es die Jugendarbeit eines zwar begabten, aber noch unreifen, in seinen Jünglingsidealen noch befangenen Dichters ist. Die ganze Lebensansicht, die ihm zum Grunde liegt, ist die eines brausenden Jünglingskopfes; es fehlt die männliche Kälte, Besonnenheit und Entschlossenheit, die männliche Energie, Willensstärke und Thatkraft; die Springfeder der Entwickelung ist überall nicht der Wille, nicht die thatenlustige Leidenschaft, sondern das von Gefühlen und Affecten bestürmte, wankende und schwankende Herz im Kampfe mit Vernunft und Pflicht. Selbst der alte König und der greise Sancho erscheinen von diesem Strudel ergriffen; und die Partie, in der der trockene Verstand, die Intrigue und Planmäßigkeit selbstbewußter Absichten ein Gegengewicht gegen die Überflüssigkeit der Gefühle und Affecte in die Wagschale hätten werfen sollen, wir meinen die Charaktere und die Thätigkeit der selbstsüchtigen, ehrgeizigen, intriguanten Hofmenschen, Coelho und Pacheco, tritt nicht nur sehr in den Hintergrund zurück, sondern ist auch offenbar die schwächste am ganzen Stücke. Daher dann der Mangel nicht eigentlich an Action, aber an der drastischen Form der Action: die Handlung verläuft an einem nie abreißenden Faden von Herzensergießungen und Ausbrüchen des Affects. Daher der Mangel an individueller Färbung der Diction, die vielen schönen Redensarten und allgemeinen, oft zwar treffenden und inhaltsvollen, meist aber (für uns wenigstens) abgedroschenen Sentenzen. Daher endlich der Mangel an Individualisirung der handelnden Personen und mannichfaltiger, durchgeführter Charakteristik. Die Figuren des Dichters haben alle eine unverkennbare, zu stark markirte Familienähnlichkeit: fast alle stehen auf einer jugendlich-idealistischen Basis, der König, Sancho, Ignez und gelegentlich auch Don Pedro sprechen viel von Pflicht, Vernunft und Tugend und suchen ihre da widerstreitende Neigungen zu bekämpfen. Namentlich erscheint Don Pedro ganz wie ein seine Ideale auf Leben und Tod vertheidigender, unselbständiger, von seinen Affecten hin- und hergeworfener Jüngling, der in demselben Augenblicke gegen seinen Vater sich auflehnt, wüthet und tobt, und in Reue und Zerknirschung über dies furchtbare Vergehen sich dem Vater zu Füßen wirft, einen Moment später aber diese Unterwürfigkeit wieder bereut, in sein ohnmächtiges Toben zurückfällt, von Ignez besänftigt, zum Gehorsam zurückkehrt und in den Kerker sich einsperren läßt, dort aber wieder, von seinen Affecten übermannt, mit den Mauern und Eisenstäben des Kerkers ringt und endlich am Schlusse des Stücks racheschnaubend die Bühne verläßt.

Am gelungensten ist die Composition, die dramatische Entwickelung. Hier zeigt sich das Talent des Dichters in seinem besten Lichte. Mit richtigem Takte hat er nicht nur das echt Tragische in der Geschichte der unglücklichen Ignez herausgefühlt und ist daher im Gegensatze gegen seine Vorgänger mit historischer Treue den gegebenen Daten gefolgt, sondern auch die einleitende Exposition wie die ganze Anordnung des Stoffs, die Reihefolge der Scenen, das Ineinandergreifen der Handlungen und handelnden Personen, die Vorbereitung der Katastrophe verräth einen feinen Sinn für organische Gliederung und künstlerische Abrundung. Nur der eigentliche Schluß, jenes racheschnaubende Drohen und Toben des Prinzen gegen die Mörder seiner Ignez ist untragisch, weil es eine zu schreiende Differenz in der Brust des Zuschauers zurückläßt.

Schließen wir ab, so können wir freilich dem Übersetzer in seiner Vorliebe für sein portugiesisches Schooskind nicht ganz beistimmen. Nach portugiesischem Maßstabe mag die Tragödie allerdings zu den Meisterwerken gehören. Allein auf den deutschen Parnaß verpflanzt, auf dem sie mit einem Shakspeare, Goethe, Schiller und den Heroen aller Zeiten und Länder in Vergleich tritt, dürfte es ihr schwer fallen, sich unter den

Meisterwerken einen Platz zu erringen. Der „portugiesische Schiller“ mag Gomes mit Recht genannt werden können. Wie aber unser deutsches Vaterland in religiöser, politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht das zurückgebliebene Portugal weit überragt, so liegt zwischen dem portugiesischen und dem deutschen Schiller noch so manche Stufe, die die portugiesische Bildung erst noch zu ersteigen hat, ehe sie Schiller's Höhe erreicht. Nichtsdestoweniger ist es schon an sich ein verdienstliches Unternehmen, das deutsche Publicum mit Dem bekannt zu machen, was irgendwo für meisterhaft gilt und nationale Bedeutung gewonnen hat. Insbesondere aber war es Zeit, die deutsche Literatur, in deren universellem Umkreise nun einmal kein Glied von dem literarischen Leibe der ganzen civilisirten Welt fehlen darf, wieder einmal an das fast vergessene Portugal zu erinnern, das nach Kräften bemüht ist, aus den Trümmern seiner großen Vergangenheit sich eine neue Zukunft zu gründen. Der Übersetzer hat es an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen lassen. Seine Übertragung liest sich gut, und wenn auch die Sprache hier und da flüssiger und gewandter sein könnte, so wird man nicht nur nirgend gestört, sondern fühlt sich im Ganzen auch von lusitanischer Luft umweht. Auch die geschichtliche Einleitung und die vergleichende Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien dienen an ihrer Stelle dem löblichen Zwecke des ganzen Unternehmens. 17.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über Isidor Löwenstern's Reisebuch: „Les États-Unis et la Havane, souvenirs d'un voyageur“, schrieb Michel Chevalier einen Artikel, der in vielfacher Hinsicht und was die Principien betrifft, werthvoller ist als das besprochene Buch. Michel Chevalier sagt, daß er das Buch Löwenstern's, der ein geborener Östreicher sei, mit vieler Neugier aufgeschlagen habe. Jedoch von den ersten Seiten an habe er gemerkt, daß Löwenstern Land und Volk falsch, d. h. misliebig auffassen werde. „Hr. Löwenstern“, sagt er, „hat Sprache und Sitten eines Mannes, welcher der guten Gesellschaft angehört. Wer an die Salons der Hauptstadt Östreichs gewöhnt ist, wo den Berichten reisender Fremden zufolge eine ausgesuchte Feinheit, eine raffinirte Urbanität herrscht, muß natürlich das Leben in einem Lande unerträglich finden, welches den Ideen einer unerbittlichen Gleichheit unterworfen ist, wo der Zusammenschmelz aller Classen die Zierlichkeit, die Anmuth und den Geschmack verbannt hat, Eigenschaften, welche der englische sonst so reich begabte Stamm von Hause aus nur in mittelmäßigem Grade besitzt. Ich war a priori auf eine geistreiche Kritik vorbereitet, denn man hat zu Wien vielen Geist, obschon man sich seiner nur wie eine verbotene Frucht bedient, aber auf eine fest begründete Kritik. Als ich aber entdeckte, daß der Verf., „poussé par la manie seule de courir le monde“, nur reiste, um sich zu zerstreuen, um neue Eindrücke zu empfangen, um den Genuß des Unbekannten zu haben, da blieb mir kein Zweifel mehr übrig, Hr. Löwenstern werde vom Anfange bis zum Ende misvergnügt, gedrückt, zornig sein, zornig wie ein Mann von jovialem und wohlwollendem Charakter es zu sein vermag. Hätte er, getrieben von der Leidenschaft für Volksverbesserung, Nordamerika durchreist, um sich über die Mittel zu unterrichten, durch welche eine Nation von 17 Millionen Menschen, die sich unter die Ägide der Arbeit gestellt haben, sich ein allgemeines Wohlsein begründet und das Elend vor die Thüren des Landes verwiesen hat; wäre er nach Amerika gegangen, um dort das Gemälde einer Gesellschaft zu suchen, in welcher der Arbeiter in Feld und Stadt jenen zügellosen Gewohnheiten nicht unterworfen ist, welche, man muß es jetzt aussprechen, wo Einige bei uns zu Lande die oberste Gewalt für die Menge in Anspruch nehmen, so oft in Europa die arbeitenden Classen belasten, verschlechtern, entsittlichen; hätte er, betrübt über die verworfene Lage jener unglücklichen Geschöpfe, welche die europäischen Fabriken bevölkern und die, den Kopf nach unten, sich in den Abgrund eines schandvollen Lebens stürzen, gewünscht, die Grundzüge zu einer genauen Parallele zwischen ihnen und jenen 10,000 Arbeitern des Lowell zu gewinnen: — so würde er über die tausend Verdrießlichkeiten, Langweiligkeiten und Gezwungenheiten hinweggesehen haben, welche in diesem Lande der Freiheit Denjenigen belästigen und einengen, welcher der gebildeten Classe Europas angehört. Als ein gutlauniger Mann würde er dann das Ding wie eine Carnevalsscene, wie ein Vaudeville angesehen haben u. s. w. Aber von dem Augenblicke an, wo Löwenstern eine Vergnügungsreise machte, mußte er sich grausam getäuscht sehen. Geistreich und muntern Herzens, suchte er sich zu vergnügen; er suchte Menschen, die sich mit ihm vergnügten, aber er fand nur solche, für welche das Vergnügen ein Frohndienst ist, welche das Sichgehenlassen und das Lachen aus vollem Herzen nicht kennen; er glaubte, auf der jenseitigen Küste des Atlantischen Meeres Frauen zu finden, die in einem Salon ihren Thron aufschlagen; er rechnete vielleicht darauf, Europa in dem liebenswürdigen weiblichen Geschwätze zu vergessen, welches das Dasein in den Gesellschaften von ehemals, die Paris seit 50 Jahren immer mehr verliert, die aber Wien noch bewahrt hat, mit so reichem Zauber umgab. Er fand ohne Zweifel schöne Frauen, von nicht gemeinem Verstande, vortreffliche Familienmütter, ihrer Pflicht hingegeben, liebenswürdig gegen ihren Gemahl, zärtlich gegen ihre Kinder, unermüdlich in der Sorge für ihren Haushalt, aber welchen eine bis zum äußersten strenge Meinung, bei Strafe des Brandmarkens mit glühendem Eisen, gebietet, gegenüber jedem Fremden, der sich ihnen in einem Salon vorstellt, ja gegenüber Jedem, der nicht ihr Ehemann ist, eine eiserne Ruhe, die Haltung einer Matrone, das Schweigen einer Bildsäule zu bewahren. Er mußte sich aufs grausamste in der neuen Welt langweilen.“ Doch gesteht der Berichterstatter, daß das Buch nicht denselben Eindruck auf den Leser mache; es sei angenehm zu lesen; man finde darin sehr ergötzliche Sittenschilderungen, des Verf. Urtheile seien lebendig, oft boshaft, aber nie böswillig.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur. „Traité élémentaire de la science de l'homme considérée sous tous ses rapports“, von G. Gabet (3 Bde.); „Le vrai patriotisme ou la vocation de Saint-Bernard, essai d'une pièce soliloque (!)“, vom Grafen Bicht; „Histoire d'Angleterre depuis les temps les plus reculés“, von A. Roche, Professor der Geschichte (2 Bde.); „La philosophie de l'absolu en Allemagne dans ses rapports avec la doctrine chrétienne“, von Ch. Buel; „Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes“, von Letronne (erster Band, mit 17 Kupferplatten); „Révolutions des peuples du Nord“ (Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Polen und das nördliche Deutschland), von J. M. Chopin, vierter und letzter Band. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1843.

Geschichte der christlichen Philosophie von Heinrich Ritter. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

Nachdem der Verf. im ersten Buche sehr klar und lehrreich vom Begriffe der christlichen Philosophie und ihrer Eintheilung gehandelt hat, spricht er im zweiten Buche von den Sekten der Gnostiker. Man kann deren Lehren (S. 96) als Übergänge aus der vorchristlichen in die christliche Philosophie betrachten. Sie zeigen eine Vermischung von orientalischen, griechischen und christlichen Bestandtheilen (S. 115). Vor Allem beschäftigen sie sich mit der Frage nach dem Grunde des Übels und des Bösen, und weil den meisten unter ihnen dasselbe bei der Annahme eines allmächtigen und allgütigen Gottes unbegreiflich und unerklärlich erschien, kamen sie nicht nur zur dualistischen Annahme zweier Urwesen, sondern bildeten auch die Lehre von Emanationen, Äonen u. s. w. mit einer grenzenlosen, ganz unphilosophischen Willkür aus. Die Offenbarungen der heiligen Schrift (S. 161) erschienen ihnen nicht genügend, weil sie weder unzweideutig, noch ausreichend den Lauf der Weltentwickelung bezeichneten, besonders weil sie über die physische Seite des weltlichen Daseins keine genügende Auskunft gäben. Den Gnostikern erschien Alles, was nicht der Erkenntniß angehört (S. 242), nur als etwas Geringfügiges, ja Gleichgültiges; und ein geistiger Hochmuth ihrer Lehre (S. 244) gewann auch wol auf ihre Handlungen einen schädlichen Einfluß. Alle Emanationslehre (S. 259) können wir der christlichen Denkweise nicht entsprechend finden, weil sie unvollkommene Zwischenglieder zwischen Gott und seinen Geschöpfen einschiebt und daher der innigen und unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, nach welcher der Christ strebt, unumgänglich Abbruch thun muß. Noch schneidender stellt sich die Lehre vieler Gnostiker in Widerspruch mit der christlichen Denkweise (S. 261), wenn sie, die sinnliche Welt verachtend, auch die Werke in ihr und das handelnde Leben als etwas Gleichgültiges für die Gewinnung des Heils betrachten. Nur in der Ruhe des beschaulichen Lebens suchen sie die Seligkeit; sie sehen in diesem sinnlichen Leben nur den Schein, seine Wahrheit verkennen sie. Hiermit hängt auch die Schroffheit der Unterschiede zusammen, welche diese Gnostiker zwischen den Naturen der Menschen sehen, zwischen den geistigen, den seelenartigen und den materiellen Menschen, wodurch die Vorurtheile der alten Welt, welche Volksgenossen und Barbaren als Wesen verschiedener Natur betrachteten, in einer andern Gestalt erneut werden.

Gewiß stehen die gnostischen Lehren (S. 283) von der christlichen und kirchlichen Ansicht der Dinge ab. Während sie ein weitläufiges System von Schwärmereien sich ersinnen, um in diesem die Grundlage ihres Lebens zu entdecken, während sie vor allen Dingen verlangen, daß wir in diesen luftigen Bildern ihrer Phantasie heimisch werden sollen, um mit der rechten Lehre ausgerüstet uns in dieser Welt zurechtfinden zu können, hält die christliche Kirche vor allem Übrigen das praktische Leben dieser Welt fest und erwartet nur von der Gesinnung der Liebe und dem mit Gott vereinenden Geiste Belehrung und Aufschluß über die Räthsel dieser und einer höhern Welt.

Das dritte Buch handelt von den Apologeten, oder Vertheidigern des Christenthums gegen Heiden und Gnostiker, von Justinus, Athenagoras, Theophilus, Tatianus, Irenäus, Tertullianus. Einige unter ihnen suchen die alte Philosophie für ihre Zwecke zu benutzen und mit denselben zu versöhnen, Andere stellen sich ihr feindlich entgegen, und selbst jene (so Justinus) vertrauen mehr dem Beweise des Glaubens und der Kraft (S. 299) als den Gründen menschlicher Wissenschaft. Dem sittlichen Gehalte des Lebens (S. 303, 291) legen sie, abweichend von den Gnostikern, das größte Gewicht bei und noch jetzt ist der Ausspruch des Briefs an den Diognetus wahr: was die Seele im Körper ist, das sind die Christen in der Welt. Ähnlicherweise hebt Irenäus (S. 354) den Gedanken einer Erziehung der Menschen durch Gott hervor, welche den Zögling durch verschiedene Stufen seiner Vollendung und dem vollkommenen Schauen Gottes zuführen soll. Nicht von Natur, wie die Gnostiker lehrten (S. 355), sollte der Mensch gut oder böse sein, sondern durch seine eigene Wahl. Zur Seligkeit des Menschen gehört indeß nicht allein die Heiligkeit des Willens, sondern auch die Vollkommenheit aller seiner äußern Verhältnisse. Gern stimmen wir dem Verf. bei, daß die Anfänge der christlichen Philosophie (S. 362) nicht unscheinbarer sind, als die Gedanken eines Thales oder Sokrates; doch darf man nicht vergessen, daß für

diese Männer der Anfang sehr schwer, für jene (mit dem Evangelium in der Hand) sehr leicht war. Daher hat Tertullian durchaus Unrecht in der Art (S. 365), wie er den Sokrates mishandelt, die Philosophie als Werk der Dämonen betrachtet, alles Wissen verachtet und für den Glauben allein die Regel (S. 368) aufstellt: was die heilige Überlieferung sagt, ist glaublich, weil es abgeschmackt ist; es ist gewiß, weil es unmöglich: credibile est, quia ineptum est; certum, quia impossibile. Mit diesen Ansichten stimmt es schlecht zusammen, wenn Tertullian die Überzeugung ausspricht (S. 374): daß jede Meinung nur insofern ein wahrer Fortschritt sei, als sie auch das Alte und die bewährten Güter der Vorzeit zu bewahren wisse; oder wenn er anerkennt, daß Gott sich auch in der Natur (S. 376), seinem schönsten Werke, offenbare und dies Werk lediglich für die Menschen erschaffen sei.

Das Räthsel des Bösen in der Welt ist nicht erklärt, wenn Tertullian sagt: es lag in dem Beschlusse Gottes (S. 401), daß der Mensch frei sei, und deshalb hielt er seine Allwissenheit und Allmacht in sich selbst zurück, damit das Böse geschehen könne; — auch geschieht mancherlei (S. 402) ohne den Willen und den Befehl Gottes.

Im Verhältnisse zum Evangelium, zu Paulus und Johannes erscheinen die Gnostiker und Apologeten eher als Rückschritt, oder als willkürliche und fragmentarische Auffassung, denn als wahrhaft höhere und umfassendere Entwickelung. Erst in der alexandrinischen Katechetenschule (viertes Buch), bei Clemens und vor Allem bei Origenes, treten Gedanken und Beziehungen hervor, welche man im echtern Sinn als philosophisch anerkennen muß. So arbeitete Clemens mit Recht darauf hin, das Christenthum von der jüdischen Engherzigkeit loszumachen. Ihm ist es gewiß (S. 424), daß die Vorsehung Gottes nicht allein auf die Juden sich habe erstrecken können, sondern ebenso sehr den Heiden zugewendet gewesen sei. Er rechnet Diejenigen, welche die Philosophie nicht als ein Werk Gottes anerkennen wollen, zu Denen, welche der Allgemeinheit der göttlichen Vorsehung zu nahe treten. Die Philosophie (S. 427) erzog die Griechen, wie das Gesetz die Juden zu Christo; und die mannichfaltigen Kenntnisse der Philosophie oder die Wissenschaft überhaupt sind nothwendig zum Verständniß der heiligen Schrift (429). Zur wahren christlichen Einsicht gehört (laut Clemens) auch der wissenschaftliche Beweis der Glaubenslehren, und er erwartet durch diesen die Vollendung Dessen, was aus dem Glauben zum ewigen Leben sich entwickeln soll. Glauben, erkennen und handeln steht ihm im engsten Zusammenhange und Wechselverhältnisse (464), und ebenso geht durch seine ganze Lehre (457) der Gedanke hindurch vom Zusammenhange aller Dinge untereinander, von einer Harmonie und Symphonie aller Geister, welche in der Einheit ihres Wesens gegründet ist.

In noch umfassenderm Sinne als Clemens suchte Origenes (185–254 nach Chr.) Christenthum und Philosophie zu versöhnen. Wenn dies auch in damaliger Zeit und mit den gegebenen Bestandtheilen nicht vollständig gelingen konnte, wenn sich auch Schwankungen, Irrthümer, Willkür und Widersprüche zeigen, so bleibt doch Origenes des größten Lobes würdig als einer der regsamsten und strebsamsten Geister, und es liegen in ihm so viel Elemente weiterer Gedanken und Entwickelungen, so viel fermenta cognitionis, daß man nur wenige Philosophen und Kirchenlehrer in dieser Beziehung ihm gleichstellen darf. Gewiß gingen seine Bestrebungen, wenigstens zum Theil, über den Gesichtskreis seiner Zeit hinaus; und nach ihm verlor man die breite, umfassende Grundlage für eine christliche Philosophie aus den Augen und stritt mit Scharfsinn oder Verblendung fast nur über einzelne Fragen.

Jene Achtung des Philosophischen hindert aber den Origenes nicht zu lehren: der christliche Glaube (S. 480) gewähre allen Menschen eine heilsame Überzeugung, während die Philosophie immer nur auf Wenige einen Einfluß gewinne. Aber sein Hauptbeweis für die Wahrheit und Heilsamkeit des christlichen Glaubens ist das praktische Leben der Christen. Ein jeder Glaube ohne Werke ist ihm ein todter Glaube, in der Sünde erstorben; der wahre Glaube bewährt sich nur im Siege über die Sünden. Daher ist ihm der Glaube der Einfältigen, welcher sich in ihren Thaten offenbart, größern Werthes als die Worte der sogenannten Weisen, welche durch ihre Thaten widerlegt werden; denn er ist die Grundlage jedes wahren Erkennens, weil in Wahrheit nur der Gute einsichtig und kein Lasterhafter verständig ist. Nur von einem reinen Herzen kann Gott, das Ziel alles unsers Denkens, erkannt werden; wer aber nicht glaubt, kann nicht erkennen. Des guten Weges Anfang ist, das Gerechte zu thun (S. 484); dieser praktische Weg führt aber zum theoretischen Ende, in welchem nur ein Thun erfunden wird, das Gott Erkennen.

Laut Origenes ist Gott unveränderlich und eine untheilbare (S. 490) Einheit. Daher betrachtet er auch den Sohn Gottes gewissermaßen als Schöpfer (S. 496) und sieht Gott den Vater nur insofern als Schöpfer an, wie der Sohn den Befehl des Vaters vollzog. Der Vater kann ihm in keiner Weise als Vielheit gedacht werden, während der Sohn in Vielen verschieden ist und wirkt, mithin als Vielheit gedacht werden muß. Man kann sagen (S. 500), es liege hierin ein Bestreben, den Begriff der unveränderlichen Einheit Gottes, wie er beim Platon sich findet, mit dem Begriffe der Energie, in welchem Aristoteles das Wesen Gottes auszudrücken gesucht hatte, zu vereinigen. Jener platonische Begriff ist im Begriffe Gottes des Vaters, dieser aristotelische im Begriffe des Sohnes dargestellt, und indem beide zu einer Einheit verbunden werden, scheint beiden philosophischen Lehren ein Genüge geschehen zu sein. Doch ist es schwer, im Begriffe des Sohnes die Vielheit und Veränderung mit dem bleibenden Wesen desselben zu einigen (S. 501) und zu verständigen.

Wegen des Zusammenhanges aller Dinge in der Welt

mußte Origenes sehen, daß der Abfall der Geister von Gott die ganze Welt durchdringe und kein Geist gedacht werden könnte, welcher nicht in einer nähern oder entferntern Weise an ihm Theil hätte. Auch die Geister, welche nicht gefallen sein sollten, werden in das Schicksal der übrigen Welt verflochten und haben an der Eitelkeit und den niedern Zuständen Theil, welche alle Dinge der sinnlichen Welt erfahren müssen.

Das Böse ist wesentlich nur ein Mangel des Guten (S. 524), ist an den Dingen das Nicht-Seiende. Geschöpfe können nicht die ganze Vollkommenheit des Schöpfers fassen. Soll die Welt begreiflich sein, so muß sie ihre Grenzen haben in der Zeit wie im Raume; doch ist neben dem ewigen Sein auch ein ewiges Werden. Nicht die Nothwendigkeit lenkt den Lauf der Welt (S. 527), sondern dieser hängt von der Freiheit des Willens ab, welche in verschiedener Weise vom Guten sich abwendend, auch Grund verschiedener Weltbildungen werden muß. Da der Abfall der Geister von ihrem gemeinsamen Grunde sie in verschiedene Arten des Daseins zerrissen und in (S. 531) Zwietracht gespalten hat, so war es nöthig, sie miteinander zu verbinden nach einem nothwendigen Gesetze, wenn auch mit Bewahrung ihrer Freiheit, und dies ist dadurch geschehen, daß die verschiedenen Theile dieser sinnlichen Welt wie Glieder eines lebendigen Wesens zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigt wurden. Alle Unterschiede in der geistigen Welt (S. 533) sind Unterschiede des Grades; doch bleibt zwischen Geistigem und Körperlichem, Vernünftigem und Unvernünftigem ein strenger Gegensatz. So kann die Seele zwar verschiedene Grade der Vernunft haben, aber nicht aus einer vernünftigen zu einer unvernünftigen werden. Diese Welt (S. 537) ist ein Schauplatz für die Entwickelung der Vernunft und die Geschichte der Welt ist ein Durchgeborenwerden der Geister durch die verschiedenen Stufen ihres Lebens, um zu ihrem Ursprunge wieder zurückgebracht zu werden. Alle Zeitläufte, wie gewaltig sie auch die Welt verändern mögen, haben nicht in physischen Kräften, sondern in ethischen Zwecken ihren Grund. Selbst der Teufel wird sich zuletzt der Herrschaft Gottes unterwerfen; denn kein Wesen kann auf die Dauer der Wahrheitskraft des Wortes Gottes widerstehen.

Im fünften Buche trägt der Verf. die Geschichte der Streitigkeiten über die Trinitätslehre vor. Daß ein Analogon derselben sich bei Platon findet und die meisten Philosophen sich bemüht haben, sie ihren Systemen anzueignen, oder denselben gemäß umzudeuten, ist allerdings Beweis einer wesentlich philosophischen Grundlage und Bedeutung. Woher kommt es nun aber, daß, bis auf den heutigen Tag, so viele Christen laut oder im Stillen diese Lehre bekämpfen, oder doch gleichgültig zur Seite liegen lassen? Wahrscheinlich weil sie meinen, daß diese mit den Worten der Bibel und einer einfachen Auslegung derselben nicht übereinstimme, sondern zuviel hinein- oder herausgedeutet werde. Sie würden sich die philosophische Erklärung von dem einen, unveränderlichen Gott, von seinem Abbilde dem Sohne, und einem heiligen und heiligenden Geiste wohl gefallen lassen; schwer aber wird ihnen anzunehmen, daß alle Bedürfnisse und Geheimnisse der Speculation mit Recht auf den geschichtlichen Christus übertragen werden, daß dieser von Ewigkeit vorhanden, Schöpfer und Erhalter der Welt und (mit Zurücksetzung seines unermeßlichen Wirkungskreises) als einzelner Mensch so lange in Palästina gelebt habe. Sie fragen: ob dies laut rechter Exegese evangelisch und apostolisch sei, oder sich diese weitere Entwickelung zum ersten Keime etwa verhalte wie Plotin zum Platon? Sie können sich nicht darin finden, philosophische Begriffe als Personen zu betrachten, oder, beim Zugestehen dieses Bedürfnisses, den heiligen Geist nur vorübergehend als Taube erscheinen zu sehen. Auch ohne Trinität sei ein unmittelbares Verhältniß der Geschöpfe zu Gott und eine genügende Offenbarung möglich und wirklich; weshalb diese ganze Lehre nicht zum Wesen des Christenthums gehöre, oder doch ein Geheimniß, und zwar ein entbehrliches Geheimniß bleibe. Wenigstens sollte man mit Petrus Lombardus aufrichtig sagen: ich weiß es nicht, ich erforsche es nicht; ich tröste mich, da Engel es nicht wissen und Jahrhunderte nicht fassen.

Einwürfe dieser und ähnlicher Art sind von den Anhängern der Trinitätslehre stets als oberflächlich, platt und gottlos zurückgewiesen, aber dessenungeachtet immer wieder erneut worden; ein Beweis, daß nach all dem unermeßlichen Bemühen, diese Lehre aufzuklären und zum Verständniß derselben zu zwingen, immer wieder neue — vielleicht tantalische Arbeit nöthig wird. Mit Recht hat der Verf., unter Zurücksetzung all solcher Zweifel, die philosophischen Bestandtheile dieser Begriffe hervorgehoben und sie so erklärt, daß auch Unitarier auf die Erörterung eingehen könnten; ob aber eifrige Trinitarier diese vorzugsweise philosophische Betrachtungs- und Erklärungsweise genügend und erschöpfend finden dürften, ist eine andere Frage.

Das sechste Buch ist dem wichtigsten aller Kirchenväter, dem Aurelius Augustinus gewidmet. Die Darstellung seiner Philosophie wird dadurch erschwert, daß sich seine Überzeugung durch fortgesetzte Untersuchungen über wichtige Punkte änderte und Früheres deshalb von Späterm verschieden ist. So erscheint ihm Werth und Bedeutung der Philosophie anfangs von viel größerm Gewichte als nachher, und in gleichem Maße werden seine Urtheile über die heidnischen Philosophen strenger, während ihm Ansehen und Entscheidungsrecht der Kirche dergestalt in den Vordergrund tritt, daß er sagt (Th. 2, S. 171): auch dem Evangelium würde ich nicht trauen, wenn mich das Ansehen der katholischen Kirche nicht dazu bewegte. Nur was unmittelbar und zunächst mit dem Christenthume zusammenhängt, scheint ihm nothwendig und rathsam; alles Andere gehört dem philosophischen Stolze an und ist tadelnswerth, weil es sich von der Demuth entfernt, welche Christum allein als unsern Lehrer anerkennt. Mit einer einseitigen Auffassung dieses Satzes stand die völlige Vernachlässigung der Physik und Naturphilosophie in Verbindung und nicht minder knüpfte sich

die unselige Behauptung daran: man müsse Ketzereien wie Verbrechen bestrafen und zum Glauben zwingen. Rechtfertigte man doch zur Zeit Ludwig's XIV. die verdammlichsten Verfolgungen der Protestanten durch Bezugnahme auf Augustinus. Trotz dieser und andern Schattenseiten erhoben ihn seine Schriften auf Jahrhunderte hinaus zu einem Hauptlehrer der abendländischen Christenheit.

Der größte Vorwurf, welchen Augustinus den Philosophen macht, ist, daß sie durch ihre eigenen Kräfte zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollten. Die Ansicht, daß diese Kräfte doch auch Gabe Gottes sind, wird nicht hervorgehoben, sondern erläuternd hinzugefügt: die Wissenschaft hilft ohne die Liebe nichts: nur die Liebe erbaut, die Wissenschaft blähet auf (S. 193). Nicht die Schwäche der menschlichen Vernunft (S. 196) ist der Grund, weswegen die philosophischen Forschungen mislingen mußten, sondern ihr sittliches Verderben, ihr Stolz; wenn die Vernunft durch Gottes Hülfe gesund ist, ist sie den höchsten Aufgaben gewachsen. Weil den Heiden und auch den heidnischen Philosophen die wahre Frömmigkeit fehlte (S. 198), muß man ihnen jede Tugend absprechen.

Es ist eine unverständige Neugier, das Verborgene der Natur erforschen zu wollen; dies geht über unsere Kräfte, ja die physischen Kenntnisse (S. 200) sind etwas geradezu Unnützes. So hat die Forschung des Augustinus einen durchaus theologischen und beschränkt theologischen Charakter.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der ältesten spanischen Poesie.

Le cancionero de Juan *Alfonso de Baena* ou collection d'anciens troubadours espagnols inédits. Vier Bände. Paris 1842.

Dieses Werk ist für die Kenntniß der Anfänge der castilischen Poesie von der höchsten Bedeutung. Alfons von Baena, von dem diese kostbare Sammlung altspanischer Romanzen und Lieder herrührt, lebte im Anfange des 15. Jahrhunderts. Er stammte aus einem angesehenen jüdischen Geschlechte, bekehrte sich aber zum Christenthume und ward in der Folge Secretair des Königs Johann's II. Selbst ein gefälliger Dichter, fand er einen besondern Geschmack an den ältesten duftreichen Blüten der spanischen Poesie. Er legte daher eine Sammlung derselben an, die nach Verlauf mehrer Jahre zu einem bedeutenden Umfange angeschwollen war. Das Exemplar dieser wichtigen Sammlung, das er seinem Könige überreicht hatte, ward der Bibliothek des Escorial einverleibt, wo es lange vergessen blieb und ohne daß man es für der Mühe werth gehalten hätte, eine Abschrift davon zu nehmen. Erst Rodriguez de Castro schenkte ihm einige Aufmerksamkeit. Er spricht in seiner „Biblioteca española vetuse" davon mit großer Ausführlichkeit und citirt die Anfänge und den Schluß jeder Cantiga oder jedes Dezir und einige längere Bruchstücke. Während der spanischen Unabhängigkeitskriege verschwand das kostbare Manuscript. Man glaubte, daß es ganz verloren sei, bis man endlich durch den Katalog der unermeßlichen Bibliothek des bekannten Richard Heber (Th. 9, Nr. 952) erfuhr, daß es in die Hände dieses sonderbaren Bibliomanen gekommen war. Als diese reichhaltige Bibliothek versteigert ward, kaufte die französische Regierung diese kostbare Handschrift, die jetzt nun auf der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Wie wichtig diese Sammlung für die Geschichte der ältern spanischen Poesie ist, kann man besonders aus der längern Notiz sehen, welche ihr die beiden verdienstvollen Übersetzer der Bouterwek'schen Literaturgeschichte Spaniens (Madrid 1829) gewidmet haben. Sie führen die Namen von 62 Trobadores an, obgleich ihnen das Werk nur aus den Auszügen, die Rodriguez de Castro gibt, bekannt war. Der Herausgeber desselben, F. Michel, der durch seine gediegenen Arbeiten über die ältere Geschichte Frankreichs bekannt ist, hat sich daher durch dieses neue Werk ein großes Verdienst um die ältere spanische Literatur erworben. 6.

Notiz.

Negersklaven eine Einrichtung der Natur.

Was Newman in seiner „History of insects" die merkwürdigste Thatsache in der Geschichte der Ameisen nennt, könnte den Vertheidigern des Sklavenhaltens zum Beweise dienen, daß solches — eine Einrichtung der Natur ist. „Die merkwürdigste Thatsache in der Geschichte der Ameisen", sagt Newman, „ist die einer besondern Gattung eigene Gewohnheit, die Arbeiter einer andern Gattung wegzufangen und zu zwingen, für ihre Gemeinde zu arbeiten, sie mithin complet als Sklaven zu behandeln. Die wegfangenden Ameisen sind, laut meiner bisherigen Beobachtungen, roth oder blassfarbig, die Sklaven hingegen gleich den mishandelten Eingeborenen Afrikas kohlschwarz. Die Zeit des Sklavenfanges dauert ungefähr zehn Wochen und beginnt nie, bevor die männlichen und weiblichen Ameisen nahe daran sind, aus ihrem Puppenzustande zu treten, wodurch die grausamen Räuber die Fortpflanzung des Geschlechts nicht hindern. Auch scheint dies die Absicht des Instincts, denn wären die Sklavenameisen lediglich für die Sklaverei geschaffen, zu welcher sie bestimmt scheinen, so müßte das von selbst aufhören, dafern ihre Nester angegriffen würden, ehe die beflügelten Myriaden abgezogen oder im Begriff stehen abzuziehen, um die Pflicht der Fortpflanzung aufs neue zu erfüllen. Sobald die rothen Ameisen sich auf einen Raubzug begeben wollen, schicken sie Späher aus, die Gegend zu erkunden, wo ein Negerstamm lagert, und sobald die Späher das entdeckt, kehren sie zurück und erstatten Bericht. Bald nachher rückt das Heer der rothen Ameisen aus, an der Spitze ein Vortrapp, der beständig wechselt. Die ihn bilden, laufen nur ein wenig voraus, machen dann Halt, lassen das Hauptcorps vorüber und schließen sich der Nachhut an. Andere treten an ihre Stelle. Der Vortrapp besteht höchstens aus acht oder zehn Ameisen. Sind sie in der Nähe der Negercolonie angekommen, zerstreuen sie sich, rennen durch Gras und Gesträuch und jagen umher, als wären sie sich zwar der Nähe des Gegenstandes bewußt, den sie suchen, wüßten aber noch nicht genau, wo ihn zu finden. Haben sie endlich die Niederlassung entdeckt, eilen die vordersten stürmisch zum Angriff. Die wachehaltenden Neger widersetzen sich; man kämpft und nicht selten werden die Angreifer getödtet. Schnell erreicht die Kriegsbotschaft das Innere des Nestes; zu Tausenden stürzen die Neger hervor; die rothen Ameisen sammeln sich, wüthend entbrennt der Kampf; doch stets endigt er mit der Niederlage der Neger, die sich in die innersten Räume ihrer Wohnung flüchten. Nun erfolgt die Plünderung. Mit ihren kräftigen Kinnbacken zerreißen die rothen Ameisen die Wände des schwarzen Ameisenhügels und werfen sich in das Herz der Citadelle. Wenige Minuten und jeder Räuber kommt zurück, beladen mit der Puppe eines schwarzen Arbeiters, die er trotz der Wachsamkeit und Stärke ihrer Hüter erobert. Die lebendige Beute mit sich nehmend, ziehen die rothen Ameisen in vollkommener Ordnung nach ihren Nestern, wo allem Anscheine nach die Puppen gleich ihren eigenen behandelt werden und die Arbeiter, sobald sie sich entwickelt, der Gemeinde mit größtem Fleiße und muthmaßlicher Gutwilligkeit dienen. Sie bessern das Nest aus, höhlen Gänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen die Puppen in die Sonne und verrichten Alles und Jedes, was die Wohlfahrt der Colonie erheischt, betragen sich mit einem Worte ganz so, als erfüllten sie ihre ursprüngliche Bestimmung." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1843.

Geschichte der christlichen Philosophie von Heinrich Ritter. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Erkenntnisse der Sinne und des Verstandes (S. 219) unterscheiden sich dadurch, daß jene nur für Einzelnes gelten, diese aber allgemeine Bedeutung haben. Die Wahrheit kann nicht vergehen (S. 221), ebenso wenig wie das Sein und das Wesen, weil es ja kein Gegentheil dieser Dinge gibt, in welches sie untergehen könnten. Alle vergänglichen sinnlichen Erscheinungen bilden, in Eins zusammengefaßt, die Welt; Gott hingegen ist der Inbegriff aller ewigen Wahrheiten. Gott ist die Wahrheit (S. 222): wenn wir sie erkennen wollen, müssen wir uns von den trügerischen Erscheinungen des Sinnlichen und der Welt abwenden zu den untrüglichen Kennzeichen, in welchen das Urtheil der Wahrheit liegt, zu der Wahrheit, welche man durch den Verstand und den innern Geist erkannt, welche immer dieselbe bleibt und in keinem trügerischen Bilde erblickt wird.

Die Substanz der Seele kann kein Körper sein, weil sie sich sonst unmittelbar als einen Körper erkannt haben würde. Wäre sie körperlich (S. 228), so müßte sie es wissen, da ihr nichts gegenwärtiger ist als sie selbst, und ihre Erkenntniß der Art des Körperlichen, zu welcher sie gehörte, müßte eine unmittelbare sein, eine Erkenntniß durch Anschauung, sowie sie von ihrem Leben und Denken, von ihrem Wollen und Erkennen eine unmittelbare Anschauung hat. Sie ist weder als ein Theil Gottes (S. 236), noch als ein Ausfluß desselben zu betrachten, weil sie sonst weder das Böse in sich aufnehmen, noch im Guten eine weitere Ausbildung erfahren könnte. Gott ist nicht über dem Sein und der Vernunft (S. 238), sondern er ist das höchste Sein und die vollkommene Vernunft. Gott kann die Vernunft in uns nicht hassen (S. 253), welche er uns gegeben hat zum Vorzuge vor den unvernünftigen Thieren, die Vernunft, ohne welche wir auch nicht glauben könnten. Der Glaube gehört zu den Grundlagen der Wissenschaft; wer nicht glaubt, wird nicht erkennen. Es gibt Vieles, was wir nur glauben, ohne es zu wissen (S. 255); aber nichts, was wir wüßten, ohne es zu glauben. Selbst für das Dasein der Körperwelt müssen wir den Glauben in Anspruch nehmen; die Erkenntniß der allgemeinen, ewigen Wahrheiten ist uns beiweitem sicherer als die Erkenntniß des Körperlichen.

Die Liebe ist nichts Anderes (S. 263) als der verstärkte Wille. Erst durch die Liebe wird der Glaube thätig; der Glaube ohne Werke ist todt. Die Liebe muß nothwendig der Erkenntniß vorausgehen; denn um Gott zu erkennen, müssen wir es verdienen. Seine Erkenntniß kann nur als Belohnung unsers Strebens oder unserer Liebe eintreten.

Wir können Gott (S. 268), den höchsten Gegenstand unsers Denkens, nicht durch einen andern Gedanken ausdrücken. Mit größerer Wahrheit denken wir Gott, als wir über ihn sprechen; mit größerer Wahrheit ist er, als wir ihn denken. Um Gott zu denken (S. 272), müssen wir uns vom Zeitlichen reinigen; sein Begriff kann in keiner der Kategorien ausgedrückt werden. Zwischen ihm und der Welt (S. 276), dem Schöpfer und dem Geschöpfe bleibt ein wesentlicher Unterschied; und das Festhalten an der Freiheit ist die sicherste Schutzwehr gegen den Pantheismus. Die Welt ist geschaffen aus Nichts; denn außer Gott war nichts, aus welchem sie hätte gebildet werden können, und wäre sie aus dem Wesen Gottes gemacht, so würde sie Gott gleich sein und ein unveränderliches Wesen haben. Die Schöpfung der Welt (S. 311) ist das größte Wunder. Es gibt keinen Raum außer der Welt, und ebenso keine Zeit außer ihr. Selbst die Materie, als der niedrigste Grad des Daseins betrachtet (S. 314), muß als etwas Gutes angesehen werden, denn sie ist der Form wenigstens fähig. Die körperliche Natur ist nicht blos des Bösen wegen und nach dem Falle der Geister entstanden; sie gehört vielmehr zur Schönheit der Welt und dient zum Guten. Das Böse oder das Übel bezeichnet nur die Beraubung (S. 315) des Guten. Das Unvernünftige ist wesentlich nur ein Mittel, das Vernünftige dagegen der Zweck der Welt (S. 325); auch die niedrigste Seele müssen wir höher stellen als den höchsten Körper.

Gott wollte seinen vernünftigen Geschöpfen nicht die Macht zu sündigen rauben, damit offenbar würde (S. 340), wie viel Übel ihr Stolz und wie viel Gutes seine Gnade bewirken könne. Pelagius suchte die Untersuchung über die Wirklichkeit des Guten und Bösen fern zu halten von der Frage nach dem Grunde dieses Gegensatzes in

Gott. Er unterscheidet dreierlei (S 341): das Können, das Wollen und das Sein der Menschen. Das Können, d. h. das Vermögen, gut oder böse zu sein, hat Gott gegeben; die beiden andern Punkte aber, das Wollen des Guten oder des Bösen und das Gut- oder Bösesein, sieht er nur als eine Sache des Menschen an. Augustinus hält diese Ansicht für oberflächlich und die Wirksamkeit Gottes irrig beschränkend. Auch das Wollen der Geschöpfe bewirkt Gott in ihnen, möge es durch äußere Einwirkungen veranlaßt werden, oder sich durch ihre innere Thätigkeit vollziehen. Doch hängt vom Willen Alles ab, was unser ist (S. 347), unser Werth und unser Unwerth, unser Verdienst und unsere Verdammung. Unsere Freiheit im Guten läuft indeß nur darauf hinaus, daß wir Gott uns unterwerfen. Das Böse kann sich nur am Sein finden und also am Guten, denn alles Sein als solches ist gut. Ein höchstes Böses kann es nicht geben, denn es würde die Beraubung alles Seins sein. Der böse Wille geht von Gott nicht aus, weil er nichts ist. Gott weiß die Sünde zwar vorher (S. 354), aber er bestimmt sie nicht vorher. Da der Mensch durch seine Sünde (S. 362) ein Gut aufgab, welches ewig hätte sein können, so wurde er dadurch auch einer ewigen Strafe würdig; die menschliche Natur und die menschliche Geschichte ist seitdem durchaus umgeändert. Die Sünde hat die Ordnung der Welt verkehrt; sie ist nicht eine Sache nur der Einzelnen, sondern des Ganzen. In diese gestörte Ordnung tritt jeder Geborene ein, und es bedarf daher nicht erst einer besondern sündigen That, um die einzelne Seele in das Verderben zu stürzen, sondern von Natur und in ihrer Wurzel gehört sie der gestörten Menschennatur und dem Verderben an. Sie sind alle eine verderbte Masse, eine (S. 370) Masse des Kothes und der Sünde geworden. Am wenigsten (S. 379) darf den Ungläubigen ein gutes Werk zugestanden werden.

Aus Barmherzigkeit hat Gott sich eines Theils der Menschen erbarmt und aus dieser Masse ausgewählt, um an ihnen seine Gnade zu erweisen. Der Mensch hat hierbei kein Verdienst und seine guten Handlungen gehen dieser Gnade nicht vorher (S. 380), vielmehr macht Gott die Menschen gut, damit sie gute Werke thun, und seine Gnade ist unwiderstehlich. Niemand ist der göttlichen Gnade würdig; denn wäre dies der Fall, so würde Gott sie schuldig sein, und wäre er sie schuldig, so wäre sie keine Gnade. Nicht für Alle (S. 391) ist Christus gestorben, nicht Alle hat Gott retten wollen; denn sonst würden sie Alle gerettet sein: ja, die Wenigsten hat er retten wollen, denn die meisten Menschen sind dem Verderben anheimgefallen.

Diese schroffe Ansicht des Augustinus verdammt alle Heiden (sowie die meisten Christen), stellt das Wesen der menschlichen Freiheit in den Hintergrund, leugnet eine durchgreifende Erziehung und eine allgemeine Erlösung der Menschen, betrachtet das Böse als bloße Verneinung und läßt den, von Gott rein erschaffenen Adam durch die Schuld der Erbsünde die ganze Schöpfung Gottes zu Grunde richten, während sie ihm und allen seinen Nachkommen jede Kraft abspricht, sich des Bösen zu entledigen. Sie glaubt die Gerechtigkeit Gottes durch eine unbegreifliche Gnadenwahl zu ehren, und sieht in dieser nur kleinen und theilweisen zweiten Schöpfung einen Ersatz für die erste einst größere, reinere und schönere Schöpfung.

Trotz dieser und anderer Schattenseiten war die Lehre des Augustinus damals die folgerechteste und tiefsinnigste. Statt weiterer Ausbildung zeigt sich indeß seitdem in der morgenländischen wie in der abendländischen Kirche ein immer zunehmender Verfall, von welchem der Verf. im siebenten Buche handelt. Am Schlusse des sechsten und siebenten Buches finden wir höchst lehrreiche, aber keines Auszugs fähige Betrachtungen des Verf. über Augustinus und die patristische Philosophie überhaupt. Im Mittelalter wird die philosophische Entwickelung, aus schon angedeuteten Gründen, mannichfaltiger, umfassender, dauerhafter; doch brachte auch sie die Dinge zu keinem vollständigen Abschlusse. Anstatt hierdurch (wie in Hellas und zur Zeit der Patristiker) zu ermatten, bewegt sich seitdem der lebendige Strom der Gedanken (alle Hemmungen überwindend) durch die Jahrhunderte vorwärts; und sowie der Verf. zeigt, daß die Mängel der patristischen Philosophie nicht unbedingt vom Übel waren, sondern auch fördernd wirkten, so kann man Gleiches von den spätern Irrthümern, gläubig und verständig zugleich, behaupten. Auch die neueste Kritik des christlichen Lehrsystems, welche man wol eine nothwendige, unvermeidliche Skepsis nennen könnte, wird nicht mit einer bloßen Verneinung enden; sie wird vielmehr die Schlacken nur ausbrennen, damit das echte Metall sich von neuem doppelt glänzend bewähre.

Vorstehende kurze Auszüge aus dem trefflichen, lehrreichen Werke des Verf. genügen in keiner Weise, den reichen Inhalt irgend darzulegen; sie sollen nur darauf aufmerksam machen und zum Lesen desselben auffodern. Ebenso gehen unsere eingestreuten, bescheidenen Bemerkungen nicht darauf aus, einen Meister zu hofmeistern, dem wir seit Jahren befreundet sind und zu dessen dankbaren Schülern wir uns zählen. F. von Raumer.

Über Wolff's „Allgemeine Geschichte des Romans".*)

Ich will in voraus gestehen, daß ich das Buch nicht gelesen habe; da mich aber die verehrliche Redaction d. Bl. drängt, meine lang verzögerte Anzeige endlich zu bewerkstelligen, so kann ich nicht umhin, es zu recensiren, ohne es gelesen zu haben. Wenn ich darin ein Versehen begehe, so wird es hoffentlich dadurch ausgeglichen, daß ich es offen bekenne; Jedermann zur Warnung, daß er meiner Recension mit Behutsamkeit folge. Ich habe es nicht etwa um deswillen nicht gelesen, weil es mir nicht zusagte, oder ich dem Autor nicht die Gabe, über die Sache zu sprechen und mich zu fesseln, zutraute, sondern weil das 691 enggedruckte Seiten starke Buch keines ist, das man in einigen Tagen, ja nicht einmal in einigen Wochen — wenigstens mir geht die Gabe dafür ab — durchliest, so durchliest, um es beurtheilen zu können. Ich habe es nicht gelesen, weil mir die Zeit dazu fehlte und weil nach dem Eindruck, den das Blättern darin hervorbrachte, es mir werth schien, daß ich es läse. Ich

*) Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Von O. L. B. Wolff. Jena, Mauke. 1841. 8. 3 Thlr.

habe so viel darin geblättert, nachgeschlagen und hineingelesen, daß ich mir getraute, eine lesbare Recension darüber zu schreiben, und der Leser sollte nicht merken, daß ich es nicht gelesen. Aber der Grad der Achtung, den mir der Fleiß des Verf. und Das, was ich darin gelesen, einflößte, macht es mir zur Pflicht, wenn sie nicht schon vorher da war, mich der Lockung zu enthalten. Ich könnte, um ganz gewissenhaft zu handeln, mein Schreiben darüber aufschieben, bis ich nach meiner Überzeugung im Stande wäre, darüber zu urtheilen, was auch aufrichtig meine Absicht war; ich weiß aber nicht, wie lange der Aufschub dauern würde, und glaube damit weder dem Autor, noch dem Verleger, noch der Redaction d. Bl. einen Dienst zu thun. Auch die gewichtigern Erscheinungen auf dem Markt unserer Literatur werden von dem reißenden Tagesstrome so schnell weiter getrieben, daß es Seitens der Kritik nur erste Bürger- und Rettungspflicht ist, darauf aufmerksam zu machen. Für die eigentliche Kritik ist erst später Zeit.

Was wäre auch die Kritik eines solchen Werkes! Ich meine die gewissenhafte, gründlich würdigende. Man wirft schon dem Verf. dieser „Allgemeinen Geschichte des Romans" selbst vor, daß er über Bücher spreche, die er nie gelesen habe. Ich weiß durchaus nicht, inwieweit diese Ankläger Recht haben; aber die Präsumtion spricht dafür. Ein wahrer Polyhistor müßte das sein, der alle Romane, die guten und schlechten, vom Anbeginn, wo man Romane schrieb, von den milesischen Erzählungen, von den Griechen und Römern, durch die Foliantenromane des verlöschenden Mittelalters bis zu allen Producten der Spanier, Engländer, Deutschen gründlich gelesen und studirt hätte! Inwiefern dies nothwendige Bedingung sei, um die Geschichte des Romans zu schreiben, lasse ich dahingestellt. Aber wenn nur Der das Werk zu beurtheilen ein Recht hätte, der selbst dieser Bedingung genügte, so möchte es dem Verf. leicht sein, jeden seiner Recensenten aus dem Sattel zu heben. Und wer die Romane von A bis Z kennte und fühlte sich gedrungen, eine gründliche Kritik über das Buch zu schreiben, würde seine Kritik nicht wieder ein Buch werden, dickleibiger als das Original? Der glücklichste Fall für einen Autor, wenn Kritik ein Glück ist, wenn sein Gegenstand auch einen andern Schriftsteller lebhaft beschäftigt hat, und dieser sich veranlaßt findet, die Arbeit des Erstern mit seinen eigenen gewonnenen Ansichten vergleichend durchzugehen. Auf diesem Wege entstanden die besten Kritiken, deren wir uns in Deutschland rühmen, z. B. die berühmte Solger'sche über A. W. v. Schlegel's Dramaturgie. Ob sie tadeln oder loben, es sind Würdigungen der Sache. Eine neuere Manie der Kritik hat viel Geistvolles hervorgebracht, aber wenig gerecht Würdigendes, die der Parteien. Mit fester, vorausgefaßter Meinung läßt sich sehr leicht und trefflich über Alles schreiben, was in unsern Kram taugt und nicht; ja, es läßt sich sogar gründlich recensiren, auch wenn man nur oberflächlich gelesen hat. Der subjective Standpunkt des Schreibers ist eine nach allen Regeln der Strategie fortificirte Festung, aus der er nach Lust feuern kann, wenn auch die Kugeln nicht das Ziel treffen. Auch eine solche Kritik hat ihre Vorzüge. Wie für einen Scharfrichter das Studium der Halsmuskeln wichtiger ist als die ganze Anatomie, braucht man nur die Schwächen des Gegenstandes zu studiren, und die Kritik stellt, wenn auch etwas Einseitiges, doch etwas Wahres auf. Der so Kritisirte lernt und das Publicum auch. Da aber das Gegengift fehlt — Verleger und Freunde pflegen es zwar zu besorgen, aber nicht immer geschickt —, so würde es nur in seltenen Fällen sein, wo sich der Autor nicht lieber aller Kritik beschiede und zufrieden wäre mit einer trockenen Relation, die das Publicum wenigstens auf den Inhalt seines Werkes aufmerksam macht.

Diesen kennen zu lernen, hat der Verf. ein übersichtliches Verzeichniß vorausgeschickt, für das Leser und Kritiker ihm gleich dankbar sein müssen. Nachdem er im ersten Abschnitt allgemeine Betrachtungen über das Wesen und den Begriff des Romans und die künstliche und natürliche Eintheilung desselben, sowie über die Erzählung und Novelle gegeben, liefert er im zweiten einen Überblick der Geschichte des Romans seit den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts. Weit zurück führt der Verf. den Leser, und mancher Romanenfreund wird erstaunen, wenn ihm die Bücher Hiob und Ruth als die ersten Romane der Welt vorgeführt werden. Gegen die Zuziehung des Buches Esther, welches der Verf. auch dahin rechnen will, möchte ich protestiren. Eine Familie zu bilden beginnt der Roman erst bei und mit den spätern Griechen, und zwar erst im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ein christlicher Bischof einer der ersten Romanschreiber, und ein vortrefflicher, und ein Roman mit so wunderbaren Begebenheiten, daß unsere neue Erfindungskraft mit ihren Motiven dagegen matt erscheint! Nachdem des Longus berühmter Hirtenroman erzählt und besprochen ist, führt er uns zu den Römern, den spätern natürlich, wo der Roman das üppig-frivole und servile Kleid anlegen mußte, in welchem es der Poesie allein verstattet war, in den Kaiserpalästen zu erscheinen. Darauf tritt eine lange Pause ein. Die Völkerwanderung war der Ausbildung des Romans nicht günstig. Er verlangt, trotz der weiten Meer- und Landreisen, welche die Helden des griechischen Bischofs unternahmen, einen bequemen Sitz am häuslichen Herde. Die Familie ist, trotz der ältern Postreiseromane der Engländer und Deutschen, sein Grund und Boden. Erst nach den geistlich-romantischen Epopöen tauchen die normannischen und bretonischen Romane auf, die uns auf ein ganz anderes Feld der christlich-mystischen Ritterpoesie führen. Nach Jahrhunderten, wo diese Poesie allein herrschte, betraten die Amadis-Romane mit dem berühmten Amadis von Gallien zuerst den neuern, breitern prosaischen Boden. Weit ist ihre Verbreitung. Keck und munter springen dazwischen die Novellen der Italiener und Spanier wie kühne Parteigänger, Verwirrung anrichtend, unter den Troß der schwerfälligen Armeezüge. Die spanischen allerliebsten Schelmenromane erwecken auch in Frankreich ein neues Genre des komischen Romans, der aber an Feinheit, Keckheit und Wärme jenen muthwilligen Schöpfungen durchaus nicht gleichkommt. Da ersteht eine markige Heldengestalt, so im Scherz als im Ernst in Spanien, Cervantes, und in Frankreich der noch unerschöpfte, dunkele, wunderbar kräftige, mächtig die Thorheit geißelnde Rabelais. Darauf wieder eine süße Schäferperiode in Spanien, auch der Engländer Sidney schreibt seine „Arcadia". Während die Scudéry unter Ludwig XIV. mit ihren Romanen entzückt, spuken in Deutschland die Vagabundenromane, welche im entsetzlichsten Zustande unsers Vaterlandes, dem Dreißigjährigen Kriege, ihre ekelhafte Nahrung im Aas auf den Heerstraßen, im Brandgeruch der verwüsteten Dörfer zogen. Wir Deutsche können nicht sehr stolz auf unsere Anfänge sein, und doch waren die ersten Nachklänge der Anfänge die Lohenstein'schen, „Arminius", die „Asiatische Banise" noch trübseliger als die im „Irrgarten der Liebe umtaumelnden Cavaliere" und der durch die Wahrheit der Schilderungen des Elends und der Verworfenheit ausgezeichnete „Simplicissimus". Da im Vaterlande nichts Tröstliches zu haben schien, begab man sich auf Reisen und suchte auf der „Insel Felsenburg" die in der Heimat getrübte Häuslichkeit und die Ruhe des Familienlebens.

Der dritte Abschnitt bespricht die Familienromane bis zum 18. Jahrhundert. Da erscheinen in Formen, die zum Theil noch heute gelten, Le Sage, Richardson, Marivaux, Prévost, Fielding, Smollet, Sterne; in Deutschland Gellert, Dusch, Hermes. Ob Hr. Wolff wirklich die neunbändige „Sophiens Reise von Memel nach Danzig" durchgelesen hat? Ich nahm in meiner Jugend mehrmals Ansätze; es gelang nicht. Wohin sind die Romanheroen ihrer Zeit: Schummel, Wetzel und der fruchtbare, gefeierte J. G. Müller! Die sentimentale Periode brach ein, veranlaßt mit durch Den, der sie am wenigsten veranlassen wollte, Goethe. Selige Zeit, wo Siegwart's Thränen alle Bäche in Deutschland salzig machten!

Der vierte Abschnitt ist den übrigen Gattungen des Romans im 18. Jahrhundert gewidmet. Welches bunte Gemisch! Walpole's „Schloß von Otranto", die Radcliffe (herrliche Zeit, wo

ich sie verschlang!), Marmontel, Florian, Wieland, Klinger, Heinse, Hippel, Jean Paul. Benedikte Naubert und die breiten, behaglichen, humpentönenden, burgverließschauerlichen, kettenrasselnden Ritter- und Räuberromane. Da Spieß, Benkowitz, Cramer, Vulpius, Große, Baczko, Meißner, Feßler und — Zschokke, der merkwürdige Mann, der in die Gegenwart hineinlebt und sich nicht überlebt hat.

Der Roman in den vier ersten Decennien des 19. Jahrhunderts bildet in vier Abtheilungen den Schluß. Es ist ein langer Schluß 263 Seiten. Und doch wer kann in diesem Raume nur Alles berühren! Da erscheinen im ersten Decennium nur Franzosen, die Producte und die Antagonisten der Revolution, die Staël, Benjamin Constant (wenig bedeutend auf diesem Gebiete), die Genlis und Chateaubriand. Die deutsche romantische Schule ist, etwas willkürlich, was die Zeitabtheilung betrifft, in das zweite Decennium eingepfercht, die Tieck, Schlegel, Novalis, Arnim, Brentano, de la Motte Fouqué, Hoffmann, auch Eichendorff, allerdings ein letzter Sproß dieser Schule. Seine Wirksamkeit gehört indessen doch einer spätern Periode an. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den historischen Romanen der neuesten Zeit. Wer zählt die Völker, nennt die Namen! Und alle scharen sich noch heute um ihren Schöpfer Walter Scott; nicht der größte Dichter seiner Zeit, aber der glücklichste Bergmann, der Schätze, unerschöpfliche, aus dem Heiligthum des Volkslebens ans Licht förderte und für lange Zeiten den richtigen Weg wies, wie sie zu gewinnen, wie am gedeihlichsten auszubeuten seien. Er war der Zauberer, der, wider Absicht und Willen, die Bedeutung des Volkslebens auch im Romane uns evident vors Auge führte. Der edle Tory hat für alle Zeiten die Hofpoesie aus dem Felde geschlagen. Endlich, in das vierte Decennium mit Recht versetzt, erhalten wir eine Übersicht der Familien- und Tendenzromane der neuesten Zeit. Was wird das fünfte Decennium bringen? Wird der bürgerlich sociale Roman oder der historische vorwalten? Mir scheint es ein gutes Zeichen, daß die Theilnahme zwischen beiden schwankt. Die Politik darf das Familieninteresse nicht verdrängen, aber das Familieninteresse ist fortan dürftig ohne Anklang an die höhern Interessen des Bürgers, ohne seine Anknüpfungspunkte an das Staats- und Volksleben.

Hr. Wolff hat in dieser Arbeit ein Werk geliefert, welches, abgesehen vom Urtheil über sein Urtheil, als Compendium von großem Verdienste bleibt. In den ältern Perioden wird schwerlich etwas Bedeutendes übergangen sein; auch in der neuern Literatur finden sich so ziemlich alle Namen von Ruf (ganzem, halbem und Viertel-Ruf) erwähnt. Daß unter den historischen Romanschreibern Rellstab nicht genannt ist, ist wol nur ein Auslassungsfehler, da weit minder bedeutende als der Verf. von „1812" aufgeführt und charakterisirt sind. Diese Charakteristik ist, so weit ich sie gelesen, treffend. Auf Anschauungen, die Revolutionen in der Kritik hervorbringen, ist es nicht abgesehen. Um deshalb wäre es eine falsche Anfoderung, immer Neues zu erwarten. Er hat mit Umsicht, was Andere und er selbst gesagt, zusammengetragen und dem Zweck gemäß verschmolzen. Das Ganze ist übersichtlich, die Verbindungen sind mit Geschick gemacht. Daß im Urtheil jeder Leser sich wiederfinden solle, ist ebenfalls eine unmögliche Aufgabe. Die beurtheilten Lebendigen werden ebenso wenig überall befriedigt sein. Es gehen Floskeln über diesen und jenen Autor durch alle Literaturzeitungen und biographische Artikel, die von X bis Z nachgeschrieben werden, von denen aber der Autor, wenn er ein ehrenhafter ist, in der Stille an die Zukunft appellirt. Die Kritik der Zeitgenossen läßt sich nicht ändern; bei Aufnahme solcher Résumés, die diesem den ursprünglichen Genius, jenem das Talent der Formgebung absprechen, sollte aber der Verf. eines Compendiums besonders vorsichtig sein, so lange es sich von Lebenden handelt. Wenn dieses Werk vor zehn Jahren erschienen wäre und Hr. Wolff hätte alle Banalphrasen über Immermann aufgenommen, wie würde dieser Dichter in seiner Literaturgeschichte erscheinen! Damals galt Menzel's Urtheil, der so ziemlich ihm alle Poesie absprach und ihn zu einem breiten, geschickten Versificator machte! Das schrieb seine junge Schule nach, man las es in allen Tagesblättern. Daß ein Lebendiger sich erheben, regeneriren kann, sollte ein wohlwollender und besonnener Literarhistoriker stets im Auge behalten. Als solchen müssen wir Hrn. Wolff nach diesem Buche erkennen und überlassen ihm deshalb die Frage zu beantworten, ob er alle neuern Romanenschreiber mit dieser Berücksichtigung gewürdigt hat. Sollte nun Schreiber dieses selbst unter den so Beurtheilten sein und in sich die Regung fühlen, daß des Autors Totalurtheil manchen Modificationen unterliege, so soll ihn das doch nicht abhalten, anzuerkennen, daß er im Ganzen mit Umsicht und sine ira et studio urtheile. Das Buch läßt sich trefflich lesen. Ein Wunsch entstand bei mir, wie, wenn es möglich gewesen wäre, aus den der Lesewelt unzugänglichen Romanen der frühern Zeit einzelne Stücke als Stylproben mitzutheilen? z. B. aus den ersten Romanen des Longus, des Petronius, aus „Amadis von Gallien", dem im „Irrgarten der Liebe umtaumelnden Cavaliere" u. s. w. Wenn das Buch dadurch noch dickleibiger geworden wäre, so wäre es zugleich lehrreicher geworden und behielte für alle Folgezeit einen Werth auch als Lehrbuch. Aus dem einen Bande hätten sich freilich dann zwei Bände entwickeln müssen, was bei der Größe der Aufgabe indessen wol zu rechtfertigen war. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es ist dem Dichter verliehen, längst abgeschiedene historische Gestalten aus dem Schoose der Vergessenheit heraufzuziehen und sie der Gegenwart näher zu bringen, als es der Historiker vermag. So scheint Lenau durch seinen „Savonarola" in Deutschland das Interesse für diesen freien Geist wieder angeregt zu haben. Wenigstens sind seit dieser trefflichen Dichtung gleich mehre historische Werke erschienen, die das Leben dieses großen Mannes behandeln und die zum Theil wenigstens durch das Gedicht Lenau's veranlaßt zu sein scheinen. Wir erlauben uns hier daher auf ein französisches Werk aufmerksam zu machen, das eben die Presse verlassen hat und das eine ziemlich umfassende Biographie Savonarola's gibt. Es führt den Titel: „Histoire de Fra Hieronimo Savonarola", von P. J. Carle. Der Verf. hat, nachdem er vor einiger Zeit eine Schrift über das Dogma der „Hölle" Dante's („Traité sur le dogme de l'Enfer") herausgegeben hatte, eine Reise nach Italien gemacht, um die historischen Quellen zu einer Geschichte Savonarola's an Ort und Stelle zu studiren. Vorliegendes Werk ist eine Frucht dieser Reise, und man muß dem Verf. desselben für seine interessanten Untersuchungen Dank wissen. Besonders lobenswerth ist, daß der Abbé Carle weder in das übertriebene Lob eines Pic de la Mirandola, der aus Savonarola einen Heiligen macht, noch in den bittern Spott eines Scarponio, der ihn in den Koth zieht, eingestimmt hat. Sein Werk ist in einem gemäßigten Tone abgefaßt. Es beginnt mit einer Einleitung, die einen Überblick über die Hauptereignisse der Kirche und des Pontificats insbesondere gibt. Einzelne Partien, z. B. die Zeichnung Savonarola's, als er in Florenz seine glühenden prophetischen Predigten hielt, sind dem Verf. besonders gelungen.

Unter den herrlichen Romanzen Rückert's ist die von der heiligen Ottilie eine der lieblichsten. Das Leben dieser Heiligen, die erst erblindet, dann aber durch Gottes Gnade das Augenlicht wiedergewinnt, hat den Stoff zu einem kleinen Werkchen geliefert, das in einem etwas überschwänglichen Tone gehalten, aber im Ganzen recht lesbar ist. Es führt den Titel: „Histoire de Sainte Odile, patronne de l'Alsace", von dem Baron Marie Theodor de Bussière. Der Name des Verf. ist durch eine Geschichte der Bekehrung vom Abbé Ratisbonne der katholischen Welt bereits bekannt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1843.

Die Aufgabe des Advocatenstandes.*)

Wir Deutschen haben einen besondern Namen für eine gewisse Art von Schriften, der andern Nationen, z. B. den Engländern und Franzosen, unbekannt ist. Er ist nicht einmal deutschen Ursprungs, hat sich aber allmälig bei uns eingebürgert. Wir meinen die sogenannten publicistischen Schriften. Der Kreis von literarischen Erzeugnissen, den dieser Name in sich begreift, ist übrigens bald ein sehr weiter, bald ein sehr enger; der Begriff ist sehr schwankend und willkürlich und hat namentlich im Laufe der Zeiten manche Modificationen und Erweiterungen erfahren. Im vorigen Jahrhundert fiel eigentlich nur das Staatsrecht in den Begriff der Publicistik; ein Publicist war ein Schriftsteller, der Untersuchungen über deutsches Staatsrecht anstellte oder über deutsches Staatsrecht schrieb, wie Böhmer, Pütter, Häberlin u. s. w. Allmälig erweiterte sich jedoch der Kreis der hineinschlagenden Gegenstände, und in diesem Augenblicke pflegt man so ziemlich Alles unter den Begriff Publicistik zu rubriciren, was in näherer oder entfernterer Beziehung zur Gestaltung unsers gesammten öffentlichen Lebens steht, mit Ausnahme der eigentlichen positiven Fachwissenschaften und der schönen Künste. Alle literarischen Erscheinungen, welche einzelne Fragen der Gegenwart in Beziehung auf Recht, Staat, Kirche, Schule, Sitte u. s. w. abhandeln, welche namentlich außer dem rein wissenschaftlichen, theoretischen Zwecke auch noch eine praktische Tendenz haben, sei es nun, daß sie direct auf Einführung einer neuen Institution oder nur indirect durch Anregung des öffentlichen Geistes darauf gerichtet sind, heißen jetzt publicistische Schriften, und ein Publicist will ein Jeder sein, der irgend eine Broschüre oder irgend einen längern Zeitungsartikel über eine der tausend obschwebenden Fragen geschrieben, welche die Gegenwart in Beziehung auf unser sittlich-politisches Leben zu beantworten hat. Wir sind indessen der Meinung, daß wir trotz dieser Unzahl von Competenten dennoch an wirklichen und tüchtigen Publicisten höchst arm sind. Zu einem solchen gehört in der That mehr, als nothdürftig verständig über irgend einen öffentlichen Gegenstand ein paar Sätze zusammenzustellen oder mit der Schlafmütze auf dem Kopfe und der Pfeife im Munde ein Buch träge und gemächlich zusammenzutragen. Der wahre Publicist, der die öffentliche Meinung seines Volks befruchtet und reinigt, der sein Volk durch die siegende Auseinanderlegung und Darstellung seiner Anschauungsweise und Überzeugung auf eine höhere sittliche Stufe erhebt, von dessen Schrift an eine wirkliche Bereicherung des Nationalgeistes, eine neue, höhere Entwickelungsphase des Volksbewußtseins datirt, der muß vor allem ein Mensch sein, der von dem Strahle des Genius berührt und entzündet ist, der den Gegenstand, über den er schreibt, mit seinem Herzblute genährt und dessen Dichten und Trachten, dessen Leben in seinem Objecte aufgeht. Nicht eine todte, begrifflich-logische Darlegung, nicht eine bloße historische Aufzählung und Aneinanderreihung reicht dazu hin, sondern der Begriff und das Factum sollen erst in einer schönen, großartigen Persönlichkeit Fleisch und Blut gewinnen, sie sollen erst in einer kräftigen und sittlichen Persönlichkeit zu neuem, wirklichem Leben heraufbeschworen, gleichsam wiedergeboren werden, wenn sie nicht Das bleiben sollen, was sie bis dahin waren, todt, irrelevant, nicht vorhanden für die Gegenwart. Werfen wir nun einen Blick in unsere sogenannte publicistische Literatur und sehen uns nach Namen um, in denen sich diese beiden Momente, Kenntniß der Sache und harmonische Gestaltung derselben in einem großartigen sittlichen Charakter eng durchdringen und miteinander zusammenfallen, so müssen wir bekennen, daß wir deren nur wenige erblicken können. Wenn dieses auch in der Natur der menschlichen Dinge liegt, indem das wahrhaft Bedeutende, Fruchtbare und Große sich überall nur selten findet und es zu viel verlangt wäre, wenn wir mehr große Reformatoren und Politiker wie große Dichter und Künstler haben wollten, so ist es doch eine bedenkliche Erscheinung, daß man eben auf diesem Felde noch nicht einmal die richtige Ansicht von den Erfodernissen gewonnen zu haben scheint, die dazu gehören, um etwas Tüchtiges zu leisten. Und doch gilt auch hier der Satz, und zwar ganz besonders, daß schlechte Leistungen schlimmer sind wie gar keine. Jeder junge Mann, der einige allgemeine Sätze über Staat oder Kirche aus seinen Heften sich eingelernt hat, glaubt sich jetzt berufen,

*) Die Aufgabe des Advocatenstandes in constitutionnellen Staaten. Von K. Steinacker. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1841. Gr. 8. 25 Ngr.

diese wohlfeile Weisheit als Kriterium an das Bestehende zu legen, dessen organische Gliederung und reale Nothwendigkeit in vieler Beziehung er ebenso wenig zu durchschauen versteht, als er im Stande ist, eine Abänderung, wie weit sie bei den gegebenen Zuständen des Lebens möglich und ausführbar, anzugeben. Vorzugsweise aber sind es die sogenannten Junghegelianer, welche in ihrem Schulhochmuthe und ihrer einseitigen, unredlich geistlosen Begriffsconstruirung und Begriffsspielerei weiter nichts bewirken als Verwirrung der Debatte, Verrückung der Frage, Abstumpfung eines lebendigen, ethischen Bewußtseins und Lähmung jeglicher Thatkraft. Der Kampf, der auf verschiedenen Gebieten des ethischen Lebens der Gegenwart mit einer moralischen Nothwendigkeit sich entsponnen hat, kann schwerlich dadurch gewinnen, wenn Leute sich hineinmischen, denen Natur und Erziehung nun einmal jegliches Organ versagt hat, um concretes Leben zu erfassen. Wenn diesen vermöge ihrer geistigen Armuth die sogenannte abstracte Speculation genügt und Vergnügen macht, so sollen sie wenigstens auf diesem Gebiete bleiben und sich nicht in Regionen wagen, wo ein frischer Lebensodem weht und wo außer dem formalen Verstande, der freilich auch unentbehrlich ist, noch eine Fülle anderer Eigenschaften, gesunde Sinne, Phantasie, Liebe, Natur- und Menschenkenntniß erfoderlich sind.

Der bloße Gedanke auf dem Felde der Moral, der Politik, des socialen Lebens u. s. w. ist nur ein bedeutungsloser Einfall, wenn er nicht in einem tüchtigen Charakter verarbeitet wird. Erst dadurch wird er zu einer moralischen, publicistischen Macht. Der bloße Gedanke ist ein Samenkorn, wie deren Millionen alljährlich in der Natur verloren gehen. Nur wenn es auf fruchtbaren Boden fällt und dort Wurzeln und Zweige treibt, wenn er zu einem mächtigen Baume erwächst, kann man sich daran erfreuen. Legen wir diese Anfoderungen als Maßstab an unsere Publicisten, einerseits zeitgemäße, richtige Gedanken, zeitgemäße Gegenstände, andererseits Lebendigwerdung und Wiedergebärung derselben in einer bedeutenden Persönlichkeit, wo sich die moralische Bedeutung für den ganzen Makrokosmus mikrokosmisch in einer besondern Seele widerspiegelt und das organische Leben einer publicistischen Wahrheit in einem einzelnen Charakter dem übrigen Volke erst als Beispiel und Bild vor Augen tritt, so müssen wir bekennen, daß Deutschland nur wenige Publicisten besitzt. Die Namen sind leicht genannt und aufgezählt. Zuerst Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien", wiewol die Stimmung und der Ton in denselben schon unserer Zeit nicht mehr genügt. Sie sind local, behaglich, conservativ, ironisch, nicht allgemein, reformatorisch, zürnend und begeistert. Die Idee einer völligen Umgestaltung und Wiedergeburt all unserer politischen Verhältnisse, die lebhafte Überzeugung von der gänzlichen Verfaultheit unserer Institutionen, von der Unsittlichkeit unsers gesammten öffentlichen Lebens tritt noch nicht lebendig hervor, wiewol sie schon im Keime darin enthalten ist. Eine solche in sich einige, feste und zufriedene politische Stimmung, wie sie in Justus Möser uns noch anweht, wäre schon zehn Jahre später eine moralische Unmöglichkeit gewesen, vielleicht werden wir nach vollbrachtem Kampfe, nach vollendeter Reorganisirung unsers öffentlichen Lebens leichter und besser mit dem Grundtone des herrlichen Mannes sympathisiren können.

Schlözer kann unserer Ansicht nach schon weniger hierher gezählt werden, er ist zu flach, roh und geistlos, als daß er auf die tiefern Individualitäten im Volke viel eingewirkt haben könnte, und nur diese Wirkung ist doch eine bleibende, fruchtbringende, wahrhaft volksthümliche. Seinem Muthe, sowie seiner für die damaligen Zeiten leichten und klaren Behandlungsweise lassen wir übrigens Gerechtigkeit widerfahren.

Der eigentliche Heros unserer Publicistik ist unstreitig Fichte, natürlich nicht in Beziehung auf seine rein speculativen Arbeiten, sondern auf diejenigen seiner Werke, die an das moralische Bewußtsein aller seiner Zeitgenossen gerichtet sind. Und auch er ist immer nur eher ein werdender, als schon ein fertiger und vollendeter Publicist. Er hatte sich erst durch das ganze Misère der Scholastik und des Schulgezänks durchzuarbeiten, wie es damals im Bildungsgange eines deutschen Professors begründet war, ehe er zu dem vollen Bewußtsein seines Berufs als Erwecker und Leiter des öffentlichen Lebens in Deutschland gelangte. Und als er mit der ganzen Kraft seines Rittercharakters sich diesem Berufe gänzlich hingeben wollte, als er mit der ganzen Kraft seiner Liebe das ganze Volk in seine Arme schließen, als er die Arena des öffentlichen Lebens, ein Kämpfer, wie es wenige gegeben hat, betreten wollte, raubte ihn uns der Tod. Einen entscheidenden mehr directen Einfluß auf einzelne concrete Zeitfragen bei Gestaltung unsers politischen Lebens zu äußern, war ihm daher nicht vergönnt, aber er wird noch lange als ein Muster und als ein Inbegriff der wesentlichsten Eigenschaften uns vor Augen schweben, die zu einem deutschen Publicisten gehören.

Die Adam Müller, Johannes Müller, Gentz, Kotzebue, Schlegel, die Schmalz u. s. w. übergehen wir hier natürlich theils mit Mitleiden, theils mit Verachtung. Dagegen verdienen Arndt und Niebuhr unsere Verehrung und publicistische Anerkennung, wennschon die Zeitverhältnisse, die gefesselte Presse und bei Letzterm noch Hypochondrie und specielle gelehrte Forschung sie verhindert haben, Das zu leisten, was sie vermöge ihrer Einsicht und ihres Charakters hätten leisten können. Auch Görres ist zu nennen, wiewol er immer mehr Lärm machte und für den Augenblick erhitzte, als nachhaltig erwärmte und bleibende, unzerstörbare Eindrücke in dem Nationalbewußtsein zurückgelassen hat. In neuester Zeit treten uns noch Börne, Jakob Grimm, Dahlmann und der Friese Uwe Lornsen entgegen. Trotz seiner leidenschaftlichen Einseitigkeit, seines Mangels an historischen und politischen Kenntnissen, seiner Leichtgläubigkeit und seiner gar zu springenden, unzusammenhängenden Darstellungsweise verdient Börne gewiß den Namen eines Publicisten und eines sehr einflußreichen Publicisten. Er war der Nothschrei, der sich der gepreßten Brust des deutschen Volks endlich entrang, und man

begreift leicht, wie damals er ebenso und nicht anders klingen konnte. Nicht die einzelnen Wahrheiten, welche Börne sagte, geben ihm seine große Bedeutung — er hat wol mehr Irriges als Wahres behauptet — sondern der Ton der Wahrheit, den er zuerst rücksichtslos und sicher wieder anstimmte, stempelt ihn zum wahren Publicisten. Börne war es, der in einer sklavischen Zeit, wo auch die bessern Männer sich nicht mehr voll und ganz auszusprechen wagten, wo Hofpublicisten und doctrinaires Professorenthum das öffentliche Bewußtsein des deutschen Volks fast in Schlaf geredet oder an sich selbst irre gemacht hatten, zuerst wieder ein Beispiel freier Sprache und unabhängiger Denkweise aufstellte und mit der Sicherheit eines ethischen Genies seiner moralischen Entrüstung freien Lauf ließ. Sein Gegner Gervinus strebt vergeblich, ihn in dieser natürlichen, rein aus dem Bewußtsein geschöpften Sprache zu erreichen; bei dem ehrlichsten Willen und bei unendlich größerer Einsicht in Einzelheiten kann er sich doch von Pedanterie nicht losmachen, und vor lauter todter Gelehrsamkeit kann die volle Seele des Individuums, kann ein tüchtiger, einheitlicher Charakter nicht immer siegreich zum Durchbruche kommen. Die Anfoderungen, welche Gervinus an den Publicisten der Gegenwart macht, sind die richtigen und wahren; nur genügt er selbst diesen Anfoderungen nicht, woran früherer Bildungsgang, frühere Lebensarmuth Schuld sein mögen.

Die beiden kleinen Schriften Jakob Grimm's und Dahlmann's über die hanöversche Angelegenheit sind publicistische Meisterstücke, in denen der persönliche Charakter über dem Objecte nicht verschwindet. Ersterer wird jedoch schwerlich wieder auf dieses Feld zurückkehren, wohin er nur durch den Drang der Umstände für den Augenblick geschleudert wurde, und ob Letzterer aus den Schicksalen der letzten Jahre geläutert und gekräftigt, in seinem publicistischen Berufe bestärkt, oder ob er gebrochen, für die Publicistik verloren, zum gewöhnlichen deutschen Professor herabsinken wird, das wird die Zeit gar bald lehren. Es ist nicht zu verkennen, daß die Welt über Dahlmann manche Gewalt oder manche Versuchung wenigstens ausübt, und selbst seine übrigens vortreffliche Broschüre ist nicht frei von manchem Hinterhältigen.

Die großartigste Erscheinung auf dem Felde der Publicistik in neuester Zeit ist unstreitig der Friese Uwe Lornsen. Ein sittlicher Riese, schließt er sich würdig unsern größten Charakteren, einem Luther, Stein, Fichte u. s. w. an. Alle diese Männer haben einen gewissen Typus miteinander gemein; es ist die starke, ursprüngliche Seele, die sich mit Nothwendigkeit auf ein großes, wesentliches Ziel richtet; es ist das edelste, unerschütterlichste Walten, wie es aus edelstem Gemüthe und richtigem Verstande entspringt. Uwe Lornsen hat sich in seinem Werke über die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins ein Denkmal gesetzt, dessen Anschauung nicht blos den Deutschen nördlich der Elbe, sondern auch den Süddeutschen in seiner sittlichen Größe und Schönheit zugute kommen wird.

Seit dem Tode des vorigen Königs von Preußen hat sich in unserm Volke mit einem Male eine allgemeine publicistische Thätigkeit entwickelt und wenn wir bis jetzt auch überall nur erst Keime statt reifer Früchte erblicken, und daneben gar vieles Unkraut, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Frühling eines neuen, öffentlichen Lebens gekommen ist und daß sich auf dem Felde der Literatur nach dieser Seite hin ein allgemeines Regen und Weben, ein Sprießen und Wachsen zeigt, was uns endlich auch zu allgemeinern Hoffnungen berechtigt. Manche jüngere publicistische Schriftsteller, wie z. B. Nauwerck, lassen Ausgezeichnetes erwarten, zu den tüchtigsten gehört aber unstreitig der Verf. dieses Werks, der Advocat Steinacker in Holzminden. Eben Das, was wir als erstes Erfoderniß eines jeden Publicisten aufstellten, jene völlige Congruenz der Wissenschaft und der Gesinnung, jenes Ineinanderverwachsensein des sittlichen Menschen und des Schriftstellers findet sich bei ihm in vollkommenster Weise. Hier ist keine leere Begriffsdeduction, keine todte Gelehrsamkeit, sondern ein frisches, sittliches Leben weht uns an und kräftigt unser Bewußtsein und bereichert unsere Überzeugung.

Einen vollständigen Auszug aus dem Werke zu geben, erlaubt theils der Raum nicht, theils ist der Inhalt desselben so gedrängt und gedankenreich, daß sich kaum etwas Unwesentlicheres ausscheiden läßt. Wir wollen daher nur kurz einige Punkte besprechen.

Zuerst sucht der Verf. die Unentbehrlichkeit des Advocatenstandes zu beweisen und namentlich manche Vorurtheile gegen denselben zu widerlegen. Dieser Anfang ist unstreitig der schwächste, etwas langweilige Theil der Schrift. Man merkt dabei, daß der Verf. selbst praktischer Advocat ist und daß auch er von dem Unwesen leise influenzirt ist, vermöge dessen unsere Advocaten in ihren Parteischriften und Entgegnungen sich verpflichtet glauben, auf jeden Einwand des Gegners, sei er auch noch so leer und unsinnig, sich weitläufig einzulassen. Übrigens geht es fast allen unsern publicistischen Schriften so, daß sie erst mehre Seiten hindurch etwas salbadern, bis sie in den Kern der Sache eindringen und lebensvoll zu arbeiten anfangen. Nur sehr Wenige verstehen es, gleich von vornherein mitten in den Gegenstand hineinzuspringen. In dieser Kunst sind uns Franzosen und Engländer noch weit überlegen. Sobald aber der Verf. auf die Mängel des heutigen Advocatenstandes übergeht, kommt er schon mehr en verve; seine Schilderungen werden scharf und lebendig.

Leider muß man bekennen, daß eine große Menge Advocaten durch den materiellsten Eigennutz, durch Feilheit der Gesinnung, durch widerliche Rabulisterei, durch bereitwillige und empörende Dienstfertigkeit gegen alle ungerechte, wie gerechte Zumuthungen, durch ekelhafte Kriecherei und Speichelleckerei gegen Höherstehende, sowie durch brutale Insolenz gegen Solche, von welchen nichts zu erwarten ist, ihren erhabenen Beruf auf eine abscheuliche Weise entehren; leider ist es eine Thatsache, daß in keinem Stande (? — auch nicht bei der Geistlichkeit?) der bürgerlichen Gesellschaft sich so viele niedrige, gemeine Gesinnung, so viel Gefühllosigkeit gegen die Leiden der Menschheit, so viel moralische Unzuverlässigkeit und schmutziger Egoismus findet, als in dem der Advocaten.

Sodann kommt Steinacker zu den Ursachen dieses Verfalls. Die Regierungsmaxime, die

in den letzten Jahrhunderten fast historisch geworden ist, nach welcher Freiheit des Willens überhaupt nur als ein Reservat der Staatsgewalt betrachtet, den Staatsangehörigen aber von dieser ein in die kleinsten Details gehender historischer Schutz verliehen wird, und nach welcher die Staatsgewalt sich für berechtigt hält, die ihr untergebenen Individuen um ihres eigenen Besten willen in der Freiheit der Entschließung und der Verfügung über ihr Eigenthum zu beschränken, —

unter dieser empörenden, unchristlichen Maxime hat das Verhältniß der Advocaten und ihr moralischer Zustand vor Allem gelitten.

Wenn man das Erziehen und Regieren durch bloßes Verbieten und Strafen bei Individuen und Völkern überhaupt nur in den Zuständen der Kindheit und Roheit zulässig finden kann, dagegen alles edlere und gebildetere Zusammenleben der Menschen sicher auf freie Leistungen, auf freien Beruf und geistigen Trieb begründet ist, Dinge, die durch den Stock und dergleichen Strafen nicht befördert, sondern im eigentlichsten Sinne abgetödtet werden, so ist es freilich völlig unbegreiflich, wie man auf einen Stand je diese Maßregeln hat ausdehnen können, dessen ganze Thätigkeit allein auf freier Geistigkeit und innerer Anstrengung beruht. Was würde man dazu sagen, wenn man den Dichter bei namhafter Geldstrafe beföhle, in einer bestimmten Zeit ein gutes Gedicht zu machen? Was würde man dazu sagen, wenn die Vortrefflichkeit einer Predigt nach der Menge der Zeilen und Buchstaben abgemessen werden sollte? In der That, die Anwendung von Scharfsinn und Beredtsamkeit, die Anwendung von Studium und Fleiß bei Abfassung der Rechtsschriften läßt sich ebenso wenig mit Gewalt erzwingen, wie Rechtssinn, Umsicht, Menschenliebe u. s. w., und ohne diese Eigenschaften ist kein guter Advocat denkbar. Ehre und Freiheit sind die beiden einzigen Bedingungen, unter denen sie sich entfalten können, und nimmt man diese und setzt an deren Stelle Drohung, Knechtschaft und Unehre, so braucht man sich nicht über die nothwendige Folge der Depravation zu wundern. Dadurch aber, daß die Staatsgewalt vorzugsweise den Advocaten als Beutelschneider und Betrüger überwachen zu müssen glaubte, hat sie nicht nur die edlern und freien Bestrebungen unterdrückt, sondern sie hat ihn recht eigentlich zum Kampfe mit dem Gesetze und zur Umgehung desselben instigirt, sodaß eben jene Beutelschneiderei u. s. w. erst recht hervorgerufen sind. So wiederholt sich auch hier das Gesetz in der moralischen Weltordnung, daß falsche Mittel eben das Gegentheil von Dem erzeugen, was sie hervorbringen wollen. Steinacker zeigt auf schlagende Weise, wie z. B. durch das Ausschließen der Advocaten von gerichtlichen Verhandlungen bei Bagatellsachen, bei Ablösungen und Gemeindetheilungen u. s. w. diese nun eben die heimlichen Zuflüsterer und Rathgeber werden, die nun jeder Controle enthoben sind. Er zeigt, wie jene Überwachung der Advocaten, vermöge der ihre Leistungen nach Zeile und Buchstaben berechnet werden, eben zu unendlicher Weitläufigkeit, Oberflächlichkeit u. s. w. verführt hat. Er zeigt ferner, wie in Preußen, einem Staate, wo der Advocat noch unehrenvoller gestellt ist als in andern Ländern, eben die Verpflichtung der Justizcommissaire, über ihre vertraulichen Verhandlungen und mit den Clienten Protokolle aufzunehmen und selbe den Richtern zur Einsicht zu gestatten, diese zur absichtlichen Verfälschung derselben zwingt. Er weist nach, wie die Abhängigkeit des Advocaten vom Richter, zumal vom Unterrichter, denselben nothwendig kriechend und servil machen muß u. s. w. Um das ganze Elend unsers deutschen Advocatenwesens in einem Bilde recht zusammengefaßt zu sehen und um zugleich die Gründe und Motive deutlich zu erkennen, weshalb es so geworden sei und so werden mußte, nehme man das Buch selbst zur Hand. Wir wollen hier nur noch kurz Steinacker's Vorschläge zur Abhülfe andeuten.

Diese beziehen sich fast sämmtlich auf Hebung des öffentlichen Bewußtseins und des Rechtssinnes im Volke überhaupt. Steinacker hat vollkommen recht, wenn er den Advocaten nicht als isolirte Erscheinung betrachtet, sondern seinen sittlichen Zustand mit dem sittlichen Zustande des ganzen Volks in Zusammenhang setzt. Auch bei jedem andern Stande ließen sich die moralischen Krankheiten nachweisen, die sich durch das System der Unfreiheit entwickelt haben. Jeder Stand, also auch der des Advocaten, steht mit dem ganzen Volke in engster Wechselwirkung. Was den Zustand des einen hebt, hebt den des andern. Ohne Rechtssinn im Volke kein Rechtssinn beim Advocaten und so umgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Vor kurzem ist beim französischen Ministerium des Unterrichts ein ausführlicher Bericht des bekannten Reisenden Tissier, der auf Kosten der französischen Regierung Kleinasien bereist, eingelaufen. Wie es scheint, darf man sich von dieser wissenschaftlichen Expedition, die besonders die Tempelruinen zu Magnesia zu berücksichtigen hat, bedeutende archäologische Entdeckungen versprechen. Der gegenwärtige Minister des öffentlichen Unterrichts wendet seit einiger Zeit den wissenschaftlichen Entdeckungsreisen eine besondere Aufmerksamkeit zu. Er ist besonders glücklich in der Wahl der Gelehrten, denen er solche umfassende Untersuchungen aufträgt. So verdient die Sendung eines jungen Orientalisten, Charles d'Ochoa, der in diesen Tagen von Paris abreist, besondere Billigung. Derselbe begibt sich nach Centralasien und wird namentlich die nordwestlich von Hindostan gelegenen Länder durchforschen.

Hr. von Avezac, Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Paris, hat dem französischen Minister des Kriegs eine sehr interessante Abhandlung überreicht, in der er das System der sogenannten Römerstraßen im alten Numidien und Mauritanien auseinandersetzt. Er nimmt dabei besonders Rücksicht auf das Verhältniß derselben zur gegenwärtigen Besetzung dieser Gegenden. Diese wichtigen Straßen werden, so weit man bis jetzt ihre Spuren hat auffinden können, in drei verschiedene Arten eingetheilt. Zur ersten gehören eine ununterbrochene Linie, die am Meere entlang läuft, und mehre directe Verbindungen verschiedener Seestädte. Das zweite System ist eine Straße, die sich parallel mit der zuerst erwähnten zieht, bis sich aber nach Osten zu in verschiedene Seitenlinien verzweigt. Die dritte Art bilden die verschiedenen kleinern Straßen, welche die beiden großen Hauptwege untereinander an verschiedenen Stellen verbinden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1843.

Die Aufgabe des Advocatenstandes.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Steinacker's Vorschläge sind folgende: 1) Einführung neuer bürgerlicher und peinlicher Gesetzbücher, wo es daran fehlt.

Soll das Recht wieder populair werden, soll ein kräftiges Rechtsgefühl, welches andere Völker, namentlich das englische, so sehr auszeichnet und hoch hebt, bei uns wieder einkehren, so wird Jeder zugeben, daß das bei dem jetzigen Stande unserer Jurisprudenz und der Eigenthümlichkeit ihrer Quellen eine reine Unmöglichkeit ist. Freilich würde es abgeschmackt sein zu fodern, daß alle Staatsangehörigen eine vollständige, bis in die kleinsten Einzelheiten dringende und genügende Rechtskenntniß haben müßten, und zu glauben, daß sich ein solcher Zustand der allgemeinen juristischen Bildung durch neue Rechtsbücher erreichen ließe, was natürlich nur bei einer dem rohesten Culturzustande entsprechenden Einfachheit (und auch da nicht; die größere Einfachheit wird durch die mangelhafte Bildung, durch die Nichtentwickelung der Rechtsseele wieder aufgehoben. Das Recht der Otaheiter oder der Kaffern ist für diese gewiß noch sybillinischer und schwankender wie das unserige für uns) des Rechtssystems oder bei einer allseitigen gründlich wissenschaftlichen Erlernung desselben möglich wäre; dahin aber kann und wird man dadurch gelangen, daß wir ein Recht erhalten, welches der Ausdruck unserer wahren selbstgefühlten Bedürfnisse ist; ein Recht, welches in keiner andern Sprache redet als in der vaterländischen, dessen Quellen auch den Laien wenigstens zugänglich sind und dessen Entscheidungen das Volk nicht als Orakelsprüche betrachten muß, deren wissenschaftliche Nothwendigkeit ihm ebenso wenig begreiflich ist als die inspirirende Kraft des Opferrauchs von Delphi.

Ref. gesteht, daß dieses fast die einzige Ansicht im Buche ist, die er nicht als seine eigene Überzeugung unterschreiben kann. Steinacker deutet selbst an, daß wir schon solche neue bürgerliche und peinliche Gesetzbücher in verschiedenen deutschen Staaten haben, wie er verlangt. Wohlan, entsprechen diese denn seinen Foderungen? Haben sie die Wirkungen hervorgebracht, die er ihnen zuschreibt? Ist z. B. durch das Preußische Landrecht das Recht beim Volke populairer geworden? Ist es wirklich das Product der eigenthümlichen Ansichten und der wahren, selbstgefühlten Bedürfnisse des preußischen Volks? Schwerlich wird er das im Ernste behaupten können. Wenn wir auch damit übereinstimmen, daß wir nach einem solchen Gesetzbuche, wie es der Verf. wünscht, als nach einem letzten Ziele zu streben haben, wenn wir auch der Überzeugung sind, daß dieses Ziel zu erreichen sei, so glauben wir doch nicht, daß ein solches Gesetzbuch so ohne Weiteres zu machen sei, selbst dann nicht, wenn die besten juristischen Kräfte zu dieser Arbeit sich vereinigten. Soll das Gesetzbuch wirklich Ausdruck unserer Sinnesweise und unserer wahren, selbstgefühlten Bedürfnisse sein, so müssen diese sich erst in einem öffentlichen und freien Leben entwickelt und klar herausgestellt haben. In unserm jetzigen Zustande sprechen wir allerdings unserm Volke mit dem Justizminister von Savigny den Beruf zu einer allgemeinen, erschöpfenden Gesetzgebung ab; aber wir weichen darin von der Ansicht dieses gelehrten Herrn aufs entschiedenste ab, daß wir nicht wie er diesen Beruf vollständig und absolut leugnen. Wir halten den Beruf unserer Zeit zur gänzlichen Umgestaltung unserer Gesetze für ganz unzweifelhaft und glauben, daß ein innerstes, unabweisliches, gesetzgeberisches Streben eben der Grundcharakter derselben ist. Freilich aber muß dieses Streben mit der Entwickelung unsers ganzen öffentlichen und socialen Lebens Hand in Hand gehen; die einzelnen Materialien zu dem künftigen Gesetzbuche müssen sich durch unsere nächste Geschichte erst herausstellen, das Lebendige muß sich erst von dem Todten erkennbar scheiden, ehe wir es zusammenstellen und ordnen können. Es ist auffallend, daß Steinacker, der sonst den engen Zusammenhang unsers Rechtszustandes mit unserm ganzen öffentlichen Leben zugestehe und der ausdrücklich z. B. das öffentliche Verfahren ohne freie Presse und diese wieder ohne Repräsentativregierung für unmöglich erklärt, wie er eben die Bildung eines allgemeinen Gesetzbuches nicht auch von allgemeiner Öffentlichkeit in jeder Beziehung, von einer völligen Emancipation des Volkslebens von dem Systeme der Heimlichkeit, Unfreiheit und Bevormundung, abhängig macht. Könnten wir schon ein genügendes Gesetzbuch erzeugen, so wären wir schon frei und Alles, was wir noch zu erstreben haben, wäre schon da.

2) Noch viel wichtiger aber für die Sicherstellung des Rechtszustandes und dabei von unmittelbar entscheidenderm Einflusse auf die Stellung des Advocaten ist die Einführung einer öffentlichen und mündlichen Rechtspflege.

Auf eine siegreiche und ganz evidente Weise zeigt Steinacker hier, wie eben Öffentlichkeit und Mündlichkeit die erste, nothwendige Bedingung sei, um den in Geistlosigkeit, Erschlaffung und moralischen Tod versunkenen

Stand der Advocaten aufs neue zu beleben, zu neuer moralischer Anstrengung, zur Entwickelung von Eifer und Geist anzureizen. Den Vorwurf, daß mündliches Verfahren Oberflächlichkeit der Debatte und des Richterspruchs befördere, wendet er auf das heutige heimliche Verfahren in den Acten aufs glücklichste zurück. Es ist in der That unbegreiflich, wie man nicht einsehen kann, daß bei einer öffentlichen Controle des ganzen Volks, bei Triebfedern, die alle edlern Neigungen des Menschen in Anspruch nehmen, Ruhm, Hochachtung seiner Mitbürger, Furcht vor allgemeiner Schande u. s. w., sich nicht alle Rechtskräfte, die nur überhaupt in den Individuen des Advocaten- und Richterstandes liegen, aufs vollständigste entwickeln müssen. Unbegreiflich ist es, wie man glauben kann, daß Parteien und Volk sich auf die Länge durch unwissende Schwätzer und Phrasenmacher an der Nase herumführen lassen würden. Dagegen läßt sich ohne Unbilligkeit behaupten, daß der Sünden der Nachlässigkeit, der Unwissenheit, der Chikane und Lüge, welche alljährlich in den Acten begraben werden, unzählige sind. Es läßt sich ohne Unbilligkeit behaupten, daß die meisten unserer Advocaten und Richter moralisch und wissenschaftlich an dem heimlichen schriftlichen Verfahren zu Grunde gehen, und daß selbst die Ausgezeichnetern unter ihnen nie die Stufe der Ausbildung und Vollendung erreichen, auf welche sie durch die Triebkraft der Öffentlichkeit gehoben werden würden. An den Berryer und Hennequin, den Brougham und O'Connell wird es uns so lange fehlen, als wir unser Gerichtsverfahren nicht auf eine natürlichere, dem moralischen Wesen der Menschen angemessenere Weise einrichten. Sowie jede Pflanze ohne Licht verkümmert, so muß jede öffentliche Einrichtung, die außer Contact gesetzt wird mit der öffentlichen Meinung, auf die Länge verkrüppeln und vergehen. Das ist ein so unzweifelhaftes, göttliches Gesetz, als überhaupt nur irgend eines von uns Menschen erkannt werden kann. Aber freilich, unsere Machthaber, die stets Religion im Munde führen, sind zu verbildet, ihr Blick ist durch Hochmuth zu sehr getrübt, als daß sie in Demuth den einfachen Willen Gottes erkennen könnten.

Steinacker ist übrigens der Ansicht, daß so lange für Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens keine Aussicht vorhanden, als bis überhaupt das constitutionnelle System in Deutschland vollkommen zum Durchbruche gekommen und eine Wahrheit geworden sei. Allerdings sind öffentliches Gerichtsverfahren, freie Presse und aufrichtige Repräsentativregierung organische Glieder eines Systems, die sich gegenseitig bedingen und welche — bei heutigen Culturzuständen — nicht ohne einander bestehen können. Dennoch stimmen wir mit Steinacker nicht ganz überein, wenn er als einziges Mittel zur Erlangung des öffentlichen Verfahrens seinen Amtsbrüdern die Erringung einer wahren Constitution bezeichnet. Man kann gewiß ebenso gut die Sache umdrehen und Einführung des öffentlichen Verfahrens als Vorläufer constitutionneller Verfassungen betrachten. Ein vollendetes, gänzlich ausgebildetes System springt überhaupt nicht mit einem Male in die Wirklichkeit hinein; noch weniger läßt sich annehmen, daß unsere Machthaber mit einem Male uns damit beschenken werden. Was der eigentlich sogenannte logische Gang sei, ob wir erst freie Presse, oder erst Verfassung u. s. w. haben müssen, ist eine ziemlich müßige Untersuchung. Das Leben bindet sich nicht an diese Regeln, die der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit so gern aufstellt. In seinem Schaffen nimmt es sich allerlei Freiheiten, bald fängt es von oben an, bald in der Mitte, bald unten. Uns bleibt nichts Anderes übrig, als es aufmerksam zu beachten und jeden Keim, jeden Moment zu benutzen, wo wir Gelegenheit haben zu handeln. Wenn wir überhaupt wissen, daß das Eine das Andere bedingt und daß aus dem Einen das Andere sich entwickeln muß, so dürfen wir nicht eigensinnig unsern selbst ausgedachten Operationsplan verfolgen, sondern müssen uns dem Plane anschließen, den uns Leben und Geschichte zeigen. Ganz gewiß ist ein der Idee genügendes öffentliches Verfahren heutzutage ohne freie Presse und ohne constitutionnelle Verfassungen nicht denkbar. Ebenso wenig aber auch eine wirklich lebendige Verfassung ohne öffentliches Verfahren. Wenn wir uns daher nicht in einem unfruchtbaren Cirkel herumdrehen und ewig warten wollen, bis alle unsere logischen Voraussetzungen in Erfüllung gehen, so bleibt nichts übrig als auf irgend einem Punkte der Peripherie vorläufig Posto zu fassen, und sei er auch noch klein und unbedeutend, uns hier festzustellen und von dort aus an Vollendung des ganzen Kreises zu arbeiten. Diesen Punkt können wir uns aber nicht wählen, sondern der Moment führt ihn uns zu. Wenn wir Steinacker recht verstanden haben, so würde er z. B. vielleicht die Bemühungen der würtembergischen und sächsischen Kammer um Einführung des öffentlichen Verfahrens als unzweckmäßig betrachten und dagegen mehr allgemeine auf die Verfassung Deutschlands Bezug habende Fragen zur Entscheidung zu bringen wünschen. Wir halten diese Ansicht für irrig; uns ist es einerlei, auf welche Weise zuerst Bresche in die feindliche Festung geschossen wird oder wo man Sturmleitern ansetzt; uns ist der nächste, gelegenste Punkt der liebste. Manche Operation wäre vielleicht entscheidend, aber man ist an seine Truppen, an Localität u. s. w. gebunden. Für einen Feldzug gegen das heimliche Gerichtsverfahren reichen unsere Kräfte vielleicht eben hin; für einen Feldzug, der den Feind aus allen seinen Positionen mit einem Male herauswürfe und ihn gänzlich zernichtete, möchten wir derweilen noch zu schwach sein.

F. von Florencourt.

Beitrag zur Charakteristik Karl's V.

Der Charakter Karl's V., des Fürsten, welcher an der Grenze des Mittelalters und der modernen Welt steht und, auf die höchsten Gipfel des Lebens gestellt, am meisten allen Strömungen des heranbrechenden Morgens ausgesetzt war, ohne daß er in seiner Stellung allen Folge leisten konnte, des Fürsten, auf welchem die Augen einer alten und einer neuen Welt beobachtend ruhten, ohne daß er der einen oder der andern zu genügen vermochte, hat von jeher bei den Historikern für ein Problem gegolten und zu manchem Zwiespalt der Meinungen

Veranlassung gegeben. Bekannt sind unter den Neuern die Urtheile Raumer's und Ranke's über ihn, des Erstern in dem ersten Bande seiner „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", des Zweiten im ersten Bande der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", beide zugleich bezeichnend für die gesammte Auffassungs- und Darstellungsweise dieser Geschichtschreiber. *) Raumer stellt die Aussagen von Zeitgenossen nebeneinander und überläßt es dem Leser, diese in Übereinstimmung zu bringen und in Einem Bilde zu vertheilen; Ranke sucht mit seiner kundigen Hand die einzelnen überlieferten Züge in einem feinen Portrait zu vereinigen, freilich nicht immer mit Entschiedenheit der Farben. Bei den Urtheilen der Zeitgenossen über den Kaiser müssen wir hauptsächlich den Gesichtspunkt innehalten, wie dieselben durch ihre verschiedene Nationalität diesem gegenüberstanden. Für uns Deutsche müssen natürlich die Urtheile gleichzeitiger deutscher Schriftsteller am bedeutendsten erscheinen. Ranke gewinnt aus diesen das Resultat: „Was hatte er, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt." Ebenso: „Während die Italiener seine Einfachheit preisen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen u. s. w."

Hauptsächlich in Beziehung auf diese Äußerungen lasse ich hier einen Beitrag zur Charakteristik Karl's V. folgen, aus welchem klar wird, daß ihnen wenigstens keine unbedingte Wahrheit zuzuschreiben ist, und daß es allerdings auch Deutsche gab, welchen die Herablassung und Freundlichkeit ihres mächtigen Kaisers ans Herz ging und ein Gefühl der Rührung hervorrief, welchen die Einfachheit, sogar Ärmlichkeit seiner Kleidung wol auffiel, aber sie durchaus nicht zu hämischen Bemerkungen veranlaßte. Es ist dies eine Stelle der handschriftlichen Chronik von Schwäbisch-Hall, welche der Pfarrer Johannes Herold hinterlassen hat und welche häufig wegen des in Georgii „Uffenheimischen Nebenstunden" (S. 149—174) abgedruckten Bruchstücks, den Bauernkrieg, hauptsächlich in Franken und Schwaben, betreffend, citirt wird. Auf S. 276—281 des Exemplars, welches dem Ref. vorliegt und eine durch den Schulmeister Matthäus Jüngling im J. 1623 gemachte Abschrift ist, wird über den „Kaiserlichen Einritt" in Hall berichtet. Karl V. hatte nämlich am Anfang des Januars 1541 Belgien verlassen (am 24. Februar 1540 war er, nach dem merkwürdigen Besuche bei König Franz in Paris, in dem unruhigen Gent angekommen) und begab sich nach Regensburg, wohin Granvella am 15. Januar, nach erhaltenen Briefen vom Kaiser, die der Religion wegen zu Worms versammelten Abgeordneten der deutschen Fürsten geladen hatte. Karl kam auf seiner Reise durch Metz, durch Speier und berührte von da auf der Weiterreise u. a. denn auch Hall. Auch nach Nürnberg gelangte er auf der fernern Fahrt, wo er bisher noch niemals gewesen war, und wurde, wie Sleidan erwähnt, in der alterthümlich-prächtigen Stadt mit dem größten Gepränge aufgenommen. **)

Unmittelbare Bedeutung hat der hier mitzutheilende Bericht

*) Ref. will hiermit keineswegs das Urtheil unterschreiben, welches in den „Deutschen Jahrbüchern" (1841, Mai, Nr. 107—110) über die Auffassung und Darstellung der genannten Historiker ein Ungenannter in dem Aufsatze „Die berliner Historiker" fällt. Die Farbe der Partei schlägt in demselben stark vor; doch hat es auch, bei aller Hochachtung für jene beiden Männer sei's gesagt, an wahren und treffenden Bemerkungen keineswegs Mangel.

**) Sleidan. de statu rel. et reipubl. (Argent. 1561, S. 221.) Der Kaiser kam nach vollbrachter Reise einige Zeit vor den Fürsten oder deren Abgesandten in Regensburg an und erwartete diese, deren Mehrzahl im März eintraf.

von dem Eintritt Karl's V. in Hall allerdings nicht. An solchen Beschreibungen der Empfangsfeierlichkeiten hoher Häupter haben unsere Archive, gedruckt und handschriftlich, häufig sogar in Verse gebracht, Überfluß; auch in den Chroniken am Schlusse des Mittelalters und späterhin, vornehmlich in den Städtechroniken, nehmen jene eine bedeutende Stelle ein. Ja, wir besitzen sogar, wie bekannt, eigene, prächtig ausgestattete Bücher, welche einzig solche und ähnliche Festlichkeiten *) zum Gegenstande haben. Unsere Beschreibung von dem kaiserlichen Einritt in Hall nimmt ihr Interesse allein von der Individualität des Kaisers, und da unstreitig einige für diese bezeichnende Züge aus dem naiv-breiten Gerede städtischer Eitelkeit hervortreten, so möge sie immerhin in getreuer Abschrift hier folgen.

„Anno Dmni 1541: am 11. tag des Hornungs, welcher war der Freytag vor der verbodtenen Zeit (Fasten), ist Kayßer Carll der Fünnfft, ein geborner Ertzhertzog auß Österreich, König Inn Hyspania, zu Hall eingeritten mit 400 Pferdten, einem seltzamen gesindt; sindt die vonn Hall mit 49 Pferdten entgegen geritten, dennen hat man schwartze mützlen (prov. Jacken, kurze Röcke) gemacht, ann dem einen ermel gelb vnd robt seyden eingenähet. mit diesen pferdten ist Conradt Büschler, Alter Stadtmeister, Mardtern Wurtzelman, Stadtschreiber, Chrystoph Haß, gantz Schwartz, als die Laid tragen, geritten, Kay: Mayt: Zugefallen, dieweil sie Laydt vmb ir gemahl trugen. **) Dißen Dreyen sind Philipps Büschler vnnd Eßel Sprenger, vnnd Jedem ein Schienbub, alß Hauptleudten mit schönnen Federbüschen woll heraußgestrichen, nachgeritten. Diße alle sind gen Westernach zu dem Lanndhauß geritten, zu der eüßern wehren; also sind die Drey, der Stadtmeister, Stadtschreiber vnnd Christoph Haß vonn denn pferdten gestiegen, zu dem Dridtenmahl sich genaiget, da hat Kay. May. styll gehalten, hat der Stadtschreiber sein Mayt. lateinnisch empfangen, vnnd denn schlüßel zu dem Lanndthurm vbergeben, mit Anzaigung wie dieße Lanndschafft mit grund vnnd boden sein sey, auch gebödten zu uerordnen, wo sie reidten sollen. nachdem aber die vonn Hall Kay Mayt. empfangen, trungen die vonn Hohenlohe fort (drangen vor — in Streit und Eifersucht mit Hall begriffen), dann sie Kay. Mayt. auch begleidten; darauf Kay Mayt. verordnet, das Die vonn Hall allernechst vor Ime sein geritten, biß gen Hall zu dem Gelbingen thor. vor demselben ist gestanden Michael Schletz, Städtmeister, mit anndern des Raths, hat Kay. Mayt. Teutsch empfangen. Darnach haben zwen Altemänner des Eüßern Raths Kay. Mayt. die Schlüßel vberantwordtet zu der Stadt, hat Kay. Mayt. dem Städtmeister die Hannd gebodten, vnnd die Schlüßel widergeben. als bald sich vier gefunden, darzu verordnet, Inn Mardtern Schauben (Marder-Schauben — Schaube: Mantel, Überwurf; — franz. jupe), Zwen des Innern, vnnd Zwen des Eüßern Raths, haben ein schwartzen Damastin Himmel gehabt, darann ein gülldener Adler gemahlet, denn vber den Kayßer geworffen; darunder sein Kay. Mayt. eingeritten. ***) viel Tromedter, die doch

*) Als sich der Glanz der Höfe unter Ludwig XIV. auf das höchste steigerte, mußte auch darauf gesonnen werden, für sie eine historische Literatur zu gründen; und Feste sind bekanntlich die Thaten und Ereignisse der Höfe.

**) Isabella, Tochter des Königs Emanuel von Portugal, dem Kaiser verm. 1526, st. Mai 1539. Sleidan. S. 203. Die Trauer des Kaisers dauerte demnach lange.

***) Ein besonders feierlicher Empfang war u. a. dem Kaiser am 15. Juni 1530 zu Augsburg bei seinem Einzuge zum Reichstag geworden. Die Kurfürsten kamen ihm vor der Stadt zu Fuß entgegen u. s. w. Auch hier ein Thronhimmel u. dergl. m. Seckendorf. comment. de Lutheran., II, 160; vergl. auch Raumer, I, 465. Bemerkenswerth ist, daß bei diesem Einzuge sich schon protestantische Stimmen regten, indem nämlich die Kurfürsten nicht wollten, daß der päpstliche Legat, Cardinal Campeggio, neben dem Kaiser reite, wie er es beim Einzuge in München gethan. Andere Hartnäckigkeit in Äußerlichkeiten bei Raumer a. a. O.

nit geblaßen, sindt vorher geritten, vnnd sein Heroldt hat denn gülden Adler vnnd schwert vor her geführet. Kay. Mayt. ist gar schlecht in einem schwartzen Rock vnnd Fültzhuet geritten, kein Seyden noch gold, außgenommen das güldin Lamblein (goldene Vließ), ann Im gehabt. mann hat die Drey grossen glocken gelidten; es sindt aber die 80 mann in voller Rüstung sehr woll gebutzt vnnder dem Thor gestanden. Kay. Mayt. ist In Hermans Büschlers Hauß eingeritten, alda vber nacht gelegen, da hat mann Ihme etlich göldten mit hecht vnnd Karpffen *) für das Losamendt getragen, zwen wägen mit habern, ein wagen mit wein darfür geführt, vnnd Kay. Mayt. ann dem Fenster liegent hat solches selber gesehen. ferner hat ein E. Rath Kay. Mayt. ein gantz güldene Schnüren **) voller gold verehret, darauf sein Mayt. sich erbodten, er woll Ihnen ein gnädiger Herr sein, vnnd sie sollen sich alles guts zu Ihme versehen. ***) Des anndern tags hat Kay. Mayt. denn Städtmeister beschickt vnnd befohlen, sie sollen vmb Aylff Vhr vff denn Platz khommen, vnnd Ihme wegen des Reichs hulden vnnd schweren. Da besorgt sich ein gemeine Stadt, mann wurde Ihnen der Religion halber etwas ein Aydt zumuthen. Dann Kay. Mayt. hatte kürtzlich zuuor Inn seinen Erb Lanndern ein häfftiges Codict (Edict) wider die Euangelischen vnnd Lutherischen, Zwinglischen vnnd widertauffer laßen außgehen, vnnd Ihre Bücher, in truck außgangen, zu uerbrennen befohlen †), auch alle so bißer Secten einer annhang (en) vnnd nit widerruffen wollten, zu Todten. hat doch Gott der Herr, der des Königs hertz in seiner handt hat, gnad geben, das Deren sachen nie gedacht, wiewoll etlich Babisten gen Hall geloffen, mit frolocken, vermeint, Johanni Brentzen, dem Pfarr Herren, vnnd anndern die Köpff abschlagen zu sehen. als nun ein E. Rath mit sampt der gantzen Burgerschafft vff denn Platz khommen, hat man Zwey fenster in des Büschlers hauß in der Stuben außgehebt, ann welchem einen Kay. Mayt., am anndern der Teutsche Cantzler, der Herr vonn Rabiß ††) gestanden. alß aber dem, so das (der) fenster eins aufhub, zu schwer wollte werden, hat Kay. Mayt. selber mit der einen hannd angriessen, damit das fenster Ime nit empfielle. Diße Demuth hat meniglich wohlgefallen. Der Aydt, so ein E. Rath vnnd gantze gemein dem Kayßer gethan ist dißer: wir hulden vnnd schweren euch, dem aller Durchleuchtigsten, Großmechtigsten Fürsten vnnd Herren, Carolo Vnnserm aller Gnädigsten vnnd Reichs Herren getrew vnnd gehorsam zu sein, Ew. Kay. Mayt. vnnd des Heyligen Römischen Reichs Frommen zum besten zu werben, auch schaden zu bewahren, vnnd alles das zuthun, das getrewe vnnd gehorsame vnnderthannen Ihren Rechten Herren, alß Römischen Kayßer, vnnd dem Römischen Reich schuldig vnnd pflichtig zu thun sein, getrewlich ohnne alle geuerde (Gefährde), also helff Vnnß Gott. — Alß aber dißer Aydt verleßen, hat sich der Stadtschreiber vonn wegen des Raths vnnd gantzer Stadt bewilligt (hat im Namen des Raths und der Stadt eingewilligt), denn zu thun; also haben sie geschworen. nach gethannen Aydt ist Kay. Mayt. vonn stund an vfgeseßen, hat vor dem hauß dem Städtmeister vnnd etlichen des Raths die Handt gebodten, vnnd vff Creylßheim zugeritten." 19.

*) Vielleicht Gülten oder Gilten, Tribut oder Steuer in Naturalien, welche die Reichsstadt dem Kaiser als Reichsoberhaupt nach altem Herkommen zu entrichten schuldig war? Wachter's Glossarium (Lips. 1727): gild giban, kaisaragild etc.

**) Wahrscheinlich Becher oder ein ähnliches Gefäß von dem mittelhochdeutschen schower, scheuer, welches diese Bedeutung hat, zusammenhängend mit schuren, bedecken, schirmen.

***) Der Rath zu Hall schien zu wissen, wie er sich den Kaiser verpflichten konnte, der, wie Ranke sagt, „nicht eben immerfort Geld hatte".

†) Vergl. Raumer a. a. O. S. 282, 450.

††) Johann Naves (Johannes Navius bei Sleidan) aus Luxemburg hatte die Stelle des Kanzlers Held eingenommen, welchen der Kanzler N. Granvella verdrängte und vom Hof entfernte (Sleidan, 268), angeblich seiner großen Heftigkeit wegen. — Sleidan, 219: „Erat id temporis Vesontione Granvellanus, quod est in Sequanis oppidum, unde genus et originem ducebat, quumque distentus occupationibus ad diem adesse non posset (Wormaciae), scriptis literis Moguntinum reliquosque principes colloquio designatos, altera die Novembris Joannem Navium Lucemburgium praemittit, qui moram excuset et desiderium ipsis leniat. Postquam enim, nata simultate, sicut ante diximus, Mathiam Heldum eliserat, hunc, velut magis obsequentem suis moribus, ascivit in ejusque locum substituit etc." Naves hatte sich hier also vermuthlich, von Worms abgereist, in Speier oder einem andern nahen Orte dem Kaiser angeschlossen und setzte mit diesem den Zug zum Reichstage nach Regensburg fort. Er starb im J. 1547; Georg Seld, Ictus, wurde an seiner Statt Vicekanzler. Sleidan 336. Granvella d. V. überlebte ihn um drei Jahre und starb 1550, nachdem er totos nunc annos viginti summum dignitatis locum innegehabt hatte und solus fere consiliorum Caesaris et arcanae mentis conscius gewesen war. Sein Sohn Antonio (geb. 1517), Bischof von Arras, dem Kaiser sehr vertraut und in Abwesenheit seines Vaters schon früher provisorisch mit der Leitung der obersten Reichsangelegenheiten beauftragt, folgte ihm im Amte und führte sein Werk weiter.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein junger Orientalist, Namens Eduard Biot, hat vor kurzem ein Werk herausgegeben, das für das Studium der chinesischen Geschichte und Geographie eine wahre Bereicherung ist. Es ist dies ein „Dictionnaire des villes et arrondissements de l'empire chinois, indiquant les latitudes et longitudes de tous les chefs-lieux, leurs noms anciens et modernes et les époques auxquelles ces noms ont varié". Was besonders dieses Werk, das aus den besten Quellen zusammengetragen ist, sehr schwierig machte, war die große Verwirrung der Orthographie, die in den Werken, welche über China handeln, zu herrschen pflegt. Der Verf. hat deshalb sehr wohl gethan, eine vergleichende Übersicht der verschiedenen Arten, wie die Europäer die chinesischen Laute wiedergeben, seiner Schrift hinzuzufügen. Er setzt zuerst die portugiesische Methode auseinander, die von den ersten Missionnairen angenommen war, und entwickelt dann die französischen und englischen Orthographien, die von neuern Sinologen der ältern Manier vorgezogen werden. Diese Übersicht, die vom bekannten Sprachforscher Stanislaus Julien durchgearbeitet ist, kann für einen wichtigen Beitrag zur chinesischen Grammatik gelten. Besondern Werth verleiht diesem interessanten Werke eine sehr vollständige Karte von China. Sie ist nach den im Nachlaß des berühmten Orientalisten Klaproth gefundenen Entwürfen gearbeitet, und Biot hat Alles nachgetragen, was nach dem Tode dieses Gelehrten entdeckt ist.

Pölitz hat eines seiner umfassenden Werke „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" betitelt. Nach Analogie dieses Titels könnte man einen guten Theil der von katholischen Historikern herausgegebenen historischen Schriften als „Geschichtswerke im Licht (oder eigentlich der Finsterniß) des Mittelalters" bezeichnen. So haben wir kürzlich eine Geschichte Frankreichs, die noch dazu für das größere Publicum berechnet ist, von einem gewissen A. Gabouard erhalten („Histoire de France depuis les origines gauloises", 3 Bde.). Dieses Werk hat sich, obgleich erst seit kurzem veröffentlicht, ein so großes Ansehen erworben, daß davon bereits eine zweite Auflage vorbereitet wird. Auf jeder Seite, und besonders in dem Theile, der der mittelalterlichen Geschichte gewidmet ist, spricht sich der Gedanke aus, daß die Monarchie von den geistlichen Oberhäuptern der Kirche eingesetzt ist. Ein erzkatholisches Journal sagt von dieser neuen Geschichte, daß „sie zum ersten Male der Kirche und der Geistlichkeit den Ruhm wieder zu erwerben sucht, den eine unwissende und ungläubige Philosophie ihnen streitig gemacht hat". 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 21. — 21. Januar 1843.

Deutsche Städte und deutsche Männer. Nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft. Reiseskizzen aus den Jahren 1837—40. Von Ludwig v. Jagemann. Zwei Bände. Leipzig, Binder. 1842. Gr. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Diese Reiseskizzen können, obgleich keineswegs neue, vielmehr schon vielfach besprochene und erörterte Themata enthaltend, dennoch mit Recht als eine angenehme und unterhaltende Lecture anempfohlen werden. Der Verf. beginnt dieselben mit einer „Physiognomik deutscher Hauptstädte" und stellt Berlin, Wien und München vergleichend zusammen, oder vielmehr einander gegenüber. Die besondere, diese Hauptstädte voneinander unterscheidende Eigenthümlichkeit setzt nun der Verf. darin, daß in Berlin der höchste Genuß in einem „guten Witz", in Wien in einem „guten Walzer" und in München in „gutem Bier" bestehe. Obgleich wol hierin der in den genannten Hauptstädten im Allgemeinen vorherrschende Volksgeist zu schroff und scharf in eine schlagendere und eben deshalb mehr schillernde als wahre Spitze zusammengedrängt ist, so ist doch allerdings unverkennbar eine gewisse Wahrheit darin ausgesprochen, die sich dem unbefangenen und aufmerksamen Beobachter unabweislich aufdringen muß und wird. Ein angeborenes Talent zum Witz kann dem Berliner durchaus nicht abgesprochen werden, allein indem sich damit, wenigstens bei der großen Menge, kein gründliches und gediegenes Unterrichtetsein verbindet, das allein den Witz zu einem gehaltvollen, wahren Witze machen könnte, artet jenes Talent nur allzu oft und allzu gewöhnlich in jene seichte und leere Witzmacherei aus, die unser Verf. mit Recht tadelt und die, verbunden mit einer ziemlich großen Selbstgefälligkeit und Eingenommenheit von ihrer Stadt und allem derselben Angehörigen, den Berliner zu jenem oft großsprecherischen und absprechenden Ton und Benehmen verleitet, durch das sich der Fremde im ersten Augenblick unangenehm berührt fühlen muß. Es bedarf erst eines längern und genauern Bekanntwerdens mit dem Berliner, um sich zu überzeugen, daß es mit seinen Witzeleien im Grunde nicht so böse gemeint sei, und daß jene Schattenseiten im Volkscharakter der Berliner beiweitem von den Lichtseiten in demselben überwogen werden. Muß Berlin der Kaiserstadt und ihren Bewohnern in vieler Beziehung in jenem Geiste der Heiterkeit und anspruchlosen Gutmüthigkeit den Vorrang einräumen, so wird Wien umgekehrt Berlin den Vorrang in der geistigen Regsamkeit und Rührigkeit zugestehen müssen.

Was endlich die Münchner betrifft, so kann das übermäßige und zum Theil unmäßige Biertrinken, das für sie ein Lebensbedürfniß geworden ist, unmöglich sonderlich förderlich weder fü die Ausbildung eines feinen Gefühls noch für die Entwickelung des geistigen Lebens im Volke sein, und wir möchten daher nach den von uns gemachten Wahrnehmungen von den Münchnern gar sehr bezweifeln, daß sie durch die mit Verschwendung treibhausartig emporgetriebene Kunstblüte zu einer „gewissen Verfeinerung des Gefühls heraufgetrieben" worden sein sollten, wie der Verf. meint. Wir können überhaupt auf die bloße Kunstbildung keinen so großen Werth legen, als er es thut; denn die Kunst, die nur Glanz und Schimmer, nicht aber Wesen und Wahrheit ist, kann einem Volke und einer Zeit wol eine äußerliche Scheincultur, aber keine wahrhaft innere Bildung geben. Die alten Hellenen standen z. B. unstreitig auf dem höchsten Standpunkte der ästhetischen Bildung, den nur irgend ein Volk erreichen kann und den schwerlich irgend eines jemals wieder erreichen wird; wie stand es aber mit seiner innern und wahren, das ist mit seiner religiös-sittlichen Bildung? Es war in dieser Beziehung gerade vermöge seiner hohen Kunstbildung und in Folge derselben bekanntlich das allerverderbteste Volk, das die Geschichte kennt. Wir können also dem Verf. unmöglich Recht geben, daß auf den sinnlichen Menschen nur durch ein sinnliches Princip, wie es die Kunst, ihrer Natur nach, doch nur ist, gewirkt werden könne; nur durch die stille Macht eines geistigen Princips, wie es in Religion und Wissenschaft gegeben ist, kann die sinnliche Natur im Menschen mit Vortheil bekämpft und mit Erfolg überwältigt werden, und einzig und allein, wenn sie auf diesem soliden Unterbau beruht, wird die Kunst eine wohlthätige Culturwirkung auf Völker und Menschen ausüben können, abgesehen davon aber einem Flimmerglanze gleichen, der die innere sittliche Verderbniß und Fäulniß nur um so gefährlicher verbirgt, je mehr er die Augen über Das verblendet, was noththut.

Die zweite Skizze, die uns der Verf. gibt, handelt von den wiener Theatern, und hier sind wir völlig mit ihm einverstanden, daß der hier und in München vorhan-

[illegible]ende Geschmack für die italienische Oper, der das Wahre, Gute und Echte gänzlich verdrängt und den Sinn und die Empfänglichkeit dafür im Publicum erstickt hat, vom Übel ist. Beiläufig übrigens können wir ihm versichern, daß der Berliner ebenso gern Eis ißt wie der Wiener, und sich keineswegs, wie er meint, blos „mit künstlichen Eisbergen begnügt, auf denen man mit leerem Magen den kühlen Drang abrutscht". Ebenso hat er in der angeblich zu Berlin vorhandenen Russomanie offenbar ein Gespenst gesehen, und es wäre gar nicht nöthig gewesen, den Berlinern das Timeo Danaos et dona ferentes warnend zuzurufen, denn man weiß in Berlin so gut wie in der ganzen preußischen Monarchie, was man von dieser Seite aus zu erwarten hat. Wir können übrigens den Widerspruch nicht reimen, in den der Verf. mit sich selber in dieser Beziehung geräth, indem er an einer andern Stelle bemerkt, wie man sich in Deutschland einen ganz falschen Begriff von den Gesinnungen der Berliner gegen die Russen mache, wie er selbst von mehren angesehenen Personen zu hören Gelegenheit gehabt habe, wie man einen tiefen Schauer gegen die Zärtlichkeit dieser Nachbarn habe. Es gewinnt sonach den Anschein, als habe unser Verf. seine erste Bemerkung nach irgend einer flüchtigen und oberflächlichen Wahrnehmung gemacht und sei erst später zu der wahren Einsicht und Erkenntniß in dieser Beziehung gelangt. Wir hätten daher gewünscht, einem offenbar so flüchtigen und sichtlich in der Eile hingeworfenen Urtheile in dem sonst so guten Buche nicht begegnet zu sein. Er führt uns auch zu einem Feuerwerk bei Treptow, wo er die Gelegenheit wahrnimmt, die schon einmal gemachten allgemeinen Bemerkungen über den Volkscharakter der Berliner weiter auszuführen. Im Ganzen läßt sich die Richtigkeit und Treue der von ihm gemachten Beobachtungen nicht verkennen, wiewol er ein wenig mit allzu starken Farben aufgetragen hat und es in der Wirklichkeit beiweitem nicht so arg ist, als er es macht.

Statt jedoch nun auch dem Verf. auf „die Kirchweihe in der Brigittinau" zu folgen, wo wir ihm ohnehin in seinen Bemerkungen und Betrachtungen über das wiener Volksleben weder widersprechen noch beistimmen könnten, weil wir nicht dort waren, ziehen wir es vor, ihm lieber gleich zum deutschen Universitätswesen zu folgen. Zuerst führt er uns die östreichischen Studenten vor, deren Aussehen und Auftreten, nach seiner Schilderung zu urtheilen, allerdings ein sehr prosaisches sein mag. Es ist freilich eine die geistige Bewegung verkümmernde Einseitigkeit, wenn, wie berichtet wird, der Aufenthalt auf der Akademie in Östreich „nichts als eine schulmäßige Vorbereitung zur Praxis" ist, der er die auf preußischen Universitäten herrschende Richtung, „überall philosophische Lehrbegriffe auf die Fachstudien einwirken zu lassen", als das entgegengesetzte Extrem gegenüberstellt. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, uns über diesen Punkt ausführlicher auszusprechen, wenn wir nur noch zuvor bemerkt haben, daß uns Das, was der Verf. bei „München und die Universität" entschuldigend für den kränkelnden und siechen Zustand der dortigen Universität mit Bezugnahme auf die bekannte sprüchwörtliche Redensart, „Niemand kann zweien Herren zugleich dienen", beibringen zu müssen geglaubt hat, nämlich, daß der König deshalb nicht den nämlichen Fleiß und die nämlichen Summen auf die Cultur der Wissenschaften wie auf die Cultur der Künste habe wenden können, weil die Aufgabe, die er sich im Gebiete der bildenden Kunst gestellt habe, eine unermeßliche, alle seine Kräfte und Mittel fast ausschließlich in Anspruch nehmende sei, nicht ganz einleuchten will; vielmehr halten wir es für eine Hauptrücksicht, die eine jede Regierung zu nehmen hat, zuerst und vor allem die geistig-sittliche Bildung mittels sorgfältiger Pflege der Wissenschaft im Volke festzustellen, ehe sie an den Flitterglanz der Künste denkt, aus dem ein Volk keinen Nahrungsstoff für Geist und Herz ziehen kann. Was nun endlich die „berliner Universität" betrifft, so hat sie alle Ursache, unserm Verf. für die hohe Meinung Dank zu wissen, die er von ihr gefaßt hat. Allein so hoch auch immerhin unsere eigene Meinung von der hohen wissenschaftlichen Bedeutsamkeit dieser Lehranstalt ist, so müssen wir doch gestehen, daß uns der Verf. nicht blos ein wenig, sondern sogar ein wenig stark übertrieben zu haben scheint, wenn er meint, der junge Mann lerne hier außer Decretiren, Katechisiren, Receptiren auch die Kunst zu leben, und erhalte zugleich die Anleitung, die Fortschritte der Civilisation und Ästhetik zu beobachten und sich ein eigenes Urtheil zu begründen. Wenn es nun unmittelbar darauf heißt, daß ein einjähriger Aufenthalt zur Aneignung aller dieser außerordentlichen Resultate hinreiche, ein längeres Verweilen, ein tieferes Eingehen aber leicht zu weit, nämlich zum „Hyperberlinismus", zur „Witzflunkerei, Absprecherei und Rodomontade" führen könne, so sind wir in der That zweifelhaft, ob wir dies für Ernst, oder nur vielmehr für Scherz, oder wol für ungeheure Ironie halten sollen. Denn wir halten es für unmöglich, daß der Verf., der sich sonst als ein denkender Beobachter zeigt, im Ernste geglaubt haben sollte, daß ein Jüngling in dem so kurzen Zeitraum eines Jahrs Decretiren, Katechesiren, Receptiren und auch noch obenein die so schwere Kunst zu leben lernen, ferner nicht nur die Fortschritte der Civilisation und Ästhetik beobachten, sondern auch sich sogar ein eigenes Urtheil sollte begründen können. Das müßte ein wahres Wunderkind sein. Wir an unserm Theile können dem Verf. versichern, daß es z. B. der beiweitem kleinste Theil der die Rechte Studirenden nach dreijährigem Universitätsstudium kaum so weit gebracht hat, ein leidliches Protokoll aufzunehmen; aber ein Decret abzufassen möchte vielleicht kein einziger der jungen Männer im Stande sein. Ebenso verhält es sich, und zwar in einem noch viel größern Umfange, mit den Studiosen der Theologie, wo es gewiß auch nur sehr wenige auf der Universität so weit gebracht haben dürften, um mit Erfolg katechisiren zu können; daß endlich das Receptiren, was die Studirenden der Medicin auf der Universität allerdings leicht und bald erlernen mögen, wie wir zugeben wollen, nicht die Hauptsache für den Arzt ist, sondern daß richtige Erkenntniß und Behandlung der mannichfachen Krank-

heitsformen den Arzt ausmachen, die sich jedoch nicht auf der Universität, sondern nur durch langjährige, sorgsame Beobachtungen und Erfahrungen am Krankenbette, also nicht theoretisch, sondern nur praktisch erlernen lassen, damit wird hoffentlich der Verf. einverstanden sein. Die große Kluft, die hier, wie auch in allen andern Beziehungen, zwischen dem allzu theoretischen Universitätsstudium und den immer überwiegender werdenden praktischen Bedürfnissen und Anfoderungen der Zeit immer bemerkbarer hervortritt, ist jedenfalls ein sehr großer Übelstand, der schwerlich durch den Vortheil des „Hinaufziehens aller Studirenden in die Sphäre echter Humanität und überhaupt in die höhern und edlern Gedankenkreise" ganz aufgewogen werden kann. Denn wenn es auch unstreitig einzelne starke und unabhängig gesinnte Geister geben mag, die sich von jedem Wissenszwang und von jedem Formalismus frei zu halten wissen und die dann beim Eintritt in die Praxis den Realverhältnissen „die gehörige Aufmerksamkeit widmen und sie von dem philosophischen Elemente nicht weiter durchdringen lassen, als es dem Bedürfnisse der Zeit und der mittlern oder niedern Stände entsprechen kann", so dürfte doch deren Zahl immer nur im Verhältniß zur großen Mehrzahl, bei denen entweder der wissenschaftliche Geist und Sinn unter dem Gewichte des praktisch-nothwendigen Formalismus erliegen wird, oder die sich aus gänzlichem Mangel an praktischer Vorbildung zum Geschäftsdienst gar nicht im Geschäftsleben zurechtfinden können, sehr gering und von einem Hinaufziehen aller Studirenden in die Sphäre echter Humanität kann vollends wol nur im Scherze die Rede sein. Daß die berliner Studenten keinen Werth auf auffallende und abstechende Kleider setzen, hat nicht sowol seinen Grund darin, daß die meisten jungen Leute in gesellige Kreise eingeführt sind — vielmehr sind gerade im Gegentheile verhältnißmäßig nur sehr wenige in geselligen Kreisen aufgenommen —, als es vielmehr einfach die ganz natürliche und nothwendige Folge von dem Leben in einer großen Hauptstadt ist, wo überhaupt kein einzelner Stand so leicht in irgend einer Beziehung den Tonangeber spielen kann, ohne sich lächerlich zu machen. Ebenso können sich wol nur die wenigsten den täglichen Besuch des Theaters gestatten, und was endlich die angebliche solide Kunstbildung betrifft, die sich die berliner Studirenden durch den fleißigen Besuch des Museums leicht erwerben können, so dürfte dieser eben nicht weder an und für sich noch beziehungsweise von sonderlicher Erheblichkeit sein: an und für sich nicht, weil wir überhaupt nur einen bedingten Werth auf die Kunstbildung setzen und dieselbe in unsern Augen nur von untergeordneter Bedeutung im Verhältniß zu der durch die Wissenschaft zu vermittelnden geistig-sittlichen Bildung ist; beziehungsweise nicht, weil das berliner Museum mehr für Kunstkenner von Fach, als auf Bildung des Kunstgeschmacks berechnet ist.

Durch ein sehr gefärbtes Glas, vielleicht bei Regenwetter, oder weil er eben an die „hohen Potentaten des Literaturreichs" dachte, hat unser Verf. Prag betrachtet, das ihm gar nicht gefallen hat, während wir uns gerade im Gegentheil — und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, die große Mehrzahl unserer Leser, die dort waren, mit uns — von dieser Stadt durch die ihr so entschieden im Ganzen wie im Einzelnen aufgeprägte Alterthümlichkeit, dergestalt, daß sie als eine steinerne Personification einer großen und bedeutsamen geschichtlichen Vorzeit und Vergangenheit erscheint, ungemein angezogen gefühlt haben. Wir können dem Verf. versichern, daß wir uns so wenig wie er durch Städte angesprochen gefühlt haben, deren ganze Herrlichkeit in „Schlössern, Kirchen und Häusern" besteht. Aber das ist auch eben nicht die wahre Herrlichkeit und Schönheit, die Prag in unsern Augen vor vielen andern Städten voraus hat, sondern diese besteht für uns wesentlich, wie gesagt, in jener Weise von Alterthümlichkeit, die so rein und entschieden über diese Stadt ausgegossen ist wie sonst nicht leicht über irgend eine andere. Aus eben diesem Grunde hat uns Verona mehr als das prächtige Mailand, und Nürnberg mehr als die prächtige Kaiserstadt an der Newa gefallen. Wir wollen jedoch über diesen Punkt, der ein Gegenstand individuell verschiedener Auffassungen und Ansichten sein kann, nicht rechten; aber wir gestehen nicht begreifen zu können, wie man so ohne weiteres behaupten kann, daß die Kirchen Prags „ohne Ausnahme unschön, einige sogar häßlich" sind. Ist denn etwa der Verf. nicht in der St.-Nikolaikirche gewesen, die unter jedem Gesichtspunkte schön genannt zu werden verdient, indem sich darin eine großartige Pracht mit edler Einfachheit verbindet und in der sich außerdem mehre sehr ausgezeichnete Gemälde befinden? Auch die Teinkirche die Kreuzherren- und St.-Emauskirche sind sehenswerth. Den Vorrang vor allen andern Kirchen Prags verdient aber freilich die prächtige St.-Veitskirche, die mit Erlaubniß des Verfassers, der in seiner Mislaune „nur manche Theile, die auf einen gereinigten Geschmack schließen lassen", gelten lassen will, unter den vielen schönen Kirchen, deren Ref. eine große Zahl zu sehen Gelegenheit gehabt hat, einen der ersten Plätze einnimmt. Man lernt aber aus diesem Beispiele, wie es nicht minder mislich um die Berichterstattungen der Reisebeschreiber als um die Berichterstattungen von Augenzeugen von geschichtlichen Ereignissen und Vorgängen bestellt ist, und wie wenig man ihnen Glauben beimessen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein großer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts.

Oeuvres de *Bonnaventure Desperriers*. Paris 1842.

Ref., der in der Geschichte der französischen Literatur ziemlich zu Haus zu sein glaubte, war nicht wenig erstaunt, als er in zwei der besten französischen Revuen B. Desperriers, den er kaum dem Namen nach kannte, für einen der größten Geister des 16. Jahrhunderts und für einen Schriftsteller erklärt sah, der es mit Rabelais und Marot aufnehmen könnte. Der Kritiker, der diesen längst verschollenen Schriftsteller aus seiner Dunkelheit hervorzog und mit einem Male auf die Linie der ersten Dichter Frankreichs stellte, war kein anderer als der gelehrte Ch. Nodier, vor dessen Urtheil wir uns schon beugen müssen. So dauerte es denn auch nicht lange, bis der wieder entdeckte und wieder aufgefundene Schriftsteller neu aufgelegt ward. Wir sind jetzt im Stande, näher zu prüfen, ob

das Urtheil Nodier's wirklich ohne weiteres zu unterschreiben ist. Wir glauben nach Durchsicht des mäßigen Bändchens, das wir vor uns liegen haben, daß es sich nicht eben der Mühe lohnte, die vergessenen Schriften Desperriers' aus dem Staube der Bibliotheken hervorzuholen. Sein „Cymbalum mundi" ist das berühmteste seiner Werke. Nachdem es fast zwei Jahrhunderte hindurch gänzlich vergessen war, erschienen mit einem Male 1711, 1732, 1738 und 1752 Schlag auf Schlag neue Ausgaben davon. Es verdankte sein großes Aufsehen besonders dem Umstande, daß es von mehrfachen Verboten getroffen ward. Man wollte in diesem räthselhaften Werke einen kühnen Angriff auf den christlichen Glauben sehen, und Desperriers galt deshalb lange Zeit hindurch für einen Vorläufer Voltaire's, bis es dieser selbst endlich auf seinen wahren Werth zurückführte, indem er es für eine platte Nachahmung des Lucian erklärte. Die Balladen, Episteln und Lieder, die wir in den Werken Desperriers' noch finden, sind von keiner großen Bedeutung. Auch seine Bearbeitung von Terenz' „Andria" ist im Ganzen schwach, obgleich sie sich sicher mit den erbärmlichen Übersetzungen dieses Stücks von Mad. Dacier und dem Abbé la Monnier messen kann. Ch. Nodier, der, wie wir gesagt haben, zuerst wieder die Stimme zu Gunsten Desperriers' erhoben hat, legt ein besonderes Gewicht auf seine „Discours non plus mélancoliques que divers". Er bewundert darin „eine ebenso geistreiche als liebenswürdige Gelehrsamkeit, in der sich das Wissen eines Heinrich Stephanus mit dem attischen Salze eines Rabelais vermählt". Was uns bei diesem Stücke am meisten angezogen hat, ist der derbe, naive und kräftige Ton, der in diesen „Discours" herrscht, der sich indessen bei vielen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts findet. Der Bibliophile Jacob hat diese neue Ausgabe mit einer Biographie Desperriers' und mit werthvollen Noten ausgestattet. 6.

M a n c h e r l e i.

Theodor Mundt's „Kunst der deutschen Prosa" (Berlin 1837) ist im Ganzen gut geschrieben, nur stören die übermäßig ohne Noth gebrauchten F r e m d w ö r t e r, deren Einmischung zum Nachlässigen und Bettelhaften des deutschen Vortrags gehört, der nichts auf Sauberkeit hält. Wiederholt macht sich folgendes Ausländische breit: Latinisiren, mechanisiren, stolziren (S. 54); Paraphrasiren, Effect, Situation (S. 120); harmoniren, Nuance (S. 128); Perspective, Interpret, Diction (S. 130); Productivität des Stils, poetisiren (S. 132); prägnant, pikant, pointirt (S. 138); Prätension (S. 141); contemplativ, Normen (S. 144); Typus der Cultur (S. 151); fixiren (S. 168); Gruppirung (S. 189); compliciren (S. 175); charakterisiren, Corruption, Ingredienzen (S. 196); Debut (S. 202); identificiren (S. 209); interessant (S. 245); demoralisirt (S. 268); obligate Redensarten (S. 277); formell, raisonniren, Detail (S. 282); Bizarrerien (S. 289); hypergenial, Partien, excentrisch (S. 298); Moment (S. 312); Antipathie, industriös, Essenz (S. 314); Dilettiren (S. 327); Mission der Genius (S. 332); Naturell (S. 343); corrigiren, repräsentiren (S. 376) u. s. w.. Welch ein Fremdwald! Nicht mühsam aufgesucht, sondern allenthalben zu finden, mit Übergehung des Zulässigern. Es heißt S. 276: „Die Sprachmengerei (Anfang des 18. Jahrhunderts) führte der deutschen Sprache zwar manche neue und prägnante Wortgebilde zu, deren sie sich noch heute nicht entschlagen kann, aber das Verderben, welches namentlich die Französirung unsers Idioms anrichtete, ist größer anzuschlagen als die Bereicherung, die ihm dabei widerfuhr." Den Beleg zu dieser Bemerkung gibt die Bemerkung selbst. Wir lesen freilich bei Gelegenheit der Deutschgesinnten Genossenschaft des Philipp von Zesen in Hamburg: sie sei gerathen „in das entgegengesetzte Extrem der Pedanterie", habe den Grund gelegt „zu jenem abenteuerlichen Purismus in Deutschland, der den ganzen Bildungsgang unserer Sprache verkennt und Gespenster sieht bei Worten, deren Verbot das Deutsche seiner eigenthümlichsten Aneignungsfähigkeit und Ausbreitung berauben würde", und gewiß ist Übertreibung der Reinlichkeit möglich. Allein vorab thäte deutschen Schriftstellern Gespensterfurcht noth; denn ohne Zwang konnte Mundt ein Heer seiner eingeschwärzten Überrheiner abwehren, deren Laute wie Fehlgriffe bei dem Vortrage eines Tonstücks klingen. Bequemer ist allerdings für den Spieler das Vergreifen und für den Schriftsteller das Ergreifen des Ersten Besten. Hüte sich doch der Deutsche zuvörderst vor der unseligen Rotte der Iren und Anderm; dann mag Einiges, z. B. das schwer zu vermeidende Interesse entschuldigt werden, welches für seine Allgemeinheit nur in Sinnbesonderheit vaterländische Vertreter findet (Zins, Vortheil, Theilnahme, Anziehendes); merke doch ein deutscher Leser oder Hörer, daß man ihm zu Ehren sich aus dem bestäubten Morgenkleide in ein gut gebürstetes Festkleid geworfen. Viel ist dafür zu lernen von J. H. Voß, dessen Schwerfälligkeit der Leichtfälligkeit des Jungen Deutschlands nicht zusagt, der aber echtes Deutsch schrieb, wie Wenige. Schade, daß Goethe, dem die Leute lieber gleichen möchten, mit vornehmem Behagen allerlei ausländisches Gesindel bei sich duldete und gleich Höfen und Diplomaten fremde Schelme manchmal lieber in Gesellschaft zog als einheimische Ehrenmänner. Der wackere Kolbe („Über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache", 2 Bde., 1806) ist leider vergessen.

Die Deutschen gleichen darin den Juden, daß sie ihren p h i l o s o p h i s c h e n M e s s i a s erwarten, und auch, wie vor der Zerstörung Jerusalems, den Einen verlassen, wenn der Andere auftritt, ja sie halten überhaupt von keiner Philosophie etwas, wenn diese nicht Anspruch macht, die einzige und letzte, die Erfüllung aller Lehren und Weissagungen, also messianisch, zu sein. Mit christlichen Gedanken stimmt dies nicht zusammen, denn laut ihnen ist der Messias schon dagewesen; mit heidnischen Gedanken stimmt es ebenso wenig, denn sie haben keinen Messias erwartet. Soll man eine jüdisch-zähe Festigkeit der Erwartung Stärke oder Schwäche nennen? Sie ist Beides; denn Helden verfolgen standhaft ihre Ansichten, und Weiber wie Kinder lassen sich nicht ausreden, was sie sich in den Kopf gesetzt. Nun erscheinen von Zeit zu Zeit Menschen, die besonders ausgerüstet sind, den Messias-Erwartungen zu entsprechen. Nur ungewöhnliche Gaben machen solches möglich, und sie werden auch von Christen und Heiden anerkannt. Wollte man letztern dagegen zumuthen, Juden der Philosophie zu sein, so dürften sie mit Recht entgegnen: „Wir können nicht werden, was wir nicht sind, nämlich vom Stamm Abraham's; ein Jude wird g e b o r e n, nicht durch Schule oder Leben herangebildet oder eingeweiht." 20.

Verantwortlicher Herausgeber: H e i n r i c h B r o c k h a u s. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1848.

Deutsche Städte und deutsche Männer. Von Ludwig v. Jagemann.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

„Libussa und die Emancipation der Frauen" gibt dem Verf. Veranlassung, sich zu Gunsten der in neuesten Zeiten vielbesprochenen Emancipation der Frauen auszusprechen. Wir an unserm Theile können uns jedoch in dieser Beziehung nicht von der vielleicht altmodischen Vorstellung losmachen, daß das Weib dadurch den schönsten und besten Theil seiner Weiblichkeit, das, was ganz vorzüglich den Reiz derselben ausmacht, verlieren würde: denn einleuchtend kann es nur eins von beiden sein, entweder Mann oder Weib. Ist es Mann, so hört es nothwendig auf Weib zu sein, und will es seine wahre und höchste Bestimmung erfüllen, d. i. Weib und Mutter sein, so kann es unmöglich an männlichen Geschäften, Berufen und Arbeiten Theil nehmen, ohne sich selbst aufzuheben. Die Geschichte berichtet uns allerdings von Frauen mit männlichem Geiste auf dem Throne, sie berichtet uns ferner von solchen, die sich im Gebiete der Wissenschaft und Kunst männlich ausgezeichnet haben; aber sie berichtet uns auch, daß diese männlichen Weiber keineswegs ihrem Geschlechte zur besondern Zierde gereicht haben, und keine Antwort Napoleon's ist wol schlagender und treffender als die, die er der berühmten Frau von Staël auf die Frage gab, welche er für die berühmteste Frau halte: „Madame, diejenige, die die meisten Kinder hat."

Wir gehen zu dem zweiten Abschnitt der Reiseskizzen: „Reiseglossen" über, wo Einiges zu bemerken sein wird, ohne jedoch dem Verf. nach Salzburg, Hallein und Stuttgart zu folgen. Als überflüssig erscheint uns zunächst die Vertheidigungsrede der Sächsischen Schweiz: sie bedarf dessen nicht, wenn man nur von der ganz unpassenden, die Vorstellung davon verwirrenden und zum Vergleich mit der Schweiz gleichsam herausfodernden Benennung Sächsische Schweiz abstrahiren und sich an einer einfach lieblichen und anmuthigen Natur genügen lassen will, ohne von derselben vorauszusetzen oder zu erwarten, was nur die erhaben großartige Natur der Schweizeralpenwelt gewähren und darbieten kann. Was bei diesem Anlaß über die reisenden Engländer bemerkt wird, wie und warum sie einem andern ehrlichen Menschen das Reisen verleiden können, darin kann Ref. nach seinen eigenen in dieser Beziehung vielfach und oft gemachten Erfahrungen nur übereinstimmen; andererseits aber ist indeß auch wahr, daß der Engländer, aufgethaut, ein weit zuverlässigerer Reisegefährte ist als der allerdings als Gesellschafter liebenswürdigere, aber auch leichtfertigere Franzose. Dagegen müssen wir unsern Verf. wieder einigermaßen des Absprechens zeihen da, wo er sich bei der „Donaufahrt und dem Traunsee" über den russischen Volkscharakter und die Russen ausspricht. Er meint nämlich aus dem Umstande, daß einige auf dem Dampfschiffe befindliche Russen mit großer Begierde die Gelegenheit, die ihnen von Seiten einer Französisch parlirenden Wienerin zum Sprechen des Französischen dargeboten worden sei, ergriffen und benutzt hätten, und überhaupt daraus, daß die Russen ihren größten Ehrgeiz darin zu setzen pflegten, besser Französisch als Russisch zu sprechen, mit Fug und Recht folgern zu dürfen, daß dies zu beweisen scheine, „wenn es überhaupt des Beweises bedürfe, daß die Russen keine Nation (warum nicht lieber Volk), sondern ein haltloser Stamm seien, der sich an einen andern Stamm, den er für stärker und fruchtreicher halte, anlehnen müsse, um nur seine kümmerliche Existenz zu fristen". Darum hätten sie von jeher Verlangen nach benachbarten, besser civilisirten Ländern gehabt und es befriedigt, während im Innern so Alles im Rohen und Argen liege, daß Jahrhunderte des redlichsten Fleißes nothwendig wären, um fürs erste nur den tiefeingewurzelten Charakter der Barbarei zu verwischen. „Wer weiß", schließt der Verf. seine Catilinarische Rede wider die Russen, „ob sie denn nicht aller Nationalität verlustig gingen, da man keine Garantie habe, daß sich ein anderer Charakter an die Stelle jener bekannten Verschlagenheit, Gierigkeit und Nachahmungssucht setzen ließe, ohne durch eine Völkerwanderung ganz neue Geschlechter dahin zu verpflanzen." Hier möchten wir nun fragen: ob er denn in Rußland gewesen ist? ob er die Russen und die russischen Zustände aus eigener Erfahrung und Beobachtung kennen gelernt hat? Ist dies nicht der Fall, wie wir nach dem absprechenden Tone glauben müssen, so kann ihm ein competentes Urtheil über Rußland und die Russen gar nicht zugestanden werden, und es ist wol jedenfalls höchst anmaßlich, daß der Verf. nach einer so vereinzelten Wahrnehmung und Beobachtung über ein ganzes, großes Volk

urtheilen, demselben alle Volksthümlichkeit absprechen und es geradezu nur für einen haltlosen Stamm erklären will. Ref. ist längere Jahre in Rußland gewesen und kann ihm daher aus eigener Erfahrung und Beobachtung der Russen versichern, daß sie allerdings eine so bestimmt und entschieden ausgeprägte Volksthümlichkeit haben, wie nur irgend ein Volk sie haben kann, und daher im vollsten Sinne des Worts ein Volk genannt werden können. In dem Volkscharakter der Russen mischen sich bedeutende Lichtseiten mit bedeutenden Schattenseiten. Der gemeine Russe ist allerdings noch ein roher Naturmensch, aus dem viel gemacht werden kann, weil er überaus anstellig und gelehrig ist, und die Verderbniß, die sich in den socialen Zuständen des ungeheuern Reichs unverkennbar eingenistet und bereits tiefe Wurzeln darin geschlagen hat, ist weit mehr und weit allgemeiner in den höhern und obern als in den untern und niedern Schichten der bürgerlichen Gesellschaft und des Volks verbreitet. Wir sind keineswegs Freunde der Russen, aber der Deutsche sollte, dünkt uns, vor allem und überall des „suum cuique" eingedenk sein und bleiben, und nicht so obenhin nach vereinzelten Wahrnehmungen und Beobachtungen aburtheilen. Denn mit demselben Rechte, mit dem unser Verf. aus dem Französischsprechen der Russen sich für befugt hält, den Russen alle Volksthümlichkeit abzusprechen, würden ja auch die Russen ihrerseits aus dem Französischparliren der guten Wienerin folgern können, daß wir Deutsche kein Volk, sondern nur ein haltloser Stamm seien. Ist es freilich unserm Verf. nur um den Effect zu thun, auf den er, wie wir bald sehen werden, einen so großen Werth setzt, so sind freilich dergleichen glänzende und schimmernde Schlagurtheile die geeigneten Mittel dazu; allein dem denkenden Beobachter muß die Wahrheit mehr gelten als das Effect machen.

Der zweite Band des vorliegenden Werks beginnt mit einer Charakteristik deutscher Männer. Wir übergehen, was der Verf. über Goethe, Friedrich Wilhelm IV., Tieck, Savigny, Hitzig, Zeune, Seidelmann, Lessing, Kaulbach, Hildebrand bemerkt, da wir durchaus damit einverstanden sind. Die Frage jedoch, mit der er den Artikel „Franz Lachner" beginnt, nämlich: warum die Componisten in unserer Zeit immer seltener, die Virtuosen dagegen immer häufiger werden? wird uns zu einigen Bemerkungen Anlaß geben. Hr. v. Jagemann glaubt nämlich den Grund von dieser allerdings auffallenden Erscheinung nicht sowol darin suchen zu müssen, daß unsere Zeit keine geniale, sondern nur eine Zeit der Speculation und des Talents sei, indem er an eine rückgängige Bewegung der Zeit nicht glaubt, als vielmehr darin, daß Genies immer nur sporadisch vorkommen, und der günstigen Gelegenheit bedürfen, um hervorzutreten, die ihnen in unserer Zeit fehlen möge. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß auch wir nicht an einen eigentlichen Stillstand der Menschheit im Vorwärtsschreiten, wol aber an jeweilige Seiten- und Rückschritte derselben auf dieser Bahn glauben, da dergleichen geschichtlich zu deutlich und unverkennbar vorliegen, als daß sie geleugnet werden könnten, die aber in letzter Instanz nach dem für ein sterbliches Auge unübersehbaren göttlichen Weltregierungsplan dennoch zur Förderung des wahren Fortschritts dienen müssen. Was nun aber ferner die in Rede stehende Erscheinung insbesondere betrifft, die uns zu dieser Betrachtung Veranlassung gegeben hat, so suchen und setzen wir den Grund davon hauptsächlich in dem immer überwiegender werdenden materialistischen Zeitgeiste.

(Der Beschluß folgt.)

Pierre Leroux über das Wesen des Menschen.

De l'humanité, de son principe et de son avenir, où se trouve exposée la vraie définition de la religion, et où l'on explique le sens, la suite et l'enchaînement du Mosaïsme et du Christianisme, par *Pierre Leroux*. Erster und zweiter Band. Paris 1840.

Bereits früher ist das deutsche Publicum in d. Bl. auf Pierre Leroux als „den Restaurator der französischen Philosophie und den speculativsten Geist, welcher seit Malebranche in Frankreich lebt", aufmerksam gemacht. Wenn man diesem günstigen Urtheile beistimmt, so wird man freilich nur den tiefern Standpunkt der französischen Philosophie, in der sich nur die begabtern Geister zum Speculativen erheben konnten, vor Augen haben; immer aber ist Pierre Leroux eine so sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß wir nochmals versuchen möchten, ihm die Aufmerksamkeit des leider zu viel mit den werthlosen Producten der französischen Literatur beschäftigten deutschen Publicums zuzuwenden

In Frankreich hatte im vorigen Jahrhundert der Sensualismus seiner Auflösung in Materialismus und Atheismus nicht entgehen können. War dieses Extrem gleich keine bleibende Richtung, so ist es doch bis jetzt noch zu keiner tüchtigen Regeneration der Philosophie gekommen. Die Franzosen wollen auch hier ernten, wo sie nicht gesäet haben, und sind darauf aus, ohne eine solide philosophische Grundlage zu errichten, die Philosophie sogleich praktisch zu machen und die übrigen speciellen Wissenschaften damit zu befruchten. Weil ihnen dabei denn nicht viel weniger fehlt als die Philosophie selbst, so kommen sie in den Systemen des Sensualismus, des Spiritualismus, der katholisirenden Philosophie und der Socialphilosophie über die Sphäre des reflectirenden Verstandes nicht hinaus, zielen nach Resultaten hin, die ihnen die Empfindung als Ziel vorgesteckt hat, und bringen es höchstens zu geistreichem Raisonniren und bestechenden Einfällen und Hypothesen. Bedenkt man nun, wie leicht die französische Nationalität durch das dort sehr wohlfeile Blendwerk von Esprit und Phrasenpracht zu verleiten ist, so wird man es erklärlich finden, daß bloßes Geschwätz für Philosophie passirt und daß selbst die Glanzpunkte der philosophischen Literatur in Frankreich nur einen relativen Werth haben, und eine Prüfung vom Standpunkte der deutschen Wissenschaft aus nicht aushalten. Von diesem Standpunkte aus erkennt man, daß die Franzosen, um aus dieser unbefangenen Weise des Denkens erlöst zu werden, vor allen Dingen die Kant'sche Philosophie als Entwickelungsstufe durchmachen müßten. Diese müßte zeigen, wie die Verstandesbestimmungen der Endlichkeit angehören, und wie die aus ihnen hervorgehende Erkenntniß nicht die Wahrheit ist, sie müßte so zum eigentlich Speculativen den Übergang bilden. Die niedere Sphäre des Verstandes ist den Franzosen indeß zu bequem, und die Versuche, ihnen die deutsche Philosophie zugänglich zu machen, haben wenig Nutzen gestiftet. Sie unternahmen es vielmehr, über diese Philosophie zu raisonniren und zu deraisoniren, zu verwerfen und zu billigen, je nachdem das Erfaßte ihren dazu mitgebrachten Vorstellungen widerspricht oder zusagt. Jenes Verlangen aber, die Philosophie von vorn herein praktisch zu machen, hat die socialen Theorien veranlaßt, welche ein so bedeutendes Element in der französischen Philosophie bilden und denen mindestens das

Verdienst gebührt, daß sie in ihren kritischen Theilen auf ein Erkennen der Gebrechen der Gegenwart führten. Diese Gebrechen treten endlich in dem Drange nach materiellen Gütern, der die neuere Zeit beherrscht, offen vor die Augen Aller hin, und eben dieser Drang reagirte gegen die Philosophie, indem er dem ruhig resignirenden Fleiße, der aufopfernden uneigennützigen Arbeit ein Ende machte. Jeder will so schnell als möglich die Früchte seiner geistigen Thätigkeit genießen und macht diese daher den materiellen Interessen dienstbar, welche ein ernstes und redliches Streben gar nicht oder erst spät belohnen. Die Mächtigen scheuen sich ferner nicht, auch im Gebiete des Geistes zu unterdrücken oder zu befördern, was ihren Interessen entgegen oder förderlich ist, und in dieser Hinsicht ist es leider conventionell, nach Entfernung des Preßzwangs und offener Gewalt in den als sich ganz von selbst verstehend angewandten künstlichen Mitteln und Schleifwegen keine treulose Verletzung des einmal anerkannten Princips und keine moralische Schändlichkeit zu finden, sondern nur die Schriftsteller und Gelehrten, welche sich also corrumpiren lassen, einer geistigen Prostitution zu bezüchtigen. Unter solchen Umständen konnte das schmähliche Flickwerk des Eklekticismus zur herrschenden Richtung werden. Der Eklekticismus, der jede bittere Consequenz vermeidet, war die einzige Lehre, die ganz gefahrlos schien und sich zum Bundesgenossen des Doctrinairismus eignete. Das Princip beider ist dasselbe; man will die Extreme vermitteln und die rechte Mitte finden, obgleich die Wahrheit nicht mitten zwischen den verschiedenen Ansichten, sondern an dem Ziele liegt, dem sie alle zustreben. So bringt man es denn nach außen zu einer Verfeindung mit allen Parteien, nach innen aber zu einer Corrumpirung des eigenen Charakters, indem man durch die Befugniß, die Wahrheit aufzugeben, wo sie Gefühlen und Interessen widerspricht, und sich das der Vorstellung Zusagende zusammenzulesen, nichts Anderes als natürliche Schlaffheit und Gesinnungslosigkeit zum höchsten Princip macht. Bei diesem Zustande der Philosophie verdienen die Wenigen, welche mit Festigkeit und Ernst an dem Werke des Geistes arbeiten, gewiß auch die Aufmerksamkeit Deutschlands, und von diesen Wenigen nimmt Pierre Leroux diese Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, als sich in seinen Schriften nicht nur ein tüchtiger Charakter, sondern auch ein unter allen Umständen beachtenswerthes philosophisches Talent offenbart. Pierre Leroux ist durch die Lehren St.-Simon's gebildet, hat sich indeß später von den St.-Simonisten losgesagt. Als Mitredacteur der „Revue encyclopédique" hat er in dieser jetzt eingegangenen Zeitschrift eine Reihe sehr bemerkenswerther Artikel über Religion, Philosophie und Geschichtsphilosophie niedergelegt und in spätern Arbeiten für die von ihm mit Reynaud zusammen redigirte „Encyclopédie nouvelle" seine philosophische Ansicht näher ausgeführt. Eine seiner bedeutendsten Arbeiten ist die bekannte gegen Cousin und Jouffroy gerichtete „Réfutation de l'eclectisme"*), wodurch diese Unphilosophie einen schwerlich zu überwindenden Stoß bekommen hat. Eine seiner letzten größern Arbeiten ist die jetzt zur Berichterstattung vorliegende; sie betrifft das Wesen des Menschen, seinen Zusammenhang mit der Menschheit und sein jetziges und künftiges Leben im Schooße der Menschheit.

Ist der Gang der Geschichte eine Entwickelung des Geistes zum Bewußtsein und zur Individualität, so sind diese Fragen, deren Lösung dem Menschen sein und der Menschheit geistiges Wesen offenbart, die höchsten und wichtigsten. Der Mensch muß dieses, muß seinen Werth kennen, denn nur in dieser Erkenntniß kann die geistige Freiheit bestehen; über die Nothwendigkeit dieser Erkenntniß aber gibt uns die Tradition in den Lehren Plato's, Epikur's, Zeno's und des Christenthums vom höchsten Gute so bündigen Aufschluß, daß wir weder in einen flachen Eudämonismus zurückfallen, noch im gewöhnlichen Sinne fragen werden, welcher Nutzen davon zu hoffen sei. Erkennen wir hier, daß unser Leben nicht blos in uns, sondern auch in unsern Mitmenschen ist, daß wir, gleichwie die Körper auf der Erde zusammen und durch die Anziehungskraft der Erde verbunden zu der Sonne, so in geistiger Verbindung und Vermittelung mit der Menschheit zu Gott hingezogen werden, so stehen wir vor dem Probleme von dem Wesen des Menschen und des Bandes, welches ihn mit der Menschheit zusammenschließt. Leroux erörtert in den ersten fünf Büchern seine Lehre vom Menschen, von seiner Bestimmung, seinem Rechte, der wechselseitigen Solidarität aller Menschen und dem dauernden Leben des Einzelnen im Schooße der Menschheit, und liefert im sechsten Buche eine Darstellung der Tradition über diese Fragen. Zunächst definirt Leroux den Menschen. Als abstractes Einzelwesen hat ihn die Psychologie zu definiren, und diese zeigt in ihm — wobei die abstracten Gegensätze von Geist und Körper loszulassen sind — eine untrennbare Verbindung von Sinnenanschauung, Empfindung und Erkenntniß (sensation, sentiment, connaissance). Als concretes Wesen, als Gegenstand der Ethik und Politik ist aber der Mensch nicht blos, wie die Alten sagten, ein ζῶον πολιτικόν, sondern der Mensch, die Gesellschaft und die Menschheit ist perfectibel; ihr Wesen beruht auf der in neuerer Zeit zur Klarheit gebrachten Perfectibilitätslehre. Das Leben eines jeden Einzelnen ist aber an einen fortdauernden Verkehr mit seinen Mitmenschen und den Außendingen geknüpft, und in dieser Hinsicht entsprechen den drei Seiten seines Wesens (sensation, sentiment, connaissance) das Eigenthum, die Familie und der Staatsverband, durch welche jener jener fortdauernde Verkehr unterhalten wird. Diese drei Sphären müssen dem Menschen offen stehen: das Übel in der Welt liegt in dem Zwange und der Bedrückung, die man in diesen Sphären übt, und in der dadurch herbeigeführten kastenmäßig geschlossenen Familie, im Kastenstaate, und durch das Kasteneigenthum wird der Mensch zum Sklaven herabgewürdigt. Man übt aber solchen Zwang, weil man das Princip der Einheit des Menschengeschlechts nicht anerkennt. Das Leben des Einzelnen ist subjectiv und objectiv. Das objective Leben bezieht auf die Mitmenschen und die Natur. Jeder Mensch als Object trägt also einen Theil eines andern, der Subject ist, in sich. So wirkt die Vervollkommnung des Einen auf den Andern und es tritt eine wechselseitige Solidarität ein, deren Aufhebung durch Isolirungen zu Leiden und Unterjochungen führt, die sowol dem Bedrückten als dem Bedrücker schaden. Deshalb ist die Lehre des Christenthums von der Liebe auf die substantielle Einheit des Menschengeschlechts gegründet: in dem Nächsten, auf den sich mein objectives Leben bezieht, liebe ich mich selbst, einen Theil meines Lebens. Leroux weist nach, wie die Vorschrift, Gott über Alles, seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, nur in der unaufgelösten Verbindung der Liebe zu Gott, zu dem Nächsten und zu sich selbst ihre Erfüllung findet. Die alleinige und unmittelbare Richtung der Liebe gegen Gott ist nicht möglich, der Versuch dazu führt zur Schwärmerei. Die aus jener Vorschrift losgerissene und fixirte christliche Nächstenliebe ist mehr Commiseration als Liebe; es ist bei ihr von keiner andern Gleichheit als der gemeinsamen Nichtigkeit aller Creaturen vor Gott die Rede, und man darf sich nicht wundern, wenn die Armen und Bedrückten eine so unvollständige und erniedrigende Liebe verschmähen. Die abstract festgehaltene Selbstliebe aber ist platter Egoismus. So muß denn der Gegensatz des Einzelnen gegen Gott und Mitmenschen aufgegeben und dies christliche Princip — welches von den Menschen so lange irrig verstanden ist — zu der Erkenntniß der Einheit und Solidarität des Menschengeschlechts in Gott entfaltet werden. Alsdann wird es der Mission der Kirche, welche bis jetzt vergebens versucht hat, jene Gegensätze zu vereinigen, nicht mehr bedürfen und die bis jetzt ihr als ein Anderes gegenüberstehende weltliche Gesellschaft wird selbst im Besitze des religiösen Princips sein, welches bisher von der Kirche bewahrt werden sollte.

Rücksichtlich des Verhältnisses des Einzelnen zur Menschheit und seines gegenwärtigen und zukünftigen Lebens im Schooße derselben geht Leroux davon aus, daß die Trennung eines Jen-

*) Vergl. Nr. [illegible] — 145 d. Bl. f. [illegible].

seits vom Diesseits, einer künftigen Welt, eines Himmels von der Erde ein falscher und verderblicher Dualismus ist. Diese Trennung führt zum Egoismus; zu dem des abergläubigen Frommen, der an nichts als an sein eigenes Seelenheil denkt, und zu dem des Atheisten, der nichts Näheres kennt als das gegenwärtige Leben. Das Jenseits, das über allem Erschaffenen liegende Unendliche und Unsichtbare ist der Himmel, ist Gott selbst. Dieses Unendliche manifestirt sich aber in Zeit und Raum, und so existirt für den Verstand der Himmel doppelt, sofern er ist und sofern er sich manifestirt. Das Unsichtbare wird sichtbar, ohne aufzuhören unsichtbar zu sein, das Unendliche endlich, ohne aufzuhören unendlich zu sein. So existirt nicht ein concretes Diesseits und ein jenseitiges Geisterreich, aus dem unerkennbare Fäden in jenes hinabreichen, sondern das Unendliche ist doppelt: ein absoluter ewiger alles Geschaffene umfassender Himmel und ein relativer progressiver Himmel, die Manifestation des erstern in Zeit und Raum. Bisher haben die Menschen Beides verwechselt und das Leben nach dem Tode in das Absolute und Ewige, in eine vollständige Vision Gottes, in ein Eintauchen in das Unendliche gesetzt. Daher eine tödtende Furcht, oder eine unsinnige Ekstase, oder die vernichtende Negation des Atheismus. Allein schon unser gegenwärtiges Leben entbehrt dieses Himmels nicht; als geschaffene Wesen, als Manifestationen des Unendlichen, sind wir mit diesem schon jetzt auf dieselbe Weise verbunden, auf welche wir es nach unserm Tode sein werden. Der Unterschied liegt nur im Grade unserer Intelligenz, unserer Liebe und unserer Thätigkeit. Nach dieser Abweisung des abstracten Jenseitigen kommt Leroux auf die Frage von der individuellen Fortdauer. Hier haben nur die hervorragendsten Geister, denen es gelang die abstracten Gegensätze des Einzelnen und Allgemeinen zu verbinden, zur Wahrheit gelangen können; die Meisten blieben im Zweifel befangen, oder warfen sich dem Glauben in die Arme, sobald der Zweifel unerträglich ward. Es paßte, was Gassendi sagte, daß man das Vorurtheil hegte, die einzelnen Seelen als Theile der Weltseele zu betrachten, die in Körpern wie in Gefäßen eingeschlossen wären und bei dem Zerbrechen der Gefäße in die Weltseele zurückfließen müßten. Es ist aus den Schriften von Richter, Weiße und Göschel bekannt, wie sehr noch die Gegenwart in diesen Zweifeln befangen ist. Die Lösung liegt allein in der Dialektik der Gegensätze des Einzelnen und des Allgemeinen. Wir sind, also werden wir sein. Wir **sind** nur durch unsere Theilnahme am unendlichen Sein, an jener abstracten, über Vergehen und Entstehen erhabenen Substanz, wir existiren als ein ewiges Wesen unter einer actuellen Form oder Manifestation. Nur diese Manifestation fällt als vergänglich unter Zeit und Raum. Nachdem hierauf der Begriff der Menschheit, humanité, aufgestellt und nachgewiesen ist, daß die Menschheit nicht als wesenloses Abstractum aus einer Masse zufällig in Raum und Zeit nebeneinander existirender Einzelwesen, sondern als ein concretes Wirkliche, das sich in jedem Einzelnen offenbart und subjectiv und objectiv als sein Ich und Nichtich in wechselnder Durchdringung in ihm vorhanden ist, betrachtet werden muß, ergibt sich, daß der Einzelne nicht als ein bei der Dauer der Gattung Selbstloses und Unberechtigtes gelten kann, daß das Allgemeine vielmehr nur durch die Berechtigung des Einzelnen Wahrheit und Existenz hat. Der Mittelpunkt dieser Verbindung ist Gott, der in jedem Einzelnen die Menschheit sieht und jeden Einzelnen mit dem Charakter der Menschheit geschaffen hat. Diese Verbindung tritt aber der Vorstellung von der Versetzung der Gestorbenen in eine der Menschheit fremde Sphäre entgegen. Leroux nimmt also (welcher Gedanke bei uns ja auch von Lessing wieder angeregt ist) eine Fortdauer des Einzelnen in der Menschheit, ein Wiedergeborenwerden gerade auf dieser Erde an, widerlegt die Einwürfe, die man dagegen aus dem Mangel einer Erinnerung an ein früheres Leben gemacht hat, und weist nach, daß, wenn man nicht mit Locke jeden Neugeborenen für eine tabula rasa erklären und ein Hervorgehen aus dem Nichts annehmen will, man entweder jene Perpetuität der Einzelnen im Schoose der Gattung, oder eine ganz plan- und grenzenlose Seelenwanderung statuiren muß.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Geschichte der **Todtentänze** ist noch lange nicht abgeschlossen. Sie erhält einen neuen Beitrag, der von hoher Wichtigkeit ist, in folgender Abhandlung: „Explication de la danse des morts de la Chaise-Dieu, fresque inédite du 15me siècle", von Achille Jubinal (Paris 1842). Der gelehrte Verf., der sich durch mehre ausgezeichnete Werke, neuerdings namentlich durch seine „Armeria real" und seine „Anciennes tapisseries historiées" als Archäolog rühmlichst bekannt gemacht hat, beschreibt das allegorische Gemälde, das in der Auvergne aufgefunden ist, nicht nur auf eine genügende Weise, sondern er fügt seinem Werke noch einige einleitende Bemerkungen hinzu, welche auf die Geschichte der Macaber oder Todtentänze ein neues Licht werfen. Das bekannte Werk von Gabr. Peignot: „Recherches sur les danses des morts et sur l'origine des cartes à jouer" (Paris 1826), wird dadurch wesentlich vervollständigt. Wir bemerken hier gleich noch, daß Hippolyte Fortoul, Professor der neuern Literaturen zu Toulouse, der durch sein Werk „L'art en Allemagne" bekannt ist, ganz kürzlich den berühmten Todtentanz von Holbein in geschmackvoller Lithographie, mit einer historischen Einleitung versehen, herausgegeben hat. Diese Lithographie zeichnet sich vor dem Abdruck in den „Oeuvres de Jean Holbein" (Basel 1780) von Mechel besonders durch die größere Wohlfeilheit aus.

Von allen Kirchen Frankreichs ist keine einzige so häufig beschrieben und abgebildet worden als die historisch und artistisch merkwürdige **Abtei zu St.-Denis**. Wir wollen hier nicht alle Geschichtswerke, welche diese Kirche betreffen, aufzählen und erwähnen die glänzende Schilderung, die Chateaubriand von ihr entwirft, nur im Vorbeigehen. Gegenwärtig erhalten wir eine recht brauchbare Geschichte derselben in der „Notice historique et chronologique sur l'abbaye de St.-Denis", von Mad. Lehérivel-Durocher. Die Verf., Vorsteherin der Novizen im Maison royale zu St.-Denis, hat ihren Gegenstand einfach und ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit, aber in einem recht würdigen Tone behandelt. Es wäre wünschenswerth, daß die Geschichte und Beschreibung aller interessanten Kirchen, an denen Frankreich so reich ist, in einem Werke zusammengestellt würde. Dasselbe dürfte etwa ein Seitenstück zu dem bekannten Werke von Léon Gozlan über die Schlösser und Burgen Frankreichs bilden. Wenn wir nicht irren, hat der Vicomte de Walsh vor einiger Zeit den Plan gehabt, ein solches Werk herauszugeben; wir wissen aber nicht, ob er wirklich die Hand daran gelegt hat, ihn zu verwirklichen. Für die Kirchen von Paris ist in dem besonders artistisch sehr beachtenswerthen Werke: „Les églises de Paris" (Lithographien von Fragonard), von dem kürzlich die letzte Lieferung erschienen ist, der Anfang gemacht.

Wir haben in diesen Blättern vor einiger Zeit eines Werkchens über den **Handel von Marseille** gedacht, das aus der Feder von Jules Julliany herrührte. Es war dies eine bloße Skizze, die in dem umfassenden Werke: „Essai sur le commerce de Marseille", von J. Julliany, von dem vor kurzem die beiden ersten Bände erschienen sind, ihre weitere Ausführung erhalten hat. Diese schätzbare Monographie wird mit dem dritten Bande, der binnen kurzem erscheinen soll, abgeschlossen sein. Wir beeilen uns darauf aufmerksam zu machen, weil dieses Werk einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Geschichte des Handels liefert, die bis jetzt noch keine genügende Behandlung gefunden hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1843.

Deutsche Städte und deutsche Männer. Von Ludwig v. Jagemann.
(Beschluß aus Nr. 22.)

Ohne uns nun weiter bei Mendelssohn-Bartholdy und Boisserée aufzuhalten, deren Werth und Verdienst wir vollkommen anerkennen, gehen wir sogleich zu dem vierten und inhaltvollsten Abschnitt über: „Vorbilder und Leistungen der modernen Kunst." Es liegt nicht in unserer Absicht, dem Verf. in seinen ästhetischen Kritiken über die verschiedenen Maler, Heroen und Schulen, deren Eigenthümlichkeit und Leistungen zu folgen: es ist dies theils zu oft besprochen worden, theils würde es uns zu weit über die uns gesteckten Grenzen hinausführen. Wir wollen und müssen uns hier nur darauf beschränken, seine theoretischen Grundsätze, die uns eines klaren und richtigen Begriffs von der Aufgabe der schönen Künste und von den Bedingungen, an die deren Lösung geknüpft ist, gänzlich zu ermangeln scheinen, einigermaßen näher zu beleuchten; es wird sich dann leicht nachweisen lassen, daß und worin er geirrt hat. Von dem Satze ausgehend, daß die Wirkung der Kunst keine systematische, logisch-consequente, sondern eine unmittelbare und ohne Überzeugungsgründe bewegende sei, deren Einfluß und Aufnahme sich nie im voraus bestimmen lasse, sondern deren Kraft und Gewalt lediglich durch den Erfolg bewährt werde, folgert er hieraus, daß die Bemühungen „der Theoretiker, eine Klimax der Kunstwirkungen aufzusuchen, nach der alle erscheinende Kunstwerke sich zu classificiren und ihr Urtheil zu gewärtigen haben", vergeblich seien. Was die Kunstwirkungen betrifft, so will er Verstand und Vernunft dabei gänzlich ausgeschlossen wissen und nur das Gefühlsvermögen (Gemüth, Herz) zulassen. Dies zugestanden, könne man über die seltsamen Zufälligkeiten einer Kunstwirkung nicht weiter mehr staunen, denn das Herz nehme keine Überzeugung an; es lasse sich weder durch hochtönende Nichtigkeit noch durch einschmeichelnde Großartigkeit imponiren, schweige vielmehr, so lange es nicht von selbst übersprudele, denn es sei Herr seiner selbst und kenne kein Gebot als sich selbst. Von diesen Grundvoraussetzungen weiter gehend und unbekümmert auf ihnen fortbauend, findet nun unser Verf., daß es sich natürlich ganz von selbst verstehe, einmal daß die Wirkung eines Kunstwerks, da die Kunst ihre Richtung hauptsächlich auf das Gefühlsvermögen (Herz und Gemüth) nehme, von der Empfänglichkeit des Herzens und von der Verfassung des Gemüths abhänge, und zweitens, daß ein Kunstwerk doch nur nach der wirklichen Aufnahme, die es erhalte, seine Werthbestimmung finde. Lehre der Erfolg, daß wenig oder gar kein Gefühl im Publicum dabei erwacht sei, so sei der Beweis geliefert, daß der Künstler ein Verblendeter, ein Verirrter sei und daß ihm echter Beruf mangele. Der Werth eines Kunstwerks richte sich nicht nach der Übereinstimmung, in der es mit gewissen willkürlich aufgestellten Regeln stehe, sondern lediglich nach dem Erfolg, nach der Wirkung, die es auf kunstempfängliche Herzen mache. Die Frage: Worauf ist die Kunst im Allgemeinen gerichtet? beantwortet der Verf. dahin, daß Bildung und Veredlung des menschlichen Geschlechts Zweck derselben sei. Ferner darauf: ob denn die Menge, auf die gewirkt wird, oder gewirkt werden solle, ein Urtheil über Künstler und ihre Werke habe, erfahren wir, daß man zwischen dem niedern Volke und der höhern, gebildeten Classe unterscheiden müsse, indem es zwar auch Zweck der Kunst, und zwar ein sehr dankenswerther sei, auf das niedere Volk einzuwirken, in der Regel aber doch die Absicht vorliege, den höhern, gebildetern Theil zu ergötzen und den Kunstgeschmack der Einsichtsvollern zu beherrschen; es lasse sich gar nicht bezweifeln, daß ein Publicum vorhanden sei, das competent über Künstler und ihre Werke urtheilen könne. Nachdem nun unser Verf. seinem Herzen wider „die sogenannten Kunstkenner und Kunstphilosophen, die sich ein ausschließliches Urtheil über diese Gegenstände vindiciren, die in ihrer absonderlichen Erleuchtung nicht mehr und nicht weniger glauben, als daß die Kunst ganz allein für sie auf der Welt sei", Luft gemacht hat, ist er nun zu der glücklichen Entdeckung gelangt, daß das Werk der Kunstkritik ein „äußerst einfaches" sei. Denn Jeder, meint unser schnellfertiger Verf., der die rohe Schale abgestreift habe und feinerer Gefühle fähig sei, pflege ein Kunstproduct, dessen erster Eindruck ihm anziehend erscheine, mit Aufmerksamkeit anzuhören und anzusehen, und, wenn er den ganzen Inhalt in seine Seele aufgenommen, sich zu prüfen, in welche Verfassung sein Gemüth dadurch gebracht worden sei; die Wirkung werde sich dann im Allgemeinen als eine dreifache erweisen: nämlich als angenehm, oder unangenehm, oder gleichgültig, und hiernach sei das

Kunstwerk gerichtet, indem dem unangenehmen Eindruck ein schlechtes, dem angenehmen ein gutes und dem gleichgültigen ein mittelmäßiges Kunstwerk correspondire. Diese Abstraction, im Geiste aller Gebildeten vorgenommen, bilde von selbst ein gewisses, herrschendes Urtheil, das allerdings seine Nuancen habe, aber doch im Ganzen über die Qualität eines Kunstwerks entscheide, und dieses herrschende Urtheil sei die eigentliche Werthbestimmung der der öffentlichen Anschauung übergebenen Kunstwerke. Die Kunst sei, wenn sie ihre wahre Aufgabe erkenne, auf Bildung und Ergötzung des menschlichen Geschlechts gerichtet; sehe sich dieses nun nicht wohlthätig angeregt, bleibe es stumpf und kalt dabei, so sei obiger Zweck verfehlt. Das Urtheil eines großen Publicums könne freilich selten binnen Jahr und Tag als abgeschlossen betrachtet werden, und Manches, was anfangs mit Begeisterung aufgenommen worden sei, werde oft in der Folge verworfen, und umgekehrt. Man müsse nur die Reife des Urtheils abwarten, aber jedes wahre Kunstwerk habe noch im Laufe der Zeit seine Würdigung gefunden und keinem echten Künstler brauche bange zu werden, daß ihm, wenn auch nicht die Mitwelt, so doch gewiß die Nachwelt das gebührende Lob zu Theil lassen werde.

Das ist nun die Kunsttheorie unsers Verf., die ihm allerdings äußerst wenig Mühe gekostet haben mag. Allein auf die Gefahr hin, von ihm auch für einen „sogenannten Kunstphilosophen erklärt zu werden, der da glaubt, die Kunst sei einzig und allein für ihn da", müssen wir doch offen gestehen, daß uns nicht leicht eine größere und vollständigere Begriffsverwirrung vorgekommen ist als eben die in seiner Kunsttheorie vorliegende. Was zuvörderst seine Behauptung betrifft, daß die Wirkung der Kunst keine systematische, logisch-consequente, sondern eine unmittelbare, ohne Überzeugungsgründe bewegende sei, so überträgt er damit offenbar, was nothwendig integrirend mit dem Wesen und der Aufgabe der Kunst und in derselben begründet, was eben die eigenthümliche und besondere Form der Kunst ist, durch die sie sich wesentlich von der wissenschaftlichen Form unterscheidet, auf die Wirkung, welche die Kunst bezweckt, und verwirrt so von vornherein zwei ganz verschiedene Gesichtspunkte miteinander. Denn Zweck und Aufgabe der Kunst ist keineswegs, wie unser Verf. meint, Bildung und Veredlung, oder, nach einer andern Stelle, Bildung und Ergötzung des menschlichen Geschlechts, so unmittelbar; sondern ihr unmittelbar wahrer Zweck ist, die Idee des Vollkommenen und Schönen unmittelbar im menschlichen Geiste zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen. Was also die Wissenschaft, die dieselbe Aufgabe und denselben Zweck hat, durch Zersetzung, Erörterung und Zergliederung der menschlichen Erkenntnisse und Begriffe, also analytisch, zu bewirken und zu erreichen bezweckt, das bezweckt die Kunst unmittelbar und mit einem Schlage, also synthetisch, zu bewerkstelligen, und in dieser ihr eigenthümlichen synthetischen Form ist ihr charakteristischer Unterschied von der Wissenschaft, ihrer Form nach, gegeben, und sonach ist der Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst wesentlich nur ein formaler. Ferner können wir unmöglich dem Gefühlsvermögen und dem Erfolge einen so wichtigen Einfluß und einen so hohen Werth hinsichtlich der Entscheidung über den Werth von Kunstwerken und Kunstleistungen einräumen, wie unser Verf. es thut. Denn wenngleich derselbe ganz Recht hat, daß der Werth eines Kunstwerks sich nicht „nach der Übereinstimmung desselben mit gewissen willkürlichen Regeln richten könne", weil willkürliche Regeln überhaupt gar keine Regeln sind, indem es der Begriff der Regel schon an und für sich nothwendig mit sich bringt und in sich schließt, daß sie eine jede Willkürlichkeit schlechthin von sich ausschließende Nothwendigkeit ist: so kann sich doch auch der Werth eines solchen Kunstwerks nicht nach einem so zufälligen, bezüglichen und unsichern Kriterium bestimmen, wie es der Erfolg oder die Wirkung ist, die es auf kunstempfängliche Herzen, auf ein gebildetes Publicum macht, sondern muß nothwendig in ihm selbst, oder vielmehr in seiner Übereinstimmung mit der Idee des Vollkommenen und Schönen beruhen. Ob und inwieweit ein Kunstwerk mit der Idee des Vollkommenen und Schönen übereinstimmt, also ob und inwieweit sich diese Idee in ihm gleichsam verkörpert findet, darnach allein und nicht nach dem Erfolg, oder nach der Wirkung, die es auf kunstempfängliche Herzen macht, muß und wird sich der Werth eines Kunstwerks bestimmen lassen. So gewiß sich aus der Natur der Idee des sittlich Guten und Vollkommenen mit unbedingter Nothwendigkeit die Foderung an jeden Menschen herausstellt und machen läßt, das sittlich Gute unter allen Umständen und Bedingungen zu wollen und zu thun, und so gewiß es darum keineswegs immer in der Wirklichkeit geschieht, ebenso gewiß stellt sich aus der Idee des Vollkommenen und Schönen, deren Anschaulichmachung Zweck und Aufgabe aller schönen Kunst überhaupt ist und mit der sie nothwendig übereinstimmen muß, mit unbedingter Nothwendigkeit die Anfoderung, gleichsam der ästhetische Imperativ an Jedermänniglich heraus, daß er ein ideegemäßes und eben deshalb schönes Kunstwerk auch schön finden sollte, ohne daß dies jedesmal in der Wirklichkeit beachtet würde. Endlich können wir uns nicht damit einverstanden erklären, daß nur Herz und Gemüth, Vernunft und Verstand dagegen gar nicht als competente Richter über Kunstleistungen und Kunstwerke zugelassen werden sollen; vielmehr setzt gerade umgekehrt die Würdigung des Schönen, sowie die von großen und höhern Kunstleistungen und Kunstwerken Erkenntniß, Einsicht und Urtheil weit mehr als nur das bloße allgemeine und unbestimmte Gefühl voraus. Oder wird uns der Verf. sagen wollen, daß z. B. über Dante's „Göttliche Komödie", Torquato Tasso's „Befreites Jerusalem", Ariost's „Rasenden Roland", das Niebelungenlied, ferner über die Werke eines Calderon, Goethe, Shakspeare, Schiller, eines Rafael, Michel Angelo Buonaroti, Gluck, Mozart, Beethoven, Händel, Sebastian Bach nur das Gefühl allein und in letzter Instanz und nicht auch Einsicht, Erkenntniß und Urtheil als competente Richter zugelassen werden sollen? Vielmehr müssen diese nothwendig hinzukommen, sofern

sie ihrem Wesen nach richtig aufgefaßt und erkannt werden sollen. 21.

Pierre Leroux über das Wesen des Menschen.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Wir haben in diesem dürren Extracte dem Leser leider keine Vorstellung von der geistvollen Verfolgung der angeknüpften Gedankenfäden, von dem vollen Gewichte der speculativen Argumentation und der belebten Wärme der Darstellung geben können, wodurch sich unser Schriftsteller auszeichnet. Ebenso wenig wird es möglich sein, den reichen Inhalt des letzten historischen Abschnitts — dessen Vollendung von der Fortsetzung des Werks zu erwarten ist — einigermaßen erschöpfend darzulegen. Leroux weist hier die mehr oder minder entwickelten Keime seiner Ideen in der Tradition nach. Er sieht in der Geschichte der Philosophie nicht ein Neben- und Nacheinander verschiedener Ideen, die in solcher äußerlichen Zusammenstellung zu Einfällen und Hypothesen hinabsinken müßten, sondern die Geschichte einer Philosophie auf verschiedenen Entwickelungsstufen. So findet sich schon im hohen Alterthume die Idee der Einheit des Einzelnen mit der Menschheit und seiner Fortdauer in ihrem Schooße. Mochte sich dabei auch der Glaube an eine absolute Rückkehr und Vernichtung des Einzelnen in Gott, an ein Paradies und eine Hölle, oder an eine Metempsychose durch die Thier- und Pflanzenwelt einmischen, jene Grundidee hat den Menschen nicht gefehlt und ist nur durch den Mangel des Glaubens an den Fortschritt und die Perfectibilität verdunkelt worden. Leroux weist dieses in einer geistvollen Analyse der Platonischen und Pythagoräischen Philosophie nach und wendet sich dann zu den Mosaischen Lehren und ihrem Zusammenhange mit dem Christenthume. Die Mosaische Lehre kennt keine Unsterblichkeit. Lessing hat in seiner Schrift „über die Erziehung des Menschengeschlechts" gewiß auf das Sinnreichste erläutert, daß Offenbarung für das Menschengeschlecht eben Dasjenige sei, was Erziehung für die Einzelnen, daß sie dem jedesmaligen Bildungsgrade der Menschen entspreche und die höhere Wahrheit nie ausschlösse, sondern in Vorbereitung, Anspielung und Fingerzeig darauf hindeute. Dieses bestimmt den allerdings nur relativen Werth der Mosaischen Lehre. Leroux geht auf Lessing's genau von ihm analysirte Ansicht ein; er erläutert die Mosaischen Mythen durch die Nachweisung, daß die Erzväter von Adam bis Noah nur symbolische Personen und Phasen in der Entwickelung des Menschengeschlechts sind, und weiß auf höchst sinnreiche Weise darnach die Lebensdauer der Erzväter im Einklange mit den chaldäischen Mythen des Berosis als Abtheilungen in der cyklischen Periode von 3600 Jahren zu erklären. Er erkennt in seinen Mythen das Dogma von der Einheit des Einzelnen mit der Menschheit bestimmt angedeutet und die Idee von der Fortdauer des Einzelnen in der Menschheit darin vorgebildet, sodaß mindestens die falsche Idee des abstracten Jenseits bestimmt abgehalten wird. In der folgenden Zeit findet sich dann bei den Saducäern Materialismus und kein Unsterblichkeitsglaube; bei den Essäern, die das Dogma von der Einheit erfaßt hatten, der Glaube an den Übergang in ein eingebildetes Paradies und eine Hölle; bei den Pharisäern neben selbsüchtiger Kastenmäßigkeit der Glaube an eine Wiedergeburt in der Menschheit. Diese verschiedenen Ansichten fanden in dem Glauben an eine Auferstehung, eine nach dem bevorstehenden Ablaufe einer bestimmten Periode erfolgende Zerstörung der Welt und den Beginn einer neuen Ära — welchen Glauben Leroux bis zu seinen ersten Spuren und durch alle seine Modificationen verfolgt — einen Vereinigungspunkt. Durch die Spaltung zwischen dem Einzelnen und dem abstracten Allgemeinen, durch den Bruch mit der Wirklichkeit wird dieser Glaube zu unendlicher Sehnsucht, die im Christenthume Befriedigung finden sollte. Man hoffte auf eine kosmische und physische, auf eine sociale und politische und auf eine psychische und moralische Palingenesie, und die Mischung dieser drei Formen gibt den christlichen Evangelien jenen [illegible] [illegible] vater, der die Nationen an das Christenthum zu fesseln vermochte. Christus selbst ist aus der Secte der Essäer; seine Anhänger zeigen gleichfalls noch Spuren des [illegible]. Matthäus ist ein bekehrter Saducäer, Markus ein Essäer, Lukas ein Pharisäer und Johannes ist durch die griechische, damals durch den Platonismus repräsentirte Philosophie gebildet. Deshalb tritt in Matthäus die kosmische Palingenesie und ein revolutionnaires Element, im Lukas, der, obgleich selbst Essäer, doch durch Paulus' Einfluß die Traditionen der Pharisäer repräsentirt, die politische Verjüngung durch Säuberung des Priesterthums, lebhaft hervor, während die psychische und psychologische Regeneration, die im Markus angedeutet und im Johannes ausgebildet ist, fehlt. Der syrische Urtext des Matthäus, den, nach der Nachricht von Papias beim Eusebius, Jeder auslegte so gut er konnte, ist nach Leroux gerade das primitive hebräische Evangelium, welches sich nach andern Nachrichten in den Händen der Juden-Christen befunden hat. Der kanonische Matthäus ist das treueste Bild dieses primitiven Evangeliums, und die übrigen Evangelien sind Bearbeitungen, die, im Ganzen an den Thatsachen festhaltend, doch nach jenem Ausspruche von Papias die Ideen der Verfasser einmischen. Nach einer Rechtfertigung dieser Ansicht durch Belegstellen wird nun die Grundansicht des Christenthums über Gott, der wahre christliche Pantheismus, die Ansicht Christi über seine Gottesnatur, den Logos, die Liebe und die Einheit des Menschengeschlechts und Gottes dargelegt. Das Böse ist der Bruch dieser Einheit, deren Herstellung das Problem der Denker bis auf Christus war. So schließt sich das Christenthum an die Mosaische Lehre. Hier ist der Mensch durch die Erkenntniß aus der Einheit mit Gott ausgetreten und das Mosaische Gesetzbuch ist ihm als Zuchtruthe gegeben. Im Christenthum tritt die Versöhnung durch das wiedergegebene Bewußtsein der Einheit, durch die Erkenntniß wieder ein. Das Gottesreich aber, das Christus verspricht, ist nicht das schlechthin unendliche Jenseits, es ist vielmehr nur die einige Manifestation dieses Unendlichen, die concrete Wirklichkeit, in welcher Gott herrscht.

Man wird aus dieser kurzen Analyse entnehmen, daß Leroux in den wichtigsten Punkten zu den Resultaten der deutschen Philosophie gelangt. Diese Übereinstimmung gewährt seinem Werke ein besonderes Interesse, da er die deutsche Philosophie nur höchst mangelhaft kennt und dieses namentlich durch seine Anführungen der Hegel'schen Philosophie — über welche er durch Résumés und Extracte verwirrt sein mag — bekundet. Wir schließen daher mit dem Wunsche, daß das deutsche Publicum unsern Schriftsteller, der es verdient bekannter und berühmter zu sein als die in Deutschland vielgenannten Träger der modernen französischen Philosophie, durch seine Aufmerksamkeit auf ihn ehren, daß aber Leroux durch genauere Kenntniß der von ihm noch ungeahnten Schätze der deutschen Philosophie selbst reichlich belohnt und in den Stand gesetzt werden möge, ganz im Geiste seiner Lehre die Schranken der nationalen Abschließung der Philosophie zu überwinden. 4.

Literarische Notizen aus England.

Seltsam genug ist Richard Savage ziemlich zu gleicher Zeit in Deutschland auf den Bretern und in England in einem „Romance of real life" erschienen, dessen Verfasser Charles Whitehead (3 Bde., London 1842). Der Roman aus dem wirklichen Leben wird in Form einer Autobiographie gegeben und diese endigt mit folgenden Worten an den Leser: „Sollte Der, in dessen Hände gegenwärtige Blätter fallen, ein tugendhafter Mensch und für Andere die Veranlassung zur Tugend sein, ein guter Vater guter Kinder, der gute Gatte einer guten Frau, und er mich verurtheilen wollen, so rufe ich ihm die Zeilen zu:

No mother's care
Shaded my infant innocence with prayer;
No father's guardian hand my youth maintained,
Call'd forth my virtues, or from vice restrained."

Eine vortreffliche Entschuldigung für die Fehler und Schwächen eines Mannes, von welchem Johnson sagt: „Geboren mit dem Rechte auf Ehre und Überfluß, wurde er innerhalb zweier Monate vom Parlamente illegitimirt, von seiner Mutter verleugnet, zur Armuth verdammt und hinausgestoßen auf den Ocean des Lebens, im Triebsande zu versinken oder an den Felsen zu zerschmettern." Whitehead hat seine Aufgabe mit Eifer und Geschick gelöst, ohne von den durch Johnson constatirten Lebensereignissen wesentlich abzuweichen.

„A popular history of British India", von Cooke Taylor (London 1842), ist ein höchst empfehlenswerthes Werk. Es ist wirklich populair geschrieben, geht nicht auf Details ein, veranschaulicht aber die Art und Weise, wie die Engländer Herren von Indien geworden sind und was sie für Indien und Indien für sie gethan. Das Buch ist mit einem Worte ein klarer, übersichtlicher Auszug aus vielen dunkeln und weitschweifigen Werken und ein neuer Beweis für die vortreffliche Darstellungsgabe des Verfassers.

3.

Bibliographie.

Auerbach, B., Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand. Karlsruhe, Bielefeld. 16. 11¼ Ngr.

Ball, C. J., Jerusalem wie es war und wie es ist, oder seine Geschichte und sein jetziger Zustand. Nebst einem Grundriß von Jerusalem. Elberfeld, Hassel. 8. 10 Ngr.

Bernoulli, C., Neuere Ergebnisse für die Bevölkerungsstatistik. Zugleich als Nachtrag zum Handbuch der Populationistik. Ulm, Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

Bilderchen, Harmlose, aus Danzig. Ungehaltene Vorlesungen. 1. Heft: Inländische Zustände. Braunsberg. 8. 5 Ngr.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von K. Riedel. 3tes Heft. — Auch u. d. T.: Immanuel Sieyes' Theorie der Volksvertretung in der constitutionellen Monarchie. Nach dessen politischen Schriften dargestellt. Darmstadt, Leske. 16. 20 Ngr.

Block, W. D., Das wahre Geburtsjahr Christi, oder wir sollten 1862 anstatt 1843 schreiben. Nebst einem Anhange, enthaltend die Berechnung der Mondfinsterniss am 16. Octbr. im J. 16 vor Chr. nebst einer tabellarischen Übersicht der 76jährigen kalippischen Cykel vom Jahr 728 bis zum Jahr 801 der Stadt Rom. Berlin, Verlagshandlung. Gr. 8. 20 Ngr.

Breier, F., Die Gutachten über Bruno Bauer. Ein Zeichen der Zeit. Oldenburg, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Brunner, S., Wiener-Neustadt in Bezug auf Geschichte, Topographie, Kunst und Alterthum dargestellt. Mit Federzeichnungen. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Cherbuliez, Mad. T., Anette Gervais. Familiengemälde, frei nach dem Französischen. Bearbeitet von J. S. Hamburg, Herold. Kl. 8. 22½ Ngr.

Chmel, J., Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I. 2ter Band. Geschichte Kaiser Friedrich's IV. als König (1440—1452). Hamburg, F. Perthes. Ler.-8. 4 Thlr.

Dannenberg, C. W., Synchronistik der Schreckenstage Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842 und deren Folgen. Hamburg, Herold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entgegnung auf die Schrift: Die Reform des Königlich Sächsischen Criminalprocesses unter Berücksichtigung der Fragen über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 12. 10 Ngr.

Feldzug der Kaiserlich Russischen Armee von Polen in den Jahren 1813 und 1814. Von einem Augenzeugen beschrieben. Nebst authentischen Beilagen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gabler, G. A., Die Hegel'sche Philosophie. Beiträge zu ihrer richtigen Beurtheilung und Würdigung. 1. Heft: Das Absolute und die Lösung der Grundfrage aller Philosophie bei Hegel im Unterschiede von der Fassung anderer Philosophen. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gesenius. Eine Erinnerung für seine Freunde. Berlin, Amelang. Gr. 8. 10 Ngr.

Gildemeister, J. C. F., Verfahren und Erkenntniß des Bremischen Obergerichts in Untersuchungssachen wider den Capitain des Bremischen Schiffs Julius und Eduard und Cons. wegen Sklavenhandels. Nach den Acten dargestellt. Bremen, Heyse. Gr. 8. 20 Ngr.

Hansemann, D., über die Ausführung des Preußischen Eisenbahn-Systems. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hebbel, F., Genoveva. Ein Tragödie in 5 Acten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Heinroth, Eins ist Noth bei der Feuer-Versicherungs-Gesellschaft für Deutschland in Gotha. Nordhausen, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Hitzig, F., Über Johannes Marcus und seine Schriften, oder: Welcher Johannes hat die Offenbarung verfasst? Eine Abhandlung in 3 Büchern. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbuch für 1843. Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Hanstein, Lehmann, Mädler und Olbers. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Kalisch, M., Herr J. J. Sachs vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gefordert. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Laing, S., Reisen in Schweden und Norwegen. Nach dem Englischen bearbeitet, mit Zusätzen und Anmerkungen von W. A. Lindau. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Reise in Schweden. Nebst 1 lithographirten Titelblatt. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Moll, K. B., Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet. Pasewalk, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moshammer, J. A., Die Donaureise von Wien bis Pesth. Eine Darstellung der auf dieser Route befindlichen Merkwürdigkeiten in historischer, topographischer und artistischer Beziehung, nebst einer Beschreibung des Sehenswerthesten in den Städten Ofen und Pesth. Mit Panorama in Vogelperspective. Wien, Rohrmann. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Nicodemus, T., Wien in satyrisch-komischen Spiegelbildern. Eine Sammlung unterhaltender Skizzen aus dem hiesigen Volksleben. 1ste Lieferung: Die Fasching-Dinstags-Redoute. Wien, Tauer u. Sohn. Gr. 12. 7½ Ngr.

Rau, H., Gedichte. Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr.

Reaction und Adel. Eine Mahnung. Nebst einem Anhange aus dem Tagebuche eines Royalisten. Berlin, Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Rudolphi, J., 1842, das verhängnißvolle Jahr. Ein Gedenkbuch. Leipzig, Volckmar. Gr. 16. 15 Ngr.

Smidt, H., Altonaer Bilder. Genre-Bilder und Skizzen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

Stand und Schicksal. Ein Zeitbild aus dem Tagebuche eines Lieutenants. Königsberg, Theile. 8. 1 Thlr.

Steinmann, F., Schwarze Blätter. Mittheilungen über Verbrechen, Strafgericht und Strafgerichtsverfahren der Vorzeit. 1. Theil. 1. Lief. Wesel, Bagel. Gr. 8. 20 Ngr.

Stengel, Franziska v., Wildhanns. Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. 2 Theile. Mannheim, Bensheimer. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Werner, H., Drei Tage im Hause Gustav Werner's des Reise-Predigers. Ein Beitrag zur Verständigung über ihn. Ulm, Seitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wex, C., Herr Professor Ewald in Tübingen als Punier gewürdigt. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 24. — 24. Januar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Erster Artikel.

Die Redaction d. Bl. hat den Unterzeichneten veranlaßt, eine regelmäßige Übersicht alles Dessen zu liefern, was auf dem Felde der politischen Literatur jetzt in Deutschland erscheint. Offenbar bildet die Politik in diesem Augenblicke den wichtigsten Bestandtheil unsers geistigen Nationallebens. In demselben Maße, als Kunst und Poesie aufgehört haben unsere Seele zu erfüllen, in demselben Maße hat die Politik im weitesten Sinne des Worts die allgemeine Thätigkeit und Theilnahme in Anspruch genommen. Auch läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß diese ausschließliche Richtung lange Zeit hindurch eine bleibende sein wird und daß wir uns erst in den ersten Anfangsstadien einer ebenso tiefen als dauernden socialen und politischen Bewegung befinden. In dieser Beziehung erscheint das Unternehmen jedes literarischen Blattes, den politischen Erscheinungen einen stehenden Artikel zu widmen, gewiß vollkommen angemessen und zeitgemäß. Eine andere Frage ist die, ob die Redaction in der Person des Berichterstatters den geeigneten Mann gefunden hat? Wenn man einen idealen Maßstab, bestehend aus der Summe aller derjenigen Eigenschaften und Kenntnisse, die zu einer vollständig genügenden und erschöpfenden Besprechung eines so großen und unendlichen Gegenstandes gehören, an denselben legen wollte, so würde freilich kein günstiges Urtheil über die Wahl gefällt werden können. Wenn aber ehrlicher Wille, Hingebung an den Gegenstand und Unabhängigkeit von äußern Rücksichten derselben zur Entschuldigung dienen können, so glaubt der Berichterstatter diese für sich in Anspruch nehmen zu dürfen.

Das letzte preußische Censuredict stellt an jede publicistische Äußerung eine Anfoderung, welche es mit „Wohlmeinenheit" benennt. Allerdings soll all unserm Thun und also auch unserer schriftstellerischen Thätigkeit eine gute und keine böse Absicht zu Grunde liegen; mit dieser moralischen Anfoderung des preußischen Censuredicts stimmen wir völlig überein. Aber nimmermehr können wir irgend einem Menschen, geschweige dem Censor, die moralische Berechtigung zuerkennen, daß er mit einem bloßen Federstriche über unsere Motive, über unsern Charakter, über unsere Herzenslauterkeit den Stab breche. Welcher Mensch darf sich anmaßen, auf solche Weise die Herzen und Nieren zu prüfen! Wer darf uns so ohne Weiteres guten Willen und Ehre absprechen, uns geradezu erklären, daß wir das Schlimmste seien, was es gibt, daß wir böswillig seien? Frühere Censuredicte stellten einen mehr äußern Maßstab über die Zulässigkeit des Imprimatur auf; sie wollten nach Nützlichkeit und Schädlichkeit, nach conventionnellen Anstandsgesetzen u. s. w. entscheiden. So flach dieser Gesichtspunkt auch war, so unmöglich und drückend er in der Ausführung wurde — denn wer will darüber entscheiden, was im großen Räderwerke des Nationallebens schädlich oder nützlich eingreift? — so war eine solche Bestimmung für den Schriftsteller doch nicht direct beleidigend und entehrend. Wenn der Censor strich, so war der Schriftsteller nur ein Irrender, der Censor ein Weiser, der zufolge einer gesetzlichen Fiction die Schädlichkeit und Unangemessenheit eines Gedankens oder eines Ausdrucks richtiger auffassen und tiefer verfolgen konnte wie sein Urheber. Nach jetzigem Censuredicte in Preußen ist der Censor aber ein Herzenskündiger, der Schriftsteller dagegen, dem etwas gestrichen wird, ein Bösewicht, ein Mensch, der gleich dem Teufel selbst das Böse um des Bösen willen thut und der absichtlich auf Unheil ausgeht.

Vielleicht ist aber das „wohlmeinend" nur ein falscher Ausdruck; es soll sich vielleicht nicht auf die tiefsten Gesinnungsmotive, sondern nur auf den Ausdruck beziehen. Man wollte damit vielleicht nur die Anfoderung stellen, daß der Schriftsteller eine gewisse Milde, eine gewisse gutmüthige Humanität in alle seine Äußerungen legen sollte. Aber auch mit dieser Anfoderung können wir uns nicht einverstanden erklären. Die Folge eines solchen Befehls, welcher eine gewisse conventionnelle äußere Ausdrucksform erheischt, ist keine andere, als daß sich ein ebenso markloser als heuchlerischer Stil bildet, der eines freien und edeln Charakters ebenso unwürdig ist, als er eben Das, was er erzeugen will, wirkliches Wohlmeinen, durchaus ertödtet. Wir kennen ja diesen Stil, der sich leider während des Censurzwangs der letzten 20 Jahre unter uns Deutschen zu unserer Schande und zum Spott der Ausländer ausgebildet hat, der unsere Sprache beschmuzt, unsere Wahrhaftigkeit bis ins Herz angefressen hat. Wir

kennen diese süßen, schweifwedelnden Phrasen, die man gezwungenerweise vorausschickt, wenn man irgend eine oppositionnelle Behauptung wagen will. Wir kennen diesen hinterlistigen Stil, der unter Blumen plötzlich einen Stich versetzt, diese unwürdigen Manipulationen, wodurch man die Pille zu vergolden sucht, diese zitternde Darstellung, die keinen Vordersatz herauszustottern wagt, den sie im Nachsatze nicht wieder paralysirte oder aufhöbe. Wir kennen diese ganze sklavische, schmähliche Manier zur Genüge, wir haben sie herzlich satt und wir werden uns in diesen Artikeln nicht zu derselben herablassen. Die Sprache, die in letzter Zeit häufig und begeisternd vom Throne herab an unser Ohr schlug, sie hat einen andern Klang; ganz gewiß ist sie wohlmeinend, aus dem edelsten, liebevollsten, von reinster Begeisterung überschwellenden Herzen entsprungen, aber sie sagt gerade heraus, was sie will, sie tadelt offen und unverhohlen, sie erklärt sich fest und entschieden gegen Das, was sie für unrecht oder schädlich hält. Und diese Sprache sollen wir Alle führen, Alle ohne Ausnahme. Zu dieser Sprache hat Jeder ohne Ausnahme ein gleiches Recht, und es hieße den pharisäischen Hochmuth, die Unchristlichkeit, die Blasphemie auf die höchste Spitze treiben, wenn man nur den Beamten oder den Königen das Recht, nach bester Überzeugung und Gewissen zu reden, vindiciren wollte.

Man schließe aus diesen Worten nicht, daß wir zu jener systematischen, enragirten Opposition gehören, die vermöge ihrer Herzensarmuth und eiteln Rechthaberei weiter nichts kann als verneinen. Nichts ist wohlfeiler als mittels einer dialektischen Spielerei nachzuweisen, daß bei bestehenden Zuständen die logische Consequenz irgend eines abstracten, willkürlich gewählten Standpunktes noch nicht erfüllt ist. Ich kenne nichts Geistloseres und Trostloseres als jenes Geschlecht, welches vermöge eines unglücklichen Triebes dazu verdammt ist, alles Gute, Schöne und Heilige mit seiner sogenannten Dialektik zu zersetzen und zu zerfressen, sodaß zuletzt nichts übrig bleibt als das todte, öde Nichts. In ihrem eingebildeten Berufe, wie ein Würgengel durch die Welt zu ziehen und Alles, was nicht mit ihrer logischen Consequenzmacherei übereinstimmt, zu zerstören, fressen sie, wie jener Raubritter im Käfig, die Welt und sich selbst Glied vor Glied auf, bis sie zuletzt ihren eigenen dialektischen Magen verspeisen. Der allerunbedeutendste und armseligste Patron hat zuletzt so viel Verstand mit auf die Welt gebracht, um die logische Elle an jede Lebenserscheinung zu legen; aber um von vornherein zu wissen, daß diese allein nicht ausreicht zur Erfassung und Durchdringung des Lebens, dazu gehört eine reichere und edlere Naturbegabung. Es ist nicht ihr ausgezeichneter Verstand, was diese Herren zu übermüthigen, langweiligen Raisonneurs macht — wiewol sie sich einen solchen vindiciren und sehr stolz darauf sein mögen — sondern ihr einseitiger Verstand, ihr gänzlicher Mangel an Gemüth, Phantasie, an Geist und Liebe. So lange die Welt steht, glaube ich nicht, daß sich je solche totale Armuth an gesunder Lebensoffenbarung gezeigt hat, wie bei diesen jungen Leuten, die sich als Repräsentanten einer absoluten Wissenschaft betrachten und ausschreien. Unfähig, auch nur den Lebensorganismus des kleinsten Dorfes, des geringsten Haushalts zu begreifen, völlig blind für alles Lebendige, Organische, Gestaltvolle, führen sie doch über Alles und Jedes, über Staat und Kirche, über Kunst und Poesie, über Recht und Religion u. s. w. das große Wort. Die Armen sind indessen mehr zu bedauern als zu verdammen; sie sind die nothwendigen Producte einer falschen Regierungsmaxime, die alles gesunde, selbständige Leben unterdrückte, und einer falschen, verderblichen Erziehungsmethode, welche, statt einen reichen Samen von offener Empfänglichkeit und Liebefähigkeit auszustreuen, den ganzen Menschen deprimirte und zerstörte, um nur einige Kopfnerven anzureizen und auszubilden. Auch läßt sich das baldige Ende dieser allerdings unangenehmen und widerlichen Richtung vorhersehen. Sie werden sich zuletzt müde kritisiren und zanken, und wenn sie dann immer mehr inne werden, daß ihr eigener Zustand, ihr eigenes Bewußtsein bei diesem geisttödtenden Handwerke immer öder und leerer wird, so werden sie zuletzt, die Unzulänglichkeit des bloßen Verstandes einsehend und an demselben verzweifelnd, sich kopfüber in eine bodenlose Mystik stürzen; denn zu krankhafter Einseitigkeit, zu absoluter Unfähigkeit eines harmonischen Lebensbewußtseins sind einmal solche Unglückliche bestimmt.

Unsere Opposition wird eine andere sein. Alles Unwahre, Unedle, Knechtische, alles Gemeine und Rohe wird sie freilich rücksichtlos verwerfen, aber sie wird sich dagegen auch bemühen, die edle Gesinnung, den guten Willen, das redliche Streben auch dann anzuerkennen, wenn das Resultat und das Ziel auch nicht mit unserer Überzeugung übereinstimmt. Jeder Mensch hat seinen besondern Standpunkt, von dem aus er Welt und Gegenwart betrachtet; jeder Mensch hat seine bestimmte historische Entwickelung, durch die seine gegenwärtige Überzeugung bedingt wird. Alle diese unzähligen Individualitäten und Factoren, die alle eine gewisse Berechtigung auf Leben und Existenz haben und aus deren Gesammtsumme erst die Zeit oder — wie man es nennt — der Zeitgeist besteht, möglichst gerecht zu würdigen, die Bedingungen jeder individuellen Nothwendigkeit aufzusuchen und anzuerkennen, ohne darum unsere eigene Persönlichkeit, unsere Überzeugung aufzugeben, das soll unser Streben sein. Es ist zur Mode geworden, nach obenhin immer und überall Opposition zu machen, nach untenhin jede noch so verwerfliche Lebensäußerung durchschlüpfen zu lassen oder gar derselben zu schmeicheln. So leicht sich dieses einseitige Streben für Recht und Wahrheit, welches unbewußt zum Unrechte und zur Unwahrheit wird, auch aus der unglücklichen Geschichte Deutschlands in den letzten 25 Jahren erklären läßt, so natürlich uns ein solches einseitiges Mistrauen, eine solche empfindliche Gereiztheit gegen die Regierungen auch erscheint, so wollen wir uns doch davon frei zu erhalten suchen. Im Gegentheile werden wir mit doppelter und dreifacher Freude Alles begrüßen, was uns Gutes von irgend einer Regierung, von

irgend einem Fürsten wird, fest überzeugt, daß Alles, was von dort kommt, ungleich wirksamer ins Leben eingreift, ungleich schneller sich ordnet, ungleich raschere und reifere Früchte trägt, als was erst in Haß und Streit, in Kampf und Erbitterung abgerungen und abgedrungen werden muß. Der Deutsche versteht es am wenigsten von allen Völkern, das Neue rasch zu organisiren, das Mögliche und Wesentliche aus dem chaotischen Gewirre unzähliger Meinungen zur Institution zu erheben, in die Wirklichkeit einzuführen. Wenn irgend Jemand, so ist er vermöge seiner Individualität für eine erbliche, ununterbrochene monarchische Gewalt gebunden, an regelmäßige, unveränderte Behörden, die das Bedürfniß zur That führen. Auch verkennen wir nicht, daß der Geist der Regierungen mit wenigen Ausnahmen ein anderer geworden ist im besten Sinne des Worts. Geistige Regsamkeit, tiefes Pflichtgefühl, hohe Begeisterung haben ihren Sitz auf mehr als einem Throne aufgeschlagen, und dieses mit tiefster Dankbarkeit anzuerkennen, dieses mit innigster Herzlichkeit zu begrüßen, dieses überall laut an den Tag zu legen, halten wir nicht nur für keine niedrige Schmeichelei, sondern für eine heilige Pflicht, für eine patriotische Tugend. Solche Eigenschaften auf dem Throne sich zu erhalten, ist nicht so leicht, als Mancher glaubt, und mancher Liberale aus dem Mittelstande würde schwerlich zu seinen Ideen von Recht und Freiheit gelangt sein, wenn er in jenen höhern Regionen geboren und erzogen wäre.

Seit zwei Jahren hat sich Vieles in Deutschland verändert, nicht sowol äußerlich als innerlich. Nach langem Winterschlafe fühlen wir das Wehen der Frühlingsluft, die uns zu neuem Leben erwecken will. Ueberall keimt es und sproßt es, ein unnennbarer Drang pulsirt durch alle Herzen. Der Sommer mit seinen Früchten wird sich an dieses Frühlingsleben anschließen. Wenn wir aber aufrichtig den Moment ins Auge fassen wollen, von dem an diese neue schönere Zeit, die so Unendliches verspricht, datirt, so müssen wir den Tod des verstorbenen Königs von Preußen, den Regierungsantritt des jetzigen als den Zeitpunkt anerkennen, von dem an dieses neue „Es werde" über Deutschland erscholl. Friedrich Wilhelm III. gehört nicht mehr der Gegenwart, er gehört der Geschichte an und ein kurzes Urtheil über ihn möge als Abschluß einer vergangenen Periode in diesen einleitenden Worten uns noch vergönnt sein.

Es ist oft gesagt worden und es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm III. alle Tugenden besaß, die zur Durchführung einer einfachen, bürgerlichen Existenz erforderlich sind. Die Eigenschaften, welche den guten, ruhigen Bürger in friedlicher Zeit machen, Thätigkeit, Pflichttreue, Ordnung und Sparsamkeit, Anhänglichkeit an seine Familie, Redlichkeit und kirchliche Frömmigkeit sprechen sich zu scharf in seinem Charakter aus, als daß auch der entschiedenste Gegner sie nicht anerkennen müßte. Trotz dieser durchaus achtungswerthen Eigenschaften war seine Regierung weder für Preußen noch für Deutschland eine glückliche. Wer wollte leugnen, daß Bedeutendes, Großes unter ihr geschah, daß eben unter ihr das Fundament zu der künftigen Geschichte Deutschlands und Preußens gelegt wurde? Aber alles Dieses geschah nicht durch ihn, sondern trotz ihn, es wurde ins Werk gesetzt durch den Geist der Zeit, durch eine Menge der edelsten, genialsten Männer, welche ein günstiges Geschick unter seiner Regierung versammelte und ohne sein Zuthun durch die Gewalt der Umstände in die Mitte eines ausgebreiteten Wirkungskreises hineindrängte. Alles Große, was in Preußen geschah, knüpft sich an andere Namen als an den Friedrich Wilhelm's. Städteverfassung und Befreiung des Grund und Bodens, neues Wehrsystem, Freiheitskriege, wissenschaftliche und patriotische Charakterentwickelung des Volks, Selbstgefühl und Gemeinsinn u. s. w., alles Das entstand fast wider seinen Willen. Überall aber, wo diese große, welthistorische Entwickelung auf Hindernisse stieß, wo die Thätigkeit großer Männer paralysirt wurde, wo das Gegebene wieder beschnitten und genommen, wo die Bewegung aufgehalten wurde, wo Kleinmuth, Engherzigkeit, Undeutschheit die Politik Preußens bezeichnet, da tritt uns die Persönlichkeit des verstorbenen Königs von Preußen als wesentlichste Ursache mit entgegen. Nicht aus bösem Willen, nicht aus niedriger Selbstsucht — Gott bewahre! Friedrich Wilhelm strebte mit Ängstlichkeit nach Erfüllung seiner Pflicht, mit einer Ängstlichkeit, deren Leiden wol wenige Menschen so gekostet haben wie er, und die nur im spätern Alter äußerlich zu einer scheinbar trotzigen, entschiedenen Abgeschlossenheit überging. Aber das höchste Unglück, was Gott über den einzelnen Menschen verhängen kann, ist, wenn er ihn an einen Platz stellt, den er nicht ausfüllen kann, wenn er Pflichten auf ihn legt, die ihn erdrücken und denen er sich doch nicht entäußern kann. Dann werden selbst seine Tugenden zu Fehlern und jede gute Absicht schlägt in ihr Gegentheil um. Friedrich Wilhelm war ein Mann des Friedens, seine Friedensliebe war durchaus wahr und aufrichtig; und eben diese Friedensliebe war doch die Ursache jener antinationalen Politik Preußens, welche es von Deutschland trennte, welche Östreich 1805 bei dem gerechtesten Kriege im Stiche ließ, welche zum Raube Hanovers, zum Treubruche an England verleitete und welche endlich doch zur Schlacht bei Jena, zu einem Kriege führte, den man vermeiden wollte und der das Reich an den Rand des Verderbens brachte.

(Der Beschluß folgt.)

William Howitt über Deutschland.

William Howitt gab heraus: „The rural and domestic life of Germany, with characteristic sketches of its cities and scenery." Wenn man englischen Kritikern glauben soll, so ist das Buch ein wenig oberflächlich, aber angenehm geschrieben. Einer derselben sagt: „Insofern dieses Buch die Resultate der Erfahrungen enthält, welche Hr. Howitt während seines Aufenthalts in Heidelberg machte, ist es angenehm und willkommen; aber die Skizzen, die er von den in einer „general tour" besuchten Städten entwirft, sind flüchtig und etwas gewöhnlich.

Das innere Herz so weit verschiedener Hauptstädte, wie Berlin, Wien, München, Dresden, läßt sich nicht im Durchfluge ergründen und Howitt ist nur zu sehr geneigt, seine schnellen Eindrücke als allgemeine Wahrheiten aufzutischen. Auch können wir dem Leser nicht empfehlen, seinen Urtheilen über Kunst oder seinen flüchtigen Skizzen über Literatur und öffentliche Meinung zu viel Glauben zu schenken. Seine Kenntniß der Autoren kann so groß nicht sein, als er uns im 19. Capitel glauben machen will, wenn er in seiner Liste der deutschen Schriftstellerinnen der Prinzessin Amalie von Sachsen, deren Stücke nicht blos von einem bis zum andern Ende des Landes gespielt werden, sondern auch in das Englische übersetzt, ja auf der exclusivsten Bühne Europas, der des Théâtre français aufgeführt worden sind, keine Erwähnung thut.

Diese Vorbehalte ausgenommen, ist es ein gesundes und amusantes Buch, um dessentwillen der Verf. uns erlauben wird, jenen von ihm adoptirten, verkrüppelten Bastard: „The student life of Germany", mit Freuden zu vergessen. Zugleich ist es reichlich mit Illustrationen nach Sargent's Zeichnungen versehen, von denen mehre treu und geistvoll sind. Interessant beschrieben ist ein Besuch Howitt's bei Dannecker, ferner bei Schwab, den er ein vollkommenes Probemuster von „der gute Swaben" (sic) nennt, endlich ein Besuch bei Uhland. „Schwab", sagt er, „schien sehr erfreut zu sein, als ich ihm erzählte, daß ich in dem Buche „The student life of Germany" eins oder zwei seiner Studentenlieder, namentlich sein „Des Burschen Abschied" übersetzte; Schwab habe dies mit großer Genugthuung seiner Gattin erzählt und, auf diese hinweisend, gesagt: ‚Da ist das Liebchen aus dem Liede' (There is the „Liebchen" of the song)." Uhland, sagt er, habe wie die Stadt und ihre Bewohner ein etwas altväterisches Aussehen. „Nie hat er einen weiten Abstecher von der Heimat gemacht. Ein witziger Bewohner der Stadt sagte von ihm, daß er wie eine Nachtigall sei, die man hören, aber nicht sehen müsse. Doch das ist zu hart. Die Schlichtheit seiner äußern Erscheinung und die ängstliche Unruhe in seinen Manieren vergißt man gern über die Wärme der verständigen Unterhaltung. Er wohnt in einem Hause auf der Hügelseite mit der Aussicht nach der Neckarbrücke, wenn man sich nach Ulm wendet. Droben liegen sein hübscher Garten und Weinberg, und man hat von da aus eine vollständige Ansicht der fernen schwäbischen Alpen, welche in ihren mannichfaltigen Linien eine der reichsten, schönsten, lebhaftesten Landschaften in diesem anmuthigen Schwabenlande bilden. Seine Gattin, eine anmuthige Dame mit leuchtenden Augen, trat aus dem Garten herein mit ihrem Arbeitskorbe, worin eine englische Ausgabe von Milton's Verlorenem Paradiese sich befand, in welcher sie soeben gelesen. Sie scheint an Gesellschaften gewöhnt und sehr gut belesen und intelligent zu sein. Kinder haben sie nicht, aber wol einen muntern Knaben als Pflegekind adoptirt. Uhland scheint hier in der That ein glückliches und unabhängiges Leben zu führen; glücklich durch seine liebenswürdige, gefühlvolle Gattin, welche seinen Genius höchlichst bewundert, glücklich, so recht mitten in seiner Heimat zu leben, an welcher er, wie alle Schwaben, aufs innigste hängt, während er sich eines großen und gesicherten Rufs durch ganz Deutschland erfreut." Interessant ist auch die Parallele, welche Howitt zwischen der Rhein- und Donaureise zieht: „Es fällt mir schwer, zu sagen, welche die schönere oder interessantere ist. Beide große Ströme haben eine gewisse Ähnlichkeit und doch wieder ihre großen Verschiedenheiten. Sie haben beide ihre Waldungen, ihre Berge, ihre Schlösser, ihre Weinberge und Sagen; aber der Rhein ist bewohnter und anmuthiger, die Donau einsamer und feierlicher. Man hat nicht jene großen und volkreichen Städte längs den Ufern der Donau, noch dasselbe Handelstreiben auf dem Strome; nicht dieselbe Menge wohlgepflegter Weingärten, nicht dieselbe fortgesetzte Reihe von Felsen und Klippen, so weit wenigstens ich die Donau bereiste, von Linz nach Wien nämlich; aber man hat prächtigere Waldungen, eine wildere und feierlichere Scenerie, mit Gewässern und Wiesen von dem sanftesten und angenehmsten Charakter gemischt. Die Donau war nicht wie der Rhein durch ganze Zeitalter die große Heerstraße des Handels, obgleich sie oft der Ort blutiger Schlachten und Heerzüge war. Ihre Städte sind klein, wenige, voneinander weit entfernt. Der Rhein gewährt einen fröhlichern und blühendern Anblick. Auf der Donau hat man die Einsamkeit, einen Anstrich von Vernachlässigung, einen ernsthaften, brütenden Geist, welcher dem Genius der Vergangenheit anzugehören scheint, unbetretene Waldungen, stille Bergleute, rauhe, feudalistische Herren (!), welche den Eber und den Hirsch in den wilden Thälern und tiefen Forsten jagen. Alte verwitterte Thürme spenden euch einen grimmigen Gruß von den ausgezackten Felsen herab, an denen ihr vorübersegelt; und Blicke in entfernte Thäler und tiefe Waldungen lassen euch fühlen, daß ihr euch in einer weit wildern und ungebändigtern Region befindet als in der des Rheins. Campbell in seinen oft citirten Versen „On leaving a scene of Bavaria" hat in den Worten:

> Yes I have loved thy wild abode,
> Unknown, unploughed, untrodden shore, etc.

den Geist der Donau trefflich gezeichnet. Aber Campbell hat den Charakter der Donau nicht so lebendig verkörpert als La Motte Fouqué in der „Undine" u. s. w." Auch ein Besuch in Herrnhut und ein Besteigen des Brockens bei stürmischem Wetter sind noch vorzugsweise zu erwähnen. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Friedrich Wilhelm war ein Mann, der gesetzliche Ordnung aufrichtig wollte, und dennoch artete unter seiner Regierung das lebendige, organische Gesetz in einen bloßen mechanischen todten Buchstabendienst, in eine äußere Beaufsichtigung und hierarchische Beamtencontrole aus, wodurch das Recht keineswegs immer gesichert wurde, sondern Willkür und Nepotismus einen weiten Raum für ihre verderbliche Thätigkeit fanden. Er war ein Mann, der religiöse Freiheit und Toleranz liebte, und dennoch zählt seine Regierung mehr als ein Beispiel, wo er, eben um die Toleranz zu fördern, dieselbe hintansetzte und die religiöse Freiheit seiner Unterthanen gefährdete. Friedrich Wilhelm war durch und durch redlich und ein absichtlicher Wortbruch von seiner Seite war eine moralische Unmöglichkeit, und dennoch hat nicht leicht eine Regierung so viel Doppelzüngigkeit, so viel Wortdreherei sich zu Schulden kommen lassen als die seinige, und das Vertrauen der Unterthanen auf die Versprechungen derselben ist selten so tief verletzt und angefochten worden. Wissenschaft, Jugenderziehung wollte er befördern und trotz aller Anstrengungen hat er beide gefährdet und ihre natürliche Entwickelung gehemmt. Und so ließe sich ohne Schwierigkeit noch ferner nachweisen, wie alle guten Eigenschaften, aller guter Wille des verstorbenen Königs fast nur dazu gedient haben, das Gegentheil von Dem zu erzeugen, was beabsichtigt wurde.

Doch lassen wir diese schmerzliche Kritik. Hat sein Volk unter der falschen Stellung Friedrich Wilhelm's III. gelitten, so ist er nicht minder unglücklich gewesen. Das düstere Bewußtsein einer Aufgabe, der er nicht gewachsen war, drückte schwer auf sein Lebensbewußtsein und machte sein Loos zu keinem beneidenswerthen. „Mein Leben in Unruhe", so beginnt sein Testament — ja, sein Leben war in Unruhe, in tiefster Gewissensunruhe, wie das Leben Aller, deren Aufgabe nicht in Harmonie mit ihren Kräften steht. Fürst und Volk waren unglücklich zu gleicher Zeit, aber dem letztern muß nachgerühmt werden, daß es sein Unglück mit einer Pietät, mit einer Geduld getragen, wie die Geschichte selten ein ähnliches Beispiel zeigt. Kein lautes Murren, kein Ungehorsam. Man wußte, daß der Fürst es wohl meinte, man wußte, daß er unglücklich war, und mit der edelsten Theilnahme, die den schönsten Lohn verdient, suchte man das eigene Leiden zu verbergen, um den Kummer des Fürsten nicht zu vermehren. Und als Friedrich Wilhelm III. starb, folgte ihm die allgemeine Trauer aller seiner Unterthanen ins Grab.

Aber neben dieser Trauer that das preußische, das deutsche Volk den ersten, tiefen, freien Athemzug seit langer, langer Zeit. Das Lebensbewußtsein war in den letzten Jahren immer dumpfer, immer hoffnungsloser geworden an sich selber, an seiner Zeit, an seiner Bestimmung; man hatte auf Freiheit, auf höheres menschliches Glück verzichtet. Unzählige gebrochene Herzen, erstarrte Gemüther, verdorbene Charaktere, erstarrte, in ihrer Entwickelung gehemmte Bestrebungen, verfehlte Bestimmungen bildeten damals die Bevölkerung unsers Vaterlandes. Nicht Einer, der nicht mehr oder weniger bewußt gehemmt gewesen wäre, der nicht Schaden genommen an seiner Seele. Das Gefühl der Unfreiheit, der verfehlten Bestimmung lag lastend auf der Seele des Knaben und des Greises. Ja, es war eine schwere, eine verzweifelte, hoffnungslose Zeit.

Und es ist Alles anders geworden. Es frühlingt wieder in jeder Brust; längst zu Grabe getragene Wünsche erwachen wieder, erstarrte Hoffnungskeime brechen wieder hervor an Gottes Lebensluft. Die Menschen schauen sich wieder an, freier, frischer, das gebückte Haupt hebt sich wieder, man sieht sich ins Auge, man fühlt sich. Alles, Alles sieht anders aus. Es sind nicht mehr dieselben Menschen, die uns auf der Straße begegnen; man geht rascher, fröhlicher, der Morgenschein der Hoffnung liegt auf allen Antlitzen, strahlt aus allen Blicken; es ist, als wenn jeden Augenblick ein unendlicher Jubel aus allgemeiner Brust hervorbrechen wollte. Selbst der mit einem Fuße im Grabe Stehende fühlt eine neue, zweite Jugend über sich ergossen und wirft einen letzten, innigen Blick nach dem hereinbrechenden Morgenrothe der Freiheit.

Und wem verdanken wir diese wunderbare Umwandlung, diese gänzliche Umstimmung unsers Lebensgefühls? Wer ist es, der dieses neue „Werde" über Deutschland ausgesprochen? Laßt uns aufrichtig, laßt uns dankbar sein, laßt es uns laut und unumwunden anerkennen: Es ist die edle, freie,

geistreiche und großherzige Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. Er, der auch seinen Theil, und nicht den kleinsten, von dem bittern Kelche getrunken hat, den wir Alle kosten mußten, er hat mit der sichern Bewußtheit des Genius das Schöpfungswort ausgesprochen, das dieses unaussprechliche Leben in Deutschland wiedererweckt hat. Laßt uns nicht engherzig sein, laßt uns nicht aus kleinlicher Besorgniß, daß man uns für Schmeichler halten möge, zu ungerechten, misgestimmten Krittlern werden. Eine freie Seele zeigt sich am schönsten und unverkennbarsten darin, daß sie rücksichtlos anerkennen und bewundern kann. Wer nicht offen seine Bewunderung auszusprechen wagt, verräth durch seine Ängstlichkeit, daß er der Schmeichelei fähig ist. Was uns selbst anbetrifft, die wir bei allen unsern Sünden nie einem Menschen geschmeichelt haben und auch, so Gott will, nie schmeicheln werden, wir glauben nur der Wahrheit die Ehre zu geben und eine freudige Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, wenn wir den Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. als das punctum saliens anerkennen, aus welchem der junge Baum deutscher Freiheit zu kaum geahneter Größe und Schönheit zu erwachsen im Begriffe ist. Und, laßt es Euch sagen, wer einer warmen, liebevollen Anerkennung nicht fähig ist, der ist auch weder fähig noch berechtigt zur offenen Darlegung einer entschiedenen, moralischen Entrüstung.

Es ist nicht eine einzelne Handlung, ein einzelnes Gesetz Friedrich Wilhelm's IV., was diese unermeßlichen Resultate bereits herbeigeführt hat. Mehr als einzelne Gesetze und Thaten wirkt der Zauber einer freien Persönlichkeit, eines schönen, sichern Willens. Das ist der Grundton, auf den das künftige, ganze Leben basirt ist und der mit einem Male die allgemeine Verstimmung wieder aufhebt, der die große Fuge menschlicher Thätigkeit auf einmal wieder in Takt und Harmonie bringt. Friedrich Wilhelm IV. war der Concertmeister, der durch sein richtiges moralisches Ohr und seinen richtigen moralischen Takt mit einem Male wieder Einheit und Lust in das desorganisirte Orchester brachte. Einzelne zeitgemäße Gesetze sind gut und nothwendig, und keine Zeit bedurfte deren zahlreichere, in den Organismus tief eingreifendere, als die jetzige. Aber erst muß der rechte Geist, die rechte Stimmung da sein, aus denen diese Gesetze sich entwickeln sollen, und dieser rechte Geist ist mit wunderbarer Meisterschaft und in schnellster Kürze vom Throne herab dieses Mal hervorgerufen. Das System, in welchem umgestaltet und geschaffen werden soll, ist proclamirt; nicht in einzelnen todten Begriffen, die zu endlosem todten Schulgezänk führen, sondern in der offenen Erscheinung einer freien, geistreichen und lautern Weltansicht, incarnirt in einer bedeutenden, mächtigen Persönlichkeit, die allerdings von ihrer äußern Stellung unendlich unterstützt wird. Daß eine solche concrete Persönlichkeit auf dem Felde praktischen Wirkens mächtiger und fruchtbringender ist als alle abstracte Doctrin, das freilich sehen unsere philosophischen Dialektiker und Buchstabenklauber nicht ein, oder wollen es nicht einsehen, schon aus dem einfachen Grunde, weil eine solche Anerkenntniß ein Todesurtheil für ihr eigenes winziges Ich sein würde.

Es sind außer der dialektisch-kritisch verneinenden Richtung, welche sich des größern Theils unserer wissenschaftlichen Jugend bemächtigt hat, noch andere Ursachen vorhanden, welche einer offenen und arglosen Empfänglichkeit für die wahrhaft königlichen Eigenschaften des jetzigen Inhabers des preußischen Thrones im Wege stehen. Zuerst jener rohe, neidische Sansculottismus, jene bösartige Pöbelhaftigkeit, die von vornherein einen Widerwillen hat, das Höhere und Edlere anzuerkennen, und um so mehr, als es von einer höhern äußern Stellung im Leben ausgeht. Während diese niedrigste moralische Classe jeden hohlen Schreier aus ihrer Mitte, dessen schmuzige Motive noch so offen daliegen, mit grinsender Schadenfreude Beifall zujauchzt, stemmt sie sich mit allen Kräften dagegen, das wahrhaft Gebildete und Überlegene zu würdigen. Diese rohe Verworfenheit, dieses Demagogenthum in seiner häßlichsten Gestalt, welches sich durch Alles verletzt fühlt, was der eigenen Gemeinheit nicht gleicht, welches innere und äußere Hoheit für ein Verbrechen an der Gleichheit erklärt, findet sich freilich bei uns Deutschen so gut wie bei andern Völkern, aber im Ganzen ist die Zahl dieser Schreiber Bausen und Consorten doch bei uns geringe. Im Allgemeinen sind wir Deutschen doch ein dankbares und zum Enthusiasmus für jede sittliche Wohlthat geneigtes Volk. Weit zahlreicher ist die Classe, der sich ein tiefes Mistrauen gegen Alles bemächtigt hat, was von Fürsten und von ihren Beamten ausgeht. Und dieses Mistrauen hat im Allgemeinen einen nur zu guten Grund. Seit 100 Jahren und länger ist das Volk auf die selbstsüchtigste Weise von der Beamtenwelt und auch von der Mehrzahl der deutschen Fürsten zu eigennützigen Zwecken ausgebeutet. Thatsächlich wurde es nur als Mittel zum Zweck, als Mittel zur Herbeischaffung aller Lebensgenüsse für die herrschende Kaste behandelt. An schönen, christlichen und gemeinsinnigen Worten hat es dabei einer heuchlerischen Diplomatie und pfiffigen Regierungspolitik nie gefehlt. Sündlich und empörend ist die Art und Weise, wie man in zahllosen öffentlichen Erlassen mit den edelsten Ideen Gaukelei und Blendwerk trieb, und wie man, um augenblickliche eigennützige Zwecke zu erreichen, das Volk mit heuchlerischem Phrasenreichthume überschüttete. Selbst als nach dem heldenmüthigsten Freiheitskampfe die Morgenröthe eines sittlichern Verhältnisses zwischen Regierenden und Regierten hereinzubrechen schien, wußte gemeine Beamtenlist und engherziger Kastenhochmuth alle augenblicklichen guten und aufrichtigen Vorsätze, alle im Angesichte Gottes und der Völker bündig und heilig ausgesprochenen Versprechungen wieder zu drehen und zu deuteln, und die schönen Namen von Vaterland und Religion, von gesetzmäßiger Freiheit, Thron und Altar mußten im empörendsten Misbrauch dazu dienen, das Volk zu überlisten und zu betrügen. Was Wunder also, daß sich die Ansicht vom Vater auf den Sohn vererbt hat, daß sie sich tief eingeprägt hat in die Herzen der Mehrzahl des

Volks, daß die Mächtigen dieser Erde nur nach selbstsüchtigen Zwecken handeln und daß man immer da sei, ihnen als Ambos zu dienen. Was Wunder, daß sie auch hinter den offensten, ehrlichsten Worten jetzt noch immer irgend eine schlimme arrière-pensée wittern. Nur die Wenigsten haben ihren Blick so frei und offen erhalten, daß sie bei dem gerechtesten Mistrauen doch noch das Wahre vom Unwahren unterscheiden können und daß jedes aus voller Brust gesprochene Wort noch immer im eigenen Herzen harmonisch widerklingt. Es ist eine Thatsache, gegen die man sich nicht verblenden darf, daß das Vertrauen schwer erschüttert, daß es vergiftet ist, und daß in diesem Augenblicke die Fürsten wegen der Sünden ihrer Väter zu leiden haben. Und wenn man auch an ihren guten Willen glaubt, wenn man auch nicht so superfein, wie Manche, Alles nur für die feinste Berechnung, für ein abermaliges neues Schauspielerwesen hält, so schenkt man doch der Beharrlichkeit und der Kraft, die guten Vorsätze durch die geschlossene widerstrebende Phalanx einer selbstsüchtigen, herrschsüchtigen Beamtenkaste siegreich durchzukämpfen, kein Vertrauen.

Dieses Vertrauen kann erst allmälig wiederkehren, und wenn eben die Throne auf das Vertrauen der Unterthanen gegründet sind, was ja Niemand bestreitet, so glauben wir in dem jetzigen Könige von Preußen den wahrhaften Wiederhersteller des sogenannten monarchischen Princips zu erblicken. Es war allerdings wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich erschüttert. Hier tritt uns aber nicht nur ein über allen Zweifel erhabener Wille, sondern auch die auf selbständigster, durchgebildetester Lebensansicht ruhende Kraft zur Ausführung entgegen, und der beste Beweis von dieser Kraft möchte die moralische Regeneration sein, die sich schon jetzt in der Beamtenclasse zeigt. Wer dort noch nicht ganz erstarrt und verknöchert ist, der nimmt sich ein sittliches Beispiel an der Persönlichkeit des Königs und sucht sich darnach umzubilden, und in die übrigen ist wenigstens ein starker Schrecken gefahren, sie wissen nicht, wie sie sich gebaren sollen, und mit ihrer hochmüthigen Sicherheit und herrschsüchtigen Thatkraft ist es vorbei.

Es könnte nach diesem scheinen, als wenn wir im Verlaufe dieser Artikel uns zu der Rolle eines Apologeten und eines enthusiastischen Panegyrikers der preußischen Regierungsmaßregeln hinneigen würden. Allein auch in dieser Muthmaßung würde man sich irren. Unsere Absicht von vornherein ist weder systematische Opposition noch systematische Regierungsapologetik. Ob wir uns zu dem einen oder zu dem andern mehr hinneigen werden, das wird freilich auf die Maßnahmen der preußischen Regierung selbst ankommen. Im Allgemeinen aber glauben wir doch schon vorhersagen zu können, daß unsere Artikel größtentheils einen oppositionnellen Charakter tragen werden. Wir werden freilich keine utopischen Wünsche geltend machen, wir werden das bei gegebenen Zuständen und Individuen Mögliche und Erreichbare im Auge haben, wir werden uns in die großen Schwierigkeiten einer organischen Veränderung hineinzudenken suchen und nie vergessen, daß das Vollkommene der Feind des Guten ist. Dennoch aber sehen wir schon vorher, daß unsere sittliche und politische Ansicht in vielen einzelnen Punkten mit dem jetzigen Systeme, wie es sich in vielen öffentlichen Manifestationen deutlich genug gezeigt hat, nicht übereinstimmen kann. Wir glauben uns über unsere Wohlmeinenheit und über unsere Anerkennungsfähigkeit in dem Vorhergehenden in so weit legitimirt zu haben, als das in einem kurzen einleitenden Artikel geschehen kann. Wenn wir dennoch eine oppositionnelle Haltung im voraus uns vindiciren, so bedarf das noch einiger erläuternder Worte.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Schriften über China.

1. Narrative of the late expedition to China, with sketches of the manners and customs of that singular country. By *J. Elliot Bingham*. Zwei Bände. London 1842.
2. Two years in China. Narrative of the Chinese Expedition, till April 1842. By *D. M'Pherson*. London 1842.

Der zwischen England und China so unerwartet schnell geschlossene Friede kann das Interesse an dem geführten Kriege und folglich auch an den zwei obengenannten, ihn besprechenden Werken nicht mindern. Im Gegentheile, wenn der Sturm vorüber, spricht es sich am bequemsten von Ursache und Folgen. Dazu kommt die Verschiedenheit der Stellungen beider Verfasser. Beide haben an dem Feldzuge Theil genommen, aber Bingham als Marineoffizier, M'Pherson als Arzt. Abweichende Ansichten können nicht verwundern. Um so glaubhafter, wo sie übereinstimmen. Seinen Hauptzweck, die Kriegsereignisse zu schildern, verfolgt Bingham auf die eigenthümliche Weise, daß er bald erzählt, was er selbst gesehen und wo er mitgefochten, bald aus den Tagebüchern und Gesprächen seiner Kameraden und aus den von den Befehlshabern erstatteten Berichten das Nöthige zusammenstellt. Das Ganze bietet daher ein ziemlich vollständiges Bild des Kriegszugs und hinreichende Gründe, daß nicht die Engländer ihn muthwillig begonnen, sondern die Chinesen durch Insolenz, Grausamkeit und Raubsucht ihn herbeigenöthigt haben. Ihr Menschenverlust verdient deshalb um nichts weniger Bedauern; aber die sich immer wiederholenden Beweise ihrer Verrätherei und Hinterlist spannen die Sympathie einigermaßen ab. Nebenzweck war die Schilderung „der Sitten und Gewohnheiten dieses seltsamen Landes". Es sind leichte, eingelegte Skizzen, die, ohne viel Raum einzunehmen, den Kriegsberichten eine willkommene Abwechselung geben. Auch die Opiumfrage wird besprochen. Der Verf. ist weit entfernt, das Opiumrauchen zu vertheidigen; er räumt ein, daß, zumal im Übermaß genossen, es den Geist und Körper entnervt. Nur versichert er, daß es nicht diese Rücksicht sei, aus welcher die chinesische Regierung so viel Lärm gemacht. Ob ihre Unterthanen Opium rauchen oder nicht, sagt er, gilt der Regierung völlig gleich. Was ihr jedoch keineswegs gleichgültig ist, das sind die Massen Syceesilber, die dafür aus dem Lande und meist den Engländern zugute gehen. Er berechnet, daß die Engländer den Chinesen jährlich für etwa drei Millionen Pf. St. Thee und andere Waaren ab- und dagegen für mehr als fünf Millionen Opium und andere Waaren verkaufen, der Saldo daher sehr zu Gunsten Englands steht und mit Silber ausgeglichen wird. „Das ist es, was die Regierung kränkt und weshalb sie dem Handelsverkehr mit England von Zeit zu Zeit alle erdenkbare Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat."

M'Pherson bespricht ebenfalls den Genuß des Opiums und — hört! hört! — der Arzt vertheidigt ihn. Seine Beweisführung ähnelt einem regelrechten Schlusse. „Opium", sagt er, „wird in China allgemein geraucht. Das ist unleugbare That-

sache. Nicht zu leugnen ist aber auch, daß die Chinesen in der Mehrzahl muskelkräftige, athletische Menschen und die niedern Volksclassen geistig mehr entwickelt und besser unterrichtet sind als in England. Der Schlußsatz ergibt sich von selbst." Demnächst bemerkt er, daß die Chinesen in vielen Krankheiten das Opium als Heilmittel gebrauchen, und zögert mit seinem probatum est um so weniger, weil neuerlich auch in Bengal Opium als Surrogat für China mit dem glücklichsten Erfolge angewandt worden sei. Das läßt für die fragliche Behauptung sich eher hören als der dafür beigebrachte Umstand, daß zu der Zeit, wo unter der indo-britischen Besatzung auf Hongkong sehr bösartige Fieber geherrscht, die Chinesen verhältnißmäßig davon frei geblieben. Der Verf. mißt das dem Opiumrauchen bei. Sollte denn die Gewöhnung des Klimas daran nicht ihr glaubhafteres Theil haben? M'Pherson war Arzt bei den Landtruppen. Auf diese beschränkt sich, was er von militairischen Operationen erwähnt, und dadurch ergänzt sein Buch das des Seeoffiziers Bingham. Vielleicht ist der Stil des Arztes der lebendigere, seine Darstellung mehr pittoresk. Als Beleg verweise ich auf seine Erzählung von den Vorfällen bei Kanton. Die Anstalten zum Sturme sind getroffen, die Kanonen gerichtet, die Raketen bereit. Ordnung, Kraft und Vertrauen charakterisiren die Engländer. Auf den Wällen der Feinde und in den Straßen Kantons herrscht Tumult, Eilfertigkeit und Verwirrung. Die Thore der Stadt öffnen sich, ein dichter Menschenstrom bringt hervor und verliert sich in den nahen Hainen und Dörfern. Alles Das läßt der Verf. den Leser sehen; er breitet eine militairische Landschaft vor ihm aus und selbst der Laie wird nicht umhin können, sie aufmerksam zu betrachten. Politisch wichtig sind die eingestreuten Beweise von Eintracht zwischen den englischen und den Hindu-Soldaten. Wird dieser Geist genährt — wer will England Indien nehmen? Hiermit ist jedoch das Wichtigste des Buchs nicht ausgehoben. Das dürfte in dem eigentlich geographischen Theile bestehen, der über Vieles neuen Aufschluß gibt. So über Hongkong, über Tschusan, über Amoy. Laut des Verf. Angabe ist die Insel Hongkong ungefähr acht englische Meilen lang und in ihrer größten Breite drittehalb Meilen. Die sie vom Festlande scheidende Meerenge ist es an einigen Stellen nur eine, an andern fünf bis sechs Meilen. Die den Hafen bildende Bucht soll für die Schifffahrt unübertrefflich sein. Nicht genug, daß sie Raum für eine ungeheuere Menge Schiffe hat, ist sie auch so tief, daß ein Linienschiff von 74 Kanonen bis auf die Länge eines Kabeltaus vom Ufer ankern kann, und gewährt außerdem gegen Stürme bessern Schutz als irgend ein anderer Hafen Chinas. Das Innere der Insel besitzt zwei wesentliche Dinge, unerschöpflichen, selbst im heißesten Sommer aushaltenden Überfluß an köstlichem Trinkwasser und einen unermeßlichen Reichthum an Granit, der zu Waarenhäusern und Werften ganz bequem das schönste Material liefert. Also ist es weder den Engländern zu verdenken, daß sie dieses vortheilhafte Plätzchen sich für ihren Handel ausgesucht, noch den Franzosen, daß sie eine Anwandlung von Participationsappetit verspürt haben.

Auch auf den Hafen von Amoy, der noch besonders durch seine centrale Lage sich empfiehlt, lenkt der Verf. die Aufmerksamkeit der Handelswelt, und daß die chinesischen Weiber dort häufig, wie der Verf. in sichere Erfahrung gebracht haben will, ihre weiblichen Kinder aussetzen oder ertränken, mag die europäische Philanthropie sich einen Wink sein lassen. Ningpo wird als eine schöne Stadt mit festen Mauern geschildert, ungefähr zwei Drittel so groß wie Kanton, in einer Gegend, die einem sorgsam gepflegten Garten gleicht. Die Zahl der Einwohner soll sich auf 600,000 belaufen. Wie bereits erwähnt und überhaupt aus den Zeitungen bekannt, grassirten unter der englischen Besatzung von Hongkong und ebenso unter der von Tschusan sehr verheerende epidemische Krankheiten. Das mußte natürlich den Wunsch nach dem Besitze dieser Inseln beträchtlich mäßigen. Allein M'Pherson versichert, das Klima beider Inseln sei vollkommen gesund und die Ursache jener Krankheiten lediglich die schlechte Verpflegung gewesen. Während der heißesten Jahreszeit, bei einem Wärmegrade, der selbst in Indien selten vorkomme, hätten die Soldaten in feuchten, von Reisfeldern umgebenen Niederungen unter Zelten lagern und oft mit den schlechtesten Lebensmitteln sich begnügen müssen. Das würde die Krankheiten erklären. Vieles nicht minder Interessante und Wissenswerthe lese man im Buche selbst nach. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neuere historische Forschungen haben, wenn wir nicht irren, gründlich nachgewiesen, daß das Liebesverhältniß zwischen dem Dichter Tasso und der Prinzessin Eleonore von Este, das Stoff zu unzähligen poetischen Schöpfungen gegeben hat, gar nicht stattgefunden habe. Wie dem auch immer sei, diese Liebe ist sozusagen ein poetisches Factum geworden und die Dichter lassen diesen Gegenstand so leichten Kaufes nicht fahren. Sicher werden wir aller historischen Kritik zum Trotz nach wie vor sentimentale Tassos und huldvolle Eleonoren in Menge erhalten. So haben wir gleich einen recht lesbaren Roman von Mad. Gottis zu erwähren, der den Titel führt: „Le Tasse et la princesse Eléonore d'Este" (2 Bde., Paris 1842). Mad. Gottis hat sich schon früher durch den Roman „François I. et Mad. de Chateaubriant" vortheilhaft bekannt gemacht. In ihrem neuesten Romane ist Tasso vielleicht gar zu sehr ein bloßer verliebter Schwärmer. Aber wenn auch der Hauptheld nur ungenügend ausgefallen ist, so wird man durch manche andere Partien hinlänglich entschädigt. Da wir einmal von einer französischen Behandlung dieses Stoffs reden, so wollen wir hier gleich noch ein paar dramatische Gedichte erwähnen, die demselben Gegenstande gewidmet sind, obgleich sich keines derselben auf der Bühne erhalten hat. Im J. 1803 ward ein Drama in Versen aufgeführt, das von einem gewissen Cicile herrührte, der 1793 eine „Geneviève de Brabant" geschrieben hatte. Im J. 1821 gab die große Oper ein Stück, das den nämlichen Gegenstand behandelte. Der Text war von Cuvelier und de Mun und die Musik von Garcia. Im J. 1826 endlich kam ein „Tasso" von Alex. Duval zur Aufführung.

Seitdem Jean Jacques Rousseau im „Emile" die wichtige Frage der männlichen Erziehung, wenn auch nicht gelöst, doch in Anregung gebracht hat, ist neben manchem Schiefen und Haltlosen doch auch viel Gedeihliches über die Erziehung und Bildung des Weibes geschrieben worden. Namentlich hat die französische Literatur einen wahren Schatz solcher Werke aufzuweisen, welche diesen wichtigen Theil der Pädagogik, der im Alterthum fast ganz unbekannt war, weil die weibliche Hälfte des Menschengeschlechts für nichts galt, ausführlich beleuchten. Besonders strahlen unter den Schriftstellern, die sich diesem Gegenstande gewidmet haben, drei Frauen: Mad. Saussure-Necker, Mad. Guizot und Mad. Rémusat. Die Zahl der Damen, die gegenwärtig ihre Feder der Belehrung und Unterhaltung der weiblichen Jugend geweiht haben, ist in Frankreich sehr groß. Besondere Erwähnung verdienen unter ihnen die fleißige Herausgeberin der „Gazette de la jeunesse", Eugenie Foa, die beiden Dichterinnen Desbordes-Valmore und Amable Tastu, die nach G. Sand gewiß die poesiereichste unter den weiblichen Autoren ist, und Mlle. Ulliac-Trémadeure. Letztere hat namentlich vor kurzem eine „Bibliothèque de la jeune fille" herausgegeben, die uns sehr empfehlenswerth zu sein scheint. Die weiblichen Federhelden sind längst eine Zielscheibe unendlicher Witze, aber wenn sie, statt antisociale Romane und verzweifelnde Gedichte zu schreiben, sich mit so ernsten, so heiligen Gegenständen, wie die Erziehung der weiblichen Jugend, befassen, so wird gewiß kein Mensch an die Lächerlichkeit eines bas-bleu denken. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Der jetzige preußische Monarch verbindet mit seinem Berufe gewiß den erhabensten, den idealsten Begriff, der sich denken läßt. Alles, was die Geschichte der Menschheit in den verschiedensten Perioden je Schönes und Großes producirt hat, das sammelt er als einzelne Blumen in einen Kranz und drückt sich diesen Kranz als Krone aufs Haupt. Griechenthum und Germanenthum, Mittelalter und Neuzeit, Recht, Freiheit, Kunst, Poesie, Wissenschaft — Alles will er pflegen, Alles soll unter seiner segnenden Hand gedeihen. Allen Ständen sowie dem gesammten Volke will er die freiste Bestrebung gönnen und in seiner Person soll sich alles Wahre und Würdige concentriren; das letzte Richteramt in allen Sachen des menschlichen Lebens nimmt er für sich in Anspruch; er will auf Alles hören, Alles erwägen, Alles prüfen und das Beste will er behalten und mit dem Siegel der königlichen Majestät bekräftigen. Ob diese Idee einer erhabenen Phantasie möglich, ob irgend ein Sterblicher dieser nur durch seine eigene Einsicht und sein eigenes Gewissen beschränkten Aufgabe gewachsen, gehört nicht hierher. Wir werden später bei den Verfassungsdebatten noch häufig Gelegenheit haben, auf diese Idee näher einzugehen und sie zu prüfen. So viel aber ist gewiß, daß bei dieser Stellung des Königs man bei jeder staatlichen Untersuchung nothwendigerweise immer zuletzt auf die Überzeugungen des Königs selbst zurückgehen muß. Der König ist die einzig freie, entscheidende Potenz, und alle Schlüsse, die man auf Gegenwart und Zukunft macht, können sich nur in letzter Instanz auf die Individualität desselben gründen. Die Persönlichkeit des Königs wird dadurch mit Nothwendigkeit in jede Frage der Gegenwart, in jede publicistische Debatte hineingezogen. Hierin liegt gewiß, abgesehen von den sonstigen Übelständen, für den deutschen Publicisten der Gegenwart eine große, fast unübersteigliche Schwierigkeit. Dem feinsten Takte möchte hier es kaum möglich sein, den Freimuth des Staatsbürgers und des Kritikers mit den nothwendigen conventionnellen Rücksichten zu vereinigen. Doch ist diese unendlich schwierige Aufgabe dem deutschen Publicisten in diesem Augenblicke einmal von der Gegenwart gestellt und man muß sie, wohl oder übel, zu lösen suchen. Der englische Constitutionalismus, dem wir auch aus andern Gründen anhängen, macht es dem Schriftsteller in dieser Beziehung leichter. Übrigens scheint der jetzige Monarch eine solche Kritik seiner Persönlichkeit und seiner Ansichten nicht zu scheuen; offen und frei, in scharfen, bestimmten Umrissen spricht er seine Überzeugungen aus und fodert dadurch selbst die Kritik heraus; denn schwerlich ist es sein Wille, daß er allein der Sprechende, wir allein die Zuhörenden sein, daß wir jedes Wort als ein inspirirtes betrachten sollen, wenn er schon die Consequenzen, die aus der Vermengung des geistreichen Individuums und moralischer Person als König sich ergeben werden, im Feuer der Begeisterung sich nicht immer ganz klar gemacht haben wird. Wollen wir demnach unsere künftige publicistische Stellung zur preußischen Regierung schon im voraus muthmaßlich andeuten, so sind wir gezwungen einige Worte über das Verhältniß unserer Individualität zu der des jetzigen Monarchen zu sagen.

Lessing läßt seinen Prinzen sagen, daß die Könige keine Freunde hätten. Das ist schlimm, aber es ist ebenso schlimm, daß sie keine offene Gegner, keine Feinde haben. Wenn wir andern Menschen unsern Entwickelungsgang betrachten, so finden wir, daß eine Unzahl von Menschen bewußt und unbewußt an der Bildung unsers Charakters und unserer Ideen thätig waren und in Einem fort daran arbeiteten. Nicht nur die Freunde förderten uns, auch die Gleichgültigen, auch die Miswollenden und Feindseligen. Ein jeder gute und geistreiche Mensch, und zumal der Deutsche, tritt mit ausschweifenden Phantasien, Illusionen, mit sogenannten Idealen in sein Jünglingsalter. Welche Erfahrungen gehören dazu, um diese Ideale mit dem Realen, mit der Wirklichkeit, mit den gegebenen Zuständen erst in Einklang zu bringen, was muß man nicht erst erleben, ehe dieser Zwiespalt ausgesöhnt wird. Wie viel Verkennung, Gleichgültigkeit, Ungerechtigkeit, Bosheit muß erst über uns ergehen, ehe wir erst das rechte Verhältniß unserer Überzeugung zu der der übrigen Mitlebenden ermitteln. In dieser nothwendigen Lebensschule sind offenbar unsere Feinde unsere besten Lehrer; wenn unsere Freunde die ideale Seite unsers Lebens aufrecht erhalten und da-

für sorgen, daß sie nicht ganz umkippt, so ist es eben die übrige Welt mit ihrem Misverständniß und ihrer Feindseligkeit, die unsern übermüthigen Idealismus, den wir irrig für Überzeugung halten, die Wage halten und dafür sorgen, daß er sich mit der reellen Seite des Lebens ausgleicht und eins wird. Wiewol nun jeder Mensch diesen Proceß durchmachen muß, so ist er doch ein schmerzlicher, der sich freilich belohnt, indem er uns von unerquicklicher Erhitzung, von nebelhafter Illusion zur gesunden Wahrheit, zur richtigen Mischung von Freiheit und Nothwendigkeit — damit philosophische Ausdrücke auch nicht fehlen — befördert. Diesen Reinigungsproceß, dieses Fegefeuer hier auf Erden kann der Prinz oder Fürst nicht in so vollkommenem Grade durchmachen, wie wir andern Menschenkinder, und in dieser Beziehung ist unsere sittliche Stellung von Haus aus eine glücklichere.

Hier ist der psychologische Punkt, von dem aus wir unsere nothwendige Opposition vorherverkündigen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den jetzigen Standpunkt des preußischen Monarchen als einen vorzugsweise idealen bezeichnen und wenn wir ihm jenes Fegefeuer vorherverkündigen, was die Meisten uns schon mehr oder weniger bestanden haben. Eine weniger reiche Natur würde sich durch solchen Proceß in spätern Jahren sehr bald verstimmt fühlen; sie würde sehr bald gereizt, selbstwillig, vielleicht menschenfeindlich und despotisch werden. Wer aber, wie unser Monarch, mit jener ewigen Jugend ausgestattet ist, mit jener Elasticität, die aus überfließendem Herzen, aus rastloser Phantasie und scharfem Verstande stammt, für den ist nicht zu fürchten und er wird als Sieger aus einem Kampfe hervorgehen, den das Leben ihm für spätere Jahre aufgespart hatte. Der edle Alexander von Rußland ging unter, als seine Illusionen überall mit der Wirklichkeit, und zwar mit einer sehr traurigen, trostlosen Wirklichkeit zusammenstießen. Der geistreichere, frischere, reicher gebildete Wilhelm IV., der unter einem bessern Volke lebt, wird nicht untergehen.

Wir können unsern Differenzpunkt noch auf andere Weise andeuten. Eine Gegend von oben herab geschaut gewährt einen andern Anblick als von unten hinauf. Erblickt der Obenstehende auch Manches, was wir, die wir von unten hinaufschauen, nicht sehen, so entgeht jenem doch auch wiederum Vieles, was uns in der Nähe vors Auge tritt. So ist es unvermeidlich, daß jeder andere Lebensstandpunkt auch verschiedene Ansichten über die Dinge und Zustände der Gegenwart nothwendig involvirt, und schon daraus folgt unabweislich eine Opposition im Einzelnen, wenn man auch über die allgemeinsten und letzten Lebensoffenbarungen einig ist. Daraus folgt aber eben auch, daß der exclusivste und höchste Standpunkt eben am meisten Opposition erregen wird und muß.

Unwillkürlich ist es gekommen, daß wir uns in diesem einleitenden Artikel fast nur mit Preußen beschäftigt haben. Es geht uns aber nicht allein so, daß wir, ohne zu wollen, mit innerer Nothwendigkeit dort hingezogen werden. Selbst Diejenigen, die sich gegen eine sogenannte preußische Hegemonie sperren und mit allen Kräften dagegen eifern, beschäftigen sich in diesem Augenblicke mit weiter nichts als Preußen und ihre Blicke sind fortwährend dahin gebannt. Sie führen dadurch, ohne es zu wollen und zu wissen, den Beweis, daß jene sogenannte Hegemonie, jene Präponderanz Preußens für die deutschen Angelegenheiten doch einmal thatsächlich vorhanden ist. Und so ist es auch. In Preußen wird die entscheidende Schlacht geschlagen; die Kämpfe in den übrigen Bundesstaaten sind Plänkeleien und Seitengefechte und eine zwanzigjährige Erfahrung hat genugsam gezeigt, daß ein entscheidendes Resultat durch solche accidentielle Nebenpartien des großen Krieges nicht errungen werden kann. Wir verkennen übrigens nicht die große Wichtigkeit der verschiedenen Stellungen in den nicht preußischen Bundesstaaten, wir ehren die Helden, die mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Tapferkeit dort ihr Leben an einen Kampf gesetzt haben, der ihnen bis jetzt nur schlechten Lohn außer dem innern des Bewußtseins gebracht hat, wir erkennen an, daß ohne diese partiellen Kämpfe weder Preußen noch Deutschland so weit wäre, als es ist, und wir werden daher auch jede wichtige Frage, die in dem dortigen kleinern Kreise obschwebt, zu berücksichtigen suchen. Auf solche Weise werden wir uns bemühen, auch unser Scherflein zur Lösung der großen, erhabenen Aufgabe der Gegenwart beizutragen, um nach Kräften den Zoll abzutragen, den jeder Mitlebende seinem Vaterlande und seiner Zeit schuldig ist.

F. von Florencourt.

Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Theodor Rötscher. Berlin, Thome. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich um so größeres Verdienst erworben, je einsamer der Versuch dasteht, die Kunst der dramatischen Darstellung zur abgeschlossenen und in dem speculativen Principe wurzelnden Wissenschaft zu erheben. Bisher waren es einzelne, hochbegabte Künstlernaturen, welche, auf reiche Kunsterlebnisse gestützt, ihre unmittelbaren Erfahrungen und ästhetischen Anschauungen über Schauspielkunst in vortrefflichen, aber zerstreuten Bemerkungen niederlegten; allein ein durch die Wissenschaft selbst in allen Theilen vermitteltes System hat es bis jetzt noch nicht gegeben, noch ist von der Seite des deutschen Geistes der Versuch dazu gemacht worden. In einer Zeit aber, wo die Kunst der dramatischen Darstellung überhaupt darniederliegt, wo alle jene Elemente fehlen, auf welche hin auch die unmittelbare Production ein reiches und blühendes Leben zu schaffen vermag, wo sich alle Kunst, alle Wissenschaft, alles Leben aus der Welt des Gedankens und des Begriffes neu gestalten muß, ist gerade für die Kunst der dramatischen Darstellung, in Rücksicht des Künstlers und des Kunstrichters wie des Publicums, eine solch begriffsmäßige und systematische Durchdringung der Schauspielkunst von außerordentlicher Bedeutung, vielleicht von nicht geringer Wirksamkeit.

In welcher Weise hat nun aber Theodor Rötscher seine Aufgabe gelöst! Wir möchten behaupten, daß noch selten ein neuer Weg in der Wissenschaft mit so gediegenen Vorbereitungen und mit dieser freien Herrschaft über den Gegenstand sei betreten worden. Der Verf. fußt in der praktischen Erkenntniß dieser speciellen Kunst ebenso sicher als in dem theoretischen Begriffe derselben. Die Erfahrungen berühmter Künstler und Kunstkenner, besonders die ausgezeichneten Bemerkungen und

Abhandlungen Goethe's und Tieck's, eine Fülle eigener Kunstanschauungen und Kunsterlebnisse, eine weite Übung der Kunstkritik, das Verständniß des Dramas und gründliche in den die Ausübung der Schauspielkunst bedingenden anthropologischen Wissenschaften liefern den Grund und Boden, auf welchem er seine Arbeit beginnt. Allein es würde immer eine fragmentarische, mit subjectivem Meinen und Belieben behaftete Arbeit, ein reiner Act äußerer Zufälligkeit geblieben sein, wenn es der Verf. nicht verstanden hätte, allen diesen Einzelnheiten durch seine theoretische Bildung, durch die Principien und die Methode der philosophischen Wissenschaft ein nothwendiges und organisches Leben zu geben.

Der erste Theil des Werkes beschäftigt sich mit der allgemeinen Begriffsentwickelung der Kunst. Die Poesie als diejenige der Künste, die sich des unsinnlichsten und geistigsten Stoffes, des Wortes, bedient, ist eben darum auch die geistigste, die alle menschlichen Zustände und Verhältnisse darstellen kann, welche die Kunst überhaupt zur Erscheinung zu bringen vermag: sie ist die höchste aller Künste; die reichste und letzte Frucht der Poesie und mithin die Spitze aller Kunst ist aber das Drama, denn es setzt die Lyrik und das Epos voraus, hat beide als seine Elemente organisch in sich aufgenommen und tritt erst dann als vollendete Kunstform auf, wenn Staats- und Völkerleben eine höchste Entwickelungsstufe erreicht haben. Indem sich ferner in der dramatischen Poesie die sittliche Idee durch das Organ freier Individualitäten vor uns entfaltet, durch die sich eine Welt von Charakteren, im Empfinden, Denken und Wollen sich gegenseitig bedingend und entwickelnd, vor unsern Augen gestaltet, weist sie selbst auf ihre letzte Verwirklichung, auf die dramatische Darstellung hin. Wie also das Material der Musik der Ton ist, so ist in der Verwirklichung und Versinnlichung des Dramas der Mensch selbst das Material, welches durch Ton, Geberde, Haltung, Physiognomie, die Gestalten der freien Phantasie zur Ausführung bringen muß. Aus diesem Verhältnisse des dramatischen Darstellers, des Schauspielers zum Drama selbst, entwickeln sich dem Verf. wahr und frei alle Beziehungen, in welchen der Künstler zu seiner Kunst und mit dieser zu dem genießenden und anschauenden Publicum steht.

Zuerst: der Schauspieler macht seine besondere, zufällige Individualität zum Instrumente für die Kunst, indem er dieselbe zur Darstellung der aus der freien Phantasie erzeugten Gestalten verwendet; die von der Natur gegebene Persönlichkeit soll mithin geformt, gebildet und zur Versinnlichung des Dichtergebildes fähig gemacht werden. Es ist darum für den darstellenden Künstler ein absolutes Erforderniß, daß er sich über das natürliche Talent und den Kunstdilettantismus erhebe und sich zuvörderst im größten Umfange die technischen Fertigkeiten für die Ausübung der Kunst erwerbe. Ferner widerlegen sich aus diesem Verhältnisse des Künstlers zum Drama und zur Poesie alle die Vorurtheile, welche gewöhnlich über den Schauspieler und seine Kunst herrschen. Unter diese Vorurtheile rechnet der Verf. vorzüglich die verbreitete Ansicht, daß der Schauspieler, indem er seine eigene Persönlichkeit für die Darstellung einer andern, fremden aufgibt, sich selbst verletzt und seine sittliche Würde opfert, während es doch ein unendlicher Zweck ist, der dieses Opfer hier fodert und zu absoluter Sittlichkeit weiht.

Von diesen und ähnlichen becherspielenden Erläuterungen gelangt der Verf. erst zu eigentlicher Entwickelung der Principien, welche für die Kunst selbst aus dem Begriffe derselben hervorgehen. Alle Kunst ist eine Durchdringung des Allgemeinen und Individuellen; der Künstler muß das Erstere zum Ausdruck des Individuellen fortführen und das Letztere zur Offenbarung des Allgemeinen erheben. Nur kraft dieses Gestaltungsprocesses ist die Kunst lebendig und ergreifend, denn durch ihn ist sie in jedem Augenblicke ideal und charakteristisch, bedeutsam und eigenthümlich. Indem aber jede Kunst diese Gegensätze ihrem Wesen gemäß zur Erscheinung bringt, nehmen sie auch in jeder einen bestimmten Charakter und eine eigenthümliche Farbe an. In der Schauspielkunst, die auf Versinnlichung des Dramas ausgeht, treten sie zunächst in der Foderung auf, sowol die Schönheit wie die Wahrheit gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen zu lassen: die Schönheit und die Wahrheit müssen sich hier durchdringen. Wenn daher der dramatische Darsteller in der Versinnligung der dramatischen Individualitäten der Idealität, das ist dem Gesetze der Schönheit unterworfen ist, einem Gesetze, das er mit der Sculptur und der Malerei theilt, so ist es auch auf der andern Seite seine Aufgabe, daß er den menschlichen Charakter in der ganzen Beweglichkeit seines Werdens, in der ganzen Fülle seines Denkens und Wollens enthüllt. Nur durch eine solche klare und wirkliche Versinnlichung aller Strömungen des menschlichen Handelns und Empfindens, durch eine solche Auseinanderlegung der Seelenaffecte und Gemüthslagen zeigt sich uns die nothwendige Wahrheit der Darstellung, an welcher der Zuschauer alle Leiden und Freuden des menschlichen Daseins zu durchleben vermag. Wollte sich der dramatische Künstler blos dem Gesetze der Schönheit unterwerfen, indem er einzig und allein die Idealität der Form erstrebt, so würde er mit der Naturwahrheit alles menschlich-natürliche Interesse zum Opfer bringen, denn die Idealität der Form ist, wenn sie nicht ein volles individuelles Dasein offenbart, kalt und ohne Wirkung auf das Gemüth. Nur die ruhende und in sich geschlossene Plastik, welche ihren Stoff auf das Gewicht eines einzigen Moments zurückführt und weit entfernt ist, eine sinnliche Illusion hervorbringen zu wollen, hat allerdings auf die Idealität der Form das ganze Gewicht zu legen. Trefflich entwickelt der Verf. auch die andere Einseitigkeit, das rücksichtslose Streben nach Naturwahrheit. Die dramatische Darstellung, wenn sie das Moment der Idealität nicht in sich trägt, sinkt zur bloßen Naturwahrheit herunter und der Zuschauer ist damit aus dem Gebiete der Kunst heraus an die Zufälligkeit, Trivialität und Unmittelbarkeit des Lebens gewiesen. Allein kein freies Werk der Kunst soll die reine Illusion eines Naturwerkes, die Copie der endlichen Wirklichkeit sein, sondern die Kunst soll Wesen offenbaren, die nicht der Natur, sondern den Gesetzen des freien Geistes unterworfen sind. Für den Augenblick scheint dies freilich gerade bei der dramatischen Darstellung anders und der Verf. gibt sich alle Mühe, diesen Zweifel seinen Lesern zu benehmen. Die dramatische Darstellung, meint man, führt ja die Gestalten der freien Phantasie in das sinnliche Leben ein und insofern muß sie auch die ganze Fülle des sinnlichen Lebens über uns ausbreiten und die höchste Naturwahrheit in jedem Augenblicke zur Erscheinung bringen. Allein die Gestalten des Dramas sind im Schoose der freien Phantasie für die freie Phantasie empfangen und sie dürfen auch bei der Darstellung diesen ihren Kunstcharakter nicht verleugnen; der Leib, den ihnen der Schauspieler gibt, muß bei aller Illusion immer noch das Werk des freien Geistes und nicht der Natur zurückstrahlen. Sehr treffend sagt darum Goethe, daß man das „wahr Scheinen" von dem „Schein des Wahren" in der Kunst wohl unterscheiden müsse. Das Letztere ist allein das Ziel der Kunst.

Aus diesem absoluten Gesetze der dramatischen Darstellung daß sich die Idealität und die Naturwahrheit durchdringen müsse, ergibt sich dem Verf. auch die Stellung und die Aufgabe des darstellenden Künstlers zu den verschiedenen dramatischen Charakteren. Sie ist eine dreifache. Hat der Schauspieler einen Charakter vor sich, in welchem sich die Idealität und die individuelle Lebendigkeit vollkommen durchdringen, so ist seine Aufgabe, den Intentionen des Dichters in ihrem ganzen Umfange nachzukommen, und diese Gestalt, wie sie empfangen worden, schöpferisch im Geiste wiederzugebären. Der Schauspieler, der hier den Dichter nicht überschreiten kann, sondern durch die Versinnlichung die fertige Gestalt des Dichters völlig decken muß, hat seine Aufgabe vollkommen gelöst, wenn er dies in der That vermag. So wenig nun aber hier der Künstler scheinbar zur Verwirklichung des dichterischen Bildes beizutragen hat, so fodert doch gerade diese Aufgabe die genialste, die schöpferischste Thätigkeit des Schauspielers, denn derselbe

muß, um hinter dem Dichter nicht zurückzubleiben, sich zu gleicher Höhe der dichterischen Anschauung, zu gleicher Durchdringung und Versöhnung des Idealen und Realen, des allgemeinen und individuellen Lebens, emporschwingen und diese Versöhnung in seiner Darstellung auch ausführen. Wie sehr der Verf. recht hat, beweist ganz die Erfahrung. Die Darsteller solcher ganzen Menschen, solcher Mikrokosmen, die das Allgemeine und das Besondere in sich tragen, sind äußerst selten. Die Shakspeare'schen Menschen finden darum nur wenig erschöpfende und glückliche Darsteller, weil allein eine wahre, genievolle Künstlernatur die unendliche Fülle dieser idealen und doch auch so natürlichen Gestalten verwirklichen und verkörpern kann, weil keine Stimmung, kein Verstand allein hinreicht, diese großen Gestalten nachzuschaffen, sondern weil die volle dichterische Tiefe nöthig ist, mit welcher das Genie einst diese Gebilde empfangen hat.

Ganz anders steht aber der Schauspieler zu den dichterischen Charakteren, in welchen das ideale Element überwiegt und die individuelle Lebendigkeit zum Allgemeinen, zum Gedanken, in keinem Verhältnisse steht. Die meisten unserer neuern Dichter leiden an dieser Ohnmacht, concrete Gestalten zu schaffen, weil die überwiegende Richtung der Zeit auf die Reflexion und den Gedanken den Reichthum des Individuellen verwischt. Beispielsweise führt der Verf. unter den classischen Figuren Nathan, den Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, überhaupt die Schiller'schen Charaktere an. In diesen Figuren waltet das Pathos des Gedankens und das Element der abstracten Idealität. Zu ihrer Darstellung dürfte daher schon rhetorischer Schwung und scharfe Verstandsbildung ausreichend scheinen, denn der Schauspieler erreicht seine Aufgabe schon insofern, als er der Schöpferkraft des Dichters nachgekommen ist. Allein der Schauspieler, um die größte Wirkung seiner Kunst zu erzielen, muß sogar hier den Dichter zu ergänzen suchen, indem er in seiner Darstellung auf die Naturwahrheit und individuelle Lebendigkeit des Dichters hinneigt. Der Verf. stellt demzufolge für den Schauspieler das Gesetz auf: Je mehr ein Charakter nach der Seite der Allgemeinheit und Idealität hin gravitirt, desto mehr hat ihn auch der Darsteller nach der Seite der Naturwahrheit hin gravitiren zu lassen, desto eifriger muß er bedacht sein, ihn zu einem individuellen Menschen zu gestalten. Der Schauspieler unserer Zeit und unserer Nation übersieht aber, geblendet von dem augenblicklichen Triumphe, den ihm das Pathos des Gedankens und der Empfindung so leicht zuführt, gar oft diese goldene Regel, während er sich gerade vor dem uns eigenen Streben nach abstracter Verallgemeinerung aus allen Kräften hüten sollte.

Das umgekehrte Verhältniß des Schauspielers zum dichterischen Charakter tritt ein, wenn in den dichterischen Figuren die Idealität und das Allgemeine zu sehr zurücktritt, oder wol gar vernichtet ist. Hierher gehören die meisten Gestalten der Schröder'schen, Iffland'schen und die bessern Figuren Kotzebue'scher Dramen, denen Naturwahrheit und ein eigenes Leben nicht abzusprechen, die aber durch ihren geringen idealen Gehalt sich über die Alltäglichkeit und die endliche Zufälligkeit nicht erheben: sie geben das bloße Conterfei des gewöhnlichen Lebens, und die idealen Gestalten Goethe's und Schiller's traten diesen Naturcopien mit Recht und Kraft entgegen. Ein wahrer Schauspieler muß diese Copien so viel als möglich nach der idealen Seite hin steigern und sie in die Welt des freien Geistes zu heben suchen, ohne in den Fehler zu fallen, eine Misgestaltung zu erschaffen, die weder das Element der Wirklichkeit noch der Geistigkeit in sich trägt. Große, besonders zur Darstellung edler Persönlichkeiten reich begabte Schauspieler haben diese Foderung auch bethätigt und der Verf. führt hier Schröder an, der auch dem Charakter des gewöhnlichen Lebens eine tiefere, idealere Seite abzugewinnen wußte und die Phantasie der Dichter in dieser Hinsicht weit zurückließ. Auch Eckhof soll diese Fähigkeit des Idealisirens bürgerlicher und dem gewöhnlichen Leben verwandterer Charaktere im höchsten Grade besessen haben, wenn er auch damit nach einer andern Seite, nämlich gegen das hohle Pathos der altfranzösischen Schule, reagirte.

Nachdem der Verf. unsern Schauspielern ganz besonders die Übung und Prüfung ihres Talents an den concreten Gestalten des bürgerlichen Lebens empfohlen hat; nachdem er ferner, auf das Moment der Idealität gegründet, das in Deutschland gewöhnliche Vorurtheil widerlegt hat, als müsse der Schauspieler, ehe er an die Darstellung eines Charakters geht, seinen Geburtsschein befragen, geht er zu der Entwickelung des Verhältnisses über, in welchem der darstellende Künstler zuerst zum Publicum, dann zur Kritik steht. Die Kunst der dramatischen Darstellung ist ohne ein empfangendes und genießendes Publicum nicht zu denken. Allein der echte Künstler steht als eine priviligirte Natur, die durch unabweisbare, specifische Macht zur Production getrieben wird, über dem Publicum: die Gestalten, die er aus dem Innersten seines Geistes herauf entläßt, sind neue Offenbarungen, welche der Gegenwart neue Seiten und Stufen des Geistes und Lebens entfalten. Der echte darstellende Künstler ist darum Bildner und Erzieher des Geistes seiner Zeit. Ferner: der dramatische Darsteller ist nach dem Wesen seiner Kunst ganz an die Gegenwart gewiesen: sie ist sein Element, seine Göttin; was sie ihm nicht gewährt, kann ihm kein tröstender Hinblick auf eine spätere Zeit ersetzen. Es heißt darum die Natur der dramatischen Darstellung verkennen, wenn man dem Schauspieler verargt, das ungeheuerste Gewicht auf die durch sein Spiel erzeugten Wirkungen zu legen, denn sie allein sind die Thermometer für das Maß seiner Kräfte, das Unterpfand für seinen Beruf, der einzige Ersatz für die seinem Werke verweigerte Dauer. Indem aber gerade der Schauspieler seine Persönlichkeit zu dem Werkzeuge seiner Kunst macht und nicht wie andere Künstler diese Persönlichkeit hinter sein Werk zurückzieht, so trifft ihn nothwendig jede Rückwirkung seiner Leistung unmittelbar und berührt ihn in seiner ganzen Individualität: dies ist ein anderer Grund, warum ihn die Theilnahme des Publicums mehr als jeden andern Künstler berühren und bekümmern muß. Der Verf. nimmt hierbei Gelegenheit, von den Abwegen zu sprechen, auf welche Künstler und Publicum in Rücksicht dieser eigenthümlichen Stellung nicht selten gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Am 6. Nov. 1842 starb zu Hackney Dr. Allen, im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters. Seine Werke sind, im Verhältniß zu seinem kurzen Leben, sehr zahlreich. Einundzwanzig Jahre alt, gab er bereits sein Werk „An etymological analysis of latin verbs" heraus, welches unter den in England erschienenen Werken ähnlichen Inhalts als dasjenige betrachtet wird, worin die Principien der lateinischen Sprache am vollständigsten entwickelt sind. Allen war 1814 geboren, Sohn des John Allen, welcher sich durch eine Übersetzung von Calvin's „Institutionen" und durch seine „History of modern Judaism" bekannt machte. Allen der Sohn war auch einer der gründlichsten Kenner der englischen Sprache und ihrer Geschichte. Er hatte für ein ausgedehntes Werk über diesen Gegenstand reichhaltige Materialien gesammelt und sich die letzten zwei oder drei Jahre seines Lebens mit dem Studium des Angelsächsischen, des Dänischen, Schwedischen, Isländischen und anderer teutonischen Sprachen beschäftigt. Leider fürchtet man, daß keins seiner hinterlassenen Werke zu einer Form gediehen sei, welche es für die Veröffentlichung geschickt machte. Die englischen Journale heben mit besonderm Accente hervor, daß auch mehre deutsche Philologen sein obengenanntes Werk mit Anerkennung genannt hätten und daß er von der Universität zu Leipzig mit dem Doctordiplom beehrt worden sei. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 27. — 27. Januar 1843.

Heinrich Zschokke.

Eine Selbstschau. Von Heinrich Zschokke. Zwei Theile. Zweite Ausgabe. Mit dem Bildniß des Verfassers. Aarau, Sauerländer. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Unter den eben nicht zahlreichen Büchern deutscher Literatur, welche nicht blos für eine ausgesuchte Nahrung des Geistes, sondern auch für ein treffliches Heilmittel gegen kranke Zustände des Gemüths gelten können, verdient die vorliegende „Selbstschau" eines vollkommen gesunden deutschen Geistes einen hervorragenden Platz. Es ist nicht wohl möglich, diese Bogen zu durchlesen, ohne zu höherer Erkenntniß unserer eigenen menschlichen Verhältnisse, unserer Schwächen und unserer Stärke angeleitet zu werden, ohne klarer zu sehen in Welt und Weltregierung, ohne über Glauben und Erkenntniß, über Menschenwerth und Macht des Willens, über Völkerfreiheit und Recht des Individuums, über Gewalt der Idee und Zwang der Materie, über Erziehung des Menschengeschlechts und letzten Zweck des Geschehenen zu klarern Ansichten gelangt zu sein. Zugleich bietet hierbei dies Buch so viel Genuß in der Lecture, eine so reine Freude an dem wahrhaftigen Menschengeist, der uns darin abgebildet wird, eine so herrliche, kunstlose, poetische Form fesselnder Erzählung, daß es in dieser Beziehung wenige Nebenbuhler und vielleicht kaum an „Wahrheit und Dichtung" einen Besieger hat, und daß wir mit Stolz und Wonne auf den strebenden, ringenden, siegenden und gläubigen, immer aber edeln und geistig hervorragenden Geist blicken, der uns hier ein Bild seiner menschlichen Irrfahrten treu und schmucklos aufrollt. Niemand kann dies Buch voll irdischer Offenbarungen ohne offenbaren Gewinn lesen; aber, o möchten doch die jungen, die verirrten, doch achtbaren Geister, welche an Rhein und Spree auf der dornenvollen und ziellosen Pilgerschaft nach dem Absoluten begriffen sind, in Philosophie und Kirche, oder die an der Seine, dem Vaterlande abgewandt und zürnend, der deutschen Schwachheit huldigend, in irdischen Dingen die unmöglichen Foderungen des Gedankens höher achten als die mögliche Wirklichkeit, möchten doch diese und alle Diejenigen, welche vergessen haben, daß sich in den Dingen der Welt Geist und Materie mischen und durchdringen, daß das Absolute daher das Absolut-Unfindbare ist, daß der Staat nicht von Gedankenwesen, sondern von Menschen gebildet und die Philosophie eine einseitige wird, die mehr als eine menschliche Philosophie sein will — möchten doch alle Diejenigen mit einem Worte, die den alten Spruch vergessen haben, daß alle Wahrheit überhaupt eine schwebende sei und daß die allerletzte Consequenz des Gedankens stets in eine Unwahrheit umschlägt, dies Buch lesen, das in großen Zügen die Lehre von der bedingten Wahrheit und von den Grenzen aller menschlichen Weisheit enthält und praktisch darlegt!

Zu welcher Harmonie diese Ideen in dem Geiste des Verf. der „Stunden der Andacht" gelangt seien, ist an und für sich gewiß Gegenstand, wir möchten sagen, neugieriger Forschung für jeden Gebildeten. Dies natürliche Interesse aber steigert sich noch unendlich, wenn wir erfahren, welchen bewegten Lebensgeschicken, welchen reichen Prüfungen und Erfahrungen, welchen ernsten, ja furchtbaren Zweifelskämpfen dieser Mann unterworfen gewesen ist, in welchem doch endlich Alles zu so vollkommenen Abschluß in Liebe und Zuversicht, zu so reiner Harmonie in Wissen und Glauben, diesen angeblich unversöhnlichen Erbfeinden, gedieh. Der Schatz, welcher für Jeden von uns in diesem Buche verborgen ruht, wird gehoben, wenn wir uns recht von dem Gedanken durchdringen, daß jede ausschließliche Denkrichtung eine falsche sei, daß, sowie es auf Erden keinen luftleeren Raum gibt, es wol eine unendliche Annäherung an die Wahrheit, aber keinen Gedanken gibt, der nicht ein Minimum von Irrthum in sich faßt; daß daher nicht der Menschengeist, sondern die Natur das All und Eins ist und das höchste Gesetz gibt. In diesem Kern treffen alle die mannichfaltigen Offenbarungen zusammen, welche diese Schrift nicht blos mit siegender Überzeugungskraft, sondern auch in der anziehendsten, geistreichsten und geschmackvollsten Gestalt offen legt. Es ist ein Buch, gesättigt voll von Lebensweisheit, gleich zugewendet der Würde des Menschengeistes, wie seiner Beschränkung und seiner Schwachheit.

Eine erfahrungsreiche und mannichfaltig bildende Jugend bereitete in dem Verf. jene Geistesrichtung vor, in der sich jeder Widerspruch auflöst und jeder Gegensatz vermittelt. Erst wenn man diese Jugendgeschichte kennt, versteht man, warum der Autor der „Stunden der Andacht" dem äußern Kirchenthum ein inneres entgegensetzen, warum er den „Abällino" und den „Alamontade" schreiben wa-

rum er in allen politischen und religiösen Richtungen ein Gegner des Ausschließlichen und in der Philosophie der Arzt jener Heimlichkranken werden mußte, die, durch die Skepsis entnervt, das ganze Geheimniß der Natur, wie offen es auch daliegt, nicht mehr zu tragen vermochten.

Heinrich Zschokke wurde am 22. März 1770 zu Magdeburg in einer bemittelten Bürgerfamilie geboren, früh seiner Mutter, im neunten Jahre seines Vaters beraubt, erziehungslos fernen Verwandten übergeben, die seine Bildung theils dem Zufall überließen, theils durch lieblose Behandlung den der Liebe bedürftigen Knaben früh auf sich selbst zurückwiesen. Erst im zwölften Jahre erwachte der Knabe in sich selbst; um die Erlaubniß zu erhalten, frei seinen Gelüsten nachgehen zu können, that er sich im Latein hervor; der erste Wissenstrieb führte zu bunter, wahlloser Lecture, diese zu den ersten Zweifeln, welche der kategorische Imperativ bald nicht mehr zu zähmen vermochte. So entsprang die Individualität. Den vierzehnjährigen Knaben warfen fromme Schwärmerei und Unglaube schon wild umher; die Ruhe und der Genuß flohen; dafür war er von jetzt an abwechselnd Mystiker und Freigeist, Politiker, Alchimist und Poet in allen Gattungen. Ein Chaos von Ungewißheiten umnebelte den Kopf des jungen Primaners dergestalt, daß es ihn nicht mehr an seiner Stelle litt und daß ein geringfügiger Umstand den lichthellen Gedanken: „Flucht in die weite Welt, da dich doch Niemand liebt", in der Seele des Knaben zur Herrschaft brachte. Wir sehen ihn vor der Landkarte von Europa stehen und sich fragen: Wohin nun?

Die Schweiz, mein altes Lieblingsland, mit ihren Alpen und Seen lächelte mich idyllisch an. Aber ein langer Weg führte dahin. Ich musterte Baiern, damals das Paradies des Mönchthums. Vor meiner Phantasie stand ein prächtiges Benedictinerkloster im Schatten uralter Ulmen und Linden . . die schwermüthige Stille hoher Bogengänge, Kreuzgänge und Zellen, der weite Büchersaal, schwer von Schriftschätzen — Alles rief mich dahin. Freilich der Eintritt in die heiligen Mauern führte zum Übertritt in eine andere Kirche — doch was lag dem Ungläubigen am Umändern eines Glaubenskleides? — Aber — ich kannte Niemand jenseit der Donau. Indem meine Augen suchend umherirrten, fanden sie nordwärts Mecklenburg und hafteten an der Residenz Schwerin. Da lebte einer meiner Mitschüler, Namens Wachsmann. Er war Hofschauspieler. Das entschied.

Und so trabt der siebzehnjährige Jüngling durch den Wintermorgen hin in die weite Welt, gescheucht von dem Gedanken, daß ihn Niemand liebe, und doch glücklich wie der entflatterte Singvogel. Mit seiner Hedgira beginnt eine neue Welt für ihn, die der Erfahrung. Von Wachsmann schnöde zurückgewiesen, in dem Haus des Hofbuchdruckers Bärensprung liebreich aufgenommen, vom einmal gekosteten Wandertrieb wieder ergriffen, folgt er der Theatertruppe von Burgheim-Schlaberndorff nach Prenzlau als Theaterdichter. Diese kurze Epoche führte in Wirklichkeit an dem jungen Geist vorüber, was wir Andern aus „Wilhelm Meister" kennen.

Die zweijährige Irrfahrt hatte unsern Freund mit dem köstlichen Schatz des leichten Muthes bereichert; der alte Querkopf war gefällig und gesellig geworden, sogar selbst ein wenig Egoist. Er foderte sein Erbtheil vom Vormund Glockengießer und bezog die Universität Frankfurt a. d. O. Die alte Qual der Zweifel begann aufs neue: diesmal aber mit dem festen Entschluß, ihnen kühn und keck die Stirn zu bieten, und sie zu enden so oder so. Der gehemmte Wissensdurst überströmte nun alle Dämme; Alles wurde ergriffen, Theologie, Weltgeschichte, Philosophie, blos um Waffen zu finden gegen den innern Feind. Umsonst! Im Schiffbruch alles Wissens, Meinens und Glaubens klammert sich der Scheiternde zuletzt an das Nothbret, das der Weise von Königsberg eben auswarf. Berends, um Hülfe angerufen, rieth nichts Philosophisches mehr zu treiben; doch in den andern Disciplinen gings nicht besser; der junge Forscher konnte eben nicht an Worte glauben. Er kam auf die ersten Verszeilen des „Faust" zurück, beneidete jeden Wanderburschen und — flüchtete endlich vor sich selbst in die Heimat. In Magdeburg versöhnte ihn ein schmeichelhafter Empfang mit sich selbst — Alles kam dem jungen Candidaten wohlwollend entgegen; er betrat sogar die Kanzel mit Erfolg und mit dem Beifall Ribbeck's und Mellin's. Es fehlte wenig, so ward der arme Zweifler — Pastor an der St.-Katharinenkirche. Der Schimmer des Göttlichen hatte ihn nicht verlassen und er versichert uns, daß er die Kanzel jedesmal frommen und feierlichen Ernstes voll betreten konnte. Er war eben Gefühlsmensch. Ein Besuch von Barby heilte sogar von Schwärmerei; er blieb ein Weltkind und die Zeit ganz anderer Götter kam und übte auch ihre Gewalt.

Doch ich liebte — sagt er — meistens, wie ich lebte, in Fiebern der Einbildungskraft; manchmal aus Neugier, bisweilen aus Bedürfniß, das Herz zu beschäftigen, oft eine Abwesende, Entfernte, deren Wiederkehr sofort allen Zauber zerstörte. Ich war ein Narr, aber einer, der das seltene Glück hatte, daß die Abgöttinnen seiner zwanziger Jahre die Freundinnen seines Alters waren.

Hierauf nun folgten drei Jahre als Doctor legens in Frankfurt, die wenig änderten oder besserten. Die Extreme walteten nach wie vor: Wüste und Paradies, Enthusiasmus und Haß ohne Maß. Wöllner, dem der junge Mann den herkömmlichen Besuch verweigert hatte, schlug die erbetene Professur ab, die alte Wanderlust erwachte — und, „nach dem alten Grab der Gräber, nach Rom" rief auf einmal Alles in dem jungen Geiste. Im Zickzack gings durch Deutschland; der in Prenzlau und Landsberg entstandene „Abällino" lärmte damals auf den deutschen Bretern. Der Verf. verachtete ihn und er machte — eine große Erfahrung! Literarische Celebrität ward ihm verächtlich, als er sah, wer sie ertheilte und wofür. Allerlei Dunkles hellte sich doch nun auf. In einem mächtigen, ergreifenden Bilde rollen sich nun, in der Schweiz angekommen, die contrastischen Zustände dieses Landes vor uns auf. Der Freiheit Segnungen, der Freiheit Greuel, der Kirche Wohlthaten, der Kirche Tyrannei, die geistige Unfreiheit der Demokratie, die Sünden aristokratischer Gewalt, Alles dies stellt sich auf wenigen, nicht genug zu preisenden Blättern (S. 65—75) ergreifend dar. Ein Lichtstrahl fällt schon hier in das alte Dunkel; er fängt an zu ahnen, daß nichts für sich, kein

einzelner Theil der Natur, wol aber die ganze Natur das Absolute darstelle. An dieser Idee baute sich später auf, was Zschokke als seine Philosophie in Anspruch nimmt. Auf der einen Seite überrascht, auf der andern enttäuscht durch Das, was er sah, führt eine zufällige Bekanntschaft mit Ölsner den Verf. nach Paris. Es war zur Zeit der Verschwörung von Babeuf 1795. Ekel vor dem Treiben der Heroen der Freiheit verjagt ihn von dort; erst in Bern fand seine Seele wieder Ruhe. (Es muß ein Irrthum sein, wenn er damals Graf Schlaberndorf als einen Sechziger gekannt haben will, da wir ihn selbst als einen solchen 1814 gekannt haben.) Künstler, Maler oder Dorfschulmeister, das waren damals die zweifelhaften Lebensziele; nach Rom aber war der Blick gerichtet. Ein verspäteter Koffer warf diesen Lebensplan um, wie in Magdeburg eine erstarrte Fledermaus als Schicksalsgöttin eintrat. Salis und Nesemann wenden die Augen des jungen Wanderers auf das verödete Seminar von Reichenau, dasselbe, in welchem kurz zuvor der Herzog von Chartres (Ludwig Philipp) als Mons. Chabos Zuflucht gefunden hatte. Tscharner, der sich in diesem Besitz nicht behaupten konnte, übertrug ihn an Zschokke, der für ein Drittel des Gewinnstes und 800 Gulden Gehalt die Wiederherstellung der einst blühenden Anstalt übernahm. Ein Jahr voll seliger Strebenslust und gesegneten Erfolges folgte. Der Pilger hat sein Mekka erreicht, wunderfreundlich blickt ihn das Leben unter dem neuen rastlosen Wirken, unter gespannter und erfolgreicher Thätigkeit an. Er glaubt das Glück an seinen Herd gefesselt zu haben. Die Anstalt blüht rasch empor, die Jugend sammelt sich um ihn, theure Freunde, Tscharner, A. Reding, Salis lehren ihn den Reiz des Lebens kennen — da bricht der Sturm der Revolution herein und verweht das ganze Kartenhaus von Glück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der dramatischen Darstellung. Von Theodor Rötscher.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Heutzutage, wo es in keiner Kunstthätigkeit ein naives Schaffen und Genießen mehr gibt, weil der Gegensatz von Empfinden und Denken alle Lebenssphären durchdringt, muß der Kunst die Kritik auf dem Fuße folgen. Die absolute Bedingung der Kritik ist aber die Erkenntniß der Gesetze des Gegenstandes, auf den sie sich richtet. Ohne die Wissenschaft ist darum die Kritik nicht möglich, indem sie allein erst die Einsicht in den Organismus des Objects eröffnet: das zufällige Empfinden und Reflectiren wird durch dieselbe aufgehoben. Der Kunstrichter muß daher nicht nur ein allgemeines Bewußtsein über die Natur der Kunst haben, sondern er muß auch das Gebiet und die Architektonik der besondern Kunst im ganzen Umfange kennen. Hiermit hat unser Verf. den Stab über jene gewöhnliche Theaterkritik gebrochen, die ohne Wissenschaft, nicht selten ohne unmittelbare Begabung, in einem eigers geschaffenen Jargon die Leistungen der dramatischen Künstler bespricht und die den Künstler und das Publicum unendlich depravirt. Der Künstler soll aber an dem wahren, durch die Wissenschaft und eine phantasiereiche Anschauung gebildeten Kritiker das natürliche Correctiv, den parteilosen Richter haben, der eine besondere Kunststufe nach Dem, was die concrete Idee und das Bedürfniß der Zeit fodert, beurtheilt: der dem nach Naturnothwendigkeit schaffenden Künstler und dem unmittelbar genießenden Publicum das Bewußtsein in seiner ganzen Klarheit über die Production eröffnet.

Hierauf entwickelt der Verf. die subjectiven Bedingungen, welche der Schauspieler zur Ausübung seiner Kunst hinzubringen muß. Alle Kunst beruht auf der freien Phantasie. Diese Kraft, den vernünftigen Inhalt in der Form des Bildes anzuschauen und in dieser Gestalt gegenständlich zu machen, ist, wie bei jeder Kunstthätigkeit, auch die negative Bedingung zur dramatischen Darstellung. Freilich muß auch hier das Talent hinzukommen, nach welchem sich die Phantasie des Individuums gerade in dieser specifischen Weise productiv ankündigt. Das Talent des darstellenden Künstlers wird sich darum besonders in jenem unabweisbaren Triebe verrathen, theils von ihm wahrgenommene Zustände und Persönlichkeiten, theils Gestalten der freien Phantasie mittels seiner eigenen Persönlichkeit wiederzugeben. Je größer sich die Selbstverleugnung der eigenen Persönlichkeit dabei zeigt, je prägnanter die Züge sind, welche lebendig aufgefaßt und dargestellt werden, desto sicherer darf auf eine Begabung geschlossen werden. Indessen Bildung, Temperament und natürlicher Nachahmungstrieb täuschen gerade hier sehr selten und das Talent erweist sich nur zu oft ohne Nachhalt. Weiter: indem in der Schauspielkunst das menschliche Individuum selbst zum Material der Darstellung der Idee gemacht wird und diese Individualität der nothwendige Stoff ist, an welchem sich die Idee offenbart, so muß auch die sinnliche Erscheinung der Persönlichkeit schon ihre Bedingungen zur dramatischen Darstellung an sich tragen. Für die sinnliche Gestalt treten mithin fürs erste zwei allgemeine Gesichtspunkte heraus, zuerst: der Körper muß die Möglichkeit darbieten, zum Zeichen der Seele geformt und zum Träger der geistigen Persönlichkeiten erhoben zu werden; zweitens: die Gesichtsbildung muß dem geistigen Ausdrucke nicht widerstreben. Höchstens das Feld der phantastischen Komik wird das einzige Gebiet sein, worin auch mangelhafte Körperlichkeit bei großer anderweitiger Begabung sich bewegen kann. Daß hier der Verf. den Körper und die Physiognomie als Naturbestimmtheit und nicht als das Resultat gemeiner Leidenschaften und eines rohen Sinnes im Auge hat, ist nicht erst zu erwähnen. Das zweite allgemeine Moment der Naturseite des darstellenden Künstlers ist die natürliche Beschaffenheit des Tones. Hier sind ebenfalls zwei große Hindernisse, welche das Individuum oft mit aller Bestimmtheit von der Bühne zurückweisen, denn der Ton, als der unmittelbare Träger des Geistes, tritt als eine noch viel gebieterischere Schranke auf denn die übrige Körperlichkeit. Wie es eine gemeine, unverbesserliche Gesichtsformation gibt, die sich zum Ausdrucke des Idealen nicht eignet, so kann zuvörderst auch dem Tone von Natur ein gemeiner Accent aufgedrückt sein, der ihn zum Ausdrucke des Geistigen unfähig macht. Ein solch gemeiner, gleichsam aus dem rohen und sinnlichen Stoffe des Menschen gebildeter Ton setzt die Bedeutsamkeit des Inhalts herab und erregt in dem Hörer den Widerspruch zwischen Inhalt und Form. Der klanglose Ton ist hingegen kein absolutes Hinderniß; er kann oft durch die Geistigkeit des Accents zum Ausdrucke des Idealen überwunden werden. Die zweite Schranke des Tones, als natürliche Basis der darstellenden Kunst, ist ein ausgeprägter Dialekt, er widerstrebt ebenfalls der Idealität. Hierin möchten wir jedoch dem Verf. nicht ganz recht geben, denn nicht immer gründet sich bei dem Einzelnen die Eigenthümlichkeit des Dialekts auf die natürliche Construction der Sprachorgane und eine anhaltende, consequente und methodische Übung kann selbst natürliche Fehler und Specialitäten für die Wahrnehmung gänzlich verlöschen. Der Dialekt ist für die darstellende Kunst freilich unzulässig. Der künstlerische Ausdruck des Geistigallgemeinen wird sich auch immer in der allgemeinen Sphäre der Nationalität äußern müssen, damit er den Charakter der Allgemeinheit nicht verliere, während der besondere Ausdruck einer Landschaft, der hinter dem Ausdrucke der Allgemeinheit zurückgeblieben, uns nur das geistige Wesen der Nation und

das nationale Dichterwerk in einer particulairen, vom Boden der Allgemeinheit losgelösten Weise offenbart. Es entsteht so ein peinlicher Zwiespalt zwischen Form und Gehalt. Ein mit unverbesserlichem Dialekte behaftetes Individuum wird daher höchstens nur den beschränkten Kreis eines Localkomikers für sich haben.

Der Verf. geht jetzt auf die Entwickelungsstufen des dramatischen Künstlers selbst ein. Dieser Gegenstand ist nach unserm Bedünken der Brennpunkt für die Würdigung der Kunst und des Künstlers, und unserm Verf. gebührt die Ehre, ihn zuerst zusammenhängend und nach den Gesetzen des Geistes überhaupt entwickelt zu haben. Mit dem Vorzuge eines natürlich wohlgestalteten Körpers, einer edeln Gesichtsbildung, einer wohlklingenden, dialektfreien Stimme steht das begabte Individuum an der Schwelle der Kunst. Aber alle diese Factoren werden erst zu wirklichen Kräften, wenn sie durch das specifische Talent, durch den Genius des Künstlers zur lebendigen Thätigkeit benutzt und organisirt werden; erst in diesem Processe nimmt der Genius vollständigen Besitz von den ihm durch die Natur ertheilten Gaben. Dieser Genius erscheint zunächst ebenfalls als der natürliche Kunstgeist, der seinen Entwickelungsproceß zu durchlaufen hat, um sich zu dem wirklichen und regierenden Geiste der Kunst zu machen. Es ist die Sache der Wissenschaft, diesen Entwickelungsproceß des dramatischen Künstlers in seinen Momenten zu begreifen, obschon es gleichgültig ist, ob das Individuum den Proceß in der That in dieser Geschiedenheit durchgemacht hat, oder überhaupt durchgeht. Der erste Standpunkt ist nach diesen Kategorien der Standpunkt der unmittelbaren Empfindung für den Künstler. Der Darsteller wird zuerst von der Empfindung berührt; die Empfindung in ihm ergreift das Verwandte und gibt sich demselben mit Glut und Innigkeit hin. Es ist also die lyrische Stimmung, aus welcher heraus hier der Künstler die dichterischen Gestalten zu verwirklichen sucht. Auf dieser Stufe erscheint ihm das darzustellende Leben als sein eigenes Leben, als ein von ihm unzertrennbares Wesen, das er in dieser gesteigerten Stimmung von sich entläßt. Allein, da hier die Gestalt des Dichters ganz in das Gefühl des Darstellers übergegangen und von ihm als das seine empfunden wird, kann er nur ein Werk der Natur, nicht ein Werk der Kunst geben. Das Werk wird wol ein lebendiges Bild sein, aber es wird der Idealität, der Schönheit entbehren, denn es sind die unmittelbaren Affecte der Natur. Der Darsteller kann uns darum nicht über das peinliche Bewußtsein emporheben, daß sich auch hier die Natur einmal völlig entfesseln und den Gesetzen der idealen Welt völlig Hohn sprechen werde. Ferner: da sich der darstellende Künstler auf dieser Stufe nur mittels seiner subjectiven Empfindung in der Rolle zurecht findet, so wird er auch nur den kleinen Kreis von Charakteren beschreiben, in welchem er seine lyrische Stimmung vollkommen gegenständlich anschaut: die Ereignisse der Liebe, der idealen Freundschaft, der republikanischen Begeisterung, Alles, was eine Jünglingsphantasie bevölkert, wird der Darsteller auf dieser Stufe wiedergeben können. Man sieht daraus, wie es um den wesentlichsten Punkt in der Schauspielkunst, um die Charakterdarstellung auf diesem Standpunkte übel steht. Die Empfindung concentrirt den Darsteller nur auf Momente, sie hat darum nicht die Gewalt, von einem festen Centrum aus jene mannichfaltigen Lebensäußerungen hervorgehen zu lassen, in welchen sich jeder reiche Charakter auseinanderlegt: wir entbehren der bestimmten Leiber und Gestalten, wenn wir auch hier die abstracten idealen menschlichen Empfindungen anschauen können. Darum beginnt die Schranke dieser Kunststufe da, wo die Schranke der Declamation ist. Es ergibt sich darum aus allem Diesen folgendes Kriterium: Je einfacher und zugleich der lyrischen Empfindung unserer idealen Natur verwandter das Pathos einer dramatischen Gestalt ist, desto eher muß dieser Standpunkt eine Wirkung hervorbringen; je individueller und reicher aber ein dramatischer Charakter, je entfernter sein Pathos der unmittelbaren Empfindung des Darstellers ist, je weniger er sein eigenes Ich darin anschaut, desto unzulänglicher, desto ohnmächtiger ist diese Stufe für die dramatische Darstellung. Indem die weibliche Individualität überhaupt dem Empfinden näher steht und die Lyrik in jeder Beziehung weit mehr ihre Heimat ist, so reicht auch bei der dramatischen Künstlerin die Fülle lyrischer Begeisterung, von einer edeln und reizenden Persönlichkeit getragen, weit eher aus als bei männlichen Charakteren und männlichen Künstlern. Wie aber auch bei der Künstlerin nicht immer dieser unmittelbare Standpunkt zu genügen vermag, wo höhere, concretere Gestalten der Gegenstand der Darstellung sind, zeigt der Verf. trefflich an dem Charakter der Shakspeare'schen Julia auf. Das letzte Resultat, welches aus dem Verharren auf diesem Standpunkte hervorgeht, ist traurig. Wenn sich nämlich die unmittelbare Empfindung durch die Zeit abgestumpft hat, oder das Individuum überhaupt der Periode entwachsen ist, in welcher seine natürliche Erregtheit und lyrische Kraft durch wahlverwandte Affecte des Dichters in Bewegung gesetzt wird, so sinkt, bei dem Mangel einer höhern künstlerischen Bildung, der unmittelbare Schauspieler zu dem leblosen, empfindungs- und charakterleeren Mechanismus herab. Das Schicksal dieser Künstler ist dann das Schicksal des Routiniers. Die Routine aber ist die dürftigste und, wenn sie sich bei ihrer äußerlichen Gewandtheit und Anstellungsfähigkeit für Genialität ausgibt, die abscheulichste aller Kunststufen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Vom Verf. des „Jack Sheppard", unsittlichen, und „Old St.-Paul's", zweideutigen Andenkens, von William Harrison Ainsworth ist wieder eine dreibändige Novelle erschienen „The miser's daughter" (London 1842). Ainsworth ist in England populair. Weshalb? — Charakterzeichnung kümmert ihn wenig. Seine Personen sind meist sehr mangelhafte Geschöpfe. Aber durch geschickte Anordnung der Ereignisse, durch die Wechselfälle des Glücks, welche seine Personen treffen, durch die Gefahren, die ihnen drohen, durch die unerwartete Weise ihrer Rettung, durch ihre Leiden und ihren endlichen Triumph weiß er die Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß man das Mangelhafte an seinen Personen übersieht und sie für Menschen von wirklichem Fleisch und Bein hält. Darin mag das Geheimniß von Ainsworth's Popularität liegen. Man kann gegen seine Figuren nicht gleichgültig sein. Mögen sie sich noch so unangenehm machen, mit der menschlichen Natur sich in Widerspruch stellen und gegen die Fundamentalgesetze der Moral auf das schmählichste verstoßen — thut nichts. Immer hängt ihnen so echt Menschliches an und läßt der Verf. sie so viel mehr Übel erdulden als begehen, daß man gar nicht umhin kann, sie zu bemitleiden. Und das ist es, warum Ainsworth's Novellen sich der Volkssittlichkeit so gefährlich erwiesen haben, daß, wenn es dem Zetergeschrei der Presse nachgegangen wäre, er mit den 30 oder 40, die sein „Jack Sheppard" verführt hat, eingesperrt oder transportirt und mit Courvoisier gehenkt worden sein würde. Von alledem macht „The miser's daughter" keine Ausnahme.

Es hat neulich Jemand in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" geäußert, in England lese kein Mensch den ersten Band einer dreibändigen Novelle. Wäre das ebenso wahr als es vermuthlich nicht wahr ist, so würden die Leser des „The Nabob at home, or, the return to England" (London 1842) schlecht wegkommen. Hier befriedigt der erste Band von Anfang bis zuletzt, beim zweiten gähnt man, und liest man den dritten, so meint man einen ungehörigen Appendix zu lesen. Die Geschichte ist beendigt, ehe die Geschichte des Helden, des Obersten Roß, anhebt. Der erste Band zeichnet sich unter Anderm durch eine gediegene Schilderung des Lebens in Indien aus. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1843.

Heinrich Zschokke.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Für Diejenigen, welche da wähnen, daß logische Consequenz und Vernunftgemäßheit den Staatseinrichtungen allein hinreichend seien, den Gehorsam gegen die Gesetze, das Glück der Völker zu verbürgen — für Diejenigen, welche in ihren Berechnungen die thierische Natur des Menschen — seine Leidenschaften ganz aus dem Auge verlieren, sind die folgenden Abschnitte an Belehrung reich. Der Verf. selbst, bei Erzählung der Greuel jener Revolution, die jetzt in der Schweiz ausbrach, der Menschenfreund, der Idealist, der gemüthvolle Schwärmer Zschokke selbst, wird nun an seinen eigenen Theorien oft irre gemacht und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er alle Schuld auf die civilisirte Barbarei unserer Zeit, die für ihn noch in den Anfängen aller Humanität steht, schieben muß. Das Bekenntniß ist folgenreich. Stehen wir wirklich in den Anfängen der Humanität — nun so ist es wol zur Unzeit, Ideale der Menschheit verwirklichen zu wollen; der Halbwilde wird nicht mit Rosenketten gefesselt! Aber der Verf. ist im Irrthum; was er die civilisirte Barbarei unserer Zeit nennt, ist die Menschennatur aller Zeiten, die der Unterwerfung an einen fremden Willen, an eine erkannte höhere Intelligenz außer ihm, zu keiner Zeit, im Staate wie in der Religion entbehren kann. Selbstbestimmung würde nur dann genügen, wenn der Mensch ein reines Vernunftwesen wäre; da er das nicht ist, so muß das Bestimmende außer ihm liegen. Wir meinen, das sei eben das unzweifelhafte Fundament aller Herrschaft und zugleich aller Freiheit, deren der Mensch nur theilhaftig wird, indem er sich durch die Hingebung an einen reinern Willen und eine höhere Intelligenz vor sich selbst — seinen Leidenschaften und der subjectiven Beschränkung seiner Natur — befreit.

Zu der Zeit, als unser Freund durch die Wuth einer Umstürzerrotte aus seinem stillen und selbstgeschaffenen Paradiese zu Reichenau aufgetrieben und wie ein Raubthier gejagt, wie ein Geächteter verfolgt wurde, blos weil man ihn mit seinen Freunden Tscharner und Salis für aristokratisch gesinnt hielt, zu jener Zeit war er von dieser Wahrheit noch nicht durchdrungen — er glaubte noch an eine vernunftgemäße Selbstbestimmung der Massen. Nun ergriff ihn der Revolutionsstrudel, hob ihn, der noch vor kurzem ganz in seinem Lehrberuf versenkt lebte, zu den Höhenpunkten der Macht, zum Statthalterthum, zu wichtigen diplomatischen Stellungen empor, schleuderte ihn wieder zu den Geächteten, Gehetzten, Verfolgten herab, hob ihn auf Wogen der Volksgunst wieder empor, ein Spielball des Glücks, und ohne daß er selbst kaum zu sagen vermochte, wie dies Alles geschah. Diese fünf Jahre (1798—1803) waren für ihn die wahre Lebenshochschule, und — zwar treu sich selbst — doch mit sehr geläuterten Ansichten von der Zuverlässigkeit der sich selbst überlassenen Menschennatur, ging er aus ihr hervor. Zugleich war aller religiöse und philosophische Zweifelskampf geendet und hatte einem harmonischen Gedanken Platz gemacht, den wir bald näher kennen lernen werden und in dem von nun an sein ganzes Dasein wurzelte.

Des Verfolgten Zuflucht war ein Holzfloß, daß von Reichenau den Rheinstrom hinabschwamm; in Ragatz trifft er auf seine Mitverfolgten: Tscharner, Meyer, Roscher u. A. Es war ein Leben, ungefähr wie mit den wandernden Thespis-Jüngern von Prenzlau. Aarau war der Sitz der improvisirten helvetischen Republik: die kleine Stadt wimmelte von Staatsbeamten, Generalen, Gesandten, Deputationen. Alle Stimmen der flüchtigen Graubündtner fielen auf Tscharner und den Verfasser, als Gesandte bei der neuen Regierung. Da diese für Graubündten nichts zu thun wagten, verlor Tscharner den Muth, zog sich zurück und überließ dem unerfahrenen jungen Lehrbeflissenen allein das Feld. So ward Zschokke Diplomat, Staatsmann und sofort zeigte sich seine glückliche, seine im Praktischen schnellkräftige und erfindungsreiche Geistesanlage bei schwierigster Aufgabe. Es handelte sich darum, Vergessenheit und Aufnahme in die Republik für Graubündten zu erlangen, während man im Lande selbst die Franzosen bekriegte und die Farben der Republik verspottete. Wer jemals in einer ähnlichen Vermittelung thätig war, kann leicht die Sorgen, die Ängste, die Noth unsers Freundes ermessen. Dennoch siegte seine Rednergabe, er empfing die Ehre des Bruderkusses im Vollziehungsrath. Hier eine Probe von der Darstellung des Verfassers:

> Ich lebte nun in einer großen Schule, dessen Lehrstuhl ein höherer Geist, als der menschliche einnahm. Eine in Paris geschaffene Staatsverfassung, mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen, dann mit blutiger Gewalt eingeführt, sollte Völker-

schaften verschmelzen, die sich kaum dem Namen nach bekannt, nicht Sprache, nicht Religion, nicht Sitte, nicht Erinnerung, nicht Geistesbildung, nicht bürgerliches Bedürfniß gemein hatten. Verlustig des gewohnten Alten, unkundig des Neuen, trieben sie nun ängstlich unter Trümmern früherer Einrichtungen umher, wie Ameisen, „deren Wohnung ein unbarmherziger Fuß zerstört hat. Eine Sündflut neuer Gesetze überschwemmte das Land und mehrte die Verwirrung. Das Volk, irre in Zweck und Mitteln, suchte Rettung in eigener Kraft und blieb am Ende doch nur Spielball ergrimmter Parteien. Hier predigten fanatische Freiheitsschreier Abschaffung der Auflagen, Gütergleichheit, Schuldenvernichtung, Patriotenentschädigung; dort fanatische Priester Religionsgefahr, Glaubenskrieg. Hier zettelten rachdürstige Patrizier Verschwörungen und Empörungen an, dort schrien Verbannte Tod und Verderben über ehemalige Obrigkeiten. Während die Landleute von Basel Vertheilung der Staatskassen foderten, sträubten sich die von Bern gegen die Einführung der neuen Steuern, die von Glarus gegen den gregorianischen Kalender, andere gegen den Bürgereid. Rastlos durchstrichen französische Schlachthaufen das Land, Aufstände zu verhüten, oder mit Flamme und Schwert zu kämpfen. Unterwald, für die Religion in Waffen, ward mit Leichen und Brandstätten bedeckt. Die Regierung von Aarau, trotz sie umgebenden Gepränges, stand ohnmächtig da und abhängig von Frankreichs Gebieterschaft.

Der schärfste Seher war blind für die Entwirrung. Gezwungen, Weltmann zu sein, ward der Verf. tauglicher für die Welt; er ließ dem inwendigen Menschen nur die Rolle des Zuschauers und that so viel Nöthiges als möglich. Hier knüpfte sich auch die Verbindung mit Pestalozzi, Usteri, Müller, Rengger und Laharpe, ein Trost bei so großer politischer Hoffnungslosigkeit. Eine Reihe öffentlicher Ämter nahm den Verf. nun in Anspruch; zuerst gesellte er sich dem Minister des Innern, Stapfer, zu, als Vorstand des Bureau de l'esprit publique; hier entstand der so berühmt gewordene „Schweizerbote" zunächst als ein Mittel, der unglaublich vernachlässigten politischen Erziehung des Schweizervolks nachzuhelfen. Hierauf im J. 1799 die Ernennung zum Regierungsstatthalter in Unterwalden. In dieser neuen Laufbahn zeigt sich, wenn wir seiner Erzählung folgen, unser Freund als ein Mann von entschiedenem Verwaltungstalent, gerecht, hülfsfertig, zu rechter Zeit kräftig, unnachgiebig, entschlossen. Sein Geist nahm eine neue Gestalt an, er sah die Welt im Lichte der Wirklichkeit.

Kann ich auch nicht ganz froh sein — schrieb er an den ehrwürdigen Resemann — so halten Sie mich darum nicht für unglücklich. Ein frisches, jugendhelles Gemüth, innig — eins mit Gott, gibt sich bald zufrieden — und will ich ermatten, so wird mir erquickender Umgang mit Beresinger und Pestalozzi.

So saß er denn bald am Schreibtisch, bald zu Pferde, musterte Truppen oder hörte Berichte bei offenen Thüren, und bildete sich, Wohlwollen im Herzen, in Menschenkenntniß und Geistesgegenwart wachsend, zu einem Staatsmann, bei dem er freilich, wie er sagt, nur ein negatives Verdienst anerkennen könne. So selbständig war der ehemalige Zweifler nun schon geworden, daß er sich im August 1799 selbst als Proconsul in den Canton Schwyz entsendete, wo die entsetzlichste Noth schnelle Hülfe erheischte. Der kühne Schritt ward von der Regierung genehmigt und erwarb ihm Ehre aus unsäglichen Mühen, die er anziehend darstellt. Indeß — tägliches Schaffen, Einstürzen und Wiederaufrichten, Anstreben und Ringen ermüdeten ihn nicht ab.

Leben — schreibt er — ist Wirken und das menschenfreundlichste Wirken das seligste Leben. Achtundzwanzig Jahre, ein gutes Gewissen, guter Muth geben unerschöpfliche Kraft.

Das Werk der Wiederherstellung war ziemlich vorgerückt; da erscheinen Suwarow's Scharen und stürzten Alles in das alte Chaos zurück. „Verwüsterische Schlachttage", so sagt er, „verwehen alle Sorgfalt des Staatsmannes." Von neuem wird Rettung geschafft, sogar nationalwirthschaftliche Plane werden angebahnt und der flüchtige Freund A. Reding (nachheriges Haupt der Republik) in Sicherheit geborgen. Im Frühling 1800 schien eine bessere Zeit zu erwachen, die Ordnung war hergestellt und befestigt. Zschokke will sich von den Regierungsämtern zurückziehen; seine Ansichten über Das, was der Schweiz noth thue, waren fest und damals von Reding, mit dem nachher so großer Zwiespalt erwachte, getheilt. Da erfolgte die Ernennung zum Regierungscommissar in Wallis und mit widerstrebendem Willen wird das neue Amt endlich angenommen. Wir übergehen die Erzählung der äußerlichen Thatsachen aus dieser neuen Laufbahn, wie anziehend auch die Kämpfe mit der französischen Militairgewalt, die Noth und die Geschicke der Landschaft, die Factionen im italienischen Stil, die Verhältnisse mit dem trefflichen Moncey, die Vergötterungen und Verketzerungen, die der Machthaber erfuhr, auch geschildert sind; wir übergehen sie, um für die Thatsachen seiner innern Lebensgeschichte etwas mehr Raum übrig zu behalten. Es war ein herculischer Kampf voll rastlosester Thätigkeit, nur selten durch gemüthliche Stimmungen erquickt. Die Lecture des Gibbon und ein Brief des alten Lehrers der Philosophie, Steinbart in Frankfurt, gab solche. Wie war der Leser aber in fünf Jahren verwandelt! Jene Wissenschaft, die er damals für das Ein und Alles der Welt gehalten, wie trat sie jetzt in Schatten? Wie seltsam berührte ihn des alten Lehrers Frage: „Was halten Sie von Fichte?" indem er sich lächelnd gestehen mußte, den Mann kaum zu kennen! Und mehr — es wandelte ihn kaum ein Gelüst an, ihn kennen zu lernen; so gewaltig faßt uns die Wirklichkeit des Lebens, haben wir ihr einmal ein Recht eingeräumt. Mitten unter Beschäftigungen, von denen vieler Menschen Wohl und Wehe abhing, erschienen Ansichten als etwas sehr Unerhebliches. Viel wichtiger erschienen dagegen Maximen der praktischen Thätigkeit, wie sie sich jetzt bei dem jungen Staatsmann festsetzten, wie folgende (S. 193):

Im Urtheil der Welt liegt eine gewisse Wahrheit, wie im Urtheil des Gewissens. Dieses lehrt, was wir thun sollen, jenes, wie wir es vollbringen müssen. Wer ohne alle Rücksicht nur einzig der innern Überzeugung folgt, läuft Gefahr, mit edelm Willen Verderbliches zu thun; wer dagegen keine andere Richtschnur kennt als der Welt Urtheil, tödtet seinen innern Frieden, um Spielball des Zufalls zu bleiben. Während er diesen mit Klugheit zu meistern meint, meistert er ihn; den Listigen überlistet das Schicksal, er verliert den Gewinn und sein eigenes Selbst dazu.

Aus solchen Maximen erwuchs eine große Toleranz gegen Parteimeinungen und diese konnte sich sofort prak-

tisch wohlthätig äußern, als Zschokke zur Beschwichtigung des Parteikampfes in Basel als Regierungsstatthalter abgesendet wurde.

Ich befand mich — sagt er — bei diesen Maximen ganz wohl und bewahrte meinen Gleichmuth mit ihnen. Tugendheld war ich nicht, aber ich war auch von keiner Leidenschaft unterjocht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kunst der dramatischen Darstellung. Von Theodor Rötscher.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Der zweite Standpunkt des dramatischen Künstlers ist der Standpunkt der Reflexion. Derselbe beginnt mit einem scheinbaren Verluste der Empfindung, indem er sich von ihrer Herrschaft befreit. Wenn der Schauspieler früher nur ein gesteigertes Ich auf die Bühne brachte, so scheidet er sich jetzt im Gefühle der Unzulänglichkeit dieses Standpunktes von dem darzustellenden Gegenstande. Er will sich selbst zum Träger eines von ihm verschiedenen Ganzen machen. Insofern erst hier der Schauspieler seine Persönlichkeit zum Instrumente der idealen Menschendarstellung macht, betritt er auch erst das eigentliche Gebiet der Kunst. Auf diesem Standpunkte kann daher auch erst eine gründliche Arbeit der Technik stattfinden und dem Künstler selbst als Bedürfniß erscheinen, er wird sich jetzt zu den beiden Gebieten der darstellenden Kunst, zur Rhetorik und zur Mimik wenden Die Durchbildung dieser beiden Seiten, wodurch die Herrschaft über den ganzen Umfang des Materials der darstellenden Kunst gewonnen wird, macht das Wesen der eigentlichen Schule aus, denn durch sie wird der Stoff, mittels welches sich die dramatische Darstellung offenbart, aus seiner ersten, natürlichen Gestalt herausgearbeitet und zur Offenbarung der Kunst fähig gemacht. Allein da die rhetorische und mimische Bildung immer nur die negative Bedingung für das Werden einer künstlerischen Darstellung sein kann, indem hiermit der Schauspieler erst die Naturseite seiner Kunst in seine Gewalt bekommt, so ist mit dieser technischen Bildung die Aufgabe des Künstlers noch nicht gelöst. Die Aufgabe ist die Verwirklichung der dichterischen Individualität, des Charakters: auf dessen Durchdringung kommt es an, sie ist das Resultat dieser ganzen Vermittelung. Indem nun aber der Schauspieler auf dieser zweiten Stufe den Charakter durchdringen und in das Bewußtsein heben will, geht er dabei wol von der richtigen Voraussetzung aus, daß nur der Geist ein Ganzes hervorbringen könne, er will ein Kunstwerk und kein Naturwerk mehr schaffen. Der Künstler zeigt sich also hier auf dem Boden des Geistes. Aber indem er das Princip des Gedankens für die Ausübung seiner Kunst erfaßt und mittels dieses Princips in das Detail eines Charakters eindringt, denselben zerlegt und das Einzelne in das Bewußtsein erhebt, fragt es sich immer noch, ob er eine letzte Stufe ersteigen wird, ob er mit seinem Genius alle diese einzelnen, durch das Denken vermittelten Theile zusammenfassen und als ein lebendiges, von der Reflexion und Empfindung zugleich getragenes Wesen entlassen kann. Vermag der Künstler dies nicht, verharrt er auch in der Darstellung bei der Zertheilung und Analyse des Charakters, erkennt man in den Theilen die Absicht seiner Arbeit, so befindet sich derselbe auf der zweiten Stufe, auf der Stufe der Reflexion: anstatt aus der freien Phantasie ein Ganzes zu schaffen, in welchem sich der Gedanke und die Empfindung durchdringt, bleibt er in der Sphäre der Reflexion stecken. So sehr auch zu wünschen, daß unsere Schauspieler dem Zustande der Unmittelbarkeit entsagen und auf diese zweite Stufe treten möchten, weil es hier dem Schauspieler um seine Kunst Ernst wird, kann sie doch, wie gar nicht erst zu beweisen, einen reinen Kunstgenuß nicht gewähren. Es ist der noch nicht überwundene Dualismus von Reflexion und Gegenstand, von Bewußtsein und Unmittelbarkeit, von Kunst und Natur, der hier in die Anschauung treten muß und der, anstatt eines ganzen lebendigen Kunstwerkes, alle Fugen und Risse sehen läßt, aus welchen die Arbeit ursprünglich zusammengesetzt ist.

Der dritte und höchste Standpunkt des dramatischen Künstlers wird also der sein, auf welchem sich die Empfindung und die Reflexion, die erste und die zweite Stufe, lebendig durchdringen, auf welchem der Künstler aus der Vertiefung in die Reflexion und ihre auseinanderlegende Arbeit, nach dem scheinbaren Verluste der Begeisterung, auf die Höhe einer neuen bewußtvollen und schöpferischen Begeisterung tritt. Dies ist die Stufe, auf der wir die Kunst zur Natur zurückgekehrt und mit der Unmittelbarkeit der Empfindung versöhnt erblicken. Der Schauspieler gibt hier ein zu vollständiger Organisation gediehenes Ganze, das in seiner Erscheinung allenthalben den Pulsschlag des Lebens durchfühlen läßt, das uns die einfache, aber allgegenwärtige Seele offenbart. Gleich weit entfernt von der nur lyrischen Empfindung, die einen concreten Charakter nicht auseinanderzulegen vermag, wie gleich weit von einer fühlbaren Absichtlichkeit in der scharfsinnigen Durchführung eines Charakters, breitet hier der darstellende Künstler auf diesem höchsten Standpunkte die volle Wahrheit und Schönheit zugleich vor uns aus. Das Geheimniß dieser Stufe, wodurch sie sich als die höhere Einheit der beiden andern ausweist, ruht auf dem wunderbaren Widerspiele, den darzustellenden Charakter ebensowol als ein Object zu behandeln, als zugleich er selbst zu sein, zugleich zu empfinden und nicht zu empfinden, der Begeisterung hingegeben und doch besonnen zu sein.

Dieser höchste und nur durch die specifische Begabung zu erreichende Standpunkt der dramatischen Darstellung bietet seiner Natur nach zwei verschiedene Gestaltungen dar. Der Künstler kann sich nämlich entweder von der intuitiven Anschauung des Ganzen aus zum Besondern zurechtfinden, oder er führt den durch die Reflexion ihm bewußt gewordenen Reichthum der Gestalt in die Einheit der Anschauung zurück. Das Gemeinsame beider Richtungen ist immer die specifische Fähigkeit, den angeschauten Charakter als ein besonderes, in sich zusammenhängendes Leben frei aus sich zu entlassen: nur die Art der künstlerischen Thätigkeit bedingt einen Unterschied in der Richtung. Die mit vorwaltender Intuition begabten Künstler haben den ganzen Reichthum der Lebensäußerungen eines Charakters auf einen Schlag vor der Seele; der ganze vollständige Organismus entfaltet sich ihnen wie durch einen Naturproceß. Indem ihnen die Ausführung des Angeschauten durch jenes wunderbare Vermögen gelingt, nach welchem der Darsteller gleichsam einen zweiten vollständigen Menschen in sich trägt, der sich durch alle Phasen der Darstellung unverwischt zeigt und entfaltet, so schaffen diese Künstler, bis auf einen Grad hin, bewußtlos. Vor Allen dürfen sie sich auch gerade der Inspiration überlassen, weil die innere Anschauung des Charakters, die eigene Illusion, so mächtig in ihnen wirkt, daß sie das Hervortreten ihres individuellen Menschen nicht zu befürchten haben: freilich ist dabei auch die Bedingung eine vollkommene Herrschaft über bedeutende Naturmittel. Indem bei dem Künstler dieser Richtung eine persönliche Wahlverwandtschaft zu dem Kreise seiner Charaktere besonders vorherrschen muß, so wird es auch in der Natur der Richtung liegen, daß hier der Kreis der Rollen in der Regel ein beiweitem beschränkterer sei als bei den Künstlern, die durch das Medium der Reflexion zur Einheit der Charakteranschauung gelangen. Die dämonischen Naturen im weitesten Umfange, besonders die an das Phantastische streifenden humoristischen Figuren werden vorzugsweise in diese Art des künstlerischen Gestaltens fallen. Daher gehören in dieses Gebiet Gestalten wie Karl und Franz Moor, Faust, Lady Macbeth, Kleopatra, Medea und manche Figuren des Shakspeare'schen Humors, wie Falstaff, Perolles und seine Narren ꝛc. Unter den großen Schauspielern unserer Nation weist hier der Verf. entschieden Fleck und Ludwig Devrient eine Stelle an. Fleck, vielleicht der von Natur begabteste Künstler nach den

meisterhaften Schilderungen Tieck's, durch seine ganze Organisation dem Ungeheuern, Übermenschlichen zugewandt und alles Menschliche in eine höhere Region erhebend, erscheint uns als der eigentliche Prototyp dieser bezeichneten Richtung. Die weiblichen Künstler, wenn sie auf der höchsten Stufe stehen, treten, da sie der Inspiration überhaupt verwandter sind als der Reflexion, fast immer in der hier entwickelten Form auf. Ihre Darstellungen sind größtentheils das Product jener unmittelbar das Ganze fassenden Anschauung, die nicht mit Bewußtsein in die Besonderheiten des Charakters und seine psychologischen Zusammenhänge eindringt. Durch die freie Herrschaft über ihre Mittel, welche immer ein Resultat der Arbeit und des Kampfes ist, wagen sie sich mit Sicherheit in das Reich des weiblichen Empfindens, ja selbst in das Reich dämonischer Leidenschaften und fragen ihnen die innersten Geheimnisse ab. Diese Basis, sagt der Verf., haben die gewaltigsten Wirkungen der Bethmann, der Sophie Schröder, der Crelinger, der Schröder-Devrient, der Mars, der Rachel.

Wie indessen diese genievolle Richtung durchaus nicht mit dem Standpunkte des unmittelbaren Empfindens, der Lyrik, zu verwechseln ist, so ist die zweite Richtung, in welcher der Dichter durch die Reflexion zur Einheit der Anschauung gelangt, nicht mit der zweiten Stufe, dem Standpunkte der Reflexion überhaupt, zu verwechseln. Die Künstler, welche diese Richtung vertreten, sind durch ihre Natur besonders darauf angewiesen, in den ganzen Reichthum einer dramatischen Gestalt einzutreten und sich alle innern Zusammenhänge, Übergänge und Vermittelungen derselben zum Bewußtsein zu bringen. Während sie dies thun und sich in dieser Arbeit alles bewußtlosen Schaffens entäußern, nehmen sie — und dies gilt als Kriterium ihrer echten Künstlerschaft — doch das ganze Detail in die unmittelbare Anschauung zurück und entlassen es als ein organisches, lebendiges und empfundenes Ganze. Vermöchten sie dieses Anschauen nicht, so würden sie mit der Reflexion allein, und wäre sie die scharfsinnigste, nimmermehr die volle Wirkung eines Kunstwerkes hervorbringen, denn dieses Anschauen und Zurücknehmen in die Unmittelbarkeit ist über alle Reflexion erhaben. Unter den deutschen Schauspielern ist aber diese Richtung am entschiedensten von Iffland vertreten; von den Künstlern der Gegenwart ist Seydelmann ihr Repräsentant. Wo die Vermögenheiten beider Richtungen dieser dritten Stufe zu ihrem vollen Gewichte kommen, da ist die Idee der dramatischen Darstellungskunst absolut verwirklicht. Wenn die Genialität der unmittelbaren Anschauung so weit reicht als die Kraft der Reflexion, wenn die letztere nur die Entfaltung des Charakters übernimmt, während die erstere den Charakter immer wieder zusammenfaßt und in die Unmittelbarkeit zurückversetzt, wenn sich auch im höchsten Feuer des Affects und der Leidenschaft immer noch der besonnene Geist und das Bewußtsein manifestirt, ohne daß die Gestalt von ihrer Wahrheit einbüßt, dann ist die höchste, Alles umfassende Stufe der künstlerischen Charakterdarstellung vorhanden, die selbst die härtesten Gegensätze der menschlichen Natur überwunden zeigt. Nach den Schilderungen, welche uns aufbewahrt sind, möchte die absolute Ausgleichung am vollständigsten bei Garrick und Schröder vorhanden gewesen sein. In Letzterm, sagt der Verf., ist vielleicht der Gegensatz von Unmittelbarkeit und Reflexion am gründlichsten und tiefsten versöhnt gewesen. Der Kreis der von ihm dargestellten Charaktere war daher auch wol der umfassendste, indem er die Pole des unerschöpflichen Humors Falstaff's und der tragischen Zertrümmerung Lear's mit gleicher Kraft umspannt hat.

Unser Verf. gelangt nach dieser ausgezeichneten Entwickelung des künstlerischen Schaffens auf die Begriffsentwickelung von Originalität und Manier. Die dramatischen Künstler, welche auf der dritten Stufe stehen und stets aus ihrer eigenen Anschauung gestalten, müssen stets originell sein, indem sie immer einen Charakter von einem gewissen wahren und selbständigen Lebenspunkte aus fassen und gliedern. Daher wird auch jeder wahrhaft große und begabte Künstler gewisse Seiten seines Gegenstandes in ein neues Licht setzen und Beziehungen entdecken, welche allen Andern entgangen, oder bei denselben weniger zur Lebendigkeit gediehen sind. Von dieser nothwendigen und wahren Originalität, die an dem objectiven Gebilde hervortritt, unterscheidet sich jedoch jene rein individuelle Eigenthümlichkeit, die mit dem Objecte in keiner Beziehung steht, sondern eine Zufälligkeit der Persönlichkeit des Individuums ist. Und dies ist die Manier. Dieselbe ist zwar ein Eigenthum des Individuums, aber ohne von der Wahrheit und Objectivität durchdrungen und gesättigt zu sein; sie zieht sich als die Besonderheit des Künstlers durch alle seine Darstellungen hindurch und ist gleichsam der harte Punkt, der vom organischen Leben nicht hat erweicht und flüssig gemacht werden können. Der Verf. zeigt an der Darstellungsweise Eßlair's auf, wie sehr die Manier selbst einem so begabten Künstler störend in den Weg treten und verhindern kann, das Höchste in der Kunst zu leisten.

Hiermit ist bei unserm Verf. die Entwickelung der Principien, auf welche sich die Kunst der dramatischen Darstellung stützt, beschlossen. Diese Principien gehen so streng und folgerichtig, mit solcher Nothwendigkeit aus dem Begriffe der Kunst hervor, daß sich die Kritik dabei nicht anders als positiv und anerkennend verhalten kann. Aus dem Begriffe der Kunst ergibt sich auch mit eben dieser Nothwendigkeit die übrige Gliederung des Werkes. Da die dramatische Darstellung ihre concrete Aufgabe nur mittels des Materials der Persönlichkeit lösen kann, so muß die Wissenschaft über dieses Gebiet auch dieses Material nach allen Theilen behandeln und aus dem natürlichen in das künstlerische Bewußtsein heben. Die Organe aber, womit der Schauspieler gestaltet, sind Ton und Geberde: und so zerlegt sich der zweite große Abschnitt unsers Werkes in die beiden Momente: Bildung des Tones bis zur künstlerischen Virtuosität des mündlichen Vortrags; Bildung des Körpers zum Organe der Seele bis zur künstlerischen Verwirklichung der Seelenzustände. Während aber Ton und Geberde die beiden Pfeiler des ganzen künstlerischen Gebäudes sind, haben sie ihre höhere Einheit und ihr absolutes Ziel erst in der Charakterdarstellung. Die Charakterdarstellung, das Resultat aller dieser Bestrebungen, in welchem sich die Recitation und die körperliche Beredtsamkeit erst zu einem schönen organischen Leben durchdringen, ist darum der dritte und letzte Abschnitt des vorliegenden Werkes.

Je reicher nun der Verf. alle diese praktischen Seiten der dramatischen Kunst ausgestattet und entfaltet hat, je mehr er von den Principien und wissenschaftlicher Erkenntniß aus in den concreten Stoff eindringt, um so weniger können wir hier eine fernere Analyse dieses reichen Details vornehmen. Wir verweisen darüber unsere Leser an das vortreffliche Buch selbst. Was aber die formelle Bildung betrifft, in welcher sich alle diese vielverschlungenen Erörterungen bewegen, so zeigt sich darin ebensowol die Begabung wie die Disciplin, mit welcher die sichere Hand des Verf. diese spröden und widerstrebenden Stoffe zu organisiren und darzustellen wußte. Er besitzt die vollkommenste Herrschaft über seinen Gegenstand. Die Sprache ist dabei klar, einfach und von höchster Anschaulichkeit.

Zum Schlusse müssen wir noch die Überzeugung aussprechen, daß der Verf. mit seiner Arbeit gewiß dazu beitragen wird, die Kunst der dramatischen Darstellung ihrem Ungefähr zu entheben und der Willkür des Einzelnen und jenem grassen Dilettantismus der Künstler und Kunstrichter zu steuern. Freilich liegt bei uns gegenwärtig die dramatische Kunst aus so tiefen und mannichfaltigen Ursachen darnieder, daß der Geist des Einzelnen wol kaum allgemeine plötzliche Schritte zu veranlassen vermag; aber der Einzelne wird deshalb, wie unser Verf., immer das schöne Verdienst besitzen, daß er das Streben des Einzelnen erweckt und die Hoffnung für eine bessere Zukunft angeregt hat.

22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 29. — 29. Januar 1843.

Heinrich Zschokke.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Als die Ordnung hergestellt war, verlangte unser Freund nach dem Privatleben zurück. Alle jene einflußreichen Ehrenämter waren, nach republikanischer Weise, ohne Sold verwaltet worden (erst viel später erfolgte eine Abfindung dafür); A. Reding war erster Landamman der Schweiz geworden. Zschokke ging nach sieben schweren Jahren, den Freund wiederzusehen. Lächelnd über die große Posse der Verwandlungen, umarmte ihn der ehemalige Flüchtling vom Bodensee, nun ein Sklav der Umstände und der Geschäfte. Zwischen ihnen war wenig Verständniß mehr und Zschokke schlug die Bitte, dem Staatschef zur Seite zu bleiben, daher entschieden ab. Nun ward der unabhängige Mann sogar ein Gegenstand des Verdachts und policeilicher Obhut. Hierdurch beleidigt, von der Tagespolitik nicht mehr angezogen, ganz andern Dingen schon wieder zugewendet, verließ er Bern. Das Geistesleben gewann, bei erwachtem Gemüthsfrieden, von neuem die Oberhand. Ludwig Wieland, der Sohn des Dichters, Heinrich v. Kleist, junge Männer des reinsten Seelenadels voll, riefen zur Poesie zurück. Unter ihren Spielereien, bei gänzlicher Losgebundenheit von Politik, von Pflicht und Amt trat nun auch der ernstere Gedanke wieder in sein Recht ein. Der Verf. musterte sich selbst. Welche Verwandlung aber entdeckte er da. Zwar der alte Widerspruch jener Ideale mit dem Treiben der Wirklichkeit war noch nicht völlig gelöst, aber er beunruhigte nicht mehr. Der Abgrund von ehemals schien nie gewesen zu sein als in der Phantasie. Der Gott, an dessen Namen sich stets der Gedanke knüpfte: Wenn er ist! dieser Gott war nicht mehr ein schüchterner, dem Gemüth unentbehrlicher Glaube — er war — Gewißheit. Er war nicht der Mosaische Gott mit menschlichen Leidenschaften, nicht der des Katechismus mit menschlich erfundenen Geheimnissen, er war nicht die von den Philosophen gedachte Natur aller Dinge, auch nicht die aus dem Organismus des Geistes hervorgetriebene Idee des Absoluten. Nein! das uferlose Weltall selbst erschien als der sichtbare Schleier Gottes, als seine Offenbarung.

Und darf ich das Geringe mit dem Höchsten vergleichen — sagt er — er erschien mir im Verhältniß zum Weltall wie der Menschengeist zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er, ohne er selbst zu sein, in allen Theilen durchherrscht und belebt. In der Natur aber waltet, wie im Geiste, das Unendliche und Unbedingte, als Gepräge des Göttlichen für Beide. Die sinnlich wahrnehmbare Welt aber ist das Sich gegen uns Äußern der göttlichen Idee; nicht sie selbst, sondern ihr Anderssein in uns; daher nicht mehr ein Unbedingtes, sondern eine Endlichkeit wandelbarer Dinge. So sind unsere Gedanken nur Äußerungen des so bedingten Geistes, nicht er selbst, und das unbedingt Wahre, Heilige und Schöne, das in ihm waltet, tritt nicht als Absolutes in die Welt der Außendinge, sondern das unbedingt Wahre zersplittert in begrenzte Wahrheiten, das Heilige wird nur zur Tugend und das Schöne zu einzelnen Schönheiten. Dem Unbedingten aber ringt der Menschengeist nach und dies ist seines Daseins Aufgabe.

Dies ist die Philosophie, in welcher Zschokke von nun an wurzelt, die ihn beseligt hat, die ihm einen schwererrungenen Seelenfrieden gab. Da sie auch wol andern Heimlichkranken nützen kann, da sie endlich Kern und Inhalt des zweiten Theils der „Selbstschau" bildet, der nur ihre Erweiterung und ihre praktische Ausbildung darstellt, so haben wir geglaubt, sie schon hier in ihren Grundzügen voranstellen zu müssen, als wir an den Zeitpunkt ihrer Entstehung angekommen waren. Der Verf. hatte nun Gottesgewißheit in sich erbaut und blickte fast mit Bedauern auf seine frühern Zustände zurück. Und wahrlich — wir meinen, er hatte Recht, in diesen Gedanken seinen Abschluß zu finden, die allen Anfoderungen des Geistes genügen müssen, wenn er nicht die Absicht hat, sich selbst durch Denkfehler irre zu machen!

Ein Traum gab den Anlaß zum „Alamontade", jener bekannten in fast alle Sprachen übersetzten Erzählung, in der sich die neugefundenen Überzeugungen unsers Freundes so rein und schön aussprachen.

Nach alle Diesem können wir, unser Bild vollendend, über die Mannesjahre und das Alter des Selbstbeschauers rascher dahingehen. Sein erster Wunsch ward ihm zunächst erfüllt. In einem Concert zu Aarau erblickt er Die, die er eine Blüte aus Eden nennt, die künftige Mutter seiner Kinder. Sie war die Tochter des Pfarrers zu Kirchberg. Unterdessen brach ein neuer Sturm los, die Schweiz ging noch eine ihrer politischen Verwandlungen durch; A. Reding saß als Staatsgefangener in Aarau, die Helvetische Republik verschwand, die mediatisirte Schweiz trat ins Leben. Zschokke bewohnte indeß das Schloß Biberstein und ward hier durch die Ernennung zum Mitglied des Oberforst- und Bergamts überrascht, ein Ge-

schäftszweig, in dem er dem Lande große Dienste erwiesen hat. Die Begleitung der Frau von Stael lehnte er ab, auf Bonstetten, der ihn dazu vorgeschlagen, etwas piquirt; eine Pyrenäenreise scheiterte an der Brautfahrt, da die nahe Berührung von einem Blitzstrahl — mit welcher Zschokke mehrmals in seinem Leben Bekanntschaft machte — die Erklärung des jungen Paares beschleunigte.

Im Roman — sagt er — ist das Sichsuchen und Finden der Liebenden Würze und Kern, in der Wirklichkeit aber eine glückliche Ehe der schönste Roman.

Ohne der Geselligkeit zu entsagen, entsagte Zschokke der Politik und der Convenienz und bildete sich einen dicht geschlossenen Lebenskreis in Biberstein und im eigenen Hause zu Aarau, der heitersten Lebensthätigkeit hingegeben und Weissagungen findend in dem ersten Lächeln, im ersten Wort seiner Kinder.

Der Großtheil der Menschen — sagt er — ist noch nicht menschlich genug; er betet noch falsche Götter in Thiergestalt an.

Das alte Geschäft der Volkslehrerschaft trat nun wieder in den Vordergrund; der „Schweizerbote" begann 1804 bei Sauerländer neu zu erscheinen,

einfach, bildlich, in des bildungsarmen Volks Denkart einläßlich, Thorheiten verspottend, Vorurtheile untergrabend, freisinnig, ohne Herold einer Partei zu sein.

Ein wunderbarer Erfolg begleitete das Unternehmen; doch in diesem ward er noch von einem andern Unternehmen übertroffen, das den Namen des Selbstbeschauers, der es lange Zeit verschweigen mußte, in noch viel größere Kreise verbreiten und auf ihn noch viel mehr Sorgen herabziehen sollte. Wir sprechen von den „Stunden der Andacht", jenem Balsam für so viele wunde Herzen, jener echt christlichen, echt humanistischen Schrift, deren Autorschaft, so lange in Zweifel, erst durch diese „Selbstschau", in nothwendiger Folge eines Zufalls, ihren zahlreichen Verehrern kund geworden ist. Der Verf. berichtet:

Mit meinen Jugendzweifeln war ich nun fertig; allein noch immer erregte mir der Anblick des sogenannten Positiven in der Religion, bei aller Ehrfurcht dafür, eine Art schmerzlichen Mitleids mit den Menschenkindern. Es schien mir nur der umgeworfene Schleier des Göttlichen zu sein. Gottähnlichkeit aber trat als sein Kern hervor. Warum nun erhebt sich Niemand, um für uns, was Tausenden wohlthätig sein würde, zu wirken; warum ertönt keine Stimme für Das, was der Sache Kern ist? Und warum wagst du es selbst nicht? In diesen Gedanken saß ich eines Abends im J. 1807 allein in meinem Arbeitscabinet; ich wog die Schwere der Aufgabe. Den widerspenstigen Argwohn getrennter Kirchen nicht aufwiegeln, das Vorurtheil des großen Haufens, den Amtsstolz der Geistlichkeit zart berühren, ein Indifferentist sein und es bekennen — es erschien allzu schwer. Ich aber blickte auf Christus, ich entschloß mich zu dem Versuch. Am folgenden Tage erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Plan. Er hat mein Geheimniß als Mann von Wort bewahrt. So erschien mit Anfang 1808 von Woche zu Woche ein Blatt von den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung".

Was dies Buch gewirkt hat, welcher Streit länger als 30 Jahre über seinen Verf. gewaltet hat (Wessenberg, Schwarz, Keller sind wechselsweise genannt worden), wie man es verketzert hat, alles Dies ist bekannt. Jetzt nennt sich Zschokke als alleiniger Verf. dieses Werks, da das Geheimniß, durch einen Brief an einen sterbenden Freund in Magdeburg, der in fremde Hände kam, verrathen, nicht länger zu bewahren war. Diesem Werke widmete unser Freund eine Reihe von Jahren hindurch seine schönsten Morgenstunden. Der Tag gehörte einer vielseitigen Thätigkeit an. Die Gesellschaft für vaterländische Cultur, der bürgerliche Lehrverein, eine Loge selbst waren Zschokke's Stiftungen, während das Staatsamt zu vielen Reisen Anlaß gab. Die Restaurationszeit begann; Zschokke erschien sie als eine gigantische Tragödie, die ihn, mit seiner „Bairischen Geschichte" schon beschäftigt, wenig anfocht. Er fand das Erhebende daran heraus und hielt sich an diesem, indeß seine Freunde vom Rückfall in alte Staatssünden ergriffen wurden. Eine eigene Villa, die Blumenhalde, ward erbaut und bald von einer zahlreichen Kinderfamilie bevölkert.

Den Schluß der „Selbstschau" bilden Schilderungen häuslicher Freuden, Eigenthümlichkeiten des Selbstbeschauers, unter welchen seine Gabe des Second sight, wenn sie nicht zum Theil auf Selbsttäuschung beruht, höchst merkwürdig sein würde, Zeichnungen berühmter Besucher, Flüchtlinge und Gelehrten, und endlich drei Reisen nach Baiern, die mit Montgelas in anziehende Berührung bringen. Ein tiefer Schmerz kam über Zschokke, als sein Freund Voitel in Spanien, blos um der Bekanntschaft willen mit Heinrich Zschokke, dem Revolutionnair, zu zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt ward. Doch seine Befreiung war seiner Freundschaft Werk. Mit dem Aufsatz „Lebenssabbat" schließt die köstliche Selbstbiographie. Der Verf. konnte es kaum glauben, ein betagter Mann zu sein, denn der reine Lebensgenuß begann ja nun erst! Zwölf Söhne und eine Tochter bildeten mit der heitern Nanny den Kreis des Blumenhaldners, in den die Politik nicht mehr eindrang. Der Greis aber feiert selige Sabbattage, im Licht einer beruhigenden Heiligkeit der Seele. Noch einmal indeß riß ein neuer Sturm, der fromme Aufruhr der Schweiz, den Greis in eine amtliche Sphäre; er war einer der Klostercommissaire und bringt über diese wichtige Angelegenheit seines zweiten Vaterlandes sehr viel Wissenswerthes bei. Doch der Sturm ging schnell vorüber und die „Selbstschau" endet mit dem abschließenden Gedanken: „Ich kennte Höheres, Humanität — Menschenthum — Bruderliebe!"

Wir sollten nun den zweiten Theil einer nähern Ansicht unterwerfen. Doch dies Geschäft wird kurz zu erledigen sein. Nach der Selbstschau, enthält dieser Theil eine Gott- und Weltschau. Zschokke ist kein Philosoph in dem heutigen Wortsinne; er ist ein Denkender, der seine individuelle Befriedigung sucht und findet. Er lehrt nicht, er belehrt über sich. Es wäre daher ganz falsch, wollten wir der Art von philosophischem Gebäude, welches dieser zweite Theil enthält, einen kritischen Maßstab anlegen, es als System, als eine neue Philosophie betrachten. Es ist nur eine Sammlung lehrreicher Gedanken, aus geistreichem, aber individuellem Standpunkt. Den Kern dieser Philosophie aber kennen wir bereits, wir wollen ihn in anderer Form noch einmal in wenige Zeilen zusammenzufassen suchen. Wir sollen uns

des Zweifels nicht schämen; im Zweifel zeigt sich die Hoheit, die Würde des Menschengeistes, seine eigenthümliche Natur, denn nur er kann zweifeln. Das gedanklich gewordene Gesetzthum des Geistes ist die Vernunft des Menschengeistes. Es ist zu negiren, daß die Vernunft das Absolutgöttliche zu erfassen vermöge, z. B. das Schöpfungswerk. Die Schöpfung ist das Anderssein Gottes vor dem Menschengeiste; von dem wirklichen Dasein haben wir keine Kenntniß; wir kennen und erkennen nur die Äußerung der Dinge gegen uns, gegen die menschliche Vernunft, das menschliche Gedankengesetz, oder das Insich und Für sich bestehen der Dinge ist uns verschlossen; wir erkennen nur das Wesende (Sachliche), Wirkendes und Bewirktes, nicht das Wie der Wirkung.

Dies ist der gedrängte Inhalt des ersten Abschnitts: „Erkenntniß". Im zweiten: „Natur und Welt", ist der leitende Gedanke dieser. Der Mensch ist nicht das Ich-All; das All besteht außer ihm und ist nicht sein Werk, wie der jüngste Hegelianismus träumt. Es ist eine Wirkung, für welche das Gesetz nicht in ihm liegt, sonst wäre der Mensch die Welt. Sie ist in ihm gedanklich, außer ihm aber erscheinend. Sein Geist aber ist dem Geiste der Natur gleichartig. Alles Wirken ist ein Auseinandergehen des Gleichen zum Gleichartigen. Im Abschnitt „Stoffgebilde" ist der Spannungskreis aller Kraft betrachtet, die Urkräfte in ihrer Polarität, Zeit, Raum, selbst Licht und Wärme mit ihren Gegensätzen. Der fünfte Abschnitt betrachtet das Seelische in den Lebensgebilden; der sechste den Geist, als selbständig in der Natur und über ihr, mit Wollen im Wissen, woher das Gesetz der Freiheit und Nothwendigkeit (Pflicht, Gewissen, Heiligkeit, Tugendbegriffe) herfließen. Der von sich selbst abtrünnige Menschengeist ist der Quell des Bösen. Naturlohn und Naturstrafen. Der siebente Abschnitt das Gemüth, Einheit von Seele und Geist, Wille und Erkenntniß, völlige Freiheit, höchstes Gut des Menschen. Parallelismus von Natur und Geist, die nicht ausschließlich jeder für sich, sondern in ihrer wesenden Durchdringung das All und Eins, das Höchste bilden. Daher auch Schluß auf die Unvergänglichkeit des Geistes in seinem entkörperten Zustand. Ahnung der Geisteszukunft im Bewußtsein der Subjectivität. Im achten Abschnitt der Gottgedanke, als eine Ungewißheit, Schicksal als Weltordnung zu fassen. Christus, der Vermittler des göttlichen Urgedankens für das Menschengeschlecht (einer gewissen Zeitperiode?), Gott, das Höchste und Letzte; nicht Unterscheidbares, sondern Alles ist göttlich und gotterfüllt, weil Gottes.

Wir müssen den Leser bitten, an dieser fragmentarischen Übersicht des Inhalts dieses zweiten Theils sich hier genügen zu lassen, da der Raum gebricht, tiefer darin einzugehen. Vorausgeschickt wurde, daß wir diese Lehre kaum für ein Lehrgebäude halten, kaum als ein philosophisches System bezeichnen möchten. Der Verf. beweist nicht, er gibt sich selbst nur Rechenschaft von seinen Gedanken. Aber wir müssen hinzufügen, daß wir nicht einsehen, weshalb ein gebildeter Geist sich an dieser Lehre nicht sollte genügen lassen können, da nichts in ihr mit dem Vernunftgesetz in Widerspruch tritt. Glücklich vielmehr Der, dem der hier gefundene Abschluß genügt und der mit Zschokke in der Harmonie von Wille und Erkenntniß das höchste Gut des Menschen, seines Berufs Ziel und letzten Zweck entdeckt; denn von dem Verf. der „Stunden der Andacht" war ja nicht zu erwarten, daß er allen Capricen des in neuen philosophischen Formeln sich versuchenden Menschengeistes Befriedigung geben, wol aber, daß er dem Nachdenken zu einem vor der Idee zu rechtfertigenden Abschluß verhelfen würde. Er thut dies redlich und treulich.

Wir müssen, nicht ohne Furcht, unsere Leser mit Unvollständigem unterhalten zu haben, von diesem trefflichen Werke eines in sich beglückten, erfahrungsreichen, strebsamen und völlig gesunden Geistes hiermit Abschied nehmen; in dem Wunsch und in der Hoffnung, durch die vorstehende Anzeige zur Verbreitung und zur Würdigung einer Schrift, die unsere Zeit ehrt, etwas beigetragen und einigen unserer Leser das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit einem der empfehlenswürdigsten Bücher unserer Periode nahe gelegt zu haben. W. von Lüdemann.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. XXXII. Jahrgang der gesammten und XIV. der neuen Folge. 1843. Berlin, Reimer. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man kann die historischen Taschenbücher des Herrn von Hormayr nicht zur Hand nehmen, ohne von aufrichtiger Hochachtung für die Masse seiner Kenntnisse, den Reichthum seiner urkundlichen Sammlungen und den Adel seiner vaterländischen Gesinnung ergriffen zu werden. Wahrlich, es würde für Deutschland ein großer Vortheil sein, wenn viele seiner Länder sich solcher Historiographen zu rühmen hätten wie Östreich und Baiern seines Hormayr und die Mark Brandenburg ihres Preuß. Die belobten Gesinnungen finden wir ganz besonders in den beiden Lebensbildern östreichischer Kriegsmänner, des Marquis von Chasteler und des Freiherrn von Beyder-Maalberg. Chasteler, ein genialer, löwenkühner Mann, hat in den Kriegen des Erzhauses Östreich von 1788—1815 mit Auszeichnung gefochten in Ungarn, Italien, Tirol und Deutschland, er ward oft und schwer verwundet, aber schnell war er immer wieder im Felde und stets da, wo es am gefährlichsten und hitzigsten herging. Für das Ausland ist sein Name in dem tiroler Kriege des J. 1809 am häufigsten genannt worden, wo ihn Napoleon unter dem 6. Mai in die Acht erklärte als einen angeblichen östreichischen General, als Räuberanführer und als Urheber der an den Kriegsgefangenen verübten Mordthaten, eine Maßregel, durch die Chasteler's Gemüth tief gekränkt wurde. Ein Jahr darauf äußerte Marschall Berthier in Wien mit großer Nonchalance: „Chasteler könne die Achtserklärung dem Kaiser unmöglich übel nehmen. Dieser habe allzu sehr auf die damals abgeschnittenen und gefangenen Truppen gerechnet — die tiroler Insurrection sei ein gar zu gefährliches Beispiel gewesen und habe noch überdies gleich mit einem so glänzenden Beispiele debutirt. Wären die Schlachten von Landshut und Regensburg nicht so schnell erfolgt, dieses Beispiel und diese Flamme würde vielleicht ganz Deutschland ergriffen haben." Der Generalmajor Beyder war eine reine, edle Natur, kaltblütig, tapfer und höchst menschenfreundlich, er verlangte nicht sowol nach einer Selbständigkeit der äußern Stellung, sondern die Posten des Vertrauens waren ihm die liebsten. Je seltener

nun solche Männer in militairischen Verhältnissen sind, wo nur zu oft der erste beste Lieutenant oder Hauptmann seinen General meistern möchte, um so dankenswerther ist die hier gegebene Schilderung von Chasteler's Freund und Adjutanten. Neben diesen kriegerischen Lebensbildern ist der Bericht über die Gründung des mährisch-schlessischen Franzens-Museum in Brünn von den Grafen Salm-Reifferscheid und Mittrowski ein schöner Beweis von der hochherzigen, patriotischen Gesinnung des höhern östreichischen Adels.

Unter den übrigen, längern Aufsätzen nennen wir vorzugsweise die Schilderungen der großen Ungarnschlacht auf dem augsburger Lechfelde am 10. August 995, und der Schlacht an dem Schellenberge am 2. Juli 1704, ferner die sehr reichhaltigen Beiträge zur Geschichte des deutschen Municipalwesens und die gleichzeitigen Lieder über den schmalkaldischen Krieg. Die fortgesetzte Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Krieg und Frieden", wird diesem Taschenbuche durch große Abwechselung des Inhalts immer Leser aus allen Ständen erhalten, wenngleich die Unterrichteten Manches als überflüssig oder ihnen schon bekannt ansehen werden. Dahin würden etwa die „Beschreibung der Leichenfeste zu der Väter Zeiten" (Nr. 1), „Der Tanzbär" (Nr. 6), „Die Bärte" (Nr. 7), „Die Kindlein in der Thür" (Nr. 9), „Die Schauspieler des 16. Jahrhunderts" (Nr. 15), „Die blutige Kirchenentweihung" (Nr. 29) und einige andere Aufsätze zu zählen sein. Die größere Anzahl aber enthalten wissens- und beachtenswerthe Notizen, wie Nr. 11, Leichenmahl des Herzogs Albert's IV. aus Baiern, wo außer den Fürsten, fürstlichen Abgesandten, Räthen, ihrem Gesinde, den eingeladenen Damen und „wer von selbst kommen ist" aus fürstlicher Küche und Keller täglich 2500 Menschen gespeiset und 1809 Pferde gefüttert wurden. Das war im J. 1509. Ferner ist der auf ein Folioblatt gedruckte und zum Behuf des gemeinen Mannes ausgegebene münchner Kalender vom J. 1501 in mehrfacher Hinsicht interessant (Nr. 12), und aus der Specification der Ferien der kurfürstlichen Hofkammer in München unter Karl Albrecht (Nr. 17) zu ersehen, daß dieselben 68 Tage betrugen wegen herrschaftlicher Geburts- und Namenstage, anderer Gallatage und hoher Kirchenfeste: rechnet man nun noch die Sonntage und die damaligen Feiertage der katholischen Kirche hinzu, so ergibt sich die Zahl von 164 Feiertagen. Um nur noch Einiges anzuführen, so zeigt uns der Herausgeber in Nr. 27 einen argen Beweis von der Verworfenheit eines Chorherrn zu Freisingen, „wie es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht wenige gab", der sogar nach seinem Tode an einer Stelle wollte begraben sein, wo die schönen Weiber vorübergehen, denen er unter das Fürtuch und unterm Rock hinauf schauen könnte, und aus Nr. 35 ersehen wir, daß noch im J. 1687 zu Bremen ein Mensch, der den entwichenen Falschmünzern behülflich gewesen war, am Markte vor dem Rathhause in einem großen Kessel lebendig in Öl gesotten worden ist.

Die poetische Zugabe besteht in **Karl Wilh. Vogt's** acht Liedern von Hohenschwangau aus der Geschichte der Hohenstaufen, die artistische in den vier Portraits Hofer's, Speckbacher's, Chasteler's und Heyder's. Das Directorium der vorzüglichsten vom Herausgeber entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen ist auch in dem vorliegenden Jahrgange fortgesetzt worden.

9.

Literarische Notizen aus Holland.

In Leyden ist kürzlich der 13. Theil des von Kist und Royaards herausgegebenen „**Archief voor kerkelyke geschiedenis**" erschienen, worin Manches enthalten ist, was auch für Deutschland ein nicht geringes Interesse gewährt. Ref. will hier nur die Notiz mittheilen, daß (S. 311—328) von Herrn Royaards ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Legende vom Ewigen Juden gegeben worden ist, in welchem auch ein diplomatisch genauer Abdruck (mit Facsimile des Holzschnitts) einer zu Augsburg im J. 1619 erschienenen, höchst seltenen, so viel Ref. weiß, bis jetzt unbekannten Flugschrift enthalten ist, welche den Titel führt: „Wahrhaftige Contrafactur, Aller Gestalt unnd Massen zusehen, diese Bildnuß, von einem Juden von Jerusalem, Ahasverus genant, welcher fürgiebt, wie das er bei der Creutzigung Jesu Christi gewesen, und bißher von Gott beim Leben erhalten worden. Erstlich gedruckt zu Augspurg im Jahr 1619." Diese Flugschrift ist ein brieflicher, vom 11. März 1619 aus Refel datirter Bericht des Chrysostomus Dudulaus Westphalus, worin eine Menge von Nachrichten mitgetheilt wird, wann, wie und wo nach glaubhaften Berichten der Ewige Jude gesehen worden ist und wie er ausgesehen habe. Auch findet sich S. 310 eine von Hrn. J. Hoffmann zu Leyden aus dem Japanischen übersetzte Legende: „Die Versuchung des Buddha", welche Ref. hier in treuer Übertragung mitzutheilen sich nicht enthalten kann:

„Als Buddha (geboren 1027 vor Chr.) in Hindostan seine Lehre verkündigte, beschlossen zwei himmlische Geister, seinen Lebenswandel auf die Probe zu stellen. Sie verwandelten sich, der eine in einen Falken, der andere in eine Taube, und vom Falken verfolgt flog die Taube in Buddha's Schoos. Buddha erbarmte sich derselben und sprach zu dem Falken: ‚Ich predige einen Gott der Hülfe und tödte kein lebendiges Geschöpf; schone dieser Taube!'"

„Und der Falke sprach: ‚Diese Taube ist meine Speise für heute. Lasse ich ihr das Leben, so muß ich selbst vor Hunger sterben; spricht denn dasselbe Gebot nicht zu meinen Gunsten?'"

„‚Wohlan denn', versetzte Buddha, ‚ich will meine Füße abhauen und sie dir zum Futter geben.'"

„Der Falke sprach: ‚Die Füße wiegen nicht so schwer für meinen Geschmack, als die Taube.'"

„‚So nimm auch meine Hände; ich muß die Taube erhalten.'"

„‚Auch diese sind mir zu leicht. Ich verlange die Taube. Aber wenn du dich selbst mir ganz gibst, dann will ich ihres Lebens schonen.'"

„‚So sei es! Nimm mich ganz und schone das Leben der Taube.'"

„‚Genug', erwiderte der Falke tief gerührt, ‚Buddha's Lebenswandel ist vollkommen!' Und plötzlich zeigten sich der Falke und die Taube in ihrer wahren Gestalt, und die beiden Geister nahmen ihn mit unendlicher Liebe in ihre Mitte."

Gleich nach dem Tode Giesbert Koen's (1767) schrieb der Professor **Hermann Cannegieter** zu Franeker ein Programm aus Auftrag der Universität, um zu dem feierlichen Leichenbegängnisse einzuladen. Schwerlich möchte ein Gegenstück zu diesem Programme zu finden sein. Neben dem aufrichtigsten Bedauern über den Tod des Hingeschiedenen machte er darin der nachgelassenen Witwe solche Complimente, daß sie für eine förmliche Liebeserklärung um so mehr gelten können, als Cannegieter dieselbe in der That nicht gar lange nachher heimführte. Habet, heißt es, quod a natalibus sibi splendorem conciliet; suavissimis praeterea et niveis moribus, ipsis quasi Charitum manibus formata, singulari modestia, fide, gubernandae domus prudentia, omnibusque animi dotibus conspicua effulget: nec minus formae pulchritudine eximia, bella, et sane quam venusta, sexus sui ornamentum ingens existit. Herr Prorector W. H. D. Suringar zu Leyden hat dieses musterhaft stilisirte Programm im vierten Bande der „Symbolae litterariae, a publicis gymnasiorum doctoribus societate coniunctis editae" wiederabdrucken lassen und dabei zur Bekanntmachung des Briefwechsels Koen's, der sehr wichtig sein soll, aufgefodert.

23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 30. — 30. Januar 1843.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 2 Thlr.*)

Im Vorworte spricht sich der erstgenannte der Herren Herausgeber zuerst darüber aus, daß man nicht glauben dürfe, er allein habe die juristische Seite zu vertreten und der zweite Herausgeber stünde nur als Novellist da; Hr. Dr. Häring wird dem Publicum ebenfalls als Jurist dargestellt. Weiter verwahrt sich Dr. Häring gegen die, wegen Mittheilung des Fualdes'schen Processes von einigen Seiten unterlegte Tendenz, dadurch die Geschworenengerichte im Allgemeinen haben angreifen zu wollen, und liefert einen Nachtrag aus einem, bei Bearbeitung des Falles übersehenen Aufsatze des Landgerichtspräsidenten von Oppen (in Mittermaier'schen Archiv) einige spätere Aussagen der Zeugen, wodurch der Justizmord von neuem bestätigt wird. Endlich folgen noch vom Dr. Löwenstein, dem Verf. der „Damascia", eingesandt, die Gutachten zweier berühmten Theologen, eines protestantischen, des Dr. v. Meyer, und eines katholischen, des Dr. Molitor, über die vielbesprochene jüdische Blutfrage. Beide bezeugen, in talmudischen und kabbalistischen Schriften nicht die mindeste Spur für solche Beschuldigung gefunden zu haben. Es ist zu beklagen, daß noch in unserer Zeit blinder Parteihaß solche Beschuldigungen bringen konnte, denn wenn auch in Zeiten finstern Aberglaubens und Hasses solche Greuel vorgefallen sein sollten, so wäre es doch ebenso unsinnig, die Ursachen in jüdischen Religionslehren suchen zu wollen, als es unsinnig sein würde, wenn man wegen gleicher in Zeiten dunkeln Hexenwesens von Christen geübter Verbrechen das Christenthum anklagen wollte.**)

Der erste mitgetheilte Rechtsfall, der berühmte Fonk-Hamacher'sche, gehört auch zu denen, über deren Procedur sich gelehrte Juristen mit Heftigkeit ausgesprochen und dies zum Theil zu Angriffen auf das Geschworeneninstitut im Allgemeinen benutzt haben. Doch besteht ein unendlicher Unterschied zwischen diesem und dem Fualdes'schen Processe, und zwar ganz zum Vortheil des deutschen. Die Besorgniß eines Justizmords hat nicht statt, da die königliche Gnade dazwischengetreten, wegen Übereilung des Processes kann bei siebenjähriger Dauer desselben (von 1817—23) auch nicht geklagt werden; die Assisen über Fonk zu Trier hatten sieben Wochen gedauert (27. April bis 9. Juni 1823). Ein Irrthum der Geschworenen und ein falsches Verfahren erscheint keineswegs als erwiesen. Die Fonk freisprechende Cabinetsordre vom 28. Juli 1823 verwarf zwar die dem Verfahren zu Grunde liegenden Data, doch verfuhr man auch hier nicht mit Consequenz. Wenn in der Cabinetsordre als Motive der Freisprechung angegeben werden: 1) daß der Thatbestand von Cönen's Ermordung nicht unzweifelhaft feststehe, 2) der Widerruf Hamacher's viel glaubhafter sei als seine frühern Aussagen und daß 3) Fonk's alibi bewiesen, so mußte man, da ja Hamacher auf eine ihn selbst so gravirende falsche Aussage gewiß nur durch Nöthigung gekommen sein konnte, eine Criminaluntersuchung gegen die betheiligten Beamten wegen nicht nur formwidrigen, sondern auch pflichtwidrigen und gewissenlosen Verfahrens sicher erwarten. Fonk's Hauptvertheidiger, Dr. Bischoff in Dresden, hatte auch in seiner Schrift den Generaladvocaten v. Sandt aufs härteste angegriffen. Eine solche Untersuchung fand aber nicht statt. Endlich haben wir bei dem deutschen Processe auch nicht den traurigen Anblick, daß durch Parteileidenschaft das Urtheil des Volks absichtlich misleitet worden. Wenn gegen Fonk am Orte seines Aufenthalts ungünstiges Vorurtheil sich zeigt, so beruhte dies nur auf seiner Persönlichkeit, und daß diese dazu Anlaß gegeben haben müsse, wird dadurch begründet, daß es Fonk bei seiner Reise in Norddeutschland nicht besser ging; seine frühern eifrigsten Vertheidiger fanden sich zum Theil durch seine Persönlichkeit höchst widrig berührt. Wenn auf der einen Seite es unbegreiflich bleibt, daß ein Mann wie Hamacher durch alle möglichen Intriguen zu einer ihm selbst so nachtheiligen Aussage hat gebracht werden können, so erscheint auf der andern Seite nach dessen Angaben kein Motiv zur That bei Fonk. Denn wenn

*) In Nr. 220 d. Bl. f. 1842 berichteten wir über den ersten Theil dieser Sammlung. D. Red.

**) Es ist eine traurige Wahrheit, zu der man durch genaues Studium der Hexenprocesse geführt wird, daß alle überhaupt nicht unmöglichen Verbrechen, deren man die Hexen beschuldigte, in einzelnen Fällen als wirklich begangen sich zeigen.

Cönen noch am späten Abend, ohne Wissen Schröder's, Fonk besuchte, so mußte wol zwischen ihnen eine Einigung stattgefunden haben, somit für Fonk kein Grund zur Rache oder Furcht mehr vorliegen; überdem erkannte ja das Handelstribunal im Processe zwischen Fonk und Schröder Ersterm ein bedeutendes Guthaben zu. So ist Dunkelheit nach allen Seiten und, da seitdem alle die hauptsächlich betheiligten Personen gestorben sind, auch wol keine Aussicht, daß sie je aufgehellt werde. Nach der hier gegebenen so lichtvollen als unparteiischen Darstellung wird jeder Unbefangene wol des Herausgebers Meinung theilen, daß, wie unrichtig Hamacher's Aussage auch im Einzelnen, im Ganzen doch ihr Wahrheit zum Grunde liege und Hamacher und Fonk an Cönen's Tode schuldig seien.

Nun folgen vier Vergiftungsgeschichten (S. 103—359). Zuerst „Die Marquise von Brinvillier", 1676, deren Name sprüchwörtlich ward für solches Verbrechen. Das Ganze gibt ein sprechendes Bild ihrer Zeit bis zur Art ihrer Verhaftung, mit dem gräßlichen Treiben der Voisin und dem auch wieder entsetzlichen Verfahren der Chambre ardente. Da aber des gesammten Stoffs auch die Novellistik sich vielfältig bemächtigt hat, so scheint ein Weiteres überflüssig.

Die folgende Erzählung von der Geheimräthin Ursinus in Berlin 1803, obwol uns in jeder Hinsicht näher liegend, ist beiweitem nicht so bekannt und ausgezeichnet durch psychologisches Interesse. Die Geheimräthin Ursinus, eine Frau, ausgezeichnet durch körperliche und geistige Vorzüge, hatte sich frühzeitig mit einem Manne verbunden, der bedeutend älter und kränklich ihr nie Liebe eingeflößt haben konnte und dem sie nur in Rücksicht auf äußere Stellung die Hand gegeben hatte. Was aber die jugendlich blühende Frau auch entbehren mochte, hielt sie doch ihren Ruf unbescholten, nur daß sie der damals noch nachklingenden Werther-Siegwart-Periode gemäß ein romantisches Herzensbündniß suchte, wozu ja schon ihr Name Lotte sie aufzufodern schien. Der Gatte hatte so wenig dagegen, daß er einmal die Gefälligkeit so weit trieb, in einem von der Gattin aufgesetzten Briefe, unter seinem Namen, den erkalteten oder, wie es scheint, nie sehr heißen Verehrer zur Rückkehr aufzufodern! Die Öffentlichkeit, mit der die Geheimräthin bei des Geliebten Krankheit, in seiner Pflege bis zum Tode, ihre Gefühle zeigte, scheint für das Unschuldige dieses Verkehrs zu sprechen. Noch liebte es die Geheimräthin ihre Zartheit zu zeigen durch fingirte Krankheiten, in Folge dessen, noch während ihres Processes, ein komisches Intermezzo mit dem berühmten Heim veranlaßt ward. Übrigens lebte sie mit ihrem Gatten 21 Jahre in ruhig-freundlichem Verhältnisse. Als Witwe noch eine stattliche Frau, von ansehnlichem Vermögen, mochte sie hoffen, eine ihren Wünschen gemäße zweite Ehe schließen zu können, und wegen ihrer Verhältnisse sowol als persönlichen Eigenschaften geachtet, glänzte sie in den ersten Kreisen der Gesellschaft. Um so größer war die Bestürzung, als sie während einer Gesellschaft, die sie bei sich gab, plötzlich als Giftmischerin verhaftet ward. Ihr Bedienter hatte sie angeklagt, ihm schon mehrmals Gift gegeben zu haben; einige von der Geheimräthin erhaltene Pflaumen, die er, schon mistrauisch, nicht genossen hatte, zeigten Arsenik. Da es bekannt ward, daß sie sich mehrmals Arsenik zu verschaffen gewußt, auch ein solches Verbrechen kaum alleinstehend gedacht werden konnte, so ward die Ausgrabung der Leichen ihres Gatten und einer von ihr in der Todeskrankheit gepflegten Tante angeordnet. Die seit mehren Jahren beerdigten Leichen zeigten allerdings verdächtige Symptome, besonders daß keine Fäulniß, sondern nur eine Vertrocknung eingetreten war. Bei dem damaligen Stande der Chemie konnte jedoch kein Gift nachgewiesen werden. Dafür, daß ihr Gatte nicht an Gift gestorben, ward das Zeugniß der drei berühmten Ärzte, die ihn behandelt, als entscheidend angenommen; bei der Tante jedoch, wo nicht so berühmte Ärzte zugegen gewesen, auch sich noch mehr verdächtige Anzeichen fanden, schien so viel Wahrscheinlichkeit des Verbrechens, um eine außerordentliche Strafe verhängen zu können. Jetzt in der Zeit der Schmach und Noth warf die Geheimräthin die angenommene Schwäche von sich und zeigte in ihrer Vertheidigung eine ausgezeichnete Geisteskraft. Das System kleinlichen, fruchtlosen Leugnens verschmähend, bekennt sie sofort die Vergiftung des Bedienten, leugnete aber die andern Beschuldigungen, behauptete, den Arsenik sich verschafft zu haben, im Überdruß am Leben sich selbst den Tod zu geben; an dem Bedienten habe sie blos Versuche über die Wirkungen des Gifts anstellen wollen. In der zweiten, von ihr selbst trefflich abgefaßten Vertheidigungsschrift gibt sie zu, daß dies kein vernünftiges Motiv zu solcher Handlung gewesen, sagt aber, ihr ganzer Gemüthszustand sei ein solcher gewesen, daß man Vernünftiges nicht suchen dürfe. Das Gericht wollte als Motiv angeben, daß sie gegen ihren Bedienten über ihre Heirathsplane gesprochen und nun, da dieser in Unfrieden von ihr habe abziehen wollen, dessen Klätschereien gefürchtet habe. Da der Bediente nach ungefähr einem Jahre vollkommen wiederhergestellt war, ward die Geheimräthin zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie duldete dieselbe gegen 30 Jahre in der Festung Glatz; in den letzten drei Jahren bis zu ihrem Tode (1836) war ihr vergönnt in der Stadt zu wohnen. Diese lange Zeit hindurch hatte die Geheimräthin unwandelbar dieselbe Haltung behauptet, als schuldlos von Morde, und erwarb sich durch würdiges Benehmen und große Wohlthätigkeit Achtung und Zuneigung. In ihrem Testamente waren bedeutende Summen für fromme Stiftungen bestimmt. Auch ihre Gesellschafterin, die sie 26 Jahre lang nicht verlassen hatte, so haben täuschen zu können, zeigt eine wahrhaft bewundernswerthe Selbstbeherrschung und Charakterkraft. Die noch während ihres Processes erschienenen „Bekenntnisse einer Giftmischerin, von ihr selbst geschrieben", sind ein von Friedrich Buchholz nach den Gerüchten verfaßter Roman.

(Der Beschluß folgt.)

[illegible]

Der Frau Tagebuch. Von Henriette Hanke. Fortsetzung von „Der Braut Tagebuch". Hanover, Hahn. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Henriette Hanke ist schon seit Jahren eine beliebte Schriftstellerin, und die Kritik hat so vielfach Gelegenheit gefunden, sich über Geist und Wesen derselben auszusprechen, daß gegenwärtig kaum mehr als schlichte Anzeige irgend eines neuen Werks nöthig scheint, vorzüglich, da die Werke dieser Frau nirgend besonders auffällige Revolutionen im Geiste, der Gesinnung, der Form zeigen. Fast unwandelbar gibt uns jedes neue Werk dieselbe würdige Matrone, die mit dem klarsten Seelenauge, dem reinsten Gemüth alle Formen dieses Lebens auffaßt und darstellt, geschmückt mit den Blüten tüchtiger Belesenheit und eines so treuen Gedächtnisses, daß wir sie darum beneiden möchten. Der Moslem, der den Koran sich in dem Maße angeeignet hat, daß er jeden Punkt desselben ohne das geringste Verweilen nachweisen kann, erfreut sich des Ehrennamens „Hafis". Einen ähnlichen Namen kann Henriette Hanke in Anspruch nehmen, denn wahrscheinlich gibt es unter den Frauen der Gegenwart, die rücksichtlich des Bildungsstandes mit ihr eine Vergleichung zulassen, kaum Eine, der die Bibel in ihrem ganzen Umfange so geläufig wäre und neben derselben noch einen schwer zu übersehenden Reichthum von schönen geistlichen und guten weltlichen Liedern als Eigenthum ansprechen könnte. Die häufige Benutzung passender Bibel- und Liederstellen, verbunden mit der Wahrnehmung, daß die Verf. dann und wann uns einen Blick in das Herrnhuterleben thun läßt, haben denn auch die Ansicht von einer pietistischen Richtung hervorgerufen, welcher die Verf. huldige. Will man darunter jene seelenkitzelnde Frömmelei verstanden wissen, mit welcher weder der Welt noch dem Himmel gedient sein kann, so ist man im Unrecht. Eine Frau, welche die Erscheinungen dieser Welt, selbst die widerwärtigsten, mit einer Klarheit und Ruhe auffaßt, wie man sie gewöhnlich nur dem Manne beimessen will; die ferner die Erscheinungen nicht selten mit einer Staunen erregenden Derbheit darzustellen vermag; die den Werth und Gehalt des Lebens sicher und richtig abzuschätzen weiß — eine solche Frau wird sich nie so weit herabwürdigen, Zeit und Ewigkeit verderbende Frömmelei zu predigen. Wol aber dringt sie stets mit dem wärmsten Eifer, dem gewinnendsten Ernst auf das Eine, was noththut: reine Gesinnung, wahren Charakter, wurzelnd in ungeschminkter Gottinnigkeit. Daß diese, dem Verkehrten, Falschen, Verderbten, Schlechten gegenüber, am Ende stets den Sieg davontragen, ist nicht etwa ein pädagogischer Kunstgriff; es ist vielmehr in der Erfahrung begründet, denn an allen Beispielen, die man vom Untergange der Tugend aufstellen möchte, läßt sich immer noch eine Untugend nachweisen, wäre es auch nur die, daß die liebe Tugend die Hände gar zu lamentabel ringt über ihr unverschuldetes Unglück. Ref. ist der Überzeugung, daß wir die edle Henriette Hanke gewähren lassen müssen. Ist sie hier und da wirklich etwas zu sentimental, zu weichlich, zu pretiös, so gleicht sie das anderer Orten selber schon wieder aus durch eine Kraft, die wir kaum bei ihr erwarten sollten und uns manchmal wirklich überrascht. Darum dürfen wir aber auch nicht fürchten, daß die Freundinnen ihrer Werke verderben oder verschroben werden. Sind sie wirklich echte Freundinnen, da sind es sicher auch echte Mädchen und Frauen; wollen sie dagegen nur einseitig lesen, um etwa mit einer Novelle die müßige Zeit angenehm zu verbringen, oder bei passender Gelegenheit mit ihrer Bekanntschaft der allbekannten Schriftstellerin zu kokettiren, da ist weder mit Henriette Hanke noch mit irgend einem Andern oder einem Andern zu helfen.

Hoffentlich ist die Verf. von „Der Frau Tagebuch", welchem Werke Ref. sich nun zuwendet, mit diesem einverstanden, daß er in dem Gesagten ihre Novellen und Romane weniger von der formellen Seite betrachtet, vielmehr zunächst ihren Geist angedeutet hat. [illegible] das „Tagebuch", und dieses vor- [illegible] seines Geistes, seiner Thaten [illegible] sprochen werden, indem das Historische, die Handlung, von der Verf. selber kaum mehr als angedeutet, und überhaupt eben nur dazu benutzt ist, das innere Leben und Leiden der liebenswürdigen Helene auf allen Stufen zur Anschauung zu bringen. Die Leser kennen „Der Braut Tagebuch", sie kennen daher auch die Tochter des Propstes van Alst, Helene, in deren Bildungsgang der Vater nur mit, man möchte sagen, aphoristischer Genialität eingriff, die Mutter mehr durch Beispiel als Wort. Bot sich nun auch der lieblichen Braut Gelegenheit genug, das Leben außer den Eigenthümlichkeiten des Predigerhauses und selbst in den höhern Ständen kennen zu lernen, so bleibt sie doch immer eine einfache Predigerstochter, die aus dem stillhäuslichen Kreise des Gewohnten, aus ihrem mehr innerlichen Leben, als Frau von Falk nun auch die Reize wie die Hohlheit der Repräsentation kennen lernen und üben soll. Da gibt es denn manche Verstöße, manches Misverständniß, tausend Dinge, denen der Geschäftsmann, und noch dazu der Mann von Welt, möglichst leicht und schnell aus dem Wege geht, denn er will nicht gestört sein im Kreise seiner Gewohnheit. So entfernen sich denn zwei treffliche Menschen täglich mehr: der Mann sucht das Verlorene außer dem Hause, die Frau bleibt mit ihrem Schmerz allein. Sie finden endlich sich wieder, weil der Mann, betrogen von dem leichtsinnigen Gegenstande seiner Verirrung, plötzlich den Abgrund zu seinen Füßen gewahrt, und der schöne Moment der Wiedervereinigung selbst ist noch Zeuge weiblicher Resignation. Alle die vielfachen Zustände, durch welche die verschiedenen Personen des Buchs hindurchgehen, sind mit einer so duftigen Zartheit behandelt, daß dieses Buch vielleicht weniger Freunde findet als die meisten übrigen Werke der Verf.; denn im Allgemeinen will der Leser die Handlung, die Begebenheiten, als derben Wanderstab in der Hand fühlen, mit dem er die märchenhaften Wege des geistigen Lebens betritt. Gleichwol werden edle Frauen — und deren gibt es viele — dieses Werk als Handbuch der Lebens- und Herzensphilosophie werth halten, und daß sie nicht irre geleitet werden, läßt sich wol verbürgen. Ref. findet nur eine Seite im Werke weniger zur Anschauung gebracht, eine Seite freilich, die von dem weiblichen Auge nicht mit derselben sichern Klarheit und Schärfe durchdrungen und dargestellt werden kann als das Leben der verwandten Brust: das ist der Schmerz in der Brust des edeln Mannes, der ihn auf allen Irrwegen begleitet, sogar wächst, je weiter er sich verliert. Das wußte auch Helene, und darum konnte sie im schönen Augenblick des Wiederfindens zum Gemahl sagen: „Ich dir böse? O Heinrich, wenn du gut bist, dann ist Alles gut."

Ref. nimmt damit Abschied von diesem Tagebuche; nur hat er sich noch über den Grund zu erklären, der ihn länger bei der Verf. überhaupt als bei dem Tagebuche verweilen ließ. Es ist kein anderer als die bekannte Wahrnehmung, daß das weite Feld der sogenannten Unterhaltungslecture gegenwärtig zum großen Theil in Frauenhände übergegangen ist. In Frankreich, selbst in England bethätigten sich Frauen schon lange in diesem Zweige der Literatur: in Deutschland lasen wir früher wol Gedichte von Frauen, der Roman, die Erzählung dagegen weckten erst später ihre Thätigkeit, die nun aber, je mehr die männliche Feder andern Bestrebungen folgt, stets lebendiger hervortritt, die denn auch in Schweden recht klar erwacht ist. Ref. meint daher, es sei eben an der Zeit, einmal einen charakterisirenden Überblick von dieser Thätigkeit, wie sie zunächst in Deutschland sich kund gibt, aufzustellen, wobei denn freilich die Bezüge vom Auslande herüber ebenfalls nachzuweisen wären, da die Einflüsse desselben, namentlich die überrheinischen, immer noch sichtbar genug sind. Ref. will nicht den ziemlich abgenutzten Terminus gebrauchen, daß mit einer solchen Übersicht eine Lücke in der Literaturgeschichte gefüllt werde: doch spricht er es als wirkliches Bedürfniß an, der bisherigen Zersplitterung in der Kritik der Damenliteratur durch eine solche Arbeit mehr Grund und Boden zu geben, und schließt mit dem Wunsche, daß dieser Ar-

[illegible] die kräftige Hand eines [illegible] beschieden sein möge. 91.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es ist erfreulich für uns Deutsche, zu sehen, daß die große Menge der französischen Gelehrten unsern wissenschaftlichen Bestrebungen eine immer regere Aufmerksamkeit zuwendet. Der wissenschaftliche Congreß zu Strasburg hat in jüngster Zeit wesentlich dazu beigetragen, die Augen Frankreichs auf die deutsche Wissenschaft zu lenken. Noch vor wenigen Jahrzehnden nahm die Mehrzahl der französischen Gelehrten von den wissenschaftlichen Leistungen Deutschlands wenig oder gar keine Notiz. Dann fingen endlich die französischen Philologen an, vor den deutschen Gelehrten, die dasselbe Wissensgebiet bebauten, Achtung zu bekommen. Gegenwärtig aber sehen wir nicht nur einen großen Theil unserer wissenschaftlichen Werke (z. B. Niebuhr, Neander, Ranke, Voigt ec.) übersetzt, sondern es läßt sich verfolgen, wie deutsche Wissenschaft in Frankreich einen immer größern Spielraum gewinnt. So haben wir fast jedes Mal, wo wir den Verhandlungen der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften beigewohnt haben, irgend einen Vortrag gehört, der auf Deutschland Bezug hatte. Wir wollen aus der großen Menge derselben nur zwei erwähnen, die uns wirklich beachtungswerth geschienen haben. Der eine war eine Abhandlung „Sur les marques de fabrique en Allemagne dans les rapports avec l'organisation industrielle" von Wolowski. Wolowski, wie der Name sagt, ein Pole von Geburt, ist eine der Hauptzierden des Conservatoire des arts et métiers, das unter der arbeitenden Classe einen Schatz von nützlichen Kenntnissen verbreitet. Er kennt Deutschland aus eigener Anschauung und hat erst vor kurzem im „Siècle", zu dessen fleißigsten Mitarbeitern er gehört, einen interessanten Bericht über den Stand des deutschen Eisenbahnwesens gegeben. Ein anderer Vortrag, den wir kürzlich in der nämlichen Abtheilung des Instituts gehört haben und der auf die deutsche Rechtslehre Bezug hat, ist ein „Mémoire sur les systèmes hypothécaires de l'Allemagne". Diese Abhandlung bildet einen Abschnitt aus einem umfassenden Werke über die hypothekarische Gesetzgebung, das Hr. von Hauthuille, Professor an der Rechtsfacultät zu Aix, binnen kurzem herausgeben wird. Wir sind nicht im Stande, den eigentlichen wissenschaftlichen Werth zu beurtheilen, aber es hat uns geschienen, als habe der Verf. die deutschen Quellen mit Fleiß und Scharfsinn studirt.

Von den witzsprudelnden „Petites misères de la vie humaine", von Old Nick und Grandville, die wir in d. Bl. zu wiederholten Malen erwähnt haben, ist das letzte Heft erschienen. Das Werk ist mit demselben Geiste zu Ende geführt, den man gleich in den ersten Lieferungen bewundert hat. Wir erfahren jetzt von unsern gelehrten Kritikern, die alle Büchertitel an den Fingern herzuzählen wissen, daß der Ausdruck „Petites misères de la vie humaine" eigentlich einem englischen Werke entlehnt ist. Dasselbe erschien am Ende des vorigen Jahrhunderts und heißt: „The miseries of human life by Thimothy Testy and Samuel Sensitive." Walter Scott macht von diesem geistreichen Werkchen, das neun Auflagen erlebte, im „Edinburgh review" (1806, Oct.) ein großes Lob. Wenngleich so der Titel des französischen Werks mit dem des englischen Ähnlichkeit hat, so ist doch die Form und die ganze Ausführung in beiden gänzlich verschieden. Das englische Werk ist in zwölf Dialoge getheilt. Wie wir hören, ist bereits eine deutsche Übertragung des Buchs von Old Nick und Grandville erschienen. Wenn die Arbeit des Übersetzers einigermaßen frommen soll, so muß er das Buch einer gänzlichen Umarbeitung unterwerfen. Das Original ist nämlich so voller Anspielungen, die nur in Paris verstanden werden können, und es ist überhaupt so ganz im französischen Geiste geschrieben, daß man sich in einer noch so [illegible] Übersetzung schwerlich einen wahren Begriff davon wird machen können.

Nur solche Werke sind wahrhaft praktisch, die statt Alles mit einem Male über den Haufen zu werfen, zunächst die Mängel unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse beleuchten und dann erst an eine allmälige Abhülfe derselben denken. Die Lage der untersten Volksclassen, die namentlich in Frankreich und England so himmelschreiend ist, scheint gegenwärtig wenigstens theoretisch erschöpft. Die Académie française hat daher sehr wohlgethan, als sie vor einiger Zeit in der Preisaufgabe: „Du progrès social au profit des classes populaires non indigentes", den Blick der socialen Reformatoren auf die Gebrechen desjenigen Theils vom Volke lenkte, der vom Ertrage seiner Handarbeit lebt, ohne gerade am Nothwendigsten Mangel zu leiden. Der Preis ward einem gewissen Lafarelle, einem ehemaligen Magistrat zu Nîmes, gegeben. Derselbe scheint dadurch noch mehr ermuntert zu sein, diesen wichtigen Punkt der Politik näher ins Auge zu fassen und erschöpfender zu behandeln. So erhalten wir von Lafarelle, der seitdem Mitglied der Deputirtenkammer geworden ist, eine umfassendere Abhandlung, welche die Frucht reifen Nachdenkens und sorgfältiger Studien zu sein scheint und die sich von den schwindelnden Reformationsplanen, die ebenso schnell vergessen als geschmiedet werden, sehr vortheilhaft unterscheidet. Sie führt den Titel: „Plan d'une réorganisation disciplinaire des classes industrielles en France."

Seit einem halben Jahrhundert hat der französische Klerus aufgehört, einen Staat im Staate zu bilden. Die Revolution zerschlug das mächtige Gebäude der Hierarchie und die Restauration versuchte vergeblich seine Trümmer wieder zusammenzufügen. Seitdem die Kirche mit den übrigen politischen Institutionen immer mehr verschmolzen ist, hat die Administration des Klerus in Frankreich natürlich wesentliche Umgestaltungen zu erleiden gehabt. Die Rescripte, Gesetze und Gebräuche, die hierauf Bezug haben, sind zum Theil sehr verwickelt und es ist daher sehr dankenswerth, daß ein verdienter Staatsbeamter, Vuillefroy, sich der Arbeit unterzogen hat, alle hierher gehörigen Gesetze übersichtlich zusammenzustellen. Sein „Traité de l'administration du culte catholique en France" (Paris 1842) ist mehr als eine bloße Compilation. Es ist ein getreues Bild vom französischen Kirchenwesen und hat in dieser Beziehung eine große Bedeutung. Wir haben seit kurzem eine ganze Reihe von mehr oder weniger wichtigen Werken erwähnt, die alle den Katholicismus und sein Verhältniß zur Gegenwart betreffen. Wir wollen hier gleich noch auf eine Schrift aufmerksam machen, die von den Gläubigen sehr empfohlen wird. Es ist dies: „Du catholicisme dans les sociétés modernes considéré dans ses rapports avec les besoins du 19ième siècle", vom Abbé Raymond.

Wir haben in d. Bl. zu wiederholten Malen auf die Pflege aufmerksam gemacht, welche die Specialgeschichte der französischen Provinzen, aus der allein eine gute allgemeine Geschichte Frankreichs hervorgehen kann, sich zu erfreuen anfängt. Wir dürfen deshalb ein sehr umfassendes Geschichtswerk, von dem bereits der fünfte Band erschienen ist, nicht ganz unerwähnt lassen. Es behandelt die Geschichte von Languedoc und führt den Titel: „Histoire générale du Languedoc composée sur les auteurs et les titres originaux et enrichie de divers monuments par dom Vic et dom Vaissete, religieux bénédictins de St.-Maur, continuée par M. *Dumége*". Das ganze Werk ist auf zehn Bände berechnet; aber es ist eins von den schwerfälligen Büchern, die nur langsam fortrücken, und seine Vollendung steht noch in weiter Ferne. Man findet in ihm einen wahren Überfluß von gelehrten Documenten, die nicht immer gehörig verarbeitet sind. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1843.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Gemein in jeder Art ist die folgende, aus Feuerbach's psychologisch meisterhafter Darstellung bekannte Zwanziger aus Nürnberg, 1811. Von früh an Ausschweifungen und Verbrechen ergeben, war sie immer tiefer gesunken. Alt, häßlich, zum Dienstbotenstande herabgekommen, hatte sich ihrer die tiefste Bitterkeit gegen die Menschen bemächtigt, als ein helfender Freund erschien ihr nun das Gift. Es ward angewandt, wo es eine, wenn auch noch so chimairische Hoffnung galt, es diente ihr, auch die kleinste Kränkung wenigstens mit Krankheit zu rächen, endlich auch wol blos als erfreuliches Spiel. Sie blieb ohne die mindeste Besserung bis zur so schwer verdienten Todesstrafe, noch in den letzten Augenblicken in boshafter Anklage eines Unschuldigen beharrend.

Noch gräßlicher erscheint die bremer Giftmischerin Gesina Gottfried, geb. Timm, 1831, als die von frühester Jugend vollendetste Heuchlerin. Bei Talent und äußern Annehmlichkeiten der Liebling ihrer Ältern, bestiehlt sie in frühester Jugend schon dieselben, bald auch Fremde, fortwährend dabei für das Muster eines guten Kindes geltend. Nie zeigt sich bei ihr eine Spur von Gemüth und Gefühl, nur aus Habsucht hat sie dem ersten Manne die Hand gegeben. Dieser, ein allerdings durch Ausschweifungen an Leib und Seele zerrütteter Mensch, fällt als ihr erstes Opfer; dann folgen ihre, sie so zärtlich liebenden Ältern, weil sie fürchtet, diese könnten vielleicht der neuen Heirath mit dem Liebhaber, den sie schon bei ihres Mannes Leben gehabt, zuwider sein; dann, als dieser zaudert, ihre drei Kinder, in denen sie die Hindernisse zu sehen glaubt, endlich aber der Verlobte selbst, als er zurücktreten zu wollen scheint; noch auf dem Todbette läßt er sich mit ihr trauen. So ging es eine Reihe von Jahren fort. Obwol das Leichentuch nicht ganz noch gehoben, sind 15 Giftmorde bekannt, ebenso viel andere Vergiftungen. Ein ihr Vermögen übersteigender Luxus und eine große Wohlthätigkeit, durch die sie zu glänzen strebte, hatten ihre Finanzen aufs äußerste zerrüttet, deshalb neuer Mord, um zu erben, oder nur einen Zahlungsaufschub dadurch zu erhalten, endlich um dabei Gelegenheit zu finden, einige Thaler zu stehlen. So vergiftete sie ihre ehemalige vieljährige Magd, die mit höchster Liebe und Treue ihr angehangen um sich 50 Thaler zuzueignen; eine Jugendfreundin, die bei immer drückenderer Geldnoth ihr einen Louisdor geliehen, um diesen zu behalten und zugleich den kleinen Sparpfennig, den dieselbe zum Begräbniß ihres schon achtzigjährigen Vaters gesammelt, zu stehlen. Und nicht nur jedes kleinlichen Zanks wegen ward gemordet, das Giftgeben ward der Gottfried nun zu einem Triebe, dem sie folgte auch ohne weitere Ursachen. Und bei allen diesen Greueln lebte die Gottfried als fromm und wohlthätig geachtet, und wegen ihres immer heitern und angenehmen Wesens beliebt und in Gesellschaften gesucht. Als mit ihrer Verhaftung all ihr geistiges und körperliches Wesen als Trug offenbar ward, da brach zwar ihre Heuchelkraft zusammen, aber von Besserung und Gemüthsrührung zeigt sich keine Spur; die Gewissensbisse zeigten sich als wilde Wahnbilder, von außen kommend, wenn sie die Gemordeten oder deren Angehörige vor sich zu sehen glaubte. Erst nach fast dreijährigem Processe kam das Todesurtheil. Dies zehnfach zu begründen, hätte es nicht so langer Zeit bedurft, aber eben deshalb wurde der Proceß langsamer betrieben, um dies grauenvolle Phänomen zu studiren; ob nicht die Verbrecherin dabei zuweilen in eine ihr nicht geziemende Stellung gekommen, bleibe unerörtert. Es steht zwar allerdings fest, daß nicht von Anfang ein dunkler Trieb die Gottfried zu ihren Verbrechen getrieben, sondern dieser erst entstand, als sie viele verübt; wenn aber der Volkswahn schon Gesina's Mutter den bösen Blick zuschrieb und diese selbst als eine von frühester Jugend dämonischen Gewalten Geweihte ansah, so ist dabei das sittliche Gefühl nicht zu verkennen, das so unerhörte Greuel, als für die gewöhnliche Menschennatur unmöglich, abzuweisen suchte. Die ausführliche Lebensgeschichte der Gottfried gab ihr Defensor Dr. Voget. Zu romantischer Darstellung benutzte sie A. Bronikowski für die ersten beiden Bände seiner „Beate, aus einer alten Chronik ohne Titelblatt“.

„Der Wirthschaftsschreiber Tarnow“, 1795. Dieser Criminalfall (aus Klein entnommen) entspricht eigentlich der Tendenz des vorliegenden Buchs nicht recht, weil er kein romantisches oder psychologisches, sondern nur ein juristisches Interesse darbietet. Ein Amtmann (Ökonomieinspector) in Ostpreußen misbraucht die in Abwesenheit

der Herrschaft ihm zustehende despotische Gewalt zu grausamer Behandlung seiner Untergebenen und wird deshalb von seinem Wirthschaftsschreiber erschlagen. Der Schreiber Tarnow hatte außer des Amtmanns Härte noch besondern Grund zur Klage, da derselbe sich fast mit Gewalt den Genuß von Tarnow's Braut verschafft hatte. Am Tage vor dem Morde hatte der Amtmann den Wirthschaftsschreiber aufs schmählichste körperlich mishandelt und gedroht, ihn aus dem Dienste zu bringen und sein ganzes Leben lang zu verfolgen. In der Nacht überzeugt sich Tarnow, daß seine Braut eben wieder in des Amtmanns Kammer gewesen sei. Nach solchen Vorgängen ist ein Wuthanfall doch sehr natürlich. Ebenso wenig Schwierigkeit bot die Untersuchung. Tarnow hatte den Erschlagenen zwar noch aufgehängt, um den Schein des Selbstmordes zu geben, die Wunden des Amtmanns machten aber die Täuschung unmöglich; auch hatte noch in derselben Nacht Tarnow die That dem mit ihm in einer Kammer schlafenden Jäger bekannt und um Beistand bei Reinigung seiner mit Blut besudelten Kleidung gebeten. Der Jäger zeigte es sofort an, Tarnow gestand soweit Alles ganz einfach; nun aber ein juristisches Bedenken. Nach dem Obductionsberichte nämlich waren die dem Amtmann auf den Kopf gegebenen Schläge nicht tödtlich gewesen, sondern der Tod erst durch das Hängen erfolgt, dies aber sei nicht in der Absicht zu tödten geschehen, sondern nur zur Bemäntelung der That, demnach es einmal am Vollbringen, das andere Mal an der Absicht fehle. Sei es aus dieser Rücksicht, oder mehr in Berücksichtigung der mildernden Umstände, durch vorhergegangene schwere Reizungen (eine zweite Aussage Tarnow's, wo er den Amtmann wachend angetroffen und den Mord als in Nothwehr angesehen haben wollte, hatte wol keinen Glauben gefunden), sprachen die nähern Behörden nur auf Festungsstrafe, die Kreisjustizcommission zu Salfeld auf sechsjährige, die ostpreußische Regierung auf zehnjährige. Die Criminaldeputation des Kammergerichts zu Berlin erkannte die Todesstrafe, jedoch den erwähnten Umstand so weit als Milderung betrachtend, daß sie aufs Schwert erkannte, nicht aufs Rad, und berief sich im Entscheide auf die Stelle des Criminalcodex, wo es heißt: „Wenn Jemand einem Andern, mit dem Vorsatze zu tödten, eine Verletzung beigefügt hat, die zwar nicht absolut tödtlich, aber in der Folge durch einen Zufall tödtlich wird, soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden", und „der Thäter der den zu rettenden Verwundeten ohne Hülfe liegen ließ, wenn er die daraus entstehende Gefahr voraussehen mußte, soll als Todschläger mit dem Schwerte bestraft werden." Ob dies Urtheil in Ausführung gekommen, ist nicht bekannt.

Der gleiche Fall findet sich in der folgenden Erzählung: „Die Mörderin einer Hexe." Hierbei ist aber auch ein culturhistorisches Interesse. Denn die Zeit des Vorfalls ist 1819, der Ort im Königreiche Preußen, bei Stargard, doch unter cassubisch-polnischer Bevölkerung. Eine noch junge Frau im Dorfe steht im Rufe, eine Hexe zu sein, zwei junge Mädchen lassen sich ohne eine augenblickliche Reizung von Seiten der angeblichen Hexe durch deren Schwiegermutter und eine andere Frau ganz leicht zu dem Morde bereden und vollführen ihn mit der größten Kaltblütigkeit. Eines Feiertags früh überfallen sie die Mizewska im Stalle, erdrosseln sie und hängen sie, den Schein des Selbstmordes zu geben, im Stalle auf. Auch hier zweifelten die Ärzte, ob der Tod nicht erst durch das Hängen herbeigeführt worden. Das Kammergericht machte aber diesmal keine Unterschiede geltend, sondern bezeichnete das Aufhängen als eine Fortsetzung der dolosen, gegen das Leben der Mizewska gerichteten Unternehmung und erkannte deshalb die Todesstrafe für beide Mörderinnen, die jedoch auf fünfundzwanzigjährige Zuchthausstrafe gemildert wurde, weil das Gericht die Zurechnungsfähigkeit durch den Glauben an die Hexenqualität der Gemordeten für beschränkt hielt. Mehre Jahre vorher hatte schon der Gerichtsbote des Orts von Ossolwski (doch wol nicht ohne Wissen der Herrschaft?) mit der Mizewska die Wasserprobe vorgenommen, wo sie jedoch durch Untersinken ihre Unschuld bewährt hatte.

„Die beiden Nürnbergerinnen", 1787. Ein furchtbares Lebensbild! Ein junges Mädchen, durch rücksichtslose Anwendung gesetzlicher Bestimmungen ins tiefste Elend gestoßen, gibt sich fälschlich als Kindesmörderin an, eine gleich nothleidende Freundin als mitschuldig, um sich und diese so der Schmach und dem Hungertode zu entziehen. Trotz des Widerrufs auf dem Schaffot, soll die Eine hingerichtet worden sein, während dessen die Andere auf dem Schaffot gestorben. Wir theilen die Zweifel des Herausgebers an der Richtigkeit der einzelnen Angaben dieser den „Causes célèbres étrangères" entlehnten Geschichte. Von Nürnberg kann man doch ein so formloses Verfahren nicht erwarten, bei einer der kleinen Reichsstädte in Schwaben wäre es möglich; dort herrschte noch in jener Zeit eine uns märchenhaft erscheinende Verfinsterung, wir erinnern an die Hinrichtung eines Zauberers zu Buchloe 1766.*) Hoffentlich werden von Nürnberg Berichtigungen dieser Erzählung kommen.

Die letzte Geschichte „Die Marquise de Gange" nach Pitaval, 1667, ist wieder ein romantisches Schauergemälde aus Ludwig's XIV. glorreicher Zeit. Die Marquise, eine durch außerordentliche Schönheit wie durch Herzensgüte ausgezeichnete Frau, wird von ihren beiden Schwägern auf das grauenvollste ermordet, deren Haß sie durch Abweisung ihrer strafbaren Anträge erregt hatte. Die Mörder, zum Rade verurtheilt, waren durch die Flucht der Strafe entgangen.

Schließlich sprechen wir den Wunsch aus, daß bei der Fortsetzung der Sammlung vorzüglich ältere Fälle Aufnahme finden möchten. 25.

*) Ein Zigeuner war in Haft in Buchloe und sollte eben, da ihm auch die Folter keine besondern Vergehen hatte erpressen können, entlassen werden, als der Stadtrichter am Nachmittage nach der Tortur auf einem Spaziergange eine Zigeunerfamilie traf, deren drei kleine Kinder in der Erde gruben. Als nun am selbigen Abend ein schweres Gewitter entstand, der Blitz dabei in das Gefängniß des Zigeuners einschlug, diente dies zum Beweis, daß zu seiner Befreiung von

Nouvelles. heures de repos d'un ouvrier par *Théodore Lebreton.* Paris 1842.

Der Selbstmord eines jungen Buchdruckergesellen, der sich den Tod gab, weil er sich in den Hoffnungen, die er auf einen ersten literarischen Versuch gestellt hatte, getäuscht sah, ist vor einigen Monaten in der pariser Tagespresse Stoff zu mannichfachen Erörterungen geworden. Die radicalen Blätter geben solche Fälle, die in unsern großen Manufacturstädten nicht so gar selten vorkommen, geradezu unsern verschobenen socialen Verhältnissen schuld. Der geistreiche Lerminier hat es in der „Revue des deux mondes" übernommen, die arbeitende Classe darauf aufmerksam zu machen, welche Gefahr darin liegt, wenn der Arbeiter, statt sein Tagewerk zu vollenden, sich unberufen mit der Literatur und Politik befassen will. Dagegen hat nun die „Revue indépendante" ein lautes Geschrei erhoben. Besonders hat G. Sand in einem „Dialogue sur la poésie ouvrière" die Anmaßungen der Conservativen, welche das Volk von jeder freiern Geistesentwickelung abhalten möchten, zurückzuweisen versucht. Seitdem hat nun die Zeitschrift, welche das Organ dieser geistvollen Schriftstellerin ist, uns mit einer wahren Flut von Poesien, deren Verf. der Classe der Arbeiter angehören, überschwemmt. Aber statt die Ansicht Lerminier's, der behauptete, daß der größte Theil der sogenannten Ouvrierpoesie ziemlich null sei, siegreich zu widerlegen, wird dieselbe vielmehr durch diese zahlreichen Reimproben nur noch mehr bestärkt. Was fast allen diesen Reimereien durchaus fehlt, ist die Originalität. Man sollte glauben, daß diese sogenannten „Naturdichter" wenigstens einen frischen, ungekünstelten Ton anschlagen würden und man würde ihnen dann gern einen Mangel in der Form und eine Unbeholfenheit im Ausdruck nachsehen. Aber dem ist nicht so. Sie spreizen sich fast alle in einer jämmerlichen Nachahmung Victor Hugo's, oder stimmen in den weinerlichen Ton Lamartine's ein. Seltener noch ahmen sie Béranger nach, obgleich man glauben sollte, daß die Richtung dieses ausgezeichneten Chansonnier ihrer Sphäre viel näher liege. Unter den wenigen, die eine wahrhaft poetische Organisation haben, und deren Erzeugnisse nicht ohne wirklich poetischen Gehalt sind, verdient besonders der Dichter, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht, genannt zu werden. Seine Poesien sind ihm wirklich aus voller Brust geströmt und es ist ihm bei der Veröffentlichung seiner ersten Sammlung, die jetzt bereits ein großes Publicum gefunden hat, nicht um Befriedigung des Ehrgeizes zu thun gewesen. Die Verhältnisse, in die der Zufall oder die Vorsehung ihn geworfen hatte, haben seinen poetischen Drang nicht niederhalten können. Theodor Lebreton ist ein wahres Kind des Volks und hat alles Elend der Entbehrung und mühevoller Arbeit kennen gelernt. Schon in einem Alter von sieben Jahren mußte das arme Kind sich seinen Unterhalt erwerben und in der verpesteten Atmosphäre einer überfüllten Fabrik zwölf Stunden des Tags arbeiten. Aber ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn zur Wissenschaft. Jede freie Stunde verwandte er auf seine Selbstbildung, und als er, von mehren wohlwollenden Gönnern unterstützt, zum ersten Male mit einem Bändchen Gedichte hervortrat, fühlten die Personen, die ihm die Mittel verschafft hatten sich zu bilden, daß ihre Wohlthat nicht an einen Unwürdigen weggeworfen war. So arbeitete er sich allmälig aus seiner beschränkten Lage hervor und hat jetzt an der berühmten Leber'schen Bibliothek, die für die Stadtbibliothek zu Rouen angekauft ist, einen müßigen Posten. Die neue Sammlung, die er voriges Jahr herausgegeben hat, ist eine Frucht der größern Muße, die dieser Platz ihm jetzt läßt. Man sieht, daß es ihm um die Poesie Ernst ist, und man lernt in ihm einen Geist kennen, der sich in die großen Schöpfungen Gottes versenkt und sich über den Jammer des Lebens erhebt. Seine Muse hat Nichts Spielendes oder Tändelndes. In fast allen seinen Liedern herrscht ein frommer Ernst und eine milde Melancholie, die vielleicht zum Theil eine Folge seiner frühern gedrückten Lage ist. Ergreifend ist er, wo er den Jammer schildert, den er in seiner Jugend zu erdulden gehabt hat. Und leider muß man gestehen, daß die Klage, die er über das Elend der arbeitenden Classen erhebt, nur zu wahr ist.

6.

———

seinen Genossen das Wetter gemacht worden. Es ward ein neues Verfahren gegen ihn eingeleitet und er nach sechs Wochen, als der Zauberei mitschuldig, hingerichtet; die Aussage des Stadtrichters ist eine wahrhafte Merkwürdigkeit.

Notizen.

„Self-devotion, or the history of Catherine Randolph" (3 Bde., London 1842) dürfte schon deshalb interessiren, weil die Verfasserin, Katherine Campbell, eine junge, schöne Schottin, dieselbe, von welcher die Literatur das vielgerühmte „The only daughter" besitzt, in den Tod schlafen gegangen ist, ehe jenes ihr letztes Werk unter die Presse kam. Daher nennt der Titel den Verfasser des „Subaltern" einen Herrn Gleig als Herausgeber. Doch erschöpft sich damit nicht das Interesse der Novelle. Die Dichterin gehörte zu der guten Schule der Austen, der Ferrier und der Brunton. Weil der Inhalt ihrer Erzählung dem einfachen häuslichen Leben entlehnt ist, findet er in der Erfahrung jedes Lesers einen Widerklang, und der Knoten ist geschickt und sorgfältig geknüpft und geschürzt.

Burns' Schwester.

Der unter dieser Bezeichnung in Nr. 266 d. Bl. f. 1842 gedachte, vom „Scottish journal" ergangene Ruf zu Geldhülfen für Burns' nothleidende Schwester ist nicht ohne Erfolg geblieben. Laut der von demselben Journal veröffentlichen Subscriptionsliste beläuft sich die Sammlung auf etwas über 330 Pf. St. Dazu hat Königin Victoria 50 Pf., das übrige in England London und Liverpool, in Schottland Edinburg, Glasgow und Ayrshire, und — Ehre den Schotten — Halifax in Nova Scotia (dies 35 Pf.) beigetragen. Der Herausgeber bemerkt, daß die gesammelte Summe vollkommen hinreiche, der alten Frau her comfort for life zu sichern. Also brauchen die deutschen Verehrer von Burns' Liedern sich nicht zu besteuern.

3.

Bibliographie.

Bechstein, L., Philidor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen. Gotha, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur, 117.—119. Band, enthaltend Chamier's sämmtliche Werke, 13.—15. Band: Leidenschaft und Grundsatz. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr.

— — 120.—122. Band, enthaltend Wilson's sämmtliche Werke 4.—6. Band: Der Mücke Kreuzfahrt. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr.

Bingham, J. E., Der Krieg mit China von seinem Entstehen bis zum gegenwärtigen Augenblicke. Nebst Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen, bisher fast noch unbekannten Landes. Nach dem Englischen von B. F. L. Petri. 2 Theile. Mit Umrißkarte der Küste von China. Braunschweig, Westermann. 12. 3 Thlr.

Bornemann sen., W., Gedichte in plattdeutscher Mundart. 5te, von neuem gesichtete und vermehrte Ausgabe letzter Hand, mit humoristischen Federzeichnungen von T. Hosemann. Berlin, Gropius. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Brandes, M., Gedichte. Manheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Braun von Braunthal, Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. 2te vermehrte Auflage. Dresden, Sillig. Gr. 12. 20 Ngr.

Byron, Manfred, ein dramatisches Gedicht, übersetzt von O. G. Seemann. Berlin, Weidle. Gr. 12. 10 Ngr.

Chownitz, J., Paolo, eine venezianische Liebe. Aus der neuern Zeit. Leipzig, Peter. Kl. 8. 1 Thlr.

Czaykowski's ausgewählte Romane. 4ter Band. Der Kosackenhetman. Deutsch bearbeitet von J. P. Jordan. 1stes Bändchen. Leipzig, Binder. 16. 15 Ngr.

Czilsky, C. St., Faust. Ein dramatisches Gedicht. Halle, Heynemann. 8. 26¼ Ngr.

Eberhard, F., Über die Benennung der Menschensohn, welche sich Jesus im Neuen Testamente beilegt. Ein Versuch zur Erklärung derselben. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hundert Fabeln, nach Äsop und Lafontaine frei übertragen, mit 100 Bildern nach Grandville. Berlin, Weidle. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Firmenich, J. M., Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern &c. 1ste Lieferung. Berlin, Schlesinger. Hoch schmal 4. 15 Ngr.

Die Frauenschule. Ein Roman von dem Verfasser von „Die einzige Tochter". Aus dem Englischen von W. A. Neumann. 3 Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 4 Thlr.

Friccius, K., Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsbergsche Landwehrbataillon. 1ster Theil, bis nach der Schlacht von Leipzig. Mit 5 Plänen auf einem Blatte. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 3 Thlr.

Fürst, J., Zur Würdigung eines Künstlerausspruchs über drei Gemälde der Berliner Ausstellung. Nebst einem Aufruf zur Emancipation. Berlin, Jonas. Gr. 8. 5 Ngr.

Gersdorf, Wilhelmine v., Fritzler-Robert. Erzählung. Leipzig, Drobisch. 8. 22½ Ngr.

Grün, A., Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Gruppe, O. F., Lehrfreiheit und Preßunfug, als Fortsetzung der Schrift: Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit. Berlin, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Hauschild, E. F., Der Dom zu Cöln. Gedicht in drei Hymnen, aus bewegter Brust gesungen und jedem echten Deutschen gewidmet. — Dresden, Pristewitz bei Großenhayn, Hermsdorf hinter Pirna, und Schweizermühle im Bielaergrunde bei Königstein im April, Mai, Juny und Juli 1842. Dresden. Gr. 4. ⅓ Thlr. und ½ Thlr.

Herzog, J. J., Das Leben Johannes Ökolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. 2 Bde. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Thlr.

Hölderlin, F., Gedichte. (Nebst Lebensumständen des Dichters und Bildniß.) Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ist die Suspension des Oberlehrers Witt zu Königsberg rechtlich begründet? Von einem rheinischen Juristen. Leipzig, Einhorn. Gr. Lex.-8. 7½ Ngr.

Kamptz, v., Aktenmäßige Darstellung der Preußischen Gesetzrevision. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, des Cajütenbuchs von Süden und Norden. 1ster bis 3ter Theil. — Auch u. d. T.: George Howard's Esq. Brautfahrt. — Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt. — Pflanzerleben. 1ster Theil. 2te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Metzler. 8. Preis für 5 Theile 9⅔ Thlr.

Libussa. Jahrbuch für 1843. Herausgegeben von P. A. Klar. 2ter Jahrgang. Nebst 1 Stahlstich und 3 lithographirten Ansichten. Prag, Calve. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Löbenstein, J. v., Durchflug durch Italien. Reiseskizzen. Gotha, Verlags-Comptoir. 16. 1 Thlr.

Lucas, C., Der Bettler von Amsterdam und die Söhne Academias. Zwei Novellen. Berlin, Rubach. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Markulf der Eisenarm mit dem Riesenschwerte, oder der Todtentanz um Mitternacht im Schlosse Engelhaus bei Karlsbad. Nach einer englischen und böhmischen Volkssage bearbeitet von J. A. Gleich, genannt L. Dellarosa. Mit 1 Stahlstiche. Wien, Bauer u. Dirnböck. 8. 25 Ngr.

Moll, K. B., Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Pasewalk, Köhler. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Neudecker, C. G., Die christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit vom Prof. Dr. Riffel, oder das neueste Schmählibell auf Luther und die protestantische Kirche, wissenschaftlich beleuchtet und widerlegt. Abgedruckt aus der Allgemeinen Kirchenzeitung. Darmstadt, Leske. 8. 22½ Ngr.

Rückert, F., Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte. Erlangen, Heyder. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Satori, J., Katharina Howard, oder das Altarblatt in Kensington. Eine historische Erzählung. 2 Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schadow, W., Ueber den Einfluss des Christenthums auf die bildende Kunst. Vorlesung gehalten am 30. Sept. 1842 vor der General-Versammlung des Congrès scientifique zu Strassburg. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 5 Ngr.

Schefer, L., Vigilien. Guben, Berger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scherer, H., Östreich im Sommer 1842. Ulm, Stettin. 8. 22½ Ngr.

Schircks, J. C. W., vermischte kleinere Schriften. 1stes Heft: Vermischte Lebensbeschreibungen. Chur, Grubenmann. 8. 10 Ngr.

Schulze, C. F., Übersicht der Geschichte des Großherzogthums Baden. Gotha, Gläser. Gr. 12. 15 Ngr.

Shakspere's, W., Schauspiele, übersetzt und erläutert von A. Keller und M. Rapp. 1.—5. Stück. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. à Stück 6¼ Ngr.

Sievers, J. H., Kinder der Zeit. Gedichte. Jena, Frommann. Gr. 12. 15 Ngr.

Sixt, C. H., Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters. Mit XLIX Originalurkunden. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spieß, A., Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sylphen. Novellenkränze, herausgegeben von K. Riedel. Leipzig, Schreck. Kl. 8. 1 Thlr.

Das denkwürdige Unglücks-Jahr 1842, eine sorgfältige Darstellung aller in diesem Jahre vorgekommenen Denkwürdigkeiten und Unglücksfälle, nebst schließlich beigefügter Besprechung über alle Verhältnisse. Nebst Plan von Hamburg und Abbildung der abgebrannten Gebäude. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Vechelde, C. F. v., Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz. Zur Geschichte der früheren Zustände der preußischen Armee und besonders des Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels im Jahre 1809. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Vogel, C. F., Beiträge zur Geschichte der Zunft- und Innungsverfassung beim deutschen Handwerksstande. 1stes Heft: Historische Erläuterungen über den Ursprung und Fortgang des Zunftwesens bei den Bäcker-Innungen in Deutschland überhaupt und in der Stadt Leipzig insbesondere. Leipzig, Goetz. 8. 10 Ngr.

Zwingli's, H., Praktische Schriften. Zeitgemäße Auswahl. Aus dem Altdeutschen und Lateinischen ins Schriftdeutsche übersetzt und mit den nothwendigen geschichtlichen Erläuterungen versehen von R. Christoffel. 1tes bis 4tes und 6tes Bändchen. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 12. Preis für 6 Bändchen 1⅞ Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Über das Staatslexikon von Rotteck und Welcker.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" nehmen in der Regel auf encyklopädische Werke keine Rücksicht. Das „Staatslexikon" steht indeß in zu mannichfach eingreifenden Beziehungen zur Gegenwart, behauptet eine zu eigenthümliche Stellung selbst in der Tagsliteratur, enthält zu viele Artikel von Wichtigkeit für Wissenschaft und Leben, als daß nicht bei ihm eine Ausnahme gemacht werden dürfte, ja müßte. Es ist in großen Kreisen mit Vorliebe aufgenommen, in einem großen Theile Deutschlands, hauptsächlich aus äußern — die Ansichten, welche es vertritt, wenigstens theilweise von vornherein rechtfertigenden — Gründen wenig bekannt geworden. Nicht selten übersieht die Blindheit der Vorliebe seine Schwächen und ebenso oft wird es verkannt, geringschätzig beurtheilt in der Blindheit der Unkunde. Unbedingt gelobt von den Anhängern des oberflächlichen und leidenschaftlichen Liberalismus, dem Alles recht ist, was irgendwie seinen Ansichten oder Vorurtheilen engegenkommt, und ebenso unbedingt getadelt von den offenen oder heimlichen Gegnern jeder freiheitlichen Entwickelung, hat es Freunde, die ihm nicht zu neiden sind, Feinde, die für seinen Werth zeugen. Es vertritt eine der vornehmsten politischen Richtungen der Gegenwart, seine Herausgeber waren von Anbeginn seines Erscheinens und schon vor demselben in all ihrem Thun Gegenstände eifrigster Anfeindung wie Belobung, sodaß natürlicherweise die Leidenschaft um so mehr in das Urtheil auch über diese ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und deren Ergebnisse und Erfolge sich einmischte. Indem es gilt, ihr und ihrer politischen Meinungsfreunde umfangreiches Werk zu besprechen, wird es vor Allem darauf ankommen, solche Standpunkte zu gewinnen, die es dem Leser so leicht als möglich machen, sich selbst ein eigenes freies Urtheil, unabhängig von dem des Berichtenden, zu bilden, so entschieden er das seinige auch aussprechen, so entschieden er etwa selbst seine Überzeugung hinsichtlich der Fragen durchscheinen oder hervortreten lassen mag, um deren Erörterung der Inhalt des in Rede stehenden Werks sich dreht.

Es ist vollkommen richtig, gerecht und wahr soll der Berichtende, Urtheilende, der politische Schriftsteller sein, nicht parteiisch: das aber soll man nicht fodern, daß er auch **parteienlos** sei bei Tagsfragen, politischen zumal. Die Zeit der überhochverständigen Beurtheiler und Wissenschaftsmänner ist vorüber, die sich damit brüsteten, wie die Phrase lautete, den Standpunkt über den Parteien zu nehmen, die sich kurzsichtig wie selbstgefällig einbildeten es zu können, während sie blos außer den Parteien blieben, zu rechter Kenntniß von keiner derselben, zur Fähigkeit nicht gelangten, die eine oder andere zu würdigen — und die, ohne daß sie es merkten und wollten, selbst eine, die der mitten in Leben Erstarreten bildeten, oder vielmehr durch ihre nebulose quasi-olympische Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit eine der thätigen und energischen verstärkten, die andere lähmten. Ihre Phrase, ihr ganzes Reden und Gebahren ist auch oft nur Grimasse, Heuchelei, Fuchsrede und Fuchsmiene. Sie wollen die Zahl Derjenigen möglichst verringern, die zum Nachdenken über das öffentliche Wesen erwachen, anfangen, eine Meinung zu haben und zu streben, der Überzeugung, für welche sie sich entschieden, Eingang zu verschaffen, was im Grunde schon ebenso viel ist als auf die freisinnige Seite treten. Im Übrigen sei ausdrücklich bemerkt, daß es allerdings auch ein unechtes, unedles, verwerfliches Parteinehmen, das der vom schlechten Parteigeiste Beherrschten gibt, die nach der Reinheit ihrer Zwecke, sowie der Mittel, dieselben zu erreichen, nicht fragen und dem Gegner weder Wahrheit noch Gerechtigkeit schuldig zu sein glauben. Von Solchen und deren Treiben ist jedoch hier überall nicht die Rede. Unsere Überklugen aber — sind sie ehrlich, so sehen sie den Wald vor Bäumen nicht, sehen nicht, daß sie selbst am Schlepptau einer Partei — der

freiheitfeindlichen — geführt werden, der Richtung und den Zwecken derselben sich dienstbar machen, indem sie den Wünschen der eben genannten Partei gemäß, entweder überhaupt nichts Bestimmtes wollen und auch Andere zu dieser Unvernunft und Schwäche vermögen, oder aber — hierdurch zugleich unmittelbar einer freilich sehr flüssigen Partei sich anschließend — vom einen Gegensatze Dies, vom andern Das adoptiren und so ihren Standpunkt bei der Mitte nehmen, die als die rechte Brücke gelten kann, ein wahres deutsches, Civilisation und Despotie in sich vereinigendes Reich der Mitte zu uns herüberzuführen, das durch den Glanz der Verfeinerung des Lebens und Wissens über den Flecken und die Fäulniß der Dienstbarkeit, Unehre und innern Schwäche desselben, durch den Schein der Freiheit über deren Mangel täuscht.

Man hat aber die Augen aufgethan; die Zeit ist vorüber, wo die Bürger im Staat, die Bürger in der Gelehrten-Republik etwas galten, mit Hutabnehmen begrüßt wurden, die mit verschränkten Armen sich hinstellen, zu schaun, wie die Andern des Tages Last und Hitze tragen, und den Arbeitenden und Kämpfenden mit weiser Miene zurufen, den Finger an der Nase nachrechnen, wie selbige sich rühren, die Last tragen müßten, ohne außer Fassung zu kommen, welche Fehler sie in der Hitze begangen. Jedes Kind weiß es nachgerade, daß die Tröpfe gar nichts davon verstehen können, weil man es nur durch Mitmachen lernt, daß sie lediglich im Wege stehen und heimzuweisen sind, gleich dem müßigen faulen Haufen, der beim Feuerlöschen Maulaffen feil hat, kluge Anweisungen gibt, Betrachtungen anstellt, weisen Tadel ausspricht, die Thätigen hindert und den Dieben das Handwerk erleichtert. Die wahren Gründe, weshalb viele unserer gelehrten Herren so hoch in die Lüfte steigen, daß sie nur noch sehr undeutlich sehen, was hier unten bei uns vorgeht, sind theils im deutschen Zopfe, theils und vielleicht ganz besonders in der Furcht zu suchen. Wer eine selbständige Ansicht gewinnen und aussprechen will, zumal im heftigen Streit der Ansichten, muß freien Geistes, muß mit Ruhe überlegen und wägen. Allein der Geist ist kein freier, der Furcht, Bedenklichkeiten, Rücksichten auf sich einwirken läßt. Die echte, zum Prüfen und Urtheilgewinnen nöthige Ruhe ist nicht die der Gleichgültigkeit, die nicht erfährt, wie es Andern zu Muth, wie es hergeht im Gewühl, sondern die des Ernstes, der sich in die Dinge vertieft, der Wärme, die Lust daran hat, der männlichen Wahrheitsliebe, die mit dem Bewußtsein und der Kraft einhergeht, das Rechte, Probehaltige zu suchen, die Flecken selbst an der eigenen Sache, weil sie ihr schaden, nicht zu schonen, mit falscher Kunst, List, Lüge Niemanden zu Liebe, Niemanden zu Leide zu reden, reden zu wollen. Aus wohl überlegten Gründen soll man einer Sache, einer Meinung anhängen. Ist es der Fall, so vertraut man der Güte, Gerechtigkeit, Wahrheit derselben, und ist man weiter weder Thor noch Kind, so sieht man ihren Schwächen offen ins Auge und leugnet sie nicht. Wer nicht so Partei genommen, dessen Urtheil, dessen Meinung und Rede hat und kann überhaupt keinen Werth haben; wer aber so Partei genommen, dessen Urtheil ist allerdings nicht untrüglich, nicht Gebot, aber gerade geeignet, zur Wahrheitserkenntniß zu führen.

Wir reden mit Denen nicht weiter, die den Herausgebern und ihrem Werke das Parteinehmen an sich selbst zum Vorwurfe machen möchten und außer echtem Wahrheitssinne und Streben vor den Ergebnissen auch bei diesen keine Entschiedenheit dulden wollen, jene sogenannte objective Ruhe, jene Haltung über den Parteien und Parteikämpfen fodern, die hier an dem Faden hin- und herschwankender Discussion nur zu resultatlosen Ergebnissen, zu einer in allen möglichen Farben spielenden und keine haltenden Sammlung von allerwelts politischen Beiträgen geführt haben, wobei in jedem Falle ein Opus herausgekommen sein würde, dergleichen das „Staatslexikon" eben nicht sein wollte, ein Opus, das in den Kreisen, für die es bestimmt war, entweder nicht gelesen wäre, oder nicht hätte wirken können, was es gerade wirken sollte. Das „Staatslexikon", die Herabwürdigung der Staatswissenschaft zur Parteisache verschmähend, ist bestimmt, die wissenschaftlich begründete politische Ansicht einer Partei zu vertreten, und behandelt in diesem Sinne allerdings seinen ganzen Stoff und zwar mit Bewußtsein parteinehmend, bringt nur solche Artikel, welche im Wesentlichen die politische Richtung der Herausgeber einhalten, oder aber, deren Verf. dem Systeme der constitutionnellen Monarchie zugethan sind. Das ist gerade eine seiner wesentlichsten Eigenthümlichkeiten und in dieser Eigenthümlichkeit ein Vorzug. Die Partei, von welcher es ausgeht, hat entschiedene Ansichten und Tendenzen. Dadurch wird dieser Vorzug ein noch größerer.

Doch wir müssen, um seinen Charakter und seine Bedeutung genauer zu erkennen, die Persönlichkeit der Herausgeber, ihre politische Anschauung, Plan und Bestimmung des Werks und was darauf bezüglich sein mag, näher ins Auge fassen. Was das Erstere betrifft, so würde die Anwendung der Regel: non quis, sed quid! hier ein Fehler sein.

Deutschland verdankt seiner Wissenschaft und deren Repräsentanten und Förderern unleugbar Großes, freut und rühmt sich ihrer mit Recht. Allein es läuft auch gerade bei diesem Punkte viel leerer Dünkel mit unter; gerade hier ließen wir uns nur zu sehr durch das Medium von Illusionen bei der Nase führen. Nur zu lange schon, seit den Zeiten des Verfalls und Sinkens der deutschen Freiheit und Einheit und der damit verbundenen Verkümmerung des Nationalgefühls und Nationalstolzes, wendeten sich nur zu viele Wissenschaftsmänner vom Leben hinweg, wurden kalt und gleichgültig gegen die nationalen Interessen und in Folge davon auch unbekannt mit denselben. Dies Ungeschick, diese Verirrung des deutschen Ernstes, Tiefsinns und Wahrheitssinns hieß dann: die Sachen rein wissenschaftlich behandeln, allein die Wissenschaft vor Augen haben — die dann bald in eine oft seichte Gründlichkeit, bald in Grübelei ausartete, ein Abstractum wurde, womit dem gemei-

nen Wesen nichts gedient, das ihm oft schädlich war. Aber die Eitelkeit der Gelehrten that sich nicht wenig darauf zugute, sie ließen sich bei dieser schwachen Seite fassen, sich nur zu oft direct gegen die nationalen Interessen gebrauchen. Natürlich muß jede Macht, welche ein fremdes oder eigenes Volk gegen die Interessen desselben beherrschen will, danach trachten, den Nationalgeist sich unterwürfig zu machen. Noch mehr als von andern Völkern gilt dies von dem so eminent zum Denken hinneigenden Deutschen, und die höchste Potenz des Denkens ist die Wissenschaft. So ist es denn das Interesse solcher Macht, daß die letztere dem Leben entfremdet werde, die auf das öffentliche Leben bezüglichen Fragen entweder seitwärts liegen läßt oder so behandelt, daß der Volkssinn dadurch verwirrt oder doch nicht aufgeklärt, wo möglich von ihnen hinweggelenkt wird. Vollständig erreicht die herrschbegierige Macht ihren Zweck, wenn sie erwirkt, daß die Doctrin in den Punkten, woran ihr gelegen, in ihrem Sinne sich ausspricht und so das Volk gewinnt. Um diesen Zweck zu erreichen, schmeichelt sie nicht selten den Gelehrten, beruft, fördert, belebt sie, läßt ihnen Freiheit und Selbständigkeit der Geistesbewegung auf den Gebieten, wo die freie Geistesbewegung ihr unnachtheilig zu sein scheint, und zumal auf der Bahn, in welche sie zum eigenen Nutzen hineinlenkt, auf welcher sie ihnen wenigstens gern forthilft. Dann wird sie von den Repräsentanten der Wissenschaft gepriesen, sie liegen ihr zu Füßen, sie rühmen sie gar als Gönnerin der Wissenschaft, als Schützerin der Geistesfreiheit, verzeihen ihr und lehren ihr alle Sünden verzeihen, die an sich geeignet genug wären, die Augen über sie und ihre Zwecke zu öffnen. Daher der häufige dienende Sinn und die Dienstbarkeit der deutschen Gelehrten, dies die Gefahr, die schlechte Seite unserer Wissenschaft, die nach der Reihe allen Feinden unserer Nationalinteressen zum Werkzeuge sich hergegeben hat. Sie diente der Hierarchie zur Stütze, sie gab sich her, die deutschen Rechtsideen und Institutionen zu verwirren, zu untergraben, die undeutschen Vorstellungen von unumschränkter Fürstenmacht einzuführen, zu befestigen. Das Papstthum stand den deutschen Interessen entgegen, machte jede Besserung unmöglich — deutsche Gelehrte hätten gar zu gern die Reformation verhindert, stellten sich auf des Papstthums Seite: denn welch ein Förderer der Wissenschaft war doch Leo X.! Deutsche Gelehrte priesen Ludwig XIV., leisteten seinen Planen gegen Deutschland — meisthin freilich, ohne etwas von denselben zu merken — Vorschub, denn wie ruhmwürdig versammelte er Dichter und Schriftsteller um sich her! Deutsche Gelehrte priesen Napoleon, erleichterten dadurch seine Invasionen, befestigten dadurch die Fremdherrschaft mit ihrem Elende und ihrer Schande.

Wollt Ihr der Beispiele noch mehre, noch ausführlichern Nachweis? Der Raum fehlt hier dazu. Aber freilich wäre es leider nöthig genug, daß diese Schattenseite mehr und mehr beleuchtet würde. Wir kennen unsere Geschichte noch gar wenig, haben sie vergessen, haben erst Bruchstücke der echten, sie ist durch und durch verfälscht, mühsam wird das Erz der Wahrheit erst wieder hervorgegraben, und wie lange wird es noch währen, ehe so manche falsche, der Wahrheitserkenntniß entgegenstehende Vorstellung aus den Köpfen wieder entfernt ist. Auch das ist zum großen Theile die Schuld der deutschen Gelehrten, jener Richtung der Wissenschaft, auf welche sie häufig am meisten stolz sind.

Das „Staatslexikon" ist nun aber aus der entgegengesetzten Richtung hervorgegangen, welche die Wissenschaft mit dem Leben in Verbindung zu setzen, im Volke wirksam, den nationalen Interessen förderlich zu machen trachtet, vorzugsweise die Staatswissenschaft und was mit derselben zusammenhängt. Leicht erklärt sich hieraus die Ungunst, mit welcher es Seitens der zunftmäßigen und der dienstbaren Gelehrten aufgenommen wurde, eine Ungunst, die sich indeß weniger durch offene Angriffe als durch vornehmes Ignoriren und dergleichen kundgegeben hat. Zum großen Theile war es eben nur die Verkehrtheit, der Dünkel der Schulweisen, der sich aussprach, wenn misbeliebig bemerkt wurde, ein solches Hereinziehen der Wissenschaft in die Tagsfragen sei doch unwissenschaftlich, wenn man spötteln hörte über die staatsgelehrten Bürger und Bauern, die das „Staatslexikon" bilde, oder wenn verlautete, man hätte doch eine tiefere Begründung, eine vielseitigere Behandlung gewünscht. Die praktische und bestimmte Richtung des Werks und der Herausgeber erregte Verdruß. Die Letztern hätten etwas wollen und geben sollen, was sie gerade nicht wollten und geben wollten. Damit ja die politische Weisheit und staatswissenschaftliche Bildung — so viel deren in der Gelehrtenwelt vorhanden — monopolisirt bliebe, damit ja keine faßliche entschiedene Ansicht und Gesinnung in bestimmten größern Kreisen sich festsetze, hätte man lieber ein Buch, nicht für den Mittelstand, sondern für die Gelehrten, oder doch mindestens eine Encyklopädie gehabt, in welcher alle möglichen Ansichten und Richtungen vertreten gewesen wären. Doch genug von diesen Ansprüchen und zur Würdigung des aus ihnen hervorgehenden Tadels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographia britannica literaria.

Ein interessantes Werk ist die von Thomas Wright herausgegebene „Biographia britannica literaria; or biography of literary characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order (Anglo-Saxon period)". Die Biographien darin sind leider etwas mager und trocken ausgefallen, namentlich sind die des Beda, Dunstan und Johannes Scota mangelhaft, doch finden sich auch in diesem Theile des Werkes manche dankenswerthe Angaben. Wir theilen hier einen Dialog zwischen Alcuin und seinem Zöglinge Pipin mit, aus St.-Prest's „Essays on the middle ages" entnommen:

P. Was ist der Himmel?
A. Eine bewegte Sphäre, eine unermeßliche Wölbung.
P. Was ist Licht?
A. Der Erleuchter aller Dinge.
P. Was ist der Tag?
A. Eine Auffoderung zur Arbeit.
P. Was ist die Sonne?
A. Der Glanz des Universums, die Schönheit des Fir-

mamants, die Zierde der Natur, die Glorie des Himmels, der Vertheiler der Stunden.

Y. Was ist die Erde?

A. Die Mutter alles Werdens, die Ernährerin alles Bestehenden, der Fruchtspeicher des Lebens, der Abgrund, welcher Alles verschlingen muß.

Y. Was ist die See?

A. Die Straße des Beherzten, die Grenze der Erde, die für die Flüsse bestimmte Heimat, die Quelle des Regens.

Y. Was ist der Winter?

A. Das Exil des Sommers.

Y. Was ist Lenz?

A. Der Maler der Erde.

Y. Was ist Sommer?

A. Die Kraft, welche die Felder bekleidet und die Früchte reift.

Y. Was ist Herbst?

A. Der Kornboden des Jahres.

Y. Was ist das Jahr?

A. Der vierspännige Wagen der Welt.

Interessanter als die Biographien sind die literarhistorischen Skizzen. Hören wir, was der Verf. über die Sagen und Epopöen der Angelsachsen sagt: „Die Sagen der Angelsachsen nehmen historisch denselben Platz wie die Iliade oder Odyssee ein. Ihre Gegenstände waren entweder ausschließlich mythologischen Charakters, oder geschichtliche Thatsachen, welche in ihrer Überlieferung von Zeitalter zu Zeitalter eine mythische Form annahmen. Beowulf z. B. ist wahrscheinlich nicht viel mehr als eine fabelhafte Person, ein zweiter Hercules, welcher Ungeheuer von jeglicher Art vertilgt. Keine selbstischen oder schwachen Gefühle kommen jemals mit seinem biderben Heroismus in Kampf. Muth, Freigebigkeit und Treue sind seine Tugenden. Der Feige, der Knicker, der Verräther werden, wo auch ihrer Erwähnung geschieht, mit den stärksten Zeichen des Abscheus gebrandmarkt. Das schwächere Geschlecht nimmt zwar kaum an einer Handlung Theil, wird aber mit der äußersten Zartheit und Ehrfurcht behandelt. Die Verwickelung des Gedichts ist ebenso einfach als kühn. Unter den andern Sagen hat die von Finn die gegenseitigen Beleidigungen zweier feindlichen Stämme zum Gegenstande, wie die gegenseitigen Rachethaten, welche so lange wiederholt werden, bis der eine Stamm besiegt und des andern Stammes Knecht geworden. Hier und da treten die Frauen thätiger und kräftiger hervor. So behandelt die Sage vom Offa die Vermählung eines Königs mit einer Waldnymphe und den Haß, welchen seine Mutter auf diese warf, eine Sage, welche sich in den Balladen des 13. Jahrhunderts häufig wiederholt." Der Verf. weist bei dieser Gelegenheit auch auf das Gedicht der Nibelungen hin, worin zwei Königsfrauen eine so hervortretende Rolle spielen. Diese Dichtungen blieben auch später nicht ohne Einfluß; einige derselben gingen in die Geschichte über, andere wurden mit Localtraditionen vermischt, noch andere arteten zu Kindermärchen aus. „Als die Sachsen", fährt der Verf. fort, „sich immer mehr mit den Britanniern verschmolzen und identificirten, wurden die Erinnerungen an ihre Heimat immer weniger lebhaft, die damit verbundenen Überlieferungen immer unbestimmter; sie fingen an, den Sinn vieler alten Legenden zu vergessen, obgleich dieselben noch wörtlich vom Vater auf den Sohn übergingen. In Zeiten wie diejenigen, von welchen wir sprechen, ja mehr oder weniger zu allen Zeiten, verbindet der Volksgeist stets die Traditionen mit irgend einem Gegenstande, welcher immer vor Augen liegt, und so wurden die alten Sagen an neue Orte verlegt. Ein besonderer Stamm, welcher eine alte Legende mit sich gebracht hatte, deren wirkliche Scene an den Küsten der Ostsee sich befand, betrachtete dieselbe, nachdem er einige Zeit in England sich niedergelassen, als eine Sage, die einzig und allein mit dem gegenwärtig von ihm bewohnten Orte in Verbindung stände, und vollendete den Irrthum, indem er den Namen seines Stammesheldes irgend einem Gegenstande in der Nachbarschaft als Stempel aufdrückte. So entstanden solche Namen wie Grimesby in Lincolnshire, Wade's Castle im Norden, welche ihre Namen von Havelok's vermeintlichen Pflegesohn, dieses von einem Helden der Sachsen oder des Nordens empfingen, deren Legende gegenwärtig verloren zu sein scheint, obgleich sie noch bis vor etwas mehr als zwei Jahrhunderten bekannt war. So wurde auch die Legende von Weland nach Berkshire verpflanzt. Auf dieselbe Weise vermengte man die Ongeln oder Angeln, welche früher im Schleswigschen saßen, allmälig mit den Ostangeln in England, und so wurde die Sage vom Könige Offa, einem der alten Angel-Fürsten oder -Helden, durch den Geschichtschreiber Matthias Paris, in das Leben eines Offa, Königs der Angeln auf unserer Insel, umgebildet. Durch einen ähnlichen Proceß scheinen die neuen Sagen von Havelok, vom König Atla, welche noch im Anglo-Normännischen und Lateinischen vorhanden, aber in keinerlei Form edirt sind, und vielleicht alle andern anglonormännischen Sagen entstanden zu sein, welche den Cyklus bilden, den man gewöhnlich in die Periode der dänischen Invasion verlegt." Später, bemerkt der Verf., wurden diese Sagen dadurch noch mehr verzerrt, daß man sie zu Kindererzählungen umgestaltete; so scheint ihm der berühmte Jack der Riesentödter, der in den Ammenmärchen eine bedeutende Rolle spielt und ein sehr populairer Held ist, nichts Anderes als der große Gott Thor zu sein. 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wir machen den französischen Reisenden, namentlich denen, die uns besuchen, gewöhnlich den Vorwurf, daß sie zu leichtfertig sind, und doch lassen unsere Weltfahrtler und -Spaziergänger, was Seichtigkeit und Flüchtigkeit betrifft, gewiß noch die federfertigen J. Janin und Alex. Dumas hinter sich, der, wie es im „Charivari" heißt, jetzt von den Réimpressions des impressions de voyage lebt. So oft ein Franzose seine Betrachtungen über Deutschland zum besten gibt, so stöbern wir sorgfältig auf, wo er einen Irrthum begangen hat, und reiben uns dann vergnügt die Hände. Gegenwärtig erhalten wir nun ein Werk, in dem unsere scharfsinnigen Kritiker gewiß auch manche Flecken und Mängel nachweisen werden, dem man aber den Vorwurf der Leichtfertigkeit nicht wird machen können. Es führt den Titel: „L'Allemagne agricole, industrielle et politique". Der Verf. dieser interessanten Schrift, **Emil Jacquemin**, kennt Deutschland aus eigener Anschauung. Er hat es in den Jahren 1840—42 bereist, und der „Moniteur universel" sowie einige andere französische Journale haben zur Zeit einige Proben aus seinen Reiseeindrücken mitgetheilt, die nicht ohne Interesse waren. Wie der Titel schon andeutet, wendet Jacquemin den Punkten, die dem flüchtig Reisenden gerade am leichtesten entgehen, namentlich den landwirthschaftlichen und industriellen Fragen, die für die Gegenwart eine so hohe Bedeutung haben, eine besondere Aufmerksamkeit zu. Namentlich finden wir in seinem Werke ein sehr glückliches Bild von den Fortschritten, welche die Agricultur in Deutschland gemacht hat. Außerdem verdienen die Bemerkungen, die der Verf. über die Communicationswege, namentlich über die Eisenbahnen und Kanäle macht, besondere Beachtung.

Unter den zahlreichen französischen Werken, die wir über die neuere Geschichte Frankreichs in d. Bl. erwähnt haben, ist uns die „Histoire de la révolution, du consulat, de l'empire, de la restauration et de la dynastie de juillet jusqu'en 1841" von **Vivien**, ganz entgangen. Wir nehmen daher jetzt, wo der vierte und letzte Band davon erscheint, die Gelegenheit wahr, auf dieses empfehlenswerthe Werk aufmerksam zu machen. Vivien, der Deputirter ist und sich durch eine Bearbeitung von W. Scott bekannt gemacht hat, folgt der Linie eines gemäßigten Liberalismus. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1843.

Über das Staatslexikon von Rotteck und Welcker.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Die literarische Thätigkeit Rotteck's und Welcker's — besonders die des Erstern — war von Anfang ein literarisches Wirken für die nationalen Interessen, die großen Bedürfnisse der Zeit, abhold dem vorgeblich idealen Streben, das jede Wissenschaft nur um ihrer selbst willen treibt, auf die politische Entwickelung des Volks gerichtet — eine große Sünde in den Augen unserer Weisen und darüber. Beide wurden auch praktisch thätig für jene Entwickelung als Volksvertreter, und setzten auch als solche ihre Persönlichkeit, ihre äußere Stellung für ihre Ideen ein: eine Hingebung, ein Verdienst, welchem Diejenigen freilich keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, welche die Wissenschaft so treiben, daß sie nimmer in einen Conflict gerathen, durch welchen sie veranlaßt oder genöthigt werden möchten, ihre Haut zu Markt zu tragen. Rotteck und Welcker thaten, was nicht Jedermann gegeben ist, und welche Irrthümer, welche Misgriffe man ihnen — gerade wie Politikern, Autoren und Staatsmännern entgegengesetzter Richtungen — mit Recht mag vorwerfen können: rein steht ihr Wille, Streben, Charakter da; ihre Persönlichkeiten wurden starke Bürgschaften für das „Staatslexikon", als sie dasselbe nach ihrer Amtsentsetzung begannen, zum Dienst des gemeinen Wesens nach ihrer Idee, anderweite literarische Plane, Lieblingsplane, zurückstellend, allerdings nicht vorzugsweise oder gar lediglich im Interesse der Wissenschaft, sondern im Interesse des Lebens, der nichtstudirten Volksabgeordneten, Wähler u. s. w. und — auch der studirten Herren, die so oft in den Fragen des öffentlichen Rechts keineswegs sonderlich zu Hause sind. Die Geschichte der Entstehung des „Staatslexikon" gehört zu den wesentlichen Zügen seines Charakterbildes. Die Gerechtigkeit fodert, daß er beim Gesammturtheile nicht übersehen werde.

Als auf eine weitere Gerechtigkeitsfoderung mag an dieser Stelle sogleich darauf hingewiesen werden, daß man nicht außer Acht lassen dürfe, daß das Werk zur Zeit der Blüte der Reactionsperiode des vorigen Jahrzehnds entstand, gewissermaßen als ihr angehörend betrachtet werden muß. Ein Wiederabdruck der bisher erschienenen Bände, wie er vor einiger Zeit angefangen ist, genügte daher auch schon aus diesem Grunde freilich nicht, ein Theil des Inhalts hätte schon eben deshalb der Umarbeitung bedurft. Sodann ist hier nicht zu vergessen, daß das Opus ganz und gar dem, beiläufig, sehr ehrenwerthen Widerstande gegen jene Reaction eignet und also nur unter vielfach ungünstigen äußern Verhältnissen, unter großen Hindernissen begonnen und fortgeführt werden konnte. Wer kennt sie nicht? Die Bücher und die Zeitblätter werden freilich nicht besser durch sie. Sie bedecken aber auch die Mängel, verbieten die Mäkelei an den Mängeln, die ihre Folge sind. Es gibt Umstände, unter welchen schon viel Liebe zu einer Sache und große Selbstverleugnung dazu gehört, statt kalt, furchtsam oder grollend zu schweigen, mit einem Buche hervorzutreten im vollen und gerechten Bewußtsein, es besser, weit besser machen zu können. Eine andere Frage ist die, ob es gerecht und klug war, jene Hindernisse zu bereiten.

Wir müssen jedoch die politische Anschauung, bei deren Walten das Werk begonnen wurde, noch etwas genauer ins Auge fassen. Das darüber zu Bemerkende haben wir aus dem von Rotteck verfaßten Vorworte zu entnehmen. Rotteck's Ansichten sind im Allgemeinen bekannt genug. Es kommt hier nur in Betracht, wie er 1834 über die Lage der öffentlichen Dinge dachte. Es war eine Zeit der Misverständnisse — wer wäre jetzt nicht längst zu dieser Erkenntniß gekommen? — die Zeit einer Reaction, die sich dafür ausgab, gegen eine auf Umsturz sinnende Partei gerichtet zu sein, jedenfalls aber die freiheitliche Gesinnung mittraf, die auf gesetz= und verfassungsmäßigem Wege nach einem mäßigen Ziele, dem Rechtsstaate, der constitutionnellen Monarchie, hinstrebte. Rotteck schaute die Dinge düsteren Blickes an. Er rechnete wenig auf die etwa zu hoffende Abspannung der Federn, welche die Unterdrückungstendenz so stark wirken ließen. Auf eine Entwickelung, wie sie späterhin eingetreten, mochte er keine Hoffnung setzen. In Preußen war noch kein Thronwechsel eingetreten, in Frankreich kein Kriegslärm gemacht. Man konnte noch nicht an die Bedeutung, die Folgen des Zollverbands denken, wie sie jetzt vor Augen liegen. Niemand ahnte den Umschwung, den wir seit ein paar Jahren erlebt haben, der doch nicht gering ist, ob er auch überschätzt wird. In der Republik und dem Absolutis=

mus, der Unterdrückung und Umwälzung sah er gleich großes Verderben. Es schien ihm, die unermeßliche Mehrzahl der Liberalen — die bisher treu am Systeme der constitutionellen Monarchie gehangen, in ihr die schönste und zugleich gefahrloseste Verwirklichung des Ideals eines Rechtsstaats erblickt und den Sieg jenes Systems auch nach oft erfahrenen bittern Täuschungen und Fehlschlagungen gehofft — habe jetzt entweder die Hoffnung aufgegeben oder sei nahe daran es zu thun, und zwar so, daß der Streit, welcher früher blos um mehr oder weniger echte Darstellung der Repräsentativverfassung unter monarchischem Haupte, blos um Fortschritt oder Stillstand geführt worden, nunmehr ein Vertilgungskampf zu werden drohe, ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Thron und Freiheit, Absolutismus und Republik, Sultanismus und Demagogie.

Vor so trostloser Aussicht, so schrecklicher Alternative, meinte er, müsse jeder Wohldenkende, jeder Freund des Vaterlandes und der Menschheit erschrecken, jeder sich aufgefodert fühlen, so weit seine Kräfte reichten, dem Unheil entgegenzutreten. Die sichersten Beschwörungsmittel des nahenden Sturms, die Mittel zur Herstellung des innern Friedens fand er in der möglichsten Verdeutlichung des Rechts durch freie Discussion und in der möglichst klaren Anschauung der wirklichen Weltlage. Die Wohlgesinnten und Besonnenen auf beiden Seiten würden doch annähernd darüber sich verständigen können, sie würden den Ausschlag geben, sobald es geschehen. Dort, auf jener Seite, könne die Reaction, der Absolutismus, doch nicht als ein Gutes an sich begehrt werden; hier auf dieser müsse man die Errichtung der Republik theils für unmöglich, theils wenigstens für höchst gefahrvoll und nur auf dem Wege eines gewaltsamen Umsturzes gedenkbar, mithin vom Standpunkt des Rechts oder der Gesetzlichkeit als verwerflich erkennen (was freilich auch von gewissen Angriffen auf die constitutionellen Verfassungen gilt). Auf absolutistischer Seite könne man am leichtesten durch die That beurkunden, was man wolle, was von dort zu hoffen — durch Rechtsanerkennung und Gewährung, zumal durch Gestattung des freien Worts und der Öffentlichkeit, was die Aufrichtigkeit der guten Gesinnung beweisen würde. Die Wohlgesinnten unter den Liberalen aber möchten entgegenkommend, unverhohlen und klar aussprechen, was sie verlangten, wünschten, foderten, solche Foderung beschränken auf Dasjenige, was im Recht begründet sei und ohne Rechts- und Volksverachtung nicht verweigert werden könne. Durch Aufstellung solcher Foderungen möchten sie ein politisches Glaubensbekenntniß verkünden oder ein Panier aufstecken, um welches alle Gemäßigten und Leidenschaftlosen unter ihnen sich sammeln könnten, und welches dann als verderblich, als Thronumsturz, Umwälzung drohend zu erklären, um durch vorgegebene Furcht vor solchen Greueln die Reactionsmaßregeln zu rechtfertigen, nur noch die leidenschaftlich und unheilbar Verblendeten der Reactionspartei ferner den Muth haben würden.

Aus dieser Ansicht ging nun der Plan des „Staatslexikon" hervor, aus ihr ergeben sich seine Hauptzwecke von selbst. Es sollte die Grundsätze, Richtungen und Interessen der constitutionellen Monarchie, als der nach den Ergebnissen der Theorie und den vaterländischen Verhältnissen vollkommensten Form des Staatslebens, oder aber die billigen Friedensbedingungen zwischen den beiden Lagern aufstellen und ohne Rückhalt aussprechen, was die mit dem Namen der liberalen oder constitutionellen bezeichnete, der dominirenden Richtung für ultraliberal, demagogisch, revolutionnair, und wie die Stichworte sonst hießen, geltende Partei eigentlich wolle, wünsche, anspreche, fodere. Sein zweiter Hauptzweck sollte bestehen in möglichster Verbreitung oder Allgemeinmachung klarer, gesunder, politischer Ansichten und Richtungen unter allen Classen der Gesellschaft, indem in Zeiten großer und tief gehender politischer Parteiung nichts heilsamer sein könne als die praktische Geltung des weisen Solonischen Gesetzes, welches bei einheimischen Entzweiungen jedem Bürger die Neutralität verbot, nichts wünschenswerther und nöthiger, als daß die Bürger zur klaren Erkenntniß von Dem geführt würden, was noth thue und wirklich in Frage stehe.

Hieraus ergibt sich von selbst die eigentliche, dem „Staatslexikon" bestimmte Stellung, seine Bedeutung in der Literatur. Der populairen gehört und sollte es angehören, der zum unmittelbaren Wirken auf das Volk in der politischen Sphäre bestimmten. Das Organ einer politischen Partei sollte es sein, von welcher es in der Ansicht begonnen wurde, vor Allem sei daran gelegen, daß die Ideen gepflanzt, gepflegt, verbreitet würden; in dem Vertrauen, daß jede Idee den Naturtrieb ihrer Verwirklichung in sich trage, daß die Idee des Repräsentativstaats je nach der Gestalt der Zeit, den deutschen Verhältnissen, die Wahrheit enthalte und daher siegen, zum vaterländischen Besten siegen werde. Man könnte sagen, es war angelegt, der große Katechismus der deutschen politischen Reformation des 19. Jahrhunderts zu werden, die in den constitutionellen Verfassungen bereits hindurchgedrungen war, und erwägt man, daß dieser Katechismus der Organisation einer Gemeinde folgte, einer bereits vorhandenen, organisirten Gemeinde bestimmt war, mit andern Worten, daß das constitutionelle System des „Staatslexikon" beim Bestehen constitutioneller Staatsformen gerade die Theorie der Praxis, Philosophie des positiven Rechts ist, so wundert man sich mit Recht über die unsagliche Gedankenlosigkeit, die in dem Geschrei, dem Geschwätze, dem widersinnigen Tadel, den Einer dem Andern nachspricht, sich kundgibt, die Constitutionellen, die süddeutschen Staatstheoretiker sähen es darauf ab, die Abstractionen eines publicistischen Systems in die Welt einzuführen, erblickten alles Heil allein in gewissen individuellen Vorstellungen und Formen, während sie eben von der Anerkennung thatsächlich und rechtlich bestehender Form und von dem Bestreben ausgehen, dieselbe durch den ihr angemessenen eigenthümlichen — den constitutionellen — Geist lebendig zu machen.

Gerade dies war die Aufgabe des „Staatslexikon". Ein solches Werk war überhaupt noch nicht dagewesen.

Es kam einem fühlbaren Bedürfnisse um so mehr entgegen, mußte um so bedeutsamer erscheinen, da die Zeitungen zum Schweigen verurtheilt wurden und überhaupt die Tendenz waltete, die Verbreitung der Ideen des politischen Fortschritts, des constitutionnellen Geistes zu verhindern. Es war die außer der Gewalt befindliche Partei, die hier und in einem Momente ihr Panier aufpflanzte, wo sie von allen Seiten eingeengt, von so Vielen geschmäht, verdächtigt, wo so manches Mittel in Wirksamkeit gesetzt wurde, ihr Wollen und Streben in ein falsches Licht zu stellen, ihre Losungsworte zu verdrehen, zu misdeuten, wo sie von hundert und wieder hundert bisherigen Anhängern verlassen zu werden, dem Erliegen nahe schien. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß die Gründung eines solchen Werks in einem solchen Momente nicht wenig Muth, Überzeugungssicherheit, Vertrauen in die Wahrheit und Güte der Idee und der Sache, die verfochten werden sollte, vorausgesetzt habe. Es war eine Zeit, in welcher die Philisterhaftigkeit, an der die Nation gekränkelt, in welcher ihr Gemeinwesen zu Grunde gegangen war, neue zahlreiche Vertreter fand, in welcher Passivität für die erste Bürgerpflicht erklärt, so manches Mittel angewendet wurde, die Masse der Nation in die politische Nichtigkeit zurückzuwerfen, ein ausgebildetes Einschüchterungssystem regierte — und das „Staatslexikon" wollte den Bürgern die Schlafmützen von den Ohren ziehen, sie so recht ausdrücklich vom Leisten holen und zu Dingen heranziehen, die doch der Beamtenschaft und der Policei allein zustehen sollten. Als die nationalen und constitutionnellen Ideen so gut wie geächtet waren, begann es dieselben heftweise und gründlich unter die Leute zu bringen — heftweise, denn die Zeitungen verstummten im besten Falle über alle deutsche und freiheitliche Dinge; gründlich oder vielmehr für den Zweck eigentlich zu gründlich, gelehrt und ausführlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Statistik der östreichischen Monarchie.

Seitdem von der östreichischen Staatsverwaltung wesentliche Erleichterungen in Beischaffung der Materialien zur genauen und verläßlichen Behandlung der Statistik der östreichischen Staaten gewährt worden sind, haben Männer von Fach und anerkannter Tüchtigkeit dieses seit Liechtenstern fast verödete Wissenschaftsgebiet wieder betreten und pflegen es seither mit sichtlichem Erfolg. Von einigen bedeutenden Leistungen haben besonders Dr. Siegfried Becher's Bevölkerungs- und Industriestatistik der östreichischen Monarchie in Deutschland Ruf und Geltung gewonnen. Aber eben weil die Angaben beider Werke häufig als Grundlage für andere Forschungen und als Ausgangspunkte zu verschiedenartigen Combinationen benutzt werden, heischt es das Interesse Derer, welche dieser schätzbaren Arbeiten sich bedienen, daß sie auf die Abhandlung im 97. und 98. Bande der wiener „Jahrbücher der Literatur" aufmerksam gemacht werden, welche, obgleich in der uneigentlichen Form einer Recension der Becher'schen „Bevölkerungsstatistik" gegeben, diesen Gegenstand von vornherein neu und selbständig auffaßt. Verfasser dieser Abhandlung ist Hr. Karl von Graffen, und das Verhältniß, in welchem beide Leistungen zueinander stehen, ist das der Erweiterung, Ergänzung und Berichtigung des Becher'schen Werks durch Graffen's Arbeit. Als hauptsächliches Moment des Unterschieds tritt hervor, daß Becher's Arbeit nur einen dreijährigen Zeitabschnitt umfaßt, während Graffen's Forschungen sich auf den Zeitraum von 1819 — 37 erstrecken. Hier also sind Massen mit Massen verglichen; der Maßstab ist bedeutend größer und die Resultate mußten es folglich auch sein. Eine Abweichung in der Form der Behandlung besteht zunächst zwischen beiden Arbeiten darin, daß Becher die Größe der Bevölkerung zu Quadratmeilen ins Verhältniß stellt, während Graffen in einer Übersichtstabelle der Provinzen das Vergleichungsmaß nach der productiven Bodenfläche angenommen hat. Jener zieht ferner Ungarn und Siebenbürgen in den Bereich seiner Untersuchung, was sehr zu billigen wäre, wenn die Hauptangaben, worauf der comparative Theil der Behandlung sich stützt, nur einige Verläßlichkeit böten. Dieser läßt beide Länder weg. Diese beiden Bestandtheile der östreichischen Monarchie werden jedenfalls so lange von statistischen Arbeiten ausgeschieden bleiben müssen, bis einst eine, durch die ungarischen Reichsstände eingeleitete, Volkszählung stattfindet und Ungarn gleich Östreich ein statistisches Institut erhält. Durch die Aufnahme der Militairgrenze hat dagegen Becher eine bei Graffen sich findende Lücke ausgefüllt, die dieser aus Abgang von amtlichen Daten, wie er selbst sagt, offen lassen mußte. Er behandelt daher 12, Becher aber 15 Provinzen oder beziehungsweise 14, mit einer die Deductionen verbürgenden Sicherheit. Für die aus der Vergleichung entspringenden Resultate wird Graffen's Arbeit dadurch gewinnvoller, daß er mehr und sehr geistreich rechnet, während Becher blos die amtlichen Tabellen zusammenstellt und in den Nachweisungen den Maßstab von 1 und 100 annimmt, wogegen Graffen den von 100 und 100,000 gebraucht.

Gegen Becher findet Graffen, daß im Ganzen in den Hauptstädten der Provinzen mehr Ehen geschlossen werden als auf dem Lande, was sich auf ein Verhältniß von 1 Ehe auf 116 Stadt- und von 1 Ehe auf 124,2 Landbewohner, nach der mittlern Bevölkerung von 1830 — 40 ergibt; auch findet Letzterer als Regel, daß die deutschen und gemischt-deutschen Provinzen die wenigsten Ehen haben. In Hinsicht auf die Fruchtbarkeit der Ehen nähern sich beide insoweit, als Becher auf 100 Mädchen 106 Knaben, Graffen nach der Berechnung von 1830 — 40, 106,4 Knaben ermittelt. Dieser berechnet das Verhältniß der ehelichen zu den unehelichen Kindern nach der mittlern Bevölkerung von 1819 — 40 und gewinnt ungefähr dasselbe Resultat, welches Becher blos nach der Angabe eines einzigen Jahres, nämlich von 1837, aufstellt. In Böhmen findet Graffen durch Vergleichung, nach einem fünfjährigen Durchschnitte, daß bei den deutschen Bewohnern daselbst fast noch einmal so viele uneheliche Kinder als bei den slawischen erzeugt werden, und ferner als Regel, daß von den bei ihm angeführten sechs Ländern, wo spät geheirathet wird, immer fünf reich an unehelichen Kindern sind; blos Tirol macht eine Ausnahme. Dieses abermals in der Vergleichung hinsichtlich der außerehelichen Kinder in den Gebirgsländern als Ausnahme sich bewährende Land weggelassen, zeigt sich, daß Steiermark in der Menge unehelicher Geburten alle andern übertrifft. Grätz und Wien zusammen verglichen, ergibt sich, daß dort von 1832—35, ein Siebentel aller Kinder im Gebärhause, in Wien nur ein Sechzehntel geboren wurden. Zugleich stellt sich als Gesetz heraus, daß die Dichtheit der Bevölkerung keinen Einfluß auf die unehelichen Geburten übt. Gleichfalls stellt sich auch aus Graffen's Calcul das bekannte Gesetz für Östreich heraus, daß die meisten Geburten nicht dort vorkommen, wo die Ehen am fruchtbarsten sind, sondern wo deren am meisten und wo zugleich die jüngsten Ehen geschlossen werden. Besonders bemerkt zu werden verdient, daß die Abnahme der unehelichen Geburten, ebenso gut wie bei den ehelichen, während der Choleraperiode von 1830 — 32 im Vergleiche zu den Jahren 1827 — 29 stattfand. Nach dem Vorbilde der sächsischen Tabellen gibt Graffen die Geburten auch nach Monaten, Sachsen und Östreich dabei in Parallele stellend. Wichtig ist die Berechnung und Comparation über die Todtgeborenen und über die Sterblichkeit der

Mütter in den östreichischen Gebäranstalten, für letztere stellt sich im Durchschnitte 4,22 Procent, im wiener Gebärhause aber sogar 6,90 Procent dar.

Besonders aufmerksam müssen wir die Pfleger der Statistik auf den Abschnitt über die Mortalitätsverhältnisse machen, da zwischen beiden Genannten diesfalls bedeutende Abweichungen stattfinden und Graffen's Ergänzung und Berichtigung in diesem Punkte gute Dienste thut. Als Regel zeigt sich nach seiner Forschung, daß in jenen Provinzen, wo der Volksunterricht am ausgebreitetsten ist, die meisten Selbstmorde vorfallen, und daß dagegen dort die wenigsten sich finden, wo die Anzahl der Geistlichkeit am größten ist. Diese Wahrnehmung hängt mit einer andern nicht minder wichtigen zusammen. Es ergibt sich nämlich aus der Vergleichung, daß in allen östreichischen Provinzen, wo der Schulbesuch schwach und der Volksunterricht noch wenig fortgeschritten ist, zwar wenige Selbstmorde, dagegen viele Morde und Todtschläge vorkommen, während diese bei den Ländern mit gutem Schulbesuch sehr selten sind. Tirol macht in Beziehung auf den Selbstmord abermals eine merkwürdige Ausnahme. Hier zeigt sich der frequenteste Schulbesuch (von 100 schulfähigen Kindern besuchten von 1830—37 die Schule 99,4) und der mindeste Selbstmord (auf 100,000 Einwohner im J. 1830—37: 1,61), dagegen finden sich aber auch die größte Anzahl Geistliche daselbst (auf 100,000: 92,7). Wir nehmen nicht den geringsten Anstand, zu behaupten, daß, wenn der Volksunterricht minder formell und dagegen im höhern Grade die geistige Seite der Menschen erfassend wäre, die obige Erscheinung des Selbstmordes bei der häufigsten Schulfrequenz verschwinden und in dem Maße, als der Unterricht besser und vollkommener werden, auf ein Minimum hinauslaufen würde.

Schätzbar sind bei Becher die Angaben über die Ein- und Auswanderungen und über die verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen der Bevölkerung von 1834—37. Er und Graffen gehen in Betreff letzterer nicht weiter als 1837, was bei dem seither geschehenen Aufschwung der Industrie gegenwärtig zu bedeutenden Differenzen führen würde. Den Schluß seiner Untersuchung macht Graffen mit der Beigabe einer allgemeinen Übersichtstabelle über die Bevölkerungsverhältnisse der durchforschten 12 Provinzen der östreichischen Monarchie. In 62 Rubriken kommen alle darauf bezüglichen Fragen zur Erledigung. Dieser Hauptausweis läßt in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig.

Die zweite Abhandlung des Hrn. Graffen, bei der wir es mit ihm allein zu thun haben, gewährt einen sehr willkommenen Beitrag zur Criminalstatistik. Sie handelt blos von den Verbrechen und erstreckt sich wie die frühere nur auf 12 Provinzen, doch findet sich auch ein besonderer Abschnitt über Ungarn beigegeben, weil dem Ref. dafür amtliche Angaben zu Gebote standen. Wir bedauern, darin die Angaben über die durch das Standrecht zum Tode Gebrachten zu vermissen. Wären auch diese den Angaben über die Verurtheilten zum Tode im ordentlichen Gerichtsverfahren beigegeben, so würde sich, ungeachtet der häufigen Begnadigungen, eine ungleich größere Zahl von Hingerichteten in Ungarn herausstellen, als Graffen angeben konnte. Er bezweifelt aber selbst noch die Richtigkeit der amtlichen Angabe über bei der Curia angebrachten Mordfälle, woraus sich ergibt, wie sehr wir mit Ungarn in aller Beziehung im Dunkeln sind. Über Siebenbürgen läßt sich vollends gar nichts sagen. In den obengedachten 12 Provinzen finden sich von 1822—40 605 Todesurtheile gesprochen. Davon wurden 405, also zwei Drittel durch Begnadigung aufgehoben. In dieser Periode zeigt sich, daß die Todesurtheile überhaupt und schneller zunehmen als die Bevölkerung. Die italienische und deutsche Bevölkerung hat die meisten, die slawische, Dalmatien ausgenommen, die geringste Zahl von Verbrechen. In Dalmatien übertrifft das Verhältniß der Inculpirten zur Bevölkerung (1 Inquisit auf 649 Einwohner) selbst das von Corsica, wo 1833 doch erst auf 1396 Einwohner 1 Angeklagter kam. Ein anderer Erfahrungssatz der Forschung ist, daß bei den Deutschen die wenigsten, bei den Slawen und Italienern die meisten Lossprechungen vorkommen, dann finden sich ferner bei der slawischen und deutschen Bevölkerung die leichtern, bei den Italienern die schwersten Strafen angewandt. In Hinsicht auf die Provinzen erscheint Kärnten als diejenige, wo die geringste Anzahl von Verbrechen vorkommt, doch ist eine Zunahme bemerkbar, auch macht dies Land eine Ausnahme bei der Wahrnehmung, daß in den östreichischen Ländern, wo die meiste Zunahme des Schulbesuchs stattgefunden hat, eine Abnahme der Verbrechen eintrat. Bei Dalmatien ergaben sich von 1829—37 45 Procent Abnahme der Verbrechen; in Galizien nur 43, obgleich es weiter als jenes Land vorgeschritten ist.

Ein anderer Abschnitt der Graffen'schen Abhandlung enthält die schweren Policeiübertretungen, denen eine interessante Ausführlichkeit gewidmet ist. Es ist wohl bezeichnend für den Charakter des östreichischen Volks, daß der Hochverrath von 1831—40 sich wie 1 zu 1,5 und die Theilnahme an geheimen Gesellschaften im nämlichen Zeitraume, also nach zehnjährigem Durchschnitte zu 3 herausstellt, oder daß in letzterer Beziehung auf 100,000 Einwohner 0,01 kommt.

Wenn es sich nach diesen Proben der Graffen'schen Leistung um Bestimmung ihres Gehalts im Ganzen handelt, so läßt sich der Wahrheit gemäß davon sagen: es wird überall das Streben eines klaren durchgebildeten Geistes sichtbar, die Erscheinungen, die in den Zahlenverhältnissen verborgen liegen, durch mannichfache Operationen einer scharfen Urtheilskraft hervorzuheben und in ein solches Verhältniß zueinander zu bringen, daß sich das Gesetz, worauf sie beruhen, als deren unmittelbarer Ausfluß zuletzt dem reflectirenden Geiste darstellt. Das ist nun freilich die Aufgabe eines jeden Statistikers, allein nicht alle lösen sie in dem Grade, wie es hier geschehen ist. Aus den Deductionen des Hrn. von Graffen ergeben sich für die politische Gesetzgebung und Administration unmittelbar Normen des Verfahrens, und darauf kommt es bei der Behandlung dieser Wissenschaft eben an.

Matthias Koch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1843.

Über das Staatslexikon von Rotteck und Welcker.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Die Repräsentativideen und -Institutionen, wie sehr sie eingeengt wurden, der Erdrückung nahe schienen, bildeten noch immer den großen Streitpunkt. Offenbar waren sie durchgebildeter, wußte man sie mit mehr Geschick und Gewandtheit anzugreifen in den constitutionnellen Ländern, wo man sich anhaltender und eifriger mit ihnen beschäftigt, Erfahrungen gesammelt hatte. Fehlte es auch hier der Auffassung und Handhabung nicht an aller Einseitigkeit und Befangenheit, wie viel größer war erst die Unkunde, die Verworrenheit der Begriffe auf der andern Seite! So wurde denn der Streit mit — hier größerer, dort geringerer — jedenfalls mit sehr unzuträglicher Nichtkenntniß oder doch Unklarheit geführt, und da war es nun in der That von nicht geringer Bedeutung, vor dem größern Publicum den Streitpunkt in ein helles Licht zu setzen.

Nicht unwesentlich hat das „Staatslexikon", das sich diese Aufgabe stellte, wo es Eingang fand, zu ihrer Lösung beigetragen und sich dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben. Läßt es sich freilich bei einem so umfangreichen Werke und an welchem so viele Verf. Theil haben, von vornherein nicht anders erwarten, als daß darin auch manches Verfehlte und Irrthümliche mit unterläuft, so überwog doch das Brauchbare und — nach dem constitutionnellen Standpunkt — Wahre und Richtige beiweitem. Mit dem Übrigen mag die Rücksicht versöhnen, daß das Ganze die Theilnahme an den Fragen des öffentlichen Wesens wirklich unterhielt, nationale und freiheitliche Gesinnung stärkte und verbreitete. Doch hierauf müssen wir noch einmal zurückkommen. An dieser Stelle mag nur noch auf eine unumstößliche Thatsache hingewiesen werden, welche gerade neuerdings erst recht ins Licht getreten. Der Strom der Meinung wendet sich im preußischen Staate wieder mehr und mehr nach dem Repräsentivsysteme hin, preußische Schriftsteller bemächtigen sich wieder mehr und mehr der constitutionnellen Ideen. Aber trotz aller ihrer sonstigen hochgerühmten Wissenschaft und Intelligenz, und so vornehm sie theilweise — bewußt oder unbewußt im Dienste der Ideen und Tendenzen des Policei- und Beamtenstaats, des Stabilismus, der Reaction — auf den süddeutschen Liberalismus herabsahen oder noch sehen: sie haben allerdings eine und die andere Schwäche an ihm entdeckt, zeigen jedoch deutlich, daß sie ihn wenig, oft so gut wie gar nicht kennen und ebenso oft gründlich misverstehen; gerade sie ergehen sich in Abstractionen, in Unreifheiten, Unbeholfenheiten, Haltlosigkeiten, die man in den Ländern constitutionneller Ideen und Institutionen längst durchgemacht, tummeln sich mit einem Worte auf einer Stufe herum, über welche der süddeutsche Liberalismus selbst der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnds längst hinaus war. Wie viel Beweise einer furchtsamen, schwankenden, engbrüstigen politischen Gesinnung, die nichts weniger als Achtung und Vertrauen zu erwecken geeignet ist, wie viel handgreiflich falsche, unklare, halbwahre, schwankende, verkehrte Beschuldigungen, Vorstellungen, Behauptungen und Vorschläge in den von ihnen ausgehenden Schriften und Zeitungsartikeln würden geradehin unmöglich sein, wenn sie doch nur mit so viel Ernst und Tüchtigkeit als die süddeutschen Constitutionnellen das Staatsrecht studirt und behandelt hätten, nur so viel von der constitutionnellen Theorie, Praxis, bisherigen Erfahrung wüßten — als im „Staatslexikon" steht, das jedenfalls nicht wenig beigetragen, wo ihm Eingang gestattet wurde, jene Aufklärung und Sicherheit in den deutschen Staats- und Geschichtsfragen und deren schriftstellerischer Behandlung zu fördern, die man neuerdings im Norden so schmerzlich vermißte, als jene größere Freiheit der Erörterung eingetreten war, welche großentheils so schülerhaft auftrat und doch — zum neuen Zeichen einer weit zurückgebliebenen politischen Bildung — wie ein Wunder angestaunt wurde. Je höher man daher in betreffender Beziehung Kunde und Geschick bei dem Bürger, dem Schriftsteller anschlägt, desto mehr wird man jede — ob auch zur Zeit ihres Eintretens noch so natürliche und entschuldbare — Maßregel beklagen, die das eigene Fleisch am meisten verwundete. Mag immerhin zugestanden werden, daß man da, wo man das „Staatslexikon" nicht lesen durfte, Manches besser wußte und weiß — man hätte dort auch Manches daraus lernen können, und kann noch immer Manches daraus lernen. Dieses aber soll und kann man ohne eigenen Schaden und ohne sich vor dem übrigen Deutsch-

land, wie es oft genug geschieht, lächerlich und immer lächerlicher zu machen, nicht zurückweisen, und was man irrig weiß, kann wenigstens nicht schädlich sein, nicht verführen, eben weil man besser weiß.

Eine weitere Bemerkung wird sich ergeben, wenn wir noch einmal auf den Plan, die Hauptzwecke des „Staatslexikon" zurückblicken. Wenn von den herrschenden Ideen der Periode der Verheißungen und Erwartungen so wenig zur Ausführung gelangte, so gestehen wir es nur, daß die Schuld wesentlich an der Unreife und der geringen Verbreitung der politischen Bildung lag, die freilich hätte gefördert, nicht zurückgehalten werden sollen. Was man wünschte und wollte, schwebte den Meisten wie ein Nebelgebilde vor den Augen; man wußte es nicht in bestimmten Umrissen plastisch hervortretender Gestalt zu fassen. Im Einzelnen fehlte es oben wie unten nicht an guten brauchbaren Ideen, auch wol nicht so sehr, als man lange annahm und behauptete, am guten Willen: für das Ganze und Große aber wußte Niemand Rath, und durchweg waren die liberalen Ansichten so verworren, so unpraktisch, daß wir jetzt wol und mit Recht selbst darüber lächeln. Nur in sehr engen Kreisen waren deutliche constitutionnelle Ansichten verbreitet, und wie wirr und weit fuhren die Ideen aus- und durcheinander! Daher aber bezeichnet nun auch das „Staatslexikon" nach Plan und Hauptzwecken, Ausführung und Erfolg einen nicht gering anzuschlagenden Fortschritt, indem es documentirte, wie die Ansichten sich abgeklärt, wie es den beharrlichen Constitutionnellen gelungen war, die freisinnige Richtung in ein festes wissenschaftlich begründetes System zu bringen, wie man nun liberalerseits deutlich wußte und sagen konnte, was man wollte, ein Panier aufzupflanzen im Stande war, mit der Hoffnung, einen geschlossenen Haufen der Gleichgesinnten bei demselben zu sammeln — wie sehr der Kreis sich erweitert, in welchem constitutionnelle Vorkenntniß und Empfänglichkeit genug erwartet werden konnte, um die Aufnahme eines solchen und zwar mehrbändigen Werks ihm zumuthen, voraussetzen zu dürfen. Waren in und unmittelbar nach den Befreiungskriegen die liberalen Ideen zwar die herrschenden, die Gesinnungen, Wünsche, Ansichten aber zu confus, zu schemenhaft, zu uneinig gewesen, als daß man überall eine bestimmte, die angemessene Form für sie hätte finden, aus dem Innerlichen entsprechende taugliche Institutionen hätte schaffen können, so hatte sich nun 1834, als so Viele abtrünnig, Gegner, müde, irre geworden waren, eine constitutionnelle Partei mit festen Gesichtspunkten, Principien und Erfahrungen gebildet — und daraus ließ sich viel eher etwas machen. So erscheint ihr Organ, das „Staatslexikon", und dessen Hervortreten als ein Document über das Zukunfthaben des constitutionnellen Systems, bildet jedenfalls in der Geschichte des letztern einen bedeutsamen Abschnitt, und wenn die große Verschiedenheit seiner einzelnen Bestandtheile, nicht blos in Beziehung auf den Werth, sondern auch auf die Geistesrichtung, die geschichtlichen und politischen Ansichten der Verf. derselben, einerseits nicht unerhebliche Bedenken erregt, als eine Schwäche desselben erscheint, so wirkte doch andererseits eben das Zusammentreten Mehrer, das Sammeln von vielen, früherhin vereinzelt wirkenden publicistischen Thätigkeiten, indem die Persönlichkeiten und Richtungen sich näherten, entscheidend auf die constitutionnelle Fortbildung.

Es entstehen hier jedoch sogleich noch mehre Fragen. Das „Staatslexikon" sollte, als Organ der Partei der Constitutionnellen, die Gemüther für die Idee des Repräsentativstaats mehr und mehr gewinnen, die Bürger für denselben bilden, seine Errichtung fördern, wo es daran noch fehlte, an seiner Grundlage mit bauen helfen; es bildet durch Das, was es anstrebt und geleistet, einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte des constitutionnellen Systems. Darüber sprachen wir uns oben aus, und es wäre nunmehr davon zu reden, wie das in Rede stehende Werk seinen Stoff behandle, wie es näher um die Ausführung des Plans stehe? Allein es drängen sich zuvor noch Fragen auf, deren Erörterung nicht umgangen werden kann. Oder wie könnte man — und noch dazu gerade im jetzigen Moment — namentlich über die Frage hinweggehen: ist denn auch das System der Partei, die hier ihre Fahne aufpflanzt, ist der Repräsentativstaat, den das fragliche Werk emporbringen soll, dem Rechte und den Zuständen der Nation angemessen? Ist die constitutionnelle Monarchie mit verantwortlichen Ministern, Volkswahlen und Kammern, Steuerbewilligungsrecht und Gesetzgebungsinitiative der Stände, Öffentlichkeit und Preßfreiheit, Schwurgerichten und selbständigen städtischen, ländlichen, provincellen, kirchlichen Gemeinden, Genossenschaften, Corporationen — ist die constitutionnelle Monarchie und ihre Ausbildung, wie das „Staatslexikon" sie beschreibt und fodert, das erreichbare Ziel, wonach die Nation streben sollte, worin sie auf der Seite des Staatslebens Genüge finden würde, wenn sie es erreichte? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Würdigung des Werks nicht allein, aber doch zum großen Theile ab. Wir müssen nun freilich schon aus Rücksicht auf den uns hier gestatteten beschränkten Raum die Rechtfertigung seiner Sache dem „Staatslexikon" hauptsächlich selbst zuweisen. Einige Andeutungen dürfen jedoch nicht fehlen.

Die constitutionnelle Theorie ist noch nicht vollendet zum Schlusse gekommen; sie ist — und zwar gerade auch in dem fraglichen encyklopädischen Werke eben erst in lebendiger Fortbildung begriffen. Auch ihre entschiedensten Anhänger geben sie nicht für etwas Fertiges ohne Mängel aus. Doch auch insofern preisgegeben und nur aufgefaßt nach ihren feststehenden Lehrsätzen, ihren wesentlichen Ergebnissen: wie misgünstig, wie vornehm wird sie und werden ihre Anhänger noch immer angesehen und behandelt, und zwar nicht blos von absolutistischer oder aristokratisch-reactionnairer Seite her. Wir hören das Repräsentativsystem bald — gleich der deutschen Institution der Schwurgerichte — undeutsch, französisch, bald unpraktisch oder an sich selbst verderblich nennen, bald als etwas Ungenügendes, etwas Vorüberge-

gangenes, von dem nicht mehr die Rede sein könne, bezeichnen. Die Constitutionnellen — unter Bann und Acht stehen sie freilich nicht mehr, aber als eine verlorene Partei sollen sie erscheinen, ohne Wurzel in der Nation, ohne Interesse für dieselbe, weil die wahren Nationalinteressen versäumend, ja benachtheiligend, die Form über die Sache erhebend. Wir möchten uns nicht gern Brillen aufsetzen lassen, wollen die Partei und ihre Sache doch etwas genauer darauf ansehen, wie es sich mit ihrem Geist und Wollen und Herkommen, ihrer wahren Bedeutung, ihrer Stellung in der Gegenwart eigentlich verhält.

Das Staatswesen Ludwig's XIV. hatte Deutschland erobert. Patrioten und Publicisten — wir wollen unter so vielen nur an die Namen Moser und Möser, Schlözer u. s. w. erinnern — durchschauten das Verderben, beurtheilten es scharf, sahen die Folgen kommen, wiesen darauf hin, riefen der Nation ihre Geschichte ins Gedächtniß zurück, bildeten Begriffe aus, welche theils aus der Philosophie, dem erwachten kritischen Verstande sowol der Deutschen als namentlich auch der Franzosen und Engländer, theils aus dem ältern bessern deutschen Staatswesen und Volksthume, oder auch aus fremden, vorzüglich den fortgebildet altgermanischen englischen Institutionen hergenommen, die Grundlage der heutigen constitutionnellen Theorie wurden. In und vor der Invasionszeit kamen die bekannten — wohlzumerken die materiellen Interessen keineswegs verschonenden, sondern vielmehr so empfindlich wie möglich schädigenden — Unglücksfälle über die Deutschen, in Folge davon, daß sie ihre Verfassung hatten in Verfall gerathen, den Nationalsinn, die Nationalkraft hatten entschwinden lassen. Im Unglück erwachte ein besserer, der patriotische Geist wieder, die Ursachen des Verderbens wurden nunmehr allgemeiner und deutlicher erkannt. Geistig fortgeschritten und sittlich gekräftigt, erhob sich die Nation in jenem Geiste wider die Unterdrücker und säuberte das Land von ihnen in dem — hier als Verheißung, dort als Erwartung sich gestaltenden — Gedanken, das Reich solle in erneuerter Gestalt hergestellt werden, die Nation nunmehr wiederum zu der Einheit und Freiheit gelangen, welche Ziel und Zweck der Vereinigung der germanischen Stämme zum National- und Reichsverbande gewesen, auf deren Wahrung in angemessenem Verhältniß dem Zeugniß der Geschichte zufolge Bildung und Glück, Macht und Ehre der Deutschen beruht, mit deren Verluste dies Alles zu Grunde gegangen, worin endlich die Bürgschaften enthalten gegen die Wiederkehr des Erlebten — innere Zerrüttungen, Unterjochung, Demoralisation, geistige und materielle Bankbrüchigkeit. Der französisch-moderne Policei- und Willkür-Staat, der die nationalen Institutionen mehr und mehr verdrängt, die Bureaukratie, die den Bürger mit einem Nichtigkeitsgefühle erfüllt, das keine Bürgerkraft und Tugend aufkommen läßt, das geheime Staatswesen, das sich eingeschlichen, das Kasten- und Privilegienwesen, worin ursprünglich gute Einrichtungen ausgeartet waren, die Ohnmacht und Verworrenheit des Rechtszustandes, die unterwürfige, fremdländische, undeutsche Gesinnung — alle diese Quellen der Verkommenheit sollten zugeworfen werden, zu welchem Zwecke eben die eigenthümlichen Ideen und Institutionen des ältern unverfälschten deutschen Staats wieder zu beleben waren, das gemeine Wesen öffentlich werden, das Volk durch erneuerte, wahre Vertretung zur Selbständigkeit gelangen mußte. Ziel und Aufgabe bestanden darin, den Rechtszustand je nach der Rechtsidee, dem deutschen Volkscharakter, dem dermaligen Bedürfniß und Bildungszustande, den vorhandenen Verhältnissen neu zu ordnen und zu sichern. Mit Einem Worte: die Nation sollte im Staate wieder mitwissen, mitreden und mithandeln. Darüber waren Alle einig in der Begeisterungs-, der Befreiungs-, der Erneuerungszeit. Nach den Ergebnissen des wiener Congresses war an Erneuerung des Reichs und der Einheit desselben durch eine starke Centralgewalt nicht mehr zu denken. Es handelte sich nur noch darum, die Freiheit der Nation neben der der Häupter verfassungsmäßig zu ordnen, zu befestigen und zugleich die möglichste Einheit, Einheit in einem andern Sinne, wie die Bundesverfassung sie zuließ, zu begründen, wozu der Mittel und Wege noch manche vorlagen, wo nicht in der Errichtung eines Reichsgerichts, Repräsentation des Volks am Bundestage, doch in Handelseinigung, Einigung über das Heerwesen u. s. w., zumal in Einigung über bestimmte constitutive Grundsätze, nach welchen das ermäßigte Ziel zu erstreben sei: eine Rechtsordnung und in ihren Normen ein mitwissendes, mitredendes, mithandelndes Volk in jedem Bundeslande.

Auch zu einer solchen Einigung kam es nicht, vielmehr traten bald neue Trennungen hervor; auch solche Principien — von einem gefoderten sehr allgemeinen, nicht überall beachteten Minimum constitutionneller Rechte abgesehen — wurden nicht aufgestellt, und nun versuchte man jenes Ziel hier so, dort anders zu erreichen, es entstand Streit über die Ausführung der Idee; hier und da, in mehr als einem Moment, ließ man die Idee selbst fallen, stellte ein anderes Ziel auf, im Grunde ein entgegengesetztes. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als solle Deutschland ein Conglomerat despotisch regierter Staaten werden, in deren äußern Verband und innere Organisation aus dem ehevorigen verdorbenen Reichswesen nur manches in den modernen Policei- und Beamtenstaat Passende aufgenommen bliebe oder würde, und eine Reihe von Erscheinungen deutete auf das Wiedererwachen der alten National- und Reichsmängel und -Gebrechen in neuen Gestalten, sammt den bereits hervortretenden und unseligen Folgen hin. Der Gegensatz blieb nicht aus. Einmal bildete sich sogar wieder eine Stimmung, tauchten schwache Versuche auf zu Gunsten der Freiheits- und Einheitsherstellung in der Errichtung einer Republik oder aber eines republikanischen Kaiserthums. Im Herzen blieben weitaus die Meisten, öffentlich doch nicht Wenige, der Überzeugung treu, das Recht und Bedürfniß der Nation erfodere mindestens die Erreichung des ermäßigten Ziels eines mitthätigen Volks innerhalb eines jeden der gesonderten losen Theile des Bundesverbandes,

an welchen Punkt dann natürlich und nothwendig das Hinstreben nach der noch möglichen Einheit sich anschloß.

Dieses Ziel nun wollten Einige durch das Medium der Repräsentativverfassung erreichen, während Andere die ständische Vertretung für genügend oder für geeigneter hielten. Sie dachten dabei gleichfalls an eine wahre Volksvertretung, ein mitthätiges Volk, keine unbillige Bevorzugung irgend eines Standes oder irgend welcher Interessen. Sie hielten nur dafür, daß die Verwirklichung um so weiter hinter der Idee zurückbliebe, je mehr sie mit Formen, analog denen der französischen Institutionen, versucht werde. Aber freilich haben sie bei allem Tadel der fremden und der deutschen Repräsentativverfassungen und des an dieselben sich anlehnenden, obwol, wegen ihrer Mängel, bei ihnen nicht stehen bleibenden Systems der constitutionnellen Monarchie weder eine der Idee ebenso nahe kommende Verfassung zur Erscheinung zu bringen, noch eine in Betracht kommende Theorie aus der Idee zu entwickeln und aufzustellen vermocht, was auch sehr natürlich war. Denn — ein großes Geheimniß, hört! — die Verschiedenheit zwischen dem wohl und ehrlich verstandenen ständischen und dem Repräsentativsysteme ist — gar nicht vorhanden. Die das ständische begehrten, hatten nur eine Ausführung der gemeinsamen Idee im Sinne, in welche die Constitutionnellen am Ende recht gern einwilligen würden und jedenfalls ohne Inconsequenz einwilligen könnten, sobald die ehrlichen Freunde der ständischen Vertretung nur klar und consequent sein wollten. Die ehrlichen! denn es gab auch Andere, die bei dem ständischen Systeme, das sie foderten oder auszubilden versuchten, nichts mehr und nichts minder als entweder das verkäppte alte Reichswesen, das corrumpirte, allenfalls ein wenig modern zugestutzte und natürlich einigermaßen abgesüßte, ihnen im rosigen Lichte erscheinende alte Reichs- oder Verfassungswesen, so weit seine Herstellung noch möglich, oder lediglich den ganz unwesentlich temperirten Policei- und Beamtenstaat im Sinne hatten. Mit andern Worten, sie wollten oder wollen entweder etwas schlecht-deutsches oder etwas undeutsches, entweder vorzugsweise Vertretung und damit ungerechte Erhebung gewisser Stände, Classen oder Interessen, und also Verachtung des Volks, der Rechtsidee und keine Nation, kein gemeines Recht, keinen Gemeinsinn — die Ausartung der altdeutschen Institutionen mit deren Folgen — oder das Fremdländische, das aus der Monarchie Ludwig's XIV. Herübergekommene, in jedem Falle etwas den Ideen der Periode der Selbsterkenntniß, der bessern Einsicht, der guten Vorsätze, der Ermannung, der Nationalerhebung und beginnenden Erneuerung mehr oder minder Entgegengesetztes. Den Absolutismus wollte und will Niemand — wenigstens nicht offen. Regierungsbeschränkungen wollte man auch da, wo man die ständische Vertretung in Theorie und Praxis vorzog. Allein man wollte sie principlos, nach dem Gefühle, nach individuellem Ermessen, und mußte daher nothwendig schwanken; was man schuf, entbehrte, trotz allen Berufungen auf die historische Grundlage, die gerade da gesucht wurde, wo kein fester und rechter Grund war, der innern Gründe des Bestehens, von allen Seiten sah man sich schließlich in Verlegenheit. Wir sehen die Freunde dieser Richtung rath- und haltlos in einem verwaschenen, ohnmächtigen, nur die Unruhe unterhaltenden Justemilieu sich bewegen, in einem unseligen Dämmern und Schwanken, während vor Allem Klarheit und Sicherheit des Blicks und Ziels noththut, insbesondere dann, wenn man den Anspruch des Vortritts, des Vorangehens erhebt.

Wohl oder übel muß eingestanden werden, die Constitutionnellen sind allein die Consequenten gewesen, sie allein haben es zur Durchbildung, zur Klarheit gebracht, zu einem allgemein-verständlichen Losungsworte, zu einem bestimmten Wissen, was sie wollen, einer scharfen Ausprägung und wissenschaftlich abgerundeten Darstellung ihrer Ideen; einer Darstellung, wie sie nun eben im „Staatslexikon" hervortritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn einmal ein Roman oder ein Schauspiel in Frankreich en vogue ist, so wird man gleich bei jedem Schritte daran erinnert. Nicht nur daß alle Welt davon redet, sondern Stoffe, Schiffe u. s. w. werden gleich mit dem Namen der Haupthelden getauft. Man sollte meinen, daß das Interesse, welches die Menge an den hervorragenden Erscheinungen der Literatur nimmt, in Frankreich viel größer als bei uns sei. So sehen wir drei oder vier Schiffe, die nach den Hauptfiguren des neuesten Romans von Arlincourt benannt sind. Seitdem „Mathilde" von Sue so großes Aufsehen erregt, haben wir gleich drei oder vier neue Modeläden gezählt, die diesen Namen auf ihr Schild gesetzt haben. Der neueste Roman desselben Schriftstellers („Les mystères de Paris") macht des pikanten Gaunerjargons wegen, in dem es zum Theil geschrieben ist, viel von sich reden. Sogleich erscheinen Romanzen von der „Goualeuse" (lisez: chanteuse), die eine Hauptrolle darin spielt, und die Bezeichnung „les mystères de Paris" ist schon sprüchwörtlich geworden. Dieser außerordentliche Erfolg, den wir sicher nicht dem poetischen Werthe dieses Romans zuschreiben können, fodert natürlich die Caricatur heraus. So finden wir denn auch bereits in dem geistreichen „Musée Philippon" einige Nummern mit köstlichen Zerrbildern und pikanten Witzen unter dem Titel: „Paris dévoilé ou les mystères sus". Auch „Mathilde" hat Stoff zu unzähligen Witzen gegeben. So wird namentlich im Théâtre du palais royal eine sehr gute Parodie von diesem Stücke, das ganz Paris in Bewegung gesetzt hat, zum großen Jubel der Menge aufgeführt.

Es erscheinen gegenwärtig von zwei wichtigen politischen Werken der englischen Literatur, die beide längst berühmt sind, sehr werthvolle französische Bearbeitungen. Es ist dies erstens der Versuch über das Princip der Bevölkerung von Malthus, das von Prevost übersetzt ist, und dann die Untersuchungen über den Grund und die Ursachen des Nationalreichthums von Adam Smith. Die Bearbeitung des letztern Werkes, die von dem bekannten Nationalökonomen Blanqui herrührt, wird besonders um der Einleitung willen, in der Blanqui das Leben und die Werke Smith's bespricht, recht interessant werden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1843.

Regina. Eine Herzensgeschichte von H. Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es ist mir selten eine Dichtung vorgekommen, die durch und durch von einem so charakteristischen Geiste, von einem so eigenthümlich uns anwehenden Hauche durchdrungen wäre, wie diese Herzensgeschichte. In den letzten Wochen des Spätherbstes, nachdem bereits Schnee und Frost als die Vorboten des Winters sich eingefunden und aus Wald und Feld die letzten Spuren des Grünens und Blühens hinweggeräumt haben, pflegen sich nicht selten wieder einige Tage einzustellen, die so lau und warm, so duftig und hoffnungsschwanger sind, daß es scheint, als hätte die Natur Lust, sich um den eigentlichen Winter, um den gefürchteten Tod herumzuschleichen und unmittelbar in einen neuen Frühling, in einen diesseit des Grabes erwachenden Auferstehungsmorgen hineinzuspringen. In solchen Tagen regen sich dann wirklich wieder die Keime, die schon erstorben schienen, ein junges Grün sproßt hervor, selbst einige Blumen mischen sich darunter und schießen in üppigen Ranken empor, Würmer und Insekten, die sich schon zum Winterschlaf zurechtgelegt, kommen wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und selbst der Mensch läßt sich in einen Frühlingstraum wiegen, in dem er sich nicht zum klaren Bewußtsein bringen mag, daß Alles blos ein illusorisches Spiel, die kindische Laune eines zum Tode reifen Greises ist. Darum gibt er sich diesem Scheinfrühling hin mit einer Inbrunst, mit einer an Taumel grenzenden Hoffnung, mit der er selbst den wahren nicht begrüßt, und schlürft den betäubenden Odem mit einem Durste, mit einer Unersättlichkeit, als hoffe er eine ewige Jugend damit einzusaugen. Aber mitten in diesem Rausche kommt doch die dunkle Ahnung über ihn, daß Alles nur ein zu Ende führendes Nachspiel, kein Hoffnung erweckendes Vorspiel, ein letzter Abschiedsgruß, kein fröhliches Willkommen ist. Darum mischt sich mitten in jene Freude eine tiefe Wehmuth, eine schwere Melancholie, die tiefer ins Herz schneidet als der reine Schmerz, weil sie auch alle Süßigkeit der trügerischen Lust in ihre eigene Herbigkeit hineinzuziehen weiß. Das frische Grün erscheint nun als ein fressender Grünspan, die blühende Rose als die glühende Wange eines Schwindsüchtigen, der klare, blaue Himmel als das verklärte Auge eines Sterbenden, die laue, warme Luft als die schwüle Atmosphäre einer Krankenstube. Alles ist Illusion, alles Decoration; wir erwarten alle Augenblicke, daß der Vorhang fällt, und, wenn er gefallen, tröstet uns nichts, als daß wir einer zwar minder reizenden, aber wahren und ungeschminkten Wirklichkeit wiedergegeben sind.

Ganz dieselbe Empfindungsweise, die in solchen Frühlingstagen des Spätherbstes über uns kommt, weht uns aus dieser Herzensgeschichte an. Von Seite zu Seite begleitet uns das Gefühl einer winterlichen Schwüle mit dem ganzen Gefolge aller seiner wohl- und wehthuenden Eindrücke. Die ganze Novelle ist eine tiefergreifende Elegie, die nichts Anderes darstellt als die Poesie des Absterbens, als das geisterhafte Aufflackern einer verlöschenden Flamme. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Kunst, mit welcher der Dichter diesen Ton zu treffen und festzuhalten gewußt hat. Jede Situation, jede Persönlichkeit, jede Scenerie trägt zu diesem Gesammteffect bei; der Ernst wie der Scherz wirkt darauf hin; Stoff und Gestaltung, Stil und Ausdruck sind darauf angelegt. Wer die Novelle von dieser Seite ansieht, wird in ihr ein Kunstwerk erkennen von einer Einheit und Feinheit der Anlage, wie wir jetzt nur selten eines finden. Wer diesen Gesichtspunkt nicht gewinnt, wird sich schwer hineinzufinden vermögen. Der Doppeleffect, der von ihr ausgeht — die Wärme, in der die Kälte steckt, die Hoffnung, aus der die Verzweiflung blickt, das Verlangen, in dem sich die Resignation verbirgt — wird ihn verwirren; er wird sich bald angezogen, bald abgestoßen fühlen und wird der Dichtung leicht den Vorwurf machen, daß sie den Charakter der Zerrissenheit trage. Und doch verdient sie diesen Vorwurf nicht — wenigstens nicht als Kunstwerk. Die Zerrissenheit ist nur Object, der Dichter aber hat sich darüber erhoben, hat sie bewältigt und die entsprechendste Form dafür gefunden. Er hat den Dualismus zur Einheit vermittelt, sodaß die Gegensätze nicht blos neben, sondern ineinander sich darstellen.

Was den Stoff, die Geschichte selbst betrifft, so ist diese sehr einfach. Der Verf. hält sich durchaus an das sociale Leben, wie es ist, und flicht in keiner Weise eine fremdartige, abenteuerliche Romantik hinein. Die Darstellung des Innern, der Seelenzustände ist ihm das Wesentliche. Hier offenbart er, wie wir an ihm gewohnt

nur in seiner Vollendung leisten kann? Man könnte sagen: es hat bei uns nicht getäuscht und konnte nicht täuschen, weil wir es in Wahrheit noch gar nicht hatten. Nicht einmal die Form haben wir vollständig gehabt. Schon der Mangel einer freien Presse macht jede Repräsentativverfassung formell zu einem bloßen Fragment. Und der nöthige Geist, ohne welchen auch die vollständigste Form ein Todtes und Nichtiges bleibt — wie hätte er unter Alpdrücken regsam bleiben, erstarken können? Dieses aber gehört nicht zum constitutionnellen Systeme, rührte nicht von den Constitutionnellen her. Getäuscht sind unbillige und überspannte, sind vernünftige und gerechte Erwartungen. Wer wüßte es besser, hätte lautere bittere Klage deshalb erhoben, als eben die Constitutionnellen? Getäuscht hat die Erwartung, daß im Ganzen und Großen ein Übergang zur constitutionnellen Staatsform mit allen ihren Bedingungen bevorstehe. Wie das Repräsentativsystem im Einzelnen eingeführt worden — als Stückwerk, oft als etwas noch viel Werthloseres, Schlimmeres — nach der Behandlung, den Schicksalen, die es erfuhr, konnte es, Stein für Brot, nicht gelten für solches, sich nicht zeigen, was es vermöge. Das hat es anderwärts gethan, in Frankreich und Belgien (man mag sagen was man will, verkennen wie man will), und weit, freilich weit mehr in England, in Norwegen, an welches Land in dieser Beziehung viel zu wenig gedacht wird, wie an Frankreich zu viel, wo die constitutionnelle Staatsform nothwendig sich anders gestalten, aufgefaßt werden und wirken mußte und muß als bei Nationen germanischen Namens und nicht französischer Geschichte und Art. Schaut bei dem Norweger ein deutliches Bild seiner Kraft, seines Segens; bei uns konnte es nicht kräftig noch natürlich wirken in seiner Verkrüppelung, in seiner Misgestalt, in kleinen neben großen Staatsprincipien, unter einer Gesetzgebung wie die des Bundes, und in einer bedrückten engathmigen Zeit.

Wie doch so leicht vorüber-, ja kaum vorübergegangene, sich erst noch auflösende, selbstdurchlebte Perioden und Zustände vergessen werden! Die Verbündung, die Principien der europäischen Mächte, der Continentalmächte wenigstens, ein paar Jahre nach den Befreiungskriegen — man kann mit Recht sagen, die constitutionnelle Richtung mit ihren Ideen hätte eine entschiedenere und zugleich stärkere Feindschaft in ihrer Jugend nicht finden können. Eine so umfassende, geschlossene, festverbundene Allianz mit einem so bewußten Ziele, so zahlreichen und starken Interessen, so heftiger Leidenschaft und doch so kaltblütiger feiner Politik, so umfassenden Mitteln und so bereiten Waffen, trat selbst der Reformation des 16. Jahrhunderts und ihren Ideen nicht entgegen. Und dennoch haben die politisch-reformistischen Ideen des 19. Jahrhunderts in ihren Verkörperungen, den Constitutionen der kleinern Staaten, selbst als erste Anfänge, schwache Versuche, wesentlich und wohlthätig gewirkt und keineswegs absolut getäuscht, was nur behaupten: erstlich die Reaction und der Republikanismus, die ihnen natürlich keine Gerechtigkeit widerfahren lassen können; sodann die durch jene und diesen Getäuschten, ihnen Nachsprechenden; weiter das überkluge Justemilieu, das nicht weiß, was es will, und nur darin einig ist, alles Klare und Entschiedene zu verabscheuen, und endlich der Mangel an Ausdauer, an welcher es bei der Masse der Ältern fehlte. Wir können hier freilich auf die mannichfachen und wesentlichen Erfolge nur hindeuten, durch welche sich das Repräsentativsystem namentlich da, und nicht selten sogar glänzend bewährte, wo es noch am reinsten durchgeführt war, das ständische am wenigsten mitherrschte und wo die Regierungen in die constitutionnellen Ideen und Formen am willigsten und furchtlosesten eingingen, mit einem Worte, wo immer sein Wesen und seine Kraft sich zu entwickeln, zu bethätigen vermochte; — wie ihm da die Beseitigung so manches Misbrauchs im Staatshaushalte gelungen, wie sich Regierung und Volk sehr wohl bei ihm befanden, wie es Selbstgefühl im Bürger geweckt, jenes Vertrauen gefördert, das neuerdings sich einmal wieder in seiner Unentbehrlichkeit zeigte; wie es zur Klarheit in den Finanzen geholfen und manche Willkür abgewendet u. s. w. Die Gefährdungen der Rechtsidee, die öffentlichen Rechtskränkungen, die wir zu beklagen haben: nicht von den Kreisen der constitutionnellen Ideen sind sie ausgegangen. Diese freilich waren nicht überall stark genug gegen sie, wie es bis jetzt scheinen will. Doch wir werden sehen. Und jedenfalls ist so viel gewiß, die Constitutionnellen und nicht die Freunde des Absolutismus, nicht Provinzialstände haben sich des Rechts angenommen, die Sache desselben gestärkt, Durchdrungensein von National- und Gemeinsinn, von der Erkenntniß gezeigt, daß kein Theil leiden oder verletzt werden kann und darf, ohne daß alle schmerzlich mitempfinden. Die bedeutsame und sehr werthvolle Wirksamkeit des Constitutionalismus bestand darin, daß er den politischen Rechts- und Freiheitssinn unterhielt, in weitere Kreise übertrug, aufklärte, den öffentlichen Geist rascher entwickelte, durch constitutionnelle Arbeiten und Übungen für alle Deutsche constitutionnelle Erfahrungen sammelte, ohne viel Dank für die Arbeit und Mühe und Treue, nicht ohne beim Lehrgeldzahlen weidlich gehudelt zu werden, doch unverdrossen. Der Theorie und der Praxis des Repräsentativsystems ist es zum bedeutendsten Theile zu danken, daß ein, wenn nicht vollständig constitutionnell gebildetes, doch vorbereitetes Volk und constitutionnelle Führer erzogen, vorhanden sind; daß wir in die jetzige reifere und bessere Entwickelungsperiode eintreten konnten.

Es gehört zu den menschlichen Schwächen oder Irrthümern, von jeder höhern Stufe auf die niedere, soeben verlassene mit einigem Übermuth, mit Geringschätzung herunterzublicken, zu vergessen, was man ihr verdankt. Es gehört zu den Künsten und Listen der Widersacher des Fortschritts, die echten und unechten, löblichen und unlöblichen, wohl- und falschverstandenen Ideen und Bestrebungen desselben zu verwechseln und die einen mit den andern verdächtig zu machen. Es fehlte dem Liberalismus des vergangenen Jahrzehnds nicht an falschen Propheten noch Freunden, nicht an Irrthümern und Irrwe-

gen. Sie verlor sich nicht selten in leere Declamation, bisweilen in unpraktische Tendenzen. Die letztern verziehen wir nicht, um so weniger, da es an einleuchtender Lehre und Würdigung nicht fehlte, zu welcher auch das, schöne, von deutsch-vaterländischem Sinne durchdrungene „Staatslexikon" sein gutes Theil hinzugethan hat. Minder schwer wiegt der Vorwurf leerer Declamation, so nachtheilig sie auch gewirkt hat. Daß wir jedoch in Betreff des Staates der letztern nicht misverstanden werden! Wir verwahren uns ausdrücklich, als wollten wir darunter, wie es wol geschehen ist, alle und jede Erörterung der Princip- und Formfragen begreifen. So lange die Gegensätze bestehen, muß der Principienstreit natürlich fortgesetzt werden. Es ist eine Verlockung, deren perfide Absicht deutlich genug, daß man Zeit und Kräfte nicht im Zank um Grundsätze, Verfassungsparagraphen oder Controversen vergeuden, sondern die wahren, die materiellen Interessen bedenken möge. Die Doctrin darf nimmer vernachlässigt werden. Die Princip- und Formfragen hängen aufs engste mit den materiellen Interessen zusammen, in denen die Einheit nicht von Dauer sein kann, wenn jene nicht gelöst werden, wenn es gelingen sollte, sie zu beseitigen. Auch die Massen sehen es nachgerade ein, wie unfehlbar ungünstige Entscheidungen in abstracten staatsgrundgesetzlichen Dingen an die persönliche Freiheit und Würde, den häuslichen Frieden, die Moral, den Geldbeutel gehen. Es wird nachgerade auch dem Bürger und Bauer klar, daß wir zu befriedigenden Zuständen, insbesondere eben zu Wohlstand und Sicherheit des Erworbenen, ohne politische Freiheit nicht gelangen können. Und jene Einsicht, ein allgemeineres und lebendigeres Streben nach der letztern und den Institutionen, welche sie herbeizuführen, zu befestigen geeignet, eine größere Theilnahme am Staate und das Bewußtsein ihrer Nothwendigkeit, eine größere Regsamkeit des Nationalgefühls, ein allgemeineres Hindrängen nach Einigung in politischer wie commercieller Beziehung: dieses Alles charakterisirt eben die vorgeschrittene Entwickelungsperiode, in welcher wir uns jetzt befinden, und an der Arbeit ihrer Herbeiführung haben die Constitutionnellen, hat auch das „Staatslexikon" seinen Theil genommen. Jene wollten eine lange Zeit von der Einheit und Freiheit zu den materiellen Interessen, neuern Impulsen zufolge will man derzeit von den letztern zu den erstern. Beide Wege sind, obwol nicht zu jeder Zeit gleich sehr, practicabel, sie schließen einander nicht aus, sollten beide benutzt, können beide einseitig benutzt werden. Doch das Ziel ist stets dasselbe. Den Constitutionnellen bleibt das Verdienst, eine Arbeit, welche jedenfalls vorgenommen werden mußte, angegriffen, Manches aufs Reine oder doch der Entscheidung näher gebracht, durch ihre fleißige anhaltende Erörterung der Princip- und Formfragen auf die Erreichung des Ziels tüchtig vorbereitet, zum Erleichtern der gegenwärtigen Entwickelung wesentlich beigetragen zu haben, die auf Das zurückgeht, was die theoretische Periode in den Vordergrund stellte, worüber denn Einzelne freilich zu sehr vergaßen, was die jetzige voranstellt. Blicken wir in den Spiegel des constitutionnellen Ideenkreises hinein, wie ihn das „Staatslexikon" vorhält, so treten uns alle die Motive vor Augen, auf welchen die gegenwärtige Bewegung der politischen Ideen ruht. Was jetzt laut und offen beklagt und getadelt, gefodert und angestrebt wird — die Censur, die Heimlichkeit öffentlicher Dinge, die politischen und die Handelssperren, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechts, volksthümliches Heerwesen, Einigung, Einheit, engste Verbrüderung aller Deutschen u. s. w., das Alles wurde dort frei und offen erörtert, als der Tadel und die Foderung noch beschwerlich und gefährlich war. Und wie nun die Constitutionnellen im Einzelnen irren, geirrt haben mögen, es tritt mit jedem Tage klarer hervor, daß sie aus dem Herzen der Nation geredet, daß ihre Grundideen nur künstlich zurückgedrängt, doch aber die herrschenden waren, in jedem Falle die Herrschaft einnehmen. Ihre Foderungen sind es, in welche der äußerste Osten, Westen und Norden einstimmt; kaum wird noch eine Stimme zur Vertheidigung Dessen laut, was stets Gegenstand ihrer Angriffe war, die noch vor nicht zu langer Zeit so heftig gescholten, so hochfahrend behandelt wurden. Das constitutionnelle System hat daher so gewiß nicht getäuscht, als seine Ideen im Siegslaufe begriffen sind; und auch das ist eine sehr positive Wirksamkeit, so gering man sonst seine handgreifliche anzuschlagen geneigt sein mag. Aber es hat auch negativ wesentlich gewirkt, worauf wir bei der dritten Frage zurückkommen werden.

Hat sich denn das, dem constitutionnellen Princips entgegenstehende absolutistische oder ständisch-absolutistische wirksamer, wohlthätiger, oder nicht vielmehr, trotz aller ihm zur Seite stehenden Macht, kraftloser und ebenso unheilsamer erwiesen? Es hat nur wenig dauernde Schöpfungen hervorzubringen, die Volksmeinung und Liebe sich nicht zu gewinnen vermocht, seine Ergebnisse, gerade die am eifrigsten gesuchten, sind vergangen oder im Vorübergehen, es hat sich dem Ganzen nachtheilig und unhaltbar gezeigt, es ist und wird — ob auch nur halb freiwillig, ob auch nur Schritt vor Schritt — aufgegeben und verlassen. Es ist hier der Ort nicht, seine Sünden, seine übeln Wirkungen auf die wesentlichsten nationalen Interessen zu erörtern oder herzuzählen; genug, daß Jedermann sie kennt und beklagt, daß wir noch lange daran zu thun haben werden, sie zu sühnen, zu tilgen, daß es uns schwer genug wird, im Kampfe mit den Hindernissen, die es in den Weg geworfen, nach dem Ziele vorzuschreiten, von welchem es ablenkte, und das seit einiger Zeit wiederum, wie in der Epoche der Nationalerhebung der Punkt ist, nach welchem die Nation, und zwar unter theilweiser Billigung, theilweisem Vorgange der Häupter hinstrebt, zum Zeichen, daß die herrschenden Ideen jener Epoche voll Recht und Wahrheit, die der Reactionsperiode Irrlichter waren. Jene aber sind eben die constitutionnellen, und wären sie nicht gewesen, nicht muthvoll und geistestüchtig vertreten worden, wie sehr wäre dann — dies ist es, worauf wir zu-

rückkommen wollten — zu fürchten gewesen, daß die ganze Kraft und alle unheilvollen Elemente des anticonstitutionellen Princips sich entwickelt, daß die materiellen Gesammtinteressen mehr und mehr versäumt, die Geister mehr und mehr gelähmt, die Nation immer willenloser und unkräftiger, der Gedanken an Vaterland und Freiheit immer mehr entwöhnt, die Gesinnungen, die Politik immer fremdländischer, den Feinden willkommener geworden, mit einem Worte, daß die Zustände und Schicksale eingetreten wären, die dem edeln Rotteck stets, drohenden Gespenstern gleich, vor der Seele standen, seine Ansichten und sein Leben trübten. Der so schwer angeschuldigte und angefeindete, so ängstlich gefürchtete, so mistrauisch überwachte freiheitliche Gegensatz hätte nur fehlen sollen! Aber er ist der Damm gewesen, an welchem die Macht des entgegenstehenden Princips endlich brechen mußte, das alle Prämissen in sich enthielt, Deutschland unter die Nachbarn oder Europa unter das Slawenthum zu bringen, wogegen eben nur deutsche constitutionnelle Freiheit zu schützen vermag, in welcher wiederum allein die nöthige Einheit geboren werden kann. Sein Verdienst ist es zum großen Theile, daß der National- und Unabhängigkeitssinn sich erhielt, so stark und planmäßig auf seine Unterdrückung hingewirkt wurde, daß und sofern die Nation fähig blieb, den Fortschritt wieder zu beginnen, sobald die äußern Umstände sich wieder günstiger dafür gestalteten. Aus der Mitte der constitutionellen Ideen und Institutionen heraus wurde doch stets die Verblendung, die Übermacht gewarnt, erinnert an das Recht und die Kraft der Nation, diese wach erhalten, belehrt, ermuthigt und gestärkt. War die constitutionnelle Opposition äußerlich fast ganz unterlegen, kann man sagen, sie habe für die Verwirklichung der Ideen deutscher Einheit und Freiheit positiv und direct nur wenig gewirkt: sie hat sich dem gepanzerten Gewalthaufen der Einheits- und Freiheitsgegner kräftig entgegengestemmt, die feindliche Schlachtordnung durchbrochen, den Schlachtplan vereitelt, der Entwickelung zu Recht und Freiheit eine Gasse gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Der größte neuere Dichter Hindostans.

Wir wollen hier die wortgetreue Übersetzung einer in Indien sehr verbreiteten Ghasele geben, welche als eine Probe hindostanischer Poesie, von der nur selten ein Blättchen nach Europa verschlagen wird, gelten kann. Sie ist voller Anmuth und poetischen Dufts, und jede ihrer Zeilen läßt eine mystische Bedeutung durchblicken. Sie wird von allen jungen Muselmännern Indiens gesungen und findet sich in der mächtigen Sammlung der ghazal, caçida, mesnevi, tardjiband, mouçammat, roubhay fard, oder, wie wir sagen würden, der Oden, Elegien, Gedichte, Cantaten, Satiren, Vierzeilen und Distichen des fruchtbaren Dichters Djourat. Die einzigen Angaben, die wir über das Leben dieses Mannes, der für den größten Dichter Hindostans gilt, finden, sind diejenigen, die der bekannte Orientalist Garcin de Tassy in seiner Bibliothek der hindostanischen Schriftsteller aus der „Tazkira", einer großen persisch-hindostanischen Biographie, im Auszuge mittheilt. Aus denselben geht hervor, daß er, wie Milton und Homer, blind war. Sein eigentlicher Namen war Yahya-Man-Calander-Bakhsch, und sein Vater hieß Hafiz-Man. Djourat war sein „Takhalus" oder poetischer Beiname und bedeutet so viel als Kühnheit. Wie es scheint, ist dieser große Dichter gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Delhi geboren. Er bewohnte zuerst Lakhnau und hielt sich in der Folge zu Feizabad auf, wo er die Unterstützung mehrer indischen Fürsten erhielt; namentlich wird Nabab-Mouhabbat-Khan als sein Wohlthäter und Mäcen angeführt. Alle seine Gedichte athmen die reinste Poesie und sind in dem mystischen Geiste verfaßt, der die moderne persische Literatur charakterisirt. Ein Theil derselben ist in hindostanischer, ein anderer in persischer Sprache geschrieben, und oft wechseln sogar in einem Gedichte hindostanische mit persischen Versen ab. Der bekannte englische Orientalist Falconer, der zuerst den Text des lieblichen Gedichts, das wir mittheilen, herausgegeben hat, ließ es sich von einem jungen Indier dictiren. Es ist eine der duftigsten Blüten moderner indischer Poesie und lautet folgendermaßen:

„Ich treibe mich ohne dich in der tiefsten Einsamkeit umher; ich irre von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Allein und fern von dir durchlaufe ich die Straßen wie ein Bergwerkfelsen, und poche an jeden Palast an, um dich zu suchen.

Wie soll ich dieses Herz aus den Banden der Sklaverei, in denen es schmachtet, losreißen, da jede Locke, jede Flechte und jedes deiner Haare für es eine Fessel ist.

Ich vergieße in meinem Jammer reichliche Thränen, und meine Augen, die von Zähren überströmen, gleichen erst dem Bache, dann dem Flusse, dann dem Meere und endlich dem großen Ocean.

O seliges Geschick, wenn ich eine Nacht an ihrer Seite zubringen könnte! Meine Hand in ihrer Hand und meine Lippe auf ihrer Lippe, unsere Herzen aneinander pochend und mein Antlitz nah dem ihren!

Ich irre umher und suche sie und bin eine Beute innern Sturmes. Ich eile von Terrasse zu Terrasse, von Thür zu Thür; ich durcheile alle Straßen und alle Theile der Stadt.

Ich trage in meinem Herzen den Gegenstand, nach dem ich schmachte, und obgleich ich von ihm dem Scheine nach getrennt bin, so sind wir uns doch beide nah, unsere Hände umschlingen sich und unsere Stirnen lehnen sich aneinander.

O, Djourat, wirf deine Augen auf das Blumenbeet und sieh, wie der Glanz deines Liebesgegenstandes in jeder Dolde, jeder Blüte, jeder Knospe widerstrahlt und sich im wonniglichem Dufte offenbart."

6.

Literarische Notiz aus Schweden.

Nachdem die „Svenska Literaturtidning", welche zu Upsala erschien und sich durch einen echt wissenschaftlichen Geist auszeichnete, aufgehört hat, kommt jetzt eine neue schwedische Literaturzeitung in der Universitätsstadt Lund heraus, welche auch die Aufmerksamkeit des Auslandes verdient. Dieselbe wird von den jüngern akademischen Lehrern der Universität redigirt und herausgegeben und jede Woche erscheint davon ein Blatt. In dem bis jetzt erschienenen Jahrgange herrscht ein ernster, sinniger und gründlicher Geist und Ton; man scheint darin mehr Werth darauf zu legen, die Kräfte, die man wirklich hat, anzuwenden, als sich einen glänzenden und blendenden Schein von Reichthum zu geben, den man nicht besitzt; man zieht es vor, mit bescheidener Mäßigung nach einer fortschreitenden Entwickelung zu streben, als gleich von vornherein zu gewaltige Anläufe und Anstrengungen zu machen, auf welche bald Symptome der Ermattung und Erschöpfung zu folgen pflegen. Die Wahl der Artikel und der Materien, welche diese neue schwedische Literaturzeitung im ersten Jahrgang zum Gegenstand einer kritischen Behandlung oder für wissenschaftliche Studien und historische Darstellungen gemacht hat, ist glücklich und bietet ein nicht geringes Interesse dar. Dieselbe gibt insbesondere einen belehrenden Überblick über den gegenwärtigen Zustand der schwedischen Literatur.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1848.

Regina. Eine Herzensgeschichte von H. Koenig.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Auch über eine unserer interessantesten Tagesfragen findet sich eine Reflexion, die Mittheilung verdient.

Daß der Einzelne — sagt Augustin, als von dem Zustande der Juden die Rede ist — nicht um bürgerlicher Freiheit willen oder gar aus Eitelkeit und Ehrgeiz für seine Person zum Christenthume übergehen will, finde ich rechtschaffen gedacht. Es ist ein altes Unrecht und eine sich immer erneuernde Schmach, dem in unsern Staaten eingewachsenen Judenthum die politischen Rechte ganz oder theilweise zu versagen. Albernheit, euch für asiatische Fremdlinge zu erklären, da unsere germanischen Vorfahren aus noch tieferm Asien, nur früher als ihr, in diese Länder gezogen sind. Und was die Verfassung des sogenannten christlichen Staats angeht, so kann und soll sich jeder Staat dergestalt einrichten, daß ein Glaubensbekenntniß, das ja ohnehin aufwärts nach dem Himmel geht, seinen Weg niemals durch den Bürger- und Unterthaneneid zu nehmen brauche. Dagegen kommt es mir wunderlich vor, wenn der einzelne Israelit sich aus äußern Ursachen von seinen Glaubensgenossen nicht lossagen will, während er innerlich ihr Glaubensgenosse gar nicht mehr ist. Wie Viele kenne ich, die nach Weltansicht, nach Gesinnung, ja nach gesellschaftlicher Bildung keine Juden mehr sind. Ja, wem der Mosaismus mit seinen Satzungen und Gebräuchen noch eine innerliche Beruhigung und Überzeugung gibt, für den ist er noch lebendig und man muß seine ehrliche Religiosität achten. Ihr aber, die ihr nicht mehr glaubt, nicht mehr betet, nicht mehr fastet, euch nicht mehr ins gesetzlich gemischte Leinen und Wollen kleidet und nicht mehr wascht, wie die Andern, warum macht ihr's zum Ehrenpunkte, Juden zu scheinen und zu heißen? Um das Judenthum erhalten zu helfen? Warum soll es denn weiter erhalten werden als es wirklich lebt? Etwa zum bloßen Trotz? O dann pflanzt es wieder in den steinigen Boden Judäas, an die feuchten Gestade des Todten Meeres. Richtet dort den Tempel wieder auf, nöthigenfalls mit gewaffneten Händen, wie nach der babylonischen Gefangenschaft eure Väter thaten; ruft den Hohenpriester auf und heftet ihm den glänzenden Schild mit den Namen der zwölf Stämme an die Brust. Ist kein Rothschild da? Hier aber liegt die Palme des Judenthums, von einem weltgeschichtlichen Orkan entwurzelt und nach Europa geschleudert, in einem fremden Culturklima da; sie grünelt noch für einzelne Gläubige von eingeschlossenem Leben; sie verwittert langsam, denn sie ist ein Kerngewächs der Urzeit. Die Pilze aber, die auf ihr wachsen, die Geldpilze wurzeln nur in ihrer angefaulten Rinde, aber sie nähren sich aus unserer Atmosphäre. Auflösung ist die Bestimmung auch des Mosaismus. Sie würde rascher gehen, läge der entwurzelte Stamm in freier Atmosphäre. Und Auflösung ist ein heiliges Werk, ist das Einathmen des Schöpfers zu neuem Ausathmen. Eben ihr gebildeten, geistig-unbeschnittenen Juden seid die flüchtigen Partikel jener Auflösung, die vor andern in langsamer Entwickelung nach und nach abberufen werden. Warum folgt ihr nicht dem Zuge der geistigen Atmosphäre, sondern wollt, innerlich abgeschieden, dem Absterbenden noch äußerlich anhangen? Vielleicht ist es Frevel, jedenfalls ist keine Wahrheit darin!

Es scheint uns, als habe der Verf. hiermit auf den eigentlichen Punkt, der noththut, hingedeutet. Dieser lautet — wenn auch ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen — gegenseitiges Entgegenkommen! Wozu das Geschrei nach einer Emancipation der Juden? der Juden insbesondere? Warum nicht überhaupt nach einer Befreiung von den Fesseln einer sogenannten Staatsreligion? Warum tritt überhaupt der Mensch in einen geselligen Verband? Einmal, weil er die mannichfachen Vortheile genießen will, die aus einem geselligen, staatlichen Zusammenleben von selbst entspringen; sodann, um in Gemeinschaft kräftiger und erfolgreicher einem der Menschheit würdigen Ziele entgegenstreben zu können. Ist ein solcher Verband nothwendig durch einen gemeinsamen Glauben bedingt? Der Glaube gerade ist etwas Reinindividuelles, Subjectives. Zum Glauben bedarf ich keines Andern, der für mich mitglaubt, und kein Anderer bedarf meiner, daß ich für ihn mitglaube. Daher wird der Glaube augenblicklich zum Zankapfel, sobald man sich über ihn vereinigen will; daher wird ein Streit über den Glauben nie ausgestritten, daher gibt es, genau genommen, so viel verschiedene Confessionen als Menschen existiren, daher ist nichts verkehrter als gerade die Religion zum Princip einer Gemeinschaft machen zu wollen. Kräftigste Mitwirkung zur Erreichung des Staatszweckes — das ist die einzige vernünftige Bedingung, die der Staat seinem Staatsbürger stellen kann; nur ein politisches Glaubensbekenntniß kann er fodern, und ist dieses seiner Idee entsprechend, so muß er ihm alle Rechte und Vortheile gewähren, die er zu gewähren hat. Ist dieser Standpunkt erst erreicht, dann bedarf es keiner besondern Judenemancipation. Die Juden werden von selbst aufhören, unnatürlicherweise noch eine Corporation für sich zu bilden, da sie zum großen Theil längst schon mit einer großen Masse der Christen eines Glaubens sind. Nur die Nothwendigkeit, Christen werden zu müssen, wenn sie nicht Juden bleiben wollen, hält sie beim Judenthum zurück. Trotzdem daß sie von der christlich-germanischen Lebensansicht, die sie mit der Zeit eingesogen und die als ein historisches Erzeugniß sehr wohl ohne den Glauben an die christlichen Dogmen bestehen kann, so tief durchdrungen sind wie wir, verleug-

Deutsches Recht, Deutsche Staatsgeschichte, Allod u. s. w. bezeugen. Die historische Rechtsschule, die eigentlich nur einen bestimmten Dogmatismus lehrte, den sie auf geschichtlichem Wege gefunden hatte und für die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft erklärte, ist als Partei verschwunden, schweigt, verleugnet ihre Grundsätze oder gibt ihnen eine Wendung, durch welche sie den freisinnigen Freunden des Geschichtsprincips, des philosophisch-historischen Liberalismus das Feld räumt. Namentlich hat sich Savigny neuerdings in der Vorrede zu seinem „System des heutigen römischen Rechts" angelegentlich dagegen verwahrt, er und die historische Schule wolle und habe die Gegenwart, ihre Selbständigkeit verkennend, unter die Herrschaft der Vergangenheit beugen, die aus der Vergangenheit hervorgegangene Rechtsbildung als ein Höchstes, welchem die unveränderte Herrschaft über Vergangenheit und Zukunft erhalten werden müsse, aufstellen, den Werth anderer Thätigkeiten und Richtungen verneinen oder vermindern wollen, wogegen es nur gegolten habe, wie er behauptet, die eine Zeit lang versäumte historische Seite in ihr natürliches Recht wieder einzusetzen: worin auch allerdings, wie sich ergeben, die Mission der historischen Schule bestanden, nur daß sie jetzt selbst erst zu ihrem eigenen rechten Verständniß geführt worden ist. So lange sie indeß sich selbst mehr oder minder nicht verstand, mußte sie schon deshalb nothwendig misverstanden werden — wenn sie misverstanden ist.

Bei einem encyklopädischen Werke ist Divergenz der Richtungen und Thätigkeiten wol nicht leicht ganz zu vermeiden. Beim „Staatslexikon" erscheint sie nun freilich fast zu bedeutend. Wir haben gesehen, welch eine wesentliche Principverschiedenheit schon zwischen den Herausgebern obwaltet, und es ist nicht zu verkennen, daß die Wege der übrigen Mitarbeiter nicht minder weit auseinander gehen. Wir erblicken jedoch keinen wesentlichen Nachtheil und manchen nicht unerheblichen Vortheil darin. Die verschiedenen in Thätigkeit kommenden Richtungen verneinen einander nicht, ergänzen sich vielmehr gegenseitig. Die Mitarbeitenden stimmen jedenfalls in dem, der vernünftigen und freiheitlichen Reform nothwendigen, die Ehre und Bedeutung der Wissenschaft, die Freiheit des Gedankens wahrenden Grundsatze zusammen, daß die Entwickelung der Gegenwart nicht der Geschichte, d. h. dem Zufall überlassen werden dürfe, sondern daß die Philosophie berufen sei, neue politische Grundsätze ins Leben einzuführen. Ihre Wege gehen weit auseinander, führen aber im Wesentlichen zu demselben Ziele. Vor Allem wird die gleiche Gesinnung, die gleiche Liebe der Freiheit, des Rechts und Vaterlands der feste Kitt so verschiedener Geistesrichtungen.

Ein solches Vereinigen und Zusammenwirken schließt außerdem eine wichtige Lehre in sich. Wir Deutschen bringen es im Politischen zu nichts Rechtem, bleiben trotz dem Reichthum unserer Kräfte, trotz allen unsern Anstrengungen verhältnißmäßig viel zu weit hinter unsern Ideen, unserer bessern Erkenntniß, unserm Wünschen und Wollen zurück, großentheils weil wir uns in wissenschaftlichem Eigensinn und misverstandenem Wahrheitseifer auf unsern theoretischen Standpunkten zu sehr abschließen und absondern, ja nicht selten das gleiche Ziel von Meinungsgegnern verkennen und sodann die, genau besehen, Gleichstrebenden lebhafter und bitterer bekämpfen als selbst die Gegner, denen wir dadurch in die Hände arbeiten. Hier entschieden Freunde der Freiheit, der Reform, und dort andere. Jene suchen ihr Streben so, diese so zu begründen. Sollten sie nicht die engste Vereinigung suchen in der zukunftschwangern Gegenwart? Sind die Aufgaben der letztern schon gelöst, der Lösung nur schon nahe? Bei mancher Verschiedenheit fehlt es doch nicht an vollkommen gleichen Zielpunkten, und wäre das nicht, so ist kein Zweifel darüber, wer und was entgegensteht, zu bekämpfen ist. Aber Verkennung und Anfeindung untereinander ohne Ende, die blindeste, bitterste. Warum? Sie gehören verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen, philosophischen Schulen an. Der gemeinfeindliche Gegensatz gedeiht dabei vortrefflich, die Widersacher haben leichtes Spiel.

In das Einzelne einzugehen, mußte, wie schon gesagt, bei einem Werke wie das „Staatslexikon" unthunlich erscheinen. Es kam uns nur darauf an, einige allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, geeignet, das Ganze und seine Tendenz zu charakterisiren. Es wird nicht verkannt werden können, daß es bei der Redaction ohne Misgriffe nicht abgegangen ist. Unter den Artikeln sind manche, die als zu schwach oder zu lang oder als planwidrig, wenn auch an sich nicht ohne Verdienst, zu gelehrt oder zu unwissenschaftlich nicht hätten aufgenommen werden sollen, anderer Bedenken zu geschweigen Doch ist auf der andern Seite in Anschlag zu bringen, daß das zu seinem eigenen Nachtheil zu bändereich gewordene Werk mit dem Maßstabe nicht zu messen ist, den man in der Regel und mit Recht an eine Encyklopädie legt. Fände man in ihm stets, was man sucht und zu suchen berechtigt scheint und enthielte es nichts Entbehrliches und gern Entbehrtes, so würde dies allerdings ein Vorzug sein, der ihm entsteht, indem es, als constitutionneller Hausschatz betrachtet, sowol zu viel als wenig enthält. Allein die Haupttendenz war, anzuregen, den politischen und nationalen Sinn wach zu erhalten und zu nähren, constitutionnelle Gesinnung und Bildung in einem Maß und in einer Weise zu verbreiten, wie es Bücher über einzelne Staatswissenschaften und die periodische Presse entweder nicht thaten oder konnten. Anzuerkennen ist, daß das „Staatslexikon" einen großen Reichthum von Artikeln des entschiedensten praktischen und wissenschaftlichen Werths enthält, die treue ehrenwerthe Gesinnung eines aufrichtigen, auf sittlich-religiöser Grundlage ruhenden Liberalismus, in welcher es begründet, die Beharrlichkeit, womit es fortgeführt worden, seine mannichfache erhebliche wie heilsame Wirksamkeit. Leider starb der eine der Herausgeber darüber hin. Es war das letzte Werk, dem Karl von Rotteck seine ganze Geisteskraft und Liebe gewidmet — und Rotteck war ein ehrenwerther Mann!

K. Jürgens.

Romanenlitteratur.

1. Die Flüchtlinge. Novelle von Georg Lau. Hamburg, Meißner. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

Diese Novelle von Lau ist ein passendes Gegenstück zu den „Pietisten" von Rau. Zieht Rau gegen den Pietismus zu Felde, so eifert Lau gegen die Freigeistigkeit; will Jener nur von Vernunft etwas wissen, sucht Dieser alles Heil im positiven Glauben. Trotzdem bilden sie keine contradictorischen Gegensätze zueinander. Jener gehört nicht auf die äußerste Linke, Dieser nicht auf die äußerste Rechte, sondern sie sitzen Beide dem Centrum ziemlich nahe, und es bedürfte nur eines geringen Näherrückens von beiden Seiten, so würde der Eine wie der Andere recht gut als ein Exemplar der aurea mediocritas gelten können. Jener läßt neben dem Denken doch auch einige Religion gelten, und Dieser ist liberal genug, neben der Religion auch einiges Denken zu statuiren. Nur über das Mischungsverhältniß sind sie noch auseinander; sie combiniren Beide noch unverhältnißmäßig, und das ist der Grund, warum die Mixtur des Einen wie des Andern nur Wenigen munden wird.

Was die vorliegende Novelle betrifft, so läuft ihre Tendenz besonders darauf hinaus, zu zeigen, daß alle Freiheit, alles Wissen, alle Genialität nicht ausreicht, unserm Gemüthe Ruhe, unserm Streben Kraft, unserm Leben einen innern Halt zu geben, daß diese Potenzen, undurchdrungen vom Glauben, losgerissen vom Christenthum, nur zu innerm Zerwürfniß und äußerm Untergang führen, und daß die Religion allein es ist, die uns nicht fallen läßt, von der wir Erfüllung unserer Wünsche, Ausgleichung des innern Zwiespalts, mit einem Worte äußeres und inneres Heil zu erwarten haben. Um diesen Satz zu beweisen, führt uns der Verf. mehre Personen vor, von denen einige schon von vorn herein daran glauben, andere erst nach und nach zum Glauben gelangen, und wieder andere bis an ihr Ende ungläubig bleiben, und richtet es natürlich so ein, daß die Ersten sogleich, die Zweiten allmälig, die Dritten aber niemals das Glück des Lebens und das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Wenn Hr. Lau im Stande gewesen wäre, dieser Entwickelung den Stempel der Nothwendigkeit und Unerläßlichkeit aufzudrücken, so möchte sein Beweis als eine demonstratio ad hominem für den bündigsten und schlagendsten von der Welt gelten können; ich bin aber überzeugt, daß Hr. Rau seinerseits im Stande sein würde, eine Geschichte zu erfinden, die gerade den umgekehrten Hergang hat und die mindestens ebenso überzeugend ist als diese. Vermöchte auch unser Verf. zu beweisen, daß geniale und liberale Leute von der und der Beschaffenheit, wie er sie gerade geschildert hat, nothwendig gerade dem und dem Schicksal verfallen müssen: so wird er doch nicht darthun können, warum solche Leute gerade von der und der Beschaffenheit sein müssen. Ref. kann versichern, daß er Personen genug kennt, die in Bezug auf Das, was der Verf. Frömmigkeit und Christlichkeit nennt, mit seinem Reinhard und dem noch unbekehrten Adolf ganz auf einer Linie stehen, die aber daneben durchaus tüchtige und ehrenwerthe, der Wissenschaft oder der Kunst, dem Staat und der Familie kräftig dienende Männer sind und sich als solche der vollkommensten Seelenruhe und des besten Lebensglücks erfreuen. Es wäre in der That auch traurig, wenn Leute, die dem Cultus des Genius huldigen, oder die den Weg der freien Wissenschaft gehen, sämmtlich Creaturen sein müßten, deren Handeln und Wandeln den Einen an den Galgen, den Andern nach Botanybai, den Dritten nach Newgate, den Vierten nach Bedlam und den Fünften auf ein fauliges Strohlager bringt, wo er bei lebendigem Leibe verwesen muß. So urtheilen aber diese Frommen par excellence. Mit der größten Kaltblütigkeit dictiren sie Denen, die nicht in ihren Kram passen, die in der Vernunft und dem schaffenden, gestaltenden Genius selbst die göttliche Macht, an die der Mensch gebunden ist, erkennen, Laster und Verbrechen auf den Hals, die ihn diesseit an den Galgen und jenseit in das höllische Feuer bringen. Wer kein Engel nach ihrem Sinne ist, muß nothwendig ein Teufel sein. Kunst, Wissenschaft, Thätigkeit, Freundschaft, Liebe — Alles das ist keinen Schuß Pulver werth, wenn es sich nicht unter jene Frömmigkeit duckt, die allein im Stande ist, der Tugend den Adelsbrief, der Sünde aber den Ablaßbrief zu ertheilen. Würden hierbei Gläubigkeit und Frömmigkeit in einem höhern Sinne gefaßt, würde darunter ein Aufgehen des Individuums in der Universalidee verstanden, so wollten wir gern in diese Ansicht der Dinge einstimmen; so aber ist eben nur das träge Festhalten am Positiven und Gegebenen, das bequeme Verzichtleisten auf eigenes Forschen und Denken, das gedankenlose Schwören in verba magistri damit gemeint. Wir glauben wol, daß es diesen Magistern darum zu thun ist, diese Meinung wieder in Curs zu bringen, zweifeln aber sehr, daß es ihnen gelingen wird, wenn sie es nicht schlauer anfangen als dieser Georg Lau. Denn abgesehen davon, daß er es nicht verstanden, seiner Combination das Gepräge der Nothwendigkeit zu geben, hat er auch die Thorheit begangen, seine unfrommen Personen als die interessantesten, die frommen aber als die langweiligsten erscheinen zu lassen. Zwar hat er es sich, wie es scheint, sauer genug werden lassen, die schönsten Phrasen der Kanzelberedtsamkeit abzufeuern, und mag sich bei der Darstellung der Ungläubigkeit weit mehr haben gehen lassen; allein der Effect entspricht seinen Bemühungen nicht. Es hat sich hier an der Frömmigkeit bewährt, was einmal in d. Bl. der geistreiche Dr. Mises über die Tugend aussprach, daß sie nämlich, noch so stattlich mit schönen Worten und Redensarten aufgeputzt, nicht halb so reizend und amusant sei, als das zerlumpt und halb nackt einhergehende Laster. Auch die Frömmigkeit hat ihre echt poetische Seite, aber der Verf. hat dieselbe nicht herauszukehren gewußt. Welche Wirkung darf er sich also von seinem Buche versprechen, wenn der Glaube, den er darin predigt, als langweilig erscheint, der Cultus des Genius aber, den er bekämpft, ergötzlich und unterhaltend? Weiß er nicht, wie das Publicum denkt?

> „Lieber will ich schlechter werden
> Als mich ennuyiren!"

ist sein Wahlspruch und vom Standpunkte der Unterhaltungslecture wenigstens hat es nicht Unrecht. Darum rathen wir dem Verf., sein darstellendes Talent, das ihm nicht abzusprechen ist, lieber andern Interessen zuzuwenden und sich zu prüfen, ob er nicht im innersten Herzen selbst jener Partei, die er bekämpft, näher steht als derjenigen, die er in Schutz nimmt. Das Christenthum bedarf weder solchen Schutzes, noch kann ihm derselbe im Nothfall irgendwie nützen.

2. Die vier Schwestern. Nach dem Französischen des Frédéric Soulié von Ed. Brinckmeyer. Drei Bände. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1841. Gr. 8. 3 Thlr.

„Der deutsche Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", und wie er ihre Weine gern trinkt, so ißt er gern ihre Gourmandisen, so putzt er sich gern mit ihren Moden, so kauft er gern ihre Quincaillerien, so lacht er gern über ihre Caricaturen, so sieht er gern ihre Lustspiele, so hört er gern ihre Opern, so liest er gern ihre Romane. Und was ist es, was ihn in allen diesen Dingen anzieht? In allen Dingen das Eine, das ihm selber fehlt: der Geist der Leichtfertigkeit, der Stempel der Mühelosigkeit. Da findet sich nirgend die Schweißspur der Arbeit, nirgend die angekränkelte Blässe der Überlegung. Wie das Werk auch sei — es steht fix und fertig vor uns da; es duftet noch in der Frische des Ebengewordenseins und erinnert doch nicht an die Procedur des Werdens, wenigstens nur an die Lust des Zeugens, nicht an die Plackerei des Gebärens; es ladet uns ein, es frischweg, wie es entstanden, zu verbrauchen und zu genießen. Das reizt uns, das macht uns Appetit, und um so mehr, weil wir es bei uns selber nicht haben können. Unsere Weine sind schwerer, unsere Speisen sind nährender, unsere Spielereien sind sinniger, unsere Bilder berechneter, unsere Opern gründlicher, unsere Romane durchdachter, aber an Allem klebt mehr oder weniger der Schmuz der Werkstätte und der Schulstaub der Studien, und wir können dabei zu keinem rechten Sonntagsgefühl, zu keiner echten

Ferienlaune gelangen. Darum holen wir uns so gern unsere Bedürfnisse und Genüsse von drüben her, nicht also, weil wir sie für besser halten, sondern weil es sich, wie sie selbst leichter fertig geworden sind, auch leichter mit ihnen fertig werden läßt.

Ganz von derselben französischen Leichtfertigkeit sind auch diese „Vier Schwestern". Ein deutscher Kritiker, wenn er es gründlich nehmen wollte, hätte daran so viel abzustutzen und auszuputzen, daß wenig von ihnen in ihrer jetzigen Gestalt übrig bleiben würde. Er könnte fragen: Wo steckt eigentlich der Kern und Mittelpunkt des Buchs. Steckt er, wie wir nach dem Anfang glauben müssen, in Hrn. Felix Morland, dem gutmüthigen Trucindor? Dem widerspricht der Fortgang. Oder liegt er, wie der Fortgang andeutet, in Georginen? Dem sind die folgenden Partien entgegen. Oder liegt er, wie diese anzunehmen zwingen, in dem traurigen Schicksal der drei andern Schwestern? Dagegen streitet das Ende. Wo also liegt er? In den vier Schwestern zusammengenommen? Wahrscheinlich: denn dafür spricht der Titel. Aber wo steckt die Einheit in dieser Vierheit? Wo der Cirkel in diesem Quadrat? Wo das Band in dieser Quadrupelallianz? Liegt es in einer gewissen Nothwendigkeit der Zusammenstellung? Liegt es in einer Combination seiner Beziehungen? Oder liegt es blos in dem gleich traurigen Schicksal, das sie durchzumachen haben, weil ihr Stiefvater ein Schurke ist? Und was endlich ist das Facit der ganzen Geschichte? Was die Moral? Was das Haec fabula docet? Steckt es in dem Satze: daß Schurkerei zu nichts Gutem führt? daß ein gutmüthiger Einfaltspinsel weiter kommt als eine raffinirte Canaille? daß ehrlich am längsten währt? Alles dies sind Fragen, mit denen ein deutscher Kritiker, wenn er es gründlich nehmen wollte, dem Roman zu Leibe gehen könnte. Aber kann er es denn gründlich nehmen wollen? Er freut sich, daß er einmal den Grund und Boden unter den Beinen los ist; das luftige, windige Element ist ihm gerade recht; er läßt sich mit Lust tragen, wohin der Wind Lust hat, und kümmert sich nicht darum, wenn er die Gegenden, über die er hinschwebt, zu keinem geographischen System zusammenstellen kann. Darum wollen wir alle Fragezeichen, die Frédéric Soulié doch schwerlich beantworten würde, bei Seite lassen, den deutschen Novellisten aber vertrauen, daß sie vielleicht nicht übel thäten, ihre zeitherige Frachtschiffahrt, wenn nicht in eine Luft-, doch wenigstens in eine Dampfschiffahrt zu verwandeln. Dann stünde zu hoffen, daß ihnen die Dudevant, die Balzac, die Sue, die Soulié u. s. w. nicht länger die fettesten Kunden vor dem Munde wegschnappen würden. 26.

Bibliographie.

Audiatur et altera pars! Eine freie Stimme über den preußischen Ehescheidungs-Gesetz-Entwurf. Leipzig, Köhler. 8. 10 Ngr.

Bayerle, G., Johann Huß und das Concilium zu Kostnitz, veranlaßt durch Lessing's Bild auf der diesjährigen Kunstausstellung. Düsseldorf, Roschütz u. Comp. Gr. 12. 7½ Ngr.

Beiträge zur Geschichte des Jahrs 1813. Von einem höhern Officier der Preußischen Armee. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Potsdam, Riegel. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bilder und Sagen aus der Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. 1stes Bdchn.: Geld und Geist oder die Versöhnung. — Der Druide. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 8. 18¾ Ngr.

Bode, W. J. L., Beitrag zu der Geschichte der Feudalstände im Herzogthum Braunschweig und ihres Verhältnisses zu dem Fürsten und dem Volke, veranlaßt durch die Schrift des Herrn von Strone: „Geschichte der corporativen Verfassung des Braunschweigischen Ritterstandes ꝛc." Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieterich, G. L., Briefe über die 20ste Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Mainz, wie über seine Hin- und Rückfahrt. Landshut, v. Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 8¾ Ngr.

Dreßler, Auch ein Wort über Beneke's Seelenlehre und ihre Einführung in die Schullehrer-Seminarien. Bautzen, Reichel. 8. 10 Ngr.

Droz, J., Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., in den Jahren, da die französische Revolution verhütet oder geleitet werden konnte. 2ter Theil. Aus dem Französischen. Jena, Luden. Gr. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Des heiligen Franciscus von Assisi Lieder. Deutsch und italienisch. Frankfurt a. M., Andreä. Lex.-8. 1 Thlr.

Hesse, F. H., Die preußische Preßgesetzgebung, ihre Vergangenheit und Zukunft. Berlin, Schröder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Höfler, C., Betrachtungen über die Ursachen, welche im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts den Verfall des deutschen Handels herbeiführten. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Krabbe, O., Bemerkungen über die Stellung der Apologetik zur heiligen Schrift. Entgegnung auf die Schrift des Herrn Lic. Wiggers: „Kirchlicher oder rein biblischer Supernaturalismus?" Hamburg, Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Kuffner's, C., erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand. 2ter und 3ter Bd. Wien, Klang. 16. Für zehn Bände 5 Thlr.

Meynert, H., Nordlichter. Erzählungen, Novellen und Fantasiestücke. 4ter—6ter Theil. Pesth, Hartleben. Gr. 16. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Montan, F., Der Paria. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Neujahrsgabe an edle Herzen. (Gedichte.) Zum Besten eines armen Blinden, Karl Melchior Mook in Erfurt. Erfurt, Otto. 12. 3 Ngr.

Pangkofer, J. A., Walhalla. Mit einem Stahlstiche. Regensburg, Pustet. Lex.-8. 10 Ngr.

Pressfragen I.: Über den Gesetzentwurf des Hrn. Dr. Schellwitz in Nr. 11—14 der Allgemeinen Press-Zeitung 1842, die Sicherstellung des literarisch-artistischen Eigenthums betreffend. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7½ Ngr.

—— II.: Kritische Beleuchtung des königl. sächs. Gesetzentwurfs, den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend. Ebend. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm's IV. seit seiner Thronbesteigung. Gesammelt und mit einem Vorworte, sowie mit historischen Einleitungen versehen von J. Kiltitsch. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden und Trinksprüche Seiner regierenden Majestät Friedrich Wilhelm's IV. Königs von Preußen. Berlin, Bade. Lex.-8. 7½ Ngr.

Sachs, J. J., Nachtrag zur Würdigung der zeitherigen literarischen Umtriebe gegen mich. Berlin, Liebmann u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vorpahl, K. L., Das Christenthum nach seinem bleibenden Inhalt und seiner veränderlichen Form mit freiem Geiste betrachtet und für den gesunden Verstand dargestellt. Frankfurt a. d. O., Harnecker u. Comp. Gr. 8. 27½ Ngr.

Was ist's mit den sogenannten Altlutheranern? Erstes Sendschreiben an einen Freund. Von Christianus. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Weikert's, J. W., sämmtliche Gedichte in Nürnberger Mundart und in hochdeutscher Sprache. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuche. 1ster Bd. Coburg, Sinner. 8. 20 Ngr.

Weyden, E., Das Haus Overstolz zur Rheingasse, genannt Tempelhaus. Historische Skizze und Beschreibung seiner innern Ausschmückung. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 12. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1843.

Regina. Eine Herzensgeschichte von H. Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es ist mir selten eine Dichtung vorgekommen, die durch und durch von einem so charakteristischen Geiste, von einem so eigenthümlich uns anwehenden Hauche durchdrungen wäre, wie diese Herzensgeschichte. In den letzten Wochen des Spätherbstes, nachdem bereits Schnee und Frost als die Vorboten des Winters sich eingefunden und aus Wald und Feld die letzten Spuren des Grünens und Blühens hinweggeräumt haben, pflegen sich nicht selten wieder einige Tage einzustellen, die so lau und warm, so duftig und hoffnungsschwanger sind, daß es scheint, als hätte die Natur Lust, sich um den eigentlichen Winter, um den gefürchteten Tod herumzuschleichen und unmittelbar in einen neuen Frühling, in einen diesseit des Grabes erwachenden Auferstehungsmorgen hineinzuspringen. In solchen Tagen regen sich dann wirklich wieder die Keime, die schon erstorben schienen, ein junges Grün sproßt hervor, selbst einige Blumen mischen sich darunter und schießen in üppigen Ranken empor, Würmer und Insekten, die sich schon zum Winterschlaf zurechtgelegt, kommen wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und selbst der Mensch läßt sich in einen Frühlingstraum wiegen, in dem er sich nicht zum klaren Bewußtsein bringen mag, daß Alles blos ein illusorisches Spiel, die kindische Laune eines zum Tode reifen Greises ist. Darum gibt er sich diesem Scheinfrühling hin mit einer Inbrunst, mit einer an Taumel grenzenden Hoffnung, mit der er selbst den wahren nicht begrüßt, und schlürft den betäubenden Odem mit einem Durste, mit einer Unersättlichkeit, als hoffe er eine ewige Jugend damit einzusaugen. Aber mitten in diesem Rausche kommt doch die dunkle Ahnung über ihn, daß Alles nur ein zu Ende führendes Nachspiel, kein Hoffnung erweckendes Vorspiel, ein letzter Abschiedsgruß, kein fröhliches Willkommen ist. Darum mischt sich mitten in jene Freude eine tiefe Wehmuth, eine schwere Melancholie, die tiefer ins Herz schneidet als der reine Schmerz, weil sie auch alle Süßigkeit der trügerischen Lust in ihre eigene Herbigkeit hineinzuziehen weiß. Das frische Grün erscheint nun als ein fressender Grünspan, die blühende Rose als die glühende Wange eines Schwindsüchtigen, der klare, blaue Himmel als das verklärte Auge eines Sterbenden, die laue, warme Luft als die schwüle Atmosphäre einer Krankenstube. Alles ist Illusion, alles Decoration; wir erwarten alle Augenblicke, daß der Vorhang fällt, und, wenn er gefallen, tröstet uns nichts, als daß wir einer zwar minder reizenden, aber wahren und ungeschminkten Wirklichkeit wiedergegeben sind.

Ganz dieselbe Empfindungsweise, die in solchen Frühlingstagen des Spätherbstes über uns kommt, weht uns aus dieser Herzensgeschichte an. Von Seite zu Seite begleitet uns das Gefühl einer winterlichen Schwüle mit dem ganzen Gefolge aller seiner wohl- und wehthuenden Eindrücke. Die ganze Novelle ist eine tiefergreifende Elegie, die nichts Anderes darstellt als die Poesie des Absterbens, als das geisterhafte Aufflackern einer verlöschenden Flamme. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Kunst, mit welcher der Dichter diesen Ton zu treffen und festzuhalten gewußt hat. Jede Situation, jede Persönlichkeit, jede Scenerie trägt zu diesem Gesammteffect bei; der Ernst wie der Scherz wirkt darauf hin; Stoff und Gestaltung, Stil und Ausdruck sind darauf angelegt. Wer die Novelle von dieser Seite ansieht, wird in ihr ein Kunstwerk erkennen von einer Einheit und Feinheit der Anlage, wie wir jetzt nur selten eines finden. Wer diesen Gesichtspunkt nicht gewinnt, wird sich schwer hineinzufinden vermögen. Der Doppeleffect, der von ihr ausgeht — die Wärme, in der die Kälte steckt, die Hoffnung, aus der die Verzweiflung blickt, das Verlangen, in dem sich die Resignation verbirgt — wird ihn verwirren; er wird sich bald angezogen, bald abgestoßen fühlen und wird der Dichtung leicht den Vorwurf machen, daß sie den Charakter der Zerrissenheit trage. Und doch verdient sie diesen Vorwurf nicht — wenigstens nicht als Kunstwerk. Die Zerrissenheit ist nur Object, der Dichter aber hat sich darüber erhoben, hat sie bewältigt und die entsprechendste Form dafür gefunden. Er hat den Dualismus zur Einheit vermittelt, sodaß die Gegensätze nicht blos neben, sondern ineinander sich darstellen.

Was den Stoff, die Geschichte selbst betrifft, so ist diese sehr einfach. Der Verf. hält sich durchaus an das sociale Leben, wie es ist, und flicht in keiner Weise eine fremdartige, abenteuerliche Romantik hinein. Die Darstellung des Innern, der Seelenzustände ist ihm das Wesentliche. Hier offenbart er, wie wir an ihm gewohnt

sind, einen tiefen Blick und die Gewandtheit einer feinen Zeichnung. Er begnügt sich nicht, uns blos die starken Contouren zu zeigen, sondern deckt uns auch die verborgenen Lineamente auf; er läßt uns neben dem Nothwendigen auch das Zufällige sehen und weiß es als einflußreich und bedeutungsvoll darzustellen. Oft geht er darin freilich zu weit. Er legt nicht selten auf Nebenzüge ein zu großes Gewicht und hebt dadurch die Proportionalität des Eindrucks auf. Dies drückt sich unter Anderm in der ihm unverkennbar inwohnenden Besorgniß aus, daß dem Leser Dies oder Das entgehen könnte, zufolge welcher er Manches gesperrt drucken läßt, was, wenn auch an und für sich schön, doch für das Ganze nicht wichtig genug ist.

Unter den einzelnen Charakteren ist jedenfalls die des Doctor Augustin die bedeutendste und interessanteste und nächst ihm Regina. Augustin ist der Träger der ganzen Idee. Er ist es, an dem sich die Poesie des Absterbens bewährt, und Regina ist nur die menschliche Seele, die durch diese Poesie mit fortgerissen wird. Darum scheint uns der Titel nicht ganz passend gewählt, sowie wir es auch unpassend finden, daß der Verf. seinen Helden zu Anfang der Novelle einen Aprilmenschen nennt. Der Streit des Winters und Frühlings als der Grundtypus von Augustin's Charakter ist zwar auch dem April eigenthümlich, und dies mag den Verf. veranlaßt haben, ihn unter diesem Bilde einzuführen. Aber der April leitet in den Mai, in den Sommer, in das Leben über, er entwickelt sich positiv, indeß Augustin durch jenen Kampf hindurch dem Winter, dem Tode entgegeneilt. In allem Übrigen ist er trefflich gezeichnet: das tiefergreifende Bild eines jungen Mannes, den eine wild durchlebte Frühjugend für das Grab reif gemacht hat, der aber in einem edeln, ernsten Wirken für das Leben, in einer reinern, psychischen Liebe noch einmal aufzublühen, dem Leben wiedergewonnen zu werden scheint und dem endlich doch der Wurm, den er aus der Vergangenheit mitgenommen, das Herz zernagt. Er fühlt dies mitten im Glück der Liebe. Er erklärt sich selbst für eine schauderhafte Dissonanz und, sein Haupt in Regina's Schoos legend, ruft er aus:

Hier laß mich ausklingen! die Liebe ist ja der Accord, der alle Mißklänge auflöst, und selbst die auseinanderweichenden Elemente des Verwesenden zu neuer jugendlicher Schöpfung bindet.

Und etwas weiter spricht er:

Vergib, Herz Regina, daß ich dich so betrübe! Ich bin heute so körperlich matt; es ist wahrscheinlich Gewitter in der Luft, dann werd' ich immer simpel. Wüßtest du, wie krank ich bin! Du bemerkst blos meine so rasch wechselnde Stimmung; allein das liegt eben darin, daß ich von zwei verschiedenen Atmosphären bewegt werde, im Übergang aus einer in die andere Existenz. Sieh', ich umfasse dich, ich halte alle Schönheit, allen Reiz der Liebe im Arm; doch nur in meiner Phantasie gaukeln die Freuden der Liebe; meine Gefühle und Gedanken schwärmen ins Übersinnliche. So habe ich hier ausgelebt; die Wurzeln des sinnlichen, für die Welt fruchtbaren Daseins trocknen mitten im üppigsten Boden der Liebe ein. Ach! indem ich dich so an meiner Brust halte, kann ich wol sagen, daß ich mit blühendem Fleisch und Blut Himmelfahrt feiere.

Nicht minder ergreifend ist die Persönlichkeit Regina's. Daß sie, die sich dem winterlichen Frühling hingibt, gerade eine Jüdin ist, erscheint zwar nicht durchaus nothwendig und hinlänglich motivirt, erhöht aber jedenfalls das elegische Interesse für sie und gibt Gelegenheit zu manchen Beziehungen und Betrachtungen, die dem Roman zur besondern Zierde gereichen. Wie wahr sind ihre Empfindungen am Himmelfahrtstage!

Wie gern — heißt es — hätte sie einen gläubigen Antheil am heutigen Festtage genommen! Sie gedachte ihrer schönen jüdischen Feste, Ostern und Pfingsten, Tisri, des Laubhüttenfestes und der Tempelweihe. Allein es fehlte denselben der tausendfache Widerhall in einer mitgläubigen Bevölkerung; ihr süßer Duft fiel meist in den Werkeltag der Christen, ihre heilige Feier ward vom achtungslosen Lärm des Lebens verschlungen. Ach! und so geht es mit unserm Lieben wie mit unserm Beten! seufzte sie. Was wäre der Frühling, wenn nur da und dort zwischen blätterlosen Bäumen und saatlosen Feldern ein Strauch, eine Staude blühten! Aber sieh nur! über und über grünt und blüht es, alle Vögel singen, alle Menschen schmücken sich und über der dunkeln Synagoge schlagen alle Glocken zusammen.

Einen gleich tief gefühlten Schmerz empfindet sie, als ihr reiner Wohlthätigkeitssinn mit Argwohn und Mistrauen belohnt wird. Zwar spricht Augustin, indem er sagt, daß jede Wohlthat ein Heiland sei und sich eine Dornenkrone gefallen lassen müsse, einen, wie es scheint, tröstenden Gedanken aus; aber auch dieser Trost berührt sie schmerzlich: denn es ist ja das Bild aus ihrer unglücklichen und schuldvollen Geschichte genommen. So fühlt sie, wie nicht blos die bornirte und häßliche Gesinnung, sondern auch das Wahre und Schöne sie häufig verletze und sie daran erinnere, daß sie Fremdling sei in dem Lande, in dem es neu und eigenthümlich erwachsen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Narrative of various journeys in Balochistan, Affghanistan, and the Panjab; including a residence in those countries from 1826 to 1838. *By Charles Masson.* **Drei Bände. London 1842.**

Aus der Vorrede des Buches ist nicht zu ersehen, in welcher Eigenschaft der Verfasser die drei genannten Länder, Afghanistan, Balochistan und Panjab, bereist und Jahre lang daselbst verweilt hat. Aber Ref. erinnert sich aus den englischen Zeitungen, daß der Verfasser, nachdem er mehre Jahre — dem Titel zufolge seit 1826 — in Afghanistan und Persien als Privatmann gereist war, in Kabul — Masson schreibt Kabal — die Stelle eines großbritanischen Agenten bekleidete und als solcher mit dem später angekommenen berühmten Reisenden Burnes in unangenehme Verhältnisse gerieth. Namhafte Veranlassung dazu sollte die, ihrer Zeit viel besprochene Ankunft des angeblichen russischen Agenten Witkewisch gegeben haben, des angeblichen um deswillen, weil das russische Cabinet, so viel Ref. weiß, wenigstens öffentlich ihn nicht anerkannt hat. Von den eingetretenen Irrungen sagt Masson allerdings nichts; doch lassen sie sich aus Dem herauslesen, was er sagt. Er erzählt, Witkewitsch sei ohne hinreichende Mittel und mit falschen Papieren nach Kabul gekommen, das Volk sei mistrauisch gegen ihn gewesen und selbst Dost Mohammed habe Argwohn gehegt. Er, Masson, habe den Patron schnell durchschaut und dessen Vollmacht für das Fabrikat einiger, im persischen Lager vor Herat befindlichen Russen erklärt. Burnes hingegen habe die Papiere für echt gehalten, habe auch den Khan zu diesem Glauben beredet, habe dadurch den Abenteurer in den Augen der Afghanen zu einer wichtigen Person gemacht und damit den unglücklichen Afghanen-

krieg angeführt. Bald nachher verließ Masson Kabul, kehrte nach Britisch-Indien zurück und verräth durch die Bitterkeit, mit welcher er Burnes überall angreift — gibt er doch sogar zu verstehen, Burnes sei aus Furcht von den Russen übergeschnappt — sowie durch die halsstarrige Weise, in welcher er dessen Angaben widerspricht, daß Burnes ihn in Kabul ausgebissen. Ref. möchte daher zu einigem Mistrauen gegen des Verfassers bezügliche Behauptungen um so mehr rathen, je deutlicher manche derselben den Stempel des Widerspruchsgeistes und der Uebertreibung an sich tragen. Burnes sieht in den Afghanen eine Nation, deren geistige Entwickelung zu bedeutenden Resultaten führen werde. Also erklärt Masson die Afghanen für ein Volk in anarchischem Zustande, welches kaum den Namen einer Nation verdiene und weder besonders nützlich, noch schädlich werden könne. Burnes nennt Dost Mohammed einen guten Regenten. Masson findet nur einen einzigen hervorstechenden Charakterzug an ihm, nämlich Unzuverlässigkeit. Deshalb sei er zwar bisweilen gut, aber ebenso oft schlecht gewesen, gut oder schlecht je nach seinem Vortheile. Später vergißt sich Masson. Er sagt, ehe Dost Mohammed Herrscher geworden, habe er jedem Laster gefröhnt; sobald er den Thron bestiegen, habe er ein enthaltsames, wirklich musterhaftes Leben geführt; er habe nie die Wohlthat einer Erziehung genossen, gleichwol als Fürst alle den Mohammedanern zugängliche Bildung sich angeeignet: außer in Angelegenheiten der Politik sei er gerecht gewesen, frei von hochfahrendem und despotischem Benehmen, gegen Jedermann herablassend, und Kabul habe unter seiner Herrschaft eine gewisse Blüte erlangt. Gleich vergeßlich ist Masson hinsichtlich des anarchischen Zustandes der Afghanen. Er sagt, der Handel über Afghanistan sei stets bedeutend, bei geringen Zöllen so gut wie frei und keiner Störung ausgesetzt gewesen. Reimt sich das mit Anarchie?

Indem aber der Verf. gegen Burnes schrieb, mußte er gegen den von ihm influirten Lord Auckland, und indem gegen Letztern, zugleich gegen die vom Ruder verdrängten Whigs schreiben. Und das hat er bei Besprechung des Afghanenkrieges ehrlich oder unehrlich gethan. Unter den Hauptgründen zu diesem Kriege wurden bekanntlich die Eröffnung des Indus für die Schiffahrt und der daraus erwachsende Handel genannt. Also versichert Masson, nur seichtes Wasser, nichts Anderes habe den Indus geschlossen, aber die Dampfschiffahrt darauf sei ausschließlich zu kriegerischen Zwecken benutzt worden. So unglaublich das, daß es wol eine Uebertreibung heißen darf. Mag indessen Masson's Wort, so oft es sich mit Burnes beschäftigt, oder in die Politik hinübergreift, nicht vorsichtig genug benutzt werden können, — volles Vertrauen verdient es gewiß in den Stellen, wo er Personen und Zustände des gemeinen östlichen Lebens bespricht. Wenige Reisende haben sich darum so bemüht wie der Verfasser, wenige würden dasselbe besser zu schildern verstehen. Davon ein Paar der kürzesten Proben.

Zuerst das Portrait eines kleinen indischen Fürsten, dessen Grundzüge auf alle passen. „Der Nawab Shir Mohammed Khan ist ungefähr 35 Jahre alt. Obgleich er seine Abhängigkeit von den Sikhs sehr unangenehm empfinden soll, hat doch der Aerger ihn nicht gehindert, so corpulent zu werden, wie es einem Nawab eignet und gebührt, noch hindert er ihn an einer Menge kindischer Belustigungen ...... Er besoldet Geiger, Ringer, Bären- und Affenhüter und läßt oft kleine Pferde in seinem Blumengarten sich katzbalgen. Schüttelt dann eins das andere tüchtig beim Halse, klatscht er in die Hände und ruft: Wah! Wah! Das Gefolge thut ein Gleiches; die Zimmer schallen vom Händegeklatsch und dem Rufe: Wah! Wah! und es ist merkwürdig, wie sehr die Katzbalgerei Alle zu amusiren scheint. Er liebt die Jagd und ist ein geschickter Bogenschütze. Auch bildet er sich auf seine Kraft etwas ein und soll wirklich einem Stier die Hörner vom Kopfe wegbrechen können. Von solchen Schwächen abgesehen, ist er ein freundlicher, gutmüthiger Mensch, der seiner Mutter große Aufmerksamkeit erweist." Fürsten dieser Art stehlen, so viel sie können, und ihre Unterthanen thun es ihnen nach. Masson ging häufig allein und traf eines Tages auf zwei junge Burschen. „Der jüngere wollte fortlaufen; der ältere hielt ihn und erwartete mich. Ich konnte beide nicht recht verstehen, sah aber, daß der jüngere sich vor meiner Hautfarbe fürchtete. Er schien mich für einen Teufel zu halten und wollte sich mir schlechterdings nicht nähern, wie oft auch der andere ihm sagte, ich sei nur ein Mensch, vor dem sich Niemand zu fürchten brauche. Dann bat er mich, meinen Arm auszustrecken, und weil ich glaubte, er wolle dadurch seinen Kameraden beruhigen, that ich's. Da packte er mein Handgelenk und drehte es so kräftig um, daß ich, keines Widerstandes fähig, zu Boden stürzte. Nun rief er seinen Gefährten, mit ihm das Bündel zu untersuchen, das ich auf dem Rücken trug. Aber kein Zureden half; den schreckte die Furcht. Inzwischen würgte der andere mein Handgelenk immer mehr, bis ich aufbrüllte, ich sei des Nawab's Nukar, sein Diener. Da ließ er mich sofort los und erlaubte mir aufzustehen. Als ich sah, daß die Erwähnung des Nawab Eindruck auf ihn machte, wünschte ich ihm alle Verwünschungen an den Hals, worauf er, nach seinen Kameelen zeigend, mich fragte, ob ich Milch trinken wolle. Ich hingegen fragte, ob er ein piala, ein Gefäß habe, und als er mir zu verstehen gab, daß er mir in die Hände melken wolle, lehnte ich das höflichst ab, denn ich hätte dabei eine Stellung annehmen müssen, die ihn verleiten konnte, sie zu seinem Vortheil zu benutzen."

Über Kandahar berichtet der Verf. Folgendes: „Die Stadt Kandahar ist in einem Umkreise von drei (englischen) Meilen mit Lehmmauern umgeben, die nach jeder Seite hin, wie ich glaube, 17 Thürme haben, die Eckthürme nicht gerechnet. Unter Aufsicht des verstorbenen Sirdar Shir Dil Khan wurde rings eine Schanze aufgeworfen, die trefflich gelegen ist, da sie von keiner Anhöhe beherrscht wird. Sie hat fünf Thore, von denen das nach der Citadelle führende fast immer verschlossen bleibt. Die Citadelle befindet sich im nordwestlichen Theile der Stadt und soll Shahzada Kamran zum Erbauer haben, einstmals Beherrscher von Stadt und Land. Die vorzüglichsten Bazars sind weit und geräumig und hatten ursprünglich zu beiden Seiten Baumgänge und Kanäle. Die sind aber schlecht erhalten. Keine Stadt kann reichlicher mit Wasser versehen sein. In gewaltigen Leitungen kommt es aus dem Flusse Arghassan und ist dann dergestalt vertheilt, daß es durch jeden Hof fließt. Auch gibt es eine Menge Quellen, deren Wasser zum Trinken vorgezogen wird. Von dem Flächenraume innerhalb der Mauern nehmen verfallene und verlassene Häuser, weitläufige Höfe, Gärten und Stallungen einen so beträchtlichen Theil ein, daß es wahrscheinlich nicht über 5000 bewohnte Häuser gibt — eine Schätzung, nach welcher die Volkszahl sich auf 25—30,000 belaufen würde. Dessenungeachtet gilt die Stadt für den takht, die Metropole der Duranis. Die Moscheen und andern öffentlichen Gebäude sind durchaus nicht schön, hauptsächlich wegen Mangels an Material: dies ein Umstand, der dem dauerhaften Bau der Stadt überhaupt nachtheilig gewesen ist, denn die Häuser sind fast alle aus ungebrannten Ziegeln errichtet und mit Kuppeln bedeckt, indem es an Feuerung fehlt, Ziegel zu brennen, und an Holz, flache Dächer zu legen. — Die Wohnungen der Sirdars, obschon groß und hinreichend bequem, entbehren architektonischen Geschmack. Ihre Hauptzierden sind die künstlich aus Holz geschnitzten Balcons der bala khanas oder obern Zimmer. Die arg oder Citadelle, weil aus gebrannten Steinen gebaut, hat ein vortheilhaftes Aeußere und der Eingang fast etwas Imposantes. Im Innern aber stehen die Paläste der frühern Könige mit ihren gemalten Zimmerreihen leer, oder werden von den Dienstleuten der jetzigen bewohnt. Die Herrscher selbst scheinen sie absichtlich zu meiden. — Die Bazars sind mit guten und wohlfeilen Lebensmitteln und mit einer Ueberfülle trefflicher Früchte versehen. Kabul ist berühmt wegen der Quantität, Kandahar wegen der Qualität seines Obstes. Doch fand ich es so billig, daß ein maund, mehre englische Pfunde Weintrauben, nur einen Pais kosteten, und Feigen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Melonen und Mandeln fast ebenso

wenig. Die Granatäpfel von Kandahar finden vielleicht nirgend ihres Gleichen und genießen daher in jenen Ländern mit Recht einen großen Ruf. Fleisch, jedoch sehr gutes, mag nicht so wohlfeil sein wie in Kabul; dagegen sind das allgemein genossene Roghan und Brot wohlfeiler; nicht minder Quark und Eier. Von letztern kosteten 10 oder 12 Stück einen Pais."

Zum Schluß ein ergötzliches Pröbchen, welcher Behandlung unbeschützte Reisende am Indus sich zu gewärtigen haben. Masson verließ Kandahar zu Fuß und traf eine Heerde Kameele, deren Inhaber Nachtquartier gemacht hatten. „Ich fand ungefähr 120 im Halbkreis aufgeschlagene Zelte und quervor zwei mit Steinen umschlossene Räume, die als Masjits dienten. Da es um die Zeit des Abendgebetes war, näherte ich mich einem derselben, grüßte mit dem üblichen salam alikam und wurde ersucht, mich zu setzen. Nach beendigtem Gebete sagte ein anständig gekleideter Mann zu mir: Doudi kouri dil ter razi, was soviel heißt als: wenn du Brot essen willst, komme hierher. Ich nahm die Einladung an und folgte in sein Zelt, das nach der Landessitte gut meublirt war, und vor dem Eingange waren drei leidliche Pferde angepflockt. Das Ganze hatte einen Anstrich von Wohlhabenheit, ich möchte sagen, von verhältnißmäßigem Reichthum. Besonderes Brot wurde für mich gekocht, mir Wasser gebracht, vorm Essen die Hände zu waschen, und ich dann aufgefodert, mir es wohl schmecken zu lassen — to eat heartily. Ich fühlte mich ganz heimisch und that dem Mahle um so mehr sein Recht, da ich den ganzen Tag gefastet, als ein anderer Mann eintrat und sich neben mich setzte. Kaum war ich mit Essen fertig, so zog mir der neue Ankömmling einen etwas derben Backenstreich. Darüber begnügte ich mich zu lächeln, meinend, es solle ein Spaß sein, wenn auch ein sehr grober. Diese Wilden verstehen indessen wenig von Dem, was sich schickt, und da ich außerdem Einer gegen Viele war, rieth schon gemeine Klugheit, die Sache passiren zu lassen. Hierauf bat er mich um mein Oberkleid. Das schlug ich entschieden ab, aber immer noch meinend, der Mann wolle Spaß machen. Aber ich empfand zu meinem Schaden, daß der Mann nicht spaßte, denn mit Gewalt nahm er mir nicht blos das Oberkleid, sondern auch meine Kopfbedeckung, ließ mir mit einem Worte nichts als meine perjamas und meine Schuhe. Zwischendurch applicirte er mir als Zugabe zwei oder drei Ohrfeigen und eine ungezählte Menge persische Schimpfworte, seinen ganzen persischen Sprachschatz. Letzteres that er aus Hohn über meine Unkenntniß des Pashto, das ich schlechterdings sprechen sollte. Während dieser Vorgänge reizte und trieb mein ehrenwerther Wirth und Eigner des Zeltes den Plünderer unausgesetzt an, und nahm einige Pais in Empfang, die sich in einer Tasche meines Oberkleides vorfanden. Die Kleider behielt der andere Bösewicht und führte mich hierauf in sein Zelt, das viel kleiner und armseliger. Er hieß mich beim Feuer niedersetzen und wärmen, breitete sodann auf dem Boden neben das Feuer einige Felle, die mein Bett sein sollten, und sagte, ich möchte mich ausruhen, warnte mich jedoch, wenn ich recht verstanden, nicht etwa einen Versuch zur Flucht zu machen, indem die Hunde mich sicherlich packen würden. Also streckte ich mich auf mein Sorgenlager und bedachte meine miserable Situation, mein Trost nur der, daß mein gütiger Freund nicht die Absicht zu haben schien, mich meiner perjamas zu berauben, in deren Bund ich mein weniges Geld eingenäht, und daß ich den folgenden Tag eine kafila erreichen könne, vorausgesetzt, daß man mich des Morgens fort ließ und ich Gelegenheit fände, meine Garderobe zu completiren. Blieb dessenungeachtet meine Lage immer noch bedauerlich genug, so machte doch der ermüdende Tagesmarsch, meine von Natur starke Constitution und die Gegenwart des Feuers, daß ich bald einschlief. Auch schlief ich die ganze Nacht ungestört fort bis an den Morgen, wo mein Wirth mich mit einem Fußtritte weckte und mich einen Kafr oder Ungläubigen schalt, weil ich nicht zum Gebet aufstehe, das er allerdings sofort in den Kleidern wiederholte, die er mir den Abend vorher genommen. Jetzt wurde ich in das Zelt meiner ersten Beköstigung zurückgeführt, wo ich mehre Männer beisammentraf, die ungesäumt mich mit Stöcken und Stricken be[illegible] und zur Abwechselung mit Steinen warfen. Ich zweifelte nicht, daß es auf meinen Tod abgesehen sei, sammelte meinen Muth und beschloß, mein Schicksal mit Festigkeit zu erwarten, kein Zeichen von Schwäche oder Niedergeschlagenheit zu geben. — — Einer von den Kameeltreibern sagte mir, ich möchte ein Kameel besteigen; aber ich konnte keines fangen. — — So marschirten wir vier oder fünf Koß. Dann wurde Halt gemacht und mir gesagt, ich würde Abends nach Robat kommen. Nun wollte ich meine Reise für mich fortsetzen, erfuhr aber leider neue Plünderung. Meine Kleidung und mein Geld wurden mir genommen, ich rein ausgeschält. In Tausch für meine Perjamas erhielt ich ein zerrissenes Paar, die kaum die Knie bedeckten. Nur meine Schuhe blieben mir, entweder weil sie für die allseitigen Füße zu klein oder zu groß waren. Ich gab mein Geld und meine Kleidung nicht gutwillig noch friedfertig hin; einer von den Bösewichtern zog sogar sein Schwert. Aber die andern verhinderten Gewaltthätigkeit. Ich beschwor sie als Männer und Muselmänner. Darüber lachten sie." Mit Mühe gelangte Masson zu einer Kafila oder Reisegesellschaft und schleppte sich bei derselben fort, bis er zu frischen Reisemitteln kam. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Seitdem Mesmer in Frankreich zum ersten Male die öffentliche Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Erscheinungen des Magnetismus und des damit in Verbindung stehenden Somnambulismus gelenkt hat, ist dieser Gegenstand von unzähligen Schriftstellern behandelt worden. Trotzdem aber stehen wir eigentlich noch immer auf demselben Punkte. Die Gläubigen erklären sich bereit, für die Wahrheit ihrer Lehre zu sterben, während die Antisomnambulisten sie mit Spott und Hohn aus dem Felde schlagen zu können glauben. Die Geschichte des Somnambulismus findet jetzt zum ersten Male in Aubin Gauthier einen würdigen Bearbeiter. Wenn auch sein Werk: „Histoire du somnambulisme chez tous les peuples" (2 Bde., Paris 1842) noch weit entfernt ist, den Gegenstand ganz zu erschöpfen, so ist es doch immerhin ein beachtenswerther Anfang. Der Verf. begreift unter dem Namen Somnambulismus alle jene außerordentlichen Zustände, die wir mit dem Namen Besessenheit, Inspiration, Hellsehen u. s. w. bezeichnen. Er redet in seinem Werke von der Traumdeuterei und den Orakeln der Alten, von den Ahnungen, den Sibyllen und Dämonen und umfaßt also alles Das, was wir Idiosomnambulismus und Rhabdomantie zu nennen pflegen.

Man hat bekanntlich von dem berühmten Werke Ségur's über den französischen Feldzug des J. 1812 gesagt, daß es das beste französische Epos sei. Dafür behaupten aber auch die Gegner Ségur's, daß er sich nicht immer an die positive Wahrheit halte, sondern zuweilen in das Gebiet der Poesie hinüberschweife. Namentlich hat Gourgaud in seinem „Examen critique" sich bemüht, die zahlreichen Irrthümer und Versehen aufzulesen, die Ségur sich in seinem glänzend geschriebenen Werke hat zu Schulden kommen lassen. Nachdem Trouvé in seiner „Analyse critique de l'histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812 par Ségur" (Paris 1825) unparteiisch nachgewiesen hat, inwiefern die Vorwürfe, die man Ségur gemacht hat, gegründet sind, kommt gegenwärtig der Baron Denniée, der unter Napoleon einen hohen militairischen Posten bekleidet hat, und unterwirft diese Frage einer neuen Untersuchung. Sein Werk führt den Titel: „Itinéraire de l'empereur Napoléon pendant la campagne de 1812" (Paris 1842). Dasselbe kann zwar, auch abgesehen von dem Ségur'schen Buche, ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen, aber es hat als berichtigender Beitrag zur „Histoire de Napoléon" eine besondere Bedeutung. 2.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1843.

Davis über China.

(Beschluß aus Nr. 39.)

Wir verweisen ferner auf die Capitel, welche die drei Religionssysteme oder Philosopheme der Chinesen abhandeln, nämlich: Yu, die Lehre des Confucius, der fast zugleich mit Herodot lebte und dem Pope in seinem „Ruhmestempel" einen hohen Platz eingeräumt hat:

Superior and alone Confucius stood
Who taught that useful science to be good.

Fo, oder der Buddhismus; die Sekte des Buddha, dessen fünf Hauptgebote an die Priester lauten:

Du sollst keine lebendigen Geschöpfe tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht heirathen; du sollst nicht lügen; du sollst keinen Wein trinken.

Die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen den Religionsgebräuchen der Buddhapriester in China und der Tatarei und dem Ritual der römisch-katholischen Geistlichen hat die italienischen Missionnaire und die französischen Jesuiten nicht wenig überrascht. Endlich Tao, oder die Sekte der Rationalisten. Der besondere Abschnitt, den der Verf. dieser Religion gewidmet hat, ist reich an interessanten Details über die Anhänger des Tao, die „Vernunftdoctoren" heißen und in Schwarzkünstler und Alchymisten ausgeartet sind, und enthält ein Bruchstück von einem geschichtlichen Roman und namentlich eine hübsche Erzählung über Tschouang-Tseu, Schüler des Tao. Diese Erzählung, die vom Pater Entrecolles ins Französische übersetzt worden, ist eine Art Satire auf die Frauen und insbesondere auf die Ehe und verdient um so mehr Beachtung, insofern Voltaire daraus reiche Materialien zu seinem „Zadig" geschöpft hat.

Ganz besonders erwähnen wir noch die Capitel über chinesische Sprache und Literatur. Die Philologen finden darin eine klare und präcise Zusammenstellung der Principien und des graphischen und phonetischen Systems, welche die eine bestimmen, und eine treue, ungeschmückte Schilderung von dem Charakter und der Richtung, welche die andere auszeichnen. Die Erläuterungen des Hrn. Davis über die chinesischen Buchstaben, über Wortwurzeln, über die Elemente einer philosophischen Classificirung, über die Verhältnisse der Schrift- und Volkssprache, über den Bau der Redensarten scheinen sehr beachtenswerth, insofern sie allgemein verbreitete Ansichten umstürzen und nachweisen, daß die angeblichen Schwierigkeiten der chinesischen Buchstaben, die von ihrer großen Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit herrühren sollen, von der Unwissenheit vielfach übertrieben und falsch angegeben worden sind.

Wurzeln oder Urzeichen (was man nach einer Art von Analogie das chinesische Alphabet nennen könnte) — sagt der Verf. — gibt es nur 214, welche Anzahl, bei einiger Sichtung, noch zusammenschrumpfen würde. Behaupten zu wollen, es gebe im Chinesischen so viele Tausend Buchstaben (man schlug sonst ihre Zahl auf 80,000 an!), wäre ebenso, als wenn man behauptete, es gebe so und so viel Tausend Wörter im englischen Wörterbuch von Johnson; man braucht sie in der That ebenso wenig alle auswendig zu wissen, als man das ganze Johnson'sche Lexikon auswendig lernen muß, um Englisch zu können. Prémare bemerkt sehr richtig, daß Jeder, der vier- oder fünftausend Buchstaben oder Wörter im Chinesischen auswendig wisse, füglich chinesisch lesen und schreiben könne.

Wie es in China zwei Culturformen gibt, eine wirkliche Bildung, wie sie das Leben ertheilt, und eine künstlich angelernte, die durch Unterricht und Erziehung, durch zwangsmäßiges Studium der King, der alten Classiker und Nationaldenkmäler, durch die kleinlichste Befolgung des Ceremoniels und der 3000 vorgeschriebenen Herkömmlichkeiten fortgepflanzt wird, so existiren in diesem wunderlichen Lande auch zwei Literaturen, eine alte und eine neue Literatur, und selbst die Sprache repräsentirt durch ihre Ausdrucksweisen und die Mannichfaltigkeit der Stile alle Epochen dieser beiden Culturstufen, wie es der gelehrte Orientalist Bazin in dem beigefügten Anhange sehr richtig hervorhebt. Die Gelehrten und Gebildeten in China schreiben in kou-wen (in altem Stil), wie die Gelehrten und Gebildeten im Mittelalter Latein schrieben; die Vulgairsprache heißt kouan-hoa und wird gebraucht für die ans Volk gerichteten Unterweisungen und Belehrungen, die laut vorgelesen werden sollen, für Märchen, Erzählungen, Lieder, Briefe, ebenso wie der südfranzösische Romanzo und die Provinzialdialekte für leichte Dichtungen und Erfindungen angewandt wurden. Diese Analogie ist sehr merkwürdig; nur merkt man im Mittelalter neben der Wissenschaft griechischen oder römischen Ursprungs beständig den directen, fortbewegenden und mächtigen Einfluß einer neuen Weltreligion, die alle Institutionen unaufhörlich umwandelt und umbildet, während der frische Lebensdrang, durch den die socialen Umwandlungen und Umbildungen vor sich gehen, in China ganz aus-

nen sie dieselbe und suchen ebenso hartnäckig den abgestorbenen Mosaismus festzuhalten, wie der christliche Staat sich darauf fixirt, dem Christenthum, nicht nur seinem Geiste, sondern auch dem Buchstaben nach, seine politischen Vorrechte zu bewahren."

„Von einer klaren Einsicht in das Wesen des Judenthums zeugt außer der Charakteristik Regina's auch die ihres Bruders Julius. Beide haben sich, wie es jetzt so häufig vorkommt, über die Beschränktheit und Engherzigkeit jüdischen Glaubens und jüdischer Lebensweise erhoben. Geschah dies bei Regina in Folge einer höhern Sittlichkeit und Gefühlsbildung, so lag bei Julius mehr eine Verstandes- und Kunstbildung zum Grunde. Nur jene vermochte natürlich zur christlichen Kirche überzuleiten; diese konnte höchstens den Wunsch erwecken, die christlichen Vortheile zu erringen — sich mit einer christlichen Sängerin verbinden zu dürfen. Sowie dieses Vehikel im Werthe sinkt, sinkt auch das Christenthum selber mit, und Julius schließt sich nur um so enger, wenn auch nicht an seinen alten Glauben, doch an seine alte Gemeinde an. Flacher, aber der Wirklichkeit entsprechend ist die Zeichnung der ebenerwähnten Sängerin Fanny, die bei der Katastrophe eine sehr wichtige Rolle spielt; fast zu gemein ist ihre Mutter dargestellt. Es mögen sich im Leben genug Originale dazu finden — aber ein Daguerreotyp ist noch kein Kunstproduct: es fehlt der poetische Umguß im Geiste des Künstlers. Die übrigen Personen sind mehr oder weniger nur skizzenhaft hingestellt; sie sind die schwächern Elemente des Buchs. Sie erwecken kein gleichmäßiges Interesse; der Verf. läßt sie hier und da ganz aus den Händen fallen. Eine Ausnahme davon macht die arme Mutter mit ihren fünf Kindern, von denen sie keines missen will, um es bei einer reichen Frau erziehen zu lassen. Die ihr gewidmete Scene ist eine der schönsten und wohlthuendsten Partien des Buchs — ein Genrebild der echtesten, kernigsten Gesundheit und Natürlichkeit, der Krankhaftigkeit und Geisterhaftigkeit Augustin's gegenüber — der echte Frühling neben dem Scheinfrühling. Diese Scene ist für den Effect des Ganzen von außerordentlichem Werthe. Sie ist Zeugniß dafür, daß der Verf. in seinem Objecte nicht untergegangen ist, und sorgt dafür, daß auch der Leser nicht in die krankhafte Empfindungsweise mit fortgerissen wird, so tief ihm auch ein Blick in den poetischen Fonds derselben eröffnet wird. Zugleich erweckt sie die Hoffnung, daß wir unter den „Deutschen Novellen", deren wir einem allgemeinen Titel nach noch mehre vom Verf. über „Deutsches Leben" zu erwarten haben, auch manche finden werden, die unsere Zustände auch von einer rein-erfreulichen und markigen Seite zu erfassen wissen.

Richard Morning.

Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen. Von Karl Friedrich Anton Schmidt. Würzburg, Stahel. 1842. 4. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Recht viel wird in diesem Werke besprochen; was läge auch nicht im Kreise des Lebens und der Wissenschaft? So finden dann in vier Abschnitten Philosophie, Anthropologie und Medicin, Religion und Theologie, Politik und Jurisprudenz ihre Stelle. Die darin herrschenden Gesetze, als Maßstäbe für die Entwickelung der Gegenstände, sollen auf ein Grundgesetz, auf eine Einheit des Gesetzes, zurückgeführt werden.

Hierfür bieten sich dem Verf. Zahlenverhältnisse, die auf alle Formen des Seins passen und bezeichnend für alle möglichen generellen und speciellen Entwickelungen der Dinge in Anwendung zu bringen sind, was an J. J. Wagner's „Mathematische Philosophie" erinnerte, deren auch S. 11 mit Eckartshausen's „Zahlenlehre der Natur" gedacht ist. Nur daß statt Wagner's Vierzahl hier die Zehnzahl zum Schematisiren des Lebens und der Wissenschaft gebraucht wird, mit zugleich beigefügter Warnung, Zahlen und Figuren seien nicht Gesetzgeber der Dinge und wissenschaftlichen Deductionen, sondern abstrahirt aus dem Inhalt der Dinge des All nach den unendlichen Erscheinungsformen, und also nur eine formale Construction der unendlichen Reihe der Individuen zum gemeinsamen Einheitspunkte, weshalb sie keinen Inhalt geben, die Wissenschaft nicht an sich fördern, sondern durch die Wissenschaft selbst gefördert sind, als formeller Theil der Wissenschaften in endlicher Beschränkung, während der materielle Theil der Wissenschaften in unendlicher Reihe unbeschränkt sich verzweigt. Eine Einwendung macht sich der Verf. selbst: „das Schematisiren sei ein Verlieren in die Form, ein Formales, was keinen wissenschaftlichen Inhalt gibt, ein gesuchtes willkürliches Gestalten und Einzwängen der Unendlichkeit in endliche beschränkte Formen", und dies ist vollkommen richtig, es wäre daher verkehrt, wenn man Entwürfe von Schematen — was wol zum Theil geschehen — als eine Construction wissenschaftlicher Einsicht betrachten wollte, da sie doch nur eine Uebersicht gewähren. Der Verf. liefert nun eine Menge von Schematen über Philosophie, Anthropologie und Medicin, Religion und Theologie, Politik und Jurisprudenz. In allen herrscht die dekadische Formel: 1. Einheit; 2. 3. Entwickelung, Gegensatz; 4—7. Inneres, Äußeres, Hohes, Niedriges; 8. 9. 10. Wesen, Form, Sein. Als Beispiel diene ein Schema aus der Sprachlehre für Wortbezeichnung und Interpunction: 1. Wort, Punctum; 2. 3. Wurzelwörter, Stammwörter; Komma, Fragezeichen; 4—7. Ableitung, Zusammensetzung, Bedeutung, Definition, Semikolon, Kolon, Ausrufungszeichen, Gedankenstrich; 8. 9. 10. Verschiedenheit der Wortbedeutung, Ähnlichkeit der Wortbedeutungen, Wortverbindung; Anführungszeichen, Theilungszeichen, Parenthesis. Und ein anderes Beispiel aus der Anthropologie und Medicin: 1. Seelenkrankheiten; 2. 3. Geisteskrankheiten, Gemüthskrankheiten; 4—7. Wahnsinn, Irrsinn oder Verrücktheit, Tiefsinn, Unsinn oder Narrheit; 8. 9. 10. Blödsinn, theilweise und zeitweise Seelenstörungen aus acuten physischen Krankheiten, gleiche secundaire Seelenstörungen aus physischen Gebrechen, organischen Krankheiten, Krankheitszufällen und Krankheitsausgängen. Der Verf. bringt in dasselbe Zahlenschema die Bitten des Vater Unser und die Zehn Gebote, läßt auch unter die Hauptabtheilungen dreigliedrige Unterabtheilungen sich stellen, z. B. unter Wahnsinn Aufhebung der idealen Anschauung, aufgehobene Phantasiefreiheit, Aufhebung aller Intelligenz, unter Blödsinn Dummheit, Stumpfsinn, Kretinismus u. s. w. Zugleich soll sich in der formalen Ausprägung der Zahlenreihe und der materialen Ausprägung der Begriffsreihe für jene dekadische Gesetzformel eine dreifache Gradation finden: a) primitive Bestehens- oder Grundformen Nr. 1—3; b) secundaire Entwickelungsformen Nr. 4—7; c) Vollendungsformen Nr. 8—10. Ref. aber gesteht, er habe diese Gradation in den Schematen nicht entdecken können und nur in einigen derselben etwa entfernten Anklang davon gefunden.

Dem sei nun wie ihm wolle, so enthält der die Schemate begleitende Text viel Einleuchtendes und Beherzigungswerthes. Unter anderm betrachtet der Verf. den Menschen als zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Irdischen und Himmlischen stehend und erblickt in dem jetzt herrschenden Zeitgeiste einerseits eine Durcharbeitung zum Standpunkte des religiösen

Lebens, andererseits [illegible]. „Nur ist es betrübend, gerade im [illegible] der Menschen manchen rückschreitenden Bewegungen zu begegnen. Während die schon früher neben dem Monotheismus entwickelten und feindlichen Richtungen des Atheismus und Pantheismus die Wissenschaften weit über die Religion erhoben, wird nun auch die Religion nicht nur über alle Wissenschaften, sondern auch im Gegensatz mit diesen gesetzt und letztere werden als ihr feindlich angesehen, und zwar in der weitverbreiteten Partei der Pietisten und Mystiker, welche sich in jene frühern Perioden der Religion versetzt sehen möchten, wo ein contemplatives Leben im Hochgefühle der Gottesnähe und in Wonne der Weltschöpfung das Gemüth des Menschen erfüllte. Bei diesen Menschen steigert sich zwar das innere Seelenleben, aber die eigentliche geistige freie Thatkraft nach außen wird häufig geschwächt oder krankhaft verändert und es tritt mit der Rückkehr in sich oft verderbliche Selbstgenügsamkeit oder sogar Fanatismus ein."

Der Verf. ist Arzt und betrachtet den Versuch einer neuen Bahn der Psychologie als eigentlichen Centralpunkt seiner vorliegenden Schrift. Man nimmt an, sagt er, der Mensch bestehe aus Geist, Seele und Leib, Geist habe nur der Mensch, Seele und Leib auch das Thier. Die Seele verbindet den Geist mit dem Leibe, der Seele Träger ist die Nervenkraft, das Nervenfluidum, die Lebenskraft überhaupt, oder Seele ist am Ende identisch mit Lebenskraft. Different sind die Zutheilungen und Begriffbestimmungen der einzelnen dem Geiste und der Seele angehörigen Factoren Vernunft, Verstand, Gemüth, Wille u. s. w., und sonderbar ist oft die Stellung, in welche diese drei Begriffe und Dinge zueinander gesetzt werden. Der Geist, lehrt man, ist unsterblich und ewig, der Leib sterblich und vergänglich; wie es mit der Seele geht, darüber ist man meistens uneinig, und da auch Thiere nach Einigen eine Seele haben, so weiß man nicht recht, was mit dieser wird. Da man einerseits die Seele als gesteigerte Lebenskraft nimmt, so kämpfen an ihr die Materialisten an, lassen den Geist nur Ausflüsse von ihr sein, während die Pantheisten einen unmittelbaren Ausfluß des göttlichen Weltgeistes in ihr erkennen und Seele in allem Leben finden. Die beliebte Trias — im Sinne der Theologie die Trinität — soll in der Annahme von Geist, Seele und Leib einen Anklang oder eine Correspondenz in der Schöpfung des Menschen mit der göttlichen Dreieinigkeit finden. Der Verf. stellt dagegen die Lehre fest: der Mensch besteht aus zwei Hauptgrundbestandtheilen, Seele und Organismus; Seele umfaßt die ganze Lebenssphäre des Geistes und Gemüths, Organismus den ganzen materiellen Lebenskreis individueller Gestaltung. Das Thier hat keine Seele, ist aber gleich dem Menschen ein Organismus, letzteres ist ein selbständig belebtes individuelles Wesen, bestehend aus materiellen Stoffen, und aus Kräften, welche in diesen Stoffen wirken. Das seelische Leben des Menschen muß von unmittelbar göttlichem Ursprunge und von höherer Würde als die irdische Erscheinungswelt sein. Auch der Mensch ist nicht die vollendetste Schöpfung der Geisterwelt, sondern erscheint als Übergang vom natürlichen, materiellen Leben zum übersinnlichen, himmlischen und geistigen, als eine Vereinigung von zwei Naturen, davon die eine in einer ganzen Wesenreihe und Stufenleiter sich entwickelt und zur Vervollkommnung herangebildet hat, während deren andere zum ersten Male sich kund gibt.

Die einfachsten Erklärungen sind wol die besten und sonach eine Dyas des Menschenbestandes einer Trias vorzuziehen, indessen sieht man, was Andere der Seele beilegen, gewährt der Verf. dem selbständig belebten Organismus, und was über diesem dem Geiste zufällt, ist nach ihm der Seele eigen. Die menschliche Seele entfaltet sich nun in die Polarität von Geist und Gemüth, des Geistes untergeordnete Systeme sind Vernunft und Verstand, des Gemüths höhere Gefühlswelt und Sinnengefühle. Die Vernunft entfaltet sich als Quelle der Ideen, der Phantasie, der Intelligenz, der Verstand als Quelle des Erkennens, des Darstellens, des Denkens, die höhere Gefühlswelt als Quelle [illegible], der Wahrheit; die Gemüthsgefühle haben die [illegible] Empfindung, die [illegible] des Begehrens. Die Vereinigung aller Seelenvermögen im Seelenleben, sowol in der geistigen als gemüthlichen Sphäre erscheint als eine nach dem Gesetz der Trias construirte Herausbildung der Grundformen Bewußtsein, Wille und That. Als Probestein der Wahrheit dieser Ansichten nennt der Verf. das thierische Leben, welchem in höherer Ordnung mit dem Menschen gemeinsame Functionen zukommen, und die psychischen Krankheiten, wovon keine Spur bei den Thieren vorkommt. (Nach Scheitlin's „Thierseelenkunde" sind Spuren davon vorhanden.) Inzwischen wird wol keine psychologische Ansicht irgend einer Art das Gemeinsame und Unterschiedene des thierischen und menschlichen Lebens verkennen und für deren Auffassung und Erklärung gewisse Gegenbegriffe wählen, sodaß eine bestimmte Vertheilung der Grundkräfte und Vermögen allein dadurch keine ausschließliche Richtigkeit gewinnt, wenn sie gleich neben andern zu bestehen vermag. In der Psychologie will eigentlich der Mensch hinter sich selbst kommen, welches streng genommen unmöglich ist, weil er sich selbst nur hat und findet und hierfür — wie gleichfalls für alle Dinge der Welt — zu gewissen Voraussetzungen genöthigt wird.

Was der Medicin im Verhältniß zu den andern Wissenschaften noth thut, lesen wir S. 135: „Philosophie sollte mehr Einheit in das ärztliche Wissen bringen, als Geist der Naturwissenschaft Einheit in Entwickelung der Gesetze des organischen Lebens, in der Psychologie Einheit in den Gesetzen des Seelenlebens; sie sollte verhindern, daß einseitige Systeme und monopolanstrebende Neuerungen auftauchen und die Köpfe verblenden, die Theologie sollte der Medicin freundlich zur Seite gehen, aber ohne theologische Sekten und Parteien, Mysticismus und Pietismus, Schwärmerei und Scheinheiligkeit, sowie andererseits Materialismus und Atheismus, Frivolität und Immoralität als Erbfeinde der Ärzte und ihrer Wissenschaft angesehen werden sollten. Auch in staatsrechtlicher und staatsgesellschaftlicher Beziehung würdige die Medicin richtig ihre Stellung, verbinde praktischen Takt mit wahrer Theorie, es schwinde in ihr das unselige Streben, einseitige Hirngespinste ins Leben zaubern zu wollen, oder geheime Agentien und Naturkräfte zu leugnen, statt dessen werde ruhig geprüft und geforscht, dann erst mitgetheilt und geurtheilt." Als Beispiel gibt der Verf. seine durch praktische Beobachtung und Prüfung gewonnene Ansicht über den thierischen Magnetismus, worin wir ihm hier nicht folgen können.

Mit besonderer Ausführlichkeit und Eingehen in die einzelnen Verhältnisse wird das Medicinalwesen in den europäischen Staaten besprochen, und trotz dem Vielen, was gegen sonst darin geschehen sein mag, werden Mangel nachgewiesen und pia desideria daran geknüpft. Ein eigener Anhang enthält interessante ärztliche Gutachten, besonders in Bezug auf psychische Verhältnisse. Auch über die jetzt häufige Minderung des Sehvermögens unter jungen Leuten werden die Ursachen nachgewiesen und Vorschläge zur etwaigen Verbesserung und Schärfung des Gesichtssinns gemacht.

Selbst über Religion und Theologie urtheilt der Nichttheologe und erkennt ganz die Wichtigkeit des Gegenstandes. Die christliche Religion ist ihm Weltreligion, aber sie beseelt nicht in ihrer Reinheit, nach ihrem Umfange und ihrer Klarheit unser Geschlecht. Dies beweisen die Kämpfe der christlichen Parteien, die menschlichen Zusätze und Formeln, die geringe Ausbreitung der christlichen Kirche auf Erden, die Differenzen in Auslegung der heiligen Schrift, der christlichen Dogmen und religiösen Lebensansichten. Rein auf dem Standpunkte der Wissenschaft will der Verf. sich auf die Gegensätze von Katholicismus und Protestantismus einlassen und eine mögliche Vereinigung nachweisen. Ein schönes, aber gefährliches Unternehmen, denn gerade die Wissenschaft mit ihren Ansprüchen scheint Spaltungen zu vermehren. Wol kann gesagt werden: „Der Protestantismus entspreche mehr der Religionsaufnahme durch Verstand und Vernunft, der Katholicismus einer Gefühlsaufregung,

durch beides werde sowohl die Andacht und geistige Erhebung erzeugt, schneller durch letzteres, bleibender durch ersteres"; allein damit ist wenig gewonnen, der Gegensatz betrifft eine Überzeugung durch Autorität und durch eigene Einsicht. Der Verf. selbst sagt richtig: „Die Absicht des Christenthums sei, nicht blos eine Kirche des unbedingten Glaubens, sondern eine selbständige Erfassung der Kirche und der Glaubenswahrheit nach dem allgemeinen Wissenschaftsgesetze zu schaffen"; allein eben dadurch wird eine mannichfaltige individuelle Gestaltung herbeigeführt. So können dann folgende Kirchenunionsvorschläge (S. 236 fg.) schwerlich zum Ziele führen, nämlich: Errichtung eines der Zeit und den Bedürfnissen der Menschen angemessenen gemeinschaftlichen Lehrgebäudes durch eine vereinte Kirchenversammlung; Gottesdienst mit Messe und Predigt, Abendmahl in beiderlei Gestalt; gebührende Würde der Tradition neben der heiligen Schrift; Gestattung der Priesterehe; einige Klöster ohne die bisherigen, oft unheilschweren Gelübde; christlicher Glaube, aber auch christlicher Wandel; Taufe und Abendmahl als Hauptsacramente, denen sich die andern als nicht schriftwidrig anschließen; Verehrung der Maria, als Mutter Christi, durch ein Hauptfest u. s. w. Wenn auch manche dieser Vorschläge ausführbar wären und Frieden bringen könnten, wie mag der Verf. es von Concilien erwarten, die doch jeder Einigung die Sanction ertheilen müßten, und warum ist des Papstes und der römischen Hierarchie nicht gedacht, die vor allem übrigen in Frage kommen? Fürwahr, die christliche Theologie und die Theologen sind verkannt!

Im neuern Staatsleben hält der Verf. eine unbedingte Preßfreiheit noch nicht an der Zeit, weil noch die allgemeine Intelligenz mangelt, weil oft das Höhere profanirt und in den Staub gezogen wird, weil nicht Wahrheit und Recht, nicht das Gute um des Guten willen stets veröffentlicht werden, sondern öfters Witz und Laune, Haß und Feindschaft, Privatinteresse und Fanatismus freien Spielraum gewinnen und darum Censur und Preßgesetz der Preßfreiheit als Hülfsmächte (!) zur Seite stehen. Also — es bleibe damit, wie es ist, wir haben, was wir brauchen!

Ein schönes Äußere empfiehlt das Werk. Auf dem Umschlage ist in der Mitte abgebildet das Auge Gottes im Dreieck, Strahlen ausspendend, ein Sinnbild des Centralpunkts alles ideellen und reellen Seins, Menschen, Engel, Weltkörper, umher; dann die Religion als betende junge weibliche Figur; die Jurisprudenz mit Schwert als ältere; die Medicin im Bilde des Äskulap; die Kunst im Bilde des Apollo u. s. w. Der Stich ist gelungen und kann die Freunde emblematischer Verzierungen erfreuen. 5.

Literarische Notiz.

Wir haben der „Galerie des contemporains illustres par un homme de rien" bei verschiedenen Gelegenheiten im Vorbeigehen erwähnt. Gegenwärtig sind so ziemlich sechs Bände (das Ganze ist auf zehn berechnet) erschienen, und wir wollen deshalb auf dieses geistvolle Werk aufs neue aufmerksam machen. Das „Journal des débats" sagte vor einiger Zeit mit Recht, daß diese Galerie mehr als ein blos vorübergehendes Interesse habe. In der That erhalten wir in diesem Werke nicht nur eine große Masse sehr interessanten Materials über unsere großen Zeitgenossen und namentlich über die französischen Notabilitäten, sondern dasselbe ist zum Theil so gelungen verarbeitet, daß einzelne der kleinen Biographien für wahre Cabinetstückchen gelten können. So heben wir aus dem ersten Bande namentlich Thiers, Berryer, aus dem zweiten: Cormenin, Balzac u. a. hervor. In dem letzten Bande werden von den fremden Schriftstellern namentlich A. W. v. Schlegel und A. v. Humboldt besprochen. M. de Lomenil — dies ist, wie es heißt, der Name des Verf. — ist mehr als ein homme de rien, er ist ein Mann von Geist und vielem Talent. Sein Stil ist pikant, ohne gar zu viel mit Antithesen zu spielen. 2.

Bibliographie.

Achat, W., Humoresken. Coesfeld, Rieß. 8. 1 Thlr.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. I. Die Ehescheidungsfrage. Von Puchta. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Boz's sämmtliche Werke 43ster Theil: Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewit's. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit 40 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Phiz. 1stes Heft. Leipzig, Weber. 16. 5 Ngr.

Capefigue, M., Geschichte der hundert Tage. 1ste Lieferung. Mit 1 Stahlstich. Freiburg, Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Doerk, C. M., Beitrag zur Vermittelung der Meinungen über die Preußische Eherechtsreform. Eisleben, Reichardt. 8. 10 Ngr.

Fiedler, F., Geographie und Geschichte von Altgriechenland und seinen Colonien. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Frick, Ida, Durch Nacht zum Licht. Roman in vier Büchern. 2 Bände. Leipzig, Focke. 8. 3 Thlr.

Fryxell, A., Leben Gustav's II. Adolf's, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen nach der 2ten Auflage übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von A. Homberg. 2ter Theil. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Gräf, G., Scherz und Ernst, oder Charakterzeichnungen. Meiningen, Keyßner. Gr. 12. 20 Ngr.

Harkort, F., Bemerkungen über die preußische Volksschule und ihre Lehrer. Hagen. Gr. 8. 12 Ngr.

Herbert, C., Der Criminalproceß des Jochim Hinrich Ramcke, aus Halstenbeck bei Altona, wegen angeschuldigten Mordes, nächsten Versuchs zu einem andern Morde und Mordbrandes, in allen Instanzen zum Tode verurtheilt und zum Richtplatz geführt, dessen Hinrichtung aber dennoch, wegen Zweifels an der Schuld und dem gesunden Verstand des Inquisiten einem wenige Minuten vor der Execution anlangenden königl. Befehle zufolge, nicht stattfand; nach den Criminalacten und authentischen Berichten mit Beziehung auf die Theorie des Beweisverfahrens und Geschwornen-Gerichts und die Vertheidigungsschriften der Herren Adv. Gülich und Dr. jur. P. v. Kobbe beleuchtet. Altona, Heilbutt. 8. 20 Ngr.

Sallet, F. v., Gesammelte Gedichte. Breslau, A. Schulz. 16. 1 Thlr.

Schartan's, H., Leben und Lehre. Ein Lebensbild aus der schwedischen Kirche. Leipzig, Michelsen. Gr. 12. 10 Ngr.

Stimmen berühmter Christen über den Damascener Blutproceß. Als Anlage zu der Schrift „Damascia" von L. H. Loewenstein. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 10 Ngr.

Trojano, M. di, Die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm des Fünften von Bayern mit Renata, der Tochter des Herzogs Franz des Ersten von Lothringen, zu München im Jahre 1568. In italienischer Sprache beschrieben. Frei übersetzt von Fr. Würthmann. München, Fleischmann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Vechelde, C. F. v., Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz. Zur Geschichte der frühern Zustände der preußischen Armee und besonders des Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels im Jahre 1809. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Welp, A., Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Bruchstück aus den Memoiren eines schlesischen Bauern. Leipzig, Hunger. 8. 7½ Ngr.

Willibald, J. K., Die Zigeuner im Tilln-Walde. Volks- und Criminalgeschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 20 Ngr.

Wuttke, H., Jahrbuch der deutschen Universitäten. II. Winterhalbjahr 1842—43. Leipzig, Weidmann. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1843.

Davis über China.

La Chine. Par *J. F. Davis;* traduit de l'anglais par *A. Pichard*, revu et augmenté d'un appendice par *Bazin* ainé. Zwei Bände. Paris 1841.

Dies Werk ist ein Beweis von dem Geiste historischer, ethnographischer und geographischer Forschung, der unsere Zeit charakterisirt und mit den philosophischen und politischen Strebungen unserer Tage in engster Verbindung steht. Denn in der That ist das Studium der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde gegenwärtig ein philosophisches oder politisches und wird philosophischer oder politischer Zwecke wegen unternommen. Die naive Neugierde, welche blos wissen möchte, wie es ehedem und anderswo gewesen und ausgesehen, blos um es zu wissen, diese Neugierde dürfte man nur noch auf den Schulbänken finden. Uninteressirt studiren Wenige Geschichte, Länder- und Völkerkunde. Die Einen gehen von politischen Gesichtspunkten aus; bei Andern liegt der Gedanke, zu einer Philosophie der Geschichte und Menschheit zu kommen, im Hintergrunde.

Griechische, römische, französische, englische, spanische, italienische, kurz abendländische Geschichte, Ethnographie und Geographie sind in unserer Zeit Gegenstand der allgemeinen Bildung geworden; die Sprachen dieser Länder sind allen Gelehrten bekannt und es fehlt in keiner Literatur an Werken über die Geschichte, Ethnographie und Geographie dieser Länder, die auch Denen zugänglich sind, welche keine fremde Sprachen gelernt haben. Der Orient ist aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, bis jetzt der allgemeinen Bildung fremd geblieben und wird ihr auch wol noch lange, wenn nicht immer, fremd bleiben; vor der Hand läßt sich schon darum nicht wohl von einer historischen, ethnographischen und geographischen Literatur über den Orient sprechen, weil die orientalischen Studien noch eine Art indisches Weltei sind, noch nicht eine in sich organisirte Disciplin, wie die classische Philologie. Was bis jetzt in Frankreich für die Kenntniß des Orients geschrieben worden, das ist vorherrschend linguistischer Natur; das Geschichtliche, Ethnographische und sonstige Sachliche läuft nur in Anmerkungen, Excursen, Commentaren so mit bei. Die Leistungen der französischen Orientalisten, wie Silvestre de Sacy, Abel Rémusat, Anquetil du Perron, Chezy, Eugène Burnouf, Langlès, Caussin de Perceval, Garcin de Tassy, Klaproth, Champollion-Figeac, Quatremère de Quincy u. A. haben allerdings die Kenntniß des Orients in sprachlicher und auch in anderer Beziehung bedeutend gefördert; aber diese Leistungen interessiren ausschließlich Gelehrte von Fach, und es hat in Verhältnissen, die zu bekannt sind, um noch besonders hervorgehoben zu werden, seinen Grund, daß die Literatur der Engländer über den Orient reicher ist an Beiträgen zur Kenntniß der socialen Cultur dortiger Länder und Völker, welche für gebildete Leser interessant sind. Ein solcher Beitrag ist das hier angezeigte Werk über China.

Es existirt nicht leicht ein Land, über das Europa lange Jahrhunderte hindurch unvollständigere, unwahrere Vorstellungen und extravagantere Ideen gehabt hat, als über das „himmlische Reich". Durchaus nicht aus Mangel an Nachrichten über dieses merkwürdige Land, noch aus dem Grunde, weil unübersteigliche Hindernisse jederzeit den wißbegierigen Europäern den Zutritt auf chinesischen Boden verwehrt und dadurch zu fabelhaften, rein aus der Luft gegriffenen Erzählungen und Beschreibungen Veranlassung gegeben hätten. Es gab eine Zeit, wo die Fremden frei und ungehindert im Innern von China herumreisen und es in allen Richtungen und Beziehungen durchforschen durften. Wenn diese Erlaubniß gegenwärtig aufgehoben ist, wenn die Bewohner der „Mittelblume der Welt" (d. h. Chinas) alle andern Nationen und insonderheit die abendländischen als verächtliche Barbaren behandeln, so ist daran die unersättliche Habgier, die schmähliche Gewinnsucht und Grausamkeit Schuld, wodurch sich Spanien in Südamerika einen so verabscheuten und verabscheuungswürdigen Namen gemacht. Mit mehr Glück und Erfolg als Mexico und Peru setzte China den fremden Eindringlingen einen Damm entgegen, indem es seine Grenzen zuschloß und sich gegen das Ausland ummauerte.

Zu der Zeit, wo Handel und Verkehr aller Art im Innern des „himmlischen Reichs" den Fremden freigegeben war, wurden in China Handels- und Entdeckungsreisen vom höchsten Interesse vorgenommen. Den Arabern, die vor der Eroberung der mongolischen Tataren sich vorzugsweise als Handelsleute zur See dahin begaben, verdanken wir die erste etwas genaue, ausführliche

Beschreibung Chinas, seiner Sitten, Einrichtungen und Gewohnheiten. Ihre weitläufigen, ausgedehnten Eroberungen brachten sie mit den Grenzen dieses entlegenen Reichs in Berührung, und die Wißbegierde reizte einige von ihnen, im Lauf des 8. und 9. Jahrhunderts diese unbekannten Gegenden zu bereisen, die sie nachher beschrieben. An einer ältern von Renaudet unter dem Titel „Anciennes relations de deux voyageurs mahométans" (1718) besorgten Übersetzung haben die Franzosen ein interessantes Gemälde zweier Reisen, die in den Jahren 850 und 877 von zwei Arabern gemacht worden. Diese Reisebeschreibungen des 9. Jahrhunderts enthalten um so merkwürdigere Einzelheiten, als sie die Chinesen schildern, wie wir sie heutzutage kennen, obschon seitdem an tausend Jahre verflossen sind. Einen andern Reisebericht, den wichtigsten von allen, die über das Innere von China geschrieben worden, findet man in den berühmten Reisen des Marco Polo im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Aber alle diese Hülfsmittel und Nachweisungen waren vor der Hand für die abendländische Bildung verloren. In großer Unwissenheit über die Beschaffenheit, den Umfang, die sociale Cultur und die Geschichte Chinas, schenkte Europa den Berichten der kühnen Reisenden keinen Glauben und gab lieber ihre Beschreibungen für Lügen und die Reisenden selbst für kecke Betrüger aus.

Im J. 1254 oder 1255 machten zwei venetianische Edle, Nikolaus und Matthäus Polo, die Reise nach Konstantinopel. Wie ihre Handelsgeschäfte in dieser Stadt beendigt waren, hörten sie mancherlei reden von einem weitläufigen Reich, welches die Tataren an der Wolga gestiftet. Sie beschlossen, dasselbe zu besehen, und machten sich in dieser Absicht auf den Weg, nachdem sie zuvor bedeutende Vorräthe von Pretiosen und Edelsteinen angekauft. Sie verweilten zuerst bei dem Tatarenhäuptling Barkah, Enkel des berühmten Dschingis-Khan, bei dem sie die gastfreundschaftlichste Aufnahme fanden. Nach einjährigem Aufenthalt nahmen sie Abschied von ihrem Wirth und gelangten endlich nach China, während der Regierung des mongolischen Eroberers Khonbilaï-Khan. An dem Hofe dieses Fürsten wurden sie ungemein gut aufgenommen und bei ihrer Abreise nach Europa lud man sie dringend ein, doch ja wiederzukommen.

20 Jahre später, 1274, begaben sich unsere Reisenden in der That nach China zurück, mit Briefen vom Papste Gregor X. und in Begleitung des jungen Marco Polo, Sohn von Nikolaus Polo, und wurden von dem Khan ebenso huldreich aufgenommen als das erste Mal. Nach kurzem Verweilen wurde der junge Marco Polo wegen seiner Anstelligkeit und guten Aufführung der Liebling des Khan, der ihm an seinem Hofe eine bedeutende Anstellung gab und die wichtigsten Sendungen in allen Theilen seines Reichs anvertraute. Auf diesen amtlichen Reisen sammelte er ohne Zweifel die zahlreichen Materialien, die er bei seiner Rückkehr nach Europa zur Herausgabe seines Werks benutzte. Nach Verlauf von 17 Jahren ertheilte ihm der Khan, nicht ohne vieles Bedenken, die Erlaubniß zur Rückreise nach Italien, wo er, nach einer Abwesenheit von 24 Jahren, mit allen seinen Schätzen und Reichthümern 1295 ankam. Er konnte sich beinahe nicht mehr in seiner Muttersprache ausdrücken und erst nach vielen Umständen erkannten ihn seine Verwandte wieder, die in seiner Abwesenheit ohne weiteres von seinem väterlichen Palast Besitz genommen hatten. Man kann nichts Anziehenderes, nichts Pittoreskeres lesen als die Schilderung seines Aufenthalts und seiner Ritterzüge im himmlischen Reich, die er während seiner Gefangenschaft zu Genua entworfen. Er hatte von einem unermeßlichen Lande und Volke, von ungeheuerm Nationalreichthum und kolossalen Hülfsmitteln zu berichten, und er that es mit Naivetät und Einfachheit, ohne Wortschwall und Weitschweifigkeit; aber die Angaben, die er über den Umfang und Nationalreichthum des chinesischen Reichs bekannt machte, erschienen seinen Zeitgenossen dergestalt übertrieben und unglaublich, daß seine Reisebeschreibung mistrauisch aufgenommen, er selbst scherzweise Messer Marco-Miglione und sein Haus Il corte del Miglioni genannt wurde. Zum Glück haben spätere Zeiten das Andenken Marco Polo's gerächt und den innern Werth sowie die Zuverlässigkeit seiner Erzählungen wieder ins Licht gestellt.

Es ging mit der Beschreibung Chinas im 13. Jahrhundert wie mit vielen ältern Erzählungen von dem uralten Glanz Persiens und von den Wundern Ägyptens; es erging den Berichten Marco Polo's wie den Erzählungen Herodot's und den Geschichten nordischer Schriftsteller, z. B. des Saxo Grammaticus, die so lange für Märchen und Erfindungen galten, bis sie durch die Resultate der in neuerer Zeit angestellten Forschungen bestätigt wurden. Jetzt wird die Reisebeschreibung des Marco Polo allgemein bewundert, und sein Werk, das 1496 zum ersten Mal in Venedig gedruckt erschien, ist seitdem im Deutschen von Peregrin, im Englischen von William Marsden, und 1818 im Italienischen von Placido Zurla zu Venedig wiederaufgelegt worden. Zwei andere Ausgaben davon kamen zu Rom und Florenz heraus. Gut zu constatiren ist, wie sehr die Berichte der arabischen Reisenden des 9. mit denen des 13. Jahrhunderts und wie beide Werke mit Dem übereinstimmen, was die neuerdings im Innern von China zugelassenen Reisenden uns von der Statistik dieses kolossalen Reichs melden.

Erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde China der europäischen Wissenschaft durch einige spanische und portugiesische Geistliche, wie Mendoza, Guzman, Maldonado, Martin Martini, Semado, Magellan zugänglich gemacht, die sich in dem fernen Lande als Missionnaire ansiedelten und interessante Kunde mittheilten über Chinas Sitten, politische, religiöse und industrielle Verhältnisse. Die erste von diesen Reisebeschreibungen, die des Pater Mendoza erschien 1585 unter dem Titel „Historia del gran regno de la China". Ungleich wichtiger war die Übersetzung der arabischen Reisebeschreibungen von E. Renaudot, wovon wir schon gesprochen haben. Im 17. und 18. Jahrhundert trugen

die Arbeiten der französischen, als Missionnaire in China angesiedelten Jesuiten nicht wenig dazu bei, das erweckte Interesse an China zu steigern. Der Pater Le Comte hatte wackere Nachfolger, die Pater Antoine Gaubil, Cibot und Amyot, welche schätzbare Materialien zusammenbrachten: „Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages etc. des Chinois. Par les missionnaires de Pekin" (Paris 1776—1814, 16 Bde., 4.). Leider waren die Jesuiten etwas leichtgläubig und man kann sich nur da auf ihre Nachrichten ganz verlassen, wo sie als Augen- und Ohrenzeugen sprechen. Joseph-Anne-Marie de Moyriac de Mailla (1669—1748) gab eine nach einem chinesischen Original gearbeitete „Histoire générale de la Chine, ou Annales de cet empire, publié par *Grosier* et *Le Roux des Hauterays*" (Paris 1777—85, 13 Bde., 4., mit Atlas in Folio), die zwar ganz unkritisch, aber eben dadurch, weil sie die Meinungen der Chinesen reproducirt, von ganz besonderm Werthe ist. Außer dem chinesischen Originale stützte sich diese Geschichte besonders auf das 50 Jahre früher erschienene große Werk Duhalde's über China, eine gelehrte Compilation, die alle Hauptpunkte der Geschichte, Philosophie, Gesetzgebung und Literatur bei den Chinesen oberflächlich berührte und die obengenannten Herausgeber anregte, ein gründlicheres und allgemein interessanteres Buch über China zu schreiben.

Ungefähr dasselbe Motiv hat vorliegendes Werk veranlaßt.

Der Verf. — heißt es in der Vorrede — hat sich bemüht, abgekürzte, aber genaue Documente und Nachweisungen in zugleich einfacher und klar faßlicher Form darzubieten. Die Wenigen, die über irgend einen Punkt der chinesischen Geschichte nähere Auskunft wünschen, finden dieselbe in den zahlreichen Werken der Sinologen.

Zu diesem Behuf hat der Verf. einen merkwürdigen bibliographischen Nachtrag angehängt, mit einem vollständigen Verzeichniß der zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Sprachen über China erschienenen Hauptwerke. Seine Beschreibung Chinas unterscheidet sich durchaus von der des Abbé Grosier, der, wie schon bemerkt, bei seiner Arbeit das Werk des Pater Duhalde zum Grunde legte. Hr. Davis beruft sich auf die Autorität dieses berühmten Compilators zur festern Begründung einer Ansicht. Mehre englische Werke, wie der authentische Bericht des Lords Macartney, von Staunton, und „China" von Barrow, sodann eigene Anschauungen und an Ort und Stelle gesammelte Bemerkungen und Erfahrungen bilden die Grundlage seines ebenso gehaltreichen als unterhaltenden Werks, welches keineswegs eine Compilation zu nennen, da man nicht wohl annehmen kann, daß ein Mann wie Hr. Davis, der sehr bedeutende philologische Arbeiten unternommen und zu Ende geführt, versäumt haben sollte, zu den chinesischen Originalen zu greifen und die Thatsachen darin nachzusehen, bevor er über irgend einen streitigen Punkt sich ausspricht oder über den Werth zwei entgegengesetzter Ansichten entscheidet.

Hr. Davis war lange Präsident der Ostindischen Handelsgesellschaft in China und die an seinem Namen haftende Berühmtheit und Bedeutung hat die englische Schatzmeisterei zu Kanton in ein glänzendes Licht gestellt. Sein Werk, wie er es selbst in der Einleitung sagt, ist nach Bemerkungen und Anschauungen verfaßt, die er während eines längern Aufenthalts in China gesammelt hat. Zwanzig in diesem Lande verlebte Jahre haben den Ansichten des Hrn. Davis über China und die Chinesen begreiflicherweise eine eigenthümliche Reife und Gediegenheit verleihen müssen, und diese beiden Eigenschaften charakterisiren ganz ausnehmend dieses lebendige Gemälde, voll der interessantesten Details über alles auf ältere und neuere chinesische Geschichte Bezügliche, über das politische, sociale, religiöse System der Chinesen, über die Bevölkerung, die Abstammung der verschiedenen Racen und ihre Nachkommenschaft; über den Handel und Gewerbfleiß, über den Landbau und Productenverschleiß, über die Wissenschaften und Künste, über die Literatur und Schauspielkunst des „himmlischen Reichs". Mit dem Reichthum und Überfluß von Materialien und Hülfsmitteln, die Hrn. Davis zu Gebote standen, hätte dieser gewiß ein viel weitläufigeres, bändereicheres und gelehrteres Werk zu Stande bringen können; ob es ihm aber, bei solchen weiter gesteckten Ansprüchen, gelungen wäre, eine so freimüthige und klare Auseinandersetzung chinesischer Zustände zu geben, möchten wir bezweifeln. Indem er scharf gezeichnete Bestimmtheit an die Stelle lose umgrenzter Allgemeinheit setzt und anstatt Conjecturen Beweise vorbringt, berichtigt er die Schiefheiten Derer, die voreilig über China abgeurtelt und eine feste Meinung über dieses Land gewonnen; seine Darstellung, frei von Schulfüchserei, ist für gebildete Leser von allen Classen, für Gelehrte wie für bloße Neugierige berechnet, zugleich gemeinnützig und vor strenger Kritik probehaltig.

Wir möchten dieses günstige Urtheil über das Werk des Hrn. Davis gern mit Beweisstellen belegen, aber die bloße Hernennung von den Überschriften der einzelnen Capitel würde schon zu viel Raum wegnehmen, und wir machen lieber besonders aufmerksam auf die Capitel, welche eine Übersicht über die alte Geschichte Chinas geben, die große chinesische Mauer und die drei Städte Peking, Nanking und Kanton beschreiben, welche der Verf. aus eigener und häufiger Anschauung kennt; auf die Abschnitte über Gesetzgebung und Criminalrecht; über den Nationalstolz der Chinesen und ihre Verachtung fremder Nationen; über den Ursprung und die Körperverfassung der Chinesen; über die öffentlichen Feierlichkeiten und Volksbelustigungen; über die Heirathsgebräuche und häuslichen Sitten; über die Policei und Verwaltung; über das stehende Heer und die seltsamen Grundsätze der Militairgesetze. Folgende Bestimmungen sind Auszüge aus einer Verordnung, die ein Vicekönig nach dem schlechten Benehmen der Truppen von Kanton in einem Gefecht gegen die unabhängigen Hochländer erließ:

Wer flieht, soll geköpft werden. — Wer zittert oder seinem Nebenmann ins Ohr flüstert, wenn der Feind heranrückt, soll des Todes sterben. — Wird ein Mandarin gefangen oder verwundet, so sollen die gemeinen Soldaten Alles aufbieten, ihn zu befreien; unterlassen sie es, diese Vorschrift zu befolgen, so sollen sie enthauptet werden. — Der Soldat, der einen Feind nach

tapferer Gegenwehr tödtet, soll eine Auszeichnung erhalten; wer aber sein eigenes Verdienst übertreibt oder sich die Thaten Anderer anmaßt, soll mit dem Schwerte vom Leben zum Tode befördert werden. — Wer die Trommel rühren hört und nicht vorwärts geht oder wer den Gong hört und nicht zum Rückmarsch schlägt, soll gleiche Strafe erleiden. — Strenge Beobachtung der Kriegsgesetze ist das einzige Mittel, Memmen zu Helden zu machen.

Die Stichhaltigkeit dieser Vorschriften zur Erreichung solcher Zwecke dürfte in Zweifel zu ziehen sein; denn ungeachtet ihrer Armee von 900,000 Mann gelingt es den Chinesen selten, etwas Nachdrückliches und Energisches anders als mit List auszurichten. Vergessen wir übrigens nicht zu bemerken, daß kriegerischer Eifer und Eroberungslust für schlechte Eigenschaften eines chinesischen Soldaten gelten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

Von ganz besonderm Interesse für jeden Freund wahrer und echter constitutionneller Freiheit und ihrer Bürgschaften ist folgende Schrift: „Orla Lehmann's Forsvarstale, holdt for Hoeiesteret i den mod ham anlagte Generalfiskal-Action" (Orla Lehmann's Vertheidigungsrede, gehalten vor dem Höchsten Gericht ꝛc., Kopenhagen 1842). Diese Vertheidigungsrede zeichnet sich durch die größte Klarheit und Kraft des Gedankens und der Darstellung und die größte Ruhe und Mäßigung aus. Der Verf. derselben gehört, wie bekannt, zu den ausgezeichnetsten Männern in Dänemark, welche für constitutionnelle Freiheit mit festem, uneigennützigem und aufopferndem Muthe kämpfen. Davon hat er auch durch die erwähnte Rede einen neuen Beweis gegeben. Sie hat daher den ungetheilten Beifall aller Freisinnigen im Lande erhalten. Die eigentliche Vertheidigung beginnt Lehmann mit der Erklärung, daß seine Reise nach der Insel Falster ein Werk des Zufalls und daß er ganz unvorbereitet war auf den Vortrag, den er am Tage nach seiner Ankunft dahin aus dem Stegreife hielt, um die da versammelte Menge, welche größtentheils aus Bauern bestand, von dem Bedürfniß einer Constitutionsveränderung in Dänemark zu überzeugen. Seine Rede machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck. Lehmann fing bei der Gelegenheit damit an, den Christoph Rasmussen darum zu loben, weil er darnach strebe, eine eigene, auf Gründe gebaute Überzeugung zu haben; darin, sagte der Redner, bestehe die wahre Selbständigkeit, und wenn es ihm gelänge einen solchen Mann zu überzeugen, so wollte er dies für einen größern Gewinn halten, als wenn er hunderte Andere dahin bringen könnte, zu Dem, was er sagte, leichtfertig Ja zu sagen. Darauf suchte er den versammelten Bauern darzuthun, daß es ein Irrthum sei, wenn man glaube, der Bauernstand habe der Souverainetät der Könige etwas zu verdanken; er behauptet hingegen, daß der Druck, welcher unter der ältern Adelsherrschaft auf diesem Stande lastete, noch härter unter der Souverainetät wurde, daß von allen dänischen Souverainen Friedrich VI. der einzige gewesen sei, der Verdienste um den Bauernstand gehabt habe, daß aber sogar Das, was kurz nach Antritt dieses Monarchen zur Regierung für den Bauer geschah, nicht von ihm, sondern von Männern wie Bernstorff, Reventlow, Schimmelmann, Colbjoernsen und im Grunde vom Geiste der Zeit ausging. Wegen dieser und ähnlicher Äußerungen in seiner Rede auf Falster wurde am 19. Jan. 1842 gegen Lehmann fiscalischer Proceß erhoben. Zeugen wurden abgehört, um fernere Beweise vom Inhalt der Rede, als die in dem gedruckten Bericht enthalten waren, zu suchen. Lehmann entwickelte darauf die dreifache Schwierigkeit, durch Aussagen von Zeugen den wahren Inhalt eines ausführlichen Vortrags mit Gewißheit zu erfahren, indem man Irrthum ausgesetzt sei sowol in der Zeugen Auffassung der Rede, als in deren Erinnerung an dieselbe, endlich bei deren Wiedergebung derselben, bei der Abhörung und bei der Wiedergebung ihrer Aussagen im Protocoll viele Misverständnisse einlaufen könnten. In seiner Rede vor dem Volke auf Falster hatte Lehmann dargethan, daß Dänemarks gegenwärtige Staatsverfassung nicht geeignet sei, den Rechtszustand des Volks zu sichern oder dessen Veredelung zu befördern; darum wurde er angeklagt, vor das höchste Gericht gestellt und als Einer, der Haß und Unzufriedenheit mit der Verfassung zu verbreiten gesucht hat, verurtheilt.

Lobende Erwähnung verdient: „Niels Klims underjordiska Reise af L. Holberg. Oversat af R. W. Dorph. Med historische og literariske Oplysninger af E. C. Werlauff" (Kopenhagen 1841). Diese neueste Übersetzung des bekannten witzigen, geistreichen nnd satirischen Werks von Holberg ist von der Gesellschaft zur Beförderung der dänischen Literatur herausgegeben. Die erste Ausgabe des Originals von „Nicolai Klimii Iter subterraneum" erschien 1741, die letzte 1766. Übersetzungen hat das Werk viele erlebt. Eine der besten ist die von dem Dichter Baggesen, welche 1789 herauskam. Der Prof. Dorph hat eine Art Mittelstraße zwischen Holberg und Baggesen eingeschlagen, indem er etwas treuer wie dieser übersetzt, ohne sich jedoch genau an den Text zu halten. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1843.

Davis über China.

(Beschluß aus Nr. 39.)

Wir verweisen ferner auf die Capitel, welche die drei Religionssysteme oder Philosopheme der Chinesen abhandeln, nämlich: Yu, die Lehre des Confucius, der fast zugleich mit Herodot lebte und dem Pope in seinem „Ruhmestempel" einen hohen Platz eingeräumt hat:

Superior and alone Confucius stood
Who taught that useful science to be good.

Fo, oder der Buddhismus; die Sekte des Buddha, dessen fünf Hauptgebote an die Priester lauten:

Du sollst keine lebendigen Geschöpfe tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht heirathen; du sollst nicht lügen; du sollst keinen Wein trinken.

Die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen den Religionsgebräuchen der Buddhapriester in China und der Tatarei und dem Ritual der römisch-katholischen Geistlichen hat die italienischen Missionnaire und die französischen Jesuiten nicht wenig überrascht. Endlich Tao, oder die Sekte der Rationalisten. Der besondere Abschnitt, den der Verf. dieser Religion gewidmet hat, ist reich an interessanten Details über die Anhänger des Tao, die „Vernunftdoctoren" heißen und in Schwarzkünstler und Alchymisten ausgeartet sind, und enthält ein Bruchstück von einem geschichtlichen Roman und namentlich eine hübsche Erzählung über Tschouang-Tseu, Schüler des Tao. Diese Erzählung, die vom Pater Entrecolles ins Französische übersetzt worden, ist eine Art Satire auf die Frauen und insbesondere auf die Ehe und verdient um so mehr Beachtung, insofern Voltaire daraus reiche Materialien zu seinem „Zadig" geschöpft hat.

Ganz besonders erwähnen wir noch die Capitel über chinesische Sprache und Literatur. Die Philologen finden darin eine klare und präcise Zusammenstellung der Principien und des graphischen und phonetischen Systems, welche die eine bestimmen, und eine treue, ungeschmückte Schilderung von dem Charakter und der Richtung, welche die andere auszeichnen. Die Erläuterungen des Hrn. Davis über die chinesischen Buchstaben, über Wortwurzeln, über die Elemente einer philosophischen Classificirung, über die Verhältnisse der Schrift- und Volkssprache, über den Bau der Redensarten scheinen sehr beachtenswerth, insofern sie allgemein verbreitete Ansichten umstürzen und nachweisen, daß die angeblichen Schwierigkeiten der chinesischen Buchstaben, die von ihrer großen Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit herrühren sollen, von der Unwissenheit vielfach übertrieben und falsch angegeben worden sind.

Wurzeln oder Urzeichen (was man nach einer Art von Analogie das chinesische Alphabet nennen könnte) — sagt der Verf. — gibt es nur 214, welche Anzahl, bei einiger Sichtung, noch zusammenschrumpfen würde. Behaupten zu wollen, es gebe im Chinesischen so viele Tausend Buchstaben (man schlug sonst ihre Zahl auf 80,000 an!), wäre ebenso, als wenn man behauptete, es gebe so und so viel Tausend Wörter im englischen Wörterbuch von Johnson; man braucht sie in der That ebenso wenig alle auswendig zu wissen, als man das ganze Johnson'sche Lexikon auswendig lernen muß, um Englisch zu können. Premare bemerkt sehr richtig, daß Jeder, der vier- oder fünftausend Buchstaben oder Wörter im Chinesischen auswendig wisse, füglich chinesisch lesen und schreiben könne.

Wie es in China zwei Culturformen gibt, eine wirkliche Bildung, wie sie das Leben ertheilt, und eine künstlich angelernte, die durch Unterricht und Erziehung, durch zwangsmäßiges Studium der King, der alten Classiker und Nationaldenkmäler, durch die kleinlichste Befolgung des Ceremoniels und der 3000 vorgeschriebenen Herkömmlichkeiten fortgepflanzt wird, so existiren in diesem wunderlichen Lande auch zwei Literaturen, eine alte und eine neue Literatur, und selbst die Sprache repräsentirt durch ihre Ausdrucksweisen und die Mannichfaltigkeit der Stile alle Epochen dieser beiden Culturstufen, wie es der gelehrte Orientalist Bazin in dem beigefügten Anhange sehr richtig hervorhebt. Die Gelehrten und Gebildeten in China schreiben in kou-wen (in altem Stil), wie die Gelehrten und Gebildeten im Mittelalter Latein schrieben; die Vulgairsprache heißt kouan-hoa und wird gebraucht für die ans Volk gerichteten Unterweisungen und Belehrungen, die laut vorgelesen werden sollen, für Märchen, Erzählungen, Lieder, Briefe, ebenso wie der südfranzösische Romanzo und die Provinzialdialekte für leichte Dichtungen und Erfindungen angewandt wurden. Diese Analogie ist sehr merkwürdig; nur merkt man im Mittelalter neben der Wissenschaft griechischen oder römischen Ursprungs beständig den directen, fortbewegenden und mächtigen Einfluß einer neuen Weltreligion, die alle Institutionen unaufhörlich umwandelt und umbildet, während der frische Lebensdrang, durch den die socialen Umwandlungen und Umbildungen vor sich gehen, in China ganz aus-

gestorben und ausgedörrt zu sein scheint. Alles versteinert und verengert sich im Geiste alter religiöser und politischer Einrichtungen und innerhalb ein für allemal festgestellter Schranken, die kein Genius durchbrechen darf.

Sollten wir dem Verf. dieser Beschreibung von China einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß er seine philosophischen Erläuterungen etwas zu kurz gefaßt und zu sehr beschnitten hat. So sinnreich sich dieselben anlassen, so sehr ist es zu bedauern, daß der Verf. mit Nachweisungen über einen so neuen und so interessanten Gegenstand, den nicht Alle in der Grammatik Rémusat's oder in dem Werke des Pater Premarle nachsehen können, sparsam gewesen ist. Das zuletzt erwähnte, erst vor einigen Jahren herausgekommene Werk gilt übrigens für die beste Anleitung zum Studium der chinesischen Sprache und Literatur.

Eine von den merkwürdigsten Eigenheiten des Charakters der Chinesen ist ihre Anhänglichkeit an die Wissenschaften. Sie haben mehre Staatsumwälzungen, mehre Bürgerkriege erlebt; zweimal sind sie von Fremden unterjocht worden; aber die Verehrung, welche Regierung und Volk vor dem Namen und den Einrichtungen des Confucius behalten, hat alle Krisen und Revolutionen überdauert. In allen Theilen des Reichs bestehen Schulen und Gymnasien für den Volksunterricht, und wer sich zum Staatsdienst meldet, muß ein Examen in der Glaubenslehre des Confucius bestehen, ehe er staatsdienstfähig wird.

Unter diesen Umständen darf es nicht auffallen, wenn die Anzahl der Studirenden und Literaten in China bedeutend größer ist als in jedem andern Lande. Die Classe der Literaten bildet den ersten der vier Stände, worin die chinesische Gesellschaft gegliedert ist; die Stände der Landbauer, der Gewerbtreibenden und Kaufleute kommen erst nachher.

Diese so hochverehrte Lehre des Confucius sucht der menschlichen Natur den ursprünglichen Glanz und die ursprüngliche Schönheit wiederzugeben, die sie vom Schöpfer erhalten und die durch die Nacht der Unwissenheit und lasterhafte Ansteckung verdunkelt worden. Zu diesem Ende gebot Confucius, dem Herrn des Himmels zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, seine Triebe und Leidenschaften zu beherrschen und seine Einfälle nie zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen, sondern sie der Vernunft zu unterwerfen, dieser in allen Sachen Gehör zu geben und nichts zu thun, nichts zu sagen, ja nichts zu denken, was nicht mit ihr übereinstimme und sich vor ihr nicht verantworten lasse. Es ist Sitte in China, bei einfallendem Neu- und Vollmond dem Volke und den Soldaten jeder Provinz gewisse moralische Erbauungsbücher vorzulesen, welche Sitte auch bei Bekanntmachung von Gesetzen beobachtet wird; denn es gilt in China für ausgemacht, daß man die Übertretung der Gesetze am besten verhindere, wenn man sie allgemein bekannt werden lasse.

Unter ihren Erbauungs- und Belehrungsschriften besitzen die Chinesen verschiedene Sammlungen von abgerissenen Sätzen, Maximen, Sprüchwörtern und Aphorismen, für die sie außerordentlich eingenommen sind. Sie schreiben die einzelnen Sätze und Sprüche in zierlichen Buchstaben auf Täfelchen, die sie wie kostbare Schmucksachen in ihren Tempeln und Wohnungen aufhängen. Es gibt ein Werk in einem Bande, „Ming-Sin-Pao-Kien" (Kostbarer Spiegel zur Aufhellung des Geistes) betitelt, eine Art Tugendspiegel mit Auszügen aus verschiedenen Büchern und ein nützliches Compendium für Studirende. Diese Lieblingsmaximen und Sprüchwörter, von denen Hr. Davis 95 an der Zahl im Auszuge mittheilt, sind sehr charakteristisch für das Volk. Einige davon mögen hier ihre Stelle finden:

Der kluge Mann weiß sich nach den Umständen zu richten, wie das Wasser nach der Gestalt des Gefäßes, worin es enthalten ist. — Ein leerer Geist steht allen Einflüsterungen offen, wie ein hohler Berg jeden Schall zurückwirft. — Läßt man die Wurzeln, so wächst das Gras immer wieder (Andeutung, daß alle Angehörigen eines Verräthers ausgerottet werden müssen). — Die Qual des Neides ist ein Sandkorn im Auge. — Die Götter können Demjenigen nicht beistehen, der alle Gelegenheiten vorbeischlüpfen läßt. — „Wasser auf den Rücken einer Ente gießen", heißt so viel als unnütze Rathschläge ertheilen. Man sagt: „eine Katze gewinnen und eine Kuh verlieren", um das Resultat vom Processiren auszudrücken. — Eine Frau hat kein Verbrechen zu verantworten; ihr Mann trägt die Verantwortlichkeit. — Wenn die Gesetze nicht selbst das kaiserliche Haus in ihren Bereich ziehen, so werden sie keine Achtung finden. — Ein wahres Genie bleibt immer naiv und einfach wie ein Kind. — Wer Stiefel anhat, kennt Niemand, der Schuhe trägt (Stiefel gehören zum großen amtlichen Galacostum). — Die Rede des Mannes ist wie ein Pfeil, sie fliegt gerade aufs Ziel; die Rede eines Weibes gleicht einem zerbrochenen Fächer. — Von einer Gattin verlangt man Tugend, von einer Maitresse Schönheit. — Der Fisch bewohnt die Tiefe des Wassers und der Adler die Räume des Himmels. So hoch sich dieser auch schwingen mag, man kann ihn erreichen mit dem Pfeil und den andern mit der Harpune, wie tief unten er auch ist; aber das menschliche Herz kann man selbst in der Entfernung von einem Fuß nicht ergründen. — Von Natur sind alle Menschen gleich, aber die Erziehung macht sie ungleich.

Dieser französischen Ausgabe ist ein interessanter Anhang von Hrn. Bazin beigefügt mit Nachweisungen über die Fortschritte der chinesischen Philologie in Frankreich, welche hauptsächlich die Arbeiten und Vorträge des Professors Stanislas Julien bewirkt haben, und mit auserlesenen Bruchstücken aus der chinesischen Literatur: 1) „Gespräche des Philosophen Mencius", übersetzt von Hrn. Edme d'Halberg; 2) „Der Besuch des Hausgottes zu Yu-Kong", eine Legende der Sekte des Tao-See, von Hrn. St. Julien; 3) „Ein Erbe in hohem Alter", chinesisches Lustspiel, von Hrn. J. F. Davis; 4) „Der Geizige", chinesisches Lustspiel, von Hrn. St. Julien; 5) „Die vollendete Kammerzofe", Lustspiel in Prosa und in Versen, von Hrn. Bazin; 6) „Die Rache des Teon-Nyo", chinesisches Drama, von Hrn. Bazin.

Dieser Appendix und diese Analekten, Auszüge aus Originalwerken von großer philologischer und literarischer Wichtigkeit, bilden eine natürliche Ergänzung und eine willkommene Zugabe zum Hauptwerk. Nur ist zu bedauern, daß Hr. Bazin nicht mehr von seinen Analekten mitgetheilt; doch vielleicht hinderte ihn daran die Übersetzung der besten Stücke des chinesischen Theaters, womit dieser gelehrte Orientalist gerade beschäftigt ist, eine große

und verdienstliche Unternehmung, deren glückliche Durchführung wir von Herzen wünschen. 27.

Reminiscenzen. Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Herausgegeben von Dorow. Leipzig, Hinrichs. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herr Dorow fährt fort die Zeitgenossen mit Briefen und Denkschriften aus seinem Vorrathe, dessen Reichhaltigkeit man mit Recht bewundern muß, zu beschenken, hat jedoch nicht überall dieselbe Anerkennung gefunden, weil man ihm die Befugniß zu solchen Veröffentlichungen abstreiten wollte. Ohne jetzt nun das Für und Wider nochmals durchzusprechen, glauben wir, daß solche Briefe oder Aufzeichnungen, durch die Lebende nicht unangenehm berührt oder durch Erinnerungen aus früherer Zeit in peinigende Verlegenheiten versetzt werden, wol dem Drucke übergeben werden können, insofern sie in einer oder der andern Beziehung wirklich interessant sind, oder wichtige psychologische Aufklärungen versprechen. Hrn. Dorow's Sammlungen enthalten nun Vieles von beider Art, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß jeder Brief oder jede Aufzeichnung in den von ihm herausgegebenen fünf Bänden in diese Kategorien gehöre. Noch nützlicher aber würde nach unserm Dafürhalten, ja historisch wichtiger die Herausgabe der Briefe berühmter Männer und Frauen geworden sein, wenn Hr. Dorow außer den im Ganzen nur kurzen Einleitungen noch häufiger einzelne Anmerkungen und Aufschlüsse über Personen und Sachen unter den Text gesetzt hätte. Denn man kann schon recht gut in den deutschen literarischen Zuständen seit vierzig Jahren bewandert sein und wird doch Manches in den Briefen nicht vollständig verstehen, bei der größern Anzahl von Lesern kann aber dies nicht einmal vorausgesetzt werden, und doch war es augenscheinlich des Herausgebers Bemühen, nicht blos der augenblicklichen Unterhaltung und der Neugier zu dienen, sondern auch nachhaltige Beiträge zur Kenntniß unserer merkwürdigsten Literaturepochen zu liefern.

In dem vorliegenden Werke halten wir die Briefe der alten Frau Rath Goethe und die Oelsner's für die wichtigsten Gaben. Die Erstere hat eine so große Bedeutung durch ihres Sohnes und durch Bettina's Erzählungen, sowie durch ihre hier und da zerstreuten Briefe gewonnen, daß neue Aufschlüsse über die merkwürdige Frau nicht anders als sehr willkommen sein können, sie waren es namentlich dem Referenten, der mit ihrer Hülfe eine bereits vollendete Schilderung noch zu vervollständigen im Stande gewesen ist und alles Dies im Zusammenhange bald öffentlich bekannt zu machen gedenkt. Die Briefe selbst sind nun an den Schauspieler Karl Wilh. Ferd. Unzelmann und an die Enkel der Frau Rath geschrieben, einer an die Herzogin Amalie von Weimar, alle aus den Jahren 1788—93. Unzelmann, über dessen Lebensumstände Hr. Dorow seine Leser leicht hätte aus Klingemann's „Deutschem Theateralmanache" für 1821 belehren können, war als Mitglied der frankfurter Bühne ein besonderer Liebling der bis an ihr Ende theaterlustigen Frau Goethe gewesen und hatte „in ihrer Wohnstube manch Fläschchen Tyrannenblut genossen und einen sichern Hafen gefunden, wenn die Winde tobten und das Schifflein von den Wellen um und um getrieben wurde". Sie war an seine Gesellschaft so gewöhnt, daß sie ihn nach seinem Abgange von der frankfurter Bühne, der eine Folge seines hitzigen, ehrgeizigen Charakters war, auf das schmerzlichste vermißte und es zugleich sehr unangenehm empfand, daß er Schulden hinterlassen hatte. Über alles Dies schreibt sie ihm eine Reihe der originellsten Briefe, in denen sie sich ganz rückhaltslos äußert, bald voll Liebe und Wehmuth, bald voll Zorn und Verdruß, ja wir möchten sagen, fast im Tone einer verlassenen Geliebten, wenn nicht die Jahre der Frau Rath und ihre sonstige achtbare Persönlichkeit verböten, an so etwas zu denken. Aber die Sprache hat in solchen Stellen eine wirklich wunderbare Ähnlichkeit mit der in Goethe's frühern Dramen, namentlich in der „Stella". Alles ist natürlich, frei, ohne logische Ordnung hingeschrieben, sehr ungebunden (man sieht, die Briefe sind durchaus vertraulicher Art), mitunter auch in ziemlich derben Ausdrücken, bis auf die fehlerhafte Orthographie, die Hr. Dorow mit Recht unverändert gelassen hat. Wir wollen einige Stellen anführen. Unter dem 29. April 1788 klagt die Briefschreiberin über das „aufgeklärte Zeitalter, wo alle Leiden und Freuden, alles Gefühl von Schmerz und Lust in Systeme gezwängt sind", und fährt dann fort: „Ihnen kann ich sagen, daß mir Ihr Weggehen leid, sehr leid gethan hat, daß mein Steckenpferd total ruinirt ist, daß mir beim Essen die Zeit unaussprechlich lang wird, mit einem Worte, daß mein Mährchen im Brunnen liegt und wol schwerlich wieder herausgezogen werden wird. Auch sag Ihnen unverholen, daß ich öfters bitterböse auf Sie bin, daß Ihr Ehrgeiz, Ihre falsche Chimäre Sie von hier weggetrieben haben, da man jetzt ganz das Gegentheil von Allem sieht, was Sie als Grund angegeben haben." Unter dem 16. März 1788 lesen wir: „O täuschen Sie mich nicht wieder! O blasen Sie nicht den todten Funken wieder an —, überlassen Sie mich lieber meinem Gram, der eine solche Höhe erstiegen hat, wo schwerlich was drüber geht. Bei einem Gewitter verkündigt doch der Donner die Annäherung des Blitzes — aber hier war Blitz und Schlag so eins, daß mich's ewig wundern wird, daß mich meine Lebensgeister nicht den Augenblick alle verließen. Die Qual, die ich jetzt leide, ist unaussprechlich. Da begegnen mir auf allen Ecken von dem verwünschten Volk und machen jede Rückerinnerung neu, reißen durch ihren Basiliskenblick jede Wunde auf, suchen und spähen, ob in meinem Auge Traurigkeit wahrzunehmen ist, um vielleicht daran ein Gaudium zu haben. Und wenn ich an die Messe denke, auf die ich mich sonst so kindisch freute, wie das Großmaul die St. mit Schadenfreude auf mich blicken wird — und ich mich in dem Punkte so wenig verstellen kann, so weiß ich nicht was ich thun oder lassen soll. Aber das weiß ich — das Otterngezücht soll aus meinem Hause verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zunge kommen, kurz allen Schabernack, den ich ihnen anthun kann, will ich mit Freuden thun, raisonniren will ich, Bürger's Frau Schnips soll ein Kind gegen mich sein — denn Luft muß ich haben, sonst ersticke ich."

Neben diesen persönlichen Bezügen zwischen der Frau Rath und Unzelmann gibt ihr nun die frankfurter Bühne reichen Stoff zu Mittheilungen über Dinge vor und hinter den Coulissen und allerhand Details aus der Theaterwirthschaft. Freilich erklärt sie, daß es nach Unzelmann's Abgange „mit ihrem Theaterschuß ganz vorüber sei" und daß es ihr ganz gleich gälte, ob sie den „Don Carlos" oder den „Hanswurst im Schlafrocke" spielten, aber sie kann doch nicht unterlassen, von den einzelnen Schauspielern, Männern und Frauen, sowie von den Aufführungen Löbliches zu melden, oder ihr Herz in Ärger und Verdruß auszuschütten. Leider sind viele dieser Dinge heutigen Lesern ganz unverständlich, selbst wenn sich Hr. Dorow die Mühe gegeben hätte, aus alten Theaternachrichten uns zu berichten, wer das oft angeführte „Organ" gewesen sei, oder die Schauspieler Eike, Stegmann, Chiky und die Frau Arbauer, über deren Mangel „an Waden und Hintergestell" die Frau Rath spottet.

Von einer andern liebenswürdigen Seite erblicken wir die Großmutter in den Briefen an ihre kleinen Enkel, voll Zärtlichkeit und Hingebung zu ihren Spielen und Freuden, voll guter Lehren und voll Dank für die Gaben der Liebe, mit welchen sie bei festlichen Gelegenheiten durch sie erfreut worden ist — alles erwünschte Beiträge zur Charakteristik dieser für jedes rein Menschliche so empfänglichen Frau. Ihr Todesjahr hat Hr. Dorow auf fälschlich angegeben: sie starb nicht 1805, sondern in der Nacht vom 12. auf den 13. September 1808.

Die von Oelsner an Kiesewetter und Varnhagen von Ense aus Paris in den Jahren 1823 und 1824 gerichteten Briefe geben ein sehr lebhaftes Bild der damaligen französischen Zu-

stände. Über Feldherren und Staatsmänner des Napoleon'schen Kaiserreiches, über Ney, Hullin, Lacépède, Talleyrand, Cambacérès, Rovigo, Dalberg finden wir köstliche Notizen, freilich alle von der Schattenseite, aber von großer Wahrheit, wenn man sich die sonstigen Thaten dieser Leute vergegenwärtigt. So heißt es von Ney, daß man bei seinem unbeschönigten Übertritte zu Bonaparte in ihm den gemeinen Dienstboten erkennt, der, sobald er die Stimme seines alten Herrn hört, unwillkürlich den Hut abzieht; von Lacépède wird an mehren Zügen dargethan, daß die Natur nichts Kriechenderes hervorgebracht habe als diesen Beschreiber der Reptiles und oberflächlichen Vielwisser; aus Savary's Leben kommen die erbaulichsten Poli_ceigeschichten vor, und man wird nicht ohne Lachen lesen können, wie Cambacérès noch auf seinem Todtenbette die Priester dupirt hat. Aus der Restaurationszeit wird über Villèle, Chateaubriand, den spanischen Krieg, das Regiment der Priesterpartei, die Reduction der Renten und Ähnliches aus guter Quelle Vieles mitgetheilt, auch der „kleine" Thiers kommt hier vor, „ein blutjunger Mensch, aber von ungemeinem Geist, der ein treffliches Buch über die jüngste Gemäldeausstellung geschrieben hat. Nicht minder interessant erscheint aus der Feder eines in Paris ansässigen Deutschen die Beurtheilung preußischer Zustände und seine große Verehrung für Goethe, sowie die geistreichen literarischen Winke und Andeutungen den Briefen Oelsner's eine so angenehme Mannichfaltigkeit geben, daß man ihrer mehre mitgetheilt zu sehen wünschen muß. Es ist auch dazu Hoffnung vorhanden, und gewiß hat nicht leicht einer unter den neuern Diplomaten Menschen und Sachen mit solcher Klarheit und Sicherheit darzustellen verstanden als eben Oelsner.

In den Briefen Achim von Arnim's tritt uns ein liebenswürdiges Gemüth entgegen und manche interessante Notiz aus dem literarischen und socialen Leben in Berlin während der Jahre 1809 und 1810; in den Briefen Fr. von Baader's spricht namentlich seine religiöse Offenheit an; in Ludw. Robert's Briefen lesen wir eine begeisterte Charakteristik der Pasta; das Uebrige liest sich ganz gut, ohne daß die Briefe gerade besondere Vorzüge hätten. So sind auch Felix Papencordt's zwei Briefe aus Sicilien und Italien den Empfängern unstreitig lieb gewesen, dem größern Publicum und der Reiselust unserer Zeit werden sie gerade nichts Neues bieten. Für Freunde des deutschen Theaters sind fünf Briefe der großen Künstlerin, Friederike Bethmann, nebst einem Entwurfe ihres Testaments von Werth, die sie in ihr inneres Hauswesen einführen und ohne allen Rückhalt mit Beziehung auf allerhand Theaterneuigkeiten geschrieben sind. Eine größere Anzahl Briefe von Ed. Gans an Karl Witte zeigen uns einen trefflichen Jüngling in der herzlichsten Freundschaft und in fast leidenschaftlichen Ergüssen, die sogar in Eifersucht übergehen können, und geben zugleich ein anschauliches Bild der juristischen Studien, mit welchen sich die Freunde damals beschäftigten. Eine dankenswerthe Zugabe für das Verständniß dieser Briefe, wie wir sie bereits oben im Allgemeinen als nothwendig bezeichnet haben, ist der Aufsatz des Professor Witte in Halle über seinen Jugendfreund.

Die geschichtlichen Aufzeichnungen und Denkschriften enthalten kein so ausgezeichnetes Actenstück als die Denkschriften Adam Müller's und die über das Tauenzien'sche Corps im dritten Bande der frühern Dorow'schen Sammlung waren. Ein Brief des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg trägt dem Könige Friedrich II. einen mit dem General Ramin gehabten Streit vor, und aus den Papieren Hippel's wird das Fragment eines Gespräches Elisa's von der Recke mit Hippel über das Wöllner'sche Religionsedict und über verschiedene Auswüchse der Freimauerei hier veröffentlicht; zweitens, eine Vorstellung desselben an den Oberpräsidenten von Schrötter über die bürgerliche Verbesserung der Juden, vom 21. October 1791. Ergötzlich ist am Schlusse ein zum ersten Male gedrucktes Gedicht von Franz von Gaudy an die Gräfin Ida Hahn-Hahn, worin er gegen den Aristokratismus dieser Dame, die ihren Stand über alle andere Stände stellt und durch Gaudy's Werk „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" höchlich empört war, mit scharfem Witze zu Felde zieht. Der Refrain jedes Verses ist:

> Denn in dem Punkt, entschuldigen Sie mich,
> Da denk' ich bürgerlich, sehr bürgerlich.

9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Auch in Frankreich greift die Wuth, die Papierkörbe der großen Schriftsteller nach ihrem Tode auszukramen und ihre „gesammelten Werke" hundert- und aberhundertmal herauszugeben, immer weiter um sich. Fiévée gehört zu den verschollenen Autoren, dessen Werke man jetzt, man weiß eigentlich nicht recht warum, aus der Vergessenheit wieder hervorzieht. („Oeuvres de Fiévée avec une notice biographique par *J. Janin*", Paris 1842.) Fiévée hat als Journalist während der Kaiserzeit und der Restauration einen großen Einfluß gehabt; aber so ausgezeichnet namentlich einige seiner Feuilletons waren, so arbeitete er doch eigentlich nur für den Augenblick und kein einziges seiner Werke hat ihn überlebt. Nachdem Bertin d. Ä. aus seiner Verbannung, die er sich seiner royalistischen Gesinnung wegen zugezogen hatte, nach Paris zurückgekehrt war, suchte Napoleon den Einfluß desselben auf das „Journal des débats" zu brechen. Er nöthigte das Journal, seinen Titel in „Journal de l'Empire" zu verwandeln und zwang ihm Fiévée, auf den er zählen zu können glaubte, mit einem Gehalte von 40,000 Fr. auf. Unter Fiévée's Leitung ward das Blatt fast ganz officiell. Indessen ließ sich der Redacteur zuweilen in Schlummer wiegen, und so kam es, daß er sich eines Tages einen Artikel aus dem royalistischen Journale „Mercure de France", der von Chateaubriand herrührte, in sein Blatt einschmuggeln ließ. Dies stürzte ihn und Napoleon setzte Etienne, spätern Mitarbeiter am „Constitutionnel", Verf. mehrer geistreichen Operetten und jetzigen Akademiker, an die Spitze des „Journal de l'Empire".

Die große Menge der historischen Werke, die in Frankreich erscheinen, beruhen weniger, als es bei unsern deutschen Werken gleichen Inhalts der Fall zu sein pflegt, auf tiefen, gelehrten Forschungen, oder sie tragen wenigstens dieselben weniger zur Schau. Indessen erscheint von Zeit zu Zeit doch auch bei unsern leichtsinnigen Nachbarn eins von den schwerpfündigen Büchern, das uns an die ehrwürdigen Quartanten alten Schlags erinnert, wo auf jeder Seite der Text in einem ungeheuern Notenschwall unterzugehen pflegte. Zu den historischen Werken, in denen das gelehrte Material gar zu wenig verarbeitet uns geboten wird, gehören die „Recherches sur l'histoire de France", vom Grafen Antonin de Ladevèze, von denen zwei Bände erschienen sind. Dieselben betreffen die Unruhen, die bei der Thronbesteigung Ludwig's XI. stattfanden.

Wir haben vor kurzem wieder einen jungen hoffnungsvollen Gelehrten zu Grabe gebracht, an dem die Wissenschaft einen herben Verlust erlitten hat. Alphonse Pépin war Verf. der „Deux ans de règne" und mehrer anderer politisch-religiöser Werke, von denen wir eins („L'état actuel du catholicisme en France") in diesen Blättern näher besprochen haben. Sein Beitrag zur Geschichte der ersten Regierungsjahre der Julimonarchie hat besonders um der wichtigen Documente willen, die in derselben mitgetheilt werden und die dem Verf. von guter Quelle zugekommen zu sein scheinen, einen historischen Werth. Antony Deschamps, Bruder des berühmten Emil Deschamps und selber als Dichter bekannt, dessen Poesien seit einiger Zeit eine immer mystischere Färbung annehmen, sprach am Sarge einige ergreifende Worte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1843.

H. Luden und J. Droz über die französische Revolution.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Offenbar gehen wir jetzt der Einführung einer freien Presse in Deutschland entgegen. Die Persönlichkeit des jetzigen Königs von Preußen, der das Volk so hoch nimmt in seinen öffentlichen Ansprachen, der so durchaus offen und vertrauensvoll seine tiefsten Überzeugungen und Herzenswünsche vor demselben ausspricht — eine solche Persönlichkeit ist ein entschiedener Widerspruch gegen Censur und Präventivgedankenpolicei. Solche offene, vertrauensvolle Ansprache heischt nothwendig ein Verhältniß von Gegenseitigkeit; wem ich mich so rücksichtslos mit voller Seele hingebe, dessen Zunge bin ich nicht gemeint zu fesseln. Nein, so tief wir von der unbedingtesten Wahrhaftigkeit jenes Mannes durchdrungen sind, der sich zu seinem Volke mit solcher Herzenssicherheit in ein bis jetzt nie dagewesenes, edel-geistreiches Verhältniß gestellt hat, so fest sind wir überzeugt, daß die fortdauernde Censur von nun an eine moralische Unmöglichkeit in Preußen, und also auch in Deutschland, geworden. So gut wie es mathematische Consequenzen gibt, so gibt es auch moralische, die in einem Charakter liegen, nur daß letztere sich nicht für Jedermann deduciren lassen.

Aber der Einführung einer freien Presse stellen sich jetzt allerdings bedeutende Schwierigkeiten entgegen, von denen wir nur zwei anführen wollen. Seit 25 Jahren ist der Beamtengeist, der natürliche Feind aller freien Erörterung über Staatsangelegenheiten, gewissermaßen allmächtig geworden. Auch der entschiedenste und geistreichste Wille vermag eine so eng geschlossene Phalanx, wie die wohleingeschulte Beamtenmasse in Preußen bildet, nur schwer zu durchbrechen. Buchstabendienst, militairisches Subordinationsverhältniß, sodaß die übrigen Unterthanen als die Gemeinen, die keinen Willen, sondern nur schweigend zu gehorchen haben, die untern Beamten gleichsam als die Unteroffiziere, die wieder weiter nichts zu thun haben, als den Ordres ihrer Oberoffiziere, der höhern Staatsbeamten, zu pariren, ein Mechanismus, der das freie Wort, die freie Thätigkeit, die freie Liebe nicht mit in seine Berechnung aufgenommen hat und dieses Alles als das fünfte Rad am Wagen betrachtet, das sind freilich Elemente, die sich mit einer freien Presse nicht wohl organisch vereinigen lassen. Wer längere Jahre in dieser Tretmühle von actenmäßigen Berichterstatten und Befehlen gearbeitet hat, der verliert allmälig jeden Begriff von einem Staatsleben, was nicht allein durch mechanisch controlirte Angestellte geführt wird, sondern an dem sich jeder gebildetere Patriot nach Maßgabe seiner Kraft aus freier Wahl betheiligt. Auch der freisinnigste, geistreichste Beamte unterliegt häufig dem Einflusse, den der gewohnte Geschäftsgang nach und nach auf seine Auffassung des politischen Lebens ausübt. Mit Widerwillen betrachtet er das Einmischen von Leuten in administrative und gesetzgeberische Angelegenheiten, die nicht eigentlich dazu examinirt, controlirt und besoldet sind. Je mehr Werth er auf die speciellen Formen des Geschäftsganges legt und diese immer mehr als das Wesentlichste betrachtet, um so geringer taxirt er jene allgemeinen Wünsche und Anfoderungen, welche einen bedeutenden Inhalt der freien Presse ausmachen. Das Mitsprechen Anderer in Angelegenheiten, die er einmal für seine ihm eigenthümlich und ausschließlich angehörige Geschäftsdomaine hält, betrachtet er als einen Eingriff in seine Rechte. Je mehr er sich von Morgen bis Abend abmühen muß, um die immermehr anwachsenden Geschäfte zu beseitigen, desto verletzender ist ihm ein oft oberflächliches und einseitiges Raisonnement. Jede Veränderung, worauf die Presse dringt, stellt neue Mühsal, neue Arbeit in Aussicht, während er froh ist, daß er mit seiner Thätigkeit endlich in ein erträgliches Gleis gekommen ist. Er, der nur Strenge gegen den Untergebenen, Gehorsam gegen den Obern kennt, fühlt sich genirt einer Macht gegenüber, der sich weder stricte befehlen noch stricte gehorchen läßt. Er hat genug an der Controle seiner Vorgesetzten; eine Controle der öffentlichen Meinung, die außerdem noch sich geltend machen will, ist ihm natürlich zuwider. Dazu kommt, daß ihm, der an einfache Anordnungen gewöhnt ist, das viele Hin- und Herreden der Presse verwirrt, daß er einen für die Öffentlichkeit passenden Stil in seinen Actenschreibereien längst verlernt hat und also einem Schriftsteller sich nicht gewachsen fühlt, den er nach seiner angewöhnten Lebensanschauung als einen Untergeordneten betrachten muß. Das Alles macht es natürlich, daß die überall verzweigte, bis jetzt allmächtige Beamtenclasse schon instinctartig gegen die Einführung einer freien Presse hinwirkt ohne daß man eben

leicht einzusehen und Fichte kann sich hier mit jedem großen, begeisterten Mann trösten, der immer eine Anzahl unwahrer Schwärmer in seinem Gefolge gehabt hat. Zu diesen fichtisirenden Caricaturen gehört unter Andern der bekannte Jahn und auch Luden. Nicht der wirkliche Luden, wie er in seiner „Nemesis", in seiner „Politik", in seinen mündlichen Vorträgen über französische Revolution u. s. w., in seinem Wirken als Mitglied der weimarischen Kammer und des akademischen Senats sich zeigt, nicht der kaltverständige, ironische, behagliche Luden, sondern der Luden, welcher Verf. der „Geschichte der Deutschen" ist, die jetzt schon wer weiß zu dem wie vielten Bande herangewachsen.

Fichte hegte bekanntlich eine tiefe, heilige Verehrung vor dem Germanenthume; er nannte die Deutschen das ursprünglichste Volk, in dem alle Keime des Großen und Welterlösenden von Anfang her eingesenkt seien. Diesen Satz nun occupirte Luden für seine deutsche Geschichte und suchte nach diesem Thema dieselbe auszuführen. Wie viel falscher Pathos, wie viel komisch-geschmacklose Begeisterungsanstellerei dabei zum Vorschein gekommen, ist bekannt. Es ist in der That eine auffallend heitere Erscheinung, wie eben der Mann, der vermöge seiner kühl-ironischen Betrachtungsweise des menschlichen Thuns und Treibens der entschiedenste Feind aller Illusion und Phrasenmacherei selbst bis zur Negation manches Wahren und Wirklichen war, eben beständig in einer ganz offen daliegenden Illusion sich abmühen mußte. Größere Gegensätze, wie der wirkliche Luden und Luden, der Verfasser der „Deutschen Geschichte", sind nicht denkbar; Luden, der ganz moderne, witzig-politische Journalist und der biderbe Verehrer der alten Urgermanen bilden einen Dualismus, wie er unvermittelter und naiver schwerlich bei einem andern neuern Schriftsteller angetroffen werden möchte.

Luden hatte sich bereits von dem Fichte'schen Einflusse emancipirt und in der „Nemesis" seine eigene Bahn mit Sicherheit eingeschlagen, als jene Unterdrückungen ihm hemmend in den Weg traten. Da er auf seine Weise nun nicht mehr durch die Welt kommen konnte — was er mit sicherer Weltkenntniß schneller als Andere erkannte —, so brach er ohne weiteres ab und holte schnell aus der Rumpelkammer seiner Jugendillusionen den ganzen Fichte'schen Apparat hervor, um ungestört und unbeunruhigt in dieser fremden Manier schriftstellern zu können. Wie tausend Andere, so kann auch Luden also über die Hemmung klagen, die der Entwicklung seiner sittlichen Individualität durch die Machthaber einer jüngst vergangenen Epoche geworden ist; freilich hat er weniger darunter gelitten wie Andere, indem sein eigentliches sittliches Wesen sich doch schon ziemlich festgestellt hatte und nur nicht schriftstellerisch zur Thätigkeit kommen konnte.

Wir verkennen übrigens keineswegs Luden's bedeutendes Talent und bedauern nur, daß es in seiner eigenthümlichen Sphäre, der politischen Journalistik, so wenig zur Anwendung gekommen ist. Auch den Regierungen hat es keinen Vortheil gestiftet, daß sie besonnene und kenntnißreiche Männer von der Tagespresse mit Gewalt zurückgedrängt haben. Unsere öffentlichen Zustände sowie die politische Discussion würden sicher bereits viel festere Gestalt und klarere, würdigere Haltung gewonnen haben, während man sich jetzt von überklugen, unreifen Junghegelianern die Ohren voll reden lassen muß und selbst die wohlmeinendsten, liberalsten Absichten einzelner Regierungen wegen des ungebildeten Zustandes unserer Presse keine genügende Würdigung erfahren. Der Mangel kenntnißreicher und geschickter Journalisten wird von unsern Gouvernements, namentlich von dem preußischen, gewiß schon in diesem Augenblicke schmerzlich empfunden. So bestraft sich jedes Unrecht und fällt über kurz oder lang in seinen Folgen auf den Urheber zurück.

Auch als akademischer Lehrer hat Luden große Verdienste; seine Vorträge über neueste Geschichte sind klar und verständig, wenn ihnen schon zuweilen eine höhere Auffassung und eine würdige Form mangelt. Vom Mittelalter, von Allem, was einen romantischen Anstrich hat, muß er sich freilich entfernt halten. Das Verständniß des Poetischen mangelt ebenso sehr, wie die Würdigung nationeller Zustände, die nicht auf den modernen Staat und auf moderne Cultur sich zurückführen lassen.

In dieser Vorrede zu dem Werke von Droz bricht nun Luden wieder sein zwanzigjähriges Schweigen und tritt als politischer Pamphletist auf. Er wittert mit seiner feinen Spürkraft nichts Unheimliches mehr in der politischen Atmosphäre, das ihn bedenklich machen könnte, sich zu äußern. Der alte Löwe hat seine natürliche Stimme wiedergefunden, und in der That sie klingt etwas voller und eindringlicher wie das wüste und matte Geplärr unserer neuesten Journalisten.

Ein deutscher Recensent hatte bei Beurtheilung des vorliegenden Werks geäußert, daß Droz von dem Irrthume ausgegangen sei, als ob die Revolution überhaupt verhütet oder geleitet habe werden können. Hier nun bemerkt Luden zuerst, daß er Das, was Irrthum genannt werde, ebenfalls immer für wahr gehalten habe. Und in der That weiß man nicht, wie man über den confusen, mystischen Unsinn, der in solcher nur zu oft laut gewordenen Ansicht, die wahrscheinlich tief philosophisch sein soll, liegt, sich genugsam verwundern soll. Eine solche Behauptung widerspricht dem einfachsten Gesetze von Ursache und Wirkung und gibt dem gesunden Menschenverstande die empfindlichste Ohrfeige. Wenn ich fleißig bin, lerne ich etwas, wenn ich faul bin, bleibe ich unwissend; wenn ich verschwende, werde ich arm, bin ich sparsam, behalte ich mein Geld; mache ich Fehler in einer Schachpartie, so verliere ich, macht mein Gegner Fehler, so verliert er. Zu glauben, daß ich auch bei ganz verschiedener Handlungsweise unwissend, arm, geschlagen hätte werden müssen, ist eine absurde Widersinnigkeit, die keine Widerlegung verdient. Dieselbe Wechselwirkung zwischen Ursache und Wirkung, die in dem Leben des Einzelnen stattfindet, ist auch Gesetz, wie in der ganzen Natur, so im Leben der Völker, denn diese bestehen wiederum nur aus Einzelnen. Welcher nur Halbverständige wird leugnen, daß z. B. bei mehr Festigkeit Ludwig's XVI. die ganze Revolution einen andern Gang angenommen haben würde? Wer kann die

verschiedenen Resultate, die sich ergeben haben würden, berechnen, wenn der weise, mannhafte Turgot nicht aus dem Ministerium geschieden wäre? Wer berechnen, wie sich die Dinge gestaltet haben würden, wenn statt Calonne's ein sparsamer und weniger leichtsinniger Finanzminister ernannt wäre? Wer vorhersagen, was erfolgt wäre, wenn statt Marie Antoinette's eine andere Prinzessin Königin von Frankreich geworden wäre? Und diese Thatsachen wie unzählige andere beruhten doch auf Entschlüssen, die bei anderer und reiferer Überlegung nicht hätten gefaßt zu werden brauchen. Freilich, wenn man dann weiter raisonnirt und behauptet, daß eben Ludwig XVI. vermöge seiner Verhältnisse, vermöge jenes nexus rerum, welcher die Weltregierung bildet, schwankend, unschlüssig habe sein müssen, daß Choiseul vermöge jenes nexus rerum eine östreichische Prinzessin habe wählen müssen, daß Ludwig XVI. vermöge jenes nexus rerum ebenso disponirt gewesen, daß er Calonne habe ernennen müssen u. s. w. — dann freilich schlägt die Frage in eine metaphysische von der Willensfreiheit des Menschen über und löst sich in eine Forschung nach dem letzten Grunde alles Seins auf. Die Beantwortung dieser Frage mag aber ausfallen, wie sie will, immer wird doch der Satz feststehen, daß umsichtiges, pflichtgetreues, auf Erkenntniß gestütztes kraftvolles Handeln auch im politischen Leben andere Folgen zuwege bringt wie Schwäche, Unwissenheit und Leichtsinn. Demnach muß der Mensch annehmen, daß die moralischen Fehler und Leiden, die wir in der Geschichte der Menschheit erblicken, sich bei höherer Intelligenz und reinerm Wollen allerdings hätten vermeiden lassen und somit auch die französische Staatsumbildung, die wir vorzugsweise die Revolution nennen, keineswegs unter jeder Bedingung in Begleitung so zahlloser Frevel und grenzenloser Verwirrung sich habe entwickeln müssen. Nur ein abstruses Dickthun mit scheinbar tiefsinnigen Philosophemen, wovon unsere heutige Literatur wimmelt, kann solche widersinnige Äußerungen ohne Erröthen ans Tageslicht fördern, Äußerungen, die, wenn sie gegründet wären, alles Studium der Geschichte sowie überhaupt jedes sittliche Streben als Thorheit hinstellen und gänzlich überflüssig machen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Familienleben in den Vereinigten Staaten.

Boston, im October 1842.

Man hört so oft von der hohen Verehrung der Amerikaner gegen das weibliche Geschlecht, ich glaube aber, man hat davon in Europa eine ganz falsche Vorstellung und sieht eine Herrlichkeit in der Sitte, wo, bei Lichte betrachtet, mehr eine Verkehrtheit stattfindet. Die Republik gibt den Frauen in Allem gleiche Rechte mit den Männern, nur mit dem geringen Unterschied, daß die Frau sich nicht in die politische Verwaltung des Landes direct mischen darf, dagegen aber im Schutze der Männer steht. Die historische Gestaltung des Lebens ergibt, daß die Frauen in der Zeit, wo die Indianer noch mordend umherschlichen und weder Alter noch Geschlecht schonten, sich nicht aus den Häusern, die man oft befestigte, wagen durften, um an den Arbeiten der Männer in Feld und Wald Theil zu nehmen. Die Letztern dagegen verließen die Wohnungen nicht ohne ihre geladenen Gewehre. Selbst ihre Gotteshäuser betraten sie mit der Büchse schußfertig unter dem Arme. In bewaffneten Gruppen begleiteten sie Frauen und Kinder zu diesen und andern Versammlungsorten. Daneben waren in den ersten Zeiten der Colonien, besonders im Süden, die Frauen sehr selten und man bezahlte so hohe Preise (oft mehre Hundert Pfund Taback!) für eine Frau, wie jetzt die Ansiedler in Neuseeland zu thun pflegen. Es kam gar nicht darauf an, welchem Stande und Gewerbe die Frau in Europa angehört und nachgegangen; hier war sie sogleich Gebieterin des Hauses, hatte Sklaven zur Bedienung, war die Puppe des Mannes, der sie, als sein kostbarstes Eigenthum nach den Sklaven, gleichsam auf den Händen trug und mit Gefahr seines Lebens gegen jeden Feind schützte und behauptete.

Es konnte unter diesen Verhältnissen nicht fehlen, daß selbst alle Feld- und Wirthschaftsarbeiten nur von den Männern und Knechten oder Sklaven verrichtet werden konnten. Ja, es war eine Grausamkeit, schwache Weiber Geschäften auszusetzen, die sie auf der andern Seite der Grausamkeit der Wilden preisgaben, und die Sitte bildete sich ganz unwillkürlich, durch welche die Frau für die Ehre des Hauses, zum Vergnügen des Mannes und somit höchstens zur Sorge für die Kinder bestimmt wurde.

Dies ist die Geschichte des Hausfriedens der amerikanischen Colonien. Die Frauen spielen die Ladies. Alle Moden, aller Prunk wird auf die Frau gehäuft, keine arbeitet im Felde, keine besorgt das Vieh. Der Mann zündet früh das Feuer an und die Frau kocht, wenn es warm im Zimmer geworden, das Frühstück, während der Mann draußen die Säue füttert und die Kühe melkt. Auf dem Felde plagt sich nur der Mann. In den bessern Zeiten besorgte indessen die Frau den Webstuhl und machte selbst alle Kleider; dies hat aber ganz aufgehört. Während der Mann in Lumpen geht, sitzt die Lady meist daheim im seidenen Kleide im Schaukelstuhl und beschäftigt sich, wie es ihr beliebt. Sie hat eine Köchin, ein Stubenmädchen, ein Kindermädchen und einen Bedienten, wenn die Verhältnisse städtisch oder reich sind. Dann genießt der Ehemann etwas von der Bedienung; im übrigen fragt sie selten viel nach seinem Verdienst und Einkommen; sie disponirt über Alles, was im Hause geschafft werden muß, verwendet ihre Zeit auf Lecture — sogenanntes Studiren — und andern Zeitvertreib, macht täglich eine Anzahl Besuche bei ihren Nachbarinnen und Freundinnen und empfängt deren eine Anzahl, legt bei Tische das Gemüse vor, theilt beim Frühstück und Thee (Abendessen) die Getränke aus, indem sie vor einem großen Theebret sitzt, schön geputzt, ruhig, leidenschaftslos und aufmerksam auf jede geleerte Tasse. Daher ist in Amerika die Frage der Schenkerin an den Trinker: „Do you want another (oder second) cup", proverbial; denn da sie Jedem nachzählen, wie viele Tassen er trinkt, so ist die Frage natürlich. Die Engländer verspotten diese Frage als impolite. Übrigens scheint es, nach dieser Frage zu schließen, nicht Sitte zu sein, mehr als zwei Tassen zu trinken; die Frau würde sonst fragen müssen: „do you want a third cup?" und diese gesteigerte Impolitesse in der Aufmerksamkeit erspart man ihr aus Etikette. Aber dies beiläufig. Aus dem Ganzen geht hervor, daß sich der Mann hier nicht der Arbeit schämt und schämen darf; wol aber thut dies die Frau. Dies geht herab bis in die Handwerksclasse. Die Lady und Töchter eines Schuhflickers, nicht einmal Schuhmachers, sieht man in Seide und feinen Muslinen bei Tische und beim Thee; der Mann kommt in der zerlumptesten Kleidung Abends aus der Werkstatt, melkt erst die Kühe, wäscht sich dann und setzt sich unten an den Tisch, die Ehefrau obenan. Diese Sitte ist in allen Haushaltungen, reichen und armen. Die männlichen Kinder und Gäste sitzen bei dem Vater, die weiblichen an der obern Hälfte bei der Frau. Dies stört die Heiterkeit der Tafel sehr. Man treibt Alles halb stumm und sehr gemessen, sitzt nur kurze Zeit zu solchen Zwecken zusammen und hat überhaupt kein gemüthliches Familienleben. Jede Tochter hat ihr besonderes Zimmer, wenn es irgend möglich ist; ebenso gibt man in reichen Familien auch jedem Sohne sein Appartement. Die Familie wird auf diese Weise voneinander gehalten. Im Parlour nur

trifft man sich; man besucht sich ohne Erlaubniß selbst nicht auf den Privatzimmern, die zugleich Schlafzimmer sind. Es ist völlig unschicklich, in das Schlafzimmer einer Dame einzutreten, selbst wenn es anständigst garnirt ist. Kranke Damen, wenn nicht todtkrank, empfangen den Arzt höchst selten in ihrem Schlafzimmer, sie kommen schönstens geputzt ins Parlour, oder lassen sagen: „Sie befänden sich heute nicht so wohl, den Arzt jetzt empfangen zu können!" Man hat wenige Ausnahmen von dieser steifen und verkehrten Manier. Die Männer fühlen das Lächerliche dieser Sitte, können aber selten etwas ändern. Die Sitte ist, wie überall, das Departement der Frauen, selbst die verkehrteste! Hat die Frau nicht Lust, einen Gast oder Besucher zu empfangen, so läßt sie sagen: „Mrs. N. N. is engaged." und damit ist der Besuch abgemacht. Man kann sich denken, daß bei solchen Rechten der Frau im Hause Erziehung, Unterricht, Einrichtung, Vergnügungen u. s. w. wesentlich von ihr abhängen. Zank und Streit ist deshalb genug, aber er wird möglichst geheim gehalten. Es gehört zur größten Untugend, leidenschaftlich oder vielmehr laut in der Leidenschaft zu sein. Daher scheint der Yankee kalt und thut sich etwas darauf zu gute, die Form seiner Leidenschaftlichkeit in der Gewalt zu haben. In den Städten füllen die Frauen ihre leere Zeit mit Besuchen in den Gewölben der Kaufleute und mit Kaufen aus; sie bezahlen nichts und am Ende des Jahres schickt man die Rechnungen in das Comptoir, die oft dem Herrn Gemahl an den Rand des Verderbens bringen.

Die Frauen betreiben nebenher Alles, was die Männer nicht ausschließlich in das Feld der Politik gezogen haben. Die Temperance-Gesellschaften, die Abolitionisten-Gesellschaften, die Kirchengesellschaften u. s. w. werden besonders von den Frauen gehalten und gestützt. Dabei findet man eine Leidenschaftlichkeit für den Zweck, einen Ehrgeiz, einen Eifer und eine Zeitverschwendung, die uns in Erstaunen setzt.

Es ist unter diesen Umständen sicher natürlich, daß in den ärmern Farmersfamilien ein Segen an Töchtern eben kein Segen ist. Die wenigsten gehen in Dienste; die mehrsten strömen in die Fabrikplätze, hier verdienen sie, je nach Fleiß und Geschicklichkeit, in drei bis vier Jahren ebenso viele Hundert Dollars und mehr, ruiniren ihre Gesundheit in den stinkenden, wenn auch sonst reinlichen, aber heißen Sälen, heirathen und sterben häufig an der Schwindsucht nach dem ersten Wochenbett. Hier retten sie mindestens den Schein der Independenz, obgleich es ein Spottname geworden ist: Manufactory-girl; wenigstens wird hier sorglich für die Sittlichkeit gewacht und in Lowell z. B., wo 8000 Mädchen zusammen sind, hat man seit 20 Jahren kaum einen Fall von Unehre gehört.

Es gehört hier viel dazu, eine Frau aus den höhern Ständen ohne Vermögen zu nehmen. Jeder fürchtet sich davor, der sich nicht zutraut, so viel erwerben zu können, um standesgemäß zu leben. Daher sind viele Hagestolzen und alte Jungfern hier, besonders in Neuengland.

Die Deutschen haben in der Union die Schande, ihre Frauen und Töchter roh und grausam zu behandeln, weil sie dieselben an den Feldarbeiten Theil nehmen und den Stall besorgen lassen. Es ist jedoch mehr und mehr den Yankees aufgefallen, daß die deutschen Farmer auf diesem Wege sehr wohlhabend werden. Dagegen ist gewiß, daß die deutschen Farmer-Familien in allen Staaten der Union weniger gebildet sind. Liegt es an der gemeinschaftlichen Arbeit? Oder liegt es in der germanischen Bauernnatur? Gewiß ist, daß die Yankee-Familien angenehmer sind, da die Frauen meist Politur haben und ihre Literatur kennen; allein es leidet auch keinen Zweifel, daß die deutschen Farmer bei ihrem größern Wohlstande Dasselbe erreichen werden, wenn sie erst die deutsche Sprache in ihren Schulen cultiviren und sich mit deutscher Kunst und Literatur besser bekannt machen. Es ist unglaublich, wie schwer es ist, die deutschen Colonisten hier in das englische Leben hinüberzuziehen, und eben deshalb sollten die bessern unter ihnen mehr Bedacht nehmen, das wahre Medium der Cultur für sie, die deutsche Sprache, besser zu cultiviren. Hin und wieder beginnt man in Pennsylvanien, besonders aber im Westen, nämlich in Indiana, Illinois, Missuri; hier scheint deutsches Leben sich selbständig und ernstlich zu entwickeln, und auch die Frauen haben dort den Anstrich unserer deutschen gebildeten Hausfrauen, sind gemüthlich und dabei fleißig.

Eine besondere Seite des amerikanischen Feminini generis darf man nicht unerwähnt lassen. Es besteht in der ganzen Welt eine große Mannichfaltigkeit der Begriffe des Schönen, Sittsamen, Guten und Bösen. Warum sollte man diesem Lande nicht dergleichen gönnen. Von England her stammt jenes Erröthen und Erzürnen über etwas Unsittsames. Dies ist echt deutsch und wahrlich, es ist ein gutes Zeichen, wenn es und wo es in einer Nation noch zu treffen ist. Die Franzosen haben eine besondere Affectation der Sittsamkeit, indem sie natürliche Dinge völlig natürlich betrachten. Man muß sich an Sterne's „Sentimental journey" erinnern und an sein Erstaunen über das „rien que pisser" und dergl., um den Gegensatz zu begreifen. Hier in Amerika hält man in Gegenwart der Frauen mehr als natürlich auf Vermeidung alles Dessen, was an Natürlichkeiten erinnert, und eine amerikanische Dame, ja jedes Landmädchen wird darüber, wenn dergleichen vorkömmt und vorkommen muß, nicht nur entsetzlich verlegen und roth, sondern sogar erboßt und wirft Dem, der es nicht vermied, Roheit vor. Dies geht aber weiter: der Bruder, der Bräutigam, der Freund etc. kann bewußtlos in der Fieberhitze und am Tode liegen und hülflos sein, es ist gewiß nicht leicht, eine amerikanische Dame zu bewegen sein Zimmer allein (wie Penelope: ἀλλ οὐκ οἴος) zu besuchen und ihm Beistand zu leisten. Der Anstand geht hier über die Humanität und man ist oft im Zweifel, ob jener in der That sich in dem weiblichen Busen rege. Es ist roh, dergleichen zuzumuthen und zu verlangen. Ausnahmen finden statt, wir reden hier von der Sitte. Es ist dies nicht so unter den Deutschen in Amerika, so lange sie nicht englisirt sind. Ein Freund von mir gab in Philadelphia ein Lesebuch heraus zum Unterricht im Deutschen. Das Buch war vortrefflich, allein es begann mit Lessing's schöner Fabel: „Der Hengst und die Fliege", die Interlinearübersetzung hieß: „The stallion and the fly". Von der ganzen Auflage wurden drei Exemplare verkauft. Irgend eine Beziehung auf das Geschlecht ist ein unverzeihliches Verbrechen und die Damen sind es, die diese Verbrechen besonders bemerken, ja selbst die jungen halbreifen Dinger auf den Schulbänken stören oft Zank zwischen Lehrern und Ältern an, weil sie Beziehungen in dem Vorgetragenen fanden, an die der Lehrer nicht dachte und denken konnte. Ich erzählte einst einer Dame in Philadelphia im Vertrauen, daß ich die Aussicht habe, bald meine Familie vermehrt zu sehen. „Wie kommen Sie dazu, mir dies zu sagen!" Ich glaubte, daß die Wendung, die unser Gespräch genommen hatte, diese Mittheilung völlig rechtfertige. Sie sah mich von oben bis unten an, erholte sich aber nach einigen Augenblicken durch die Reflexion: „Your german manners are pretty strange to us, but I really think there is something good in them." Ich bat um Verzeihung, vergessen zu haben, daß ich eine amerikanische Freundin vor mir habe, und versprach ihr, sie nie wieder mit Dem zu behelligen, was meinem Herzen so nahe liege. „Nein", fuhr sie auf, „Sie haben recht, wir haben unrecht; unsere Sitte ist albern." So können selbst die Bessern nicht aus der Gewohnheit und Sitte heraus, selbst wenn sie fühlen und erkennen, daß diese Sitte unnatürlich, nichts weniger als unschuldig und sittsam sei. Mir scheint es, als müsse man dies Alles auf Rechnung der Stellung der Frauen in der Gesellschaft bringen. Sie wollen eximirt, ätherisch, geistig — ich weiß nicht wie — betrachtet und behandelt sein; der Schmuz des Lebens soll selbst in der unschuldigsten Form nicht an sie kommen; allein es fehlt an dem fein gebildeten Urtheil, was dahin gehöre, was nicht, und darüber gießt man das Kind mit dem Bade aus und wird geziert und unnatürlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 42. — 11. Februar 1843.

H. Luden und J. Droz über die französische Revolution.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Alsdann setzt Luden mit einer geschickten Wendung einige irrige Vorurtheile, welche noch hier und da über die Entstehung der französischen Revolution namentlich in höhern Kreisen herrschen, mit unsern gegenwärtigen Zuständen in Deutschland in Verbindung und deutet den nachtheiligen Einfluß an, den sie auf die Entwickelung unsers politischen Lebens in jüngster Zeit geäußert haben und noch äußern. Dahin gehört zuerst die Ansicht, daß die französische Revolution Folge einer Verschwörung gewesen sei, eine Ansicht, die er mit Recht ebenso unwahr wie verderblich nennt.

Schon der bloße Gedanke — sagt er —, daß es in die Hand einer kleinen Anzahl von Menschen gelegt sei, gleichviel von welcher Gesinnung beseelt, von welchen Absichten bestimmt, welchen Zweck im Auge, den Gang der Entwickelung aller unserer Verhältnisse zu unterbrechen, die Ordnung, in welcher wir leben, zu zerstören, ja Alles, was die Vergangenheit erzeugt hat, umzuwerfen, ist eine Abgeschmacktheit. Wie? während wir Alle, ein ganzes Volk, sinnen und sorgen, entbehren und entsagen, trauern und weinen, arbeiten, ringen und streben, genießen und uns freuen, sollte es der Leidenschaft, den Ränken Einzelner, einer Anzahl von Hundert oder Tausend, möglich sein, durch geheimes Wirken und Wühlen den Anker abzulösen, an welchem das Schiff unsers Lebens hängt, um dasselbe dem Wind und den Wogen preiszugeben? möglich sein, den Boden zu durchbrechen, auf welchem wir stehen, auf welchem die ganze unendlich reiche Erbschaft der vergangenen Jahrhunderte ruht, auf welchen wir unsere eigenen Entwürfe und das Schicksal unserer Kinder für die Zukunft gebaut haben, um uns Alle dem Zufall in die Arme zu werfen? Ist denn keine waltende Gottheit im Leben, kein Geist, keine Vernunft, kein Verstand in den Menschen? Wenn Jemand, wo Dreizehn zu Tische sitzen, ängstlich den Vierzehnten herzuruft, um durch Diesen von Jenen das Schicksal abzuwenden, so mag man wol den unschuldigen Aberglauben mit einem Lächeln dulden: Behauptungen, die das Schicksal der Völker und Reiche von den Wünschen, Entwürfen, der Kühnheit, der Frechheit eines oder einiger Menschen abhängig machen, sind schlechthin zu verwerfen und müßten mit den härtesten Namen bezeichnet werden, wenn es nicht billig wäre, jeden Menschen nur nach dem Maße seiner Einsichten, seines eigenen Verstandes zu richten. Sie gehen aus einem großen, unglücklichen Irrthum hervor.

Man sieht, der alte Luden hat es noch nicht verlernt, scharfe satirische Pfeile unter dem Schilde allgemein gehaltener Bemerkungen auf die Regierenden abzudrücken, denn diese „Irrenden, die mit den härtesten Namen bezeichnet werden müßten", wer waren sie? und ist ihre Zahl unter uns so klein, ihre Stellung in der Gesellschaft so unbedeutend gewesen? Wer sind jene „Menschen, die nur nach dem Maße ihrer Einsichten, ihres eigenen Verstandes gerichtet werden müssen"? Aber auch das Verderbliche eines solchen Irrthums setzt Luden scharf und treffend auseinander:

Wenn sich eine solche Ansicht bei den Regierenden festsetzt: was kann, was muß die Folge sein? Wie auch die gesellschaftlichen Verhältnisse geordnet sein mögen: es wird immer Menschen geben, die eine Veränderung für wünschenswerth, für nöthig halten, nicht aus Lust an Neuerungen, sondern weil die bestehenden Einrichtungen unmöglich allen gleichmäßig genügen können, weil ein Jeder das Allgemeine nur nach den Erscheinungen, welchen er nahe steht, aufzufassen pflegt, nur nach dem Maße seines Verstandes zu beurtheilen vermag. Lebhafte Geister drücken ihre Unzufriedenheit lebhaft aus; ungebildete Menschen legen ihre Wünsche in roher Weise dar: die Regierungen, ihre Behörden und Agenten werden aufmerksam. Die Vorgänge wiederholen sich: sie werden bedenklich. An andern Orten, von andern Personen Dasselbe. Jener wird in Gesellschaft mit Diesem bemerkt: man wird ängstlich. Aus augenblicklichen, vielleicht gedankenlosen Äußerungen wird eine Gesinnung gefolgert, Nahes und Entferntes aneinander gerückt: eine Verbindung ist unverkennbar, eine Verschwörung wahrscheinlich. Da es auch an Verdächtigungen und Angebereien nie fehlt, wo sie nicht zurückgewiesen werden, so sind Vorkehrungen nöthig, um die revolutionnairen Umtriebe zu vereiteln, zu verfolgen, zu bestrafen, um dem Unglück einer Revolution zuvorzukommen rc.

Ein großes Übel aber ist, daß auf solche Weise das Leben in seiner Entwickelung aufgehalten, der öffentliche Geist belästigt, Argwohn an die Stelle des Vertrauens gesetzt, anstatt der Treue Furcht, Unmuth und Hohnlachen erzeugt wird

Aber eben durch jene unglückselige Verschwörungsriecherei und die sie begleitenden Maßregeln entstehen am ersten wirkliche Verschwörungen. Man halte nur Jemand erst für schlecht und zeige ihm dieses auf verletzende Weise — es ist das sicherste Mittel, ihn schlecht zu machen. Man zeige dem Volke erst Furcht und unwürdiges Mistrauen und es werden in Einzelnen Gedanken und Plane hervorgerufen werden, auf die sie sonst nicht gekommen wären.

Die Besorgniß der Regierungen vor Verschwörungen beweist ja aufs klarste, wie schwach sie selbst, wie stark die Verschwörer, wie ungewiß der bestehende Zustand der Dinge! Auf solche Weise durch die Regierung selbst provocirt, stürzt man sich in das Unglück, zieht Andere hinein, bestärkt die Regierun-

gen in ihrer Ansicht, in ihrem Mistrauen und bringt eine heillose Wechselwirkung hervor, zwischen welcher die schönsten Gefühle in der menschlichen Brust zerrieben und die Völker in einen Zustand versetzt werden, der jedes Falles der Entwickelung des Geistes große Hindernisse entgegenstellt.

Alles, was Luden über diesen Gegenstand sagt, ist gewiß richtig und wahr. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß er seine Stimme früher gegen jenes leidige Verdächtigungs- und policeiliche Überwachungssystem, gegen jene Verschwörungsriecherei erhoben hätte, welches wie ein Alp ein Vierteljahrhundert hindurch auf der Brust des Volks gelegen hat, den Einzelnen wie die Gesammtheit in ihrer Entwickelung gehemmt und unberechenbare Leiden über Deutschland herbeigeführt hat. Damals, als jenes System in seiner vollen Blüte stand, damals hätten Luden und andere Männer ihre Stimmer erheben und predigen und warnen sollen. Auch bei der strengsten Censur war dazu noch immer die Möglichkeit gegeben. Jetzt kommt man mit diesen Deductionen wenigstens in Bezug auf ihre praktische Anwendung für den Augenblick zu spät. Der jetzige König von Preußen hat bereits den schweren Bann gelöst, unter dem wir ein Leben voll Angst und Mistrauen mehr dahinträumten und vegetirten, als wirklich lebten. Ein einzelner Mann voll Hochgefühl, voll Liebe und Vertrauens, hat uns wie mit einem Zauberschlage blos durch offene Darlegung seiner eigenen großartigen und freien Gesinnung zu einem neuen Leben voll Hochgefühls, voll Liebe und Vertrauens wiedererweckt, nach dem sich Deutschland stets gesehnt hat, dessen es stets würdig war und nie mehr als eben in jenem Zeitraume, da man es so unverantwortlich behandelte und sich so kleinlich an ihm versündigte. Trügen nicht die Zeichen der Zeit, so werden jene Zustände, wie Luden sie schildert und geißelt, nicht wiederkehren. Dennoch mag eine rügende Rückerinnerung immer noch an der Zeit sein, wennschon ein unmittelbares Ankämpfen gegen den Druck, als er noch vorhanden war, als noch ungleich ehrenvoller und des allgemeinen Dankes würdiger hätte anerkannt werden müssen. Eine scharfe Kritik des Jüngsterlebten und Jüngsterlittenen kann in der That nicht schaden. Wir Deutschen sind ein gar vergeßliches Volk. Kaum sind die Wunden, die Napoleon uns geschlagen, einigermaßen vernarbt, so sind sie auch vergessen und aus erbitterten Feinden werden wir seine Bewunderer. Kaum dürfen wir etwas freier aufathmen, unsere Meinung offener aussprechen, kaum sind unsere Söhne uns aus den Kerkern wiedergegeben und ihre Wange hat die kranke Kerkerfarbe in etwas abgestreift, so haben wir all das vergangene erlittene Unrecht vergessen. Wäre dieses Vergessen in jener christlichen Liebe begründet, in jenem christlichen Verzeihen, der höchsten Spitze der Humanität, wahrlich, wir würden mit inniger Anerkennung diesen Zug in unserm gegenwärtigen Nationalcharakter begrüßen. Aber wir fürchten nur zu sehr, daß jenes Vergessen in einer gewissen Stumpfheit begründet ist, welcher es für die edelsten Güter der Menschheit, also auch für deren Beeinträchtigung, noch an einer lebhaften Empfänglichkeit mangelt, in einer gewissen moralischen Schlaffheit, welche der stärksten äußern Incitamente bedarf, um überhaupt Antheil zu nehmen, und sogleich wieder in sich zusammensinkt, sobald diese zu wirken nachlassen. Wenigstens glauben wir den Deutschen nicht Unrecht zu thun, wenn wir ihnen ein ebenso schnelles Vergessen der empfangenen Wohlthaten vindiciren wie erlittener Beleidigung und Verfolgung. Darum glauben wir nicht an jene lautere Quelle christlichen Verzeihens, wenn wir die ganze Summe des Erduldeten jetzt auf einmal mit einem Mantel gleichgültigen Stillschweigens verhüllt sehen; und darum halten wir solche Erinnerungen, welche vergangenes Unrecht wieder im Gedächtnisse auffrischt, dessen Stachel etwas tiefer in die Gemüther eindrückt, für durchaus nützlich und nothwendig. Nicht um Rache zu nehmen wegen erlittenen Unrechts, sondern um unser Rechtsgefühl daran zu schärfen, ist eine Kritik und Auseinanderlegung jenes Systems, was uns in dem letzten Vierteljahrhundert jedes Bewußtsein freier und christlicher Staatsbürger zu rauben beabsichtigte, so überaus wünschenswerth. Bevor wir die Engherzigkeit und Verwerflichkeit jenes Systems nicht vollständig empfinden und durchschauen, so lange sind wir auch nicht fähig, mit voller Dankbarkeit die wunderbaren Veränderungen anzuerkennen, die eine einzige großherzige Persönlichkeit in dem ganzen Seelenleben nicht nur des preußischen Staats, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes in kürzester Frist hervorgerufen hat. Wer jenes System nicht verwirft und verurtheilt, der kann das jetzige nicht wahrhaft lieben und verehren. Beide sind schneidende Gegensätze, die sich völlig einander ausschließen, und wenn die fromme Pietät eines Sohnes dieses auch selbst nicht ausspricht, so ist es dennoch unmöglich, daß er sich dieses Verhältnisses nicht bewußt wäre. Luden fährt sodann fort:

> Aber auch eine andere Meinung ist, wenngleich ehrenwerth, doch nicht minder unglücklich und falsch: die Meinung, daß die französische Revolution durch eine gewisse Anzahl von Schriftstellern herbeigeführt sei, die in Frankreich Philosophen genannt werden. — —
>
> Diese Meinung ist, wie sie eben genannt worden, allerdings ehrenwerth, weil sie die Macht des Geistes anerkennt, das Wort für mehr als einen Schall achtet. Sie geht weit. Rede und Schrift sollen die Stärke haben, die größte Gewalt zu brechen oder zu vernichten und alle Kräfte eines ganzen Volks zu Kampf, Sieg und Eroberung zu vereinigen. Das scheint für das Geistige im Leben, für eine Herrschaft des Gottes im Menschen über das Thier im Menschen von einer Achtung zu zeugen, die Achtung verdient.
>
> Dennoch ist sie unglückselig, diese Meinung. Wenn sie sich der Gewaltigen dieser Erde, wenn sie sich der Regierungen bemächtigt, ist es so natürlich als nothwendig, daß sie entgegenzuwirken suchen, um sich selbst und den Zustand der Dinge zu erhalten, in welchem sie sind, was sie sind, zu dessen Erhaltung sie sich verpflichtet fühlen. Ist die französische Revolution durch Rede und Schrift bewirkt worden, so könnten ja auch überall durch Rede und Schrift Revolutionen bewirkt werden. Um dieses Unglück abzuwenden, ist nothwendig, Rede und Schrift unter Aufsicht zu stellen. Welche Maßregeln man aber ergreifen mag, jede wirkt nachtheilig auf das Leben, gleich nachtheilig für die Regierenden wie für die Regierten. Wie die Pflanze zum fröhlichen Gedeihen der Luft und des Lichtes bedarf, so bedarf der Geist zu gedeihlicher Entwickelung der Freiheit in Rede und Schrift. Wird ihm diese Freiheit geraubt oder verkümmert, so verdumpft oder verkrüppelt er, wird bitter oder treibt seine

Kraft in allerlei Auswüchsen, die das Leben hemmen oder verdummen. Horcherei, Aufpasserei, Späherei, Verdrehungen, Verdächtigungen, Verbote und Strafen können nicht ausbleiben; thörichte Leidenschaften werden in der Gesellschaft aufgeregt, vor welchen Freudigkeit, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, viele Tugenden zurückweichen.

Wir haben solche Zeiten erlebt — —

In der neuern Zeit ist die Censur hier und dort verschwunden; in unserm Vaterlande ist sie fast überall sehr mild geworden: die neueste Literatur gibt schlagende Beweise in Menge. So lange aber die Meinung festgehalten wird, daß durch Schriftsteller die Verhältnisse des Lebens verändert, zerrissen werden können, so lange wird auch der Grundsatz feststehen, daß man die Schriftsteller unter Aufsicht halten und ihre Schriften von dem Gifte reinigen müsse, das die Gesellschaft verderben, alle Bande derselben zerfressen und sie in die Gewalt frevelhafter Menschen werfen könnte; und so lange dieser Grundsatz gilt, ist mit der Milde der Gesetze (neuestes preußisches Censuredict) wenig gewonnen. Die Regierungen mögen Vorschriften geben, die jedem besonnenen Manne genügen: woher aber nehmen sie Censoren, welche die Vorschriften zu ihrer und der Schriftsteller Zufriedenheit auszuführen vermöchten?

Aber Milde oder Strenge: Alles ist vergeblich. Die Möglichkeit, des Geistes Entwickelung zu hemmen, ihn gegen die Gesetze seines Wesens zu leiten, zu verkrüppeln, zu verdumpfen, ist seit 400 Jahren unter der Druckpresse vernichtet.

Gegen diese letzte Behauptung Luden's, die noch dazu einer frühern oben angeführten Äußerung entschieden widerspricht, erlauben wir uns doch einige Bemerkungen zu machen. Wären die Maßregeln, die man gegen die Freiheit der Presse nimmt, so ganz irrelevant, so ganz ohne Einfluß, so ist in der That nicht abzusehen, weshalb man so sehr dagegen declamirt und weshalb alle freisinnigen Männer sie als verderblich schildern. Geht der Geist dennoch seinen nothwendigen Gang, unbekümmert um alle Hemmungen und Hindernisse, so ist die Frage über Censur oder Preßfreiheit in der That eine ganz müßige. Eine solche Behauptung ist aber in der That ebenso widersinnig als die frühere, daß Revolutionen sich nicht abwenden ließen. Glaubt Luden vielleicht, daß der Preßzwang, welcher seit 25 Jahren über Deutschland verhängt war, so ganz ohne Einfluß auf die Entwickelung unsers Charakters, unserer Verhältnisse gewesen sei? Er möge nur sich selbst fragen, ob sein Leben, seine Thätigkeit nicht ganz anders ausgefallen sein würden, wenn nicht solche Maßregeln störend in seine Selbstbestimmung, in den freien Gebrauch seiner Kräfte eingegriffen hätten? Und wie mit dem Einzelnen, so mit der Gesammtheit. Nein, der öffentliche Geist ist nicht unabhängig von den gesetzlichen Möglichkeiten, in denen er sich äußern darf. Es läßt sich unendlich viel durch solche widernatürliche Hemmungen in dem Geistesleben eines ganzen Volks verderben, gleichwie eine fehlerhafte, sklavische Erziehung die reichste geistige Anlage eines Kindes wenn nicht ganz zerstören, doch verdrehen und verderben kann.

(Der Beschluß folgt.)

Familienleben in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Es ist nichts langweiliger in der Welt als eine Damengesellschaft; Hochmuth, Eitelkeit, Kälte und Stumpfheit, oder katzenartige Bestialität sind hier in der Culmination. Nun denke man sich, daß hier sogar gemischte Gesellschaften sich gewöhnlich separiren, wenn man nicht tanzt. Es beginnt in dieser Beziehung etwas besser zu werden, seit viele Familien in Frankreich und Deutschland gelebt und das Gemüthliche unserer Gesellschaft (ich meine nicht der Gesellschaften — Gott bewahre mich, so etwas zu sagen!) haben kennen lernen. Kommen aber junge Herren mit jungen Damen zusammen, so findet ein ewiges Courmachen und ein Stutzerwesen statt, welches wir wenigstens in Deutschland unter die Gattung des Ekelhaften bringen; süßlich, überschwänglich zart, anbetend, kriechend und mithin — unwahr. Der geläuterte Geschmack vieler Damen beginnt bereits, diese Verehrung ebenfalls ekelhaft und lächerlich zu finden. Es ist auch kein Zweifel, daß sich in wenigen Jahren bereits Vieles geändert hat und ebenso, daß sich noch Vieles ändern werde.

Das ausschließende Privilegium der Damen ist die Beschäftigung mit der Literatur. Die Männer haben keine Zeit dazu, oder doch verhältnißmäßig wenig. Selbst auf dem Lande lesen die Frauen verhältnißmäßig viel und mehr als die Männer, die sich mit den Zeitungen begnügen. In den amerikanischen Novellen und Romanen tritt eine unbegrenzte Verehrung und Erhebung der Frauen hervor und dies dient wieder als Speculation in dieser Literatur, und um den Frauen eine feste Einbildung von ihrer hohen Stellung im Vergleich zu den Männern zu geben. In der That ist der feinere Theil der Gesellschaft die Frauen, schon weil der Mann hart arbeitet; allein die Stellung ist im Hause auch so, daß in der Regel Alles nach dem Willen der Frau geht. Im Ganzen begegnet man den Frauen mit Achtung und gewiß vor- und rücksichtsvoller als in der Regel bei uns. Jede Unart gegen eine Frau oder ein Mädchen ist ein Verbrechen, selbst (und mit Recht!) ein unfreiwilliger Kuß, im Falle die Geküßte nicht Gründe in und außer sich findet, zu verzeihen.

Eine Dame geht z. B. in Neuyork nicht leicht, selbst oft nicht am Tage, ohne weibliche oder männliche Begleitung, wenigstens ist es gute Sitte „nicht allein" zu gehen, wie Penelope, wenn sie unter die Freier trat. Verheirathete Frauen erlauben sich dergleichen ohne Tadel, nicht aber Mädchen. Daher ist es gar nichts gesagt, wenn man rühmt, daß hier auf den Straßen Abends eine Dame unbelästigt und ungefährdet gehen könne. Es geht eben keine Abends ohne Bedeckung und die es thut, ist so wenig gedeckt als wo anders in der Welt.

Die Rücksicht auf die Frauen erstreckt sich so weit, daß selten ein Dienstmädchen in einen Kaufladen oder gar zu Markte geht. Nur die Deutschen thun dies; die englischen Familien senden den Ehemann, oder Sohn, oder den servant-man. Diese letztern thun alle Geschäfte im Stalle und werden meist dazu gehalten, wo man Vieh hält.

Dabei muß man aber nicht vergessen, daß sich die Frauen hier fähig halten, alle Künste so hoch treiben zu können wie die Männer in Europa. Oft habe ich die Unverschämtheit gehabt, an der Möglichkeit zu zweifeln. Diese Beharrlichkeit, diese Gründlichkeit, diese Verwendung von Körperkraft — ist sie der Frau möglich, selbst wenn wir alles Andere gleichstellen? Wenn ich sage, wir haben keinen weiblichen Mozart, keinen weiblichen Shakspeare, Goethe x, keinen weiblichen Thorwaldsen, genug, keine Frau, die das Höchste in der Kunst erreicht hätte, so sagen sie: wäre es nicht möglich, daß in den veränderten Verhältnissen Amerikas die Frauen dieses Höchste erreichen? Antwortet man: daß die Natur amerikanischen Lebens bis daher sehr oberflächlich in Kunst und Wissenschaft gewesen, daß schwerlich diese europäische Gründlichkeit je obwalten werde und daß eben nur durch die europäischen Männer das Gründliche geleistet werde, so schilt man auf den Zwang europäischen Lebens und erwartet Alles von der Freiheit, von dem Selbsttrieb, der Liebe der Frauen zur höchsten Ausbildung. Gewiß ist so viel, daß, so weit das Leben in Amerika englischen Ursprungs ist, die Männer gar keine Miene machen, sich der schönen Künste zu bemächtigen; auch haben sie dazu keine Zeit. Ihre Phantasie hat eine vorherrschende Richtung zum Abstracten, zur Krith-

metik; die Materialität und Speculation reißt Alles hin und erschlafft für höhere Anstrengungen. Nur Frauen treiben hier Musik rc.

Gewiß ist, daß die amerikanischen jungen Frauen schöne Augen haben und schön sind, wenn nicht im Allgemeinen die Neigung zur Magerkeit zu vorherrschend wäre. Es fällt Jedem auf, der sich mit der amerikanischen erotischen Poesie bekannt macht, daß die mannichfachen Bilder der europäischen Poesie, welche von den vollen Busen hergenommen sind, hier ganz fehlen. Man erhebt sich höchstens zum Bild der Knospe. Wie mich anständige Matronen belehrt haben, ist es allgemeine Sitte, daß die fettern jungen Damen sich flach schnüren, da es nicht zur amerikanischen Schönheit und Sittsamkeit gehört, einen vollen Busen zu haben, für welchen die Poesie kein anständiges Bild hat. Die Reize der Jugend gehen zeitig verloren und mit dem neunzehnten bis zwanzigsten Jahre gibt es wenig blühende Mädchen und noch weniger blühende Mütter. Eine Frau von 30 Jahren ist hier meistens wirklich alt. Wenn sie nicht zu gebieten hätte und sich als Gebieterin des Hauses betrachten dürfte, so hätte sie in der That wenig Mittel, ihre Stellung zu behaupten, und müßte Gott danken, daß die Monogamie Landesgesetz ist

Im Allgemeinen herrscht viel Grazie in der Bewegung und im Benehmen der amerikanischen jungen Damen; nur tanzen darf man sie nicht sehen, ebenso wenig die jungen Herren. Nirgend in der galanten Welt wird ungraziöser getanzt und dessenungeachtet zieht man die Contretänze den Walzern vor. Ich habe lange nach einer Ursache dafür gespäht, bin aber nicht im Stande gewesen, eine zu entdecken. Fanny Elsler wurde von den Männern hier allgemein bewundert, die Damen sprachen mit Geringschätzung von ihr. In der That ist von dieser gemüthlichen Grazie, wie sie Fanny Elsler repräsentirt, nichts zu finden. Es ist Alles Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Stolz, ja, ich kann nicht anders sagen, es ist rein aristokratische Grazie. Es kann nicht fehlen, daß die Stellung der Frauen im hiesigen Leben sie vorzugsweise aristokratisch macht. Man findet dieses Element durchaus in den tonangebenden Frauen. Bei allen Tugenden betrachten sie ihren Aristokratismus ebenfalls als eine Tugend. Sie compensiren einerseits die politischen Rechte der Männer, andererseits findet sich ganz von selbst die Richtung dazu, wo es Verrichtungen im Haushalt gibt, deren zwar nicht der Mann, wol aber die Frau sich zu schämen haben würde. Auf eine gewisse Art aber gibt die Frau den Ton für Conservatismus an, ein Princip, welches zeither nur sehr negativ und weiblich dem amerikanischen Leben beigemischt war. Vielleicht aber hat sich der „weiße Mann" in der Behandlung seiner Frauen auch nur von dem „rothen Mann" unterscheiden wollen, der bekanntlich, wie einst der alte Germane, alle Lasten des Lebens den Frauen aufbürdete und sich dessen Lust vorbehielt. Der Gegensatz ist sehr nahe liegend, und wenn der Anblick einer Squaw den Eindruck der Niedergedrücktheit auf den Beschauer macht, so gibt der Anblick einer amerikanischen weißen Dame den vollen klaren Ausdruck amerikanisch-republikanischer Vollfreiheit; das Weib blickt hier stets „gay", nie indifferent, wie bei uns. Und dies ist das Ergebniß des Lebens, daß man die Freiheit fühlt, daß sie sich in jedem Zuge, in jeder Bewegung ausdrückt. Es ist keine Frage, daß, wenn sie in der Seele wohnt, der Körper durch sie veredelt wird. Man befindet sich daher in der Gesellschaft amerikanischer Frauen sehr wohl, wird leicht und angenehm angeregt und hat es stets Dank, wenn man sich einigermaßen mitzutheilen weiß. Die Ungezogenheit unserer Aristokraten, Den vorlaut, abgeschmackt und langweilig zu nennen, der sich gern mittheilt, weil er etwas Gutes und selbst Besseres mitzutheilen hat und weil er das moquante Geschwätz und die Putzklatschereien nicht aufkommen lassen mag, ist mir hier nicht vorgekommen. Dagegen ist man hier noch nicht in die Schule unserer „geistreichen" Damen gegangen, die nicht hoch genug, nicht transscendental genug, nicht poetisch genug traktirt werden können. Gott! was steht man in diesen Cliquen in Deutschland aus! Diese Übercultur des Geistes, diese Ausgeburt der Langeweile begreift eine hiesige Dame nicht, selbst wenn sie Schriftstellerin ist. Irre ich nicht, so sind die amerikanischen wie die englischen Schriftstellerinnen den deutschen und französischen weit vorzuziehen; sie sind natürlicher. Wir haben keine Sedgwick und keine Eliza Sabat-Follen in der neuern deutschen Literatur; lauter verheinte, verlaubte, vergutzkowte, vergöthelte und daher verschrobene Frauen schreiben in Deutschland. Der edle und natürliche Mann wird ewig nicht begreifen, wie die große Masse der Goethe'schen Frauen ihm, dem großen Goethe genügen konnten. Man muß seine Unnaturen mit Jean Paul'schen Naturen vergleichen, um sich dieses Gefühls bewußt zu werden. Wenn die Tugend nicht ebenso natürlich als die Schönheit ist, räume ich den Goethianern gleich das Feld. Ich verlange keine versuchte Tugend; ich liebe sie vor der Versuchung und deshalb ist im amerikanischen Leben, selbst in den oben getadelten Zügen von misverstandener Sittsamkeit etwas, was den Versucher fern hält. Das freie, stolze amerikanische Weib ist tugendhaft; dies ist ein anerkannter, großer Grundzug. Es ist zu versuchen und kann fallen, aber wozu den Schlamm des Lebens aufwühlen und die Rosen und Lilien beschmuzen, die doch gewiß ebenso gut gedeihen im Menschen- wie im Blumengarten, wenn sie geschützt werden.

Uns Deutschen kann vielleicht eine amerikanische Lady als Hausfrau eine unverdauliche Frucht sein; dennoch müssen wir gestehen, daß diese nämlichen Frauen bei einer etwas bessern, gründlichern Erziehung bei ihrer edeln, freien Natur ausgezeichnet in der ganzen Welt sein würden. Wir scheuen aber besonders die Überlegenheit und Unabhängigkeit der Frauen, und deshalb mögen wir den amerikanischen nicht die liebenswürdige Seite abgewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Ein bischöflicher Vers.

Ein deutscher Bischof erließ vor ein paar Jahren an die Pfarrer seines Kirchensprengels das jährliche Fastenausschreiben, seltsamerweise, in lateinischen Distichen. Indem er darin auf den Zeitgeist eifert, sagt er unter andern von diesem:

Et spurcos avidus lambit meretricis hiatus.

Ein ins Deutsche unübersetzbarer Vers! Wenigstens würde keiner aus dem Jungen Deutschland, gegen welches jener „Kirchenfürst" auch zuweilen eifert, sich entblöden, den Vers deutsch zu geben. Uns Weltlichen kommen solche Situationen, wie hier lateinisch eine gemalt wird, nicht leicht vor: dennoch dürfen wir zugestehen, daß der Vers des geistlichen Herrn sehr anschaulich ist, also poetischen Gehalt hat. Aber ganz genial ist der Vers dadurch, daß er selbst mit seiner wildpretscharfen Fleischlichkeit zuerst die Fastenordnung bricht, in welcher er vorkömmt: denn hat nicht auch die Poesie ihre Abstinenz, die Muse eine gewisse Fastenordnung zu beobachten? 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1843.

H. Luden und J. Droz über die französische Revolution.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Offenbar gehen wir jetzt der Einführung einer freien Presse in Deutschland entgegen. Die Persönlichkeit des jetzigen Königs von Preußen, der das Volk so hoch nimmt in seinen öffentlichen Ansprachen, der so durchaus offen und vertrauensvoll seine tiefsten Überzeugungen und Herzenswünsche vor demselben ausspricht — eine solche Persönlichkeit ist ein entschiedener Widerspruch gegen Censur und Präventivgedankenpolicei. Solche offene, vertrauensvolle Ansprache heischt nothwendig ein Verhältniß von Gegenseitigkeit; wem ich mich so rücksichtslos mit voller Seele hingebe, dessen Zunge bin ich nicht gemeint zu fesseln. Nein, so tief wir von der unbedingtesten Wahrhaftigkeit jenes Mannes durchdrungen sind, der sich zu seinem Volke mit solcher Herzenssicherheit in ein bis jetzt nie dagewesenes, edel-geistreiches Verhältniß gestellt hat, so fest sind wir überzeugt, daß die fortdauernde Censur von nun an eine moralische Unmöglichkeit in Preußen, und also auch in Deutschland, geworden. So gut wie es mathematische Consequenzen gibt, so gibt es auch moralische, die in einem Charakter liegen, nur daß letztere sich nicht für Jedermann deduciren lassen.

Aber der Einführung einer freien Presse stellen sich jetzt allerdings bedeutende Schwierigkeiten entgegen, von denen wir nur zwei anführen wollen. Seit 25 Jahren ist der Beamtengeist, der natürliche Feind aller freien Erörterung über Staatsangelegenheiten, gewissermaßen allmächtig geworden. Auch der entschiedenste und geistreichste Wille vermag eine so eng geschlossene Phalanx, wie die wohleingeschulte Beamtenmasse in Preußen bildet, nur schwer zu durchbrechen. Buchstabendienst, militairisches Subordinationsverhältniß, sodaß die übrigen Unterthanen als die Gemeinen, die keinen Willen, sondern nur schweigend zu gehorchen haben, die untern Beamten gleichsam als die Unteroffiziere, die wieder weiter nichts zu thun haben, als den Ordres ihrer Oberoffiziere, der höhern Staatsbeamten, zu pariren, ein Mechanismus, der das freie Wort, die freie Thätigkeit, die freie Liebe nicht mit in seine Berechnung aufgenommen hat und dieses Alles als das fünfte Rad am Wagen betrachtet, das sind freilich Elemente, die sich mit einer freien Presse nicht wohl organisch vereinigen lassen. Wer längere Jahre in dieser Tretmühle von actenmäßigen Berichterstatten und Befehlen gearbeitet hat, der verliert allmälig jeden Begriff von einem Staatsleben, was nicht allein durch mechanisch controlirte Angestellte geführt wird, sondern an dem sich jeder gebildetere Patriot nach Maßgabe seiner Kraft aus freier Wahl betheiligt. Auch der freisinnigste, geistreichste Beamte unterliegt häufig dem Einflusse, den der gewohnte Geschäftsgang nach und nach auf seine Auffassung des politischen Lebens ausübt. Mit Widerwillen betrachtet er das Einmischen von Leuten in administrative und gesetzgeberische Angelegenheiten, die nicht eigentlich dazu examinirt, controlirt und besoldet sind. Je mehr Werth er auf die speciellen Formen des Geschäftsganges legt und diese immer mehr als das Wesentlichste betrachtet, um so geringer taxirt er jene allgemeinen Wünsche und Anfoderungen, welche einen bedeutenden Inhalt der freien Presse ausmachen. Das Mitsprechen Anderer in Angelegenheiten, die er einmal für seine ihm eigenthümlich und ausschließlich angehörige Geschäftsdomaine hält, betrachtet er als einen Eingriff in seine Rechte. Je mehr er sich von Morgen bis Abend abmühen muß, um die immermehr anwachsenden Geschäfte zu beseitigen, desto verletzender ist ihm ein oft oberflächliches und einseitiges Raisonnement. Jede Veränderung, worauf die Presse dringt, stellt neue Mühsal, neue Arbeit in Aussicht, während er froh ist, daß er mit seiner Thätigkeit endlich in ein erträgliches Gleis gekommen ist. Er, der nur Strenge gegen den Untergebenen, Gehorsam gegen den Obern kennt, fühlt sich genirt einer Macht gegenüber, der sich weder stricte befehlen noch stricte gehorchen läßt. Er hat genug an der Controle seiner Vorgesetzten; eine Controle der öffentlichen Meinung, die außerdem noch sich geltend machen will, ist ihm natürlich zuwider. Dazu kommt, daß ihm, der an einfache Anordnungen gewöhnt ist, das viele Hin- und Herreden der Presse verwirrt, daß er einen für die Öffentlichkeit passenden Stil in seinen Actenschreibereien längst verlernt hat und also einem Schriftsteller sich nicht gewachsen fühlt, den er nach seiner angewöhnten Lebensanschauung als einen Untergeordneten betrachten muß. Das Alles macht es natürlich, daß die überall verzweigte, bis jetzt allmächtige Beamtenclasse schon instinctartig gegen die Einführung einer freien Presse hinwirkt ohne daß man eben

Böswilligkeit und bewußte, unlautere Absicht ihr unterzuschieben brauchte. Ihre ganze Entwickelungs- und Bildungsgeschichte verträgt sich einmal nicht mit jenem freiern, schönern Volksleben, was der ethischen Phantasie ihres Königs unstreitig vorschwebt. Sie sind eben die letzten, die seinen Geist verstehen; was nicht in Form von buchstäblichen Anordnungen und stricten Bestimmungen auftritt, geht über ihren Horizont. Daher kommt es aber auch, daß jeder Mittelweg, jede nur theilweise Befreiung der Presse, jedes allmälige Fortschreiten nach dem Ziele einer vollständigen Freiheit gänzlich unmöglich ist. Die Beamtenclasse, welche mit der Ausführung dieser mildern Maßregeln beauftragt ist, wird stets in rückgängiger Weise zu wirken suchen. Sie wird sich stets an die etwaigen Restrictionen und Clauseln halten, die auch das mildeste Censurgesetz enthalten muß. Diese erscheinen ihr als das Wesentliche, dem sie die größtmögliche Ausdehnung zu geben bemüht sein wird, und auf diese Weise wird man nie vom Flecke kommen. Da einmal das ausführende Personal vermöge seiner historischen Entwickelung nicht in die Tendenz eines allmäligen Übergangs zur vollständigen Preßfreiheit eingehen kann, so bleibt nichts übrig, als den umgekehrten Weg einzuschlagen, die Presse mit einem Schlage der Administration zu entrücken, das alte System gänzlich über den Haufen zu werfen und hinterher je nach den sich ergebenden Bedürfnissen und Erfahrungen gesetzgeberisch gegen die sich ergebenden Misbräuche Vorkehrungen zu treffen.

Ein zweiter Umstand, der die Einführung der freien Presse zu bedrohen scheint, liegt in dem gegenwärtigen Zustande der Journalistik. Es ist ein häufig ausgesprochener Satz, an dessen Wahrheit wir auch festiglich glauben, daß die Irrthümer der Presse durch diese selbst widerlegt werden müßten und einzig und allein gründlich besiegt werden könnten. Blicken wir aber auf den Zustand unserer Journalistik, wie es seit zwei Jahren, seit den ersten Censurerleichterungen in Preußen und Deutschland, sich bis jetzt kund gegeben hat, so scheint die Wahrheit dieses Satzes sich nicht zu bestätigen. Eigennutz, Unreifheit, ja entschiedene Böswilligkeit scheinen sich vorzugsweise der Tagespresse bemächtigt zu haben. Die Aufsätze, in denen sich ein umsichtiges, dankbares Anerkennen des Bestehenden in Staat und Kirche, alles des unendlich viel Schönen, Sittlichen und Gebildeten, was wir bereits erreicht haben, neben warmen, wohlerwogenen Vorschlägen zur Abhülfe wirklicher Mängel, neben tief sittlichem Drange nach höherer, gemeinsamer Entwickelung aussprechen, möchten bis jetzt noch zu zählen sein. Wie leicht könnte es kommen, daß ein hoher Sinn, ein gebildeter Geschmack sich mit Ekel von diesen öffentlichen Ausflüssen des Nationallebens abwendete, die so wenig seinem Vertrauen entsprochen haben und einen so schlimmen Beweis von der sittlichen und politischen Unwürdigkeit des Volks abzulegen scheinen. Alle die zahllosen Roheiten, Taktlosigkeiten, Unsittlichkeiten der neuesten Tagespresse, sie haben bis jetzt wenig genügenden Widerspruch, wenig siegreiche Widerlegung gefunden. Es gehört in der That mehr als eine augenblickliche Laune, mehr als ein oberflächliches Experimentiren dazu, um nicht so unerfreulichen, momentanen Resultaten gegenüber irre zu werden und einen Versuch aufzugeben, der gleich anfangs so schlechte Früchte getragen hat.

Wir sind jedoch der festen Überzeugung, daß die Preßerleichterungen, deren wir uns jetzt als ersten Schritt zu vollkommener Freiheit zu erfreuen haben, tiefer begründet sind als in einem vorübergehenden Einfalle. Wir sind überzeugt, daß sie aus tiefster sittlicher Nothwendigkeit eines erhabenen Charakters stammen, der, selbst frei, nur in einem freien Verhältnisse mit seinem Volke Genüge und Befriedigung finden kann. Auch lassen sich diese unvollkommenen ersten Versuche in dem Gebrauche größerer Freiheit gar leicht erklären. Auch in dieser Beziehung sind die letzten 25 Jahre der Sklaverei — in Beziehung auf die Presse kann man sie wol so nennen, ohne zu viel zu sagen — nicht ohne nachtheilige Einwirkungen auf das gegenwärtige Geschlecht gewesen. Jede Anlage will Übung, wenn sie ausgebildet werden soll. Die Anlage zur Öffentlichkeit unserer politischen Verhältnisse fehlt unserm Volke in jetziger Zeit gewiß nicht; im Gegentheile die Anlage hat sich zum leidenschaftlich-bittern Drange gesteigert. Aber die Übung — woher sollte sie uns im letzten Vierteljahrhundert gekommen sein? Auch die Presse der Engländer hat ihre bewunderungswürdige Haltung, diese ausgezeichnete Vereinigung vom derbsten Freimuth mit Gründlichkeit, Mäßigung und Ehrfurcht vor dem Heiligen und Sittlichnothwendigen nicht in zwei Jahren erlangt. Die besten Männer hatten sich seit Jahren bei uns von der Presse abgewandt, weil sie ihre geistige Thätigkeit, die Frucht ihrer Anstrengungen und heißesten Herzenswünsche nicht dem willkürlichen Gutdünken eines Censors preisgeben mochten, der Wohlerwogenes, Scharfdurchdachtes, Gewissenhaftgeprüftes mit einem bloßen Federstriche zerstören konnte. Die politischen Journale und Zeitungen waren der Tummelplatz für ein handwerksmäßiges, gewissen- und gesinnungsloses Gesindel geworden, welches aus Mangel an jeglicher Überzeugung sich jedem Drucke zu schmiegen mußte. Die Opposition, ein nothwendiges Lebenselement im Reiche der Geister, war gänzlich unterdrückt. Ein solcher Zustand erzeugt bei dem Unterdrückten entweder Gleichgültigkeit oder Bitterkeit. Kein Wunder, daß diese Bitterkeit und dieses Mistrauen sich zuerst Luft macht, sobald es Freiheit bekommt, sich zu äußern. Das Bedürfniß nach Opposition ist seit Jahren beim Volke so lebhaft geworden, daß man im ersten Augenblicke jede auch noch so unbegründete mit Interesse aufnimmt. Vorläufig bekümmert man sich um den Inhalt der Opposition noch gar nicht, man will nur Opposition und weiter nichts, und je schärfer der oppositionnelle Charakter sich ausspricht, desto willkommener ist er. Die Opposition ist etwas so Seltenes, etwas so Gesuchtes geworden, daß man sie à tout prix mit Freuden aufnimmt, um einem langverhaltenen moralischen Bedürfnisse Genüge zu thun. Die Herzen der Menschen sind noch verbittert und man kann nicht leugnen — diese Verbitterung ist

natürlich. Auch hier zeigt sich wieder die Wahrheit, daß ein an sich richtiger und moralischer Trieb durch lange Unterdrückung zu leidenschaftlicher, unmoralischer Einseitigkeit gesteigert wird. Auch ist zu bedenken, daß die Presse noch nicht frei ist, noch nicht gesetzlich frei, und daß der Zustand der Ungewißheit und Besorgniß über das endliche Schicksal dieser tiefsten Herzensangelegenheit von ganz Deutschland uns noch nicht zum besonnenen, wohlerwogenen und freudigen Gebrauche eines wirklichen Rechtes kommen läßt.

Sind diese beiden Feinde, der Widerwille des Beamtenstandes im Allgemeinen und die momentane Unwürdigkeit der Presse erst überwunden, dann halten wir den Proceß der Preßfreiheit in Deutschland für gewonnen und ihr Loos für immer gesichert. Offenbar ist jetzt ein kritischer Augenblick, dessen glücklichem Ausfalle wir jedoch mit vollkommenem Vertrauen entgegensehen.

Wir haben uns bei der Vorrede länger aufgehalten, als es uns bei dem Buche selbst vergönnt sein wird. Der classische Werth desselben ist bereits längst anerkannt und wir freuen uns, daß eine sehr gute Übersetzung es auch auf deutschem Boden einbürgert. So viele geistreiche Werke über den unmittelbaren Hergang der französischen Revolution auch erschienen sind, so fehlte doch eigentlich der Schlüssel zum Verständniß derselben, eine klare, gründliche und vollständige Darlegung derjenigen rechtlichen, finanziellen, sittlichen, religiösen und literarischen Zustände des französischen Volks, wie sie sich von Ludwig XIV. an bis zur Berufung der Reichsstände entwickelt hatten. Diese wichtige Partie der Geschichte, auf welcher die ganze französische Revolution ruht, ist überall mit auffallender Kürze und Oberflächlichkeit behandelt. Die Phänomene der Revolution sind mit einem Male da, ohne daß man eine deutliche Einsicht in ihre Entstehung bekommt. Droz hat das Studium seines Lebens an diesen unendlich wichtigen Theil der Geschichte gewendet und hat ein Werk geliefert, wie nur wenige ähnliche über andere Epochen der Geschichte existiren. Ref. erinnert sich nicht, in langer Zeit ein Buch gelesen zu haben, was so viel Nahrung seinem Geiste zugeführt hat. Ist man mit Lesen des Buchs fertig, so fühlt man sich reicher und eine bedeutende Lücke ausgefüllt.

Was Droz von fast allen französischen Geschichtschreibern unterscheidet, ist die durchaus gegenständliche Behandlung seines Stoffs. Keine Spur von jenen sogenannten geistreichen Reflexionen, die so wohlfeil sind und womit die Werke eines Michelet, Guizot u. A. leider so überladen sind; keine Spur von jenen auf die Spitze getriebenen Pointen, überladenen Schilderungen, nach einer Lieblingsidee construirten Gruppirung und Behandlung der Thatsachen, worin man jetzt leider das Ziel und Muster wahrer Geschichtschreibung zu sehen liebt. Gänzliche Hingebung an den Gegenstand, ein völliges Vergessen seines eigenen Ichs — das ist der seltene, künstlerische Vorzug des Verf., und eben in diesem Vergessen eines selbstischen Ichs tritt die tiefsittliche Persönlichkeit desselben mit ihrer milden, wahren Anschauungsweise menschlicher Verhältnisse und menschlichen Lebens nur desto vollständiger hervor. Man bekommt eine wahre Verehrung für den Mann, der es so trefflich versteht, im Buche der Geschichte zu lesen, und uns selbst einen so hellen Blick in dieselbe verstattet. Zeichnet sich das Werk vor andern französischen Werken durch Aufgeben jenes eiteln Flitterstaats von Esprit aus, womit sie so gern kokettiren, so hat es den Vorzug vor deutscher Geschichtschreibung, daß es ihm an jeglicher Breite, Pedanterie und unnützer Gelehrsamkeit ebenfalls fehlt. Man kann wol sagen, daß kein überflüssiger Satz in dem ganzen Buche ist. Bei tiefster Gelehrsamkeit doch keine Spur von dem lästigen Apparate, den unsere deutschen Gelehrten so gern mit sich zu schleppen und zur Schau zu tragen lieben. Es ist das Buch eines Weltweisen, in dessen Persönlichkeit die glücklichste Mischung zweier ausgezeichneter Nationalitäten sich durchdringt. Wir wissen es nicht, vermuthen aber, daß Droz ein Elsasser oder Lothringer sei. *)

F. von Florencourt.

Familienleben in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Wer ein Volk kennen lernen will, um zu sehen, wohin sein öffentliches Leben gehen werde, muß das Privatleben und die Erziehung vor Allem studiren. Die politischen Institutionen mögen von den herrlichsten Grundsätzen, den idealsten Anschauungen und der vortrefflichsten Tugend Zeugniß geben; alles Dies ist Schauspiel und Blendwerk, wenn die häuslichen Grundsätze und Tugenden eines Volks nicht damit im Einklang stehen. In der Union aber hat man zweierlei Menschen und zweierlei Tugend zu unterscheiden. Die südlichen Menschen sind, wie alle Südländer, leidenschaftlich, wollüstig, unkeusch und treulos. Dieses Urtheil ist hart und eben darum ist es vielleicht nicht wahr. Man sollte sagen, es sind mehr Menschen unter ihnen als in den nördlichen Staaten, bei denen alle diese Untugenden grell hervortreten und mit der Sklavenhaltung Hand in Hand gehen. Menschen, die andere Menschen als ihr Eigenthum betrachten, können nur im Widerspruche mit ihrer bessern Natur gedacht werden. Sie müssen sich Vieles erlauben, was weder Sitte, noch Zucht, noch Religion, noch Ehre billigen mögen. Unser Feudaladel hat in seiner Blütezeit ebenso schauderhaft sich an der weißen Haut versündigt, als die Pflanzer sich an der schwarzen Haut versündigen, und Beide haben sich an sich selbst nicht minder vergangen, als Jeder thut, der offenbare, natürliche Rechtsbegriffe mit Füßen tritt Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß die Stände und Staaten, die gerade solchen Misverhältnissen ihre Existenz nicht verdanken, ohne alle grobe Versündigungen gegen Sitte, Zucht und Recht beständen. Der Handelsgeist der nördlichen Staaten der Union ist jedenfalls nicht minder gewissenlos als die Sklaverei im Süden.

Allein wir wollen hier nicht von bekannten Verhältnissen reden. Die furchtbare Gewissenlosigkeit der Nation gegen ihre eingegangenen Verbindlichkeiten ist eine moralische Schandseite, die man sich trotz Sklaverei und Handelsgeist gar nicht erklären kann, wenn man nicht in das Privatleben schaut.

Die Erziehung der Jugend ist es vor Allem, was sich als Prüfstein darbietet. Man hat gehört, daß es Princip der amerikanischen Erziehung sei, den Kindern nicht die Freiheit des Willens zu nehmen. Man zwinge sie nicht zu irgend einer Meinung; man verwerfe das System der Strenge u. s. w. Dies mag gut gedacht sein, allein die Ausführung ist nicht minder kläglich als die Ausführung aller negativen Principien.

Treten wir an die Wiege eines jungen Republikaners. Selten hat man eine Wehfrau; in den arbeitenden Classen thut

---

*) Droz ist in Besançon am 31. Oct. 1773 geboren.

D. Red.

der Vater, oder die nächste Verwandte, oder Nachbarin dieselben Dienste. Wohlhabendere lassen den Arzt kommen. Die Frauen, welche bisweilen in den Städten als femal physicians das Geschäft der Hebammen verrichten, verdienen selten Vertrauen. Gewöhnlich beschäftigen sie sich auch mit Darreichen von Arzneien. Castoröl ist in den ersten Stunden nach der Geburt sowol der Mutter gegeben als auch — wer glaubt es? — dem Kinde beigebracht. Dies geschieht auch von Ärzten und ist allgemeiner Brauch. Das Kind wird alsbald in ein langes wollenes Gewand, das es auf die nackte Haut bekommt, gekleidet; über dieses zieht man ein noch längeres von Kattun. Das wollene Unterkleid ist sehr oft die einzige Windel, welche ein Kind erhält; es trocknet ja so schön Alles von der Haut ab. Man wechselt täglich, wenn man genug hat. Besserer Wohlstand hat ebenfalls Windeln für Kinder, wie Servietten beim Essen; Ärmere gebrauchen für beide Zwecke ein handkerchief (Schnupftuch), oder irgend ein Stück baumwollenes Zeuch, z. B. ein altes Kleid u. s. w. Man wäscht die Kinder bald kalt, bald warm, wie es eben die Ansicht der Mutter ist, denn von dieser allein hängt dergleichen ab. Sobald das Kind getragen wird, in den ersten Wochen des Lebens, läßt man es sitzen, und es ist schrecklich anzusehen, wie die Hälschen der armen, oft kranken Kinder, ohne Stütze, das Köpfchen hin- und herfallen lassen. Gewickelt wird nicht; man bedarf auch keiner Betten oder anderer wärmender Bedeckungen; das wollene lange Röckchen ersetzt Alles.

So geht es durch das erste Jahr hindurch, bis das Kind laufen kann. Es gehört zu den größten Vater- und Mutterfreuden, das Kind so lange an der Mutterbrust zu lassen wie möglich; selten unter einem Jahr, meist 15—18 Monate und länger wird gestillt. Die so sehr reizbar gemachten Mütter bieten nun beim Entwöhnen Alles auf, dem Kinde das Leben zu versüßen. In den ärmern Classen ist es der Molasses (Syrup), in den reichern Familien dieser und jede erdenkliche Art des elendesten, mit allen Arten von Gewürzen und reizenden Substanzen angemachten Zuckerwerks, meist in Stengeln Kandis oder runden Lozengesküchelchen, beide bunt gefärbt. Das liebe Kind verlangt nun den ganzen Tag Brot und Molasses und hat einen Widerwillen gegen herzhaftere und weniger säuernde Speisen. Gewöhnlich leiden die lieben Kinder bald an Magenschwäche und nun können sie natürlich Fleisch und Gemüse nicht vertragen. Das Brot, welches man hier mit Potasche zum Aufgehen bringt, muß lediglich aus weißem Weizenmehl gebacken sein. Braucht man ja Brot aus Roggen und Indian-Korn- (türkischer Weizen) Mehl, so muß Molasses daran gemischt sein; ja kein gesäuertes Brot, das ist ein Greuel! Sobald Tanten, Großmutter u. s. w. ausgehen, bringen sie den Kindern etwas Zuckerwerk mit, Candis oder Lozenges. Werden die Kinder älter, so erhalten sie täglich einige Cents, um sich selbst dergleichen kaufen zu können, was sie dann redlich mit allem Gelde thun. Selten ist dagegen ein Knabe oder Mädchen daheim bei Tische ordentlich. Man sieht daher sehr viele bleiche und ungesunde Kinder und ebenso viele, deren Augen eine naschige Lüsternheit und List verrathen. Denn die meisten Kinder wissen sich aus der Mutter oder der Tante Börse täglich etwas Geld zu verschaffen, was man für unschuldige Klugheit der Kinder hält. Genau weiß jedes Kind die Zucker- und Molassesvorräthe. Mutter bäckt dann auch kleine Kuchen, an welche sie bald Ingwer, bald Muskatnuß, oft beides und andere Gewürze mischt. Jeden Tag kommt dergleichen auf den Tisch, damit doch die Kinder etwas genießen. Das Gewürz reizt den Appetit und ist gesund! Nach und nach kann ein junger Amerikaner nichts essen, was nicht süß und pikant, oder scharf und sauer (pickled) ist. Jede Woche werden dann auch Pies, Blätterteigkuchen mit Obst für die ganze Woche gebacken und täglich welcher gegessen. Sie fehlen auf keinem amerikanischen Tische, sind selten sehr delicat, aber gewiß nie ohne Muskatnuß (nutmeg) und dergleichen Gewürze, fett und als nasse Kuchen jedenfalls nicht leicht verdaulich. Dazu trinkt man zweimal, oft dreimal des Tages Thee oder Kaffee. Das Fleisch wird nicht im Überfluß genossen, aber meist halb gar, geröstet und gewürzt. Man ißt schwerlich hier so viel Fleisch als in Deutschland im Durchschnitt.

So gewöhnt und geweckt tritt das Knäblein in die Welt, der Genuß ist ihm das Höchste. Ist er einer reichen Familie Sohn, so wird er in der Regel Dandy, doch nur so fern er in der Stadt lebt. Ein solches Geschöpf kann man sich als den Abschaum aller eleganten Ekelhaftigkeit, Faulheit und Lasterhaftigkeit nicht erfolgreich genug darstellen. Es sind keine activen Leidenschaften, die ihn bewegen, es sind negative Passionen. Francis Grund, noch besser aber der unbekannte Verf. der „Amerikanischen Genrebilder" in seiner „Dugaldine", haben diese fürchterliche Sorte von Taugenichtsen beschrieben, die keine Nation der Erde weiter aufzuweisen hat in diesem Stil als die Indianer, unter denen nach den interessanten „Rambles" der Mrs. Jameson ganz ähnliche Figuren auftreten. Sie sind beider Nationen ganz würdig. Passivität und Negativität ist ein höchst hervorstechender Zug amerikanischer weißer und rother Haut.

Die weniger reichen Familien, oder die verständigern, erziehen ihre Söhne zu einem Geschäft, bisweilen auch zu Lawyers, Ministers, Physicians. Nur in Neuengland hält man zu diesen Geschäften eine Schulbildung für nöthig. Gewöhnlich lernt man bei einem Arzt, Advocaten oder Pfarrer, was man braucht, und wird dann durch die selbstgebildeten Zünfte, z. B. Synode ꝛc., zur Ausübung der erlernten Kunst gelassen. Nur die Ärzte müssen promoviren und ein Examen machen; doch ist auch hier kein Staatszwang; wem das Publicum Vertrauen schenkt, der kann eben ausüben, was er will. Diese Freiheit ist gewiß in vieler Beziehung ebenso gut als gefährlich; wenigstens schützt das Examen in der alten Welt das Publicum nicht vor Stümpern in allen Fächern. Die praktische Gelehrsamkeit steht im Buche des Lebens und der Erfahrung, nicht in Büchern; doch ist es gewiß nöthig, daß ein Praktiker einen geübten Verstand habe, und das gibt in Europa, und hier wieder, besonders in Deutschland, die Schule.

Das Knäblein geht nun rasch durch ein Geschäft; in zwei, drei Jahren wachsen ihm die Flügel; er fängt an zu speculiren, geht nach dem Yankee-Ausdrucke „a head", wird oft schnell reich, fragt aber auch nicht darnach, ob er bankrott wird. Wie wäre es sonst möglich, daß unter 17,000,000 Einwohnern durch das neue Bankrottgesetz 5000 Bankrotteur mit circa 50 Mill. Capital von der Verbindlichkeit, zu zahlen, hätten befreit werden können! Und wie höchst ehrlos ist die große Masse dieser Bankrotte!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

In der „Histoire des institutions mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens", von Lehuërou, erhalten wir ein Werk, das neben der bekannten Schrift von Aug. Thierry („Récits mérovingiens") mit Nutzen gebraucht werden kann. Lehuërou gibt nicht nur eine gute Übersicht über den Gang der Ereignisse, sondern bringt wirklich in den Geist der Zeit, die er behandelt, tief ein. Der Verf. untersucht zuerst die politischen Verhältnisse der Römer mit den germanischen Völkern. Nachdem er diese Geschichte in allgemeinen Zügen gezeichnet hat, faßt er die Franken näher ins Auge. Er behandelt den Ursprung dieses Volks und verfolgt dann die Geschichte der Kriege dieses Stammes gegen das altersschwache Kaiserreich. Besonders beachtenswerth ist der Abschnitt, welcher den Sturz Roms behandelt, das erst die Welt erobert, um zu herrschen, dann seine Eroberungen immer weiter ausdehnt, um sich zu erhalten, dann alle Mühe hat, aufrecht zu bleiben, und endlich in Trümmer sinkt. Die eigentliche Geschichte beginnt der Verf. mit der Ansiedelung der Franken in Gallien. Sein Werk empfiehlt sich durch eine gute, lebendige Darstellung. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 44. — 13. Februar 1843.

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Von Eduard Gervais. Leipzig, Brockhaus. 1841—42. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Daß der Charakter der historischen Studien und die aus denselben abgeleiteten Urtheile über Ereignisse, Menschen und Zustände von der allgemeinen Geistesrichtung der Zeit abhängig sind, das unterliegt keinem Zweifel. Wir brauchen zu diesem Zwecke unsere Blicke nicht erst nach Frankreich oder England zu richten, wo man allerdings gewisse Zeitfragen und politische Bestrebungen auf den Gang wissenschaftlicher Thätigkeit und auf den Charakter ihrer Erzeugnisse sehr stark einwirken zu sehen gewohnt ist — der Hauptsache nach hat dies seinen Grund in der Publicität dieser Staaten und in der Einheit ihrer scharf ausgeprägten Nationalität —; auch unser deutsches Vaterland läßt eine Beweisführung für die obige Behauptung zu. Wir müssen jedoch auf die Lebensquelle zurückgehen, aus welcher der Geist des neuern Deutschlands überhaupt seine Bildungselemente zu ziehen bestimmt gewesen ist. Die Reformation, die aus einer kirchlichen Reaction gegen die Hierarchie und deren Dogmen, nach ihrem Durchgange durch die politischen Phasen, zu einer allgemeinen Geistesregeneration sich erweitert hat, führte, von feindseliger Stimmung geleitet und nach und nach bis zur Erbitterung gereizt, schon frühzeitig einen beinahe völligen Bruch mit dem Mittelalter herbei. Die Jugend der geistigen Freiheit sah in dem zu Ende gegangenen Mittelalter nur Finsterniß, Knechtschaft und Barbarenthum, eine Erscheinung, an welcher die Unwissenheit zugleich einen nicht unbedeutenden Antheil hatte. Die despotische Gebieterin, die Kirche, der man sich soeben entzogen hatte, galt für die Repräsentantin des ganzen Mittelalters; und indem man sie verwarf und nicht ohne Leidenschaftlichkeit behandelte, traf gleiche Misachtung das Gesammtleben jener Zeiten. Die historischen Studien, soweit sie Regsamkeit zeigten, wurden vorzugsweise auf die Bekämpfung der alten Kirche verwendet; und selbst die Biographien einzelner Zeitgenossen halten lediglich den dogmatisch-kirchlichen Standpunkt fest. Wenn nun aber auch einige deutschgesinnte Männer, wie Celtes, Peutinger, Martin Frecht, Melanchthon sich mit der Herausgabe deutscher Geschichtsquellen bereits beschäftigten, ja, der Kaiser Maximilian I. sogar den Gedanken an eine Nationalgeschichte bei sich herumtrug: so blieben diese doch ohne allgemeine Beachtung oder anregenden Einfluß. Übrigens dienten dergleichen Sammlungen mehr zum Ersatz damals beinahe gänzlich mangelnder Geschichtslehrbücher als zur Anregung geschichtlicher Forschungen und gelehrter Aufklärung über die deutsche Vorzeit. Zwar sah die zweite Hälfte des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts einige Quellensammlungen oder Ausgaben alter Chronisten ans Licht treten, aber die kirchlichen Wirren und der geisterstarrende Despotismus der Theologie ließen keine wesentlichen Fortschritte zu, und was in Aussicht gestellt war, unterblieb natürlich durch die geistige und materielle Lähmung, welche der Dreißigjährige Krieg für den deutschen Staatskörper zur Folge hatte. Ohne den Eintritt dieser jammervollen Zeit würde mehr als ein Canisius und Hortleder in der historischen Literatur des beginnenden 17. Jahrhunderts anzutreffen sein. Allein die Furchtbarkeit eines Kampfes, dessen Bestimmung es war, die letzten Lebensfäden, die aus dem Mittelalter ins deutsche Volk herüberreichten, gewaltsam zu zerreißen, erstickte jeden Gedanken an eine ernste und fruchtbringende Beschäftigung mit der Vergangenheit. Doch behielten einige Männer noch Muth und Besonnenheit genug, um die merkwürdigen Ereignisse ihrer Zeit zu beobachten, niederzuschreiben und der Nachwelt zu überliefern. Denn kaum näherte sich das große Drama seinem Ende, als die Anfänge von Klevenhüller's „Annales Ferdinandei" und von Abelin's „Theatrum Europaeum" erschienen; auch Bogislav von Chemnitz und Leonardus Pappus schrieben gleichzeitig über dasselbe historische Thema. Erst nach dem Westfälischen Frieden wurden die Deutschen allmälig auf ausgebreitetere Geschichtsstudien gelenkt: theils gaben die politischen Fragen, welche die Verhandlungen über den Frieden und die Ausführung desselben anregten, Veranlassung dazu, theils ließ die eingetretene Waffenruhe die Muse der Geschichte im Laufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder zur Besinnung kommen. Doch schrieb erst 1795 Pütter einen „Geist des Westfälischen Friedens" und Woltmann gar erst 1808 eine gute Geschichte desselben, nachdem allerdings Tobias Pfanner mit seiner „Historia pacis Westphalicae" 1697 und Meiern mit dem Werke „Westfälische Friedensunterhandlungen" 1734 bereits vorangegangen waren.

Allein die politischen Fragen und Ereignisse bewegen sich seit der Beendigung jener dreißigjährigen Katastrophe immer mehr und mehr nur auf weltlichem Grund und Boden, die kirchlichen Interessen treten zurück. Deutschland wird aber immer häufiger durch auswärtige Mächte und vermöge der politischen Richtung einiger deutschen Fürsten der Schauplatz kriegerischer Begebenheiten, die Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen und Zuständen wächst mit der allgemeinen Volksbildung; es regt sich ein gewisser Sinn für Publicität selbst bis zu dem an Wohlhabenheit gewinnenden Bürgerstande herab, während der Particularismus der deutschen Staaten und Reichsstände immer bedenklicher überhand nimmt; doch fängt bereits Brandenburg an politisch und geistig eine Rolle zu spielen: die historischen Arbeiten verschiedener Art vervielfältigen sich namhaft seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Aber die historischen Studien sind im Geiste der Zeit aus den Händen der Theologen mehr in die der Juristen und einzelner Staatsmänner übergegangen; nur Leibnitz war Philosoph. Daher die vielen auf das frühere und spätere Mittelalter sich beziehenden Rechts- und Gesetzsammlungen, welche die historische Literatur jener Zeit aufzuweisen hat. Die Verbindung mit dem Mittelalter hatte man wieder angeknüpft, ohne indeß in ihm etwas Größeres als eine reiche Fundgrube gelehrter Forschungen anzuerkennen. Der Sammlerfleiß war aber größer als die Schärfe der Kritik, wie denn überhaupt der Mangel an Kritik die Wissenschaft jenes Zeitalters drückt. Es fehlte noch an dem besondern Stande gelehrter Historiker; erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts schuf eine eigentliche historische Wissenschaft: Franzosen und Engländer dienten zum Muster. Indeß schon Maskov hatte mit seinem Werke „Commentarii de rebus Imperii Romano-Germanici" (3 Bde., 4., Leipzig 1748) einen sehr rühmlichen Versuch gemacht, der allerdings ziemlich lange unnachgeahmt und noch länger unerreicht blieb, zu zeigen, wie etwa eine deutsche Geschichte nach Quellen geschrieben werden müsse. Und noch jetzt liest man das Werk dieses Mannes nicht ohne Vergnügen — wir haben uns noch jüngst dasselbe bereitet —, wäre es auch nur der leichten und gefälligen, hier und da wirklich classischen Latinität wegen, die ihn vor seinen Zeitgenossen auszeichnet. Allein der Particularismus, der politisch so unheilvoll für Deutschland war, hatte, wie in mancher andern geistigen Beziehung, auch gute Folgen für seine Geschichtschreibung. Möser's „Osnabrückische Geschichte" und Müller's „Schweizergeschichte" gaben der Erforschung deutscher Geschichten und der historischen Kunst überhaupt sowol rücksichtlich der Quellenbenutzung als der Darstellung einen Anstoß, dessen Kraft nie wieder zu wirken aufhörte. Die historische Literatur der Deutschen hatte durch diese beiden Werke Originale erhalten, welche unsere Historiker von der Nachahmung der Ausländer ablenkten. Daß dem geistvollen Spittler auch ein bedeutender Antheil an diesem Verdienste gebührt, wird Niemand in Abrede stellen, der seine Specialgeschichten von Würtemberg und Hannover genauer kennt. Ja, selbst die französische Herrschaft brachte die deutsche Geschichtsmuse nicht völlig zum Schweigen und mehr als ein historisches Werk aus dieser Periode hat sich bis jetzt noch in Ehren zu halten gewußt.

Aber wahrhaft reformatorisch und belebend wirkte auf deutsche Geschichtschreibung die politische Stimmung, in welcher sich unser Volk unmittelbar nach dem Befreiungskriege fand: die Erinnerung an die gemeinschaftlich überstandene Gefahr erzeugte das Gefühl der Einheit; der Deutsche hatte wieder ein gemeinsames Vaterland. Der Wunsch einer deutschen Nationalgeschichte sprach sich jetzt aus und das Bedürfniß einer allgemeinen, aber kritisch revidirten Quellensammlung ward immer fühlbarer. Menzel, Pfister und Luden suchten dem Erstern zu genügen, und Pertz ging mit kräftiger und meisterhafter Hand (1826), von tüchtigen Mitarbeitern unterstützt, an die Befriedigung des Letztern. Diese historischen Studien mußten nothwendig mehr als je wiederum auf das Mittelalter führen, um so mehr, da sich in unserm Vaterlande eine politische Coterie gebildet hatte, die im deutschen Volksleben dieser Zeit ein überschwengliches Maß von Kraft und Glückseligkeit zu finden vermeinte. Die Besonnenheit behielt aber die Oberhand und diese fand Folgendes: das Mittelalter sah viele ausgezeichnete Männer; sind sie bereits alle nach Verdienst gewürdigt? Keineswegs. Das Mittelalter hat sich eine Literatur der Philosophie, der Poesie, der kirchlichen, ja sogar der politischen Polemik geschaffen; haben wir bereits eine auch nur mittelmäßige Kenntniß von diesen wissenschaftlichen Erscheinungen? Durchaus nicht. Die zweite Hälfte des Mittelalters entwickelte in seinem Städtewesen eine solche Kraft und Originalität, daß schon ein flüchtiger Blick in diese Verhältnisse Staunen zu erregen im Stande ist; sind wir bereits durch Urkundensammlungen und Forschungen in denselben mit unserer Kenntniß so weit gediehen, wenn auch Sartorius mit seiner „Geschichte der Hansa" vorausgegangen ist, daß wir ein vollgültiges und gerechtes Urtheil über jene Verhältnisse abzugeben uns für befugt und befähigt erachten dürfen? Mit nichten. Das Mittelalter, reicher an Ideen und Gefühlen als an Gedanken, vermochte eine Baukunst ins Leben zu rufen, deren Denkmäler wahrhaft demüthigend auf uns wirken, wenn wir die Schöpfungen einer Zeit betrachten, wo wir uns selbst verachteten und mit dem Flitterprunk des ausländischen Geschmacks liebäugelten; sind wir schon in den Geist und in die Ideen eines Zeitalters völlig eingedrungen, das die herrlichen Dome erbaute und sie trotz ihrer Schwere wie beflügelt zum Himmel emporsteigen ließ? Wahrhaftig nicht. Ein Zeitalter aber, das solche Aufgaben und Fragen an den denkenden Historiker stellen darf, kann unmöglich seinem innern Gehalt nach ein barbarisches sein. Und man wird gewiß etwas mehr als blos ein schönes Bild in den Worten Friedrich v. Schlegel's finden müssen: „War das Mittelalter eine Nacht, so war es eine sternhelle Nacht."

(Der Beschluß folgt.)

Familienleben in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Kehren wir zur Erziehung zurück, so sehen wir, daß Alles auf Ehrgeiz und Rivalität begründet wird. In den Schulen verwirft man die Strafen, die man in Deutschland und England verhängt; allein man knöcht durch Erweckung des Ehrgeizes aufs äußerste — Schüler und Ältern. Jedes Mittel ist dabei gebraucht und jedes gilt für gut: Medaillen, Preisvertheilung, öffentliche Examen, öffentliche Belobungen und Tadel. Auch die häusliche Erziehung geht diesen Weg. Der Amerikaner lobt seine Kinder gern in ihr Gesicht hinein und stellt sie als Beispiel auf. Er vertritt sie selbst gegen Lehrer und Erzieher außer dem Hause und die natürliche Folge ist, daß diese jeden Ältern weismachen, daß ihre Kinder die vorzüglichsten in Aufführung, Anlagen und Fortschritten in der ganzen Schule sind. Lehrer, die rechtschaffen und selbständig genug sind, einen bessern Weg einzuschlagen, haben oft schwere Prüfungen zu bestehen und verlieren häufig allen bisher genossenen Credit.

Alle diese Vorgänge sind so allgemein, daß sich mit vieler Bestimmtheit sagen läßt, sie seien charakteristisch. Daneben ist selbst in den neuenglischen Staaten das Unterrichtswesen, wenn auch ein wirkliches Volksschulensystem besteht, noch weit hinter dem Unterrichtswesen in Deutschland zurück. Man hat durchaus keinen andern Weg als den, bestimmte Lectionen aus gewissen Lehrbüchern mit den unter den Lehrsätzen stehenden Fragen und Antworten auswendig lernen zu lassen. Ein Entwickeln, eine Erweckung zum Selbstdenken dürfte man vergeblich in diesen Schulen suchen. Selbst die bessern höhern Lehranstalten leiden an dieser Unvollkommenheit.

Die physische Erziehung, von welcher wir oben den alimentarischen Theil berührten, hat aber noch andere Gebrechen. Statt die Haut zu verweichlichen in einem Klima, wo selten drei Tage lang dieselbe Temperatur herrscht, wo im hohen Sommer das Fahrenheit'sche Thermometer (hier allgemein im Gebrauch, wie in Deutschland das Réaumur'sche) von 100 Grad auf 50 in wenigen Stunden herabfällt, sollte man vernünftigerweise Alles aufbieten, die Haut zu kräftigen, um diesen Wechseln trotzen zu können. Statt dessen hüllt man von Jugend auf die Kinder in Flanell; kleine Kinder sieht man selbst im Sommer selten ohne eine sehr warme, tief über die Ohren gehende Kopfbedeckung und lange Mäntel auf dem Arm der Kindermädchen. Jede Luft hält man von ihnen ab und meist müssen sie sich in der Stube aufhalten. Alles ist darauf berechnet, die Kinder zu verweichlichen. Zwar sieht man viele im Sommer und Winter spielen, sobald sie größer geworden sind; der natürliche Thätigkeitstrieb verlangt Spielraum; allein ebenso viele und mehr sieht man, die bereits im siebenten Jahre gemachte Männerchen sind, und besonders verstehen sich die weiblichen Kinder frühzeitig auf Putz und Toilette. Sie sind noch mehr auf die Stube gewiesen und sehen hier frühzeitig die Thorheiten den Erwachsenen ab. Bei dem Vorrechte, welches die Frauen und Töchter in einer Familie genießen, haben sie auf jede Nachsicht zu rechnen, und Alles vereinigt sich, sie zu verzärteln und zu verweichlichen. Die wichtige Entwickelung des Muskelsystems fehlt hier völlig und besonders diesem Mangel darf man das frühe Verblühen der Mädchen und schnelle Altern der Frauen zuschreiben. Eine Menge häuslicher Einrichtungen und Gewohnheiten steuern zur Ungesundheit bei. Man liebt die Kamine in den Stuben, von deren Feuer die vordere Körperseite geröstet wird, während die hintere durch den Zug, die die Kamine im Zimmer bewirken, erkältet wird. Dies mit sehr leichter, moderner Kleidung und jenem Mangel an Muskelenergie erzeugt Rheumatismus und trägt sicherlich sehr viel zu der sehr verbreiteten phthisischen Disposition der Frauen bei. Das Tabackkauen- und -Rauchen, welches schon die Knaben beginnen, nebst dem Zucker- und Molasseessen, den Gewürzen und reizenden Speisen, dem Thee- und Kaffeetrinken u. s. w. aller Alter und Geschlechter, erzeugt eine andere hier allgemeine Krankheit, die man Dyspepsie nennt, jedoch meist eine Verstimmung der Nerven des Magens und Epigastriums ist.

Mögen diese Züge grell sein, gewiß ist, daß eine große Anzahl tüchtiger Ältern und besonders liebevoller Mütter die Mängel amerikanischer physischer und sittlicher Erziehung erkennen und sich sehr nach etwas Bessern sehnen. Die Schwierigkeit ist und bleibt, es herbeizuschaffen. Der Amerikaner hat keine Richtung zur Gründlichkeit; er kann es nicht aushalten, stetig und sicher auf lange Jahre hinaus ein Ziel zu verfolgen. Alles muß rasch gestaltet, rasch errungen werden. Schnell muß Alles zu Gelde gemacht und das Capital in Umlauf gesetzt werden. Dies läßt keine Vielseitigkeit zu; es bedingt die Einseitigkeit.

Überlegt man dieses Alles wohl, so steht es kaum zu erwarten, daß die Sittlichkeit der Nation im Gleichgewichte bleiben könne. Man fühlt — die Bessern fühlen alle —, daß die Freiheit ohne wahre Ehre und Sittlichkeit nicht erhalten werden könne, und erstaunen wird der Deutsche mehr und mehr, wenn er hört, daß gerade aus diesem Grunde täglich mehr die Achtung und Richtung gegen deutsche Literatur und deutsches Leben sich vermehrt. Zwar hält man die rechte Anerkennung mit verzeihlichem Stolze zurück, so viel es sich thun läßt, allein man birgt sich auch nicht, daß, ohne das Bessere des deutschen Lebens in sich aufzunehmen, das Bessere hier nicht fortgedeihen könne. Viele aber sprechen es auch klar aus, daß die Nation ihrem sittlichen Verderben entgegeneile, wenn sie die Basen der Jugenderziehung, auf welchen man bisher fortging, festhalte. Eine weichliche Nation kann keine sittliche sein.

Sieht man aber, was gerade die Geldleute in Amerika für Schande über die Nation gebracht haben, und weiß, daß sie besonders auf den Basen erzogen worden sind, deren Charakter hier angedeutet werden sollte, so begreift man leicht, wie die sogenannte Partei der Whigs sich die Macht nicht erhalten kann. Der Demokratismus hat immer näher zur Wahrheit, selbst wenn er sich von ihr verirrt hat, als der amerikanische Whiggismus; denn dieser ist ein geldaristokratischer Egoismus. Leicht begreift es sich, daß eine Mehrheit mit ausschließlichen Principien eine große Menge sehr gemäßigter Männer einschließen müsse, die am Ende sich selbst doch nicht so lieb haben, um das Ganze darunter leiden zu lassen. Die gegenwärtigen Wahlen bethätigen dies, die Whigs verlieren aller Orten, in allen Staaten die Mehrheit wieder; eine Menge Whigs stimmen gar nicht, weil sie die übertriebenen Ansprüche ihrer Partei nicht theilen. Henry Clay, der große Staatsmann, verliert als Haupt der Ultrawhigs täglich mehr Grund, und wenn nicht besondere Wechselfälle eintreten, so hat er keine Aussicht, sein längst ersehntes Ziel, den Präsidentenstuhl, zu erreichen.

Noch möchte man hinzufügen, daß die Massen des Volks, je mehr westlich von der Küste, eine derbere, gesündere, kräftigere Race sind. Allein der gemeinsame Typus amerikanischen Lebens geht von den östlichen Staaten aus und mehr und mehr bringt er mit der Entwickelung der natürlichen Reichthümer dasselbe Resultat — Verweichlichung. Man will bemerkt haben, daß der Deutsche, selbst in den östlichen Staaten, sich stets etwas von dieser Richtung fern gehalten habe, und tüchtige Kenner der Nation haben — wenn auch ohne Beifall zu finden — bestimmt ausgesprochen, daß einst von der deutschen Bevölkerung das Heil der Nation abhängen werde. Die Deutschen haben meist eine stabile, conservative, ruhige demokratische Haltung. Zu bedauern ist, daß sie, wie z. B. in Pennsylvanien und im Neuyorkstaat, weit in der Cultur zurückbleiben und nur auf Verbesserung ihrer schönen Grundstücke denken; doch auch dies wird seine Zeit haben, so gut wie im Altenburgischen und in andern deutschen Gauen, wo reiche freie Bauern leben.

Die ganze Nation ist wohlhabend, ja sie schwelgt im Überfluß. Geringe Steuern, hohe Arbeitslöhne, Arbeit genug, reiche Kaufleute, Geld genug an den Küsten; im Innern üppige Ernten und im Ganzen hohe Preise für die Erzeugnisse, die ohne große Mühe dem ergiebigen Boden entsprießen, Wohlfeil-

heit des Grund und Bodens im Ankauf, sodaß er leicht um 500—1000 Procent innerhalb zehn Jahren an Werthe wächst, unerschöpfliche natürliche Reichthümer und Hülfsquellen, Handel aller Art und leichte Rührigkeit drücken dem Volke einen Charakter auf, den man als Deutscher schwer fassen kann. Es ist Alles leichte Bewegung, rascher Gedanke, rasche That. List und Faulheit fehlen nicht. Religiöse Bigoterie hier und bodenlose Immoralität oder Gewissenlosigkeit dort zu zeigen, versteht der Amerikaner vortrefflich. Ich will nicht sagen, daß eine Nationalverabredung diese Gewissenlosigkeit schützte; allein die Bigoterie wird von ihr geschützt, und es hat noch keine Nation in der Geschichte figurirt, welche bigot und tugendhaft zugleich gewesen wäre. Wie der Sklavenhalter streng auf die Beobachtung des Sonntags hält und den Priester zum Heiligen bestellt, sobald er ihn zum Priester erwählt hat; wie er dann wieder seine eigenen, mit Sklavinnen erzeugten Kinder zur Sklaverei erniedrigt, aus Gewinnsucht und weil es in der Bibel so steht; wie er Geschwister und Verwandte verkauft; wie er den ersten Gefühlen christlicher Humanität Hohn spricht: so hat die ganze Nation einen Zug, die politische Freiheit und die Gewissensfreiheit mit Rechtlosigkeit und Gewissensleerheit zu vermengen. Nur wahre, weit verbreitete Intelligenz kann einst daraus erlösen. Das Unglück hier aber ist, daß der Amerikaner seine Nation für die erleuchtetste der Erde hält, und daß er seine schönen politischen und rechtlichen Institutionen, welche die Väter ihm überlieferten, mit der Selbstgefälligkeit betrachtet, als habe er sie erfunden, während sie doch, bei Lichte betrachtet, nichts als ein Abglanz und Fortgang europäischen Lebens sind. Oft fällt mir dabei ein, wie ähnlich dieser Hochmuth dem spanischen ist. Die Leerheit hiesiger Erziehung führt dahin, daß Jeder einige religiöse oder politische Principien sich aneignet, nach denen er sich einer der unzähligen Kirchen, oder keiner, oder einer neuen Sekte ebenso anschließt, wie einer politischen Partei. Nichts ist verdaut, nichts im Zusammenhange mit der Moral oder christlichen Religion erwogen. Selbst die Bibel reicht nicht zu, wenn der Yankee sein Christenthum docirt; gegen ihn ist Christus ein simpler religiöser Schwärmer, denn er hatte, glaubt er — wie Goethe! — nicht das Princip politischer Freiheit. In Amerika ist das Christenthum eigentlich erst verwirklicht, oder es ist etwas daraus geworden!

Diesen Unsinn will ich ebenso hinwerfen, wie er mir in den Massen entgegentritt. Es gibt sehr gebildete Menschen hier, sie sind aber doch noch mehr Ausnahmen als bei uns. Wenn in jedem Dorfe bei uns wenigstens ein Mann, oft zwei sind, die etwas Tüchtiges gelernt haben, wenn Schule und Kirche bei uns Hand in Hand gehen und nur das Recht sich kalt isolirend gegen sie zu stellen scheint, weil es nicht frei ist und weil mit seiner Hülfe keine persönliche Freiheit existirt, so beherrscht hier die persönliche Freiheit Kirche, Schule und Recht und das Leben stellt uns bei der Leichtigkeit des Wissens eine sehr wandelbare, in ewiger Fermentation begriffene, aber auch in jeder Fermentation gestörte Masse dar, die, so lange sie nicht an der Festigkeit Europas sich den Kopf einstößt, eben überall sprudelt und siedet, ohne etwas Rechtes auszukochen. Die Elemente aber sind dennoch kräftig. Wenn man inmitten dieser Gährung einen Mann wie Daniel Webster sich erheben und seiner ganzen Nation die Wahrheit sagen, seiner mächtigen Partei, der jetzt herrschenden Whigpartei, deren Führer er war, unter die Augen treten sieht und sagen hört, daß nur uneigennützige Vaterlandsliebe, nicht Parteiinteresse ihn leite, daß er jedem Manne von jeder Partei mit denselben Gesinnungen die Hand reichen werde, daß die Einsicht in die Vortheile des Ganzen die Folge großen Nachdenkens und lebenslänglicher Studien seien — wenn, sage ich, ein so kräftiger kühner Mann an seinen Busen und an den der Nation schlägt und Alles sich ruhig umgestaltet und zur Vernunft und Gewissenhaftigkeit zurückzukehren trachtet, dann kann man die Bildungsmittel der Nation wieder nicht nach dem gemeinen deutschen Maßstab berechnen. Alles hier lebt und webt in der Öffentlichkeit. Sie gibt dem Ganzen Leben, raschen Aufschwung und stete Bewegung. Man trachtet so zu leben und zu handeln, daß man die Öffentlichkeit nicht zu scheuen hat, und eben diese Öffentlichkeit ist wieder Richterin über Gesinnungen und Thaten. Dies hat einen magischen Reiz, und wer hier einige Jahre gelebt hat, wird deutsches politisches und amtliches Leben ebenso kleinlich, geheimnißvoll und unheimlich finden, als er es auf der andern Seite reich an Wissen und Sitte findet. Ein Deutscher, den ich kürzlich in Neuyork traf und der 17 Jahre in der Union lebt, aber eine stete Sehnsucht nach der Heimat hat, reiste mit einem ansehnlichen Vermögen seit zehn Jahren dreimal nach Deutschland, um dort zu leben, allein es war ihm unmöglich, zu bleiben. Als ich ihn fragte, warum, antwortete er mir: „Wenn ich drüben die geheime Öffentlichkeit und öffentliche Geheimnißthuerei so eine Weile mit ansehe, wird mir immer ganz angst und ich bin nicht eher wieder ruhig, bis ich hier bin. Ich liebe Deutschland und deutsche Menschen, aber ich liebe nicht die Formen, in denen sie leben; sie sind so unnatürlich, und ich fühle immer, als ob ich darin etwas Entehrendes fände, wenn man den freien Menschen so wie ein ungerathenes Kind oder einen Spitzbuben behandelt und bewacht." Dies ist gewiß nicht ganz unrichtig gefühlt und Massen deutscher Einwanderer treibt dieses Gefühl aus ihrer Heimat, wie Jedermann weiß.

Betrachtet man dagegen das gemüthliche gesellige Leben, so möchte dies in keinem Lande der Welt so schön sein als in Deutschland, und hier vielleicht am wenigsten schön. Auch dies trägt hier dazu bei, die sittlichen Standpunkte zu verrücken. Man hat nur politische und religiöse Gesellschaften und Zusammenkünfte; diese finden in Masse statt. Die übrigen gesellschaftlichen Berührungen sind ceremoniös, kurz und kalt, oft wortarm. Darin liegt der Jammer für die Deutschen, die mitten unter Amerikanern sich ansiedeln. Daher ziehen sich stets mehr und mehr deutsche Ansiedler dahin, wo sie sich physisch wohlbefinden, und wir sehen, daß an solchen Stellen und oft in ganzen Counties, z. B. in Ohio ꝛc., sich ein ganz neues, dem amerikanisch-englischen fremdes Leben gestaltet. Mehr und mehr scheint dies der Charakter des Westen zu werden. Die Deutschen ziehen jetzt alle dahin und ehe 100 Jahre vergehen, werden sie ihn ebenso besitzen wie die Irländer den Norden der Union. Jedem deutschen Einwanderer ist zu rathen, dem Zuge nach Westen zu folgen, sofern nicht ganz besondere Interessen ihn im Osten halten. Aber im Osten wird er selten wohlhabend und frei; das englisch-amerikanische Leben überwältigt hier Alles und er zählt nur als Null neben dem Englisch-Amerikaner, der obenein in seiner nationalen Überlegenheit ihn gering achtet.

R. Wesselhöft.

Literarische Notiz.

Die „Histoire critique de la révolution Cartésienne" von Francisque Bouiller (Paris 1842) ist die erste größere Arbeit eines jungen Philosophen, der zu großen Erwartungen berechtigt. Er hat seine interessante Schrift in vier Abtheilungen gebracht. Die erste erstreckt sich in Form einer Einleitung über die hauptsächlichen Philosophen, die nach der Wiederbelebung der Wissenschaften auftreten. Das zweite Capitel gibt einen Abriß des Cartesianischen Systems. Dieser Überblick ist sehr lichtvoll und sinngetreu. In dem dritten Capitel entwirft der Verf. eine Geschichte der Lehren des Cartesius. Dies ist die gelungenste Partie seines Werkes. Bouiller verfolgt jede einzelne Lehre des großen Philosophen und weist nach, welche Umgestaltung dieselben in den Systemen späterer Denker zu erleiden gehabt haben. Den Schluß des Werkes bildet eine Würdigung der Cartesianischen Philosophie im Allgemeinen. Dieser Theil läßt vielleicht noch am meisten zu wünschen übrig und könnte von mehr als einem Punkte aus angefochten werden.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1843.

Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Von Eduard Gervais. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 44.)

So ging denn die deutsche Geschichtsmuse, von einem frischen Nationalgefühle belebt, rüstig ans Werk, um die geschichtlichen Fundgruben des Mittelalters zu erweitern und zu vertiefen, das Aufgefundene zu verarbeiten und der Nation zur Beurtheilung, ja auch zur Wehr und Warnung vorzulegen. Theils trat eine ziemliche Anzahl einzelner Historiker mit Kraft und Geschick in ihren Dienst, theils bildeten sich eine Menge von Vereinen, die ihre Kräfte mit mehr oder minderm Erfolg ihr weihten. Man kam aber natürlich bald zu der Überzeugung, daß man sich in die Bearbeitung des historischen Materials, das unter den Händen wuchs, theilen müsse. Und so wendeten denn einzelne Geschichtsforscher ihre Thätigkeit der glänzendsten Kaiserzeit zu; Raumer gab zuerst (1823) mit seinen „Hohenstaufen" ein schönes Beispiel, und Stenzel folgte ihm (1827) mit seiner „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" rühmlichst nach. Und an dieses Werk reiht sich die vorliegende „Politische Geschichte Deutschlands" an.

Die erste Frage, deren Beantwortung uns unter den obwaltenden Umständen obliegen muß, ist die: in welchem Verhältnisse steht das neue Werk zu dem ältern? Hören wir den Verf. des Erstern in der Vorrede:

> Bot Stenzel's treffliches Werk für meine Arbeit eine treffliche Grundlage, so gestattete es mir auch Vieles ganz zu übergehen und auf das unumstößlich Begründete und nicht leicht besser Darzustellende in den Anmerkungen zu verweisen. Wo ich seine Ansicht nicht theilte, habe ich freimüthig die meinige entgegengestellt und aus den Quellen, die mir das Wahre oder Wahrscheinlichere darthaten, nachgewiesen.

Wir können die Angabe dieses Verhältnisses beider Werke als völlig richtig bezeichnen; zugleich dürfen wir aber auch lobend hinzufügen, daß der Verf. nicht nur selbständig in den Quellen geforscht, sondern sich auch mit den Leistungen bekannt gemacht und sie gut benutzt habe, die nach Stenzel ans Licht getreten sind. Die Darstellung selbst verräth in Folge dessen ebenso wol Gründlichkeit als Vollständigkeit; das Ganze ist übersichtlich und zweckmäßig in sieben Abschnitte vertheilt; die Sprache ist einfach, edel und klar; die Urtheile sind mit Besonnenheit und Ruhe abgegeben. Mit einem Worte: diese Monographie ist der gegenwärtigen Geschichtskunst der Deutschen würdig. Nur in einer Beziehung tritt ein Unterschied zwischen Stenzel's und Gervais' Werken deutlich und leicht erkennbar hervor, ein Unterschied, dessen Grund weniger in der Verschiedenheit der Individualitäten als vielmehr in den charakteristischen Zuständen der Zeit und deren Einfluß auf die Gemüther gesucht werden muß, sodaß auch dieser Fall als ein Beweis für unsere oben ausgesprochene Behauptung angesehen werden darf, wie die historischen Studien, deren Darstellungen und Urtheile von den Zeitzuständen influenzirt werden. Stenzel, jugendlicher Augenzeuge der großen Bewegungen und Hoffnungen, welche die Befreiungskriege in der deutschen Nation erregten, im kräftigsten Mannesalter stehend, als die Täuschung einen beinahe vollständigen Sieg über die Hoffnung davongetragen hatte, schrieb innerlich noch von jugendlichen Eindrücken bewegt, aber äußerlich von einer männlichen Resignation geleitet, sein Werk in einer lebendigen, kraftvollen, scharf urtheilenden Sprache, gepaart mit einer gewissen Sehnsucht nach dem Anblicke deutscher Herrlichkeit, wie sie sein konnte und vielleicht einstens war. Gervais' Sprache dagegen mit ihren Urtheilen ist ruhig und ohne Zeitbeziehungen, ihm hat die Zeit kein Bild vom Mittelalter in das Herz hineingekämpft: er läßt, unbekümmert um seine Persönlichkeit, die Geschichte reden und die historische Überzeugung das Urtheil fällen. Stenzel's Werk wird auch der wissenschaftliche Jüngling gern lesen, Gervais' Monographie nur der gereiftere Mann aus gelehrtem Interesse.

Wir könnten hier abbrechen, da es unsere Aufgabe nicht sein darf, urkundliche Gelehrsamkeit mit speciellen Beziehungen zur Sprache zu bringen. Allein die abweichenden Urtheile Stenzel's und Gervais' über Gregor VII. erhalten für uns, und gewiß auch für unsere Leser, ein neues Interesse durch die soeben erschienene Schrift „Das Zeitalter Hildebrand's" von Cassander (Darmstadt 1842). Bekanntlich schrieben schon die Zeitgenossen pro und contra über Gregor's System und seinen persönlichen Charakter, und der gleichzeitige Cardinal Damiani spricht zwar etwas derb, aber immer treffend, das Urtheil beider Parteien über denselben aus, indem er ihn einen „göttlichen Satan" nennt. Wenn nun die Mehrzahl

römisch=katholischer Schriftsteller, besonders die Jesuiten, seine Vertheidigung führten, so erklärt sich dies allerdings sehr leicht; daß aber protestantische Historiker in ihren Urtheilen abweichen, ja theilweise sich geradezu entgegengesetzt sind, das muß beim ersten Anblicke höchst auffällig gefunden werden, um so mehr, da gerade die geistreichsten unter ihnen auf Gregor's Seite getreten sind. Voigt suchte in seiner allbekannten Biographie dieses Papstes das Urtheil über ihn durch eine auf die Quellen gestützte Erörterung zu sichern; allein er ist nahe daran gewesen, nur einen Panegyrikus seines kirchlichen Helden zu schreiben, und selbst eifrige Anhänger Roms haben das Werk dieses protestantischen Biographen als Beweis anführen zu dürfen geglaubt, daß Gregor von seinen eigenen Glaubensgenossen verleumdet oder doch wenigstens nicht nach Gebühr von Allen gewürdigt worden sei. Stenzel, obschon aus gleichen Quellen mit Voigt schöpfend, spricht dennoch ein Verdammungsurtheil über Gregor VII. aus mit den Worten: „Gregor war einer von den seltenen Männern, deren, zum Glück für die Menschheit, nicht jedes Jahrhundert Einen hervorbringt, nicht jedes bedarf. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken." Gegen dieses Urtheil erklärt sich wiederum unser Verf. „Stenzel", sagt er, „hat Gregor zu einseitig beurtheilt — Johannes Voigt's Gregor verdient immer noch die Anerkennung aller Religionsparteien vom moralischen wie vom politischen Standpunkt." Und der erste Abschnitt des vorliegenden Buchs, der lediglich über den Investiturstreit handelt, sucht Gregor's Plan und Absichten zu rechtfertigen und Heinrich's IV. Politik und Stellung als verfehlt zu erweisen. Es wird dabei von dem eigenthümlichen Geiste jener Zeit überhaupt und von dem Standpunkte des Papstes insbesondere ausgegangen. Ein solcher Gesichtspunkt ist aber weder neu, noch schließt er eine solche Allgemeinheit in sich, daß von ihm aus das ganze System und die sittliche Haltung Hildebrand's vollkommen und nach Gebühr gewürdigt werden könnte. Übrigens hat schon Paulus in seinen Anmerkungen zur „Kirchengeschichte" von Spittler den Beweis geliefert, welche Verschiedenheit der Betrachtungsweisen für die Thaten und den Charakter jenes allerdings merkwürdigen Mannes möglich sei. Allein die auffallende Erscheinung, die wir oben schon angedeutet haben, daß Gregor protestantischerseits so viele Apologeten fand oder wenigstens Historiker, die mit möglichstem Eifer und großer Gelehrsamkeit das Parteigepräge von den Urtheilen über ihn abzulösen bemüht waren, erklärt sich gewiß am natürlichsten durch die Zeitzustände, unter welchen jene Männer schrieben, und durch die Einflüsse, die von dieser Seite her auf ihre Ansichten und Aussprüche einwirkten. Schlözer, Pütter und Spittler lebten in einer Periode Deutschlands, die kirchliche Ruhe, religiösen Indifferentismus und das Entstehen einer schärfern historischen Kritik sah. Johannes v. Müller, Voigt und Luden schrieben unter den Eindrücken großer Bewegungen, merkwürdiger Ereignisse und der Thaten ausgezeichneter Männer; eine gewisse Sympathie für Gregor's Zeitalter und Wirken, um ihrer Merkwürdigkeit willen, erzeugte sich in den Geistern dieser Geschichtschreiber. Seitdem aber der Romanismus sein Haupt wieder zu erheben angefangen hat und die Protestanten von neuem zur Abwehr des von den Ultramentanen lauter als je gepriesenen Hildebrandismus die Feder zu ergreifen genöthigt gewesen sind, ist der Schöpfer dieses Systems in ein minder günstiges Licht gesetzt worden. Und wenn unser Verf. in dieser Beziehung eine Ausnahme macht, so liegt der Grund darin, daß derselbe, wie wir schon oben bemerkten, der Gegenwart keinen Einfluß gestattet, wenn er über die Vergangenheit urtheilt. Übrigens sind Schriften, die den Interessen der Parteien ihre Entstehung verdanken, zu allen Zeiten Irrlichter auf dem Gebiete der Wahrheit gewesen. Darum darf unter den obwaltenden Umständen das Erscheinen des oben gedachten Buchs von Cassander ein recht glückliches genannt werden, und es wird dasselbe vermöge seiner Gediegenheit die verdiente Aufmerksamkeit erregen und gerechte Anerkennung finden. Zur richtigen Würdigung Dessen, was Gervais über Gregor geschrieben hat, ist es namentlich geeignet.

Noch ehe der Abdruck Dessen, was wir soeben über den ersten Theil dieses Werks berichtet haben, erfolgte, erschien bereits der zweite. Wir wollen deshalb sogleich auch über diesen Theil, der, was wir im voraus zu bemerken zweckmäßig finden, dem erstern in Sprache und äußerer Einrichtung völlig gleich ist, in möglichster Kürze unsern Lesern Rechenschaft ablegen. Der Verf. hat mit großer Ausführlichkeit und mit umfassender Quellenbenutzung, die selbst für die speciellsten Verhältnisse und Begebenheiten die erfoderlichen Autoritäten zu Tage zu fördern weiß, die Regierungsgrundsätze und den Charakter Lothar's III. sowie die damaligen Zustände des Reichs dargestellt und in ein helles Licht zu setzen gestrebt. Das Ganze darf nicht nur als eine rühmliche aus selbständiger Forschung hervorgegangene Ausfüllung der Lücke in unserer Geschichtskenntniß von jenem Theile des Mittelalters angesehen werden, sondern auch zugleich als eine Apologie des Kaisers Lothar. Man kann dieselbe, wenn nicht direct, so doch indirect auf das Endurtheil, welches Pfister in seiner „Geschichte der Deutschen" über jenen Fürsten ausgesprochen und damit die so ziemlich allgemein verbreitete Meinung der Historiker, namentlich Luden's und Raumer's, getroffen hat, beziehen. „Der sächsische Fürst", sagt Pfister, „der früher als Herzog nicht unrühmlich an der Spitze der Fürsten gegen die Übermacht des fränkischen Kaiserhauses gestanden, ließ sich im Besitz der Krone auf unwürdige Art von den Bischöfen leiten und bewies nur in der Abneigung gegen das mit dem seinigen wetteifernde Haus der Ghibellinen Beständigkeit." Dagegen urtheilt nun unser Verf. auf folgende Weise:

Deutschland verlor in Lothar einen Vater des Vaterlands, wie die gleichzeitigen Schriftsteller ihn nennen, denn nicht nur mit Kraft hatte er den gesunkenen Thron hergestellt, auch durch seine Milde und Herzensgüte ein Band zwischen Herrscher und

Volk geknüpft, was unter den streng, willkürlich, oft despotisch verfahrenden fränkischen Kaisern niemals möglich gewesen war. Um nicht als König in die Willkür zu verfallen, der er als Herzog gewehrt, sollte nicht an das Schwert, nicht an die Gewalt die Vollziehung seines Willens, die Geltendmachung seines Handelns geknüpft sein, sondern der Vermittelung durch das Wort des Herrschers, durch das Ansehen der Majestät, durch seine eigene Persönlichkeit gab er überall den Vorzug und brauchte nur die zu Gebote stehende Macht, wo Trotz, Anmaßung, Zügellosigkeit oder gar Frevel nicht anders gehemmt und gezüchtigt werden konnten. In einem Zeitalter, wo alle Leidenschaften ungestüm hervorbrachen, wo die gesetzlichen Schranken niedergerissen oder schwach gestützt waren, wo ein kaum beendeter Kampf zwischen Kirche und Reich die Verfassung untergraben, den Thron in Schwanken gebracht, die Majestät des Kaisers zum Schatten herabgesetzt hatte, war es eine schwierige Aufgabe: die Macht der Vernunft, die Verweisung auf das Recht, die Nothwendigkeit des Friedens und die Heiligkeit der Majestät als wirksame Hebel der Herrschaft über alle ihnen widerstrebende Kräfte zu gebrauchen. Gleichwol gelang es Lothar, auf diesem einzig heilbringenden Wege Deutschland vom gänzlichen Verfall zu erretten und es zu einer kaum zu hoffenden Größe zu erheben. Es erscheint nach den zwölf Jahren seiner Regierung wie umgewandelt, und Lothar's zweite Heerfahrt in Italien zeigt die wildaufgeregten Elemente, die bisher sich zu vernichten drohten, unter seiner Leitung so wirksam gegen einen äußern Feind vereint, daß auch das gemeinschaftliche Handeln, das Beisammensein der nach entgegengesetztem Ziele strebenden, vor kurzem noch einander Vernichtung drohenden Gewalten den glücklichen Erfolg nicht aufheben. Auf dem Wege, den er gebahnt, durfte, was er noch unvollendet gelassen, sein Nachfolger errungen und die Krone des Reichs zu der Bedeutung, die sie unter Karl dem Großen und Otto I. gehabt, zurückgebracht haben. Doch war es nicht leicht einem Andern möglich, mit dem Papste in Gemeinschaft ein Unternehmen glücklich durchzuführen, welches Papst und Kaiser beinahe auf jedem Schritt in neuen Zwiespalt zu stürzen drohte. Der feste Grundsatz: mit der Kirche nie brechen zu wollen, und auch: dem eigenen Ansehen nichts zu vergeben, berührten sich hier wie auf der scharfen Schneide des Messers, und doch wurde Beides, wie jeder Unbefangene erkennen wird, nicht verletzt. Der feste, edle und fromme Charakter des Mannes erscheint uns hier in seinem vollen Lichte und verdient sein Verfahren dem Papste gegenüber nicht Tadel, sondern das höchste Lob.

Wenn der Verf. Veranlassung nimmt zugleich die Frömmigkeit des Kaisers im Geiste seiner Zeit zu schildern, so gab ihm eine Urkunde des Klosters Monte Cassino Veranlassung und eine beglaubigte Auctorität. Die hierher gehörige Stelle jener Urkunde ist merkwürdig genug, um das Interesse der Leser zu erwecken:

Nam et ipse testis sum (Petrus Diaconus), in expeditione constitutus summo diluculo missam pro defunctis, dehinc pro exercitu, tertiam postremo diei missam audiebat. Demum viduis et orphanis cum Augusta pedes lavans tergebat crinibus et osculabatur, cibumque illis ac potum large distribuens quaestiones et oppressiones ecclesiarum prius relevans ultimo in loco imperii ponebat. Quamdiu vero in Cassinensi claustro remoratus est, ita omnes officinas monasterii ac si Abbas vel Decanus circuibat scire cupiens quomodo quisque sub Beati Benedicti magisterio viveret, factoque mane orans monasterii ecclesias nudis pedibus circuibat. Et haec agens nunquam a consortio Episcoporum et Abbatum avellebatur et cum sapientibus sermocinatio ejus. Erat profecto coecorum baculus, esurientium cibus, miserorum spes, lugentium consolatio atque ita in singulis eminebat virtutibus, ut omnes perfecte haberet. Sacerdotes honorabat ut patres, pauperes fovebat ut filios, viduas ut matres. Erat orationibus pervigil lacrimasque creberrimas contriti cordis Deo afferebat.

Unser Verf. hat nun die Wahrheit seines Urtheils über den Kaiser nicht blos durch Combinationen, die auf die Chronisten der Zeit und auf andere glaubwürdige Urkunden gestützt sind, zu erhärten gesucht, sondern ist auch bemüht gewesen sie noch speciell dadurch zu sichern, daß er sich selbst auf Albert von Stade und Otto von Freisingen beruft, die in dem Lobe des Kaisers bei dessen Tode übereinstimmen. Der Letztere erklärt in der That bei dieser Gelegenheit, was bei seiner sonstigen Parteilichkeit für die Hohenstaufen'schen Verwandten allerdings beachtenswerth erscheint, Lothar würde, falls ihm ein längeres Leben zu Theil geworden wäre, dem Reiche seinen frühern Glanz wieder verschafft haben. Wir glauben deshalb, unser Verf. würde seiner Apologie Lothar's und der Wissenschaft einen recht wesentlichen Dienst erwiesen haben, wenn er eine auf unbefangene Kritik gegründete Werthbestimmung der Quellen, namentlich des sächsischen Annalisten und des schon genannten Otto von Freisingen, vielleicht in der Form einer Einleitung, schon jetzt seinem Werke beigegeben hätte, statt dieselbe, wie er verspricht, an einem andern Orte erscheinen zu lassen. Wir dürfen dies um so mehr bedauern, da der Verf. bei der Bekanntschaft mit seinen Quellen unstreitig etwas Vorzügliches zu leisten im Stande ist; denn die hier und da im Werke zerstreut liegenden Andeutungen reichen nicht aus und gewähren selbst dann, wenn man sie mühevoll zusammensucht, nicht das zu wünschende und erfoderliche Resultat. Raum und Zweck d. Bl. erlauben uns nicht auf Einzelnes und weitläufige Erörterung desselben einzugehen; nur so viel wollen wir bemerken, daß der Verf. Widerspruch erfahren und dem Vorwurfe einer gewissen Parteilichkeit für Lothar besonders den Hohenstaufen gegenüber, wie insbesondere der siebente und letzte Abschnitt seines Werks an den Tag legt, sowie auch der Anschuldigung, hier und da die Umstände und die Politik des Kaisers etwas zu künstlich gedeutet zu haben, nicht ganz entgehen wird. Das kann und darf aber den Unparteiischen nicht hindern, des Verf. „Politische Geschichte Deutschlands" für eine rühmenswerthe Bereicherung unserer Geschichtsliteratur zu erklären und den Wunsch auszusprechen, daß derselbe bald auf einem ähnlichen wissenschaftlichen Gebiete wieder erscheinen möge.

Karl Zimmer.

Literarische Notiz.

Der Graf Jaubert, der besonders durch seine oft etwas unparlamentarisch-derbe Sprache in der Deputirtenkammer bekannt ist, hat vor einigen Jahren eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient unternommen. Er hat bereits vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes", wenn wir nicht irren, einige Bruchstücke aus seinem Reisetagebuche veröffentlicht. Gegenwärtig gibt er eine neue Frucht seiner Reise in Kleinasien, bei der er namentlich die Botanik berücksichtigt hat, heraus. Es sind dies die schätzbaren „Illustrationes plantarum orientalium", durch die das Pflanzensystem um mehre interessante Nummern bereichert wird. Beachtenswerth ist, wie auch in Frankreich die Pflanzenkunde, die scientia amabilis, wie sie Liebhaber heißen, an mehren der bedeutendsten Staatsmänner eifrige Verehrer hat. Wir brauchen nur den bekannten Delessert zu er-

wähnen, der sich durch seine botanischen Werke einen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht hat. Der Graf Jaubert, von dem wir neulich auch ein Werk über den Dialekt von Berri angeführt haben, gibt zu gleicher Zeit mit seinen „Illustrationes" die nachgelassenen Papiere eines jungen Gelehrten heraus, die hohes Interesse haben. Es sind dies die „Relations de voyage en Orient par Aucher-Cloy". 2.

Bibliographie.

Amtlicher Bericht über die sechste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart vom 21. bis 28. Sept. 1842. Stuttgart, Metzler. Lex.-8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 17ter Band: Voltaire's Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Derselben 18ter Band: Schauspiele von König Gustav III. von Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur. 123ster bis 125ster Band: Boz's sämmtliche Werke 35ster bis 37ster Band. (Amerika.) Braunschweig, Vieweg und Sohn. Kl. 8. 1 Thlr.

Bledow, L., Die zwischen dem Berliner und Posener Klub durch Correspondenz gespielten Schach-Partien, mit Anmerkungen und Varianten, nebst einer Sammlung von 50 andern Correspondenz-Partien. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Boden, A., Beiträge zur Beurtheilung der neuesten Literatur. Mainz, Faber. 8. 22½ Ngr.

Bossert, G., Das Wanderbüchlein nach Nordamerika, oder Schilderung der Auswanderung nach Nordamerika. Verfaßt nach ungedruckten Briefen ausgewanderter Würtemberger. Rotweil, Herder. 12. 7½ Ngr.

Busch, G. F., Habakuk Schmauch, der brandenburgische Räuberhauptmann, oder: Der Höllenschlund im Rauling am Plaueschen See. Eine schauderhafte Räubergeschichte. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stralsunder Chroniken, herausgegeben von E. H. Zober. 2ter Theil: Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemann's und Gerhard Hannemann's (1531—1611). Zum ersten Mal aus den Handschriften herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichniß, Bemerkungen und Worterklärungen begleitet von E. H. Zober. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr.

Cramer, F., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen literarischen und pädagogischen Verhältnisse jener Zeit. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Damaschka, W. F., Der Halseigene. Historische Erzählung. Wien, Tauer und Sohn. Gr. 12. 24 Ngr.

Fontanes, T., Geschichte des preußischen Staates in chronologischen Tabellen. Schweidnitz, Heege. 16. 10 Ngr.

Förster, K., Gedichte. Herausgegeben von L. Tieck. Zwei Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Friedländer, J., Die Münzen des Johanniter-Ordens auf Rhodus. 1309—1522. Mit 2 Kupfertafeln. Berlin, Trautwein und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Herzog Karl und die Revolution in Braunschweig. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1830. Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Der Kampf der Kirchen. Berlin, Athenäum. Gr. 8. 15 Ngr.

Loewenthal, R., Physiologie des freien Willens. Glogau, Prausnitz. Gr. 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mappes, J. M., Festreden, gehalten im naturgeschichtlichen Museum zu Frankfurt a. M., und als ein Beitrag zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Stiftung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, am 22. Nov. 1842 herausgegeben. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Mohl, H., Dr. Just. Liebig's Verhältniss zur Pflanzenphysiologie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Passow's, F., vermischte Schriften. Herausgegeben von W. A. Passow. Mit 2 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Philippson, G., Die Judenfrage von Bruno Bauer, näher beleuchtet. Dessau, Fritsche und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Prescott, W. H., Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Raumer, K. v., Beiträge zur biblischen Geographie. Nebst einem Höhendurchschnitte. Beiträge zu des Verfassers „Palästina." Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Reiff, J. F., über einige wichtige Punkte in der Philosophie. Eine Dissertation. Tübingen, Fues. Gr. 8. 20 Ngr.

Richter, F. W., Zeitbilder aus der hengstenbergisch-evangelischen Kirchenzeitungsgemeinde, nach dem Leben gezeichnet. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 12½ Ngr.

Rohmann, J. L., Der allgemeine Bettag. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt. Stralsund, Löffler. 16. 3¾ Ngr.

Romberg, J. H. F., Die Stimmen der Wahrheit aus dem göttlichen Worte über Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. In einer Auswahl von Gedächtnißpredigten auf des Hochseligen Königs Majestät aus verschiedenen Provinzen des Preußischen Staates. Mit Bewilligung der Verfasser gesammelt und herausgegeben. Zwei Theile. Berlin, Mittler. Gr. 8. 5 Thlr.

Schlesier, G., Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt. 1ster Theil in zwei Hälften. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt, L. E. W., Das preußische Familienrecht, nach dem allgemeinen Landrechte, mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht, dogmatisch-kritisch dargestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Schöning, K. W. v., Geschichte des Königl. Preuß. fünften Husaren-Regiments, mit besonderer Rücksicht auf Gebhard Lebrecht von Blücher, den ehemaligen Chef dieses Regiments. Nebst einer Einleitung über Preußische Husaren im Allgemeinen. Mit den Bildnissen von Belling und Blücher und mit einem Facsimile des Letztern. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schultz, K., Wünsche eines Preußen beim Beginn des Jahres 1843. Berlin, Athenäum. 8. 2½ Ngr.

Thal, K. v., Die verführten Opfer. Romantische Sage der Vorzeit. Nordhausen, Fürst. 8. 22½ Ngr.

— — Link und Klunk, oder die blutigen Nachopfer im Kloster Marieburghausen. Historisch-romantisches Gemälde aus dem Mittelalter. Mit 1 Abbildung. Nordhausen, Fürst. 8. 26¼ Ngr.

Theologie einer deutschen Frau. Jena, Bran. 8. 7½ Ngr.

Vogelleim, F., genannt F. F. Franke, Gegen Herwegh. Mit 2 Musikbeilagen. Berlin, Hayn. 16. 15 Ngr.

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

Wildenhahn, C. A., Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 22½ Ngr.

Woeniger, A. T., Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1843.

L. Feuerbach's Ansichten über das Christenthum.

Das Wesen des Christenthums. Von Ludwig Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Als das Werk von Strauß erschien: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft"*), da meinte man, nun sei der Theologie das Ärgste geschehen und sie müsse entweder unter diesem Schlage erliegen, oder, wenn dies nicht geschehe, so sei damit auch ihre Unzerstörbarkeit und die Ohnmacht der Speculation im Kampfe mit ihr erwiesen. Strauß selbst scheint etwas Ähnliches gedacht zu haben, darauf deuten wenigstens die Worte in seiner Vorrede, worin er seiner Schrift die Aufgabe stellt, „die Bilanz aller bisherigen Verluste und Gewinnste der Theologie zu ziehen", d. h. mit der Theologie abzuschließen. Und in der That, welcher Standpunkt kann wol den mythischen überbieten? welche Reagentien gibt es, um den Inhalt der christlichen Glaubenslehre noch mehr zu verflüchtigen, als dies durch das Scheidewasser der Strauß'schen Dialektik geschehen ist? Da kommt aber doch L. Feuerbach und beginnt das dialektische Spiel mit den Religionsdogmen von neuem, indem er ausruft: Die Theologie ist Anthropologie.

Sind wir nun durch diesen Ausspruch über den Strauß'schen Standpunkt der Kritik hinausgeführt? oder welche Stellung nimmt Feuerbach zu Strauß ein? dies ist eine Frage, welche sich uns unwillkürlich aufdringt, da wir gewohnt sind, die mythische Auffassung des christlichen Dogmas als das letzte Stadium der speculativen Theologie, als die vollendete Aufhebung des positiven Glaubensinhalts in dem philosophischen Denken zu betrachten und deshalb an ihr alle übrigen Erscheinungen dieses dialektischen Auflösungsprocesses zu messen. Feuerbach selbst hat sich über dieses sein Verhältniß zu Strauß nicht ausdrücklich ausgesprochen, überhaupt auf die moderne Theologie weit weniger Rücksicht genommen als auf die ältere, besonders die patristische, aus einem Grunde, den wir sogleich werden kennen lernen; wir werden daher diese fehlende Untersuchung nachzuholen und die Stellung beider Denker zueinander und zur Wissenschaft zu ermitteln versuchen, denn es scheint uns nothwendig, daß in unserer Zeit, die alles Bestehende in den Fluß ihres dialektischen Gedankenprocesses hineinzieht, auch jede neue Form, unter welcher die Kritik selbst auftritt, sich dieser Kette der Entwickelungen einordne und ihren Antheil an der kritischen Arbeit des speculativen Geistes mit klarem Bewußtsein übernehme.

Wir wollen versuchen, diese vergleichende Beurtheilung des Feuerbach'schen Werks zunächst durch eine Analyse der einzelnen Theile desselben vorzubereiten, sodann aber in einem allgemeinen Hinblicke auf sein Endresultat und seine Methode zu entwickeln.

Schon im Vorwort sucht der Verf. sich eine selbständige, von allen bestehenden Richtungen in der Theologie, zumal aber der speculativen, scharf geschiedene Stellung zu sichern.

Vorliegendes Werk — sagt er daselbst — enthält die Elemente wohlgemerkt! nur die und zwar kritischen Elemente zu einer Philosophie der positiven Religion oder Offenbarung, aber natürlich, wie sich im voraus erwarten läßt, einer Religionsphilosophie weder in dem kindisch-phantastischen Sinne unserer christlichen Mythologie, die sich jedes Ammenmärchen der Historie als Thatsache aufbinden läßt, noch in dem pedantischen Sinne unserer speculativen Religionsphilosophie, welche, wie weiland die Scholastik, den Articulus fidei ohne weiteres als eine logisch metaphysische Wahrheit demonstrirt.

Die speculative Religionsphilosophie opfert die Religion der Philosophie, die christliche Mythologie die Philosophie der Religion auf; jene macht die Religion zu einem Spielball der speculativen Willkür, diese die Vernunft zum Spielball eines phantastischen religiösen Materialismus; jene läßt der Religion nur sagen, was sie selbst gedacht und weit besser sagt, diese läßt die Religion anstatt der Vernunft reden; jene, unfähig aus sich herauszukommen, macht die Bilder der Religion zu ihren eigenen Gedanken, diese, unfähig, zu sich zu kommen, die Bilder zu Sachen.

Hier in dieser Schrift nun werden die Bilder der Religion weder zu Gedanken — wenigstens nicht in dem Sinne der speculativen Religionsphilosophie — noch zu Sachen gemacht, sondern als Bilder betrachtet — d. h. die Theologie wird weder als eine mystische Pragmatologie, wie von der christlichen Mythologie, noch als Ontologie, wie von der speculativen Religionsphilosophie, sondern als psychische Pathologie behandelt.

Daß der Verf. diese seine Zeugnisse aus dem Archiv längst vergangener Jahrhunderte herholt, das hat seine guten Gründe. Auch das Christenthum hat seine classischen Zeiten gehabt — und nur das Wahre, das Große, das Classische ist würdig, gedacht zu werden; das Unclassische gehört vor das Forum der Komik oder Satire. Um daher das Christenthum als ein denkwürdiges Object fixiren zu können, mußte der Verf. von dem feigen, charakterlosen, comfortabeln, belletristischen, koketten, epikuräischen Christenthum der modernen Welt abstra-

*) Hierüber ist von Dr. J. W. Hanne in drei Artikeln in Nr. 21—25, 91—95 und 352—354 d. Bl. f. 1842 berichtet worden. D. Red.

hiren, sich zurückversetzen in Zeiten, wo die Braut Christi noch eine keusche, unbefleckte Jungfrau war, wo sie noch nicht in die Dornenkrone ihres himmlischen Bräutigams die Rosen und Myrten der heidnischen Venus einflocht, um über den Anblick des heidnischen Gottes nicht in Ohnmacht zu versinken; wo sie zwar arm war an irdischen Schätzen, aber übetreich und überglücklich im Genusse der Geheimnisse einer übernatürlichen Liebe.

Obgleich aber „die unendliche Freiheit und Persönlichkeit" der modernen Welt sich also der christlichen Religion und Theologie bemeistert hat, daß der Unterschied zwischen dem producirenden heiligen Geist der göttlichen Offenbarung und dem consumirenden menschlichen Geist längst aufgehoben, der einst übernatürliche und übermenschliche Inhalt des Christenthums längst völlig naturalisirt und anthropomorphisirt ist: so spukt doch immer noch unserer Zeit und Theologie, in Folge ihrer unentschiedenen Halbheit und Charakterlosigkeit, das übermenschliche und übernatürliche Wesen des alten Christenthums wenigstens als ein Gespenst im Kopfe. Allein es wäre eine Aufgabe ohne alles philosophische Interesse gewesen, wenn der Verf. den Beweis, daß dieses moderne Gespenst nur eine Illusion, eine Selbsttäuschung des Menschen ist, zum Ziele seiner Arbeit sich gesetzt hätte. Gespenster sind Schatten der Vergangenheit; nothwendig führen sie uns auf die Frage zurück: was war einst das Gespenst, als es noch ein Wesen von Fleisch und Blut war?

Nach diesen Anführungen können wir uns schon einen ziemlich deutlichen Begriff von des Verf. philosophischem oder kritischem Standpunkte machen. Die alte orthodoxe Theologie, sagt er, betrachtet die christlichen Religionsvorstellungen als absolute Wahrheiten, als Ausflüsse eines wirklich, real existirenden, selbständigen, dem Menschen und der Welt gegenüberstehenden Wesens, mit einem Worte, als Offenbarungen eines persönlichen Gottes. Die moderne, speculative Theologie hebt jenen Unterschied zwischen der Quelle der religiösen Vorstellungen und dem Organe, durch welches dieselbe aufgefaßt werden, d. h. zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Geiste, auf, sie erklärt jene Vorstellungen für Wahrheiten, d. h. für nothwendige Denkacte des menschlichen Bewußtseins; sie hält also deren Inhalt fest und ändert nur die Form. Oder, um das von Feuerbach angezogene staatswirthschaftliche Bild weiter durchzuführen, die moderne Theologie bringt die Waare, welche man früher, in den Zeiten der orthodoxen Theologie, von auswärts, aus einem Jenseit einführte, als inländische, selbstproducirte Waare auf den Markt; aber es ist doch immer dieselbe Waare, derselbe Stoff, und die Waarenpolicei, Kritik, welche zu wachen hat, daß nichts auf den Markt komme, was für den consumirenden menschlichen Geist ungesund, unverdaulich, betäubend sein könnte, muß diese Waare ebenso gut confisciren, mag sie nun aus dem Inlande oder dem Auslande kommen. Wenn also z. B. die speculativen Theologen (wie etwa Marheineke oder Hegel selbst) das Trinitätsdogma zwar als Dogma, d. h. als unmittelbare, geoffenbarte Wahrheit, kritisch aufheben, nichtsdestoweniger aber dessen Inhalt, d. h. die Vorstellung einer Dreiheit von Personen oder Momenten in Gott, als einen speculativ untadelhaften, aus dem Denkprocesse unsers Bewußtseins sich mit Nothwendigkeit ergebenden Gedanken gelten lassen, so ist dies, nach Feuerbach, eine Halbheit, eine Selbsttäuschung der modernen Theologie, welcher noch „das übermenschliche und übernatürliche Wesen des alten Christenthums als ein Gespenst im Kopfe spukt".

Und welche Auffassung der religiösen Dogmen setzt Feuerbach an die Stelle der orthodoxen und der modern-speculativen? Die psychologische oder anthropologische, welche in den christlichen Dogmen weder das Resultat einer übernatürlichen Offenbarung, noch die Wirkung eines zwar natürlichen, aber nothwendigen Denkprocesses des menschlichen Geistes anerkennt, sondern darin nichts Anderes sieht als Krankheiten der menschlichen Einbildungskraft, abnorme Bildungen dieses geistigen Organs, welche, wie wir dies bei so vielen abnormen Bildungen in der Natur beobachten, den täuschenden Schein einer außerordentlichen Kraft- und Lebensfülle an sich tragen, aber doch die wahre Gesundheit des Organismus untergraben, seine freie Bewegung und Entwickelung hemmen. Der Zweck des Verf. ist daher, wie er dies ebenfalls in dem Vorwort ausspricht,

in therapeutischer oder praktischer Beförderung der pneumatischen Wasserheilkunde, Belehrung über den Gebrauch des kalten Wassers der natürlichen Vernunft.

Auch gleicht des Verf. Verfahren in der That dem eines für seine Wissenschaft und Kunst begeisterten Arztes. Wie man bei Ärzten häufig die Bemerkung macht, daß sie den krankhaften Bildungsproceß der Natur mit einem gewissen Enthusiasmus verfolgen und sich über ein strotzendes Geschwür, über eine weitverzweigte Geschwulst, über eine neuentdeckte Afterbildung im menschlichen Körper fast andächtig freuen können, ohne Zweifel in der Voraussicht der neuen Triumphe, welche ihre Kunst übèr diese Abnormitäten der Natur davontragen wird: so bemerken wir auch an unserm Verf. eine Art wissenschaftlicher Extase, womit er die Krankheitsgeschichte des menschlichen Geistes durchläuft, jede Abirrung desselben bis in ihr feinstes Gefäser zergliedernd verfolgt, und während seiner ganzen Beschäftigung mit einem Stoffe, von dem man glauben sollte, er müßte ihm, nach seiner Ansicht davon, widerwärtig, abstoßend sein, eine solche Hingebung an denselben, eine solche Erregtheit, fast möchten wir sagen Andacht, zeigt, daß wir uns diese Erscheinung nur durch die oben angegebene Analogie begreiflich zu machen vermögen. Daraus erklärt sich aber auch die Wahl des Stoffs beim Verf., seine Vorliebe für Behandlung der christlichen Dogmen in ihrer ursprünglichen Fassung und Deutung, sein Widerwille gegen das moderne Christenthum, welches zu analysiren er sich nicht entschließen kann. Auch der Arzt behandelt lieber hitzige als schleichende Krankheiten, und besonders der Wasserheilkünstler, welcher den kranken Körper dadurch heilt und reinigt, daß er die gebundene und niedergedrückte Naturheilkraft zu einer energischen Reaction zwingt, hofft nicht eher auf eine gründliche Genesung, als bis er den Krankheitsstoff, der vorher durch den ganzen Organismus versteckt hin und wieder schlich, in starken, offenen Ausbrüchen zu Tage kommen sieht.

Die Betrachtungen des Verf. zerfallen in zwei Hauptabschnitte. In dem ersten Abschnitte stellt er die Religion dar in ihrer „Übereinstimmung mit dem Wesen des Men-

schen", in dem andern dieselbe in ihrem „Widerspruche mit dem Wesen des Menschen". Beiden Abschnitten voran geht eine einleitende Untersuchung über „das Wesen des Menschen im Allgemeinen", und „das Wesen der Religion im Allgemeinen". Fassen wir den Inhalt dieser Einleitung in wenigen Worten zusammen:

Die Religion, sagt Feuerbach, beruht auf dem Bewußtsein des Menschen; Bewußtsein aber ist blos da, wo einem Wesen seine *Gattung*, seine *Wesenheit* Gegenstand ist. Die Schranke des *Wesens* ist zugleich die Schranke des *Bewußtseins*; wenn daher die Religion Bewußtsein des Unendlichen ist, so heißt dies nichts Anderes als: sie ist das Bewußtsein des Menschen von seinem *unendlichen* Wesen. Das Wesen des Menschen besteht im Denken, Wollen und Lieben. Das Bewußtsein verlangt nun aber zu seiner Bethätigung einen Gegenstand, den es denken wolle, liebe. Dieser Gegenstand kann kein anderer sein, als wiederum das Wesen des Menschen selbst; das Bewußtsein ist wesentlich Selbstbewußtsein, dem Menschen wird, in seinem Bewußtsein, sein eigenes Wesen gegenständlich. Wir können Nichts denken, ohne uns des Denkens selbst und unserer, des denkenden Wesens, bewußt zu sein; Nichts wollen, ohne unser Wesen in der Kraft des Wollens zu bethätigen; Nichts lieben, ohne das Gefühl der Liebe, als eines uns Beherrschenden, zu haben. Wir können also gar Nichts setzen, Nichts fühlen, Nichts wollen, Nichts denken, ohne uns zugleich und zuerst zu setzen; wir können also auch kein Unendliches setzen, ohne unser Bewußtsein selbst zum unendlichen Bewußtsein zu erweitern und das zu Setzende als dessen eigenes, integrirendes Wesen darin einzuschließen.

Alles daher — sagt der Verf. — was im Sinn der hyperphysischen, transscendenten Speculation und Religion nur die Bedeutung des *Secundairen*, des *Subjectiven*, des *Mittels*, des *Organs* hat, das hat im Sinne der Wahrheit die Bedeutung des *Primitiven*, des *Wesens*, des *Gegenstandes* selbst. Ist z. B. das Gefühl das *wesentliche Organ* der Religion, so drückt das *Wesen Gottes* nichts Anderes aus, als das *Wesen des Gefühls*. Das Gefühl ist das Organ des Göttlichen, heißt: das Gefühl ist das Nobelste, Trefflichste, d. h. Göttliche im Menschen. (S. 13.)

Das Gefühl ist daher allerdings atheistisch im Sinne des orthodoxen Glaubens, als welcher die Religion an einen *äußern* Gegenstand knüpft. Das Gefühl leugnet einen *gegenständlichen* Gott — es ist *sich selbst Gott*. Auf dem Standpunkte des Gefühls ist nur die Negation des *Gefühls* die Negation *Gottes*.

Das Gefühl ist deine innigste und doch zugleich eine von dir unterschiedene, unabhängige Macht; es ist *in* dir, *über* dir; es ist selbst schon das Objective in dir, dein eigenstes Wesen, das dich *als* und wie *ein anderes Wesen* ergreift — kurz, *dein Gott*; wie willst du also von diesem objectiven Wesen in dir noch ein anderes objectives Wesen unterscheiden? wie über dein Gefühl hinaus?

Ebenso ist es aber auch mit dem Denken, dem Handeln, kurz, mit jeder Fähigkeit oder Thätigkeit unsers Wesens, welche man als das *wesentliche Organ* eines Gegenstandes bestimmt. Was subjectiv die Bedeutung des Wesens hat, das hat ebendamit auch objectiv die Bedeutung des Wesens. Der Mensch kann nun einmal nicht über sein *wahres Wesen* hinaus. Wohl mag er sich vermittels der Phantasie Individuen anderer, angeblich höherer Art vorstellen, aber von seiner Gattung, seinem Wesen kann er nimmermehr abstrahiren; die Wesensbestimmungen, die positiven, letzten Prädicate, die er diesen andern Individuen gibt, sind immer aus seinem eigenen Wesen geschöpfte Bestimmungen — Bestimmungen, in denen er in Wahrheit nur sich selbst abbildet und vergegenständlicht. (S. 16.)

Dies also speciell auf den höchsten Gegenstand der Religion, auf Gott, angewandt, können wir sagen: Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntniß Gottes die Selbsterkenntniß des Menschen. Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, und was des Menschen Geist, seine Seele, sein Herz, das ist ihm Gott; Gott ist das ausgesprochene Selbst des Menschen.

Wenn aber die Religion — fährt der Verf. fort — das Bewußtsein Gottes als das Selbstbewußtsein des Menschen bezeichnet wird, so ist dies nicht so zu verstehen, als wäre der religiöse Mensch sich direct bewußt, daß sein Bewußtsein von Gott das Selbstbewußtsein seines Wesens ist, denn der Mangel dieses Bewußtseins begründet eben die differentia specifica der Religion. Um diesen Misverstand zu beseitigen, ist es besser zu sagen: die Religion ist die *erste* und zwar *indirecte Selbsterkenntniß* des Menschen. Die Religion geht daher überall der Philosophie voran, wie in der Geschichte der Menschheit, so auch in der Geschichte des Einzelnen. Der Mensch verlegt sein Wesen zuerst *außer sich*, ehe er es in sich findet. Das eigene Wesen ist ihm zuerst als ein anderes Wesen Gegenstand. Der geschichtliche Fortgang in den Religionen besteht deswegen darin, daß Das, was der frühern Religion für etwas Objectives galt, als etwas Subjectives, d. h. was *als Gott* angeschaut und angebetet wurde, jetzt als etwas *Menschliches* erkannt wird. Die frühere Religion ist der spätere Götzendienst: der Mensch hat sein *eigenes* Wesen angebetet. Der Mensch hat sich verobjectivirt, aber den Gegenstand nicht als sein Wesen erkannt; die spätere Religion thut diesen Schritt. Jeder Fortschritt in der Religion ist daher eine tiefere Selbsterkenntniß. Aber jede bestimmte Religion, die ihre ältern Schwestern als Götzendienerinnen bezeichnet, nimmt *sich selbst* — und zwar nothwendig, sonst wäre sie nicht mehr Religion — von dem Schicksal, dem allgemeinen Wesen der Religion aus; sie schiebt nur auf die *andern* Religionen, was doch — wenn anders Schuld — die Schuld der Religion überhaupt ist. Weil sie einen *andern* Gegenstand, einen *andern* Inhalt hat, weil sie über den Inhalt der frühern sich erhoben, wähnt sie sich erhaben über die nothwendigen und ewigen Gesetze, die das Wesen der Religion constituiren, wähnt sie, daß ihr Gegenstand, ihr Inhalt ein übermenschlicher sei. Aber dafür durchschaut das ihr selbst verborgene Wesen der Religion der Denker, dem die Religion *Gegenstand* ist, was sich selbst die Religion nicht sein kann. Und unsere Aufgabe ist es eben, nachzuweisen, daß der Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen ein durchaus illusorischer, daß folglich auch der Gegenstand und Inhalt der christlichen Religion ein durchaus menschlicher ist. (S. 18.)

In Bezug auf die *Prädicate* des göttlichen Wesens wird dies dann auch gemeinlich zugestanden, nicht aber in Bezug auf das *Subject* selbst oder auf die Existenz Gottes; d. h. man gibt zwar zu, daß alle die Bestimmungen, durch welche wir uns Gott denken, als z. B. gut, weise, gerecht u. s. w., *menschlich* seien, aber man leugnet, daß durch diese Prädicate das *Wesen Gottes* erschöpft werde, man hält daran fest, daß *jenseit* unserer Vorstellung oder unsers Bewußtseins von Gott dieser Gott *an sich* existire als ein wahrhaft und wirklich Absolutes, dem Menschen Gegenüberstehendes. Aber, entgegnet Feuerbach, wie kann man Jenes zugeben und Dieses

leugnen? „Sind deine Prädicate Anthropomorphismen" sagt er (S. 25), „so ist auch das Subject derselben ein Anthropomorphismus." Du glaubst an die Liebe als eine göttliche Eigenschaft, weil du selbst liebst, und du glaubst, daß Gott existirt, Subject ist, weil du selbst existirst, selbst Subject bist. Daß wir in dem Begriffe Gottes leichter die Prädicate als die Existenz für etwas nur auf Gott Übertragenes, für etwas Menschliches halten, kommt daher, daß in unserm Wesen ebenfalls die Existenz das Erste, das Nothwendige, die Prädicate nur das Secundaire, Äußerliche, Wechselnde sind. Aber so wenig wir gleichwol unsere Existenz als die menschliche erfassen können ohne die bestimmten Prädicate des Denkens, des Wollens, der Güte u. s. w., so ist auch in Gott die Existenz gebunden an die Prädicate; nicht die Existenz ist es, was den Begriff des christlichen Gottes constituirt — sonst würde jedes göttliche Wesen, ein Jupiter, ein Jehova, an dessen Stelle treten können —, sondern die Prädicate der Weisheit, der Liebe u. s. w., durch welche das Christenthum seinen Gott von den Göttern anderer Religionen unterscheidet; und daher ist auch nicht Derjenige Atheist, welcher die gegenständliche Existenz Gottes leugnet, sondern nur Derjenige, welcher nicht die Kraft und den Werth der göttlichen Eigenschaften, der Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w., anerkennt und bethätigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die „Revue indépendante", die vom Monat December an, statt in Monatsheften, alle vierzehn Tage erscheint und dadurch besonders als politisches Blatt mehr Einfluß erhält, bringt in einer der letzten Nummern einen Aufsatz aus der Feder P. Leroux's. Er ist gegen Cousin und Damiron gerichtet. Leroux wirft diesen beiden rühmlichst bekannten Philosophen eine grobe Verfälschung der nachgelassenen Papiere von Jouffroy in den härtesten Ausdrücken vor. Das Factum selbst läßt sich schwer wegleugnen. Leroux stützt sich auf die vorhandenen Manuscripte und hat die Beweise in den Händen. So handelt es sich eigentlich nur darum, wem die Falsification zur Last fällt. Die Sache ist folgende. Wir haben, als wir den Tod des geistvollen Philosophen Theodor Jouffroy erwähnten, bereits gesagt, daß sich in seinem Nachlasse noch mancherlei Papiere finden müßten, die wol werth seien, veröffentlicht zu werden. Dies war in der That der Fall und Cousin, der ehemalige Lehrer und spätere College des Verstorbenen, schickte sich wirklich an, die aufgefundenen Manuscripte zum Druck zu befördern. Indessen konnte oder wollte Cousin das Geschäft der Revision nicht selbst übernehmen. Er übergab daher die Papiere seinem Freunde Damiron, der die Herausgabe besorgen sollte. Damiron fand nun bei näherer Durchsicht mehre Stellen, die gegen Cousin gerichtet waren und durch die sich derselbe hätte verletzt fühlen können. Statt nun diese Stellen, wenn er es für nöthig hielt, nur im Ausdruck zu mildern oder ganz einfach zu streichen, wurde der Text so herumgedreht und verfälscht, daß statt des Tadels ein Lob für Cousin daraus ward. So ward z. B. aus der imprudence de M. Cousin: la prudence de M. Cousin u. s. w. Überhaupt erlaubte sich Damiron die sonderbarsten Veränderungen, über deren Zweck man sich eigentlich nicht immer Rechenschaft ablegen kann. So verwandelte er „la divinité du christianisme" in „l'autorité du christianisme" u. s. w. Diese letzte Verfälschung veranlaßte namentlich die religiösen Blätter, wie den „Univers", ein lautes Geschrei zu erheben, während die Veränderungen, welche Cousin betreffen, besonders von den liberalen Journalen lebhaft besprochen werden. Den Freunden des Skandals ist mit dieser Geschichte überhaupt trefflich gedient. So erfahren wir unter Anderm, daß Cousin zur Zeit der Restauration in vertrauten Gesellschaften keck die Jakobinermütze aufsetzte und mit Barthe, und wie die übrigen ehemaligen Carbonari heißen, die jetzt zum alleinseligmachenden Glauben des Justemilieu bekehrt sind, den wüthendsten Republikaner spielte. Er soll seinen Vertrauten bei verschlossenen Thüren betheuert haben, daß die Grundsätze eines Marat die einzig wahren Lehren seien u. s. w. Wie es damals mit der Rechtgläubigkeit des großen Philosophen stand, kann man aus der ebenso leichtfertigen als in der Form ungeziemenden Antwort sehen, die Cousin auf die Frage gab, wie lange der Katholicismus sich noch würde halten können. Wie es heißt, antwortete er hierauf nämlich: „qu'il pourrait avoir encore trois cents ans de vie dans le ventre". Vergeblich haben Cousin und Damiron die Schuld von sich abzuwälzen und Leroux's Behauptungen zu entkräften gesucht.

Arsine Houssaye ist ein junger talentvoller Dichter, der sich durch einen geschmackvoll geschriebenen Roman und durch eine Sammlung von Gedichten („Les sentiers perdus", 2. Ausg., 1842) bekannt gemacht hat. Seit einiger Zeit hat die „Revue de Paris" von ihm höchst geistreiche Skizzen bekannter und unbekannter Dichter, Künstler und Weltleute des vorigen Jahrhunderts gebracht, die gegenwärtig in einem besondern Werke gesammelt erscheinen. Dasselbe führt den Titel: „Le dix-huitième siècle. Poètes, peintres, musiciens." Ganz vortrefflich sind namentlich die kleinen Biographien, die zum Theil an das Gebiet der Kunstnovelle streifen und die irgend einen mehr oder weniger bekannten Maler aus der französischen Schule zum Gegenstande haben. So heben wir besonders die Charakteristiken der verschiedenen Vanloo, die ganz meisterhaft sind, hervor. Houssaye zeigt in denselben ein wahres Künstlergefühl und außerordentlich viel Glück in der Darstellung. Sehr interessant sind auch die Skizzen solcher Schriftsteller, deren Werke jetzt längst verschollen sind, obgleich sie zu ihrer Zeit Aufsehen erregten, und deren Leben irgend eine merkwürdige Seite bietet. So bemerken wir die Charakteristik des Engländers Dahlet, der im vorigen Jahrhundert mehre ganz leidliche französische Operntexte schrieb und der seines bizarren Wesens wegen bekannt war.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 47. — 16. Februar 1843.

L. Feuerbach's Ansichten über das Christenthum.

(Fortsetzung aus Nr. 46)

Diese Ansicht, daß alle religiösen Vorstellungen, d. h. alle Vorstellungen oder Bilder von einem außer- oder übermenschlichen, transscendenten Wesen und einer eben solchen Welt, Nichts seien als objectivirte oder hypostasirte Äußerungen unsers eigenen Gefühls, unserer eigenen Denk- und Thatkraft, diese Ansicht führt nun der Verf. durch alle einzelne Dogmen hindurch, und sucht so deren rein anthropologischen oder anthropomorphistischen Charakter nachzuweisen.

Das allgemeinste dieser Dogmen ist das Dogma von dem Sein und Wesen Gottes überhaupt. Wie stellt sich dieses göttliche Wesen und Dasein unter dem Gesichtspunkte des Verf., dem anthropologischen, dar? Feuerbach deutet es schon in der Überschrift dieses Abschnitts an; er betrachtet Gott „als das Gesetz oder als das Wesen des Verstandes". Gott ist nichts Anderes als „das objective Wesen des Verstandes"; das göttliche Wesen ist „das Bewußtsein des Verstandes von seiner eigenen Vollkommenheit". In der religiösen Vorstellung von Gott liegt Zweierlei: einmal die Idee eines Zwiespalts zwischen dem Menschen und einem andern, höhern Wesen; zweitens aber auch die Idee einer Beziehung des Menschen zu diesem Wesen. Wäre nun aber Gott etwas schlechthin Anderes als der Mensch, so könnte weder jener Zwiespalt noch diese Beziehung zwischen Beiden eintreten; Gott und Mensch wären, um uns eines in der Geometrie gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, zwei incommensurable Größen. Verlegen wir dagegen die beiden Factoren dieses Gegensatzes (der allein das Wesentliche, Thatsächliche in jener religiösen Vorstellung ist) in dasselbe Bewußtsein, so haben wir Beides, sowol Zwiespalt als Beziehung, in ganz folgerechter und ganz begreiflicher Weise. In unserm Bewußtsein findet ein Zwiespalt statt zwischen dem reinen, kalten, starren Verstande mit seinem abstracten Gesetze moralischer Vollkommenheit und Mangellosigkeit, als der allgemeinen, unpersönlichen, übermenschlichen Kraft im Menschen, dem eigentlichen Gattungsvermögen, und dem Herzen, dem Vermögen des Individuellen, mit seinen besondern, persönlichen Interessen, Neigungen und Angelegenheiten. Diese Seite des Verhältnisses zwischen den beiden extremen Bewußtseinsrichtungen im Menschen, dem abstracten Verstande und dem individuellen Gefühle, wird repräsentirt durch das religiöse Dogma von Gott als einem metaphysischen Wesen, dessen abstracte Vollkommenheit den Menschen in seiner Nichtigkeit erdrückt. Aber in unserm Bewußtsein gleicht sich auch jener Gegensatz aus durch die Beziehung der Extreme aufeinander; das Medium zwischen Verstand und Gefühl ist die Liebe, und diese Liebe, diese Versöhnung zwischen dem Abstracten, Übermenschlichen, Unpersönlichen im Menschen, und seiner Individualität, dem eigentlich Menschlichen, Persönlichen, dieses psychologische oder anthropologische Factum findet sich gleichfalls in der Religion in eine gegenständliche Vorstellung übersetzt, nämlich in das Dogma von der „Incarnation". Über dies Dogma sagt Feuerbach:

> Wenn der menschgewordene Gott in der Incarnation als das Erste gesetzt wird, so erscheint freilich die Menschwerdung Gottes als ein unerwartetes, frappirendes, wunderbares, geheimnißvolles Ereigniß. Allein der menschgewordene Gott ist nur die Erscheinung des gottgewordenen Menschen, was freilich im Rücken des religiösen Bewußtseins liegt. Der Mensch war schon in Gott, war schon Gott selbst, ehe Gott Mensch wurde. (S. 49.)

Das heißt mit andern Worten: sowie die Vorstellung Gottes als eines außermenschlichen, besondern Wesens eine bloße Hypostase oder Personification unserer abstracten Verstandesrichtung ist, so hat das Bild einer Menschwerdung Gottes keine andere Bedeutung als diese, daß der Mensch, welcher durch seinen Verstand, sein abstractes Denken sich über die eigentlichen, bestimmten menschlichen Verhältnisse erhebt, sich denselben gleichsam entfremdet, durch seine Herzensregungen, durch seine Liebe wieder zur Theilnahme an diesen Verhältnissen, zum Mitgefühl für andere Menschen, deren Interessen und Leiden, zur Versöhnung mit sich selbst, d. h. mit seinen individuellen Gefühlen und Bedürfnissen zurückkehrt.

> „Gott liebt den Menschen", ist ein Orientalismus, welcher auf Deutsch heißt: „Das Höchste ist die Liebe des Menschen." (S. 60.)

Dieselbe Rückübersetzung aus der religiösen Denk- und Sprechweise in die natürliche, menschliche, läßt uns auch den wahren Sinn des dritten Dogmas verstehen, des Dogmas von dem „leidenden Gott". „Gott leidet", heißt, nach Feuerbach, „das Leiden ist göttlich." Das Geheimniß des leidenden Gottes ist das Geheimniß der Empfin-

bung, oder besser, der Empfindsamkeit. Dem empfindsamen, einwärts gekehrten, weltscheuen, auf sich concentrirten Herzen, d. i. dem Gemüthe, entspricht ebenso sehr das Leiden, als dem kräftigen, selbstthätigen Menschen dasselbe zuwider ist. Wie daher die Griechen und Römer ihre Thatkraft in ihren Göttern personificirten, so die Christen ihre Empfindsamkeit in ihrem leidenden Gott oder Gottmenschen.

Die Anschauung eines leidenden Gottes war die höchste Selbstbejahung, die höchste Wollust des leidenden Herzens. (S. 67.)

Die „Trinität" ist der Ausdruck der vollen Totalität des Menschen, der innigen Verbindung zwischen Verstand und Herz, und zugleich der Gemeinschaft des Lebens mit andern Menschen. Der abstract denkende Mensch ist einsam, ohne rechtes Selbstbewußtsein, ja ohne rechte Wirklichkeit, erst der liebende und geliebte, der sich mittheilende und Mittheilungen empfangende Mensch hat den vollen Gehalt des Lebens, das wahre Bewußtsein von sich und von den Andern, welche Dasselbe sind wie er. Dies Bewußtseinsfactum allein und nichts Weiteres spricht das „Geheimniß der Trinität" und das Dogma vom „Logos", dem „göttlichen Worte", aus. Daß nun ferner dieser Logos noch ganz besonders als ein gegenständliches, bildliches Wesen vorgestellt wird, ist abermals nur aus dem Bedürfniß der Phantasie, des bilderschaffenden Vermögens im Menschen zu erklären.

Der Sohn ist das befriedigte Bedürfniß der Bilderschau, das vergegenständlichte Wesen der Bilderthätigkeit, als einer absoluten, göttlichen Thätigkeit. (S. 89).

Das „Geheimniß des kosmogonischen Princips in Gott" beruht darauf, daß zwischen das unsinnliche Wesen Gottes und das sinnliche Wesen der Welt ein Mittelwesen tritt, das göttliche Princip des Endlichen, die zweite Person in Gott, die mit Gott selbst identisch und doch auch nicht mehr der abstract unendliche Gott ist. Dies in die Sprache der anthropologischen Denkweise übersetzt, heißt: Zwischen die Abstraction und die Sinnlichkeit muß ein Drittes, die Einbildungskraft oder Phantasie treten. Nun wird aber ferner jener Übergang von Gott zur Welt durch den Logos dargestellt als ein Sichselbsterkennen und Sichselbstunterscheiden Gottes. Welchem menschlichen Bewußtseinsfactum entspricht diese religiöse Vorstellung?

Der Identität — belehrt uns Feuerbach — zwischen dem Selbstbewußtsein des Menschen und seinem Bewußtsein von einem Andern, welches mit ihm identisch, und von wieder einem Andern, welches nicht mit ihm identisch ist. Und das zweite, das wesensgleiche Andere ist nothwendig das Mittelglied, der Terminus medius zwischen dem Ersten und Dritten. Der Gedanke eines Andern überhaupt, eines wesentlich Andern entsteht mir erst durch den Gedanken eines im Wesen mir gleichen Andern. (S. 99.)

Diese Ansicht, welche sehr an die Darstellungen in Fichte's „Wissenschaftslehre" und noch mehr in dessen „Bestimmung des Menschen" erinnert, führt der Verf. weiter aus.

Das Bewußtsein der Welt — heißt es weiter — ist das Bewußtsein meiner Beschränktheit; wüßte ich Nichts von einer Welt, so wüßte ich Nichts von Schranken. Aber das Bewußtsein meiner Beschränktheit steht im Widerspruch mit dem Triebe meiner Selbstheit nach Unbeschränktheit. Ich kann also von der Selbstheit, sie absolut gedacht (Gott ist das absolute Selbst) nicht unmittelbar zu ihrem Gegentheil übergehen, ich muß diesen Widerspruch einleiten, vorbereiten, mäßigen durch das Bewußtsein eines Wesens, welches zwar auch ein anderes ist und insofern mir die Anschauung meiner Beschränktheit gibt, aber so, daß es zugleich mein Wesen bejaht, mein Wesen mir vergegenständlicht. Das Bewußtsein der Welt ist ein demüthigendes Bewußtsein — die Schöpfung war ein „Act der Demuth" — aber der erste Stein des Anstoßes, an dem sich der Stolz der Ichheit bricht, ist das Du, der Alter Ego. Erst stählt das Ich seinen Blick in dem Auge eines Du, ehe es die Anschauung eines Wesens erträgt, welches ihm nicht sein eigenes Bild zurückstrahlt. Der andere Mensch ist das Band zwischen mir und der Welt. Ich bin und fühle mich abhängig von der Welt, weil ich zuerst von andern Menschen mich abhängig fühle. Bedürfte ich nicht des Menschen, so bedürfte ich auch nicht der Welt. Ich versöhne, ich befreunde mich mit der Welt nur durch den andern Menschen. Ohne den Andern wäre die Welt für mich nicht nur todt und leer, sondern auch sinn- und verstandlos. Nur an dem Andern wird der Mensch sich klar und selbstbewußt; aber erst, wenn ich mir selbst klar, wird mir die Welt klar. Ein absolut für sich allein existirender Mensch würde sich selbstlos und unterschiedslos in dem Oceane der Natur verlieren; er würde weder sich als Menschen noch die Natur als Natur erfassen. Der erste Gegenstand des Menschen ist der Mensch. Der Sinn für die Natur, der uns erst das Bewußtsein der Welt als Welt erschließt, ist ein späteres Erzeugniß; denn er entsteht erst durch den Act der Absonderung des Menschen von sich.

Das Bewußtsein der Welt ist also für das Ich vermittelt durch das Bewußtsein des Du. So ist der Mensch der Gott des Menschen. Daß er ist, verdankt er der Natur, daß er Mensch ist, dem Menschen.

Derselbe Gesichtspunkt endlich kehrt wieder S. 139, wo der Verf. von der Schöpfung der Welt handelt.

Die Schöpfung der Welt — sagt er — drückt Nichts aus als die Subjectivität, welche sich durch Bewußtsein, daß die Welt erschaffen, ein Product des Willens, d. h. eine selbstlose, machtlose, nichtige Existenz ist, die Gewißheit der eigenen Realität und Unendlichkeit gibt. Du vernichtest also subjectiv die Welt; du denkst dir Gott allein für sich, d. h. die schlechthin unbeschränkte Subjectivität, die Subjectivität, die sich selbst allein genießt, die nicht der Welt bedarf, die nichts weiß von den schmerzlichen Banden der Materie. Im innersten Grunde deiner Seele willst du, daß keine Welt sei; denn wo Welt ist, da ist Materie, und wo Materie, da ist Druck und Stoß, Raum und Zeit, Schranke und Nothwendigkeit. Gleichwol ist aber doch eine Welt, eine Materie. Wie kommst du aus der Klemme dieses Widerspruchs hinaus? Wie schlägst du dir die Welt aus dem Sinne, daß sie dich nicht stört in dem Wonnegefühl der unbeschränkten Subjectivität? Nur dadurch, daß du die Welt selbst zu einem Willensproduct machst, daß du ihr eine willkürliche, stets zwischen Sein und Nichtsein schwebende, stets ihrer Vernichtung gewärtige Existenz gibst. Allerdings läßt sich die Welt, oder die Materie — denn beide lassen sich nicht trennen — nicht aus dem Creationsacte erklären; aber es ist gänzlicher Misverstand, solche Foderung an die Creation zu stellen, denn es liegt dieser der Gedanke zu Grunde: es soll keine Welt, keine Materie sein; und es wird daher auch täglich ihrem Ende entgegengeharrt. Die Welt in ihrer Wahrheit existirt hier gar nicht; sie ist nur als der Druck, die Schranke der Subjectivität Gegenstand; wie sollte die Welt in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit aus einem Princip, das die Welt negirt, sich deduciren, begründen lassen?

Wir übergehen die beiden folgenden Capitel, wovon das eine die Schelling-Böhme'sche Idee „einer Natur in

Gott", das andere „die Bedeutung der Creation im Judenthume" bespricht — weil beide Gegenstände nicht unmittelbar mit dem christlichen Dogma in Verbindung stehen — und wenden uns zu den Abschnitten, welche von „der Allmacht des Gebets", „dem Geheimniß des Glaubens" und „dem Geheimniß des Wunders" handeln. Das Gebet kann, vom Standpunkte des Verf. aus, natürlich keine andere als subjective Kraft und Bedeutung haben.

Die Allmacht — sagt er — an die sich der Mensch im Gebete wendet, ist in Wahrheit nichts Anderes als die Allmacht des Herzens, des Gefühls, welches alle Verstandesschranken durchbricht, alle Grenzen der Natur überflügelt, welches will, daß nichts Anders sei als Gefühl, Nichts sei, was dem Herzen widerspricht. Der Glaube an die Allmacht ist der Glaube an die Irrealität der Außenwelt, der Objectivität, der Glaube an die absolute Realität des Gemüths. (S. 162.)

Das Gebet setzt den Glauben voraus, der Glaube das Wunder. Was subjectiv der Glaube, das ist objectiv das Wunder; Glaube und Wunder sind absolut unzertrennlich. „Der Glaube aber ist nichts Anderes als die Zuversicht zur Realität des Subjectiven im Gegensatz zu den Schranken, d. i. Gesetzen der Natur und Vernunft, d. h. der natürlichen Vernunft" (S. 163). „Der Glaube entfesselt die Wünsche der Subjectivität von den Banden der natürlichen Vernunft. Er genehmigt, was Natur und Vernunft versagen; er macht den Menschen darum selig, denn er befriedigt seine subjectivsten Wünsche" (S. 164). „Das Wunder ist ein realisirter supranaturalistischer Wunsch — sonst Nichts" (S. 166). „Die Macht des Wunders ist daher nichts Anderes als die Macht der Einbildungskraft" (S. 168). Einbildungskraft und Gemüth sind die beiden Quellen des Wunderglaubens; das Gemüth wünscht, was in dem natürlichen Laufe der Dinge entweder gar nicht, oder doch nicht auf diese Weise eintreten würde (z. B. Wiedererweckung eines Todten, oder plötzliche Heilung eines Kranken); die Einbildungskraft realisirt diesen Wunsch, d. h. sie stellt sich dessen Realisirung als vollendete, geschichtliche Thatsache vor. Auf diesem psychologischen Wege — der Selbsttäuschung, der Vision — glaubt der Verf. alle Wunder des Christenthums erklären zu können, und selbst das gilt ihm für keinen stichhaltigen Einwand gegen diese Annahme, daß jene Wunder im Angesichte ganzer Versammlungen geschehen sind oder geschehen sein sollen. Denn, entgegnet der Verfasser:

Keiner war bei sich, Alle erfüllt von überschwänglichen, supranaturalistischen Vorstellungen, Empfindungen; Alle beseelte derselbe Glaube, dieselbe Hoffnung, dieselbe Phantasie. Wem sollte es aber unbekannt sein, daß es auch gemeinschaftliche Träume, gemeinschaftliche oder gleichartige Visionen gibt, zumal bei gemüthlichen, in und auf sich beschränkten, enge zusammenhaltenden Individuen? (S. 175.)

Unter diese Erklärung fällt auch das Geheimniß „der Auferstehung und der übernatürlichen Geburt Christi". „Die Auferstehung Christi ist der realisirte Wunsch des Menschen nach unmittelbarer Gewißheit von seiner persönlichen Fortdauer nach dem Tode, die persönliche Unsterblichkeit als eine sinnliche, unbezweifelbare Thatsache." Auch die Idee der „übernatürlichen Geburt" Christi ward erst aus einem „praktischen Bedürfniß" ein speculatives Dogma. Der subjective, nur im Gemüthe und in der Phantasie lebende Mensch hat eine Scheu oder Scham vor der Natur oder wenigstens vor gewissen natürlichen Dingen und Processen, wozu ganz besonders der Act der natürlichen Zeugung und Geburt des Menschen gehört. Er sucht über diese ihm widerliche Vorstellung durch ein Wunder hinwegzukommen — er läßt die Jungfrau zur Mutter werden, unbefleckt durch die physische Geschlechtsvereinigung. Im Katholicismus, welcher überhaupt den wesentlichen Charakter des Christenthums strenger festhält, behielt daher auch das Dogma von der unbefleckten Jungfrauschaft eine praktische Bedeutung; die Ehelosigkeit, das Gelübde der Keuschheit galt als höchste Tugend. Der Protestantismus, welcher im Praktischen das menschliche Interesse an die Stelle des religiösen setzte, hielt nur die theoretische Seite jenes Dogmas fest; er hob die Moral der Ehelosigkeit auf und ließ doch die Idee der nichtphysischen Erzeugung Christi bestehen.

Wie aber alle die einzelnen Wunder, welche an Christo und durch ihn geschehen, Nichts sind als realisirte Herzenswünsche des Menschen, durch die Einbildungskraft zu wirklichen Thatsachen erhoben, so ist Christus selbst, der persönlichgewordene, erscheinende Gott, der Erlöser,

nur der realisirte Wunsch des Gemüths, frei zu sein von den Gesetzen der Moral, d. h. von den Bedingungen, an welche die Tugend auf dem natürlichen Wege gebunden ist, der realisirte Wunsch, von den moralischen Übeln augenblicklich, unmittelbar mit einem Zauberschlage, d. h. auf absolut subjective, gemüthliche Weise erlöst zu werden. Der höchste Selbstgenuß der Subjectivität, die höchste Selbstgewißheit des Menschen überhaupt ist, daß Gott für ihn handelt, für ihn leidet, für ihn sich opfert. (S. 187.)

Dies ist auch das Unterscheidende der christlichen Religion, gegenüber allen andern Religionen, daß in dem Christenthume die Phantasie nur im Dienste des Gemüths arbeitet, daß alle dogmatischen Vorstellungen in unmittelbarer Beziehung auf die Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses des Herzens stehen, während in den orientalischen Religionen die Phantasie in vagen Bildern umherschweift, die nur sie selbst, nicht aber das Gefühl, den Drang des Herzens befriedigen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnen nun auch manche Institutionen der Kirche, die wir sonst wol gewohnt sind, als bloße Erzeugnisse der politischen Klugheit anzusehen, eine tiefere, eine wirklich christliche Bedeutung; so z. B. das Mönchthum und der freie Cölibat. In beiden nämlich spricht sich das Bestreben aus, die „überweltliche, von der Materie befreite, von dem Gattungsleben und der Geschlechtsdifferenz abgesonderte Subjectivität", deren höchster Repräsentant Gott ist, auch in dem irdischen Leben abbildlich darzustellen.

Ihren Gipfelpunkt aber erreicht diese Abstraction von dem Endlichen, diese Wiederherstellung der reinen, freien, in sich vollkommenen Subjectivität erst in dem „Glauben

an ein himmlisches Leben", an eine „persönliche Unsterblichkeit". Was der Mensch als ein besonderes Wesen, als Gott, sich gegenübersetzt, das stellt er sich nun auch noch als einen Zustand seines eigenen Wesens vor, aber als einen zukünftigen. Der Mensch denkt sich als unvergänglich, ewig sich gleichbleibend — als absolut. Aber diese Idee des ewigen Seins ist nicht die unbestimmte Vorstellung eines Seins, Existirens überhaupt, sondern die ganz bestimmte einer qualitativen Seinsweise; sie ist nicht ein Product des abstrahirenden Verstandes, sondern ein Product des wünschenden, sehnenden, hoffenden Herzens. Mit einem Worte, was wir uns unter dem künftigen Leben denken, ist nichts Anderes als unser gegenwärtiges Gemüthsleben, nur ohne die Schranken und Störungen, von welchen dasselbe jetzt, in seinen Beziehungen zur Welt, umgeben ist. „Der Glaube an das Jenseit ist der Glaube an die Freiheit der Subjectivität von den Schranken der Natur."

So kehrt der Kreis der religiösen Vorstellungen in seinen Anfangspunkt zurück. Mit Gott hob er an, d. h. mit dem Glauben an das abstracte Wesen des Menschen, mit dem Gattungsbegriffe; mit dem Glauben an Unsterblichkeit schließt er sich ab, d. h. mit der Vorstellung des abstracten Diesseit, des absoluten Wesens des Menschen, aber nicht mehr als bloßen Gattungswesens, sondern als bestimmter Individualität, als concreter Persönlichkeit. Von sich geht der Mensch in der Religion aus, zu sich kehrt er zurück; die Religion ist der „ernste Monolog der Selbstbestimmung, in welchen der Mensch den zerstreuenden Dialog des Lebens übersetzt".

So stellt sich uns die Religion dar, aus dem anthropologischen Gesichtspunkte, als ein einfaches psychologisches Factum betrachtet. So ist sie etwas dem Menschen Natürliches, „mit seinem Wesen Übereinstimmendes", denn sie ist der Complex seiner pathologischen Regungen, Gefühle und Neigungen. Aber so ist sie nicht, von ihrem eigenen Standpunkte aus angesehen, so erfaßt sie nicht sich selbst. Weit entfernt, sich als einen bloßen Ausdruck der praktischen Bedürfnisse des Menschen zu betrachten, will sie eine selbständige, durch sich geltende, das Leben und das praktische Verhalten der Menschen regelnde Lehre sein. Hier aber beginnt ihre Selbsttäuschung, hier wird sie Sophistik und tritt in Widerspruch und Kampf mit dem menschlichen Bewußtsein. Dies nachzuweisen, ist die Tendenz des zweiten Hauptabschnitts der Feuerbach'schen Schrift, den wir nur mit kurzen Worten berühren, da er eigentlich Nichts als die Consequenzen des ersten enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

„Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale."

Der „National" brachte vor einiger Zeit eine kleine Novelle unter obigem Titel, die eine wahre Meisterhand verrieth. Seit langer Zeit hatten wir nicht so etwas Geistreiches und Witziges gelesen. Gegenwärtig ist sie nun, mit Zusätzen versehen, in einem abgesonderten Bändchen abgedruckt, und wir wollen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf dieses vortreffliche Zeitbild aufmerksam zu machen. Der anonyme Verf. hält der Gegenwart einen untrüglichen Spiegel vor. Wir sehen in demselben die Unruhe, die Speculationswuth, die Sucht zu glänzen, kurz alle Fehler und Lächerlichkeiten unserer Zeit. Der Stil ist wahrhaft vollendet, einschneidend, pikant und dabei doch ganz natürlich und ungezwungen. Jérôme Paturot, der Held dieser Erzählung, glaubte, als die romantische Wuth (die Sturm- und Drangperiode in Frankreich) sich der französischen Jugend bemächtigt hatte, Stoff zu einem großen Dichter in sich zu haben. Er ließ ein paar Bände Gedichte drucken und sah seine Schläfe schon von Lorbern triefen. Leider aber beschränkte sich der ganze Erfolg seiner Poesien auf das verdächtige Lob einiger Freunde. Das Publicum sprach kein Wort davon und der Dichter konnte kein einziges Exemplar absetzen. Vergebens räth ihm ein alter Onkel, der einer einträglichen Strumpf- und Mützenhandlung vorsteht, auf den Umgang der Musen zu verzichten und sein Geschäft und seinen Reichthum mit ihm zu theilen. Jérôme schaudert vor dieser Idee zurück. Ein Strumpfhandel, welche Philisterei! Indessen fängt er doch an einzusehen, daß die Versschmiederei ihren Mann nicht ernährt, und er beschließt nun, sich andere Hülfsquellen zu öffnen. Von nun an treibt er sich in allen Carrièren herum, wird Redacteur eines Journals, läßt sich in Handelsspeculation, in industrielle Schwindeleien ein, fällt dabei in die Hände von schamlosen Betrügern, macht Schulden, die er nicht wieder bezahlen kann, und beschließt endlich, dieses zwecklosen Treibens überdrüssig, sich selbst den Tod zu geben. Aber seine getreue Geliebte, die alle Phasen seines Glanzes und Elends mit durchgemacht hat, setzt den alten Onkel, den Strumpfhändler, davon in Kenntniß, und derselbe eilt nun herbei, rettet den romanhaften Neffen, der bereits vom Kohlendampfe betäubt ist und der schon in einem schwärmerischen Gedichte von der undankbaren Welt, von der er nicht verstanden ist, Abschied genommen hat. Die alte gute Seele bezahlt alle Schulden Jérôme's, läßt ihn an dem Handel Theil nehmen und tritt endlich das ganze Geschäft an ihn, der von seinen überspannten Ideen zurückgekommen ist, ab. Dies ist das dürre Skelett dieser kleinen Novelle, deren vorzüglicher Werth in der sprudelnden Fülle einzelner Züge besteht. Ein Correspondent der „Augsburger Zeitung" behauptete, daß Balzac der Verf. dieser geistreichen Erzählung sei, die in Paris viel Aufsehen erregt hat. Dem ist aber sicher nicht so. Schon ein ungeübtes Auge erkennt, daß dies nicht Balzac's Stil ist. Wenn sie wirklich von diesem fruchtbaren Romanschreiber herrührte, so müßte man glauben, daß er sich zum Theil selbst persiflirt habe. Wie ich höre, soll sie vielmehr aus der Feder eines jungen Mannes herrühren, der sich durch mehre wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Physik und Chemie einen Namen gemacht hat. Der „National" hat unter demselben Zeichen (***) einen andern kleinen satirischen Aufsatz gebracht, der an Witz dem „Jérôme Paturot" nicht nachsteht. Derselbe führt den Titel: „Contre les Oranges de Monaco." Es ist dies eine Persiflage auf die bekannte „Réunion Fulchiron", welche die belgische Handelsunion in den Bann gethan hat.

Wir haben vor einiger Zeit ein gediegenes französisches Werk von Nicolas Stephanopoli über die jungen Nationalitäten des Morgenlandes erwähnt. Der Verf. desselben, der Grieche von Geburt ist und der früher bei der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt war, hat soeben ein anderes Werk erscheinen lassen, in dem er das Wesen der altgriechischen Colonien behandelt. Es führt den Titel: „Génie des colonies grecques, spartiates et des peuples indigènes de la Corse." Wir stellen damit einen geistreichen Artikel zusammen, den die „Revue des deux mondes" vor längerer Zeit von Charles Didier, der durch seine „Une année en Espagne" und seine „Campagne de Rom" bekannt ist, über die Ansiedelung der Albaneser in Italien brachte.
2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1843.

L. Feuerbach's Ansichten über das Christenthum.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Die Religion, sagt der Verf., betrachtet allerdings den Menschen als ein praktisches Wesen, ihren eigenen Zweck als einen lediglich praktischen — die Heiligung und Beseligung des Menschen —, aber sie macht diese praktische Heilsordnung abhängig von dem Glauben an ihre theoretischen Aussprüche. Während die vernünftige, philosophische Betrachtung des Menschen, die wahre Anthropologie, jene praktischen und pathologischen Äußerungen seines Wesens abhängig macht von der Erkenntniß der allgemeinern Gesetze seines Bewußtseins und der Natur, fodert die Theologie von dem Menschen, daß er als Gesetz des Handelns anerkenne, was sie als solches aufstellt, daß er den bestimmten Inhalt des positiven Glaubens, ohne Kritik, annehme, daß er von der Vollziehung gewisser vorgeschriebenen Andachtsformen und Sacramente sein Heil erwarte u. s. w. Die Religion vernichtet also die Theorie, die Denkfreiheit, indem sie, zur Beglaubigung ihrer Lehren, an das Gemüth, an den Glückseligkeitstrieb appellirt, indem sie an dieselben Fluch und Segen, Verdammung und Seligkeit knüpft. Sie vernichtet die Moral, indem sie dieselbe zu einem Secundairen und die Gültigkeit der moralischen Gebote von der Übereinstimmung derselben mit ihren Dogmen abhängig macht, sie ist, durch ihren Glauben, der stets ein bestimmter, ein Sonderglaube ist, ausschließend, fanatisch gegen Andersdenkende und setzt sich dadurch selbst in Widerspruch mit dem höchsten Gesetze des Herzens, der Liebe, welche sich über alle Menschen ausbreitet.

Die „Schlußanwendung" des Verf. (S. 369) lautet nun:

In dem entwickelten Widerspruch zwischen Glaube und Liebe haben wir den praktischen handgreiflichen Nöthigungsgrund, über das Christenthum, über das eigenthümliche Wesen der Religion überhaupt uns zu erheben. Wir haben bewiesen, daß der Inhalt und Gegenstand der Religion ein durchaus menschlicher ist, und zwar menschlicher in dem doppelten Sinne dieses Worts, in welchem es ebenso wol etwas Positives als Negatives bedeutet, daß die Religion nicht nur die Mächte des menschlichen Wesens, sondern selbst auch die Schwachheiten, die subjectivsten Wünsche des menschlichen Herzens, wie z. B. in den Wundern unbedingt bejaht — bewiesen, daß auch die göttliche Weisheit menschliche Weisheit, daß das Geheimniß der Theologie die Anthropologie, des absoluten Geistes der sogenannte endliche subjective Geist ist. Aber die Religion hat nicht das Bewußtsein von der Menschlichkeit ihres Inhalts; sie setzt sich vielmehr dem Menschlichen entgegen, oder wenigstens sie gesteht nicht ein, daß ihr Inhalt menschlicher ist. Der nothwendige Wendepunkt der Geschichte ist daher dieses offene Bekenntniß und Eingeständniß, daß das Bewußtsein Gottes nichts Anderes ist als das Bewußtsein der Gattung, daß der Mensch sich nur über die Schranken seiner Individualität erheben kann und soll, aber nicht über die Gesetze, die positiven Wesensbestimmungen seiner Gattung, daß der Mensch kein anderes Wesen als absolutes Wesen denken, ahnen, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren kann, als das Wesen der menschlichen Natur. *)

Unser Verhältniß zur Religion ist daher kein nur negatives, sondern ein kritisches; wir scheiden nur das Wahre vom Falschen — obgleich allerdings die von der Falschheit ausgeschiedene Wahrheit immer eine neue, von der alten wesentlich unterschiedene Wahrheit ist. Die Religion ist das erste Selbstbewußtsein des Menschen. Heilig sind die Religionen, eben weil sie die Überlieferungen des ersten Bewußtseins sind. Aber was der Religion das Erste ist, Gott, das ist an sich, der Wahrheit nach das Zweite, denn es ist nur das sich gegenständliche Wesen des Menschen, und was ihr das Zweite ist, der Mensch, das muß daher als das Erste gesetzt und ausgesprochen werden. Die Liebe zum Menschen darf keine abgeleitete sein; sie muß zur ursprünglichen werden. Dann allein wird die Liebe eine wahre, heilige, zuverlässige Macht. Hinter die religiöse Liebe kann sich, wie bewiesen, auch der Haß sicher verbergen. Ist das Wesen des Menschen das höchste Wesen des Menschen, so muß auch praktisch das höchste und erste Gesetz die Liebe des Menschen zum Menschen sein. Homo homini Deus est — dies ist der oberste praktische Grundsatz — dies der Wendepunkt der Weltgeschichte. Die Verhältnisse des Kindes zu den Ältern, des Gatten zum Gatten, des Bruders zum Bruder, des Freundes zum Freunde, überhaupt des Menschen zum Menschen, kurz, die moralischen Verhältnisse sind per se wahrhaft religiöse Verhältnisse. Das Leben ist überhaupt in seinen wesentlichen, substanziellen Verhältnissen durchaus göttlicher Natur. Seine religiöse Weihe empfängt es nicht erst durch den Segen des Priesters. Die Religion will durch ihre an sich äußerliche Zuthat einen Gegenstand heiligen; sie spricht dadurch sich allein als die heilige Macht aus; sie kennt außer sich

---

*) Mit Einschluß der Natur, denn wie der Mensch zum Wesen der Natur — dies gilt gegen den gemeinen Materialismus — so gehört auch die Natur zum Wesen des Menschen — dies gilt gegen den subjectiven Idealismus, der auch das Geheimniß unserer „absoluten" Philosophie, wenigstens in Beziehung auf die Natur ist. Nur durch die Verbindung des Menschen mit der Natur können wir den supranaturalistischen Egoismus des Christenthums überwinden.

nur irdische, ungöttliche Verhältnisse; darum eben tritt sie hinzu, um sie erst zu heiligen, zu weihen.

Aber die Ehe — natürlich als freier Bund der Liebe — ist durch sich selbst, durch die Natur der Verbindung, die hier geschlossen wird, heilig. Nur die Ehe ist eine religiöse, die eine wahre ist, die dem Wesen der Ehe, der Liebe entspricht. Und so ist es mit allen sittlichen Verhältnissen. Sie sind nur da moralische, sie werden nur da mit sittlichem Sinne gepflogen, wo sie durch sich selbst als religiöse gelten. Wahrhafte Freundschaft ist nur da, wo die Grenzen der Freundschaft mit religiöser Gewissenhaftigkeit bewahrt werden, mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Gläubige die Dignität seines Gottes wahrt. Heilig ist und sei Dir die Freundschaft, heilig das Eigenthum, heilig die Ehe, heilig das Wohl jedes Menschen, aber heilig an und für sich selbst.

Im Christenthum werden die moralischen Gesetze als Gebote Gottes gefaßt; es wird die Moralität selbst zum Kriterium der Religiosität gemacht; aber die Ethik hat dennoch untergeordnete Bedeutung, hat nicht für sich selbst die Bedeutung der Religion. Diese fällt nur in den Glauben. Über der Moralität schwebt Gott als ein vom Menschen unterschiedenes Wesen, dem das Beste angehört, während dem Menschen nur der Abfall zukommt. Alle Gesinnungen, die dem Leben, dem Menschen zugewendet werden sollen, alle seine besten Kräfte vergeudet der Mensch an das bedürfnißlose Wesen. Die wirkliche Ursache wird zum selbstlosen Mittel, eine nur vorgestellte imaginaire Ursache zur wahren, wirklichen Ursache. Der Mensch dankt Gott für die Wohlthaten, die ihm der Andere selbst mit Opfern dargebracht. Der Dank, den er seinem Wohlthäter ausspricht, ist nur ein scheinbarer, er gilt nicht ihm, sondern Gott. Er ist dankbar gegen Gott, aber undankbar gegen den Menschen. So geht die sittliche Gesinnung in der Religion unter!

Wenn wir in Zeiten, wo die Religion heilig war, die Ehe, das Eigenthum, die Staatsgesetze respectirt finden, so hat dies nicht in der Religion seinen Grund, sondern in dem ursprünglich, natürlich sittlichen und rechtlichen Bewußtsein, dem die rechtlichen Verhältnisse als solche für heilig gelten. Wem das Recht nicht durch sich selbst heilig ist, dem wird es nun und nimmermehr durch die Religion heilig. Das Eigenthum ist nicht dadurch heilig geworden, daß es als ein göttliches Institut vorgestellt wurde, sondern weil es durch sich selbst, für sich selbst für heilig galt, wurde es als ein göttliches Institut betrachtet. Die Liebe ist nicht dadurch heilig, daß sie ein Prädicat Gottes, sondern sie ist ein Prädicat Gottes, weil sie durch und für sich selbst göttlich ist.

Nach dieser allgemeinen Übersicht über die Resultate des Feuerbach'schen Werks kehren wir zu der Aufgabe zurück, die wir uns im Eingange unserer Betrachtungen gestellt haben, nämlich: den kritischen Standpunkt Feuerbach's mit dem Strauß'schen zu vergleichen, um zu erkennen, ob darin ein Fortschritt, eine neue Phase der philosophischen Kritik enthalten sei, oder nicht.

Feuerbach erklärt die Religion für etwas rein Menschliches, für den Ausdruck oder Reflex der Empfindungen und Wünsche des Menschen, die christliche Religion aber insbesondere für das Product der innigsten Verschmelzung der Einbildungskraft mit dem Gemüthe. Strauß betrachtet das Christenthum als die Darstellung einer Idee, welche der menschliche Geist in seiner fortschreitenden Entwickelung mit einer gewissen innern Nothwendigkeit gebildet und welche man nur irrthümlicherweise in einer äußerlichen geschichtlichen Thatsache hypostasirt habe.

Diese beiden Ansichten enthalten ebenso viel Übereinstimmendes als Entgegengesetztes. Übereinstimmendes, denn beide setzen die religiösen Vorstellungen zu einem bloßen Producte des menschlichen Bewußtseins herab, entkleiden sie also der absoluten Geltung, die sie als geoffenbarte Wahrheiten beanspruchen. Entgegengesetztes, denn nach Strauß ist die Entstehung solcher Vorstellungen etwas Nothwendiges, in dem ganzen Entwickelungsgange des menschlichen Geistes Begründetes, darum auch immer einer gewissen Zeit, einer gewissen Bildungsstufe der Menschheit Gemeinsames und zugleich Eigenthümliches, sie von andern Stufen Unterscheidendes; bei Feuerbach hingegen sind die religiösen Vorstellungen Nichts als pathologische Zustände des menschlichen Bewußtseins, daher ebenso oft „die Bejahung der Schwachheiten als der Mächte des menschlichen Herzens“, ebenso oft unnatürlich, verkünstelt, krankhaft, als natürlich und gesund, zwar auch in gewissem Grade allgemein, insofern nämlich, als die Anlage zu solchen pathologischen Empfindungen, zur gemüthlichen Andacht, zum Wunderglauben u. s. w. in jedem Menschen liegt, aber doch nicht nach gleich objectiven Gesetzen und in so bestimmtem Progresse sich entwickelnd wie die Strauß'schen „Erscheinungsformen der absoluten Idee“. Zwar nimmt auch Feuerbach wol einen Fortgang an von der jüdischen Religion, als der Apotheose des Egoismus, zu der christlichen, als der Religion der allgemeinern Subjectivität, der Liebe, allein dagegen scheint er wieder das Griechenthum, wegen seiner objectiven, mehr auf die Natur als auf das abstract Ideale gerichteten Denkweise, höher zu stellen als die christliche Weltanschauung; überhaupt aber ist ihm die Religion nicht sowol Product einer gemeinsamen Zeitrichtung, einer Wechselwirkung vieler Individualitäten unter dem Einflusse einer bestimmten Nationalität oder Localität, als vielmehr Sache der rein subjectiven Gefühlsstimmung, des augenblicklichen Bedürfnisses oder Eindrucks, unter dessen Macht der Einzelne handelt. Näher können wir daher den angegebenen Unterschied auch so bezeichnen: Feuerbach zieht vorzugsweise die praktischen Wirkungen des Christenthums, Strauß dessen speculativen oder dogmatischen Charakter in Betracht; Feuerbach geht darauf aus, die religiösen Vorschriften in Gebote der natürlichen Moral umzuwandeln und an die Stelle des Glaubens, d. h. der Beziehung des Menschen zu einem ihm fremden, transscendenten Wesen, zu Gott, die Liebe, d. h. die Beziehung des Menschen zum Menschen, als einem ihm gleichartigen Wesen zu setzen; Strauß dagegen sucht den dogmatischen Inhalt des Christenthums in philosophische Begriffe zu übersetzen; jener tritt also eigentlich aus dem Kreise der religiösen Speculation gänzlich heraus; dieser will diesen Kreis nur erweitert und Alles darin aufgenommen wissen, was das freie Denken als gleichfalls wahr und berechtigt erfunden hat. Die Strauß'schen Ansichten sind mehr für eine geschichtsphilosophische Weltanschauung im Ganzen und Großen berechnet, der es darauf ankommt, jeder thatsächlich gegebenen Erscheinung ihre Stelle im Systeme anzuweisen, und in dem Wirklichen, Historischen das Vernünftige, die Idee wiederzufinden; Feuerbach hat nur die Gegenwart und das Individuum im Auge; er will der

einzelnen Charakter [illegible] schaffen, er will das bestimmte sittliche Verhältniß, die bestimmte menschliche Herzensregung zur Geltung bringen, unbekümmert darum, wie sich dieselbe an das Gegebene, Historische anknüpfen lasse und ob nicht durch diese Auflösung einer bisher als wahr anerkannten und geschichtlich beglaubigten Denkform eine Lücke in der Entwickelungsreihe des menschlichen Geistes entstehe. Das Endresultat bei Beiden ist eine ästhetisch-sittliche Lebensanschauung, an der Stelle der religiösen, d. h. eine solche, welche die Handlungsweise des Menschen nur nach den natürlichen Gesetzen seines Bewußtseins, nicht nach den Vorschriften und Eingebungen einer äußern Autorität regelt; allein bei Strauß sind diese „natürlichen Gesetze" mehr aus einer umfassenden Betrachtung aller menschlichen Verhältnisse, aller völker- und culturgeschichtlichen Zustände, bei Feuerbach mehr aus einem starken Kraftgefühl und einem erregten Gemüthe geschöpft; darum dort systematischer, harmonischer, aber von weniger directem Einfluß aufs Leben, auf die Gegenwart; hier mehr zur That drängend, prägnanter. Beide sind poetische Naturen, aber Strauß ist mehr objectiv und plastisch; er hat Etwas von der Goethe'schen Schwebekraft in sich, welche mit den Widersprüchen des Lebens und des Denkens spielt und mit ruhigem Behagen über der gährenden Masse waltet; in Feuerbach dagegen offenbart sich der drängende Ungestüm der jungen Literatur, welche alle Verhältnisse dem Gesetze ihrer Subjectivität unterwerfen möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Teutschen von Heinrich Luden. Zweiter Band. Jena, Luden. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.*)

Wer das deutsche Volk, seine Bildung und die Entwickelungsphasen beobachtet hat, wird mit Dahlmann zu der wohlbegründeten Überzeugung gelangt sein, daß politische Kenntnisse und Aufklärung selbst in den bessern Kreisen der Gesellschaft noch eine Mangelhaftigkeit verrathen, die aus mehr als einem Grunde wahrhaft beklagenswerth genannt werden muß und uns ebenso wenig zum Heile als zur Ehre gereichen kann. Die Gründe dieser Erscheinung bei einem Volke, das sich mit Recht so vieler andern geistigen Eigenschaften rühmen darf, sind gleichwol nicht schwer aufzufinden: sie liegen hauptsächlich in unsern Staatsformen und in dem durch sie bedingten Staatsleben; in unserer Erziehungsmethode, in den politischen Erfahrungen, die unser Vaterland vorzüglich früher gemacht hat. Da die zuerst genannten Verhältnisse die politische Bildung und Erziehung nicht begünstigen und nie begünstigt haben, und die letztern ein gewisses Mistrauen gegen die Wissenschaft der Politik zu erzeugen geeignet gewesen sind — Blücher hat in seiner derben Sprache mehr Wahrheit gesagt, als Manche glaubten und Andere glauben lassen wollten —: so mußte Unwissenheit in derselben, ja sogar eine gewisse Verachtung, die sich in den Gemüthern gegen sie fortsetzte, die nothwendige Folge davon sein. Die Namen Richelieu, Mazarin, Olivarez, Alberoni, Buckingham sind so sehr mit der Vorstellung von Politik bei Denen, die einige Geschichtskenntnisse zu haben glauben, verwachsen, daß man ihr etwas Edleres kaum zutraut und sie zugleich aus Unkunde in einer Beschränktheit auffaßt, die sie selbst nicht anerkennt. Wer übrigens unsere politische Literatur mit der der Italiener, Franzosen und Engländer vergleicht, wird leicht die Beobachtung zu machen im Stande sein, wie jugendlichen Alters sie sei. Im Verhältniß zu unserer übrigen Gelehrsamkeit und Gelehrtenzahl darf der Kreis von Männern zur Zeit nur klein genannt werden, die den großen Umfang, die Bedeutsamkeit und das hohe Interesse der politischen Wissenschaft erkannt haben oder ihre Felder bearbeiten. Wie aber umgekehrt Der einem einäugigen Manne gleicht, der Geschichte ohne Politik studirt, so kann der Politiker keinen Schritt mit Sicherheit thun oder der Gefahr entgehen, auf einen unterhöhlten Boden sich zu stellen, wenn er nicht tüchtige Geschichtskenntnisse sich einzusammeln bemüht gewesen ist; leeren Kannegießereien, tauben Raisonnements und andern Nichtigkeiten der Art, wie man sie im gewöhnlichen Leben und in der publicistischen Welt so oft zu beobachten Gelegenheit hat, ist im entgegengesetzten Falle Thür und Thor geöffnet. Von dieser Ueberzeugung muß eben sowol Derjenige durchdrungen sein, der sich mit der Politik seines Vaterlandes beschäftigt, als Der, welcher den vielfach verschlungenen Kreisen der Weltpolitik seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit zu widmen gedenkt. Übrigens darf man allerdings nicht unberücksichtigt lassen, daß das Wort Politik auch um seiner Vieldeutigkeit willen, die ihm in der neuern Zeit eigen geworden, dem Unkundigen einiges Mistrauen einzuflößen geeignet ist: es tritt ihm überall entgegen, aber aalartig, ohne es fassen zu können, entschlüpft es seinen Händen eben deshalb, weil die wissenschaftliche Kunde fehlt. Es bedeutet aber das Wort Politik, welches wie seine Wissenschaft selbst griechischen Ursprungs ist, zunächst die Wissenschaft vom Staate: Plato und sein scharfsinniger Beurtheiler Aristoteles sind die Schöpfer und Repräsentanten derselben im Alterthum; theoretisch sind die Römer ganz ihre Schüler, ohne irgend etwas Wesentliches hinzugefügt zu haben. Sodann bezeichnet man damit den Inbegriff von Grundsätzen, nach denen die Staaten ihre gegenseitigen äußern Verhältnisse zu ordnen und zu stellen suchen, und die Diplomatie ist die Sophistik oder Casuistik dieser Grundsätze. Ferner hat man unter Politik diejenigen Grundsätze zu verstehen, welchen die Staaten bei der Leitung ihrer innern Angelegenheiten folgen zu müssen glauben, woraus dann die engste Bedeutung des Wortes, die leitenden Principien, welche an der Spitze der einzelnen Staatsorganismen stehen, hervorgeht. Daher z. B. Agriculturpolitik, Finanzpolitik u. s. w. Erwägt man nun diesen Umfang und Inhalt der politischen Wissenschaft, so wird man nothwendig zu der Überzeugung gelangen müssen, daß Fragen und Interessen mit ihr in Verbindung stehen, die für Menschheit, Völker und Staaten nicht nur höchst bedeutsam sind, sondern auch Kenntnisse und selbst Gesinnungen in Anspruch nehmen, die in der That nicht alltägliche genannt werden können. Es geht aber auch daraus hervor, daß diese Wissenschaft noch weniger als ihre übrigen Schwestern unreine Hände und leere Köpfe vertragen kann: ihr Misbrauch, ihre Misverständnisse und Unaufgeklärtheit in ihr gehen den Völkern nur gar zu leicht sofort ans Leben. Allein für Jeden, mag er nun als Gelehrter sich ihr vorzugsweise widmen oder auch nur als Laie eine allgemeine Ansicht von ihr gewinnen wollen, wie es jeder Staatsbürger sollte, der zu den Gebildeten gezählt sein will, sind Geschichtskenntnisse, um mit Horaz zu reden, das principium et fons.

Willkommen muß uns daher jedes Werk sein, das auf eine zweckmäßige und eindringliche Weise Geschichtskenntnisse in denjenigen Kreisen zu verbreiten sucht, in denen zugleich politische Aufklärung eben sowol eine Ehre als ein einflußreicher Vortheil ist. Wir freuen uns deshalb über die sobaldige Fortsetzung eines Geschichtswerkes, das, wie wir schon beim Erscheinen des ersten Bandes in diesen Blättern urtheilen zu müssen geglaubt haben, einen ehrenvollen Platz in der Reihe solcher Geschichtsbücher einnimmt, die unter den gebildeten Ständen unsers Vaterlandes historische Kenntnisse verbreiten und den Sinn für dieselben möglichst beleben und befördern wollen. Und daß in dieser Beziehung der wissenschaftlichen Thätigkeit sowie der patriotischen Gesinnung, versteht sich, nicht auf Kosten der Wahrheit und

*) Vergl. unsern Bericht über den ersten Band in Nr. [illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

der Hände der Geschichte, wie man dies leider an einigen sonst würdigen Männern neuerdings hat wahrnehmen können, noch ein weites und schönes Feld offen stehe, wissen Alle, die nicht nur mit unserer historischen Literatur vertraut sind, sondern auch die gebildeten Stände und die Wahl ihrer Lectüre zu beobachten Gelegenheit haben. Namentlich zeigt sich in letzterer Beziehung noch eine Takt- und Geschmacklosigkeit und eine Unkunde, die nicht selten in Erstaunen setzt. Indeß tröstet man sich, wenn man bedenkt, wie es früher war. Fortschritte sind doch schon unverkennbar, und wenn so rüstig fortgearbeitet wird, wie es jetzt geschieht, so kann die Wirkung davon nicht außen bleiben, und schon in der nächsten Zukunft ist Erfreulicheres in Aussicht gestellt.

Der vorliegende zweite Band ist ganz in dem Geiste und in der Art gehalten, wie wir den ersten charakterisirt haben und wie man den historisch-schriftstellerischen Charakter des berühmten Verf. allgemein kennt. Seine Ansichten über die Geschichte überhaupt, sowie über die Deutschlands insbesondere stehen einmal fest und sind auch in diesem Werke mit seiner allbekannten Darstellungsweise scharf ausgeprägt. Wir haben einige Stellen in dem gegenwärtigen Bande gefunden, die wahrhaft schön genannt werden können. Auch wird derselbe darum für den Leserkreis, zu dem der Verf. spricht, von etwas größerer Anziehungskraft als der erste sein, weil die deutschen Zustände bereits in dieser Epoche entwickelter und klarer hervortreten und sich schon namentlich staatliche Bildungselemente zeigen, die für einen denkenden und mit einer gewissen wissenschaftlichen Erziehung ausgestatteten Leser nothwendig von Interesse sein müssen. Dazu kommt, daß das Ganze eine Zeit umfaßt, — von den Karolingern bis zum Aussterben des sächsischen Kaiserhauses von 752—1025 —, die theils durch die meteorähnliche Erscheinung Karl's des Großen, theils durch einen Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches höchst merkwürdig geworden ist: das deutsche Volk entwickelt eine Spannkraft, die geradezu einzig in der Geschichte genannt werden darf. Normannen, Slawen und Magyaren und der böse Dämon der innern Zwietracht bestrebten sich bald abwechselnd bald vereint das deutsche Volk zu verderben. Aber die Wuth der Erstern wird ebenso glücklich überwunden als die markangreifende Bösartigkeit des letztern fast wunderbar überstanden. Am Ende der Regierungszeit Otto's I. steht das deutsche Volk allen seinen Feinden imponirend da; es ist entschieden, daß Deutschland während des Mittelalters zum Centralpunkt aller europäischen Macht bestimmt sei. Ob deshalb unser Verf. jenen Kaiser ganz gerecht beurtheilt habe, zumal wenn man die Kirchengeschichte mit zu Rathe zieht, das möchten wir fast bezweifeln; doch ist er gerechter als Schmidt in seiner „Geschichte der Deutschen". Wir haben hier keinen Raum, um weiter über die Sache zu richten, doch verweisen wir unsere Leser, damit das audiatur et altera pars ihnen dem Verf. gegenüber möglich werde, auf folgende Schriften: Voigtel, „Geschichte des deutschen Reichs unter Otto dem Großen" (Halle 1802); Vehse, „Das Leben und die Zeiten Otto's des Großen" (Dresden 1829) und Ranke's „Jahrbücher des deutschen Reichs" (1. Bd. 2. Abthl., Berlin 1838).

Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit hat unser Verf. Karl's des Großen Zeit, Thaten und Charakter dargestellt. Und mit Recht. Denn die Biographien dieses höchst merkwürdigen Kaisers von Hegewisch (1791) und von Dippold (1810), an und für sich nicht ausgezeichnet, sind bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft vollends nicht mehr ausreichend. Die Revision und Erweiterung des Kreises der Quellenschriften durch Pertz's „Monumenta Germaniae historica", die Werke Einhardt's durch Teulot in Paris (1841), die Forschungen und Darstellungen, die z. B. Böhmer, Lorentz, Ellendorf über einzelne Verhältnisse jenes Kaisers und seiner Zeit geliefert haben, machen jetzt ganz andere Ansprüche an Den, der dieses historische Thema bearbeiten und mit seiner Arbeit vor dem Forum der Kritik erscheinen will. Die Aufgabe ist in der That nicht leicht und ihre Schwierigkeit scheint wirklich die Ursache zu sein, warum sie bis jetzt noch keine Lösung erfahren hat. Diese war allerdings in Aussicht gestellt von einem Manne, den Fleiß, Kenntnisse und Scharfsinn dazu befähigten, von dem jüngern Ideler in Berlin. Er versprach diese Aufgabe zu lösen in seinem „Leben und Wandel Karl's des Großen, beschrieben von Einhard" (2 Bde., Berlin 1839). Doch der im vorigen Jahre erfolgte Tod des überaus fleißigen jungen Mannes hat jene Aussicht vernichtet. Unser Verf. spricht in dem Abschnitte, der „Karl's Wollen und Streben" überschrieben ist, viel Wahres und Treffendes, und wird um so größeres Interesse erregen, wenn man es mit den Urtheilen vergleicht, die Gibbon, Joh. v. Müller, Schlosser, Mannert und Becker ausgesprochen haben. Bemerkenswerth erscheint es, daß Joh. v. Müller, wir möchten sagen mit einer gewissen Abneigung über den großen Kaiser urtheilt und ihm überhaupt nicht diejenige Aufmerksamkeit schenkt, die er doch mit vollem Rechte verdient. Es gab allerdings in Deutschland eine Zeit — nach Napoleon's Sturz —, wo man über jeden Eroberer den Stab zu brechen gewohnt war. Auch Karl der Große mußte diese Misstimmung der Deutschen erfahren; sie hat jedoch längst wiederum der Gerechtigkeit und Wahrheit das Feld geräumt.

Sollten wir am Schlusse unserer Bemerkungen mit der Hoffnung auf eine baldige Fortsetzung des begonnenen Werkes noch einen Wunsch verbinden, so wäre es folgender. Der Geist eines Volkes, der Charakter einer Zeit offenbart sich am anschaulichsten und lebendigsten durch seine Culturzustände überhaupt, insbesondere aber durch seine Literatur. Man kennt ein Volk, eine Zeit nur zur Hälfte und deshalb einseitig, wenn man nur sein politisches Leben und Thun kennen gelernt hat. Das Mittelalter hat ebenfalls seine eigenthümlichen Bildungsmerkmale, selbst seine eigenthümliche Literatur. An Arbeiten darüber fehlt es bereits nicht mehr, so viel auch noch zu thun sein mag; allein die Kenntniß davon ist nicht sehr weit verbreitet und ihre Mangelhaftigkeit zum Theil Ursache von falschen Urtheilen und Vorstellungen über das Mittelalter. Der Verf. dürfte nun unsers Erachtens seinem Werke einen um so größern Werth und mit demselben eine um so größere Verbreitung verschaffen, wenn ihm an passenden Stellen und in geeigneter Weise Bemerkungen über Cultur und Literatur einverleibt würden. Auch gewänne dadurch das Ganze an Mannichfaltigkeit, eine Eigenschaft, die dem lesenden Publicum, für welches der Verf. sein Werk bestimmt hat, sich zu empfehlen pflegt.

Karl Zimmer.

Literarische Notiz.

Man pflegt wol zu sagen, daß die forcirten und unmoralischen Romane in Frankreich die große Menge, die keine andere geistige Nahrung hat, verderben müssen. Woher kommt es aber, daß gerade diese große Menge in Frankreich mehr als bei uns sich an der soliden, kräftigen Kost historischer Werke labt? Oder wie will man sonst den ganz ungewöhnlich starken Absatz erklären, den in Frankreich selbst ernste geschichtliche Schriften, sogar solche, die einen gelehrten Anflug haben, finden? Ein schlagendes Beispiel dafür sind die Werke von Augustin Thierry, von denen soeben eine Gesammtausgabe angekündigt wird. Seine Schriften gehören gewiß nicht zu den leichtfertigen Fabrikarbeiten, die man flüchtig durchblättert, sondern sie sind im Gegentheil für französische Werke sogar schon etwas schwerfällig, und doch gibt es nicht ein einziges derselben, das nicht mehre Auflagen erlebt hätte. So ist seine Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen bei der achten Ausgabe angelangt; von seinen „Lettres sur l'histoire de France" ist die siebente und von seinen „Dix ans d'études historiques" die vierte Auflage erschienen, ja sogar seine „Récits des temps mérovingiens", die noch gar nicht lange erschienen sind, haben schon einen neuen Abdruck nöthig gemacht. Ist dies ein Zufall, oder muß man nicht daraus schließen, daß die große Menge in Frankreich außer der Lectüre des „Siècle" und dem Studium Paul de Kock's und Balzac's noch andere geistige Bedürfnisse hat?

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 49. — 18. Februar 1843.

L. Feuerbach's Ansichten über das Christenthum.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Auch in der Methode ist dieser Gegensatz der beiden Denker bemerkbar. Strauß sagt: „Die Geschichte eines Dogmas ist dessen Kritik", und in diesem Sinne stellt er die ganze christliche Dogmatik als einen großen Proceß der Entwickelung, Fortbildung, Umgestaltung und Auflösung der christlichen Dogmen dar, selten sein subjectives Urtheil einmischend, meistens nur resumirend, andeutend, mit fast vornehmer Unparteilichkeit und Indifferenz. Feuerbach dagegen erblickt in der religiösen Denkweise eine eigenthümliche Richtung des menschlichen Geistes, eine Richtung, welche sich zu der natürlichen wie ein vollkommener Gegensatz verhält, der keiner Vermittelung fähig ist, sondern eine directe Aufhebung, eine Durchschneidung mit dem Alexanderschwerte der kritischen Vernunft fodert. Deshalb wendet sich Feuerbach, mit Übergehung aller sogenannten vermittelnden oder speculativen Richtungen der Theologie, geradezu an die ursprüngliche Form des christlichen Glaubens, an die gemüthliche Auffassung der Dogmen, und sucht diese geflissentlich in ihrer ganzen Strenge und Einfachheit herzustellen, um der Gegenwart zuzurufen: „Sieh', was dein Glaube ist! Eine Schwachheit deines Herzens, nichts Weiteres. Willst du gläubig sein, so darfst du nicht denken, und willst du denken, so mußt du vor Allem erkennen, daß dein Glaube auf keiner objectiven Grundlage, sondern lediglich auf einem krankhaften, verbildeten Zustande deines Bewußtseins beruht." Deshalb geht auch Feuerbach direct auf sein Ziel los, nämlich auf die Auflösung der christlichen Dogmen, auf die Zerstörung der „Illusion", welche sich die Menschheit fast zwei Jahrtausende lang gemacht hat; Strauß dagegen findet sein dialektisches Gelüst schon durch die Arbeit der Kritik und der geschichtlichen Entwickelung befriedigt und rückt sich das Resultat dieses Denkprocesses absichtlich in immer weitere Ferne hinaus, um sich nicht den Reiz des dialektischen Spiels zu verkürzen, und um nicht zu einer Entscheidung gedrängt zu werden, welche er vermeiden zu wollen scheint. Aus eben dem Grunde ist bei Strauß das Detail, das feine Geäder und Gefaser der Gedanken, die Verkettung und Schattirung der Begriffe, mit einer wahrhaft classischen Vollendung und Durchsichtigkeit behandelt, jede Wahrheit und jeder Irrthum durch alle Stadien ihrer Entstehung und Fortbildung hindurchgeführt und die Verzweigung der religiösen Idee durch alle Kreise des geistigen Lebens der Menschheit mit unnachahmlicher Meisterschaft geschildert, während Feuerbach, nur das praktische Resultat im Auge, diesen Luxus der historischen Entwickelung und der plastischen Darstellung verschmäht und gern den nächsten Weg und die treffendsten Mittel des Erfolgs wählt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir diesen Vergleich zwischen dem Verf. des vorliegenden Werks und dem Verf. des „Lebens Jesu" und der „Christlichen Glaubenslehre" auch durch die einzelnen Resultate ihrer kritischen Arbeiten hindurch verfolgen. Wir ziehen es deshalb vor, noch einen Blick auf das Endresultat des Feuerbach'schen Buchs zu werfen und uns die Frage zu stellen: Was haben wir dadurch eigentlich gewonnen? nach welcher Seite hin finden wir uns weitergeführt, gefördert?

„Die Religion, sammt allen ihren theoretischen Lehren und allen ihren praktischen Vorschriften, ist Nichts als ein Product unsers Bewußtseins und steht deshalb auch ganz und gar unter den Gesetzen dieses Bewußtseins, unter den Gesetzen der natürlichen Vernunft"; dies scheint uns in wenigen Worten das nackte Resultat der Feuerbach'schen Kritik zu sein. Dieses Resultat ist nicht neu; schon der alte Rationalismus enthielt es in sich. Kant erklärte ausdrücklich die praktische Vernunft, das Sittengesetz für das Kriterium aller Religionswahrheiten, und die sämmtlichen Rationalisten stimmen darin überein, den Inhalt der Offenbarung nur insoweit anzuerkennen, als derselbe durch die Aussprüche der menschlichen Vernunft bestätigt und beglaubigt wird. Hierdurch war aber, der Sache nach, die Religion schon zu etwas Menschlichem, die Theologie zur Anthropologie gemacht und die kalte Wassercur mit dem menschlichen Geiste begonnen. Die mythische Theologie vollendete diese Auflösung des Göttlichen in ein Menschliches, indem sie das Christenthum für eine bloße zeitliche Form oder Phase des allgemeinen weltgeschichtlichen Princips, des Princips des unendlichen Fortschritts der Menschheit erklärte. Auch auf dem mythischen Standpunkte ist die Anthropologie die höchste Richterin über die Theologie; wahr, bleibend, unvergänglich sind nur diejenigen Religionsvorstellungen, welche dem allgemeinen Begriffe entsprechen, den die Philosophie von dem Wesen

und der Bestimmung des Menschen und der Menschheit aufstellt.

Bis hierher können wir also in der neuen, von Feuerbach aufgestellten Lehre noch keinen Fortschritt über die schon vorhandenen theologischen Standpunkte hinaus entdecken. Wie die Rationalisten das Absolute für eine Personification des dem Menschen eingeborenen Moralgesetzes ansehen, die mythische Theologen für die Personification einer Idee, eines Denkacts des menschlichen Geistes in seiner Allgemeinheit und Freiheit: so erklärt Feuerbach die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen für objectivirte Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Einbildungen des Menschen. Nicht also in der allgemeinen Voraussetzung selbst, nämlich, daß der Inhalt der Religion ein menschlicher sei, kann der Unterschied zwischen Feuerbach und seinen Vorgängern liegen, sondern in der besondern Art der Anwendung und Durchführung dieser Ansicht, in der bestimmten Deutung der Idee des Menschlichen. Und in der That läßt diese Idee eine mannichfache Auslegung zu, weil sie einen unendlichen Kreis von Zuständen, Verhältnissen und Entwickelungsstufen umspannt. Menschlich ist die ideale Richtung auf ein abstractes Sittengesetz, menschlich das Bedürfniß unendlichen Fortschritts in politischen, socialen, materiellen Verbesserungen aller Art, menschlich endlich ist auch die pathologische Empfindung, die Einbildung, die sich Träume und Bilder schafft, die Gemüthlichkeit, welche in Hoffnungen einer seligen Zukunft und in andachtsvollen Anschauungen eines höhern, übersinnlichen Seins der Dinge schwelgt. Und wenn wir, wie dies Feuerbach selbst thut, Dasjenige, was wir für das wahre Wesen des Menschen, für das echt Menschliche halten, zugleich als ein Göttliches, als das einzige Göttliche aussprechen, so erhalten wir wieder innerhalb des menschlichen Bewußtseins ein Jenseits und ein Diesseits, ein Absolutes und eine Negation dieses Absoluten, denn wer z. B. die sinnliche Natürlichkeit als das Wesen und die Grenze des Menschlichen ansieht, dem fällt nothwendig die Idee eines übersinnlichen, idealen Sittengesetzes außerhalb des menschlichen Wesens, und er muß dasselbe entweder leugnen oder als ein besonderes selbständiges Wesen hypostasiren. Nicht auf den Namen kommt es an, sondern auf die Sache; nicht auf den theoretischen Begriff, sondern auf die praktische Wirkung, und da ist es einerlei, ob ich mir als Princip meines sittlichen Verhaltens ein Moralgesetz denke oder den Willen eines Gesetzgebers, vorausgesetzt, daß ich diesem Willen gerade dieselben Bestimmungen beilege wie jenem Gesetze.

Wenn also Feuerbach nachzuweisen versucht, daß das Christenthum etwas rein Menschliches, das Product einer besondern Richtung des menschlichen Bewußtseins sei, so ist diese Beweisführung — wie sehr wir auch ihre Schärfe und Gewandtheit zu bewundern uns gedrungen fühlen — doch in ihren praktischen Folgen für die Gewinnung einer selbständigen Lebensansicht so lange noch unzureichend, bis Feuerbach uns über die innere psychologische Wahrheit oder Unwahrheit jener Richtung genügendere Aufschlüsse gegeben, bis er gezeigt haben wird, was er nun eigentlich an die Stelle jener christlichen Vorstellungen und Vorschriften zu setzen gedenke. Die Religion ist zu keiner Zeit etwas Anderes gewesen, als die äußere Darstellung und Fixirung eines allgemein gefühlten Zeitbedürfnisses, eines innern Dranges des Menschen: diese Wahrheit haben alle freien Richtungen in der Theologie schon längst anerkannt und ausgesprochen, wenn auch jede auf ihre Weise; und selbst die orthodoxen Theologen können dies zugeben, denn was hülfe es ihnen, eine Offenbarung zu behaupten, wenn sie nicht im Menschen eine Empfänglichkeit für diese Offenbarung, d. h. eine Richtung auf denselben Punkt hin annehmen wollten, welcher durch die geoffenbarte Lehre ausdrücklich als der wahre bezeichnet sein soll. Der Streit also um das formale Princip unserer Lebensansichten und unserer Handlungen ist von blos dogmatischem oder wissenschaftlichem Interesse, aber ohne praktische Folgen; diese knüpfen sich vielmehr lediglich an die Frage nach dem Inhalte dieser Lebensansichten, nach der Richtung dieser Handlungen. Nicht darauf kommt es an, ob ich das Leiden darum für etwas Göttliches halte, weil ich an einen leidenden Gott glaube, sondern darauf, ob ich es überhaupt für etwas Göttliches, für etwas dem Wesen und der Bestimmung des Menschen Entsprechendes halte. Und ebenso handelt es sich bei der Kritik der christlichen Lehre im Allgemeinen nicht sowol darum, ob wir diese Lehre noch gegenwärtig unter derselben Form des Glaubens auffassen, wie dies frühere Jahrhunderte gethan (was kaum möglich), als vielmehr darum, ob wir sie noch ihrem ganzen praktischen Inhalte nach für wahr und für geeignet halten, der menschlichen Gesellschaft zum leitenden Principe zu dienen. Wenn daher Feuerbach die Gemüthlichkeit und Innerlichkeit der christlichen Lebensanschauung, die dadurch herbeigeführte Abkehr des Menschen von der äußerlichen Natur und sogar von seiner eigenen sinnlichen Existenz, als eine solche Richtung des menschlichen Geistes betrachtet, welcher nur ein sehr bedingter und eingeschränkter Einfluß auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft eingeräumt werden dürfe, wenn er dagegen andere Principien der sittlichen und socialen Ordnung aufführt, die er für naturgemäßer und heilsamer hält: so trifft diese Erklärung den Punkt, worauf es ankommt, weit schärfer, als all seine dogmatischen und kritischen Untersuchungen. Aber hier eben vermissen wir die Bestimmtheit einer consequent durchgeführten und klar ausgesprochenen Ansicht über das positive Princip des sittlichen und des socialen Lebens der Menschen; hier, fürchten wir, überläßt uns Feuerbach der Willkür der „freien Subjectivität", welche in liebenswürdiger Genialität nur nach ästhetischer Vollendung und Verherrlichung des Individuums, nach poetischer Lebens- und Genußfülle trachtet. „Das Leben in seinen wesentlichen, substantiellen Verhältnissen ist durchaus göttlicher Natur", sagt Feuerbach (S. 371), d. h. es hat seinen Werth, seine Weihe, seine Geltung durch sich, durch sein natürliches Princip, nicht erst durch die Anerkennung Seitens der Religion. Wir stimmen dem Verf. hierin bei, aber wir wünschten, er hätte uns diese „wesentlichen, sub-

sinnlichen Verhältnisse des Lebens" genauer bezeichnet, er hätte die Gesetze festgestellt, nach denen sich das Leben selbständig bewegt und entwickelt; erst dann würden wir im Stande sein, über Werth oder Unwerth der Endresultate seiner Kritik ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Was er uns in dieser Hinsicht gibt, ist zu fragmentarisch, um uns daraus eine bestimmte Anschauung seiner Ansichten zu bilden, so z. B. seine Äußerungen über die „Ehe, als freier Bund der Liebe", über die „rechtlichen Verhältnisse", über den Gegensatz der „praktischen Anschauung", welche ihm eine „schmuzige, nicht in sich befriedigte" ist, und der „theoretischen", einer „freudenvollen seligen, in sich befriedigten Anschauung" u. s. w. Wir wollen daher auch nicht voreilig aus diesen vereinzelten Äußerungen auf des Verf. Lebensansichten schließen, weil wir ihm dadurch Unrecht thun könnten, sondern abwarten, bis er die vollständige Darstellung seiner Philosophie geben wird, von welcher das gegenwärtige Werk, wie er in der Vorrede sagt, „nur die Elemente" enthalten soll. Aber dringend bitten müssen wir den Verf., um seiner und um der Sache willen, die er vertheidigt, mit dieser vollständigen Darlegung seiner philosophischen Ansichten, d. h. seiner **positiven** Ansichten über die Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft nach natürlichen, **menschlichen** Gesetzen, nicht zu lange zurückzuhalten, da bis zu ihrem Erscheinen sein philosophisches Wirken, als ein nur sehr unvollständiges, als ein blos negatives und in dieser Negation nicht einmal originelles, dasteht.*) 32.

Vathek. Eine arabische Erzählung von **William Beckford.** Aus dem Englischen von **Otto Mohnike.** Leipzig, Enobloch. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Erzählung wurde, wie uns die Vorrede des Uebersetzers berichtet, schon vor länger als einem Jahrhunderte geschrieben und erfreut sich in England und Frankreich des Ruhmes der Classicität, besonders scheint sie Lord Byron sehr hochgehalten zu haben, da er bei mehren Gelegenheiten ihrer rühmend gedenkt. So sagt er in einer Anmerkung zum „Giaour": „Was Correctheit der Zeichnung, Schönheit der Beschreibung und Zauber der Imagination betrifft, so überstrahlt ‚Vathek' alle europäischen Nachahmungen und trägt solche Spuren der Originalität, daß Diejenigen, welche das Morgenland besuchten, Mühe haben werden, dieses Buch für eine bloße Nachbildung zu halten. Als morgenländische Erzählung muß sogar ‚Rasselas' ihm weichen; das ‚Thal der Glückseligkeit' verstattet keinen Vergleich mit der ‚Halle des Eblis'." Und in der neunten Note zur „Eroberung von Korinth" äußert er sich in Beziehung auf einen aus „Vathek" entlehnten Gedanken also: „Ich habe gehört, daß Diejenigen, deren Beifall mir etwas werth ist, den Gedanken bewundern, welchen ich in den folgenden fünf Zeilen ausgedrückt habe. Dieses freut mich; jene Idee aber ist nicht originell, wenigstens nicht bei mir, und findet sich weit schöner ausgeführt in der englischen Übersetzung von ‚Vathek', S. 182—184; — einem Werke, auf welches ich mich schon früher bezog und das ich nie wieder lesen kann, ohne mich von erneuerten Gefühlen des Dankes durchdrungen zu sehen." Ein gleiches Lob spendet Byron diesem Märchen noch an andern Orten, und Walter Scott in einem Aufsatze des „Quarterly review" soll ihm eine nicht geringere Anerkennung zukommen lassen.

Trotz diesen bedeutenden Autoritäten kann ich dem Werke keinen sehr hohen ästhetischen Werth beilegen und ihm am wenigsten das Prädicat der Classicität zugestehen. Wenn der Uebersetzer vorzugsweise daran rühmt, daß es mehr als irgend eine andere Dichtung des Abendlandes, auch in dem kleinsten Zuge, den Osten in seiner bunten und glühenden Farbenpracht, gleichsam im Spiegelbilde erkennen lasse, so muß dies zwar zugestanden werden, denn allerdings fühlt man sich bei Lesung derselben gänzlich in eine fern liegende Welt gerückt. Aber damit ist nur ein beschränktes, ja zweideutiges Lob gesprochen: denn eben der Umstand, daß wir uns in eine durchaus fremde Sphäre versetzt fühlen, daß wir in der uns aufgeschlossenen Welt nicht wirklich **heimisch** werden, ist ein Beweis, daß der Verfasser trotz aller Treue und Sorgfalt in der Nachahmung der orientalischen Anschauungs- und Darstellungsweise es nicht verstanden hat, den aufgenommenen Stoff mit Leichtigkeit und Natürlichkeit wieder aus sich zu entfalten. Der Eindruck bleibt daher weit hinter den wirklich orientalischen Dichtungen zurück. Diese dringen zum Herzen, weil sie dem Herzen entquollen sind; „Vathek" aber macht nur den Eindruck eines gelehrten Werks, an dem man die Kunst der Nachahmung zu bewundern hat. Bei jenen fühlt man sich wie am Tische eines orientalischen Gastfreundes, der uns die Fremde zur Heimat zu machen weiß; bei diesem dünkt man sich im Park eines reichen Lords, den sich dieser köstlich im orientalischen Geschmacke hat einrichten lassen. Wie es bei allen Nachbildungen zu geschehen pflegt, so leidet auch „Vathek" an Ueberladung, da der Dichter es nicht verstanden hat, auch das allgemein Menschliche, das Generelle hineinzuverweben, sondern nur ängstlich darauf bedacht gewesen ist, einen speciell-orientalischen Zug unmittelbar auf den andern folgen zu lassen.

Angenommen aber auch, die morgenländische Färbung der Dichtung stelle sich nicht als eine künstliche, sondern als eine natürliche dar, so würde damit über den Werth der Dichtung als solcher noch nichts entschieden sein, da bekanntlich die echt orientalischen Dichter ebenso viel Talent haben, etwas Schlechtes und Mittelmäßiges zu produciren als die Dichter des Abendlandes. Es fragt sich also erst: entspricht die Dichtung auch als solche den allgemeinen und besondern ästhetischen Anfoderungen? Macht sie im Ganzen einen wohlthuenden, sei es rein befriedigenden, oder ergötzlichen oder ergreifenden Eindruck? Liegt ihr eine neue, oder überhaupt eine der poetischen Darstellung würdige Idee zum Grunde? Ist diese Idee in kunstgemäßer Einheit und Mannichfaltigkeit ausgeführt? Findet sich ein Reichthum von Anschauungen, Persönlichkeiten, Situationen, Bildern und einzelnen Gedanken? Ist das Ganze in einer schönen, dem Stoffe angemessenen Sprache vorgetragen? u. s. w. Fragen, die sich in Bezug auf „Vathek" nur zum Theil günstig beantworten lassen.

Was zunächst den allgemeinen Eindruck betrifft, so ist dieser in keiner Hinsicht wohlthuend. Rein befriedigend oder ergötzlich ist er nicht, weil der Dichter nur vorübergehend rein-schöne und komische Momente bietet und von Anfang an durch gräßliche Situationen hindurch auf ein gräßliches, in der Hölle selbst spielendes Ende hinarbeitet. Aber trotz dieser tragischen Tendenz fühlen wir uns auch nicht sonderlich ergriffen — einmal weil die Personen, die den tragischen Untergang erleiden, nicht im Stande gewesen sind, unsere tiefere Theilnahme zu erwecken, sodann, weil der Weg zur Hölle ein gar zu directer und darum das Ziel ein von vorn herein klar vor Augen liegendes ist, und endlich, weil die Schilderungen der höllischen Qualen überhaupt einerseits schon zu verbraucht, andererseits zu transscendent und unsern andern Vorstellungen widersprechend sind, als daß sie auf Phantasie oder Gemüth einen tiefern Eindruck zu machen vermöchten.

Noch geschwächt wird die Wirkung des Ganzen dadurch, daß ihm eine schon oft behandelte und in der ihr hier gegebenen Fassung obenein nur halb wahre Idee zum Grunde gelegt ist. Wir finden diese klar ausgedrückt in den Worten am Schlusse

*) Nachdem jetzt die Ansichten von Strauß und Feuerbach dargelegt sind, wird nächstens eine ausführliche Mittheilung über Bruno Bauer erfolgen. D. Red.

des Märchens, welche lauten: „Dieses wird die Strafe jener blinden Wißbegierde sein, welche die Schranken überschreitet, die der Schöpfer menschlichem Wissen vorgesteckt hat. Dieses wird endlich die traurige Bereitung jener Plane eines rastlosen Ehrgeizes Derer sein, die nach einer geheimnißvollen Macht streben, welche Geistern reinerer Art vorbehalten ist, und in ihrem thörichten Stolze nicht erkennen wollen, daß das Loos der Menschen auf der Erde ist, im Staube und in Unwissenheit zu wandeln." Wäre diese Idee eine völlig wahre, so stände es in der That traurig um den Menschen und er thäte in der That am besten, all seine rationalen Kräfte an den Nagel zu hängen und sich in die erste beste Muckergesellschaft aufnehmen zu lassen. Eine solche Ansicht lehrt aber weder das Christenthum noch der Mohammedanismus und ist also auch nicht einmal vom religiösen Standpunkte aus anzunehmen. In einer schrankenlosen Wißbegierde selbst liegt an und für sich noch gar keine Schuld, ja sie entspringt durchaus folgerecht aus dem allgemeinen Bestreben, Gott ähnlich zu werden, welches jede der Vernunft nicht schnurstracks zuwiderlaufende Religion vorschreibt. Schuldig wird die Wißbegierde erst, wenn sie verkehrte Mittel ergreift, d. h. wenn sie zu demjenigen Geiste, in dem sie ihr Dasein hat, nicht das Vertrauen hegt, daß er aus eigener Kraft heraus das ihm vorschwebende Ziel eines vollkommenen Wissens erregen könne, sondern, an der Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes verzweifelnd, sich dämonischen Mächten ergibt und von ihnen zu empfangen hofft, was sie durch eigene Kraft zu erstreben, zu träg oder zu zaghaft ist. Nun wird zwar der Khalif Vathek als zu solchen falschen Mitteln greifend dargestellt, aber der Dichter versäumt es, hierauf das gehörige Gewicht zu legen und erkennt offenbar die Schuld nicht blos in ihnen, sondern vielmehr in der Unendlichkeit des Strebens selbst.

Mehr als die Idee selbst befriedigt die Gestaltung der Idee, obschon auch hier Manches zu wünschen übrig bleibt. Namentlich hätte wol die Ausartung der Wißbegierde Vathek's einer Motivirung bedurft und nicht von vornherein als bestehend angenommen werden müssen; auch verträgt es sich schlecht mit der Göttlichkeit Mohammed's, wenn er ihn von Anfang an in seinem frevelhaften Beginnen unterstützt. Gelungener ist die Darstellung des Fortschritts und bei aller Willkürlichkeit, welche die märchenhafte Einkleidung mit sich führt, dem innern Gedankengange entsprechend. Nur die Reise nach Istakhar scheint mir durch die Beschwörungen im Thurme nicht hinlänglich motivirt, weil diese Beschwörungen selbst in keinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Vorangehenden stehen.

Gehen wir zur Betrachtung des Einzelnen über, so finden wir in der That manche wahrhaft treffliche Partien, und diese sind es jedenfalls gewesen, welche die obengenannten Dichter zu ihrem Lobe veranlaßt haben. Im komischen Genre sind vorzugsweise zwei Scenen zu erwähnen: nämlich die, in welcher Vathek den Giaour mit Fußtritten verfolgt und den gesammten Hofstaat und das ganze Volk zu einer gleichen Handlungsweise mit fortreißt, und jene, in welcher Nouronihar, die schöne Tochter Fakreddin's, und Vathek's Sultaninnen mit dem Verschnittenen Bababalouk ihr tolles Spiel treiben. Auch sonst finden sich manche echt humoristische Züge, welche namentlich zur Milderung des Gräßlichen ihre guten Dienste leisten. Ebenso glücklich bewegt sich der Dichter in der Darstellung des Lieblichen und Reizenden. In der Schilderung des Berges der vier Bäche, bei der Beschreibung des Knabenfestes und vor Allem bei der Zeichnung der schönen Nouronihar und des kindlichen Gulchenrouz entfaltet er eine Üppigkeit und Lebendigkeit der Phantasie, die an einem abendländischen Dichter wahrhaft zu bewundern ist. Minder dagegen können wir uns mit seiner Zeichnung des Gräßlichen und Schrecklichen befreunden. Hier artet seine Imagination sehr häufig ins Ungeschlachte aus und macht entweder einen widerlichen oder lächerlichen Eindruck. Sowol Vathek selbst erscheint oft als zur Caricatur ausgezerrt, als auch seine Mutter Karathis und sein dämonischer Verführer, der Giaour. Daß sich die orientalische Phantasie in Extravaganzen dieser Art gern ergeht, weiß ich wohl; aber es dünkt mich, es dürfte dies nie als ein Gegenstand der Nachahmung angesehen werden. Von wirksamem und echt großartigem Charakter dagegen ist die Schilderung Istakhar's und der Halle des Eblis, wo das unterirdische Feuer lodert; wo die Talismane zu schauen sind, welche die Welt regieren, wo die präadamitischen Sultane thronen und wo auch Vathek seinen Platz erhält. Hätte sich nicht die Phantasie der Dichter wie der Maler von alten Zeiten her in Schilderungen der unterweltlichen, höllischen Räume erschöpft und würden wir von unserm Dichter zum ersten Male in diese Halle eingeführt, so würde, wie schon oben angedeutet, der Effect jedenfalls ein noch weit mächtigerer sein und dadurch die Anziehungskraft des Ganzen bedeutend erhöhet werden. So aber, fürchten wir, dürfte die Aufnahme der Dichtung trotz ihrer einzelnen Schönheiten nicht die lebendigste sein und der Uebersetzer wenigstens von Seiten des Publicums nicht denjenigen Dank ernten, der ihm für das Verdienst, ein wenn auch nicht classisches, doch immer beachtenswerthes Werk der Vergessenheit entrissen zu haben, und für die Sorgfalt, mit welcher er es in die Muttersprache übertragen, in vollem Maße gebührt. 26.

Notizen.

Zeit-Gedanken.

Virtus post nummos! Ist nicht diese Trias von Worten in den Episteln des römischen Dichters Horaz in gewisser Hinsicht die Parole unserer, vorzugsweise nur auf Geld und auf äußere Geltung, nur auf Sinnengenuß, nur auf äußern Vortheil und äußere Macht bedachten, nur materielle Interessen einseitig, auf Kosten des sittlich-geistigen Lebens verfolgenden, nur von dem einen Gedanken der materiellen Existenz beherrschten Zeit. Gilt die Virtus, gilt sittlich-geistige Vollkommenheit, im Großen und Kleinen, Das, was sie soll? Lassen sich die Lenker der Staaten und Völker, lassen sich die Einzelnen, wenn auch nicht ausschließlich, doch mindestens vorzugsweise von dem Streben nach dieser sittlich-geistigen Vollkommenheit, welche der Zielpunkt der Menschheit sein soll, lassen sie sich von moralischen Tendenzen allenthalben leiten? gilt nicht vielmehr der Eudämonismus in unserm Staatsleben mehr als Tugend, Moral, Vernunft? Beherrscht nicht der Gedanke der materiellen Existenz alle Gemüther? ist uns nicht so Manches, was uns nur Mittel zum Zwecke sein sollte, selbst Zweck? und hauptsächlicher Zweck? Die Virtus, im wahren Sinne des Worts, sollte unserm Streben Zielpunkt und Zweck sein und uns Alles um so freudiger und inniger erfassen und um so muthiger ausführen helfen; aber der industrielle Egoismus vergiftet Alles und die Virtus ist höchstens selbstsüchtiges Mittel zu einem andern Zwecke, der mit dem äußern Vortheile, mit der materiellen Existenz identisch ist; während Das, was nur Mittel zu gutem und erlaubtem Zwecke sein sollte, von unserer Zeit zum Zwecke selbst erhoben wird. Virtus post nummos!

Mein Streben ist auf Geld gericht;
Nach Tugend frag' ich weiter nicht.

Es ist der höchste Zweck der Philosophie, den aber zugleich die Erziehung jedes einzelnen Menschen im Auge haben muß, es dahin zu bringen, daß Jeder von freien Stücken thue, was er durch das Gesetz zu thun gezwungen ist. Auch unsere Zeit, und sie vornehmlich, muß diesen Zweck in Staat und Kirche, wie in der Schule, und für das Staatsleben, für das Wohl der Gesammtheit, zu erreichen sich bemühen. Dieses praktische Wirken der Philosophie ist allein ersprießlich und segensreich, solche Philosophie ist die wahre Weltweisheit. Wir Neuern dünken uns in vielen Dingen weiser zu sein als die alten Griechen und Römer; und doch war es ein griechischer Philosoph, Xenokrates, der, als er gefragt ward, was seine Schüler lernen sollten, erwiderte: Das von freien Stücken zu thun, was sie durch das Gesetz zu thun gezwungen seien (Cic. de republ. I, 2). 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1843.

Thomas Thyrnau. Von der Verfasserin von Godwie Castle und St.-Roche. Drei Theile. Breslau, Max und Comp. 1843. 8. 6 Thlr. 25 Ngr.

Die frühern Romane dieser Verf. lehrten uns mit gespannter Erwartung dem neuen Product entgegensehen. Sie nimmt unstreitig den ersten Rang unter den deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart ein, und wenn es auch bei dem historischen Hintergrund ihren Romanen oft an richtiger Geschichtsauffassung fehlte, wenn auch in „Godwie Castle" und „St.-Roche" ihr die Detailkenntniß ausging, so wußte sie doch ihre Leser unwiderstehlich hinzureißen; ihre Werke waren gefühlt und gedacht und mußten deshalb wie alles menschlich Wahre mächtig auf die menschlichen Gemüther wirken.

Dieser letztere Roman: „Thomas Thyrnau", steht auch nun den frühern an Vorzügen nicht nach, während er die oben gerügten Mängel und Schwächen derselben viel weniger besitzt. Bei „Thomas Thyrnau" ist Deutschland der Schauplatz; die historischen Studien waren also leichter, reichere Quellen standen zu Gebote und große Misgriffe waren beinahe unmöglich. Der Held des Romaninteresses ist Graf von Lacy-Wratislaw, wie er sich zu Ehren seiner böhmischen Besitzungen nannte. Wir finden ihn in Wien, wo er, der junge sechsundzwanzigjährige Mann, die sechsunddreißigjährige Fürstin Morani liebt und um ihre Hand wirbt. Die nicht mehr junge und nicht schöne Frau sträubt sich gegen diese Verbindung, im Bewußtsein der Ungleichheit der Jahre, obgleich ihr Herz dem jungen Freund schon längst angehört. Ihr rücksichtsloser, verschwenderischer Vater hat sie ohne Vermögen in einem schönen Palast zurückgelassen, und das Darben in der Pracht, das stille Entsagen im vornehmen Stand, das sich Trennen von luxuriösen Gewohnheiten der echt religiösen und ergebenen Prinzessin ist äußerst ergreifend, sowie auch ihr Kampf gegen die Liebe zum jungen Bewerber. Sie denkt nur an ihn und an sein durch eine ältere kränkliche Frau gefährdetes Glück, an ihr eigenes denkt sie nicht. Lacy hat die edle Seele erkannt und liebt sie wahr und innig; er bietet ihr ein freies Herz und ein schönes Vermögen. Aber ein geheimnißvoller Brief seines Geschäftsmannes und Vormunds, Thomas Thyrnau, kündigt ihm an, daß er, um in dem Besitz seiner Stammgüter zu bleiben, des Vormunds Enkelin heirathen müsse. Diese Bedingung vermag ihn indeß nicht von der Verlobung mit der geliebten Prinzessin abzuhalten; erst als er an ihr gebunden ist, reist er nach seinen Gütern zur Testamentseröffnung und sieht des Vormunds schöne Enkelin Magda. Er hatte sie schon einmal gesehen, ohne sie zu kennen, und ihre Schönheit, sowie ihr ganzes Wesen läßt ihn bald empfinden, daß sein Gefühl für die Prinzessin Morani nicht Liebe sei. Auch auf Magda hat er einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Aber er erklärt dem Vormund sein Verhältniß zur Fürstin, er fühlt sich gebunden durch die Ehre, obgleich der priesterliche Segen noch nicht gesprochen ist. Warum das Testament des Oheims den Besitz seiner Güter an Magda's Hand gekettet, erfährt er nicht. Sie selbst dringt darauf, daß das geheimnißvolle Pergament verbrannt werde; der edle Thyrnau willigt ein und Lacy reist ab, um sich mit der Fürstin Morani trauen zu lassen. Aber er liebt Magda und sie liebt ihn, und obgleich er nie der hochgeehrten, liebenswerthen Gattin den geringsten Grund zur Klage gibt, so fühlt sie doch, daß sie ihm nicht das Glück zu geben vermag, dessen sein Herz bedarf. Ihr Benehmen gegen Magda und gegen den Gatten, das stete Niederkämpfen aller egoistischen Wünsche, das Selbstverleugnen dieser edeln Frau läßt sie als einen der Lichtpunkte des Romans hervortreten, worauf der Blick des Lesers immer mit Interesse verweilt. Das Verhältniß der ältern Frau zu dem jungen Mann wird, obgleich alle Gründe gegen solche Ehen angegeben werden, obgleich selbst Maria Theresia dagegen eifert und die frivole Prinzessin Therese ihre Ansichten darüber ausspricht, doch nie lächerlich und trägt immer den Stempel der Heiligkeit. Magda nun, welche die eigentliche Heldin des Romans ist, als kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen auftritt und ein Wunder von Liebenswürdigkeit sein soll, gleicht zu sehr einer phantastischen Erfindung, ist zu wenig natürlich, um das ganze Interesse zu gewinnen. Sie ist ein Wesen, wie Bettina das Kind aus den Briefen eines Kindes hervorgeht, halb naiv, wild, scheu, kühn, schüchtern, oft übermannt vom Gefühl, oft tief denkend und philosophirend, stark und bestimmt im Charakter und süß träumerisch; man kann sich nicht mit ihr einleben, wenngleich man sie als eine poetische Erscheinung nicht vermissen möchte. Ihre große Menge von Verehrern, vom ersten, dem Grafen Lacy, bis zu Engo, dem Knaben,

worunter auch ein Cretin und ein Verrückter — nebst noch einigen Halbverrückten sich befinden, ziehen durch ihre Huldigungen den Roman oft in unangenehme Länge und Breite und bilden die schwächsten Stellen des Werks. Da am Ende die liebenswürdige Gemahlin des Grafen Lacy stirbt, nebst dem Kinde, dem sie das Leben gegeben, steht Lacy's Verbindung mit Magda nichts mehr im Weg — und man scheidet von Glücklichen. Obgleich nun alle Hauptfiguren der Liebesinteressen sehr edel gehalten sind, obgleich die einzelnen Scenen, die verschiedenen Charakterzüge, Schilderungen und Gefühlsworte immer des Lesers Antheil erregen, seine Aufmerksamkeit fesseln, so ist doch dieser Theil des Buchs beiweitem nicht der interessanteste und bedeutendste, und der historische Hintergrund ist mit einer Farbenpracht, einem Feuer, einem solchen Patriotismus ausgeführt, daß man sich der Beobachtung der einzelnen Details desselben nicht so schnell entziehen darf. Die historischen Gestalten und Begebenheiten sind die Hauptfiguren des Romans, zu deren Entwickelung nur die andern Figuren berufen sind.

Vor allen ragt Maria Theresia hervor; die Schriftstellerin ist ganz ihre Unterthanin geworden, um sie getreu schildern zu können, sie hat sich förmlich mit ihren Bildern eingelebt und sie dadurch persönlich kennen gelernt. Sie hat östreichische Zustände studirt, um die Herrscherin zu beurtheilen; deshalb legt sie auch der Kaiserin Worte in den Mund, die nicht überraschen, sie läßt sie handelnd und sprechend auftreten, in Privatverhältnisse eingreifen, und man glaubt ihr gern. Sie kannte Maria Theresia's Größe, aber auch ihre Schwächen; ihr tugendhaftes Einmischen in Privatverhältnisse wird hier nicht entstellt der Nachwelt überliefert, dagegen die Frömmigkeit und das Wohlwollen gegen Arme und Geringe gehörig hervorgehoben; auch ihre kräftige Sprache mit dem so charakteristischen „So wahr mir Gott helfe!" ward nicht vergessen. Die freundliche Herablassung der Kaiserin beim Besuch der Klosterfrauen des Ursulinerklosters, der von denselben jährlich überreichte Käse, welcher so huldreich aufgenommen wird, nebst der Engelsmummerei — Alles trägt dazu bei, die Kaiserin zu charakterisiren und ihr des Lesers Liebe zu erwecken. Ihre große Abneigung gegen die Marquise von Pompadour spricht sich auf ihr eigenthümliche Weise aus, als Kaunitz sie zu dem Bündniß mit Frankreich überreden will, während seine kluge Machination, die Kaiserin zu einem einleitenden Schritte zu bringen, leicht durchschaut wird. Die Schilderung der Prinzessin Therese von dem Wirken der geistreichen Maitresse muß hier einen Platz finden.

Ich wußte in ganz Paris keinen schicklichern Platz als hinter ihrem Armstuhl. Was war das für ein Vergnügen, solche Morgen mit ihr zu durchleben! was da Alles vorkam. — Die alte Amme, die in schwarze Serge gekleidet, an ihrem Stabe die Höhlen des Unglücks und der Schande durchstreifte und jeden Morgen den leeren seidenen Beutel wiederbrachte, den sie gefüllt mit sich nahm. Diese Berathung, ob nicht noch andere Hülfe als Geld nöthig wäre? und der Policeilieutenant, der dann sein Aviso bekam oder Berichte machte — und dann der schleichende Abbé Bernis, der sich seine Instructionen holte und den sie tausendmal mit glänzenderm Geiste überflügelte, um ihm die Maßregeln zu entreißen, die eigentlich nur zu seinem Vortheil ergriffen werden sollten. Dann der liebenswürdigste Sterbliche in Gestalt eines Pavians, ich meine Voltaire, der mit seinem universen Geist, mit seinen göttlichen Poesien und dem nie versiegenden Quell ewig neuen frischen Witzes in ganz Frankreich nur in ihr das nöthige Verständniß findet und stets eine Liste in der Tasche hat, welche neuen Vergünstigungen für Kunst und Wissenschaft durch sie das Leben geben soll. Glaubt man sie von dem Eifer ermüdet, womit sie sich allen diesen Interessen hingibt, dann tritt sie in einen Saal — da liegen Stoffe und Erfindungen vor ihr ausgebreitet, und Berichte machend, stehen Fabrikanten, Mechaniker und Handwerker aller Art um sie her; sie läßt sich belehren und prüft und unterscheidet, und gibt Urtheile, die oft den Gewandtesten überraschen. Und wenn sie den Troß entläßt, so verbreiten sich vor diesem kleinen Saale, wie von den Knäueln des Webers, die Fäden weit hinaus, und neue Kraft — neue Thätigkeit erwacht.

Die liebenswürdige und kokette Prinzessin Therese Z. bietet den willkommenen Contrast zu der edeln Maria Theresia; die französischen und die deutschen Naturen sind in den beiden Frauen sich entgegengestellt; die Frivolität des pariser Hofs und das ernste Streben, das schwerfällige Etikettenwesen des Wiener. Der Humor und ewig sprudelnde Witz der jungen, schönen Prinzessin ist sehr unterhaltend, und man freut sich, unter dem dichten Gewebe ihrer Koketterie und Frivolität — unter dem Schleier von Eitelkeit, Gefallsucht, Intriguenlust, ein Herz zu finden, ein über ihr Alleinstehen, über ihre geistige Verwahrlosung blutendes Herz. Man freut sich, als sie die Gattin des jungen Fürsten S. wird, und hegt die Überzeugung, daß sie dessen wiedergefundenen Kindern, Hedwig und Egon, eine gute Mutter sein werde. Wir sehen sie selbst noch am Schluß des dritten Theils als Mutter zweier eigenen Kinder wieder.

Thomas Thyrnau, der Advocat, steht nun wie ein mächtiger Vermittler des romantischen und historischen Interesses, wie eine Riesenbrücke, welche zwei verschiedene Länder zusammen verbindet, vor des Lesers Seele. Ihm, dem Großvater der lieblichen Magda, dem Freund des verstorbenen Lacy, dem großen Juristen, vor allem aber dem edeln, aufgeklärten, in jeder Hinsicht geistig emancipirten Menschen, ihm, dem von allen Seiten Anerkennung zu Theil wird, kann auch der Leser die seine nicht versagen.

Der Westfälische Friede war nur ein Damm gewesen, hinter dem das veranlaßte Elend zum Bewußtsein aller Völker kam. Mit der Schlacht am Weißenberg war Böhmens Lage entschieden, und Ferdinand III. hatte die Willkür, zu strafen und die katholische Kirche geltend zu machen, behalten; durch ihn wurden alle volksthümlichen Rechte verletzt. Das Schicksal der Dörfer und Städte war gräßlich; 16 Meilen um Prag lag Alles wüste, denn der dritte Theil von Böhmen hatte in Flammen gestanden. Aber in der Brust des alten Czechenstammes lebte noch etwas, was es vor gänzlicher Entartung schützte, ein tiefes nationales Bedürfniß, eine feurige Anhänglichkeit an seine Gesetze, eine Sehnsucht nach seiner souverainen Freiheit. Dieses tiefbegründete, durch das gehäufte Elend nur gesteigerte Gefühl für eine den volksthümlichen Bedürfnissen gemäße Handhabung der Regierung blieb ihnen aber unerfüllt. Dadurch entflammte allgemeiner Unwille; der Befriedigte zog sich die Verachtung seiner Landsleute

zu, und die Regierung verschmähte kein Mittel, um den Gemeinsinn zu bannen und die Demoralisation zu vollenden. So entstand Aufstand und Verschwörung überall und Niemand wollte dem tiefverletzten Zustand abhelfen, die Gewalthaber wollten ihn nur unterdrücken, und schauderhaft gemisbraucht erhob sich das Panier des Glaubens, um die Greuelthaten des Hasses und der Ungerechtigkeit zu decken, die alle um des Zweckes willen gerechtfertigt werden mußten.

Nur ein kleiner Kern sich bewährender Männer war in dem verbreiteten Elend sich selbst getreu geblieben und hatten in ihren Herzen das alte volksthümliche Leben bewahrt, unter dessen weisen Vorschriften Böhmen einst Deutschland in geistiger Cultur so sehr überflügelte. Sie zogen durch das Land und suchten zu sammeln, was der Zerstörung entging. Ein heiliger Haß hatte sich in ihren Busen gebildet und auf den rauchenden Trümmern ihres Vaterlands hatten sie sich die Hände gereicht und sich gelobt, alle ihre Kräfte anzuwenden, um den entweihten Boden seinen Kindern wieder zuzuführen, das erstorbene Leben der Wissenschaft und Kunst, des Gewerbfleißes und des Ackerbaues wieder hervorzurufen, zu schützen und zu vertreten, mit allen Kräften, selbst mit Widerstand gegen die herrschende Regierung, die kein Herz zu ihm herübergebracht und ihm stets nur ein fremder Zuchtmeister geblieben war, der das Land aussaugte. Unter diese Edelsten der Nation gehörte Wenzel Eusebius Lobkowitz Joseph Erbgraf von Lacy-Wratislaw und Kaspar Thyrnau — der Vater unsers Helden. Diese Männer ließen kein Mittel unversucht, Östreich auf die wahren Bedürfnisse des unterjochten Landes aufmerksam zu machen; sie hofften durch Nachgiebigkeit die Ruhe und Einigkeit und Bewahrung des geleisteten Unterthaneneides im Lande zu erhalten. Alles blieb indeß umsonst. So kam es denn, daß man endlich zu der traurigen Gewißheit, von Östreich nie verstanden und vertreten zu werden, gelangte; die Beherrscher selbst erweckten das alte Recht der Souverainetätsmacht in der Böhmen Brust, sie wollten den König, der sie vor Unterdrückung schütze, selbst wählen, ihn auf den Thron ihrer alten Rechte setzen. Langsam arbeiteten sie darauf hin — sie suchten auf die Jugend zu wirken, auf die Veredlung des Volks, sie beförderten Künste, Gewerbfleiß und Ackerbau, sie holten von dem blühenden Frankreich den Samen herüber, den sie auf die Asche ihres Vaterlands streuten, und als dieser aufging, wollten sie auch den Gärtner von dorther holen. Thomas Thyrnau trat in die Fußtapfen seines Vaters; der Sohn des Grafen Lacy war sein Freund und Gefährte; beide wirkten vereint, wie die Väter gewirkt haben; sie knüpften die Unterhandlungen mit Frankreich an; sie stießen auf Hindernisse im eigenen Land, oft hemmten sie selbst ihre Thätigkeit, wenn ein Herrscherwechsel sie zu der Hoffnung berechtigte, auf rechtmäßige Weise die gewünschten und ersehnten Privilegien zu erlangen; oft getäuscht, schritten sie wieder zu ihren geheimnißvollen Unterhandlungen, und erst als Maria Theresia den Thron bestieg, erkannten diese Männer, daß mit ihr die ersehnte Hülfe ihnen zu Theil werde, und schwuren willig, ihr mit Gut und Blut unterthan zu sein. Was Maria Theresia selbst, als Frucht der Zeit erkennend, mit sicherer Hand vom Baum der Erkenntniß brach, das konnte nicht mehr Sünde und Hochverrath genannt werden. Thomas Thyrnau lebte, nachdem alle Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen waren, auf seinen Gütern in Böhmen; er hatte, um des Freundes Lacy Sohn, welcher in dem hochverrätherischen Treiben gegen seinen und des Vaters Willen zu weit gegangen war, zu retten, einen großen Theil seines Vermögens zur Erhaltung der Lacy's Erbgüter gegeben, was durch die eheliche Verbindung Magda's und des jungen Lacy wieder ausgeglichen werden sollte. Da die Veranlassung dieses Vertrags ein Geheimniß bleiben mußte, war auch die Bedingung geheim gehalten worden. Thyrnau war schon längst der beste und treueste Unterthan Maria Theresia's, als er des Hochverraths angeklagt und vor Gericht gefodert wurde. Seine Vertheidigungsrede, worin er die oben angegebenen Verhältnisse auseinandersetzt, ist meisterhaft.

O, hüten wir uns des Wortes Hochverrath, wenn wir dem leidenvollen Kampfe eines edeln Volks zusehen, das von dem zur Gegenwehr getrieben wird, der es bewahren sollte. Gern bleibt das Volk im stillen, treuen Kreise und baut mit Fleiß, wozu der Geist es treibt, und wahrt ein dankbares Herz dem Herrscher, der es in seinem Treiben schützt, und vergilt es, bereit, zu dessen Wohl das still Erworbene zu benutzen. Nur wer das Buch der Geschichte zuschlägt und seinen Inhalt leugnet, wird sagen dürfen, vom Volk ginge der Kampf aus und es sei gesinnungslos und ohne Treue, leicht dieser oder jener Fremdmacht zugewandt, die ihm den versagten Vortheil böte. Es läßt im Gegentheil mit vollem Bewußtsein die Unbill geschehen, die vom alten, angestammten Herrscher ihm geschieht, es keucht in seinen Leiden hin, es gibt die wohlerworbene Habe, es bietet sich und seine Kinder ohne Murren zum Schutze dar — und ob es gleich der Noth kein Ende sieht, will es doch die Hülfe nur von Dem, der ihm die Noth gelassen. Volksaufruhr ist das Gericht der Fürsten; er hat seine Ursache da, wohin zuletzt die lang erhaltene Strafe zurückfällt; er ist der Pfeil, der abgeschossen von der Scheibe zurückprallt und den Schützen tödtet. In der Zeit liegt eine Selbsthülfe, gegen die noch kein Despotismus die Schranken gefunden hat, und der Widerstand gegen ihre Zwecke wird ihr oft das Mittel zur Förderung.

Die ernste Frage: wann und unter welchen Umständen es dem edeln Patrioten zu verzeihen ist, wenn er zu Empörung schreitet, wird hier auf sehr würdige Weise erörtert; es ist eine Sache, deren Recht oder Unrecht sonst nur der Ausgang entscheidet; hier wird es durch die uneigennützige Absicht der Betheiligten, durch den unbescholtenen Charakter der Empörer geadelt; und obgleich man Thomas Thyrnau nicht weniger geachtet hätte, wenn sein Streben zum Ausbruch gekommen wäre, so fühlt man doch innige Freude, als er folgendermaßen in seiner Rede fortfährt:

O, wer geschmachtet hat vor dem Ideal einer Herrschergröße, die das Leben nicht zur Wahrheit machen will; wer mit Schmerz und Widerstreben sich in anderer, von ihm selbst fast angefeindeter Richtung nach dem Schutz umsah, den er so gern allein von dieser wirksamsten, höchsten Stelle empfangen hätte, wer nach diesem Kampf plötzlich erlöst wird durch das Wahrwerden des ersehnten Traumes, der wird mich verstehen, wenn ich sage: daß, als Maria Theresia die Zügel ergriff, wir uns alle wiedergeboren fühlten! Ein Jeder durfte sich in seiner Kraft bekennen Alles, was ihn getrieben, durchdrungen, was er entwickelt, wonach er mit Inbrunst sich gesehnt; er fand jetzt sei-

nen Platz, denn das göttliche Gefühl der Vaterlandsliebe erweckt und fördert die edelsten Kräfte des Menschen, und wenn es zusammenfällt mit der heiligen Liebe zu einem großen Herrscher, der seine Zeit versteht, dann ist dies Gefühl der Triumph der Menschheit, dann sehen wir ein Volk die Riesenschritte thun, die es an die Spitze der Nationen führen, und einen Sieger aus ihm werden, unter dessen Panier die Edeln aller Länder sich sammeln möchten, um der Freiheit theilhaftig zu werden, die kein Widerstand mehr ist.

Maria Theresia war unsichtbarer Zeuge der prächtigen Vertheidigungsrede, und die Art, wie sie dieselbe aufgenommen, ist ihrer ganz würdig; es wäre ihrer noch würdiger gewesen, wenn sie dem edeln Thyrnau keine Strafe zuerkannt und die Verbannung auf den Karlstein weggelassen hätte, um so mehr, da der Karlstein eine leicht entbehrliche Episode in dem sonst so werthvollen Werke bietet. Dort wird in dem Grafen Bodinbrad eine Caricatur des an alten Formen Haftens dargestellt, wie überhaupt alle dortigen Ereignisse und Begebenheiten wenig ansprechen, weil sie, gar zu weit von der Natur entfernt, vom bisherigen Ton des Werks abweichen. Thyrnau tritt dabei ganz in den Hintergrund und Magda stößt mit ihren Wunderlichkeiten zu andern noch wunderlichern Menschen. Als der Ritter Matthias von Thurn verrückt wird, wundert man sich nur, daß er der Einzige ist, dem dieses Unglück geschieht. Eine sehr widerwärtige Figur bildet der Fürst von S., sowol in seiner Liebe zur Prinzessin Therese, als in seinem Haß zu dem Sohn. Wir lernen ihn zuerst kennen, als er zu nächtlicher Stunde der Prinzessin Therese einen Besuch macht und von ihr zurückgestoßen wird. In seinem spätern Handeln weiß er das Interesse des Lesers noch weniger anzuziehen; er ist das böse Princip des Buchs. Er, der die Trennung Böhmens von Östreich herbeiführen wollte, um selbst dessen Beherrscher zu werden, war es, der, als er diesen seinen Plan gescheitert sah, den Thomas Thyrnau als Verräther angab. Den Unterschied des edeln, aus Liebe zu seinem Vaterland und zu seinem Volk Revoltirenden gegen den nur im eigenen Interesse, nur um eigene Machterhöhung willen sich von den eingesetzten Herrschern und Gesetzen Emancipirenden sieht man in Thomas Thyrnau und dem Fürsten S. dargestellt, und man fühlt, wie dasselbe strafbare Wollen geheiligt oder gemein werden kann, und warum oft ein Verbrechen, welches die Mitwelt bestrafen muß, vor der Nachwelt, der es die Weltgeschichte zuträgt, ein milderes Urtheil findet. Seine Bosheit und Schlechtigkeit hat zahlreiche Verwirrungen herbeigeführt; er hat die Gemahlin seines Sohnes vergiftet und ihren Kindern nach dem Leben getrachtet. Eine alte Wärterin rettete sie, und diese Kinder, Hedwig und Egon, geben zwar Anlaß zu hübschen Bildern und Episoden, tragen aber zur Überladung des Buchs bei und der Faden wird unnöthigerweise verschlungen. Überhaupt versteht die Verf. es nicht, die herbeigeführten Effecte zu benutzen; sie läßt sich die besten Momente entgehen, um Großes zu bewirken, und macht viel Wesens aus Nebenumständen. Einen unangenehmen Eindruck macht das fromme Sterben des schurkischen Fürsten S., dem Magda wie eine Art religiöser Zwangsmeister zur Seite steht und ihn beten lehrt, indem sie ihm befiehlt die Hände zu falten und ihn gleichsam zur Reue zwingt.

Der dritte Theil bringt überhaupt viel Störendes; inniges Mitleid aber erregt der arme, gemishandelte, Magda so treu ergebene Cretin Bezo. Einmal hält ihn die Faust eines Bösewichts auf dem Gipfel eines Baumes, an dem Kragen in der Luft schwebend, um ihn am Ende herunterfallen zu lassen; später, als Fürst S. Magda entführen läßt, wird er blutig geschlagen. Seine Liebe zu Magda hat indeß etwas Rührendes, da er immer zur rechten Zeit kommt, wenn sie seiner bedarf. Groß von Anfang bis zu Ende bleibt indeß Thomas Thyrnau; er ist sich selbst immer treu. Als Maria Theresia für alle seine Verdienste um Böhmen ihm eine Belohnung ertheilen will, Titel ohne Anstellung und mit Gehalt, Adel oder einen Orden, lehnt er die Gnade der Kaiserin ab, indem er ihr bemerkbar macht, daß eine Belohnung dem einst Revoltirenden dem rohen Haufen als ein Eingeständniß mangelhafter Zustände gelten könne, womit man sich nicht begnügen würde, die Vergangenheit zu bezeichnen, sondern jeden unbequemen Zustand der Gegenwart, den die Kaiserin bei den beabsichtigten Veränderungen im Großen, im Einzelnen erzeugen werde, und daß eine Entschädigung der Selbsthülfe darin liegen könne, da die ganz besondern Umstände, welche die Kaiserin zu ihrer Nachsicht bewogen, nie von der Menge verstanden würden und daher ihr vorenthalten bleiben müßten. Das hierauf ergangene Schreiben der Kaiserin ist auch charakteristisch.

Ihr seid ein Ehrenmann, mein getreuer Thomas Thyrnau, so wahr mir Gott helfe, und wenn ich Euch auch einen Grafentitel gegeben hätte, er wäre Euch zum Überfluß gewesen. Viele Unterthanen werde ich haben, die nie revoltirt haben, und werden nicht von so treuer Gesinnung sein, ihre Kaiserin zu warnen, wenn diese ihnen eine Gunst erzeigen will, sollte auch der allgemeine Schaden ihnen daraus ersichtlich sein.

Bei dem vielen überwiegenden Guten besitzt dieses Werk viele Schwächen und namentlich fühlt man sich veranlaßt zu wünschen, daß die drei Theile auf zwei ermäßigt würden, damit das Ganze ein Meisterwerk genannt werden könnte.*) 12.

Literarische Notiz.

Viennet ist, obgleich zwei oder drei Dramen von ihm so zu sagen ausgepfiffen sind, doch ein ganz vortrefflicher Schriftsteller. Seine Fabeln namentlich sichern ihm einen unvergänglichen Namen. Ein Theil derselben, besonders diejenigen, durch die er die oft so langweiligen Sitzungen der Akademie française etwas unterhaltender zu machen pflegt, waren bereits in verschiedenen Sammlungen abgedruckt; aber bisher konnte man doch seinen ganzen poetischen Reichthum nicht überschauen. Wir freuen uns deshalb, eine Gesammtausgabe, die soeben unter dem Titel: „Fables de Viennet un des quarante de l'Académie française", erscheint, hier ankündigen zu können. Viennet hat, ohne in Nachahmung und Reminiscenzen zu fallen, oft einen Anklang an den unvergleichlichen Lafontaine; in der Regel aber ist er ganz originell. 2.

*) In einer der nächsten Lieferungen d. Bl. theilen wir eine von einem andern Standpunkt aufgefaßte Kritik der Romane der Verfasserin von „Godwie Castle", „St.-Roche" und „Thomas Thyrnau" mit. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1843.

Parker und Vail über die Indianer Nordamerikas.

1. Journal of an exploring tour beyond the Rocky mountains etc. performed in the years 1835—37 by *Samuel Parker*. Neuyork 1838.
2. Notice sur les Indiens de l'Amérique du Nord etc., par *A. Vail*. Paris 1840.

Die Aussöhnung der furchtbaren Schuld, welche in den letzten Jahrhunderten die europäischen Entdecker und Eroberer fremder Welttheile sich aufluden, scheint unserer Zeit aufgespart zu sein. Anstatt der Einzelnen, die in gutmeinender, aber einseitiger Frömmigkeit ehedem sich opferten, ohne ihren Zweck der Bekehrung roher Völker zu erreichen, treten jetzt Gesellschaften auf, welche mit der redlichsten Absicht ruhige Überlegung und vollständige Kenntniß von Ländern und Menschen verbinden und über außerordentliche Mittel zu gebieten haben. Zwischen den Versuchen kleiner Vereine der Vergangenheit, die von den Regierungen nicht unterstützt, oft sogar mit geheimem Misfallen betrachtet wurden, und zwischen den großartigen Unternehmen unserer Tage, um aller Orten und selbst in Afrika, dem verschlossensten aller Welttheile, der Civilisation Eingang zu verschaffen, ist kaum Vergleichung möglich. Die letzte britische Expedition nach dem Niger verunglückte zwar trotz ihrer großartigen Ausrüstung, hatte aber keinen geringern Zweck als den Sklavenhandel, den eigentlichen Grund der afrikanischen Barbarei, an seiner Wurzel anzugreifen, nachdem alle Aufmerksamkeit von außen, Aufopferung vieler und sehr werthvoller Leben und ein Aufwand von mehren Millionen auf dem zeither befolgten Wege zu keinem Resultat geführt, vielmehr, wie oft behauptet worden, das Übel noch vergrößert haben. Es galt nicht allein, der christlichen Religion dort Aufnahme zu verschaffen, sondern ihr zuerst einen Boden zu bereiten, auf welchem sie hinreichend feste Wurzel fassen kann, um gewöhnlichen Stürmen erfolgreich zu widerstehen. Eröffnung eines vortheilhaften Handels und die den Eingeborenen gebotene Gelegenheit, nach den Colonien Westindiens als gemiethete und freie Arbeiter auszuwandern, wird, wie man hofft, die innere Nothwendigkeit des Sklavenhandels in beiden Welten aufheben, während den Häuptlingen in Besteuerung ihrer Unterthanen und der fremden Kaufleute, überhaupt in Einführung einer Art von Staatsverwaltung eine weit mehr ergiebige Quelle der Bereicherung nachgewiesen werden soll, als sie im sehr erschwerten Verkaufe von Menschen finden können. Sind diese materiellen Interessen geordnet, so glaubt man die Hindernisse beseitigt zu haben, welche bisher als unüberwindliche dem Christenthume in Afrika entgegenstanden, und von seiner Einführung ruhig die Vollendung des Werks erwarten zu dürfen. Zwar sind gegen diesen großartigen Plan bereits manche und nicht ganz ungegründete Einwürfe gemacht worden, allein er beruht auf Erfahrungen, die man während vieler Jahre gesammelt, zum Theil mit dem Leben der wackersten Männer bezahlt hat. Für seine Ausführung interessiren sich nicht nur Privatgesellschaften, sondern auch eine mächtige Regierung und ein energisches Volk. Liegt die Civilisation Afrikas nicht überhaupt jenseit aller Möglichkeit, so wird sie auch durch dergleichen Bestrebungen unserer Zeit gefördert werden müssen.

In der neuen Welt hat sich die Aufmerksamkeit der höhern Classen ebenfalls auf die Ureinwohner gerichtet. Man sucht die Übel gut zu machen, die überall auf die Indianer hereingebrochen sind, wo Weiße Einfluß übten. Mag es nun auch mehr als wahrscheinlich sein, daß diese Hülfe zu spät komme, und daß der rothe Menschenstamm, sei es nach unbekannten Naturgesetzen oder aus zufälligen Ursachen seinem Untergange entgegeneile, so bleibt es immer eine bezeichnende und tröstliche Erscheinung der Gegenwart, daß man nicht nur im Norden, sondern auch im uncivilisirten Süden Amerikas jene Katastrophe aufzuhalten bemüht ist. Die Verhältnisse sind aber den afrikanischen in allen Hinsichten völlig unähnlich. Man hat es nicht mit einem Stamme zu thun von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, der trotz der Vernichtung großer Menschenzahlen sich nicht nur erhält, sondern sogar zunimmt, dem furchtbarsten Drucke und den Entbehrungen einen leichten Sinn entgegensetzt und, ohne Gedächtniß für Erlittenes, im sinnlichen Genusse Ersatz der vergangenen Übel findet, dem Neuen hold und keineswegs geneigt ist, seine Existenz als abgeschlossene anzusehen, sondern Hoffnungen zu nähren vermag und auf Plane eingeht. Von diesen charakteristischen Zügen des Negers besitzt der amerikanische Urmensch keinen, während in der von ihm vorzugsweise erwählten Lebensart des Jägers und Fischers ein die Volksvermehrung beschränkendes und die Sittigung sehr erschwerendes Verhältniß begründet liegt. Es ergibt sich daher von selbst, daß die dem Besten der Indier geltenden Versuche vor Allem die Erhaltung des Stammes selbst be-

zwecken müssen, die jedoch in den meisten Fällen ohne Veränderung der gewohnten Weise und ohne Einführung einer ganz neuen Betriebsamkeit nicht zu erreichen sein wird. Erfahrung hat bewiesen, daß Ergreifung des Ackerbaus und Errichtung fester Wohnsitze allein die Eingebornen der Länder retten könne, die zwischen den Westgrenzen der Vereinigten Staaten und dem großen Ocean sich erstrecken. Zurückgetrieben von den Weißen, gerathen Stämme aneinander, die sich sonst fremd waren, und der immer kargere Ertrag der Jagd zwingt sie zur eifersüchtigen Überwachung ihrer Reviere, deren Verletzung, trotz aller Einmischung der zum Friedenstiften berufenen Agenten der Weißen, zu blutigen Fehden führt. Die Büffelheerden sind verschwunden, die einst die unabsehbaren Prairien bedeckten und ganze Völkerschaften ernährten, und in vielen Gegenden sind auch jene nützlichen Thiere fast ausgerottet, für deren Pelze der Indianer Mehl, Waffen und Schießbedarf, Kleidung und manche kleine Gegenstände eintauschte, die ihm zwar zum Leben nicht entschieden nothwendig, aber durch Gewöhnung unentbehrlich geworden sind. Diese Verminderung oder Abschneidung der Erhaltungsmittel kann nicht ohne die traurigsten Folgen bleiben. Wird beiden nicht vorgebeugt, so steht zu fürchten, daß in hundert Jahren nur in den entlegensten und unfreundlichsten Winkeln Nordamerikas noch schwache Reste der Urbevölkerung übrig sein werden. In welchem Verhältnisse und mit welcher zunehmenden Beschleunigung die Ureinwohner nach Westen gedrängt worden sind, zwar mehr durch Nahrungsmangel als durch Verträge oder unglückliche Kriege, würde sich am ersten aus einer Karte ergeben, welche die Grenzveränderungen der nordamerikanischen Colonien und die aus ihnen entstandenen Vereinigten Staaten seit 1750 darstellte.*) Zu jener Zeit begann an der Westgrenze Pennsylvaniens, 300 englische Meilen von Philadelphia, das Indianerland, und noch vor 50 Jahren war der größte Theil des blühenden Ohiostaats in den Händen der Ureinwohner, die seitdem bis in die Nähe des Felsengebirgs getrieben worden sind und wahrscheinlich in nicht sehr fernen Zeiten, trotz aller Gesetze und Verträge, noch weiter zu ziehen genöthigt sein werden. Die Indianer mehren ihr Unglück, indem sie durch Beibehaltung ihres unsteten Lebens ihren Gegnern die Waffen in die Hand geben. Die nach den fetten Ländereien des fernen Westens lüsternen und selbst vom Wandergeiste getriebenen sogenannten Vorläufer der Civilisation, d. h. die an den äußersten Grenzen sich ansiedelnden Auswanderer der östlichen Staaten, behaupten geradezu, daß die Ansprüche der jagdtreibenden Indianer auf das Land von einer einziehenden weißen Bevölkerung nicht geachtet werden können, die in einem Menschenalter die Wildniß zu einer blühenden Provinz umschaffen, Städte erbauen, Landstraßen anlegen und mittels der Dampfkraft die Nachtheile großer Entlegenheit neutralisiren wird. Dieselben Gesinnungen hegen selbst solche Männer, welchen einige äußerliche Achtung für Recht nothwendig dünkt und das Urtheil Europas nicht ganz gleichgültig ist. Der ganze Unterschied zwischen beiden Parteien liegt nur im Ausdrucke. Dasselbe Gebiet, welches die eine, theils auf das Recht des Stärkern gestützt, theils weil sie überzeugt ist, es besser benutzen zu können, in Anspruch nimmt, das sieht die andere als die Erbschaft eines geistes- und alterschwachen Geschlechts an, und meint mit gutem Gewissen sich diese zueignen zu dürfen, nachdem sie auf erträgliche Weise für das Unterkommen der wenigen Überlebenden gesorgt hat. Merkwürdig ist es zu sehen, wie man sich in amtlichen Actenstücken und in öffentlich getroffenen Vorkehrungen bemüht, diese Ansichten unter dem Scheine der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu verbergen, und wie die zahlreichen amerikanischen Schriftsteller sich abmühen und winden, um ein Verfahren, welches von Staatsklugheit oder Nothwendigkeit geboten sein mag, aber nie gerecht genannt werden kann, im besten Lichte darzustellen, oder durch eine Reihe von Trugschlüssen zum einzig möglichen, dem Indianer und Weißen gleich vortheilhaften zu stempeln. Der Amerikaner Vail schämt sich offenbar des Verfahrens seiner Landsleute gegen die Indianer und der Connivenz oder Schwäche der Regierung an der äußersten Grenze, allein er hütet sich die Wahrheit zu enthüllen und offen einzugestehen, daß es Begehrlichkeit und keineswegs menschliche Theilnahme war, welche die Versetzung aller im Osten der Grenze lebenden Indianer nach dem westlichen Lande betrieb. Gewöhnlich wird vorgegeben, daß man fest überzeugt sei, es werde nach geschehener Verpflanzung jener Volksstämme alle und jede Veranlassung zum Streite mit ihnen wegfallen und die Stellung der Weißen gegen sie zur schönen, heilbringenden und echtchristlichen sich gestalten, indem man dann erst dem Zwecke, sie zu civilisiren, ihnen im Ackerbaue und Industrie sichere Quellen des Unterhalts zu eröffnen, volle Aufmerksamkeit schenken könne. Man sieht sich nach Lesung dieser schönen Phrasen zur Frage veranlaßt, ob das alle Verträge verletzende Vordringen der Weißen nach dem Innern, und zwar in das den Indianern zugesicherte Gebiet, ein Beweis dieser gemäßigten und vorsorglichen Gesinnungen sei, oder ob man die Machtlosigkeit der Regierung gegenüber der Grenzbevölkerung, ihre Unfähigkeit, die Unbilde zu rügen, lieber voraussetzen solle als ihre Ungeneigtheit zum Einschreiten? Die außer dem Gesetz lebenden und selbst mit der ungezügelten Demokratie der Staaten noch nicht zufriedenen Haufen von Trappers, Squatters und wie die unenglischen Namen sonst noch heißen mögen, die Jäger, Bootsleute und im Westen der Grenze herumziehenden Krämer mögen zwar eine schwer zu regierende Classe bilden und sind nicht nur den Helden der Ganz- und Halbromane Cooper's und W. Irving's nicht ähnlich, sondern mehr oder minder verwilderte, zu großen Verbrechen fähige Wesen; allein sie würden zu beschränken sein, wäre dieses die ernste Absicht der Behörden. Wenn diese auch die Hand nicht bieten zur Begehung des Unrechts, es nöthigenfalls sogar zu verhindern suchen, so reicht ihre Macht doch wenig über die äußerste Postenlinie der Grenze, und ihre Pflichterfüllung

*) Eine solche Karte, die zwar einen weit größern Zeitraum (15—1800) umfaßt, aber zur chronologischen Verfolgung zu wenig Einzelnheiten enthält, findet sich dem Werke von Vail angehängt.

ist selten sehr eifrig, da sie hinsichtlich der Indianer die Ansichten der Bewohner der westlichen Staaten theilen. Männer wie Gouverneur Caß, der lange Jahre in Michigan lebte und als Agent in den Angelegenheiten der Indianer sich durch seine Gerechtigkeit, Vorsorge und Redlichkeit einen unumschränkten Einfluß über die Ureinwohner und die Achtung aller ehrenwerther Bürger in den östlichern Staaten erwarb, sind an den Grenzen der nordamerikanischen Union ziemlich selten. Die meisten stimmen mit Vail, der auch im Staatsdienste stand und auf krummen Wegen, in vielfacher, aber unhaltbarer Beweisführung endlich zu dem Ausspruche kommt, daß der Indianer nicht geschaffen sei, um den von seinen Ahnen ererbten Boden gehörig zu benutzen und auf ihm in fester, den Nachbarn ersprießlicher Vereinigung zu leben. Zu welchen fernern Schlüssen ein egoistisches Volk, auf solche Grundlagen gestützt, sich berechtigt glauben werde, bedarf nicht der Auseinandersetzung.

Da diese Ansichten nicht allein unter der rohen Menge an der äußersten Grenze, sondern auch in den höhern Kreisen der Regierung, im Senat und Congreß von Vielen gehegt werden, die aber zu klug sind, sich ohne Rückhalt auszusprechen, so würde das Schlimmste für die Zukunft der Ureinwohner zu befürchten sein, hätte sich nicht in den ältern Staaten der Union eine mächtige Gegenpartei gebildet. In den puritanischen, aber streng sittlichen Massachussets und Connecticut verficht man mit großer Wärme gewisse, auf die Behandlung der Indianer bezügliche Grundsätze, welche man im fernen Missuri oder Arkansas entweder belächelt, oder mit unverkennbarer Bitterkeit angreift, weil ihre Anwendung den Ureinwohnern zu einer gewissen Civilisation und Unabhängigkeit verhelfen würde, die sich keineswegs mit dem Vortheile und den Absichten eines ansehnlichen Theils der weißen Bevölkerung verträgt. Im sehr verjüngten Maßstabe zeigt sich daher zwischen dem Nordosten und dem Westen der Union wegen der Indianer dieselbe Spannung, welche in weit mehr bedrohlicher Gestalt zwischen dem Norden und Süden, seit Jahren, wegen der Sklavenfrage besteht und leicht einmal „dem größten Experiment in der Menschengeschichte", wie die Amerikaner ihre Regierungsform und Vereinigung nennen, ein Ende machen kann. Der Kampf, in welchen die für oder wider die Ureinwohner gesinnten Parteien sich eingelassen haben, ist nicht von gleich großer Wichtigkeit. Die Frage berührt am Ende nur den Vortheil einer nicht sehr bedeutenden Bevölkerung und kann also schon darum nicht zu einer allgemeinen und in ihren Folgen bedenklichen werden, weil die Masse der Nordamerikaner auf Theorien wenig gibt und allein dann ihre Kälte und Theilnahmlosigkeit ablegt, um sich zu Parteien zu bilden, die allerdings gewaltige Bewegungen erzeugen können, wenn irgend ein großes Ereigniß oder eine öffentliche Maßregel allgemeine kaufmännische Interessen bedroht. Wer in dem still, aber thätig geführten Streite an der Indianergrenze endlich den Sieg davontragen werde, ob den philanthropischen Vereinen in Boston, Neuyork u. s. w. gelingen wird, die Ureinwohner vor weiterer Verdrängung und Ausrottung zu schützen und sie zu civilisiren, oder ob die weißen Ansiedler, ihrem bisher befolgten Verfahren treu, ohne zur offenen Gewaltsamkeit zu schreiten, ihre Herrschaft immer weiter ausdehnen und hierdurch der rothen Menschenrace ihr Urtheil sprechen werden, diese Fragen sind nicht schwer zu beantworten. Der Selbstsucht der Einzelnen kann eine Regierung wol Schranken setzen, allein sie wird, auch bei redlichem Willen, nichts gegen eine ganze Bevölkerung vermögen, die, mit besonderer Thatkraft ausgerüstet, rastlos auf dem Wege zur bürgerlichen Verbesserung und zum vielersehnten Reichthum vorwärts eilt und ebenso wenig durch einfachere Naturhindernisse sich aufhalten lassen will, als durch moralische Bedenklichkeiten, die überhaupt im vorliegenden Falle, wo die Entscheidung den Wenigsten zweifelhaft dünkt, von keiner Wirksamkeit sein können.

Wie unsicher auch der Erfolg scheinen mag, so lassen doch die großen Missionsgesellschaften, welche ihren Sitz in Boston und Neuyork haben, sich nicht abhalten die Civilisation der westlichen Indianerstämme zu versuchen. Sie begegnen manchen großen Hindernissen, unter welchen die Abneigung der unter den Indianern verstreut lebenden Weißen gegen die Missionnaire nicht das geringste ist. Die Jäger und Handelsleute des äußersten Westen erblicken in den Versuchen der Missionnaire nur Beschränkung des eigenen Einflusses auf die Indianer und fürchten nicht ohne Grund Verminderung ihres gewinnbringenden Vertriebs von einer beabsichtigten und durchgreifenden Veränderung in der Lebensart der Eingeborenen. Außerdem kommt noch hinzu, daß jener ziemlich zahlreichen Menschenclasse der Zwang der Civilisation und einer geordneten Regierung im höchsten Grad zuwider ist, und daß sie, in der Absicht, vollkommen unabhängig zu sein, sich einem wilden wandernden Leben unterzogen und zum Schauplatze desselben ein fernes, gleichsam herrenloses Land gewählt hat. Sie will dem erstern nicht entsagen und muß daher das letztere zu behaupten suchen. Man rechnet, daß zwischen den Grenzen und dem großen Ocean an 9000 Männer, Amerikaner, Engländer, französische Canadier und Russen mit Jagd und Handel auf eigene Rechnung oder im Dienste der großen Compagnien beschäftigt sind, von welchen alljährlich ein Drittheil umkommt und durch Rekruten ersetzt werden muß. Von Denjenigen, welche längere Zeit mit Glück alle Gefahren und Strapatzen ihres traurigen Berufs überwinden, kehren höchst Wenige in die civilisirten Gegenden zurück; denn theils fühlen sie sich dazu unfähig geworden durch langes Waldleben, theils wollen sie es ohne ein Vermögen nicht unternehmen, dessen Bildung aber den Meisten nicht gelingt, weil Liederlichkeit und Spielwuth bei gelegentlichen Zusammenkünften ihrem mühsam errungenen Gewinne bald andere Besitzer schafft. Einem so rohen und so zahlreichen Haufen gegenüber müssen die Missionnaire und selbst die Offiziere der Grenzposten einen schwierigen Stand haben und zufrieden sein, wenn ihre Bemühungen für Rettung der Indianer nicht ganz erfolglos bleiben. Der demoralisirende Einfluß jener weißen Halbwilden auf die Ureinwohner ist außer-

ordentlich groß und muß natürlich denjenigen der Missionnaire weit übertreffen, welche, statt den angestammten Haß zwischen den Völkerschaften anzufachen, zum Frieden mahnen und, statt die Ausschweifungen zu befördern, Ordnung und Mäßigkeit zur ersten Pflicht erheben. Nach Erwägung solcher Umstände kann die geringe Ausbreitung, welche Religion und Sitte bisher unter den westlichen Indianern erlangt haben, nicht in Verwunderung setzen, jedoch verliert durch sie die Frage, inwiefern und ob überhaupt jenen Nachtheilen abzuhelfen sei, nichts an ihrer Wichtigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Es ist vielleicht nicht uninteressant zu vernehmen, wie sich das amtliche römische Blatt, das „Diario di Roma", über ein deutsches Werk äußert, das ohne Widerrede zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen unserer Zeit gerechnet werden darf, „Das Leben Jesu" von D. F. Strauß. Es geschieht dies bei Gelegenheit der Anzeige einer religiösen Zeitschrift. Eine Übersetzung wäre hier nicht am Orte.

Si è pubblicato il fascicolo 23 (marzo e aprile 1839) degli Annali delle scienze religiose, compilato dal sig. Abbate Antonio de Luca.

Dà principio al summentovato quaderno un importantissimo articolo, destinato a confutare le bestemmie proferite dal Dott. Strauss nel suo infame libro Vita di Gesù trattata criticamente. Egli è qualche tempo che dalle tipografie di Germania non è uscita alla luce opera incredula da paragonarsi a quella di Strauss: non già perchè costui arrechi contro la divinità di Gesù Cristo argomenti nuovi e non già confutati, ma perchè con fina malizia seppe ricoprire i suoi cavilli con discussioni filologiche, con un fastidioso raffronto di passi de' varj libri componenti l'antico e il nuovo testamento e con sofisticherie risguardanti il valore di vocaboli ebraici e di altre lingue orientali; e però ben pochi lettori potranno da se stessi scoprire dove si stia riposta l'insidia. Oltre a ciò il protestantesimo oramai convertitosi in un pretto deismo razionale avea preparato le menti in Germania ad imbeversi di sifatte scandalose dottrine. Indi è venuto che i numerosi increduli e i libertini cominciarono a levare a cielo questo libro del loro impudente antesignano. Indi è avvenuto altresì che più di venti scrittori si sono accinti a farne la confutazione e sinanche un potentato della Germania settentrionale ha creduto dover proporre un vistoso premio a chi più vigorosamente ribattesse le obbiezioni di Strauss. I lettori italiani potranno ora giudicare quanta parte abbiano avuto l'impostura e il ciarlatanismo nel dare a questo libro un' importanza che non ha in se stesso: ed i sinceri fedeli avranno ben motivo di consolarsi al vedere, che i nemici del Cristianesimo sempre adoperano le stesse armi già rintuzzate da lungo tempo ed in tante differenti guise.

Le obbiezioni addotte da Strauss e confutate in questo primo articolo risguardano la storia dell' annunziazione e del nascimento di S. Giovanni Battista, le apparenti contradizioni delle due genealogie di Gesù riferite da S. Matteo e da S. Luca, l'annunziazione e il concepimento del nostro redentore, la condotta tenuta da Giuseppe, e la visita fatta da Maria ad Elisabetta. In altri susseguenti articoli si darà contezza degli altri dubbj proposti dal medesimo autore.

La presente confutazione si deve ad un ignoto scrittore inglese, peritissimo nella filologia orientale che inserilla in un giornale ecclesiastico del suo paese e da quella lingua fu voltata in italiano dell' abb. Ant. de Luca.

Der Freiherr Joseph von Laßberg, früher in Eppishausen, jetzt in Meersburg wohnend, hat die Freunde mittelalterlicher Literatur schon öfter mit auf eigene Kosten gedruckten und nicht in den Handel gegebenen Büchern, Abdrücke verschiedener altdeutscher Gedichte enthaltend, erfreut. Die letzte Gabe dieser Art kam auf St.-Johannis vor. Jahres, welcher, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, „für mich eine teure hochzeit ist; weil ich am morgen dieses tages, vor sechsundfünfzig iaren in Kaiser Friderich des Rotbarts kapelle, auf der von im wiedererbauten burg Trifels, von einem edlen Kriegsmann zu Ritter geschlagen wurde." Der Titel des Hefts lautet: „Ein schön alt Lied von Grave Frey von Zolre, dem Öttinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern, Also zum ersten mal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meister Sepp, auf der alten Meersburg. Gedrukt in diesem iar." Außer den auf dem Titel namhaft gemachten Stücken bilden den Inhalt noch: ein bis jetzt ungedrucktes Gedicht von dem Ritter und dem Pfaffen aus einer münchener Handschrift, zwei sicilische Lieder von Kaiser Friedrich II. und von König Enzio, nach einem Drucke aus Palermo, endlich ein Stück aus einem höchst seltsamen altfranzösischen Gedicht vom Leben und Sterben Mariä. Die wichtigste der frühern Publicationen des biedern ritterlichen Freiherrn ist sein „Liedersaal" in vier Bänden, deren letzter den bekannten Abdruck des Niebelungenliedѕ enthält. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 52. — 21. Februar 1843.

Parker und Vail über die Indianer Nordamerikas.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Um über diese Punkte vollständige Aufklärung zu erhalten, beauftragten die Vorsteher der amerikanischen Gesellschaft für auswärtige Missionen im J. 1835 den Prediger von Ithaka im Staate Neuyork, Hrn. Parker, zu einer Reise nach dem Westen. Wir verdanken diesem, von vieler Umsicht zeugenden Verfahren einen nicht uninteressanten Bericht über ein Land und eine Bevölkerung, die seit Lewis und Clark nur einmal von wissenschaftlichen Männern, bei Gelegenheit der Expedition des Major Long, besucht, sonst aber nur von Kaufleuten beschrieben worden sind, die sich mit Pelzhandel beschäftigten und daher Vieles unter einem eigenthümlichen, aber nicht immer richtigen Gesichtspunkte ansahen. Die Nachrichten, welche Irving in seiner „Astoria" zusammenstellte, gefallen durch Einkleidung und Sprache, allein sie tragen zu häufig einen romanhaften Anstrich und sind als Erzählung persönlicher Abenteuer im Ganzen wenig lehrreich. Parker entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen und besaß die nothwendigen Befähigungen zur Ausführung seines Auftrags. Frömmigkeit und guter Wille konnten allein nicht zureichen, vielmehr war ein gewisser Takt und Vorsicht erfoderlich, um als Einzelner und obenein als Deputirter einer Missionsgesellschaft den weiten Weg ungehindert zurückzulegen. Von beiden gab der Reisende überzeugende Beweise; von den erstern dadurch, daß er als Familienvater und in angenehmen Verhältnissen lebender Mann sich einer beschwerlichen Wanderung durch ein entlegenes wildes Land unterzog, von den letztern, indem er mit seinen rohen weißen Reisegefährten nicht nur auf gutem Fuß blieb, sondern sie sogar vermochte seinen Ermahnungen zuzuhören. Frei von den gewöhnlichen amerikanischen Vorurtheilen über die Indianer, unternahm er die Prüfung dieses unglücklichen Menschenstammes und gelangte über ihn zu einer Überzeugung, die von der herkömmlich düstern vielfach abweicht und zu Hoffnungen berechtigt. Im weiten Felde der Naturwissenschaften scheint Parker eben nicht zu Hause gewesen zu sein, als er die Reise antrat, indessen waren naturhistorische Forschungen nicht seine Pflicht. Erfreulich ist es aber, daß er nicht allein Kenntnisse der Geologie besaß, einer in den Vereinigten Staaten bekanntlich mit allgemeiner Vorliebe gepflegten Wissenschaft, sondern auch mit Unbefangenheit sich über gewisse Thatsachen und daher gefolgerte Theorien ausspricht, die durchaus mit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht in Einklang zu bringen sind. Man weiß, zu welchen Bedenklichkeiten und zu welchen Kämpfen diese Widersprüche der Naturbeobachtung gegen den Kirchenglauben in England Veranlassung gegeben haben, wo freilich allein diese leidenschaftliche Erörterung solcher Fragen möglich ist. Englische Missionnaire sind in der Regel weit entfernt, das Urtheil tüchtiger, vor ihnen dagewesener Naturforscher über ferne Länder zu unterschreiben, wenn es nicht völlig orthodox lautet. Es mag genügen als einzelnes aber hervorragendes Beispiel den übrigens höchst achtbaren und gebildeten Williams anzuführen, der vor einigen Jahren auf einer der Südseeinseln ermordet wurde, viel Gutes gestiftet in seinem Werke über die Missionen Polynesiens, die Länder- und Völkerkunde sehr bereichert hat, allein unlesbar wird, sobald er über Geologie, die ihm ein Traumgewebe dünkt, und über die dem Unglauben verfallenen Geologen zu sprechen unternimmt. Daß im Originale von Parker's Reise gelegentlich fromme Ergießungen vorkommen, darf nicht als ein Flecken angesehen werden, denn sie beruhen nicht auf Heuchelei und verdienen als Ausdruck persönlicher Überzeugung und innersten Gefühls mindestens Achtung. Der deutsche mit englischen und amerikanischen Leistungen vollständig vertraute Leser wird übrigens durch solche Stellen sich nicht irren lassen, indem sie auch in den gediegensten Werken der meisten Naturforscher und Reisenden jener Völker vorkommen und als Zeichen eines volksthümlichen religiösen Bewußtseins auch in den Ländern geehrt werden sollten, wo die öffentliche Darlegung desselben, wenigstens in solcher Form, ungewöhnlicher ist.

Der besuchteste und daher auch von Parker eingeschlagene Weg, um nach dem Felsengebirge zu gelangen, ist die große Wasserstraße des Ohio und Missuri. Mit mäßiger Geschwindigkeit reisend, erreichte Parker am 21. April 1835 die kleine an der westlichen Grenze der Vereinigten Staaten gelegene Landstadt Liberty und setzte von hier aus am 15. Mai seinen Weg zu Lande als Mitglied einer jener großen Karavanen fort, die zwar langsam ihr Ziel erreichen, indessen dafür gegen Anfälle der

Indianer Sicherheit gewähren. In Bellevue, einer Agentur der amerikanischen Pelzhandel-Gesellschaft am Missuri, blieb die Gesellschaft drei Wochen liegen, um sich zum Übergange über die Gebirge vorzubereiten, deren Fuß man aber nicht früher als am 7. Aug. erreichte. Aus dem Schoose der unabsehlichen Prairien, die Irving mit vielem Talent geschildert, Hall aber neuerdings wissenschaftlicher untersucht hat, erhebt sich rasch das Felsengebirge, dessen glücklich gewählter Name die Beschaffenheit wohl ausdrückt, denn Massen von Felsen liegen, baumlos und häufig sogar pflanzenlos, aufgethürmt übereinander bis in die Region der Wolken. Der Pfad erreicht bald eine ansehnliche Höhe, denn selbst im August litten die Reisenden von Frost und Schnee. Am Greenriver, einem Zweige des Colorado, haben die Karavanen in einem freundlichen, aber kalten Wiesenthale ihren Sammelplatz errichtet, wo die von Osten herbeigezogenen, gegen die Producte civilisirter Länder, Pelze von den Reisegesellschaften eintauschen, welche aus den Jägern des Gebirges und den Leuten der noch weiter westlich angelegten Agenturen bestehen und zu bestimmten Zeiten sich einfinden. Indianer von den Nationen der Flatheads und Nez-percés nahmen an der Versammlung Theil; in ihrer Gesellschaft setzte Parker die Reise allein fort, nachdem ein Haufen von 50 berittenen Jägern ihn nach einigen Tagen verlassen hatte, um in den Gebirgen seinem Berufe nachzugehen. Beschwerden und Entbehrungen mehrten sich im weitern, aber sehr langsamen Vordringen, indessen entschädigte theils die Großartigkeit der Landschaft, theils die Freundlichkeit und Vorsorge der Indianer, die nicht nur Bereitwilligkeit gegen Belehrung, sondern auch Fassungsvermögen verriethen. Am 6. Oct., also nach einer mehr als sechsmonatlichen Wanderung erreichte Parker das Fort Walla. Walla am Columbiaflusse, eine der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörende Niederlassung, verließ er schon am nächsten Tage wieder, um in einem von Eingeborenen geruderten Kahne auf dem Strome nach der Küste zu gelangen. Eine Fahrt von zehn Tagen auf dem von sehr malerischen Ufern und Basaltfelsen eingeschlossenen Strome, den aber einige sehr gefährliche Fälle unterbrechen, brachte den Reisenden endlich nach dem Fort Vancouver, der größten Niederlassung der Weißen in dieser Gegend und einem im Verhältnisse bedeutenden Handelsplatz. Von hier ist das Gestade des großen Oceans nur noch 20 geographische Meilen entfernt, und Schiffe, die aus England oder den Vereinigten Staaten um Cap Horn herum gesegelt sind, gehen nach einer halben Weltumschiffung den Strom bis Fort Vancouver hinauf und bilden durch ihre seltene Erscheinung merkwürdige Abschnitte in dem monotonen Leben der dort angesiedelten 100 Weißen. Weit hinter allen Erwartungen bleibt aber Astoria zurück. Zwei unbedeutende Blockhäuser bezeichnen allein den Ort, wo eine unternehmende Gesellschaft glaubte ein westliches Neuyork und den größten Handelsplatz am nördlichen stillen Ocean begründet zu haben. Aus Irving's Werk ist das Schicksal dieser Niederlassung bekannt, die früher oder später zu einem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten Veranlassung geben wird. Beiden sind die Länder im Westen der Felsenberge und am Columbia von Wichtigkeit, und beide bringen Argumente vor, um ihr Besitzrecht zu beweisen. England begründet dieses auf Priorität der durch englische Schiffe gemachten Entdeckung und Besitzergreifung des Landes um die Mündung des Columbia; die Vereinigten Staaten aber behaupten, daß eine durch Tractate im Osten der Gebirge festgesetzte, dem neunundvierzigsten Breitegrade folgende Grenzlinie bis an den großen Ocean gelten müsse, und machen daher auf den bedeutendsten Theil des streitigen Landes, als zum Gebiete der Union gehörig, ihren Anspruch. Bisher sind diese Fragen nur gelegentlich erörtert worden und haben höchstens Schlägereien zwischen den Leuten der britischen und amerikanischen Handelsgesellschaften veranlaßt, deren Interessen sich dort häufig kreuzen; indessen wird die Lösung der Zweifel auf ernstere, wahrscheinlich sehr gewaltsame Weise gesucht werden, sobald die amerikanische Bevölkerung sich bis zum Felsengebirge ausgedehnt haben und sich zu seiner Übersteigung anschicken wird. Entfernt von den nach Osten abfließenden Gewässern, wird sie vor Allem die Herrschaft über den Columbia zu erringen streben müssen, da ohne dieselbe ihre Colonien von dem Verkehre mit der übrigen Welt abgeschnitten sein würden und höchstens auf passives Fortbestehen, niemals aber auf rasche Vergrößerung und Wichtigkeit rechnen dürften. Ein solches Verhältniß kann jedoch nur Spaniern zusagen, die bekanntlich im nördlichen Mexico, in Californien, im südlichsten Venezuela, in Moxos, Tarija und ähnlichen abgeschiedenen Provinzen seit 1 — 300 Jahren fortvegetiren und unbekümmert um die übrige Welt und ihre Fortschritte nie an Vergrößerung ihres Gebiets und ihrer Macht durch Benutzung natürlicher Hülfsquellen und Aussendung gewerbfleißiger Colonien gedacht haben. Dem niemals rastenden Volke Nordamerikas vermag allein die Natur Grenzen zu setzen, denn seine Verbreitungslust und sein Handelsgeist weichen vor gewöhnlichen Hindernissen nicht zurück und würden, wie die einstweilen beseitigte Frage der Grenzen nach Norden beweist, nur zögernd diplomatische Argumente als vollgültig anerkennen und sich denselben geduldig unterwerfen. Daß die Indianer die eigentlichen Herren des Landes im Westen der Vereinigten Staatengrenze sind (ein von Parker hervorgehobener, aber von Vail möglichst umgangener Satz), wird weder die Colonisten vom Missuri noch die Regierung in Washington dereinst abhalten, Versuche gegen die Engländer am Columbia zu unternehmen und im Falle des Erfolgs ohne Weiteres das neue Territorium als gute Beute sich zuzueignen. Für die rothen Ureinwohner wäre ein solches Ereigniß wahrscheinlich von übeln Folgen, indem sie von der Hudsonbai-Gesellschaft, die von Canada bis zum Oregon herrscht und einen mächtigen Einfluß ausübt, mit viel mehr Menschlichkeit und Vorsorge behandelt werden, als sie von den Amerikanern je erfahren haben oder erwarten dürfen. Die Niederlassung zu Fort Vancouver, wo Parker überwinterte, befindet sich in einem sehr blühenden Zustande und beweist, daß das Oregongebiet zur Anlegung von Colonien sehr geeignet sei. Man hat dort seit eini-

gen Jahren der Landwirthschaft viel Aufmerksamkeit gewidmet und erzeugt bereits weit mehr Feldfrüchte, als die Bevölkerung allein verbrauchen kann. Das Klima ist ungleich milder und beständiger als in den unter gleicher Breite am atlantischen Meere gelegenen Provinzen Nordamerikas. Der Frühling tritt im März schon ein und geht nach wenigen Wochen in Sommer über. Parker nahm daher am 14. April 1836 vom Fort Vancouver und den gastfreien Beamteten der Compagnie Abschied und folgte seinem frühern Wege bis weit in die Gebirge. Er kehrte dann nach dem westlichen Gestade in einer verschiedenen Richtung zurück, um einen andern Theil des Territoriums kennen zu lernen und über die Geneigtheit der Indianer, Missionnaire bei sich aufzunehmen, Nachrichten einzuziehen. Da eine Landreise nach den Vereinigten Staaten wenigstens sechs Monate gekostet haben würde und für ihre Mühen kein Ersatz auf dem schon betretenen Wege zu hoffen war, so schiffte Parker am 21. Juni sich in einem amerikanischen Kauffahrer nach den Sandwichinseln ein, die er am 14. Juli erreichte und gegen alle Voraussetzung, wegen Mangel einer directen Gelegenheit nach den Vereinigten Staaten, bis zum December bewohnen mußte. Endlich fand sich eine solche und nach ungewöhnlich langer Fahrt, Berührung von Otaheiti und Umsegelung des Cap Horn sah Parker im Mai 1837 sein Vaterland wieder.

Als Resultat der neuesten, von zwei Männern sehr unähnlichen Berufs unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten unternommenen Prüfung stellt sich heraus, daß den Indianern keineswegs Culturfähigkeit abzusprechen ist und daß aus ihnen ein nützliches Volk gebildet werden könnte, daß aber ihrem Untergange nur ein redlich gemeintes und entschlossenes Einschreiten der Regierungen der Weißen vorbeugen könne. Die Gesammtzahl der auf dem Gebiete Englands und der Vereinigten Staaten lebenden Indianer wird von Vail zu 345,000 Seelen angegeben; zwei Drittheile dieser Bevölkerung leben unter der Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten oder doch in einem Lande, welches jene Republik beansprucht und auf herkömmliche Weise nach und nach durch Kauf oder Tausch an sich zu bringen vorhat. Im Osten des Missuri sind wenige, vielleicht kaum 20,000 Indianer übrig, seit an der vertragsmäßigen Versetzung der Ureinwohner nach Westen ernstlich gearbeitet worden ist. Man glaubt, daß die mehr ausgetriebenen als freiwillig ausgewanderten Stämme leicht 20,000 waffenfähige Männer stellen können. Sollten diese sich mit den bis zum Felsgebirge verstreuten Völkern vereinigen, so würde eine gefährliche Streitmacht von 60,000 abgehärteten und sehr erfahrenen Kriegern sich bilden, welchen die ganz offenen und wehrlosen Provinzen des Westens nirgend widerstehen könnten. Es würde in einem solchen Falle die furchtbarste Vergeltung geübt werden, und die Bevölkerung der Grenzstaaten Das büßen, was ihre Vorfahren gegen die Indianer schon in der Zeit verschuldeten, wo die Grenze der Colonien kaum die Alleghanies erreichte. Zum Glücke der Weißen wird eine solche Vereinigung der Ureinwohner durch angeerbten Haß des einen Stammes gegen den andern und den Mangel eines gemeinschaftlichen Hauptes verhindert. Daß Indianer an Furchtbarkeit noch nichts verloren haben und der an Menschen und Mitteln reichen Union ebenso unbesiegbar sein können als den ersten Colonisten von Virginien, beweist der letzte langjährige Krieg mit den Seminolen in Ostflorida, dessen die Amerikaner als eines unauslöschlichen Schandfleckes ihrer Geschichte sich stets zu schämen haben werden, nicht weil ihre vielgerühmten Truppen von einer Handvoll Halbwilder häufig Niederlagen erlitten haben, sondern weil selbst von dem Kriegsministerium die unmenschlichsten und verrufensten Mittel gebilligt worden sind, wenn sie zum Siege zu führen versprachen. Dieser Widerstand eines vereinzelten Stammes wird endlich doch beseitigt werden, denn die Regierung und das Volk der südlichen und westlichen Staaten sind fest entschlossen, die Austreibung der Indianer durchzusetzen, und werden weder Menschen- noch Geldopfer scheuen, um ihre Absicht zu erreichen. Die Nothwendigkeit der Versetzung der Ureinwohner erkennen die beiden oben erwähnten Parteien, jedoch aus sehr verschiedenen Beweggründen. Die eine verlangt die fetten Ländereien der noch zurückgebliebenen Stämme und will der Industrie und Ausbreitung der Weißen ein ununterbrochenes Feld geöffnet wissen; die andere billigt die Exilirung der Ureinwohner und ihre Versammlung in einem besondern Bezirke, weil sie auf diese Weise am leichtesten geschützt, erhalten und civilisirt werden können. Die Unantastbarkeit dieser Bezirke wird von der einen Partei zu Gunsten der Indianer verlangt, von der andern, die durch Vail als repräsentirt angesehen werden kann, nur bedingungsweise zugestanden, weil sie den Nachkommen die Hände nicht binden will, falls diese einst gegen die Völker der Prairies dasselbe Verfahren angemessen finden sollten, welches man seit zehn oder mehr Jahren gegen die Creeks, Choctaws, Chickasaws, Seminolen und andere Stämme anwendet. Daß aber die Indianer ferner wegschmelzen müssen, wenn Christenthum und Civilisation auf sie ihren Einfluß nicht ausdehnen, gibt in den Vereinigten Staaten selbst die Partei zu, welcher im Herzen an der Erhaltung der rothen Menschenrace nichts liegt und ihre Existenz am liebsten in das Gebiet geschichtlicher Erinnerung verwiesen sähe. Sowol Vail als Parker sind der Ansicht, daß die erste und schwerste Aufgabe darin bestehen wird, den Indianern Geschmack an den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens beizubringen und sie auf praktischem Wege zu überzeugen, daß ein ackerbauendes Volk nie einer ebenso großen Noth ausgesetzt sein könne als die herumstreifende Jägerhorde. Gewöhnung ist am erwachsenen Halbwilden viel zu mächtig, als daß von ihm Umwandelung erwartet werden dürfte. Man schlägt daher vor, die jungen Leute in Schulen der Regierung aufzuerziehen und erst am Schlusse dieser Vorbereitung nach den Ländereien zu bringen, die ihrem Stamme zur festen Ansiedelung überwiesen sind. Da die Zahl der Pelzthiere aus natürlichen Gründen immer mehr abnimmt, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Vortheile des Feldbaus und Handels alljährlich größere Zahlen von Weißen nach dem

äußersten Westen zieht, so wird in kurzer Zeit den Ureinwohnern alle Gelegenheit zur Fortsetzung ihres gewohnten Lebens abgeschnitten sein. Vielleicht erliegt die Mehrzahl noch vor Eintritt dieser Periode jenen Epidemien, deren letzte in einem Jahre (1838) nur in der Nähe der Vereinigten Staaten über 30,000 hinrichtete, und entgeht so dem ungleich furchtbarern Schicksale, ohne selbst im Besitze einer abwehrenden und sichernden Civilisation zu sein, von einem übermächtigen fremden Menschenstamme umschlossen und erdrückt zu werden. 36.

Literarische Notiz.

Es gab eine Zeit, wo alle Welt unbekannte Briefe Rousseau's wollte aufgefunden haben. Man würde einen ganzen Band mit dieser untergeschobenen Correspondenz von Jean Jacques bilden. Später ward ein Versuch gemacht, falsche Briefe von Voltaire in Umlauf zu bringen; aber der Patriarch von Ferney hatte einen so eigenthümlich pikanten Briefstil, der sich unmöglich vollkommen nachahmen ließ. Jetzt wird nun versucht, einen kleinen Roman unter dem Namen Voltaire's in das Publicum zu schmuggeln. Die „Revue de Paris" bringt nämlich in einer ihrer letzten Nummern eine Novelle unter dem Titel: „L'arbre de science" (Voltaire würde gesagt haben L'arbre de la science), die sie getrost dem unerreichbaren Verf. der Contes und Petits romans zuschreibt. Aber auch hier dürfte die Stilprobe gleich den literarischen Betrug unwiderleglich beweisen. Zwar wird in einer Einleitung zu diesem kleinen Romane, der, wie es heißt, nach einem von der Marquise Duchâtelet eigenhändig abgeschriebenen Manuscripte abgedruckt wird, erzählt, auf welche Art das kleine Werk in die Hände des Herausgebers gekommen ist. Schwerlich wird indessen ein Leser leichtgläubig genug sein, dies für baare Münze zu nehmen. Besonders sind uns die berühmten Männer, die als Bürgen für die Echtheit des Romans angeführt werden, sehr verdächtig, weil sie uns ebenso unbekannt sind, als der célèbre savant de Leipzig, Mr. Sandrart, der das Manuscript einem belgischen Gelehrten abgetreten haben soll. Wenn man nun den Roman selber näher ins Auge faßt, so erkennt man auf den ersten Blick, daß er nicht aus der glänzenden Feder Voltaire's herrühren kann. Die Erfindung ist arm und dürftig, der Stil aber — dieses untrügliche Kennzeichen der Autorschaft — ist geziert, hart und mit der unnachahmlichen Leichtigkeit und Grazie Voltaire's nicht im entferntesten zu vergleichen. 2.

Bibliographie.

Adhemar, J., Die Revolutionen des Meeres. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Peter. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Analogie, drei Parallelen und ein Wunsch. Oder: Eine bescheidene und freundliche Bitte der evangelisch-preußischen Landeskirche an den Preußischen Staat; eine Abhandlung von einem Freunde beider. Leipzig, Lauffer. 8. 10 Ngr.

Barthold, F. W., Geschichte von Rügen und Pommern. 3ter Theil: Vom Tode Barnim's I. (1278) bis zum Auftreten der Hohenzollern in der Mark Brandenburg (1411). Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bauer, B., Die Judenfrage. Braunschweig, Otto. Gr. 8. 20 Ngr.

Becker, K. F., Ausführliche deutsche Grammatik, als Commentar der Schulgrammatik. In zwei Bänden. 2te neu bearbeitete Ausgabe. 1ster Band. Frankfurt a. M., Kettembeil. Gr. 8. Subscr.-Preis für beide Bände 4 Thlr.

Beleuchtung von Dr. Sugenheim's Oratio I. in Catilinam: „Preußisch-Baierisch-Kirchliches der Gegenwart." Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1843. 11ter Jahrgang. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von A. Knapp. Mit Titelkupfer. Heidelberg, Winter. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Französische Classiker. Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe. Deutsch und mit Anmerkungen begleitet von A. Ellissen. 1ster Theil: Montesquieu, der Geist der Gesetze. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. 16. 4 Ngr.

Desnoyer's, L., merkwürdige Abenteuer des Conrad Haselbaum. Deutsch von L. Fürstedler. Mit 102 Holzschnitten von P. Lauters. Zwei Bändchen. Wien, Tauer und Sohn. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutschlands patriotische Weihnacht. Festgeschenk für das deutsche Volk, in sieben Gaben. Stuttgart, Wachendorf. Gr. 8. 2½ Ngr.

Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele. 3te verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 12. 20 Ngr.

Hottinger, J. J., Huldreich Zwingli und seine Zeit, dem Volke dargestellt. Mit historischen Abbildungen, gezeichnet von Franz Hegi. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Ledebur, L. v., Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer. Zwei Vorträge, gehalten: der erste den 14. Sept. 1842 in dem Verein für Märkische Geschichte, und der zweite am 8. Octbr. 1842 in der geographischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 10 Ngr.

Liebe, F., Entwurf einer Wechselordnung für das Herzogthum Braunschweig sammt Motiven. Mit dem Vorstande des Kaufmannsvereins zu Braunschweig berathen. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 1 Thlr.

Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. vom 7. Juni 1840 bis zum 18. October 1842. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Mühlbök, R., Diego Cantarino, der Falschmünzer, oder: Das Beinhaus von Arieta. Eine romantische Geschichte aus dem Gebirge Sierra de San Adrian in Spanien, nach Quellen historischer Ereignisse der neuern Zeit. Wien, Tauer und Sohn. Gr. 12. 24 Ngr.

Nachtviolen. Eine Novellenkranz vom Chevalier St.-Henri. Leipzig, Peter 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im J. 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von *E. Robinson* und *E. Smith*. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von *E. Robinson*. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3ter Band. 2te Abtheilung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. Der ganze Band 4 Thlr.; das nun vollständige Werk 10 Thlr. 20 Ngr.

Sammter, A., Die Unsterblichkeit unserer Person, wissenschaftlich beleuchtet. Liegnitz, Gerschel. Gr. 8. 15 Ngr.

San-Marte, Groß-Polens Nationalsagen, Märchen und Legenden und Localsagen des Großherzogthums Posen. 2tes und 3tes Heft. Bromberg, Levit. 8. 20 Ngr.

Tschampel, C., Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart. Vier Hefte. Schweidnitz, Heege. 8. 25 Ngr.

Vehse, C. E., Die Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik. 41 Vorlesungen im Winterhalbjahr 1841/42 zu Dresden gehalten. Zwei Bände. Dresden, Walther. Gr. 8. 5 Thlr.

Inländische Zustände. 3tes Heft. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1843.

Charakter und Stellung der französischen Literatur seit 1830.

Die Gegenwart kränkelt in Frankreich an dem leidigsten Mechanismus, einer Krankheit, die wie das ganze öffentliche Leben, so besonders die Literatur ergriffen hat und um so gefährlicher ist, je künstlicher sie den Schein der Gesundheit affectirt. Nirgend ein inneres, frisches, kräftiges, sich organisch entwickelndes Leben, überall ein bloßes Streben nach äußerm, formellem Glanze, Effect und Schimmer; nirgend ein geniales Schaffen aus dem tiefsten Leben heraus, überall ein bloßes Künsteln und wunderliches Spielen mit Worten und Klängen, ein beständiges Jagen nach Stil, Manier, Originalität, ein wirklich rastloses Bemühen, den verwesenden Leib der Literatur mit den Blumen aller Zonen und Zeiten auszuschmücken, aber nirgend ein belebender, begeisternder Hauch des Meisters. Wer sich an der Oberfläche hält und sozusagen blos die Atmosphäre der Gegenwart ins Auge faßt, der mag vielleicht an der unendlichen Regsamkeit der Geister und Reizbarkeit der Gemüther, an der unerschöpflichen Fülle ephemerer Ideen und Entwürfe, an dem raschen Wechsel immer neuer Erscheinungen, an den rastlosen Bestrebungen, zu reformiren und zu restauriren, zu organisiren und zu reorganisiren, an der unermüdeten Thätigkeit, alte Systeme zu zerstören und neue zu bauen, die neuen zu verwerfen und mit alten Trümmern auszuflicken, an der unendlichen Fruchtbarkeit der Presse und an vielen andern Symptomen die allgemeinen Lineamente einer blühenden Literaturperiode zu erkennen glauben. Es wimmelt von Journalen mit den verschiedensten Formaten und Tendenzen; Zeitschriften zu allen möglichen Zwecken bestehen in Menge; Flugblätter fliegen gleich Heuschreckenschwärmen umher; die Bücher mehren sich mit ebenso wunderbarer Fruchtbarkeit als die Brote und Fische des Evangeliums; die Theaterzettel zeigen jeden Abend neue Dramen und Lustspiele an und die Druckerpressen gebären ächzend und stöhnend in unablässigen Wehen Prosa und Verse, Philosophie und Poesie. Literaten von Profession zählt man zu Tausenden, Dilettanten, die sich in Sachen der Literatur ein Urtheil zutrauen, zu Hunderttausenden, Leser zu Millionen. Wächst die Zahl der Autoren künftighin in demselben Maße fort wie in den letzten 20 Jahren, so wird die löbliche Schriftstellerschaft ihr Handwerk in Zünfte und Gilden gliedern müssen; wir hätten alsdann die Gilde der Publicisten, die Gilde der Romanschreiber mit den Nebengilden der Novellisten, Touristen und Feuilletonisten, die Gilde der lyrischen Poeten, die Gilde der Tragödien- und Komödien-, Dramen- und Melodramendichter mit der wichtigen Unterabtheilung der Vaudevillisten u. s. w. Letztere sind in unsern Tagen zu Paris gewiß zahlreicher als die pariser Maurermeister- und Zimmermannszunft zur Zeit Ludwig's des Heiligen, und ich bedauere recht sehr, das von Depping neuerdings herausgegebene Zunftbuch des Etienne Boileau nicht bei der Hand zu haben, um über jenes Factum bestimmte Auskunft geben zu können. Die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Genossenschaftlichen fängt an, sich wieder geltend zu machen in unserer Zeit, welche demselben viel zu übereilt einen allgemeinen Krieg erklärt hatte. Die Schriftsteller, als die Laternenträger des Jahrhunderts, zünden billig andern Leuten ein Licht an; und diesem Berufe getreu, haben die pariser Literaten vor zwei Jahren ihre Generalstaaten oder wenigstens ihre geschlossene Bürgerschaft constituirt und dadurch Künstler, Handwerker, Gelehrte, Geistliche, Dörfer, Städte, Landschaften, kurz alle Staatsorgane indirect aufgefodert, ihrerseits auch in Vereine zusammenzutreten, um gegen die seichte, mechanische Ansicht zu protestiren, ein Staat bestehe lediglich aus einer höchsten, centralisirten Regierung, und dann aus lauter Einzelheiten, welche man, zusammenaddirt, Volk zu nennen beliebe. Es ist wahrscheinlich, daß die pariser Literaten bewußtlos in die Sphäre dieser Ideen eingetreten sind; es ist sogar ausgemacht gewiß, daß ihren persönlichen Motiven höchst eigennützige Absichten zu Grunde gelegen haben, indem, unter dem angeblichen Vorwande, den Eingriffen in das literarische Eigenthumsrecht unsterblicher Genies (die zweifelsohne das Alphabet erfunden) zu steuern, es eigentlich nur darauf abgesehen war, die armen Departementalzeitungen zu brandschatzen und aus einer kleinen Novelle, aus einem artigen Feuilleton wo möglich hundertfaches Honorar herauszuschlagen. Das „Babel", welches diese Literatengesellschaft zu bauen beabsichtigte und das, wie der Prospectus sich unverschämt naiv ausdrückte, „la confusion des genres et des noms, réunis sous l'influence morale

qui caractérise notre époque" abgeben sollte, ist nicht zu Stande gekommen. Gottes Finger hat dieses Monument literarischer Selbstvergötterung, gigantischer Eitelkeit und thörichter Verblendung umgestoßen, noch ehe der Grund dazu festgelegt war. Die kritische und moralische Gerechtigkeit fodert uns indeß das Geständniß ab, daß die jetzt in Frankreich herrschende Sprachverwirrung nicht erst in Folge dieses hirnverbrannten Unternehmens entstanden ist, sondern schon von früher datirt, aus der Zeit der großen Revolution, wo man Deputirter und Redner war, ohne lesen und schreiben zu können, in die Grammatik also nothwendig dieselbe Anarchie kommen mußte, welche im Staate herrschte.

Die Generalstaaten der pariser Literatur versammeln sich in der Richelieustraße bei dem Speisewirth Lemardeley und berathen sich in der Regel bei oder nach einem tüchtigen Mahle, wie unsere biedern Vorfahren, die alten Germanen; nur sind sie nicht, wie diese, von Wein oder Bier trunken, wol aber von Ehrgeiz, Geldgier und Ruhmsucht. Die Theaterdichter bilden schon lange eine geschlossene Gesellschaft, die gerade jetzt das Gymnase dramatique in Bann und Acht erklärt hat, weil die Direction von der jedesmaligen Einnahme nicht die verlangten Procente abgeben will. Die Naturalisten und Orientalisten, die Geographen und Statistiker, die Archäologen und Phrenologen, die Astronomen und Mathematiker, alle haben hier ihre Gesellschaften und Vereine; und alle diese Facta zusammengenommen (der dicken Rauchwolken, die der Opferdampf der schmeicheleistreuenden Kameradschaft und eingebildeter Selbstgenügsamkeit verbreitet, nicht zu gedenken) sind in die Augen springende Phänomene eines energischen literarischen Drangs und Betriebs. Aber all dies Jagen, Treiben, Schreien und Stürmen beurkundet bei aller Verschiedenheit der Strebungen doch nur die eine und allgemeine Überzeugung, daß die Literatur im Argen liege, daß es besser werden müsse. Die jetzige literarische Sturm- und Drangperiode ist nichts als das jämmerliche Umsichgreifen und Anschwellen einer poetisch-politisch-philosophischen Production, die keine einzige starke Pfahlwurzel senkrecht hinab in die Zeit senkt, sondern nur horizontale Ausläufer an der Oberfläche um sich her verbreitet; die trübe Gährung eines wild schäumenden Mostes, von dem kein guter, klarer Wein zu hoffen; die traurige Sprießkraft einer künstlich hervorgerufenen Vegetation, die in den Halm schießt, statt in den Kern zu gehen; die beklagenswerthe Fruchtbarkeit eines Ackers, auf dem Disteln und Dörner und Sumpfpflanzen aller Gattung herumwuchern, wo das Geschlecht der Pilze, die bei jeder Berührung in eine stinkende Jauche zerfließen, sich breit macht und allerlei Giftgewächse blühen und sich gar lustig besamen, wo die Gemeinheit vor allem wuchernd ihre Kryptogamisten auftreibt und die Keime alles Bessern, das sich nur mit Mühe fristet, durch das geile Unkraut erstickt und niedergehalten werden. Man ziehe aus der Metallmasse der französischen Literatur unserer Tage die schädlichen, gemeinen und unedeln Substanzen, mit denen sie versetzt ist; man streiche aus dem goldenen Buch der lebenden Literatur-Nobili die Namen aller Notabilitäten der Seichtigkeit, Leerheit, Flachheit, Armseligkeit, Pöbelhaftigkeit und nüchternen Gemüthlosigkeit, die sich unverschämter- und ungerechterweise eingedrängt und eingeschwärzt haben; und man sehe, wie viel korinthisches Erz, wie viel makelloser Adel übrigbleibt. Wir werden bald inne werden, daß der vielgepriesene Reichthum der neuesten französischen Literatur nur in bezahlten oder freiwilligen Zeitungslügen, in dem vielstimmigen Coteriengeschrei und dem aufgeblasenen Hochmuth Derer seinen Grund hat, die sich bescheiden für die kostbarsten Edelsteine des Geschmeides ausgeben.

Eine Zeit, die blos eine Unmasse mehr oder weniger geistreicher Literaturproducte, eine Unzahl kleinerer oder größerer Literaturtalente aufzuweisen hat, ist keine glänzende Literaturepoche, sondern weit eher eine unheilbringende, gefahrdrohende Zeit für die Literatur, die, von der Seichtigkeit und Unwissenheit, oder von der Gewissenlosigkeit und Unredlichkeit angebaut, verdirbt und verkommt. Bei anhaltendem Verfall wird sie immer schaler und trivialer; die guten Traditionen werden Kinderspott und der gute Geschmack stirbt ab, bis man am Ende in einen Zustand allgemeiner Erschlaffung und Lähmung fällt, der schlimmer ist als das erste einsylbige Lallen der Kindheit und die formlose Roheit der barbarischen Kraftperiode, wo die ganze Masse des wilden Blutes, das in späterer Gesittung und Sittsamkeit sich allmälig besänftigt, noch mit vollem Ungestüm tobt. Die rohen Anfänge literarischer Barbarei gleichen jener Abendröthe, welche oftmals nach stürmischen Tagen eintritt und, obwol nach einer langen und dunkeln Nacht, doch endlich einen heitern Literaturmorgen verspricht; denn indem sie dem tiefsten Verfall einer alten untergehenden Bildung angehören, schließen sie doch zugleich den Anbeginn, Ursprung und ersten Lebenskeim einer neu auftauchenden Culturstufe in sich, während in den sogenannten Herden einer völlig ausgebildeten Civilisation die Barbarei unter dem Firniß der Cultur, die tiefe innere Fäulniß unter einem übertünchten Äußern wie ein Krebs immer weiter um sich frißt, das organische Leben auf große Strecken in scharfem Brand entzündet und die Nachtseite der Gesellschaft lichterloh erhellt. Es war eine Zeit, da drohte das ganze menschliche Geschlecht in einen Zustand completter Corruption und Bestialität zu versinken, hätte damals nicht von den Bergen des Nordens in die verpesteten Sümpfe des Südens ein frischer Wind geweht, hätte nicht die Völkerwanderung den großen Giftpfuhl, das römische Weltreich, tief im Schutte begraben und das Christenthum ein neues Lebens darüber gesäet. Es war dies die Zeit des in die ärgste Fäulniß übergegangenen Heidenthums, als es in Rom von Poeten, Autoren, Rednern, Schöngeistern, Geschichtschreibern, Rabulisten und Sophisten wimmelte und Überfluß an Geistreichigkeit und Übermuth, aber Mangel an Geist und Muth vorhanden war.

Man kann allerdings die Frage aufwerfen, ob die übertriebene Anregung und Steigerung geistiger Kräfte

und Fähigkeiten oder der herannahende Verfall einer die intellectuelle Thätigkeit ins Unendliche steigernden und aufs ungesegnetste stachelnden Bildung den Untergang der Gesellschaft herbeiführe. Beide Zustände, dünkt mich, hängen enge zusammen und, ohne sich gerade schlechthin zu bedingen, agiren und reagiren sie beständig aufeinander und reichen sich gegenseitig die Hände zum gemeinsamen Werk der Zerstörung, abwechselnd Ursache und Wirkung; dergestalt, daß eine morsche, angesteckte Welt- und Lebensordnung, voll Löcher und Risse, voll Eiterbeulen und Schwären, ohne stützende Grundlagen und zusammenhaltende Bänder, nothwendig einen Überfluß an schlechten Autoren erzeugt, gleichwie der verderbliche Einfluß dieser die wackelige Beschaffenheit des socialen Gebäudes nur vermehrt, den Reiz der bösen, giftigen Säfte im Staatskörper beständig erhält und die Gesellschaft zu einem unablässigen Suchen nach Heilkräutern und Stützmitteln nöthigt, welches man gerne für ein gesundes Ringen nach Recht, Licht und Freiheit ausgeben möchte, während es doch nur das Kratzen und Jucken eines Kranken ist, der die blutigen Wunden und Geschwüre, statt sie zu heilen, immer von neuem aufreißt.

Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß Frankreich auf dem Wege ist, in eine große Pestgrube umgewandelt zu werden, wie das römische Weltreich in den letzten Zeiten seiner tiefsten Versunkenheit (anderthalbtausendjährige Wirkungen des Christenthums lassen sich glücklicherweise nicht durch anderthalbhundertjährige Wirkungen einer solchen Aufklärung vernichten); aber es ist unausbleiblich, daß der sociale Zustand Frankreichs mit der Zeit nicht höchst bedenklich, ja vielleicht verzweifelt wird, wenn die Dinge lange so bleiben, wie sie sind, wenn nicht eine gewaltige Erschütterung, eine durchdringende Lebensbewegung die Geister rettend, reinigend und erhebend ergreift. Wir meinen damit nicht etwa eine neue politische Revolution, die das Übel nur noch verschlimmern würde. Es liegt freilich in vielen Dingen und Worten eine Zauberei, die Erstaunliches leistet; aber man muß bedenken, daß jede Zauberei und die Verblendung und Begeisterung, die sie zur Folge hat, nur eine Zeit lang dauern und vorhalten können. Ein Wahnsinn, ein heißes Fieber können einem schwachen Weibe, einem entnervten Greise auf Augenblicke, ja wol auf Tage Riesenkräfte und Munterkeit der Jugend wiedergeben; aber wenn das Brausende dieses Zustandes niedersinkt, so folgt desto größere Erschlaffung und Ermattung. Eine solche Krankheit für ein Volk ist eine Revolution, eines der schlimmsten Fieber, worein die gährenden Elemente der Intellectualwelt und Staaten fallen können. Unvernünftig haben gar viele Leute alle Begriffe verwirren und vermischen gelernt in dieser verwirrten und aus den Angeln gerissenen Zeit. Die Franzosen haben in unsern Tagen von einer plötzlichen Regeneration der Dichtkunst, des Theaters und aller Künste und Wissenschaften nicht allein gehofft, sondern gesprochen, als sei sie schon da. Wie thöricht! Große Thaten kann eine Revolution thun, große Werke hervorbringen kann sie nicht; all ihr poetisches Schaffen nimmt sich unvermeidlich von der Vulkanität der Zeit, in der sie sich bewegt, etwas zur Folie, das literarischen Werken fern bleiben soll. Das liegt in der Natur der Sache, welche die Sprache weise bezeichnet. Die That ist das leicht gemachte und ebenso leicht und schnell geborene Kind des zusammenwirkenden Zufalls, den Einer oder Mehre mit ihrer Kraft ergreifen und zum Gebären zwingen. Aber nie hat der Zufall, nie hat der plötzliche kräftige Entschluß ein Werk geboren. Die That entsteht im Toben und Strudeln, wie im stillen und gleichen Fortschreiten der Stunden, das Werk will die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beschauung, es will die stille Zeit, die langsam, aber herrlich vollendet, was eine Ewigkeit hoffen soll. Auch schaue man nur ein bischen zurück und sage uns dann, wie es steht. Was hat Frankreich für die Literatur Großes geliefert seit der letzten Revolution, die nicht blos eine rein politische, sondern ebenso sehr eine ästhetische war? Freilich hat nicht Jeder Muth und Zeit, in die unermeßliche Kloake der pariser Presse hinabzusteigen und wie Dante, beim Heraufkommen aus dem Höllenpfuhl, zu verkünden, was er Gräßliches und Schauderhaftes gesehen in diesen bodenlosen Abgründen, aus denen verschiedenartige Sprachen erschallen, demüthige Worte, schmerzvolle Seufzer, bald dauernde, bald matte Stimmen und langanhaltendes Händegeklatsch:

> Diverse lingue, orribile favelle,
> Parole di dolore, accenti d'ira
> Voci alte e fioche et suon di man con elle.

Literarischer Zwecke wegen fischen wir nun schon seit Jahren in dem schrankenlosen Ocean der hiesigen sogenannten leichten Literatur, die dem Kritiker, der sie wiegt, oft so erstaunlich schwer dünkt, und durchschneiden mit gespitztem Kiele die salzige Flut der bürgerlichen Rührstücke, der Dramen, Vaudevilles, Romane, Novellen, Erzählungen und Feuilletons, und nie haben wir bis jetzt einen wunderbaren Fischzug gethan und in unserm Netze unter Seetang, Seesternen und verfaulten Trümmern eine rothglänzende Korallenstaude aufgezogen oder eine blinkende Muschel, deren Kleinod im Perlmutterglanz strahlend zurückgeblieben wäre. Die Julirevolution hat viele talentvolle Männer der Literatur entfremdet und dem Staatsdienste oder der Journalistik zugeführt (Guizot, Cousin, Thiers, Mignet u. s. w.), und jedenfalls läßt sich nicht verkennen, daß das redliche Streben nach Gediegenem, welches bis zur Ernennung des Ministeriums Polignac die bessern Autoren der jüngern Schule und Generation charakterisirte, seit den letzten Jahren im Allgemeinen bedeutend abgenommen hat. An producirenden Kräften und Talenten fehlt es zwar keineswegs, aber die meisten arbeiten nur für die Stimmungen des Tages und leisten auf dauernde Wirkungen Verzicht. Alles eilt, stürzt, tobt, schreit und schreibt durcheinander und drängt nach dieser oder jener Richtung hin, ohne daß irgend etwas Bestimmtes oder Bleibendes erreicht oder nur erstrebt wird. Béranger ist verstummt, Victor Hugo erschöpft, Lamartine in Politik verstrickt, Alfred de Vigny

mit seiner Muse entzweit, Barbier unlyrisch gestimmt und das heilige Bataillon des Romanticismus gesprengt und, wie es scheint, poetisch aufgerieben; denn Alfred de Musset und die beiden Deschamps lassen nichts von sich hören und Sainte-Beuve singt nur noch von Zeit zu Zeit ein prosaisches De profundis für die verstorbene Poesie. Auch die talentvollsten der dichtenden Frauen, die Damen Desbordes-Walmore, Amable Tastu, Emile de Girardin (Sophie Gay) haben der Lyrik entsagt und den Damen Louise Collet und Marie Carpentier das Feld geräumt, die indeß aber keine Frühlingslerchen, geschweige denn Nachtigallen sind. In den Provinzen, namentlich im südlichen Frankreich, dem Vaterlande der Troubadours, singen zwar noch wunderliche Käuze, wie der Haar- und Bartkräusler Jasmin in Agen und der Bäckermeister Jean Reboul zu Nismes, aber sie singen in der Wüste; selbst in der Hauptstadt erklingt die Poesie noch aus vielen Kehlen, aber der poetische Nachwuchs ist mehr durch Zahl als Güte bemerkenswerth. Die französische Sprache, durch den Sieg des Romanticismus von den classischen Schnürstiefeln befreit, hat ihre Eigenschaften für prosaische und poetische Darstellungen so vollkommen entwickelt, daß nichts weniger als außerordentliches Talent dazu gehört, um sich mit Gewandtheit darin zu bewegen und manches Hübschversificirte zu Markt zu bringen. Je leichter es ist, Verse zu machen, desto größer wird die Anzahl der Dichter, und da sich nur wenige über die Mittelmäßigkeit erheben, so ist die Folge, daß das durch große Muster verwöhnte Publicum aus Widerwillen gegen den Singsang, mit dem man seine Ohren langweilt, gegen Poesie überhaupt gleichgültig wird. Eine reiche Ernte lyrischer Gaben wird jährlich eingefahren; nichts fehlt beim Feste, weder die Collation, noch das Streichelbier, ich meine das marktschreierische Anpreisen und Auftischen auf der letzten Seite der großen Journale und das laute Juchheischreien der Kameradschaften und Coterien; aber kaum ist das Jahr herum, so ist der poetische Erntekranz, mit Taxus, Buchsbaum, Blumen, Rauschgold, Bändern und vergoldeten Äpfeln bunt geschmückt, von der Decke der Hausflur heruntergenommen und durch einen neuen, „gemacht in diesem Jahr", ersetzt. Der Ruhm der neuen Sänger ist verklungen, der Strahlenglanz der neuen Gestirne am Dichterhimmel erloschen und, Sternschnuppen gleich, sinken die über das Nichts der Welt lamentirenden Poeten in ihr eigenes Nichts zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Am 4. März endigte der amerikanische Dichter Macdonald Clarke sein Leben im Irrenhause zu Neuyork. Er hatte sich Lord Byron zu seinem Muster genommen und ahmte ihn nicht nur in seinen Gedichten und in seiner Tracht nach, sondern auch darin, daß er eine Gattin nahm, dieselbe übel behandelte und sich von ihr trennte. Er gerieth späterhin in große Dürftigkeit; allein seine Frau unterstützte ihn, so gut sie konnte, von ihrem geringen Verdienste. Die letzten Jahre seines Lebens genoß er ein kleines Jahrgehalt, das ihm aus unbekannter Quelle zufloß, und man verschaffte ihm, da er zuletzt mehr als halb wahnsinnig geworden, einen Platz im Irrenhause. Aus manchen seiner Gedichte leuchtet ein herrlicher Geist hervor.

Am 21. März ging in Philadelphia Hr. Condy Raguet, Präsident der Atlantischen Versicherungsgesellschaft und der Handelskammer, zum allgemeinen Bedauern mit Tode ab. Er war von französischer Abkunft, hatte im letzten Kriege als Oberst bei den Milizen gedient, war später Mitglied der Gesetzgebung in Pennsylvanien und gab eine Zeit lang die Philadelphia-Zeitung heraus. Er war ausgezeichnet gut in der Wissenschaft der Nationalökonomie bewandert und vertheidigte die allgemeine Handelsfreiheit mit großer Einsicht und vielen gediegenen Schriften. In diesem achtungswerthen Gelehrten verliert das Land zugleich einen thätigen und nützlichen Bürger.

Am 10. Mai fand in Long-Island, Neuyork gegenüber, ein großes Wettrennen zwischen dem berühmten Hengste Boston und der in Neu-Jersey erzogenen Stute Fashion statt. Von jeder Seite waren 20,000 Dollars gewettet und der Eigenthümer des letztgenannten Pferdes trug den Gewinn davon. Die Stute lief beim ersten Rennen 4 englische Meilen in 7 Minuten und 33 Secunden, beim zweiten, eine halbe Stunde nachher, in 7 Minuten und 49 Secunden. Beim ersten Rennen blieb der Hengst Boston etwa 50 Yards zurück, beim zweiten aber nur eine Pferdelänge. Die Nebenwetten auf beide Pferde haben sich auf mehre Hunderttausend Dollars belaufen. Es waren wenigstens 4000 Zuschauer zugegen.

Die Naturmerkwürdigkeiten, welche bei der von der Regierung der Vereinigten Staaten veranstalteten Entdeckungs-Expedition in der Südsee eingesammelt wurden, sind bereits in Washington gelandet. Es befinden sich darunter viele seltene Pflanzen, über 100 Arten in Töpfen und Kübeln, nebst einer großen Menge von Wurzeln, Knollen, Zwiebeln und Samen verschiedener Pflanzenarten. Im Ganzen soll die Expedition über 10,000 Stück Merkwürdigkeiten aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche eingesammelt haben.

Das Monument zum Andenken der Schlacht von Bunkerhill bei Boston errichtet, Bunkerhill-Monument genannt, hat nunmehr eine Höhe von 200 Fuß erreicht. Am 17. Juni, dem Jahrestage jener Schlacht, wurden oben auf diesem Monumente einige Kanonen abgefeuert. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1843.

Charakter und Stellung der französischen Literatur seit 1830.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Das Theater und die damit verbundene dramatische Literatur macht zwar insofern eine Ausnahme, als die Schaubühne in Frankreich und besonders in dem schaulustigen Paris ein Mittelpunkt des allgemeinen Interesses ist; allein den Theatern fehlt es an Dichtern, die neue, würdige Stücke lieferten. Die allgemeine Klage über den Verfall der dramatischen Dichtkunst rührt weniger von der Theilnahmlosigkeit und dem Mangel an Empfänglichkeit bei dem Publicum, als vielmehr davon her, daß die meisten ihm gebotenen Stücke keines längern Lebens werth sind als eines ephemeren Bühnenlebens, und daß sie nach einem kurzen Herumflattern auf den Bretern die Vergessenheit, welche sie finden, auch wirklich verdienen. Es ist daher natürlich, daß das unbefriedigte ästhetische Interesse sich durch die Novitätensucht schadlos zu halten sucht, und daß, da die Empfindung keine Nahrung findet, die Sinne wenigstens unterhalten sein wollen. Die daraus hervorgehende Schaulust verschafft der auf Augen- und Ohrenweide berechneten Oper und dem modernen, auf Zerreißung und Peinigung des Nervensystems, blos auf Hervorbringung körperlicher Eindrücke abzweckenden Drama einen Sieg über das alte französische Trauer- und Lustspiel, und diese werden sich um so weniger von ihrer Unterdrückung erholen können, je weniger entschiedene und den Geschmack bestimmende Meisterwerke zu erwarten sind. Wenigstens geben Delavigne mit seinem poetischen Eklekticismus und Scribe mit seiner aufgewärmten Marivaudage keine Hoffnung auf etwas Tiefeinschneidendes in diesen Fächern. Delavigne steht in einer Art schlechter Mitte zwischen dem Classicismus und Romanticismus und ist der Dichter der honetten Bürgersleute, der Philister, die Frauen, Schwestern und derengleichen ins Theater begleiten und Stücke beklatschen, die mit Sentenzen, Moralen und Geistreichigkeiten des philosophischen Liberalismus ausgespickt sind, z. B. daß die Menschen eigentlich doch alle gleich und die Könige doch auch Menschen sind, daß die spanische Inquisition doch im Grunde eine schlechte Erfindung und die allgemeine Toleranz eine schöne Sache ist. Scribe ist der Liebling der Geld- und Börsenleute, der Banquiers, die, wenn sie stark dinirt haben, ein bequemes, ihnen angenehmes Amusement genießen möchten und dieses in den Scribe'schen Stücken aufgetragen finden, da die Philosophie dieser Stücke: „Der Reiche ist klug und tugendhaft, weil er reich ist, Armuth aber ist Dummheit und Untugend, weil sie Armuth ist", das Zellgewebe jener Börsenpilze recht behaglich erschüttern muß. Die dramatischen Productionen von Hrn. und Mad. Ancelot, von Bayard, Melesville, Carmouche, Desnoyers, Varner, Dumersan, Germain Delavigne, Merle, H. Dupin, Xavier, Théaulon, Etienne Arago, Pixérécourt, Van der Burch, Lepoitevin de Saint-Alme, Paul de Kock, Francis Cornu, Mazères e tutti quanti können nicht wol ernsthaft als Werke der Poesie betrachtet werden; diese ganze Classe dramatischer Fabrikanten schreibt für halbgebildete Barbaren, für ein Publicum, das, unter dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie aufgefaßt, möglicherweise zu den höhern Ständen gehört, welches man aber im Reiche der Poesie nur zu den untersten Volksclassen rechnen kann.

Die dramatische Poesie in Frankreich ist zwar neuerdings, wie ihre Schwestern in England und Deutschland, auch um eine Form reicher geworden, um das recitirende Drama; doch stellt dieses größere Foderungen an den Dichter, als Victor Hugo und Alexander Dumas zu befriedigen vermögen. Elend, Mord, Blutschande, Gift, Niederträchtigkeit und Skandal aller Art kommt in ihren Stücken vor, aber an wahrhaft Tragischem fehlt es gänzlich, zuweilen auch am Dramatischen. Der Eine setzt das Häßliche und Ekelhafte, der Andere das Sensuelle und Bestialische auf den Thron der Schönheit und beide rechtfertigen die Selbstgefälligkeit ihrer Thorheit durch verkehrte Bezugnahme auf Shakspeare, den vollständigen Gegenfüßler dieser Richtungen und Irrthümer. Während Shakspeare in den furchtbarsten seiner Charaktere, in den grausigsten seiner Helden überall einen psychologisch erklärenden Faden, sowie den Punkt nachweist, wo der Verbrecher noch am Menschlichen festhält und zum Göttlichen, versöhnt und begnadigt, zurückkehren kann, setzen V. Hugo und Alex. Dumas ihr Vergnügen darin, das satanische und vulkanische Element in den Vordergrund zu drängen und unter ihrem angeblich poetischen Mikroskop aufzuschwellen, bis Natur und Kunst, Tugend und Schönheit,

Menschliches und Göttliches von der ekelhaftesten Fratze ganz verdeckt und zu Grunde gerichtet und ein abstractes Unding und Ungeheuer zu Stande gebracht ist, welches uns nur durch das Spuk- und Gespensterhafte erschrecken, nie durch Natur und Wirklichkeit erfreuen kann, weil es mit Natur und Wirklichkeit nichts zu schaffen hat. In Frankreich müssen andere Dichter kommen als V. Hugo und Alex. Dumas, um den Gegensatz von Racine und Shakspeare erfolgreich aufzuheben. Was den dramatischen Dichternachwuchs seit der Julirevolution betrifft, so steht derselbe kaum auf der Schwelle literarischer Interessen. Einige von diesen Autoren, die, wie Felix Pyat, Hippolyte Auger, Dennery, Dinaux, E. Bourgeois u. A., vorzüglich für die größern Boulevardstheater schreiben, befolgen im Gegensatz zu Scribe und Comp. ein angeblich demokratisches System: in ihren Melodramen ist immer der Arme, der Handwerker, der Tagelöhner, der gemeine Soldat, l'homme du peuple mit einem Wort, der Held der Moral und thut die größten Dinge; die Reichen und Vornehmen, die Banquiers, die Wechselmäkler, die Obersten sind immer Gauner, Betrüger, Halunken, die von Rechtswegen im Zuchthause sitzen sollten. Andere Dramatiker, wie Bouchardy, Adolf Dumas, Paul Foucher, Rougemont u. A., behandeln die Dichtkunst wie ein Metier und suchen durch Darstellung einer äußersten, gräßlichen, hoffnungslosen, entsetzlichen oder lüsternen Wirklichkeit heftige, peinliche oder sinnliche Wirkungen zu erregen und den Schaupöbel anzulocken. Um sich davon zu überzeugen, daß wir nicht Schwarz auf Schwarz häufen, braucht man hier nur bei einbrechender Nacht einen Gang über die Boulevards zu machen und nachzusehen, von welchen dramatischen Bestandtheilen die dortigen Theater von sechs Uhr Abends bis Mitternacht leben: hier von ekelhaften, abscheulichen Geschichten und lautbrüllenden, heißhungrigen Leidenschaften, deren Unthaten bindfadenartige Nerven erschüttern können; dort von jämmerlichen Rührspielen, voll weinerlicher Schlechtigkeit und lächerlicher Empfindelei, die thränenreiche Zuhörer finden; weiterhin von einschläfernden, moralischen Vaudevilles, von zotigen Bouffonnerien und Possenreißereien, von unanständigen Farcen und Paraden, in denen Moral, Tugend, Ehre, Gewissen so schandbar verhöhnt werden, daß man nicht weiß, was man mehr anstaunen soll, ob die fürchterliche Dummheit und Blindheit der dramatischen Censur, die solchen höllischen Unfug passiren, oder die unglaubliche Bornirtheit und Blasirtheit des großen Publicums, das sich solche Küchenstücke der Hölle vorsetzen läßt und sie als einfache Hausmannskost verzehrt, oder die Unredlichkeit und Schamlosigkeit der Autoren, die gegen ihre bessere Überzeugung so wüstes, albernes Zeug der öffentlichen Betrachtung auftischen, obgleich wir gern glauben, daß viele französische Dramaturgen in ihrer eigenen ethischen Bildung eben nicht viel höher stehen als die Lumpe und Bösewichte, die sie schildern.

Bei der durch so viele schlechte Verse erzeugten Abneigung gegen Verse überhaupt ist es natürlich, daß sich die Poesie in das Gewand der Prosa geworfen hat, und daß Novellen und Romane die Lieblingsgattung der schönen Literatur geworden sind. Aber auch auf diesem Gebiete hat der französische Geist wenig Erquickliches geleistet. Allerdings spreizt sich der Roman gewaltig und schlägt stolz sein Rad, weil man ihm gesagt hat, er sei das literarische Kleinod des 19. Jahrhunderts, das moderne Epos (Goethe nennt ihn eine subjective Epopöe). Auch schimmern in diesem bunten, umfangsreichen Rade hier und da einige prächtige Federn; alle andern aber verschwimmen in einem trüben, schmuzig grauen Ton. Mit seinen geschminkten Leidenschaften und abschüssigen Situationen, mit seinem bombastischen Wortschwall und protzigen Wesen, mit seinen satanischen Elementen und gotteslästerlichen Tiraden, mit seinen abgeschmackten Parodien von Goethe's „Werther" und lächerlichen Copien von Hoffmann's „Elixiren des Teufels" ist der moderne französische Roman im Grunde weniger unmoralisch als widerlich und roh, eine traurige Ausgeburt überreizter, mitunter an Wahnsinn streifender Phantasie, welche Menschliches und Göttliches zur Fratze verzerrt und die heiligste Mystik des Herzens, die nie über die Lippen schallen sollte, entweiht und öffentlich ausruft; eine schwarze Nacht des Irrwahns und Unglaubens, der Trostlosigkeit und Verzweiflung, in die kein Lichtstrahl aus einer höhern Welt hinabgedrungen, keine Kunde von dem Reiche Gottes, von Versöhnung und Erlösung aus den Fesseln des Todes und der Sünde hinabgekommen. Auch verwelkt schon heute, was gestern erst aufging; die Romane sind wie Treibhausgewächse, welche am Morgen Knospen treiben, den Mittag blühen und am Abend Früchte tragen, die man vor dem Schlafengehen noch verzehrt. Die talentvollsten von den Romanschreibern bringen es zu einer Berühmtheit von 10, wenn es hoch kommt, 15 Jahren, um alsdann vergessen und von andern verdrängt zu werden, die ebenso schnell den Platz räumen müssen. Balzac, noch unlängst der gelesenste und gefeierteste Romandichter, steht schon bis über die Knie im Meer der Vergessenheit, deren düstere, kalte Wogen mit jedem Tage steigen und steigen und in ihrer dunkeln, schwarzen Tiefe die Massen Tagserinnerungen begraben. „Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle und wir versinken", können mit Goethe die französischen Romanschreiber der Gegenwart sagen. Michel Masson, Hippolyte Brucker, Paul Lacroix u. A. sind von der Bühne der Novellistik abgetreten, welche alsbald von Emile Souvestre, Frédéric Soulié, Alphonse Karr, Léon Gozlan, Elie de Berthé, Charles de Bernard eingenommen worden, die ihrerseits wieder Hrn. Eugène Sue gewichen sind. Eugène Sue ist jetzt der Held des Tags, der Liebligsautor der höhern und niedern Lesewelt. Seine „Mathilde", ein Roman in sechs Bänden, hat binnen kurzer Zeit sieben Auflagen erlebt, nachdem er zuerst stückweise als Feuilleton der „Presse" publicirt, mehre Monate hindurch das ganze Lesepublicum des heutigen Frankreichs in athemloser Spannung gehalten und seitdem, als Melodrama von der absurdesten und abscheulichsten Sorte appretirt, im Saal der Porte Saint-Martin jeden Abend convulsivische Rührung her-

vorbringt. In diesem Augenblick verschlingt die Lesegier die „Mystères de Paris" desselben Verf. und mehr als eine zarte Lilienhand zerreißt jetzt Morgens mit hastigen Rosenfingern das Kreuzband des „Journal des débats", um nachzusehen, ob endlich im Feuilleton die Fortsetzung des unendlichen Romans angekommen, dessen erster Theil einen Herzwinkel mit neuen Bekannten bevölkerte, gegen welche alle wirkliche Personen als jämmerliche Schwächlinge erscheinen, und die schöne Leserin in die geheimsten, aber pikantesten Schlupfwinkel des Lasters und Verbrechens einführte, die der Anstand in natura zu besuchen verbietet, die man aber doch gern in effigie als niederländisches Genrebild in Höllen-Breughel'scher oder Rubens'scher Manier ausgeführt sieht. In der letzten Zeit schildert Sue nicht mehr das Schiffs- und Seeleben, sondern das Salons- und Landleben, und verlegt seine Geschichten nicht mehr in Fregatten oder Negerschiffe, in Kajüten oder Schiffsräume, sondern ins Bagno oder in die vornehme Gesellschaft, in ein Bordell oder in eine sittliche Familie; doch hat Sue auch in der Auswahl der Stoffe gewechselt, so ist doch seine Vorliebe für das Gräßliche unverändert geblieben und seine Sittenromane sind, wie seine Seeromane, reiche Repertorien von Schandthaten und Niederträchtigkeiten, wahre Mustersammlungen des Schrecklichen und Abscheulichen. Seine Bösewichter erhalten indeß von der französischen Akademie keinen Monthyon'schen Tugendpreis mehr, wie der Neger im „Atar-Gull", und seine Ehrenmänner, die sich ihr ganzes Leben lang ernsthaft um das Gute bemüht, werden am Ende nicht mehr unglücklich, von Zweifeln zerrissen und beinahe Atheisten, wie der Cardinal in der „Vigie de Koat-Ven", während in eben diesem Roman ein grundschlechter, ruchloser Mensch freudig und des Himmels versichert stirbt; sondern die großen Canaillen erleiden jetzt, wenn ihr Sündenregister voll ist, durch eigene Schuld den schrecklichen Tod lebendig Begrabener, wie der Mulatte in der „Mathilde", indem der Verf. den Grundgedanken seiner frühern Romane: daß das Laster hier auf Erden nothwendig und ungestraft über die Tugend triumphirt, dahin modificirt hat, daß die Schlechtigkeit so lange unbedingt glücklich ist in ihren schmählichen Umtrieben gegen die Ehrlichkeit, bis sie sich in ihre eigenen Fallstricke verrennt. Man sieht, Sue hat nicht sowol seine pessimistische Ansicht vom Weltlauf aufgegeben und mit einer optimistischen vertauscht, sondern blos die Moral des Reineke Fuchs und Robert Macaire gegen die Moral des Père Matthieu und des Bon-homme Jacques umgewechselt und wol am besten daran gethan; denn Leute, die zu ihren poetischen Productionen, worin sie unsittliche Stoffe behandeln, keine ausgebildete philosophische Weltanschauung mitbringen, die sie über die Unsittlichkeit erhebt, — solche Leute sollen sich an den Katechismus halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ästhetik der Tonkunst. Von Ferdinand Hand. Zwei Theile. Jena, Hochhausen. 1837—41. Gr. 8. 5 Thlr.

Unter allen schönen Künsten ist keine so abhängig von ihrer Fortbildung in den Jahrhunderten, von den Kunstmitteln, von dem besondern Geschmack der Völker und Individuen, darum auch keine so modern, als die Musik. Dichtkunst wird mit der Sprache geboren und zeigt schon in ihrer Wiege hohe Vollendung, Architektur und das Ebenmaß herrscht in Aegypten und Griechenland wie heute in Europa über Wohnräume oder Tempel, Sculptur über Marmor oder Holz, Malerei über die Darstellung durch Farben, freilich auch Tonkunst über Töne; allein außer der Menschenstimme hat die mannichfache Erfindung von Instrumenten allen Gebrauch und alle Wirkung derselben verändert, und durch die Einführung der sogenannten schwebenden Temperatur in den Tonverhältnissen ist die gesammte neue Kunst der alten unähnlich und besitzt einen früher gänzlich unbekannten Reichthum von Kunstmitteln. Daher denn die Erscheinung, daß, ungeachtet allgemeiner Empfänglichkeit für Töne und deren lyrische Verbindung, der volle Eindruck musikalischer Kunstwerke unserer Zeit nur bei Wenigen vorauszusetzen ist, und dieser sich gleichsam in eine Aristokratie der Kenner oder Verständigen zurückgezogen hat, dessen die größere Zahl der Hörer entweder gar nicht oder nur in sehr unvollkommener Weise theilhaft wird. Zwar will eine Kennerschaft sich in allen schönen Künsten geltend machen, allein was hier gemeint ist, vergegenwärtigt sich jeder vielleicht am besten, wenn er den Fall setzt, ein alter Grieche aus der Zeit des Perikles, der einst von damaliger Musik entzückt gewesen, erstände aus seinem Grabe und hörte eine Symphonie von Beethoven, oder ein Oratorium von Sebastian Bach — würde sein Ohr Gefallen daran finden? Ja, käme er ins Concert des Claviervirtuosen Liszt, — man weiß kaum, wie ihm wäre!

Darum unterliegt die Ästhetik der Tonkunst größern Schwierigkeiten als jede andere. Unser Verf. verbirgt sich dieses nicht, sucht den Grund darin, der Gegenstand liege nicht im Gebiet des Verstandes und der Begriffe, sondern der Gefühle, welches wahr ist und für jede Kunst gilt; vielmehr aber entspringt hier die eigenthümliche Schwierigkeit daraus, daß man ohne Verstand und Begriffe gar nicht zum Gefühle gelangen kann, und jene doch wiederum nicht dieses selbst sind, welches für sie vorausgesetzt werden muß. Darum verlieren sich die Reden über Musik noch mehr wie bei andern Künsten ins unbestimmte Allgemeine, in leere Formeln phantastischer Sprache, woran nur Wenige sich erbauen. „Nirgend finden wir mehr ungründliches Geschwätz und prunkenden Wortkram als in Sachen der musikalischen Kunst." Auch wird, wie der Verf. richtig anmerkt, das Urtheil erschwert durch das Vorüberschwebende der Werke des Tonkünstlers; es wird schon, die Wirkung des Ganzen festzuhalten, ein besonders geübtes Gedächtniß erfodert, welches bei Gegenständen des Auges durch wiederholte Betrachtung eine willkommene Unterstützung findet. Rechter Verstand und rechte sinnliche Auffassung zu gewinnen, hält in unserer modernen Musik gleich schwer.

Wenn deswegen — laut der Vorrede — Nägeli behauptet, „in Sachen der musikalischen Kunst sei dem Dilettanten zu sprechen kaum vergönnbar", so hat er zum Theil Recht; er meint nämlich den Verstand und die Begriffe, welche der sinnlichen Auffassung für ihre Möglichkeit vorausgehen, die Aristokratie der Kennerschaft und das sichere Gedächtniß. Allein diese sich zu erwerben, ist auch dem Kunstfreunde nicht unmöglich, ohne daß er Virtuose oder Componist zu sein braucht, ja letztere wer, den oft durch einseitige Vertiefungen ihres Bestrebens einseitig, und ein Kunstfreund überschaut freier das gesammte Kunstgebiet. Gibt also der Verf. sein Werk als „Product der wärmsten und reinsten Liebe für die Kunst", so soll ihm dieses in unserer Meinung nicht schaden, und er hat seinen Beruf zu sprechen durch Verständniß und musikalische Empfänglichkeit hin-

weichend dargestellt. Nur kann Ref. nicht einstimmen: „unsere Literatur habe noch keine Ästhetik der Tonkunst aufzuweisen"; denn drei Jahre vor Erscheinung des zweiten Theils vorliegenden Werks hatte Hr. Schilling eine „Ästhetik der Tonkunst" herausgegeben *) und darin sehr gute Dinge vorgetragen. Inzwischen ist der erste Theil ein Jahr früher erschienen.

Ursprünglich waren Poesie und Musik miteinander verbunden und letztere hat erst später eine selbständige Entwickelung begonnen. So wird sie denn die geistige Schöpfung eines eigenthümlichen Kunstwerks möglich und auf Schönheit und ästhetischen Eindruck Anspruch machen. Will Nägeli die Musik ein bloßes Tonspiel, eine bloße geregelte Verbindung von Tönen und Tonreihen ohne Charakter nennen, so bezeichnet er mehr die Art und Weise mancher neuern Compositionen als die Kunst selbst, welche gleich ihren Schwestern Stil und Charakter besitzt. Oder hätten Händel, Mozart, Haydn charakterlose Werke geliefert? Es mag schwerer fallen als in der Poesie und ohne deren Texthülfe sich die Verschiedenheiten des Charakters zu verdeutlichen, aber sie sind vorhanden, und man muß sich wundern, wenn ein Kenner, ein Musik-Aristokrat, solches leugnet.

Vor Tonmalerei warnt der Verf. mit Recht und beschränkt sie auf einen engen Kreis, wogegen die Klarheit immer eine Tugend bleibt. Sie steht allerdings in Beziehung zur Auffassungsfähigkeit des Hörers, und Manchem bleibt dunkel, was dem Andern hell ist. Beethoven ging hierin bis zur Grenze und über dieselbe hinaus, seine letzten Werke sind verworren; eine sichere Theorie hierüber zu geben, hält vielleicht so schwer, als für den reinen Satz, für welchen die frühern Vorschriften in neuerer Zeit nicht mehr gelten und wol zu dem Grundsatz führen: „in der Musik sei Alles erlaubt". Wäre dies, so würde alle ästhetische Beurtheilung unmöglich. Ebenso ist es mit dem Reichthum der Mittel, welche der Tonsetzer aufwendet, wodurch Viele ihre Dürftigkeit verdecken, und ein Kritiker sagte: bei Meyerbeer's Opern, Clavierwerken von Herz und Chopin werde durch Übermaß an Combinationen dem Hörer krank und weh zu Muthe. Freilich nannte ein Anderer Chopin's Werke: „unter Blumen eingesenkte Kanonen, welche die Weltherrscher zu fürchten hätten!" Beethoven — mit Ausnahme der letzten Zeit — gilt dem Verf. mit Recht als Muster, doch hat er manche Nachahmer verführt.

Töne müssen sich nicht in Lärm verlieren, Rhythmus soll faßlich bleiben, obwol Gottfried Weber letztern eine nicht wesentliche Eigenschaft der Musik nannte, womit nur das Einförmige desselben im Gegensatz des Freien gemeint sein kann. Ungebildete Völker gestalten ihre rohen Melodien nach durchgreifenden Verhältnissen des Takts, vorzüglich in der Begleitung; bei fortschreitender Bildung wird der Takt freier, der sich in neuerer Musik am reichsten durchgeführt findet.

Als unmittelbare Darstellung des Gemüthslebens ist Musik entstanden und fortgesetzt, sie verlangt zuvörderst Melodie. Diese ergreift für sich und wird durch Harmonie unterstützt, und Nägeli behauptet unangemessen: je weiter sich die Instrumentalmusik in ihren freien Sprüngen, Verkürzungen und Verlängerungen von der Singbarkeit entferne, desto vollkommener werde sie. Alle Harmonie wirkt durch Consonanz und Dissonanz, letztere strebt der erstern entgegen. Der Verf. unterscheidet eine formale, charakteristische, ideale Schönheit, gibt auch eine Charakteristik der Tonarten, gegen deren nähere Feststellung Ref. schon bei Besprechung des Schilling'schen Werks aus Gründen der neuern gleichschwebenden Temperatur Einwendungen gemacht; gegen falsches Tempo des Vortrags sichert oft kaum das Mälzel'sche Metronom. Am entschiedensten wird das charakteristisch Schöne in der Melodie hervortreten. Mit dem Idealschönen erreicht das Kunstwerk seine Vollendung, der Verf. nennt hierfür den „Don Juan" von Mozart, und vor Allem den Repräsentanten dieser Stufe, den unvergleichlichen Beethoven.

*) Vergl. Nr. 27 und 28 d. Bl. f. 1840. D. Red.

Begreiflich kann, wie in andern Künsten, auch für die Musik das Anmuthige, Erhabene, Traurige, Freudige, Komische u. s. w. unterschieden werden, und der Verf. widmet diesen Arten des Schönen besondere Abschnitte. Zwei Hauptzweige bilden Instrumental- und Vocalmusik, wenn man nicht mit Hegel die erstere leer und unverständig nennen will. Doch Philosophen sind selten gute Richter über musikalische Kunst. Mit Erfindung der Instrumente war die Kunst eingeleitet, wie umgekehrt die Entwickelung der Kunst Verbesserung und Vervielfältigung der Instrumente herbeiführt. Ob Instrumentalmusik zuerst nur Begleiterin des Gesanges gewesen, oder der Hirt auf seiner Flöte auch ohne Gesang gespielt, läßt sich nicht geschichtlich feststellen. Erst als im 17. Jahrhundert die Instrumente vervollkommnet waren und kunstfertige Spieler auftraten, stellten sich unter eigenem Namen gewisse Arten von Compositionen heraus, wie Fuge, Präludium, Phantasie, Capriccio, Etude, Ouverture, Sonate, Concert, Symphonie u. s. w., deren Eigenheiten der Verf. festzustellen sucht, obwol in den Benennungen und den Grenzen jeder Art stets manches Willkürliche bleiben wird. So z. B. ist Concert ursprünglich jede Vereinigung mehrer Stimmen und ist allmälig zu einer Form für Darlegung der Virtuosität auf einzelnen Instrumenten geworden, wobei Bedeutsames und minder Bedeutsames in Bezug auf musikalischen Eindruck seine Stelle findet, aber doch eine gewisse Einheit des Ganzen stattfinden soll. In der Symphonie ist Beethoven vielleicht der Größte und Kühnste, der Verf. lobt an ihm Idealität, Romantik, Universalität mit Individualität, leugnet aber nicht die Überladung und Unklarheit seiner letzten Werke. „Ob wir eine Zeit erwarten können, in welcher das Publicum diese letzten Producte des großen Geistes in ihrem wunderbaren Bau ohne Einbildung verstehen, aneignen und genießen werde, läßt sich darum nicht behaupten, weil, so lange Künstler schaffen, diesen ein Gebiet der Schönheit angewiesen bleibt und Schönheit ohne anschauliche Klarheit nicht existirt."

Vocalmusik hatte in alter und neuer Zeit zur Grundlage den individuellen Gesang des Volksliedes und hat sich für die Kirche und außerhalb derselben fortgebildet zu Chören, Recitativen, Fugen, Chorälen, Motetten, Messen, Arien, Cantaten, Oratorien, Opern u. s. w., wo nun über alle diese Formen viel verhandelt werden kann und der Verf. mit Kenntniß und Geschmack das Einzelne in nähere Erwägung zieht. Kirchliche Musik soll billig das Einfache, allgemein Verständliche festhalten, die Oper, als reichste Gestaltung des weltlich Epischen und Lyrischen, welche auf einen Höhepunkt des Kunstbetriebs gerichtet ist, verstattet die mannichfaltigste Behandlung und Aneignung, sodaß über keine Gattung musikalischer Werke mehr geschrieben worden als über die Oper, die fast ein Schooskind der neuern Zeit genannt werden mag und Sängern wie Sängerinnen goldene Früchte getragen hat.

Wer sich über seine musikalischen Genüsse verständigen und von dem Gebiet der neuern Musik einen Überblick gewinnen will, der nehme vorliegende „Ästhetik der Tonkunst" zur Hand und er wird zur Bestätigung, Berichtigung und Erweiterung seiner Urtheile reichen Stoff finden. 5.

Literarische Notiz.

Es ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß zwei junge Dichter in französischer Sprache zu gleicher Zeit auftreten, deren beider Heimat das ferne Amerika ist. Diese beiden Zugvögel, die sich nach Frankreich verschlagen haben, sind A. Mercier und Adrien Rouquette. Die Poesien des Erstern, die den Titel „La rose de Smyrne" und „L'ermite de Niagara" führen, haben einen poetischen Schwung und sind zum Theil in der Form nicht unglücklich. Die „Savanes, poésies americaines" von Rouquette dagegen sind im Ganzen weniger originell und athmen eine stillere Frömmigkeit, die indessen nicht ohne poetischen Hauch ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1843.

Charakter und Stellung der französischen Literatur seit 1830.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Übrigens ist Eugène Sue nach wie vor ein ästhetischer Terrorist, ein Meister in Erfindungen von Unthaten und Unmenschen, wobei er natürlich oft in die Caricatur fällt. Die Hauptfiguren seiner „Mathilde“ haben in keiner Zeit, in keinem Lande existiren können; sie gehören unserm Planeten nicht an. Echt menschlich ist allein die alte Frau Sécherin, und meisterhaft naturgetreu ist die köstliche Schilderung des Café Leboeuf in der Einleitung und die Charakteristik der Originale, die dort verkehren. Die andern Charaktere sind durchgängig verzeichnet und verzerrt. Mademoiselle de Maran, Mathildens Tante, ist die eingefleischte Bosheit in abstracto, die mit raffinirtester Tücke zwei junge, unschuldige Mädchen systematisch verdirbt und unglücklich macht und ihre Nichte an einen ruinirten Spieler und Wüstling verkuppelt, der falsche Wechsel fabricirt hat und seine Frau auf jede Weise ins Elend bringt. Doch trotz der satanisch angelegten und durchgeführten Erziehung ist Mathilde ein zu tugendreiner Engel geblieben, als daß die schmuzige Umgebung ihres Eheteufels und Haustyrannen sie beflecken könnte; nur möchte man zum Besten der Leser wünschen, daß der Autor die ätherische Creatur etwas zarter behandeln und sie nicht wie einen galvanisirten Frosch vor unsern Augen zucken und zappeln ließe. Lugarto ist ein personificirter Teufel, ein systematischer Bösewicht, ein wahrer Messer Miglione mit einem jährlichen Einkommen von fünf Millionen Francs Rente, die es ihm möglich machen, eine geheime Privatpolicei zu halten, deren Spione sich in das Innere vornehmer Familien stehlen, um Verirrungen und Skandale zu erforschen, deren Mitwissenschaft ihrem reichen Gönner einen allgemein und ungemein gefürchteten Namen macht; außerdem ein gewaltiger Maulheld, eine so feige Memme und ein so gewissenloser, undelicater Schurke, daß er auch noch mit einigen entsprungenen Galeerensträflingen und Gurgelabschneidern in Verbindung steht, um sich in vorkommenden Fällen lästiger Gegner zu entledigen. Mathilde wird, nach kaum verlebten Flitterwochen, von diesem Geier bedroht, der über ihrem Haupte seine drohenden Kreise zieht. Das Raubthier liebt sie nicht; aber es will seine Beute besitzen, weil sie widersteht, und da die Überredungskünste und Galanterien dieses Millionnairs bei der jungen Frau nichts ausrichten, gebraucht er endlich ein Einschüchterungsmittel gegen Gontran, Mathildens Gatten, dessen falsche Wechsel er in Händen hat und der sich in seiner Ehrlosigkeit dazu versteht, durch ein eigenhändiges, zärtliches Schreiben seine Frau in einen Hinterhalt zu locken. Dabei fällt eine Nothzucht- und Prangerscene vor, von solcher Raffinirtheit und marternden Peinlichkeit, daß alle andern Schilderungen dieser Art dagegen lahm und zahm erscheinen. Kurz und gut, wir sehen uns auf die Folter gespannt. So groß aber ist das Talent Sue's, so kräftig und anschaulich seine Darstellung, so mannhaft seine Sprache, daß man nolens volens weiter lesen muß und im Grunde keine Zeit hat, Athem zu schöpfen. Wer die ersten sechs Seiten gelesen, muß dem Autor bis ans Ende folgen, wenn er auch das Buch zuletzt mit einem fürchterlichen Kopfweh zumacht. Denn der Eindruck beim Lesen Sue'scher Romane ist, wie beim Sehen Dumas'scher Dramen, blos körperlich; die Nerven leiden, wir empfinden Angst und Beklemmung, gerade als sähen wir einen Menschen im Kampf mit einer wilden Bestie, die ihm ihre Tatzen und Zähne ins Fleisch einschlägt. Gewiß aber ist es nicht der Zweck und die Bestimmung der Dichtkunst, den Leser oder Hörer durch die alleinige Hervorrufung zerreißender und peinigender Gefühle zu verletzen. Mit je erstaunlicherer Kraft, mit je energischerer Virtuosität aber hier die empörendsten Momente, die verruchtesten Machinationen dargestellt und geschildert sind, desto peinlicher ist der Eindruck. Selbst schriftstellernde Damen haben sich in dieses galvanische Genre geworfen und verleugnen in ihren Novellen- und Romancompositionen allen Takt, allen Schönheitsinn, alles Liebenswürdige und Herzengewinnende, wodurch das andere Geschlecht sich so schön auszeichnet. Das Zarte und Feine des geselligen Lebens und Verkehrs, die holden Züge der Galanterie, die süße Verlegenheit, Verschämtheit und Schelmerei der Liebe und Unschuld, kurz Alles, worin der weibliche Charakter sich am anmuthigsten und lieblichsten darstellt, sucht man in diesen Romanen vergebens und manchmal ist kaum zu begreifen, wie ein einziges Mädchen- oder Frauengehirn so viel Schrecklichkeiten und Abscheu-

lichkeiten hat aussinnen können. Die Gräfinnen Choiseul-Gouffier und Choiseul-Meuse haben einen Berg Ritter-, Räuber- und Gespensterromane à la Spieß und Cramer verfaßt, und die Damen Eugénie Foa, Sophie Pannier, Hortense Allart, Flora Tristan, wie die Demoiselles Clementine Mame, Sophie Mazure u. A. eine große Anzahl Schmuz- und Skandalgeschichten geschrieben, von denen die Grazien und selbst die Schamhaftigkeit sich zürnend abwenden.

Bei so verkehrten, excentrischen Richtungen sollte man erwarten, daß wenigstens die Kritik auf dem schlecht bestellten Felde der schönen Literatur Gelegenheit zum Mähen fände und bei dem allgemeinen Brachliegen sämmtlicher Schläge der Belletristik ein vortheilhafteres Bewirthschaftungssystem anriethe; aber der kritische Acker selbst ist mit Quecken überwachsen und verwildert; auch die Kritik hat sich den ästhetischen Gelüsten der Menge preisgegeben und den materiellen Götzen des Tags verschrieben. Anstatt die Literatur am Rande des Abgrunds einzuhalten, gibt sie ihr den letzten Stoß, der sie vollends hinunterstürzt, und weiß nur hämisch zu witzeln und zu spötteln oder wie verzückt zu declamiren und zu phantasiren über irgend ein Buch oder Thema, welches das Glück oder Unglück hat in ihre Hände zu fallen. Ich sage Glück oder Unglück, denn das hängt vom Zufall und einigen andern Umständen ab. Man darf einer französischen Zeitung oder Zeitschrift unter keiner Bedingung zumuthen, daß sie die Elucubrationen von Freunden und Gleichgesinnten tadeln und die Productionen der Gegner loben läßt. Religion, Wissenschaft und Kunst, und was sonst die höchsten Gegenstände des Menschen sind, müssen hier im Lichte der Politik und der Parteiungen betrachtet werden; insoweit sind also der französischen Kritik die Hände gebunden. Der Kritiker der „Presse" ist genöthigt, Hrn. de Lamartine herauszustreichen und Hrn. de Cormenin schlecht zu machen; der Recensent des „National" hat gerade die entgegengesetzte Ordre; kurz, jedem Aristarchen ist seine Rolle angewiesen und vorgeschrieben durch die politische Farbe des Blattes, an dem er mitarbeitet. Dann legt auch die literarische Kameradschaft Rücksichten auf, wie denn ein zu rechter Zeit angebrachtes Geschenk des Autors oder Verlegers auch seine Wirkung nicht verfehlt. Der Zufall regiert in den freilich ziemlich seltenen Fällen, wo die Kritik freie Hand hat. Der Zufall im vollen Sinne des Worts; denn keine menschliche Vernunft kann vorausbestimmen, was die Kritik in diesen Fällen loben oder tadeln wird; wäre eine gewisse Regelmäßigkeit, wie sie die Wahrscheinlichkeitsrechnung selbst im Lottospiel entdeckt hat, darin wahrzunehmen, so würde ich denken, der französische Kritiker zähle Lob oder Tadel an den Knöpfen ab, oder richte sich nach dem Wetter. Ohne ästhetische Theorie, ohne feste, stichhaltige Grundsätze, schwankt sie, von dem leisesten Winde jeder Idee und Doctrin bewegt, unstät hin und her, hätschelt, streichelt, schmeichelt, keift, kratzt und beißt, Alles ruck- und stoßweise, wie sie der Rappel ankommt. Die beiden Pole der französischen Kunst- und Theaterkritik sind Jules Janin und Théophile Gautier, ein Equilibrist und ein Groteskkänzer, die das frivole Publicum durch ihre Künste und Sprünge ergötzen und auf dem Gebiete der Literatur dieselbe Rolle spielen, die Tänzer und Tänzerinnen in der dramatischen Kunst versehen, und dafür Beide das rothe Bändchen im Knopfloch tragen. Ihre hanswurstigen Paraden scheinen alle ernsthaften Kritiker verscheucht zu haben: Fauriel, Ampère, Magnin, kritische Talente ersten Rangs, lassen seit Jahren nichts mehr drucken. Andere tüchtige Köpfe sind durch den Staatsdienst der Kritik entzogen worden und haben leider nach dem bekannten französischen Axiom gehandelt: la littérature mène à tout, à la condition de la quitter. Villemain ist ins Ministerium gelangt, Lerminier Requetenmeister; Vitet, Saint-Marc-Girardin und Michel Chevalier sitzen im Staatsrath; Mérimée, Nisard und J. Barthélemy Saint-Hilaire sind bei den verschiedenen Ministerien angestellt; Philarète Chasles, Edgar Quinet, X. Marmier, Hippolyte Fortoul zu Universitätsprofessoren, Loève-Veimars und A. Gueroult zu Consuln im Orient ernannt worden. Die Majorität der französischen Autoren macht die Schriftstellerei zu einem Mittel für politische Zwecke und betrachtet sie als eine Taktik, durch die man die Uneigennützigkeit zur Kupplerin der Habsucht stempelt, zum allgemeinen Besten für sein eigenes Beste sorgt, zum Wohle des Staats und mit Selbstaufopferung sich an die einflußreichsten und ergiebigsten Plätze drängt und in der Presse seine Talente im schönsten Lichte oder in der furchtbarsten Haltung zeigt, um die Regierung zu einem kräftigen Versuch auf dieselben anzufeuern und wie Duvergier de Hauranne sarkastisch sagt, zum „Gebrauch unbekannter und unwiderstehlicher Argumente" aufzumuntern, die den Schriftsteller auf einmal von dem Irrthum seiner bisher gepredigten Ansichten überzeugen und den liberalen, radicalen, republikanischen, saint-simonistischen Saulus über Nacht in einen gouvernementalen, conservativen, monarchischen, katholischen Paulus verwandeln, der verflucht was er angebetet, anbetet was er verflucht hat. Die plötzlichen, cynisch vor sich gegangenen oder systematisch vorbereiteten, allmäligen Sinnesänderungen (wie sie das in der Apostasirkunst gründlicher als Jemand erfahrene „Journal des débats" lobt und liebt) vieler französischen Schriftsteller seit 1830 sind weltbekannt. Literaten und Publicisten aller Parteien wechseln ihre Lebensansichten, wie Libertins ihre Geliebten, oder vielmehr, wie Speculanten, die sich verheirathen, aber ein einträgliches Geschäft aus ihrer Heirath machen wollen. Auf das Mädchen oder die Idee kommt es nicht an; die Frage ist: was bringt sie mit?

(Der Beschluß folgt.)

Die protestantische Kirche.

Der Architekt Hallmann entwickelt in seiner an mannichfachen Anschauungen reichen Schrift: „Kunstbestrebungen der Gegenwart" (Berlin, Berliner Lesecabinet. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.), auch seine Ideen über den Bau protestantischer Kirchen. Er widmet ihnen einen eigenen Abschnitt, und nachdem so viel für und wider die Restitution des Kölner Doms,

als die [illegible] Kirche aus dem Geiste des mittelalterlichen Katholicismus gesprochen worden, ist es allerdings an der Zeit, auch einen Protestanten und einen Künstler über das Bedürfniß der Protestanten nach einem zeitgemäßen Gotteshause für ihren Cultus, und wie die Kunst die Aufgabe aufzufassen hätte, anzuhören. Der Künstler hat carte blanche. Der Protestantismus, obgleich er inne geworden, daß sein nach Licht und Erkenntniß ringender Gottesdienst in „der Puritaner dumpfen Predigtstuben" keine Befriedigung findet, hat doch noch kein so selbständiges und unabhängiges Gehäuse gefunden, als es die protestantische Kirche, ihrem Geiste nach, sein will. Man behalf sich in den vorigen Jahrhunderten mit den verlassenen katholisch-gothischen Kirchen, aus denen man Alles zum Zweck nicht Dienende entfernte, wodurch sie aber ein leeres Ansehen erhielten. Die Versuche, neue, hellere Gotteshäuser zu bauen, fielen kleinlich aus, oder man ahmte in letzter Zeit die Basiliken nach, die ebenso wenig dem Geiste des Protestantismus entsprechen und in denen die Gemeinden, noch mit traditioneller Ehrfurcht vor der düstern Würde der gothischen Dome, sich nicht behaglich fühlten. Hrn. Hallmann's Wahlspruch ist: „Wagen wir es wir selbst zu sein." Er kämpft mit aller Begeisterung der Jugendfrische gegegen die, seiner Ansicht nach, unglücklichste Richtung der Kunst, gegen das Nachäffen der Vergangenheit, eine Richtung, die dahin geführt hat, die Kunstwerke nur für einen sehr kleinen Theil der Welt verständlich zu machen. Um sie zu würdigen, sind wir gezwungen, uns aus der Zeit herauszureißen, während doch die Kunst die in jeder menschlichen Brust ruhenden Gefühle erregen, erhöhen und die Gegenwart idealisiren, aber nicht ignoriren solle. Dies ist die Tendenz seiner Schrift im Allgemeinen; sie hat schon Kämpfe angeregt und wird deren noch mehr anregen. Im Speciellen aber hält er den Augenblick, wo in Berlin, der Hauptstadt des größten protestantischen deutschen Staats, ein neuer protestantischer Dom gebaut werden soll, worin er ein welthistorisches Ereigniß erblickt, für den geeigneten, um sich über die Grundsätze zu verständigen, wie ein eigenthümlicher Stil, den Bedürfnissen und dem Geiste des Protestantismus entsprechend, für seine Kirchen zu fördern wäre. Hr. Hallmann ist ausübender Künstler und seine Entwürfe zum berliner Dom standen in der letzten berliner Kunstausstellung zur Anschauung für das Publicum aus. Dieser Theil seiner Schrift sollte ein erklärendes Begleitungsschreiben sein. Als erste Bedingung fodert er, daß der protestantische Dom, analog der Peterskirche in Rom, eine, seiner hohen Bedeutung entsprechende Würde und zweckmäßige Größe und Pracht entwickele. Es gilt nicht Effect machen wollen durch betrügerisch herbeigeführte Illusionen, aber ein Gotteshaus muß eine Wirkung, d. h. eine erhebende und veredelnde Stimmung hervorrufen. Der gute Protestant will zwar durch nichts sinnlich bestochen sein; aber jeder Mensch wird stets der äußern Anregung bedürfen und äußern Eindrücken unterworfen sein. Darin liegt der Reiz des Lebens. Es ist nur die Aufgabe der Vernunft, die Stimmungen zurückzuhalten, daß sie uns nicht hinreißen. Auch die protestantische Architektur darf nicht durch Tödtung aller Reize zur geistigen Blasirtheit führen. Wer, außer den Nachkommen der Puritaner, wird ihm darin nicht beistimmen! Der Verf. meint, daß der theilnahmlose Besuch unserer Kirchen mit davon herrühre, daß unsere Gotteshäuser eine zu wenig feierliche Stimmung zu erwecken im Stande wären. Da unsere Andacht nur zu sehr von der Persönlichkeit des Predigers abhänge, die nicht immer die Andacht befördere, scheint ihm die Ausschmückung ein Haupterfoderniß bei protestantischen Kirchen. Mit seinem Ziel einverstanden, wollen wir die Richtigkeit dieses Motivs unberücksichtigt lassen. Da unser gewöhnlicher Gottesdienst, außer der Liturgie, in der Predigt besteht, so ist das Haupterfoderniß beim Bau einer Kirche, daß man den Prediger sieht und hört. Also erste Bedingung: die Vereinigung der größtmöglichen Menge Menschen auf möglichst kleinem Raume. Eine runde, oder polygonale Form, welche anscheinend diesem Bedürfnisse am besten entspräche, hat sich in akustischer Hinsicht als mangelhaft, ja unbrauchbar erwiesen. Hallmann sieht sich zurückgewiesen auf die Basilikenform, von der er aber nichts Anderes beibehalten will als das längliche Viereck; denn die imposanten Säulenstellungen der alten Basiliken zerlegten sie zugleich in mehre Schiffe, er will sie daher auf schmalere Galerien und Emporbühnen reduciren mit möglichst dünnen Säulen, welche die Aussicht nicht behindern. So kommt er darauf, daß ein längliches Viereck mit Emporbühnen zu beiden Seiten, diese in Eisen construirt, die Construction aber durch das ganze Innere durchgeführt die für Sehen und Hören zweckmäßigste Architektur unserer Kirchen sei. Der Einwurf, daß eine Eisenconstruction ein zu leichtes und windiges Ansehen habe und der Würde entbehre, die man in einer Kirche verlangt, ist leicht zu beseitigen. Eisen ist das Hauptmaterial unsers Jahrhunderts geworden; man hat es nicht allein technisch, sondern auch künstlerisch zu behandeln gelernt. Wenn durch den ganzen Bau eine gleichmäßige Vertheilung des Raumes und der Last erkenntlich gemacht wird, so fühlen wir die Statik unsers Gefühls befriedigt. Überdies kann die Durchbrechung der Wände durch viele Fenster, nach denen wir jetzt verlangen, und auch deren Versprossung selbst, durch analogische Formen der eisernen Säulenconstruction für Gesicht und Gefühl zu Hülfe kommen.

Außer diesem Kirchenschiff, zum gewöhnlichen Gottesdienst bestimmt, wo der Andächtige nichts bedarf als einer stillen Sammlung, um mit Aufmerksamkeit der Predigt zu folgen, also außer diesem schlechtweg Heiligen, bedürfen wir noch eines Allerheiligsten. Zum Abendmahl zu gehen, bedarf der Kirchengänger einer erhöhten Stimmung. Für eine solche Andacht, die freilich hauptsächlich aus dem Innern hervorgehen muß, scheint dem Verf. die Form der Kirche, die zur vorbereitenden Feier genügte, nicht mehr hinzureichen. Er trennt diesen Raum von dem des gewöhnlichen Gottesdienstes und bringt daher den Altar aus dem Schiffe fort in eine abgesonderte Rotunde, welche unter einer niedrigern Kuppel die eine schmale Seite des Kirchengebäudes nach außen schließt. Aber zwischen beiden Räumen, der Altarrotunde und dem Predigthause, legt er eine weite, sie verbindende Halle an, die oben in einer mächtige Kuppel sich wölbt. Diese Halle soll als Baptisterium dienen, indem in ihrer Mitte der Taufbrunnen aufgestellt ist. Doch sieht man durch die ganze Länge der Kirche den Altar, wodurch das Imposante des Innern der Kirche bedeutend erhöht wird. Seine Deutung dieser Anordnung ist: Nachdem wir im Predigtraume Gottes Beistand für unser irdisches Dasein (Gegenwart) herabgefleht, nahen wir uns dem Heiligthume, um der höchsten Tröstung der Religion, in der Vergebung der Sünden, durch Christus, theilhaft zu werden; wir werden ihrer theilhaft durch die Feier seines Gedächtnisses. Die passendste Vorbereitung dazu ist die Erinnerung an die Vergangenheit, an die Taufe, unsern Eintritt ins Christenthum. Wir erinnern uns aber zugleich an die göttliche Gnade, wie sie sich in seinen auserwählten Werkzeugen, in ausgezeichneten, um die Menschheit verdienten Vorfahren beurkundete. Deshalb wird diese Verbindungshalle dem Gedächtniß erhabener Todten gewidmet und ihre Statuen und Bildnisse schmücken die Nischen und Wände. Durch die drei verschiedenen und doch ineinander greifenden Räume wird zugleich die Dreieinigkeit unsers Lebens symbolisch angedeutet. Wir finden Alles angeregt, worin unser Leben wurzelt, denn wir leben so gut in der Gegenwart als in der Vergangenheit und in der Zukunft, aber diese drei verschiedenen Saiten unserer Seele stimmen zu einem einzigen Tone zusammen, wir leben nur in und durch Gott. Was vom Cultus des Genius geredet worden, vindicirt Hallmann als Aufgabe der protestantischen Kirche. Durch die Bildnisse verdienter Männer verbannen wir die tödtende Leere, wir geben der Kirche eine neue Bedeutung, eine neue Anziehungskraft für die Pietät der Lebendigen und frischen zugleich im Geiste die alte Bedeutung der Kirchen wieder auf, als man die Todten in ihnen begrub.

Seine weitern Vorschläge zur Ausschmückung im Detail übergehen wir als mehr willkürlich. Im Allgemeinen weist

Hallmann darauf hin, daß die ganze Anordnung im Grunde genommen nur Das ist, was sich bei mehren Kirchen alter Zeit von selbst herausgestellt hat, nämlich: daß die Kanzel sich gewöhnlich im vordern Theile, dem eigentlichen Schiffe der Kirche, befindet, der Altar seine Stelle hinten im Chor der Kirche behalten hat, und daß unsere mittlere Halle nichts weiter ist als die Kuppel, die auf der Kreuzung des Haupt- und Nebenarmes der Kirchen fast immer ihre Stelle hat. Nur den Predigtraum schließt sein Plan mehr ab, um die Stimme des Redenden besser zu vernehmen. Was den Stil des Baues betrifft, so lassen das Material des Landes, das Klima und die durch die Emporbühnen sich ergebenden mehren Horizontallinien übereinander den byzantinischen oder Rundbogenstil als den paßlichsten und zweckmäßigsten erscheinen. Er will damit nicht die Nachahmung der plumpen Formen byzantinischer Zeit, sondern versteht unter Rundbogenstil das vollkommene Durchdringen und Verschmelzen des Gewölbes und Bogens mit der horizontalen und verticalen Linie. Ein Problem, welches in der gothischen Architektur, insofern man den Spitzbogen mit ins System zieht, eine höchst vollkommene, wenn auch einseitige Lösung gefunden, indem dieser Stil eigentlich nur die Verbindung der verticalen Richtung mit dem Gewölbe darstelle. Den Rundbogen mit der Horizontale zu verbinden, war das oft überraschend geglückte Streben besonders in Florenz und der Lombardei. An uns sei es, einen Schritt weiter zu gehen. Indem wir einem naturgemäßen Principe folgten, würden wir, die Bürger unserer Zeit, unwillkürlich in einer Ausdrucksweise uns mittheilen, welche der Gegenwart verständlich ist und ihr angehört. Das übrige der Schrift bezieht sich auf die Localität am berliner Schloß und Platz, wo der gegenwärtige Dom dem neuen Platz machen soll.

Welche Kritik die Theologen darüber fällen, muß abgewartet werden. Die Orthodoxen und Pietisten dürften den Cultus des Genius nicht in das Gotteshaus aufnehmen wollen; Einigen wird der Schmuck zu bunt, Andern jede Neuerung gefährlich dünken. Der Staat fragt nach den Kosten. Doch das wäre hier vielleicht Nebensache: Der den Bau ausführen ließe, fragte nur sich selbst, ist das mein Geschmack oder nicht? Die Architekten endlich, denen Hr. Hallmann offen den Fehdehandschuh hinwirft, werden auch jeder den eigenen Geschmack befragen und wenn er mit dem Projecte nicht stimmt, gegen Den nicht schonend sein, der sie nicht schont. Schon erhoben sich mannichfache Stimmen dagegen. Was die Einzelnheiten der kritischen Ausstellungen betrifft, so ist Hr. Hallmann der Mann, der sich und seine Plane vertheidigen wird. Auch hoffen wir von ihm, daß er, frisch und kühn im Schaffen, gegründeten Einwendungen nicht unzugänglich bleibt. Er hält sich hoffentlich für keinen fertigen, sondern für einen Mann des Werdens. So dürfte er, der freie Künstler, auch ohne feindselige Kritik, durch den Proceß der eigenen freien Fortbildung zur Überzeugung kommen, daß sein Plan einer großen bureaukratischen Staatscaserne, in derselben Schrift ausgeführt, in deren Mitten, wie die Spinne in ihrem Gewebe, das Staatsoberhaupt am grünen Tische sitzt, um durch Glasfenster alle in der Peripherie um ihn hangenden Dikasterien zu durchschauen, und wenn er klingelt den Justizminister, den Finanzminister, den auswärtigen und den innern zu errufen — er dürfte, sagen wir, selbst sich überzeugen, daß ein solcher Plan wol für ein großes Staatsgefängniß, aber nimmermehr für einen germanischen Staat mit freier Lebensthätigkeit sich eignet und dem wahren Leben wie der wahren Kunst gleich widerstrebt. Beiweitem reicher an schönen Gedanken und Anschauungen ist jenes Kirchenproject, und wenn es auch nicht zu Stande kommt, hat es doch, wie überhaupt die Schrift, das Verdienst, eine Anregung und Aufregung in der Kunstwelt hervorgebracht zu haben, die ihr noth that, um sie mit der Bewegung der Zeit au niveau zu bringen. Ob der Stil seines Doms wirklich den Spruch rechtfertigt: Wagen wir wir selbst zu sein, ob nicht vielmehr die Anklänge aus Byzanz, Venedig, Moskau und Griechenland noch hier und da so unvermischt daraus hervorblicke, wie die gefälligen Rundungen und scharfen Spitzen in den Umfassungslinien und Thürmspitzen sich dem Auge nicht ganz wohlthätig verbinden wollen, überlassen wir Andern zu entscheiden. Aber bedenklicher erscheint uns die Frage: ob gerade jetzt die protestantische Kirche so unabhängig und selbständig geworden, daß sie ein Gehäus dictatorisch verlangt, welches formell ihren Geist ausdrückt!

10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Cousin hat sich seit einiger Zeit mit einer Durchsicht und Vergleichung der Manuscripte von Pascal's „Pensées" befaßt. Gleich bei einem flüchtigen Blicke war es ihm aufgefallen, wie sehr die Manuscripte des großen Denkers von dem Gedruckten abwichen. Die verschiedenen Lesarten, die sich auf diese Art ergaben, waren zum Theil sehr wichtig und betrafen nicht blos den Stil, der von den Herausgebern oft schändlich verunstaltet war, sondern der Sinn selbst hatte nicht selten unter diesen Veränderungen gelitten. Namentlich waren beim Abdrucke viele Stellen, wo sich der Groll Pascal's gegen alles Philosophiren oft ungestüm Luft macht, bedeutend gemildert. Cousin hat sich der mühseligen Arbeit mit vielem Fleiß unterzogen. Einen Theil der Ergebnisse derselben hatte er bereits im „Journal des savants" veröffentlicht; die ganze Arbeit aber, die er bereits dem Institute vorgelegt hat, wird binnen kurzem im Druck erscheinen. Die Einleitung, die Cousin dazu geschrieben hat, wird ein großes Interesse bieten. Der berühmte Philosoph, der neuerdings, besonders vom religiösen Standpunkte aus, sehr lebhafte Angriffe zu erdulden gehabt hat, wird in derselben, wie es heißt, gegen seine Rechtgläubigkeit protestiren und zu gleicher Zeit die Vorwürfe zu entkräften suchen, die in neuerer Zeit nach dem Vorgange Pascal's und Lamennais' gegen alle Philosophie erhoben sind.

Unter den zahlreichen französischen Übersetzungen, die alle Tage von den Meisterwerken des Auslandes erscheinen, verdienen die „Chefs-d'oeuvre du théâtre espagnol", von Damas-Hinard, besonders hervorgehoben zu werden. Diese Bearbeitung ist zum Theil sehr gelungen. Sie scheint nach dem bekannten „Tesoro" von Eug. de Ochoa angefertigt zu sein; indessen stützt sich der Verf. in seiner interessanten Einleitung meistens auf eigene, sehr umfassende Studien der spanischen Literatur. Außerdem führen wir hier gleich eine sehr schätzbare Bearbeitung der Briefe des Lords Chesterfield von Amadée Rénée in zwei Bänden an, die ebenfalls wegen der sehr interessanten Einleitung empfohlen zu werden verdient. Dieselbe war bereits vor der Veröffentlichung der beiden Bände in der „Revue de Paris" abgedruckt und hatte schnell die öffentliche Anerkennung gefunden. Rénée, der sich durch mehre geistreiche Aufsätze in derselben Zeitschrift bekannt gemacht hat, entwirft in dieser Einleitung ein sehr belebtes Bild vom Schreiber dieser Briefe. Er schildert zu gleicher Zeit das Jahrhundert, in dem derselbe lebte, und beleuchtet namentlich die gesellschaftlichen Verhältnisse von England und Frankreich. Die Übersetzung selbst ist ganz so, wie es diese geistvolle und glänzend geschriebene Einleitung erwarten läßt.

Von der bekannten „Biographie universelle", die in ihrer Art einzig dasteht, wird gegenwärtig eine neue Ausgabe vorbereitet. In derselben werden hoffentlich die Artikel, die sich in den Supplementbänden befinden, an Ort und Stelle eingeschaltet werden. Das Werk wird dadurch wesentlich gewinnen. Außerdem sollen einzelne Partien neu gearbeitet und vervollständigt werden. Wünschenswerth wäre es, wenn die gar zu legitimistische Farbe, die namentlich bei allen auf die französische Revolution bezüglichen Artikeln hervortritt, etwas verwischt werden könnte.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1843.

Charakter und Stellung der französischen Literatur seit 1830.

(Beschluß aus Nr. 55.)

Es gibt allerdings französische Autoren, auf die das Gesagte keine Anwendung findet und die, wie H. Carnot, P. Leroux, J. Reynaud, V. Considérant, sogar eine moralische Kraft und Überzeugstreue haben, welche in jedem Falle Achtung einflößt; aber im Ganzen und Großen ist leider nur zu wahr, daß Wissenschaft, Literatur und Kunst in Frankreich meistens blos auf Erwerb ausgehen, daß sie hier aus den Höhen der Philosophie oder der historischen Weltansicht hinabsteigen, um sich an ein Tagsinteresse zu verkaufen, und daß sie dort, aus dem Pfuhl der Gemeinheit aufsteigend, fabrikmäßig getrieben werden und man Bücher wie Schuhe und Hüte macht, die oft weniger werth sind als die Fabrikate eines bescheidenen Schusters oder Hutmachers. Dieser Misbrauch ist eine Folge der mit der zunehmenden Gleichheit eingerissenen Gemeinheit, die in Frankreich unter den jetzigen Verhältnissen mehr zu Hause ist als anderswo, und verhältnißmäßig noch nirgend weniger als bei den deutschen Ideologen und Phantasten, die wegen ihrer unpraktischen Speculationen und Träumereien in Frankreich berüchtigt, sprüchwörtlich und verspottet sind. Trotz aller Corruption hat das gelehrte Deutschland noch jene adelige Gesinnung bewahrt, die etwas denkt, schreibt, thut, nicht um des Erwerbs oder zeitlichen Vortheils wegen, sondern aus Wahrheitsdrang, aus incontinentia opinionum et verborum, aus Caprice oder meinetwegen aus Narrenfreiheit, und es wäre eine Verleumdung, wenn man zweifeln wollte, ob diese geniale Unabhängigkeit in unserer Literatur noch obwalte. Die französische Literatur ist dagegen fast ganz in gewöhnliche Tags- und Lebensinteressen aufgegangen und, anstatt ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, in Knechtschaft und Unterwürfigkeit gerathen; von höhern Interessen losgerissen und mit Gott zerfallen, fröhnt sie als feile Magd der Welt, der Mode, der Eitelkeit und dem Luxus. In einem Lande, wo die Autoren mit naiver Frechheit nicht nur untereinander, sondern auch dem Publicum sagen: „la littérature est une question d'argent", und wo der größere Theil der Gelehrten diese profund realistische und utilitarische Ansicht in Bezug auf die Wissenschaft theilt und praktisirt, indem die Majorität der Universitäts- und Gymnasialprofessoren die Wissenschaft entweder zu einem Mittel für politisches Avancement macht, oder einfach als milch- und brotgebende Kuh, als eine Versorgung betrachtet: — in einem solchen Lande ist es nicht zu verwundern, wie das Publicum den Dichter mit jedem andern industriel qui exploite un métier auf gleiche Stufe und einen Band Gedichte, ein Drama oder einen Roman mit jeder andern Waare in gleiche Kategorie stellt, und wie die öffentliche Meinung daselbst nach eigenem Geständniß in der Wissenschaft und Kunst nur einzelne der vielen Zweige der Industrie sieht und gar keine Ahnung davon hat, daß ein Geschichts- oder Naturforscher, ein Dichter oder ein Philosoph, ein Maler oder ein Bildhauer vielleicht aus andern Antrieben sein „Geschäft" treiben kann als ein Mützen- oder Strumpffabrikant das seinige. Dadurch hat die Literatur in Paris an mercantilischer Wichtigkeit ungemein gewonnen, aber an socialer Bedeutung sehr viel verloren. Für den Schriftsteller, der mit Talent Savoir faire vereinigt, kann hier zu Lande das literarische Gewerbe eine Quelle der Wohlhabenheit, ja selbst des Reichthums werden. Corneille war ein armer Teufel, einen seiner Landsleute, der ihn besuchte, nahm er mit sich zu einem Schuster, bei dem er sich die zerrissenen Stiefeln flicken ließ; heutzutage halten sich die winzigsten Vaudevilledichter Grooms und Carrossen, Scribe hat Hôtels und Lustschlösser; der sublime Maler der römischen Größe war dürftig und groß im Leben, wie die Helden, die er schilderte, die heutigen Romanschreiber sind üppig und schwelgerisch wie ihre Werke und die Marquis des ancien régime. Wie ungeheuer die Herren auch honorirt werden (Balzac erhält vom „Siècle" für jedes Feuilleton 200, Frédéric Soulié von dem „Journal des débats" 300 und Eugène Sue sogar 500 Francs), auch die größte Einnahme reicht für eine oft sinnlose Verschwendung nicht aus. Hat doch A. Dumas auf seine verunglückte Tragödie „Caligula" eine goldene Denkmünze schlagen lassen (ein wahrer Caligula-Einfall!) und in der Blütenperiode seiner Dramen Feste gegeben, die ihm auf 40—50,000 Francs zu stehen kamen, und von Balzac ist bekannt, daß er neben seiner eigentlichen Wohnung lange ein verborgenes Stübchen in einem entlegenen Vier-

tel von Paris miethen mußte, wo ihn Niemand finden konnte, wenn er Ruhe haben und arbeiten wollte. Seine drängenden Gläubiger, scheint es, haben ihn am Ende doch gefunden und sein Landhaus in Ville d'Avray, die famösen Jardins versteigern lassen, sodaß dem berühmten Romanschreiber nichts weiter übrig geblieben sein soll als ein Gut bei Bercy, das nicht unter seinem, sondern unter dem Namen einer Freundin im Hypothekenbuch eingetragen ist und circa 20,000 Francs einbringt. Nicht blos die Romanschreiber unter den Modeschriftstellern, selbst Kritiker und Übersetzer bereichern sich. Dem Loève-Weimars haben seine Übertragungen von Hoffmann, van der Velde, Zschokke, Spindler u. A. einen Generalconsulposten, wenn ich nicht irre, in Bagdad eingetragen, und Défauconpret bewohnt in der Chaussée d'Antin einen gar zierlichen Pavillon mit gothischen Sesseln, türkischen Teppichen und chinesischem Porcellan, welchen ihm Walter Scott, Byron, Cooper und die andern englischen Schriftsteller, die er übersetzt oder travestirt, ausmeublirt haben. Bei Jules Janin herrscht ein orientalischer oder richtiger ein regentschaftlicher Luxus; da duften die seltensten Blumen, da funkeln die reichsten Meubles, da glänzen in buntem Gemisch die wunderlichsten Kunstsachen, und inmitten dieser Herrlichkeiten ruht der Recensent auf der Causeuse, gibt den Autoren, Künstlern und Buchhändlern Audienz und antwortet den Supplicanten, die einen Arikel für ihr Werk oder Bild von ihm haben wollen: „C'est trois cents francs, au juste." Directoren von Revuen umlagern ihn; jedem wirft er ein Blatt hin, jedes nach dem Geschmack der Leser des Journals, wofür es geschrieben. Wollt Ihr Wein, Janin schenkt Wein; ist der Rum beliebt, Janin gibt Euch Rum; seid Ihr zur Wassercur verdammt, Janin servirt Euch Wasser und das kalt oder warm, nach Belieben und Bedürfniß, zu festen, aber hohen Preisen, streng nach der Taxe und dem Preisverzeichniß; ein Prospectus ist am theuersten. Ich tadle Janin um so weniger, da er sich auf diese Weise ein jährliches Einkommen von 40,000 Francs erschreibt. Seinen Ruhm fördert er dadurch freilich nicht; aber was liegt daran, ob die Seifenblase ein bischen länger oder ein bischen kürzer schimmert? Sie zerplatzt am Ende doch, und wenn man es beim Lichte betrachtet, so hat Janin doch kein anderes Talent, als seinem Publicum ein wenig Rossini'sche Musik aufzuspielen. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Hr. Scribe mit seinen Komödien und Vaudevilles jährlich so viel verdient als Hr. Humann mit seinen Fracks und Pantalons, nämlich 100,000 Francs; denn, wie Hr. Humann, ist Hr. Scribe ein großer Schneidermeister, der eine ganze Heerde Gesellen hat, denen er ihre Arbeit zuschneidet und der für die vornehmsten Kunden zuweilen auch ganz allein einen Rock macht. Wie billig hat der Meister den größten Verdienst.

In den höhern gesellschaftlichen Kreisen macht das Auftreten dieser opulenten und eleganten Autoren hier nur noch wenig Effect und ändert wenig an der Richtung des allgemeinen Gesprächs; kaum, daß eine Banquiersfrau den Kopf herumdreht, wenn der Bediente den Namen eines berühmten Dichters in den Salon ruft. Als die Literaten noch arm waren und in luftigen Dachstübchen lebten, machten ihnen Könige den Hof und Vornehme die Aufwartung; anstatt nach Ruhm und Auszeichnung zu laufen, liefen Ruhm und Auszeichnung ihnen nach. Seitdem sie aber aus ihren Bodenkammern in die Beletage hinabgezogen sind und selbst glänzende Soiréen geben, haben die Fürsten sich mit ihnen überworfen und sind die Reichen ihnen gram geworden; anstatt, wie der alte Geburtsadel, sich in eigener Person zu einer literarischen Celebrität hinzubemühen und dieselbe mündlich inständigst zu bitten, einen Cirkel mit ihrer geistreichen Gegenwart zu verschönern, schickt der neue Geldadel den gleichzeitigen berühmten Autoren seine betreßten Lakaien mit lithographirten Einladungsbillets, worauf zu lesen, daß Herr und Frau N. N. die Ehre haben werden, Herrn P. P. an dem und dem Abend zu empfangen.

In den Salons hat die Literatur der Politik weichen müssen. Vor Einführung der repräsentativen Regierungsform stand es anders: da waren die Literatoren nicht blos Unterhaltungsschriftsteller, da war die Opposition in der Literatur. Rousseau, der nichts mit dem vornehmen Volke zu thun haben wollte und sich auch mit der ganzen Philosophenclique bald überwarf, hatte zwar in den Salons wenige Anhänger; aber Voltaire, Diderot, Grimm, Saint-Lambert, Naignon (Diderot's Affe), d'Alembert, Helvetius, Holbach wurden enthusiastisch fetirt und als die Wohlthäter der Menschheit angesehen. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens setzten es die Philosophen durch, ihre Geistesgenossen an die Spitze der Schulen zu bringen, und seit 1760 gelang es d'Alembert, daß kein Mensch mehr in die Akademie gewählt wurde, der nicht für einen wackern Freigeist passiren konnte. Kurz, alle Welt wurde „Philosoph". Mit welchem Eifer man die philosophische Aufklärung betrieb, davon gibt Voltaire's und d'Alembert's Correspondenz Zeugniß, indem dieselbe berichtet: es hätten über 1000 Federn und 100,000 Stimmen gleichzeitig in ganz Europa gegen die Misbräuche und Vorurtheile gekämpft, 60 Bände wären allein in zwei Jahren in Holland gegen den christlichen Aberglauben und Wahnwitz gedruckt worden, alle Leute von Bedeutung dächten wie die Philosophen und das Licht dränge schon ins Volk; von Genf bis Bern fände man keinen Christen mehr, in England lebten fast nur noch Socinianer, in Schweden triumphire unter dem Schutz des Königs und der Königin die Vernunft über die Geistlichkeit, und von Baden bis Moskau sei kein Buch mehr in den Händen der Jugend als die Schriften der Philosophen; namentlich werde man in ganz Deutschland vergeblich einen Fürsten suchen, der nicht den neuen Grundsätzen huldige u. s. w. Man sieht, die Encyklopädisten regten damals alle die Leidenschaften auf, die heutzutage nur im Sturmwinde wogen, der von der Rednerbühne herabbrauset. Wenn Guizot oder Thiers in der Kammer eine entscheidende parlamentarische Schlacht gewinnen, so

sind Abends ihre Receptionen wahre Ovationen, und man muß den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen, es geschieht dann nicht sowol, um den Hof zu machen, daß sie Weihrauch zu den Füßen der Excellenzen brennen; intellectuelle Superiorität in einem Staatsmann oder Redner erkennt im Durchschnitt die Nation willig an und huldigt ihr ohne Nebenabsicht, während sie sonst nicht leicht etwas thut, wobei sie keinen Nutzen hat oder hofft. Und welcher Jubel im Faubourg Saint-Germain, wenn Berryer mit frisch gebrochenen Palmen gekrönt erscheint! Die schönsten Augen senden ihm die feurigsten Blicke zu und die alten Marquisen umarmen den beredten Roturier. Wir wollen damit nicht sagen, daß der literarische Ruhm ganz verkannt werde; es ist für viele Cirkel eine große Auszeichnung, wenn die Dame des Hauses sagen kann: „Nous aurons ce soir M. de Lamartine", oder: „Voici M. Victor Hugo qui entre." Lamartine ist in dieser Hinsicht der glücklichste unter allen Literaten; er hat eine Menge Mittel, seinen Ruf wieder anzublasen, wenn er merkt, daß er etwas erkaltet und im Verglimmen ist; geht es mit der Prosa nicht, so wird ein Gedicht in die Welt geschickt, und sind die Verse vergessen, so kommt eine Rede in der Kammer oder in einer Provinzialakademie zu Hülfe. In der gesetzgebenden Versammlung des Palais Bourbon zeigt er sich stets sehr sanft und milde, herablassend und populair; zu Hause aber und in der großen Welt spielt Lamartine den grand Seigneur und den ersten Philosophen seiner Zeit; doch läßt Niemand sein Eis im Löffel schmelzen, um seinen Orakelsprüchen zu lauschen. 27.

Romanenliteratur.

1. Der Karthäuser. Aus dem Ungarischen des Joseph Freiherrn von Eötvös. Deutsch von Hermann Klein. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1842. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Auf einer Reise in der Dauphiné besucht der Verf. das Karthäuserkloster in der grande Chartreuse, wo eben ein junger Mann in Begleitung eines ältern Freundes angelangt ist, um in den Orden zu treten. Später kommt der Verf. in Briefwechsel mit diesem Ältern und dadurch in Besitz der Papiere, welche die innere und äußere Geschichte des jungen Mannes enthalten. Diese Introduction ist sehr gewöhnlich und konnte überhaupt füglich ganz wegfallen, da sie doch eigentlich zum Verständniß des Ganzen nichts beiträgt und überhaupt nichts beweist. Davon abgesehen aber, begrüßen wir das Buch als eine werthvolle Erscheinung und wollen, wie das bei den Recensenten hergebracht zu sein pflegt, dasselbe sogleich in ein angemessenes Fach, nämlich in das der didaktischen Romane, registriren. Es gibt kaum ein Verhältniß der Lebensthätigkeit, worüber der junge Karthäuser sich nicht ausspräche, aus welchem er nicht Stoff zöge zur Begründung seines Abschieds von der Welt, und insbesondere sind es die höhern Kreise der Gesellschaft, von denen er selber ein Zweig, die er in ihrer ganzen Nacktheit darstellt. Von der Freundschaft hintergangen, von der Liebe betrogen, von der Verleumdung gegeißelt, stürzt er sich in die Gemeinheit des Lebens, zieht ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Betti, aus ihrem stillen, reinen Himmel — denn es gilt eine Wette von 1000 Napoleonsdor — in den Orgienpfuhl seiner Genossen, und eben hier schreckt er empor mit einem Blick auf die ganze Nichtigkeit seines Daseins. Er erkennt, er habe das ewige Gesetz der Natur übertreten: „Die nicht lieben, werden nicht glücklich sein"; er erkennt: „daß wir den kleinen Kreis, worin wir Heil und Segen verbreiten können, mit ganzer Seele lieben, daß, indem wir für die Wohlthaten einer ganzen Welt verpflichtet sind, wir die Wenigen, die uns nahe stehen und außer welchen wir keinem Andern unsere Schuld abtragen können, ganz beglücken müssen"; er erkennt: „daß er nichts Gutes gewollt, nichts Gutes gethan, daß er ein feiger Selbstling war." Das Alles ist freilich kein Grund, Karthäuser zu werden, allein wir wollen darüber mit dem Verf. nicht rechten, wir wollen dem Freunde des Unglücklichen keinen Vorwurf daraus machen, daß es ihm nicht gelang, den jungen Verirrten auf den Weg einer thätigen Buße zu führen, denn er ist krank an Leib und Seele und scheidet in seiner stillen Klause ruhiger vom Leben als draußen, wo der Gedanke an seine Unfähigkeit, irgend Etwas zu sein und zu thun, ihm vielleicht zu einer neuen Folter geworden wäre. Glanzpunkte des Buchs sind die Geschichte Julien's und Betti's; sodann die Naturanschauung, die selbst das Kleinste, Tausenden Entschlüpfende symbolisch vergeistigt; endlich die reine schlichte Großartigkeit der Gesinnung, welche durchweg zu Tage gelegt ist. Die Charakteristik ist wahr und tritt vorzüglich in den beiden Mädchen, in Julien's Vater, in Dufey und einem alten, in Grund und Boden verdorbenen Marquis hervor. Auffallend tritt der Deutsche uns entgegen. Er ist mit Allem fertig in der Welt und darum zu roher Gleichgültigkeit erstarrt, selbst im wüsten Gelag. Er spielt glücklich, Jeden ohne Unterschied plündernd, und nicht ein Haar breit tritt er über die Grenze seiner Gleichgültigkeit, wenn der Geplünderte sich eine Kugel durch den Kopf jagt. Es gibt allerdings dergleichen Creaturen auch unter den Deutschen; allein hier ist es besonders hervorgehoben, daß der Mensch ein Deutscher sei, ohne daß wir erfahren, warum er nun eben das sein müsse.

2. Albrecht Beyling und seine Zeitgenossen. Original-historisch-romantische Schilderung aus dem Kriege der Honcken und Kabliauen von H. C. Dresselhuis. Aus dem Holländischen von J. D. von Betaz. Drei Theile. Lemgo, Meyer. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Was die deutschen Übersetzer uns bisher von der neuen holländischen Romantik zugeführt haben, selbst einen van den Hage, konnten wir füglich entbehren. Aber es ist geradezu eine Beleidigung des deutschen Publicums, wenn man seinen Glauben am nordhäuser Fabrikat zu erschüttern versucht, wie es durch diesen „Albrecht Beyling" offenbar geschehen ist. Der Verf. ist todt und scheint nach einigen im Buche vorkommenden Katechismusphrasen ein recht guter Mensch gewesen zu sein: das ist aber viel zu wenig für einen Romanschriftsteller, der, trotz seiner historischen Aufgabe, aus der Geschichte wol so viel wissen konnte, daß, da die Zeitgenossen seines Romans dem 14. Jahrhundert angehören, es einem derselben nicht gestattet werden durfte, von Loyola zu reden, welcher bekanntlich erst ein gutgezähltes Jahrhundert später geboren wurde. Den Lauf der Handlung nachzuweisen, halten wir hier für völlig unnöthig; von irgend einer Begründung derselben, oder Dessen, was bei andern Romanen Charakter der Personen genannt wird, kann hier keine Rede sein. Wer Neigung hat, eine Probe zu sehen, lese S. 140 im ersten Theile die Schilderung Albrecht Beyling's. Ref. hat sich schon länger bei dem Buche aufgehalten, als es verdient; wie es aber nicht oft und dringend genug wiederholt werden kann, daß wir vor unsern eigenen Thüren schon genug zu kehren haben, also des fremden Unraths nicht bedürfen, so muß Ref. auch noch einer täglich wiederkehrenden Phrase gedenken, die auch der Herr Übersetzer im Vorworte aufwärmt, der nämlich: das Buch könne unbedenklich Jedem in die Hand gegeben werden. Nach tausendfältigen Erfahrungen hat sich dem Ref. die Überzeugung herausgestellt, daß diese Phrase neunhundertneunundneunzigmal als eine Warnung für den Leser betrachtet werden müsse, und hier ist sie von neuem auf das bündigste bestätigt. Ein Buch ohne irgend eine tüchtige Gesinnung, ohne allen Charakter, in einer Tertianersprache geschrieben

und in einer Übersetzung gegeben, die jeder rechtlichen Kunde der deutschen Sprache entbehrt, taugt für Keinen, und wenn es auch nicht geradezu die Moral vergiftet, so wird sie doch auch nicht geläutert, und das ist oft schlimmer als eine Vergiftung.

3. Emerentia. Ein Roman aus dem modernen Leben von Mad. Ancelot. Aus dem Französischen von O. von Birkeneck. Zwei Theile. Leipzig, Beyer. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Emerentia ist die zarte Frucht einer Neigung, wie sie, rasch entstanden und schnell vorübergehend, sich oft in jenem Kreise findet, der sich vorzugsweise „die Welt" zu betiteln pflegt. Sie wird von einer Freundin der Mutter erzogen, und Antonin, ein junger Mann mit vielen Ansprüchen und wenigen Aussichten, ist der Gedanke ihres Herzens. Antonin will nach Paris, er will wirken, steigen, die Welt verbessern, schreibt ein Buch, erscheint in vielen Salons, kommt in Verhältnisse, die ihm Emerentia entfremden und diese endlich zu dem Entschluß der Entsagung führen. Sie unterliegt den Qualen ihres schönen Herzens und stirbt in den Armen Dessen, der doch nie aufgehört hat, sie zu lieben. Das Buch predigt die alte Wahrheit, daß wahres Glück nur da gefunden werde, wo der Mensch sich in den möglichst einfachsten Verhältnissen mit reinem entschiedenen Sinne zu erhalten weiß. Doch wird diese Wahrheit, wie mannichfach die Situationen auch sind, welche sie begründen sollen, nicht eben anschaulich gemacht. Es verschwimmt Alles, es ist verblasen, es fehlt an irgend einer wahrhaften Thätigkeit, welche uns bei der Ball- und Salonfaullenzerei festhalten könnte. Vorzüglich ist der erste Theil leer, der fast nichts gibt als Anstalten zur Reise nach Paris; nur gegen das Ende desselben werden wir durch eine Episode gefesselt, die wir für das Beste im ganzen Buche halten. Es ist die einfache, tiefergreifende Lebens- und Leidensgeschichte der Frau von Valincourt, Emerentia's Pflegemutter, die wol eben deshalb so unmittelbar anspricht, weil die Verf. aus ihrem eigenen Leben herausspricht. Der zweite Theil ist lebendiger, doch zunächst nur durch die mittels der politischen Dialoge herbeigeführten Gegensätze. Im Ganzen konnten wir das Buch entbehren; da es aber einmal übersetzt und sehr gut übersetzt ist, so wird der Leser eben keinen Grund finden, seine Bekanntschaft mit demselben zu bereuen. 24.

Literarische Notizen.

Eine auf dem Gebiete der Philosophie erwähnenswerthe Erscheinung sind die „Fragments philosophiques", von dem Marquis Gustave de Cavour (Turin 1841). Italien hatte bis auf die neueste Zeit lange nur wenig Antheil an der Bewegung der Ideen genommen. Es schien mit den Lorbern zufrieden, die es auf dem Felde der schönen Künste, der Geschichte, der Philosophie der Geschichte und der Staatswirthschaft gesammelt hatte, und bekümmerte sich fast gar nicht um die höhere Philosophie. Man hätte sagen sollen, die Speculationen dieser hohen Wissenschaft wären dem Geiste seiner Einwohner zuwider. Aber wenn so geurtheilt worden ist, so protestirt es jetzt dagegen. Galuppi im Süden, Rosmini im Norden dieser Halbinsel verbreiten da ein Licht, wovon vorher nur schwache Strahlen in ihre Atmosphäre eingedrungen waren. Zu den Namen der Philosophen, welche sich als Schüler oder Nebenbuhler dieser Männer auszeichnen, hat nun Gustave Cavour den seinigen hinzugefügt. Schon durch seine Opfer für das allgemeine Wohl ehrenvoll bekannt, erwirbt er sich durch seine philosophischen Fragmente ein neues Recht auf die allgemeine Achtung. Der Titel seines Buches kündigt zwar nur Bruchstücke an, aber dieses Wort will hier nicht sagen, daß es seinem Werke an Einheit fehlt. Nach Dem, was uns der Verf. in der Vorrede sagt, sind diese getrennten Stücke nacheinander und unter der Herrschaft eines Gedankens geschrieben und als Theile eines philosophischen Systems zu betrachten. Die Idee, an die sich diese Fragmente schließen, ist nichts Geringeres als die große Aufgabe der Philosophie selbst, der Ursprung und die Legitimirung der menschlichen Glaubensüberzeugungen. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über den Zweck und die Wichtigkeit, sowie über den Gang und den allgemeinen Charakter der philosophischen Wissenschaften, ordnet der Verf. seine Gedanken unter vier Hauptpunkte, welche das Werk in ebenso viele Theile trennt: 1. Geschichte der neuern Philosophie, 2. Skizze der metaphysischen Lehre des Abbate Rosmini, 3. Versuch über die Natur des sittlichen Princips und 4. Betrachtungen über die Philosophie des Christenthums. Der erste Theil enthält eine kurze, von kritischen Bemerkungen begleitete Darlegung der Fundamentalgrundsätze von Cartesius, Locke, der schottischen Schule, Kant und dem französischen Eklekticismus. Der zweite Theil enthält, wie schon bemerkt, die Philosophie Rosmini's, die rein spiritualistisch ist und angeborene Ideen, namentlich die Idee des Seins, als solche annimmt. Im dritten, vom Moralprincip handelnden Theile stellt Cavour die Behauptung auf, daß es einen wesentlichen Unterschied zwischen den moralischen Grundsätzen und den speculativen Ideen, zwischen der Liebe des Guten oder dem sittlichen Geist und der Erkenntniß des Guten oder der sittlichen Idee gebe. Erkenntniß und Liebe, Theorie und Praxis, Verstand und Wille, sagt er, seien nicht identische Dinge; die Erfahrung lehre, daß es Menschen gibt, die über Recht und Pflicht ganz vortrefflich sprechen, aber nicht darnach handeln. Doch ist der Unterschied keineswegs ein absoluter, wie Cavour anzunehmen scheint. Dem widerspricht das Gewissen. Es gibt demnach keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Erkenntniß des Guten und dem Begriff der Sittlichkeit und der Liebe des Guten oder dem sittlichen Geist. In dem Theile seines Werks, welcher von der Metaphysik des Abbate Rosmini handelt, erkennt der Verf. die Vernunft im Menschen als höchstes Princip an. Im Versuch über das Moralprincip läßt er den Ursprung des Unterschieds vom Guten und Bösen hinaufsteigen bis zu dieser reinen Vernunft, die er anerkannt hat; aber er leugnet das Dasein einer eigentlich sogenannten moralischen Vernunft und setzt an ihre Stelle die speciale Dazwischenkunft der Gottheit oder eine Offenbarung. Er folgt demnach in diesen beiden Theilen seines Werks zwei entgegengesetzten Richtungen: zuvörderst stellt er die Rechte der menschlichen Vernunft fest und nachher beschränkt er dieselben hinsichtlich der Moral. Im vierten Theile seines Werks, wo er von der Philosophie des Christenthums handelt, hätte er einer der beiden angegebenen Richtungen folgen können. Wäre er der zweiten gefolgt, so wäre er ganz in das theologische System eingetreten. Dies hat er aber weislich vermieden. Er bestimmt ganz genau die Befugnisse der Vernunft und des Glaubens. Er trennt sich unverhohlen vom theologischen System; denn das Princip dieses Systems ist, daß der Glaube den Vorzug des logischen Eherseins vor der Vernunft hat und mithin ganz unabhängig von ihr ist, woraus hervorgeht, daß das Ungereimte einer Lehre, die sich mit dem Charakter einer Offenbarung darbietet, kein Beweggrund sei, die Wahrheit derselben in Zweifel zu ziehen. Der Verf. läßt uns hoffen, daß seine philosophischen Bruchstücke nur der Vorläufer eines wichtigen Werkes sind. 16.

Das Gefängnißwesen ist gerade in neuester Zeit in unzähligen Schriften besprochen worden. Eine gute Übersicht der verschiedenen Systeme, die in Bezug auf diese Frage aufgestellt sind, gibt die „Ethnographie des prisons", von Marquet-Vasselet. Die eigene Ansicht des Verf. dieser Schrift anbetreffend, so verwirft er das Philadelphi'sche System als barbarisch, das Auburn'sche als inconsequent und unlogisch und bringt ein modificirtes Isolirungssystem in Anregung, dem er den Namen des französischen gibt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 57. — 26. Februar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Zweiter Artikel.*)

1. Der Dom zu Köln. Von J. Venedey. Buchdruckerei und Verlagshandlung in Belle-Vue bei Konstanz. 1842. Ler.-8. 17½ Ngr.

Der Verf. obiger Broschüre ist nicht unbekannt in Deutschland. Er lebt als deutscher Flüchtling in Paris und war wahrscheinlich in frühere revolutionnaire Umtriebe verwickelt. Trotz seiner Entfernung aus Deutschland hat er sich doch immer als warmer Freund seines Vaterlandes gezeigt. In der „Phalange" vertritt er mit Entschiedenheit die deutschen Interessen und den deutschen Charakter; es ist nicht zu verkennen, daß er die Deutschen für ein tieferes und edleres Volk hält als die Franzosen, und daß er uns eine erhabenere Rolle in der Weltgeschichte anweist als jenen. Warum er trotzdem nicht nach Deutschland zurückkehrt, warum er von der Amnestie, die der jetzige König von Preußen bei seinem Regierungsantritte erlassen, keinen Gebrauch gemacht hat (Venedey ist preussischer Unterthan, ein geborener Kölner), wissen wir uns nicht zu erklären.

Es ist gewiß sehr ritterlich, in einem fremden Lande als unverzagter Kämpe für sein Volk Lanzen zu brechen, noch dazu, wenn man so allein steht und der Gegner unzählige sind; aber, aufrichtig gesagt, kommt uns eine solche Stellung doch etwas zu hyperromantisch, etwas unnatürlich vor, und wir bezweifeln, ob selbst die tüchtigste Individualität in solcher Lage voll Widerspruchs und Unwahrheit gedeihen könne; ihr mangelt zu sehr alle gesunde Realität, alle naturgemäße Lebensbedingung. Venedey würde in Deutschland willkommen sein und mit Liebe und Theilnahme aufgenommen werden. Mehr wie die meisten seiner Unglücksgenossen hat er die Reinheit seiner Motive und die Festigkeit eines ehrenwerthen Charakters bewiesen. Wenn auch seine politischen Ansichten mit den wirklichen Zuständen in Deutschland in Widerstreit sind, so leben wir doch Gottlob seit kurzem in einer Zeit, wo man sie tolerirt und ihnen selbst, sobald sie nur auf echter Gesinnung und lauterer Überzeugung beruhen, wie hier ohne Zweifel es der Fall ist, Achtung und persönliche Anerkennung nicht versagt. Wir fürchten fast, daß phantastische und superfeine Scrupel, vielleicht ein forcirter Republikanismus damals von der Annahme jener Amnestie zurückgehalten haben. Wir können uns irren, aber, wie gesagt, wir wissen uns diesen deutschen Patriotismus, diese Sehnsucht nach der Heimat, die absichtlich in der Fremde weilt, nicht anders zu erklären.

Venedey ist für den Dombau in Köln. Er sieht darin das Symbol der deutschen Einheit; er glaubt in der gemeinschaftlichen Vollendung dieses Baus den Anfang eines Reiches der Gerechtigkeit, der Gleichheit u. s. w. in Deutschland zu erblicken. Die Grundzüge dieses Reiches der Gleichheit und Gerechtigkeit führt er nun in dieser Schrift aus; er entwirft in allgemeinen Umrissen eine Constitution für den deutschen Bund. Wir gestehen nun gern, daß wir mit dem Ideale, was er uns hier verzeichnet, im Wesentlichen übereinstimmen, daß wir es für keine leere Illusion halten, sondern für begründet in Anlage und Geschichte unsers Volks. Was aber der kölner Dombau mit dieser deutschen Grundverfassung zu thun hat; das, aufrichtig gesagt, haben wir wiederum nicht begreifen können. Allen Respect für den kölner Dom; es ist gewiß ein schönes gothisches Gebäude, vielleicht das schönste, was wir haben, und — vielleicht — macht es in seiner Vollendung einen noch erhabenern Eindruck wie jetzt als Torso. Aber wir mögen den Dom betrachten von allen Seiten, von hinten und vorn, ein Bild oder auch nur ein Symbol eines organisch gegliederten, auf Freiheit und Recht ruhenden deutschen Bundesstaats vermögen wir nicht darin zu erblicken. Auch glauben wir nicht, daß der Künstler, der ihn schuf, an einen solchen Bundesstaat dabei gedacht hat; das politische Element war dem großen Manne gewiß ebenso fremd, wie dem Rafael von Urbino, als er seine Madonna malte. Der kölner Dom ist ein Product religiöser Kunst und nichts weiter. Eine irdische, modern politische Beziehung lag der gothischen, religiösen Baukunst gänzlich fern, und sie ihr unterschieben wollen, ist eine Geschmacklosigkeit und eine Unwahrheit zugleich. Es ist Profanation.

Ebenso wenig sind wir im Stande einzusehen, wie der Ausbau des kölner Doms der erste Schritt zur Vollendung des politisch-idealen Staatsgebäudes sein soll, als welchen ihn der Verf. betrachtet und uns anempfiehlt. Die Geldausgabe, die wir dazu leisten sollen — denn

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 24—26 d. Bl. D. Red.

darauf reducirt sich doch unsere Theilnahme am Ausbau, wenn wir etwa nicht selbst Steine zutragen wollen — steht in gar keinem Bezuge zu dem Streben nach einer allgemein-rechtlichen, politischen Organisation, welche der Verf. wünscht. Weit eher könnte man behaupten, daß sie uns von dieser durch die Zeit gebotenen Thätigkeit nur abzöge und daß wir die Millionen, welche der Dombau kostet, in dieser Rücksicht nutzlos verschwendeten, die wir allerdings nützlich zur Umgestaltung und zur Wiedergeburt unsers politischen Lebens anwenden könnten. Was würde man dazu sagen, wenn wir bei einem Kriege, statt Pulver zu kaufen, Soldaten zu werben, in die Schlacht zu ziehen u. s. w., lieber eine prachtvolle Ausgabe der Minnelieder Walther's von der Vogelweide veranstalteten und dadurch unsere Provinzen zu vertheidigen glaubten? Man würde in der That den Zusammenhang des Zwecks mit dem Mittel nicht einzusehen vermögen, und wenn der Wahnsinn oder die Narrheit als der Widerspruch von Zweck und Mittel definirt wird, wie es hier und da geschehen, so müßte man uns für wahnsinnig und närrisch halten. Und — allen Respect für Hrn. Venedey's sonstigen gesunden Verstand — seine Versicherung, daß wir die deutsche Einheit, die deutsche Freiheit, die deutsche Gleichheit, die deutsche Volkskammer beim Bundestage u. s. w. erlangen würden, sobald wir nur erst das Geld zum Dombau aufgebracht hätten, scheint uns allerdings in einer thörichten Schrulle, in einer fixen Idee begründet zu sein.

Aber Hr. Venedey ist nicht der Einzige, der mit dem Dombau so unerklärliche Sachen verbindet. Es sind noch andere Stimmen laut geworden, die unserm gesunden Menschenverstande ähnliche Unbegreiflichkeiten zumuthen, und wenn wir diese für die Stimme der Nation hielten, was wir jedoch nicht thun, so hielten wir vorläufig einige Hunderttausend Irrenärzte für nothwendiger als alles Andere.

Die deutsche Einheit spielt in diesen Stimmen eine Hauptrolle. Und in gewisser Beziehung haben sie auch recht; wenn ganz Deutschland einig ist, für den Dombau Geld herzugeben, so ist deutsche Einheit in Bezug auf das Geldhergeben für den Dombau vorhanden. Eine andere Einheit ist damit freilich noch nicht gewonnen. Wenn es überhaupt blos auf gemeinschaftliches Geldhergeben ankommt, so könnte man aber ebenso gut einen andern Zweck demselben unterlegen. Man könnte z. B. einige Millionen zusammenschießen, um in der Mitte Deutschlands oder in sonst einem Lande ein großes Loch in die Erde graben zu lassen, oder man könnte diese Millionen aufbringen, um die köstlichste Perle aufzukaufen und sie, wie die Kleopatra, in einem Becher Wein auszutrinken; alsdann wäre die deutsche Einheit rücksichtlich des Lochgrabens oder des Perlenkaufs errungen. Man könnte auch nur, um es einfacher zu haben, zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Tage seinen Beitrag in irgend einen Brunnen werfen, und je mehr Leute ihr Geld in den Brunnen würfen, desto einheitlicher wären die Deutschen in Beziehung auf das Geldwerfen in den Brunnen. Ja, es ist eine leichte Sache um die Herstellung der deutschen Einheit und sie läßt sich auf unendlich mannichfache Weise ausdenken.

Freilich, wer die Einheit Deutschlands nicht in die eine oder die andere willkürliche Einzelheit setzt, wer ein gemeinsames Fühlen, Denken und Handeln in allen wesentlichen innern und äußern Beziehungen und einen politischen Organismus will, wodurch dieses gemeinsame Wesen immer und zu jeder Zeit leicht und ungehemmt sich geltend machen kann, der kann nur mit Betrübniß, mit bitterm Lächeln solch phantastischen Götzendienst mit dem bloßen Scheine, mit dem bloßen leeren Worte betrachten. Da treten sie zusammen, bilden einen Dombauverein, zahlen monatlich oder jährlich ihre Abgabe und halten sich dann in zufriedener Selbstgefälligkeit für deutsche Patrioten, die ein Erkleckliches gethan haben für die deutsche Einheit. Einer großen und zeitgemäßen Idee praktisch nachzuleben, ihr alle Pulsschläge seines Daseins zu widmen, versteht kein Volk weniger als das deutsche. Sich aber mit dem bloßen Scheine begnügen, sich mit den äußern Flittern eines inhaltreichen Gedankens herauszuputzen und sich darüber Complimente zu machen, das haben sie trefflich gelernt. Es gibt kein selbstgefälligeres Volk als die Deutschen in ihrer hohlen, faulen Phantasterei, aber darum kommen sie auch zu nichts.

Ein anderer Grund, den man für den Ausbau des Domes angeführt hat, klingt ebenfalls patriotisch, ist aber ebenso irrig. Während die Franzosen Paris befestigen, sollen wir unsern Dom am linken Rhein wohlgemuth und sicher hinbauen. Das zeige von Selbstvertrauen und beweise jenen, daß wir uns nicht fürchten. Für solche Großsprecherei aber möchte ich keinen Schilling hergeben.

Der Dom hat einen andern, einen höhern und heiligern Sinn als solch weltliches Renommiren. Die Kunst ist der Kunst wegen da; wer sie zu fremden Zwecken misbraucht, der verkennt ihr Wesen, der entweiht sie. Man eifert doch so sehr gegen die politische Poesie, gegen Tendenzdichtungen; man will, daß die Poesie nicht zu einer Magd irdischer Bestrebungen gemisbraucht werde. Und dieser Stolz, der in gewisser Rücksicht wahr ist, wird eben von jener Seite in Erinnerung gebracht, von der die lautesten Stimmen für den Dombau ertönen. Wer aber den kölner Dombau unterstützt, um eine Renommage, um eine politische Demonstration gegen unsere Nachbarn auszuführen, der begeht eine ungleich größere Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst und Poesie, als alle unsere Tendenz- und Nützlichkeitsdichter je begangen haben.

Aber als Symbol der neuerwachten Einigkeit zwischen Katholiken und Protestanten darf doch der vollendete kölner Dom wol gelten? Ja, wäre diese Einigkeit nur erst vorhanden! Das augenblickliche Misverständniß ist durch die Weisheit des jetzigen Königs von Preußen vorläufig gehoben und bei keiner Angelegenheit hat sich die Sicherheit seines sittlichen Genius wol entschiedener gezeigt als bei seiner großartigen, einfachen Handlungsweise in dieser Sache. Er hat den Streit, der auf wahrhaft frivole,

unverantwortliche Weise von protestantischer Seite hervorgerufen war, auf wunderbare Art zu beschwichtigen gewußt. Aber damit sind die beiden Kirchen noch nicht zu einer verschmolzen; die religiösen Lebensansichten gehen in diesem Augenblicke im Innern weiter auseinander denn je, wenn auch augenblicklich der äußere Friede hergestellt ist. Wie das Kunstwerk aussehen müsse, was zu erbauen ist, wenn erst sämmtliche christliche Ansichten sich in Eins verschmolzen haben, das läßt sich noch nicht im entferntesten vorherzunehmen; die Form desselben ruht noch im dunkeln Schoose der Zukunft und jedenfalls wird sie eine andere Gestalt tragen als die eines Domes aus dem 13. Jahrhundert.

Ich habe nichts gegen den kölner Dombau, wenn er aus reinem Kunstinteresse ersteht. Aber alle andere fremden Motive sind mir zuwider, weil sie auf einer Lüge beruhen. Betrachtet man aber die Beisteuernden, so möchte man unter Hunderten kaum Einen finden, der aus reinem Kunstsinne seine Gabe bringt; der nur des Domes wegen am Dome hilft. Die ganze Begeisterung ist eine künstliche, gemachte; die Hälfte der Gebenden besteht aus hohlen Phantasten, die Hälfte aus Leuten, die sich höhern Orts empfehlen wollen.

Ich glaube überhaupt nicht, daß unsere Zeit für rein künstlerische Zwecke geeignet ist; sie hat näherliegende, dringendere moralische Bedürfnisse. Ich bin kein Verächter der Kunst, aber wenn ich Geld übrig habe, so halte ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, es auf andere Weise anzuwenden. Überall, wo wir hinsehen, erblicken wir Hunger und Noth; Gefängnisse, Schulen u. s. w. liegen noch im Argen; physische und moralische Bedürfnisse unserer Mitmenschen schreien um Hülfe; wer mag bei so dringend gebotenen Pflichten an epikuräische Kunstgenüsse denken?

Was mich am ersten noch für Beförderung des kölner Dombaus bestimmen könnte, das wäre eine Pflicht der Dankbarkeit. Der König von Preußen hat tiefgefühlte Worte bei der Grundsteinlegung gesprochen; die Sache ist ihm ans Herz gewachsen. Eine Vereitelung seines Wunsches muß schmerzhaft sein. Aber sicher will er nicht die Lüge befördern und nur in Voraussetzung reiner Motive bei den Beisteuernden kann er die Vollendung des Domes wünschen. Nur als wahre Nationalangelegenheit, nicht als Nationallüge interessirt ihn das Werk. Früher oder später würde die schöne Illusion aufhören, und die Schmerzen, die damit verbunden sind, müssen sich über kurz oder lang doch einstellen. Ersparen können wir sie ihm nicht; besser also jetzt gleich, als später, wo dann Kräfte und Zeit und Hoffnungen nutzlos verschwendet sein werden.

2. Der Polen Zukunft. Von dem Grafen A. Gurowski. Deutsch von C. Hermann. Leipzig, Hunger. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

So erfreulich und wohlthuend im Allgemeinen der politische Zustand Europas ist, wenn wir ihn mit dem des vorigen Jahrhunderts oder auch nur mit den Zeiten vor zehn Jahren vergleichen, und so schöne Hoffnungen er für die Zukunft gewährt, so ist doch noch ein dunkler Fleck da, der sich noch immer nicht aufhellen will. Polen ist die tiefe moralische Wunde in dem politischen Bewußtsein Europas, die noch immer nicht verharschen will und deren Anblick immer von neuem das Bewußtsein der Sünde in uns aufregt und uns zu keinem ruhigen Gewissen kommen läßt. Das Schicksal Polens und die Art und Weise, wie man mit diesem unglückseligen Lande verfahren, steht in so schreiendem, furchtbarem Misverhältnisse mit unserer jetzigen Bildung, mit dem feinern Gerechtigkeitsgefühle, mit dem größern Edelmuthe und der lebendigern christlichen Liebe, die jetzt — Gott sei Dank — sich immer mehr Bahn gebrochen haben in der heutigen Politik und immer mehr die moralische Grundlage unserer Staatsweisheit bilden, daß es der Nachwelt ein Räthsel sein wird, wie jener Greuel neben so vielen echten und tiefen Humanität habe bestehen können. Ja, wol ein merkwürdiges, trauriges Räthsel! Die ganze gebildete Welt empört sich gegen den Sklavenhandel, es werden die ungeheuersten Opfer gebracht, um diesen Frevel, dessen bloßen Anblick unser sittliches Gefühl nicht länger ertragen kann, für immer abzuschaffen, man bewacht die entferntesten Meere und äußersten Pole, um diese Sünde gegen das heutige Bewußtsein zu unterdrücken, und dicht neben uns, mitten unter den besten und cultivirtesten Völkern Europas selbst, geschehen Verbrechen, existirt eine Summe namenlosen Unglücks, gegen die jener Sklavenhandel in der That nur leicht und unbedeutend erscheint. Denn daß die Leiden eines sensibeln, seiner höhern Güter, seiner Ansprüche auf Freiheit und höheres menschliches Dasein sich bewußten Volks unendlich tiefer und schmerzlicher sind als das Schicksal des stumpfen Negers, der in diesem Augenblicke vermöge seiner niedrigen Culturstufe, die er einnimmt, immer auf die eine oder die andere Weise der Sklaverei naturgemäß verfallen ist, der sich selbst kein Gewissen daraus macht, Menschen zu rauben und zu verkaufen und daher auch, wenn ihn selbst dieses Schicksal trifft, nur einen in der Natur der Dinge begründeten Wechselfall des Glücks darin erblicken kann, in gar keinen Vergleich zu stellen sind, das braucht dem unverdorbenen, durch Gewohnheit nicht abgestumpften Gefühle nicht erst deutlich gemacht zu werden. Die systematische Ausrottung eines ganzen Volksstammes durch Unterdrückung jeder eigenthümlichen geistigen Regung und Thätigkeit, die Verweisung nach Sibirien, Untersteckung der zarten Jugend unter die russischen Elemente u. s. w. empört ebenso, wie die Mittel der List, der Treulosigkeit und des Verraths, sowie der Gewalt des Stärkern, wodurch man Polen getheilt und erobert hat. Mag man sagen, was man will, gegen die Fähigkeit der Polen, sich selbst zu regieren und aus eigener innern Kraft ihre Staatsverhältnisse fortzubilden, die Mittel, die man gegen sie gebraucht hat und noch gebraucht, sind und bleiben ein Schandfleck in der Geschichte des 18. und vor Allem des 19. Jahrhunderts, und es ist eine elende Heuchelei, wenn man sich anstellt, als wenn man aus philanthropischen Motiven, zum Besten

das Polen selbst, gegen sie verfahren wäre. Mittel und Zwecke waren gleich unrein und selbstsüchtig. Wahrlich ein schönes Glück, was die Polen in diesem Augenblicke unter russischer Herrschaft oder in der Verbannung genießen. Der verworrenste Zustand Polens unter seiner aristokratischen Vielregierung war noch immer ein Paradies im Vergleiche mit seinem heutigen Geschicke.

In der That, der Hinblick auf Polen ist wol geeignet, uns mit Gram und Menschenfeindlichkeit zu erfüllen; er könnte uns leicht zu tiefem Mistrauen verleiten und überreden, daß es mit der gerühmten heutigen Humanität immer noch nicht weit her und daß die auf allen Zungen sitzende Christlichkeit den Herzen noch ziemlich fremd und nur eine Lüge sei. Der christliche Glaube muß sich in christlichen Thaten bewähren, sonst ist er nur ein tönendes Erz, ein hohler Schall. Bisthümer in Jerusalem, Dombaue, Ehegesetze und Sonntagsfeier mögen gute Dinge sein, und wir ehren das Bemühen, die christliche Weltordnung auf solche Weise zu fördern, aber wir setzen voraus, daß dabei das grosse Gespenst Polens nicht den Blicken entschwindet, sondern daß es sich mit uns zu Bette legt und wieder mit uns aufsteht, und daß unser Sinnen und Trachten dahin geht, jene Sünde zu sühnen, jenen Gewissensbiß zu heilen, jene heißen, brennenden Thränen zu trocknen, in jene gebrochenen Herzen wieder nach Kräften Balsam zu träufeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Thomas Miller und sein „Godfrey Malvern, or the life of an author".

Ich weiß nicht, ob bereits eine oder die andere von Thomas Miller's in England sehr beliebten Schriften einen deutschen Übersetzer gefunden hat. Für unmöglich halte ich es aber, etwas von Thomas Miller zu lesen, ohne von der Originalität seiner Gedanken, von seiner scharfen Auffassung und von seinem kernigen Stile frappirt zu werden. Mit conventionellen Dingen befaßt er sich nicht, alte Ideen staffirt er nicht mit neuen Phrasen aus und von der Oberfläche des geselligen Verkehrs schöpft er auch nicht. Er sieht mit eigenen Augen, hört mit eigenen Ohren und denkt für sich, stürzt kopfüber in die Tiefen des Lebens und fördert mit verwegener Hand bald Gold, bald Schmuz zu Tage; er bringt, was er findet. Sein neuestes Werk ist das obengenannte und „Godfrey Malvern" die Lebensgeschichte eines Schriftstellers, eines jungen Mannes, der auf dem Felde der Literatur seinen Lebensbedarf ernten will. Das Buch muß übersetzt werden, schon zur Warnung. Die Policei oder sonst ein philanthropisches Institut muß es übersetzen, drucken und gratis vertheilen lassen. Gottfried's Vorsprechen bei einem Verlagsbuchhändler in Paternoster-row könnte ebenso gut in Stuttgart, sein Mittagsessen im Cathedral-Coffee-House unweit St.-Paul's ebenso gut in Berlin und sein Besuch eines Journalredacteurs in London ebenso gut in Leipzig stattgefunden haben. Jeder junge Mensch, der das Leben eines Literaten von Rosenduft umweht glaubt, sollte das lesen, eventuell par force zum Lesen gebracht werden. Es ist ein trauriges, melancholisches Thema, worüber sich viel Schmerzliches und Seufzervolles sagen läßt. Thomas Miller nennt die Schriftstellerei „eine See, deren Ufer stets mit tausend Schiffbrüchen bedeckt sind, und wo die sie Befahrenden, wenn sie zufällig nicht ertrinken, am Gestade verhungern, kaum Einer von Hundert macht eine glückliche Fahrt. Wer die Richtigkeit dieses weit hergeholten Gleichnisses bezweifelt, werde Mitglied des literarischen Unterstützungsvereins, dieses kleinen Leuchtthurms auf der finstern See der Literatur, und er wird schnell genug ausrufen: Wehe, es ist nur zu wahr! Er wird doch manches treffliche Schiff erblicken, dessen Namen und Figur er kennt, und viele ihm unbekannte Nachen, die dem Leuchtthurme zugerudert sind, als es auf der dunkeln, brandenden See keine andere Menschenhülfe für sie gab." Alles das ist wahr, so fürchterlich wahr, wie Wahrheit es immer sein kann, und deshalb muß das Buch übersetzt und gratis vertheilt werden. Nebenbei enthält es gute londoner Scenen und als Contrast wohlgerathene ländliche Schildereien. Nur wenn der Verf. ins fashionable Leben taucht, greift er bisweilen fehl. Seine Beobachtungsgabe verläßt ihn allerdings auch hier nicht. Um jedoch die Thorheiten des hohen Flugs nachdrücklich durchzuhecheln, muß man die Sitten und Gebräuche des hohen Flugs genau kennen. Und das scheint bei Thomas Miller nicht der Fall zu sein. Daher kann die Soirée der Lady Smileall unübersetzt bleiben. Die Umrisse sind ähnlich, aber die feinen Züge mangeln, die das Lächerliche pikant machen.

Die erste Bücherauction in England, von welcher sich Nachricht vorfindet, war der Verkauf von Dr. Seaman's Bibliothek, die im J. 1676 unter den Hammer kam. Die dem Kataloge vorgesetzte „Address" lautet folgendermaßen: „Leser! Es ist hier in England nicht gebräuchlich, Bücher im Wege der Versteigerung zu verkaufen, oder an Den, der das Meiste dafür gibt. Da es jedoch in andern Ländern zum Besten der Käufer wie der Verkäufer gethan wird, so ist uns eingefallen (zu Aufmunterung der Gelehrsamkeit), den Verkauf gegenwärtiger Bücher in sothaner Art und Weise bekannt zu machen."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Wie das Schicksal Polens sich enden soll, ist derweile noch ein Räthsel, dessen Lösung im Schoose der nächsten Decennien ruht. So weit der kurzsichtige Mensch den künftigen Gang der Geschichte vorhersehen oder vielmehr vermuthen kann — denn das Leben in seiner unendlichen Allmacht findet hundert Mittel und Wege, die kein Verstand des Verständigen vorherberechnen kann —, lassen sich drei Möglichkeiten annehmen. Zwei dieser Möglichkeiten haben bereits ihre Anhänger und Apostel gefunden in der Tagesliteratur, auf die dritte ist unstreitig schon der Blick manches Staatsmannes gerichtet, wenn sie auch noch nicht öffentlich debattirt wird.

Die erste ist die Herstellung des gesammten alten polnischen Reichs, wenigstens in seinen wesentlichsten Theilen. Auf sie richtet sich der Blick der meisten Polen selbst, zumal des Kerns der polnischen Bevölkerung, die in Frankreich und England als Verbannte leben. Diese Herstellung ist nicht wohl denkbar ohne eine allgemeine Revolution in Europa, ohne eine gewaltsame Erschütterung und einen gänzlichen Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Ein polnisches Königreich ohne die abgerissenen Provinzen, die jetzt Östreich und Preußen besitzt, zumal ohne die letztern, durch welches es die nothwendige Verbindung mit dem Meere erhielte, ohne die kein größeres, selbständiges Volksleben heutzutage gedeihen kann, ist nicht wohl möglich. Mag sein, daß manche Polen nur an das Nächste denken und ihre feindlichen Absichten vorläufig nur gegen ihren Hauptfeind, gegen Rußland, richten — sobald sie die russischen Provinzen erlangt hätten, würden sie mit nothwendiger Consequenz ihre Blicke auf Galizien, auf Danzig und Posen richten und die jetzt noch schlafenden Wünsche würden erwachen; auch wäre es in diesem Augenblicke wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß diese Wünsche bei ihren ehemaligen Landsleuten, die jetzt östreichische und preußische Unterthanen sind, lebhaften Anklang fänden. Ein allgemeiner Kreuzzug Europas gegen Rußland für die Wiederherstellung des polnischen Reiches, an dem auch Preußen und Östreich Antheil nähmen, läßt sich daher nur denken, wenn die Cabinete dieser beiden Staaten den großmüthigen Entschluß gefaßt hätten, ihre polnischen Erwerbungen wieder herauszugeben. Ein solcher Entschluß ist nicht wahrscheinlich, für Preußen sogar unmöglich: denn die Sachen stehen jetzt so, daß man das mit Unrecht Erworbene jetzt ohne Unrecht gegen sich selbst und ohne innerste Störung des ganzen Staatsorganismus nicht mehr aufgeben kann. Darin ist auch vorzugsweise der Schlüssel zu der Politik zu suchen, welche diese beiden Staaten im J. 1830—31 bei der letzten polnischen Revolution beobachtet haben. Namentlich ist von dem menschlichen, wohlwollenden Charakter des verstorbenen Königs von Preußen wol zu präsumiren, daß er die Leiden Polens in ihrer ganzen Größe empfunden habe und gern eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllt hätte, wenn die Pflicht gegen den eigenen Staat nicht damit in Collision gestanden. Auch Östreich würde eine Verringerung der russischen, immer bedrohlicher anwachsenden Größe sicher damals nicht ungern gesehen haben, wenn nur in dem Mittel nicht ebenfalls Gefahren für die eigene Macht gelegen hätten. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren." Durch die Sünden der Vorfahren war Preußen wie Östreich in eine Politik gegen Polen hineingebannt, die sich nur mit blutendem Herzen erfüllen ließ. Ein allgemeines revolutionnaires, demokratisches Chaos, ein furchtbarer, sinnverwirrender, republikanischer Taumel, in welchem mit den jetzigen Regierungen auch vielleicht die Staaten von Preußen und Östreich verschwänden, kann daher consequenterweise nur der Wunsch aller der Polen sein, die noch immer an die restitutio in integrum ihres frühern Reichs denken.

Wir können uns diese Ansicht bei den Polen wohl erklären, wir können sie entschuldigen und sind weit entfernt, den ersten Stein auf sie zu werfen. Wer so durch Selbstsucht gelitten hat, wie sie, muß zuletzt selbst leidenschaftlich und selbstsüchtig werden. Wäre ich als Pole geboren und hätte den Sturz meines Vaterlands überlebt, wäre ich nicht in einer Schlacht schon früher gefallen oder an gebrochenem Herzen gestorben, ich glaube, ich würde ebenfalls an Wiedereroberung meines alten vollen Rechts denken und jedes Mittel würde mir dazu recht sein. Setzen wir uns an die Stelle eines Polen, so können wir uns jene glühende, finstere Leidenschaft, die nur einem einzigen Gedanken Raum gibt und die an dem endlichen Siege des weißen Adlers, an dem Siege der Sache, für die das Herzblut der Edelsten seit

einem Jahrhunderte geflossen, wie an einer fixen Idee hängt, gar wohl erklären, wir können sie verstehen und mitempfinden.

Es ist daher ganz natürlich, wenn überall, wo revolutionnaire Kämpfe oder nur Regungen sich zeigen, wir die Söhne Polens darin verwickelt finden. Jedes Unternehmen zum Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge muß an ihnen Freunde und Beförderer finden. Sie fragen dabei nicht, ob solches Beginnen zum Heile des Volks diene, in welchem es vor sich geht. Was kümmert sie diese Rücksicht! Sie kämpfen für Polen, nicht für Frankreich, für Spanien, für Deutschland, nicht für Tscherkessien, Italien oder Griechenland. Sie haben immer nur Polen im Auge und wenn sie sich des Verderbens, welches über das eine oder das andere Volk auf solche Weise kommen kann, auch nicht klar bewußt sind, wenn sie sich auch leicht überreden, daß ihre Wünsche mit dem Wohle der Menschheit zusammenfallen, so sind sie von einer gewissenhaften Prüfung, von einer zarten und ängstlichen Rücksicht für ihre augenblicklichen Bundesgenossen doch sicher weit entfernt. Jedem Unruhestifter leihen sie freudig ihren Arm und jede allmälige Entwickelung zur gesetzmäßigen Freiheit, jede Consolidation irgend einer Verfassung, und sei sie noch so freisinnig, ist für sie ein Unglück. Sie wollen nicht die Freiheit, sie wollen die Revolution.

So natürlich wir diesen Standpunkt finden und so wenig wir geneigt sind, jene Unglücklichen, die man mit Gewalt zu Feinden alles Bestehenden gemacht hat, zu verdammen, so halten wir ihn dennoch für einen unmoralischen und falschen. Abgesehen davon, daß die Realisirung eines so ungeheuern, gräßlichen Zweckes Gottlob eine Unmöglichkeit ist und daß in solcher Sisyphusarbeit sich die edelsten Kräfte und die herrlichsten Naturen zerstören müssen und moralisch zu Grunde gehen, ist ein Streben, welches alle Völker nur als Mittel und nicht als Selbstzwecke behandelt, ethisch durchaus zu verdammen. Es ist ein eitler Traum, auf den rauchenden Trümmern aller europäischen Verfassungen ein neues Polen aufzubauen, und wäre seine Erfüllung dennoch möglich, so wäre sie um diesen Preis zu theuer erkauft und die Nemesis würde sicher nicht zögern, ein schweres Gericht über die frevelhaften Unternehmer sowol, wie über die Sache, für die sie gesündigt, ergehen zu lassen. Auf so unmoralischen Grundlagen baut man kein moralisches Kunstwerk, wie es der heutige Staat ist, mehr auf.

Eine ganz entgegengesetzte Ansicht spricht der Verf. obiger Broschüre aus. Derselbe hatte an der letzten polnischen Revolution Theil genommen und längere Jahre in der Verbannung gelebt, bis ihm der kaiserliche Wille die straflose Rückkehr ins Vaterland gestattete; unter welchen sonstigen Bedingungen ihm diese Erlaubniß geworden, ist uns unbekannt. Graf Gurowski hat die Träume für eine gänzliche Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit Polens aufgegeben und deren Eitelkeit erkannt. Völker sterben, sagt er, gleich Individuen. Polen ist als Volksindividualität gestorben und kann nicht wieder zum Leben erstehen. Die Sache ist abgemacht und man muß sich in das Unvermeidliche als in den Beschluß eines höhern Willens ergeben. Mit lebhaften und nur zu wahren Farben schildert er das Verzweifelte einer Existenz, die sich nur an unbestimmte Hoffnungen, an Illusionen anklammert, für welche die Gegenwart keinen realen Boden, keinen Wirkungskreis darbietet. Der Mensch soll auf gegebene Zustände seine Plane und Hoffnungen, seine Thätigkeit gründen; ohne solche Basis muß er sich in thatloser Träumerei moralisch aufreiben und zerstören. Alles, was die menschlichen Kräfte wohlthätig anregt und beschäftigt, kann nur in einem Staate gedeihen. Wissenschaft, Industrie, Poesie u. s. w. sind unmöglich ohne diese reale Grundlage. Wenn die einzelnen Polen — als Volk existiren sie nicht mehr — daher noch ihre Einzelindividualitäten retten wollen, wenn auch diese nicht täglich zurückschreiten und ihrem Untergange entgegengehen sollen, so müssen sie sich aufrichtig den Bestrebungen irgend eines Staats anschließen, müssen in einem Staate einen Spielraum für ihre Kräfte zu gewinnen suchen, und dieser einzig mögliche Staat ist — Rußland.

Es folgt alsdann ein langer Panegyrikus auf den russischen Kaiserstaat. Graf Gurowski gibt sich viele Mühe, denselben als ein von den humansten und edelsten Richtungen belebtes Ganzes zu schildern. Ja, er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß die eigentliche Aufgabe unsers Jahrhunderts durch Rußland gelöst werden würde, daß dieser Staat allein die wahre Sittlichkeit, die wirkliche, gerechte Ordnung der Dinge beabsichtige und von der Vorsehung bestimmt sei, diese über die Welt auszubreiten, während die Zustände der andern Völker Europas durchaus verderbt seien. Namentlich sei es Rußlands große Aufgabe, die Welt von dem verderblichen republikanischen Schwindel und von jener unhaltbaren, schändlichen Bastardsmanie, der Sucht nach Constitutionen zu erlösen und als von Gott gesandter Rettungsengel zu erscheinen. Das einzig richtige Streben sei heutzutage, der großen Masse größern Wohlstand zu verschaffen, und Rußland allein gebrauche bis jetzt die rechten Mittel für diesen wohlthätigen Zweck. Die Polen sollten daher sich um russische Staatsämter bewerben und auf die menschenfreundlichen und humanen Plane dieser weisen Regierung eingehen. Nur auf solche Weise könnten sie sich der Welt noch nützlich machen und nebenbei selbst glücklich werden.

Der ehrenwerthe Verf. ist offenbar von einem Extreme ins andere verfallen. Wenn wir ihm gerne zugeben, daß ein bloßes melancholisches Zehren an frühern Erinnerungen oder ein ohnmächtiges Conspiriren gegen die gesammte historisch gegebene und gewordene Wirklichkeit Europas weder die physischen noch moralischen Bedingungen eines tüchtigen, zeitgemäßen Menschenlebens in sich trägt, so folgt daraus noch nicht, daß man mit gänzlicher Aufgebung aller frühern Erinnerungen und Überzeugungen, mit gänzlicher Verzichtung auf eigenen Charakter sich kopfüber in russische Arme stürzen muß. Freilich, wer in Rußland die staatliche Personification alles Hohen und Zeitgemäßen erblickt, wer Rußland als den Engel betrachtet, der eigens zur Rettung des verlorenen Menschengeschlechts von der Vorsehung gesandt ist, dem

bleibt allerdings kein anderes Pflichtgebot, als Hingabe à tout prix an diesen Cherubim, der jedoch kein flammendes Schwert, sondern ein weniger poetisches Instrument in der Hand hält.

Ein so plötzlicher Umschwung der Überzeugung von einem Extreme zu andern möchte aber nicht jedem Polen möglich sein. Das Talent, alle Maßregeln, Handlungen und Plane mit einem Male für human, rechtlich, moralisch und religiös zu halten, die man Zeit seines Lebens für roh, unrechtlich und irreligiös gehalten hat, ist nicht Jedem, gleich dem Grafen Gurowski gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Sagen.

1. Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Gesammelt von J. D. H. Temme. Berlin, Nicolai. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Sagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Gesammelt von Herm. Harrys. Erste und zweite Abtheilung: Der Harz. Celle, Schulze. 1840. Gr. 12. 25 Ngr.

Der treue Fleiß, welchen die Philologen der Erforschung unserer alten Literatur und unserm Alterthum überhaupt zuwenden, ist vielleicht um so anerkennungswürdiger, je uneigennütziger und aufopfernder er dasteht. Wer sich den classischen Studien hingibt, hat doch, wenn man auch davon absehen will, daß er sein Wissen in Schule und Akademie praktisch anwenden und verwerthen kann, zugleich das Bewußtsein und den Vorzug, seinen Fleiß und seine Fähigkeiten an etwas allgemein Geltendes und Hergebrachtes zu setzen, an Etwas, das die Grundlage auch der modernsten Civilisation ausmacht. Er darf, wenn seine Leistungen sich nur etwas über das Gewöhnliche erheben, nicht nur auf ein deutsches, sondern auf ein europäisches Publicum rechnen. Eine neue sinnreiche Hypothese über eine dunkle Stelle in diesem oder jenem classischen Autor, über einen zerbröckelten Aschenkrug, über die Figürchen eines etruskischen Spiegels, einer Tasse oder Patere findet ihr Publicum, ihre Freunde und Gegner sowol an der neuen Universität zu Athen als an der alten zu Paris, in Petersburg und Oxford, am Sund und Arno. Und Männer wie der unvergeßliche Otfried Müller konnten eine Geschichte der griechischen Literatur früher in englischer Uebertragung als im deutschen Originale erscheinen lassen. Die Träger der orientalischen Philologie sind fast noch günstiger gestellt. Sie bedürfen fast gar keines Publicums in Deutschland und werden im Auslande leichter bekannt und geschätzt als in der Heimat. Aber welche Aussichten können einen deutschen Philologen, der sich lieber an dem Alterthum seines eigenen Volks als an dem eines fremden erwärmt, welche können den locken. Kaum daß man hier und da einem Professor deutschen Alterthums gleichsam zum Staate ein bescheidenes Plätzchen an der Universität, eine dürftige Custodenstelle einräumt. Kaum daß ein schüchterner Conrector an einem Gymnasium etwas historische Grammatik, etwas Literatur mit Citaten aus den Quellen in seiner Classe vorzutragen sich unterfängt. Kaum daß einige Gelehrte in England und in Skandinavien ein Werk der deutschen Philologie studiren. Und daneben die Zeit, so modern und unduldsam, daß sie das reinste wissenschaftliche Bestreben, wenn es sich ihr und ihren nivellirenden Tendenzen nicht eng anschließt, für verkappte Tendenz, zum Mittelalter, zur Hierarchie, zum Absolutismus hinzuführen, ansieht und sich feindselig dagegen stemmt. Wenn die Kunde und das Studium des deutschen Alterthums, solcher Umstände und Hindernisse ungeachtet, dennoch einen so frischen und lebendigen Aufschwung genommen, wie man vor zwanzig Jahren kaum zu hoffen wagte; wenn die alten Dichter und Dichtungen immer vollständiger ans Licht treten und das muntere Rauschen dieser so lange Zeit verschütteten Quellen immer lebhafter und lauter wird; wenn der Sprache, dem Glauben, der Sitte, dem Rechte und allen diesen vielfältigen Verzweigungen der innern Geschichte unsers Alterthums die sorgsamste und glücklichste Pflege angedeiht: so liegt das weniger an der Empfänglichkeit des zersplitterten und verhärteten Publicums, als vielmehr an der muthigen Ausdauer und dem wahrhaft patriotischen Sinn der Gelehrten, die von der Verdienstlichkeit ihrer Bestrebungen in bescheidenem Sinn zu tief durchdrungen sind, um die Wärme bei der Verfolgung ihrer Studien durch äußere Erfolge bedingen zu lassen.

Wer sich vor dem Geiste dieser Studien wie vor einem Revenant entsetzt, und zitternd der Meinung ist, er solle zum Proselyten gemacht werden, der lasse sich die Worte zu Herzen gehen, die um so unverdächtiger sind, da sie zu einer Zeit ausgesprochen wurden, als noch Niemand nöthig hatte, sich gegen den Vorwurf der Proselytenmacherei zu vertheidigen: „Eine Gesinnung, welche den Geist des Alterthums auch unter uns wirkend wieder erblicken möchte, kann nicht getadelt werden. Wir erkennen eine über alles leuchtende Gewalt der Gegenwart, welcher die Vorzeit dienen soll. Wer diese Beziehung auf das Leben leugnen wollte, der nähme die Belehrungen der Geschichte hinweg und setzte die alten Gedichte wie eine unzugängliche Insel aufs Meer, wo die Sonne umsonst ihr Licht ausbreitete und die Vögel ungehört sängen." (Grimm, Einleitung zu den „Altdeutschen Wäldern".) Wenn man die dargebotenen Leistungen selbst auch außer dem Anschlage lassen wollte, so hätte schon der Geist dieser Stelle vor dem Vorwurfe behüten sollen, als sei das Studium des deutschen Alterthums in Buchstabenweisheit ausgeartet. Es ist wahr, diese Buchstabenweisheit kommt in der deutschen Philologie vor, und man kann selbst zugeben, daß durch sie auch ein Zuwachs solcher Weisheit in die classischen Studien gekommen; allein geleugnet werden muß es, daß diese Gelehrsamkeit, die sich um ß oder ff, um die Bedeutung von *man* oder dgl. dreht, jemals so zur Hauptsache erhoben worden sei, wie es oft im Bereich der classischen Studien geschehen. Sie hat immer nur den bescheidenen Charakter eines Mittels zum Zweck angesprochen und ist immer nur einer von den vielen Pfeilern gewesen, welche die Brücke vom Ufer der völligen Ungewißheit zu dem der völligen Sicherheit stützen. Wahr ist es auch, diese Studien haben vom Anbeginn an immer das Kleine, Geringe, Scheinlose nicht außer Acht gelassen; aber es geschah nicht aus Lust an diesen Kleinigkeiten allein, sondern im Glauben, daß man das Ganze nur durch den Besitz aller Einzelnheiten sich aneignen, daß, um das große musivische Gemälde wiederherzustellen, zuvor alle einzelne Stifte und Stiftchen gesammelt sein müssen. Jakob Grimm hat es sich unter seine Verdienste angerechnet, die kleinen scheinbar werthlosen Dinge, wie Volkstraditionen, oder die verachteten, wie Rechtsgebräuche und Bauernrechte, hervorgezogen und in ihre Stelle gerückt zu haben. Er ist getadelt worden, daß er die *Kindermärchen* gesammelt habe. Aber auch in diesen bis zu den Kindern hinabgesunkenen und dort in ewiger Jugend fortlebenden Mythen steckt eingeständigermaßen ein Rest des Alterthums Deutschlands, und gerade ein Rest, dessen man sonst nirgend habhaft werden konnte. Und wäre denn wirklich richtig, was Gervinus sagt, daß diese Ueberbleibsel, an deren vollerer Gestalt sich einst Heldenstämme erwärmt haben, jetzt für die Kinder selbst zu schlecht und schwächlich seien, so wäre auch der zweite Schritt nicht zu gewagt, das ganze Alterthum als etwas Fesselndes zu verbannen. In der That wird es freilich nie dahin kommen, so lange die ernste Forschung überhaupt nicht verbannt wird, und jetzt ist dazu weniger Aussicht als jemals. Vielmehr finden wir, daß sich den Begründern der deutschen Philologie eine Menge von Gelehrten, wenn auch nicht alle gleichmäßig begabt sind, mitforschend anschließt, deren Bestreben mehr oder minder streng darauf gerichtet ist, unser Alterthum in einem von den Vorurtheilen, Irrthümern und Entstellungen späterer Jahrhunderte befreiten Bilde zu veranschaulichen. Ihrem fleißigen Streben ist es denn auch gelungen, den Beweis zu führen, daß in unserm Alterthume, dem Zeitalter vor Karl dem Großen mehr noch als in dem eigentlichen Mittelalter, eine schöne, reiche, biegsame Sprache geredet wurde, daß starke, gesunde, fromme Sitten herrschten, die so mächtig

waren wie später kaum das geschriebene Gesetz; daß ein kindlich heiterer Glaube an Gott, Götter und göttliche Wesen die deutschen Stämme und die Familien wie den Einzelnen beseelte; daß die alte Zeit wol rauh und derb, nicht aber roh und verderbt gewesen.

Der mühevolle und dornige Weg zum Erweis dieser kurzen, aber lohnenden Resultate ist durch eine Menge der ausgedehntesten Untersuchungen und der gelehrtesten Werke bezeichnet. Den gelehrten Führern ist fast unbewußt, ja fast wider Willen eine Anzahl von Dilettanten gefolgt, welche ihrem Vergnügen nachzugehen glaubten und dabei nicht selten eine Menge der brauchbarsten Materialien herbeitrugen, von deren Verwendung ihnen wol wenig kund geworden. So wandert denn eine kleine Legio von kleinen Touristen Jahr aus Jahr ein durch Berg und Thal, freut sich in Thüringen über den frischen Klang einer uralten ewig jungen Sage, horcht dem derben Schiffer an den Nordküsten, wenn er den unversieglichen Schatz seiner Wunderkunde gutgelaunt aufschließt, oder läßt sich in Schlesien und wo es sonst sein mag, eine funkelnagelneue höchst nüchterne Historie für eine uralte höchst poetische Sage aufheften, trägt das Gehörte gut oder übel in ein topographisches Werk, in einen Führer für Harzreisende, einen Reisebegleiter durch die Sächsische Schweiz, oder läßt es als Sammlung von Sagen aus diesem und dem Ländchen von Stapel laufen. In solchen Werken steckt nicht selten viel Gemachtes und Zusammengeträumtes, das von dem bedruckten Papier zuweilen in den lebendigen Volksmund übergeht und dann, trotz seines innern Wahrheitsmangels, mitunter, eben weil es im Munde des Volkes lebe, als echt und ursprünglich behauptet und vertheidigt wird. Solche untergeschobene Stücke in ihren Blößen darzustellen, ist gewiß so verdienstlich als nothwendig; allein in den Widerlegungsversuchen, wie geschehen ist, so weit zu gehen, daß man wegen der Unechtheit eines Mythus alle übrigen als unecht erklärt, ist weder wissenschaftlich, noch gewissenhaft. Der Wissenschaft und der Vernunft, die in derselben regiert, kommt es zu, die probehaltigen Körner von der windigen Spreu zu scheiden, wie jene diplomatische Werke sie in Vermischung bieten. Die Verfasser derselben würden sich vielleicht gar sehr verwundern, wenn die eine oder die andere ihrer Sagen, an denen sie sich wie Kinder an bunten Steinen, unbekannt mit ihrem echten Werthe, harmlos ergötzten, über Jahr und Tag plötzlich mitten in einem grundgelehrten Werke über deutsches Recht oder deutsche Mythologie und vielleicht gar als nicht unwichtige Stütze einer Hypothese von Bedeutung wieder gefunden würde. So fördern die armen Knappen ein Erz zu Tage, aus dem ihr Fürst später vielleicht einen goldenen Stirnreif trägt. Dies unbewußte Dienen zu einem unbekannten Zweck hat etwas Rührendes, und wir möchten um Vieles nicht, daß sich dies stille selbstbegnügte Schaffen durch ein spitziges Wort irren ließe. Wie thätig werden in ganz Deutschland die Sagen gesammelt! Fast kein Winkel, der nicht in einem Buche oder Büchelchen ausgebeutet wäre, keine Provinz, die nicht ihr Contingent geliefert hätte! Wir können nicht alle aufzählen, die seit der eisenacher Sammlung erschienen sind, weder die verdienstlichen noch die verdienstlosen. Es sind auch nur Wenige auf eine so reichhaltige Ader gestoßen wie Reusch in seinen Sagen des Samlandes oder Börner in den Sagen aus dem Orlagau; dagegen haben aber auch nur Wenige eine so geschmacklose Fassung gewählt wie der zuletzt Genannte.

Wir haben es hier speciell nur mit den beiden im Eingange genannten Sammlungen der Herren Temme und Harrys zu thun. Beide kommen aus Norddeutschland, aus Gebieten, die vom Meere bespült werden, beide geben die Sage einfach und schmucklos wieder, beide schöpfen aus mündlicher und schriftlicher Quelle, beide haben ihren Sammlungen Einleitungen vorausgeschickt, die sich mit dem Wesen der Sage beschäftigen. Nach Temme ist Volkssage Alles, was sich das Volk aus seinem eigenen Leben erzählt, und beschränkend wird hinzugefügt, daß sich das Volk nur Das erzähle, was ihm bedeutungsvoll sei. Verlange man von der Sage, sie solle immer nur wunderbaren Inhalt haben, so behaupte man dadurch zugleich, das Volk halte nur das Wunder für bedeutungsvoll und habe nur für dieses Empfänglichkeit. Auf diese Voraussetzung und die Richtigkeit der angegebenen Erklärung kommend, hat sich der Sammler verleiten lassen, unter seine Sagen eine Menge von Anekdoten, Volkswitzen und etymologischen Hirngespinnsten aufzunehmen, die etwa den dritten Theil des Bandes füllen, aber niemals auf den Namen der Sage Anspruch machen können. Es ist richtig, die Sage braucht nicht immer wunderbaren Inhalts zu sein, aber sie kann auch nie dem festen Boden der Wirklichkeit angehören; so wenig eine Reimchronik ein Gedicht, ebenso wenig ist eine historische Anekdote eine Sage. Wollte man nur Das als Sage gelten lassen, was das Volk sich aus seinem Leben erzählt, so würde man einen großen Theil der Heldensage, die noch im Volke lebt, von dem sagenhaften Bereich ausscheiden müssen und dürfte neben der spärlichen Stammsage nur ein beschränktes Quantum von Orts- und Familiensagen gelten lassen. Näher schon trifft die Behauptung zum Ziel, daß die Sage im Volke bleibend sein müsse, wenngleich auch diese Behauptung dadurch einen Theil ihres Gewichts verliert, daß manche Sagen im Volke ausgestorben sind und nur noch in Büchern aufbewahrt werden.

Anders finden wir es bei Harrys. Der Einleitung zufolge will die Forschung, zu welcher Sage und Märchen den Anlaß bieten, nicht mehr, wie früher versucht worden, einen historischen Anhaltspunkt für das Einzelne aufspüren, sondern sie hat den Weg eingeschlagen, der das Wunder der Gesammtheit der Sagen zu enträthseln und auf die Zustände hinzuführen geeignet ist, aus denen sie alle, wenn auch nicht alle gleich unverfälscht und unverkümmert hervorgegangen sind. Was diesen Überbleibseln des Alterthums zum Grunde liege, sei eben das Alterthum selbst, der alte Glaube, das alte Recht, die alte Sitte, und nicht blos das christliche Alterthum des deutschen Volks, sondern vorzugsweise und der Regel nach die heidnische Vorzeit. Das ist der Punkt, wo der Nagel getroffen wird. Nicht das eigentliche Wunder ist das Lebensprincip der Sage, sondern das Alterthum, die heidnische Vorzeit. Dadurch ist zugleich auch der richtige Gesichtspunkt hinsichtlich derjenigen Sagen festgestellt, welche sich an Begebenheiten der neuen und neuesten Tage heften. Nicht der specielle Fall ist das Wichtige an Sagen dieser Art, sondern der geistige Äther, in dem sie schwimmen, das heidnische Dogma, das hier zur Anwendung gebracht worden. „Wer des Glaubens der Heiden am meisten bedurft hatte", heißt es in Bezug auf die Haupterzeuger und vorzüglichsten Bewahrer der Mythen, „und nicht im Stande war, sich immer gleichmäßig auf der Höhe der christlichen Weltauffassung zu erhalten, gleichwol aber täglich das Bedürfniß fühlte, höhere Mächte um sich und über sich zu wissen, der mußte diesen Glauben am zähesten festhalten. Es ist dies der kindliche Theil des Volkes, sei er es in körperlichem Bezuge, die Jugend, oder im geistigen, der gemeine Mann." Was er empfangen, vererbte er, und man benutzte die Überreste heidnischer Dogmen, um sich durch Anwendung derselben mit Erscheinungen abzufinden, die das tägliche Leben vorführte und die zu erklären der schlichte einfache Sinn nicht ausreichte. So erklärt sich die Fortbildung, das Umgestalten und Schaffen der Sage, zugleich aber auch die geheimnißvolle Scheu, welche beim Volke gefunden wird, wenn es die Enthüllung seiner Sagen und abergläubigen Sprüche gelten soll. Mit seltsam lächelnder Miene lehnt der Bauer die zugemuthete Erzählung ab. „Es ist doch Alles nicht wahr!" sagt der Mund, dem Fremden gleichsam das Wort von der Lippe lauschend, während das Herz nur um so fester von der völligen Wahrheit überzeugt ist. Diese tiefe Scheu, der Bildung gegenüber lächerlich zu werden, treffen alle Sammler, und viele sind mit Hrn. Temme in demselben Falle gewesen, nichts erbeutet zu haben, wo gewiß viel zu erbeuten war. Denn welche Schätze herrlicher Sagen noch unter dem Landvolke stecken, beweisen die vorhin genannten Börner'schen Sagen aus dem Orlagau und die darin mitgetheilten Berhta-Sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 59. — 28. Februar 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Wir wollen hier nicht weiter dieses Thema verfolgen und dem begeisterten Panegyrikus, den der Graf Gurowski auf Rußland anstimmt, keine motivirte Anklage Punkt für Punkt entgegensetzen. Nur das Eine wollen wir bemerken — und der Hr. Verf. möge es uns als eine Thatsache glauben —, daß man sehr wohl das Unmoralische und das Vergebliche eines Glaubens und Wirkens für das alte Polen einsehen kann, ohne deshalb vermöge seines sittlichen Gefühls und der gewonnenen tiefsten Lebensüberzeugungen irgend im Stande zu sein, als actives Mitglied der russischen Politik zu arbeiten oder auch nur in Rußland duldend zu leben. Es gibt eine gewisse sittliche Bildung — der jetzt russische Graf mag sie eine falsche nennen —, der es unmöglich ist, mit dem russischen Systeme zu sympathisiren, und auch unter den Polen wird dieser Bildungsgrad gewiß häufig genug angetroffen. Es gibt gewiß unendlich viele Polen, die das Leiden des Unterdrücktseins tief fühlen, deshalb dasselbe aber dennoch keineswegs mit dem Glücke des Unterdrückens vertauschen können. Es gibt deren genug, die die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage ebenso lebhaft empfinden, als der Graf Gurowski sie ausmalt, und denen doch vermöge ihrer moralischen Constitution ein Leben und Wirken in Rußland eine absolute Unmöglichkeit ist. Es gibt gar Viele, denen es z. B. eine Unmöglichkeit wäre, einem polnischen Deserteur oder Conspirateur selbst die Knute geben zu lassen, oder auch nur ruhige Zuschauer eines solchen Schauspiels zu sein, wenn sie selbst auch eine solche Conspiration nicht billigen. Herrn Grafen Gurowski freilich wird das im Bewußtsein der göttlichen Sendung Rußlands nicht schwer fallen.

Der ehrwürdige Kosciuszko hatte auch seine Befreiungsplane für Polen längst aufgegeben; er lebte still und resignirt in der Schweiz; an einen Eintritt in russischen Staatsdienst, an eine Förderung Dessen, was er während seines ganzen Lebens verabscheut und bekämpft hatte, hat er wol schwerlich je gedacht, und schwerlich würde ihn, wenn er noch lebte, die geistreiche Schrift des Grafen Gurowski dazu bekehren.

Die Geschicke der Menschen sowie der Völker sind hienieden sehr verschieden; der eine ist bestimmt zu siegen, der andere zu unterliegen; der eine zu handeln, der andere zu dulden und zu tragen. Würdig und edel und seiner selbst getreu kann man aber bei jedem Schicksale bleiben. Es gibt auch eine moralische Größe, die in der Resignation besteht und die lieber entbehrt als sich selbst verunehrt. Keine Lage ist so schlimm, daß man in Unrecht willigen und wider Gottes Gebote thun müsse. Und wenn somit den Polen auch jegliche Zukunft, jeglicher Anspruch auf die Güter, die das Leben heiter und freudenreich machen, jegliche Hoffnung auf gemeinnützige, angemessene Thätigkeit absolut unmöglich wäre, so würden sie in der Ertragung dieses Looses sich doch noch würdiger zeigen können als im Übergehen zu einer Sache, deren Zwecke weder noch Mittel mit ihrem Bewußtsein harmonirte, selbst wenn sie mit mehr als christlicher Liebe das Vergangene gänzlich vergessen wollten. Edel im Unglücke ist besser als unedel im Glücke.

So ganz ohne Hoffnung ist die Sache der Polen übrigens nicht. Das alte, reine Polen ist verloren für immer. Es scheint fast, als ob kein einziger slawischer Stamm die Fähigkeit einer rein nationalen Entwickelung in Einklang mit christlicher, moderner Cultur besessen habe, und als ob eine Regeneration durch Amalgamation mit einem andern begabtern und gebildetern Volksthume die letzte Rettung und Versöhnung für alle sein möchte. Rußland kann man nicht als Ausnahme anführen, denn abgesehen davon, daß die zeitherige Entwickelung dieses Reiches im Sinne wahrer Christlichkeit, wahrer Freiheit und wahrer Bildung noch mehr als problematisch sein möchte, kann man die dortige Ausbildung auf keine Weise eine nationale, eine slawische oder russische nennen. Peter der Große hat die organischen Keime einer nationalen Entwickelung auf lange Zeit, wenn nicht für immer, abgetödtet und an deren Stelle einzelne Treibhauspflanzen der damaligen europäischen äußern Cultur gesetzt. Was sich in Rußland noch Nationales erhalten hat, das ist nur der zähe Überrest eines alten Lebens, gegen den jener ausländische Regierungsmechanismus seit anderthalb Jahrhunderten ankämpft. Von einer wirklichen Entfaltung der slawischen Nationalität kann unter Rußland seit Peter dem Großen am allerwenigsten die Rede sein; im Gegentheil kann man Rußland als den

frühesten, wenn auch verfehlten Versuch betrachten, die slawische Nationalität durch die Culturergebnisse vorgeschrittener Völker zu befruchten, während Polen im Gegentheile den vergeblichen Versuch darstellt, die slawische Nationalität rein aus sich selbst zu entwickeln. Der Panslawismus unter russischem Scepter ist daher eine Idee, mit der sich die edlern und gebildetern Individuen der verschiedenen slawischen Stämme unmöglich befreunden können; das Slawenthum soll veredelt, nicht erniedrigt werden. Die blos äußerliche Vereinigung aller ehemaligen Slawen unter einem Scepter ist wahrlich noch kein Fortschritt und keine Erlösung, wenn nicht zugleich ein inneres Lebensprincip, ein tieferer Seelengehalt und eine den moralischen Anfoderungen der Bessern entsprechende Grundlage gewonnen ist.

Und hier scheint allerdings das heutige Deutschland den Polen Das zu bieten, was sie von Rußland vergebens erwarten; die Vortheile einer wahren Cultur und einer reinern, sittlichern Lebensansicht in Verein mit möglichster Berücksichtigung und Schonung ihrer Nationalität. Bei welchem Systeme die Polen am besten fahren, bei dem preußischen und östreichischen, oder bei dem russischen, das liegt schon jetzt ziemlich klar zu Tage. Besonders aber eröffnet sich für die Polen seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs von Preußen eine noch freundlichere Zukunft, der in dieser Angelegenheit ebenso wie in der katholischen Sache sich als durchaus weise, groß und frei gezeigt hat. Das frühere preußische System ging mehr auf ein gewaltsames Germanisiren der Polen aus als auf eine Bereicherung der slawischen Nationalität durch deutsche Bildung auf möglichst freie Weise, und diese letztere Maxime ist jedenfalls ehrenvoller für die Polen und in ihren allmäligen Wirkungen nachhaltiger wie die frühere. In diesem Augenblicke stehen sich übrigens die beiden Systeme, durch welche man Polen zu cultiviren sucht, das russische und das preußische, ziemlich schnurstracks entgegen, und es ist fast nicht denkbar, daß zwei so verschiedene Principe nicht über kurz oder lang in sehr ernsthafte Collision gerathen sollten. Dasjenige, dem es zuerst gelingt, die Polen glücklich, frei und gebildet zu machen, verdient jedenfalls nicht allein moralisch den Vorzug, sondern es verdient auch, es ist verpflichtet, über ganz Polen zu herrschen. „Dann, Sire", wie Marquis Posa sagt, „ist es Ihre Pflicht, ganz Polen zu erobern."

F. von Florencourt.

Deutsche Sagen.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Gehen wir in das Einzelne ein. Temme hat seine Sagen, mit Ausnahme einiger Stücke, die ihm während des Drucks zugingen, sorgsam nach der Verwandtschaft des Inhalts geordnet. Nehmen wir Alles als Sage an, was im Buche enthalten ist, so stehen die geschichtlichen des Volkes und Landes voran. Unter diesen, meistens nach der Chronologie aufgestellten, sind die auf die Bekehrungsgeschichte Pommerns und Rügens bezüglichen wieder besonders gruppirt. Dann folgen die Sagen aus einzelnen Geschlechtern des Landes, darauf diejenigen, welche das religiöse Leben der Provinz betreffen, unter denen, namentlich aus der Reformationszeit viele müssige, unsagenhafte Geschichtchen vorkommen. Von den Localsagen, deren Anzahl überwiegt, müssen wir entschieden die armseligen Etymologien von Eigennamen der Städte, Dörfer u. s. w. misbilligen. Wer hält das für eine Sage, wenn der Name Demmins davon herkommen soll, daß einige Prinzessinnen in Bezug auf ein neu erbautes Schloß gesagt: Dat hus ist din und min, woraus Dimmin, und sodann Demmin geworden sei! (Nr. 131.) Oder: Ein Fürst von der Insel Wollin habe die Bewohner Usedoms bekriegt, ihnen dann Frieden angeboten und, als sie letztern abgelehnt, ausgerufen: O so dumm! davon habe denn die Insel den Namen Osodumm, nachgehends Usedom erhalten! Und solche Osodummer Geschichten nimmt sogar die Pommersche Gesellschaft für Geschichte in ihre Acten auf! (S. 171.) Solche Etymologien erzählt sich das Volk allerdings und es werden wenige Oerter in Deutschland sein, die nicht Aehnliches aufzuweisen hätten, aber werden Albernheiten dadurch zur Sage, daß man sie sagt und sagen hört? Schön sind die Traditionen über versunkene Oerter, die Sagen, die sich an See, Steine und Berge knüpfen, die Riesen, Zwerge, Unterirdische, Zauberer und dergleichen zum Gegenstande haben. Wir könnten hier der Wissenschaft der Etymologie einen Dienst leisten, indem wir das hier aus Pommern zusammengebrachte Material nach Fächern ordneten; allein wir beschränken uns auf eine Zusammenstellung Dessen, was über die Unterirdischen gesammelt ist, und verweisen zur Vergleichung auf die treffliche Einleitung, welche die Gebrüder Grimm ihren „Irischen Elfenmärchen" (Leipzig 1826) vorgesetzt haben. Aus den Sagen des Hrn. Harrys fügen wir das hierher Gehörende in Klammern bei.

Man nennt diese Elfen (ahd. alp, franz. aube, angels. älf, nordisch älfr) gewöhnlich Zwerge, Nr. 216, 221 (I, 5 und oft), Unterirdische, 218, 219, oder Uellerkens, 217. Sie führen unter sich seltsame Namen, wie Doppeltürk, 216 (Holzrührlein, Bonnführlein, I, 5), welche den Menschen unbekannt sind. Trifft es sich aber, daß die Menschen diese sorgsam geheim gehaltenen Namen erfahren, so verschwinden die Zwerge und lassen sich nicht wieder blicken, 216. (I, 5. Doch hat man den Namen des harzischen Zwergkönigs Gübich erfahren, ohne daß der Zwerg sich zurückgezogen, II, 21.) Es gibt verschiedene Arten von Zwergen, man kennt Männer und Weiber, Kinder und alte Leute. Auf Rügen gibt es weiße, braune und schwarze, 221. Die meisten Länder, die sie einst bewohnten, sind später von ihnen verlassen; sie wandern gewöhnlich des Nachts aus und immer über Flüsse von Abend nach Morgen (über eine Brücke gegen Osten, II, 30, bei Offensen über die Weser, I, 8). In Pommern haben sie bei Jarmen an der Peene ihren Weg genommen, 216. Seitdem sieht man nichts mehr von ihnen. Sie sind klein und nicht schön, 216 (ungestaltet I, 5), den Menschen erscheinen sie häufig als Frösche und häßliches Ungeziefer, 216, 219, mitunter auch als kleine blanke Würmer, 224. (Die harzischen sind kleine Männlein mit eisgrauen Bärten, einige jung, andere alt und rauh von Haar wie ein Bär, mit ihnen leben kleine Frauen, II, 21.) Sie kleiden sich in Kittel, 219, die sie mit silbernen Gürteln, 225, und silbernen Spänglein zusammenhalten, 223, tragen kleine Mützchen, 221 (Hüte I, 8. Nebelkappen I, 8), auf denen ein silbernes Glöckchen klingt, 223. An den Füßen haben sie gläserne Schuhe, 222. Ihre Wohnung liegt unter der Erde, gewöhnlich wohnen sie in Bergen, 221 (I, 5. 6), doch auch unter den Behausungen der Menschen, 220. Man steigt auf langen Treppen, 216, 219 (oder auf Leitern II, 30) zu ihnen nieder. Die Eingänge sind nicht selten in den Häusern der Menschen und dann an schmuzigen unreinen Orten, wie unter dem Gossenstein und der Tranktonne, 216, oder im Kuhstall, 220. Ihre Gemächer sind überaus geräumig und prächtig, 220 (II, 21), mit Gold und Silber und edeln Steinen verziert, 216. Sie reden und verstehen die Sprache der Menschen. Von ihren Nahrungsmitteln wird nur feines Brot, 217 (Erdbeeren und Himbeeren, II, 21), erwähnt. Sie leben in grossen Gesellschaften, tanzen, spielen und schmausen, 217, 222,

vor Ihm oder ziehen sie Musik, 217, 221 (II, 21), und den Tanz im Freien beim Mondlichte, 216, 223, 225. Sie halten Kindtaufen, 220, 216, Hochzeiten, 219, und große Gelage (II, 21). Ihre Kunstfertigkeit ist außerordentlich groß, 224, auch sind sie im Besitz geheimer Kräfte, machen eiserne Pflüge, die ein Hund ziehen kann, 224, verleihen den Menschen übernatürliche Fähigkeiten, wie die Kunst, aus jeder Furche einen Dukaten zu pflügen, 222, Freischüsse zu thun und auf jeden Schuß ein Wild zu treffen, auch wo keins sichtbar gewesen, 225. Sie schenken Zauberstäbe, unter deren Berührung das Vieh früher feist wird und reichere Wolle trägt als gewöhnlich, 223. Doch schlagen ihre Gaben sehr oft zum übeln aus und es ist kein Segen dabei, 222. Ihr Charakter ist verschiedenartig, die weißen und braunen sind den Menschen gut, am besten zeigen sich die weißen; dagegen sind die schwarzen bös geartet, 221, voller Lug und Schalkheit, 224, (und Tücke, II, 30). Ihr Verhältniß zu den Menschen ist folgendes: in der Regel sind sie irdischen Augen unsichtbar (I, 8; II, 30), doch vermögen sie menschliche Gestalt anzunehmen und erscheinen bald als reisende Kaufleute, 222, bald wie alte Mütterchen, 223. Auch wenn man sie in ihrer Verwandlung als Ungeziefer anfaßt, legen sie die angenommene Hülle ab und erscheinen in ihrer wahren Gestalt, 224. Außerdem werden sie sichtbar, wenn man ihnen die Nebelkappe abschlägt (I, 5), oder wenn einer von ihnen einen Menschen seine Zwergmütze aufsetzt (I, 8). Die weißen und braunen, d. i. die gutgesinnten Zwerge helfen den Menschen, 216, und gehen ihnen bei ihrer Arbeit an die Hand, 218. Sie können aber nicht vertragen, daß man sich gegen sie dankbar erweist; denn wenn man ihnen eine Gabe für ihre Beihülfe verabreicht, so nehmen sie dieselbe zwar an, aber sagen: „Du hast mich nun abgelohnt, nun ist es mit der Arbeit aus!“ und kommen dann nicht wieder, 218. (Vergl. die von Franz Baader mitgetheilte Sage: „Das Seemännlein“, aus der Gegend von Rippoldsau in Mone's „Anzeiger“, 1837, 175, wo das Seemännlein auch den Rock annimmt, aber sagt: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; ich komme von morgen an nicht mehr zu euch.“) Sie stehen außerdem in mannichfachem Verkehr mit den Menschen. Sie verleihen an dieselben ihr Hausgeräth, wie messingene und kupferne Kessel, eherne Töpfe, zinnene Schüsseln und Teller, Tisch- und Küchengeschirr (II, 30), sie leihen den menschlichen Nachbarn sogar regelmäßig eine Brampfanne (I, 6). Man sendet ein Kind oder einen Dienstboten an den Eingang ihrer Höhlen und läßt um die gewünschten Gegenstände bitten (I, 6); bald hernach (II, 30) oder am andern Morgen (I, 6) steht das Geräth vor dem Berge. Nach dem Gebrauche stellen die Menschen es wieder dahin, wo sie es gefunden, und setzen ein Krüglein Bier oder ein wenig Speise dabei (I, 6, II, 30). Wenn sie dann von bösen Buben (I, 9) beleidigt werden, so nehmen sie Rache an den Menschen, schlüpfen in die Keller, trinken dort das Bier aus u. s. w. (I, 6). Sie selbst leihen aber auch von den Menschen und den geborgten Backtrog geben sie mit ein wenig feinem Brote zurück, 217. Überhaupt können sie der Menschen nicht wohl entbehren; sie bitten dieselben zu Gevatter, 216, 220, und laden sie zu ihren Hochzeiten ein, 219. Zuweilen bitten sie einen Musikanten, der ihnen die ganze Nacht hindurch aufspielen muß und den sie dann im Schlaf und Taumel wieder auf die Oberwelt schaffen. Der Glückliche findet dann seine Taschen mit seltsamen Geschenken gefüllt, deren Werth er nicht zu schätzen weiß und die er unwillig von sich wirft. Zu Hause findet er noch einen Überrest und da haben sich dann die scheinlosen Kerbspäne in blanke harte Thaler verwandelt. Beim Nachsuchen an der Stelle, wo das Übrige weggeworfen wurde, ist nichts mehr zu finden, 219. Sie dürfen nicht zu jeder Zeit auf der Erde erscheinen, 222, 223. (König Gübich kommt alle hundert Jahre nur einmal auf die Oberwelt, II, 1.) Mitunter dringen sie in die Keller der Menschen und halten dort nächtliche Tanzfeste; von Menschen überrascht, verschwinden sie alsbald, aber ohne Zorn und durch ein Geschenk noch ihre Dankbarkeit ausdrückend. Irdisches Kerzenlicht können sie nicht leiden, 217. Großes Gefallen haben sie an hübschen Kindern der Menschen, die sie deshalb häufig aus der Wiege stehlen und durch Wechselkinder ersetzen, 216. (II, 30). Wenn aber das Kraut Orant in der Wiege liegt, so haben sie keine Gewalt über den Säugling, ebenso, wenn die Mutter ihr Kind anfaßt (I, 6). Die gestohlenen Kinder nehmen sie mit sich und halten sie in Dienstbarkeit. Alle 50 Jahre müssen sie Alles herausgeben, was sie geraubt haben, und diese 50 Jahre haben keinen andern Einfluß auf die Geraubten als 20 auf der Erde verlebte, 221. Es kommt auch vor, daß sich ein Unterirdischer in ein hübsches Mädchen verliebt und sie zur Ehe fodert, 216. (I, 5. Eine ähnliche Mythe wie die bei Temme aus Greifswald und bei Harrys aus der Umgegend von Göttingen erzählten Sagen kommt als Märchen in den „Kindermärchen“ der Brüder Grimm vor: vierte Ausgabe, I, S. 333, doch mit dem Unterschiede, daß hier der Zwerg nicht ein Mädchen heirathen, sondern ein erstgeborenes Kind haben will. Er verschwindet wie bei Temme und Harrys als die Mutter seinen Namen: „Rumpelstilzchen“, ausspricht.) Die Menschen werden dieser Geschöpfe auf mancherlei Weise habhaft. Wenn ein Zwerg sich an einen heiligen Gegenstand, ein Kreuz, oder sonst ein Geweihtes zu nahe hinwagt, so bleibt er daran haften und kann ergriffen werden, 224. Wenn man zu einer Stelle im Wald hinschleicht, wo die Zwerge um Mitternacht ihre Tänze halten, und dann eine Hand voll Hagel nach ihnen auswirft und dabei ruft: „Im Namen Gottes, Satan, weiche von mir!“ so müssen die Zwerge das von ihren Sachen im Stich lassen, was man auch nur mit einem Korn getroffen hat, 225. Nächst dem Verlust ihrer Mütze selbst, oder ihrer Schuhe, haben die Zwerge keinen schlimmern Verlust als den des Glöckleins, so sie an der Mütze tragen, und des Spängleins an ihrem Gürtel. Sie können nach solchem Verluste nicht eher schlafen, als bis sie das Verlorene wieder herbeigeschafft haben, 223, und namentlich müssen sie nach dem Verluste eines Schuhs den Fuß so lange blos tragen, bis sie den Schuh wieder erlangt haben, 222. Dem irdischen Besitzer eines solchen Stücks muß der unterirdische Eigenthümer dienstbar sein und mancher Mensch hat auf diese Weise schon sein Glück gemacht (vergl. E. M. Arndt, „Märchen und Jugenderinnerungen“, S. 157—229). Denn Derjenige, dem es glückt, ein solches Eigenthum der Zwerge in seine Gewalt zu bekommen, versteht seinen Vortheil gut genug, um dasselbe nur gegen ein annehmliches Versprechen herauszugeben, und was die Unterirdischen einmal versprochen haben, das müssen sie unverbrüchlich halten, selbst die im übrigen so bösartigen schwarzen Zwerge, 224. Sie übervortheilen die Menschen zuweilen in listiger Weise (I, 8), geben ihnen dagegen aber auch ungemessen Gaben und setzen z. B. kleine Geldmünzen schüsselweis vor ihre Höhlen (I, 9). Die schwarzen Zwerge sind den Menschen feindselig gesinnt, 225, wenngleich in den vorliegenden Traditionen hierzu wenig Belege vorkommen. Überhaupt ist der dogmatische Kreis des deutschen Alterthums in Bezug auf diese Zwerge durch die vorliegenden Sagen weder voll noch rein repräsentiert. Es gibt namentlich in den Gegenden Niedersachsens noch eine Reihe von Zwergsagen, die bis in die neuesten Zeiten herabreichen und den zähen Glauben des Volks an eine allgemeine Durchgeistung der Natur offenbaren. In den Sagen, die Hr. Harrys gesammelt, kommt (I, 47) die Tradition vor, daß zu gewissen Zeiten ein wilder Stier aus einem in der Haide gelegenen Sumpfloche hervorsteige und sich mit den Kühen der Heerde begatte, auch daß er sich mit dem Stier der irdischen Heerde messe und ihm an Kräften überlegen sei. Das ist gewiß eine so deutliche Erwähnung des Elfstiers, wie sie Deutschland nur immer bieten mag. Wollten wir die Traditionen über Zwerge oder Elfen zusammenstellen, die in den neuerdings herausgekommenen Sammelwerken enthalten sind, so würden wir ein Buch schreiben müssen; es war uns hier nur

darum zu thun, an einem Beispiele aus zwei Büchern nachzuweisen, wie reich und voll die Ader ströme.

Gehen wir jetzt noch mit einigen Worten auf die beiden Hefte niedersächsischer Sagen ein. Das Material ist hier kaum zum vierten Theile veröffentlicht und eine Menge der schönsten Sagen ist noch zurück. Von der so ergiebigen Fürstensage, von den schönen sächsischen Stammsagen, von den Nordseesagen finden wir noch nichts, und es wäre zu wünschen, daß die äußern Hindernisse, die der Fortsetzung des Werks ungünstig gewesen, könnten gehoben werden. Ein wahrer und köstlicher Fund sind die oberharzischen Sagen, von denen man bisher wenig wußte. Der eigenthümliche Volksschlag der oberharzischen Bergleute, die wie auf einer unbekannten Insel auf ihrem Berge und in ihren Bergstädten leben, von allen Umwohnenden durch Sprache, Sitte und selbst durch Körperbau merklich geschieden, verleugnet sich auch hier in den Sagen nicht. Des merkwürdigen Zwergkönigs Gübich ist schon vorhin gedacht worden; eine gleich merkwürdige Erscheinung ist der Bergmönch (II, 2), der wieder mit dem silbernen Mann (II, 4) zusammenhängt und vielleicht auf die Enträthselung des noch unerklärten und in den Sagen nicht vorkommenden wilden Mannes führt. Diese auf den braunschweig-lüneburgischen Münzen des 16. und 17. Jahrhunderts vielfach allein und in Verbindung mit andern Figuren vorkommende Gestalt scheint dem Bergbau eigenthümlich anzugehören; um so seltsamer ist es, daß die Tradition nichts darüber zu berichten hat. Unter die Sagen des zweiten Heftes ist aus Behrens' „Curiösem Harzwald" ein Quidproquo gerathen. Nicht vom Nadelöhr beim Kloster Ilfeld (II, 37) geht die Sage, daß ein Riese diesen Felsen aus dem Schuh geworfen, sondern von einem im Thale höher hinauf liegenden freien Steinblock. Die übrigen Notizen hinsichtlich des Durchkriechens dieses Nadelöhrs hätten, der Vollständigkeit ohne Schaden, ausgeschieden werden dürfen; sie sind nichts als Hirngespinnste der nahe gelegenen Fabrik schauerlicher Ritterromane und nehmen sich in dem schönen Kranze blühender Sagen, die in diesem zweiten Hefte enthalten sind, wie eine gemachte Blume unter natürlichen aus.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf beide Sammlungen, so gebührt Nr. 1 das Lob fleißigen Sammelns und ziemlicher Vollständigkeit. Wir entsinnen uns indeß einiger Sagen über pommersche Prinzessinnen, die so merkwürdig als derb und zur Bezeichnung des alten Hasses gegen die Slawen nicht unwichtig sind, in der Sammlung aber nicht gefunden werden. Auch einige Sagen, die Ferrand im J. 1834 im „Freimüthigen" publicirte, sind übersehen worden. Außerdem hat der Sammler, wie schon bemerkt, nicht überall die gehörige Kritik angewendet und sich namentlich durch den insipiden Micrälius verleiten lassen, Manches aus Büchern aufzunehmen, was nicht aufgenommen werden mußte. Hin und wieder ist der Stil nicht in der Weise, wie er sich für den Vortrag der Sage schickt. Die unzeitigen Zweifel, die in dem häufig wiederkehrenden soll liegen (z. B. 234, 235: Es soll auf folgende Weise entstanden sein), darf ein Sagenerzähler nicht blicken lassen. Wir wissen ja ohnedies, daß er nicht an die Wahrheit seiner Erzählung glaubt, aber er soll so sprechen, als glaube er daran. Hr. Temme hat seinen Stoff gut und zweckmäßig geordnet, wenn man die Anordnung mit dem allgemeinen Maßstabe mißt, da er aber seltsamerweise sich streng innerhalb der heutigen Grenzen Pommerns hält, so hätte er seine Stoffe folgerecht auch nach den einzelnen Bezirken und darin wieder nach den einzelnen Örtern aufstellen müssen. Die Sammlung enthält 199 aus gedruckten Quellen entnommene, 11 aus dem Volksmunde erweiterte und 73 mündlich überlieferte Stücke. Die Sammlung unter Nr. 2 gibt von 95 Nummern 62 aus mündlicher Tradition und 33 zum Theil nach mündlicher, zum Theil nach gedruckter Mittheilung. Die Quellen haben beide Sammler angegeben. Hrn. Harrys' Buch ist extensiv und auch intensiv, weil unvollständig, hinter dem des Hrn. Temme; dagegen verräth es aber einen sicherern Takt und genauere Kenntniß des Standpunkts der Sagenliteratur. Es gibt den Stoff ziemlich ungeordnet und verspricht, diesem Übelstande später durch zweckmäßige Register abzuhelfen. Der Stil ist der rechte und wahre, belebt genug, um zu fesseln, und sorgsam Alles vermeidend, was die Illusion beeinträchtigt. Beide Werke haben vom Standpunkte der Wissenschaft wie des Vergnügens ein nicht unbedeutendes Interesse.

K. Gödeke.

Bibliographie.

Disteli, M., Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1843. Solothurn. 4. 7½ Ngr.

Fest, P., Offenes Trost- und Vertheidigungsschreiben an K. F. W. Wander, nach Lesung zweier Kritiken seiner Broschüre: Die Volksschule als Staatsanstalt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grothuß, O. Freih., Lyrische Gedicht. 2te neu geordnete und vermehrte Ausgabe. Berlin, Logier. 8. 1 Thlr.

Heiberg, Das Princip der Nichtintervention in seiner Beziehung auf die innere und äußere Organisation des Staats. Eine publicistische Erörterung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Commentar über die Psalmen. 1ster Band. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herbart's, J. F., kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein*. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

G. Herwegh und die literarische Zeitung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Höpfner, L., Der Nachdruck ist nicht rechtswidrig. Eine wissenschaftliche Erörterung, begleitet von einigen Bemerkungen zu dem beigefügten, den versammelten Ständen des Königreichs Sachsen am 21. Nov. 1842 vorgelegten Gesetzentwurfe, den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 20 Ngr.

Keck, F., Das Leben und Wirken Albrecht's V. des Großmüthigen, Herzogs von Baiern. München, Palm. 8. 7½ Ngr.

Lütkemüller, L. P. W., Allgemeinheit der Kirche und deutsche Landeskirche. Rechtfertigung über diese Punkte gegen eine gewisse Theologie in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 10 Ngr.

Oelckers, Th., Populaire Geschichte des deutschen Bauernkrieges im Jahre 1525. Mit 1 Abbildung. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 26. Januar 1843 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. A. v., Die Autolatrie oder Selbstanbetung, ein Geheimniß der Jung-Hegel'schen Philosophie. Humoristisch-kritischer Versuch in Form eines offenen Sendschreibens an Herrn L. Feuerbach. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Széchenyi, Graf St. v., Akademischer Vortrag. Übersetzt von J. v. Orosz. Preßburg, Schaiba. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Über die ungarische Akademie. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Sincerus*. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 15 Ngr.

Ritterliche Thaten Götz von Berlichingen's mit der eisernen Hand. Neuerlich aus den verglichenen Handschriften gezogen und lesbar gemacht von M. Gessert. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 8. 1 Thlr.

Vinet, A., über die Freiheit des religiösen Cultus. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen von Volkmann. Leipzig, Barth. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wiggers, J., Der Gegensatz des kirchlichen und des reinbiblischen Supernaturalismus. Ein zweites Wort zum Schutz des ersten. Leipzig, Rein. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 60. —— 1. März 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Der göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Von R. E. Prutz. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Als der zuerst 1765 in Paris erschienene „Almanac des Muses", von dem die gesammte Literatur der Musenalmanache ist eröffnet worden, in Deutschland sowol als in Frankreich großen Beifall gefunden hatte, hielt sich in Göttingen der 1744 zu Meldorf in Schleswig geborene Heinrich Christian Boie auf, bei dort studirenden jungen Engländern die Stelle eines akademischen Hofmeisters bekleidend und literarischen Beschäftigungen obliegend, die, einer „bescheidenen belletristischen Neigung" entsprossen, sich besonders Übersetzungen ausländischer schöner Literatur zuwendeten, die auf der reich ausgestatteten Bibliothek der Universität in größtem Umfange zugänglich war.

Er war eine jener dilettantenhaften Naturen, wie Zeiten einer großen Entwickelung, einer lebendigen und allverbreiteten Production in Literatur und Kunst sie hervorzubringen pflegen, dabei aber von norddeutscher Kritik und nüchterner Besonnenheit, zugleich von der festen, gediegenen Tüchtigkeit des Charakters, welche den Söhnen seines Heimatlandes gleichsam angeboren wird. Auf sein eigenes poetisches Talent, das er in seltenen und kleinen, weniger aus dem Innern quillenden, als von außen, besonders durch eine ausgebreitete Lecture fremder Literaturen, angeregten Versuchen übte, legte er nur einen mäßigen Werth; mit Eifer dagegen pflegte er schriftstellerische Bekanntschaften, suchte jüngere und bedeutendere Talente neidlos, in schöner Freude an ihrem Gedeihen, an sich heranzuziehen, führte demgemäß einen ausgebreiteten literarischen Briefwechsel und hatte, als ein praktischer und erprobter Mann, auch mit Buchhändlern allerhand Verbindungen, durch welche er wieder jenen jüngern Freunden nützlich zu werden sich bemühte. Dabei hatte seine frühe Bekanntschaft mit den fremden Literaturen seinen Geschmack nicht nur gebildet und geschärft, sondern demselben auch eine Art von Universalität gegeben, die sich gern und willig auch abweichende Richtungen gefallen ließ und aus jeder der Schulen und Parteien, in welche der deutsche Parnaß bereits zerfiel, das Gute und Lobenswürdige zu Genuß und Ermunterung mit liebevollem Fleiß hervorsuchte. Unter seinen Verbindungen war die mit Gotter, der zu derselben Zeit seine Studien gleichfalls in Göttingen begonnen hatte, die früheste und zunächst fruchtbarste.

Gotter, schon im älterlichen Hause in einer feinen und zierlichen Umgebung aufgewachsen und der diplomatischen Laufbahn bestimmt, hatte sich, bei einem leichten und anmuthigen Talent, das ihn besonders sprachlich sehr begünstigte, an den französischen Geschmack angeschlossen und schon im ersten Jünglingsalter einige Gedichte veröffentlicht, die trotz ihrer französischen Glätte und trotz der Daphnen und Grazien, die darin mitspielen, doch nicht ohne gemüthliche Betheiligung sind. Vielmehr, wie auch die Consequenz beweist, mit welcher er während seiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn dieser gemäßigten Nachahmung der Franzosen treu geblieben ist, deren leichtes, geselliges Genre in den Epitres und ähnlichen Poésies fugitives er sich zum Muster genommen, hatte Gotter's Talent gerade in dieser Form, die für ihn eine lebendige wurde, seinen richtigen Ausdruck gefunden, um so mehr, als er ihr durch seinen Hang zu halbphilosophischen, halbmoralischen Reflexionen und eine gewisse gemüthliche Salbung einen Inhalt gab, welcher durch sie den Deutschen seiner Zeit nur um so angenehmer wurde. Dieses Muster nun wirkte auch auf den Geschmack und die Kritik seines Freundes Boie, der vermöge seines feinen Formensinnes sich einigermaßen der französischen Eleganz zuwendete und auch nach seiner ganzen nüchternen Denkweise mit der seraphischen und bardischen Überschwänglichkeit, wie sie damals noch im Gange war, nicht wohl einverstanden sein konnte. Er versuchte sich daher selbst in der französirenden Epistel noch zu einer Zeit, da er bereits eine sehr gründliche Kenntniß der englischen Literatur besaß und Shakspeare mit Begeisterung und Kenntniß genoß; auch liebte er Gleim's und Jacobi's Dichtungen und war ein lebhafter Freund von Wieland's Muse. Klopstock freilich blieb ihm seiner Oden wegen doch immer der erste, „vielleicht", sagt er, „der einzige Dichter; nur störte diese Bewunderung, da sie bei ihm aus wohlerwogenen Gründen hervorging und eine Discussion nicht ablehnte, weder seine Empfänglichkeit noch seine Gerechtigkeit gegen andere und entgegengesetzte Richtungen. Nach auswärts gingen seine Verbindungen nach Halberstadt und Erfurt, besonders aber nach Braunschweig, wo er mit Jerusalem, Lessing, Gärtner, Zachariä, Ebert u. A. bekannt und befreundet war, und sodann nach Berlin, wohin er, wie es scheint, im J. 1770 selbst eine Reise gemacht und dabei mit den literarischen Notabilitäten Berlins, vor Allen mit Ramler Freundschaft geschlossen, auch Jüngern, wie er das liebte, sich angenähert hatte. So war er auch mit Knebel bekannt geworden, der da-

mals, unter Ramler's Patronat ästhetisirend und Verse machend, als Offizier in Potsdam stand und dessen Verbindung mit Boie uns hauptsächlich wegen der, für die Geschichte unserer Literatur höchst schätzenswerthen Briefe des Letztern von Wichtigkeit ist. (S. 193—197.)

Boie und Gotter bildeten den von Kästner mit Freundlichkeit unterstützten Plan aus, nach Muster des französischen einen deutschen Musenalmanach zu begründen, und so erschien der erste deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770 durch eine göttinger Redaction und in Göttingen verlegt.

Auf die Vorrede folgt erst ein gewöhnlicher Kalender mit Wetter- und andern üblichen Notizen und einer Reihe schlechter Vignetten, dann erst folgen die Gedichte. Das Format ist ungemein winzig, der Umfang sehr gering, sodaß dagegen unsere jetzigen Musenalmanache, namentlich die jüngsten, schon ziemlich dickleibige Quartanten sind. Das jetzt übliche Format hat zuerst der Schiller'sche Almanach angenommen.

Der eigentlich literarische Inhalt bestand nach dem Vorbilde des „Almanac des Muses" zum großen Theil nicht in neuen hier zum ersten Male abgedruckten Poesien, sondern auch in neuesten bereits veröffentlichten, den Herausgebern als chrestomathische Blumenlese des nochmaligen Abdrucks werth scheinender Gedichte. Nun war in dem nämlichen Jahre auch in Leipzig ein „Almanach der deutschen Musen" erschienen, ein nach der Schilderung S. 204—205 „auf Klatschkritik, Persönlichkeiten und Skandal, besonders aber auf eigenes und guter Freunde Lob berechnetes Unternehmen", dessen von Klotz' leipziger und erfurter Freunden gebildete Redaction sich jede Art hämische Ausfälle gegen den göttinger Rival zum angelegentlichen Geschäfte machte. Diese Angriffe und der Umstand, daß schon 1769 Gotter Göttingen wieder verließ und Boie nunmehr die Redaction allein zu übernehmen hatte, veranlaßte diesen, „neue poetische Verbindungen zu suchen und die alten zu befestigen, um so endlich eine geschlossene literarische Macht bilden zu können, die im Stande wäre, der leipziger den schwankenden Sieg zu entreißen". Es konnte nicht fehlen, ihm als dem Redacteur eines Unternehmens, das ganz eigentlich dazu gemacht war, noch ungenannte jugendliche Talente dem Publicum bekannt zu machen, mußten sich vor allen diese, zunächst die in Göttingen sich aufhaltenden anschließen. So bildete sich zwischen Boie ein Verhältniß mit Bürger, welcher 1768 nach Göttingen gekommen war, um dort Jurisprudenz zu studiren, „welche damals, bei der Menge gutsherrlicher und städtischer Gerichtsbeamten und der Leichtigkeit, mit Zeit und Gunst in eine solche Stelle hineinzuschlüpfen, in derselben Art das angebliche Studium aller Derer gewesen zu sein scheint, die eigentlich gar kein Studium trieben, sondern, wie es damals hieß, als hommes de lettres leben wollten, wie es heutzutage die Philosophie geworden ist". Bürger's bald darauf nicht allzu weit von Göttingen erfolgte Anstellung unterbrach dies Verhältniß nicht, welches Boie auch zwei Freunde Bürger's, den seit 1769 in Göttingen Theologie studirenden Hölty und J. M. Miller zuführte.

Bürger begann damals denselben Übergang, welchen in dieser Zeit unsere gesammte Literatur machte, den Übergang zum Originalen, Unmittelbaren und Volksthümlichen, und ein regsames und fruchtbares Treiben herrschte in dem engen Kreise. Boie war der Führer zur englischen Literatur, wie Miller zu den Minnesingern, Bürger regte zum Spanischen an und Hölty theilte das Italienische mit; hin und wieder gab auch wol ein Gelegenheitsgedicht, dessen Bestellung durch Boie's Hände ging, Veranlassung zu heiterm Scherz und freundlichen Gelagen.

Da Boie nicht öffentlich als Redacteur des Almanachs genannt war und das Publicum Kästner dafür hielt, so geschah es, daß 1771 ein junger Mann aus dem Mecklenburgischen, Johann Heinrich Voß, an Letztern einige Gedichte einsendete, die Boie um so mehr entsprachen, als sie in ernsten Oden bestanden, welche Gattung noch nicht in dem Almanache repräsentirt zu sehen, Boie unangenehm war. Dieser und Kästner erwarben dem jungen Dichter auch Heyne's Gunst, mit dem Voß späterhin in das bekannte heftige Zerwürfniß über den Homer gerathen sollte, nachdem sein Sinn sich schon frühzeitig in Göttingen Heyne abgewendet hatte. Die Protection dieser Männer machte es dem mittellosen Voß, der, nachdem er die lateinische Schule in Neubrandenburg verlassen, seinen Unterhalt leidig genug als Hauslehrer eines Junkers auf dem Lande verdienen mußte, möglich, zu Ostern 1772 die göttinger Akademie zu beziehen. An Gellert und Hagedorn, vor allen aber an Ramler, hatte er sich bereits in deutscher Poesie geübt und unter Vermittelung eines ihm befreundeten Predigers, H. Th. J. Brückner, des Verfassers von nicht weniger als 17 verschollenen Trauerspielen, sich mit Shakspeare bekannt gemacht, „dem", wie Hr. Prutz sagt, „bedeutendsten Fermente jener Zeit, welchem wir bei Allen und auch bei Denjenigen begegnen, deren spätere Entwickelung diese jugendliche Bekanntschaft, ja die laute und ungestüme Begeisterung für Shakspeare kaum mehr ahnen und erkennen läßt", welche Worte man selbst auf Voß anwenden möchte, obschon derselbe in spätern Jahren offenbar der Meinung war, als Übersetzer des Shakspeare das Höchste leisten können. Man höre, wie Voß kurze Zeit nach seiner Ankunft in Göttingen sich über den neuen Kreis, in den er eingetreten war, in einem Briefe an Brückner ausspricht.

Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mit unter der Gesellschaft wären, die mir so manche angenehme Stunde schenkt! Ich muß sie Ihnen doch hernennen: Hölty, ein sehr malerischer Dichter; beide Millers, Vettern des Dr. Miller uns — Minnesänger; Wehrs, mehr Beurtheiler als Dichter; Ewald, ein feuriges Genie, das sich aber zu seinem Unglück von dem windigen Riedel hat verführen lassen, ungefeilte Oden herauszugeben; Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernstorf's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht; Esmarch, ein bloßer Dilettant, der aber die Alten sehr vertraut kennt und der mit mir jetzt, für den Unterricht im Französischen, den Pindar liest, und Seebach, den Sie in Vielen haben kennen lernen. Noch einen glücklichen Kopf hätt' ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig. Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzuckungen; aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller... Es ist wahres, kein nachgemachtes Klopstock'sches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderbten.

Das Hahn'sche Gedicht an Miller, „das erste Manifest der jungen göttinger Richtung", lautet so:

Noch log, im Biederstamme Teut's,
Kein Hößling mit gesalbtem Haar
Dem Feinde Freundschaft vor.
Noch schloß ein Wort voll Ernst, und laut
Ein Handschlag drauf der Herzen Bund,
Und ewig war der Bund!

Da kam er übern Rhein, der Knecht
Des Bourbon, stets der Liebe Schwur
Im Mund', im Herzen Fluch.
Ha! Westgelispel war ihm Treu',
Und Eid, und Glauben, und den Dolch
Verkündete sein Kuß.

Geschreckt verschließt Thuiskon's Sohn
Nun tief in sich sein Herz, und lauscht,
Und wägt erst jedes Wort;
Und vieler Jahre Reih' (und doch
Wie selten! doch vom Mistraun wie
Entheiligt!) knüpft das Band;

Ein dünnes, weitgeknüpftes Band!
Fern droht ein Sturm, noch ist er Hauch,
Und, siehe! schon zerfliegt's.
Und wir! — Nicht Jahre kenn ich Dich,
Doch kenn ich Dich; seh' Deinen Blick,
Und hört ich nicht Dein Lied?

Dein Herz ist deutsch, und deutsch mein Herz!
Es liebt Dich! Will es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!
Und jedem Folger Fluch! Hier ist
Mein Wort! Hier meine Hand! Schlag ein;
Und ewig sei der Bund!

Jener göttingische Kreis junger, Poesie liebender und unter Boie's Leitung ausübender Männer beschränkte seine Gemeinsamkeit zunächst auf wöchentliche Verhandlungen, in welchen eines jeden Producte vorgezeigt, beurtheilt und von Boie verbessert wurden. Der Almanach, durch welchen das Ergebniß dieser Bestrebungen auf das deutsche Publicum einzuwirken bestimmt war, legte die Idee sehr nahe, denselben zum Organ einer literarischen Macht zu erheben, und daß diese sich bald, gerade so wie geschehen, gestaltete, dazu gab den ersten Anstoß der ebenfalls seit Ostern 1772 in Göttingen studirende Cramer, Sohn des bekannten Freundes und Verehrers Klopstock's, der die unbegrenzte Verehrung für diesen mit den ersten Jugendeindrücken eingesogen hatte und schon hierdurch angeregt war, jene „abstract liberale, freiheitathmende, deutschthümelnde Richtung zu ergreifen, in welcher damals Klopstock selbst durch seine Oden und Bardiete sich thätig zeigte". Wurde Cramer dieser Richtung durch Klopstock zugetrieben, so war sie es, die Hahn zu Klopstock trieb. S. 226 fg. heißt es:

Hahn war vom Rhein her gebürtig; es rollte in ihm ein Tropfen jenes feurigen süddeutschen Blutes, das wenige Jahre später in den Stürmern und Drängern aufschäumte; seine Gedichte, Voß' Briefe über ihn und das Ende, das er nahm, nämlich ein frühzeitiger Tod in Schwermuth und Menschenhaß, bezeichnen ihn als einen Jüngling von ungemein empfindlichem, aufgeregtem und bis zum Äußersten reizbarem Gemüth. Dazu wuchs er in der Nachbarschaft Frankreichs auf; das französische Wesen, damals überhaupt im Miscredit in Deutschland, drängte sich dicht in seine Nähe, und je näher es ihm kam, je dichter es die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse seiner Heimat wie mit einem Netz umspann, je gefährlicher es hier für Deutschland zu werden drohte, je schroffer mußte der Widerstand sein, welchen Hahn ihm entgegensetzte, je nachdrücklicher mußte er sich fühlen als Deutscher, je lauter und leidenschaftlicher seinen Haß gegen die zudringlichen Nachbarn aussprechen. In dieser Stimmung mußte er denn nothwendig auf Klopstock's urdeutsche Bardenpoesie gerathen und also hier mit Cramer zusammentreffen. Beide nun fanden in Miller und Hölty zwei weiche und leichtbestimmbare Gemüther; Voß dagegen, wenn sein, wir möchten sagen, dorisches Blut einmal Feuer gefangen (und wie leicht mußte dies bei ihm gerade jetzt sein, wo er aus der Einsamkeit und Beschränkung ländlicher Umgebung mit einem Male in das wetteifernde Treiben eines lebendig erregten, literarischen Kreises getreten war und von so viel neuen und ergreifenden Eindrücken gleichsam überflutet wurde), war nachhaltig in seiner Glut und bildete, was Cramer und Hahn leicht und ungestüm hinwarfen, vermöge des formalen Sinnes, der ihm auch hierin eigen, und eines gewissen gildemäßigen Instincts, den er schon auf der Schule zu Neubrandenburg bewährt hatte, zu einer festen Form in Gesetz und Bund. Fanden also Cramer und Hahn an Hölty und Miller keinen Widerstand, so ward Voß sogar ihr ausführendes Werkzeug, ja sie wurden selbst überholt und verdrängt durch ihn, dem weder sie noch ein Anderer in diesem Kreise an regelndem Talent, an der Gabe, zu ordnen und zu gliedern, gleich kam, weshalb, als der eigentliche Bund zu Stande gekommen war, wir die formale Herrschaft desselben hauptsächlich in Voß' Händen sehen. Freilich scheint der Zufall selbst dies gewollt zu haben; denn hören wir, was Voß von der Gründung und ersten Einrichtung des Bundes erzählt. „Ach, den 12. Sept.", schreibt er an Brückner 1772, „da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte Milch und begaben uns darauf in freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns Alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegeneinander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

In dieser vertraulichen Schilderung haben wir denn die Grundelemente des Bundes vollständig beisammen: den Freundschaftsenthusiasmus, die abstracte Freiheitsliebe und das Bardenwesen (woher der Hut und die Eiche) und als Rahmen gleichsam des Ganzen die Kleist'sche Naturschwärmerei, die in sentimentalem Aufschwung schon hier, wie ein Vorbote des Siegwart, den Mond zum Zeugen anruft. Keines dieser Elemente ist originell, keines in dieser Gemeinschaft ursprünglich entstanden oder ihr allein angehörig; es sind fremde Anregungen, die hier in ihrer Mischung aufgenommen und als Ganzes in eine Form gebracht werden. Aber eben durch diese Fixirung und durch das Gewicht dieses geschlossenen Kreises wird diese Mischung ein eigener und selbständiger Theil der Zeitstimmung, der als solcher sich auch nach außen hin offenbart und sogar den Versuch macht, andere Richtungen zu unterdrücken und die Herrschaft der Literatur an sich zu reißen. Zwar der Anfang und diese eigentliche Stiftung des göttinger Bundes trägt noch denselben privaten und unerheblichen Charakter, wie die frühern, blos einer gegenseitigen Kritik und Ausbildung bestimmten Zusammenkünfte, und es wäre durch diesen Schwur unter der Eiche für die dichtende Gesellschaft wenig verändert oder gar ge-

wonnen gewesen, wenn nicht eben das Bewußtsein dieses engen Zusammenhalts das Selbstgefühl und die Thätigkeit jedes Einzelnen erhöht und die Elemente, die im Innern des Kreises schlummerten, herausgetrieben hätte, indem nothwendig eine Opposition gegen alle Diejenigen sich erzeugte, welche dem Bunde nicht angehörten oder mit denen er in Neigungen und Abneigungen, in Wollen und Wirken nicht einverstanden war. Denn man hatte eine Form gewählt, ohne eigentlich klar zu sein über den Inhalt; je energischer man diesen nun entwickelte, je schroffer man ihn herausstellte, je mehr schien diese Form gerechtfertigt zu werden und je werthvoller wurde auch sie; ja, je mehr man hinterdrein Ernst legte in das Spiel, je mehr konnte man sich wol selbst überreden, daß es niemals ein Spiel gewesen.

Vorläufig setzte man die Zusammenkünfte in alter Weise fort: „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstock's Oden und Ramler's lyrische Gedichte und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tisch. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es einer, dem es aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind."

In dieser gemüthlichen Unbefangenheit indessen, nur seine eigenen nächsten Zwecke treibend, mag der Bund nur wenige Wochen geblieben sein; denn in demselben Briefe, in welchem Voß die eben mitgetheilte Schilderung macht, erzählt er von einer andern Zusammenkunft, in welcher die aufgeregte Stimmung auch nach außen hin explodirte und zuerst die Losungsworte vernehmen ließ, welche die Göttinger sodann zum Feldgeschrei der Literatur überhaupt zu machen suchten. „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gelinhausen, zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uz's, Weiße's u. A. Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" u. s. w.

Boie, der nach Äußerungen in einem seiner Briefe an Knebel, die Werdomarwürde für einen bloßen Scherz betrachtete, wurde von den jungen Dichtern, die es sehr ernst damit meinten, fortgerissen und schon damals wurde der Grund zu der Trennung zwischen ihm und seinem alten Freunde Gotter gelegt, durch dessen zufälligen Besuch man sich anfänglich sehr geehrt gefühlt hatte, der aber jetzt, nachdem der Bund unter der Eiche zusammengetreten und ein entschiedener Inhalt für denselben gewonnen war, als französirender Dichter, als ein Verehrer und Genosse Wieland's über die Achsel angesehen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Akademie der Inschriften erhielt nach dem Tode Abel Rémusat's und St.-Martin's vom Minister des Unterrichts den Auftrag, die nachgelassenen Werke dieser beiden berühmten Orientalisten zum Drucke zu befördern. Wir erhalten gegenwärtig auf diese Art ein sehr wichtiges Werk aus dem Nachlasse von St.-Martin. Es ist dies eine Bearbeitung der interessanten Geschichte Armeniens von Johannes Katholikos. Dieses Werk steht in Armenien in großem Ansehen und ist auch in der That für die Geschichte dieses Landes von hoher Bedeutung. Der Übersetzung selbst, bei der St.-Martin auf nicht geringe Schwierigkeiten stieß, ist eine schätzenswerthe Einleitung beigefügt, die von Hrn. Lajard herrührt. Dieselbe enthält das Leben des Johannes, so weit es sich aus den spärlichen Quellen zusammenstellen läßt. Alles, was wir von ihm mit Bestimmtheit wissen, beschränkt sich eigentlich darauf, daß er 925 in einem hohen Alter starb. Katholikos hat sein Werk in 187 Capitel eingetheilt. Die ersten sind sehr kurz, aber sie nehmen an Ausdehnung und an Werth zu, je mehr sich der Verf. in seiner Erzählung den Ereignissen nähert, die er selber erlebt hat. Das Werk schließt mit dem J. 923 oder 924 unserer Zeitrechnung.

Nach dem Tode Mohammed's entstanden verschiedene Rechtsschulen, welche die Gesetze, die der Prophet gegeben hatte, auf verschiedene Art auslegten. Diejenige, die in Afrika das Übergewicht erhielt, war die Schule von Maleki, die von Malek-ben-Anes gestiftet ward. Dieser Rechtslehrer lebte und starb zu Medinah (95—179 der Hedschra), wo er sein ganzes Leben hindurch lehrte. Malek stützte sich bei seiner Gesetzerklärung auf die Lehren, die ihm von den Sabyeen überkommen waren, welche wiederum ihrerseits mit den Ashhabs oder den Gefährten Mohammed's in Verbindung gestanden hatten. Auf diese Art bewies er die Vortrefflichkeit seiner Lehre. Wir haben vor kurzem über diese Rechtslehren, besonders insofern sie sich auf die criminelle Gesetzgebung beziehen, ein recht interessantes Buch erhalten. Dasselbe führt den Titel: „Etudes sur la loi musulmane (Réte de Malek): legislation criminelle", von M. B. Vincent. Diese Schrift ist namentlich für die französische Besitzung in Afrika von großem Interesse. Vincent hat sich nicht begnügt, die bloße Übersetzung eines Capitels aus dem Recalé oder der kleinen Abhandlung des gelehrten Gey-raouan zu geben, das auf die criminelle Gesetzgebung Bezug hat, sondern er bietet in seinen Einleitungen und in den beigefügten Anmerkungen und Zusätzen sehr interessante Aufschlüsse über die Rechtsverhältnisse der Muselmänner. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 61. — 2. März 1843.

Der göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Von R. E. Prutz.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Wir haben in dem Vorigen gesucht, so viel als möglich mit des Hrn. Prutz eigenen Worten, die Darstellung der Verhältnisse wiederzugeben, welche zunächst den sogenannten Dichterbund entstehen machten. Treten nun hier Boie und dessen Absicht, nach Vorbild des französischen einen deutschen Musenalmanach zu stiften, und die Umstände, unter welchen zu Erreichung jener Absicht jugendliche Individuen, deren Namen zum Theil berühmt in der Literatur geworden, zum mindesten aber nicht unbekannt geblieben sind, sich Boie anschlossen, uns als die Momente entgegen, welche den Dichterbund entstehen ließen, so versteht es sich doch von selbst, daß jene Verhältnisse nur Äußerlichkeiten waren, welche keineswegs ausreichen, eine pragmatische Einsicht darüber zu gewähren, wie denn nun die Tendenz des Dichterbundes diejenige geworden sei, welche, sich als unbegrenzte Verehrung für Klopstock, den Dichter, und als sturm- und drangvolles Deutschthum manifestirend, bedeutenden Anklang in dem deutschen Volke fand und somit einen wichtigen Punkt in der vaterländischen Culturgeschichte bildete. Denken wir uns z. B. Naturen wie die der Koryphäen der Schlegel-Tieck'schen Schule, als Schule seit mehren Decennien verschollen, hingegen als historische Periode unendlich wichtig und von bleibenden Folgen, zu irgend einer andern gegebenen Zeit eines gegebenen literarisch gebildeten Volks in Verhältnisse gestellt, die unter ihnen persönliche Berührungen eintreten ließen, allemal würde eine Vereinigung zu literarischen Zwecken unausbleiblich gewesen, die wesentliche Tendenz aber nur aus dem gesammten frühern Culturzustande erklärlich sein. So nun des göttingischen Dichterbundes wesentliche Tendenz als merkwürdiges Glied an die Verkettung des frühern Culturzustandes der Deutschen anzureihen, ist die Aufgabe des ersten mit S. 184 schließenden Buchs, auf das hier näher einzugehen wir uns aus Gründen enthalten müssen, welche ein sprechendes Argument für die Bedeutsamkeit des Wirkens sind. Es ist nämlich die Bildung eines jeden modernen Volks etwas unendlich Complicirtes, das gegenseitige Aufeinanderwirken verschiedener Nationalitäten hier ein ganz anderes als bei den berühmten Völkern des Alterthums, deren Entwickelung aus einer in ungleich größerer Selbständigkeit bewahrten Nationalität hervorging. Dagegen führt eines jeden modernen Volks Culturzustand auf den des römischen, noch weiter auf den des griechischen und auf die mannichfachen historischen Momente zurück, wodurch in spätern Zeiten die Auffassung der alten Literaturen verschiedentlich modificirt wurde. Das allercomplicirteste ist dies complicirte Verhältniß bei den Deutschen, deren Universalität so geneigt und geschickt ist, das Eigenthümlichste fremder Nationalität in sich aufzunehmen und in vielen Hinsichten so zur Unnationalität wird, daß sich der Deutsche z. B. nie eines nationellen Theaters hat rühmen können. Hierzu kommt der religiöse Zustand, der in dem protestantischen Deutschland, von äußerer kirchlicher Festigung befreit oder derselben entbehrend, jederzeit ein bewegter, durch den Contact mit dem katholischen Deutschland nur noch wechselvollerer war, nicht zu gedenken, daß die politische Trennung, die in frühern Zeiten nur in anderer Form als in der neuesten obwaltetete, auch für das intellectuelle Sein des Deutschen eine ganz eigenthümliche Verwickelung von Ursachen und Wirkungen erzeugen mußte. Ist es nun Hrn. Prutz gelungen in den Raum des ersten Buchs von Zeiten vor der Reformation an pragmatisch klar und unter vollständiger Angabe der erfoderlichen literarischen Nachweisungen darzulegen, was nach seiner Überzeugung für den göttinger Dichterbund bedingend gewesen ist, so leuchtet von selbst ein, daß ein referirender Auszug den Zweck verfehlen und an der Leistung des Hrn. Prutz sich wahrhaft versündigen würde.

Die beiden ersten Abschnitte: „Das 18. Jahrhundert und die Aufklärung", „Begriff und Wesen der Aufklärung", bestimmt diesen von den verschiedenen Fractionen der deutschen Literatur zum Theil im allerentgegengesetztesten Sinne aufgefaßten und nach einseitigen Ansichten misverstandenen Begriff auf eine jene Widersprüche lösende Weise festzustellen, dünkten Ref. ein wahres Specimen philosophischer Geschichtsbetrachtung. Was Hr. Prutz über die Reformation sagt, möchte Ref. nicht durchaus unterschreiben. Die dem Individuum durch die Reformation gewordene Freiheit der religiösen Überzeugung ist wol unbestreitbar nur eine im Laufe der Zeit ausgebildete Folge der Reformation, eine Folge des Bedürfnisses nach jener Freiheit, als in welchem letztern Sinne Hr. Prutz, wie Ref. es scheint, die Reformation aufgefaßt hat. Auch in Dem, was über humanistische Bildung und über die Be-

Wälder und das Meer hat er mit seinen Schöpfungen bevölkert, und ohne in der Literatur ein Prophet sein zu wollen, halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß seine Schöpfungen die Wälder überdauern, da, wo diese gegrünt, Städte sich erheben und die Bewohner Cooper's Novellen lesen werden. Besäße Amerika auch ihn allein, man könnte nicht behaupten, Amerika habe keine Literatur. Cooper's Schriften sind an sich eine Literatur, ich brauche die Titel nicht zu nennen. Aber aufrichtig gestanden, ist es mir immer vorgekommen, als habe weder die deutsche noch die englische Kritik ihm sein volles Recht gegönnt. Ich will die möglichen Ursachen hier nicht aufsuchen; kann sein, es findet sich dazu eine geeignetere Gelegenheit. Jetzt nur ein paar Zeilen über sein jüngstes Werk. Es schmälert seinen Ruhm nicht. Wer Cooper's sämmtliche Schriften gelesen hat, wird allerdings Verwandtes finden. Das liegt in der Natur des Stoffes, kann folglich nicht anders sein. Das Meer ist überall Meer, Schiffe bleiben Schiffe, Seefahrer Seefahrer. Seemännische Abenteuer auf dem mittelländischen Meere müssen vielfache Ähnlichkeit haben mit den seemännischen Abenteuern auf dem atlantischen Ocean, und Stürme und Windstillen, Sonnenauf- und Sonnenuntergänge sind über die ganze Welt ziemlich dieselben. Ist aber auch der Stoff nicht neu, weil er nicht neu sein kann, ist es doch die Behandlung. Der Verf. hat ihn so geschickt benutzt und so klug gruppirt, daß er wie etwas Neues aussieht. Schon das war ein glücklicher Gedanke, daß er die klare, sonnige See zwischen der nördlichen Spitze von Elba und dem Golf von Salerno zum Schauplatze wählte. Minder glücklich däuchte mir anfangs die Wahl des Helden. Der ist Capitain eines französischen Kapers, und den größern Theil des ersten Bandes hindurch konnte ich die Besorgniß nicht los werden, daß das in London verlegte und auf englische Käufer berechnete Buch in England Anstoß geben würde. Selbst der zarte, sanfte, schöne Charakter der Ghita Caraccioli konnte mir die Besorgniß nicht nehmen. Damit will ich nicht die Engländer einer einfältigen Feindseligkeit gegen Frankreich beschuldigen. Aber der Verf. schien mir ein heimliches Vorurtheil gegen England zu verrathen, und wie sehr das auch in Paris und Berlin, in Washington oder Petersburg gefallen mag, den Engländern könnte es selbst bei mehr Freisinnigkeit und weniger Nationalstolz schwerlich behagen. Nach und nach schwand meine Besorgniß. Cooper läßt den braven Insulanern Gerechtigkeit widerfahren, um so ehrenvoller für sie, falls er es gegen seinen Willen gethan. Dem Helden, Raoul Ivard, verleiht er eine Menge guter Eigenschaften und vereinigt in ihm nach Vorschrift das Hauptinteresse der Erzählung, doch gewährt er auch dem Capitain Cuff und den Männern Clinch, Griffin und Winchester einen so unabweisbaren Anspruch auf die Achtung und Bewunderung des Lesers, daß die Engländer auf die dem Helden verstatteten Vorzüge nicht eifersüchtig sein und ihre Freunde in Paris und Berlin, in Petersburg und Washington sich immer noch die Hände reiben können. Obwol die erwähnte Ghita Caraccioli ein mit Überlegung entworfener und glücklich durchgeführter Charakter ist, reicht sie doch zu Cooper's Männern nicht hinan. Die Lebensverhältnisse des Verf. haben ihn gehindert, das weibliche Gemüth zu durchschauen, die weibliche Organisation zu zergliedern — und wie schwer ist überhaupt Beides! Ghita und ihr Geliebter differiren im Punkte der Religion. Ivard, gehorsam der Sitte seiner Zeit und seines Landes, ist ein Ungläubiger. Er glaubt nicht an Gott, weil seines Dafürhaltens seine gelehrten und speculativen Landsleute die Gesetze der Natur vollständig ergründet haben, und er in deren Folge nicht begreifen kann, wozu das Universum eines Schöpfers bedürfe, dafern der menschliche Geist die Grundsätze zu entdecken vermöge, nach welchen es sich bewegt. Das war damals in Frankreich herrschender Glaube, ist es zum Theil wol noch. Ghita opponirt in echt weiblicher Weise, nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Liebe und Gebet, und wenn die Bekehrung des Geliebten ihr nicht gelingt — denn Cooper hat das weislich unentschieden gelassen —, so scheitert sie nur an der Klippe seiner unzerstörbaren Eitelkeit. Die Scene auf dem felsigen Eiland, wo der verwundete Ivard, den Blick zu den Sternen gerichtet, ruhig und schweigend die Seele aushaucht, wird auf keinen Leser den Eindruck verfehlen. Vielleicht stört der frivole Muthwille des jungen Mannes ein oder zweimal die Harmonie des Gemäldes. Das lag jedoch im Plane des Verf. und läßt sich rechtfertigen. Auch werden vielleicht superkluge Menschen Coopern tadeln, weil er seine Heldin nicht mit größerer Überredungskraft ausgestattet, ihr nicht einen höhern Gedankenkreis angewiesen. Er hätte es auf Kosten der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit thun müssen, denn Ghita ist das unerzogene Kind des südlichen Italiens. Am Stil und an der Darstellung wird vermuthlich Niemand mäkeln. Sie sind stets ihrem Gegenstande angemessen, ob es eine Schilderung, eine Erzählung, eine Debatte gelte. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die französische Literatur ist reich an vortrefflichen Kinderschriften. Wir haben, um nur der Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zu gedenken, Perrault, Berquin und Mad. Leprince de Beaumont, die durch ihre trefflichen „Magazins" bekannt ist. Unter den neuern Werken dieser Art, deren Ruf bereits feststeht, verdienen „Les aventures de Jean Paul Choppart" des bekannten Vaudevillisten und Romanschreibers Louis Desnoyers besonders hervorgehoben zu werden. Das Werk erschien zuerst vor 10—12 Jahren in einem der Jugendwelt gewidmeten Journale. Die gewandte Darstellung und der natürliche Humor, der sich auf allen Seiten aussprach, erwarb dieser Schrift so viel Beifall, daß fast jedes Jahr eine neue Auflage davon gebracht hat. Gegenwärtig erhalten wir nun eine sogenannte illustrirte Ausgabe. Die Maler Gérard-Séguin und Frédéric Goupil haben Alles aufgeboten, um die äußere Ausstattung des Werks seines innern Gehalts würdig zu machen. Es ist dies eine von den Jugendschriften, an denen sich auch das reifere Alter ergötzen kann.

„Le capitaine Lambert" ist der Titel des neuesten Romans von Charles Rabou. Er ist ganz in derselben Manier geschrieben wie die frühern Romane dieses fruchtbaren Schriftstellers. Seine Gestalten sind ganz naturgetreu. Es fehlt den gut geschriebenen Romanen weder an Erfindung noch an einzelnen glücklichen Schilderungen, wol aber an einem wahren poetischen Hauche. Dieselbe hausbackene Wirklichkeit machte sich auch schon in den frühern Romanen Rabou's breit, z. B. in seiner „Louison d'Arquien" und seinem „Pauvre de Montlhéry". Das beste Werk, das aus seiner Feder geflossen ist, sind die humoristischen „Tribulations et agonies posthumes de Fabricius". Rabou ist auch als Journalist bekannt. Er war eine Zeit lang Redacteur einer Revue, arbeitet jetzt am ministeriellen „Messager" und ist der Theaterkritiker des „Globe".

Die vortreffliche Reisebeschreibung vom Schweizer Dubois de Montpereux („Voyage autour du Caucase"), deren erster Band namentlich der originellen Behauptung wegen, daß die Irrfahrten des Odysseus im schwarzen Meere stattgefunden hätten, selbst im größern Publicum viel Aufsehen erregt hat, ist gegenwärtig bis zum fünften Bande gediehen. Es ist dies eins von den seltenen Werken, in denen sich Gelehrsamkeit und allgemeineres Interesse die Hand reichen. Es strotzt von den gelehrtesten Beobachtungen und bietet doch selbst für Diejenigen, die weniger Theil nehmen an rein wissenschaftlichen Fragen, eine interessante Lecture. Wir hoffen, daß die deutsche Übersetzung dieses Werks, von der der Anfang bereits erschienen ist, dem Werke auch in Deutschland die Anerkennung verschaffen möge, die es in Frankreich gefunden hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 62. —— 3. März 1843.

Der göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Von R. E. Prutz.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Von des Bundes und Göttingens im Allgemeinen gegenseitig unerfreulichen Verhältnissen wendet Hr. Prutz in dem Abschnitte „Literarische und persönliche Beziehungen" sich zu den Verhältnissen, in welchen der Bund nach außen stand. Hier müssen wir uns eine genauere Relation versagen; denn es steht dieser Abschnitt in wesentlichem Zusammenhange mit den dem Entstehen des Bundes zunächst vorhergehenden, im ersten Buche geschilderten Zuständen der deutschen Literatur. Nur Folgendes heben wir hervor: Herder hatte sich jederzeit den göttingischen Dichtern theilnehmend und wohlwollend erwiesen und in Goethe, dem Verf. des „Götz", meinten sie einen gleichgesinnten Genossen zu erkennen, der, wie sie es wollten, allen Regeln der Kunstrichter und Theoretiker in das Auge geschlagen habe. Trefflich ist S. 302—303 der zwiefache Gesichtspunkt angedeutet, von dem aus betrachtet Goethe's früheste Werke und insonderheit der „Götz" einerseits das Product ihrer Zeit, andererseits als die selbständigen Anfänge einer ganz neuen künstlerischen Thätigkeit erscheinen.

Von der edeln Unterwerfung unter das Gesetz der Schönheit, von Form und Grazie war im „Götz" noch wenig zu spüren, und so geschah es, daß die Jugend auch in diesem Stücke, wie Goethe selbst sagt, ein Panier sah, unter dessen Vorschritt Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebte, sich wol Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Ähnliches spukte, wurden davon hingerissen.

Da Klopstock und Wieland ganz eigentlich die beiden Pole waren, zwischen denen die Göttinger sich bewegten, jener der anziehende, dieser der abstoßende, so wird unter der Aufschrift „Klopstock und Wieland" die Betrachtung beider Dichter, wie sie sich geschichtlich entwickelt, welche Stufen unserer Bildung, welche Gegensätze ihrer Zeit sie zur Darstellung gebracht haben, in der Kürze eingeschaltet. Die Göttinger selbst können nun kaum Wieland so tief gestellt haben, als denselben hier Hr. Prutz stellt. Er behauptet, was jene in den Angriffen auf Wieland vorgeschoben, Franzosenthum und Unsittlichkeit, wären nur Außendinge, der eigentliche Gegensatz sei der zwischen einer Poesie mit Pathos, mit lebendigem Subject, und einer blos formellen Poesie, welche das Subject nicht fühle, von der das Herz des Poeten selbst nichts wisse und bewegt werde. Dabei wird bemerkt, daß in diesem Punkte die Romantik der Schlegel u. s. w. eigentlich mit Wieland in Verwandtschaft und Übereinstimmung sei, da jene Romantik es als Poesie der Poesie gepriesen hätte, das ganze Geschäft der poetischen Production ironisirend zu treiben. Dies sei die Geschichte von dem Hunde, der sein eigenes Bild anbelle, oder auch von dem Basilisken, den sein Anblick tödte. Liegt es nun schon völlig außer der Tendenz unsers Berichts, polemisirend gegen Hrn. Prutz aufzutreten, so werfen wir doch hier folgende Frage auf: Kann der „Oberon", der sich einer Aufnahme in Deutschland erfreut hat, wie nur wenig andere Producte der deutschen Literatur, wol so durchaus nur Dasjenige sein, was Hr. Prutz eine formelle Poesie nennt? Wäre der „Oberon", hätte Wieland die Form der Stanze behandelt wie z. B. Regis den Bojardo, nicht die dem Deutschen zusagendste Umbildung des Ariosto'schen Epos? Welchen Platz weist Hr. Prutz dem Bojardo und Ariosto an, wenn er jene Ansicht von ironisirender Poesie will consequent durchführen? Sollte nicht jeder Art Urtheil über die Schlegel jedenfalls in respectvollern Ausdrücken vorgetragen werden? Um nur bei A. W. von Schlegel stehen zu bleiben, hat nicht derselbe, mag man auch berechtigt sein ihn einen deutsch-alexandrinischen Poeten zu nennen, in den zwei Bänden seiner Gedichte Herrliches geleistet, das überall Anerkenntniß finden wird, wo ein gebildeter Kunstsinn gefunden wird.

Wir wenden uns zur Berichterstattung zurück. In dem Abschnitte „Klopstock's Projecte mit dem Bunde" wird dargelegt, wie Klopstock, verstimmt und gereizt durch den Vorzug, welcher Wieland in Deutschland vor ihm zuerkannt wurde, und durch die verfehlte Wirkung, die das Erscheinen der „Gelehrtenrepublik" hervorbrachte, den Verbündeten sich inniger anschloß und, auf diese gestützt, allen widerstrebenden Elementen zum Trotz, seine Gelehrtenrepublik in Realität zu stellen beabsichtigte. Daß seine Hoffnungen nicht getäuscht blieben, weil etwa der Bund es an sich fehlen ließ, beweist, was Voß im März 1774 an Brückner schrieb:

Komm her, mein liebster Bundesbruder, und umarme mich! Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Hier ist die Abschrift. Der größte Dichter, der erste Deutsche,

von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Elfe. Mehr wissen wir selbst noch nicht. Gerstenberg wundert sich, wie Deutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen schreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend ist unsere Losung. Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken lassen. Klopstock selbst will sich diesem Gesetz unterwerfen.

Vor der Reise nach Hamburg Ostern 1774, Voß' erstem persönlichen Zusammentreffen mit Klopstock, schreibt er (S. 328):

O Klopstock, edler, großer, urdeutscher Mann! In sechs Wochen hab' ich dein Antlitz gesehen und, Heil mir! Dich umarmen dürfen! Dann ruht dein Segen auf mir.

Und dann bricht er in die wilden Worte aus:

Dann wird das Gebein der Satansopfer erbeben und Deutschland von neuem Deutschland, eine Wohnung der Redlichen sein.

Der Hochmuth kam (vgl. den Abschnitt „Trennung des Bundes") ganz eigentlich, wie Hr. Prutz sagt, vor dem Falle, und in dem Übermaße der Begeisterung hatte man nicht berechnet, es müsse geschehen, was 1774 geschah, und der Verein, von Berufs- und äußern Verhältnissen getrieben, von Göttingen aus nach allen Himmelsgegenden zerstreut werden, so aber die unausbleibliche Endschaft erreichen.

Das dritte Buch verfolgt die literarisch-historischen Beziehungen der zerstreuten Mitglieder nach Auflösung des Bundes. Höchst anziehend und bedeutend ist, was hier über Hölty, Bürger, Voß und die Stolberg gesagt wird, deren Namen Deutschland in frischerm Andenken bewahrte als die der übrigen.

Wir schließen hier, indem wir wiederholen, was Hr. Prutz selbst, recapitulirend, über die Grundansichten seines Werks (S. 404) sagt:

Wir haben gesehen, wie von der Reformation her die Vernichtung des Conventionnellen und die lebendige Betheiligung des Subjects am Inhalte der Kunst, am Schönen, die Aufgabe unserer Poesie wird; wie der göttinger Dichterbund in dieser Entwickelung den abstracten Klopstock'schen Standpunkt zu fixiren und in der Literatur zur Herrschaft zu bringen sucht; wie aber diese Bemühungen sich schon in ihrem ersten Anfang als nichtig erweisen und wie die Dichter des göttinger Bundes, statt die Welle der Entwickelung aufzuhalten, vielmehr selbst ergriffen werden von ihr, ja wie sie zum größten Theil in diesem Strudel untergehen. Was ihnen versagt ist, hat inzwischen Goethe erreicht, die Aussöhnung des individuellen, persönlichen Inhalts mit dem Inhalte der Kunst, die Darstellung und Vollendung des poetischen, des schönen Subjects. Er ist der Abschluß dieser gesammten Entwickelung, der mild herrschende, selige Zeus, der aus dem Titanenkampfe der siebziger Jahre sich in selbstgenügsamer, majestätischer Sicherheit erhebt. 34.

Sprachveränderungen.

Außer der Mode, welche, gemeiniglich von Frankreich ausgehend, sich fast über die ganze civilisirte Welt verbreitet, gibt es eine Menge weit besserer Gebräuche, die wir Deutschen von diesem Nachbarlande annehmen sollten. Dahin gehören aber gewiß nicht die seltsamen Schranken, in denen noch vor wenigen Jahrzehnden die französische Sprache durch die Akademie zu Paris festgehalten wurde. Als ob die Sprache allein dem steten Wechsel aller irdischen Erscheinungen zu entziehen wäre, als ob ihr, dem Körper des Geistes, während dieser im steten Fortschreiten begriffen steht, von irgend wem der Befehl mit Erfolg zuzurufen sei: Bis hierher und nicht weiter! Erst eine ziemliche Zeit nach der im J. 1789 ausgebrochenen Revolution hörte das Wörterbuch der französischen Akademie auf, eine nicht zu bestreitende Wahrheit, ein unantastbares Richtmaß zu sein. Als während der revolutionnairen Krisis der neue Zeitstrom Frankreich mit neuen Worten, zum Theil so unerhört, wie die meisten der neuen Ereignisse, überflutete, verschanzte sich die französische Akademie zwar um so halsstarriger in ihr Wörterbuch, am Ende wurde sie aber doch durch die von allen Seiten auf sie zufliegenden Bomben zur Capitulation mit den sogenannten Verunreinigern der französischen Sprache genöthigt. Jeder vorübergehende Zustand gebar, neben den dem Sprachschatze für immer erbeuteten Worten, auch solche, die mit den ephemeren Ereignissen, aus denen sie entsprangen, wieder spurlos dahinstarben. So erging es natürlich z. B. dem Worte *lanterniser*, als man das sofortige Ergreifen und Aufhängen jedes Verdächtigen, wenn auch vielleicht noch nicht als ein arges Werk der Finsterniß betrachtete, doch die Laternen wenigstens der ihnen zugemutheten neuen Nebenfunction, den Galgen vorzustellen, wieder entbunden hatte. Andere zu ihrer Zeit im Übermaße angewendete neue Wörter verschwanden plötzlich wieder ganz aus der Schriftsprache, ehe noch deren eigentliche Bedeutung im Auslande recht klar geworden war. Noch erinnere ich mich aus einer spätern Zeit, den ersten Jahren des Julithrons, des Spottnamens *Bousingot*, welcher hauptsächlich in den satirischen pariser Blättern, wie dem „Figaro", vorkam. Daß er im Allgemeinen einen sogenannten Republikaner der J. 1831 und 1832 bezeichnen sollte, war gewiß. Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes aber gab weder das Wörterbuch der französischen Akademie noch eins von denen, die seiner Autorität jedes von ihm nicht anerkannte Wort zum Opfer brachten, noch auch ein minder scrupulöses, das mir zur Hand war, das bekannte Laveaux'sche, einige Auskunft. Endlich fand ich in der sechsten Auflage des Supplements zum Wörterbuche der Akademie, vom J. 1836, daß ein Hut der Schiffleute (marins) so genannt werde. Dabei steht noch bemerkt: „Par extension se dit de celui, qui s'affublant de ce chapeau, prétend faire connaitre, qu'il est républicain et fait parade de son costume bizarre: on appelle aussi Bousingots cette sorte de républicains. Il est ironique." Das im J. 1842 zu Paris erschienene „Complément du Dictionnaire de l'Académie française" behandelt das Bousingotwesen schon als eine bereits aus der Reihe der Dinge gestrichene Erscheinung, indem es bei dem Worte *Bousingot* bemerkt: „Il s'est dit de quelques hommes, qui se distinguaient par la bizarrerie de leur costume et l'exagération de leurs opinions démocratiques."

Genug, auch in Frankreich ist man neuerlich von jenem unnatürlichen Sprachrigorismus ziemlich zurückgekommen.

Zum Glück hat uns Deutsche der lächerliche Stolz, daß unsere Sprache eine Vollkommenheit, die durchaus nichts zu wünschen übrig lasse, besitze, nie angewandelt, um sie mit ähnlichen Fesseln wie die französische Akademie die ihrige zu belasten. Wir sind vielmehr, ungeachtet der etwanigen Widersprüche der Pedanterie mancher Sprachforscher, immer bedacht gewesen, dieselbe, Zeit und Umständen gemäß, fortzubilden. Ja, wir gehen vielleicht auf der entgegengesetzten Seite zu weit, indem wir theils fast allen französischen Wörtern in unserer Schrift das Bürgerrecht gestatten, theils neue deutsche Wörter, Constructionen und Redensarten bilden, die sich weder bei einem gesunden Sinne für Wohllaut noch bei irgend einer sonstigen competenten geistigen Behörde verantworten lassen. Was die französischen Wörter in der deutschen Sprache betrifft, so sind

den Wörterbüchern der letztern sehr viele davon nicht mehr vorzuenthalten. Es geht aber deren Anwendung in der Schrift neuerlich wieder zuweilen bis zur Lächerlichkeit. Wie seit kurzem noch immer manche Verdeutscher ausländischer Novellen, zumal wenn die Ursprache zu den minder bekannten und verbreiteten gehört, vielleicht um ihre Gelehrsamkeit mehr außer Zweifel zu setzen, die gewöhnlichen Wörter, wie Vater und Mutter, Tisch und Stuhl und ähnliche, in der Ursprache ihrer Übersetzung einverleiben und den deutschen Namen in Noten unter dem Texte nachbringen, so glauben auch manche andere Schriftsteller ihrer Prosa einen größern Schmuck durch Aufnahme der gewöhnlichsten fremden Wörter statt der mit ihnen völlig übereinstimmenden deutschen zu verschaffen. So genoß z. B. unlängst das abgeschmackte, halb französische, halb deutsche Bastardwort **Bornirtheit** kurze Zeit des lächerlichen Triumphs, einen Ehrenplatz in der deutschen Schrift zu erhalten, da doch unser echt deutsches Wort **Beschränktheit** sich gewiß in dieser weit anständiger ausnimmt. Von dem Worte **Blasirtheit**, obgleich an Klang und Wesen mit demselben nahe verwandt und gerade wie jenes aus einem französischen und einem deutschen Stücke unnatürlich zusammengeschraubt, läßt sich die Einbürgerung in die deutsche Sprache schon eher entschuldigen, weil das Wort blasirt durch unser stumpf oder irgend ein anderes deutsches allerdings kaum erschöpfend auszudrücken sein möchte.

Weit entfernt, einen grillenhaften Sprachpurismus vertheidigen zu wollen, finde ich, daß dergleichen Ausländereien in der deutschen Schrift doch viel besser thunlichst zu vermeiden sein würden. Ein Anderes ist es, wenn das ausländische Wort, worauf es ankommt, durch kein deutsches vollständig und angemessen wiedergegeben werden kann. Sogar in Fällen, wo, vermöge der Eigenthümlichkeit des Inhalts der Schrift, ein und dasselbe deutsche Wort oft wiederholt werden muß, halte ich es für besser, ein bekanntes, seinen Sinn ausdrückendes, ausländisches mit zu gebrauchen, als in die Fehler der Eintönigkeit oder des Misklangs zu verfallen. Obschon die Bemühungen der Sprachpuristen und namentlich des um das deutsche Idiom in vielfacher Hinsicht hochverdienten Campe für die Bildung neuer angemessener deutscher Wörter lange nicht von so umfassenden Folgen gewesen sind, als sie solches vermutheten, so verdienen doch auch die wenigen der hierin von ihnen geschehenen Vorschläge, welche sich allgemeiner Billigung erfreuten, unsern aufrichtigsten Dank. Schon darum, weil seitdem andere Schriftsteller, mehr als je zuvor, zu Versuchen gleicher Art sich ebenfalls bewogen fühlten und die deutsche Sprache so nach und nach mit recht vielen Wörtern und Ausdrücken wirklich bereichert worden, wenngleich nur bei wenigen die Namen Derer sich in unserm Andenken erhielten, denen wir ihre Einführung schuldig sind. Besonders hat unter Andern Goethe uns ein wahrhaft werthvolles Geschenk mit manchen Wörtern gemacht, die er theils selbst zusammensetzte, theils, als ganz verschollen, unserer Schriftsprache reclamirte. Dürfte auch vielleicht das unter die erstern mit gehörende Wort **Wohlhäbigkeit**, obschon neuerlich hier und da von andern Schriftstellern ebenfalls gebraucht, sich nur wenig Beifall erworben haben, so hat sich doch Goethe dessen desto mehr mit Zurückberufung des geraume Zeit ganz wie verbannt gewesenen Wortes **Gemüth** erworben. Bald darauf wurde freilich mit dem wiedergewonnenen Gemüth in manchem achtungswerthen literarischen Producte wahrer Unfug getrieben. Unter Anderm gab es einen besonders ausgezeichneten Roman, in dem es, gemeiniglich alliirt mit dem Beiworte zart, beinahe auf jedem Blatte sich zur Schau stellte. Seitdem ist das Gemüth, als Paradepferd, längst vergessen, während das wackere Wort sein wohlbegründetes Recht auf die deutsche Literatur fortwährend behauptet. Das aus Goethe's Feder ebenfalls zuerst wieder hervorgegangene, durch kein anderes ursprünglich deutsches vollständig zu ersetzende Wort **Naturell**, ist nicht weniger ein höchst willkommenes Geschenk von ihm, dem glänzendsten Gestirn unserer gesammten Literatur.

Es gibt aber auch eine ziemliche Zahl mitunter zur Ganz- lich gewagter Wörter, deren Geltungsfähigkeit wol in Zweifel gezogen werden dürfte. Als ein solches betrachte ich das Wort **entmenscht**, wie es vor kurzem erst in einem wichtigen deutschen Werke von anerkanntem Verdienste gebraucht worden ist. Es fiel mir um so mehr auf, da es darin mit dem Substantiv Scheußlichkeit verbunden erscheint. Was kann man sich wol unter einer „entmenschten Scheußlichkeit" denken? war meine erste Frage, da doch schwerlich einer Scheußlichkeit der Charakter des Menschlichen beizulegen ist, dessen sie hier als beraubt dargestellt wird. Die zweite Frage schloß sich unmittelbar daran: Welche Bedeutung kann das Adjectiv entmenscht überhaupt haben?

Vielleicht ist Klopstock, in einer Ode zum Preise des deutschen Kaisers Joseph's II., Derjenige, der den Ausdruck bei uns in Aufnahme brachte. Die Stelle lautet:

> Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
> Wie unser Pöbel Canaans Volk entmenscht.

Das Wort heißt in dieser Beziehung offenbar so viel als unmenschlich behandelt und ist daher einem so hochbegabten Dichter für den eigenen Gebrauch wol zu verstatten. Ob aber auch im Allgemeinen seine Aufnahme in die Schriftsprache, in der es seitdem, bald unter dieser, bald unter jener Bedeutung erscheint, zu dulden sein sollte?

Das Verbum **entmenschen** kommt bereits in dem zwischen den J. 1818—21 entstandenen Heinsius'schen „Wörterbuch der deutschen Sprache" vor und heißt diesem nach: der menschlichen Gestalt, oder des menschlichen Gefühls, oder der menschlichen Würde berauben. Nach Kaltschmidt's „Gesammtwörterbuch", welches im J. 1834 erschien, ist es den Wörtern verwildern, verthieren, brutalisiren gleich geltend.

Zugleich erinnerte ich mich anderer neuerlich mehr oder minder gebrauchter Wörter, wie **knechten** und ähnlicher. Das Zeitwort knechten ist vermuthlich erst nach Erscheinung von Heinsius' „Wörterbuch" aufgekommen, wenigstens habe ich es in diesem nicht gefunden. In das Kaltschmidt'sche „Wörterbuch" hingegen ist solches neben dem andern, vielleicht noch apogryphischern Verbum **knechteln**, mit der Bedeutung: kriechen, höfeln, dienen, übergegangen. Wird aber schon der Sinn des Worts entmenschen etwas zweifelhaft, so ist der vom Verbum knechteln vollends unklar, da es neuerlich häufig in einer, der ihm von Kaltschmidt beigemessenen Bedeutung ganz entgegengesetzten angewendet worden, und so viel als knechtisch behandeln, zum Knecht herabwürdigen, ausdrücken soll. Eine Menge ähnlicher neuer Wörter von gleich schwankender Bedeutung und darunter auch solche, denen aller gerechte Anspruch auf Existenz abgeht, werden der Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher gewiß nicht entschlüpft sein.

Dies Alles nun machte den Wunsch recht lebendig in mir, daß letztere diesen Gegenstand, nebst manchen andern die deutsche Sprache angehenden Dingen, einer besondern Würdigung unterwerfen möchten. Ist die deutsche Sprache seit dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts vorzüglich mit durch unsere Goethe und Schiller zu dem Höhepunkte gelangt, auf dem ihr in ihren vollkommensten Erscheinungen die so häufig gemisbrauchte Benennung Classicität nicht mehr streitig gemacht werden kann, so muß uns eben letztere am meisten auffodern, Alles zu Erhaltung und weitern Vervollkommnung derselben beizutragen. Vermöge der erfreulichen Regsamkeit dieser Zeit, auch in Wissenschaft und Kunst, hat sich in unserer so bildungsfähigen Sprache manche Veränderung nach und nach, zum Theil ganz von ungefähr, eingestellt. Mehre davon sind als wahrhafte Verbesserungen anerkannt, andere dagegen nicht dafür, noch andere gar von vielen für ganz unzulässig geachtet worden. Eine recht genaue Revision der gesammten sprachlichen Veränderungen und ein darüber zu veröffentlichendes Gutachten, welche davon beizubehalten und welche zu verwerfen sein möchten, wo möglich von einem Vereine dazu Befähigter, könnte deshalb gewiß ein so nützliches als in jeder Hinsicht dankbares Unternehmen werden.

Was [illegible] nun bei Aufnahme und Benennung neugeschaffener Wörter überhaupt zur Hand zu nehmenden Maßstab angeht, so äußert darüber der französische Sprachgelehrte Boiste, dessen überhaupt reichhaltiges „Dictionnaire universel de la langue française" im J. 1841 die zehnte Auflage erlebte, die Meinung, daß jedes durch die Presse in Umlauf gesetzte Wort ein Eigenthum der Sprache geworden sei. Auch sagt in dieser Beziehung das berühmte Mitglied der französischen Akademie, Charles Nodier, in seiner Vorrede zu der durch ihn besorgten achten Auflage desselben Wörterbuchs: er habe von dessen unglaublicher Überfruchtung (superfétation) nichts weggenommen, als was aller Autorität ermangele. Dabei findet er sich zu folgendem Gutachten veranlaßt:

Jedes Wort ist aufnehmbar: 1. wenn es nothwendig, 2. wenn es gut zusammengesetzt, d. h. etymologisch begründet ist und sein Bau eine Form hat, die es so viel als möglich den ihm in logischer Ordnung verwandten Wörtern annähert, 3. wenn es auf die Autorität eines anerkannt guten Schriftstellers sich zu stützen vermag (lorsqu'il est appuyé de la signature d'un homme, qui a l'autorité nécessaire pour écrire).

Die beiden ersten Eigenschaften würden wol auch im Deutschen den aufzunehmenden neuen Wörtern zur Bedingung zu machen sein. Dagegen läßt sich die dritte als ein nachtheiliger Überfluß betrachten. Abgesehen davon, daß bei vielen neuen und als gut anerkannten Wörtern die richtige Erörterung, wie sie in die Sprache gekommen, überaus schwierig ist, will auch in dieser Hinsicht die Autorität selbst des berühmtesten Schriftstellers wenig oder nichts bedeuten. Denn was hat das Erfinden und Gestalten brauchbarer Wörter mit der Kunst, gut zu schreiben, gemein? Erweist sich aber das Wort, von der Sprachkunde auf die Wage gelegt, als vollwichtig, so gewährt ihm dies die beste Legitimation für sein Dasein und es bedarf einer andern Autorität gar nicht weiter. Aus diesem Grunde muß es wirklich befremden, wenn Hr. Nodier bekennt, daß behufs der nothwendigen Beschränkung des offenbaren Wortüberflusses in Boiste's Dictionnaire" der Mangel an aller persönlichen Autorität allein zum Maßstab genommen worden.

Desto einleuchtender scheint dagegen, was Lorenz Diefenbach vor kurzem in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1842, Nr. 100, bei der Anzeige von Fuchs' Buche zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen äußerte. Jeder Einzelne, sagt er, der hinreichende Kenntniß und Handhabung der Muttersprache und zugleich eine besondere Einsicht in den Gang der Zeitinteressen besitzt, hat das Recht, eine Einwirkung auf die Sprache zu versuchen.

Wenn aber auch die Wägung und Beurtheilung aller Versuche in Schöpfung neuer deutscher Wörter eine Hauptaufgabe bei dem vorgeschlagenen Unternehmen wäre, so dürfte sich dasselbe doch keineswegs einzig darauf beschränken. Vielmehr würden viele andere in das Gebiet der Sprachkunde einschlagende Gegenstände, wie ganze Redensarten, Constructionen und sonstige neuerdings erst vorkommende Eigenthümlichkeiten ebenfalls in Betrachtung kommen müssen. So z. B. wurde vor noch nicht allzu langer Zeit zwischen dem Worte Ahnen und Ahnden durchaus kein Unterschied gemacht, ja, man leitete das mysteriöse geistige Vorgefühl von etwas Zukünftigen, das damals so gut Ahndung geschrieben wurde, als die Ahndung, welche Strafe bedeutet, von Ahnd ab, einem obsoleten Worte, das so viel wie Geist geheißen, noch immer als Aan und Ande in Dänemark und Schweden vorhanden ist, und wollte ihm daher sein d durchaus nicht entziehen lassen. Goethe (und wenn ich nicht irre auch Schiller) hat den seitdem in Gang gekommenen Unterschied zwischen Ahnen und Ahnden ebenfalls nicht anerkannt, sondern immer für beide, dem Sinne nach ganz verschiedene Wörter das d beibehalten. Auf ähnliche Art ist das im höhern Stile statt Athem gebrauchte Wort Odem, vormals nicht, wie jenes, mit einem m, wie es neuerlich fast überall vorkommt, sondern mit dem n geschrieben worden. Der wackere Dichter und Sprachkundige Johann Heinrich Voß, einer der [illegible] Kämpen für Genauigkeit im Metrum und Reim, gebrauchte es noch wie vormals in einem, ich glaube, „Mailied" überschriebenen lieblichen Gedichte. Er reimt darin:

> Alles taumelt, mir versiegt der Oden,
> Unter meinem Fuße brennt der Boden.

Eine besondere Erwägung dürfte unter noch vielem, vielem Andern wol auch die neuerlich in der deutschen Literatur immer mehr zur Herrschaft gelangte Gewohnheit, die Eigennamen nicht zu flectiren, verdienen. Nach der Meinung des Verf. dieses Aufsatzes kann der deutsche Schriftsteller das Flectiren der Namen kaum umgehen, will er nicht häufig in Steifheit und Unverständlichkeit verfallen. Es scheinen auch deshalb in der neuesten Zeit sogar einige der jüngsten Schriftsteller entweder vom Nichtflectiren der Namen ganz zurückgekommen zu sein, oder sie haben dasselbe wenigstens an Stellen, wo es zur Unklarheit geführt hätte, vermieden. Letzteres würde darauf hinweisen, daß, um nicht der Inconsequenz sich schuldig zu machen, es doch wol am rathsamsten sein möchte, den Namen, wie vormals, die gewöhnlichen Beugungen zuzugestehen. Solches haben auch noch Goethe und Schiller nicht unterlassen.

Im vollen Gefühle der äußersten Unvollständigkeit und Schwäche dieses Aufsatzes wiederholt der Verf. am Schlusse noch, daß er einzig die zufällige Frucht des Augenblicks ist und nichts als wohlgemeinte Winke zu einem Unternehmen enthalten sollte, dessen Nutzen für unsere Sprache wol keinem Zweifel unterliegt, wenn dasselbe mit deutscher Umsicht und Gründlichkeit zu Stande gebracht wird. Außer einer Menge hier gar nicht berührter, anderer Dinge, die dahin gehören, würden in dem vorgeschlagenen kritischen Werke auch die gewagten Versuche älterer Sprachkundiger in neuern Schöpfungen, wie z. B. Campe's und Wolke's, auf Berücksichtigung Anspruch haben und ihnen vielleicht noch manches dankenswerthe Kleinod für unsern Sprachschatz abzugewinnen sei. 35.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die „Revue de Paris" hat eine Reihe kleiner, mehr oder weniger interessanter Novellen von André Delrieu gebracht, die alle einen sentimentalen Anflug hatten. Sie spielten fast alle in Deutschland und zwar meistens im südlichen Theile desselben. Der Verf. scheint diesen Schauplatz seiner Erzählungen aus eigener Anschauung zu kennen. Der „Siècle" hat auch in der That, wenn wir nicht irren, eine Reihe von Reiseberichten aus Deutschland gegeben, die aus derselben Feder geflossen waren. Gegenwärtig erhalten wir nun von Delrieu ein größeres Werk: „Vie d'artiste. Souvenirs d'Allemagne", das ganz denselben Charakter hat, wie die eben erwähnten Novellen der „Revue de Paris". Deutschland ist in diesem Bande ganz so mondscheinsüchtig, liebeschmachtend, blauäugig, wie es schon unzählige Mal von französischen Romanschreibern dargestellt ist. Im übrigen ist das gut geschriebene Werk nicht ohne Interesse. Besonders anerkennungswerth ist die Liebe, mit der der Verf. an unserm Vaterlande zu hängen scheint.

Emil Souvestre ist auch in Deutschland, namentlich durch seine Romane und Dramen, von denen ein guter Theil schon auf unsern Bühnen zur Aufführung gekommen ist, bekannt. In neuester Zeit hat sich dieser fruchtbare Schriftsteller auch mit politischen Gegenständen befaßt und namentlich in der „Revue de Paris" einige interessante Aufsätze über die französischen Colonien geschrieben. Sein neuestes Werk ist ein Roman („Le mât de cocagne"), den man gewiß nicht verfehlen wird ins Deutsche zu übersetzen, um so mehr, da er es uns wirklich zu verdienen scheint. Es zeigt sich in demselben eben die glückliche Erfindungskraft und die Reife der Darstellung, die den Verf. zu einem der geachtetsten neuern Romandichter Frankreichs gemacht haben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

den Wörterbüchern der letztern sehr viele davon nicht mehr vorzuenthalten. Es geht aber deren Anwendung in der Schrift neuerlich wieder zuweilen bis zur Lächerlichkeit. Wie seit kurzem noch immer manche Verdeutscher ausländischer Novellen, zumal wenn die Ursprache zu den minder bekannten und verbreiteten gehört, vielleicht um ihre Gelehrsamkeit mehr außer Zweifel zu setzen, die gewöhnlichen Wörter, wie Vater und Mutter, Tisch und Stuhl und ähnliche, in der Ursprache ihrer Übersetzung einverleiben und den deutschen Namen in Noten unter dem Texte nachbringen, so glauben auch manche andere Schriftsteller ihrer Prosa einen größern Schmuck durch Aufnahme der gewöhnlichsten fremden Wörter statt der mit ihnen völlig übereinstimmenden deutschen zu verschaffen. So genoß z. B. unlängst das abgeschmackte, halb französische, halb deutsche Bastardwort *Bornirtheit* kurze Zeit des lächerlichen Triumphs, einen Ehrenplatz in der deutschen Schrift zu erhalten, da doch unser echt deutsches Wort *Beschränktheit* sich gewiß in dieser weit anständiger ausnimmt. Von dem Worte *Blasirtheit*, obgleich an Klang und Wesen mit demselben nahe verwandt und gerade wie jenes aus einem französischen und einem deutschen Stücke unnatürlich zusammengeschraubt, läßt sich die Einbürgerung in die deutsche Sprache schon eher entschuldigen, weil das Wort blasirt durch unser stumpf oder irgend ein anderes deutsches allerdings kaum erschöpfend auszudrücken sein möchte.

Weit entfernt, einen grillenhaften Sprachpurismus vertheidigen zu wollen, finde ich, daß dergleichen Ausländereien in der deutschen Schrift doch viel besser thunlichst zu vermeiden sein würden. Ein Anderes ist es, wenn das ausländische Wort, worauf es ankommt, durch kein deutsches vollständig und angemessen wiedergegeben werden kann. Sogar in Fällen, wo, vermöge der Eigenthümlichkeit des Inhalts der Schrift, ein und dasselbe deutsche Wort oft wiederholt werden muß, halte ich es für besser, ein bekanntes, seinen Sinn ausdrückendes, ausländisches mit zu gebrauchen, als in die Fehler der Eintönigkeit oder des Misklangs zu verfallen. Obschon die Bemühungen der Sprachpuristen und namentlich des um das deutsche Idiom in vielfacher Hinsicht hochverdienten Campe für die Bildung neuer angemessener deutscher Wörter lange nicht von so umfassenden Folgen gewesen sind, als sie solches vermutheten, so verdienen doch auch die wenigen der hierin von ihnen geschehenen Vorschläge, welche sich allgemeiner Billigung erfreuten, unsern aufrichtigsten Dank. Schon darum, weil seitdem andere Schriftsteller, mehr als je zuvor, zu Versuchen gleicher Art sich ebenfalls bewogen fühlten und die deutsche Sprache so nach und nach mit recht vielen Wörtern und Ausdrücken wirklich bereichert worden, wenngleich nur bei wenigen die Namen Derer sich in unserm Andenken erhielten, denen wir ihre Einführung schuldig sind. Besonders hat unter Andern Goethe uns ein wahrhaft werthvolles Geschenk mit manchen Wörtern gemacht, die er theils selbst zusammensetzte, theils, als ganz verschollen, unserer Schriftsprache reclamirte. Dürfte auch vielleicht das unter die erstern mit gehörende Wort *Wohlhäbigkeit*, obschon neuerlich hier und da von andern Schriftstellern ebenfalls gebraucht, sich nur wenig Beifall erworben haben, so hat sich doch Goethe dessen desto mehr mit Zurückberufung des geraume Zeit ganz wie verbannt gewesenen Wortes *Gemüth* erworben. Bald darauf wurde freilich mit dem wiedergewonnenen Gemüth in manchem achtungswerthen literarischen Producte wahrer Unfug getrieben. Unter Anderm gab es einen besonders ausgezeichneten Roman, in dem es, gemeiniglich alliirt mit dem Beiworte zart, beinahe auf jedem Blatte sich zur Schau stellte. Seitdem ist das Gemüth, als Paradepferd, längst vergessen, während das wackere Wort sein wohlbegründetes Recht auf die deutsche Literatur fortwährend behauptet. Das aus Goethe's Feder ebenfalls zuerst wieder hervorgegangene, durch kein anderes ursprünglich deutsches vollständig zu ersetzende Wort *Naturell*, ist nicht weniger ein höchst willkommenes Geschenk von ihm, dem glänzendsten Gestirn unserer gesammten Literatur.

Es gibt aber auch eine ziemliche Zahl mitunter zur Gangbarkeit gelangter Wörter, deren Geltungsfähigkeit wol in Zweifel gezogen werden dürfte. Als ein solches betrachte ich das Wort *entmenscht*, wie es vor kurzem erst in einem wichtigen deutschen Werke von anerkanntem Verdienste gebraucht worden ist. Es fiel mir um so mehr auf, da es darin mit dem Substantiv Scheußlichkeit verbunden erscheint. Was kann man sich wol unter einer „entmenschten Scheußlichkeit" denken? war meine erste Frage, da doch schwerlich einer Scheußlichkeit der Charakter des Menschlichen beizulegen ist, dessen sie hier als beraubt dargestellt wird. Die zweite Frage schloß sich unmittelbar daran: Welche Bedeutung kann das Adjectiv entmenscht überhaupt haben?

Vielleicht ist Klopstock, in einer Ode zum Preise des deutschen Kaisers Joseph's II., Derjenige, der den Ausdruck bei uns in Aufnahme brachte. Die Stelle lautet:

> Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
> Wie unser Pöbel Canaans Volk entmenscht.

Das Wort heißt in dieser Beziehung offenbar so viel als unmenschlich behandelt und ist daher einem so hochbegabten Dichter für den eigenen Gebrauch wol zu verstatten. Ob aber auch im Allgemeinen seine Aufnahme in die Schriftsprache, in der es seitdem, bald unter dieser, bald unter jener Bedeutung erscheint, zu dulden sein sollte?

Das Verbum *entmenschen* kommt bereits in dem zwischen den J. 1818—21 entstandenen Heinsius'schen „Wörterbuch der deutschen Sprache" vor und heißt diesem nach: der menschlichen Gestalt, oder des menschlichen Gefühls, oder der menschlichen Würde berauben. Nach Kaltschmidt's „Gesammtwörterbuch", welches im J. 1834 erschien, ist es den Wörtern verwildern, verthieren, brutalisiren gleich geltend.

Zugleich erinnerte ich mich anderer neuerlich mehr oder minder gebrauchter Wörter, wie *knechten* und ähnlicher. Das Zeitwort knechten ist vermuthlich erst nach Erscheinung von Heinsius' „Wörterbuch" aufgekommen, wenigstens habe ich es in diesem nicht gefunden. In das Kaltschmidt'sche „Wörterbuch" hingegen ist solches neben dem andern, vielleicht noch apogryphischern Verbum *knechteln*, mit der Bedeutung: kriechen, höfeln, dienen, übergegangen. Wird aber schon der Sinn des Worts entmenschen etwas zweifelhaft, so ist der vom Verbum knechteln vollends unklar, da es neuerlich häufig in einer, der ihm von Kaltschmidt beigemessenen Bedeutung ganz entgegengesetzten angewendet worden, und so viel als knechtisch behandeln, zum Knecht herabwürdigen, ausdrücken soll. Eine Menge ähnlicher neuer Wörter von gleich schwankender Bedeutung und darunter auch solche, denen aller gerechte Anspruch auf Existenz abgeht, werden der Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher gewiß nicht entschlüpft sein.

Dies Alles nun machte den Wunsch recht lebendig in mir, daß letztere diesen Gegenstand, nebst manchen andern die deutsche Sprache angehenden Dingen, einer besondern Würdigung unterwerfen möchten. Ist die deutsche Sprache seit dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts vorzüglich mit durch unsere Goethe und Schiller zu dem Höhepunkte gelangt, auf dem ihr in ihren vollkommensten Erscheinungen die so häufig gemißbrauchte Benennung Classicität nicht mehr streitig gemacht werden kann, so muß uns eben letztere am meisten auffodern, Alles zu Erhaltung und weitern Vervollkommnung derselben beizutragen. Vermöge der erfreulichen Regsamkeit dieser Zeit, auch in Wissenschaft und Kunst, hat sich in unserer so bildungsfähigen Sprache manche Veränderung nach und nach, zum Theil ganz von ungefähr, eingestellt. Mehre davon sind als wahrhafte Verbesserungen anerkannt, andere dagegen nicht dafür, noch andere gar von vielen für ganz unzulässig geachtet worden. Eine recht genaue Revision der gesammten sprachlichen Veränderungen und ein darüber zu veröffentlichendes Gutachten, welche davon beizubehalten und welche zu verwerfen sein möchten, wo möglich von einem Vereine dazu Befähigter, könnte deshalb gewiß ein so nützliches als in jeder Hinsicht dankbares Unternehmen werden.

schon über so manche „Stadt auf dem Berge" heraufgeführt hat, Worte zu geben. Zu drohend erleuchtet ist dem Verf. der ganze Horizont des christlichen Seins in der Gegenwart von der Brandfackel, die in den Speichern und Waarenniederlagen der Hauptstapelplätze der Kirche ihre langdauernden Verwüstungen angerichtet hat und anzurichten fortfährt, als daß er in irgend einem Moment seiner seelsorgerischen Thätigkeit davon ganz hinwegsehen könnte, und so bestrebt er sich zwar, Christliches zu schaffen und zu bauen, aber zugleich möchte er auch gern Das, was er schafft und baut, vor der zerstörenden Gewalt des freigewordenen Elements möglichst verwahren, und in nothwendiger Ideenassociation kann er darum nicht anders, als in schmerzlich klagender Weise über die Schrecken der Verwüstung, die in der Nachbarschaft sich kund geben, wiederholt sich aussprechen. Um diese Form seiner Schrift mit Sicherheit durchzuführen, umfaßt er ziemlich vollständig — den Maßstab festgehalten, den er für Ausführlichkeit und Ausdehnung einmal angenommen hat — das Ganze des christlichen Glaubens und Lebens, sodaß namentlich auch von Dem, was zu dem Außenwerk und zur Einleitung gehört, nichts Wesentliches übergangen ist, ohne doch eine so logisch gegliederte Ordnung, wie sie in einem Handbuche der Dogmatik etwa befolgt wird, festzuhalten; und in 84 längern oder kürzern Abschnitten, in welchen übrigens bald der ascetische, bald der apologetisch-polemische Standpunkt der überwiegende ist, wovon 41 dem ersten und 43 dem zweiten Theile angehören, ist in leichter, gefälliger, nur selten die rechte Würde verleugnender (z. B. Th. 2, S. 407 „eine unglaubliche Lahmheit"?) Darstellung für einen großen Kreis christlicher Leser ein Vorrath geistlicher Nahrung aufgespeichert, den wir mit vollem Recht zum Gebrauch empfehlen können. Wirklich entspricht auch dieser Form die Entstehung dieses Buchs auf sehr sinnreiche Weise, indem wir aus der Vorrede des ersten Theils erfahren, daß die Veranlassung einer neuen Auflage des schon im J. 1826 unter dem Titel „Des Lebens Weihe" erschienenen Erbauungsbuchs unsers Verf. mit dem Vorsatze desselben, über Gegenstände der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in mehr apologetischer Weise sich öffentlich auszusprechen, zusammentraf und ihn bestimmte, eine Vereinigung dieser beiden Tendenzen zu versuchen, woraus das vorliegende neue Werk mit wenigen Bogen des ältern Buchs entstanden ist.

Wir finden, wie wir auch die Sache auffassen mögen, die erwählte Form jedenfalls hinlänglich gerechtfertigt und, wir setzen hinzu, auch in einem hohen Grade zeitgemäß; damit ist jedoch noch nicht die Frage nach dem Inhalte, der in solcher Form gereicht wird, beantwortet, und ist überall die Frucht wichtiger als die Schale, in welcher man sie uns bietet, so möge man uns nicht nur erlauben, diesem rückständigen Theile unserer Anzeige noch eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, sondern auch es nachsehen, wenn wir die dabei gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeilassen mögen, um das Allgemeine und in den Brennpunkt der Gegenwart so auffallend Gestellte, wie es eben von hieraus uns ganz vorzüglich nahe tritt, einer, wenn auch nicht flüchtigen, doch kurzen und gedrängten, Musterung zu unterwerfen. Wir werden der Kürze halber es unterlassen, in das Besondere des Inhalts einzugehen, und uns mit einigen allgemeinen Aus- und Ausstellungen begnügen.

Unsern Verf. hat allerdings der gewaltige Zeitbrand im Reiche der Theologie noch nicht so berührt, daß seine eigene Hütte von ihm schon verzehrt worden wäre, und sie ist ihm zu lieb und werth, als daß er jemals daran denken könnte, die Brandfackel daran legen zu lassen oder gar selbst zu legen. Aber wie sieht er nun von seinem Standpunkte aus die großartige Feuersbrunst an, die gerade in den Mittelpunkten der Theologie und des Christenthums ausgebrochen ist und schon mehr als einen Palast in Schutt und Asche gelegt hat? Mit andern Worten: Wie urtheilt er über die negirende und auflösende Macht der theologischen Gegenwart, die mit einer wahren Titanengewalt das Christenthum anfangs nur durch Sprengung einiger im Verborgenen angelegten Minen aus einigen Positionen verdrängt hat, zuletzt aber, durch eine offene Bresche eingedrungen in die eigentliche Festung, es nun in seinem Mittelpunkte zu überwältigen bemüht ist? Oder — wenn es uns nicht zweifelhaft ist, wie unser Verf. über ein solches Beginnen urtheilt, und daß er es nur für ein unheilvolles und frevelhaftes erklären könne — womit sucht er denn sein Urtheil zu begründen und hofft ihm bei Denen, die ihn hören, Geltung zu verschaffen? Hier nun sehen wir ihn allerdings auf einem Standpunkte, der uns über sein Wohlmeinen und sein redliches Wollen keinen Zweifel übrig läßt, auf dem wir ihm aber bei der Gewalt, die ihm gegenübersteht, unmöglich einen günstigen Erfolg von seinen Anstrengungen versprechen können, ja den wir insofern als ganz verfehlt bezeichnen müssen, inwiefern von ihm aus die Wurfgeschosse in einer Richtung geschleudert werden, die dem Stande, welchen die Feinde eingenommen haben, geradezu entgegengesetzt ist.

Unser Verf. geht von der alten, längst abgenutzten, immer wieder vorgesuchten und doch am Ende völlig trügerischen Voraussetzung aus, „daß Unbekanntschaft mit der christlichen Wahrheit das Grundübel unserer Zeit in religiöser Hinsicht sei" (Vorr. S. v), und sie ist der immer wiederkehrende Refrain, der bald bestimmt ausgesprochen, bald durch das Streben des Verf. und die Art und Weise, wie er seine Aufgabe zu lösen versucht, angedeutet, fast in jedem der einzelnen 84 Aufsätze irgendwo auftaucht und durchblickt. Man kennt die Bibel und ihre Geschichte nicht; man ist nur oberflächlich von den göttlichen, besonders von den christlichen Dingen unterrichtet. Darum muß gelehrt, aufgeklärt, die Unbekanntschaft mit Bibel und Bibelgeschichte in Bekanntschaft verwandelt werden. Darauf sieht unser Verf. die sogenannten gebildeten Classen der Gesellschaft an; gibt sich der sanguinischen Hoffnung hin, wenn man ihnen nur erst wieder sagen wollte, was ihnen bisher unbekannt geblieben sei, so würden sie bald und ohne Verzug alle in den Schoos des Christenthums zurückkehren; macht auch wirklich alle mögliche Anstren-

gung, um die Angelegenheit zu solcher Entscheidung zu bringen; und ist dennoch nach unserer Ansicht dauernd vom Anfange bis zu Ende in unleugbarem Irrthume befangen.

Sich selbst nennen die Gegner, denen unser Verf. so gern das Recht zur Existenz streitig machen möchte, die Wissenden, und es wird ihnen schwerlich nachgewiesen werden können, daß sie das ohne Grund thun, sowie das bis zum Ekel wiederholte Gerede von halber oder falscher Aufklärung genau genommen sich selbst in einem solchen Grade widerspricht, daß es der Mühe einer ernstlichen Widerlegung gar nicht werth ist. Wo Aufklärung ist, da muß auch Licht sein und Licht kann überall, wo es erscheint, um der Finsterniß zu wehren, insofern es dies leistet, nur mit Freuden begrüßt werden; in der Dämmerung aber ist nicht das in der Steigerung begriffene Licht, sondern die weichende, allein immer noch nicht genug überwältigte Finsterniß das feindliche Element; sie selbst jedoch, die Dämmerung, der unentbehrliche Durchgang, dessen Überwindung den Fortschritt bedingt. Es ist unverkennbare Selbsttäuschung, wenn man bei Ungläubigen und Indifferenten Unbekanntschaft, oder, um es näher zu begrenzen, größere Unbekanntschaft mit christlichen Dingen voraussetzt, als diese in den sogenannten gläubigen Zeiten bei der großen Masse vorausgesetzt werden mußte. Findet in dieser Beziehung zwischen „Jetzt" und „Vormals" ein Unterschied statt, so kann er nur darin gesucht werden, daß eben dem Wissen von den göttlichen und christlichen Dingen noch ein weit größeres Maß andern, gar vielfältig gestalteten Wissens in der neuen Zeit zum Bewußtsein unserer Lebensgenossen gebracht worden ist, von welchem man früherhin keine Ahnung hatte; dabei es aber nicht zu vermeiden war, daß die getheilte, mitunter wol eigentlich überschüttete Kraft die einzelnen Gegenstände ihres Wissens, und unter ihnen namentlich die des christlichen Wissens, welche letztern in vergangenen Zeiten bei Vielen die ganze ungetheilte, bei Allen wenigstens die überwiegende Fülle des geistigen Lichts auf sich concentrirt hatten, nur mit intensiv geschwächtem, wenigstens sehr verallgemeinertem Lichte beleuchten konnte. Wir geben zu, daß dadurch das Interesse am christlichen Wissen in unserer Zeit geschwächt werden mußte, wenn wir auch darauf kein sonderliches Gewicht legen, daß Neuheit und Materialität des hinzugekommenen Wissens einen Reiz um dieses legen mochte, vor welchem jenes andere gewissermaßen in Schatten zurücktreten mußte. Aber daraus können wir unmöglich folgern lassen, daß die Masse des christlichen Wissens selbst bei unsern Zeitgenossen verringert worden sei; denn einmal liegt es in der Natur der Sache, daß das den Tag bringende Licht, so lange es noch im Aufsteigen zu seinem Zenith begriffen ist, keinen der Gegenstände, die es bei seinem ersten Strahle berührte, im Fortschreiten ganz unerleuchtet zurücklassen könne; ja, es ist vielmehr nothwendig, daß, wie auch einzelne dieser Gegenstände durch andere von der unmittelbaren Berührung des himmlischen Strahles geschieden werden mögen, ihnen sämmtlich selbst die Theilnahme an dem in seiner allgemeinen Verbreitung gesteigerten Morgenlichte nicht entzogen werden kann. Auf der andern Seite ist es ebenso gewiß: wenn die volle Seite des christlich-biblischen Wissens in unsern Schulen nicht mehr in der Ausdehnung gepflegt und angefüllt wird, wie dies vormals geschah, wo Geschichte und Buchstabe, in das Gedächtniß niedergelegt, das ganze fragliche Wissen vorzugsweise begrenzte, so hat dagegen das kritische und reflectirende Element der religiösen Auffassung in unsern Tagen eine Ausdehnung und Aufnahme in das Bewußtsein gefunden, die der Gegenwart vor der Vergangenheit das entschiedenste Übergewicht zuwendet; und somit muß wenigstens jede Differenz zwischen „Jetzt" und „Vormals", die auf das Wesen selbst sich bezieht, als vollständig ausgeglichen angesehen werden. Wir können getrost den Versuch einer Parallele zwischen einem Aristokraten der Gegenwart und einem christlich devoten Ritter des Mittelalters geschehen lassen, und Jener wird im Wissen um die transscendentale Welt von Diesem, ob der Letztere auch selbst in einem heiligen Kriege das Kreuz getragen haben sollte, und wie groß in allem Übrigen die Differenz zwischen beiden sein mag, gewiß nicht besiegt werden; und daß die Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, Ruge u. A. mit dem Detail des historischen und kirchlichen Christenthums vertraut genug sind, zugleich aber jener allerdings zweideutigen, allein auf dem Gebiete des Wissens unbedingt nothwendigen dialektischen Kunst in nicht gemeiner Weise sich bemächtigt haben, davon legen ihre Schriften, sowie die factischen Zugeständnisse ihrer Gegner Zeugniß ab.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Graf Promnitz. Der Letzte des Hauses. Ein Familienstück von Leopold Schefer. Kottbus, Meyer. 1842. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Graf Erdmann von Promnitz ist von seinem Vater nach Paris geschickt, um „Welt" zu lernen, und da ist er denn auch so fleißig, daß er fast zum Gerippe wird, auch in einem Duell einen königlichen Seitenschößling tödtet. Er kommt in die Bastille, soll hingerichtet werden und wird nur mit Noth und Mühe gerettet. Sein Vater hatte ihm einen pietistischen Hofmeister mitgegeben und die Predigten dieses trostlosen Menschen trafen so unglücklich mit Erdmann's Ausschweifungen zusammen, daß dieser in dem Wahne, er habe die Sünden des getödteten Prinzen auf sich genommen, blödsinnig wird. So kommt er nach Sorau zurück; sein Blödsinn mildert sich zu etwas kindischem Wesen, das ihn nicht abhält, eine Carolath zu heirathen. Die Ehe ist unglücklich und wird durch die Verwandten der Gräfin getrennt. Graf Erdmann tritt seine ganze Grafenherrlichkeit gegen eine Competenz an seine Familie ab und will nun eine Bürgerliche heirathen. Die Familie weiß das zu hintertreiben und Erdmann verschwindet aus Sorau. Nach Jahren kommt ein Brief aus Kehl nach Herrnhut, welcher Nachricht vom Leben und Tode Erdmann's gibt.

Wer mit dem Leben gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin vertraut ist; wer das zwischen Ritter- und Krautjunkerthum schwankende Dasein des deutschen Adels kennt, dessen Höchstes eine Reise nach dem frivolen pariser Hofe war; wem ferner das Pietisten- und Herrnhuterwesen nicht fremd blieb — der kann, zwischen den Zeilen lesend, sich an manchen Schilderungen dieses Buchs erfreuen, vorzüglich wenn er dabei noch Worbs's „Geschichte von Sorau" und einige andere histo-

rien zur Hand nimmt. Dann aber werden alle Leser überein kommen, daß L. Schefer, wie manches Gute wir auch von ihm haben, auch hier, wie schon oft, durch gefärbtes Glas gesehen hat. Ob er Gedicht oder Geschichte gibt, das ist ihm selbst nicht klar; ebenso wenig, was die ganze Darstellung eigentlich bezwecken soll. Er weiß allerdings recht gut, daß es sich nicht allein um den factischen Untergang der Promnitze handle, aber das Walten der Nemesis ist so tief in Wolkenbilder verwebt, daß jenes Bild, welches die Gräfin Reuß mit dem Briefe aus Kehl empfängt, das Räthsel nur noch mehr verwickelt. Es ist daher recht gut von ihr, daß sie das Bild ins Feuer wirft und bald darauf stirbt. Ob außerdem die Sorauer etwa geborene Redner sind, weiß Ref. nicht: jedenfalls aber erscheinen die unabsehbaren Vorträge der Dienstleute und anderer Personen, namentlich des Schlotkehrers Füstel, sehr ermüdend, wie manches Drollige sie auch geben. Das Herrnhuterthum ist in einer Weise benutzt, die belächelnde Abneigung erweckt; Graf Zinzendorf geht nur einmal von weitem an uns vorüber, um dem Grafen Erdmann ein paar Worte zu sagen. Allerdings hat das Wesen der Brüdergemeine seine schwachen Seiten, das geht uns hier aber nicht an, weil dieses Wesen unzulänglich benutzt wird. Ebenso geht es mit der Pietisterei. L. Schefer setzt bei seinen Lesern Alles voraus, was er selbst genau weiß. Dann aber bedürfen wir der Darstellung überhaupt nicht, und es wäre schon genug, wenn etwa dem Liebhaber der Geschichte ganz schlicht chronikartig die Facta mitgetheilt würden.

2. Robert. Ein geistlicher Roman von Adolf Fuchs. Zwei Bände. Rostock, Leopold. 1842. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Robert sieht seinen Vater, der bisher Rector war, vom Superintendenten als Prediger einführen und da malt er sich das Leben eines solchen, namentlich eines Landpredigers, so blühend aus, wie wir das häufig finden. Mit seiner Confirmation verliebt er sich auch in Maria; dann bezieht er die Akademie, weiß sich nicht zurecht zu finden zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, burschenschaftelt ein wenig, hat auf der Ferienreise nach der Heimat beinahe ein Duell mit einem Offizier, der sich glücklicherweise noch zu rechter Zeit als Maria's leiblicher Bruder darstellt. Dann steigt er Nachts ins Fenster seiner Lieben, wird vom Stiefvater überrascht, und da in jedem guten Romane ein Tyrann nicht fehlen darf, so ist dieser Stiefvater ein abscheulicher Mensch, während die beiden jungen Leute so unschuldig sind wie die Engel im Himmel. Maria soll nun einen Krämer heirathen und dieser ist natürlich eine Caricatur. Sie will ihn nicht und der Stiefvater, der an ihrem etwanigen Vermögen so viel Recht hat wie der Kaiser von China, der nie ein Wort laut werden ließ, daß sie seine Erbin sein solle, der Unmensch droht mit Enterbung. Um das Unglück voll zu machen, wird dem edeln Robert bei einer Predigerwahl ein Anderer vorgezogen, der, wie sich von selbst versteht, nichts taugt. Robert nimmt eine Informatorstelle an und ehebricht aus Verzweiflung ein wenig mit der Dame vom Hause, bleibt aber immer ein vortrefflicher Mensch. Darum stirbt denn auch endlich der tyrannische Stiefvater; Robert wird sein Nachfolger, heirathet die alte Maria, will, weil er nichts nutzen kann, nach Amerika auswandern, es geht aber nicht, weil jener Krämer mit dem Vermögen der doch nicht enterbten Maria durchgegangen ist. So lebt er denn so hin; es kommen viele Kinder und aus Noth muß Robert Bücher schreiben. Das ist ein geistlicher Roman!

3. Ebbe und Flut. Bilder von Adolf Görling. Hanover, Helwing. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist das erste Buch des Verf., welches er sich als Stufe spielend unter die Füße geworfen, um höher zu klimmen. Der Leser soll nicht nach tiefverborgenem Sinn suchen in diesen Luftgestalten, die der Verf. leicht aus dem Ärmel geblasen hat. Das sagt die Vorrede: Was geht daher dem Publicum das ganze Buch eigentlich an? Indessen ist diese, aus dem Ärmel geblasene, luftig-stattliche Stufe [illegible] des Buches einmal an, und sehen wir sie genauer an, so zerfällt sie in vier Abtheilungen: Novellen, Erzählungen, Aquarelle und ein Märchen. Unter den erstern gibt „Junker Christian" einige recht gute Situationen; unter den Erzählungen bietet „Das Abenteuer an der Loire" einiges Zusagende. Im Allgemeinen leidet Alles durch das sichtbare Bestreben, etwas Bedeutendes sein, sich wichtig machen zu wollen, was sogar auch im Haschen nach Fremdwörtern, die häufig genug unglücklich angebracht sind, sichtbar wird. Wirklich Erlebtes gibt das Buch nicht, sondern Gemachtes, „aus dem Ärmel Geblasenes", darum ist auch das Märchen „Der Purpurmantel" als ganz verunglückt anzusprechen.

24.

Miscellen.

Wie es ehemals auf den deutschen Reichstagen zugegangen, davon geben nachstehende schriftliche Zeugnisse Kunde: In der Epistola Lutheri ad Wencesl. Link d. d. 28. Aug. 1526 heißt es: „Spirae comitia sunt more solito Germanis comitia celebrandi: potatur et luditur, praeterea nihil." Von dem zu Regensburg 1541 gehaltenen Reichstage sagte der protestantischerseits anwesende Martin Bucerus, Professor der Theologie zu Heidelberg und nachher zu Strasburg (gest. 1551): „Wenn man auf Reichstage komme, so seien das überköstliche Prachtiren und Banketiren, das Zusaufen u. s. w. die größten Geschäfte, denen man zum emsigsten obliege." (Hortleder's „Handlungen und Schriften zu Vergleichung der Religion zu Regensburg 1541", Bd. 1, S. 317.)

In der „L. 8. pr. D. ad L. Aquiliam" (9, 2) ist gesetzlich bestimmt: „daß ein Arzt, welcher ein Heilmittel schlecht angewendet hat, mit der Klage aus dem Aquilischen Gesetze belangt werden kann." Mögen sich also diejenigen Ärzte in Acht nehmen, welche unleserlich schreiben und dadurch Veranlassung geben, daß ihre Recepte von dem Apotheker, wenn dieser nicht mit der erfoderlichen Vorsicht verfährt, misverstanden und todtbringend werden. Ein Beispiel hiervon zu Ende des 17. Jahrhunderts erzählt J. C. Becmann in der „Anhalt. Historie", P. VII, Cap. I, §. 5. Dem kranken fürstlich Anhaltischen Kanzler Paul von Berge verordnete der eine sehr unleserliche Hand schreibende Arzt Apium (Eppich); der Apotheker las dafür Opium (Mohnsaft), bereitete daraus, ohne weitere Auskunft zu erholen, die Arznei und so dem Kranken den Tod.

Von unsern Vorfahren wurden oft ganz seltsame Gewohnheitsrechte eingeführt. So erzählt Martin Zeiler in dem „Traktat von den zehn des heiligen römischen Reichs Kreisen" (Leipzig 1707), Tit. 5, S. 330: Zu Erfurt sei es Herkommens, daß Niemand, der den Namen „Petrus" führt, in den Rath gewählt werden könne. Dergleichen Besonderheiten, deren Ursprung größtentheils in Dunkel gehüllt ist, gibt es noch mehr, wovon die Abhandlungen Johann Eichel's „De pravis et irrationalibus consuetudinibus" (1665) und Georg Adam Struvius' „De consuetudinibus rationalibus et irrationalibus" (1667) nachgesehen werden können.

Ein adeliges Fräulein war, weil sie an einem fürstlichen Hofe als Kammerfräulein angestellt war, längere Zeit vom Hause abwesend. Als sie zurückgekehrt, klagte sie gegen ihre Brüder, die sie in ihrer Abwesenheit in einem Rechtsgeschäfte verletzt haben sollten, und verlangte Wiedereinsetzung in den vorigen Stand aus dem Grunde, weil sie „reipublicae causa" abwesend gewesen sei. Die Gegner spotteten über den angeführten Rechtsgrund; aber die helmstädter Juristenfacultät sprach (1717) zu Gunsten der Klägerin, „weil ein Kammerfräulein in fürstlichen Diensten steht, folglich ihre Abwesenheit pro absentia laudabili zu achten sei".

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 64. — 5. März 1843.

Stunden christlicher Andacht. Von Ludwig Hüffell. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Wir glauben nach alle Diesem die Prämisse unsers Verf., von welcher aus er seine apologetischen Streitkräfte dirigirt, als völlig verfehlt bezeichnen zu müssen, und dürfen uns eben darum auch gar nicht wundern, wenn seine noch so wohlgemeinten Angriffe kein Ziel erreichen, da sie theils ein solches in der Wirklichkeit nicht haben, theils, wenn man ihnen auch das eingebildete zugestehen wollte, nimmermehr von Erfolg sein könnten, indem sie stets hinter der Wirklichkeit, die ja über die von ihm eingebildete Grenze schon längst hinaus ist, zu kurz fallen müssen. Wirklich ist eben darum auch die Waffenführung unsers Verf. von der Art, daß sie auch keinen einzigen der Gegner zu überwinden, d. h. eines Bessern zu belehren und zu widerlegen geeignet sein kann. Was von ihm zur Beweisführung, Erläuterung und Rechtfertigung des christlichen Wissens im Einzelnen nicht ohne Ernst und Umsicht herbeigebracht wird, das ist Jenen schon längst gesagt worden und gar wohl bekannt, sie aber haben es ebenso von sich gewiesen und einmal für allemal bei sich abgethan. Es thut uns leid, in dieser Beziehung sagen zu müssen, daß durch die vorliegende Schrift die Sache selbst auch nicht um einen Schritt weiter gefördert, ihrer Entscheidung näher gebracht worden ist; und noch leider thut es uns, zugleich hinzusetzen zu müssen, daß im Einzelnen sogar die Phalanx unsers Verf. so schwach und unhaltbar, so wenig in der rechten Tiefe und Gedrängtheit aufgestellt erscheint, daß die Befehdeten die gegebenen Blößen nicht übersehen und das übermüthige Gefühl, in welchem sie über solches schon längst hinaus und viel besser unterrichtet sind, nicht zurückhalten werden. Wir könnten für das Letztere sehr zahlreiche Nachweisungen geben, begnügen uns jedoch zu unserer Rechtfertigung nur auf einige vorzüglich entscheidende Punkte zu deuten, namentlich: Th. 1: IV. „Das Ziel" (S. 35 fg.); V. „Geist und Welt" (S. 42 fg.); VII. „Die Lebensloose" (S. 61 fg.); IX. „Die Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens" (S. 75—90); XVIII. „Die Allmacht Gottes in der Natur" (S. 174 fg.). Th. 2: V. „Der evangelische Gottesdienst" (S. 50); XVIII. „Die Entscheidung" (S. 197); XXI. „Von der wahren und sittlichen Besserung" (S. 247); XXIV. „Bekenntnisse eines christlichen Gemüths" (S. 283); XXX. „Von der Verehrung Christi" (S. 360). Wir brechen nicht über die ganzen hier angeführten Aufsätze den Stab. Vielmehr kommt in jedem einzelnes Treffliche vor. Aber wir meinen, in ihnen auch zugleich nur zu entschieden Spuren von Einseitigkeit und Befangenheit in der Auffassung bemerkt zu haben, die den Standpunkt, welchen der Verf. eingenommen hat, unmöglich rechtfertigen können.

Mit Recht fragen hier unsere Leser, wenn nun der von unserm Verf. unternommene Streifzug gegen die Titanen der Gegenwart, die den christlichen Himmel so gern stürmen möchten, jedenfalls ein verfehlter ist und die antichristliche Richtung unserer Tage gewiß nicht in gesteigerter Unbekanntschaft mit den christlichen Dingen gesucht werden darf, um sie etwa auf diesem Gebiete mit Erfolg angreifen zu können: wie möchte denn sonst wol dieser merkwürdige Proteus gefaßt werden müssen, um zur rechten Selbsterkenntniß gebracht zu werden? und wenn von Kampf gegen jene empörenden und auflösenden theologischen Jakobiner unserer Zeit die Frage sein soll, wo ist wol die Achillesferse an ihnen besser aufzufinden, als es in unserm vorliegenden Buche und in hundert andern, die der Tag bringt, zur Zeit geschehen ist — um es ihnen recht fühlbar machen zu können, daß sie auch sterbliche sind? Wir weigern die Antwort auf diese Frage nicht, wenn auch jene hier in der That nur eine kurze, kategorische, in ganz allgemeinen Umrissen angedeutete sein kann. Den Freien, wie sie sich so gern nennen, wollen wir auch frei gegenübertreten. Das sollen sie uns nun doch wol nicht wehren dürfen.

Es muß aber sogleich an die Spitze unserer Einrede die uralte und immer übersehene Behauptung gestellt werden, daß es mit dem Wissen, daß es mit aller Philosophie nichts ist, wenn das Wissen, wenn die Philosophie sich als das Eins und Alles, als das Selbstgenugsame, in dem Alles, was da ist, aufgehen müsse, gelten machen will, sowie es mit dem Glauben nichts ist, wenn er über Allem sich erheben und in seiner Isolirtheit nicht nur die Berge versetzen, sondern die Berge selbst schaffen will, um sie alsdann versetzen zu können. Das Leben in seiner Ganzheit und Einheit, in welcher es die beiden Leuen, die nach dem Entgegengesetzten ihre Richtung genommen haben, an das Joch seines Wagens gefesselt hält und sie

nun zwingt, den letztern in ewiger Regsamkeit und Bewegung seinen sichern Sphärengang zu führen — das Leben allein ist das Sein, wesenhaft, wirklich, erfüllt und erfüllend. Wie nur irgend also das Leben in dieser seiner harmonischen Entwickelung gestört und gehemmt erscheint, so ist auch der Grund davon einzig und allein in einer krankhaften Beschaffenheit des Lebens selbst zu suchen und darum jede Zeitrichtung, die, weil destruirend und schlechthin auflösend, zu ihrer Bekämpfung auffodert, nur als sittliche That zu betrachten und zu richten. Mit Widerlegung und Belehrung und Berichtigung ist in solchem Falle nichts zu erreichen, sondern der That kann nur durch die That selbst begegnet werden, und die Krankheit des Lebens fodert therapeutische Behandlung, die zum Theil und zwar in der Regel zum größern Theil die Natur selbst übernimmt, zum Theil aber auch von den Ärzten und Pflegern des Lebens erwartet werden muß. Es ist unleugbar großes kosmisches Gesetz, daß die oben genannten beiden das Leben bedingenden Factoren, ihrer elementarischen Natur folgend und kraft derselben nach freier Selbständigkeit in titanischem Trotze ringend, von Zeit zu Zeit aus dem Grunde, in welchem sie gebunden ruhen und in solcher Ruhe das heilige Feuer nähren und hüten, sich erheben und jeder für sich die Alleinherrschaft über das Leben in Anspruch nehmen, wodurch das letztere aus dem Sein mehr und mehr in die Sphäre des bloßen Scheins hinausgedrängt wird und, wenn das möglich wäre, zuletzt gänzlich im Nichtsein untergehen würde. Solche Selbsterhebungen, die an sich nur ethisch geschätzt werden können und insofern in die Kategorie der Sünde gehören, sind aber zugleich kritische Phasen, die vorübergehen und den Horizont des Lebens, wenn sie endlich erfüllt sind, theils gereinigt, theils zu höherer Intensität, die dann die Signatur der neuen Periode sein wird, gesteigert haben. Um ihrer ethischen Natur willen jedoch fodern sie, außer der kräftigen und zuletzt allerdings entscheidenden Reaction, welche ihnen die Natur entgegenstellt, auch noch die sorgfältigste Überwachung und möglichste Bekämpfung von Seiten der unbefangen gebliebenen Zeitgenossen — in der Regel freilich nur erst, nachdem sie die gewaltsamsten Stadien durchlaufen und die blutigsten Kämpfe heraufgeführt haben, zu dem rechten Maße und zu ihrem Dienste am Altar des Lebens zurückkehrend.

Wir scheuen uns hiernach nicht, gegen die Philosophie unserer Zeit die allerdings schwere Anklage zu erheben, daß ihr Anstreben gegen das Leben und ihr Ringen nach der Herrschaft ein Attentat genannt und als solches beurtheilt werden müsse, mithin ihr gegenüber nur davon die Rede sein könne, theils einen Erfolg ihres Strebens möglichst zu vereiteln, theils sie selbst wieder in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen. Sie, die in ihrer Unterordnung unter das Leben die schöne Bestimmung hatte, dem Glauben, der dem Leben den Stoff und die Nahrung zuführt, die rechte Durchsichtigkeit und dadurch die Fähigkeit, seine Gaben zur Assimilirung mit dem Leben geschickt und geeignet zu machen, zu verleihen, war nicht ohne Grund und Versuchung in jenen Zeiten, in welchen der Glaube in unseliger Erstarrung die schwesterliche Hülfe der Wissenschaft zu verschmähen sich beigehen ließ, erregt worden, und brach nun in wilder Zügellosigkeit hervor, um mit dem übermächtig gewordenen Glauben um selbständige Alleinherrschaft, die freilich diesem so wenig als jener zukam, zu kämpfen. Ihre verbrecherische Selbsterhebung führte sie zu nicht minder blutigen Thaten, als jene waren, die schon vor ihr der Glaube als Hierarchie in Inquisition und Kreuzzügen gegen Ketzer verübt hatte. Ja, in den Zeiten des französischen Terrorismus hat sie schon Blut in Strömen vergossen und somit ihre dämonische Natur, die, wo sie aus ihrer natürlichen Sphäre heraustritt, zum Ausbruche kommt, in schroffem Lichte geoffenbaret, sowie sie, später zwar etwas niedergehalten, neuerdings jedoch wieder recht ungescheut ihr Haupt aufgerichtet und wenigstens den Posaunenruf zur Erneuerung jener Greuel erhoben hat, von dem wir erwarten müssen, welchen Erfolg er haben werde. In ihren ersten, wie es scheinen mußte, noch ganz unschuldigen Spielen vor mehr als einem Jahrhundert, mit welchen sie aus ihrer naturgemäßen Stellung zuerst frevelnd sich losgerissen hatte, zeigte sich schon, wenn auch einer oberflächlichen Bemerkung kaum wahrnehmbar, ihre sittliche Richtung zum Negiren und Auflösen alles Dessen, was nicht aus ihr war, und in ihrem Fortschreiten auf der betretenen abweichenden Bahn wurden ihre Neigungen und Sympathien immer entschiedener, sowie sie selbst allmälig zu einer Macht erstarkte, der es nicht an Geschick und Kraft fehlte, ihrem Scheinleben vorübergehende Geltung zu verschaffen. Mit alledem hat ihre Offenbarung in solch himmelerstürmender Gewalt und erderschütternder Aufregung allerdings dem erstarrten Leben denselben Dienst gethan, welchen Winterstürme und Regengüsse der äußern Natur erzeigen, und ist Bedingung theils der Wiederherstellung des tieferkrankten, theils des Übergangs zu nur schönerm Frühling für dasselbe, dem wir mit Vertrauen entgegenharren, geworden. Immer aber ist ihre Erscheinung, um nach der Weltherrschaft ihre Hand auszustrecken, mehr oder weniger durch jene Dichtungen vom Umgehen nach unentsündigter Geister zu erläutern, denen auch die Stunde gesetzt ist, die sie nicht überschreiten dürfen, und es muß, wenn das Maß der Schuld erfüllt ist, auch die Sühne erfolgen, welche die Übermüthiggewordene in des Lebens Haus- und Familiengemeinschaft zurückführt.

Wir können diese Gedanken, wie wir schon vorhin andeuteten, nur als Funken hinaus in den bewegten Kampf der Zeit sprühen lassen, da wir zu solcher Episode blos gelegentliche Veranlassung durch die Anzeige der Hüffell'schen Erbauungsschrift erhalten haben. Indeß eine Antwort sind sie gewiß auf die Frage, die wir oben unsern Lesern in den Mund gelegt haben, und eine Antwort, die den Barometerstand unserer Zeit unter einen neuen, wir meinen: beherzigungswerthen Gesichtspunkt stellt. Jedenfalls haben wir für uns wenigstens damit unser Urtheil über das Unzulängliche jener Versuche, durch Belehrung und Beweisführung die Ungläubigen der Zeit zum Glauben zurückzuführen, gerechtfertigt, und wo es sich um

Thaten handelt, da, wir wiederholen es, kann auch nur durch Thaten, aber nicht durch Worte, entgegnet werden.

38.

Die deutschen Colonien in Piemont. Ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen von Albert Schott. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch ist für den Freund und Liebhaber ethnographisch-historischer Untersuchungen von vielem Interesse. Dieses Interesse kann jedoch, seiner Natur nach, immer nur ein bedingtes sein; und wenn ihm eine zu große und unbedingte Wichtigkeit beigelegt wird, so verirrt es sich leicht in das Gebiet der wissenschaftlichen Liebhabereien, die sich an einzelne auffallende Erscheinungen und Thatsachen hängt und ihnen eine Bedeutung beilegt, die sie eigentlich nicht haben. Zu dieser Bemerkung gibt uns auch das vorliegende Buch Anlaß. Deutsche Bewohner mitten in einem romanischen Völkergebiet, wie eben jene deutschen Colonien in Piemont, und namentlich am Fuße der Monte-Rosa, sind allerdings eine auffallende Erscheinung, die zum Nachdenken, Forschen und Untersuchen veranlassen muß und zu mancherlei Schlüssen und Folgerungen berechtigen kann. Gegen die Bezeichnung „deutsche Colonien" möchten wir jedoch erinnern, daß unter „Colonien" immer hauptsächlich nur solche Ansiedelungen und Niederlassungen von Völkerstämmen in fremden Völkerbereichen verstanden worden sind, mit denen die ausländischen Ansiedler einen bestimmten, namentlich meist einen mercantilischen Zweck verbanden. So die griechischen Colonien in Kleinasien (Großgriechenland), ferner die phönizischen Colonien im südlichen Frankreich. Fremde Ansiedelungen aber, die nicht sowol von Seiten der Ansiedler, wir möchten fast sagen, in bewußten und absichtlichen, als vielmehr nur in unbewußten und allgemeinen Anlässen ihren Grund gehabt haben mögen, wie dies auch nach unserm Verfasser bei den deutschen Colonien in Piemont offenbar der Fall gewesen ist, möchten allgemeiner und richtiger wol nur als Ansiedler und Einwanderer überhaupt, nicht eigentlich als Colonisten zu bezeichnen sein. Es ist immer gut, dergleichen Unterschiede auch im Historischen mit einiger Schärfe auseinanderzuhalten, um keine Vermengung und kein Durcheinanderwerfen ganz verschiedener historischer Gesichtspunkte, nach denen dergleichen Erscheinungen aufzufassen und zu beurtheilen sind, herbeizuführen.

Wären jene deutschen Colonien in Piemont wirklich im engern und eigentlichen Sinn Colonien der Alemannen, so müßte sich ihre Entstehung und Veranlassung historisch leichter nachweisen lassen, als nun, da sie, um mit dem Verf. zu reden, nur zurückgelassene Muscheln aus der großen Völkerflut sind, die seit dem 4. und 5. Jahrhundert nach Italien strömte, oder auch wol spätere Einwanderer aus dem benachbarten Wallis. Die große Gebirgsscheide der Alpen bildete hierbei gleichsam die natürliche Klippe, an der die Völkerfluten sich zerschellten, setzten, sonderten und ineinander zerflossen.

Interessant und belehrend sind die Bemerkungen des Verf. in der Einleitung, „Die Vorfrage", über die Grenzscheide zwischen dem deutschen und italienischen Sprachgebiet, indem als diese Grenzscheide der Kamm der Alpenkette bezeichnet wird, und zwar so, daß alle von der Saone aus nordwärts strömende Flüsse von ihren Quellen an deutsche, alle südwärts strömende dagegen romanisch (italienisch und französisch) vernehmen: allein diese Regel hebt sich unter der Menge von Ausnahmen, die sich hier finden, auf. Natürlich, eben weil an solchen die Grenzscheide zwischen verschiedenen Ländergebieten und Völkerstämmen bildenden Alpenketten die anwohnenden Völkerstämme nach den verschiedenen Richtungen und Strahlen, oder Thälern, in die sie auslaufen, theils ineinander fließen, theils auseinander treten, ohne daß sich immer die Regel und das Gesetz, die dieser Erscheinung zum Grunde liegen, in der Natur und Bildung der Alpen und Alpenthäler nachweisen ließe. Der Verf. geht nun weiter, die verschiedenen Alpenthäler, in die sich die Alpen nach verschiedenen Seiten verlaufen, musternd in dieser Beziehung durch, um das hier obwaltende Verhältniß zwischen deutschem und romanischem Völker- und Sprachgebiet, namentlich in den penninisch-lepontischen Alpen näher festzustellen, wobei die Unregelmäßigkeit in der Sprachvertheilung bald unerwartet da, wo man eher das Gegentheil hätte vermuthen sollen, ein Übergriff des Romanischen, oder umgekehrt ein Übergriff des Deutschen, allerdings als merkwürdig und auffallend erscheinen muß. Hauptsächlich ist es ihm jedoch um die um den Monte-Rosa liegenden acht deutschen Gemeinden zu thun, denen vor allen seine Untersuchung gilt, da sie in diesem übrigens wesentlich romanischen Völker- und Sprachgebiet als eine seltsame Unregelmäßigkeit erscheinen.

Diese deutschen Gemeinden bezeichnet unser Verf. mit Bezugnahme auf den alten Namen des Monte-Rosa (Silvius) durch „Silvier", den er selbst als etwas gewagt entschuldigt. Er gibt uns einen Bericht von seiner Entdeckungsreise, die er von Zürich aus eigens zur Erforschung der Silvier unternommen hat.

Es ist dies ein einfaches, natürliches, höchst ansprechendes, gemüthliches und mit Liebe verfaßtes Bild von der großartig erhabenen Natur dieser Alpenwelt, von den Ortschaften, deren eigenthümlicher Bauart und pittoreskem Charakter, von den Bewohnern, und man begleitet den Verf. auf dieser Wanderung mit Vergnügen, um so mehr, da er uns überall belehrende Winke über die Formation dieser Berge und über den Einfluß dieser Formation auf die historische Gestaltung der völkerheitlichen Verhältnisse — ebenfalls ein gewagter Ausdruck, für den wir um Entschuldigung bitten — gibt. Ein großes Gewicht legt unser Verf. auf die Berichtigung einer geschichtlichen Thatsache, die an und für sich nur von einem bedingten und localen Interesse ist, ihm, dem Schweizer aber von dem höchsten Interesse sein muß. Wir meinen nämlich die Frage: Wem kommt das Verdienst zu, den Monte-Rosa zuerst bestiegen zu haben? Von welcher Wichtigkeit eine solche Begebenheit den Bewohnern eines Berglandes ist, zeigt sich unter Anderm auch daran, daß noch jetzt in Chamouny die erste Besteigung des Montblanc durch Saussure wie ein weltgeschichtlich wichtiges Ereigniß besprochen und im Berner Oberland ebenso die erste Besteigung der Jungfrau als eines der denkwürdigsten Ereignisse bezeichnet wird, wobei es auch an einer skeptischen Partei nicht fehlt, die hartnäckig noch immer die Möglichkeit davon bestreitet. Unsern Verf. leitet jedoch außer diesem localen und rein schweizerischen Interesse noch ein schöneres und allgemein menschlicheres, diese Ehre für Johann Nikolaus Vincent im Weiler Castel, und Joseph Zumstein im Weiler Roversch zu vindiciren, sofern es ihm nämlich hauptsächlich darum zu thun ist, das suum cuique zu Gunsten dieser beiden Männer geltend zu machen. Dieser Gesinnung gebührt eine ehrende Anerkenntniß um so mehr, je häufiger sie in historischen, wissenschaftlichen und menschlichen Dingen überhaupt vermißt wird.

Die hier nahe liegende Frage: auf welchem Wege die Silvier dorthin gekommen sein mögen, veranlaßt den Verf. zu einer sehr ins Detail gehenden Untersuchung der verschiedenen aus Alemannien nach den romanischen Ländern führenden Pässe; wir glauben uns hinsichtlich derselben darauf beschränken zu müssen, sie den Freunden solcher Untersuchungen und den Kennern jener Pässe zu empfehlen. Eine Bemerkung, zu der uns des Verf. Untersuchung über den Ursprung des Namens „Simplon" Anlaß gibt, können wir jedoch nicht umhin, zu machen. Wir sind nämlich mit dem Verf. völlig darin einverstanden, daß die unter den Anwohnern des Simplon herrschende Sage oder vielmehr deren Glaube, der den Ursprung des Namens Simplon, Sempione, Sampione, mit einem angeblichen Übergang des Scipio — wie sich übrigens von selbst versteht, nicht des Scipio Africanus, sondern des Scipio Nasica, der, von Gallien her-

kommend, über die Alpen ging, um im Rücken des siegreichen Hannibal eine Diversion zu Gunsten der geschlagenen römischen Heere zu versuchen — über diesen Paß in Verbindung bringt, aller historischen Begründung gänzlich ermangelt, sind aber dennoch zweifelhaft, ob dieser Berg seinen Namen von dem Dorfe Simpeln, Simpelen (daher auch wol Simpler genannt) oder vielmehr dieses seinen Namen von dem Berge entlehnt hat. Jedenfalls aber scheint uns des Verf. Vergleich, daß es den Wallisern oder den Bewohnern des Valle d'Aosta schwerlich jemals eingefallen sein würde, den St.-Bernhard mit Bezug auf Napoleon's Übergang „Bonaparte-Berg" zu nennen, ganz unpassend, indem sich in unserer absolut historischen Zeit dergleichen Umtaufungen solcher alt bestehenden Orts- und Bergebenennungen allerdings willkürlich weder einführen lassen, noch behaupten würden, was jedoch in jener fast sagenhaften uralten Zeit, der der angebliche Übergang Scipio's auf diesem Punkte angehört, wol gedenkbar wäre.

Besonders interessant und lehrreich sind aber des Verf. Betrachtungen und Bemerkungen über diejenigen Momente, an denen sich ganz vorzüglich die charakteristischen Unterschiede der in den Alpen vorkommenden beiden Haupt-Völkerstämme, des germanisch-burgundischen und des romanisch-alemannischen, oder der romanisirten Germanen, bemerkbar machen: nämlich was die Eigenthümlichkeit in der äußern Erscheinung der Menschen (Statur, Haar und Gesichtsfarbe), in ihrer Tracht, in der Bauart ihrer Häuser, vor allem aber in der Sprache betrifft. In dieser Beziehung bildet die über die Höhe des Simplon, St.-Bernhard, Brenner laufende Linie gleichsam eine natürliche Völkerscheide, und wenn wir von Brieg nach Domo d'Ossola gehen, wird uns von Simpeln aus an den kleinen, schwärzlich braunen Figuren, den steinernen Häusern, den schlanken Thürmen und dem Vorherrschen eines kaum verständlichen italienischen Patois bald klar werden, daß wir in ein italienisches Vorland getreten sind, was sich denn auch an der üppigen und reichen Vegetation und an der mildern Luft bemerkbar macht. Umgekehrt lassen uns, wenn wir unsern Weg nach Brieg nehmen, die stattlichen Gestalten mit dem blonden Haare und der hellen Gesichtsfarbe, die mit Giebeln versehenen hölzernen Häuser, die spitzen Kirchthürme und die Laute der Muttersprache nicht bezweifeln, daß wir nunmehr in Deutschland eingetreten sind. Auch in der Tracht tritt dieser Unterschied merklich hervor, indem nach der italienischen Seite sich in der Volkstracht Zerlumptheit, verbunden mit einem Streben nach malerischem Effect, zeigt, wogegen auf der deutschen Seite dieselbe vorherrschend den Stempel der Tüchtigkeit und Gediegenheit an sich trägt. Dieselbe Erscheinung und Verschiedenheit zeigt sich, wenn man den Brenner-Paß entweder nach der deutschen oder nach der italienischen Seite übersteigt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Verf. in seinen sprachlichen Untersuchungen folgen wollten, und wir müssen uns begnügen darauf aufmerksam zu machen. Wir empfehlen das Buch mit voller Überzeugung als ein interessantes und nach mehren Seiten hin sehr lehrreiches.

21.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der durch seine phrenologischen Werke bekannte Hipp. Combes hat in einer Rede, die er zu Toulouse, wo er als Professor der Medicin angestellt ist, gehalten, seine Ansichten über die Umgestaltung und Erweiterung der gerichtlichen Medicin ausgesprochen. Dieser interessante Vortrag ist jetzt im Druck erschienen. Er führt den Titel „De la médecine politique" (Paris 1842). Combes versteht unter der Médecine politique eine neue Wissenschaft, von der die Médecine légale und die Hygiène publique nur einzelne Theile bilden würden. Er sagt, daß man unter der erstern gewöhnlich die Wissenschaft verstehe, die sich damit abgibt, bei verwickelten gerichtlichen Untersuchungen auf die rechte Spur zu führen und in wichtigen Fällen den Richter bei seiner Entscheidung über schuldig oder unschuldig zu leiten, während es der Hygiène publique zukomme, über die Nahrungsmittel, die Wohnungen und alle die einzelnen Umstände zu wachen, die auf den öffentlichen Gesundheitszustand einen nachtheiligen Einfluß ausüben können. Combes glaubt nun, daß diese beiden Wissenschaften, die jetzt noch in der Regel getrennt werden, vielmehr in ein einziges System verschmolzen werden müssen, damit ihr gemeinsames Gebiet dem Politiker desto leichter zugänglich werde. Er bezeichnet nun in seinem interessanten Vortrage die Grenzen und die Abtheilungen der neuen Wissenschaft, die sich aus dieser Verschmelzung ergibt. Wir empfehlen diese Broschüre, die gewiß auch in Deutschland den Medicinern und Staatsmännern Stoff zu Betrachtungen geben kann.

Die politischen Journale haben bereits einige Auszüge aus dem dritten Bande von Blanc's beachtenswerther „Histoire de dix ans" gebracht, der binnen kurzem die Presse verlassen wird. Dieses Werk hat gleich von vorn herein ein so großes Interesse erregt, daß vom ersten Bande einige Wochen nach seinem Erscheinen schon eine neue Auflage nöthig geworden ist. Wie es scheint, wird der Verf. seines Stoffs immer mächtiger, je mehr er sich in denselben hineinarbeitet. Beim zweiten Bande schon war ein Fortschritt sichtbar, und die einzelnen Bruchstücke, die wir aus der Fortsetzung gelesen haben, sind zum Theil wahrhaft vollendet. Besonders ist der Verf. sehr glücklich in der Portraitirung der hervorragenden Zeitgenossen. So machen wir in dem dritten Bande namentlich auf die Charakteristik von Casimir Périer aufmerksam. Auch Thiers ist mit Glück und nach der Natur gezeichnet. Das Werk ist reich an einzelnen Zügen, die zum Theil noch unbekannt waren und die der Verf. aus vertrauten Mittheilungen geschöpft hat. Wie es scheint, wird Blanc, um ein vollständiges Bild des neuern Frankreichs zu geben, am Ende des Werks auch einen Blick auf den Gang der geistigen Entwickelung, also auf die Geschichte der Künste und Wissenschaften in Frankreich werfen. Wir schließen dies aus einer Stelle des dritten Bandes, in der er bei Gelegenheit des Todes George Cuvier's sagt, daß er das System des großen Naturforschers am Ende des Werks auseinanderzusetzen sich vorbehalte. Seine Schrift kann dadurch nur gewinnen; denn Blanc scheint uns ganz der Mann, selbst in die verwickelten Fragen der Wissenschaft einzubringen und sie einfach und klar darzustellen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 65. — 6. März 1843.

Die Dichtungen der Frederike Bremer.

Es ist noch nicht lange her, seit der Name dieser schwedischen Schriftstellerin zuerst unter uns genannt ward, und schon sind mehre liebliche Gewächse aus ihrem Blumengarten auf deutschen Boden verpflanzt worden. Mit freigebiger Hand hat sie ihre Gaben gespendet und sie ist im Spenden und Mittheilen nicht ärmer geworden. Vor uns liegen zehn Bändchen der im Verlag von F. A. Brockhaus erschienenen Übersetzungen, von denen die Hälfte schon in der dritten Auflage erschien, alle in Ausstattung und Gewand dem sinnigen Inhalt entsprechend.

„Die Nachbarn" (2 Thle.), „Die Töchter des Präsidenten", „Nina" (2 Thle.), „Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden" (2 Thle.), „Die Familie H.", „Kleinere Erzählungen" und „Streit und Friede, Scenen in Norwegen", so lauten die Titel. Und sie alle sind unter der gemeinsamen Überschrift „Skizzen aus dem Alltagsleben" miteinander verbunden, zugleich in ihrer Anspruchslosigkeit, obwol nicht in der Tiefe und Fülle ihres Gehalts bezeichnet.

Das schöne, freilich oft allzu üppig wuchernde Talent des deutschen Geistes, das Fremde sich sinnig anzueignen, hat hier eine erfreuliche Ausbeute gewonnen, und es ist nur zu loben, daß es sich dem stammverwandten Norden einmal zugewendet hat, der auch lebenswarme Blüten und frische Früchte trägt. Hatte der treffliche Tegnér schon seinen schöngeistigen Landsleuten unter uns einen günstigen Eingang gebahnt, so hat Frederike Bremer ihnen noch allgemeiner die Stätte bereitet, wie denn seit ihrem Erscheinen in unserer Mitte mehre schwedische Romane ins Deutsche übertragen und freundlich begrüßt wurden.

Es ist nicht mehr noth, die Berechtigung der Frauen zur Schriftstellerei zu vertheidigen; sie hat sich schon selbst gerechtfertigt, obwol nicht geleugnet werden mag, daß zu solcher öffentlichen Wirksamkeit nur wenige berufen sind, als Ausnahmen von der Regel. Beschränken sie sich zumal auf den Kreis, in welchem Frederike Bremer sich bewegt, der in seiner Beschränkung doch umfangreich genug und nichts weniger als arm ist, so wird auch ein strenger Richter der Befähigung und Befugniß ihres Geschlechts gegen ihre darstellende Productivität kaum etwas Erhebliches einzuwenden vermögen. Wer hört nicht gern eine geistreiche und gebildete Frau erzählen, Selbsterlebtes oder Erdichtetes? Warum sollte ihre kunstgewandte Hand nicht niederschreiben dürfen, was wir so gern mit Aufmerksamkeit und Theilnahme aus lieblichem Munde vernehmen? Wo der Beruf, das Schöngedachte schön zu sagen, die freien Dichtungen des Geistes und Herzens auch anschaulich zu gestalten, so entschieden, so mannichfach bewährt ist, wie bei unserer geist- und gemüthreichen Schwedin, da wäre es gar überflüssige Mühe, ihn zu bevorworten oder umständlich zu demonstriren.

Können aber „Skizzen aus dem Alltagsleben" uns ein Gewinn sein? Soll nicht die Dichtung uns über das Alltägliche erheben, in höhere Regionen versetzen? Sie entspricht dieser Foderung auch, wenn sie das Alltagsleben veredelt, verschönt, verklärt, als einen Gegenstand geistbelebender Anschauung zum Bewußtsein bringt. Wie die Poesie nicht blos das Hohe verherrlicht, sondern auch das Niedere erhebt, so vermag sie nicht minder dem Alltäglichen einen Zauber mitzutheilen, der mächtig anzieht, eine Bedeutung, die nicht selten tiefer und reicher ist als der Schein des Außerordentlichen.

Eine glückliche Schriftstellerin ist nicht immer auch eine treffliche, wie hinwiederum eine treffliche nicht immer eine glückliche, d. h. gerngesehene, allgemein anerkannte ist. Der Beifall Vieler entscheidet noch nicht über den wahren Werth eines Werks. Wo aber die öffentliche Meinung zweier Nationen zu Gunsten aller Leistungen eines anspruchslos gestaltenden Geistes sich ausspricht, da darf man wol einen tiefern Grund so allgemeiner Anerkennung voraussetzen.

Was ist es nun, das den Schriften der Frederike Bremer eine so allgemeine und wohlverdiente Anerkennung auch unter uns bereitet hat? Gewiß nicht blos der Reiz des Neuen und des Fremden. Denn Neues und Fremdes wird uns alljährlich und fast alltäglich in solcher Fülle dargeboten, daß es besonders reich ausgestattet und eigenthümlich gestaltet sein muß, wenn es nicht nur Eingang finden, flüchtiges Lob gewinnen, sondern auch den einhelligen und dauerhaften Beifall aller Bessern, der Klardenkenden und Reinempfindenden sich erwerben soll. Solcher Beifall ward der liebenswürdigen Schwedin zu Theil, vielleicht zunächst um der Anspruchslosigkeit willen, mit der sie auftrat. Da ist keine Spur von der Prätension, das

sie etwas Unerhörtes, Ungemeines, Ausserordentliches leiste, daß sie sich einen Namen machen, mit dem Lorber der Dichtkunst sich schmücken wolle. Sie will nicht als Künstlerin, nur als Dilettantin gelten und gibt sich, einfach, wie sie ist, als eine heimische Pilgerin, die aus dem Schatze ihres hellen Verstandes und geläuterten Herzens ihre Beobachtungen und Erfahrungen den jüngern Schwestern mittheilt, was nicht blos zu anmuthiger Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung, Warnung, Ermunterung dient. Der bescheidene Titel „Skizzen aus dem Alltagsleben" ist von ihrer Seite gewiß ernstlich gemeint, obwol sie ohne Zweifel fühlen mag, daß nichts weniger als blos Alltägliches ihrer Feder entströmt. In jedem Fall ist die Aufschrift „Skizzen" allzu bescheiden und darum unwahr; denn was hier dargeboten wird, das sind nicht blos Entwürfe, Grundrisse, Handzeichnungen, sondern vollständige, zum Theil sehr reichausgestattete, oft mit niederländischer Genauigkeit ausgeführte Gemälde, die auch in den vorliegenden Copien (den treuen Übersetzungen) das frische Colorit der Originale bewahrt haben.

Solche Anspruchslosigkeit ist selten zu finden bei minderbegabten Schriftstellern; je weniger solche sind und leisten, desto weniger werden sie ihrer Schwachheit sich bewußt, desto mehr Prätensionen meinen sie machen zu dürfen; es erweckt daher immer schon ein günstiges Vorurtheil für ein eben erst hervortretendes Talent und dessen Leistungsfähigkeit, wenn es sich selbst nicht überschätzt. Doch kann dauerhafter Beifall nur wirklichem Talent, nur solchen Vorzügen zu Theil werden, welche in der geläuterten öffentlichen Meinung die Probe bestehen und auch dem Kenner sich bewähren. Wenigstens wird in den Kreisen der Wahrhaftgebildeten nur, wer wirklich Gediegenes leistet, solche Theilnahme finden, wie Frederike Bremer sie gefunden hat. Sie besitzt eine ungemein glückliche, gewandte, sichere, anziehende Darstellungsgabe; diese ist ihr ohne Zweifel von Natur eigen, recht angeboren, aber durch Studium und Übung weiter entwickelt und erfreulich ausgebildet. Man merkt nirgend das Studium als solches, wol aber genießt man die Frucht; nirgend ein Ringen mit der Sprache, mit dem Ausdruck; jene schließt sich leicht unmittelbar dem Gedanken an, dieser tritt ebenso leicht und sicher hervor; nirgend etwas Gesuchtes, Erkünsteltes, überall anmuthige Einfachheit. Der Stoff ist so klar verarbeitet und gestaltet, daß die Form ungesucht sich darbietet und in der entsprechendsten Weise.

Der Reiz der anmuthigen Darstellung aber wird erhöht durch den Reichthum und die Gediegenheit des Inhalts. Es sind Bilder aus dem Leben, treffend, anschaulich, wohlgewählt, anziehend, mit sinnigem Hintergrunde und angemessener Beleuchtung, in Zeichnung, Anordnung und Färbung gleichtüchtig angelegt und ausgeführt. Bei unverkennbarer Verwandtschaft der Sujets, an denen eine Familienähnlichkeit bald wahrgenommen wird, findet sich doch eine große Mannichfaltigkeit der Situationen und der Charaktere. Die Erfindung trägt zwar nicht das Gepräge einer feurigen oder üppigen Phantasie, ist aber weder arm, noch einförmig und entbehrt nirgend den Reiz der Neuheit und Eigenthümlichkeit. In jedem neuen Bändchen treten neue Personen auf, die, wenn wir sie auch zum Theil schon einmal gesehen und gehört zu haben meinen, doch, in anderm Gewande und unter andern Umgebungen, oder von einer andern Seite sich darstellend, eine nicht alltägliche Individualität behaupten.

In der Charakterzeichnung hat die Verf. eine ungemeine Virtuosität sich angeeignet. Nicht nur die Hauptpersonen, auch mehre Nebenpersonen sind scharf und treu gezeichnete Portraits, die nicht nur den Schein des Lebens, sondern selbständiges Leben haben; sie stehen, gehen, reden, handeln vor unsern Augen und wir suchen in unserer Erinnerung die Originale auf, deren Conterfei die gewandte Künstlerin uns vor Augen stellte; es dünkt uns, als wären Jene irgendwo im Leben uns begegnet. Doch treten keineswegs nur alltägliche Gestalten auf, die Jedermann schon kennt; auch solche Leser, die viel in der Welt gelebt und viele Menschen gekannt haben, machen hier neue und interessante Bekanntschaften, deren Bild sie gern festhalten. Wie überall den Portraits das Zeichen der Treue, der Wahrheit aufgedrückt ist, so sind einige mit ausgezeichneter Energie aufgefaßt und dargestellt. Selten hat der Griffel in einer weiblichen Hand einen so scharfausgeprägten, gewaltigen Charakter gezeichnet und ausgeführt wie ma chère mère und neben ihr Bruno in den „Nachbarn". An diese reihen sich Frau Astrid in „Streit und Friede", die Blinde in der „Familie H.", Nina und Edla in „Nina", Petrea in „Das Haus" — Alle wirkliche Originale, an denen es auch unter den männlichen Portraits nicht fehlt.

Ebenso sehr ein vielbewegtes Leben wie eine scharfe Beobachtungsgabe scheinen die Verf. mit so reicher Erfahrung ausgestattet zu haben, daß sie dadurch vorzüglich geeignet ward, in der Sphäre, in der sie jetzt frei und sicher sich bewegt, als Schriftstellerin aufzutreten. Um so mehr haben gewiß viele ihrer aufmerksamsten Leser gewünscht, über ihre eigene Laufbahn und ihren Bildungsgang etwas Befriedigendes zu erfahren; sie werden es Hrn. Brockhaus Dank wissen, daß er die geistreiche Schwedin zu einer solchen Mittheilung auffoderte und ihre Antwort als Vorrede zu den „Nachbarn" abdrucken ließ. Freilich befriedigend ist diese Gabe nicht, am wenigsten für Die, welche der Verf. am wärmsten zugethan sind, und wie sie mit ihrem Geiste sich befreundeten, gern auch Kunde haben möchten von den Schicksalen und Umgebungen, in welchen sie Das geworden ist, was unter uns so willige und ehrende Anerkennung findet. Wir erhalten hier wirklich nur eine Skizze, die mehr verbirgt als enthüllt, aber auch so sehr dankenswerth ist, und ihrem wesentlichen Inhalte nach den Lesern d. Bl. nicht vorenthalten werden soll.

Auf einem finnländischen Landgute, unfern von Åbo geboren, ward Frederike Bremer schon in ihren ersten Lebensjahren nach Schweden versetzt, wo ihr Vater als Gutsbesitzer sich ankaufte. Das einfache Leben der Familie verfloß gleichmäßig vom Frühling bis zum Herbst auf dem Lande, vom Herbst zum Frühling in der Hauptstadt, hier und dort in behaglichen Umgebungen, unter Geschäften, gemeinsamer

Lectüre, die sich besonders auch deutschen Meisterwerken zuwendet, und künstlerischen Übungen. Die Töchter des Hauses benutzten die sich darbietenden Bildungsmittel, jede nach ihrer Eigenthümlichkeit, und malten sich ihre Zukunft mit allem Zauber einer lebhaft angeregten Phantasie. Es mag als charakteristisch erwähnt werden, daß unsere Dichterin sich im Geist stets als Kriegsheldin sah.

Eine trübe Wirklichkeit, ein tiefer, herber Schmerz, dessen Ursprung wir, in Betracht der zurückhaltenden Andeutungen, nur ahnen können, zog als eine schwere, finstere Wolke über das Leben der Jungfrau hin; sie kämpfte wol manches Jahr einen heißen Kampf, aber sie ging siegreich, frei und stark aus demselben hervor. „Die Jugendtäuschungen sind erloschen, die Jugendzeit ist vorüber!" Aber eine neue Jugend, Licht und Freiheit sind in der durchläuternden Seele erstanden, und mit rüstiger Kraft geht sie an das Tagewerk, das sie als ihren Beruf erkannt hat. Sie begann früh, schon im ersten jungfräulichen Alter zu schreiben, aber sie begann erst spät drucken zu lassen. „Ich schrieb im Drange jugendlicher, unruhiger Gefühle; ich schrieb, um zu schreiben. Später ergriff ich die Feder aus einem andern Beweggrunde;" aus welchem? hat sie verschwiegen. An der Grenze ihres Lebensherbstes freut sie sich noch derselben heitern Umgebungen, in denen sie seit ihren ersten Frühlingstagen heimisch gewesen und des Besitzes einer geliebten Mutter und Schwester. Für ihre Zukunft hegt sie keinen andern Wunsch als den, die Arbeiten, die sie sich vorgenommen, vollenden zu können, zu denen ihre bisherigen Schriften „den Anfang bilden". Wir dürfen also noch manche reife und reiche Gabe von ihr erwarten, wenn ihre Gesundheit kräftig und ihr Herz so frisch bleibt, wie es bisher sich bewährte.

Diese Andeutungen aus dem Leben der Dichterin geben Aufschluß über die eigenthümliche Zeichnung und Färbung mehrer weiblichen Gestalten in ihren Romanen; eine hochherzige Resignation, eine heitere und freie Weltanschauung, eine kräftige Erhebung über widerwärtige Verhältnisse, die Freude am Stillleben des traulichen Familienkreises, verbunden mit lebhaftem Interesse für alles Edle und Schöne, das über dessen Grenzen hinausliegt — diese liebenswürdigen Eigenschaften, die sie selbst auszeichnen, haben sich gerade in den Charakteren ausgeprägt, die von ihr mit besonderm Wohlgefallen und Fleiß dargestellt worden sind. Was aber solche Eigenschaften am tiefsten begründet, was ihr selbst ebenso sehr die wohlwollende Theilnahme an den Leiden und Freuden der Menschheit und das tiefere Verständniß der Menschennatur, wie die ruhige, würdige Haltung in ihren Darstellungen mittheilt, das ist die tiefe und warme Religiosität, die wie ein lauterer Quell ihr inneres Leben erfrischend und erheiternd durchströmt und in allen Werken ihres Geistes herzgewinnend sich abspiegelt.

Ihre Religiosität ist zwar mehr männlicher als weiblicher Art, mehr verständig als gemüthlich, aber doch wahr, innig, belebend. Ihre merkwürdige Schrift „Morgenwachen", die in zwei deutschen Übersetzungen vor uns liegt und im 4. Bd. bereits besprochen ward, ist weniger als ihre Romane geeignet, die Art ihres Glaubenslebens anschaulich zu machen. Dort hat sie sich so ganz auf den Reflexionsstandpunkt gestellt, so weit hinaus über ihr gläubiges Bewußtsein theoretisirt und speculirt, so wunderlich zwischen Kopf und Herz capitulirt, daß sie fast am Glauben Schiffbruch gelitten zu haben scheint, während ihre andern Schriften bezeugen, daß sie gläubiger, auch kirchlicher und vom christlichen Geiste tiefer durchdrungen ist, als ihre nicht unbefangene Theorie vermuthen läßt. Wir wollen nicht leugnen, daß auch in den „Morgenwachen", die wir noch lieber „Morgendämmerungen" nennen, wie sie in der elberfelder Übersetzung bezeichnet sind, „ein fühlendes, gläubiges, sehnendes, ahnungsvolles Gemüth" nicht minder als ein scharfes Denkvermögen, das wol auch in die Tiefen und Untiefen theologischer Controverse sich hineinwagen mag, hervortritt; in ihren Romanen aber erscheint der Kampf schon siegreich durchgekämpft, den sie sich selbst erweckte, da sie mit redlichem und in der That frommem Eifer, aber mit unzureichenden Waffen in theologische Streitigkeiten einzugreifen versuchte. Doch bleibt auch dieser Versuch ein sehr achtbares Denkmal ihres reichen Geistes und innigen Gemüths, und die liebenswürdige Wärme und Begeisterung, mit der sie die ewige Wahrheit gegen die Postulate und Opinionen einer destructiven Weltweisheit vertheidigt, beweist, daß sie nicht minder tief empfindet als denkt, und daß das Gemüth sein unveräußerliches Recht geltend macht auch da, wo sie in abstracten Verstandesoperationen dasselbe zu beeinträchtigen scheint. Ihr gläubiges Bewußtsein ist vielleicht noch nicht zu der Klarheit und Lebensfülle hindurchgedrungen, wie wir dasselbe unter andern bei der reichbegeistigten Engländerin Miß Grace Kennedy bewundern; aber sie weiß, an welchen sie glaubt, und hat in ihm den lebendigen Mittelpunkt alles religiösen Lebens gefunden. Die Weihe eines gläubigen Gemüths verbreitet sich denn auch über alle Blüten ihrer Dichtung; in allen ihren Schriften ist das Geisteswehen einer höhern Welt wahrzunehmen, und das ist es auch, was in ihnen empfänglichen Gemüthern so wohlthut und so mächtig anzieht.

Ihre Frömmigkeit hat ihr die Augen aufgethan für die Wunder Gottes in der Natur, wie im Menschenleben und sie zur Priesterin im Heiligthum der sichtbaren Schöpfung geweiht. Sie vernimmt und versteht die geheimnißvolle und doch so offenbare Sprache der Berge und Thäler, der Quellen und Flüsse, der Pflanzen und Steine; das Säuseln der Blätter, das Rauschen der Wellen, das Zirpen des einsamen Heimchens und das Lied der Lerche tönt wider in ihrer Brust. Ihre Naturschilderungen sind so lebendig, anschaulich, wahr, daß wir uns heimisch fühlen in der Gegend, die sie als den Schauplatz der erzählten Begebenheiten uns vor Augen stellt; es sind Landschaftsgemälde, die durch die anziehende Staffage ihre volle Bedeutung gewinnen. Auch wenn sie in eine uns fremde, dem fernen Norden angehörige Scenerie uns versetzt, gewährt die Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung uns ein so treues Bild, daß wir leicht und schnell uns orien-

ihren Sinnen. Und doch verliert sie sich nie und nirgend in eine Naturvergötterung, sondern weist kräftig hin auf die unsichtbare Hand, die Alles so weislich geordnet und deren Güte der Erdkreis voll ist, auf den einigen Geist, in welchem wir leben, weben und sind. Sie erkennt und preist und liebt Gott in seinen herrlichen Werken; sie huldigt diesen mit Andacht und Inbrunst und ergeht sich in ihnen und verkehrt mit ihnen, wie in lieber befreundeter Heimat; aber wie sie mit hellem Auge Ihn sieht in seiner sichtbaren Schöpfung, so hat sie mit leiserm Ohr auch seine Stimme, das Vaterwort vernommen und in diesem um so inniger sich mit ihm befreundet.

Darum ist ihr auch das zarte Geheimniß einer überirdischen Liebe nicht fremd geblieben. Die irdische, die, wenn auch ein Himmelskind, doch aus den Banden der Leiblichkeit noch nicht erlöst ist, hat, das bezeugen ihre Dichtungen, das deuten selbst ihre eigenen Winke über den Gang ihres Geistes an, ihre süße Gewalt auch über ihr Herz geltend gemacht, aber sie hat dieselbe vergeistigt und verklärt in hochherziger Resignation, in herzinnigem Glauben, in freier Erhebung zu den lichten Höhen, von dannen der Friede kommt. „Der am Kreuz“ ist ihre Liebe und in seiner Liebe ist ihr das Herz groß und weit geworden für die Menschheit, deren Bruder er geworden. Aus den Schranken unbefriedigter Sehnsucht, selbstsüchtiger Neigung und unfreier Hingebung entfesselt, neigt sie sich um so inniger und kräftiger zu der Liebe, die nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, noch sich ungebärdig stellt, die Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet. Ein tiefes, warmes, wahres Mitgefühl mit fremden Leiden und Freuden, ein klares Verständniß des Jammers der seufzenden Menschheit, ein heiliger Drang, mitzuwirken, daß die Erlösten Christi ihrer Erlösung sich bewußt, freier, besser, befriedigter, glücklicher werden mögen, prägt in allen ihren Schriften unverkennbar sich aus und erhöht das Interesse, welches die anmuthige Unterhaltung gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France.

Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten auf die freigebigen Unterstützungen aufmerksam gemacht, durch welche die französische Regierung großartige wissenschaftliche Unternehmungen, welche die Kräfte Einzelner übersteigen, befördert. Von allen Ministern, die seit der Julirevolution die Leitung der Staatsgeschäfte in den Händen gehabt haben, hat sich unstreitig Guizot das größte Verdienst durch eine solche Belebung und Ermunterung wissenschaftlicher Arbeiten erworben. Er war es, der, als er an der Spitze des Ministeriums des Unterrichts stand, den großartigen Plan faßte, alle Handschriften und Documente, die auf die Geschichte Frankreichs einiges Licht werfen können, aus dem Schooße der Vergessenheit hervorzuziehen und zu veröffentlichen. Wir haben zu wiederholten Malen einzelne Bände dieser großartigen Sammlung citirt, welche den Titel „Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France, publiée sous les auspices du ministère de l'instruction“ führt. Seitdem wir indessen zum letzten Male davon geredet haben, ist wieder eine beträchtliche Anzahl von Bänden erschienen. Wir wollen deshalb, um dem deutschen Publicum einen Begriff von diesem umfassenden Werke zu geben, dieselben in aller Kürze aufzählen: 1. „Les quatre livres des rois, traduits en français du 12me siècle.“ Es ist dies das älteste französische Sprachdenkmal und daher für die Linguistik von der höchsten Bedeutung. Der Herausgeber dieses wichtigen Manuscripts, Le Roux de Lincy, hat eine sehr gelehrte Einleitung hinzugefügt. 2. Der zweite Theil der „Olims“, herausgegeben vom Vicomte Beugnot, der sich bereits durch die Herausgabe der „Assises de Jérusalem“ ein bedeutendes Verdienst um die Geschichte erworben hat. Die Einleitung zu diesem neuen Werke ist von hohem Werthe. Wir erhalten darin einen bündigen, aber erschöpfenden Überblick über das ganze Gerichtswesen, wie es in Frankreich während des 13. Jahrhunderts im Gange war. Außerdem hat der Graf Beugnot diesem Theile noch einen beachtungswerthen Appendix hinzugefügt, der ein bisher unbekanntes, sogenanntes „Coutume“ von St-Dizier enthält. Es ist dies einer der wichtigsten Beiträge zur Rechtsgeschichte des Mittelalters. 3. Der dritte Theil der „Papiers d'état du cardinal de Granvella“, herausgegeben von Weiß. Dieser Band umfaßt die Jahre 1543—53 und wirft auf die Geschichte der Kriege Karl's V. gegen Frankreich und die Unterhandlungen von Crespy sowie auf den Bund von Schmalkalden ein bedeutendes Licht. Es befinden sich darunter diplomatische Documente vom höchsten Werthe. Der Herausgeber dieses Bandes, Hr. Weiß, Bibliothekar zu Besançon, einer der geistreichsten Bibliographen Frankreichs, hat sich bereits durch mehre umfassende Werke ein großes Verdienst um die französische Geschichte erworben. Von seinen Artikeln für die große „Biographie universelle“ sagt sein Freund Charles Nodier in seinen „Mélanges tirés d'une petite bibliothèque“, daß sie allein den ganzen Rest des Werks aufwiegen, und die kleine „Biographie“ (in 6 Bänden), die er allein herausgegeben hat, gehört zu den trefflichsten Arbeiten dieser Art. 4. Der dritte und vierte Band der „Négociations relatives à la succession d'Espagne“, die der berühmte Historiker Mignet herausgibt. Einen Theil der geistvollen Einleitung hat bereits die „Revue des deux mondes“ mitgetheilt. Diese beiden Bände umfassen die zehn wichtigen Jahre der Regierung Ludwig's XIV. von 1668—78. Der dritte Theil enthält die Unterhandlungen, durch die der große König die Allianz, die von Holland, England und Schweden gegen Frankreich gebildet war, zu sprengen suchte. Der vierte Theil umfaßt die Invasion in Holland, den Sturz und den Tod der beiden Brüder de Witt und den Krieg, der mit dem Frieden zu Nimwegen endete. 5. Der vierte Band der „Chronique du religieux de St.-Denis avec traduction“, von M. L. Bellaguet. Dieser Theil enthält die Erzählung der Ereignisse, welche nach der Ermordung des Herzogs von Orleans durch Johann ohne Furcht stattfanden, und geht bis auf den Tod Heinrich's IV. von England. Die nächsten Bände dieses großartigen Werks, das eine wahre Fundgrube für die französische Geschichte bildet, werden wieder einige wichtige Arbeiten bringen. Wir heben davon hervor: den fünften Band der „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV“, der vom Generallieutenant Pelet besorgt wird; den dritten Band der wichtigen „Chronique des ducs de Normandie“, deren Herausgabe der verdiente Francisque Michel übernommen hat; den zweiten Theil der interessanten „Mélanges historiques“ von Champollion-Figeac, und den zweiten Band des „Procès des Templiers“, den der berühmte Historiker Michelet herausgibt. Wir werden in einiger Zeit auf diese umfassende Sammlung zurückkommen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich noch erwähnen, daß von der großen „Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au 13me siècle“, die gleichfalls von Guizot begründet ist, die beiden letzten Bände vor kurzem erschienen sind. Der erstere enthält eine sehr interessante „Introduction“ und der andere eine brauchbare „Table générale des matières“.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 66. —— 7. März 1843.

Die Dichtungen der Frederike Bremer.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

So hat Frederike Bremer auch in ihrem öffentlichen Wirken als Schriftstellerin nirgend die zarte Weiblichkeit verleugnet, deren Mangel durch die geistreichste Virtuosität nicht ersetzt werden könnte. Mit männlicher Kraft vereinigt sie weibliche Milde und Lauterkeit und geht ihrem Geschlecht, dessen Läuterung, Veredelung, Kräftigung ihr die liebste Angelegenheit ist, als ein erhebendes und ermunterndes Vorbild voran. Ihr Wirken ist auch auf eine Emancipation der Frauen gerichtet, auf die vollständigste, wahrste, nothwendigste, nämlich auf die sittliche; es ist nicht so sehr der Eigensinn, die Ungerechtigkeit, die Tyrannei der Männer, das Joch, welches zu zerbrechen sie mitwirken möchte, als vielmehr der Eigensinn, die Befangenheit, die Eitelkeit und Thorheit des eigenen Herzens, die Tyrannei der Vorurtheile, des Wahns, ererbter Irrthümer, herrschender Unarten. Sie möchte ihr Geschlecht zum Bewußtsein seiner ursprünglichen und unveräußerlichen Würde, aus der drückendsten und schmählichsten Sklaverei zu wahrer Freiheit und unzerstörbarem Seelenfrieden erheben, die nur in aufrichtiger Demuth, in herzinniger Frömmigkeit, in kräftigem Ringen nach den besten Gaben, in heiliger Treue unter allen Verhältnissen und Umständen gewonnen werden. Sie belehrt, warnt, ermuntert, weniger durch zudringliches, schwerfälliges Moralisiren, als durch Thatsachen, durch Bilder aus dem Leben, durch die Mannichfaltigkeit der Gestalten, die sie in mehr oder minder schwerem Conflict mit der Welt vor Augen stellt. Die Wahrheit und Treue in den Charakteren, die sie mit fester und gewandter Hand zeichnet, macht ihre Schriften um so mehr zu einer Schule für Frauen. Wie sie in Allem Maß zu halten sich geübt hat, so hütet sie sich auch vor Übertreibungen in der Licht- und Schattenseite; scheint es etwa, als ob in manchen, scharfausgeprägten, etwas schroff hervortretenden Gestalten die Farben zu stark aufgetragen seien, so sind diese doch keineswegs bloße Phantasiegebilde, sondern wenn auch seltene und seltsame, doch wirkliche Erscheinungen im Leben. Sie hat sich eben nicht versucht gefühlt, wie andere Schriftstellerinnen, Teufel in Menschengestalt fleißig abzubilden, mehr gute Engel, diese aber reinmenschlich, und wer darin Übertreibung, Phantasterei fände, dem wäre das Ideal echten Menschenadels, weiblicher Tugend so wenig in der Seele aufgegangen, wie im Leben begegnet. Sie hat manche wunderliche, barocke Gestalten mit besonderm Fleiß und wohlgelungen gezeichnet, aber auch so reizende, liebenswürdige, menschlich-vollendete, daß der Leser, und wol noch mehr die empfängliche Leserin sich an ihnen nicht nur freut, sondern auch ergötzt und erbaut, sich erweckt und ermuntert fühlt. Unter ihren Frauencharakteren sind einige, bei deren seelenvollem Anschauen wol mancher Jüngling und Mann im Herzen spricht: „Wen Gott lieb hat, dem gibt er solch ein Weib", und manche Jungfrau und Frau: „So möcht' ich sein!" Und diesen Wunsch zum Streben und Ringen zu beleben, eine heilige Begeisterung für Das, was allein wahr und schön ist im Leben, zu erwecken, das ist das schöne und gewiß mit reichem Erfolg gekrönte Bemühen der Dichterin, die in der bewundernswürdigen Fähigkeit, so auserwählt herrliche Menschen in treffendster Anschaulichkeit darzustellen, nicht nur ein beneidenswerthes Talent, sondern auch ihren eignen Seelenadel bewährt hat.

Um so angelegentlicher sind die Schriften der Frederike Bremer besonders dem weiblichen Geschlecht zu empfehlen; sie bereiten auch Männern reichen Genuß und bleibenden Gewinn, aber Frauen werden sie die ergiebigste Fundgrube sein. Mütter können ihren heranwachsenden Töchtern mit diesen Schriften ein Geschenk darbieten, dessen Werth nicht dem Wechsel der Mode unterworfen ist, sondern auch nach langem Gebrauch noch ebenso wohl seinen Reiz wie seinen vollen Gehalt behält. Nicht nur sind diese Dichtungen, wie sich von selbst versteht, unanstößig, rein, sittlichschön, sondern auch so besonnen gehalten und, obwol nichts weniger als dürrprosaisch, doch so gar nicht phantastisch, vielmehr recht praktisch tüchtig, daß man sie unbedenklich einer gebildeten Jungfrau in die Hände geben kann. Sie werden in jedem Fall sich fruchtbarer und heilsamer erweisen als so viele Romane, Novellen, Erzählungen, romantische Gedichte, mit denen, als mit der losesten Kost, die weibliche Jugend jetzt häufig gesättigt wird. Das Schöne und das Nützliche ist in den „Skizzen aus dem Alltagsleben" nicht nur anmuthig gemischt, sondern auch recht innig verwebt und Eins in dem Andern aufgegangen; das Gutgedachte, Sinnigerfundene ist auch schön gesagt und das Schöngestaltete hat auch einen gediegenen Gehalt. Auch da, wo die Geschichte mit längern

Reflexionen, theoretischen Erörterungen und Wechselgesprächen durchwebt ist, werden wenigstens tiefere, empfängliche Gemüther nirgend sich gelangweilt fühlen.

Wir haben an diesen Dichtungen des Lichts so viel anerkannt, daß die Wahrheit und Treue unsers Zeugnisses in Zweifel gestellt werden möchte, wenn wir nicht auch des Schattens ein hinreichendes Maß hinzufügten. Der Schatten fehlt auch nicht; er springt aber nicht sogleich in die Augen; man muß erst suchen, um ihn zu finden, und in solcher Maße, daß er das Licht beträchtlich dämpfen könnte, entdeckt man ihn doch nicht. Zugestehen müssen wir einige weibliche Geschwätzigkeit, die zwar nicht lästig noch zudringlich, am wenigsten unfreundlich, vielmehr überall wohlwollend, aber doch bisweilen etwas zu breit und langathmig ist. So gern wir das schöne Talent und das glückliche Bemühen anerkennen, in einem oder zwei Bändchen einen Stoff künstlerisch darzustellen und abzuschließen, aus welchem schriftstellerische Fabrikanten einen drei- oder vierbändigen Roman, oder auch mehr als einen, herausgearbeitet hätten: so möchten wir doch hier und da mehr Geschichte, mehr Handlung, mehr Ausführung flüchtig angedeuteter Situationen, und dafür weniger umständliche, weitausgreifende Betrachtungen herbeiwünschen. Wir haben eine heimliche Freude, eine unschuldige Schadenfreude, darüber empfunden, daß auch eine so geistreiche Frau einer bisweilen recht liebenswürdigen, häufiger unbequemen Unart ihres Geschlechts einen kleinen Tribut entrichten mußte. Man hört sie aber gern, überall, auch da wo sie etwas mehr spricht als eben zur Sache nothwendig scheint; es ist nicht ein fraubasiges Geklätsch, sondern die überfließende, aber nicht so ganz überflüssige Rede eines wohlwollenden Herzens. Wo sie einmal in die Breite baut, da baut sie immer zugleich in die Höhe, und sie verfügt über so reiche Vorräthe, daß man auch da, wo sie des Guten fast zuviel thut, sie kaum der Verschwendung anklagen mag.

Viel seltener und mit viel sparsamerer Hand hat sie des Schlimmen zuviel gethan, nämlich in einigen Charakterzeichnungen. Die Gräfin Auguste in den „Töchtern des Präsidenten" ist bei aller leiblichen Schöne und Liebenswürdigkeit eine so abstoßende Gestalt, daß wir ihr Bild für unwahr halten möchten, obwol sonst gerade die treffende Wahrheit ein anerkannter Vorzug der Charaktergemälde der Verf. ist. Eine so leidenschaftliche und verzweifelte Liebe, wie die der Gräfin, ist zwar greulicher Verirrungen fähig, und ein intriguantes Gemüth kann in seinen Machinationen sich so verblenden und eine solche Fertigkeit erlangen, daß es Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge kaum noch zu unterscheiden vermag; aber es wird uns doch schwer, zu glauben, daß diese Auguste, die wir uns noch nicht als ganz verteufelt denken können, fähig sei, so satanisch das Glück ihrer herrlichen Schwester zu zerstören, wobei der Graf Alarich, der sich so unbegreiflich dupiren läßt, auch gar zu befangen erscheint. Es versteht sich, daß wir der Dichterin nicht ansinnen, sie solle lauter heilige Engel malen, obwol ihr dies am besten gelingt; aber wo an einem Charakter, zumal einem weiblichen, für den sie uns zu interessiren wußte, ein so finsterer Schatten hervortritt, da möchten wir diesen psychologisch tiefer motivirt sehen. So ist auch die Blinde in der „Familie H." eine zwar sehr originelle, aber so verzerrte Gestalt, daß wir sie lieber für verzeichnet als nach dem Leben, d. h. wahr dargestellt halten möchten. Es ist nicht blos jene seltsame Verirrung der Geschlechtsliebe, die, wenn widernatürlich und durch die Blutsverwandtschaft verdammt, doch in der räthselhaften Menschenbrust nicht unmöglich sein mag, es ist die ganze Stellung und Haltung, das Reden und Thun dieser Unglücklichen, was uns den Wunsch abnöthigt, der zarte Pinsel der Meisterin möchte die Farben zu diesem Bilde, das wir unmöglich für ein wohlgetroffenes Portrait halten können, etwas weniger grell aufgetragen haben.

Wenn wir aus der großen Zahl der Charakterbilder, welche in diesen Schriften uns vorübergeführt werden und unsere lebhafte Theilnahme erwecken, nur diese zwei herausheben, um sie als verzeichnet nach unserer subjectiven Ansicht zu rügen, so mag dies ebenso sehr die Unfangenheit, mit der wir die schönen Gaben der Dichterin würdigen, als die gerechte Anerkennung ihrer ungemeinen Virtuosität in der Charakterzeichnung beglaubigen. Am wenigsten soll es ein Tadel sein, wenn wir hinzufügen, daß wir in diesen Zeichnungen überall eine weibliche Hand, eine ebenso kräftige wie zarte, wahrgenommen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Erfahrungen über den Einfluß der Gefangenschaft auf den Geist.

Der Titel der untengenannten*) kleinen, aber gehaltvollen Schrift eines Arztes und Gefängniß-Vorstehers zeigt ihren Zweck. Sie ist um so wichtiger, weil ihr Verfasser Vorsteher der einzigen vollständigen Strafanstalt Deutschlands nach auburnscher Weise mit blos nächtlicher Vereinzelung ist (die sächsische Strafanstalt in Waldheim hat nur einen auburnschen Flügel), welche bis zur Eröffnung des preußischen Strafhauses in Halle, im Mai 1842, bei uns bestand. Ich meine das seit vier Jahren eröffnete badische Weiberstrafhaus in Bruchsal, das bis auf den unausweichlichen Übelstand, daß es aus einem ältern Klostergebäude umgebaut und deshalb nicht wohl für seine jetzigen Zwecke geeignet ist, gut eingerichtet und verwaltet genannt werden darf. Höchst beachtenswerth aber ist für Deutschland gerade diese Stimme aus dem einzigen in dessen Umfange nach einer der beiden amerikanischen Strafweisen, blos nächtlicher (auburnscher) oder ununterbrochener (pennsylvanischer) Vereinzelung, eingerichteten Strafhause; insbesondere wenn dieselbe, wie es bei Dr. Diez der Fall ist, durch Studien und durch eine frühere ärztliche Laufbahn zur Urtheilsabgabe in der Angelegenheit des Einflusses der Gefangenschaftsart auf die geistige und leibliche Gesundheit des Menschen als ganz besonders befähigt betrachtet werden muß.

Bei der in ihrer Art unter uns einzigen Stellung des Hrn. Diez, wie bei den in seiner Person vereinigten Haupterfodernissen eines vollgültigen, auf Erfahrung ruhenden Urtheils über die Vorzüge und Nachtheile auburnscher Gefangenschaft in Deutschland setze ich aus dessen Schrift nachstehende drei Stellen her, die mir von besonderer Wichtigkeit und größter Verbreitung werth scheinen. Diese betreffen theils das Verhältniß des Un-

*) Über die Vorzüge der einsamen Einkerkerung als Mittel zur Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten von C. A. Diez. Karlsruhe, Bielefeld. 1842. Gr. 8. 12½ Ngr.

terrichts zur Verbrechens-Häufigkeit, theils das der Gefängniß-Aufseher und -Beamten zu den Gefangenen bei ununterbrochen vereinzelnder Einsperrung, und endlich die bei dieser angeblich stattfindende größere Schwäche der Geisteskräfte.

Über das unter der Bevölkerung stattfindende vielbesprochene *Verhältniß zwischen Unterricht und Verbrechen* äußert sich der Verfasser wie folgt: „Der Umstand, daß die meisten Verbrecher in den gewöhnlichen Schulkenntnissen schlecht oder gar nicht unterrichtet sind, hat die Meinung veranlaßt, daß mangelhafte Kenntnisse dieser Art mit unter die Ursachen des Verbrechens gerechnet werden müssen; allein diese Meinung ist irrig. Unwissenheit und mangelnde Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen führt an sich ebenso wenig zum Verbrechen, als der Besitz dieser Kenntnisse und Fertigkeiten davor schützt. Nur insofern, als Mangel an den Elementarkenntnissen die Mittel zum ehrlichen Broterwerb verringert und die Armuth unterhält und begünstigt, kann er unter die mittelbaren Ursachen des Verbrechens gezählt werden; in den allermeisten Fällen aber ist die Unwissenheit der Verbrecher nicht Ursache ihrer Verbrechen, sondern nur gleichzeitige Wirkung einer gemeinschaftlichen Ursache, nämlich der Armuth und der vernachlässigten Erziehung. Der armen Classe der Bevölkerung stehen für den Unterricht ihrer Kinder nicht so viele und gute Mittel zu Gebote wie den Bemittelten, deshalb werden sie auch in der Regel nicht so gut unterrichtet sein wie die Kinder jener. Wenn sie aber dann später zu Verbrechern werden, so ist dies nicht darum, weil sie weniger unterrichtet, sondern weil sie arm sind, da die Armuth immer die mächtigste Versucherin zum Verbrechen bleiben wird."

Über das *Wechselverhältniß der pennsylvanischen Gefängniß-Beamten und der Gefangenen* sagt Hr. Diez: „Ein weiterer wichtiger Vorzug des pennsylvanischen Systems besteht in der größern Unabhängigkeit von den persönlichen Eigenschaften der Aufseher. Bei der zweckmäßigsten Anordnung des Baus und der größten Thätigkeit von Seiten der Beamten können diese doch nicht überall selber gegenwärtig sein, Alles selber sehen und hören. In sehr vielen Fällen sind diese also von dem Zeugnisse der Aufseher abhängig. Bei dem auburnschen Systeme sind Vergehungen gegen die Disciplin viel leichter möglich und fallen also viel häufiger vor, und dadurch tritt dann auch der Fall viel häufiger ein, daß Jene auf die bloße Angabe eines Aufsehers hin eine Strafe aussprechen müssen. Es wurde aber schon oben die sehr fatale Lage des Vorstandes angegeben, wenn er der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit eines Aufsehers nicht vollkommen und unbedingt vertrauen kann und der Sträfling das ihm angeschuldigte Vergehen leugnet. Bei der pennsylvanischen Disciplin, wo dem Sträflinge die meisten Disciplinarvergehen durch die einsame Einsperrung völlig unmöglich gemacht werden, kann dieser Fall nur höchst selten vorkommen. Auch kommen hier Sträfling und Aufseher weit weniger miteinander in Berührung, es können sich weit weniger Freundschaften oder Feindschaften, Verbindlichkeiten oder Abneigungen zwischen denselben ergeben, und man kann also auch weit sicherer eine leidenschaftlose Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit in den Anzeigen der Aufseher voraussetzen. Wer mit der Leitung einer Strafanstalt aus eigener Erfahrung vertraut ist, muß diesen Vortheil sehr hoch anschlagen. Man denke sich einen Aufseher, der schon durch seine Erziehung, die Stufe der Bildung, auf der er steht, und seinen Charakter im Allgemeinen keine genügende Bürgschaft für seine strenge Unparteilichkeit gewährt, und der auch noch das eine oder das andere Mal durch bestimmte Thatsachen Grund zum Verdachte von Parteilichkeit gegeben hat, groß genug, um ihm nimmer unbedingt vertrauen, aber nicht groß und bestimmt genug, um ihn darauf hin entlassen zu können. Diesem gegenüber einen Sträfling, welcher bisher sich gut aufgeführt hatte, eines Vergehens von Jenem bezüchtigt, das er aber entschieden ableugnet. Wem soll nun der Vorstand Glauben beimessen? Zunächst dem verpflichteten Aufseher, und der Sträfling muß also, ungeachtet seines Leugnens des angeschuldigten Vergehens, für schuldig erkannt und dafür bestraft werden. War er nun aber wirklich unschuldig, war die Anzeige des Aufsehers unwahr, aus Leidenschaft und Gehässigkeit hervorgegangen, so wird dieses nicht nur auf den Bestraften selber, sondern auch auf die ganze Abtheilung, welche davon Kunde erhält, einen höchst verderblichen, das ganze Besserungsgeschäft wesentlich beeinträchtigenden Einfluß ausüben. Wollte dagegen der Vorstand dem Sträflinge mehr glauben als dem Aufseher, so wäre jedenfalls dadurch der Aufseher auf eine Weise compromittirt, welche ihn zur fernern Dienstführung vollkommen untauglich machte; und da Anstellung und Entlassung der Aufseher nicht überall in die Hände der Vorstände der Strafanstalten gelegt sind, höhere Behörden aber, welche mit dem Detail der Sache unmöglich hinreichend vertraut sind, darin noch keinen Grund zur Entlassung finden, der Vorstand selber auch, so lange die Sache noch im Zweifel und er selber nicht vollkommen überzeugt ist, daß das Unrecht auf Seiten des Aufsehers, die Wahrheit auf jener des Sträflings war, sich zur Entlassung Jenes nicht berechtigt fühlen wird: so wird auf diese Weise der Anstalt ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug aufgebürdet. Hatte der Aufseher dabei die Wahrheit gesprochen, der Sträfling aber durch die Bestimmtheit und Frechheit seines Leugnens sich einer wohlverdienten Strafe entzogen, so wird dadurch der Zweck des Leugnens erreicht und der betreffende Sträfling sowol als Andere, zu deren Kunde bei der Unmöglichkeit, die Communicationen zu verhüten, das Ereigniß schnell gelangen wird, zur Wiederholung aufgemuntert."

„Auch eine weitere genauere Untersuchung wird die Sache nicht ändern. Gewöhnlich können keine andern Zeugen vernommen werden als Sträflinge der gleichen Abtheilung. Das Zeugniß von Leuten dieses Schlages ist aber schon an sich sehr verdächtig, sodaß ein mit peinlicher Strafe Belegter fast überall vor Gericht nicht mehr als Zeuge angenommen wird; überdies werden sie in der Strafanstalt durch Gleichheit ihrer Lage und Interessen untereinander und gegen die Aufseher vereinigt, oft auch noch durch Haß oder Liebe oder selbst Furcht bestimmt, falsches Zeugniß zu geben. Abgesehen davon also, daß schon dadurch, daß gegen seine Aussage das Zeugniß von Sträflingen nur angenommen und angehört wird, das Ansehen eines Aufsehers compromittirt, sein ferneres Wirken gelähmt wird, so wird dabei auch sonst nichts gewonnen. Lauten die Aussagen der Zeugen, wie es nicht selten der Fall ist, untereinander widersprechend, so ist die Sache wieder wie zuvor: lauten sie zu Gunsten der Sträflinge, so muß dann der Vorstand auch zu Gunsten derselben entscheiden, vielleicht ohne daß sich seine eigene Überzeugung sicherer als vorher festgestellt hat, und alle die oben angegebenen Nachtheile für die fernere Brauchbarkeit des Aufsehers können nicht mehr vermieden werden. Es kann also nur in den seltenen Fällen das Zeugniß von andern Sträflingen zugelassen werden, wo man im voraus überzeugt ist, daß es zu Gunsten des Aufsehers ausfallen wird. Wo aber diese Ueberzeugung schon besteht und also kein Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Aufsehers obwaltet, kann auch das Aufrufen von Zeugen zu weiter nichts führen als zu Haß und Feindschaft zwischen dem Angeklagten und den Zeugen. Es kann also für den Vorstand einer Strafanstalt, so lange er nicht durchaus zuverlässige Aufseher besitzt — und wo sind diese zu finden? — die Gefahr, manchmal einen unschuldig Angeklagten zu bestrafen oder einen wirklich Schuldigen ungestraft zu lassen und durch Eines wie das Andere höchst verderblich auf den Gang der pönitentiairen Erziehung der Sträflinge einzuwirken, nur dadurch verringert oder beinahe völlig aufgehoben werden, daß durch einsame Einsperrnng derselben die Vergehen gegen die Disciplin beträchtlich erschwert und fast ganz unmöglich gemacht werden. Es ist dies ein Gegenstand von äußerster Wichtigkeit für die pönitentiaire Erziehung, welcher bisher die ihm gebührende Würdigung noch nicht gefunden hat."

„Auch für die sichere Verwahrung der Sträflinge ist bei einsamer Einsperrung besser gesorgt. Wo 20—30 Sträf-

linge in einem gemeinschaftlichen Arbeitssaal vereinigt sind und die Communication durch Worte und Zeichen unter ihnen nicht verhindert werden kann, können Nachrichten von außen her durch neu eingelieferte Sträflinge eingebracht und ebenso durch abgehende solche nach außen befördert und so Verabredungen zur Flucht und Beihülfe dazu getroffen werden. Ebenso können die im gleichen Arbeitssaale verwahrten Sträflinge untereinander selber complottiren und Aufstände zu gewaltsamem Durchsetzen gewisser Absichten oder der Flucht verabreden. Eine Anzahl von 20—30 Sträflingen, bewaffnet mit ihren Arbeitsgeräthen und andern ihnen leicht zugänglichen Gegenständen, bildet schon eine bedeutende Macht, der man in der Anstalt im Augenblicke wenig entgegenzusetzen hat, da der größte Theil der Aufseher nothwendig dazu verwendet werden muß, die andern Abtheilungen im Zaume zu halten und ihren Anschluß an die Aufrührerischen zu verhüten, die also, wenn das Gefängniß nicht besonders fest ist und sie etwa noch von außen unterstützt wird, leicht einen gewaltsamen Ausbruch aus der Anstalt, jedenfalls aber bedeutende und gefährliche Unordnungen in derselben bewerkstelligen kann."

„Je mehr einem Verbrecher durch die Einrichtung der Strafanstalt die Möglichkeit übrig gelassen ist, gegen die Disciplin zu fehlen, je stärker die Versuchungen dazu sind, desto öfter wird er auch wirklich fehlen und desto öfter also gestraft werden müssen. Im auburnschen Systeme ist durch die Möglichkeit der Communicationen, das Zusammensein der Sträflinge untereinander und mit den Aufsehern außerordentlich zahlreiche Veranlassung zu Mittheilungen untereinander durch Worte, Winke und Blicke, Streit miteinander, Communicationen nach außen, Unart und Ungehorsam gegen die Aufseher, Meutereien und Complotten und dergleichen gegeben, welche alle beim pennsylvanischen Systeme wegfallen. Also wird ein dem erstern Systeme unterworfener Sträfling auch im Allgemeinen weit öfter bestraft werden müssen, und diese Nothwendigkeit des häufigen Strafens ist wieder eine Schattenseite des auburnschen Systems. Der den Händen der Gerechtigkeit Verfallene ergibt sich selten mit Resignation und Unterwürfigkeit in die über ihn verhängte Strafe, er sieht sich mehr für einen Besiegten als einen Bestraften an und erklärt die über ihn verhängte Strafe für ungerecht oder zu hart. Die Anerkennung, daß er für sein Vergehen wohlverdiente Strafe leide, erfolgt gewöhnlich erst spät und ist ein ziemlich sicheres Zeichen eintretender Besserung. Noch weit mehr aber ist dieses in Beziehung auf die in der Strafanstalt wegen Disciplinarvergehen verhängten Strafen der Fall. Hier stellt sich die Überzeugung, daß die Strafe gerecht und wohlverdient gewesen sei, noch viel seltener, vielmehr gewöhnlich ein Gefühl der Erbitterung und des Hasses gegen die Disciplin der Anstalt und die dieselbe handhabenden Beamten ein, das oft ziemlich lange anhält und der beabsichtigten Besserung nur sehr hinderlich sein kann. Auch mit der gepriesenen Milde des auburnschen Systems stimmt diese Nothwendigkeit häufiger Strafen keineswegs überein, vielmehr wird bei einem etwas ungehorsamen, dem Sprechen sehr ergebenen, oder mit einem heftigen ungestümen Temperamente begabten Sträflinge durch die zahlreich eintretenden Disciplinarstrafen die Strafe leicht härter ausfallen als durch einen ebenso langen einsamen Arrest ohne weitere Strafe. Ebenso verliert auch die Arbeit der Sträflinge durch häufige Disciplinarstrafen; es kann während Dunkelarrest und ähnlichen Strafen der Bestrafte nicht arbeiten und dadurch geht nicht nur der Ertrag der Arbeit verloren, sondern, was wichtiger ist, es kann auch die Gewöhnung der Sträflinge an die Arbeit bei der oftmaligen Unterbrechung derselben sich nicht gehörig befestigen."

Endlich am ausführlichsten erklärt sich der Verfasser über den Einfluß pennsylvanischer Gefangenschaft auf die Geisteskräfte der Eingesperrten, deren Schädlichkeit er aus ärztlichen Gründen mit tiefer psychologischer Einsicht in Abrede stellt, worüber ich hier nur die einzige, Letztes berichtende nachstehende Stelle hersetzen kann, mit welcher die Anzeige dieser wichtigen Schrift denn auch schließen mag:

„Im Weiberhause zu Bruchsal, welches nach dem auburnschen Systeme dirigirt wird, wo aber wegen Unzweckmäßigkeit des Bauplanes, geringer Anzahl der Aufseherinnen und andern Hindernissen die Regel des Stillschweigens nur sehr unvollkommen gehandhabt werden kann, wo also Das, was man im pennsylvanischen System als Ursache der Seelenstörungen anklagen will, in noch viel geringerm Grade als in Auburn besteht, kamen innerhalb der letzten 18 Monate unter 80 Entlassenen fünf Fälle von Seelenstörung vor, von welchen drei in die Landesirrenanstalt in Heidelberg, eine, eine Ausländerin, in ihre Heimat verbracht wurden, und eine vor ihrer bereits eingeleiteten Transferirung in die Irrenanstalt gestorben ist. Dieses Verhältniß von 6,25 Procent der Entlassenen ist also noch ungünstiger als jenes von Cherry-Hill bei Philadelphia, welches nur 5,12 Procent beträgt. Es ist diese verhältnißmäßig sehr große Zahl von Irren allerdings nicht der Disciplin der Anstalt, sondern fast nur dem Zufall zuzuschreiben; allein aus dem gleichen Grunde kann auch das angeblich völlige Fehlen von Geisteskranken in Auburn nicht der Disciplin, sondern nur ebenfalls dem Zufalle zugeschrieben werden. Ein neuer Beweis, daß auch die Zahlen, und besonders kleine, aus einem zeitlich oder räumlich beschränkten Kreise von Beobachtern hervorgegangene Zahlen, nicht überall zuverlässige Resultate gewähren." 39.

Literarische Notiz.

Ein um die Geschichte der Philosophie verdienstvolles Werk ist Francisque Bouillier's „Histoire et critique de la révolution cartésienne" (Paris 1842). Die genannte, vom Institut gekrönte Preisschrift wurde durch eine von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris gestellte, so lautende Aufgabe veranlaßt: „1. Den Zustand der Philosophie vor Descartes darzuthun. 2. Den Charakter der philosophischen Umwälzung, deren Urheber Descartes ist, zu bestimmen; die Methode, die Grundsätze und das ganze System dieses Philosophen in allen Theilen der menschlichen Wissenschaften darzulegen. 3. Die Consequenzen und Entwickelungen seiner Philosophie nicht allein bei seinen anerkannten Schülern, wie Regis, Robault, Delaforge u. s. w., sondern auch bei Männern von Genie, die er erweckte, wie Spinoza, Malebranche, Locke, Bayle und Leibnitz, aufzusuchen. 4. Insbesondere den Einfluß des Cartesianischen Systems auf die Systeme Spinoza's und Malebranche's zu schätzen. 5. Die Rolle und die Stelle, welche Leibnitz in der Cartesianischen Bewegung spielte und einnahm, zu bestimmen. 6. Den innern Werth der von Descartes bewirkten Umwälzung in der Philosophie, betrachtet im Zusammenhange ihrer Grundsätze und Folgen, und in der Reihenfolge der großen Männer, welche sie umfaßt, von seiner Abhandlung über die Methode im J. 1637 an bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und zu dem Tode Leibnitz' zu schätzen. 7. Zu untersuchen, welchen Theil von Irrthum der Cartesianismus in sich schließt, und vor Allem, welchen Theil von Wahrheit er der Nachwelt vermacht hat." Dem Professor Boullier gelang es, die Aufgabe auf eine der genannten Akademie genügende Weise zu lösen. Der Verf. thut unter Anderm dar, daß die Cartesianische Umwälzung in der Philosophie drei Zeiträume umfaßt, und daß, wenn man sie in ihrem Zusammenhange verstehen will, es nothwendig ist, ihre Antecedenzien, ihren Urheber und ihre Folgen genau zu kennen. Ihre Antecedenzien sind die Scholastik und die Arbeiten der Männer der Wiedergeburt der Wissenschaften, eines Campanella, Marsilius Ficinus, Vanini, Giordano Bruno, Camus und Anderer, ihre Folgen: Denkfreiheit, mehre bedeutende philosophische Systeme und bis zu einem gewissen Grade die ganze neuere Philosophie. Man bedenke nur, welchen Einfluß Spinoza auf die deutschen Philosophen Fichte, Schelling und Hegel u. s. w. ausgeübt hat. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 67. —— 8. März 1843.

Die Dichtungen der Frederike Bremer.
(Beschluß aus Nr. 66.)

Wir dürfen hier nicht tiefer auf die einzelnen Bremer'schen Schriften eingehen, die denn auch in d. Bl. bereits besprochen und nach Verdienst ausgezeichnet worden sind; am wenigsten fühlen wir uns versucht, sie je nach dem Grade der Theilnahme und des Beifalls, die sie uns abgewonnen, oder der Befriedigung, die sie gewährten, in eine Rangordnung zu stellen, die von andern Lesern und Beurtheilern mit gleichem Rechte vielleicht umgekehrt werden könnte, wie denn in gebildeten Kreisen die verschiedensten Meinungen darüber laut geworden sind. Der Kritik mag das Recht über- und unterzuordnen, den Werth von Geisteswerken höher und niedriger anzuschlagen, nicht bestritten werden; wer still und rein genießen will, fragt nicht darnach.

So lassen wir die kleinen freundlichen Bücher nur noch flüchtig vorüberziehen, in der Folge, wie sie uns bekannt geworden. „Die Töchter des Präsidenten", ein Gemälde aus der höhern Gesellschaft, lenkte wol zuerst die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die reichbegabte Schwedin, und obwol sie die Erwartungen, die sie damit erregte, durch keine ihrer nachfolgenden Schriften täuschte, so hat diese sinnige Dichtung doch das Vorrecht der ersten Liebe. Für die meisten Gestalten, die hier unserm Blick begegnen, regt sich und bleibt eine so lebhafte Theilnahme, daß wir uns freuten, sie in „Nina" wiederzufinden. Nina, die jüngste Tochter des Präsidenten, ist nicht blos leiblich, sondern in hohem Grade auch geistig ihrer Schwester Adelaide verwandt, sowie Graf Ludolf dem Grafen Alarich; es gewährt aber einen besondern Reiz und eigenthümlichen Genuß, die selbständige Entwickelung und Lebensäußerung so verwandter Seelen zu beobachten. Fräulein Greta und Klara sind in diesem Bilde sehr bedeutende Nebenfiguren, von denen die Aufmerksamkeit unwiderstehlich angezogen wird, ohne von den Hauptgestalten zu sehr abgezogen zu werden. In beiden Schriften ist Edla von da an, als sie zu einem geistesfreien Leben erwachte, ein ausgezeichneter Gegenstand der wärmsten Theilnahme, überall wo ihr anspruchsloses Wirken hervortritt. Der gute alte Präsident, der spät noch der Thorheit, die Gräfin R. zu ehelichen, sich schuldig macht, erscheint liebenswürdiger, seit er die Vortrefflichkeit Edla's, der verkannten Tochter, anerkennt und würdigt. Hervey's bedeutsame Gestalt fesselt beharrlich unsere Theilnahme, wir möchten ihn mit Nina vereinigt sehen; aber mit sicherm Takt und mit poetischer Innigkeit hat die Dichterin die Liebenden getrennt. Doch werden wir damit keineswegs versöhnt durch Nina's Verehelichung mit dem Grafen Ludolf, der ein ehrenwerther Mann ist, aber gerade im Verhältniß zu Nina nichts weniger als liebenswürdig erscheint. Und gestehen wir uns, eine Ehe, welche die Hand schließt ohne das Herz, ja mit widerstrebendem Herzen, ist eine Entheiligung der göttlichen Ordnung; es thut uns weh, es verletzt ein gesundes Gefühl, wenn die edle Nina, mit ganzer Seele dem lebenden Geliebten beständig angehörend, doch den Leib einem andern Manne hingibt. Das lebhafte Verlangen der sterbenden Edla, sie mit Ludolf vereinigt zu sehen, ist gut motivirt, erscheint gerechtfertigt; die feierliche Zusage, welche die tieferschütterte Jungfrau der scheidenden Schwester gegeben, enthält eine Verpflichtung, eine Röthigung, von der wir sie nicht lossprechen möchten; wir bewundern sie in dem schweren Opfer, welches sie in großherziger Entsagung ohne Wanken darbringt; die ganze Situation ist mit Meisterhand dargestellt, aber sie läßt einen dumpfen Nachklang zurück.

„Streit und Friede oder einige Scenen in Norwegen" versetzt uns in großartige Naturscenen des Nordlandes und in einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menschen; es ist viel Idyllisches und doch auch Hochromantisches in diesem reizenden Bilde. Dagegen braust der Sturm gewaltiger Leidenschaft in den „Nachbarn" an uns vorüber. Es war ein glücklicher Gedanke, die mancherlei Phasen dieses Sturms durch die anziehende Erzählung der heitern und gemüthlichen Frau Werner vermitteln zu lassen und ihnen selbst das Stillleben und den Frieden der Familie Dahl, besonders der lieblichen Serena gegenüberzustellen. Diese „Nachbarn" sind in Composition, Zeichnung und Färbung wol das vollendetste Werk der Verf., die hier — um eine etwas verbrauchte, aber in diesem Falle ganz wahre Redensart uns zu erlauben — sich selbst übertroffen hat. Es ist viel Handlung, viel Leben darin und ein Zusammentreffen mehrer ausgezeichneter und höchst anziehender Charaktere, unter denen auch Fräulein Hausgiebel ihren Platz würdig behauptet.

„Das Haus oder Familiensorgen und Familienfreuden" ist ein einfach schönes und liebliches Familiengemälde,

das weniger durch den Reichthum an Thatsachen und Begebenheiten, als durch die redenden und handelnden Personen die lebhafteste Theilnahme einflößt. Neben den alltäglichern Gestalten, zu denen der verständige und wackere Hausherr selbst gehört, treten der Assessor Jeremias Munter, Frau Gunilla, Sam, Petrea, Eva, Gabriele in interessanter Eigenthümlichkeit hervor und beleben das ganze Gemälde in reicher Fülle. Die Verehelichung der liebenswürdigen Eva mit dem barocken Assessor Munter ist wol ein wunderlicher Einfall, mit dem man nicht ohne einige Mühe sich verständigen kann; doch ergibt man sich endlich darein aus Wohlwollen gegen den alten Herrn, der unter der rauhen und schroffen Schale einen tüchtigen Kern verbirgt. „Die Familie H." beschließt den Reigen dieser Dichtungen, nicht unwürdig, aber, nach unserm Dafürhalten, nicht gerade ausgezeichnet; abgesehen von der Blinden, ist diese Skizze ärmer an ausgezeichneten Charakteren als die übrigen, aber sie zieht die Aufmerksamkeit an und hält sie fest bis ans Ende.

Werfen wir noch einen Blick auf das Bändchen „Kleinere Erzählungen", das auch unter dem gemeinsamen Titel „Skizzen aus dem Alltagsleben" begriffen ist. Nach einem kurz einleitenden „Billet an das Publicum" finden wir 1) „Axel und Anna, oder Briefwechsel zwischen zwei Stockwerken", eine heitere Liebesgeschichte, nur etwas zu lang ausgesponnen, was sonst der Fehler der Verf. nicht ist. 2) „Hoffnungen", die kleine freundliche Geschichte eines armen Candidaten, der in Hunger, Durst und Kälte durch einen unerschöpflichen Schatz von Hoffnungen sich aufrecht erhält und diese aufs überraschendste und befriedigendste erfüllt sieht. 3) „Die Zwillinge", eine seelenvolle Todtenfeier, den Blick zu Gräbern lenkend und über Tod und Grab hinaus. 4) „Die Einsame", das kurze, aber inhaltreiche Tagebuch einer einsamen Dulderin, die das stille, Niemand vertraute Geheimniß ihres Herzens niederzuschreiben sich gedrungen fühlte und Frieden fand im Glauben und im Tode. 5) „Die Trösterin", eine zarte Dichtung, in welcher die heilende Kraft frommer Schwesterliebe dem an Leib und Seele krankenden Bruder sich bewährt. 6) „Ein Brief über Soupers", ein Scherz, launige Zugabe zu den vorangegangenen ernsten Tableaux. Diese Erzählungen sind am wenigsten auf bloße Unterhaltung berechnet, sie geben viel zu denken und öffnen Blicke in die Tiefen der Menschenbrust.

Und so scheiden wir von der liebenswürdigen Schwedin in der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Wir fürchten nicht, daß der glänzende Beifall, der bei mehr als einem Volke ihr entgegengekommen, sie zu einer erschöpfenden Vielschreiberei verleiten werde; sie kann aus ihrem reichen Schatz noch manche schöne Gabe spenden, und sie wird die weibliche Kunst sparsamen, aber nicht engherzigen Haushalts gewiß auch als Schriftstellerin zu üben nicht versäumen, und nicht vergessen, daß man auch mit der köstlichsten Speise die Gäste leicht übersättigen kann. Das „Mädchen aus der Fremde" wird doch, wenn sie wiederkehrt, immer willkommen sein. F. A. Koethe.

Jahrbuch der deutschen Universitäten von Heinrich Wuttke. I. Sommerhalbjahr 1842. II. Winterhalbjahr 1842—43. Leipzig, Weidmann. 1842. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die deutschen Universitäten sind seit Jahrhunderten der Stolz und die Ehre des Vaterlandes gewesen und haben, was nur böser Wille und Unverstand leugnen kann, den bedeutendsten Einfluß auf deutsche Wissenschaft und auf deutsches Leben ausgeübt. Das haben Thibaut, Savigny, Niemeyer, Jak. Grimm, Leo und viele andere angesehene Männer gründlich auseinandergesetzt, es hat es aber auch der Mann anerkannt, von dem der deutschen Nationalität die größte Gefahr drohte, der Kaiser Napoleon. Man wird sich erinnern, was er mit dem Namen der Ideologen sagen wollte, man weiß, aus welchem Verdachte er im J. 1806 die Universität Halle aufhob, unter welche strenge Policei er die Universitäten im Königreiche Westfalen stellte und mit welchem Zorne er die Bewegungen auf den preußischen Universitäten im J. 1813 vernahm. Von jener Zeit spricht Lucchesini in seiner „Geschichte des Rheinbundes": „Era in questo tempore cresciuta oltra modo l'avversione dell' imperatore a tutti gli studiosi della scienza speculativa dentro e fuori dell' imperio francese. Non credendo che l'ideologi ponessero tra le leggi di natura, la necessità del suo despotismo tenerali per nemici e perturbatori della publica quiete."

Ist nun also die Bedeutung der deutschen Universitäten von Freund und Feind anerkannt, so ziemt es auch den deutschen Gelehrten, sich dies Kleinod zu bewahren und dem deutschen Volke sich nicht durch unberufene Schreier und dünkelhafte Egoisten gegen die Universitäten einnehmen zu lassen. Denn es wird jetzt nicht selten der Vorwurf gehört, daß die Universitäten ihre Zeit nicht verständen, daß sie durch Theorien die Jünglinge der Praxis entfremdeten, indem sie bei veralteten Einrichtungen beharrten, und daß sie nicht thätig genug in das Volksleben eingriffen. Das ist aber zugleich eine Anklage gegen die Wissenschaft und rührt meist von Solchen her, die ihre Würde nicht begriffen haben. Die Wissenschaft darf sich allerdings (wie es einzelnen Universitäten mit Recht vorgeworfen wird) nicht vornehm abschließen, oder verachtungsvoll auf einzelne Zweige menschlicher Thätigkeit herabsehen, aber sie kann auch mit ihren Gütern nicht den Markt beziehen wie der Kaufmann, der seine Waaren zur Messe bringt. Um so willkommener ist daher gerade jetzt eine jede Gelegenheit, welche die Universitäten da vertheidigt, wo sie in ihrem guten Rechte sind und gleichsam einen Sprechsaal zum Austausche der Meinungen eröffnet.

Ein solches Unternehmen hat der durch historische Forschungen und Schriften rühmlich bekannte Hr. Wuttke in den vorliegenden beiden Bänden begonnen. In der frisch und lebendig geschriebenen Einleitung zeigt derselbe zuerst, wie bedeutend die Stellung der Universitäten sei, und widerlegt mit gerechter Entrüstung die neuen, bittern Angriffe in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" vom 22. Febr. 1842; dann entwickelt er, wie seit 1709, wo der leipziger Buchdrucker J. M. Burgmann eine „Fama academica" herausgab, sich die Annalen, Jahrbücher, Adreßkalender der Universitäten verbreiteten, bis die „Deutschen Jahrbücher" seit 1838 anfingen, die deutschen Universitäten in den Kreis ihrer Besprechungen zu ziehen. „So löblich", sagt Hr. Wuttke mit edler Offenheit, „das Bestreben ist, den eigenthümlichen Geist, wie er auf jeder Universität herrscht, möglichst scharf zu zeichnen, so sehr ist oftmals die Art der Ausführung zu tadeln. Wie die meisten Hegelianer mit Geschichte wenig vertraut und fast ganz ohne Das, was der große Niebuhr historische Phantasie nannte, so vermögen sich die Herausgeber jener ‚Jahrbücher' nur selten in die Vergangenheit zurückzuversetzen und aus deren Zuständen das Gewordene sich zu erklären. Den Maßstab der Gegenwart legen sie statt deß an Alles, ihren Maßstab, der sie sehr häufig zu ungerechtem Spruche verleitet. Von Vielen wollten sie nur die Schattenseite betrach-

ten. Wer nicht in unmittelbaren Bezug zur Philosophie sich gesetzt hat, oder wer den Fortschritt im Staatsleben nicht offen unterstützt, der mag einer herben Kritik im voraus versichert sein. Sehr viele wackere Männer haben sie schwer verletzt, aber sie erwarben sich doch das nicht geringe Verdienst, ein schwieriges Unternehmen eröffnet und so Manches treffend ans Licht gezogen zu haben." In diesem Sinne hat sich der Herausgeber im zweiten Bande über die bekannte Schmähschrift gegen Göttingen ausgesprochen und das viele Gute jener Universität, die in Heine und Börne zuerst ihre Feinde fand, willig anerkannt, auch die leichtfertige Unredlichkeit anderer Journale und Zeitschriften gegen die Universitäten verdientermaßen gerügt. Weiter erklärt der Herausgeber, daß sein Plan ein doppelter sei, einmal die Würde der Universitäten bei jeder Gelegenheit zu verfechten, sodann eine möglichst vollständige Kunde von der Beschaffenheit einer jeden Universität, auf der in deutscher Zunge gelehrt wird, zu geben.

Was zuvörderst den zweiten Punkt anbetrifft, so hat der Herausgeber danach gestrebt, die statistischen Nachrichten in möglichster Vollständigkeit zu geben und man muß ihm hierin die vollste Anerkennung widerfahren lassen, um so mehr, da aus dem ersten Bande zu ersehen ist (S. 40), wie wenige Berücksichtigung seine Gesuche bei den betheiligten Professoren und Decanen gefunden haben. Denn eine solche Art literarischer Gefälligkeit ist wahrlich nicht die glänzendste Seite unserer deutschen Professoren, da sie nur zu oft Das als Handlangerarbeit und ein Geschäft unter ihrer Würde ansehen, was (wie im vorliegenden Falle) doch nur den Glanz ihrer Anstalten befördern soll. Hr. Wuttke konnte also die Lectionskataloge vom J. 1842 meistens nur aus den gedruckten Quellen mittheilen. Besser unterstützt sah er sich bei der Aufzählung der Universitätsereignisse, die unter den einzelnen Universitäten in alphabetischer Folge aufgeführt sind und nichts Beachtungswerthes übergangen haben, sodaß wir hier eine vollständige, sehr interessante und oft mit den subjectiven Urtheilen des Herausgebers belegte Schilderung aller deutschen Universitäten finden, wie sie noch in keinem ähnlichen Buche den Lesern geboten worden ist. Um den Reichthum dieser Mittheilungen zu charakterisiren, nennen wir nur eine Anzahl hervorstechender Facta, als die Eröffnung gemeinfaßlicher Vorträge auf verschiedenen deutschen Universitäten, Schelling's Vorträge in Berlin, die Angelegenheiten Bruno Bauer's und Hoffmann's von Fallersleben, den Bund des historischen Christus in Berlin, die Anwesenheit des Ministers Eichhorn in Breslau, den Besoldungsetat der Universität Breslau und die Charakteristik des Studentenlebens daselbst, die Verhandlungen wegen des Doctortitels im Königreiche Sachsen, den Antrag des badischen Abgeordneten Sander wegen Aufhebung der Universität Freiburg, die Nachrichten über königsberger Universitätsereignisse und über Studentenunruhen in Jena und Bern, endlich die Erörterungen über den bei der Universität Halle bis zu Schmelzer's Tode, am 2. Oct. v. J., bestehenden Posten eines Directors der Universität und über den Mangel an Centralisation auf der Universität Leipzig. Auch die im Laufe des J. 1842 verschiedenen Gelehrten, als Marheineke, Savigny, de Wette, Neander, Dahlmann, Hoffmann von Fallersleben und Röhr, von größern Studentenvereinen erwiesenen Ehrenbezeigungen finden sich hier sorgfältig und genau (dies gilt besonders von dem dabei gehaltenen Reden) beschrieben. Überhaupt sind uns sehr selten Unrichtigkeiten vorgekommen, nur die Stelle über Geheimerath Pernice in Halle (I, 225) bedarf einer Berichtigung. Denn es hat derselbe zu keiner Zeit einen Ruf als Minister nach Anhalt-Köthen annehmen wollen, sondern die Wahrheit ist, daß der Herzog von Anhalt-Köthen dem verdienten Staatsrechtslehrer, namentlich in den Angelegenheiten seines Fürstenthums Pleß, eine große Anerkennung beweist und die praktischen Kenntnisse desselben sehr oft benutzt, woraus sich denn leicht ein falsches Gerücht bilden konnte. Auch paßt die Vergleichung mit Dabelow durchaus nicht, weil Dabelow den „Glanz eines Ministeriums" im J. 1809 allerdings der Professur in Halle vorzog (im „Jahrbuche" steht gerade das Gegentheil) und vom Katheder in Halle weg an die Spitze der köthenschen Verwaltung gestellt wurde. Nach der Auflösung der dortigen Verhältnisse kam er 1817 nach Halle zurück und hielt einige Zeit lang sehr besuchte Vorlesungen als Privatdocent, bis er den Ruf nach Dorpat anzunehmen sich bewogen fand.

Was nun die andere Absicht des Hrn. Wuttke betrifft, die Würde der Universitäten auf alle Weise zu vertreten, so ist dies von ihm auf doppelte Weise ausgeführt worden, einmal durch Beurtheilungen aller auf die Universitäten bezüglichen Schriften, dann durch selbständige Aufsätze von ihm selbst und von Andern. Aus der ersten Rubrik heben wir namentlich die Anzeige von Winer's Rectoratsrede am 7. Nov. 1841 (im ersten Bande), von mehren Schriften Scheidler's und die von Fürst verfaßte Beurtheilung der Geiger'schen Schrift über eine jüdisch-theologische Facultät (diese im zweiten Bande) hervor. Für die andere Rubrik ist der zweite Band reichlicher ausgestattet als der erste wo die Schrift des Candidaten C. H. Koch „Über akademische Freiheit" nicht einer Besprechung von fast 50 Seiten bedurfte, um den Satz des Hrn. Wuttke zu beweisen, daß Koch 1. ein schlechter Denker, 2. ein schlechter Theolog, 3. ein schlechter Christ, 4. ein schlechter Publicist sei. Aber der Aufsatz über die Universität Königsberg von A. B. wird mit Interesse von Vielen gelesen werden, da er die Sache gedrängter behandelt, als es in Rosenkranz's „Skizzen aus Königsberg" geschehen ist und Manches ausspricht, was der königsberger Professor nicht gut sagen konnte. Dasselbe gilt von dem Aufsatze über das Doctorat, Viele wird auch die Abhandlung über römisches Recht als Grundlage der juristischen Bildung ansprechen, obgleich sich Ref. zu den antirömischen Ansichten Scheidler's nicht bekennt, denn „man fühlt die Absicht und man ist verstimmt". Scheidler hat einige wichtige Punkte aus der heutigen Studirweise in seiner bekannten Weise erörtert, namentlich das Utilitätsprincip angegriffen und die „Brot- und Butterstudenten" hart gescholten. Hr. Wuttke stimmt in einer Nachschrift damit überein, sah sich aber doch genöthigt — und wir meinen mit allem Rechte — einige Gegenbemerkungen über Scheidler's Ansicht von der akademischen Vorbereitung auf den Staatsdienst zu machen. Ebenso hat er sich am Schlusse des Aufsatzes von G. Heine: „Schelling in Berlin" (Bd. 2), ausdrücklich gegen die Meinung verwahrt, als billige er des Verf., eines begeisterten Schellingianers, Ausfälle gegen achtbare Männer. Noch möchten wir aus Bd. 1 den Aufsatz Albrecht's über Dahlmann hervorheben und, der historischen Merkwürdigkeit wegen, die von Hoffmann von Fallersleben mitgetheilten Studentenlieder aus dem 17. Jahrhundert; denn poetischen Werth haben sie ganz und gar nicht. Das von drei berliner Studiosen unter den Auspicien desselben Hoffmann im zweiten Bande des Jahrbuchs angekündigte „Allgemeine deutsche Studentenliederbuch" wird hoffentlich bessere Lieder enthalten als blos von Bier und Taback, von Caressiren der Jungfern, vom Einkriechen ins Carcer und ähnlichen Dingen, die wir in jenen Gedichten lesen.

Wenn wir schlüßlich noch darauf aufmerksam machen, daß der Preis für zwei Bände, deren jeder nahe an 400 Seiten enthält, außerordentlich gering gestellt ist, so glauben wir auch hierdurch die Verbreitung des „Jahrbuch" auf unsern Universitäten bevorwortet zu haben. Es wäre in der That sehr zu bedauern, wenn die bedenklichen Äußerungen des Herausgebers an einzelnen Stellen durch Mangel an Theilnahme auf den Universitäten zu einer traurigen Wahrheit werden könnten. 9.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Der „New-Baryport Herald" theilt eine ergreifende Erzählung mit, die ihm vom Baumeister Rogers berichtet worden,

als dieser einen der großen, schweren steinernen Pfeiler, der für den Bau der Börse in Boston bestimmt war, vor kurzem von Quincy nach dieser letztern Stadt transportiren ließ. Die Steinmasse wog 60 Tonnen (120,000 Pfund) und wurde von 70 Ochsen gezogen. Gegen Abend kam man an die den Weg nach Boston durchkreuzende Eisenbahn, die überschritten werden mußte. Da die Thore derselben geschlossen waren, weit und breit aus der Ferne nicht das geringste Geräusch hörbar war und man glaubte, daß die Bahn zur Nachtzeit nicht befahren werde, so beschloß Hr. Rogers, den Stein sogleich hinüberfahren zu lassen. Allein als der Wagen mit dem Ochsenzug bis zur Mitte der Eisenbahnstraße gekommen war, hörte man plötzlich und unvermuthet den brausenden Lärm einer entfernten Locomotive, die sich näherte. Es war bereits dunkel und man konnte deren Führer kein Zeichen geben. Zurückzukehren war nicht möglich und so blieb nichts übrig, als alle erdenkliche Kraft anzuwenden, um den Stein noch vollends hinüber zu bringen, bevor die Locomotive herankam. Man trieb die Zugochsen auf alle mögliche Weise an, aber durch den zu plötzlichen und schnellen Ruck, der durch die aufs äußerste angestrengten Kräfte sämmtlicher Ochsen verursacht wurde, brach zum Unglück die Kette, an der dieselben zogen. Nun stieg die Noth aufs höchste. Es war kein Augenblick Zeit zu verlieren und daher nicht daran zu denken, die zerbrochenen Theile derselben wieder zu verbinden und es war unter solchen Umständen nichts Anderes zu thun als diejenigen Ochsen, die noch durch einen Theil der Kette an den Wagen gespannt waren, bis zur größten Anstrengung ihrer Kräfte anzutreiben. Der Wagen mit der schweren Last wurde zwar in seiner Bewegung vorwärts gebracht, aber langsam und mittlerweile hörte man schon deutlich das Pfeifen und Schnaufen der in der Dunkelheit mit der Schnelligkeit von 20 englischen Meilen per Stunde heraneilenden Locomotive, ohne daß die Personen, welche sich in den Eisenbahnwagen befanden, die mindeste Ahnung von ihrer Gefahr hatten. Da machten die Ochsentreiber einen letzten entscheidenden Versuch, die Zugthiere anzutreiben, die Steinmasse bewegte sich und die Locomotive mit ihrem Wagenzuge brauste mit Windesschnelle gerade vorbei, als das letzte Ende des Steins jenseits der Bahn war. Da stand nun der Baumeister, der den Transport leitete, Gott dankend, und die Ochsentreiber, den Schweiß von der Stirn sich wischend, athmeten wieder freier, als wären sie selbst einer großen Gefahr entgangen.

Der Gouverneur des noch nicht zum Staate erhobenen Gebiets von Wisconsin, Hr. Doly, gibt in seiner Botschaft an die dortige Legislatur an, daß im J. 1841 in diesem an Metallen so reichen Territorium mehr als 20 Mill. Pfund Blei producirt und in demselben Zeitraume daselbst öffentliche Ländereien für die Summe von 384,286 Dollars verkauft worden sind. Deutsche Bergleute sind dort sehr gesucht.

Aus dem Berichte des Schatzmeisters des Staats Massachusetts ergibt sich, daß im verflossenen Jahre 1841 die Summe von 404,312 Dollars eingenommen und die Summe von 399,928 verausgabt worden sind, sodaß am Ende des Jahres noch 4384 Dollars in der Staatskasse waren. Mit dem Haushalte dieses Staats, sowie aller übrigen in Neuengland, steht es vortrefflich.

Die Miliz des Staats Maine beläuft sich jetzt auf 45,353 Mann und besteht aus 1683 Mann Cavalerie, 2217 Mann Artillerie, 34,322 Mann Infanterie, 4841 Mann leichte Infanterie und 2174 Scharfschützen.

Im Gebiete Wisconsin erschienen bereits 9 wöchentliche Zeitungen im Druck und im Gebiete Jowa ebenso viele. 33.

Bibliographie.

Daguerreotypen des häuslichen und ehelichen Lebens. Von E. Haurenski zu Gard Ebré. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Friedländer, A., Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. 1ster Theil: Dogmengeschichte und römisches Recht. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Ghillany, F. W., Die Menschenopfer der alten Hebräer. Eine geschichtliche Untersuchung. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Giesebrecht, L., Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182. 2ter Theil. Berlin, Amelang'sche Sortimentsbuchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Grone, A. C. E. v., Geschichte der corporativen Verfassung des braunschweigischen Ritterstandes nebst Vorschlägen zu ihrer Reorganisation. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch, bearbeitet zugleich als Beitrag zur Kenntniß des deutschen Corporations- und Gemeindewesens und insonderheit des deutschen landständischen Verfassungsrechts. Hanover, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Hahn, K. A., Übungen zur mittelhochdeutschen Grammatik. Mit Anmerkungen und einem Glossarium. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Hermann, H., Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. 1stes Heft: Geschichte Kärntens von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis zu ihrer Theilung. Klagenfurt, Leon. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Krieg in China, nach geschichtlichen Mittheilungen der britischen Offiziere M'Pherson, Elliot-Bingham u. A., von C. Richard. Aachen, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Neumann, J. W., Geschichte der Land-Stände des Markgrafthums Niederlausitz und deren Verfassung. 1ste Abtheilung. Lübben, Winckler. Gr. 8. 1 Thlr.

Rinne, K. F., Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium. 2ter Theil. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ruef, J., Ein hüpsch vnd lustig Spyl vorzyte gehalten zu dry in dem loblichen Ort der Eydgnoschafft, von dem frommen vnd ersten Eydgnossen Wilhelm Tellen jrem Landtmann. Yetz nüwlich gebessert, corrigiert, gemacht vnn gespielt am nüwen Jarstag von einer loblichen vnn junge burgerschafft zu Zürich, im Jar als man zahlt MDXLV. Herausgegeben und mit einer Vorrede und einem Wörterbuche versehen von F. Mayer. Pforzheim, Denning, Finck und Comp. 8. 1 Thlr.

Schrader, A., Germanische Mythologie. Mit einer kurzen Abhandlung über die sonstigen deutschen Alterthümer. Vornehmlich Deutung der Mythologie. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seyffarth, G., Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte sowie der hieroglyphischen Systeme de Sacy's, Palin's, Young's, Spohn's, Champollion's, Janelli's und des Verfassers. Eine berichtigende Beilage zu der Schrift des Herrn Dr. *Movers:* Untersuchungen über die Religion der Phönizier und zu dessen Antikritik. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr.

Sophocles Antigone, in Musik gesetzt von *Felix Mendelsohn-Bartholdy*. Nach *Donner's* Übersetzung. Vorgedruckt ist eine neue Übersetzung von *A. Boeckh*. Leipzig, Kistner. Gr. Imp.-4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tholuck, A., Übersetzung und Auslegung der Psalmen für Geistliche und Laien der christlichen Kirche. Halle, Anton. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Turnen und die deutsche Volkserziehung. Ein Entwurf. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 68. — 9. März 1843.

Der falsche Woldemar. Roman von W. Alexis. Drei Bände. Berlin, Berliner Lesecabinet. 1842. 8. 6 Thlr.

Hätte W. Alexis das Bergwerk, das er als Dichter in der Mark Brandenburg besitzt, auf Actien gründen wollen, er würde wenig Gläubige gefunden haben. Denn wer sucht das Gold der Poesie im Sande? Er aber hat muthig eingeschlagen, sich tapfer durchgearbeitet und trägt nun den Lohn, daß er, von Jahr zu Jahr sich tiefer hineinwühlend, immer reichere Schätze zu Tage fördert. Wer darf nun noch über Ergiebigkeit und Unergiebigkeit reden, wenn eine märkische Haide Dasselbe bietet, was das schottische Hochland? Wer nach einem fernen, unbekannten Eldorado ausziehen, wenn selbst die brandenburgischen Hütten sich in Gold kleiden können? Wer nach Wünschelruthen suchen, wenn sie von jeder Kiefer zu pflücken sind? Da eben liegt es. An den Ruthen fehlt es nicht, „aber nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis!" Gold an allen Ecken und Enden, aber nur Wenige haben den Stein der Weisen, durch den es herausbeschworen, nur Wenige den Spaten des Fleißes, durch den es zu Tage gegraben wird. Die Fabel vom Schatz im Garten ist alt; aber es mag sie Keiner hören. Man möchte es gediegen auf der Straße lesen, und will sich es da auf der Stelle nicht finden, so ist freilich kein anderer Rath, als in der Fremde sein Heil zu versuchen. Glücklich, wer es da findet! Aber Viele sind, die auch dort den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen und wiederkommen mit leeren Taschen, wie sie ausgezogen. Da macht's W. Alexis gescheiter. Er bleibt im Lande und nährt sich redlich. Er greift zu, wo er ist, und was er hat, das hält er fest. Er schiert sich nicht um Wenig und Viel; versteht er doch die Kunst, aus Wenigem Viel zu machen. Mühe kostet es — aber die scheut er nicht; und weil es ihm Spaß macht, ist es für ihn keine Mühe mehr. Es ist ein echter Brandenburger, ein treues Abbild der Geschlechter, die er schildert. Wie haben auch diese mit der Mark Brandenburg ringen müssen, ehe sie Das ward, was sie jetzt ist!

Der Herr, der Himmel und Erde geschaffen — so heißt es zu Anfang des Buchs selbst —, hat den Sonnenschein verschieden ausgetheilt über die Länder; aber dorthin, wo die deutsche Zunge ausgeht und die slawische anfängt, fiel die Spende seines Sonnenlichts kärglich aus. Es hatte nicht Macht, die Sümpfe auszutrocknen, die das Meer zurückließ, noch zu durchglühen die dichten, starren Wälder, noch zu wärmen den Boden, daß er die Geschlechter der Menschen freiwillig ernähre, welche der Strom der Völker dahin verschlug. Diesen Geschlechtern selbst hat der Herr die Aufgabe gestellt, daß sie mit der Natur ringen. Sie sollen den Boden im Kampf mit den Stürmen und Gewässern selber sich machen, der warmen Sonne einen Teppich ausbreiten, drauf sie mit Lust weilen, und ein Land sich schaffen, das ihnen lieb wäre und den andern ein froher Anblick.

Das war, wie der Verf. weiter erzählt, eine harte Aufgabe, aber die Märker haben sich ihr nicht entzogen. Wie haben sie dieselbe, nach den Überresten zu schließen, nicht schon unter den Askaniern gelöst!

In dem slawischen Lande, wo sie zwischen Moor und Seen, in den Brüchen und dem Sande nur wendische Blockhäuser und Lehmhütten gefunden, bauten sie reiche und schöne Klöster, Dome mit gewaltigen Thürmen von Granitquadern und gebranntem Mauerstein; Kunstwerke, so erhaben, schön und gediegen, wir schauen sie mit Neid und mit Betrübniß an. Noch heute trotzen sie der Witterung, kaum ihre Spuren verrathend. Da erwuchsen mächtige Städte, mit deutschen Freiheiten und deutschem Gewerbfleiß, deren Handel weit über Land bis über die Meere ging. Die Flüsse starrten von Wimpeln reichbeladener Kähne, die Straßen von Wagen und Karren mit Kaufmannsgütern. Die Wälder wurden gelichtet, die Moorbrüche getrocknet und die Colonisten aus Friesland, Flandern, Holland und vom Rheine, die sie ins Land gezogen, verwandelten die Sandhalden in Gärten. Die nackten Höhenzüge schuf der Fleiß in liebliche Weinberge, und ihrer gab es so viele in den Marken, daß ihr Name, der allein von ihnen blieb, heut als ein neckender Spott klingt. Und mit ihrer Thätigkeit wuchs der Askanier Macht. Nördlich erstreckte sich ihr Reich über Pomerellen bis Danzig und an die Ufer der Ostsee, südlich umfaßte es die Lausitz und war ein gefürchteter und geachteter Nachbar dem Böhmerreiche. Auch über die Elbe hin reichte ihr Besitzthum, gen Mitternacht die Altmark umfassend, gen Mittag manche reiche Grafschaft in den sächsischen Gauen. Und wie sie auf ihr Recht fest hielten im Lande und mit starker Hand, einträchtig untereinander, sich wahrten in Freuden gegen manniglich ihres Guts, so galt ihre Stimme und tönte klangvoll im deutschen Lande. Die Askanier hielten an dem Hause der Hohenstaufen; sie kümmerten nicht die Blitze, welche Rom gegen sie schleuderte. Bis zum Ausgange des Heldengeschlechts hielten sie unwandelbar in deutscher Treue an ihm, und auf den Trümmern des Welfenreichs, das sie mit gestürzt, erhob sich ihre Macht. Da war die Mark Brandenburg das mächtigste Land im deutschen Reiche, seine Grenzburg und sein Schild nach Mitternacht und Morgen. In allen schwierigen Fällen schaute man auf seine Fürsten, und die Wagschale sank, in die ihre Markgrafen ihr adelig Wort thaten. Die Nachbarlande fügten sich, gezwungen oder freiwillig, ihrer Kraft. Die Mecklenburger scheuten sich und die Pommern

wagten es nicht, das Lehnsband abzustreifen, das Brandenburgs Fürsten in guter Zeit um ihren Nacken geschlungen. Und wie sie herrlich waren, an Tapferkeit, Muth und Weisheit die ersten und edelsten unter den germanischen Edeln und Fürsten, so überhoben sie sich dessen doch nicht in Stolz und Eitelkeit. Nicht Stahl und Waffen allein, noch Mauern und Burgen waren ihr Stolz, vielmehr blüheten schon Wissenschaft und Kunst an ihren glänzenden Höfen; und die im Turnier und in der Schlacht Kränze und Preis errungen, dünkte das höherer Ruhm, im Wettstreit süßer Minnelieder um den Preis edler Sangeskunst zu werben!

So blieb es freilich nicht immer. Es folgten öde, traurige Zeiten. So oft riß der Sturm das Auferbaute nieder und es mußte von neuem angefangen werden. Aber das Geschlecht der Brandenburger ließ sich dadurch nicht irre machen. Wie es mit der Armuth des Bodens und den Elementen gekämpft, so kämpfte es auch mit den Misgeschicken, und es kämpfte und trotzte, arbeitete und spintisirte so lange, bis es sich endlich den Standpunkt errungen, auf dem wir es heutzutage erblicken. Und auch der genügt ihm noch nicht und **kann** ihm noch nicht genügen. Darum läßt es auch jetzt nicht vom Kampfe ab und wird nicht eher ruhen, bis es alle Widerstände bezwungen. Gerade solche zähe Natur steckt auch in W. Alexis. So arm und unersprießlich das Land dem Bebauer erschien, so unergiebig und kahl stellt es sich auch dem Beschauer dar, so trocken und prosaisch erscheint auch seine Geschichte. W. Alexis hat sich dadurch nicht zurückschrecken lassen. Wie an einem Gemälde, für dessen Anschauung noch Keiner hat einen Standpunkt gewinnen können, hat er daran so lange gerückt und geschoben, bis es nun im Lichte der Poesie und Romantik vor uns liegt wie kaum ein anderes deutsches Land. Wenigstens möchte keines gefunden werden, das innerhalb der Literatur des historischen Romans in einer Reihe so lebensvoller und mit so viel Kunstgeschick ausgeführter Bilder geschildert wäre. Die flachen Haiden, die wüsten Sandstrecken, die monotonen Fichtenwälder, die charakterlosen Städte, die elenden Dörfer, die Sümpfe und Moore — kurz, alle die Ingredienzien, aus denen die Langeweile gebraut zu werden pflegt und denen uns selbst heutzutage die Locomotive nicht rasch genug zu entführen vermag, hat er, ohne ihnen ein Sandkörnchen von ihrer Eigenthümlichkeit zu nehmen, ohne ihnen einen poetischen Bettlermantel umzuhängen, so zu zeichnen und auszumalen gewußt, daß Gegenstände eines echt ästhetischen Genusses daraus geworden sind. Dasselbe gilt von den historischen Persönlichkeiten. Auch deren Sprödigkeit hat er zu bemächtigen gewußt und den Beweis geliefert, daß nicht blos den idealen Gestalten griechischer Götter, sondern auch den ungeschlachten Leibern deutscher Rolande und Christophe das Gepräge der Schönheit aufzudrücken ist.

Unter solchen Umständen ist es in der That nicht unpassend gewesen, ihn den Walter Scott der Mark Brandenburg zu nennen; ja, er hat dieser, wenn nicht einen größern, doch mindestens einen weit schwierigern Dienst geleistet als Scott seinem Altengland und Schottland. Freilich darf uns dieser Name — wovor schon der Berichterstatter über „Der Roland von Berlin" warnt — nicht verführen, ihn für einen Nachahmer dieses Dichters zu halten: denn, abgesehen von seinem „Walladmor" und „Schloß Avalon", in denen die Nachahmung nichts als ein mystificirendes Kunststück ist, etwa in demselben Sinne ausgeführt wie Hauff's „Mann im Monde", tragen die historischen Romane unsers Dichters, namentlich die, mit denen wir es hier zu thun haben, ein durchaus selbständiges und eigenthümliches Gepräge und W. Alexis selbst ist seiner ganzen Weltanschauung, seiner Denk- und Darstellungsweise nach ein von Walter Scott durch und durch verschiedener Geist, wie nicht leicht ein anderer Dichter, der mit ihm auf gleichem Felde arbeitet. Walter Scott ist durchaus naiv, W. Alexis sentimental; Jener objectiv, Dieser subjectiv; Jener episch, Dieser lyrisch. Jener ist aus der guten alten, Dieser aus der bösen neuen Zeit: daher Jener zufrieden, Dieser malcontent; Jener gemüthlich, Dieser geistreich, Jener nichts weiter wollend, als ein treues Bild der Zeit zu geben, die er eben schildert, Dieser daneben noch dahin strebend, dieses Bild zu einem Spiegelbilde der Jetztzeit zu machen und Dies und Das hineinzuweben, was ihm eine allgemeinere, tiefer in das Leben der Gegenwart eingreifende Bedeutung gibt. W. Alexis ist durch und durch ein Kind seiner Zeit — und schon das macht es ihm unmöglich, in der Weise Walter Scott's zu dichten und darzustellen. Walter Scott versenkt sich in die Vergangenheit aus reiner Lust daran; W. Alexis nur, um sich wenigstens vorübergehend von der Gegenwart loszumachen. Aber es gelingt ihm dies nicht. Es geht ihm wie Loth's Weibe, er kann es nicht lassen, sich nach ihr umzusehen, und wenn er sie wie Sodom und Gomorrha in Flammen erblickt, erstarrt er wie sie zur Salzsäule, d. h. er bleibt, statt im Gange der Erzählung rüstig vorwärts zu schreiten, in ironischen, oft scharf gesalzenen Reflexionen stecken.

Auch in dem vorliegenden Romane fehlt es an solchen Fingerzeigen und Beziehungen nicht, und so tief sich der Verf. in die Zeit, die er schildert, eingelebt, so treu er sie wiedergibt: der Roman trägt dennoch eine durchaus moderne, subjective Färbung; man fühlt überall den Dichter mit seiner Lebensansicht heraus und merkt, daß es ihm bei seiner Erzählung nicht blos um ihrer selbst willen zu thun ist, sondern fast mehr noch um einige Winke und Andeutungen, die er gelegentlich mit der trockenen Miene eines Erzählers darf einfließen lassen. So findet sich im siebenten Capitel des dritten Bandes folgende Stelle:

> Der deutsche Adler hat zwei Köpfe. Der eine soll schauen gen Morgen, der andere gen Abend, und einer soll den andern wach halten. Denn vom Morgen und Abend droht der deutschen Nation Gefahr! Aber die beiden Köpfe wachten nicht immer zugleich, oder ein schlauer Vogel sang dem Adler ein trügerisch Lied, daß er beide Köpfe nur nach einer Seite wandte, und darüber ist ihm viel Leids geschehen. Sie haben ihn links und rechts gezupft und ihm seine besten Federn geraubt. Da gingen links im Elsaß, in Lothringen und Burgund ihm kostbare Städte verloren, daß er sich die Augen blind weinen könnte vor Schmerz. So verloren, daß man ihre deutschen Namen vergaß, und der größte Thurm, der gen Himmel ragte als Wahrzeichen deutscher Kunst und Ernstes, ward ein Franzos. Und nicht

minder herrliche Städte verschlangen die Sarmaten rechts, wo deutscher Handel und Kunstfleiß blühte und stolze Bürgerkraft. Und was noch an ihnen deutsch ist in Zucht und Sitte, daran wühlen und bohren sie, bis es zerfallen sein wird und vergessen. Das geschah unvermerkt; der deutsche Adler schief. Andere wollen wissen, er hat darum zwei Köpfe, daß die Deutschen immer zwieträchtig waren, zwieträchtig um ihre Rechte und Freiheiten; und einer wollte links, der andere rechts. Darüber ist es gekommen, daß sie nicht vorwärts konnten, sondern sie blieben zurück hinter ihren Nachbarn, und die schwächer waren von Kraft und Ernst, wurden ihnen überlegen. Noch Andere meinen, der Doppeladler bedeute die Gegenkaiser, wo zwei um die Krone stritten, und jeder meinte, er sei im guten Recht; das waren schlimme Zeiten im Reich, und doch nicht die schlimmsten. Wo offener Kampf ist unter den Besten, da stählt sich die Kraft; aber sie wird untergraben, wo sie nicht heraus darf und sich aufzehrt in heimlichem Bohren, im Lauern, Anblasen und zweizüngigen Reden. Der deutsche Adler ist noch jetzo doppelköpfig, und das ist nicht das Schlimmste. Gott aber gebe, daß er einen Leib behalte, und ein Herz, und nun, da wir's wissen, was Leid uns ward davon, daß der eine nickte und nur der andere wachte, gebe der Herr im Himmel, sage ich, daß er mit beiden Köpfen fortan ausschaue, nach Abend und Morgen. — Weil ich euch brandenburgische Geschichten erzähle, was kümmere mich, rufen wol Einige, der deutsche Adler? Den sollte ich fliegen lassen und im Lande bleiben. Ich kann es nicht. Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und wills Gott soll es bleiben des großen deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was ihn erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und zehrte das innerste Blut.

Noch in demselben Capitel läßt der Verf. Kaiser Karl IV. zu Wersonetz, seinem Kanzler, sagen:

Du bist ein Slawe und weißt das nicht. Der Deutsche liebt Ordnung, und so sie aufgeschrieben steht und untersiegelt, meint er, man kann nicht daran rütteln. Das sind kluge Fürsten, so zu Papier bringen, was zwischen ihnen feststehen soll und ihren Völkern. Die Völker glauben daran; aber wer die Macht hat, kann die Schrift doch deuten, als ihm gefällt. Diese Bulle, sage ich dir, ist golden, und wann sie der Reichstag angenommen, soll ein golden Siegel darunter hangen für alle Zeit, die kommt.

An einer andern Stelle spricht Bardeleben, ein alter Märker von Schrot und Korn, zu Ludwig dem Römer folgendermaßen:

Mit eiserner Hand, gnädigster Herr, zwingst du die Märker nimmer. Du magst mit Sturmleitern ihre Mauern erobern; so du nicht ihr Herz gewonnen, bist du nicht ihr Herr. Gerechtigkeit ist gut, die ist der Grundpfeiler eines Hauses; aber ist nichts anders drin, bleibts ein unwohnlich Haus. Man wird nicht heimisch und sehnt sich hinaus. Die Brandenburger sind leicht gewonnen, so Einer es versteht. Er muß ihr Vater sein, aber Einer, der nicht immer straft, und Alles will besser wissen, und keinen andern Sinn duldet als seinen. Muß bisweilen auch mit ihnen spielen, nachsehen ihren Schwächen, seis auch einmal, mit sich spielen lassen; es sind gute Kinder, sie gehen nicht übers Maß.

Und zum alten Woldemar, nachdem seine Macht bereits gebrochen, spricht ein alter Thürmer:

Hättet Ihr nur immer gehört, was die Leute sprachen. Nicht Alles muß man hören, denn es wird viel Dummes gesprochen. Aber was ist's mit einem Fürsten, der sein Ohr verschließt, und nicht hört, was sein Volk wünscht und denkt. Oder ist das ein Fürst, der blind ist, und nichts sieht, als was er sich einbildet, daß er es sieht.

Aus diesen Proben, die sich mit Leichtigkeit vervielfältigen ließen, ist auf das deutlichste zu erkennen, daß wir in „Der falsche Woldemar" keinen rein historischen Roman vor uns haben. Die Flut der Politik, die jetzt die ganze Literatur überschwemmt, sodaß die einzelnen Disciplinen nur noch wie Inseln daraus auftauchen, hat auch ihn, wenn nicht verschlungen, doch dermaßen mit ihrem Wasserspiegel überzogen, daß wir Alles darin doppelt sehen, einmal seiner historischen Erscheinung, das andere Mal seinem politischen Widerscheine nach. Daß ein solches Heranziehen politischer Interessen pikant und zeitgemäß sei, ist außer Zweifel; ob es sich aber auch vom ästhetischen Standpunkte aus rechtfertigen lasse, ist eine andere Frage. Manches läßt sich dagegen sagen. Die Anschauung der Vergangenheit, zumal einer solchen, die in nebelhafter Ferne vor uns liegt, setzt, wenn sie uns irgend feste, bestimmte Bilder gewähren soll, einen sichern, unverwandten Blick voraus. Wie aber ist dieser möglich, wenn die Gegenwart neben uns steht und uns ohne Unterlaß am Ärmel zupft, daß wir das Auge ihr zuwenden? Und noch dazu eine Gegenwart mit so klapperschlangenartigem Blicke wie die unserige? Eine Gegenwart, die so leicht Keinen wieder zur Ruhe kommen läßt, der ihr einmal ins Antlitz geschaut? — Und dennoch ist eine Mischung des historischen und politischen, des epischen und lyrischen Elements zur innigen und wahrhaften Einheit möglich, sobald nur der Verf. ein höheres, allgemeineres Interesse anzuregen versteht, ein Interesse, das zu allen Zeiten gilt und in dem sich nothwendig auch die Interessen der Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen müssen. Hat der Verf. dieses verstanden? Hat er sich von der rein-historischen Darstellung nicht blos entfernt, sondern auch über dieselbe erhoben? Hat er seinem Romane einen Odem einzuhauchen gewußt, der uns nicht blos wie Moderduft aus alten untergegangenen Zeiten, noch auch blos wie ein Sturmwind der Gegenwart anweht, sondern Lebensluft, ewig frisch und ewig erfrischend? Wir dürfen diese Frage mit Ja beantworten. So gründlich und sorgfältig der Verf. die Zeit, in welcher sein Roman spielt, studirt hat, so genau er bekannt ist mit allen Persönlichkeiten, die sich irgendwie in ihr hervorgethan, und mit dem Charakter des Volks im Allgemeinen, so genau er Bescheid weiß über der damaligen Geschlechter öffentliches und Familienleben, über ihre Sitten und Gewohnheiten, über ihre Rechte und Privilegien, über ihre Schicksale und Handlungen, über ihre Art zu denken und zu reden, und so sehr er es sich angelegen sein läßt, in einer Menge von höchst gelungenen Schilderungen und Charakterzügen ein treues Portrait jener Zeit zu entwerfen, so bleibt er doch bei dieser historischen Malerei nicht stehen, sondern legt dem Allem eine tiefere, allgemeingültige und hier nur in besonderm Stoffe sich versinnlichende Idee unter, die das Ganze trägt und zusammenhält und ihm das Gepräge eines höhern ästhetischen Kunstwerks aufdrückt. Diese Idee ist keine andere als die, welche sich, so oder so modificirt, durch alle Tragödien hindurchzieht, nämlich die tragische Wahrheit: daß

alle individuelle Größe vor der Macht des Absoluten nichts ist, und nothwendig in sich zerfallen und untergehen muß, sobald sie sich über sich selbst erhebt und den ihr angewiesenen Standpunkt im Verhältniß zum Absoluten aus dem Auge verliert.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere französische Literatur.

1. Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13me, 14me et 15me siècles, publ. par *A. Jubinal*. Zwei Bände. Paris 1839—42.

Obgleich bereits verschiedene Sammlungen der sogenannten französischen Fabliaux vorhanden sind, so war doch eine ganz beträchtliche Anzahl dieser einfachen Erzählungen noch nicht zusammengestellt, die theils einen rein poetischen Werth haben, theils auch für die Geschichte nicht ganz ohne Interesse sind. Gegen 1750 gab zuerst ein fleißiger Philolog, Namens Barbazan, in drei Bänden eine Auswahl dieser kleinen Dichtungen, an denen unsere Vorältern so großes Gefallen fanden. Legrand d'Aussy überarbeitete dieselben und verwischte dadurch zum Theil die naive Sprache, die ihnen einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Der scharfsinnige Sprachforscher Jubinal, dem die Geschichte der altfranzösischen Literatur verschiedene sehr gediegene Arbeiten verdankt, hat sich nun die Mühe gegeben, alle Dichtungen dieser Art, die bisher den Herausgebern entgangen oder in einzelnen seltenen Werken zerstreut sind, zusammenzustellen. Die beiden Bände, die er damit gefüllt hat, bilden eine reiche Nachlese zu den vorhandenen Sammlungen. Wir finden darunter manchen tollen Schwank, manche heitere Poesie, und die Kenntniß der Sitten der damaligen Zeit geht dabei nicht leer aus. Obgleich der größte Theil dieser Fabliaux unmittelbar aus dem Volksleben gegriffen ist, so finden wir doch überall, wie auch in den gleichzeitigen deutschen Poesien, ein Streben, die Geschichte der neuern Völker an die des Alterthums anzuknüpfen. So finden wir z. B. eine Sage, welche den Namen Albion auf folgende originelle Art erzählt: „Es gab einmal einen König und eine Königin in Griechenland, die 30 Töchter hatten. Die älteste derselben hieß Albine. Alle diese jungen Mädchen verheiratheten sich; aber das eheliche Leben behagte ihnen nicht lange und sie faßten den Entschluß, ihre Männer zu erwürgen. Die Verschwörung ward indessen entdeckt und man warf die Schuldigen auf ein Schiff, das man ohne Mast und Steuer dem Spiel der Wellen überließ. Der Wind trieb es von ungefähr an eine ferne, unbekannte Küste. Albine war die erste, die auf das Land sprang und ihm den Namen Albion beilegte."

2. Soixante ans du Théâtre français par un amateur né en 1769. Paris 1842.

Dieser „Liebhaber", der uns hier einige Episoden aus seinen Denkwürdigkeiten gibt, ist, wie der Titel sagt, im J. 1769, also in der besten Gesellschaft geboren; denn es war im nämlichen Jahre, als Bonaparte, W. Scott, Cuvier und mehre andere große Männer das Licht der Welt erblickten. Was haben nicht Die gesehen und gehört, die zu jener Zeit geboren sind! Sie waren 20 Jahre alt, als der furchtbare Sturm losbrach, der nach mehr als funfzigjährigem Wüthen noch nicht ganz ausgetobt hat. Was für großartige Ereignisse haben sie nicht sich vollenden, welche Schar gigantischer Männer vorüberschreiten sehen! Der Verf. dieses kleinen Bändchens — der, wie uns von guter Hand versichert wird, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten von Paris ist — erzählt uns nichts von dem großen politischen Drama, dessen Zuschauer er gewesen ist und in dem er vielleicht selbst mit eine Rolle gespielt hat. Er führt uns statt der Schauspieler der Geschichte die Helden und Könige der Coulissen vorüber. Die Reihe derselben ist lang. Mehre Generationen schreiten an uns vorüber. Diese kleine Schrift ist eine höchst interessante Lectüre. Wir finden in derselben sehr gelungene Portraits der besten Schauspieler der französischen Bühne und geistvolle Bemerkungen über das Theater im Allgemeinen. Der Theaterfreund wird sich daran ergötzen, aber der Schauspieler kann daraus mannichfache Belehrung schöpfen. So kann es als ein Anhang zu der reichen „Collection des mémoires sur l'art dramatique" betrachtet werden, bei deren Besprechung Varnhagen von Ense sehr bedauert, daß wir in unserer Literatur so wenig ähnliche Werke besitzen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 69. —— 10. März 1843.

Der falsche Woldemar. Roman von W. Alexis. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Der concrete Träger dieses Gedankens ist die Hauptfigur des Romans, der falsche Woldemar selbst. Der Verf. hat in ihr eine echt-tragische und darum nicht blos historisch, sondern auch ästhetisch interessante Persönlichkeit hingestellt und es zugleich verstanden, ihren allgemein-tragischen Typus auf eine neue und eigenthümliche, ja pikante Weise zu gestalten. Echt-tragisch ist der falsche Woldemar, weil er mit seiner Feinheit und Klugheit, mit seinem richtigen Takt, mit seiner ihm wie angeborenen Würde und Majestät, mit der Gewalt seiner Rede, mit seiner klaren Erfassung der Zeitverhältnisse, mit der Weisheit und Gerechtigkeit seiner Maßregeln und Handlungen, mit der Sicherheit in allen seinen Schritten, kurz mit allen seinen außerordentlichen Eigenschaften einerseits als wahrhaft groß und bewunderungswürdig dasteht, und andererseits doch nicht groß genug ist, in der Beurtheilung und Messung seiner selbst das richtige Maß zu halten, und in Folge dieser Selbstüberschätzung von einer höhern Macht gezwungen wird, von der errungenen Höhe wieder herabzusteigen. Eigenthümlich und pikant aber ist dieser tragische Zug seines Charakters, weil die Selbstüberschätzung, die ihn stürzt, anfangs gerade Mäßigung und Demuth, eine Verleugnung der individuellen Größe, eine Hingebung an die Gottheit zu sein scheint. Nachdem er nämlich durch das Geschick, mit dem er alle Umstände zu nutzen und selbst Diejenigen, welche ihn als Puppe zu gebrauchen dachten, sich dienstbar zu machen versteht, sowie besonders durch die Gewährung Dessen, was der armen Mark Brandenburg noththat und wonach das Volk verlangte, mit dem markgräflichen Titel auch die markgräfliche Macht erlangt hatte, beginnt er plötzlich selbst vor der Größe Dessen, was er errungen, zu staunen und kann es sich nicht anders als aus übermenschlichen, göttlichen Kräften heraus erklären. Mit gottergebener Frömmigkeit verzichtet er demgemäß auf den Ruhm, aus eigenem Antriebe und mit eigenen Kräften gehandelt zu haben, er gibt in Allem Gott die Ehre, und so scheint es gerade, als sei er weit entfernt von jeder Selbstüberhebung, die einem tragischen Ende zuführen könne. Und doch ist, wie es der Verf. überraschend zu wenden versteht, gerade diese scheinbare Demuth sein Stolz, diese Selbstverleugnung sein Hochmuth. Er sieht in sich nunmehr das Werkzeug, das die Gottheit ausdrücklich sich zum Rüstzeug ausersehen hat; er glaubt sich direct von Oben gesandt und ausgerüstet mit Kräften, vor denen alle irdischen weichen, ja selbst die Gesetze der Natur sich beugen müssen; er erkennt in sich einen Gesalbten des Herrn, dem selbst die Engel und himmlischen Heerscharen ihre Dienste zu leisten haben. Dieser demüthige Hochmuth, dieser fromme Götzendienst, den das Ich mit sich selbst treibt, — und der leider noch heutzutage öfter gefunden wird, als man glauben sollte — dieser ist es, der ihn, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne des Worts, aufs Eis führt, das unter ihm zusammenbricht und ihn versinken läßt, zwar nicht dergestalt, daß er mit Leib und Leben zu Grunde geht, so jedoch, daß er zurückkehren muß in die Stille und Vergessenheit, wo er Zeit hat, seinem Irrthum nachzudenken.

Unter der großen Masse der übrigen Figuren, von denen die meisten der Geschichte entlehnt sind, befinden sich noch viele ausgezeichnete. Vor Allem muß die Charakteristik Karl's IV., des bairischen Ludwig und der Gräfin von Nordheim hervorgehoben werden. Im Ganzen jedoch bleibt der Roman in dieser Beziehung ein wenig hinter den frühern Werken des Verf. zurück. Während wir im „Cabanis", sowie in den Zeitnovellen des Verf., dem „Hause Düsterweg" und namentlich den „Zwölf Nächten" gerade den außerordentlichen Reichthum an mannichfaltigen und verschiedenartigen Charakteren bewundern müssen, leiden die hier gebotenen an einer gewissen Eintönigkeit und entbehren der bestimmtern, unterscheidenden Umrisse und einer sehr eigenthümlichen Färbung. Sie verschwimmen gleichsam im Nebel, der über die ganze Zeit ausgebreitet ist. Besonders gilt dies von den brandenburgischen Rittern und Bürgern, den Bardeleben, den Grote, den Lüddeke, den Tile Wardenberg, den Betkin Osten, den Betke Botel, den Uchtenhagen, den Koteritz, den Itzenplitz und wie sie sonst noch heißen mögen, die zwar an sich ganz derbe und handfeste, auch originelle und interessante Persönlichkeiten sind, sich aber untereinander doch gar zu ähnlich sehen und nicht eng genug in die eigentliche Verwickelung und Entwickelung verflochten sind. Auch Heinrich

und Adelheid, welche das romantische Element der Liebe zu vertreten haben, heben sich nicht individuell genug aus der großen Masse heraus und sind überhaupt etwas dürftig und gewöhnlich ausgefallen. Wahrscheinlich sind sie absichtlich nach dem Muster der Volksbücher so einfach zugeschnitten und es mag sich Manches dafür sagen lassen; dem gesteigerten Geschmacke unserer Zeit jedoch dürfte der Verf. nicht damit genügt haben. Weit höher steht der Roman rücksichtlich der Zeichnung von Scenen und Situationen. Hier entfaltet der Verf. die ganze Gewandtheit seiner Feder, und einige wenige ausgenommen, die zu allgemein sind und nicht lebendig genug in den Fortschritt des Ganzen eingreifen, sind sämmtliche nicht blos spannend und ergreifend, sondern auch reich an innern Schönheiten und psychologischen Feinheiten und tragen in sich eine ebenmäßige Gliederung und Abrundung. Besonders ist ihm die Darstellung des Graussigen und Schauerlichen vortrefflich gelungen; des Heitern und Freundlichen ist daneben fast zu wenig vorhanden.

Was endlich die äußere Darstellung betrifft, so ist diese, wie aus den oben mitgetheilten Proben hervorgeht, durchaus chronikartig gehalten, deren Eigenthümlichkeit außer der ungewöhnlichen Anwendung einzelner Wörter, z. B. „als" für „wie", besonders in dem Übergehen aus dem Verhältniß der Hypotaxis in das der Parataxis besteht. W. Alexis ist schon beim „Roland von Berlin" deshalb angegriffen, und es zeugt von seiner zähen Ausdauer, auf die wir schon oben hingedeutet, daß er dennoch nicht davon abgelassen hat. Vieles spricht allerdings dafür, namentlich die Naivetät des Ausdrucks, die in unserm modernen Stil durchaus nicht in gleichem Maße zu erreichen ist; aber das bleibt immer dagegen zu erinnern, daß damit der moderne Geist, der trotzdem das Ganze durchweht, doch nicht zugedeckt werden kann, und daß mithin eine Dissonanz zwischen Innerm und Äußerm entsteht, fast wie sie uns aus neuerbauten alten Burgen anzuklingen pflegt. Überhaupt behält eine Form, die keine ursprüngliche, sondern blos angeeignete ist, immer etwas Hemmendes und Fesselndes und der producirende Geist kann sich in ihr nicht mit vollkommener Freiheit bewegen. Wir sind daher überzeugt, daß dieser Umstand besonders dazu beigetragen hat, daß dem Verf. die Zeichnung der Figuren, deren er sonst in so hohem Grade Meister ist, diesmal weniger gelungen ist, und daß sich überhaupt weniger einzelne Züge und Gedanken finden, die den Charakter einer leicht und unmittelbar schaffenden Genialität tragen. Ist dies zu beklagen, so muß dagegen andererseits auch anerkannt werden, daß damit zugleich die genialen Auswüchse, an denen seine frühern Productionen hier und da kranken, weggefallen sind und daß überhaupt dieser Roman eine durchgreifende Einheit in Zuschnitt und Färbung besitzt, wie noch keiner seiner frühern. So ist es denn der Poesie des Verf. auch in dieser Beziehung ergangen wie der Mark Brandenburg, von der er am Schlusse des Werks sagt, daß es ihr mit jedem neuen Jahrhunderte immer besser geworden sei. Gebe der Herr, fügt er als letzte Worte hinzu, daß es immer besser wird! und so möge denn auch unsere Anzeige mit diesem frommen Wunsche geschlossen sein.

Richard Morning.

Lebenslauf eines florentinischen Kaufmanns im 16. Jahrhundert.

Unter den Reisenden, welche Ostindien in den ersten Jahrzehnden besuchten, nachdem Vasco de Gama den Seeweg nach dessen Küsten zurückgelegt hatte, verdient der Florentiner Giovanni da Empoli eine ehrenvolle Stelle. Dreimal segelte er, ostwärts gewandt, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches den alten Namen des Cabo tormentoso mit dem tröstlichern vertauschen mußte, den es noch heutzutage führt; von der dritten Reise kehrte er nicht wieder in die Heimat zurück. Relationen über seine beiden ersten Fahrten, von 1[illegible] und 1[illegible], finden sich in den florentiner Bibliotheken. Ein Fragment der ersten derselben, die Giovanni für den Gonfaloniere Pier Soderini entwarf, theilte Ramusio in seiner großen Sammlung von Reiseberichten mit; vollständig werden sie nächstens, von Anmerkungen und Documenten begleitet, in Florenz erscheinen und diesem jung gestorbenen Kaufmann und Seefahrer den Platz anweisen, der ihm neben seinen Landsleuten Frescobaldi, Sigoli, Vespucci, Sassetti, Buonsignori, Strozzi u. A. gebührt. Unter den alten Schriften, die sich auf Giovanni da Empoli beziehen, ist eine Skizze seines vielfach thätigen Lebens, welche einige Jahre nach seinem Tode von Girolamo da Empoli, seinem Vatersbruder, aufgesetzt ward*), ebenso interessant wegen der lebendigen Anschauung, die sie uns vom Lebensgange der Handelsleute jener Zeit gibt, wie sie durch den in seiner Einfachheit liebevollen Ton, in dem sie geschrieben, für sich einnimmt. So möge sie denn, mit einigen Abkürzungen, hier eine Stelle finden. 40.

Es ist eine alte Sitte, die Handlungen Derer zu beloben, welche in Ehren und Tugend gelebt haben. Diese Sitte kann nur eine treffliche genannt werden, weil sonst viele preiswürdige Thaten in Vergessenheit gerathen und wir folglich gegen das Andenken vieler wackerer Männer höchst ungerecht sein würden; anderntheils auch weil die Nachwelt großen Vortheil davon zieht, indem sie angetrieben wird, das Beispiel nachzuahmen, welches ehrenwerthe Vorfahren ihr gegeben. Aus diesem Grunde habe ich beschlossen, das Leben des Giovanni da Empoli, eines florentiner Bürgers und meines Neffen, zu beschreiben: denn dieser Giovanni war zu seiner Zeit sehr berühmt, weil er beinahe alle Länder der Welt bereist hatte, namentlich Indien, welches vor etwa 50 Jahren durch den König von Portugal entdeckt worden. Nach diesem Lande unternahm Giovanni zwei Reisen, von welcher er nach seiner Rückkehr seinem Vater Leonardo genaue Nachricht ertheilte, aus welchen Nachrichten später ein Büchlein gemacht worden ist, worin sich von Allem Kunde findet, von den Häfen, Ländern, Städten und Völkerschaften, Gebräuchen und Gesetzen, Maßen und Gewichten; welche Waaren, Specereien, Gewürze man dort findet und woher sie kommen, wo man die Perlen fischt, wo die Rubine, Diamanten und andere Edelsteine vorkommen, und wo die Gold- und Silbergruben sind: Alles getreu und wahrhaft dargestellt, ohne Schminke noch Lüge, wovon leicht sich überzeugen mag der das Büchlein zur Hand nimmt. Was nun gegenwärtige Lebensbeschreibung betrifft, so möchte Mancher dafür halten, sie wäre besser von einem gelehrten und beredten Manne verfaßt worden,

*) Diese „Vita di Giovanni da Empoli da che nacque a che morì scritta da Girolamo da Empoli suo zio" wurde nach einem Autographon in der Magliabechi'schen Bibliothek zu Florenz mitgetheilt von F. L. Polidori in dem livorneser Taschenbuche „La vita del pensiero" für 1842. In Moreni's „Bibliografia storico-ragionata della Toscana", Bd. 1, ist die Handschrift aufgeführt; in Cinelli's unedirter „Storia degli scrittori fiorentini" finden sich des Giovanni da Empoli Reiseberichte verzeichnet. Die Herausgabe dieser letztern wird durch die Herren G. C. Gargiolli [illegible] und Polidori geschehen.

welcher sie durch schöne Worte und Beispiele hätte ausschmücken können. Auf der andern Seite aber bedachte ich, daß eine schlichte wahrhafte Darstellung, wie ich sie mit dem geringen Verstande, den Gott mir gegeben, liefern konnte, dem Zwecke vielmehr entspräche, der Wahrheit nämlich die Ehre zu geben. Wie dem aber auch sein möge, so kann ich nicht umhin, einige Scham zu empfinden, weil ich etwas unternommen, wozu meine Fähigkeiten mich wenig berechtigten, und ich würde es unterlassen haben, stünde eine solche Arbeit einem Verwandten nicht besser an als einem Fremden, und empfände ich nicht eine innige Liebe zu Giovanni und Dankbarkeit wegen des ehrenvollen Namens, den er uns hinterlassen hat.

Giovanni da Empoli also kam zur Welt am 27. Oct. 1483 und von seiner Geburt konnte man wie von der des Täufers sagen: „Multi in nativitate sua gaudebant et congratulabantur vicini et cognati ejus." Denn er war der erste Sohn seiner Ältern und ward nach sechs Töchtern geboren: denket drum, wie groß die Freude war! Bei der Taufe ward ihm nach seinem Großvater der Name Giovanni beigelegt. Diesem wurde er gleich, weil er ein guter Kaufmann gewesen war: denn zu seiner Zeit war Giovanni mein Vater zugleich mit seinem Bruder Jacopo Theilnehmer an einer großen Specereihandlung des Giovanni Baroncini in Calimara*), zu den Schlüsseln, welche Stadt und Gegend versorgte. Der Knabe war von Körper wohlgebaut, nicht zu stark noch mager, nicht groß noch klein, er sah gut aus, war von sanguinischem Temperament, nicht ärgerlich noch heftig, sondern vielmehr heiter und gefügig, rasch im Lernen, sodaß er im Alter von sieben Jahren den Psalter mit Leichtigkeit las und mit 13—14 Jahren recht gut Latein verstand. Zu jener Zeit waren als Lehrer in unserer Stadt Girolamo del Maestro, Priester Guasparre von Massa und Luca aus Florenz selbst, alle gute Meister der Grammatik, überdies Francesco von Urbino und ein anderer Namens Guerrino, die sämmtlich sehr geschickt waren. Zu allen diesen ging Giovanni in die Schule, sodaß er große Fortschritte machte. Auch lernte er etwas Griechisch und hätte er mit dem Studiren fortgefahren, so würde er ein Gelehrter geworden sein. Der Vater gab sich große Mühe mit ihm und ließ ihn zu Hause wiederholen, was er in der Schule gelernt hatte, sodaß ihm zum Spielen wenig Zeit blieb. Ja, man kann sagen, er sei nie Kind gewesen: denn auch beim Spielen beging er nie kindische Streiche. Im Schreiben und Rechnen unterwies ihn der Vater selbst, und um ihn nie müßig zu lassen und ihm Kenntniß von göttlichen Dingen und der heiligen Schrift beizubringen, hatte der Vater ihm ein Büchlein gemacht, in welchem viel aufgeschrieben stand aus der Bibel, aus den Psalmen nämlich, den Parabeln Salomon's, dem Ecclesiastes, aus den Evangelien und den Briefen des heiligen Paulus, nebst vielen schönen Sprüchen von St.-Augustin und St.-Ambrosius. In diesem Büchlein ließ er ihn studiren, damit er bekannt würde mit den göttlichen Dingen und Freude daran finden möchte.

An Festtagen ging Giovanni immer in die Brüderschaft Johann des Evangelisten. In jener Zeit pflegten, gemäß den Auffoderungen und Ermunterungen des Paters Fra Girolamo von Ferrara**), welcher gegen die unehrbaren Handlungen und Laster, die in der Stadt begangen wurden, namentlich aber gegen Spiel und Lästerungen predigte, die Kinder, namentlich die zu den Brüderschaften gehörenden, sich zu versammeln und Anführer und Räthe zu wählen, mit denen sie durch die Stadt zogen, um den Spielen und dem gotteslästerischen Treiben ein Ende zu machen. Zum Anführer der Brüderschaft des Evangelisten wurde ein Sohn Messer Luigi's della Stufa gemacht, Namens Prinzivalle, und Giovanni wurde sein Rath und legte Ehre damit ein. Sie zogen, wie gesagt, durch die Stadt, Würfel und Spielkarten wegnehmend; gleicherweise machten sie es auch mit den Liebesgeschichten und ausgelassenen Novellen, welche alle ins Feuer geworfen wurden. Und wenn sie auf den Straßen irgend einer aufgeputzten Frau begegneten, deren Kleidung den Anfoderungen der Sittsamkeit nicht entsprach, so begrüßten sie dieselbe mit spöttischer Höflichkeit und sagten: Edle Frau, bedenket, daß Ihr sterben und allen Pomp und Putz verlassen müßt und alle diese irdische Eitelkeit. So kam es denn, daß manche, wenn auch ungern, aus Scham dem Luxus entsagte. Auch unehrbare Männer beflissen sich eines bessern Wandels, aus Furcht, aufgefunden und mit den Fingern gewiesen zu werden. Im Lande herum zogen ähnliche Gesellschaften, zum Theil mit gutem Erfolge, sodaß die Sachen erwünschten Fortgang hatten und die Jugend oft in San-Marco zusammenkam, Rath zu pflegen. Nachmals traf es sich, daß an dem Tage, wo das tumultuirende Volk San-Marco stürmte und Fra Girolamo nebst Fra Domenico und Fra Silvestro gefangen genommen ward, Giovanni sich im Kloster befand und, da es nicht möglich war dasselbe zu verlassen, den ganzen Verlauf des Kampfes mit ansah. So blieb er denn die ganze Nacht über in dem Bibliotheksaale und betete mit den Novizen, worauf er am folgenden Morgen unverletzt nach dem Vaterhause zurückkehren konnte. Nachdem, durch Fra Girolamo's Unterliegen, das Licht erloschen war, das uns erleuchtet, blieben wir in der Finsterniß: wer Gutes that, ward verfolgt und das Gute unterlag. Alles Dies habe ich erzählt, um zu zeigen, wie er aufwuchs und in welchem Geiste und welchen Handlungen seine Jugend verfloß.

Nach jenen Vorgängen nahm sein Vater ihn in das Wechselgeschäft, welches er damals am Canto alla Paglia betrieb. Dort begann er alle Arten von Silber- und Goldmünzen kennen zu lernen, und ihren Werth und Gehalt; auch erwarb er sich einige Kenntniß von Juwelen und lernte Buch halten, sodaß er bald in jenem Geschäfte sehr erfahren ward. Darüber kam das große Jubeljahr 1500. Zahlreiche Reisende begannen durch die Stadt Florenz zu ziehen, Ungarn, Flamänder, Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen und andere Nationen, und Giovanni hatte viel mit ihnen zu thun, wechselte Gold- und Silbermünzen, lernte auf Deutsch und Ungarisch zählen und behielt auch sonst viel von ihren Sprachen. Das bischen Latein, welches er verstand, kam ihm dabei trefflich zustatten. So verstrich das ganze Jahr unter anhaltender Beschäftigung. Es war große Nachfrage nach Kreuzern und Gulden, denn viele Fremde, namentlich die Deutschen, wollten solche einwechseln, sodaß Giovanni auf den Gedanken kam, nach Siena zu gehen und diese Münzsorten aus den dortigen Banken zu holen, wo es deren viele gab, sodaß er mit großem Vorrathe nach Florenz zurückkehrte. Es traf sich nachmals, daß Martino Scarsi, ein edler und wackerer florentiner Bürger, der ein Handlungshaus zu Brügge in Flandern*) hatte, wo Giovangualberto Buona-

---

*) Eine in der Geschichte des florentiner Handels wohlbekannte, mit Magazinen, Kaufläden u. s. w. gefüllte Straße, nicht fern vom jetzigen Mercato nuovo.

**) Savonarola. Er hielt seine ersten (Fasten-)Predigten in Florenz 14[illegible]. Die Zeit seines größten Einflusses auf das Volk waren die Jahre 14[illegible]5—97. Die Feuerprobe, welcher der im Texte erwähnte Angriff auf das Dominicanerkloster folgte, sollte am 8. April 14[illegible] stattfinden; Fra Girolamo's Todestag war der 23. Mai. Die Umzüge durch Stadt und Land, unter Gesängen und Autodafe von Bildern, Büchern und Luxusgegenständen sind bekannt. Prinzivalle della Stufa, der unter den damaligen Führern der Jugend vorkommt, war nachmals einer der eifrigen Medicei'schen Parteigänger (Palleschi).

*) Brügge und Lyon waren von Altersher die beiden größten Handelsplätze, wo die florentiner Kaufleute und Wechsler Magazine und Comptoire hielten. Das in der Erzählung genannte Haus der Rasi in Lyon war ein sehr angesehenes: Machiavell erwähnt dieser Landsleute wiederholt in seinen französischen Gesandtschaftsdepeschen. Die Gualterotti und Frescobaldi waren alte florentinische Familien, von denen letztere, die schon im 13 Jahrhundert eine nicht unwichtige Rolle spielten (in den bürgerlichen Unruhen der Dante'schen Epoche), noch existiren. Die Affetati sind wahrscheinlich eins mit den Affaitati von Cremona.

grazii sein Genosse war, einen jungen Mann zur Besorgung der Geschäfte dahin zu senden vorhatte. Da er nun von Giovanni so viel Rühmliches hörte, fragte er ihn, ob er dahin gehen wollte, worauf Jener zur Antwort gab: er sei es zufrieden, sofern sein Vater einwillige. Da der Vater die Zustimmung gab, nahm Martino ihn an. Dieser besaß eine gewisse Zahl schöner Perlen und werthvoller Edelsteine, welche er gut zu verkaufen wünschte. Mithin sandte er den Giovanni nach Ferrara, wo derselbe sich seines Auftrags entledigte, einen guten Handel machte und bei seiner Rückkehr zu Martino's Zufriedenheit Rechnung ablegte. Letzterer hatte unterdessen nach Flandern seinem Geschäftsgenossen gemeldet, er werde den Giovanni senden: Giovangualberto antwortete, er hätte lieber gesehen, wenn sein Bruder Vittorio gekommen wäre, und Martino, als ein wackerer Mann, wollte beide befriedigen und das einmal gegebene Wort nicht zurücknehmen. Obschon nun Giovanni lieber allein gegangen wäre, so dachte er doch, daß es ihm in Flandern in diesem oder einem andern Handelshause an Mitteln zum Fortkommen nicht fehlen werde; er brachte seine Sachen in Ordnung, kaufte sich ein Pferd und Kleidung, und mit so viel Geld, als zur Reise nöthig, machten die beiden jungen Leute sich auf den Weg. Vor der Abreise nahm er Abschied von Allen im Hause, besonders von seinem Vater und Oheim, und da er demüthig um den Segen bat, ertheilte ihm der Vater denselben mit großer Zärtlichkeit und unter vielen Thränen, und das Büchlein ihm gebend, worin jene schönen Dinge aus der heiligen Schrift geschrieben standen, empfahl er ihm darin zu studiren und in allen seinen Handlungen Gott vor Augen zu haben. Manches Schöne noch hatte der Vater jenem Büchlein hinzugefügt. So reiste er, im Namen Gottes, am 14. März 1501, in einem Alter von 18 Jahren und 5 Monaten.

In Lyon angekommen, kehrten die beiden Jünglinge bei unsern Landsleuten, den Nasi, ein, wo ihnen große Ehre erzeigt ward; dann setzten sie ihre Reise fort, kamen glücklich an und wurden gut aufgenommen. Giovanni blieb nun in jenem Geschäft gegen neun Monate, Alles ausführend, was ihm aufgetragen ward, zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Die Landessprache lernte er so gut, daß er selbst Alle, welche längere Zeit dort gewesen, hinter sich ließ. Da geschah es, daß die Gualterotti und Frescobaldi einen jungen Mann zur Betreibung ihrer Geschäfte nach Calicut in Indien senden wollten. Viele junge Florentiner von guter Familie bewarben sich um diese Stelle, Giovanni aber ward gewählt unter vortheilhaften Bedingungen. Sie setzten sodann eine Schrift auf über Alles, was ihm zu thun obliegen sollte auf dieser Reise, und es ward ausgemacht, daß ihm für seine Bemühungen der fünfte Theil des Gewinns anheimfallen werde. In diesen Aufträgen verließ er also Brügge am 27. Dec. 1502 und verfügte sich nach Lissabon in Portugal, wo er bei dem ehrenwerthen Herrn Giovan Francesco degli Affetati, einem reichen Kaufmann, einkehrte. In dessen Hause war ein junger Florentiner, Namens Luca Giraldi, welcher für die Gualterotti Geschäfte machte und dem Giovanni eine gute Aufnahme verschaffte. So wurde ihm denn ein Platz auf einem von vier Schiffen zugeführt, welche Girolamo Sernigi, unser Landsmann und angesehener Handelsherr, für den König (Emmanuel) von Portugal ausrüstete. Am 6. April 1503 segelte diese Flotte von Lissabon ab, und Giovanni befand sich auf dem Schiffe des Alfonso d'Albuquerque, welcher der oberste Befehlshaber der Expedition war. Welche Namen die Fahrzeuge hatten und wie groß ihr Tonnengehalt war, erinnere ich mich nicht mehr. Die Reise war glücklich und der Zweck wurde erreicht, sodaß Giovanni am 16. Sept. 1504 von seiner ersten Fahrt nach Calicut mit Ehren und Vortheil in Lissabon wieder eintraf. Von dort begab er sich nach Flandern zu seinen Handelsherren, die ihn mit großer Freude empfingen und denen er berichtete, was Alles er auf dieser Reise für sie ins Werk gesetzt. Ihre Zufriedenheit war um so größer, als Giovanni ihnen genaue Rechnung ablegte und bedeutenden Gewinn nachwies. Am 22. Oct. 1506 kam er nun nach Florenz. Er brachte Briefe an den erlauchten Piero Soderini*), des Staates lebenslänglichen Gonfaloniere, der ihn sehr gern sah, als er sich zu ihm verfügte, sie zu überreichen. Nachdem sie über Vieles gesprochen, sagte ihm der Gonfaloniere, es möge ihm gefallen am nächsten Tage zurückzukehren, um mit mehr Ruhe manches bereden zu können. Als nun Tags darauf Giovanni sich bei ihm einfand, traf er ihn in dem kleinen Saal, in welchem er Audienz zu geben pflegte, und bei ihm viele der vornehmsten Bürger, die er hatte rufen lassen, damit sie aus Giovanni's Munde Kunde von jenen Ländern erhalten sollten. Als nun der Jüngling eintrat und seine Reverenz und Begrüßungen machte, fragte ihn Messer Piero nach jenen Gegenden. Ob wol Giovanni durch die Gegenwart so vieler angesehenen Personen in Verlegenheit gesetzt ward? Keineswegs, sondern stehend vor dem Gonfaloniere begann er zu erzählen von der Zeit an, wo er Lissabon verlassen hatte, und was ihm während der ganzen Reise begegnet bis zu seiner Rückkehr. So berichtete er denn einfach und in der Ordnung und nannte Hafen nach Hafen, Land nach Land, und welche Völkerschaften, Gesetze, Sitten er gefunden; welche die Waaren seien, die Gewichte, Maße und Münzen; wo der Pfeffer, der Zimmt, die Würznelken und Anderes wachsen, wo man die Perlen fischt und Diamante und Rubine findet; nebst vielen andern schönen Dingen, sodaß es den Anwesenden wunderbar vorkam, dies Alles in einem Zuge erzählen zu hören. Denket, es gingen zwei Stunden darüber hin! Als er nun fertig war und sich gebührend verabschiedete, machte der Gonfaloniere ihm viele Anerbietungen und sagte, es würde ihm sehr lieb sein, alles dies schriftlich zu besitzen. Giovanni versprach es und brachte ihm später die Schrift; überdies schenkte er der Madonna Argentina, Messer Piero's Hausfrau, ein schönes Stück feiner Leinwand, das er aus Indien mitgebracht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der Neapolitaner Congiamila schrieb eine „Embryologia sacra", in der ein Theil der Medicin mit der Religion in Beziehung gebracht wird. Gegenwärtig erhalten wir ein Werk, das den Zusammenhang dieser beiden Wissenschaften noch weiter durchführt. Es hat den Titel: „Essai sur la théologie morale considérée dans ses rapports avec la physiologie et la médicine", von P. J. C. de Breyme. Der Verf. ist Doctor der Medicin und zugleich Mitglied des Trappistenordens. Er theilt sein Werk in vier Abtheilungen. Die erste umfaßt die Temperamente, die zweite Alles, was sich auf das sechste Gebot bezieht, die dritte die Embryologie und in der vierten werden mehre interessante Partien, z. B. der Magnetismus, die Monomanien u. s. w., behandelt.

Alexandre de Lavergne ist durch mehre geistreiche Beiträge zu der „Revue de Paris" und zu andern periodischen Blättern, sowie durch verschiedene Romane bekannt. Sein neuestes Werk ist der historische Roman „La duchesse de Mazarin". Lavergne hat die Geschichte der Nichte des großen Staatsmannes, der berühmten Hortense de Mancini, deren Leben so sonderbar, so abenteuerlich und romantisch war, mit Glück behandelt.

Der Ingenieur d'Olincourt wird binnen kurzem ein Werk herausgeben, das ein hohes Interesse sowol in historischer als in artistischer Beziehung haben wird. Es ist dies eine Auswahl der hervorragendsten Bauwerke Frankreichs. Er wird dabei nicht nur die öffentlichen Gebäude, sondern auch Privathäuser und Monumente berücksichtigen, insofern sie vom architektonischen oder vom geschichtlichen Standpunkte aus ein Interesse bieten.
2.

---

*) Pier Soderini bekleidete von 1502—12 die oberste Magistratstelle in der Republik. Argentina, seine Gemahlin, war aus dem berühmten Hause der Malaspina.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 70. —— 11. März 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Dritter Artikel.*)

Petition an die hohe zweite Kammer der sächsischen Ständeversammlung um Herbeiführung eines erträglichen Rechtszustandes in Sachen der Presse. Als Manuscript für die Mitglieder der hohen Ständeversammlung gedruckt. Leipzig, gedruckt bei Breitkopf und Härtel.

Unter den zahlreichen Erscheinungen auf dem Felde der politischen Literatur greifen wir obige Schrift gleich heraus, weil ihre praktische Tendenz nur so lange dauert, als die Kammern in Sachsen noch versammelt sind, und wir daher eilen müssen, wenn wir mit unserer Besprechung nicht zu spät kommen wollen. Die Schrift ist nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur als Manuscript gedruckt; wir glauben uns aber zu ihrer Besprechung um so mehr berechtigt, als wir weniger auf ihren besondern Inhalt und ihre specielle Fassung eingehen werden, als vielmehr einige allgemeine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Presse daran knüpfen wollen, wozu sie uns nur besondere Gelegenheit gibt. Die Petition ist übrigens von einer Anzahl leipziger Literaten unterzeichnet, von Schriftstellern von Profession, welche allerdings noch näher und unmittelbarer bei dieser Frage betheiligt sind als das übrige sächsische und deutsche Publicum, wiewol in ihren mittelbaren Folgen zuletzt jeder Mitlebende bis zum Säugling und ärmsten Tagelöhner von der günstigern oder ungünstigern Lösung dieser tief eingreifenden Angelegenheit berührt wird.

Wir wollen vorweg bemerken, daß die Petition gut geschrieben ist, daß sie namentlich mit lebhaften Farben die unendlichen und unerträglichen Nachtheile schildert, welche die Censur auf den Charakter und auf die Thätigkeit des Schriftstellers ausübt. Indessen geht sie nicht auf völlige Abschaffung der Censur aus, sondern sie verlangt nur: a) Preßfreiheit für die Besprechung innerer (sächsischer) Angelegenheiten. b) Aufhebung der Censur für alle Schriften über 20 Bogen. c) Aufhebung der Nachcensur (eine dem Königreiche Sachsen eigenthümliche Erfindung und Institution). d) Aufhebung der „Concessionen auf Widerruf" für Zeitungen und Tageblätter. e) Ein dem §. 35 der sächsischen Verfassungsurkunde entsprechendes Preßgesetz. f) Handhabung dieses zu promulgirenden Gesetzes durch die Justizbehörde.

Die Erfüllung dieser Foderungen glauben die Petenten in die Machtvollkommenheit der Staatsregierung Sachsens gestellt, indem sie dieselben vermöge ihrer souverainen Stellung zum deutschen Bunde und nach den Bundes- und Landesgesetzen gewähren könne; sie berufen sich dabei auf die karlsbader Beschlüsse vom 20. Sept. 1819 und nehmen das in denselben vorgeschriebene, eben angeführte, Minimum in Anspruch.

Was ist denn aber das Minimum von Preßfreiheit, welches die Bundesgesetzgebung gestattet? Kennen die Herren Bittsteller überhaupt die Bundesgesetzgebung? Wissen sie überhaupt, was vor dem Bunde recht ist, und was nicht?

Die Bundesgesetzgebung ist keine öffentliche. Außer denjenigen Bestimmungen, die sie in frühern Zeiten öffentlich erlassen hat, können noch eine Menge anderer existiren, von denen sich unsere Philosophen und Literaten nichts träumen lassen. Gesetze, die früher gegeben sind, können längst in heimlicher Verabredung wieder zurückgenommen sein, ohne daß das deutsche Volk etwas davon erfahren hat. Der Bund ist durchaus omnipotent; alle Erfodernisse, die man sonst an die Gültigkeit anderer Gesetze macht, z. B. die Promulgation derselben, fallen bei seinen Entschlüssen weg; außer den Protokollen, die von Zeit zu Zeit gedruckt werden, sind sicher noch genug Gesetze, oder Belieben, oder diplomatische Verabredungen vorhanden, gleichviel, wie man es nennen will, die jeglicher Controle und Interpretation der deutschen Unterthanen entzogen sind. Sich auf die Bundesgesetzgebung berufen, heißt sich auf etwas berufen, was man nicht kennt. Die sächsische Regierung wird unstreitig ihre Obliegenheit gegen den Bund besser kennen als die Herren Bittsteller, und sie kann nur mit mitleidigem Lächeln eine Appellation an eine höchste Instanz betrachten, durch deren Willen sie eben wahrscheinlich die besten Waffen gegen ihre unbescheidenen Dränger in den Händen hat, wennschon diese Waffen nur für die Eingeweihten sichtbar sind. Es ist in der That nichts Komischeres und ich möchte sagen Lächerlicheres, als eben diejenige Macht als Bundesgenossin aufzurufen, von deren Feindseligkeit man mit Bestimmtheit nach allen Erfahrungen von vorn-

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 24—26 und Nr. 57—59 d. Bl. D. Red.

herein mit Evidenz überzeugt sein kann und von der eben alle Beeinträchtigungen und Bedrängnisse ausgegangen sind. Freilich, wenn man nur die öffentlich bekannt gemachten Erlasse der Bundesversammlung für bundesrechtlich hält — dann freilich hätten die Bittsteller recht. Denn haben sie aber noch viel zu wenig gefodert. Nach der öffentlichen Bundesgesetzgebung sind jene Provisorien, wodurch die Presse beschränkt wurde, sämmtlich längst erloschen, und jedem Staate stände es demnach frei, bis jene vor 27 Jahren versprochene allgemeine deutsche Preßgesetzgebung zu Stande gekommen ist, sich vorläufig seine eigene zu geben, ohne alle weitere Beschränkungen, als die in eigener Überzeugung begründet sind. Auf die karlsbader Beschlüsse sich zu berufen, ist aber allemal eine Thorheit. Entweder sie sind heimlich nicht erneuert und noch vermehrt und bereichert worden; alsdann sind sie von selbst erloschen und haben keine Gültigkeit mehr; oder aber, sie sind durch spätere heimliche diplomatische Vereinbarung wiederum erneuert und mit zeitgemäßen Zusatzartikeln bereichert, wie dieses nach der befolgten Praxis ganz unwiderleglich vor Augen liegt; alsdann ficht man nur ins Blaue hinein gegen einen unbekannten Feind und hat das allerungünstigste Terrain erwählt.

Auch die badische Preßgesetzgebung von 1832 ging nicht über die karlsbader Beschlüsse hinaus; dennoch mußte sie zurückgenommen werden, eben aus bundesgesetzlichen Rücksichten, welche der Minister Winter freilich nicht näher entwickelte, die er aber dennoch handgreiflich genug andeutete. Auch später hat die badische Kammer genugsam sich auf Bundesbeschlüsse berufen, wenn sie Erleichterung der Presse beantragte. Auf alle scharfsinnigen Deductionen Welcker's und seiner Freunde hat man aber stets nur mit einem ziemlich verächtlichen Lächeln geantwortet, was ungefähr so viel sagen wollte: Schwatzt nur so viel wie Ihr wollt über Dinge, die Ihr nicht kennt; wir wissen am besten, was wir bundesgemäß gezwungen sind zu thun.

Wozu soll man damit hinter dem Berge halten, da es doch offen am Tage liegt? Ein eigentliches Bundesrecht gibt es nicht mehr, oder doch nur in den wenigsten nichtpolitischen Fällen; die frühern Ansätze zur Bildung eines solchen sind meistens längst antiquirt und haben größtentheils einem diplomatischen Belieben der Mächtigern, was nöthigenfalls durch die ultima ratio regum unterstützt werden könnte, Platz gemacht Wenn wir überhaupt fortschreiten, wenn wir besser und edler werden wollen, was ja alle Parteien und Meinungsnuancen ohne Ausnahme beabsichtigen, so ist vor allen Dingen nöthig, daß wir uns bestreben der Wahrheit die Ehre zu geben und die vielen conventionnellen Lügen, die sich in unsere öffentliche Sprache, sowie in unser öffentliches Recht eingeschlichen haben, zu verbannen und zu entschleiern. Die conventionnelle Fiction eines auf Urkunden gegründeten politischen Bundesrechts ist eine solche Lüge; von oben herab wie von unten herauf beruft man sich auf ein solches, und doch wissen beide Theile recht gut, daß es nur ein Phantom, nur ein bequemes Aushängeschild für ihre Wünsche und Absichten ist. Daß die ersten schriftlichen Ansätze unsers Bundesrechts schon jetzt in der Praxis beseitigt sind vor der Wirklichkeit und dem Bedürfnisse nicht Stich gehalten haben, halten wir jedoch keineswegs für ein Unglück. Die Grundlagen, auf welche es gebaut war, waren zu morsch, zu wenig auf die wirklichen Zustände basirt, und der Zeit des wiener Congresses mangelte es allerdings an dem Berufe für eine allgemeine politische Gesetzgebung Deutschlands.

Lassen wir also die Frage, was in Sachen der Presse recht und bundesgemäß sei, vorläufig einmal ganz fallen. Nehmen wir an, daß ein eigentliches Bundesrecht in dieser Beziehung gar nicht existire, oder, wenn man lieber will, doch wenigstens so controvers und zweideutig sei, daß höhere politische Rücksichten jedenfalls bei Entscheidung dieser Frage in den einzelnen Staaten den Ausschlag geben müssen. Und so werfen wir denn dreist und unbedenklich die Frage auf: Kann und darf Sachsen für sich allein zur völligen Befreiung der Presse und zur Aufhebung der Censur schreiten?

Vor Allem kommt es dabei auf die Ansicht an, die man überhaupt von der Preßfreiheit hat. Es gibt noch immer eine Partei, ein gewisses halb vermodertes Residuum früherer engherziger und beschränkter Betrachtungsweise der menschlichen Natur, welche die Preßfreiheit überhaupt für ein Unglück, für gottlos und für die Wurzel alles Übels hält, was in der neuern Zeit in die Welt gekommen ist. Diese Partei, die freilich mit jedem Tage kleiner wird und die sich allmälig selbst schämt, ganz offen ihre Meinung auszusprechen, hält die jetzige liberale Aufregung im Allgemeinen und den Ruf nach Preßfreiheit im Besondern nur für vorübergehend; sie betrachtet die ganze Bewegung als einen unbegreiflichen Schwindel, als eine augenblickliche hitzige Krankheit, als einen abnormen Fieberwahnsinn, dessen Einflüsterungen man auf keine Weise nachgeben dürfe. Sie hofft, daß sich dieses sogenannte Geschrei sehr bald legen würde, sobald nur das Blut erst ruhiger geworden sei, und wenn sie auch eben keine Aderlässe gegen diesen entzündlichen Zustand anwenden will, weil eine solche entscheidende Cur über ihre Kräfte geht, so sucht sie doch durch mildere niederschlagende Mittel entgegenzuwirken und wartet auf den Zeitpunkt, wo nach einer krankhaften Aufregung die im Laufe der Natur begründete Erschlaffung eintreten wird. Wenn die sächsische Regierung zu dieser Ansicht sich bekennte, so würde sie gewiß ebenso thöricht als gewissenlos handeln, wenn sie zur Herbeiführung der Preßfreiheit freiwillig auch nur den geringsten Schritt thäte und nicht im Gegentheile alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwendete, um dieselbe zurückzuhalten und zurückzuschrauben.

Aber die sächsische Regierung bekennt sich nicht zu dieser Ansicht. Das beweist ihr Verfahren seit zwölf Jahren im allgemeinen, das beweisen die einzelnen Äußerungen der Männer, welche an ihrer Spitze stehen. Keine einzige unter allen deutschen Regierungen hat seit zwölf Jahren so aufrichtig, so consequent und ohne allen

Rückschritt dem Principe der Öffentlichkeit in allen ihren Handlungen gehuldigt als eben die sächsische, und hat dadurch alle frühern constitutionnellen Staaten in Entwickelung eines öffentlichen Gemeingeistes in kürzester Zeit überholt. Diese Thatsache erkennt jeder Sachse, erkennt jeder Deutsche mit aufrichtigem Danke an. Die Entwickelung Sachsens seit zwölf Jahren ist eine für deutsche Verhältnisse wahrhaft wunderbare, und wenn die gegenwärtigen politischen Zustände irgend eines Landes dem deutschen Patrioten einen freundlichen und wohlthuenden Anblick gewähren, so ist es eben dieses kleine Königreich, das vor zwölf Jahren hinter den meisten deutschen Staaten zurückstand und mehr wie alle, außer Östreich, in frühern verjährten Formen erstarrt und verknöchert war. Ohne die durchaus aufrichtige Liebe der Staatsregierung zum Principe der Öffentlichkeit wäre das sächsische Volk aber nimmermehr so weit gekommen. Wenn irgend eine Staatsregierung mit ungetrübtem Bewußtsein auf ihr Wirken zurücksehen kann, wenn irgend eine sich entschiedener, segnungsvoller Resultate rühmen darf, so ist es die sächsische. Männer, die so consequent trotz mancher Anfechtungen die Bahn eines öffentlichen Staatslebens verfolgt haben und die nie irre geworden sind, werden sich gewiß auch dieses Princips bewußt sein und haben es sicher zum obersten Grundsatze ihres politischen Glaubensbekenntnisses erhoben. Und die Preßfreiheit, ist sie etwas Anderes, als eben das auf alle Gegenstände des politischen Lebens ausgedehnte Princip der Öffentlichkeit? Für uns wenigstens ist es daher keinem Zweifel unterworfen, daß die sächsische Staatsregierung den Ruf der Zeit nach Preßfreiheit als wohlbegründet, als nothwendiges und bleibendes politisches Bedürfniß im Herzen vollkommen anerkennt, und daß sie selbst keinen Augenblick an ihrem endlichen Durchbruche und Siege in Deutschland zweifelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebenslauf eines florentinischen Kaufmanns im 16. Jahrhundert.

(Beschluß aus Nr. 69.)

Giovanni verweilte in Florenz ungefähr drei Monate, und wurde daselbst von vielen wackern Jünglingen und gelehrten Männern aufgesucht, welche alle den Wunsch hegten, Neuigkeiten aus den Ländern, wo er gewesen, zu vernehmen. Unter diesen waren Lattanzio Tedaldi *) und Domenico Buoninsegni, welche die Weltkarte wie die Seekarten und des Ptolemäus Nachrichten vom Orient sehr gut kannten, und sie verglichen Vieles und suchten viele Häfen und Städte auf, welche Giovanni nannte, und freuten sich dessen sehr. So war er auch vielen Freunden und Verwandten zu Willen und zeigte sich immer gutgelaunt, sodaß Alle gut von ihm redeten. Hierauf, am 14 Jan. 1506, reiste er von Florenz ab, um nach Brügge zurückzukehren. Bis Bologna begleitete ihn Carlo da Terranuova, ein Weber, der damals uns gegenüber wohnte, und in Bologna angelangt, fanden sie Papst Julius, der dort eingetroffen war, um die Fremden aus Italien zu verjagen, wie er auch that. *) Hier blieb Giovanni mehre Tage und fand verschiedene bolognesische Edelleute, welche von ihm vernommen hatten; und, wie Carlo später berichtete, Jeder wollte ihn in seiner Wohnung haben, um ihn von Indien erzählen zu hören, obgleich Giovanni vorgezogen hätte, im Gasthofe zu bleiben, statt Andern zur Last zu sein. Als er von Bologna abreiste, gaben mehre seiner dortigen Freunde ihm eine Strecke weit das Geleite. Bei seiner Ankunft in Lyon kehrte er von neuem bei den Nasi ein, wo alle die Kaufleute, die ihn schon dem Namen nach kannten, ihm große Auszeichnung zu Theil werden ließen. Nach einigen Rasttagen setzte er sodann mit seinem Diener seine Reise fort. In Brügge trat er wiederum in das Geschäft der Gualterotti ein hielt Buch und besuchte die Messen, bis ihm ein neuer Auftrag des nämlichen Hauses ward, nach Indien zurückzukehren, über 2000 Millien weiter als das erstemal, nach einem Lande, welches man Malakka nannte. Jene Handelsherren statteten ihn aufs beste aus und machten mit ihm die nämlichen Bedingungen wie bei seiner ersten Reise. Darauf reiste er zur See ab und kam in die spanischen Gewässer, welche sehr gefährlich sind, namentlich in ungünstiger Jahreszeit. Das Fahrzeug hatte von Stürmen viel zu leiden, besonders von einem, der lange anhielt und so heftig war, daß Alle sich verloren glaubten. Sie beteten und machten viele Gelübde, vor allen befahlen sie sich dem heiligen Nikolaus von Bari, Sanct Ermo **) und noch einem andern Heiligen: und da der Sturm anhielt, erschienen oben am Mastkorb drei helle Lichter, welche nach der Meinung der Schiffer die Leiber dieser drei Heiligen sind, und als sie diese Lichter sahen, faßten Alle Muth. Allmälig legte sich das Unwetter und die Lichter verschwanden. In Lissabon angelangt, wohnte er wieder im Hause der Affetati. Der König, nachdem er die Expedition nach Malakka beschlossen, ließ vier Schiffe dazu ausrüsten, deren Befehl er dem Diego da Vasconcellos anvertraute. Den Theilnehmenden wurden vortheilhafte Bedingungen gemacht, da man noch nicht nach jenem Lande gesegelt und es folglich ein neues war; unter Anderm erklärte der König Schiffe und Leute für frei von der Gerichtsbarkeit des Generalcapitains, der die portugiesischen Besitzungen in Indien regiert. Am 16. März 1509 fand die Abfahrt aus dem Hafen von Lissabon statt; Giovanni ging als Factor seiner Handelsherren und mit ihm Lionardo Nardi. Wie es ihm auf dieser Reise erging, brauche ich nicht zu erzählen, da er selbst in dem Büchlein, das von seinen beiden Fahrten handelt, Nachricht davon gegeben hat. Am 22. Aug. 1512 kam er wieder in Lissabon an, mit großem Reichthum und großen Ehren. Er machte die Rückreise auf dem Schiffe Sant' Antonio, dessen Capitain er war, wobei er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil es ein schon altes Fahrzeug war. Zwei andere mit Waaren beladene Schiffe hatte er im Jahre zuvor unter der Obhut des Nardi abgesandt, welche glücklich in den Hafen liefen. Er selbst blieb zuletzt, um nichts unbesorgt zurückzulassen, und nachdem er in Lissabon eingetroffen, ließ er die ganze Ladung, namentlich die Specereien und den Pfeffer, in einen vom Könige dazu bestimmten Palast schaffen, wie er nach den Bedingungen verpflichtet war. Als er sich nun anschickte, den Gualterotti Rechenschaft abzulegen und ihnen die Güter zu überantworten, wie seine Pflicht war, kam ihm ein Antrag vom Könige von Portugal, nach der Insel Sumatra ***) zu gehen, um dort während vier bis fünf Jahren die Verwaltung seiner Besitzungen zu führen. Giovanni konnte sich diesem nicht entziehen, denn die Wünsche der großen Herren sind Befehle: so nahm er denn einen Vorschlag an, der ihm

*) Lattanzio Tedaldi, ein florentinischer Staatsmann und Gelehrter, war um 1452 geboren. Er war ein warmer Verehrer des Boccaccio und ließ in dessen Wohnort Certaldo in der Kirche S. Jacopo, wo der Verf. des „Decameron" begraben liegt, seine Marmorbüste mit einer Inschrift aufstellen.

*) Es war die berühmte Ligue von Cambrai, auf die hier hingedeutet wird.

**) Ermo wird für eine Abkürzung von Erasmo genommen. Die Toscaner sagen gewöhnlich Sant' Elmo, womit unser Name des Elmsfeuers stimmt. In Neapel ruft das Castell S.-Elmo diesen Namen ins Gedächtniß zurück.

***) Girolamo da Empoli hält Sumatra für Taprobana (Ceylon).

außer vieler Ehre großen Gewinn verhieß. Da er nun, dieser neuen Reise wegen, seinen Handelsherren keine vollständige Rechnung ablegen konnte, so übergab er sämmtliche Geschäfte dem Messer Giovan Francesco Affetati, mit dem Auftrage, den Gualterotti nicht nur ihr Eigenthum zu überantworten, sondern auch Alles, was ihm selbst als Theilnehmer an der Unternehmung zukam, nebst vielen Edelsteinen und seltenen Dingen, die er aus Indien mitgebracht hatte. Dabei ertheilte er dem Affetati ausgedehnte Vollmacht, in allen Geschäften statt seiner zu handeln und ihn zu vertreten.

Nachdem Giovanni dem Könige seine Bereitwilligkeit, als sein Gouverneur und Factor nach genannter Insel zu gehen, kundgegeben, schloß er, als ein vorsichtiger Mann, mit dem Könige einen Vertrag, worin Alles, was er zu thun haben, sowie das Verhältniß, in welchem er stehen sollte, genau angegeben war. Zugleich bedung er sich aus, daß er nach Gutdünken drei von den Schiffen, die der König in den indischen Meeren für seinen Dienst hält, nehmen und mit ihnen nach dem Lande der Chinesen fahren könnte, um dort Handel zu treiben. Es traf sich zu jener Zeit, daß Papst Leo X. einen unserer Landsleute, den ehrwürdigen Herrn Antonio Pucci *) als seinen Nuntius nach Portugal sandte, welchen Fra Benedetto da Fojano, aus dem Predigerorden, begleitete. Mit diesen schloß Giovanni Freundschaft und schenkte dem Nuntius einen schönen Ring, und da bei ihm einer seiner Verwandten sich befand, Benedetto Pucci, welcher sehnlich wünschte die Reise nach Indien mitmachen zu können, so war Giovanni damit zufrieden. Auch ein gewisser Alessandro Galli aus dem Casentino, welcher vernommen hatte, daß Giovanni eine neue Reise zu unternehmen denke, machte sich mit guten Empfehlungen auf den Weg zu ihm und wurde von ihm als Diener angenommen. Vor der Abreise machte Giovanni seinen letzten Willen, den er durch Notar und Zeugen bekräftigen und sodann versiegeln ließ. In diesem Testament gab er genau an, was er besaß, und wo und bei wem es sich befand, und welche Foderungen er hatte; sodann vertheilte er seinen Besitz unter Vater und Brüdern. Fra Benedetto brachte dies Testament nach Florenz mit und übergab es meinem Bruder Lionardo. Unterdessen reiste Giovanni am 5. April 1515 von Lissabon ab und langte, nach einer bald günstigen, bald schlimmen Fahrt, in Indien an, wo er, wenn ich mich recht erinnere, bis Malakka ging. Als er nun den dortigen Factoren berichtete, was er zu thun gekommen und wie er im Auftrage des Königs nach Sumatra sich begebe, daselbst sein Gouverneur und Factor zu sein, misfiel dies ihnen und sie sagten, es scheine ihnen nicht wohlgethan eine Factorei auf Sumatra zu errichten, weil sie der auf Malakka Schaden zufügen würde. Ob sie dies aus Neid sagten, oder ob es in Wahrheit so war, weiß ich nicht. Giovanni aber glaubte des Königs Befehlen nachkommen zu müssen, setzte seine Fahrt fort und kam glücklich ans Ziel. Nachdem er ans Land gestiegen und die königlichen Mandate vorgezeigt, begann er mit den Angesehensten der dortigen Leute die Sache zu betreiben. Nach achttägigem Unterhandeln betraf ihn ein Unglück: auf seinem Schiffe kam Feuer aus und es verbrannte ohne Rettung. Dies und andere Umstände veranlaßten ihn, auf seinen Plan zu verzichten: er ging auf die Gründe der Factoren von Malakka ein, um so mehr als das Land, welches sehr sumpfig war, ihm ungesund und die Einwohner von der Art schienen, daß sie sich durch Verträge nicht leicht binden lassen würden. So kehrte er nach Malakka zurück und, der königlichen Vollmacht sich bedienend, nahm er drei der dort vor Anker liegenden Schiffe, um nach China zu segeln, einem weitentfernten Lande, über welches der große Khan von Kathai regiert, welcher, nach der Aussage der von dort kommenden Kaufleute, sich für den mächtigsten Herrscher der Welt hält. Das Land grenzt an die Tatarei; die Bewohner geben sich für Freunde der Christen aus, sind weiße Menschen wie wir, tragen Kleider mit Pelzkragen wie die Deutschen, wohnen in ummauerten Ortschaften und Häusern, die aus Ziegeln aufgeführt sind. Ein Theil des Landes ist sehr kalt. Mit Specereien und Waaren jeder Gattung wird dort lebhafter Handel getrieben.

Am 10. Juli 1517 kam Giovanni am Bord des Schiffes Spera im Hafen Sindschi an. In diesem Hafen brach eine Krankheit, der Durchfall, mit äußerster Heftigkeit auf den Schiffen aus, sodaß in kurzer Zeit gegen 70 Personen starben. Und es gefiel dem Herrn, daß auch unser Giovanni ein Opfer der Krankheit ward, mit ihm die beiden Florentiner, die ihn begleiteten, und zwei von den drei Schreibern. Er starb als guter Christ, nach dem Empfang aller Sacramente und bei vollem Verstande. Vor seinem Tode bekräftigte er noch durch ein zweites Testament das, welches er in Lissabon aufgesetzt, und setzte sein Verhältniß zum Könige und was er diesem schuldete und zu empfangen hatte, klar auseinander. Nachdem er verschieden, wurde seine Habe veräußert, und als die Schiffe nach Portugal zurückkehrten, wurde der Erlös dort niedergelegt, zur Verfügung der Angehörigen. Auch seine sämmtlichen Papiere wurden nach Lissabon zurückgebracht. Gegenwärtiges habe ich, Girolamo da Empoli, zu schreiben beendigt am 1. Aug. 1530, im vollendeten vierundsiebzigsten Jahre. Zu Ehr und Preis des allmächtigen Gottes.

*) Antonio Pucci, aus einer vornehmen florentiner Familie, wurde 1531 Cardinal (von Santi Quattro) und starb 1544. Nach der Erstürmung Roms durch das Heer des Connetable entging er mit genauer Noth dem Tode, indem die Landsknechte ihn nebst Andern auf dem Campo di Fiore aufknüpfen wollten. (Drei Cardinäle Pucci, aus der Zeit Leo's X. — Clemens' VII., alle drei Cardinalpriester von Santi Quattro Coronati, liegen im Chor von Sta. Maria sopra Minerva in Rom begraben.) Fra Benedetto da Fojano (aus einem Städtchen im Chianathal) spielte als einflußreicher Volksredner und Verfechter der republikanischen Grundsätze Savonarola's eine nicht unwichtige Rolle während der Belagerung von Florenz, 1529 — 30. Nach der Capitulation schleppte man ihn nach Rom, wo er in den Kerkern der Engelsburg verhungert sein soll.

Literarische Notizen aus England.

Der Aufenthalt der Königin von England in Schottland hat zu mehren Werken Veranlassung gegeben, unter denen wol folgendes das interessanteste ist: „Queen Victoria in Scotland; being an historical account of her Majesty's recent visit to Edinburgh and the Highlands; illustrated with the picturesque scenery and pageantries of the royal tour." Mit Bezug auf diesen Besuch gab auch die Verf. von „Modern accomplishments", „Modern society", „Hill and valley" u. s. w., Katharine Sinclair, heraus: „Scotch courtiers and the court", wovon der „Caledonian Mercury" im überschwänglichsten Stile des Lobes sagt: „Unsere prosaische Feder ist ganz und gar unfähig, den unsteten und phantasiereichen Flügen der Verf. Gerechtigkeit anzuthun, und kann höchstens einen unvollkommenen Abriß der Hauptpunkte des Gedichts geben. Die Anmerkungen und Illustrationen, wollen wir hinzufügen, sind nicht der am wenigsten originale Bestandtheil dieser glänzenden Broschüre."

Militairischen Inhalts sind folgende zwei interessante Schriften: „Narrative of the campaigns in Scinde and Affghanistan, in a series of letters from the late colonel Dennie, aide-de-camp to the Queen etc., with introduction, notes, and an appendix containing colonel Dennie's correspondence with the commander-in-chief of the army of the Indus and the governor-general of India" (mit einer Karte); „History of the war in France and Belgium in 1815, from the testimony of eye-witnesses, and other sources, exclusive and authentic. By captain *William Siborne*, assistant military secretary to the lieutenant-general commanding in Ireland, constructor of the Waterloo model" (2 Bde., mit Karten und Plänen). 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 71. —— 12. März 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Die Sachen stehen demnach im jetzigen Augenblicke so: Die sächsische Staatsregierung glaubt an die Preßfreiheit, an die moralische Vortrefflichkeit und politische Nothwendigkeit dieser Maßregel. Das sächsische Volk ist in seiner Entwickelung des öffentlichen Staatslebens jetzt dahin gelangt, daß es die Fessel der Censur jeden Tag tiefer und schmerzlicher in seinem moralischen Bewußtsein empfindet und daß eine längere Verweigerung gesetzlicher Preßfreiheit bei seinem jetzigen sittlich-politischen Zustande ihm als die drückendste Despotie erscheint. Ein Bundesrecht steht ferner der Befriedigung dieses sittlichen Bedürfnisses nicht direct entgegen, wie wir oben angedeutet haben. Und dennoch weigert sich die sächsische Regierung, die Censur aufzuheben und ihrer eigenen besten Überzeugung sowie der Überzeugung ihres Volks nachzuleben.

Welcher mögliche Grund läßt sich als Erklärung so auffallender und betrübender Erscheinung annehmen? Wir glauben die Wahrheit zu treffen, wenn wir offen aussprechen: Es sind diplomatische Rücksichten, welche die sächsische Staatsregierung von der Verwirklichung ihrer eigenen Überzeugung abhalten. Es gibt allerdings Staatsmänner, welche mit dem Worte „diplomatische Rücksichten" Alles gesagt zu haben glauben, welche in diplomatischen Rücksichten einen Entschuldigungsgrund für jede Unterlassungs- oder Begehungssünde finden und denen das Wort „diplomatische Rücksichten" eine letzte, heilige, inappellable Instanz, ein mystisches noli me tangere, eine unüberwindliche Verschanzung ist, hinter die sie sich stets ungefährdet zurückziehen können. Diese Staatsmänner, die vor einem misbilligenden Worte, gesprochen in höhern diplomatischen Cirkeln, die vor einem kalten Empfange, vor einer augenblicklichen Verstimmung, vor einer hingeworfenen Drohung mehr erzittern wie vor der Erscheinung des leibhaftigen Teufels, die ihr Gewissen und ihre Überzeugung nicht in eigener Brust sitzen haben, sondern beides sich aus jenen Cirkeln holen, welche den politischen Zustand der Gegenwart nicht in den Bedürfnissen der Völker, sondern in den Neigungen und Abneigungen einiger besternten Herren erblicken, diese Staatsmänner sind nicht die wahren Staatsmänner, und zu diesen Staatsmännern gehören die sächsischen Staatsmänner nicht. Wenn die sächsischen Minister ihrem Volke die Befriedigung eines Bedürfnisses verweigern, welches ihnen in Zeit und Cultur vollständig begründet erscheint, so muß eine reelle Furcht vor reellen Nachtheilen sie davon abhalten. Untersuchen wir daher, ob sie nicht dennoch vielleicht irren, und auf welcher Seite bleibendere und reellere Nachtheile liegen, auf der Verweigerung eines zeitgemäßen Fortschritts oder auf Nichtachtung jener diplomatischen Rücksichten.

Die diplomatischen Rücksichten beziehen sich auf die Verhältnisse des Volks nach außen, auf sein Verhältniß zu andern Staaten und Völkern, für Sachsen in diesem Falle besonders auf sein Verhältniß zu den übrigen Staaten des deutschen Bundes. Im Allgemeinen wollen wir nicht leugnen, daß der größte Gewinn, den ein Volk durch ein wichtiges, zeitgemäßes Gesetz erhalten kann, durch äußere Nachtheile, dadurch, daß es in feindselige Verhältnisse mit den übrigen Bundesstaaten geräth, sodaß selbst seine äußere Sicherheit, seine Existenz bedroht werden könnte, unter gewissen Umständen völlig aufgewogen werden dürfte, und daß es räthlich sein möchte, eine noch so heilbringende innere Maßregel vorläufig aufzuschieben und zu unterlassen, wenn man voraussieht, daß man dadurch in äußere Conflicte geriethe, deren Folgen wahrscheinlicherweise die ganze Existenz des Staats beeinträchtigten. Ist aber diese Alternative bei der Preßfrage für Sachsen wirklich vorhanden? Welches sind die unglücklichen Folgen, welche die isolirte Ertheilung der Preßfreiheit für dieses Land nach sich ziehen könnte?

Die erste Möglichkeit wäre ein Krieg der übrigen deutschen Bundesstaaten gegen Sachsen, um es zu zwingen, seine Preßfreiheit wieder zu suspendiren. Ein solcher Krieg in Sachen der Preßfreiheit ist in Deutschland aber eine moralische Unmöglichkeit. Selbst der absolutistischste Minister, der die Preßfreiheit verabscheut wie den leibhaftigen Gott sei bei uns, würde in diesem Augenblicke einen solchen leidenschaftlichen, unmöglich ausführbaren Entschluß nicht zu fassen wagen. Wenn bei einem solchen Kriege irgend ein Land gefährdet wäre, so wäre es wahrlich nicht Sachsen, sondern eben das Land, welches diesen Krieg begönne. Ein Krieg muß heutzutage — so weit sind wir Gottlob gekommen — gerecht

und volksthümlich sein. Einen Krieg zu führen zur Unterdrückung eines Gutes, welches dem Kerne des deutschen Volks durchaus als wünschenswerth, als nothwendig, als heiligste Gewissenssache erscheint, wäre eine baare Unmöglichkeit. In einem solchen gar nicht denkbaren Falle wäre der kleinste Staat, der die öffentliche Meinung von ganz Deutschland und die allgemeinste Begeisterung für sich hätte, unbedingt der mächtigere und die Ohnmacht der Gegner würde sich auf das eclatanteste herausstellen. Blutvergießen zur Unterdrückung der Preßfreiheit und zur Unterdrückung eines souverainen (sit venia verbo) Staats, weil er seinen Unterthanen Preßfreiheit geschenkt, ist ein so extravaganter Gedanke, daß die bloße Annahme seiner Möglichkeit schon eine Art Wahnsinn voraussetzt. Ein Krieg mit den Waffen in der Hand gegen die Preßfreiheit ist eine ebenso große Unmöglichkeit wie ein Krieg gegen das Christenthum oder gegen eine der großen Confessionen desselben. Wir wollen daher auch weiter keine Worte verlieren, um die gänzliche Unbegründetheit einer solchen Furcht auseinanderzusetzen und nur unsere Überzeugung aussprechen, daß diese diplomatische Furcht bei den sächsischen Ministern sicher nicht vorhanden ist.

Außer dem directen Kriege mit Pulver und Kanonen gibt es aber noch eine andere Art von Unterdrückung, einen indirecten Krieg, den man in unsern Tagen leider dann und wann angewendet hat und der bei einer gewissen Classe von Diplomaten nicht unbeliebt zu sein scheint. Es ist dieses der Krieg, den man dem Nahrungsstande des Landes macht, ein Krieg durch allerlei Chikanen, durch Zölle, die man um das feindliche Land legt, ein Blockade- und Aushungerungskrieg. Unser christlicher Staat ist noch sehr reich und erfinderisch an unchristlichen Mitteln und die Maxime: der Zweck heiligt das Mittel, ist in unserer praktischen Politik noch sehr vorherrschend. Man will den christlichen Staat von Seiten der Unterthanen, die höhere Politik und ihre Agenten sind aber an die Vorschriften des Christenthums nicht gebunden. Um Sachsen für seine Preßfreiheit zu bestrafen, um es zur Desperation zu bringen und seinen eigenen Willen zu brechen, könnte man also vielleicht den Zollverein mit ihm aufheben, könnte es mit einer undurchdringlichen Sperre von Mauthbeamten umziehen, wodurch jeder Austausch von Producten unmöglich gemacht würde; man könnte ferner seine Unterthanen in den übrigen deutschen Staaten rechtlos machen, ihnen das Reisen dorthin verbieten u. s. w. Aber auch diese durchgreifenden Maßregeln sind ebenso unmöglich wie ein directer Krieg. Abgesehen von der Humanität der übrigen deutschen Regierungen, die solche Maßregeln nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbar finden würden, dürften sie an der öffentlichen Meinung ebenso sicher scheitern und gänzlich unausführbar sein. Die Wunden, die man Sachsen auf solche Weise schlüge, schlüge man mehr oder weniger auch sich selbst und seinen Unterthanen, und diese würden schwerlich damit übereinstimmen, daß man ihren Wohlstand ruinire, um die Preßfreiheit Sachsens zu unterdrücken. Im Gegentheil würde sich ein solches Jammergeschrei erheben, daß man ebenso wenig die gehörige Zahl eisenfester Zollbeamten zur Ausführung einer solchen Maßregel finden würde, als es schwer gewesen sein würde, ein schlaglustiges Heer zur Eroberung Sachsens zusammenzutreiben. Auch einen solchen Gedanken würde daher kein einziger deutscher Staatsmann nur momentan aufgreifen, und die diplomatische Furcht vor dergleichen Maßregeln ist den sächsischen Ministern gewiß ebenso fern.

Es bleibt sonach nur noch ein dritter diplomatischer Abhaltungsgrund übrig, und wir vermuthen fast, daß dieser ein wirklicher ist und sich nur zu sehr geltend macht. Durch einen solchen eigenmächtigen Schritt Sachsens, wie die Einführung der Preßfreiheit ohne Einverständniß der übrigen deutschen Regierungen wäre, würde allerdings das freundliche Verhältniß der sächsischen Minister mit einem großen Theile der übrigen deutschen Diplomatie für den Augenblick sehr gestört werden. Gar manche Empfindlichkeit würde sich in dem diplomatischen Geschäftsgange geltend machen, manches staatsmännische gute Einverständniß würde unterbrochen werden, manche diplomatische Verhandlung in andern Fragen würde fürs erste erschwert werden. Wir leugnen nicht, daß dieses schmerzliche Folgen für einzelne sächsische Staatsmänner wären, und wir schlagen ein solches Opfer, was sie ihrem Vaterlande brächten, nicht so gering an, wie vielleicht manche unserer jüngern Patrioten es thun würden. Allein es fragt sich, ob sowol die untergeordneten Nachtheile, die daraus für den diplomatischen Verkehr Sachsens für den Augenblick entstünden, sowie die einzelnen persönlichen Unannehmlichkeiten für die sächsischen Diplomaten irgend in Betracht kämen gegen die durchgreifenden und segensreichen Ergebnisse einer so wichtigen Eroberung, als es die Preßfreiheit für Sachsen wäre, und diese Frage glauben wir unbedingt mit nein beantworten zu dürfen. Ihr gutes Bewußtsein muß die sächsischen Minister für augenblickliche Kälte in den diplomatischen Zirkeln entschädigen; der Segen des Volks, das Zujauchzen von ganz Deutschland und das erhebende Gefühl, seine von der Weltgeschichte auf die Schultern gelegte Aufgabe großartig und männlich erfüllt zu haben, wiegt schwerer in der Wagschale als einige aufgeopferte Freundschaften und ein augenblickliches Alleinstehen. Die sächsischen Staatsmänner werden von der schlecht unterrichteten Diplomatie an die besser zu unterrichtende Diplomatie appelliren können; da sie die Zukunft auf ihrer Seite haben, so wird sich auch der diplomatische Riß heilen lassen und eine spätere Diplomatie wird in vielleicht sehr kurzer Zeit dem Schritte Sachsens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Diplomatie hat jetzt keine Zeit, lange nachzutragen; auch bei ihr ist die Gewalt der Dinge stärker als einige subjective Antipathien; sie muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und findet sich zuletzt wohl oder übel ebenso leicht in einen schon geschehenen Schritt, als sie schwer dahin zu bringen ist, ihre Einwilligung vorher zu ertheilen.

Da wir einmal nach möglichen Einwandsgründen suchen, die den Ministern Sachsens zur Seite ständen bei längerer Vorenthaltung der laut und allgemein ge-

wünschten Preßfreiheit, so wollen wir unsere Phantasie anstrengen, um möglich noch andere aufzufinden, denn es ist natürlich nicht unsere Absicht, irgend einer Frage aus dem Wege zu gehen. Wir wollen vielmehr jeder Schwierigkeit ehrlich ins Angesicht blicken und die thörichte Annahme einer Überrumpelung durch einseitige Darstellung ist uns fern. So fällt uns ein, wie man einwerfen könnte, daß die Einheit Deutschlands gefährdet würde, wenn die einzelnen Staaten in so wichtiger Angelegenheit ohne Einstimmung der übrigen handelten, und daß eben dieser Einheit wegen die Einzelüberzeugung zum Opfer gebracht werden müßte.

Die Einheit Deutschlands ist wol überhaupt mehr in der Anlage vorhanden, als daß sie bereits vollständig und lebendig entwickelt wäre. Kein Mensch lebt in Deutschland, das sagen wir ohne Ruhmredigkeit, dem diese lebendige, tief organische Einheit Deutschlands heiliger, dem sie ein theuerer Herzenswunsch, eine sehnsüchtigere Hoffnung wäre, als der Verf. dieses Aufsatzes. Jeder Schritt, der zur Entfaltung und Entwickelung dieser Einheit führt, hat unsere tiefste Sympathie. Aber wir sind der Ansicht, daß bei der jetzigen unentwickelten und verworrenen Lage der Dinge und Zustände in Deutschland, bei den so verschiedenartigen Überzeugungen und Ansprüchen einzelner Regierungen untereinander sowie ihren Völkern gegenüber ein völlig einstimmiges Handeln für den Augenblick nicht wohl möglich ist, und daß, wenn man darauf warten wollte, ein absoluter Stillstand eintreten könnte, der bei der drängenden Bewegung der Geister auf der andern Seite zuletzt nur zu einer noch größern Uneinigkeit führen müßte. Wir setzen auch die Einheit Deutschlands, wie sie jetzt besteht, keineswegs allein in die losen und leicht zerreißbaren Bande, welche die Diplomaten der einzelnen Länder heimlich um sich geschlungen haben, sondern wir setzen sie in die gemeinschaftlichen Lebensbedingungen, in gemeinschaftlichen Charakter, gemeinschaftliche Sprache, gemeinschaftliche Geschichte und Bildungsstufe der deutschen Völker, sowie vor Allem in die gemeinschaftlich-politischen Bedürfnisse derselben. Sind wir einmal überzeugt, daß irgend eine Maßregel entschiedenes politisches Bedürfniß für ganz Deutschland ist, so glauben wir auch, daß diejenige Regierung, welche zuerst diese Maßregel in ihrem Lande einführt, im Sinne der wahren deutschen Einheit handelt, selbst auf Kosten einer augenblicklichen diplomatischen Uneinigkeit.

Die Preßfreiheit ist uns nun eine solche Maßregel; ja, wir sehen gar nicht ab, wie ohne diese eine wirkliche, einheitliche, organische Durchdringung der verschiedenen Volksindividualitäten Deutschlands je sich gestalten könne. Sie ist uns die erste conditio sine qua non der Einheit, was hier weiter auszuführen der Raum nicht gestattet und einem besondern spätern Artikel vorbehalten sein mag. Die Regierung, welche also solche Maßregeln nimmt, daß die erste Grundbedingung deutscher Einheit, freier Austausch der Gedanken, so schnell wie möglich in ganz Deutschland erfüllt wird, versündigt sich wahrlich nicht an dieser Einheit, sondern wird ihr Wohlthäter und Beförderer.

Und gewiß, sobald Sachsen Preßfreiheit promulgirt, ist diese Frage auch für das übrige Deutschland — Östreich ausgenommen, was wir hier wie auch später ganz außer Betracht lassen werden — durchaus und vollständig entschieden. Bei dem jetzigen allgemeinen Drange nach Preßfreiheit bedarf es nur eines einzigen Staats, der sie verwirklicht, und die übrigen müssen nachfolgen. Gibt Sachsen seinen Unterthanen Preßfreiheit, so beschenkt es ganz Deutschland damit. Bei solchen durch die Zeit zur Überreife gebrachten Bedürfnissen bedarf es nur des leisesten Anstoßes und die Frucht fällt vom Baum. Wenn die Sonne von 1843 die sächsische Preßfreiheit bescheint, so beleuchtet die Sonne von 1844 auch die preußische und bairische. Abgesehen also von dem allgemeinen Einflusse der Preßfreiheit auf die Einheit Deutschlands, würde auch in Sachen der Presse selbst allein und für sich eine schnellere und durchgreifendere Einheit in den Maßregeln der verschiedenen Staaten entstehen, wenn Sachsen hier einmal den Alexander spielte und den gordischen Knoten, auf dessen diplomatische Lösung wir noch lange warten könnten, mit einem kühnen Streiche zerhiebe. Ein Schritt, der so schnell zur Einheit im Wesentlichen in dieser Beziehung führte, würde schwerlich ein Angriff auf die Einheit genannt werden können.

Bis jetzt haben wir nur der Einwendungen gedacht, die man gegen Ertheilung der Preßfreiheit für Sachsen machen könnte. Jetzt noch einige Gründe, die für die Freigebung derselben in diesem Augenblicke sprechen. Wir enthalten uns dabei jeder allgemeinen Apologie der Preßfreiheit überhaupt und setzen voraus, daß Regierung und Stände beide im Allgemeinen mit dem Satze einverstanden seien: daß Preßfreiheit ein gutes und zeitgemäßes Ding sei.

Unser erster Grund ist der jetzige Zustand der Presse in Deutschland. Die Petition bezeichnet ihn als einen unerträglichen und sie hat Recht, wiewol nicht in dem Sinne, wie sie es meint. Sie spricht nämlich von Rückschritten in Handhabung der Censur, die namentlich die sächsische Regierung sich habe zu Schulden kommen lassen. Entweder irrt sie hierin oder sie sagt eine absichtliche Unwahrheit. In Preußen ist allerdings ein ungleich größerer Fortschritt in Beziehung auf liberale Censur gemacht wie in Sachsen. Das kommt aber daher, weil Sachsen schon früher ein nachsichtigeres Censursystem beobachtete wie Preußen, und daß also dort der Sprung nicht so groß und in die Augen fallend sein konnte wie hier. Um mich eines analogischen Vergleichs zu bedienen, so herrschte in Preußen unter der Regierung des verstorbenen Königs ein völliges Prohibitivsystem, was politische Literaturerzeugnisse anbetraf, in Sachsen dagegen nur ein gewisses Schutzsystem gegen sogenannte gefährliche oder mißliebige Artikel. Preußen ist von dem Prohibitivsysteme zum Schutzsysteme übergegangen — ein ungeheuerer Schritt von den unberechenbarsten Folgen —, Sachsen ist bei seinem Schutzsysteme geblieben, aber man würde sehr ungerecht sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß auch dieses im gegenwärtigen Augenblicke ungleich milder und

liberaler geworden, als es vor einigen Jahren war. Man lese nur die Zeitungen und andere Zeitschriften, die heute in Sachsen erscheinen, und vergleiche ihre Sprache und ihren Inhalt mit Dem, was sie vor drei Jahren bringen durften, und man wird den Fortschritt in milderer Handhabung der Censur anerkennen müssen. Aber die Anfoderungen des Publicums und der Schriftsteller sind in noch stärkerer Progression gewachsen wie die Erleichterungen der Censur, und daher kommt es, daß man diese Fessel noch drückender fühlt, daß sie noch unerträglicher ist wie damals.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Georginen. Novellen, Novelletten und Humoresken von H. E. R. Belani. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1842. 8. 3 Thlr.
2. Die Gespielen der Prinzessin. Novelle von Penseroso. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1842. 8. 3 Thlr.
3. Der Proceß. Geschichtlicher Roman von Wilhelmine Lorenz. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1842. 8. 3 Thlr.
4. Geld und Herz. Roman von Julian Chownitz. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Epheublätter. Geschichtliche Erzählungen, Novellen, Sagen, Märchen, Arabesken und Humoresken von Karl Gerber. Zwei Bändchen. Marburg, Elwert. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Die Ruine Schnallenstein. Novelle von August Maria Franz. Habelschwerdt. 1841.
7. Das Bulgarenmädchen. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, mit vier Bildern. Der Wald bei Straßburg, Novelle. Von Fr. K. Nowak. Prag, Mayregg. 1841. 12. 12½ Ngr.

Im ästhetischen Gebiet übt der Staat eine unverantwortliche Toleranz. Das Unsittliche verbietet er, das Irreligiöse verpönt er; das Unschöne aber, ja selbst das Positiv-Häßliche läßt er sich breit machen, wo und wie es Lust hat, und nimmt zu demselben eine so indifferente Stellung ein, als stehe es wirklich zu ihm in keinerlei Beziehung. Schlimm genug, daß er sich die unschönen Productionen von der Natur muß gefallen lassen — warum auch von der Kunst? Die Kunst ist nur da, um etwas Schönes zu produciren; sobald sie also Häßliches hervorbringt, wird sie zum Unding, zum Widerspruch in sich, und jeder Widerspruch in sich ist Etwas, was der Staat nicht als etwas Positives darf gelten lassen. Er darf es nicht gelten lassen, einmal, weil sich sein positiver Charakter nicht mit einer reinen Negation, seine auf Harmonie gegründete Natur nicht mit einer absoluten Disharmonie verträgt; sodann, weil sein letzter Zweck vernünftigerweise nur der sein kann, die Menschheit auf den möglich-höchsten Standpunkt der Humanität zu erheben, und weil ein solcher Standpunkt ohne Pflege des Edeln und Schönen gar nicht gedacht werden kann. Will sich also der Staat nicht selbst im Wege stehen, so muß er nothwendig auch auf die Entfaltung der Kunst und ganz besonders der Poesie und sogenannten schönen Literatur sein Augenmerk richten und dieselbe so zu leiten suchen, daß sie sich nicht am Schönen, statt es zu fördern, auf das gewissenloseste versündige. Er überläßt sie aber in dieser Beziehung ganz sich selbst, und so darf mit jeder Messe ungehindert und ungestraft der literarische Markt mit einer Flut von belletristischen Machwerken überschwemmt werden, mit deren Recht, unangefochten zu existiren, es in der That nicht besser bestellt ist, als mit dem der Motten, Raupen, Wanzen u. s. w., von denen Goethe sagt: „Laßt sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf." Ob aber der Staat in seinem höhern Bewußtsein ebenso nachsichtig sein darf wie die Natur in ihrer Naivetät, fragt sich. Soll er auch nirgend von vorn herein hemmen und der freien individuellen Entfaltung mit Gewaltmitteln entgegentreten, so soll er doch leiten, und dies kann er in dieser Sphäre nur dadurch, wenn er das wirklich Schöne dermaßen fördert und ehrt, das Unschöne aber in solchem Grade verachtet und nöthigenfalls straft, daß damit dem Unschönen das Gleichgewicht geraubt, dem Schönen aber auf diese Weise von selbst das Übergewicht gegeben wird.

Wenn Ref. gesteht, daß ihm die Nothwendigkeit eines Eingriffs von Seiten des Staats in die Fortbildung der Literatur besonders bei Lesung obengenannter Bücher fühlbar geworden ist, so hat er damit bereits sein Urtheil über sie abgegeben. Sie gehören sämmtlich in die Kategorie derjenigen Schriften, welche besser ungeschrieben geblieben wären, welche dadurch, daß sie unnützerweise eine Masse von Zeit- und Geldkräften für sich usurpiren, daß sie den bessern Werken theils die Bahn verengern, theils sie ganz unter ihrer Flut begraben, daß sie die Poesie zu einem Handwerke erniedrigen, daß sie den Geschmack verderben, überspannte oder gemeine, jedenfalls aber falsche und verschrobene Lebensansichten unter das Publicum bringen, kurz nach allen Seiten hin ein feines, langsam tödtendes Gift ausstreuen, einen unberechenbaren Schaden stiften und deshalb durchaus auf die Toleranz, die der Staat gegen sie ausübt, keinen Anspruch zu machen haben. Wer dies Urtheil zu hart finden sollte, mag sich selbst davon überzeugen. Bei Nr. 1 wird er es unbegreiflich finden, daß ein Mann wie Belani, der offenbar nicht ohne alles Talent ist, zu einer solchen Bodenlosigkeit von Niedrigkeit und Gemeinheit herabsinken kann, als es in mehren dieser „Georginen" geschieht; in Nr. 2 wird er eine solche Cumulation von Fadheit und totaler Inhaltslosigkeit antreffen, daß er von jetzt an an einem leeren Raume nicht mehr zweifeln wird; Nr. 3 wird ihn in die Zeiten der ordinairsten Ritterromane zurückversetzen; Nr. 4 wird ihm als Muster eines modernen Sansculottismus erscheinen; Nr. 5 wird ihm mit seinem geschraubten, abgequälten Humor ganz ungenießbar werden; Nr. 6 und 7 wird er von vorn herein, wenn er nur zwei Zeilen, ja nur den Titel gelesen, bei Seite werfen. Sind auch diese Werke nicht alle gleich verwerflich, so kommt es doch auf etwas mehr oder weniger Versündigung hier nicht an. Ihre Verf. haben sämmtlich den höhern Zweck der Poesie aus dem Auge verloren, alle ihre Producte tragen den Stempel von Fabrikarbeiten — und darum haben wir geglaubt, sie hier ebenso fabrikmäßig abfertigen zu müssen.

26.

Literarische Notiz.

Wie weit sich das Bedürfniß nach Publicistik verbreitet und immer mehr anwächst, dafür ist ein schlagender Beweis, daß sogar bei den sonst so gleichgültigen Indern Journale entstehen und ihren Fortgang haben können. Zu Bombay allein erscheinen vier Journale in der Guguralisprache für die Parsis, zwei in mahrattischem Dialekte für die Hindus und zwei in hindostanischem Dialekte vorzugsweise für die Muselmänner. Von den letztern heißt das eine „Akhbar Daftar Jazira-é Bombay" (etwa: Neuigkeitsbote der Insel von Bombay), das andere „Taza Bahar" (Der neue Frühling). Sie sind lithographirt und erscheinen einmal in der Woche in Kleinfoliohefen zu zwei oder drei Bogen; eigentlich politische Artikel enthalten sie allerdings nicht, aber eine um so größere Menge von localen Neuigkeiten.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 72. — 13. März 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Noch auffallender gibt sich diese Erscheinung in Preußen kund. Bis zum Tode des verstorbenen Königs herrschte dort die Ruhe des Kirchhofs, man war in la Trappe, es gab gar keine politische Literatur. Wie mit einem Zauberschlage haben der freisinnige Wille des jetzigen Königs und das ernstlich gemeinte mildere Censuredict eine Masse von politischen Blättern und Pamphleten hervorgerufen, deren oppositionneller Ton in so auffallendem Gegensatze mit der frühern lammfrommen Kriecherei steht, daß ein Ausländer Preußen gar nicht wiedererkennen würde. Diese wunderbare Veränderung, welche selbst die kühnsten Wünsche des sanguinischsten Oppositionsmannes übertreffen, hat die preußische Presse dennoch keineswegs zufrieden gestellt, ihre Klagen werden trotzdem immer lauter und dringender, und jetzt erst, da die Fesseln etwas weniger straff angezogen sind, scheint man ihren Druck recht schmerzlich und lebhaft zu empfinden.

Man nenne das nicht Undankbarkeit. Es gibt gewiß sehr viele undankbare Leute unter dem schreibenden und lesenden Publicum, aber in diesem Falle, was die Presse anbetrifft, läßt sich die Sache natürlicher und milder erklären. So lange ein Princip, eine Idee mit Gewalt niedergehalten wird, sodaß gar keine freie Lebensregung übrig bleibt, so lange ist sie sich ihrer selbst kaum bewußt, sie wagt weder an ihre Hoffnungen noch an ihre nothwendigen Consequenzen zu glauben. Im Tode ruhen alle Wünsche, erst mit dem Leben erwachen sie. Völlig niederhalten mit äußerer Gewalt läßt sich allerdings auf einige Zeit ein moralisches Bedürfniß; es schläft alsdann, es träumt nur und wächst selbst in diesem Traumzustande, aber dieses Wachsen ist äußerlich nicht erkennbar und ihm selbst unbewußt. Wird aber dann die Grabesdecke abgenommen, strömt plötzlich frische Lebensluft dem Schlummernden ins Antlitz, so ersteht mit einem Male ein ungeschlachtes Riesenkind, das während seines Schlafes Kräfte, aber keine Bildung bekommen hat, die nur aus vernünftiger Übung der Kräfte erwachsen kann. Das ist ein Fluch der Sklaverei, daß die Folgen derselben selten auf die schuldigen Urheber, sondern auf die wohlmeinenden Nachfolger zurückfallen. So lange, wie ich lebe, wird es wol noch so fortgehen, sagte Ludwig XV., aber wie wird sich mein Nachfolger aus der Klemme ziehen?

Und in der That, der Zustand absoluter Knechtschaft ist erträglicher, als der Zustand einer halben, von der Willkür abhängenden Freiheit. Wenn ich die Wahl habe, ob ich unter lauter Stummen auch zum Stillschweigen verurtheilt sein soll, oder ob ich lieber in geistreicher lebendiger Gesellschaft über die wichtigsten Gegenstände freilich mitsprechen darf, mir aber jeden Augenblick gefallen lassen muß, daß man mir in die Rede fällt, daß man mir den Mund verbietet, wenn ich eben meinen besten Beitrag zur Conversation geben will, so ziehe ich das erstere vor. Dort resignire ich mich, ein für allemal, und ich komme durch meine Umgebungen weiter in keine Versuchung; ich fühle mich im Allgemeinen wol niedergedrückt, unglücklich, aber es ist dieses ein einziges dumpfes Unglücksgefühl, was die Gewohnheit allmälig abstumpft, freilich auf Kosten meines besten Lebensgefühls. Aber unerträglich ist die Lage, die mich jeden Augenblick zu einer lebendigen Lebensäußerung anregt, mich dazu aufmuntert, auf alle mögliche Weise anstachelt und mich dann immer wieder plötzlich und unvermuthet in mein Nichts, in das Bewußtsein meiner Abhängigkeit zurückwirft. Ein solches Verhältniß, wie das letztere, ist eine immer erneute Qual; jede Minute ein Dolchstich. Immer von neuem regt es Hoffnungen an und immer von neuem täuscht es sie; es verweist mich zur Ruhe und fodert mich alsbald wieder zur Thätigkeit auf. Es erweckt Durst und stillt ihn nicht, die Liebe zieht ein in das Herz, um nur verhöhnt und gemishandelt zu werden.

Und dieses ist der Zustand der jetzigen Presse; unmöglich, daß sie sich dabei beruhigen kann. Vor drei Jahren gab es noch unzählige Menschen, die ein dumpfes Leben dahinvegetirten und des Bedürfnisses einer freien Theilnahme am Gemeinwesen und an der geistigen Bewegung der Zeit sich noch nicht bewußt waren. Man hat dieses Bedürfniß geweckt und man wundere sich daher nicht, daß es nun vollständig befriedigt werden will. Bei der Presse gibt es nur zwei mögliche Zustände, gänzliche Unterdrückung oder volle Freiheit. Halbe Freiheit und halbe Knechtschaft ist ein Zustand, bei dem man nicht stehen bleiben kann; die Presse ist sich ihres Rechts auf freies Dasein bewußt, und glaubt mir, sie wird nicht eher ruhen, nicht

eher aus einer immer steigenden Aufregung herauskommen, bis sie diese Freiheit erlangt hat.

Auch fühlt man die Nothwendigkeit der endlichen Befreiung der Presse; selbst die preußische Regierung erkennt sie an, aber man will einen allmäligen Übergang von der Censur zur Preßfreiheit. Man will die Presse nicht mit einem Male freigeben, sondern will es den Censoren überlassen, sie nach und nach zu emancipiren. Es ist dieses die allergefährlichste, verderblichste Theorie, die es gibt, und wenn man sie nicht bald aufgibt, so läßt sich das schlimmste Unheil mit Gewißheit vorhersagen. Es heißt dieses mit andern Worten nichts Anderes als: man will die Presse erst dann frei geben, bis man sie total verbittert, vergällt, vergiftet und verderbt hat. So lange die Presse nicht vollständig gesicherte Freiheit hat, so lange ist sie erbitterte Gegnerin der Regierung. Da gilt kein Unterschied der Parteien; die disparatesten Elemente verbinden sich, um vereint Chorus gegen die Regierung zu machen; Principe, die sich auf Tod und Leben ihrer Natur nach entgegenstanden, lassen ihre Fehde vorerst ruhen und wenden sich mit gemeinschaftlicher Kraft gegen den gemeinsamen Feind, gegen die Censur und deren Quelle, die Regierung. Der stolze Aristokrat und der rohste Sansculotte, der strenggläubige Christ und der frivole Atheist, alle Meinungsnuancen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken machen den gemeinsamen Krieg gegen die Regierungen. Die Regierungen haben bei unfreier Presse keine andern Freunde und Bundesgenossen als ihre bezahlten Beamten, und diese sind unbrauchbar; sie nutzen nicht, sondern sie schaden, mit ihren matten, seelenlosen Entgegnungen gießen sie nur Öl ins Feuer. Unparteilichkeit, Wohlwollen, Anerkennung erwarte man nicht von der Presse, bis man ihr Recht vollständig anerkannt und gesichert; erst dann wird die Presse aufhören Partei zu sein; erst dann werden sich die verschiedenen Ansichten sondern und in naturgemäßen Kampf miteinander treten; erst dann kann die Regierung auf Bundesgenossen in der Presse rechnen. Das Beispiel von Dahlmann zeigt von neuem, wie unmöglich es ist, selbständige und geachtete Regierungsschriftsteller von der Presse zu gewinnen, so lange das Leben der Presse selbst noch bedroht ist. Für alle Schriftsteller ohne Ausnahme ist dieses die erste und nächstliegende Lebensfrage, und sie sind zur Opposition gezwungen, so lange diese nicht zu ihren Gunsten entschieden ist. Für alle wohlmeinenden Publicisten wahrlich ein qualvoller, ängstlicher Zustand. Wir sehen die Erbitterung Tag für Tag steigen, hohle Raisonneurs, extravagante Jakobiner, blinde Zerstörer, die auf Zerstörung jeglichen gesellschaftlichen Zustandes ausgehen, gepeitscht von einem öden, keine moralische Grundlage des Bestehenden anerkennenden Lebensbewußtsein, freche, jede fremde Überzeugung, jede historische Errungenschaft verhöhnende Gesellen gewinnen täglich mehr Boden; Haß und Mistrauen greifen um sich und verdrängen jede tüchtige, gewissenhafte Arbeit zu allmäligen, in den Bedingungen des Moments gegebenen möglichen Verbesserungen, und der Kern der Nation, unzählige Männer, die eine Überfülle von Kraft in sich fühlen, um dieses Gesindel, diesen gewissen- und liebelosen Abschaum der Gesellschaft zu zerschmettern, sobald man ihnen nur freie Kampfbahn und ehrliche Waffen gestattete, sie alle müssen zusehen, müssen das Unheil hereinbrechen sehen, ohne helfen zu können, denn sie sind an Händen und Füßen gefesselt. Denn das ist das Schlimme: für die Rechtlichen und Gewissenhaften, für die wahrhaft freien Männer ist die Censur noch immer eine Fessel, während sie es für jenes Gesindel schon lange nicht mehr ist. Mögen die wahrhaft frei und patriotisch gesinnten Männer auch noch so viele Gefahren in ungewisser Ferne herankommen sehen, die nächste, gewisse Gefahr, die nächste Beeinträchtigung ist immer die Censur; so lange diese besteht, fehlt es ihnen an frischer, fröhlicher Kampfeslust; erst müssen sie sich selbst frei wissen, ehe sie der wahren Freiheit ihren Arm leihen, ehe sie freien Muthes in den Kampf ziehen können. Wenn man auch gelegentlich gegen Revolutionsprediger à la . . . . . eine misbilligende Äußerung fallen läßt, wenn man auch seine Entrüstung über solch verderbliches Treiben hier und da äußert, man kann wol den Fehdehandschuh hinwerfen, aber durchfechten kann man den Kampf nicht, ehe nicht die Schranken eines ehrlichen Turniers eröffnet sind.

Die Geschichte lehrt auf hundert Blättern, daß man durch halbe Maßregeln sich keine Freunde gewinnt, seine Feinde aber vermehrt. Sie lehrt auf hundert Blättern, daß verspätete Concessionen so gut sind wie gar keine. Ist ein Zeitbedürfniß einmal über die Gebühr zurückgehalten und niedergedrückt, so gibt es nur ein Mittel, um die schlimmen Folgen eines solchen Fehlers möglicherweise wieder ins Gleiche zu bringen. Dieses Mittel heißt: vollständige, schleunige, ehrliche Befriedigung desselben. Man darf auch nicht das Geringste davon abmarkten und abfeilschen, nicht das Mindeste verclausuliren; die öffentliche Meinung betrachtet in ihrer voraneilenden Phantasie doch das Nothwendige schon einmal als wirkliche Errungenschaft; sobald man ihr dieses nicht Alles gewährt, so fühlt sie nur Das, was man ihr noch verweigert hat; für das Gegebene, und sei es noch so viel, hat sie keinen Dank. Sie klammert sich mit Erbitterung an das letzte Fehlende, und sei es noch so gering, und für das Ertheilte hat sie keinen Sinn, keine Empfindung, denn es genügt nicht. Ein allmäliger Übergang von der Censur zur Preßfreiheit wäre möglich gewesen, wenn man damit vor 50 Jahren angefangen hätte und wenn die Zeiten eine solche ruhige, mit der politischen Bildung Schritt haltende Entwickelung verstattet hätten. Nach den letzten 25 Jahren aber, in denen man die Sehne zu scharf angezogen, reicht keine menschliche Kraft mehr hin, sie allmälig abzuspannen; man muß sie schnell fahren lassen, wenn man sich nicht die Finger zerschmettern will.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber der Zustand der Presse, wie er in dem letzten Jahre angefangen hat sich auszubilden, kommt mir sehr, sehr bedrohlich vor. Neben einer Unzahl von feindlichen Stimmen, die gar keine Grundlage des Bestehenden anerkennen, auf der weiter fortgebaut werden könnte, sondern denen man ihren

Ingrimm und ihre Absicht, überall tabula rasa zu machen, nur zu deutlich anhört, nur wenige Männer, die eine aufrichtige, loyale Opposition machen. Die meisten dagegen schweigen und erwarten die Dinge, die da kommen sollen. Das große Publicum sieht mit schlechtverhehlter Schadenfreude den Verlegenheiten zu, welche den Regierungen erwachsen, und je wüthiger und boshafter sich die neuen Blätter geberden, je unausführbarere und zahllose Foderungen sie mit einem Male an die Regierungen stellen, je chaotischer Alles durcheinander schreit und je verwirrter die Discussion wird, desto mehr kitzelt es sich. In Sachsen steht es in dieser Beziehung allerdings noch besser wie in Preußen, und die dortige politische Localpresse zeigt noch mehr den Charakter vernünftiger Reform wie in Preußen — Folge des in den letzten 12 Jahren eingeschlagenen Systems. Aber wenn die übrige deutsche Presse zu einer tollen Mänade oder zu einer hinterlistigen Schlange wird, so muß auch die sächsische mehr oder weniger davon influenzirt werden, und wenn in letzter Instanz die gesetzliche Ordnung in Deutschland und die ruhig organische Fortbildung des politischen Lebens auf dem Spiele steht, so ist Sachsen als integrirender Theil Deutschlands doch auch jedenfalls sehr betheiligt. Es wäre daher wol an der Zeit, wenn die sächsische Regierung augenblicklich den Weg einschlüge, der allein zum Heile führt, denn nur der Augenblick ist unser und wer weiß, ob nicht Gefahr vorhanden ist beim Verzuge. Die sächsische Regierung würde sich unserer Ansicht nach gar wohl verdient machen, nicht blos um Sachsen und das übrige deutsche Volk, sondern auch selbst um die jetzigen deutschen Regierungen, wenn sie dieselben durch isolirte Ertheilung der Preßfreiheit für Sachsen selbst wider ihren Willen zu ähnlichen Maßregeln nöthigte und dadurch den einzig wirksamen Hebel zur Bildung einer wahrhaft patriotischen und vernünftigen Nationalpresse in Thätigkeit setzte.

Es gibt aber noch specielle Gründe, welche die sächsische Regierung dringend auffodern, nicht in das System der allmäligen Emancipation der Presse — wenn man so etwas anders System nennen kann —, wie es Preußen ausgesprochen hat, einzugehen. Es sind Motive genug vorhanden, welche derselben ein selbständiges Handeln zur Pflicht machen.

Die Frage, ob die Einheit Deutschlands bei verschiedenen Staaten bestehen kann, wird die Zukunft entscheiden. Es gibt eine Partei, welche einzig und allein Heil für Deutschland erblickt, daß Preußen allmälig die kleinern deutschen Staaten, vorerst die mitteldeutschen und norddeutschen sich einverleibt. Wenn sich auch vorjetzt darüber noch nicht mit Gewißheit urtheilen läßt, ob diese Ansicht die richtige ist, so hat sie doch manche Gründe für sich. Eine andere Partei hält die Einheit Deutschlands gar wohl vereinbar mit dem Bestehen verschiedener Staaten. Sie glaubt, daß sich ein öffentliches Rechtsverhältniß und ein Organismus ausbilden läßt, der den kleinern Staaten unbeschadet der einheitlichen Kraftentwickelung und des raschen Handelns von Deutschland doch ihre Selbständigkeit sichert. Sie verabscheut die Centralisation Deutschlands in einen Staat mit einem einzigen Fürsten und würde eine abermalige Mediatisirung ebenso für ein politisches Unglück als für eine schreiende, den Rechtsbegriffen unserer Zeit zuwiderlaufende Gewaltthat halten. Auch wir neigen uns zu dieser Ansicht vor jetzt noch hin und meinen, daß wenigstens der Versuch zu einer politischen Ausbildung Deutschlands in diesem Sinne noch auf keine Weise aufgegeben werden darf. Jedenfalls können wir voraussetzen, daß die Staatsregierungen der kleinern Staaten Deutschlands, und besonders die sächsische, an der Durchführung ihrer Souverainetätsrechte noch nicht verzweifelt haben, sondern entschieden diesem Systeme zugethan sind. Sonst freilich hätten sie ganz Recht, wenn sie schon jetzt alles selbständige Handeln bei wichtigern Fragen von allgemeinen Folgen aufgäben und sich dabei nach dem Willen Preußens richteten. Wollen sie aber eine wirkliche, keine blos nominelle Selbständigkeit sich zu erhalten suchen, so ist das erste Erfoderniß, daß sie auch selbständig nach ihrer Überzeugung handeln. Keine größere Gefahr können sie ihrer Unabhängigkeit bereiten, als wenn sie der Welt und namentlich ihren Unterthanen thatsächlich den Beweis liefern, daß sie diese Unabhängigkeit nicht zu behaupten wissen. Wenn alle wichtigern und größern Maßregeln stets von der Einwilligung Preußens abhängig gemacht werden, wenn jedes Zeitbedürfniß erst Befriedigung finden kann, sobald dieser größere Staat vorangeht oder die Erlaubniß ertheilt, dann ist man im Wesentlichen schon Preußen unterworfen und die Unterthanen sind nicht so blind, daß sie das nicht bald erkennen sollten. Alsdann ist es auch nur ein Schritt noch von dem Wunsche, lieber selbständige, mitsprechende Unterthanen Preußens zu sein, als Untergebene einer Regierung, welche keine freie Mitwirkung gewähren kann, weil sie selbst nicht frei ist. Selbst in den Kammern wird allmälig diese Überzeugung Platz greifen, sobald sie sich von ihrer Ohnmacht, von der Fruchtlosigkeit ihrer Bestrebungen und Vergeblichkeit ihrer Wünsche überzeugen. Wir haben schon hier und da leise andeutende Stimmen dieser Art aus Sachsen vernommen und wir fürchten, daß eine unterwürfige Politik in der entschiedensten, dringendsten Tagesangelegenheit, wie es die Preßfreiheit zumal für Sachsen ist, diese Stimmen sehr vermehren und verstärken wird. Wenn die sächsischen Minister auf die dringende Mahnung des ganzen Landes im Grunde keine andere Antwort geben können — und eine andere stichhaltige wird sich nicht auffinden lassen — als die: „wir möchten wol, aber wir dürfen nicht, weil es Preußen noch nicht will", so bringen sie dem Systeme verschiedener selbständiger Staaten in Deutschland eine schwere Wunde bei, und werden sie die Zahl der Anhänger eines preußischen Staats, der mit Deutschland identisch sei, gar sehr vermehren. Wir sprechen unsere volle Überzeugung aus, wenn wir behaupten, daß die sächsischen Minister bei der Preßfrage jetzt einen entscheidenden Schlag für die Unabhängigkeit der kleinern Staaten ausführen können, einen Schlag, der auf lange Jahre hin fortwirken und dieser Sache fürs erste den Sieg verschaffen kann. Der große Staatsmann ergreift die Gelegenheit

beim Schopfe, denn er weiß, daß — einmal den rechten Augenblick versäumt — sie zum zweiten Male so leicht nicht wiederkommen wird. Durch Mangel an Entschlossenheit und Thatkraft unterliegt auch das beste System und der eine Rückzug zieht in der Regel die folgenden mit Nothwendigkeit nach sich. Möchten die sächsischen Minister die unendliche Verantwortlichkeit, die auf ihnen in dieser Frage ruht, sowol gegen ihren König, als gegen ihr Land und das ganze übrige Deutschland, wohl begreifen, und mögen sie wohl bedenken, daß man auch durch Unterlassung, nicht blos durch Begehung, sich schwer versündigen könne. Der kleine sächsische Staat hat in diesem Augenblicke eine welthistorische Stellung; eine Stellung, die den großen, genialen Mann mit unendlicher Thatkraft, erhebendem Bewußtsein und entschiedenster Sicherheit erfüllen muß, den mittelmäßigen und gewöhnlichen Kopf aber freilich eingenommen, schwindlicht und befangen macht.

Ja, die Politik, sich von Preußen ans Schlepptau nehmen zu lassen, ist für die sächsische Staatsregierung eine unendlich gefährliche. Sie wird und muß den Verlust einer ehrlich und wohlverdienten Popularität nach sich ziehen und Preußen wird alsdann früher oder später der Erbe dieser Popularität werden. Es sollte uns unendlich leid thun, nicht blos der Sache, sondern auch der Personen wegen. Wir lieben diese Männer, die so wohlwollend, freisinnig und klug seit zwölf Jahren gehandelt und in diesem Zeitraume so Erstaunliches geleistet haben. Wir gönnen ihnen von ganzem Herzen, daß ihr Ruhm ihnen bis ans Ende ihrer Tage treu bleiben möge und daß sie einst einen Platz einnehmen in der deutschen Geschichte. Es würde uns schmerzen, wenn Die, so sich bis jetzt ihrer Zeit gewachsen gezeigt, auch bei veränderten Umständen und veränderten Anfoderungen sich nicht bewähren sollten. Bis jetzt war das Pausiren, das laissez aller, das geräuschlose, stille Fortschreiten ohne heftige Collision an der Zeit; allein wir zweifeln, ob es für immer ausreichen werde und ob der entscheidende Schritt über den Rubicon nicht endlich gethan werden müsse.

F. von Florencourt.

Fellows' lycische Bildwerke.

Die zu Xanthus in Lycien von Fellows entdeckten und für das Britische Museum bestimmten Antiken sind in unversehrtem Zustande in London eingetroffen, müssen aber, aus Mangel an Raum, noch eine Zeit dem Publicum verschlossen bleiben. Obgleich aus einer frühern Zeit herrührend, sind sie doch zum Theil mit den äginetischen Bildwerken dem Stile nach verwandt und natürlich mit den von Lord Elgin gesammelten Kunstwerken nicht zu vergleichen, wennschon vielen derselben auch Kunstwerth nicht abzusprechen ist. Ihr Hauptwerth besteht jedoch darin, daß sie zu den frühesten Proben der griechischen Bildnerei gehören, welche bis auf uns gekommen sind. Das älteste unter ihnen ist das Grabmal mit Basreliefs, die Harpyen darstellend, wie sie die Töchter des Pandarus hinwegführen. Es ist in Fellows' Werke über Lycien abgebildet und rührt wahrscheinlich aus der Zeit vor Cyrus her. Unabhängig von dem mythologischen Interesse der darauf abgebildeten Figuren, ist es wichtig als ein Beispiel des arabischen Kunststils, der in Italien mit dem Namen des pelasgischen bezeichnet wird, indem die Draperien wie nasse Kleider den Körpern anliegen. Die Augen haben einen nichtssagenden Blick, die Gesichter sind ohne Ausdruck und das Haar hängt wie Maccaronifäden herab. In der Anordnung des Haars und der Bärte, wie anderer Beiwerke, spricht sich ein persischer Charakter aus, welcher diesem Denkmal in Bezug auf Geschichte und Ursprung der Kunst einen großen Werth ertheilt. Es befinden sich noch in der Sammlung sechs oder acht Friese oder Bruchstücke von Friesen in Relief, von großer Mannichfaltigkeit der Gegenstände, indem sie alte Gebräuche, Kleidungen u. s. w. darstellen. Einer derselben bringt die Belagerung einer befestigten Stadt zur Anschauung, welche mit ihren Thürmen und Zinnen abconterfeit ist, mit ihrer Mannschaft, die sich nach einem Ausgange drängt, um, mit Steinen bewaffnet, den Feind anzugreifen, während im Hintergrunde die zuschauenden Weiber und Töchter der Bürger erscheinen. Unterdeß erklimmen die Feinde, gedeckt durch ihre breiten Schilde, die Mauer auf Leitern. Die Kämpfenden sind mit großer Kraft dargestellt. Auf einem andern Fries ist eine Löwenjagd abgebildet. Ferner sieht man auf einem Basrelief einen Kampf und auf einer Abtheilung desselben, bei der Weiße des Marmors außerordentlich wohl erhalten, einen mit großer Wahrheit des Ausdrucks dargestellten verwundeten Krieger, der sich auf den Arm eines Weibes lehnt, welches ihn vom Schlachtfelde führt. Eine Anzahl Gefangene, deren Hände auf den Rücken gebunden sind und die in ihrem Costum und Gesichtsausdruck einigen der persepolitanischen Bildwerke gleichen, werden auf einem andern Friese vor einen König geführt, der unter einer Umbrella sitzt. Auf den Fragmenten eines großen Frieses sind Reiterkämpfe dargestellt. Die Reiter sitzen auf ihren Pferden in anderer Weise als die des Parthenon, die Fersen nach unten, die Schenkel nach vorn, mit einiger Kenntniß der Reitkunst, womit die Reiter des Phidias unbekannt gewesen zu sein scheinen. Außerdem befinden sich in dieser Sammlung noch verschiedene Statuen, ohne Köpfe und verstümmelt, aber durch schöne Theile, durch eine leichte und anmuthig fließende complicirte Gewandung ausgezeichnet. Hier und da erblickt man noch Spuren von Farbe, sodaß die Frage der polychromatischen Ausschmückung hierdurch ein neues Licht gewinnt. Man fürchtet, daß diese Spuren in dem feuchten englischen Klima bald verschwinden werden. Theile von metallenen Klammern sind auch noch bemerkbar. Alles in Allem, die Fellows'schen Bildwerke sind eine so wichtige Bereicherung, wie sie seit vielen Jahren kein anderes europäisches Museum erworben hat.

13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 73. — 14. März 1843.

Das Gaunerwesen in Deutschland.

Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigsten jüdischen Gauner. Nach Criminalacten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet von A. F. Thiele. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin, Gropius. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. definirt die Gauner als Leute, welche Räubereien, Diebstahl und Betrug mehr oder weniger als ein eigentliches Gewerbe treiben, dabei nach bestimmten Regeln verfahren, gewisse feststehende Principien befolgen, die, wenn sie der Justiz in die Hände fallen, methodisch im peinlichen Verhör auftreten, ihre eigene Sprache reden, unter sich zum Zwecke der Ausführung ihrer Verbrechen in wechselseitiger Verbindung stehen und so, mit einem Worte, eine besondere, allen bürgerlichen Interessen feindliche Gesellschaft im Staate bilden.

Diese für die Sittengeschichte der civilisirten Nationen wichtige Menschenclasse bewegt sich mit einschmeichelnder Gewandtheit unter der harmlosen Menge der „Wittschen"*); nirgend verletzen sie durch das abstoßende und rohe Benehmen gemeiner Diebe und Räuber; zur brutalen Gewalt schreiten sie höchst selten und nur die Intelligenz trägt in ihren scharfsinnigen Unternehmungen den Sieg davon. Diese abnormen Lebenserscheinungen haben, schon wegen ihrer allgemeinen Wirksamkeit, nicht blos für Criminal- und Policeibeamte Bedeutung; sie stehen vielmehr unter den mannichfachsten Umständen in einer leider nur zu nahen Beziehung zum ganzen Publicum, vorzüglich zu dem mit Geld, Pretiosen, Uhren u. dergl. versehenen Theile desselben. Manche unserer Leser werden aus eigener Erfahrung im Stande sein, die Richtigkeit dieser Behauptung zu bestätigen, und würden gewiß nicht unzufrieden gewesen sein, wenn sie sich vor solchen Erfahrungen mittels einer genauern Kenntniß der Gaunerkniffe hätten in Acht nehmen können; aber es ist schwer, einen Feind, den man nicht kennt, zu bekämpfen oder zu vermeiden. Das Gaunervölkchen ist wirklich zu interessant, eine nähere Beleuchtung seines verschmitzten Treibens erscheint für Jedermann zu nützlich, als daß wir nicht auf Verzeihung hoffen dürften, wenn wir die im obigen Titel angemeldete zweideutige Gesellschaft in unsern honetten Kreis einführen, um ihre Bekanntschaft in effigie zu machen.

Der Verf. hatte bei einer in Berlin geführten Untersuchung gegen eine Gaunerbande, bei welcher 520 Personen implicirten, vermöge seiner amtlichen Stellung mitzuwirken. Die Inculpaten waren größtentheils jüdischen Glaubens und deshalb hat der Verf. Veranlassung genommen, sich in seiner Darstellung auf die jüdischen Gauner zu beschränken; er will damit aber keineswegs in Abrede stellen, daß wir nicht auch unter den Christen zahlreiche und ausgezeichnete Praktiker in der Diebskunst haben. Eine exclusive Bezüchtigung des Judenthums kann also von vornherein dem Verf. nicht zur Last gelegt werden, obwol dies aus übel angebrachter Empfindlichkeit und in Verkennung der dem Buche zum Grunde liegenden guten Absichten hier und da geschehen ist. Bei einer so umfassenden Untersuchung und seinen persönlichen Berührungen mit so vielen Gaunern konnte es dem Verf. nicht an reichem Stoffe zu seinem Werke fehlen, welchen er denn auch mit Fleiß und Geschick bearbeitet hat.

Der erste Band bringt: 1) eine Einleitung über das Gaunerwesen; 2) die geschichtliche Darstellung der Untersuchung wider Moses Lewin Löwenthal und Genossen; 3) Gaunertaktik und Resultate daraus; 4) einen kurzen Lebensabriß des Inquisiten Joseph Adolf Rosenthal; 5) die Beschreibung der vorzüglichern in der Untersuchung wider Löwenthal und Genossen eingestandenen und sonst ermittelten Verbrechen; 5) die jüdische Gauner- oder Kochemersprache; 6) einen Anhang, das hebräische Zählen betreffend.

Die Gauner unserer Zeit sind keine heimatlosen Menschen; sie haben bestimmte Wohnörter und mitunter sogar Grundbesitz. Die Zahl der in Deutschland lebenden Gauner schlägt der Verf. auf ungefähr 10,000 an. Die Gaunerkaste in Deutschland unterscheidet sich, sowol ihrer kirchlich-religiösen als ihren Diebessatzungen nach, in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in christliche und jüdische Gauner. Zwar geringer an Zahl, sind die jüdischen dennoch die gefährlichern, sowol was ihre größere Schlauheit und Verschmitztheit, als ihre größere Geschicklichkeit bei

*) Wittsch heißt in der Diebssprache ehrlich, eigentlich dumm; im Gegensatz davon nennen sich die Gauner selbst Chesse oder Kochemer, d. h. Gescheite.

Ausführung ihrer Verbrechen anbetrifft. Sie unterscheiden sich ferner fast schroff von ihren christlichen Betriebsgenossen durch den besondern Idiotismus ihrer Gesellschaftssprache. Vorzüglich Polen war und ist noch heute das Land, welches als die Wiege und der Herd des jüdischen Diebsgesindels betrachtet werden muß, und noch zur Stunde werden die östlichen Provinzen des preußischen Staats von jenem Lande her durch jüdische Spitzbuben beständig in Contribution gesetzt. In Preußen sind das Herzogthum Magdeburg mit der Altmark auf der einen, das Großherzogthum Posen auf der andern Seite diejenigen Provinzen, wo die meisten und gefährlichsten, oft schon seit einer langen Reihe von Jahren berüchtigten Gauner domiciliren. In ihren Wohnörtern erscheinen sie gewöhnlich als ehrliche Leute; den größten Theil des Jahres bringen sie aber auf Reisen zu und jeder ihrer Ausflüge ist ein Raubzug. Wenn übrigens die Gauner christlicher Abkunft in gar vielerlei Gestalten, z. B. als Scherenschleifer, Kesselflicker, Orgelspieler, Olitätenkrämer u. s. w., im Lande umherziehen, so tritt der jüdische Gauner und Vagabund fast immer nur in der einzigen eines Handelsmanns auf. Die geringe Anzahl jüdischer Diebe, die noch ohne Heimat sich in der Welt umhertreibt, führt auch nicht, wie die christlichen Strolche und Landstreicher, die Hemmnisse ihrer Lebenscarriere: Weiber und Kinder, mit sich; sondern diese haben vielmehr bei vertrauten Leuten oder Kochemern, an gewissen Orten, wo es mit der Policei nicht besonders streng genommen wird, ihre Niederlagen, wie sie es nennen, und werden dort von Zeit zu Zeit von ihren saubern Familienhäuptern besucht. Weit mehr als die christlichen Gauner stehen die jüdischen auch unter sich in Verbindung, und ist gleich diese Verbindung keine eigentlich geregelte, so ist es doch eine Union, die aus gemeinsamen gesellschaftlichen Principien entspringt. Wo „cheffe" Juden sich treffen, und hätten sie sich früher in ihrem Leben nie gesehen, da werden sie Chawern (Kameraden) und stehlen zusammen. Die engere Verbindung der jüdischen Gauner folgt auch schon aus dem Umstande, daß sie nur ausschließlich unter sich heirathen. Die Fälle vom Gegentheil sind äußerst sparsam, weil die Ehelichung einer Wittschen (Ehrlichen) in jeder Beziehung eine Mesalliance für den Gauner ist. Unglaublich ist es übrigens, welcher Knäul von Verwandtschaften diese gegenseitigen Heirathen zusammengerollt haben; durch eine Stammtafel getraut sich der Verf. nachzuweisen, daß wenigstens einige Hundert der jetzt lebenden berüchtigtsten Gauner eine einzige Familie ausmachen. Sie stehen untereinander in Briefwechsel, theilen sich die ermittelten Gelegenheiten zu Diebstählen mit und verüben diese gemeinschaftlich. Die Messen zu Leipzig, Frankfurt a. d. O., Frankfurt a. M. und Braunschweig sind, so thatkräftig auch die Policei an diesen Orten ist, namentlich in Leipzig, die Centralpunkte ihres verbrecherischen Treibens. Dort finden sie sich zusammen, machen den Meßverkehr unsicher, tauschen Pläne für die Zukunft aus und schließen Gemeinschaften zu fernern Diebsunternehmungen. Mehr [illegible] minder sind auch alle größere Märkte ihre [illegible]plätze. Nichts zu gestehen, gerathen sie der Justiz in die Hände, das ist vor allen Dingen die Hauptregel ihrer Lebenspraxis, an der sie mit unbeugsamer Hartnäckigkeit festhalten. Unübertroffen darin steht der jüdische Gauner da, und nichts ist zu vergleichen mit der Gewandtheit und Verschmitztheit, womit er sich aus einer Untersuchung herauszulügen versteht.

Die Hauptanstifter und thätigsten Beförderer der Diebsunternehmungen, welche zu der erwähnten großen Untersuchung Anlaß gaben, waren Vigilanten, d. h. Individuen, welche das Vertrauen der Behörde genossen und die, im schneidendsten Gegensatze zu ihrem frühern Leben, Diejenigen scheinbar zu verfolgen strebten, welche die Gefährten ihrer vormaligen verbrecherischen Laufbahn, die Genossen ihrer vorzeitigen Übelthaten waren. Einer dieser Diebsfänger, Rosenthal, spielt in der Untersuchung eine wichtige Rolle; als Vigilant war er mit einer in Bezug auf seine policeiliche Thätigkeit, zu seiner beständigen Legitimation bei den Behörden, ihm ertheilten offenen Ordre versehen, welche begreiflicherweise nicht wenig dazu beitrug, ihn und seine jedesmaligen Complicen jedesmal außer Verdacht zu stellen. In seiner Eigenschaft als Vigilant stiftete also Rosenthal den doppelten Schaden, daß er die mit ihm verbundenen Diebe nicht nur nicht verrieth, sondern auch mit lange glücklichem Erfolge die Nachforschungen der Policei irreleitete. Hieraus erklärt es sich, daß im J. 1830 von einer und derselben Gaunerbande 38 bedeutende Diebstähle in Berlin (namentlich an öffentlichen Kassen und bei verschiedenen Buchhandlungen) verübt werden konnten, ohne daß es den eifrigsten Bestrebungen der Behörden gelingen wollte, die Thäter zu entdecken. Endlich zu Anfang des Jahres 1831 kam man einem Mitgliede jener Bande, Namens Löwenthal auf die Spur; die bei demselben veranstaltete Haussuchung lieferte überraschende Beweismittel und man brachte den Gauner zur Haft. Die gegen Löwenthal sprechenden Indicien waren zu stark, als daß ihn, selbst wenn er an dem von allen gewerbsmäßigen Dieben adoptirten Principe des Nichtgestehens festhielt, nicht ein hoher Grad von außerordentlicher Strafe treffen mußte. Dies mochte Löwenthal in der Muße seiner Haft reiflich überlegt haben. In einer vertraulichen Unterredung, die er sich am Tage nach seiner Verhaftung beim Inquirenten erbat, erklärte er, daß zwar allerdings in Berlin, ebenso wie in einigen Provinzen des preußischen Staats, eine Diebsbande existire, die unter sich eine Clique ausmache; er werde jedoch darüber nicht nur keine Auskunft geben, sondern auch noch weniger sagen, wiefern er selbst dabei betheiligt sei, wenn ihm nicht zuvor das Versprechen der Begnadigung ertheilt würde. Schon vier Tage nach dieser Erklärung erging eine königliche Cabinetsordre, derzufolge dem Löwenthal die Strafe aller derjenigen Diebstähle, welche er bisher verübt, oder an deren Verübung er Theil genommen habe, erlassen werden sollte, wenn er, durch ein vollständiges Bekenntniß seiner Vergehen, seine Mitschuldigen dergestalt bezeichne, daß wenigstens auf eine außerordentliche Strafe gegen dieselben erkannt werden könne. Nun begann eine Reihe von Eröffnungen; aber trotz der versprochenen Begnadigung behielt Löwenthal doch noch

Vieles im Hinterhalt und erst die spätern freien Geständnisse eines andern Gauners, Namens Wohlauer, brachten Licht über den ganzen Complex unzähliger Diebsstücke; hierdurch bekam die Untersuchnng einen grenzenlosen Umfang. Mehr als 500 Personen waren des Diebstahls, der Diebshehlerei oder des Meineides für den Nachweis des alibi der Diebe bezüchtigt, deren Verhaftung also größtentheils Erfoderniß. Sie wohnten in fast allen Provinzen des preußischen Staats, vornehmlich aber in dem Großherzogthum Posen, und dort wieder vorzugsweise in dem Städtchen Betsche. Eine Reihe beklagenswerther Erfahrungen aber hatte bewiesen, wie sehr gerade im Großherzogthum Posen eine allgemeine Unsicherheit von allen Seiten eingebürgert war. Gerade in denjenigen Ortschaften, wo die meisten und gefährlichsten Verbrecher nisteten, wo also deren Verhaftungen, die nothwendigen Beschlagnahmen u. s. w. die meiste policeiliche Energie erfoderten, sah es am übelsten mit der obrigkeitlichen Gewalt aus und waren die Localbehörden am unzuverlässigsten. Als ein Beispiel zu Dem, was hier über den Stand der bürgerlichen Ordnung und obrigkeitlichen Gewalt gesagt ist, wird folgendes, in Betsche vorgefallene Stückchen dienen. Der berüchtigte, gleichfalls zu verhaftende Dieb Nathan Jakob Stahl war, nach der Versicherung des betscher Bürgermeisters, am Abend vorher, wegen Widersetzlichkeit gegen die Gendarmerie, zum Arrest gebracht worden, wo er sich also noch befinden mußte. Da nun das Arrestlocal keine genügende Sicherheit gewährte, so stellten die Commissarien davor eine besondere Wache auf. Als man indessen die Wohnung des Stahl inspicirte, fand man ihn dort, zum großen Erstaunen des Bürgermeisters, gemächlich im Bette liegend.

Die Festnehmung der Gauner mußte mit größter Umsicht erfolgen; die Nacht vom 20. zum 21. Januar war dazu auserſehen, um alle Verhaftungen im Großherzogthum Posen gleichzeitig ausführen zu lassen, weil am Abend vorher der jüdische Sabbath begonnen hatte und um jene Zeit gerade Vollmond war, beide Thatsachen aber, der Erfahrung gemäß, mit vieler Gewißheit voraussetzen ließen, daß die jüdischen Verbrecher, welche bekanntlich am Sabbath nach ihrem Rituale nicht reisen dürfen und überhaupt nur in dunkeln, weder durch Mondschein noch durch Schnee erhellten Nächten auf Diebstahl ausziehen, in ihren Wohnungen angetroffen werden würden. Ein gleichzeitiges Einschreiten gegen alle in jener Provinz zu verhaftenden Personen war aber dringend erfoderlich, weil frühere Untersuchungen, sowie längst bekannte Erfahrungssätze die Lehre lieferten, daß verschmitzte, insbesondere jüdische Verbrecher, sobald sie eine Verhaftung vermuthen, ihre Wohnörter oder Schlupfwinkel verlassen, unter Annahme falscher Namen in der Welt umherstreifen und sich so der Untersuchung und Strafe entziehen. Die Maßregeln waren so gut getroffen, daß in der erwähnten Nacht die Gefangennehmung aller im Großherzogthum, namentlich in Betsche, Rostarzewo, Rackwitz, Schermeisel, Grätz, Storchnest u. s. w. wohnhaften bezüchtigten Verbrecher sehr exact erfolgte. Es gewährte im Monat Januar und Februar einen eigenen Anblick, täglich die Transporte jener berüchtigten, oft ergrauten Übelthäter durch die Straßen Berlins kommen zu sehen, die, auf einen Bauernwagen angeschlossen, mit finsterm Trotze in den verdächtigen bärtigen Gesichtern, ihrem Verhängnisse entgegenfuhren. Die bei den Haussuchungen in Beschlag genommenen Gelder beliefen sich auf 12,000 Thaler; aber auch die Untersuchungskosten waren bis zu Anfang des Jahres 1834 bereits auf 11,000 Thaler angewachsen. Jedoch stand dies in keinem Vergleich mit den heilsamen Folgen, welche durch die Aufhebung der gefährlichsten jüdischen Diebe aus dem Großherzogthume Posen und dem Regierungsbezirk Frankfurt bewirkt wurde. Es äußerten sich diese Folgen schon recht deutlich in der zunächst folgenden Reminiscéremesse zu Frankfurt a. d. O., denn es wurde während derselben nicht ein einziger gewaltsamer Diebstahl verübt, obgleich sonst fast immer 12—14 dergleichen zur Cognition der dortigen Policeibehörde gelangt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mythologische Forschungen und Sammlungen, von Wolfgang Menzel. Erstes Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Mythologie der Völker ist verschiedener Behandlung fähig und verstattet mannichfache Combinationen über Entstehung, Verwandtschaft, innere Bedeutung, an denen historische Forschung und Witz vielleicht einen unerschöpflichen Gegenstand finden. Unser Verf. widmet seine Sammlungen zunächst den Freunden der Poesie und Kunst, denen fördernd und erfreulich sein kann, zu wissen, wie derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee sich in den verschiedensten Vorstellungsweisen abgespiegelt habe, wozu dann Poesie und Kunst selber ihre Bereicherung brachten und aus dem Mannichfaltigen eine gewisse Einheit hervorschimmert, die das ästhetische Interesse an den Werken der Phantasie erhöht. Haben Andere das Religiöse, Philosophische, Historische mehr ins Auge gefaßt, so wird doch die Auffassungsweise des Verf. friedlich und anspruchlos daneben bestehen und dem Leser außer dem Reiz der mythologischen Bilder auch eine willkommene Übersicht derselben gewähren.

Woher der Mensch? wie ist er entstanden? welches war seine Bestimmung und die seines Geschlechts? Diese Fragen haben von jeher die menschlichen Gedanken beschäftigt und Speculationen wie Erzählungen veranlaßt. Alle Hauptvölker im Osten Asiens theilen den Gedanken: die Menschen würden nicht zum ersten Mal auf dieser Erde geboren, sondern hätten schon lange vorher als Geister existirt; nach den Indiern als böse Geister, die zur Buße den irdischen Leib bewohnen müssen; nach den Persern als gute Geister, die freiwillig in den irdischen Leib eingehen, um das Böse zu bekämpfen. Zugleich aber schließen sich daran die Sagen von der Sünde des Geschlechts und einer als Strafe desselben vertilgenden Flut. Besser soll es nun werden auf irgend eine Weise. Ein sicilischer Dichter erzählt: „Gott und der Teufel spielten Schach miteinander. Gott verlor seine Königin, die bei Seite geworfen wurde und auf die Erde fiel — die Eva. Aber Gott gewann wieder und machte sich nach der Spielregel eine neue Königin, indem er mit einem Bauer ins Schach rückte — die Madonna." Das Paradies des Moses und die Art seines Verlustes sind bekannt, mehr oder weniger beziehen sich darauf die Lehren der Manichäer, Gnostiker, des Talmud. Merkwürdig ist, daß auf den Inseln des Stillen Oceans und im äußersten Norden Amerikas die Vorstellung einer verbotenen Frucht angetroffen wird, ohne daß man weiß, auf welche Weise sie dahin gekommen. Der Griechen,

Römer, der [illegible] und der Afrikaner gedenkt unser Verf. und auch einiger modernen Philosopheme, die von der biblischen Vorstellung eines ursprünglichen Menschenpaars abwichen und darin mit Negern und amerikanischen Wilden zusammentreffen. Ein neuerer Naturforscher hält Adam und Eva für ein Negerpaar, das Paradies sei in Afrika gewesen, und durch die Kaffern hätten sich die weißen Stämme, durch die Hottentotten die Mongolen, Malaien und Amerikaner abgezweigt. Andere sprachen von präadamitischen Zeitaltern, von einem Urschleim, woraus Alles entstand, wie Phönizier von ihrem Mot.

Eine eigene Reihe des Mythologischen bildet Eros. Vieles, sagt der Verf., ist tiefern Sinnes, Vieles, vielleicht das Meiste, nur Spielerei, aber es liegt ein Reiz in den Spielen. Nach altgriechischer Theogonie ist Eros der älteste unter den griechischen Göttern und auch der letzte; in der spätern Vorstellung ist er ein ideales Kind, auch reifender Jüngling, geflügelt, mit Fackel, Pfeil und Bogen. Er gewährt mannichfachen Stoff zu Ausschmückung und wir erhalten von dem Verf. eine artige Blumenlese derselben von ältern und neuern Dichtern. Die Erzählung des Apulejus von Amor und Psyche wird nicht übergangen und ihr Sinn dahin ausgelegt: „Durch Liebe wird die menschliche Seele zwar gepeinigt und gemartert, aber auch geläutert und würdig der Unsterblichkeit." Eros wird zusammengestellt mit der Lyra (Poesie), dem Apollo, den Musen, er ist Weltbeherrscher, besiegt alle Götter, reitet auf einem Löwen, überwindet die Centauren, Bacchus erscheint oft in seiner Gesellschaft. Auch der indische Liebesgott Kama trägt sehr viele Namen, die sein Wesen näher bezeichnen und den Beweis liefern, daß er dem griechischen Eros sehr ähnlich war. Er reitet auf einem bunten Papagai, oder auf einem Fisch und Löwen, ist Sohn des Wischnu, als des erhaltenden Princips, oder auch Sohn der Maja, der schönen Täuschung.

Vorliegendes Bändchen beschließen eine Monographie der Biene und die Mythe des Regenbogens. Weder die künstliche Lebensweise des kleinen Insekts und ihr Nutzen für den Menschen, noch die schöne Naturerscheinung blieben den Völkern fremd und unbeachtet. Bei den Griechen ist die Biene der gebärenden Naturkraft heilig, in Indien steht sie mit dem männlichen Sonnenprincip der Zeugung in Verbindung, wie wieder bei den Griechen mit dem Sonnengott, mit Stier und Kuh als Sinnbilder der Zeugungskraft; sie erinnert an das goldene Zeitalter, in welchem Milch und Honig floß. Sie ist auch Sinnbild der Wiedergeburt, der Honig erhält Bedeutung einer Seelenreinigung und erscheint als Gabe der Weisheit und Dichtkunst. In ihrer Ökonomie und Arbeitvertheilung spiegelt sich ein wohlgeordneter Staat, gegenseitige Anhänglichkeit und Förderung, bei den Indiern ist die Biene ein Attribut des Liebesgottes Kama. Auf dem Mantel Napoleon's bedeuteten Bienen das Einsammeln, wie schon früher im Wappen der habgierigen Familie Barberini, und Papst Urban VIII., der aus dieser Familie stammte, baute die Kirche della sapienza in Rom nach einem Grundriß in Bienenform.

Der Regenbogen ist in Indien Bogen des Regengottes Indra, in China Stütze des Himmelsgewölbes. In Peru ist ihm ein bunter Tempel geweiht, bei den Karaiben besteht aus ihm das Diadem des Meergottes, bei den Esthen die Sichel des Donnergottes, bei den Lithauern der bunte Gürtel der Göttin Laima. Die Deutschen machten daraus eine Brücke zwischen Himmel und Erde, die Griechen eine Götterbotin Iris, besonders der Juno als Luftgöttin zugetheilt. Nach biblischen Vorstellungen ist der Regenbogen ein Bundeszeichen, in der katholischen Kirche ein Sinnbild der Dreieinigkeit, auch der Jungfrau Maria. Pater Abraham a Santa Clara sagt in seinem „Judas der Erzschelm" vom Prunk der damaligen Höfe: „Die Liberey der Lakaien und Bedienten hat fast allerlei Farben, wie ein Regenbogen; es kann wol sein, daß es nasses Wetter bedeutet in den Augen der Unterthanen."

Gewiß wird der Verf. aus seinen übrigen mythologischen Sammlungen noch manches Anziehende und Belehrende mitzutheilen haben und durch die willkommene Gruppirung desselben den Dank seiner Leser verdienen. 5.

Vaucluse und Petrarca.

Carpentras, 13. Febr. 1842.

Gestern besuchte ich die Fontaine von Vaucluse. Durch Petrarca erhielt sie bekanntlich die Weihe der Unsterblichkeit. Mein Führer dahin war der neunundsiebzigjährige Olivier-Vitalis, der in diesem Augenblicke historische Forschungen von höchstem Interesse über die echte Laura dem Publicum übergibt.*) Eine kühne Felsenspitze bietet schöne Schloßruinen dar; doch sucht man im Schlosse gewiß mit Unrecht Petrarca's Wohnung. Diese war vielmehr auf dem Felsenabhange ein wenig unter dem Schlosse, wo jetzt ein einfaches Bauerhäuschen steht. Im Keller desselben hat man vor kurzem ein Stück Plafond mit versteinerten Muschelgebilden gefunden, worin man Reliquien von Petrarca's Wohnung erblicken will. Ich durfte etwas von diesem kostbaren Schatze zu mir stecken. Hierauf stiegen wir auf einem zum Theil unter Felsen hinlaufenden Stege in des Dichters Lieblingsgarten hinab. Seine Veilchen stehen schon in voller Pracht. Ein Lorberbaum prangt in seiner Mitte, gepflanzt über den Wurzeln desselben Lorberbaums, den Petrarca's Hand gepflegt und oft — wie er selbst erzählt — gegen die feindlichen Wogen der Sorgue vertheidigt hat. Über dem Veilchenbeete, das unter einem hoch hinaufragenden, mit Lorber durchwachsenen Felsen ruht, rieselt ein klares Bächlein; es fällt in die vor dem Garten lautbrausenden Wogen der Sorgue. Von Petrarca's Wohnung aus über dem Thale drüben wohnte, wie man in Vaucluse sagt, Madame Laura. Am längsten verweilte ich bei der Grotte mit dem Quellwasser, wo Petrarca einst seine Laura im Bade überraschte. Übrigens bin ich ganz der Überzeugung, daß Olivier Recht hat, wenn er der Laura von Sade und der Laura von Avignon den Ruhm der Liebe Petrarca's streitig macht und ihn der schönen Vaucluserin um die Schläfe flicht. Es wundert mich, daß die berühmte Note von Petrarca's Hand im Ambrosianischen Virgil bis jetzt so vielen Glauben hat finden können. Ich halte sie für ganz unecht. Nachstehendes Sonett hat Petrarca an Vaucluse gerichtet, vielleicht auf seinem letzten Ausflug in dies reizende Thal. Es verdankt Olivier seine erste Veröffentlichung aus einem Manuscript des Louis de Perussis von 1564:

> Nacquer qui, quelli accesi e gran sospiri,
> Ch'en si suavi accenti risonaro
> Che con Sorga e Durenza a paro a paro
> Vivranno fin ch'il ciel la terra giri,
>
> Laura divina par ch'ancora spiri
> Non so che dolce in questo aer chiaro
> Per rimembranza di quel spirto raro
> Che per lei visse in si dolci martiri,
>
> Felici colli, aventurose rive,
> Gradita valle ch'en si varie tempi
> Udisti in suon delle sue voce vive,
>
> Pria fia che come nebbia il sol mi stempre
> Ch'a questi luoghi come à cose dive
> Io non m'inclini ad'honorarli sempre.

41.

*) L'illustre Châtelaine des environs de Vaucluse, la Laure de Pétrarque. Dissertation et examen critique des diverses opinions des écrivains qui se sont occupés de cette belle Laure que le divin poète toscan a immortalisée, et dont lui seul nous a fourni quelques données pour son intéressante biographie. Par *Hyacinthe d'Olivier-Vitalis*, Bibliothécaire de Carpentras, Correspondant du Ministère de l'instruction publique pour les travaux historiques. Paris 1842.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 74. —— 15. März 1848.

Das Gaunerwesen in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Daß ein großer Theil dieser angeschuldigten Gauner zum Geständniß gebracht wurde, bezeichnet der Verf. mit Recht als eine der größten Merkwürdigkeiten in den Annalen der Criminaljustiz. Wer da weiß, mit welcher stoischen Hartnäckigkeit, mit welcher Gewandtheit und welcher Erfindungsgabe im Leugnen der Gauner in den peinlichen Verhören aufzutreten versteht und immer auftritt, der wird das Unerhörte eines solchen Ergebnisses zu würdigen wissen. Das Mittel zu jenen Erfolgen war zunächst ein sehr einfaches, nämlich die Confrontation. Sowie ein Verbrecher mittels Transports von außerhalb in Berlin ankam, wurde er nicht erst ins Gefängniß, sondern sofort zum Verhöre geführt. Hier wurde er zuvörderst in aller Güte damit bekannt gemacht, daß er in eine sehr weitläufige Sache verwickelt sei und einen mehrjährigen Untersuchungsarrest zu bestehen haben werde, dessen Erleichterung und künftige Anrechnung auf die Strafe nur durch ein freimüthiges Geständniß zu erwirken sei. Leugnete er dann, wie es freilich immer geschah, so wurden ihm die geständigen Complicen, einer nach dem andern ins Gesicht gestellt. Diese hielten ihm keine Specialia vor, sie erzählten ihm blos, daß sie Alles gestanden hätten, daß Leugnen nichts mehr helfen könnte; und dies reichte meistentheils aus, den Verbrecher bekennen zu machen. Nur die Minderzahl war es, deren Halsstarrigkeit, Frechheit und Verschmitztheit diesen psychischen Impressionen nicht erlag.

Man hätte sie sehen müssen, jene vielberüchtigten, wol oft schon vor Gericht gestandenen, aber noch niemals geständig gewesenen Gauner, deren graues Haar für eine lange Reihe von Verbrechen zeugte; man hätte sie sehen müssen, wie sie dastanden, oft mit schlotternden Knien, mit klappernden Zähnen, unter der Schwere ihres so unerwartet über sie hereinbrechenden Geschicks fast zusammensinkend, und man würde gezweifelt haben, ob dies dieselben Übelthäter seien, deren gesetzverletzende Kühnheit so lange das Eigenthum der Begüterten bedroht, deren systematische Schlauheit alle Maßnehmungen der Behörden scheitern gemacht, sie aus den meisten peinlichen Untersuchungen straflos hatte hervorgehen lassen. Als nun vollends der Geständigen immer mehr wurden, als man dem Vater den Sohn, dem Bruder den Bruder ins Gesicht stellen, als man Jedem, von vornherein, die Überzeugung verschaffen konnte, daß er, trotz seines Leugnens, doch zur Strafe überführt sei, da hielt es kaum noch schwer, von den neu eingelieferten Inculpaten Bekenntnisse zu erlangen, die sich denn nicht etwa auf einzelne, sondern immer gleich auf eine ganze Masse von Verbrechen erstreckte. Eine förmliche Geständnißwuth war unter diesen Gaunern eingerissen, weil jeder glaubte, nur durch ein recht offenes Bekenntniß sein Loos mildern zu können. Immer neuerdings ließen sie sich aus dem Gefängniß zum Verhör melden und zeigten freiwillig Delicte an, die sonst wahrscheinlich nie zur Kenntniß der Gerichte gekommen wären, und bauten so mit eigener Hand immer höher das Gebäude ihrer Strafbarkeit.

Diese Stilprobe wird darthun, mit welcher Lebendigkeit der Verf. seinen Gegenstand zu behandeln weiß.

Weniger ergibige Resultate als bei den Dieben hatte die Untersuchung in Bezug auf die Diebshehler, auf die Wiederherbeischaffung gestohlenen Gutes und die Entschädigung der Beraubten. Der Grund hiervon, sowie der Erscheinung, daß die Diebe trotz ihrer bedeutenden und zahlreichen Diebstähle durchweg arm sind, während nur die Hehler sich bereicherten, hat der Verf. sehr gut auseinandergesetzt. Als eine betrübende Thatsache ist hier noch hervorzuheben, daß eine Menge Christen sich von diesen jüdischen Gaunern zum falschen Zeugniß haben bestechen lassen, um das alibi der letztern darzuthun. Bei der hier in Rede stehenden Untersuchung waren 28 solcher falscher Alibizeugen complicirt, worunter sich nur ein einziger Jude befand!

Um einen Begriff von der Weitschichtigkeit der Untersuchung zu geben, bemerkt der Verf., daß sie sich auf einen Zeitraum von 20 Jahren zurückerstreckt, daß über 800 Verbrechen im Laufe derselben zur Sprache gekommen sind, wovon jedoch aus Gründen nur 549 näher erörtert wurden, unter welchen 43 aus verschiedenen Delicten, 506 aber aus Raub und gewaltsamen, oder sonst beträchtlichen Diebstählen bestanden, wodurch 46 öffentliche Kassen und 460 Privatpersonen, soweit sich der Betrag hat feststellen lassen, um mehr als 210,000 Thaler bestohlen worden sind. Die Acten bestehen im Ganzen aus 2050 Bänden.

Daß dieser Riesenproceß in außerordentlich vielen Beziehungen lehrreich sein mußte, ist einleuchtend; die hieraus gewonnene Kenntniß der Gaunertaktik theilt der Verf. in einem besondern Abschnitt mit:

Gaunertaktik. Das Verfahren der Diebe kennen zu lernen, wie es aus jener großen Untersuchung sich ergeben hat, ist nicht nur in sicherheitspoliceilicher Hinsicht, sondern für Jeden, der etwas zu verlieren hat und sich

gegen diebische Gefährdungen schützen will, von wesentlichem Interesse. Wir haben es dabei mit einem ziemlich ausgebildeten Organismus zu thun. Da dem Einzelnen die Verübung von Diebstählen, besonders in gewerbsmäßiger Ausdehnung, schwierig und oft unmöglich gewesen wäre, so entstanden kleine Verbindungen zum Zwecke gemeinschaftlicher Ausführung diebischer Unternehmungen. Eine solche Verbindung, in der jüdischen Diebssprache Chäwre oder Chawrusse genannt, umfaßt aus der Zahl der an einem Orte oder doch in der Nähe beisammen wohnenden jüdischen Diebe, vier bis fünf, höchstens sechs Personen. (In dem Städtchen Betsche, von welchem bereits die Rede war, bestanden nach actenmäßigen Nachrichten etwa im J. 1804 vier bis fünf solcher Chawrussen, welche jedoch in der spätern Zeit, bei der beständigen Zunahme der diebischen Bevölkerung, bis auf die Zahl von zehn anwuchsen.) Jede dieser Diebsgesellschaften hatte einen bestimmten Anführer, in der Diebssprache Bohnherr oder Balmassematten (Bal: Herr, Massematten: Diebstahl) genannt. Seine Wahl hing von der Größe seiner Geschicklichkeit im Einbrechen, im Öffnen von Schlössern u. s. w. ab. Wer diese Eigenschaften durch längern Betrieb des Diebshandwerks erlangt hatte, ward von den übrigen Chawrusse-Mitgliedern als ihr Bohnherr betrachtet. Als solcher besaß er einen eisernen Fonds zur Bezahlung der Zehrungskosten und sonstigen Auslagen auf der Reise nach dem Orte des Diebstahls; er stellte bei Verübung desselben die, zur Sicherung nöthigen Wachen (Schmieren in der Diebssprache) aus; ihm mußten bei allem diesen die übrigen Chawrusse-Mitglieder gehorchen. Kein zu diesen Associationen gehörender Gauner stiehlt, ohne mit der Örtlichkeit des auszuführenden Diebstahls genau bekannt zu sein, weil er, wie dies bei gelegentlichen Diebstählen so häufig geschieht, der Gefahr der Ertappung sonst zu leicht blosgestellt ist. Es existiren bestimmte Baldower (d. h. Auskundschafter), welche den Chawrussen die Diebstahlsgelegenheiten nachweisen und dafür einen Antheil am gestohlenen Gute erhalten. Jede Chawrusse besaß ihr gemeinschaftliches Schränkzeug (das zum Einbrechen erfoderliche Werkzeug), ihre Klamoniss (Nachschlüssel) und ihr Fuhrwerk. Schon durch den Baldower wissen die Diebe immer, wann der zu Bestehlende, in der Diebssprache der Freier genannt, nicht zu Hause ist. Sie lauern ihm auch wol auf, bis er weggeht. Einer der Chawern schleicht ihm alsdann nach, beobachtet ihn genau und setzt, wenn Jener zurückkehren sollte, seine Genossen schleunigst davon in Kenntniß. Werden die Diebe gestört, so rufen sie sich das Wort Lampen! zu und jeder ergreift, so gut er kann, die Flucht.

Außer diesen, von Chawrussen ausgeführten gewaltsamen Diebstählen sind noch folgende Arten zu unterscheiden: 1) Die Schottenfeller. Sie cultiviren den Diebstahl auf Messen und Märkten oder auch sonst in den Kaufmannsläden. Ihr Gewerbe besteht in Entwendung von Schnittwaaren. Gewöhnlich sind dabei mindestens zwei Personen thätig. Der eine (der Srikener) läßt sich von dem Kaufmann Waaren zur Ansicht vorlegen. Daran mäkelt und tadelt er, und um ihn zu befriedigen, langt der Kaufmann immer neue Stücke herunter, bis der Ladentisch voll wird. So oft der Kaufmann den Rücken wendet, stiehlt der andere (der Schautenpicker) von den vorgelegten oder sonst zur Hand liegenden Waarenstücken, indem er davon, so viel er fortbringen oder erlangen kann, in seine Fuhre (große Diebstasche) steckt. Keine Art des Gaunergewerbes wird von einer so großen Anzahl Individuen in solchem Umfange getrieben als das Schottenfellen. Daß mindestens 5000 Gauner sich damit beschäftigen, glaubt der Verf. als gewiß annehmen zu können.

2) Die Torfdrucker, auch Cheilefzieher oder Seifensieder genannt, treiben den Taschendiebstahl auf Messen und Märkten, im Theater, bei Volksfesten und wo sonst ein Zusammenfluß von Menschen stattfindet. Gewöhnlich sind ihrer mehre. Pferdemärkte sind ihre vornehmsten Sammelplätze, weil die Käufer da in der Regel das meiste Geld bei sich führen. Sobald einer einen „Freier" baldowert hat, gibt er seinen Chawern einen Zink (Zeichen), um Vertuss zu machen, d. h. um Gedränge zu veranlassen. Während dieses Gedränges wird der Geldbeutel oder die Uhr dem Gedrängten auf sehr behende Weise aus der Tasche gezogen. (Hierher gehört ein interessantes Manoeuvre, welches vor einiger Zeit am Wohnorte des Ref. ausgeführt wurde und wahrscheinlich auch anderweit schon vorgekommen ist. Man könnte es „das Niederreiten" nennen. Ein Gutsbesitzer mit etwa 70 Thalern Papiergeld in der Tasche, schaut sich auf dem Viehmarkt um; ein Reiter jagt gerade auf ihn los, der Gutsbesitzer will flüchten, fällt dabei einem ihm zu Hülfe eilenden, den Reiter abwehrenden Manne in die Arme und ist im nächsten Augenblicke geborgen. Indem er sich nun fortbewegen will und instinctmäßig nach der Brusttasche greift, ist das kurz vorher noch dagewesene Portefeuille mit dem Gelde weg; auch der freundliche Beschützer war mittlerweile in scheinbar eifriger Verfolgung des unbesonnenen Reiters im Gewühl verschwunden.)

3) Die Chalfen oder Chilfer (Wechsler). Die diebische Manier der Chalfer besteht darin, daß sie von einer, beim Geldumwechselungsgeschäft ihnen vorgewiesenen Summe, vor den Augen Desjenigen, den sie bestehlen wollen, oft einen sehr beträchtlichen Theil auf so geschickte Weise entwenden, daß der Bestohlene von dem ihm zugefügten Verlust meistens gar keine Ahnung hat. Die gewöhnliche Art und Weise ihres Verfahrens ist folgende: Der Chalfen geht zu einem Geldwechsler oder auch zu dem ersten besten Kaufmann, von dem er wol denkt, daß er Goldstücke vorräthig hat, und bittet mit artigen Worten, indem er sich für einen Fremden ausgibt, ihm ein Goldstück, in der Regel einen Doppellouisdor, dessen er bedürfe, gegen Courant auszuwechseln. Er ist — ein nothwendiges Erfoderniß! — anständig, wol gar fein gekleidet, und der Kaufmann, obwol das Geldwechseln vielleicht zu seinem eigentlichen Geschäft nicht gehört, trägt doch Bedenken, das bescheidene Verlangen des Fremden abzuschlagen. Er holt nun aus seiner Kasse ein einzelnes

Goldstück, um es dem Fremden zu geben. Dieser aber, nachdem er es besehen, bittet sehr höflich, ihm ein anderes Goldstück, etwa eins mit gezacktem Rande, einen Braunschweiger u. s. w. zu geben, und der Kaufmann langt alsdann, der Regel nach, seine Goldkasse hervor, um darin nach dem verlangten Stücke zu suchen. Dies ist es, was der Chalfen gern wünschte und was er durch seinen Einwand hinsichtlich des Gepräges u. s. w., eigentlich herbeiführen wollte. Er drängt sich nun an den zu Bestehlenden heran, thut so, als ob er plötzlich in der Goldschwinge, die Jener in der Hand hält, ein solches Goldstück wahrnähme, wie es von ihm bezeichnet worden, und fährt, scheinbar um den Kaufmann darauf aufmerksam zu machen, mit dem ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand in die Kasse. Dabei hält er aber den Daumen und die andern drei Finger der rechten Hand dergestalt zusammengekniffen, daß die letztern unter dem Zeigefinger eine Höhlung bildet. Indem er nun die Hand flach auf die Kasse legt, weiß er durch eine äußerst schnelle, dem Unkundigen gar nicht bemerkbare Bewegung des Daumens wol bis zu 10 Doppellouisdor in die hohle Hand zu klemmen, die er dann schnell wieder zurückzieht. Scheinbar sodann nach der Uhr sehend, oder Courantgeld zum Umsetzen hervorholend, weiß er diese Gelegenheit zu benutzen, um die gestohlenen Goldstücke in seine Tasche zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Taschenbücher für 1843.

Nicht alle, obschon der einstmaligen Flut eine starke Ebbe gefolgt ist, sondern nur sechs der bemerkenswerthesten.

1. Friendship's Offering.

Verdientermaßen zuerst als eins der ältesten, der besten und am frühesten erschienenen. Leitch Ritchie ist Herausgeber und bekanntlich ein literarischer Koch für jedes Menschen Geschmack, der zugleich das Vorschneiden solcher buchhändlerischen Braten versteht. Das Titelkupfer zeigt das Glück der Königin Victoria im häuslichen Kreise, die Kinder in ihren Armen, der Gemahl, „der allezeit liebevolle Prinz Albert", an ihrer Seite. Das Kupfer ist vortrefflich, der Anblick rührend und der Herausgeber dankt Miß Camilla Toulmin für die beigegebenen Zeilen. Für Knittelverse erscheint der Dank zu artig. Das Gedicht „Die gebrochene Kette" habe ich nicht gelesen; es fing im vorigen Jahrgange an und endigt in diesem. „Fortsetzung folgt" in den belletristischen Journalen, ist übel genug, eine Fortsetzung in einem Taschenbuche eine Unverschämtheit. Die Verse auf den Tod der L. E. L. reden zum Herzen. Sie klingen wie die Klage der Felicia Hemans über den vorschnellen Tod der Schwester-Dichterin. Beide ruhen nun im Grabe. Sämmtliche Kupfer sind schön, und welche Erzählung ich nicht tadle, die lobe ich. Ich tadle keine.

2. Book of beauty.

Herausgeberin Lady Blessington, die Ninon de l'Enclos der englischen Literatur. Voran wieder die Königin, ihre zwei Kinder und ihr Schooshund, von der Race, die in England König Karl's Hunde heißt. Die beigegebenen Verse sind besser. Die Königin Mutter sieht wirklich aus — nur sich kaum ähnlich — als ob sie da säße

> Watching the smiles upon each infant cheek,
> Where budding hopes thro' budding roses speak.

Die „Episode im wirklichen Leben", von Sir Edward Lytton Bulwer, beginnt mit „theurgischer Philosophie" und hört mit Himmel und Hölle auf. Ist mir ganz graulich dabei geworden. Die schöne Prinzeß-Esterhazy wird von der Herausgeberin angesungen. Wenn eine Frau die andere schmeichelt, denke ich immer, sie meint es nicht ehrlich. Die Bestimmung des Weibes ist, vom Manne geliebt zu werden. Darauf mag meine Meinung fußen. „Inez de Castro" ist eine gut geschriebene Erzählung von Lord William Lennox. Der Gegenstand ist schon beiweitem besser behandelt worden; aber ich habe von dem edeln Lord nie Besseres gelesen, was freilich immer noch ein mäßiges Lob ist. „Dichter sterben im Herbst", von Mistreß Wilson — einfältiger Schnack, die Dichter sterben in jeder Jahreszeit. Congreve starb im Januar, Byron und Beaumont im März, Shakspeare und Otway im April, Southern und Dryden im Mai, Addison und Akenside im Juni, Rousseau im Juli, Milton im November, Rowe im December, der Dichter anderer Völker zu geschweigen. Ich hasse Affectation und „Dichter sterben im Herbst" ist eine eingemachte. Benjamin d'Israeli hat einen Beitrag geliefert: „Der mittelländische Ocean". Da schreibt er: „Corsica entsendete am Schlusse des letzten Jahrhunderts ein Wollen, das die Welt besiegte." Also Napoleon war ein Wollen und hat die Welt besiegt, mit Ausnahme von Asien, Afrika, Amerika, in Europa Rußland und mehren unbedeutenden Inseln, worunter England. Zu den Hyperbeln fügt d'Israeli ein paar Späßchen. Seiner Versicherung zufolge leiden Italien, Griechenland und einige andere Länder an Blähungen, denn er sagt wörtlich: „the mediterranean region is infested with a wind", was auf deutsch und englisch so viel heißt als: die mittelländische Region wird von einem Winde geplagt, und später „erkennt" der Schalk in diesem Winde „an old acquaintance" — einen alten Bekannten. Lady Blessington sollte dergleichen nicht nachsehen. Von Walter Savage Landor — ein guter Name — findet sich ein fingirtes Gespräch zwischen Michel Angelo und Vittoria, etwas zu lang, unstreitig zu lang für ein Taschenbuch, übrigens reich an Gedanken und Bildern. Von Marryat ein Geschichtchen: „Dankbarkeit." Dankbarkeit gegen Marryat für früher Geschriebenes legt der Kritik Schweigen auf. Summa Summarum, wen nach lieblichen Frauengesichtern lüstert, der beschaue das „Buch der Schönheit", und mit den literarischen Gaben kann ein bescheidener Leser auch zufrieden sein.

3. English pearls.

Ich rathe keinem entzündbaren Manne — Jünglingen schon gar nicht — die „Englischen Perlen" anzusehen. Mit der Königin, die wieder voran, — „Thou music of a nation's voice" klingt mindestens — ließ es sich allenfalls wagen. Aber Lady Grey Eggerton, Lady Seymour, Lady Louise Hay, Miß Gore, Miß Wilmot, obgleich keine von ihnen Hofdame ist, nöthigen mir Byron's Worte ab:

> We gaze and turn away
> Dazzled and drunk with beauty.

Die Herausgeber Tilt und Bogue sollten als Verführer in Anklagestand gesetzt werden. Doch könnten sie sich mit den meist niederschlagenden Pulvern entschuldigen, die sie für die aufregenden Portraits besorgt und in gereimte Portionen gepackt haben. Eins nehme ich indessen vorzugsweise und unbedingt aus. Es ist die Beigabe zu Miß Wilmot, überschrieben:

Love's aspirings.

> The flower thou lov'st — the flower thou lov'st —
> Oh! would I were that blessed flower,
> To be with thee where'er thou rov'st,
> Thine own young breast my beauteous bower;
> To feel thy warm lips, soft and sweet,
> Breathe fondly o'er my crimson bloom;
> 'T were bliss to die, if thus to meet
> So kind a death — so fair a tomb.
>
> The flower thou lov'st — oh, 't were indeed
> A fate of unalloyed delight,
> Thus on thy beauty's breath to feed,
> And gently fade in thy lov'd sight.

For oh! when every leaf was gone
That once thine eyes with light would fill,
In spirit I would linger on,
And float in fragrance round thee still!

4. The Keepsake,

ebenfalls aus den Händen genannter Ninon de l'Enclos. Von den zwölf, zum größern Theil ausgezeichneten Kupfern ist das erste ein Portrait der Herzogin von Nemours, dessen Original von Roß im Besitz der Königin Victoria, der Stich von Charles Heath, dem Herausgeber. An der letter-press, dem belletristischen Theile, haben 35 Personen mitgewirkt, manche aber, trotz sichtbar schwerer Mühe, leichte Waare geliefert. Unter den bessern Gedichten ist das kürzeste, von Miß Ellen Power, folgendes:

Thoughts on death.

We know there is a better world,
Where God alone doth reign;
Where sin and sorrow cannot come,
Nor aught to give us pain.

But by the friends who loved us here,
Shall we be loved in heaven?
Or have they to the angels,
The love they bore us, given?

And when I join them upon high,
Will they look cold on me?
Ah! no, for 't is a world of bliss,
There surely love must be.

5. The American in Paris.

Dies für das laufende Jahr der verwandelte Titel von Heath's rühmlichst bekannten „Picturesque annual", und das Buch eine Übersetzung aus dem Französischen des Jules Janin, der es aus dem englischen Manuscripte eines Amerikaners übersetzt hat. Warum also nicht lieber das englische Original? Die Einleitung beantwortet diese Frage vollkommen genügend damit, daß es nicht zu erlangen gewesen sei. Auch gut, schon weil die Rückübersetzung gut. Es sind 35 Capitel de omnibus rebus et quibusdam aliis, vorurtheilsfreie Schilderungen alles Dessen, was der Herr Amerikaner in Paris gesehen hat, dortige Freuden und Leiden, Reize und Flecken, Tugenden und Laster, mehres Neue und das Alte in neuem Gewande. Dazu 18, theils von Heath selbst, theils unter seiner Aufsicht ausgeführte Stiche nach Zeichnungen von Eugene Lami. Ich werde verstanden, wenn ich die Stiche englische nenne.

6. Schloss's English Bijou-Almanac,

achter Jahrgang, zuerst von der unglücklichen L. E. L., dann von der unglücklichen Mistreß Norton, jetzt von der hoffentlich glücklichen Miß Mitford redigirt. Die sehr guten Kupfer zeigen den Prinzen von Wales, die Herzogin von Orleans, Adelaide Kemble (that was, die gewesene), Samuel Rogers (von welchem die Zeitungen neulich eine verdrießliche Erinnerung erzählten) den König von Preußen (of course, Friedrich Wilhelm IV.) und den König der Zauberer, Hrn. Döbler, dem die Welt eben diese Döbler'sche Zauberei, den Bijou-Almanach, verdankt. Da derselbe, ich meine den Almanach, die Größe eines mäßigen Daumennagels hat, so begreift sich, warum die Kupfer sehr klein sind. Der Druck desgleichen. Doch schadet das nicht. Für schwache Augen wird ein Vergrößerungsglas zugegeben. Und wie rein und klar und musterhaft ist der Druck. Schloß ist freilich ein Deutscher, aber seine Arbeiter sind Engländer — ich hätte geglaubt, es müßten Lilliputaner sein — und diese Engländer ein für allemal Tausendsasas. Jeder loyale Sachse sollte ein Exemplar kaufen, denn der zarte Einband ist weiß und grün mit Gold. Und jeder Liebende sollte seiner Geliebten ein Exemplar verehren, denn es steckt sammt dem Vergrößerungsglase in einer herzförmigen Kapsel von rothem Maroquin, mit weißem Sammet und Atlas gefüttert. Voriges Jahr überreichte Hr. Schloß der Königin ein Exemplar auf köstlich goldenem Gestelle und erhielt dafür — nichts. Er hat um dieses Nichts sich nicht ein zweites Mal bemüht.

14.

Literarische Notiz.

Wir haben schon zu wiederholten Malen in d. Bl. erwähnt, daß die Specialgeschichte und die Archäologie sich in den Provinzen Frankreichs einer immer regern Theilnahme erfreut. Leider bringen häufig die Bemühungen der vereinzelten Gelehrten, die in der Stille arbeiten, fern vom Centrum des französischen Lebens, nicht einmal bis zur Hauptstadt und finden nur im engern Kreise ihres Wohnsitzes Anerkennung. Es ist deshalb erfreulich, wenn diese einzelnen Kräfte, statt sich gar zu sehr zu zersplittern, sich einen Vereinigungspunkt suchen. Dies war die Idee, die dem fleißigen Bibliothekar Aimé Leroy zu Valenciennes vorschwebte, als er seine „Archives historiques littéraires du Nord de la France et du Midi de la Belgique, par *Leroy* et *Arthur Dinaux*, de la Société royale des antiquaires de France" (Valenciennes) stiftete. Wir haben die vierte Lieferung des dritten Bandes vor uns liegen. Sie enthält neben einigen wenigen Bemerkungen, die vielleicht nur ein Localinteresse haben, mehre ganz treffliche Aufsätze. Dahin gehört Leroy's Besprechung eines unbekannten Werks der Bibliothek zu Valenciennes, das den Titel führt „Chroniques de Flandre et d'Artois" und das theils in Prosa, theils in Versen geschrieben ist. Dieses schätzbare Manuscript gehört dem 16. Jahrhundert an (zwischen 1574 und 1580). Lesenswerth ist ferner die „Notice sur le château de Selles à Cambrai", von Fidèle Delcroix. Der Ursprung dieses Schlosses wird bis zur Römerzeit hinaufgeführt. Sehr interessant ist die „Biographie du célèbre sculpteur Saly", von Arthur Dinaux. Derselbe war geboren zu Valenciennes am 20. Juni 1717 und ward, nachdem er mehre unzweifelhafte Proben seines Talents gegeben und sich 18 Jahre in Dänemark aufgehalten, Professor der Sculptur zu Paris, in den Adelstand erhoben und decorirt. Er starb daselbst 1776. Wir machen endlich noch auf den Aufsatz von H. Piers „Sur l'Abbaye de Marquette-lez-Lille" aufmerksam. Diese Abtei ward 1226 von der bekannten Johanna von Konstantinopel gestiftet.

2.

Arago's Bildniss.

An Ary Scheffer.

Den Adlerblick hebst du zum Firmamente,
Die Stirn gedankenschwer zum Dom der Sterne,
Auf daß dein Geist, dies Welten-Prisma, lerne
Das Wort der Sphinx im Kampf der Elemente,

Was feindlich in der Urkraft Schoos sich trennte,
Was liebend sich vereint zum Sonnenkerne,
Das waltende Gesetz in Äthers Ferne,
Vom Niedergang bis hin zum Oriente.

Steig, Sonnen-Parse, nicht von deinen Höhen,
Hinab zum dumpfen, qualmumwölkten Thale,
Wo um ihr goldnes Kalb Abtrünn'ge tanzen.

Dein Moses-Antlitz glänzt umsonst vom Strahle;
Sie hören nicht auf des Propheten Flehen,
Sie wollen nicht die Sonnenkeime pflanzen.

Koreff.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 75. —— 16. März 1843.

Das Gaunerwesen in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 74.)

4) Die Kittenschieber, auch Scheinspringer und Kegler genannt. Ihre Taktik ergibt sich schon aus ihrem Namen. Kitt heißt das Haus, schieben aber heißt schleichen, die Übersetzung also Hausschleicher. Ihre Diebstähle verüben sie in den Morgenstunden, indem sie an die Thür des ersten besten Zimmers klopfen. Erfolgt kein Einlaßruf, so öffnen sie die etwa unverschlossene Thür, rufen einen „Guten Morgen!" herein und treten, Complimente machend, vor, wenn sie keine Antwort erhalten. Haben sie sich auf diese Weise versichert, daß Niemand im Zimmer anwesend ist, so nehmen sie, was sie gerade fortbringen können, meistens aber Geld und Pretiosen.

5) Die Stipper. Sie exerciren den Diebstahl gewöhnlich in Kaufmannsläden mit einer Ruthe von dünnem Fischbein, welche mit Vogelleim beschmiert ist und den Namen Stippruthe führt. In der Regel sind dabei zwei Personen thätig. Während der eine auf irgend welche Art die Aufmerksamkeit des Käufers zu beschäftigen sucht, am liebsten so, daß er aus dem Laden auf eine Zeit lang entfernt wird, steckt der andere die Stippruthe durch das in der obern Platte des Ladentisches gewöhnliche Loch in die Kasse, drückt sie krumm und zieht sie wieder zurück, worauf die ganze Ruthe voller Geldstücke hängt.

6) Die Goleschächter. Gole heißt Kutsche oder Wagen; schächten aber schneiden oder schlachten. Das Gewerbe dieser Art Diebe besteht darin, von Reise- oder Frachtwagen Koffer oder Waarenballen abzuschneiden. Wird der Koffer von einer Reisekutsche wirklich abgeschnitten, so heißt dies ein Krachenfetzen.

7) Das sogenannte Stradehalten, welches verwandt mit dem Goleschächten ist. Der Diebstahl ist auf die Ballen der Frachtwagen gerichtet und wird meist von mehren Gaunern gemeinschaftlich vollzogen.

8) Die Tchillesgänger. Mit Tchilles oder Chilles bezeichnet der Gauner die Abendstunde oder die Dämmerung. Es gehören hierher also Diebe allerlei Art, welche in dieser Tageszeit auf Diebstahl ausgehen. Ein solcher Diebstahl heißt Tchilles in Mokum, wenn er in der Stadt, und Tchilles auf dem Schuck, wenn er auf einem Markte verübt wird. Betchilles handeln heißt, auf irgend eine Weise in der Abendstunde stehlen.

9) Die Nepper. Es sind dies Betrüger, welche insbesondere die Landleute prellen, indem sie unechte Waare für echte, z. B. Tomback für Gold, Neusilber für echtes ausgeben. In der Regel wird ein solcher Betrug von zwei Personen verübt, welche sich schon vorher, entweder selbst oder durch die dritte Hand, überzeugt haben, daß der zu Betrügende Geld besitzt. Der eine, elegant gekleidet und einen fremdartigen Dialekt affectirend, tritt als ein Franzose, Italiener oder sonst als ein Fremder auf. Er erzählt, daß ihm, auf einer Reise zu seinen Verwandten begriffen, das Geld ausgegangen sei. Dabei zeigt er irgend eine werthlose Sache, etwa eine tombackne Uhr, ein unechtes Geschmeide u. dgl.; er äußert, daß ihm dies ein unveräußerliches Kleinod, ein Andenken von einer verstorbenen theuern Person sei, und fragt, ob ihm nicht Jemand nachgewiesen werden könne, bei dem er die Kostbarkeit auf kurze Zeit gegen gute Zinsen versetzen könne. Er verlangt z. B. 250 Thaler darauf und verspricht bei der Einlösung 300 Thaler oder wol noch mehr zurückzuzahlen. Während dessen kommt sein Genosse hinzu in Gestalt eines Schacherjuden, mit einem Bündel auf dem Rücken, und erkundigt sich, ob man nichts zu handeln habe. Er erblickt das Geschmeide, stellt sich erstaunt über den großen Werth desselben, bietet sogleich 100 Thaler dafür und steigert sein Gebot wol auf das Doppelte und Dreifache. Der Fremde aber weist ihn verächtlich ab, erklärt, daß ihm der Schmuck um keine Summe feil sei, und wiederholt sein Gesuch, ihm einen Pfandleiher nachzuweisen. Durch das übermäßige Gebot des Juden verlockt, geht dann der Unerfahrene gewöhnlich in die Falle. Er leiht dem Fremden die verlangte Summe, empfängt dagegen das angebliche Kleinod, das zur größern Sicherheit wol noch auf Verlangen des Fremden in eine Schachtel versiegelt wird, verspricht, dasselbe gut aufzubewahren — und ist geprellt.

10) Die Chamissehändler oder Enne-votennemacher, welche sich damit abgeben, Pretiosen zu stehlen. Sie schützen vor, für den Augenblick nicht Geld genug zur Berichtigung des Kaufpreises zu haben, geben eine Kleinigkeit darauf und versprechen, in einigen Tagen wiederzukommen. Zu ihrer Sicherheit verlangen sie, daß die

gekaufte Sache in eine Schachtel gesiegelt werde, wissen diese aber dabei gegen eine andere, die sie zu dem Ende in Bereitschaft haben, mit großer Gewandtheit zu vertauschen. Bemerkenswerth bleibt noch:

1) Das Pleite-handeln. Wenn nämlich die Diebe keine Gelegenheit haben, oder Hindernisse finden, heimlich oder gewaltsam in das zu bestehlende Local zu dringen, so sucht einer von ihnen bei dem Inhaber des Locals sich einzuquartiren, indem er um ein Nachtlager oder sonst um Aufnahme bittet. Gewöhnlich geschieht dies bei Krügern, Gastwirthen oder Bauern. Der Einquartirte ist sodann, durch die Aufriegelung der Thür oder sonst auf eine Art seinen Genossen behülflich, in die Wohnung zu gelangen, und geht mit ihnen heimlich davon, wenn der Diebstahl ausgeführt ist. Hat Der, welcher sich einquartirt, Gelegenheit, seinen Wirth zu bestehlen, ohne daß derselbe es bemerkt, so verläßt er ihn nicht heimlich, sondern mit seinem Wissen. Dies wird alsdann „eine Challr handeln" genannt.

Dies ist der Modus, nach welchem die zu Berlin in Folge jener großen Untersuchung verurtheilten Gauner die öffentliche Sicherheit gefährdeten. Diese Auswüchse der menschlichen Gesellschaft sind wichtig genug, um Notiz von ihnen zu nehmen und wir wollen uns glücklich schätzen, daß es hier nur par distance geschieht. Zu diesem Behufe glaubten wir keinen bessern Anhalt finden zu können als die Thiele'sche Schrift. Im zweiten Bande, der noch zu erwarten steht, verspricht der Verf. Nachrichten über das Leben der in erwähnter Untersuchung implicirten Gauner zu geben. Nicht nur den Criminalisten, sondern den Psychologen überhaupt werden sie gewiß willkommen sein.

Über das dem ersten Bande beigegebene Lexikon der jüdischen Gaunersprache können wir hier nicht ins Einzelne gehen; die günstige Stellung des Verf. und die Benutzung der ihm hierbei von wissenschaftlich gebildeten Gaunern gegebenen Aufklärungen haben ihn in den Stand gesetzt, ein sehr brauchbares Wörterbuch zu liefern und die Angaben früherer Werke ähnlicher Art gründlich zu berichtigen. 28.

Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841, von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1842. Gr. 8. 5 Thlr.

Der junge Hackländer hatte, wie sein Freund Freiligrath, die Comtoirfeder weggelegt und versuchte mit andern Federn, von Barmen und Elberfeld aus, in höhere Reviere zu gelangen. Wenn er selbst mehr die Prosa, wie Freiligrath den Vers ergriff, so fügte es sich auch seltsam, daß er in prosaischer Wirklichkeit jene Regionen erreichte, die Freiligrath so gern mit poetischer Phantasie aufsuchte, den Orient, die Wüste, das Land der Palmen, der Giraffen und wenigstens der Schakale, wenn er gerade keinen Löwen begegnete. Hackländer war auf gut Glück ausgezogen. Er versuchte es mit dem Theater, er hatte Gabe für Musik und Gesang, Neigung zu poetischer Production, aber zu viel Unruhe und Unbestand für Alles. Seine Begabung war eher vielseitig als tief zu nennen. Er hatte mit seinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" einen kleinen Namen und viel Wohlwollen schnell gewonnen und kam in diesem unruhigen Treiben und mit den Frühlingsausschlägen seines Talents im Frühling 1840 nach Stuttgart. Er hörte da von einem Baron v. Taubenheim, der eine Reise nach dem Orient vorhabe, folgte seinem Verlangen und der Aufmunterung einiger Freunde, die es vermittelten, daß der Baron ihn zu zwei andern Mitreisenden, einem Arzt und einem Maler, als dritten Reisegefährten aufnahm. Mit Anfang Octobers traten sie die Reise an, auf der Donau bis Giorgewo und zu Pferd bis Konstantinopel, von da durch den Archipel und Kleinasien bis Damaskus und Palmyra u. s. w.

Die Beschreibung dieser Reise liegt hier vor uns. Auf dem Umschlage des Buchs wird sie als die Reise des Barons v. Taubenheim angedeutet. Diese Andeutung fehlt auf dem Titel des Buchs, und mit Recht: denn sie ist nur eine Auskunft, eine Abfindung zwischen dem Wunsche des Verlegers, dem Vortheile des jungen Autors und der Güte des Barons. So wenig man auch zu Büchertiteln fremdsprachliche Worte lieben mag, so bezeichnet doch Hackländer Das, was er eben als seine Reisemittheilungen bietet, sehr bezeichnend mit dem Worte Daguerreotypen. Es ist ein treuer und leichter Abdruck oder Anhauch von Erscheinungen und Erlebnissen auf weißem Papier. Was mehr in der Tiefe des Gegenstandes, im Schatten der Erscheinung, im Hintergrund der Zeit lag oder durch die That eines unterrichteten und forschenden Geistes gewonnen werden mußte, hat sich nur flüchtig abgedruckt oder ist gänzlich ausgeblieben. Der junge Mann hängt mit gesunden, frohen Sinnen am Leben und dessen Erscheinungen; Studien über Zeiten und Völker hat er nicht gemacht, Geschichte und Naturwissenschaften gehörten nicht zu den Vorbereitungen auf seine, vom Himmel ihm bescherte Reise; für geistreiche Beobachtungen, Reflexionen, Combinationen ist er zu jung und zu unruhig. Hat er ja, wie wir hören, kaum Geduld genug, zu schreiben, und dictirt lieber, der junge Mann! Wie ließe sich ihm da zumuthen, daß er nach der Reise selbst, die eine Strapaze war, aus der Mittheilung derselben eine Arbeit hätte machen sollen? Sonst hätte er freilich seinen lebendigen Anschauungen nach gemachter Reise und vor deren Beschreibung und Herausgabe durch Studien und Nachforschungen noch einen bedeutenden Gehalt einverleiben können. Nun merkt man freilich die ungeduldige Mittheilung sogar seinem ungleichen Stil an, der gar oft vernachlässigter und verworrener ist, als man es billigen kann. Wie viel hätte das so flüchtig Mitgetheilte hier und da durch Anmuth und Geschmack in der Darstellung, wie er solche doch in seinen „Vier Königen" und „Soldatenbildern" so anziehend bewiesen hat, noch gewinnen können! Aber was sind das für heillose Perioden wie I, 329: „Endlich nach einigen sehr unruhigen Tagen, in denen sich unser politischer Horizont noch schwärzer umzogen hatte, mit einem unangenehmen Gewitter drohend, als die schon lange verbreiteten Gerüchte: Ibrahim habe einen Zug gegen Beirut beschlossen, und würde an einem schönen Morgen aus den Bergen hervorbrechen und die Stadt überrumpeln, fast zur Gewißheit wurden, indem täglich Scharen von Bergbewohnern zur Stadt kamen, von denen einige schon den Vortrab der Ägyptier wollten gesehen haben, klärte er sich über Nacht fast ganz auf, denn unser liebenswürdiger Freund, der russische Consul, Hr. v. B. ließ uns eines Morgens sagen, soeben erhalte er einen Reitenden aus Damaskus, der ihm die erfreuliche Nachricht bringe: Ibrahim Pascha habe mit der ganzen Armee die Stadt verlassen und sich gegen Jerusalem und das todte Meer gezogen" u. s. w.

Mit so holprigen, zerstückten Perioden läßt es uns der Reisende entgelten, daß er selbst so unebene, zerfahrene Wege gekommen ist. Dazwischen blickt hier und dort eine burschikose Spaßhaftigkeit durch, die uns mit Redensarten bewirthet als z. B. „mit einem soliden Regen regalirt werden", „dem süßen Reis zu Leibe gehen" u. dgl. Daß bei solcher Vernachlässigung des Ausdrucks und der Satzbildung im Einzelnen noch weniger

Achtsamkeit und Fleiß auf schöne Gruppirung, auf sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten in der Gesammtdarstellung verwendet worden ist, läßt sich denken. Alles liegt so strack und eben da, wie es erlebt worden ist; nur daß der Erzähler oft das Unwichtige behaglich durchwandelt, das Inhaltreiche aber im Galopp durchreitet. Ja, wo der Reichthum, die Bedeutsamkeit der Gegenstände des Erzählers Geduld und Muth überwältigen, da beruft er sich wol auf andere Reisende, die Dies und Jenes bereits umständlich erzählt hätten, statt daß er den vorgefundenen Reichthum, den versteckten Inhalt einer Reisestation mit der guten Gabe der Anschauung und Darstellung, die ihm sonst nicht fehlt, ausgepackt und dargelegt hätte. Dafür erhalten wir an andern Orten wieder Kleinigkeiten, unbedeutende Begebenheiten, die von keinem andern Reisenden wären aufgenommen worden; z. B. daß der Erzähler des Abends noch am Meere spazieren gegangen und Steinchen aufgelesen, sein Begleiter aber die Flinte getragen und einen Vogel geschossen habe. Solche, auch ganz folgenlose, unbedeutende Erlebnisse behalten für Den, der sie in der Fremde erfuhr, für immer den süßen Genuß der Erinnerung; aber dieser Genuß geht nicht mit in die gedruckte Erzählung über, die für den Leser erst ein bedeutsames Leben werden soll. Ein Anderes war es in den anmuthigen Schilderungen des Soldatenlebens im Frieden mit lauter kleinen Begebnissen: dort galt es eben ein freundliches Stillleben, in welchem jeder kleine Zug sich zu einem humoristischen Ganzen verwebte. Und wie reizend hatte dort auch der Verf. das kleine Material sprachlich bewältigt! Hier in einer großen, fremden Welt verliert sich der Erzähler da, wo man tiefe Betrachtungen, zusammenfassende Bemerkungen erwartet, manchmal in die alten Phantasien seiner „Vier Könige", z. B. wenn er nach dem Übergang über den Libanon im Kapuzinerkloster zu Damaskus stundenlang über das Geländer hinab in den Hof nach dem großen Orangenbaum und einem lebendigen Vogel Strauß blickt, um zu träumen, der Orangenbaum sei wol eine verzauberte Prinzessin und der Vogel ein verwandelter Verliebter, der sie bewache. Hinter dem Libanon, sollte man denken, lägen andere Räthsel und Träume!

Doch sind uns auch die einzelnen Bemerkungen, die Hackländer wirklich eingeflochten hat, nicht entgangen. So sagt er, wenn auch nicht neu, doch wahr und hübsch beim Anblick Jerusalems: „Wer den Orient noch nicht mit eigenem Auge gesehen, kann unmöglich sich einen Begriff dieser großen Ruhe machen, die sich dort in des Menschen Seele niedersenkt. Da schweigt alle jene Hast, die uns hier im Abendlande bewegt; da verstummt das wirre Treiben, das uns umjagt in unsern Landen; da ist nichts von jener Zerstreuung, in welcher die geistigen Kräfte des Abendländers wie scheue Vögel auseinanderflattern. Da flüchtet die Seele sich in ihr Innerstes, umfaßt, umarmt sich selbst und genießt, versunken in das eigene Wesen, die Ruhe Gottes. Geh hin und fiehe! ist die beste Antwort auf die Frage, warum das Morgenland die Wiege aller Religionen ist." Auch kommen zwischen vernachlässigten Partien der Erzählung wieder sehr schön geschriebene Stellen vor, wie jene, wo er von den Palmen spricht: „Es ist etwas Eigenes um die Palme; welch reizende Vorstellung weckt in Abendländern das Wort Palme und vollends Palmenwald! Wie ärmlich erscheinen uns dagegen unsere Wälder, wo nur der plumpe Eichbaum wächst und die starke Buche und die schwarze traurige Tanne! Aber es geht uns mit der Palme, wie mit so vielen Dingen, die uns die Ferne und die Unerreichbarkeit im Zauberlichte zeigt, das unsere Phantasie, einem Brennspiegel gleich, in stärkern Strahlen zurückzuwerfen stets bereit ist. Wir lesen, wie schon die ältesten Völker, die Juden namentlich, Palmblätter streuten und damit den Weg der Könige und großen Männer heiligten. Welcher Märchenkranz flattert für uns um die Krone der Palme! An welchem Quell, wo Abdallah oder Said ruhten, oder wie die Helden alle heißen, stand nicht eine Palme! Mir kam dieser Baum früher immer vor wie das sichtbare Zeichen einer neuen, geheimnißreichen Welt, eines glänzenden Zauberkreises; sein Anblick durchzuckte mein Herz, wie wenn mich in der Dichtung einer großen Oper die immer längern Paukenwirbel, die schwindenden Wehlaute der Hörner auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten. Es war in der Nacht, als wir auf der Rhede von Rhodus anlangten, und ich im hellsten Mondlicht, das wir seit lange gesehen, einen Palmbaum über die grauen Mauern blicken sah. Da stand ich lange im Anblick des schlanken Orientalen versunken, und die Phantasien, welche, mit diesem Baume verknüpft, in einem Winkel meines Herzens schlummerten, rankten nach allen Seiten wild und üppig empor; gewiß sehr natürlich, denn wir lagen ja vor Rhodus. Aber als ich später viele Tausend dieser Bäume gesehen und, unter ihnen liegend, die Sonne, die durch ihre spitzen Blätter dringt, schwer empfand, stiegen unsere deutschen Eichen- und Buchenwälder sehr in meiner Achtung. Wo die Palmen noch so dicht stehen, gewähren sie keine Kühle und bieten dem Auge keine Abwechselung, keine Nuancen der Farbe, immer nur ein einfaches dunkles Grün."

Hier stehen wir nun am Wendepunkte zu Dem, was an dem Buche zu rühmen ist. In der eben mitgetheilten Stelle spricht sich die schöne Heimatliebe aus, der wir öfter in der Erzählung begegnen; während es einem jungen Manne so nahe lag, den Weitgereisten zu spielen und das Fremde auf Kosten des Heimischen geltend zu machen. Aber auch der Inhalt des Buchs! Eine Reise nach Konstantinopel über Kleinasien und den Libanon nach Jerusalem und durch die Wüste nach Kairo und Alexandrien, sowie von da durch das Mittelmeer über Malta, Sicilien und durch Italien zurück, bietet natürlich des Neuen, Interessanten, Erstaunlichen genug, daß es, von einem jungen Manne mit frischen Sinnen, unbefangener Seele und glücklicher Phantasie, wenn immerhin auch nur daguerreotypisch aufgefaßt, dem Leser doch die interessantesten Anschauungen, die anziehendste Unterhaltung darbietet. Da hierin das Hauptverdienst des Buchs besteht und der Kreis der Leser, für die es geschrieben ist, damit zugleich bezeichnet wird, so enthalten wir uns in das Einzelne einzugehen, das lebenswahr und warm dargeboten, auch frischweg genossen sein will. Wir stellen darum auch keinen Vergleich mit andern, aus jenen Gegenden gemachten Mittheilungen, z. B. des Prof. Schubert an, da es, wie gesagt, unser Hackländer nicht auf neue Resultate, sondern auf unterhaltende Erzählung seiner Reise angelegt hat. Nur Einiges des Anziehendsten sei uns erlaubt, als Das anzudeuten, was sich der Leser zu versprechen hat.

Zwei Gebirgsübergänge, über den Balkan und über den Libanon, sind jeder an sich, und beide im Vergleiche miteinander, interessant, und mit gutem Landschaftspinsel hingeworfen. Konstantinopel und das Meer bieten einen schönen Reichthum von Anschauungen, bei welchem sich Hackländer selbst von dem Werke des gelehrten Hammer „Konstantinopel und der Bosporus" scheint geleitet haben zu lassen. Sehr spannend wird sich der Leser in die türkischen Bäder eingeführt finden, wo es so viel Seltsam und befremdlich Neues für ihn gibt. Leserinnen wird das türkische Familienleben anziehen. Sie werden über den Zustand der türkischen Frauen und deren Verhältniß zu den Sklavinnen des Mannes Manches erfahren, was sie sich anders gedacht haben, wenn ihnen auch der Koranspruch, der die Türken mild gegen die Schwächen der Frauen stimmt, nicht gerade tröstend erscheinen sollte. „Ihr Männer", heißt es nämlich in der mohammedanischen Bibel, „sollt bedenken, daß das Weib aus der Ribbe, also aus einem krummen Bein geschaffen ist. Deshalb, ihr Gläubigen, habt Geduld mit den Weibern; denn wenn ihr ein krummes Bein gerade biegen wollt, so bricht es." Diesen Bade- und Familiengemälden gegenüber stellt sich ein widerwärtiger Anblick in den türkischen Opiumessern dar. Den Mittelpunkt lebendiger und spannender Mittheilung gewährt aber die Erzählung vom Schiffbruche des Dampfboots Seri-Pervas, dem auch ein besonderer Abschnitt des Buchs gewidmet ist. Von der trüben, bänglichen Abfahrt aus Skutari unter Wellenschlag und wilder Musik der miteingeschifften türkischen Truppen bis zur frohen Aufnahme der Schiffbrüchigen auf das

[illegible] geschickte Dampfschiff Ludovico entwickelt sich das beängstigende, bedrohliche Ereigniß anschaulich in seinen Einzelheiten, des wachsenden Nordwestes, der immer ungestümern Wogen, des krachenden Schiffs, der durcheinandergeworfenen Meubles und Koffer, den zerschmetternden Lampen, der Dunkelheit und hereinstürzenden Wellen, der Ohnmacht der Dampfmaschine, der Angst und Unruhe unter den auf dem Verdeck unter Schneesturm zusammengepferchten Soldaten, der ächzenden Planken, pfeifenden Taue bis zu den über das Verdeck zischenden Spritzwellen und den zwischen Felsen mit dem Schiffe spielenden Sturmwogen; dann die neuen Auftritte der Rettung mittels eines nach dem Ufer gespannten Taus, wobei das Lächerliche und Entsetzliche einander die Hand reichen, und dann die allmälig beruhigende Einquartirung der Geretteten im Dorf Armudkoi, Alles spannt sich und verläuft wahrhaft dramatisch. Wie ganz anders spielen sich dagegen die langweiligen Gebräuche einer armenischen Hochzeit in Damaskus ab; wie ganz anders schlaflos sind die Nächte auf der Fahrt von Beirut nach Jerusalem! Von diesen heiligen Orten, von den Abenteuern am Todten Meere kommen wir mit dem großen Heereszuge Ibrahim Pascha's durch die Wüste. Ein kleines Bild aus der Wüste sei hier noch probeweise gegeben: „Ich konnte nicht schlafen (vor dem heisern Gebell der Schakale, die um unser Lager ihre Abendmahlzeit hielten), nahm meinen Mantel und Säbel und trat vor das Zelt. Da lag das Lager ruhig vor mir und der mitleidige Schlaf hatte fast alle die armen Menschen mit seinem wohlthätigen Schleier bedeckt. An den Feuern umher saßen einzelne Gestalten, das Gewehr auf den Knien, und schauten stieren Auges in die Flammen. Doch nur gegen die Mitte des Lagers waren Feuer angemacht, an den äußern Enden, wo die Ärmern ruhten, war es finster und still; da schien sich nichts zu regen, und noch weiter hinaus wurde es noch ruhiger, denn da fing das Reich der Todten an. Dicht vor unserer Zeltthüre war eine Gruppe, bei der ich lange sinnend verweilte. Unsere Kameeltreiber hatten ihre Thiere sich um das große Feuer lagern lassen, und die guten Geschöpfe ruhten wiederkäuend im Kreise; ein eigener Anblick: die Flamme bestrahlte die Köpfe der Thiere und ihre großen glänzenden Augen, mit denen sie wie nachdenkend in das Feuer sahen. Zu ihren Vorderfüßen, deren einer, um sie zu fesseln, mit einem Strick in die Höhe gebunden wird, lagen ihre Herren, und der, welcher das Feuer zu unterhalten hatte, lehnte sich an den Hals seines Thiers. In größerm Kreis um unsere Zelte lagen die Reiter, die dem Zuge folgten, ägyptische Offiziere, Beduinen und Araber, mit dem Kopf auf dem Sattel, das Gewehr zur Seite, den Mantel über sich gezogen. Ich setzte mich ans Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüste, wo sich zwischen dem Gebell der Schakale zuweilen der heisere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ."

Die Rückkehr aus Ägypten durch das Mittelmeer und Italien bringt uns den bekannten Regionen und der Heimat des Reisenden immer näher. Wo dem Erzähler die bedeutenden Gegenstände ausgehen, unterhält er uns von den angekauften arabischen Pferden, die er geleitet, von dem Bedienten Friedrich und andern kleinen Vorfällen der Reise, die am Ende in Stuttgart versiecht. Eine Abhandlung über arabische Pferde des Barons von Taubenheim sowie des Dr. Castle Untersuchung über Hackländer's Schädel haben wir überschlagen. 1.

Bibliographie.

Anekdota zur neuesten deutschen Philosophie und Publicistik von B. Bauer, L. Feuerbach, F. Köppen, K. Nauwerk, A. Ruge und einigen Ungenannten. Herausgegeben von A. Ruge. 2 Bände. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 3 Thlr.

Bauer, B., Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit. Zürich, Literarisches Comptoir. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Fliegende Blätter für Fragen des Tags. II. Parteinahme der Regierung. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Blumenhagen's, W., sämmtliche Schriften. Zweite verbesserte Auflage. 1ster Band. Mit 2 Stahlstichen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. Gr. 12. 12½ Ngr.

Censur-Flüchtlinge. Zwölf Freiheitslieder. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Croquis aus Ungarn. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Die Frage: Wohin? In Bezug auf die landständischen Verhältnisse der preußischen Monarchie, vom Gesichtspunkte praktischer Ausführung betrachtet. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Doerk, E. M., Die berathenden Staats-Institute in Preußen und die öffentliche Meinung, nebst einigen andern praktischen Zeitfragen. Eisleben, Reichardt. 8. 15 Ngr.

Dreizehn. Ein Cyclus von Novellen in 3 Bänden. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 3 Thlr.

Erf, E. G., Der Freiheitskampf unserer Zeit. Sendschreiben an Georg Herwegh. Königsberg in d. N., Windolff und Striese. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fitzau, H., Gedichte. Soldin, Siebert. 1842. 8. 1 Thlr.

Haupt, K. A. F., Religion, oder Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Zweite durchaus verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Frohberger. Gr. 8. 22½ Ngr.

König, C. W., Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich, Literarisches Comptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Ludwig, F., Wartburgstimmen. Dichtungen. Kassel, Bohne. 8. 17½ Ngr.

Müller, J., Das Verhältniß der dogmatischen Theologie zu den antireligiösen Richtungen der gegenwärtigen Zeit. Eine dogmatische Vorlesung. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nork, F., Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler. 1ster Band. 1ste Lieferung. (Aar–Azor.) Stuttgart, Cast. Gr. Lex.-8. 27½ Ngr.

Pfau, L., Gedichte. Heilbronn, Claß. 8. 25 Ngr.

Quandt, J. G. v., Rippes von einer Reise nach Schweden. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosenkranz, K., Über Schelling und Hegel. Ein Sendschreiben an P. Leroux. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 17½ Ngr.

Scherr, J., Georg Herwegh. Literarische und politische Blätter. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 10 Ngr.

Sophocles. Deutsch von Brömel und Sigismund. Ausgabe in Schillerformat. 1stes Heft. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 2½ Ngr.

Stuve, Das industrielle Eigenthum und die Nachbildung. Elberfeld, Becker. Gr. 8. 1 Thlr.

Taschenbibliothek classischer Romane des Auslandes. 5ter und 6ter Band: Reise aus dieser Welt in eine andere, von H. Fielding. Aus dem Englischen von H. Döring. Jena, Mauke. Gr. 16. 10 Ngr.

Waldbrühl, W. von, Slawische Balalaika. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wildner Edler von Maithstein, J., Ungarns Verfassung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Wirksamkeit der ständischen Ausschuß-Versammlung des Jahres 1842. Preußens Provinzialständen gewidmet. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 76. —— 17. März 1848.

Aristokratische Romane.

1. Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham.
2. St.-Roche, von der Verf. von „Godwie-Castle".
3. Thomas Thyrnau. Von der Verf. von „Godwie-Castle" und St.-Roche".

Die vorliegenden Romane haben Aufsehen gemacht, das ist eine Thatsache; sie haben sich einen weiten Leserkreis erworben. Gleich die Erscheinung des ersten derselben hatte diesen Erfolg und man wurde in den sogenannten gebildeten Gesellschaften unerträglich mitleidig angesehen, wenn man eingestehen mußte, „Godwie-Castle" nicht gelesen zu haben, und darum in die unermüdlich wiederholten Versicherungen der Bewunderung, des Entzückens nicht einstimmen konnte. Dieses Factum eines großen Erfolgs ist unleugbar, aber ebenso unleugbar ist dies, daß dieser Erfolg noch kein Urtheil, geschweige eine Beurtheilung ist. Dieser Erfolg, dieser große Anklang, den die Romane gefunden haben, hat sich vielmehr selbst der Beurtheilung zu unterwerfen: und wir haben es von vornherein nicht Hehl, daß unsere eingehende Beurtheilung, zu der wir uns durch einige allgemeinere Bemerkungen den Weg bahnen wollen, ebenso sehr die Bildung und Gesinnung des Publicums betreffen wird, welches in diesen Romanen das poetische und ideale Abbild seiner Welt, seines Lebens und Glaubens und seiner wesentlichen Interessen erblickt. Denn diese Bedeutung hat der Beifall, den die Romane gefunden haben, unzweifelhaft. Sie sind ein Abbild, nicht der ganzen Bildung unserer Zeit — wie wäre dies bei ihrer Zerrissenheit möglich? — wol aber einer weit verbreiteten Richtung derselben. Daß wir einen so allgemeinen Gesichtspunkt aufstellen, daß wir den drei Romanen eine so große Bedeutung beimessen, sie mit den wesentlichen Bewegungen und Fragen unserer Zeit in Zusammenhang zu bringen, bedarf für Denjenigen keines weitern Ausweises, der den Gang der neuesten deutschen Literatur verfolgt hat. Die Zeit der Unschuld, des aparten, von den praktischen Fragen der Zeit, der „rauhen Wirklichkeit" unberührten Lebens ist für unsere Literatur längst vorüber: wenn man es nicht wüßte, so könnte man es an dem Gejammer Derjenigen bemerken, die noch immer bemüht sind, der Poesie wenigstens ein isolirtes Asyl, eine glückselige Insel zu retten.

Wenn nun Alles, was die Presse verläßt, diese Musterung zu passiren hat, diese Untersuchung auf Gesinnung, auf Beziehung zu den Fragen der Zeit, sogar die unschuldigen lyrischen Gedichte, so hat dies bei Romanen noch seine besondere Berechtigung.

Der Roman ist ein Surrogat des Epos; allerdings ein Surrogat, etwa wie die Cichorie ein Surrogat des Kaffees. Das Epos ist ein Product eines großen Volkslebens, großer nationaler Kämpfe, deren Erinnerung und Erfolge in dem Herzen des epischen Dichters und seiner Zeitgenossen ein noch immer frisches und gegenwärtiges Leben haben. Das Epos erfodert ein inniges, lebendiges, freies Verhältniß des Einzelnen zu seinem Volke und zu dessen gemeinsamen Interessen. Der Roman dagegen ist das Product einer Zeit der politischen Verkommenheit, wo an die Stelle des Staats die Gesellschaft, an die Stelle der großen gemeinsamen Zwecke die kleinen Zwecke des Privatlebens, der particulairen Neigungen, des besondern Standes u. s. w. getreten sind. Diesen Lehrsatz aus der Literarhistorie brauchen wir wol nicht weitläufig zu beweisen: die Alten hatten keine Romane, bis während der Zertrümmerung ihres großen politischen Lebens etwas dem modernen Romane wenigstens Ähnliches entstand; dagegen hat der moderne Roman seine Blütezeit gehabt gerade in den Zeiten unserer tiefsten politischen Versunkenheit. (Eine weitere Auseinandersetzung vom Zusammenhange der Gedichtgattungen mit der Historie gehört nicht hierher.)

Wie nun der Roman in der Zeit der politischen Verkommenheit seine Entstehung hat, so hat er auch daran seinen Inhalt: denn die abgeschmackten Versuche, antike Charaktere und Zustände in das Gewand des Romans zu kleiden, lassen wir billig außer Acht. Das Privatleben mit seinen Leiden und Freuden, seiner Noth und seiner Seligkeit ist der Inhalt der Romane: denn auch die sogenannten historischen Romane nehmen ja bekanntlich den Menschen nicht als historischen, sondern von Seiten seiner kleinen eigenthümlichen Verhältnisse, Bestrebungen und Leidenschaften, die etwa so unglücklich sind, mit den Anfoderungen der historischen Verhältnisse in Conflict zu gerathen. Schon dieser zerrissene, in tausend kleine Kreise zerspaltene Inhalt, mit den tausend, aller Poesie entfremdeten Beziehungen, läßt eine objective

Haltung, ein Vergessen des Autors, seiner selbst und seiner Welt- und Lebensanschauungen gar nicht zu; und dem subjectiven Verhalten, der beständigen Reflexion auf heimische und gegenwärtige Zustände und Fragen ist sodann durch die prosaische Darstellung vollends aller mögliche Vorschub geleistet.

Daher kommt es, daß wir, die wir sonst schon geneigt sind, bei allen Literaturwerken nach Gesinnung, nach der moralisch-religiösen und politischen Lebensanschauung zu fragen, dies Verfahren vorzugsweise bei Romanen beobachten. Die Romane, nämlich die bedeutenden Romane, sind vorzugsweise Bilder ihrer Zeit; und wo die Zeit, wie die unsere, in viele Richtungen gespalten ist, Bilder eben dieser Richtungen. Von diesem Gesichtspunkte, den wir hiermit in der Kürze gerechtfertigt haben, wollen wir die vorliegenden Romane betrachten. Unsere Aufgabe ist daher diese, daß wir sie einzeln nach ihrem Inhalte, ihren Charakteren und deren Beziehungen ins Auge fassen, sodann das ihnen Gemeinsame, ihre Substanz, ihre sittliche Welt nach den einzelnen Elementen betrachten.

Godwie-Castle. Der Roman beginnt mit der 17 Seiten langen Beschreibung der Lage und Bauart des Schlosses Godwie-Castle: das heißt allerdings nicht in mediam rem rapere. Dies geschieht auch dann noch nicht gleich; denn es folgt zunächst Einiges aus dem Leben einiger Ahnen der Bewohner des Schlosses, der Grafen Derbery: das heißt fast ab ovo anfangen. Endlich tritt Einer auf, dessen Verhältnisse und Wesen ziemlich umständlich beschrieben werden, aber er stirbt und hinterläßt zwei Söhne, Robert, Herzog von Nottingham, und Archimbald, Graf von Glandfort. Beide sind intime Freunde der beiden Prinzen Heinrich und Karl, der Söhne Jakob's I. Robert ist nach der Bestimmung der beiderseitigen Ältern mit der reichen und schönen Gräfin Bristol verlobt, um die sich zu gleicher Zeit der Liebling des Königs, der übermüthige und rohe Herzog von Buckingham aufs eifrigste bewirbt. Robert von Derbery (sein Vater lebt noch) verliebt sich beim ersten Anblick in die Schwester des Herzogs von Buckingham; aber als er darüber seinem Freunde, dem Prinzen Karl, Geständnisse machen will, verschließt ihm dieser mit den Ausdrücken der heftigsten Aufregung den Mund und vertraut ihm bald darauf ein Geheimniß, was wir indiscret genug sind, dem Leser wider den Willen der Verf. zu offenbaren, daß er (der Prinz) mit der Gräfin Buckingham vermählt ist. Prinz Heinrich stirbt, Karl ist Prinz von Wales. Robert von Derbery heirathet gleich darauf die Gräfin Bristol und erhält einen Besuch vom Prinzen in Godwie-Castle, als er schon Vater von drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, ist. Aber im Hintergrunde droht der Schwur der Rache des Herzogs von Buckingham. „Diese Erwähnung von Familienverhältnissen" schickt die Frau Verf. voraus und überspringt dann eine Reihe von Jahren.

Bei Wiederaufnahme der Erzählung ist der Herzog von Nottingham todt. Die Trauer- und Begräbnißfeierlichkeiten werden mit Feierlichkeit und Pathos erzählt und am Ende hat sich die Verf. noch nicht genug darin gethan, sondern macht noch eine lange Nutzanwendung, wie es überhaupt so gut sei, alte Formen bestehen zu lassen. Die beiden Söhne des Verstorbenen und der Bruder desselben und der Großoheim, Graf Salisbury, reisen in wichtigen Angelegenheiten nach London, theils der Lehnshuldigung wegen, theils wegen der Nachricht vom Könige, daß sein Sohn die Bewerbung um eine französische Prinzessin aufgegeben und mit dem Herzoge von Buckingham nach Spanien gereist sei, um in eigener Person um eine spanische Prinzessin zu werben. Das umdüstert den politischen Horizont. (Herrliche Zeiten, wo die Kriegsgeschichten von Liebesgeschichten abhingen!)

Während der Abwesenheit der Männer (wenn es erlaubt ist, so statt „Herren" zu sagen) treiben die Damen im Schlosse ihr Spiel. Zunächst wird eine junge Dame aus ihrem Verstecke hervorgezogen, mit der die Herzogin am Tage der Beisetzungsfeierlichkeit auf die abenteuerlichste Weise Bekanntschaft gemacht hat. Sie findet sie nämlich im Garten liegend, blutend und scheinbar todt. Noch ehe sie durch die Bemühungen von einem halben Dutzend dienstbarer Geister männlichen und weiblichen Geschlechts (die von der Verf. aber viel bestimmter charakterisirt und doch nicht unterschieden werden, denn sie sind sich alle darin vollkommen gleich; daß sie eine wahre Leidenschaft haben, zu dienen) — noch ehe also die junge Lady zum Bewußtsein gebracht wird, um ihre Geschichte zu erzählen, entdeckt die Herzogin an mehren unzweifelhaften Anzeichen, daß dieselbe in nahen Verhältnissen mit ihrem verstorbenen Gemahle gelebt hat und eine Tochter der Gräfin Buckingham ist. Daraus zieht sie gleich den Schluß, daß sie auch des verstorbenen Herzogs Tochter sei; aber sie thut darin ihrem seligen Manne Unrecht. Jedoch auch die junge Lady hat (wie freilich eigentlich alle Personen des Romans) falsche Begriffe von ihrer Herkunft. Sie ist — was der Leser erst am Ende des Buchs zum Lohne für seine allerdings fast unmenschliche Geduld erfahren soll — die Tochter der Gräfin Buckingham und des Prinzen Karl, oder — weil der alte Jakob unterdeß gestorben ist — des Königs. Ehe sie aber dies erfährt, soll sie ganz andere Dinge erfahren. Sie ist den räuberischen Fäusten ihres Oheims, des Grafen Buckingham, entgangen und sehnt sich nach dem Schutze eines andern Oheims, der aber in Wahrheit ihr Vater, der Prinz ist. Einstweilen bleibt sie in Godwie-Castle. Das Erste ist, daß sich der junge Herzog selbst in sie verliebt, aber das geht vorüber; es wird ihm von seinem Bruder Richmond zu rechter Zeit beigebracht, daß er für die Reinheit des alten Geschlechts zu sorgen habe. Die Herzogin, an deren Herzen schon der Kummer über die getheilte Liebe ihres Gemahls nagt, verliert auch dabei ganz ihre Selbstbeherrschung, was eigentlich ihre einzige Tugend ist. Aber hernach verliebt sich der kalte, stolze Richmond selbst in die junge Lady auf den ersten Blick und diese Flamme ist nicht wieder zu dämpfen. Die Lady geht stillschweigend darauf ein und gibt z. B.

einem unglücklichen, höchst liebenswürdigen Lord den Korb. Die Liebe Lord Richmond's wird auf die härteste Probe gestellt. Lord Membroke, ein ausgemachter Wüstling, kommt im Auftrage des Herzogs von Buckingham, der von seiner Nichte erfahren und beschlossen hat, sie auf jede Weise in seine Gewalt zu bekommen. Lord Membroke bringt es endlich dahin, daß die Lady seiner Versicherung, sie zu ihrem Oheim zu bringen, Glauben schenkt: ein unechter Brief gibt den Ausschlag. Sie geht mit Membroke davon. Lord Richmond setzt ihr nach und muß aus dem Munde seiner Geliebten hören, daß sie mit dem Wüstling freiwillig geht. Membroke läßt sich, wie damals alle Welt, von den Jesuiten betrügen. Diese bringen das arme Mädchen in ihre Gewalt, sperren dasselbe in ein festes Schloß, wo sie durch die Mishandlungen einer wahnsinnigen Frau und die Bemühungen eines Paters katholisch gemacht werden soll, um dann als Mittel zur Bearbeitung ihres Vaters zu dienen. Sie ist mehrmals beinahe todt, wird aber endlich durch die rastlosen Anstrengungen des Lord Richmond unter den größten Gefahren befreit. Nun ist Alles zum Schlusse, d. h. zur Heirath fertig. Der Widerwille der stolzen Herzogin wird endlich dadurch völlig gebrochen, daß Lady Maria für sie beinahe den Hals bricht. Da erscheint der König, stellt das noch immer namenlose junge Mädchen vor als Lady Maria Stuart. Er heirathet selber Henriette von Frankreich, Richmond Lady Maria und Lancy, der junge Jäger, der bei der Befreiung Maria's tapfer geholfen, seine Margarith. Der Roman hieße offenbar passender: „Die Rettung aus tausend Nöthen, oder die dreifache Hochzeit." Die Episoden von Buckingham's Liebesgeschichten, von Bristol's Fall und Begnadigung u. dergl. haben wir übergangen. Der Roman ist von Begebenheiten und Personen offenbar überfüllt; eine Übersicht des ganzen Hergangs ist gar nicht möglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Manuel du libraire et de l'amateur de livres par *J. C. Brunet*. Vierte Ausgabe. Erste bis dritte Lieferung. A — G. Paris 1842.

Diese vierte Ausgabe des bekannten „Manuel" von Brunet ist bereits seit geraumer Zeit angekündigt. Mehre Jahre lang schon haben sie alle Bibliographen mit Ungeduld erwartet und sie wird sicher eben denselben Beifall wie die Ausgabe von 1820 finden, die kurze Zeit nach ihrem Erscheinen vergriffen war, sodaß später vollständige Exemplare mit 80 — 100 Francs bezahlt wurden, während der ursprüngliche Ladenpreis nur 24 Fr. betrug. Brunet ist anerkannt als einer der größten Bibliographen Europas, und das Werk, dessen neue Bearbeitung wir hier besprechen wollen, wird ein unvergeßliches Denkmal seines Fleißes, seiner Kenntnisse und seines praktischen Blickes bleiben. Er hat seiner Wissenschaft unermeßliche Dienste geleistet und sein „Manuel" gilt mit Recht für das reichhaltigste und brauchbarste Repertorium der Bibliographie, dieser Wissenschaft, die von Tage zu Tage anschwillt wie ein Strom, der immer neue Gewässer in sich aufnimmt. Es boten sich bei dieser Arbeit Schwierigkeiten mancherlei Art dar. Aber Brunet hat sie mit einem seltenen Glück beseitigt. Die wahre Scylla und Charybdis, an denen die Verf. ähnlicher Werke zu scheitern pflegen, ist eine zu große Ausführlichkeit und auf der andern Seite zu große Kürze und Dürftigkeit. Es darf nichts Wichtiges ausgelassen, dafür aber auch nichts Unnöthiges und Überflüssiges beigebracht werden; aber was für eine sichere Hand gehört dazu, um hier stets das sichere Maß zu treffen! Man muß sich selbst mit derartigen Arbeiten befaßt haben, um ihre Schwierigkeit beurtheilen zu können. Brunet war ganz der Mann dazu, um ein solches Werk, das einen wahrhaft Herculischen Fleiß erfodert, zu übernehmen und zu Stande zu bringen. Zwanzig Jahre hat er unaufhörlich daran gearbeitet, bevor er damit hervorgetreten ist, und seitdem hat er noch ununterbrochen daran gefeilt, hinzugethan und verbessert, sodaß die neueste Ausgabe fast als ein neues Werk zu betrachten ist. Man würde sich irren, wenn man dieses Buch für eine trockene Aufzählung von Titeln und Jahreszahlen, für ein Geburtsregister aller löschpapierenen Geisteskinder halten wollte. Es wird darin noch eine reiche Lese interessanter und belehrender Nachrichten und bibliographischer Sonderbarkeiten geboten, an denen Jeder, der nur ein wenig vom Dämon der Bibliomanie heimgesucht wird, sich ergötzen kann. Indem wir diese ersten Hefte des neuen „Manuel du libraire" durchblättern, wird es uns wie wir uns wohl fühlen in den geräumigen Sälen einer großen Bibliothek, zu Muthe wie dem Botaniker, wenn er ein reichhaltiges Herbarium durchsieht. Wir möchten alles Merkwürdige, das uns aufgestoßen ist, ausheben, und wahrlich die Lese würde nicht dürftig ausfallen! So finden wir die Beschreibung eines seltenen englischen Werks, das von einem gewissen John Dee (1659) verfaßt ist und in dem ein Wörterbuch der Sprache mitgetheilt wird, die Adam im Paradiese redete. Brunet erwähnt ferner eines Dichters, der zur Zeit Richelieu's lebte und der die sonderbare Grille hatte, seine Verse mit verkehrten Lettern drucken zu lassen, sodaß man sie, um sie geläufig zu lesen, gegen einen Spiegel halten mußte. Der Laie wird beim Durchblättern dieses bibliographischen Werks über die hohen Preise staunen, bis zu denen manchmal ganz unscheinbare Bücher auf den großen Versteigerungen in die Höhe getrieben sind, wenn sich eingefleischte Bibliomanen um die Wette überboten. Wir erwähnen des berühmten „Decameron" von 1471, der im J. 1812 zu London mit 52,000 Fr. bezahlt, aber acht Jahre darauf für 23,000 Fr. wieder verkauft ist, nur im Vorbeigehen, und heben ein paar weniger bekannte Notizen über unsinnige Bücherpreise hervor. Ein „Don Quichote" von 1605 ward auf der Auction der Stanley'schen Bibliothek mit 1060 Fr. bezahlt, und der Catull von 1472 ging 1791 bis zu 2000 Fr. in die Höhe. Wie sehr aber diese Bücherpreise dem Spiel des Zufalls und dem Wechsel unterworfen sind, und wie sehr sie oft steigen und fallen, ohne daß man einen Grund von der Veränderung anführen könnte, beweist, daß auf einer der berühmtesten Bücherversteigerungen ein „Don Quichote" auf Velinpapier, von dem jedes Exemplar 3000 Fr. gekostet hat, für 400 Fr. losgeschlagen ist. Bücher, die vor 20 Jahren von den Bibliomanen mit rasenden Preisen bezahlt wurden, wandern jetzt ganz unbeachtet in die Bude des Antiquars, während andere wiederum, nach denen früher kein Mensch gefragt hat, mit Gold aufgewogen werden. 6.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Die in Amerika gemachte neue Entdeckung, aus den Stengeln des Mais (Indian corn) einen guten Zucker in beträchtlichen Quantitäten gewinnen zu können, hat sich bestätigt. Das Verfahren ist folgendes: Der Mais wird in zwei Fuß voneinander entfernten Reihen gepflanzt und so, daß die Pflanzen in den Reihen drei Zoll voneinander stehen, dann wird der Acker wie gewöhnlich bearbeitet, jedoch mit dem Unterschiede, daß

man im Anfang August alle jungen [illegible], noch ehe sie blühen, sorgfältig abbricht, welche Operation durchaus nothwendig ist. Im September werden die Stengel an der Erde abgeschnitten, die Blätter abgestreift und man schreitet sofort zur Auspressung des Safts, welches zwischen eisernen Walzen geschieht. Zu dem gewonnenen Safte wird Kalkwasser in dem Verhältniß hinzugefügt, daß auf jede Gallone Saft ein Eßlöffel voll Kalkwasser kommt, und nachdem die Mischung eine Stunde gestanden, wird sie in Kessel gefüllt, in welchen man sie bis zur Syrupsdicke einkocht, wobei man den obenauf kommenden Schaum beständig abnimmt und von der Flüssigkeit entfernt. Wenn diese bis auf ein Sechstel ihrer Masse eingekocht ist, wird sie in Abkühlgefäße gefüllt und die Krystallisation abgewartet. Der Zucker wird hierauf von dem Syrup getrennt und kann weiter raffinirt werden. Ein Acker mit Mais, auf die angegebene Weise bepflanzt, soll 1000 Pfund Rohzucker geben.

Der große Volksrath der Cherokesen hat beschlossen und ein Gesetz erlassen, daß alle geistige Getränke, welche künftig auf dem Gebiete der Nation gefunden werden, auf die Erde ausgeschüttet werden sollen. Das Laster der Trunkenheit ist nämlich als der Hauptgrund erkannt worden, weshalb die Nation der Cherokesen, ungeachtet sie sich manche Früchte der Civilisation angeeignet, bisher im Wohlstande zurückgeblieben ist. Ehedem gaben Viele unter den Cherokesen Alles, was sie besaßen, her, um sich nur berauschen zu können; allein die jetzige Generation, von der Viele lesen und schreiben gelernt haben, strebt sich von den Fesseln dieses Lasters zu befreien, und darum ist dieses, von der cherokesischen Nationalversammlung selbst ausgegangene, neue Gesetz eine erfreuliche Erscheinung. Die Cherokesen hatten auf ihrem Gebiete im Westen schon 1836 einige Branntweinbrennereien angelegt, die nunmehr wol werden eingehen müssen. Übrigens hat die Regierung der Vereinigten Staaten stets verboten gehabt, den Indianern geistige berauschende Getränke zuzuführen und an den Orten, wo Militair steht, ist dieses Verbot auch streng aufrecht erhalten worden; aber die Grenze des Gebiets der Indianerstämme ist so ausgedehnt und so sparsam mit Militair besetzt, daß eine Controle unmöglich war.

Zucker-Molasses wird jetzt in vielen Theilen der Union, wo dieser Stoff sehr wohlfeil zu haben ist, als Futter für Kühe und Pferde benutzt und als ganz vorzüglich zu diesem Zweck gerühmt. Das Vieh, berichtet man, gewöhnt sich sehr leicht an den Geschmack und da dieser Stoff viele Nahrungstheile enthält, so wird er in manchen Fällen dem Getreide und Heu für die Viehfütterung vorgezogen. Die Erfahrung hat in Amerika gelehrt, daß die Hunde auf den Zuckerplantagen, welche sich oft ganz allein von Molasses ernähren, stets sehr fett sind und auch den Negern, welche viel von diesem Nahrungsstoff genießen, fehlt es nicht an Wohlbeleibtheit. In Pennsylvanien und andern nördlich gelegenen Staaten der Union würde freilich dieser Stoff als Viehfutter zu theuer zu stehen kommen, aber in den südlichen Staaten und vornehmlich auf den dortigen Zuckerplantagen selbst wird die Benutzung desselben vortheilhaft sein, zumal da in den Gegenden, wo viele solche Plantagen sind, gemeiniglich an Viehfutter bedeutender Mangel ist. In Luisiana hat man bisher viel Heu, Hafer und Gerste aus dem Norden bezogen und es hat den Pflanzern viel Geld gekostet, das Futter zur Unterhaltung von Milchkühen und Reitpferden anzuschaffen.

Die „Lexington gazette" im Staate Kentucky meldet, daß neulich ein Mann Namens Stoffelbaer auf seiner Reise nach Illinois dort durchpassirte, welcher bereits in seinem hundertundneunten Jahre steht. Er war am Hudsonsflusse 1734 geboren und zeugte 15 Kinder, von denen das jüngste 36 Jahr alt ist.

Hr. E. Talmadge macht im „Louisville Advertiser" bekannt, daß sich in der Nähe von York in Süd-Caroline, am Catawbaflusse, ein Sykomorebaum befindet, der an der dicksten Stelle 76 Fuß 4 Zoll im Umfange mißt und dessen Aushöhlung im Innern 18 Fuß im Durchmesser hat. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 77. —— 18. März 1843.

Aristokratische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

St.-Roche. Um die natürlich sehr allgemeinen und darum ziemlich unbestimmten Mittheilungen über Inhalt und Verlauf der einzelnen Romane nicht zu verwirren, enthalten wir uns fürs erste aller Beziehungen derselben aufeinander. Darum lassen wir jetzt „Godwie-Castle" ganz bei Seite und sprechen nur von „St.-Roche". Der Roman gewährt unstreitig einen bessern Eindruck als einer der beiden andern; er enthält ohne Widerrede die meisten Spuren von Talent in Charakteristik und psychologischer Motivirung. Man liest wenigstens die beiden ersten Theile mit einer gewissen Spannung, mit lebhaftem Interesse an dem Gange der Begebenheiten. Das rührt einfach daher, weil der Roman seinem wesentlichen Theile nach eine gewisse Einheit, eine das Einzelne beherrschende Idee hat, und weil die Fehler im Mangel des Zusammenhanges mit dieser Idee bestehen und darum wenigstens übersehen und gezählt werden können. Diese Idee und die damit zusammenhängenden, oder, wenn man will, nicht zusammenhängenden Fehler werden sich bei der Exposition des Verlaufs ergeben.

Der Roman beginnt mit der Glückseligkeit eines jungen Ehepaars, also eigentlich mit dem Ende eines rechten Romans. Der Marquis und die Marquise d'Anville sind diese Glücklichen; hoffentlich für unsere vornehmen Leser vornehm genug. Als Widerspruch und Störung der Glückseligkeit tritt gleich anfangs der Bruder des Marquis, Leonce, mit einer unglücklichen geheimnißvollen Liebe zu den Beiden hinzu und alle Drei beschließen die Abreise von Paris, von den glänzenden Hoffesten Ludwig's XV. nach dem Schlosse Arboise, in der Nähe von St.-Roche, zur Tante Franziska, Gräfin d'Aubaine. Der Marquis will endlich die ihm von seinem Oheim, dem alten, in tiefer Schwermuth verstorbenen Grafen Crecy, zugefallene Besitzung St.-Roche übernehmen, wiewol mit Ängstlichkeit, weil möglicherweise ein näherer Erbe derselben noch lebt. Vor ihrer Ankunft hat die alte unverheirathete schwermüthige Gräfin schon einen andern Besuch auf Lebenszeit bekommen, das Vermächtniß einer Jugendfreundin aus England, Miß Elmerice Eton. Gleich den ersten Abend verräth dieselbe eine leidenschaftliche Liebe, der aber die alte Gräfin nicht recht auf die Spur kommen kann. Elmerice hat bei ihren Streifereien durch die wilden Umgebungen des Schlosses ein höchst abenteuerliches Zusammentreffen mit ihrem Liebhaber, der natürlich kein anderer als Leonce ist. Dadurch und durch den drohenden Besuch läßt sie sich bestimmen, einstweilen einen andern Zufluchtsort zu besuchen, das große Pachtgut einer andern Jugendfreundin ihrer Mutter, der Mad. Albans. Hier findet sie freilich nicht die Zartheit und Feinheit der vornehmen Bildung, sondern recht eigentlich Roheit, was nach der Darstellung unserer Frau Verf. mit den Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens nothwendig zusammenhängt. Es geht so weit, daß Elmerice bei Gelegenheit eines Zusammenseins mit Herrn Albans zu ganz andern Zwecken von Mad. Albans des Ehebruchs beschuldigt wird. Man versöhnt sich bald wieder und das unglückliche, heimatlose Mädchen ergreift begierig die Gelegenheit, mit Mad. Albans zu deren kranker Mutter zu reisen, zur alten geheimnißvollen, menschenscheuen Mistreß Gray, der Bewohnerin eines ihr ausschließlich gehörigen Theils des Schlosses St.-Roche. In den Gemächern derselben verschwinden beide recht eigentlich, während in die übrigen Theile des Schlosses die glücklichen Personen des Stückes glücklich eingezogen sind. Ihre Gespräche drehen sich um die historischen Erinnerungen des alten Schlosses und haften zuletzt auf dem letzten Besitzer desselben, dem Grafen Crecy.

Hiermit beginnt der zweite Theil des Romans, das Leben des Grafen Leonin Crecy, dessen Erzählung für den Marquis d'Anville die Frau Verf. in eigener Person übernimmt.

Der junge Graf Crecy ist der einzige Sohn des alten Marschalls Crecy-Gabanne und der Fürstin Soubise. Der Marschall liebt seinen Beruf nicht und setzt gegen seine Gemahlin, nur dies eine Mal siegreich, durch, daß der junge Graf, statt für das Militair, für eine hohe Stellung bei Hofe bestimmt wird. Leonin hat ein weiches, träumerisches Gemüth und wird von seiner herrschsüchtigen Mutter in beständiger Abhängigkeit erhalten. Er geht auf Reisen, zuletzt nach England an den Hof Karl's II. Die letzten Monate vor seiner Majorennität, die ihn ohne weiteres in den Besitz von St.-Roche versetzt, soll er auf Verlangen seiner Mutter auf dem Schlosse des Grafen Gersey in Schottland verleben. Die

unzarten Frauen des Schlosses ziehen denselben nicht an, ebenso wenig das wilde Jagdleben der Herren; er sucht die Einsamkeit. Auf einem solchen Streifzuge trifft er auf zwei Frauen, die von einem Eber verfolgt werden. Er rettet nicht, sondern wird durch ihre Besonnenheit gerettet und verliebt sich doch. Fennimor, die Tochter des Pfarrers Lester, ist die eine, Mistreß Gray, ihre Freundin und Dienerin, die andere. Leonin folgt ihnen in die Abtei und wird von dem wahren, patriarchalischen, tiefsinnigen Naturleben des ehrwürdigen Alten und seiner engelreinen Tochter gänzlich gefangen genommen. Er geht und kehrt mit immer wachsender Liebe wieder. Er vergißt die Ansprüche der vornehmen Welt, „sein Herz sehnt sich, sich hinzugeben". Die durch eigene Angelegenheiten beschäftigten Schloßbewohner merken nichts; Lester und Fennimor kennen die vornehme Welt nicht; diese kennt nur die Welt des Alten Testaments, und zwar auch diese nur von ihrer guten Seite. Der Graf Crecy läßt sich Fennimor in Gegenwart der Mistreß Gray und ihres Mannes in aller Form vom alten Lester antrauen. Der Marquis de Souvré, der Bösewicht des Stücks und aus Neid Feind des jungen Grafen, ist von der Gräfin Crecy auf Kundschaft geschickt und zufällig heimlicher Zeuge der Feierlichkeit. An ihm spürt der junge Graf zuerst wieder den kalten Hauch der vornehmen Welt, sodann am Grafen Gersey, der die Fennimor und ihre Liebe aufs profanste entweiht. Der alte Lester stirbt, ohne auch nur den Anfang des folgenden Jammers erlebt zu haben. Der junge Graf reist mit seiner frommen, ahnungslosen Gemahlin und Mistreß Gray, die aus Liebe zu ihr Mann und Kind verläßt, nach St.-Roche, wo er ein hohes, aber ein kurzes Glück genießt. Ein Brief ruft ihn zu seinem kranken Vater. So weit der erste Theil.

Nun beginnt der Zwiespalt, den wir die leitende Idee des Stücks genannt haben, der Zwiespalt zwischen den Ansprüchen der vornehmen Welt und der Natur, der Wahrheit, der Treue, der Tugend. Das muß man sagen, die Verf. hat ein bedeutendes Talent bewiesen, den Glanz, die Bedeutung, die ganze Scheingröße der vornehmen Welt ins beste Licht zu stellen, und die Niederlage Leonin's ist trefflich motivirt. Wir müssen es uns versagen, zu verfolgen, wie die vornehme Welt mit allen ihren Mächten durch Vater, Mutter, Schwester, durch glänzende Feste, durch eine Stellung bei Hofe, durch persönliche Bekanntschaft mit König (Ludwig XIV.) und Königin und endlich durch eine vornehme, reiche und liebenswürdige, ihm von Vater und Mutter bestimmte Braut auf Leonin einstürmt. Sein Gewissen schläft allmälig ein, er ist nahe daran, Fennimor zu vergessen — als er durch einen Maler, der sie in St.-Roche gemalt hat, empfindlich genug an sie erinnert wird: er erfährt, daß Fennimor guter Hoffnung ist. Er reißt sich von allen Fesseln los und stürzt nach St.-Roche. Aber er hat zu viel vom Gifte eingesogen, und während seines Besuchs bei Fennimor, der Mutter seines Kindes, wird seine Verlobung mit Fräulein von Lèsdiguères bei Hofe erklärt. Er entfremdet sich von Fennimor und verfällt der Sünde. Der Marquis de Souvré behauptet den Platz, den er feige verläßt, und verschafft ihm nicht das Document der Entsagung Fennimor's, sondern die Nachricht von ihrem vermeinten Tode. Leonin vermählt sich mit Fräulein von Lèsdiguères: auch sie wird Mutter eines Knaben. Leonin wagt nicht mehr in sein Inneres zu blicken, er wird aber von Zeit zu Zeit durch die Qualen des Gewissens im Genusse des Glanzes und Glücks gestört. Da bekommt er plötzlich den Tag vor der Taufe seines Kindes die Nachricht, daß Fennimor noch lebt und ihn zu sehen verlangt. Er stürzt nach St.-Roche: Fennimor stirbt, mit ihm und der Welt versöhnt, in seinen Armen, ohne seine Verbrechen erfahren zu haben. Leonin wird in einigen Tagen zum Greise.

Hier sollte die Geschichte offenbar abbrechen, nach Ausübung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, denn man sieht nicht, wo der unglückliche Verbrecher, der dem nichtigen Glanze, der falschen Größe des vornehmen Lebens so ungeheure Opfer gebracht hat, seine Ruhe und Festigkeit wiederfinden soll, und die langausgedehnten Qualen eines bösen Gewissens sind kein Object poetischer Darstellung. Die Frau Verf. wählt dies Letztere und martert den unglücklichen Leonin durch ein langes Leben. Es tritt zu dem bekannten ein ganz neuer Kreis von Personen und deren Schicksale: das zuletzt aufs höchste gespannte Interesse des Lesers wird natürlich abgespannt, und um es von Zeit zu Zeit wieder zu reizen, greift die Frau Verf. zum Schauderhaften. Die beiden Söhne Leonin's, der einige Jahre in den Krieg geht, wachsen, ohne ihr Verhältniß zu kennen, miteinander in der innigsten Freundschaft auf. Sie verlieben sich beide in die uns schon bekannte Gräfin Franziska und geben dem Leser das langweilige Schauspiel eines Streites der Großmuth. In St.-Roche, wo sie der Entdeckung ihres Verhältnisses schon nahe sind, erschießt Reginald, der Sohn Fennimor's, seinen Bruder — man denke! — im Traume. Darauf folgt ein langer Proceß, wo vor den Augen des Lesers ermittelt werden soll, was er Alles längst weiß. Durch die Dazwischenkunft des Königs wird das Gericht entschieden, die Marschallin und der Marquis de Souvré erfahren ihr gebührendes Schicksal, Reginald wird begnadigt, verschwindet spurlos — und wird vom Marquis d'Anville, als der nähere Erbe von St.-Roche, vergeblich gesucht.

Damit sind wir durch die kürzesten Wendungen zur Eingangsgeschichte zurück; das schon längst abgespannte Interesse des Lesers wird noch einmal in Anspruch genommen. Wir muthen unsern Lesern weiter nichts zu, als daß sie sich geduldig noch sagen lassen, daß Elmerice von Mistreß Gray, die mit ihrer Erinnerung an Fennimor eine Art Cultus treibt, erfährt, daß sie Fennimor's Enkelin, Reginald's Tochter und somit rechtmäßige Besitzerin von St.-Roche ist. Sie wird am Ende die glückliche Gemahlin des glücklichen Leonce d'Anville; und damit an Glückseligkeit kein Mangel ist, wird noch ein anderes junges Paar zugleich mit ihnen getraut.

Wenn die Frau Verf. nicht hätte durch die Mass-

des Stoffs und durch Häufungen von Begebenheiten wirken wollen, wenn sie hier das Talent der Frauen angewandt hätte, Haus zu halten, und wenn, was das Wesentlichste ist, der Conflict zwischen der vornehmen Welt und der Humanität vom rechten Gesichtspunkte gefaßt und dargestellt wäre, so wäre „St.-Roche" ein vortrefflicher Roman. Er wäre aber auch ihr einziger; denn das eine Talent, was die Frau Verf. besitzt, wäre mit dem einen erschöpft, nämlich die Darstellung des tiefen Widerspruchs zwischen der vornehmen Welt und der einfachen, wahren und schönen Humanität. In „Thomas Thyrnau", wo sie, wie das allerdings die Prätension der vornehmen Welt ist, beides zu vereinigen gesucht hat, werden wir Alles — lächerlich finden.

Thomas Thyrnau. Nachdem wir uns in der Exposition des Inhalts der beiden ersten Romane möglich kurz gefaßt haben, dürfen wir wol bei diesem letzten länger verweilen, erstens aus Rücksicht auf unsere Leser. Der Roman ist ganz neu vom J. 1843, und unsere Leser, die wir schwerlich meist in der aristokratischen Welt zu suchen haben, sind wenigstens zum Theil noch nicht mit ihm bekannt. Vielleicht verleiden wir diesen durch unsere eingehende sachliche Exposition das Verlangen und das Bedürfniß einer weitern Bekanntschaft und verschaffen ihnen dadurch eine große Ersparniß an gutem Humor und an Zeit, denn auf nicht weniger als 1429 Seiten ist das fadeste und geistloseste Tableau ausgebreitet. Aber auch der Roman selbst verdient eine genauere Behandlung, nicht weil er der beste, sondern weil er der schlechteste ist: er ist aber der schlechteste, weil er das treueste Abbild der vornehmen Welt ist, alle Elemente derselben zusammenfaßt und so den Kreis aristokratischer Romane hoffentlich beschließt. Am Ende läßt die Verf. die Kaiserin (Maria Theresia) sagen: „Das war ein Mann! wir werden den Zweiten nicht erleben!" Die Verf. wird Wort halten, sie wird eine Majestät nicht Lügen strafen; wir werden also auch keinen vierten Roman von ihr erleben. Sollte ihr dennoch ihre Fruchtbarkeit keine Ruhe lassen (man wird en dem Bilde einer fruchtbaren Schriftstellerin keinen Anstoß nehmen), so ist unsere Welt unterdessen fortgerückt und eine ernste Kritik hat davon keine weitere Notiz zu nehmen.

Der Roman nimmt seinen Anfang in einem Zimmer der Kaiserin Maria Theresia im J. 1757. Die Kaiserin ist allein; ihr Aussehen, ihre Toilette wird ins einzelnste beschrieben. Diese Manier der Verf., worin sie sich ganz hauptsächlich als Verfasser in zu erkennen gibt, geht durch das ganze Buch; sie führt nicht leicht eine ihrer Personen ein, ohne aufs genaueste zu beschreiben, wie sie angezogen sind und wie sie aussehen. Ganz natürlich; denn in der vornehmen Welt bestimmt sich das Ansehen nach dem Aussehen und nicht nach dem Einsehen. Uns werden unsere Leser diese Kammerdiener- oder resp. Kammerfrauendienste ein für allemal erlassen; sie mögen sich die Personen an- und aus- und umgezogen denken, wie ihnen beliebt. Die Kaiserin ist mit der Lecture eines Actenstücks beschäftigt, welches über die Verbesserung der Zustände der böhmischen Bauern handelt. Das verspricht etwas. Aber täusche dich nicht, lieber Leser! diese Stelle spielt im ganzen Buche eine traurige Rolle, es wird nichts verbessert, es bleibt holter Alles beim Alten. Der Minister Kaunitz tritt ein und präludirt seine Rolle, die er durch das ganze Stück spielt: Intriguen anzuknüpfen und zu lösen, Verlegenheiten zu beseitigen, Staatsgelder zu privaten Zwecken zu verschaffen (wenn auch nur zum Schein) u. s. w. Dieser Minister ist ein wahres Pamphlet auf das Ministerium; und dabei wird er immer herrlich, groß u. s. w. genannt. In Wahrheit ist er der kriechendste Schuft von der Welt und damit haben wir ihn ein- für allemal abgethan. Er hat auch gleich zu Anfang weiter nichts zu thun, als der Kaiserin den Namen des jungen Verf. jenes Actenstücks zu nennen, den Namen des achtundzwanzigjährigen, schönen und geistreichen Grafen Lacy. Die Kaiserin will ihn für den Staatsdienst gewinnen, aber Kaunitz erklärt, daß das gewisser räthselhafter Verhältnisse wegen nicht zu erwarten stehe, und spielt zuletzt an auf ein Liebesverhältniß des jungen Grafen mit der beinahe vierzigjährigen armen, braungelben, langen, magern und grosnasigen Fürstin Morani. Damit ist denn das Thema erreicht, das nun durch alle Variationen hindurchgeht, aber nur in Moll, denn sie kriegen sich Alle; nur für einige abgeschmackte arme Teufel reichen die Frauenzimmer nicht aus. Eine so mollige widerliche Liebe ist noch nicht dagewesen. Dank der Verf., sie gibt uns mit dem Gifte gleich das Vomitiv. Es muß erst zum Erbrechen kommen, dann kommt es auch zum Bruch und endlich zum Durchbruch.

Natürlich ist die Kaiserin begierig, den sonderbaren jungen Grafen kennen zu lernen. Wir halten es gar nicht für gemein, wenn unsere Leser diese Begierde mit der Kaiserin gemein haben, und ihnen darf das Glück dieser Bekanntschaft noch eher zu Theil werden als der Kaiserin selbst. Der junge Graf nämlich offenbart sein Inneres und seine äußern sonderbaren Verhältnisse seinem jungen Freunde, dem Baron von Pölten, dem abgeschmacktesten Herrchen von der Welt. Er ist, damit doch ein Unterschied zwischen ihm und dem immer ernsten, ja feierlichen Grafen besteht, als stets heiter, lustig und witzig beschrieben; aber sein Witz, d. h. freilich der Witz der Frau Verf., hinkt auf beiden Beinen. Was hat nun der geheimnißvolle und darum liebenswürdige Graf dem leichtfüßigen und darum schuftigen Baron zu offenbaren? Erstens daß ihm seine großen Güter von seinem Vormunde, Thomas Thyrnau, einem berühmten Advocaten und Freunde seines verstorbenen Oheims, nur unter der Bedingung übergeben werden sollen, daß er dessen (Thyrnau's) Enkelin heirathet; so soll es durch ein noch geheimnißvoll bleibendes Testament besagten Oheims festgestellt sein. Zweitens, daß er in die alte Fürstin Morani aus bloßer Achtung verliebt ist. Woher diese Achtung? weil sie empfindsam ist, weil sie ihrem alten liederlichen und betrügerischen *) Vater bis zu seinem sel. Ende ein

*) Es heißt von ihm S. 41: „Neben diesen Schattenseiten (der Betrügerei und Völlerei) besaß er äußerst liebenswürdige Eigenschaften."

glänzendes Leben zu erhalten und die Masse seiner Schulden zu verbergen gewußt hat; und weil sie nun hinterdrein noch so bürgerlich ehrlich ist, diese Schulden durch den Verkauf der meisten ererbten Luxussachen zu tilgen. Der Graf ist durch die Spuren ihrer Entbehrungen aufs tiefste gerührt, und bei der Nachricht, daß sie ihren Koch entlassen hat, bricht ihm fast das Herz.

Die Fürstin will sich den Bewerbungen des Grafen dadurch entziehen, daß sie in ein Kloster geht; aber sonderbar! ein Mönch redet ihr diesen Entschluß aus, der liebenswürdige Jesuit Georg Prey. Er überzeugt sie, daß sie mit der Leidenschaft im Herzen nicht für das Kloster passe. Die Fürstin gibt nach; die Verlobung wird gefeiert. Vorher aber hat der Graf eine Audienz bei der Kaiserin. Die volle Begeisterung eines Unterthanen schwellte sein Herz. In dieser unterthänigen Begeisterung — die Verf. wird uns nicht anklagen, daß wir ihre Worte verdrehen, denn die Begeisterung eines Unterthanen muß nothwendigerweise unterthänig sein — hat der Graf gelegentlich die Kühnheit, der Kaiserin ins Gesicht zu erklären — etwa, daß es ihr mit der Unterstützung seiner beabsichtigten Befreiung der böhmischen Bauern nicht rechter Ernst ist? o nein! — daß sie keinen Anspruch hat auf ein einziges Gefühl der Erde (sic). Die Kaiserin ist durch diese Dreistigkeit sehr überrascht, denn sie fühlt, daß sie nicht absolut wäre, wenn sie nicht alle Gefühle hätte. Sie fragt darum: an welches? Der Graf antwortet in einer Rede, die wörtlich abgedruckt zu werden verdient; denn einige unserer Leser haben vielleicht Ursache, sie sich zu Herzen zu nehmen.

An das der Unterthanen-Liebe! an das schönste, reinste Gefühl der menschlichen Brust! Eine Liebe, welche lebt, ohne die gewöhnliche Nahrung der Erwiderung zu bedürfen — ein Gefühl, das leer ist von jedem Egoismus, das nichts will und nöthig hat, als das Glück, zu lieben; das den erhabenen Gegenstand, dessen Stimme vielleicht nie an das Ohr Dessen drang, der es nährt, und ihn dennoch mit derselben Wärme durchdringt, die ihn Leben, Gut und Blut freudig darbringen läßt für die Erhaltung desselben. Dies Gefühl, dessen höchste Reinheit ich als den Triumph der menschlichen Befähigung erkenne — dies Gefühl ist es, weshalb ich mich in diesem Augenblicke vor Euern Majestäten zu beneiden wage, wenn ich auch zugleich ahne, daß — dies Gefühl einflößen zu können, vielleicht meinem stolz empfundenen Vorrecht die Wage hält!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Unter dem Titel: „De l'aristocratie anglaise, de la démocratie américaine et de la liberalité des institutions françaises" gab Th. Farcy ein Werk heraus, welches von den französischen ministeriellen Journalen das Werk eines guten Bürgers genannt und seines „trefflichen Geistes" wegen mit Lobsprüchen überhäuft wird. Sehr natürlich, da der Verf. in seinem Buche zu beweisen unternimmt, daß es kindisch und falsch sei, zu glauben, in Amerika oder England blühe die wahre Freiheit und Frankreich nehme unter den constitutionnellen Nationen etwa nur den dritten Rang ein; daß vielmehr der politische und gesellschaftliche, der geistige und sittliche Zustand Frankreichs ein unendlich besserer sei als der Nordamerikas und Englands; daß letztere beiden Länder gar nichts hätten, was ein Franzose ihnen beneiden könnte, und daß den Franzosen, um groß und glücklich, um das erste Volk der Welt zu sein, nichts weiter fehle als das Bewußtsein, daß sie in einer bewundernswerthen Lage sich befinden, um dies Alles zu werden. Was kann ein Franzose nicht beweisen, wenn es darauf ankommt, sein Volk als das erste, glücklichste und größte hinzustellen! Beweisen uns doch die französischen Kriegsgeschichtschreiber, daß die Verbündeten nur, nachdem sie Niederlage auf Niederlage erlitten, in Paris einrückten, sodaß es fast darauf hinauskommt, als seien sie vorwärts nach Frankreich und Paris geflohen! Gelten ihnen doch Schlachten wie die bei Großbeeren, bei Kulm, an der Katzbach, bei Dennewitz für nicht mehr als bloße Vorpostenscharmützel, während die für die Verbündeten siegreichen Schlachten auf französischem Boden, wie die von Brienne oder Laon, in ihren Kriegsgeschichten gänzlich fehlen oder in siegreiche Treffen verwandelt werden; wie könnte auch ein Franzose zugeben, daß er auf eigenem Grund und Boden geschlagen worden sei? In gleichem Geiste und mit gleicher Ruhmredigkeit ist auch Farcy's Werk geschrieben. Doch enthält es manche interessante Bemerkungen und statistische Angaben. Es sei eben kein Unglück für Frankreich, sagt der Verf., daß es in seinem „Almanach royal" keinen Herzog von Northumberland figuriren sehe, der ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Francs hätte, keinen Herzog von Buccleugh mit jährlich ebenfalls fünf Millionen, keinen Marquis von Hertford mit drei Millionen, keinen Lord Francis Egerton mit drittehalb Millionen, keinen Marquis von Westminster mit neun Millionen, keinen Herzog von Cleveland mit fünf Millionen, keinen Lord Portland mit zehn Millionen, keinen Sir John Loyds mit 6,220,000 Francs, keinen Herzog von Devonshire mit drittehalb Millionen u. s. w. Alle diese lebten nur von den Abgaben der Armen und dem Hunger der Proletarier. Auch die Moral erscheint Farcy, der die Habeas-Corpusacte das willkürlichste Gesetz nennt, welches nur zu Gunsten der Vornehmen und Reichen gegeben sei, in England viel übler bestellt als in Frankreich. Die criminelle Statistik ergibt nämlich folgende Zahlen. In England war die Zahl der im J. 1834 Angeklagten 22,451, im J. 1837 23,612, im J. 1840 27,187, Vermehrung 30: 100. In Frankreich mit einer um die Hälfte zahlreichern Bevölkerung zählte man 7223 wegen Verbrechen Angeklagte im J. 1835, im J. 1839 7858, Vermehrung 9: 100, Unterschied zu Ungunsten Englands 21: 100.

Von C. Pecqueur sind drei Werke auf einmal erschienen: „De la paix, de son principe et de sa réalisation", ein von der Gesellschaft der christlichen Moral 1842 gekröntes Werk; „Des armées dans leurs rapports avec l'industrie, la morale et la liberté, ou des devoirs civiques des militaires", von derselben Gesellschaft in demselben Jahre gekrönt; und „Théorie nouvelle d'économie sociale et politique, ou études sur l'organisation des sociétés", eine Schrift, welche zu interessanten Vergleichungen mit M. Chevalier's „Cours d'économie politique" auffodert. Es ist merkwürdig, wie theoretisch jetzt Frankreich zu Werke geht, während es doch den Deutschen ihren Mangel an Praxis und ihren Überfluß an theoretischen Hirngespinnsten vorwirft. Daher die vielen hohlen Declamationen in der Deputirtenkammer und im Schriftwesen! Die vielen Scherflein der armen Witwe, des französischen Socialismus, haben noch immer kein nutzbares Capital ergeben. Wir erwähnen hierbei, daß von den „Mémoires inédits du maréchal de Vauban sur l'économie politique" soeben der zweite Band erschienen ist. Der unermüdliche Krämer in und mit italienischen Anekdoten und Antiquitäten, der Verf. der „Curiosités et anecdotes italiennes", „L'Italie comfortable", „Voyages en Italie" u. s. w., Valéry, gab heraus: „La science de la vie, ou principes de conduite religieuse, morale et politique, extraits et traduits d'auteurs italiens." 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 78. —— 19. März 1843.

Aristokratische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Wir haben nicht gewagt, diese tiefen Gedanken — wir verwahren uns ausdrücklich dagegen, hier „tief" in der Bedeutung von „niedrig" zu nehmen — zu unterbrechen, wenngleich wir fühlten, daß die Sprache für die an die Rhetorik der unterthänigen Begeisterung nicht gewöhnten Ohren einiges Unverständliche haben könnte. Wir fahren auch jetzt erst fort, nachdem wir unsern Lesern eine Pause gegönnt haben, um die Thränen ihrer unterthänigen Rührung über die unterthänige Liebe zu trocknen. Die alte Fürstin also verlobt sich mit dem jungen Grafen. Dabei wird, wie gewöhnlich, gegessen und getrunken, von den alten bestäubten Resten aus dem Keller des hochseligen Fürsten, für welche die arme, arme Fürstin die Rester hat bezahlen müssen. Nach Tische amusirt man sich im Garten, und da kommen auf einem Kahne drei singende Kinder — ein Mädchen von etwa 14 Jahren, ein etwas jüngerer Knabe und noch ein kleines Mädchen, Magda, Egon und Hedwiga — zur alten Fürstin zu Besuch. Alle drei sind natürlich wunderschön, und schon darum unmöglich die Kinder der armen Teufel — ist's nicht ein schöner Ausdruck „armer Teufel?" — von Klosterhofbewohnern, wo sie logiren. Magda erschrickt beim Anblick des Grafen Lacy — sie hat nämlich seinen ihm ganz ähnlichen Oheim noch gekannt; — Lacy auch. Kurz, hier geht die liebe Noth der Liebesnoth an. Und damit sich unsere Leser gleich für diese Liebesgeschichte interessiren und über die reizende Magda und ihre Gespielen, Egon und Hedwiga, nicht lange in Ungewißheit bleiben — man bleibt es freilich auch im Romane nicht lange, die gute Frau Verf. bildet es sich blos ein — Magda ist die betreffende Enkelin Thomas Thyrnau's und Egon und Hedwiga sind Kinder des Erbprinzen von S. und einer Tochter des Thyrnau, einer Tante Magda's. Der Erbprinz hält seine Kinder für todt, für ermordet durch seinen eigenen leiblichen Vater, der einen tiefen Haß gegen ihn hegt, weil er ihn für einen Bastard hält. Unterdessen leben die armen Fürstenkinder in der drückendsten Armuth bei ihrer alten Pflegemutter Mora. Sie essen Wassersuppen — man denke! — und füttern eine Ziege. Das ist für die armen Kinder offenbar sehr traurig, aber für unsere Frau Verf. sehr gut, denn sie hat dadurch Gelegenheit, unendlich liebliche idyllische Erzählungen vom Leben der Ziege und von ihrem tragischen Ende einzuflechten. Aber wir setzen uns über alle diese Seligkeit und dies Misère weg, machen einen Sprung und sind auf einmal in dem sogenannten Dohlennest, dem Aufenthalte des Haupthelden des Stücks, wohin auch Magda schon vorausgeeilt ist, nachdem sie vorher noch ein äußerst rührendes Zusammentreffen mit dem Grafen Lacy am Klosterbrunnen erlebt hat. Die Bekanntschaft der Prinzessin Therese, einer Muhme der Kaiserin, machen wir aber vorher. Ihre von der Verf. viele Seiten lang ausgesponnene Geschichte ist kurz diese: Sie ist in ihrer frühesten Jugend mit dem Erbprinzen von S. verlobt und schon für die Zukunft gründlich verliebt. Als sie darauf sitzen gelassen wird, legt sie sich, um in der Volkssprache zu reden, auf die liederliche Seite, wozu sie natürlich am Hofe der Pompadour, wo sie ihre Jugend verlebt, Gelegenheit genug hat. In Wien setzt sie dies Unwesen fort und hat sogar nächtliche Zusammenkünfte mit dem alten Erzbösewichte, dem Fürsten von S. Trotz alledem ist sie unendlich liebenswürdig, reißt sich aus allen Verlegenheiten heraus und heirathet endlich, um hier ihre Geschichte gleich zu beschließen, den Erbprinzen von S. Dessenungeachtet ist die Prinzessin die wahrste und darum interessanteste Figur des ganzen Romans.

Wir waren, wie oben gemeldet, im Dohlennest. Das Dohlennest ist, wie jedes Familiennest, ein Nest der Glückseligkeit. Die Bewohner essen und trinken, reiten und gehen spazieren und kümmern sich um nichts in der Welt, als um den Genuß ihres eigenen lieben Lebens. Sie sind aber gerade darum nach der Darstellung unserer Verf. groß und bedeutend und wahre Muster für jeden guten Unterthanen. Der alte Thyrnau hat aber in seiner Jugend mit Lacy, dem Oheime unsers Helden, seinem intimsten Freunde, den unsinnigen Plan gehabt, Böhmen durch eine Verschwörung an einen französischen Prinzen zu bringen. Späterhin, besonders beim Aufgange des herrlichen Gestirns der Maria Theresia haben sie den Plan aufgegeben. Aber die Verwickelungen, in die sich noch der Sohn des alten Lacy — der, beiläufig gesagt, recht eigentlich vor Liebe stirbt — eingelassen hat, haben den alten Lacy um den größten Theil seines Ver-

mögens gebracht. Thyrnau hat ihm das Beste davon, die Herrschaft Tein, wozu das Dohlennest gehört, abgekauft; aber um der alten Familie Lacy-Wratislav (so heißt der junge Graf von seiner Ältermutter) das Besitzthum zu bewahren, haben die beiden alten Herren den kupplerischen testamentarischen Vertrag geschlossen: der junge Graf und Magda sollen sich heirathen, und wer von beiden den andern verschmäht, soll der Erbschaft verlustig gehen.

So stehen die Sachen. Da erscheint im Dohlenneste der alte Fürst von S., der, eben weil er der einzige Bösewicht im ganzen Buche ist, durch und durch böse, so zu sagen auswendig und inwendig schwarz ist, ein wahrer Fürst dieser Welt. Was er eigentlich will, wird nicht ganz klar; er zankt sich mit Thyrnau, der an die alte Verschwörung nicht mehr anbeißen will, sieht Magda, bildet sich ein, sie sei auch seine Enkelin und nimmt sich vor, sie zu verderben. Die Abenteuer des albernen Baron Pölken, der nach Tein kommt, sich für den jungen Grafen ausgibt, um denselben durch seine Schlauheit aus allen Nöthen zu reißen, übergehen wir billig mit Stillschweigen. Nur das Eine können wir unmöglich unerwähnt lassen, nämlich daß er sich über einen See hinüber, also beiläufig auf eine Distance von einigen Hundert Schritten in Magda verliebt. Im Augenblicke der Entscheidung, wie nämlich das verhängnißvolle Testament eröffnet werden soll, erscheint der Graf Lacy selbst. Alles geräth in die ungeheuerste Aufregung, Magda, die auch hinzugeeilt ist, bricht zusammen. Die Scene, die im Romane die armen Leser einige Seiten lang beständig außer Athem hält, ist kurz diese: Thyrnau frägt in Magda's Gegenwart den Grafen, ob er seine Enkelin zur Frau nehmen wolle. Der Graf bekennt seine Verlobung mit der alten Fürstin Morani. Das ist nun sehr schlimm; beide kann er doch nicht heirathen. Nun ist eigentlich seine herrliche Herrschaft verloren. Aber Magda wendet die Sache anders, sie richtet sich auf und schwört „zu Gott dem Allmächtigen einen heiligen Eid, Lacy nie anzugehören." Bei diesen Worten fährt dem armen Leser ein Schreck in die Glieder. Nun ist es vorbei, seufzt er, und doch ist er erst in der Mitte des zweiten Theils. Aber es ist Schade um diesen schönen Schreck, der Einem so recht Mark und Bein erschüttert; denn sie heirathet ihn zuguterletzt doch, und der liebe Gott wird nicht einmal um Verzeihung gebeten.

Weil von Schreck die Rede ist, so fällt uns ein, unsere Leser könnten bei der Erwähnung, daß wir erst in der Mitte des zweiten Theils sind, auch einen Schreck bekommen haben. Aber Geduld, wir wollen uns kürzer fassen. Die ganze zweite Hälfte des zweiten Theils füllt ein Proceß aus, durch den unsere ganze schöne Geschichte so gut wie gar nicht procedirt. Thyrnau ist vom Bösewicht, dem Fürsten von S., des Hochverraths angeklagt. Aber — dafür ist er Advocat — er redet sich heraus und Magda fällt der Kaiserin zu Füßen und betet sie recht eigentlich an. Thyrnau wird auf fünf Jahre auf die Festung Karlstein gewiesen, auf ein wunderschön gelegenes altes Schloß, wohin sonst nur kleiner Vergehungen wegen Prinzen gewiesen sind, etwa wenn sie aus Versehen oder in Übereilung einen Kammerdiener oder dergleichen erstochen hatten. Magda begleitet ihn und erlebt mit ihm und den guten Lesern auf den beinahe anderthalb hundert ersten Seiten des dritten Theils die sonderbarsten Abenteuer, blos weil der Courrier, der ihre Anmeldung an den Gouverneur der Festung bringen sollte, unterwegs einen Unfall gehabt hat. Auf der Festung beginnt das lustigste Leben. Die Offiziere der Besatzung, die alle, einen jungen Fürsten Trautsohn ausgenommen, einem alten Herkommen gemäß, das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, sind Sprößlinge altadliger Geschlechter, und trotz ihres Adelstolzes verlieben sich fast alle in die bürgerliche Magda. Die Besatzung ist auf einmal wie besessen. Die Liebe spielt durch alle Tonarten, vom Grafen Thurn, der Magda wie eine Heilige anbetet, bis zum Grafen Pasterau, der sie gelegentlich — man verzeihe das unzüchtige Wort — nothzüchtigen will. Der Graf Pasterau wird für seine kleine übertriebene Galanterie ein Weilchen von der guten Gesellschaft ausgeschlossen.

Die längste Episode ist die bis zum Ekel abgeschmackte und widerliche Liebe des jungen Trautsohn; und doch erklärt gerade er sich gelegentlich gegen Magda über einen wesentlichen Gesichtspunkt der Liebe, nämlich Kinder zu zeugen. Als Magda endlich an Lacy verheirathet ist, jammert er zwar noch viel, bittet sie aber zuguterletzt, ihm eine Frau zu verschaffen. Diese verkuppelt ihm ihre Cousine Hedwiga, und von der wird am Ende berichtet, daß sie sehr fruchtbar gewesen sei. Wir haben schon gesagt am Ende: nun ja, wir sind gleich am Ende. Die Besuche auf dem Karlstein von Seiten des Grafen Lacy und seiner Frau, des Erbprinzen und der Prinzessin Therese, die sich hier verloben, und all das damit verknüpfte Amusement übergehen wir. In Prag stirbt endlich in Folge der Belagerung und einer schweren Niederkunft die Gräfin Lacy. Der Graf geht zu seiner Zerstreuung ein Jahr mit in den Krieg und heirathet endlich Magda. Nur Thyrnau, dem alle seine Kuppeleien gelungen sind, und der demnach die großen Zwecke seines Lebens erreicht hat, stirbt. Magda dagegen, die schon hundertmal in Ohnmacht gefallen ist und hundertmal todtenbleich, d. h. interessant ausgesehen hat, wird stark und bekommt viele Kinder.

So wären wir am Ende, freilich mit Auslassung vieler Abenteuer und mit Übergehung vieler, von der Verf. als bedeutend dargestellter Personen. Wir haben aber das Gefühl, unsern Lesern unmöglich eine längere Geduld zumuthen zu können; wir wollen ihnen vielmehr zu Belohnung für die bisherige eine kleine Geschichte aus unserm Leben erzählen, die uns bei Gelegenheit des unendlich lang ausgedehnten Sterbens der frommen Gräfin Lacy eingefallen ist. Ref. war einmal so unglücklich, Theilnehmer einer pietistischen Abendandacht zu sein. Der Vortrag war eine Krankengeschichte, das mindestens vierzehn Tage anhaltende Absterben eines frommen Christen, der zwischen den Schauern des Todes und seiner Sünden

und dem Vertrauen auf die Gnade Gottes beständig hin und her schwankt. Mein Nachbar stöhnte bei jeder neuen Wendung tief auf und seufzte: Ach! wenn er doch erst todt wäre! (Er drückte sich wol auch stärker aus, was sich zu der beabsichtigten Erbauung gar nicht paßte und was ich nicht nachsagen mag.) Am Schlusse rief er fast laut zum Schrecken der erbauten Gesellschaft: Gott sei Dank, daß er todt ist! So geht es den Lesern unsers Romans beim Tode der frommen Gräfin Lacy und am Ende beim Ende des ganzen Romans.

Was ist dies nun für eine Welt, deren Züge die Frau Verf. vor unsern Augen in diesen Romanen ausbreitet? aus welchen Elementen ist sie zusammengesetzt? was ist ihr sittlicher Boden, ihre Substanz? Darüber bleibt uns noch übrig, einige Bemerkungen hinzuzufügen. Der sittliche Boden der Romane ist, wie dies von einer Frau gar nicht anders zu erwarten steht:

Die Familie. Wer wäre der Barbar, die Tiefe und den Reichthum und die sittliche Herrlichkeit des Familienlebens zu verkennen! wer wüßte nicht, daß es gerade in Deutschland zur schönsten Blüte gediehen ist! Kein Wunder; denn seit geraumer Zeit haben wir weiter nichts zu thun gehabt, und alle sittlichen und edeln geistigen Kräfte sind ihm zugeströmt. Das Familienleben in seiner Blüte ist das Product des Protestantismus, ist der protestantische Himmel (Luther selbst flüchtete bei Zeiten hinein), neben dem der eigentlich sogenannte Himmel theoretisch zwar lange unangetastet, aber praktisch verödet blieb: denn, man täusche sich nicht! was der Mensch mit allen Kräften seiner Seele erstrebt und liebt, wofür er arbeitet und worin er zugleich den Genuß seiner Arbeit findet, das ist sein Himmel, sein Paradies. Das war und ist noch in Deutschland die Familie, und der Staat ist nur der Engel mit dem Schwerte, der dies Paradies behütet, aber auch bisweilen verwüstet. Die Familie, die sich gegen das große Ganze, den Staat, gleichgültig verhält, ist die Substanz, der Boden des deutschen Lebens, daher das vielfach variirte Thema unserer Dichter, von dem idealistisch aufgeputzten Spießbürgerthume Jean Paul's bis zur schönen, feinen und hohen Bildung der Goethe'schen Poesie. Und wo das Familienleben seine engen Kreise öffnete, da mündete es meist nicht in den ihm zunächst liegenden größern Kreis des Volkslebens, sondern gleich in den weitesten und größten des Kosmopolitismus. Wir können unsern Dichtern daraus keinen Vorwurf machen; sie bildeten die Welt ab, wie sie sie fanden. Wir können auch unserer Frau Verf. daraus keinen Vorwurf machen, denn unser Ruhm und Stolz, unser Eins und Alles ist noch immer die Reinheit und tiefe Innigkeit des Familienlebens, und sie ist eine Frau. Aber daß sie die schönen Verhältnisse, die reichen Bezüge der Liebe, des Vertrauens und des sittlichen Einflusses verrenkt und verschoben, daß sie die ganze schöne Natur des Familienlebens in Unnatur verwandelt hat und diese Unnatur beschönigt, das machen wir ihr zum Vorwurf. Die Etikette, die Convenienz, die Vornehmheit, die Manier überzieht alle Wahrheit und reine Humanität mit einem kleisterigen Firniß.

(Der Beschluß folgt.)

Leben des großherzoglich oldenburgischen Generalmajors W. G. F. Wardenburg. Herausgegeben von einem Bruder des Verstorbenen. Oldenburg, Schulze. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Zahl der deutschen Krieger, welche seit dem Anfange der französischen Revolution an den verschiedenen Kämpfen in Italien, Frankreich, Deutschland, Rußland, Polen und in den Niederlanden Theil genommen haben und in den Kriegen von 1813—15 bereits im kräftigen Mannesalter standen, wird immer kleiner und mit ihnen schwinden viele Erinnerungen an eine wechselvolle Vergangenheit und an Begebenheiten, wie sie sich nicht leicht in einen Zeitraum von 20 Jahren zusammengedrängt haben. Unter die Zahl dieser verdienten Kriegsmänner gehört auch der oldenburgische General Wardenburg, der am 29. Mai 1838 verstorben ist und in Briefen, Tagebüchern und militairischen Ausarbeitungen einen reichen Stoff zu einer Biographie hinterlassen hat, deren Veröffentlichung das Werk seines Bruders, des Superintendenten Wardenburg, geworden ist.

Der General Wardenburg trat zuerst (1797) in das oldenburgische Militaircorps, ward dort Fähnrich, entschloß sich aber schon nach zwei Jahren in russische Dienste zu gehen und bei der Armee unter Suwarow, die damals in Italien stand, seine ersten Sporen zu verdienen. Er ward bei guten Empfehlungen von dem kriegerischen Sonderling wohl aufgenommen und schildert ihn recht anschaulich in leinenen Beinkleidern, zerrissenen Strümpfen, ungeputzten Stiefeln, ohne Rock und Halstuch im bloßen Hemde, oder, wie er in Mailand einzieht, auf einem Kosackenpferde, mit einem abgenutzten deutschen Sattel und einer Schabracke mit seidenen Franzen, mit kleinen Stiefeln, über welche die Strümpfe herabhingen, mit kurzen Beinkleidern, deren Knöpfe nie zugemacht waren, mit einem Hemde ohne Krause und mit einem offenen Halskragen und in der Hand den Kantschuh, um das Pferd unaufhörlich anzutreiben. Da sich aber Wardenburg's feste Anstellung verzögerte, so zog er es vor, mit guter Empfehlung von Suwarow in die östreichische Armee einzutreten, und erzählt manche Einzelnheiten aus den Feldzügen derselben bis zur Schlacht bei Marengo. Wenn der Herausgeber es befremdend findet, daß sein Bruder nur ganz kurz von dieser Schlacht spricht, so scheint uns gerade hierin ein Beweis für die richtige Auffassung und seltene Bescheidenheit des jungen Offiziers zu liegen. Denn wie vermag ein Lieutenant den Gang einer bedeutenden Schlacht zu verfolgen, oder gar von seinem beschränkten Standpunkte aus die Anordnungen des Oberfeldherrn zu kritisiren?

Der langweilige Garnisondienst in Böhmen und die Unmöglichkeit, es bei der damaligen Käuflichkeit der Offizierstellen weiter zu bringen, ließen ihn im Frühjahre 1805 den östreichischen Dienst verlassen und wieder nach Rußland gehen, wo er bei den verwandtschaftlichen Verbindungen des oldenburgischen Hauses mit der kaiserlichen Familie ein rascheres Avancement zu finden hoffte. Als russischer Secondelieutenant machte er die Feldzüge von 1805 und 1806 mit, und wie bescheiden auch Wardenburg ist, so ersieht man doch hinlänglich, daß er sich durch Tapferkeit und Wohlverhalten auszeichnete, namentlich in der Schlacht bei Eylau, deren Schilderung zu den interessantesten Partien des Buchs gehört. Nach dem Tilsiter Frieden zog sein Regiment nach Finnland und seine Mittheilungen über diesen Krieg, der ihm Orden und Ehre brachte, sind um so wichtiger, je mehr die Geschichte dieses Kriegs vor den übrigen großen Weltbegebenheiten jener Zeit zurückgetreten ist. In der

schwedischen Gefangenschaft ward er freundlich und zuvorkommend behandelt. Nach dem Frieden ernannte ihn Prinz Georg von Oldenburg zu seinem Adjutanten und von dieser Zeit an ist Wardenburg im Vertrauen angesehener Personen und seine Mittheilungen gewinnen an Interesse und Wichtigkeit. Dies gilt zunächst von der Geschichte des russisch-französischen Kriegs im J. 1812, wo Wardenburg die Schlacht bei Smolensk und Borodino als Augenzeuge klar und gut beschrieben und bei aller Anerkennung der russischen Tapferkeit auch die Bravheit der französischen Truppen nicht verkannt hat. Barclai de Tolli (wir wissen nicht, aus welchem Grunde immer Barklei gedruckt ist) erscheint hier in sehr gutem Lichte dagegen tritt die Insubordination und der Eigensinn des Kosackenhetman Platow grell hervor, der einen ihm von Wardenburg überbrachten schriftlichen Befehl des Obergenerals stundenlang in der Tasche behielt, den Adjutanten ganz ruhig warten ließ und dann doch that, was ihm beliebte. Einen Feldherrn wie Napoleon gegenüber zu haben und noch dazu Ungehorsam bei seinen Untergebenen zu finden, mußte Barclai de Tolli's Lage wesentlich erschweren und erklärt manche Räthsel in seiner Kriegführung.

Den Brand von Moskau erklärt Wardenburg unbedenklich für die absichtliche und vorbedachte Anstiftung des Gouverneurs Rostopschin und führt in seinen Erzählungen die gewichtigsten Gründe dafür an, unter andern den, daß er zwei Tage nach der Übergabe Moskaus aus dem eigenen Munde Rostopschin's solche Äußerungen gehört habe, die seine Freude über das wohlgelungene Werk unzweifelhaft zu erkennen gaben. Wir besitzen jetzt bekanntlich in Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten" (IV, 167 fg.) die genaueste Erzählung der moskauer Vorgänge aus Rostopschin's eigenem Munde.

Nach der Vertreibung der Franzosen aus Rußland löste der Tod des Prinzen Georg von Oldenburg am 27. Dec. 1812 das Verhältniß, in welchem Wardenburg zu diesem gütigen Fürsten gestanden hatte, und er übernahm auf Veranlassung des damals nach Rußland geflüchteten regierenden Herzogs von Oldenburg die Errichtung und Führung eines Bataillons der rusisch-deutschen Legion. Als Chef desselben nahm er an dem Feldzuge des Generals Wallmoden an der Niederelbe, dann in Holstein und zuletzt an den Gefechten vor Hamburg Antheil, befand sich während des Winters 1814 mit einer Mission an den Kaiser Alexander im russischen Hauptquartiere beschäftigt und verließ, nachdem die Legion in handverschen Sold getreten war, aber in russischen Diensten verblieb, das russische Heer, um wieder in die Dienste seines Landesherrn überzugehen und als Oberst das oldenburgische Militair zu organisiren. Schon am 8. Mai 1815 verließ dasselbe Oldenburg, um sich den gegen Napoleon ziehenden Truppen anzuschließen. Das Regiment bildete einen Theil des aus deutschen Bundestruppen zusammengesetzten Corps und wurde zur Einschließung und Berennung der Festungen Mezieres und Montmedy verwendet. Hier bemerkte Wardenburg bald, daß der preußische General von Hake, der Commandeur des Corps, die Oldenburger nutzlos zur Erstürmung der genannten Festungen verwenden wollte, da die Übergabe derselben nach den Vorgängen in Paris doch bald erfolgen mußte. Deshalb erklärte er sich energisch dagegen und betheuerte, daß er nur in dem Falle eines gemessenen schriftlichen Befehls zugeben werde, daß sein Regiment an dieser Expedition Theil nehme, indem er für die gewissenhafte Verwendung seiner Untergebenen seinem Landesherrn verantwortlich sei und daß für alle unnütz gebrachte Opfer die Verantwortung auf den Befehlshaber fallen würde. Obgleich Hake hierin eine Art von Insubordination sah, so gab er dennoch nach und hat auch später, als das Regiment aus Frankreich abzog, dasselbe auf sehr ehrenvolle Weise entlassen. Ebenso urtheilte Blücher, der dem Regimente zwei Geschütze schenkte, sich gegen Wardenburg persönlich sehr freundlich bewies und dem Regimente mehre Decorationen zur Vertheilung übersendete. Am 8. Dec. trafen die Oldenburger wieder in ihrer Vaterstadt ein.

Die letzten Seiten schildern das Leben des Generals Wardenburg im Frieden. Er erscheint sehr tüchtig, ehrenwerth, voll Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung, für die Geschichte und Alterthümer seines Landes. In den letzten Jahren seines Lebens trat an die Stelle früherer Unruhe und Thätigkeit eine etwas philiströse Lebensgewohnheit, wie sie sich wol bei alten Offizieren, die viel erlebt haben und körperlich zu leiden anfangen, einzustellen pflegt. Sein Tod erregte eine herzliche Theilnahme im ganzen Lande Oldenburg. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die belletristische Literatur, die vor einiger Zeit in Frankreich zu stocken schien, hat in letzter Zeit wieder einen neuen Schwung bekommen. Es erschienen: „Le château des Atrides", von Jules Lacroix, in der gewohnten barbarischen Manier des Verf.; die Geschichte geht in einem alten Schlosse der Provence vor und bewegt sich in dunkeln geheimnißvollen Katastrophen, welche wie ein Fluch, wie ein — natürlich verzerrtes — antikes Fatum auf der Familie lasten; daher der Titel des Romans. „Le capitaine Lambert", von Charles Rabou, Verf. der Romane „Louison d'Arquien" und „Le pauvre de Montlhéry", von einfacher Erfindung, aber trefflicher Ausführung, besonders durch den klaren Stil bemerkenswerth. „La vie d'artiste", von A. Delrieu, ein Buch, „welches", wie ein französisches Journal bemerkt, „das erste Werk der zeitgenössischen Literatur ist, das gründlich und in origineller Einkleidung jenes romantische und mysteriöse Baiern behandelt, wohin die Touristen noch nicht ihre Schritte richten"; dies Baiern ist also vermuthlich eine ganz neue Entdeckung des Herrn Delrieu und wird wahrscheinlich erst jetzt in die geographischen Handwörterbücher der Franzosen eingetragen und auf ihren geographischen Karten verzeichnet werden! Auch die übermäßig fleißigen und productiven Soulié und Balzac gaben zwei neue Romane heraus, Jener „Le bananier" und Dieser „Les deux frères". Ferner erschien von M. Clara Brunne „Ange de Spola", von Arthur Ponroy „Le sac de Zahara", von Charles de Lambertie „Maïna ou une jeune Malabre"; von dem Verf. von „Mes loisirs", Hippolyt Violeau, „Nouveaux loisirs poétiques"; von A. Dugrivel „Pensées diverses", „Syloino et Anina" und „Des bords de la Saone à la baie San Salvador, ou promenade sentimentale en France et au Brésil"; von dem Verf. des „Écolier de Cluny" und des „Chevalier de Saint-Georges", Roger de Beauvoir, „Les trois Rohan", ein Roman, der besonders deshalb den Frauen empfohlen wird, weil darin die Frau von Soubise eine Hauptrolle spielt; endlich von der Gräfin d'Ash „Le comte de Sombreuil".

Die siebente und zwei folgende Lieferungen der „Grande ville" bringen eine Arbeit von Balzac unter dem Titel „La presse parisienne", mit zahlreichen Illustrationen. Die sechste enthält „Diplomates et ambassades", vom Grafen de Villedet. Nach Beendigung der Balzac'schen Arbeit erscheinen: „Filles, lorettes et courtisannes", von A. Dumas, und „La chambre des députés", von F. Soulié.

Mannichfaches Interesse versprechen die „Campagnes de Mlle. Thérèse Figueur, aujourdhui Mme. Ve. Sutter, ex-dragon aux 15e et 9e régiments, de 1793 à 1813". Der Verf. der Schrift „Sir Richard Arkwright," Herr Saint-Germain Leduc, hat die Thatsachen, die ihm von der Dame in die Feder dictirt wurden, redigirt, geordnet und stilistisch verarbeitet. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 79. — 20. März 1843.

Aristokratische Romane.
(Beschluß aus Nr. 78.)

Gleich im ersten Theile von „Godwie-Castle" ist für unser hartes, aber — gewiß! — unbefangenes Urtheil eine frappante Beweisstelle. Da heißt es S. 84:

Die Ehrfurcht vor dem Willen der Ältern war um so heiliger in ihm geblieben, da er ihnen nie durch die Details der Erziehung so nahe gerückt war, ihre menschlichen Schwächen kennen zu lernen.

Die Details der Erziehung sind die ganze Erziehung; denn von einer Erziehung en gros haben wir keinen Begriff. Also man hat Achtung und Ehrfurcht am meisten vor Dem, den man am wenigsten kennt, der sich am wenigsten hingibt, der die weiteste Kluft der Convenienz, der vornehmen Manier zwischen sich und den Andern zu befestigen weiß. Wir wüßten nicht, daß dies etwas Anderes wäre, als eine Beleidigung, eine Verunglimpfung der sittlichen Natur des Menschen, der Humanität. Wenn es in der vornehmen Welt so hergeht, so darf es wol dargestellt, aber nicht beschönigt werden, so ist das sittliche Urtheil durch die Darstellung eines wahren Familienlebens zu corrigiren. Aber die Unnatur, die Heuchelei der Convenienz verdirbt alle Verhältnisse: Kinder und Ältern und alle Hausgenossen spielen gegeneinander Versteck. Man geht nie offen heraus, man mißt sein Vertrauen mit der kältesten Berechnung, man vergißt nie die Unterschiede des Ranges. Und dieser Dienst der Convenienz, diese gequälte Selbstbeherrschung wird die Frau Verf. durch den ganzen „Godwie-Castle" hindurch nicht müde zu verherrlichen. Aber auch in den beiden andern Romanen spielt dieses Unwesen eine Rolle; und da wird auch bestimmter das eheliche Leben selber, also der eigentliche Mittelpunkt des Familienlebens, in den Kreis der Convenienz und steifen Haltung gezogen. Im „Godwie-Castle" ist eine solche vornehme Ehe ohne Hingebung und Vertrauen nur im Hintergrunde und in ihren Folgen zu sehen; in „St.-Roche" (am Hofe Ludwig's XIV.) und in „Thomas Thyrnau" tritt sie uns in mehren Exemplaren lebendig und frech unter die Augen, mit der Prätension auf höchste Anerkennung. Und doch drängt sich Alles nach der Ehe, dem Mittelpunkte des Familienlebens, d. h. hier des Lebens überhaupt. Die Familie ist der Himmel; in den Himmel kommt man nicht ohne Religion; die Religion, die zum Himmel des Familienlebens, der Ehe führt, ist:

Die Liebe. Die Liebe ist schon seit lange Religion der Welt, und zwar nicht die christliche Liebe, die Liebe vom Himmel um Gottes und des Glaubens willen, die Liebe, die wider die Welt, wider Fleisch und Blut kämpft: o nein! diese abstracte blutlose Liebe hat erreicht, was sie wollte, sie ist in der Welt nie heimisch geworden; sie hat wider die menschliche Natur, wider Fleisch und Blut, und Fleisch und Blut hat wider sie gekämpft, und der Sieg war nicht zweifelhaft. „Naturam expellas furca, tamen usque redibit." Die Menschen sind endlich ehrlich gegen sich selbst geworden, sie haben sich ihrer Natur nicht mehr geschämt, sie haben sie im Widerspruch wider die Kirche und ihren Glauben zum Inhalte ihres Bekenntnisses, ihrer Begeisterung gemacht: die Geschlechtsliebe ist das tausendfach variirte Thema unserer Poeten geworden, und damit — man muß nur den Muth haben, es zu gestehen — unsere Religion. Wir können den Poeten daraus keinen Vorwurf machen; sie sind immer nur die Propheten der Begeisterung, des höchsten Lebens, der Religion ihrer Zeit. Die Zeit dieser Liebesbegeisterung ist ihrem Ende nahe; denn schon hat nicht nur ein Philosoph (Hegel) diese Liebe in seiner kalten, herzlosen Manier eine „Caprice" genannt; ein Poet hat erklärt, daß er sie laufen lasse. Wir brauchen uns nicht dem Vorwurfe des Vandalismus auszusetzen, indem wir die Tempel dieser Liebe zu stürzen suchen; sie brechen von selber. Eine wahrere, höhere Liebe (denn ohne Liebe kein Leben), eine anhaltendere, würdigere und tiefere Begeisterung wird aus der vorübergehenden Poesie des Hasses hervorgehen und ihre Tempel errichten und ihre Herrlichkeit über die Welt verbreiten. Aber das ist der gegenwärtige Kampf; die Frauen haben keinen Beruf, voranzugehen; wir wollten der Verf. die Nachklänge der Liebesbegeisterung gern zu gute halten, so sehr wir auch überzeugt sind, daß der ganze Reichthum, den diese Welt zu entfalten fähig ist, erschöpft und wol mehr als erschöpft ist. Aber das machen wir ihr zum Vorwurfe, daß sie alle Natur und Wahrheit der Liebe in Unnatur und widerliche Manier verkehrt hat. Die Liebe ist bei ihr in allen unzähligen Fällen nichts Anderes, als was man eigentlich immer Verliebtheit

nennen sollte. Ihr Anfang erstens ist immer plötzlich, immer unmittelbare Wirkung des ersten Anblicks, also des schönen Äußern: die verschiedenst gebildeten und gesinnten Menschen setzen sich mit einem Male gegenseitig in Flammen. Da heißt es denn wol: „seine Stunde war gekommen"; „er (oder sie) sollte die höchste Segnung des Lebens erfahren", und mit solchen ernsten, religiösen Wendungen soll der zufälligen, oberflächlichen Empfindung eine Weihe gegeben werden, die sie nicht hat und auch nicht bewährt. So ist in „Godwie-Castle" der junge Herzog von Nottingham in die Lady Maria verliebt; aber die Vorstellung seiner Verwandten, daß er für die Reinerhaltung seines Geschlechts zu sorgen habe, löst diese Liebe (Verliebtheit) auf wie in einem chemischen Proceß; sie verliert sich, man weiß nicht wo, er heirathet eine Andere. In „Thomas Thyrnau" geht dieses Liebesunwesen ins äußerste: die Prinzessin Therese verliebt sich als Kind in den ihr bestimmten Bräutigam, wird dann die ausgemachteste Kokette und heirathet ihn endlich doch. Der Graf Lacy verliebt sich in Magda, heirathet aber die alte Fürstin Morani und wohnt dann beständig mit beiden in einem Hause. Wie ist das möglich? weil beides eine Lüge ist, sowol seine Ehe wie seine Liebe. Keine Wahrheit, kein Leben, kein Ernst ist in dieser Liebe; man gibt sich mit ihr ab, blos weil man weiter nichts zu thun hat, man zieht sie an und aus wie ein Kleid. Die Frau Verf. sollte doch das Wesen der Liebe, wenn sie „diesen höchsten Segen des Lebens" nicht erfahren hat, aus Goethe's „Wahlverwandtschaften" studiren, die, neben Anderm, das schönste Compendium der Pathologie der Liebe sind.

Wir wollen dies Capitel von der eiteln, geschraubten, saft- und kraftlosen Liebe nicht weiter verfolgen: die Frau Verf. hat selber das Gefühl, daß sie diese matte, von der Convenienz und dem willkürlichsten Belieben abhängige Leidenschaft nicht zum höchsten Pathos, zur Religion machen dürfe. Ihre Menschen werden von nichts bis ins tiefste ergriffen; sie haben nie den Muth, etwas ganz und wahr zu sein; sie verstehen sich darauf, zweien Herren zu dienen. Darum greift in die diesseitige Welt, in den Schauplatz menschlicher Zustände und Leidenschaften die jenseitige Welt fort und fort ein, also die Welt der eigentlich sogenannten

Religion. Das Wesen der Religion war und ist in unsern Tagen der Gegenstand der tiefsinnigsten Discussionen. Wir haben hier nicht die Veranlassung, darauf einzugehen, ausgenommen vom ästhetischen Gesichtspunkte. Und von dem aus dürfen wir es doch wol als ein jetzt allgemein gültiges Axiom betrachten, daß die religiöse Weltanschauung kein passender Gegenstand poetischer Darstellung ist. Der Fortschritt unserer neuen Literatur ist vielmehr der Fortschritt der Befreiung von der religiösen Weltansicht bis zur freien, reinen Humanität. „Den Menschen interessirt nur der Mensch." In unsern Romanen tritt das menschliche Wesen nicht rein für sich heraus, sondern mit einem Übermenschlichen, Übernatürlichen in Rapport. Aber auch diese Abhängigkeit von Gott, diese Religion ist *nicht wahr*, ist kein tiefer *Ernst*. Dasselbe Spiel, das die Personen mit sich treiben, treiben sie mit Gott. Ihr eigenes krankes Wesen tragen sie auf Gott über, um es von ihm schöner und geheiligt zurückzunehmen; sie geben beständig vor, Gott zu gehorchen, und gehorchen in Wahrheit den Launen ihres kranken Herzens; Gott selber ist nichts als der Theilnehmer und Vollstrecker ihrer „heiligen" und „tiefen" Gefühle und Wünsche. Das Gesetz der Welt ist der Eigensinn ihres Herzens. Darum steht man auch mit Gott auf dem vertrautesten Fuße, man spricht mit ihm wie mit sich selbst, als wäre er ebenso schmachtend, so empfindsam, so verliebt. Jeder spricht mit ihm und von ihm in seiner Weise, z. B. der Commandant der Festung Karlstein: „Gott und Galbes (ein Offizier) werden die Feste schützen." Klingt das nicht wie der Satz aus der Lebensbeschreibung eines gewissen Candidaten: Durch die Gnade Gottes und Eines Hohen Ministerii sei er so glücklich &c. Die Religion der Personen unserer Romane hat auch nicht die Spur einer sittlichen Energie. Sie leben ihren eigensinnigen Neigungen, dem schwelgerischen Lebensgenusse, den hochmüthigen Prätensionen ihres Standes nur desto ungescheuter. Wahrlich! von diesem äußersten Misbrauch des Christenthums zur Beschönigung privilegirter Schwelgerei, althergebrachter Ungerechtigkeit und des excessivsten Hochmuths haben sich die ersten Christen nichts träumen lassen.

Diese Menschen haben natürlich nichts zu thun, sie haben keine ernsten Lebenszwecke, keinen Beruf. Sie führen auf der Unterlage der „arbeitenden" Classen, der „rohen Menge" ein olympisches Leben. Die „rohe Menge" halten sie aus dem Kreise dieses Lebens gebannt, ohne irgendwie ein sittliches Verhältniß zu ihnen zu haben. Ihre Beschäftigung ist das Vergnügen, Jagden, Spazierfahrten, glänzende Feste &c. Die Mahnungen des Gewissens werden beschwichtigt a) durch einen objectiven Grund: die hohe Stellung sei göttliche Ordnung und man müsse sie durch angemessenen Glanz zu bewahren suchen; b) durch einen subjectiven Grund, durch das schöne Bewußtsein eines schönen Innern. Der Zweck und die Frucht dieses Lebens sind keine Thaten, sondern Empfindungen; das allgemeine Element des Lebens ist:

Die Empfindsamkeit. Diese Krankheit, von der wir seit und durch Goethe's „Werther" befreit zu sein hoffen durften, hat seit der Zeit freilich noch immer in Deutschland grassirt; aber in einer so widerlichen Form, wie sie namentlich in „Thomas Thyrnau" herrscht, ist sie sonst wol nirgend aufgetreten. Da sind alle Personen davon angesteckt, da gehen die wüstesten, gehaltlosesten Empfindungen ohne allen psychologischen Zusammenhang durcheinander. Männer und Weiber, alle Unterschiede des Alters und Geschlechts verschwimmen in diesem nebulosen Elemente, und Magda, die durch und durch weiter nichts als Empfindung ist, ist die Königin in diesem Reiche. Wir wollen hierbei die Verf. nicht der weiblichen Eitelkeit anklagen, aber lachen muß ein Mensch von gesundem Sinne bei alle Dem, wovon die

Leute im Roman als von etwas „Edlem" und „Heiligem" und „Tiefem" ewig bis zu Thränen gerührt sind. Man ist immer verwundert, wie sie die fadesten Phrasen der Empfindsamkeit selber ohne Lachen über die Lippen bringen. Lassen wir das! dem Gesunden und Genesenden ist es genug; den schwer Kranken heilen wir nicht auf einmal durch so derbe Mittel. Nur Eins erwähnen wir noch ganz kurz: die ewig wiederkehrende Schwärmerei über die Schönheit der Natur. Hier dürfen wir den Vorwurf der Härte und Barbarei, mit dem uns empfindsame Leser und Leserinnen sicherlich überschüttet haben, auf drei Autoritäten wälzen, die gewiß auch für den empfindsamsten ein Gewicht haben: Lessing, Schiller und Gervinus. Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" (IV, 331) führt die Worte von Schiller an, mit denen dieser Lessing vertheidigt: „Unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Es ist nicht Naturmäßigkeit, was uns so schwärmerisch zu ihr hinzieht, sondern die Naturwidrigkeit unserer Zustände und Sitten, weil die Natur bei uns verschwunden ist, und weil wir sie nur außerhalb des Menschen in der unbeseelten Natur wiederfinden. Wer hiernach selbst die menschliche Natur in solcher Reinheit herstellt wie Lessing" u. s. w. Bei unserer Verf. ist es noch schlimmer; da ist die Natur selber unnatürlich und krank; sie accommodirt sich den eigensinnigsten Launen der kranken Menschen.

Wir sind zu Ende. Die zwei Seiten lange Sammlung einzelner Belegstellen wollen wir unsern Lesern zu Liebe unterdrücken: auf die wenigen gesunden Stücke (etwa in „St.-Roche") des kranken Ganzen hinzudeuten, ist bei ihrer Kleinheit nicht von Belang.

Wir überlassen dem Publicum, das in dieser Welt der Unnatur, des falschen Scheins, der abgeschmackten Convenienz, der Lüge, der widerlichsten Verzerrung aller Art seine Ideale, seine wesentlichen Interessen abgebildet findet, von sich selber zu denken, was ihm beliebt. Was wir von ihm denken, kann nach dem Bisherigen nicht zweifelhaft sein. Einer gewissen Classe von gutmüthigen Lesern wollen wir, um nach so manchen Härten einen guten Eindruck zu hinterlassen, zuletzt noch einen Gefallen thun, wir wollen ihnen erklären, wie sie dazu gekommen sind, an den „aristokratischen" Romanen Geschmack zu finden. Weil sie vor der vornehmen Welt noch immer einen enormen Respect haben, weil es ihnen schmeichelt, hinter seidenen Vorhängen an marmornen Tischen zu sitzen und mit den Grafen und Gräfinnen, den erlauchtigen und durchlauchtigen Herren und Damen, von denen sie im Leben durch eine so weite Kluft geschieden sind, im Romane so vertraulich nahe beisammen zu sein, kurz, weil sie gute deutsche Naturen sind und nicht in der wirklichen Welt, sondern in einer Welt voller Einbildungen leben. Wenn sie aber jetzt diese aristokratischen Romane nicht mit einem sittlichen Unwillen bei Seite werfen, thun wir ihnen keinen Gefallen mehr, sondern kehren ihnen den Rücken. 42.

Kohl über die Russen und die „Sunday Times" über Kohl.

Bei Anzeige des zweiten Bandes von Kohl's „Russia and the Russians in 1842" äußern die londoner „Sunday Times" Folgendes: „Der erste Band dieses Werks hat beim Publicum eine so günstige Aufnahme gefunden, daß wir sie auch für vorliegenden erwarten dürfen. Hr. Kohl ist ein scharfer Beobachter und beschreibt, was er gesehen, mit glücklicher Geläufigkeit. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß an seinem von den Russen entworfenen Gemälde die Phantasie ihr bedeutendes Theil hat. Das folgt schon aus der wenigen Übereinstimmung mit allem Übrigen. Seine Absicht ist, die Phantasie des Lesers anzuregen, gleichviel ob auf Kosten der Wahrheit. Deshalb ist er Epigrammatiker, Philosoph und Possenreißer, just wie es paßt. Bisweilen speculirt er sehr ernsthaft über einen Pilau, dann über die angeborene Gewohnheit mancher Menschen, einen Zwieback oder sonst etwas Hartes zu beißen, nicht um einer der mehren Motiven des Kauens willen, sondern aus instinctartigem Impuls der Kinnbacken, die das mechanische Bedürfniß haben, etwas zu zermalmen, und dann unternimmt er, die Zukunft der Reiche zu entschleiern, wobei er, wenn auch dunkel, doch bedeutsam, die künftige Unterjochung von ganz Europa durch die Russen schattirt. Schon deshalb denkt natürlich Hr. Kohl sehr gering von Denen, welche einen schnellen Zerfall der russischen Größe prophezeien. Er bemerkt — und ohne Zweifel wahr —, daß viel Seltsames sich zutragen dürfte, ehe es auf dem Grabe dieses Riesen ruhig würde. Wenn indessen Politiker speculiren, pflegen sie das Ereigniß als bevorstehend anzunehmen, das nicht die Möglichkeit allein, sondern vielmehr die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Möglich ist es also zwar, daß das russische Reich lange bestehen, fest zusammengenietet werden und die civilisirte Welt erobern wird. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß von alle dem das Gegentheil geschieht. Denn sind die Russen so wankelmüthig, oberflächlich und leidenschaftlos, wie Hr. Kohl sie durchgehends darstellt, so können sie schwerlich unter irgend einem Verhältnisse eine lange Reihe von Jahren hindurch dem Menschengeschlechte furchtbar werden. Ein von der Natur zum Herrscher über seine Nachbarn bestimmtes Volk hat solches Gepräge nie gezeigt. Nehmen wir z. B. die Römer, deren Macht unter allen zum Erobern berufenen Nationen die ausgebreitetste und dauerndste war, so erblicken wir in ihnen ein entschiedenes, beharrliches, enthusiasmirtes Geschlecht, das wol gelegentlich von Fremden entlehnte, nie aber mit dummen Erstaunen zu ihnen aufschaute gleich den Russen, die laut Hrn. Kohl's Angabe jede andere Nation über sich stellen und folglich jeden über sie errungenen Vortheil für den unverdienten Erfolg eines nichtswürdigen Pöbelhaufens halten müssen; worin sie allerdings der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Mithin erlangen entweder die Russen die Triumphe nicht, die Hr. Kohl ihnen aufspart, oder sie sind das Volk nicht, das er beschreibt. Indessen widmet Hr. Kohl derartigen Betrachtungen nur einen kleinen Theil seines Werks. Er strebt nach Popularität, und statt daher auf politische Untersuchungen einzugehen, sammelt und ordnet er Thatsachen, die Andern dabei behülflich sein können. Wo er von Rußlands Handel und Fabriken spricht, erzählt er Mehres, was nicht umhin kann, dem englischen Leser zu gefallen, denn es erinnert ihn an die fast allgemein anerkannte Wahrheit, daß England an der Spitze der Civilisation steht. Deshalb ist Hr. Kohl nicht etwa parteiisch für unser Land — beileibe nicht! —, er ist so eifersüchtig auf unsern Ruf, wie das jetzt im Charakter der Continentalbewohner zu liegen scheint. Jedenfalls haben die Russen nicht blos in den höhern und nützlichern Künsten, sondern auch in der, ob zwar bescheidenen, doch wichtigsten Kunst der Kinderpflege die Entdeckung gemacht, daß, wenn sie etwas Gescheites lernen und vorwärtskommen wollen, sie bei den Engländern in die Schule gehen müssen. Englische Kinderwärterinnen sind in Petersburg, was die spartanischen Kinderwärterinnen bei den Alten waren, und hoffent-

sich werden unsere Landsmänninnen einen Vorzug zu behaupten wissen, der ihnen mehr Ehre bringt, als was sonst ihnen nachgerühmt werden könnte. Mögen andere Frauen in der Literatur, in den schönen Künsten und durch die Grazie der Toilette glänzen — den Menschen in seiner Kindheit zu hüten, ihn mit unermüdeter Zärtlichkeit zu pflegen und dadurch den Grund zu legen zu seiner Stärke und seinem Wohlbefinden in spätern Jahren, darin thut kein Weib es der Engländerin zuvor. Zu Knaben und Jünglingen aufgewachsen, kommt der junge russische Adel in andere, minder tüchtige und würdige Hände, in die Hände deutscher Sophisten und französischer Fechtmeister, von denen sie laut Hrn. Kohl ausnehmend viel lernen. Dessenungeachtet geht seine Meinung dahin, daß die Deutschen es im Erziehungswesen am weitesten gebracht. Er spricht mit Stolz von den deutschen Universitäten und denkt offenbar verächtlich von den unserigen. Dabei hätte er nur eine Kleinigkeit nicht ganz übersehen sollen, die nämlich, daß, während die Deutschen mit allen ihren pädagogischen Institutionen in einem niedrigen, knechtischen Zustande bleiben, die Engländer für sich den höchsten, in der alten Welt bekannten Grad von Freiheit gewonnen haben und in jeder Kunst und jedem Mittel der Civilisation alle andern Nationen Europas unermeßlich überragen. Auf die Russen zurückzukommen, die uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, so erscheinen sie viel begieriger, sich zu amusiren als sich zu instruiren, viel geneigter, ihre angeerbten, groben und lasterhaften Gewohnheiten zu bewahren als die Bildung und Tugenden anderer Länder nachzuahmen. Die durch das ganze Reich in den Dampfbädern fortherrschenden Gebräuche haben im Laufe von 80 Jahren an ihrer empörenden Unschicklichkeit nichts verloren. Wie ein Reisender von 1760 sie beschrieben, so bestehen sie noch, nur daß sie in Petersburg und unter den bessern Classen abgeschafft worden sind. Summiren wir nun den Charakter der Russen aus den von unserm Reisenden gegebenen Details zusammen, so resultirt ein unwissendes, faules, grobes, unsittliches, unehrliches und unintellectuelles Volk, das nach den Ländereien seiner Nachbarn aus demselben Grunde sehnsüchtiges Verlangen trägt, aus welchem ein Wolf die Tannen- und Birkenwälder in der Nähe von Petersburg verläßt, um in den Straßen, Gärten und Palästen dieser künstlichen und öden Stadt auf Raub auszugehen. Zu verargen ist ihnen das unter solchen Umständen freilich nicht; sie folgen ihrem Naturtriebe. Wo sie sind, fühlen sie sich höchst elend, wenigstens so oft sie über ihre Lage nachdenken, und Glück können sie sich blos unter der warmen Sonne des Südens träumen. Aber auch uns und andern europäischen Nationen ist es möglicherweise nicht zu verargen, daß wir diese Bären in ihren Höhlen festhalten, und wenn sie sich gelüsten lassen, über ihre Grenzen zu spazieren, ihnen die Tatzen stumpfen oder absägen wollen. Es ist jedoch gut, zu erfahren, was im Gehirn dieser Hyperborder vorgeht, sowol um uns an ihren Einfällen zu belustigen, als um uns vorzubereiten, sie unschädlich zu machen. Schließlich müssen wir noch bemerken, daß Hr. Kohl ohne Frage zu dem deutschen Troß gehört, der nach Rußland wandert in der verzeihlichen Absicht, sich die leeren Taschen zu füllen — wie im Alterthume feile Griechen nach Susa in Ekbatana wanderten — und nach der Rückkehr ins Vaterland ihr Beginnen dadurch zu rechtfertigen suchen, daß sie Andere zu einem gleichen verlocken. Auch scheint es, daß selbst innerhalb ihrer vier Wände sie fortdauernd unterm Einflusse des russischen Cabinets bleiben. Graf Nesselrode hat einen langen Geldbeutel, der mit einer Öffnung immer nach Deutschland hinhängt. Daher die Lobeserhebungen des Zars und seines Reichs, die dort unaufhörlich die Presse verlassen." 14.

M i s c e l l e n.

Wer spielt (alea ludit), versündigt sich, nach der Meinung der ältern Juristen, gegen alle zehn Gebote, wie denn die ältern Christen das Spiel für eine Erfindung des Teufels gehalten haben, weshalb, da in der Taufe den Werken des Teufels abgesagt werde, auch hierunter das Spiel begriffen sei. Eine Ausnahme will Berlich zur Pestzeit gestatten, in welcher das Spielen erlaubt sei zur Vertreibung der Melancholie und weil zur Zeit der Pest Krieg bestehe zwischen Gott und dem Menschen, in welchem alle Gesetze und Rechtsbestimmungen aufhörten wirksam zu sein. Insbesondere haben die römischen, dann die ältern und neuern kanonischen Gesetze den Geistlichen das Spiel verboten. Darunter will Thomasius auch das Schachspiel begriffen wissen, weil dasselbe viel Nachdenken und Zeit fodert, wodurch der Geist mehr ermüdet als aufgeheitert und der Verlierende immer in eine üble Stimmung versetzt werde. Schilter, welcher derselben Meinung ist, zumal da das Spiel mit hölzernen Reitern, welches das römische Gesetz speciell verbietet, von einigen Auslegern für das Schachspiel gehalten wird, führt einen Brief des Cardinals Petrus Damiani (gest. 1072) an, eines strengen Censors der Sitten der Geistlichen, in welchem im Wesentlichen gesagt wird: „Es habe ihm, dem Briefsteller, einen Stich ins Herz gegeben, als er gehört, daß der Bischof, bei welchem er ein Absteigequartier genommen, Schach gespielt, ja nur dem Schachspiel zugesehen habe. Er habe deshalb den Schuldigen zur Rede gesetzt, welcher sich damit zu vertheidigen gesucht, Schach sei kein Glücksspiel, daher nicht verboten. Dagegen habe er, der Cardinal, erwidert: Spiel sei Spiel, daher, wenn das Spielen überhaupt den Geistlichen verboten sei, sei es auch das Schachspiel. Dabei habe sich der Schuldige beruhigt und versprochen, nicht mehr zu sündigen, zugleich aber auch um Auferlegung einer Buße gebeten. Sogleich habe er demselben befohlen, dreimal den Psalter andächtig zu durchgehen und zwölf Armen die Füße zu waschen, auch für deren Erquickung zu sorgen mittels Verwendung von zwölf Goldstücken darauf. Wer Lust hat, kann die Gründe für diese Art der Bußauflegung a. a. O. nachlesen. Heutzutage möchte wol auf das Spielverbot in dieser Ausdehnung so wenig Rücksicht genommen werden als auf das in Gratian's Decret enthaltene Gebot: nicht über dreimal bei Tische den Becher zu fassen.

Gemäß der L. 17. §. 5. D. de praescript. verb. (19, 5) soll eine Wette, wenn ihr Gegenstand ein unanständiger war, ungültig sein. Die Frage aber: Welcher Gegenstand einer Wette für ununständig zu halten sei? hat die ältern Juristen oft zu seltsamen Meinungen verleitet. So will Schilter unter die die Ehrbarkeit verletzenden Wetten auch die gezählt wissen: Ein Bramarbas wettete in einer Gesellschaft, daß aus solcher Keiner sich unterstehen werde, ihm eine Ohrfeige zu geben. Sogleich fragte einer der Anwesenden: „Ob es ihm Ernst sei damit?" Auf erfolgte bejahende Antwort versetzte nun nach den Worten: „Die Wette gilt!" der Frager dem Bramarbas eine tüchtige Maulschelle und verlangte von demselben den Wettpreis. Wer wollte nicht, der Moral unbeschadet, den sachfälligen Bramarbas auslachen?

Bei der Zusammenkunft des Papstes Leo X. und des Königs Franz I. von Frankreich in Bologna (1515) warnte der Ceremonienmeister den Papst, wenn er vor den Augen des unter dem Fenster versammelten Volks mit dem Könige reden würde, nicht an die Mütze zu greifen: eine Höflichkeit, die, wie es scheint, Alexander VI. unvorsichtigerweise gegen Karl VIII. beobachtet hatte, als sie miteinander sprachen. Denn der geistliche Polonius behauptete, es schicke sich nicht für den Statthalter Christi einem weltlichen Herrscher, wenn er auch der Kaiser selbst wäre, Ehrerbietung zu beweisen.

Ein zur Zeit König Ludwig's XIV. von Frankreich als Autorität geltender diplomatischer Schriftsteller schließt eine Abhandlung über die Vorrechte, die einem fremden Botschafter zustehen, mit den Worten: „Mais, dès qu'un Ambassadeur est mort, il rentre aussitôt dans la vie privée." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 80. —— 21. März 1843.

Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolf's ab. Von F. W. Barthold. Erster Theil. Stuttgart, Liesching. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk über den Dreißigjährigen Krieg ist besonders wegen zweier Punkte beachtenswerth. Einmal nämlich, weil es einen Zeitraum jenes Krieges ausführlicher beschreibt, welcher bisher fast gar nicht oder doch nur obenhin dargestellt wurde, und zweitens wegen der Richtung und der Gesinnung, die sich darin ausspricht. Was den ersten Punkt betrifft, so ist bekannt, daß fast alle Werke über den Dreißigjährigen Krieg diesen zwar bis zum Tode Gustav Adolf's mit Interesse und Ausführlichkeit behandelt haben, wie wir denn erst neuerdings von Gfrörer mit einer sehr guten Geschichte dieses Mannes beschenkt worden sind; aber die folgende Zeit hielten sie weniger der Beachtung werth. Der Grund davon mag wol darin liegen, daß die erste Hälfte des Krieges mehr poetische Seiten hat, welche ihm insbesondere Schiller abzugewinnen verstand, während der zweiten Hälfte sowol hervorstechende, die Begebenheiten beherrschende Charaktere, als auch großartige Handlungen mangeln; über dem Gewühl der Schlachten, der Verbindungen, der Trennungen, der Unterhandlungen scheint der Faden völlig verloren zu gehen, der sich durch den Krieg hindurchzieht und der sich in der ersten Hälfte sehr leicht sowol an den Begebenheiten als auch an den auftretenden Männern erkennen läßt. So wenig aber der zweite Zeitraum des Dreißigjährigen Krieges politisches Interesse haben mag, so wichtig ist er in historischer Beziehung. Denn er schließt eine Epoche ab und beginnt eine neue, diejenige, auf deren Basis das gegenwärtige Geschlecht steht. Insbesondere für uns Deutsche hat die letzte Zeit des Dreißigjährigen Krieges die größte historische Wichtigkeit. Denn unser ganzer gegenwärtiger öffentlicher Zustand und alles Unzureichende, Mangelhafte, ja Jämmerliche, was in demselben auf keine Weise zu verkennen ist, datirt sich gewissermaßen aus ihm her. Man kann sagen, daß wir ohne ihn nicht das Elsaß u. s. w. verloren, daß wir ohne ihn im 18. Jahrhundert keine so erbärmliche Rolle gespielt hätten, daß ohne ihn das deutsche Reich sich nicht aufgelöst, daß ohne ihn der Bundestag nicht in Frankfurt säße. Mit einem Worte: das ganze Schicksal Deutschlands in neuester Zeit ist aus seinem Schoose entsprungen. Wie dankbar müssen wir daher dem Verf. sein, welcher diesen wichtigen Zeitraum unserer Geschichte, der eine so bedeutungsvolle, wenn auch nicht gerade erfreuliche Zukunft in seinem Schoose trug, ausführlicher darstellt! Was den zweiten Punkt, die Richtung, betrifft, so können wir auch dieser unsere Anerkennung nicht versagen. Der Verf. steht nämlich, obgleich selbst Protestant, keineswegs auf dem bornirten Standpunkt des protestantischen Dogma, von welchem aus bisher meistentheils der Dreißigjährige Krieg sowol wie auch der Religionskrieg unter Karl V. dargestellt wurde, und wodurch beide in einem falschen Lichte erschienen sind. Denn wenn man nur ein bischen die Brille des orthodox protestantischen Kirchenglaubens von den Augen gehoben hat, muß man sehen, welche heillose Verwirrung die protestantischen Pfaffen gleich nach der Reformation in unserm Vaterlande angerichtet haben, wie sie mit die größte Schuld tragen an unserer Zerrissenheit, an der Schwächung der kaiserlichen Macht, an dem Verschwinden des Patriotismus, des Sinnes für die öffentlichen politischen Verhältnisse und überhaupt jeder Tugend, durch welche eine Nation sich als eine kräftige, tüchtige, ehrenwerthe behauptet. Denn sie hatten für nichts weiter Sinn als für ihr Dogma, das sie, je dummer und abgeschmackter es war, nur desto rücksichtsloser vertheidigten. Vaterlandsliebe war ihnen ein glänzendes heidnisches Laster: sie kannten nur das himmlische Vaterland, dem sie das irdische zum Opfer brachten. Politische Freiheit war ihnen nichts, außer da, wo durch den Mangel derselben ihr Dogma gefährdet war. Die Wohlfahrt des Volks im Allgemeinen lag ihnen nicht am Herzen, da sie glaubten, die Erde habe ohnedies nichts weiter als ein Jammerthal zu sein, und je mehr man hier leide, desto besser habe man es dort. Auf diesem bornirten Standpunkt steht also der Verf. nicht: er ist darüber hinaus, zu glauben, einmal, daß bei Denjenigen, welche die öffentlichen Verhältnisse leiteten, religiöse Tendenzen die Hauptmotive ihrer Handlungen gewesen seien, und zweitens, daß diese religiös-protestantischen Tendenzen es in der That verdient hätten, daß man das Reich darüber zu Grunde gehen ließ. Vielmehr steht er auf dem deutsch patriotischen Standpunkte, und zwar auf einem, welcher alle Achtung verdient. Es

ist nicht jener Patriotismus, der sich heutzutage besonders breit macht und der in nichts weiter besteht, als in dem Anpreisen des fürstlichen Absolutismus — als ob dieser deutsch wäre! — auch nicht jener, welcher in der deutschen Zerrissenheit, im Gegensatze zur französischen Centralisation, etwas außerordentlich Wohlthätiges erblickt; sondern es ist jener deutsche Patriotismus, welcher allein diesen Namen verdient, welcher mit Schmerz den Untergang der Freiheit, der Ehre, der Einheit unsers Vaterlandes betrachtet und nur von der Wiederherstellung dieser Güter das Heil Deutschlands erwartet.

Demnach werden die Ausländer, Oxenstierna und die Schweden, Richelieu und die Franzosen, welche der protestantischen Partei in Deutschland zu Hülfe kamen, keineswegs mit vortheilhaften Farben geschildert, sondern ihr Erscheinen und ihre angebliche Hülfe wird als Hauptursache von der unsaglichen Zerrüttung unsers Vaterlands, von den furchtbaren Folgen eines langwierigen Krieges angegeben, der uns um unsere schönsten Errungenschaften, um die Frucht eines langen thatenreichen Lebens gebracht hat. Es wird der Stolz und die Ländergier Oxenstierna's und der Schweden hervorgehoben, sodann die trügerische Politik Richelieu's und seiner Gesandten geschildert, welche durch ihre schlauen Unterhandlungen, ohne nur die Arme zu rühren, nur durch Gold und Titel die protestantischen deutschen Fürsten dahin brachten, daß sie ihnen die wichtigsten Plätze an der Rheingrenze überließen und sich ihnen selber in die Arme warfen. Es wird besonders dargestellt, wie es diesen Mächten gleich von Anfang an nur darum zu thun war, sich mit deutschen Ländern zu bereichern, wie sie eben deshalb alle Versuche zum Frieden vereitelten, welche mehr als einmal zwischen den zwei entgegengesetzten Religionsparteien gemacht worden sind. Ja, in der gerechten Entrüstung über die Ausländer, welche uns ruinirt haben, geht der Verf. so weit, daß er manchmal ungerecht wird und sogar die Talente derselben und ihre Handlungen verkleinert; wie er denn z. B. von Gustav Adolf und Oxenstierna viel zu wenig anerkennend spricht, ja jede Gelegenheit ergreift, um sie zu höhnen. Und so werden auch die Franzosen selten anders als mit heruntersetzenden Ausdrücken angeführt. Das hätte der Verf. nicht thun sollen. Diese Parteilichkeit steht dem Historiker schlecht an, und ebenso schlecht uns Deutschen, wenn wir einen gewissen Nationalegoismus heucheln, den wir eigentlich doch nicht haben. Denn es gehört ja zu unserer Eigenthümlichkeit, daß wir das Große und wirklich Bedeutende als Solches anerkennen, auch wenn wir in nationaler Beziehung darunter leiden oder vielmehr gelitten haben. Diese unsere Eigenschaft ist gewiß etwas sehr Schönes und sichert uns im gesammten Europa immerhin eine universelle Bedeutung. Das Dumme und Verwerfliche ist nur, wenn jene Anerkennung zur Unzeit geschieht; z. B. die Bramarbasaden gegen Napoleon und die Franzosen, die wir heutzutage in den Bierkneipen und aus sonstigen sichern Winkeln gehört haben, hätten zu der Zeit erschallen sollen, als wir wirklich unter der eisernen Ruthe des Eroberers schmachteten. Wir wissen aber, wie wenig im Ganzen damals gegen die Ausländer gesagt wurde. Männer, die kühn genug waren, ihren Haß und ihre Überzeugung auszusprechen und für dieselbe zu wirken — Ref. ist stolz darauf, unter diese Wenigen seinen Vater rechnen zu können —, wurden von der deutschen Nation und ihren Fürsten nicht unterstützt, ja schmählich verlassen. Als nun der Löwe gebändigt war, weiß man wohl, wie alle Kehlen sich Luft machten, wie man den Mann, vor dem man noch kurz vorher gezittert, wie vor dem leibhaftigen Teufel, auf alle Weise verunglimpfte und selbst sein Genie heruntersetzte. Ja, nun nahm man es sich heraus, Diejenigen für Verräther des Vaterlands zu halten, welche in das allgemeine Schimpfen nicht einstimmten, und erst neuerdings ist an Schlosser's Beurtheilung Napoleon's das getadelt worden, daß er den Mann unparteiisch, frei von Nationalhaß aufgefaßt hat, während man ihn gerade deshalb hätte rühmen müssen; denn in den Zeiten der höchsten Gefahr und der nationalen Schmach war Schlosser auf das heftigste gegen Napoleon. Wie gesagt also, wir müssen bei der Anerkennung Fremder nur den rechten Zeitpunkt treffen. Und so kommt es mir, ich gestehe es, unpassend vor, bei der Darstellung vergangener Zeiten gegen die Ausländer das patriotische Gefühl so weit vorwalten zu lassen, daß man ungerecht gegen sie wird und sie ungebührlich herabsetzt. Es sollte uns genug sein, zu zeigen, daß unsere Landsleute so dumm oder so schlecht gewesen sind, um sich von ihnen übertölpeln zu lassen. Ja, wir würden sogar dem Patriotismus einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir Die, von denen sich unsere Landsleute haben berücken lassen, so gar niedrig stellen. In Bezug auf die Gegenwart insbesondere halte ich es für weit verdienstlicher, anstatt gegen Schweden und Franzosen, die uns heutzutage doch nichts mehr schaden, einen historischen Grimm zu erzeugen, auf einen andern Feind hinzuweisen, der unsere Zukunft gefährlicher als es jemals geschah bedroht und schon allerhand Künste, Orden, Tabatieren, Ringe, Titel, mitunter auch Schriften aufgewendet hat, um den Sinn für unsere Freiheit und Nationalität zu untergraben. Daß wir die Gefahr, die uns von daher droht, nicht glauben wollen, oder daß wir leicht darüber wegsehen, beweist, wie wenig wir durch Erfahrung klug werden können. Wir werden uns nicht eher überzeugen, als bis wir mit der Nase darauf fallen. Dann ist es freilich zu spät.

Wenn wir nun auch in diesem Punkte mit dem Verf. nicht ganz übereinstimmen, so thun wir es doch in der Art und Weise, wie er die deutschen Fürsten den Fremden gegenüber darstellt. Die deutschen protestantischen Fürsten erscheinen wirklich als diejenigen, welche an allem Unglück, an aller Verwirrung und Zerstückelung Schuld waren. Denn wären sie nicht so vaterlandsverrätherisch gewesen, so hätten die Ausländer gar keinen Boden gehabt, auf dem sie fußen konnten. Die Fürsten hatten aber damals schon im Sinne, das Reich aufzulösen und sich aus den Trümmern desselben zu bereichern. Dies aber glaubten sie nur mit Hülfe der Fremden er-

reichen zu können, welche dieselbe Tendenz hatten, und so machte denn der Landgraf Wilhelm von Hessen in der That schon den Vorschlag zu einem Rheinbunde unter dem Schutze Frankreichs. Es ist wirklich empörend, zu lesen, wie die Fürsten die oftmaligen Vorschläge des Kaisers zum Frieden zurückwiesen und dadurch das ganze Vaterland in neue unsagliche Verwirrung stürzten — nicht etwa aus religiösen Motiven, sondern weil sie durch Frankreich neue Länder oder eine lumpige Summe Geldes zu erhalten hofften, für die sie in dessen Sold traten. Es ist jämmerlich zu lesen, wie die „souverainen" Fürsten um ein paar Tausend Gulden Jahrgelder von Frankreich bettelten und dafür seine Marschälle wurden, schmachvoll, wie sie, durch Richelieu bestochen, sich von Schweden abbringen ließen, das ihnen kein Geld bieten konnte, um sich Frankreich in die Arme zu werfen, während doch bei dieser Macht das religiöse Element, das eine Verbindung mit Schweden noch entschuldigt hätte, gänzlich wegfiel: denn Richelieu machte bei allen Tractaten zur Bedingung die Aufrechthaltung der katholischen Religion. Es ist schmählich zu sehen, wie sie buhlen mit rein entgegengesetzten Parteien, denn sie verkaufen sich der, von welcher sie am meisten Vortheil erwarten, wie denn der Herzog Georg von Lüneburg einmal mit Schweden, dann mit Frankreich, dann mit dem Kaiser sich verbindet. Nur einige wenige Fürsten machen eine rühmliche Ausnahme, besonders der Kurfürst von Sachsen und der von Brandenburg, jener aus wahrhaft patriotischem Gefühle die Fremden hassend, weshalb er auch mit dem Kaiser nach der nördlinger Schlacht Frieden schließt, dieser mehr, weil er durch Schweden die Erbschaft Pommerns zu verlieren fürchtete. Dann zeigt sich auch eine vaterländischere Gesinnung in den Reichsstädten, welche von jeher am meisten an der Einheit des Reichs und an der kaiserlichen Macht festgehalten haben und schon in dem Reformationskriege, theilweise wenigstens, wie z. B. Nürnberg, die Plane gegen Kaiser und Reich durchschaut hatten, welche die Fürsten auf der Grundlage der protestantischen Ideen aufzubauen strebten.

In Bezug auf die Fürsten also gibt der Verf. wenig Erfreuliches, was besonders Denen unangenehm sein wird, welche in neuester Zeit die deutschen Fürsten als das non plus ultra von Regentenweisheit, Güte, Wohlwollen, Patriotismus, ja als die Mittelpunkte des Nationalwillens, in denen sich alles Vortreffliche der Nation vereinigt habe, hinzustellen sich bemühen. Wenn nun der Verf., über die Erbärmlichkeit der anti-kaiserlichen Partei entrüstet, ernstlich Partei für den Kaiser nimmt, der doch immer noch das Reich und seine Einheit vertrat, so ist das sehr natürlich. Indessen ist doch nicht zu verkennen, daß der Verf. auch hierin zu weit geht. Wir geben zu, daß sich die protestantischen Fürsten ungemein viel haben zu Schulden kommen lassen, und nicht blos im Dreißigjährigen Kriege, sondern, wie gesagt, gleich in den ersten Zeiten der Reformation, wo sie die politischen Vortheile, welche ihnen diese gewährte, alsobald erkannten und später zum Verdruß Luther's und Melanchthon's, die sich von ihnen hatten berücken lassen, fast nur allein hervorhoben. Wir geben zu, daß sie das Mistrauen gegen den Kaiser, wie Melanchthon's Briefe deutlich genug beweisen, mit den Haaren herbeigezogen und jeden kleinen Anlaß benutzten, um eine Empörung gegen den Kaiser daraus zu rechtfertigen. Wir geben zu, daß besonders im Dreißigjährigen Kriege die Religion die Nebensache bei ihnen war und neue politische Vortheile auf Kosten des Reichs und des Kaisers die Hauptsache. Allein das Haus Östreich, welches den Kaiserthron eingenommen, hat doch auch seinen guten Theil Schuld an dem ganzen Unglück, das später über Deutschland hereingebrochen. Das Haus Östreich hat eigentlich den Anfang zu unserm Ruin gelegt, einmal wegen seines Princips, die Kaiserwürde zu benutzen zur Vergrößerung der Hausmacht, also diese zum Zweck, jene zum Mittel zu machen, zweitens, weil es, anstatt sich kühn der gewaltigen reformatorischen Ideen zu bemächtigen, denselben schroff entgegengetreten ist. Wir sprechen hier nicht von dem protestantischen Dogma und von der protestantischen Kirche — beide hätten in der abstrusen Form, in welcher sie später erschienen, es wahrhaftig nicht verdient, daß man sich ihnen in die Arme geworfen oder ihnen zur Weltherrschaft verholfen hätte —, sondern wir sprechen von jenen Ideen, welche die neuere Zeit charakterisiren, von denen noch die Gegenwart ergriffen ist, insofern sie politische und geistige Freiheit verlangt. Denn jene reformatorischen Ideen, weit entfernt, blos religiöser oder dogmatischer Natur zu sein, hatten eine durchaus universelle Bedeutung und verlangten namentlich auch die Herstellung eines tüchtigen Kaiserthums und einer wahrhaften deutschen Einheit. Hätten nun die Habsburger jene Ideen verstanden, hätten sie sich an ihre Spitze gestellt, so hätten wir jetzt nicht nur eine politische, sondern auch eine kirchliche Einheit und Deutschland stünde stolz und erhaben den andern Reichen gegenüber. Allein das Haus Östreich verstand jene Ideen nicht: anstatt Vortheil daraus zu ziehen, stellte es sich ihnen gegenüber, trat sogar an die Spitze der entgegengesetzten Partei und verdarb dadurch Alles. Denn nun bemächtigten sich ihrer die klügern deutschen Fürsten, trieben sie in eine einseitige Richtung, die ihnen gerade recht war, und benutzten dasselbe Element, welches früher für die Einheit des Reichs und die erhöhete Macht des Kaisers war, gerade für das Gegentheil. Und wie viel hätte Östreich noch in spätern Zeiten thun können, wenn es nicht so bigot gewesen wäre, wenn es die Aufgabe verstanden hätte, welche ein deutscher Kaiser zu lösen hatte! Wie aber konnte man Zutrauen zu einem Hause fassen, welches mit dem Papste, dem Erzfeinde deutscher Unabhängigkeit, in der genauesten Verbindung stand? welches in seinen eigenen Ländern gegen die armen andersgläubigen Unterthanen die größten Grausamkeiten verübte und, einmal im Vortheil den deutschen Fürsten gegenüber, diesen nur zur Bedrückung benutzte, keineswegs zur Herstellung der Freiheit und eines gesicherten Rechtszustandes? Ich gestehe, ich kann mit des Verf. Ansicht nicht übereinstimmen, welche er in der Vorrede ausspricht, daß er

nämlich in jenen Zeiten unbedingt mit Feder und Degen für den Kaiser gekämpft haben würde. Ich würde mein Volk — bedauert haben, welches, so reich an Kräften, in den höhern Regionen, von denen doch einmal die öffentlichen Angelegenheiten ausgehen, keinen wahrhaft nationalen Mittelpunkt fand, an den es sich anlehnen, an dem es erstarken konnte, daß es keinen Fürsten fand, welcher seine Bedürfnisse erkannt und sich selber vergessend über dem schönen Beruf, alle kleinlichen Interessen bei Seite setzend, mit Herz und Hand um den stolzesten Lohn, um das Glück und die Ehre der deutschen Nation gekämpft hätte; ich würde, sage ich, mein Volk darum bedauert haben — ein Loos, welches es wol immer theilen wird, so lange es nicht sich selbst und seiner eigenen Kraft vertraut.

Die Richtung also, um auf den Verf. zurückzukommen, in welcher sein Buch geschrieben ist, ist im Allgemeinen nur zu loben. Nur Schade, daß man dies nicht von der Ausführung sagen kann! Es ist deshalb Schade, weil das Buch eben wegen seiner Richtung zur Belehrung eines größern Publicums geeignet wäre. Denn gegenwärtig wird von einer Partei so viel von historischer Entwickelung gesprochen, es wird mit so viel Selbstgefühl auf die alten vergangenen Zeiten hingewiesen, wo Alles in so schöner herzlicher Einfalt, Eintracht und Tugend gewesen wäre, daß es gar nichts schaden kann, wenn mitunter auch reiner Wein eingeschenkt wird. Auch scheint der Verf. das Buch wirklich für ein größeres Publicum eingerichtet zu haben. Das beweisen die verhältnißig wenigen Citate, ferner das Nichteingehen in specielle kritische Untersuchungen, endlich die Sprache und die Darstellung überhaupt. Gerade diese ist aber der Grund zu unserer obigen Behauptung.

(Der Beschluß folgt.)

Frauen von Frauen geschildert.

1. Historical memoirs of the queens of France, by Mrs. *Forbes Bust*. Zwei Bände. London 1842.
2. The literary ladies of England from the commencement of the last century to the present time, by Mrs. *Elwood*. Zwei Bände. London 1841.

Wir stellen diese zwei Werke hier zusammen, weil sie beide aus weiblicher Feder fließen und zugleich auch beide der Charakteristik und Lebensbeschreibung berühmter Frauen gewidmet sind. Sie sind beide eine Art Triumph für den Stand der bas-bleu und es wird auch namentlich das zweite besonders ein weibliches Publicum finden. Es beginnt mit der berühmten Lady Maria Wortley Montague, die der Stolz der schriftstellerischen Damenwelt ist, und schließt mit Miß Emma Roberts. Die Verf., die durch ihr „An overland journey to India" bekannt ist, hätte ihr Werk werthvoller und unterhaltender machen können, wenn sie sich weniger in den engen Grenzen einer dürftigen Biographie gehalten hätte. Zwar versucht sie wol hier und da eine ästhetische Würdigung der Geisteskinder dieser bas-bleu, aber dieselbe ist meistens nur flüchtig und ohne Werth. Die Darstellung ist im Ganzen anziehend. Das erstgenannte Werk, in dem die Denkwürdigkeiten der Königinnen von Frankreich erzählt werden, ist offenbar durch ein anderes ähnliches Werk, das den englischen Königinnen gewidmet ist und das ziemliches Glück gemacht hat, hervorgerufen. Die Compilation ist etwas dürftig ausgefallen und die Verf. scheint sich weder was historische Forschung noch Darstellung betrifft über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich auf ein französisches Werk aufmerksam machen, das gleichfalls eine Galerie berühmter Weiber enthält, das aber in jeder Beziehung bedeutend über den beiden erwähnten englischen Werken steht. Es führt den Titel: „Les femmes célèbres de la révolution française", von M. Lairtullier (2 Bde). 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 81. —— 22. März 1843.

Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolf's ab. Von F. W. Barthold. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Man merkt es dem Verf. an, wie sehr er sich Mühe gibt um die sogenannte historische Kunst, um eine auf hohem Kothurn einhergehende Darstellung. Eben dieses Bestreben aber und der damit unzertrennliche Schwulst der Rede macht das Buch ungenießbar und langweilig. Wann gelingt es doch einmal, den deutschen Gelehrten, Historikern insbesondere, das falsche Streben nach einer angeblichen historischen Kunst zu benehmen? Nicht als wollten wir die historische Kunst und eine angenehme Darstellung überhaupt nicht. Gott bewahre! Vielmehr halten wir sie für ersprießlich und in gewisser Beziehung sogar für nothwendig. Wir eifern nur gegen die falsche, gegen das Haschen nach einer Schreibart, welche nicht aus dem Naturell des Verf. entspringt und deshalb widernatürlich wird. Beschränke doch Jeder die historische Kunst darauf, daß er genau überlege, wie der eigentliche Zusammenhang der Begebenheiten ist, lasse er sie bei der Schilderung so aufeinander folgen, wie sie einander bedingt, aufeinander eingewirkt haben, und stelle er jede Thatsache an den rechten Ort; was aber die Diction betrifft, so schreibe Jeder, um mich einer populairen Redensart zu bedienen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nicht alle haben gleiches Talent in der Darstellung: die Einen, von der Natur Begünstigten, werden leichter, gewandter, anmuthiger schreiben; die Andern aber, welche weniger Talent hierfür besitzen, werden viel genießbarer sein, wenn sie einfach und natürlich schreiben, sowie es ihnen in die Feder kommt, als wenn sie sich zu einer gewissen Höhe hinaufschrauben, die sie doch nicht erreichen. Unser Verf. hat noch jenen hochtrabenden, erhaben sein sollenden Stil, wie er durch Johannes Müller und Andere in unsere Literatur gekommen ist, jene deutschthümelnde Diction, welche durch ungewöhnliche Wendungen und Ausdrücke der Darstellung den Anstrich ernster Würde geben soll, jene Vorliebe für veraltete Formen, welche dem Stil ein deutsches volksthümliches Gepräge verleihen sollen, während diese Unnatur doch gar nicht deutsch ist und am wenigsten jenen Zeiten angehörig, wo man durch und durch natürlich war und schrieb. Dabei hat nun der Verf. jene langen schleppenden Perioden — und diese gehören wirklich unserer ehemaligen Sprache an —, bei denen man am Ende derselben vergessen hat, was im Anfange gesagt worden ist, und die wegen der Menge von Einschiebseln und Zwischensätzen zu ihrem völligen Verständniß in der That einer Zergliederung bedürfen.

Aus dieser Schreibart des Verf. entspringen aber mehre Nachtheile. Einmal geht die Deutlichkeit verloren: über dem Schwulst der Rede weiß man bei manchen Stellen wirklich nicht, was der Verf. eigentlich habe sagen wollen. Sodann wird die Darstellung eintönig und ermüdend. Da ist keine Abwechselung der Diction; sei es, daß Schlachten beschrieben werden oder Rückzüge, diplomatische Verhandlungen oder Charakterschilderungen: immerfort derselbe hochtrabende Stil. Nichts aber ermüdet so sehr als dieser, wenn er nicht mitunter durch leichtere Episoden unterbrochen wird. Endlich aber entbehrt das Buch der Anschaulichkeit im Ganzen, welches aus dem soeben gerügten Fehler gleichfalls entspringt: denn da der Verf. bei Allem den gleichen Stil anwendet, tritt das Bedeutende, wirklich Epochmachende vor dem Unbedeutenden und Unwesentlichen nicht stark genug heraus, und trotz der Abtheilung in Capitel findet der Leser doch keine Ruhepunkte, an denen er stille halten und das Gelesene recapituliren könnte. Dieser Fehler in der Darstellung klebt aber den meisten unserer historischen Bücher an. In der Regel geben sie alle Thatsachen, bedeutende und unbedeutende, um gleiche Münze den Lesern in den Kauf und überlassen dann diesen das Geschäft, den Weizen von der Spreu zu sondern. In der Beschreibung eines kürzern Zeitraums, wo man ohnedies viel mehr Einzelnheiten bekommt, thut es aber besonders noth, einen Unterschied auch in der Darstellung zu machen und nicht Alles in Bausch und Bogen hinzugeben.

Dies hätten wir also an dem Buche auszusetzen, was die Darstellung betrifft; aber es hat auch noch einige andere Mängel, die wir nicht übergehen zu dürfen glauben. Der Verf. hat im Ganzen doch zu wenig Reelles gegeben, im Verhältniß zu dem Umfang des Buchs. Es ist meistens Kriegsgeschichte und diplomatische Verhandlungen, und diese beiden gezogen aus bereits gedruckten,

Quellen oder Bearbeitungen. Neue Quellen hat er nicht benutzt, was er doch gekonnt hätte. Denn es liegen gewiß in allen nur etwas bedeutenden Archiven noch Materialien von Wichtigkeit, wie wir denn von Stuttgart bestimmt wissen, daß auf der dortigen Bibliothek sich interessante Manuscripte über den Dreißigjährigen Krieg befinden. Doch wollen wir dem Verf. daraus keinen Vorwurf machen; denn wir wissen aus Erfahrung, wie schwer es ist, wenn man nicht ganz besondere Connexionen hat, den Zutritt zu den Archiven zu bekommen. Die Kriegsgeschichten aber, welche den größten Theil des Buchs ausmachen, hat er nicht gerade so geschildert, daß sie sehr anziehend seien. Einige wenige Stellen ausgenommen, wie z. B. die Schlacht von Nördlingen oder den Einfall des kaiserlichen Heers in Frankreich, und überhaupt die Stellen, welche Johann von Werth betreffen, für welchen der Verf. eine besondere Vorliebe hat, und mit Recht, sind sie in der Regel langweilig und es tritt gerade bei den Kriegsgeschichten sehr unangenehm Das hervor, was wir von der Darstellung des Verf. überhaupt sagten, daß das Wesentliche, Bedeutende von dem Unwesentlichen nicht gehörig unterschieden wird. Wir stimmen überhaupt in Bezug auf die weitläufige Beschreibung von Kriegen in allgemeinen Geschichtsbüchern der Ansicht bei, die schon so oft ausgesprochen ward, daß man nämlich damit sehr sparsam sein sollte. Sollen sie wirklich Interesse haben, so müssen die Kriegsgeschichten entweder in strategischer Beziehung dargestellt, oder es müssen diejenigen Punkte hervorgehoben werden, welche den Geist und Charakter der Zeit am besten zu schildern vermögen. Von jener kann aber bei dem Verf. keine Rede sein, da er nicht selber Militair ist, und was das Zweite betrifft, so hat er hier nicht die gehörige Auswahl getroffen. Er gibt in der Regel eine ganz trockene Aufzählung der einzelnen militairischen Bewegungen, ohne das individuell Anziehende oder die Zeit Charakterisirende hervorzuheben und, wie gesagt, nur einzelne, wie die oben erwähnten Stellen, machen hiervon eine Ausnahme. Sodann hätte der Verf. in Sitte und Weise unter den Einflüssen des Kriegs, in die Stimmung des Volks, in die öffentliche Meinung, in die Verhältnisse der einzelnen Länder, der Fürstenhöfe u. s. w. näher eingehen sollen; hierdurch hätte er uns ein weit anschaulicheres Bild der vormaligen Zeit geliefert als durch die uninteressante Aufzählung der einzelnen Kriegsbegebenheiten. Zu dem Ende hätte er die Menge von Flugschriften benutzen können, welche damals erschienen sind und in denen man allezeit die Stimmung und den Geist der Zeit am besten erkennt; sodann die Literatur überhaupt, insofern sie Einfluß auf die öffentlichen Zustände geübt oder ein Resultat derselben ist. Das ist aber nicht geschehen. Von Flugschriften erwähnt der Verf. gar keine; die Literatur berührt er nur an einer Stelle und zwar blos andeutend; bei einzelnen Personen kommt dann wie zufällig vor, was sie für Werke geschrieben. Vom Simplicissimus sagt er, daß er die damaligen Zustände ganz genau schildere; das genügt aber nicht: das hätte der Verf. thun sollen. Kurz, ein Gesammtbild vom ganzen damaligen Leben, das uns doch so interessant wäre, bekommen wir vom Verf. nicht; er begnügt sich blos, anzudeuten oder ein mageres Gerippe der Begebenheiten zu liefern, während wir doch gerne Fleisch und Blut dazu hätten. Vielleicht hilft jedoch der Verf. diesen Mängeln im zweiten Theile ab, was wir ihm sehr ans Herz legen.

Sollen wir nun zum Schlusse unser Urtheil über das besprochene Buch in ein Resultat zusammenfassen, so geht dieses dahin. Der Verf. hat offenbar eine sehr ehrenwerthe freie Gesinnung an den Tag gelegt, die wir um so mehr anerkennen müssen, als sich gegenwärtig nicht gar viele Historiker finden, welche sich dadurch auszeichnen. Was neue Thatsachen betrifft, die uns der Verf. mittheilt, so müssen wir ihm wegen der Notizen dankbar sein, die er uns über die deutschen protestantischen Fürsten und ihr Verhältniß zu den fremden Mächten gibt, welches wir uns nicht entsinnen, in diesem Zusammenhange und in dieser Ausführung irgendwo anders gelesen zu haben. Allein die Darstellung des Verf. ist mislungen, manierirt, geschraubt und daher für kein grösseres Publicum passend; sodann bekommen wir kein vollkommenes Bild von dem gesammten Zustande der deutschen Nation, indem der Verf. doch nur auf der Oberfläche bleibt, ohne in das innere Leben des Volks näher einzugehen. Wir glauben jedoch nicht, daß der Verf. die gerügten Mängel im zweiten Theile nicht verbessern könnte, und so nehmen wir von ihm mit der Hoffnung Abschied, daß wir ihm nächstens gerüsteter und gewappneter wieder begegnen, und daß er uns diese wohlmeinenden Ausstellungen an seinem Buche nicht misdeuten möge. 43.

Das „Foreign quarterly review" über deutsche Schriftsteller und deren Werke, besonders Klopstock, Schiller Gutzkow und Gräfin Hahn-Hahn.

Ref. hält dafür, daß die Urtheile des Auslandes über unsere deutsche Heimat und Literatur jetzt um so grössere Wichtigkeit erlangt haben, je widersprechender wir uns selbst beurtheilen, je unklarer, trotz aller philosophischen Entwickelungen, wir über uns selbst sind, je mehr rauchhaltige Phrasen wir in unsern literarischen Dampfkesseln bereiten. Selbst das einseitigste Urtheil eines Ausländers hat eben von dieser einen Seite her oft mehr Wichtigkeit als die vielseitigsten Urtheile eines Landsmannes Häufiger und ausführlicher als je beschäftigen sich die englischen Journale mit deutschen Landes-, Literatur- und Kunstzuständen, unter ihnen vorzüglich das „Foreign quarterly review", welches besonders Deutschland zu seinem Hauptaugenmerk gewählt hat, Frankreich flüchtig berührt und die übrigen Literaturen Europas fast nur notizenweise bespricht. Reich an kritischen Skizzen über die deutsche Literatur ist besonders das Januarheft dieses Journals. Wir stoßen zuvörderst auf einen ausführlichen Bericht über Hoffmeister's Werk über Schiller. In der Einleitung zu diesem Aufsatze scheint uns folgende Bemerkung erwähnenswerth: „Ein breiter Rand, weite Spatien zwischen den Zeilen sind die Hülfsmittel, deren sich der britische Schriftsteller bedient, wenn er seine gewohnten drei Bände ausspinnen will; aber nicht so der deutsche, wenn er seine fünf oder sechs fabriciren will: schmal ist sein Rand und eng aneinander gerückt seine Zeilen. Er löst seine Aufgabe dadurch, daß er die Masse seines Stoffs verdichtet, und nicht dadurch, daß er ihre Dichtigkeit

verbannt; und wenn er auch sein Publicum immer und immer wieder mit demselben Gedanken bewirthet, so ist er in jedem Falle insofern gewissenhaft, daß er fürs Geld genug Lesestoff bietet" Seltsam findet der Kritiker natürlich Hoffmeister's Ansicht, daß Schiller sich im Wallenstein einen Charakter wie Goethe vorgestellt habe. „Der Leser", ruft er aus, „welcher hierbei stutzt, kann nur wenig von den Subtilitäten der deutschen Kritik wissen. Doch selbst bis hierher wollen wir Dr. Hoffmeister gern folgen; aber wenn er auseinanderzusetzen beginnt, warum Schiller's Hellespont-Ballade „Hero und Leander" statt Leander und Hero genannt wird, so können wir nicht umhin auszurufen: ‚Halt, genug!' Mit aller Ehrfurcht vor dieser Parallele zwischen Goethe und Wallenstein, so gibt es wirklich einen Vergleichspunkt, welchen der Autor nicht intendirt haben kann und der doch der bemerkenswertheste ist. Der Kummer, welchen Wallenstein bei dem Verluste des Max ausdrückt, entspricht so genau als möglich demjenigen, welchen Goethe bei Schiller's Tode kundgab." Mit welcher Anerkennung der Brite von Schiller spricht, läßt sich am besten aus folgender Stelle erkennen: „Es war 6 Uhr Abends, am 9. Mai 1805, und im 46. Jahre seines Alters, als der Autor der ‚Räuber' und des ‚Wilhelm Tell', der ‚Freigeisterei aus Leidenschaft' und des Liedes ‚Von der Glocke' — der Schüler der französischen Philosophen und der Proselyt Kant's — der Dramatiker von rohester Realität und höchster Idealität — der Bürger der französischen Republik und der Geadelte des deutschen Kaiserreichs — der Mann, welcher in Ungnade aus einem unbedeutenden Staate floh und allein das dauernde Idol des gesammten großen deutschen Volks wurde — in einem Worte, Friedrich Schiller eine Leiche war. Das Leben des Mannes war ein kurzes, aber das Leben eines Riesen gewesen. Seine Irrthümer waren groß und seine Wahrheiten erhaben, und die Geschichte der Literatur kann kaum ein majestätischeres Denkmal aufweisen als den Namen Friedrich Schiller!"

Eine ziemlich bittere Kritik folgt über Gutzkow's „Briefe aus Paris", obgleich sie im Einzelnen anerkannt, auch pikante Auszüge daraus gegeben werden. In der Einleitung zu dem betreffenden Aufsatze heißt es, daß der Referent, nach den Begriffen, die er sich aus frühern Zeugnissen des deutschen Geistes gebildet, zwei Eigenschaften bei dem Deutschen am wenigsten zu finden vermuthet hätte, nämlich unstete Lebhaftigkeit und Impertinenz, und doch finde man diese nirgend stärker entwickelt als in den Schriften der neuen deutschen Reisenden, Kritiker und polemischen Schriftsteller; Fürst Pückler-Muskau sei eine Personification von Beiden, aber er sei auch eine doppelte Ausnahme, einmal als Fürst und Tollkopf, dann als Preuße; denn die Spreeluft erzeuge, wie es heißt, ein gewisses dem übrigen Deutschland unbekanntes und fremdes Selbstbewußtsein. Doch finde man auch Beides unter den ehrbaren Bürgern von Hamburg, obgleich Heine die Schärfe seines Witzes in der pariser Luft empfangen habe und französirt sei; aber hier sei ein anderer Hamburger, Gutzkow — der Engländer weiß wahrscheinlich nicht, daß Gutzkow ebenfalls ein Kind der Spree und daß Heine's Witz ursprünglich unter den berliner Linden spazieren gegangen ist und das zärtlichste Verhältniß mit den Spreenymphen gehabt hat — kurz, Hr. Gutzkow, der Hamburger, ist lebhaft, muthwillig wie ein Kind und impertinent; so meint wenigstens unser Brite. So tadelnswerth es erscheine, fährt er fort, daß Gutzkow alle Geheimgespräche, alle Unterhaltungen unter vier Augen keck ausplaudere, so sei es doch wol nicht Recht, dies eine Impertinenz zu nennen, denn Gutzkow sei mit all seinem Witze simpel wie ein Kind, und er erzähle alles Gehörte und Gesehene so unschuldig und natürlich, als ob sich das so von selbst verstände. Mit Recht tadelt der Brite die verkehrte Art, wie Gutzkow den König Ludwig Philipp auffaßt; aber diese falsche Auffassung entspringt nicht aus Simplicität, sondern aus der an Gutzkow bekannten Sucht, durch eine der Ansicht Aller widerstrebende Auffassung Interesse zu erregen, durch eine pikante Wendung zu überraschen und den Ruf der Ungewöhnlichkeit zu gewinnen. „Ludwig Philipp", ruft der Engländer aus, „indiscret! Ludwig Philipp seine Gefühle verrathen! Gott helfe dem simpeln Deutschen!" Indeß ist es Ehre für Gutzkow genug, sein pariser Tagebuch in einem englischen Journale so weitläufig besprochen zu sehen, eine Ehre, die freilich manchem Andern auch widerfährt, der sie sich schwerlich träumen ließ.

So etwa bald darauf die Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren „Reisebriefe" beurtheilt und excerpirt werden. Die Verf., wird gesagt, sei dem deutschen Publicum durch einige äußerst nette Erzählungen und Gedichte bekannt; auch ihr Augenübel und ihr bekannter Zwist mit Dieffenbach werden erwähnt. Varnhagen von Ense, heißt es weiter, habe sie eine „trotzige" Schriftstellerin genannt; im scherzenden Sinne sei dies wahr; eigentlich müsse man sie aber „insolent" nennen, denn „saucy" sei hier kaum stark genug; dabei schleudere sie ihre Gedanken auf das Papier, wie sie ihr gerade einfielen, ohne um die Consequenzen verlegen zu sein, und so lägen sich ihre Ansichten oft im Widerspruche und in den Haaren. Der Lebendigkeit ihrer Auffassung und ihrer Schilderungen wird jedoch viel Lob gespendet, ja manche Beschreibung bewundernswerth genannt, auch, wie sich bei einem Engländer von selbst versteht, gewissenhaft jede Stelle ausgezogen, in welcher die Verf. ihren Franzosenhaß, ihre Bewunderung für den Nationalcharakter der Engländer in ihrer „trotzigen" Manier ausspricht. Was die Verf. über Paris sagt, findet die schärfste Rüge, ja unser Brite wird sogar hämisch, wenn er sagt: es sei natürlich, daß man bei einer Augenkrankheit das Licht scheue; und er schließt seine Anzeige mit folgenden Worten: „Was die öffentlichen Institutionen in Frankreich betrifft, so misfallen ihr alle; die Männer verabscheut und verachtet sie und in Betreff ihres eigenen Geschlechts — es reicht hin zu sagen, daß sie die französischen Weiber beschuldigt: ennuyée, usée, blasée und ganz und gar unerträglich zu sein."

Von schwererm Gewicht und Inhalt ist eine ziemlich gründliche, ziemlich tadelnde Abhandlung über Klopstock, wobei die „Ergänzungen durch Biographie, Briefwechsel und verschiedene Beiträge", von Hermann Schmidlin (Stuttgart 1839—41), zum Grunde gelegt sind. Der britische Kritiker stellt Klopstock, mit fast absichtlicher Verkennung der dichterischen Elemente in ihm — warum wagte er auch mit Milton um die Palme des religiösen Epos zu ringen? — nur als bombastischen Schönredner dar, eine Ansicht, für die er in Deutschland selbst jetzt viele Anhänger haben möchte. Wie aber Klopstock trotz seiner dichterischen Natur voller Bombast war, so war er doch, trotz seines Bombastes, immer noch Dichter, nicht blos Versificator und Prediger. In der Einleitung heißt es: „Wenn selbst das nüchterne, verständige, praktisch gesinnte britische Volk — Mr. Alison erzählt uns davon in seiner Geschichte — in periodischen Anfällen des heftigsten Wahnsinns war, wie viel mehr unsere raketenartigen und himmelstürmenden Brüder jenseit des Rheins! Sie sind oder waren vor einem halben Jahrhundert wahnsinnig über Klopstock. Dann kam die Goethomanie oder der artistische Wahnsinn; die Schlegelmanie oder der romantische Wahnsinn; die Kotzebuemanie oder der Theaterwahnsinn; die Teutomanie (welche Napoleon hervorrief) oder der Vaterlandswahnsinn: alle sehr närrisch und echt deutsch in ihrer Erscheinung, aber nicht ohne viele Vernunft in ihrem Ursprunge und vielen Adel in ihrer Natur." Der Berichterstatter übersetzt auch gelungen einige Oden, zuerst eine religiöse, die er schwülstig findet, und welcher er als Muster religiöser Hymnenpoesie den 104. Psalm, das 39. Capitel des Buches Hiob, Thomson's Hymne an die Jahreszeiten, Goethe's Introductionshymne zum Faust, Addison's Hymne, Heber's wohlbekannte Missionshymne u. s. w. gegenüberstellt. Dann übersetzt er noch Klopstock's Ode „Der Zögling der Griechen" und stellt ihr eine Übersetzung von des Horaz Ode an Melpomene gegenüber. Da findet er Horaz gedrängt, Klopstock wortreich, Jenen klar, Diesen dunkel, Jenen einfach, Diesen verwickelt; der Römer ist ihm ein gereifter Mann voll geregelter und lauterer Anschauung, der Deutsche ein Jüng-

ling voll schöner, aber etwas weiblicher und übertriebener Empfindung. Ein Element in Klopstock übersieht aber der Brite ganz, das politische Element, welches in Klopstock's spätern Oden um so anerkennenswerther hervortritt, je weniger die deutschen Poeten von damals die politische Poesie im eigentlichen und strengern Sinne — sie wurde erst durch Klopstock angeregt und geschaffen — anbauten. Diese politischen Oden gehören gerade zu Klopstock's merkwürdigsten und beachtenswerthesten Poesien. Der Brite bemerkt, es sei damals für einen Mann von gewöhnlichen Verhältnissen wie Klopstock ein Leichtes gewesen, unter einem Volke von Pigmäen für einen Riesen zu gelten; aber Klopstock war wirklich ein Riese, der in ungewöhnlichen Verhältnissen über seine Zeitgenossen hinausragt. Das Vaterlands- und Freiheitsgefühl wurde in einer höchst nüchternen Zeit erst durch ihn geschaffen, und in je pomphaftere Formen und Worte sich seine Ideen zu kleiden liebten, desto mehr wirkten sie gegenüber einer Poesie von meist fader Form und gedankenloser Reimerei. Gedichte, wie „Wir und Sie", worin Klopstock eine für die Deutschen günstige Parallele zwischen den Deutschen und Briten zieht, mögen unserm Engländer freilich wenig behagt und eine Abneigung gegen Klopstock überhaupt eingeflößt haben. Dies aber gibt er zu, daß Klopstock der deutschen Sprache breitere Kanäle geöffnet, eine männliche Bewegung gegeben und überhaupt Dienste geleistet habe, welche jeder wahrhafte Deutsche mit dem tiefsten Danke anerkennen müsse; er habe der deutschen Muse den trippelnden französischen Tänzerschritt abgewöhnt und sie zu jenem festen männlichen Gange vorbereitet, mit welchem sie unter Goethe's, Schiller's, Wieland's Leitung aufgetreten sei. Ohne die Menzel-Brille kann jedoch ein britischer Kritiker die deutsche Literatur nicht betrachten. Was Wolfgang Menzel, dieser „most competent judge", diese „masculine voice of recent German criticism" über Klopstock sagt, wird gewissenhaft ausgezogen; mit dieser „high-toned" Kritik, mit dieser vernünftigen Lobrede, setzt er hinzu, möge sich der Name Klopstock geschätztermaßen vom 18. zum 19. Jahrhundert und von da in die fernere Zukunft hinüberleben.

Unter den kleinen Kritiken werden Lewitschnigg's Gedichte angezeigt. Es beweist sich hier, wie ungeschickt es ist, als ein ziemlich namenloser Poet sein Portrait dem Büchlein mitzugeben. Das Portrait Lewitschnigg's, sagt der Ref., habe in ihm ein gutes Vorurtheil erweckt; der Autor erscheine als ein ungewöhnlich hübscher Bursche, es läge eine anziehende Wildheit in seinem dicken moustache, ein kecker Geist in seinen großen Augen; da müsse, habe er nun geglaubt, wenn auch etwas Rohes, doch Kräftiges und Geistvolles dahinterstecken; aber weit gefehlt! Er habe geduldig die Seiten hin und her gewendet, aber seine Empfindungen seien nicht angeregt, seine Einbildungskraft nicht erhoben, seine Phantasie nicht angenehm beschäftigt worden. Der Verf. habe, wie es scheine, Nikolaus Lenau zum Muster genommen; Lenau sei ein edler Dichter, doch von der Art, daß er seine Nachahmer leicht in Verlegenheitsklemmen führen könne. Besonders und mit Recht wird die Sucht, aus allen Ecken und Winkeln Bilder und Gleichnisse, auch die unpassendsten, aufzujagen, gerügt, eine Sucht, die man überhaupt an den östreichischen Poeten nicht oft und stark genug tadeln kann. Noch kommt eine ganze Rotte von 34 deutschen Romanen zur Begutachtung, unter denen manche unbedeutende, welche wir dem Gesichtskreise der britischen Kritik entrückt glaubten, da selbst die deutsche ihr Auge vor ihnen erröthend niederschlägt. Doch sind darunter einige, von denen es uns freut, sie in England wenigstens durch Recensionen eingeführt zu sehen. Eichendorff's treffliche Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", in welcher sich, wie im kindischen Spiele, oft ein tiefer Ernst verbirgt, wird nur mit wenigen Worten abgefertigt. Eichendorff, heißt es, sei lange Zeit ein thätiger Beisteuerer zu der leichten Literatur Deutschlands gewesen, seine Werke, ob in Versen oder Prosa, zeigten immer denselben gutlaunigen, leicht hinschwebenden Charakter, wodurch sie sich dem Wohlwollen und der Nachsicht mäßiger und unkritischer Leser empfehlen. Der Baron — und in diesem Punkte stimmen wir mit dem Berichterstatter vollkommen überein — entbehre der Kraft und noch mancher andern Eigenschaften, aber er besitze eine gewisse Grazie und humoristische Schelmerei, die sich nirgend vortheilhafter ausnehme als in seinen kleinern Gedichten. Der „Taugenichts" sei hübsch erzählt, aber nur ein Wiederabdruck, der weiter nichts Neues habe als die niedlichen Illustrationen von Schrödter. Sternberg's „Missionnair" wird weidlich gelobt; überhaupt gesteht ihm der Berichterstatter guten Geschmack, reiche Erfindungskraft und in den Dialogen Geist und glückliche Einfälle zu. Sternberg, heißt es weiter, ist besonders in seinen kürzern Erzählungen glücklich; wenn er versucht hat, seinen Gegenstand in mehre Bände auszudehnen, ist er selten in gleichem Maße glücklich gewesen. Wangenheim's „Kerkermeister" wird verdientermaßen abgefertigt, als ein erbauliches Gebräue von Blut, Mord, Räuberei, Incest, Verrath, Verführung, Wahnsinn, Blasphemie und Bombast. Schiff's Novelle „Linchen" — früher „Die Ohrfeige" — wie der Berichterstatter sagt, „ein Ding, welches nicht mehr Erfolg hatte, als es verdiente", gibt dem Berichterstatter Gelegenheit, das Verfahren des Verlegers, in dessen Hände die Novelle übergegangen war, der sie umtaufte und als neues Werk vertrieb, scharf zu rügen. Er knüpft daran eine Rüge über ein ziemlich adäquates Verfahren eines andern Verlegers, betreffs des Lewald'schen Buchs über Seydelmann. Diese Notiz scheint der Brite aus dem „Repertorium" geschöpft zu haben, worin wir sie fast mit denselben Worten gelesen zu haben uns erinnern. Überhaupt glauben wir, daß die Urtheile des englischen Berichterstatters nicht überall Originale sind; sie nehmen sich wie Auszüge aus deutschen Recensionen aus; doch zeugen sie von Belesenheit, allgemeiner Kenntniß der deutschen Belletristik und großer Aufmerksamkeit auf die interessantern Details. Herloßsohn's „Wanderbuch" wird eine hinlänglich lebendige Erzählung genannt, welche einige gute Schilderungen moderner Sitten enthalte. Von Willkomm, dessen „Grenzer, Narren und Lootsen" zur Anzeige kommen, heißt es: „er sei, und zwar verdientermaßen, ein Lieblingsschriftsteller und besonders glücklich, wenn eine wilde Landschaft den Hintergrund seiner Gemälde bilde". Die Schriften der Ida Frick, heißt es weiter, erheben sich nicht über das Gewöhnliche, doch müsse man mit ihrem sichtbaren Wunsche, ihr eigenes Geschlecht durch ein verbessertes Erziehungssystem zu vervollkommnen, sympathisiren; in ihren „Erzstufen" sei jedoch wenig, was zum Loben oder Verurtheilen auffodere. In Laube's „Bandomire" findet er einen herrlichen Gegenstand gut behandelt; die Erzählung erscheint ihm voll glücklicher Situationen und das Interesse bis zum Schlusse bewundernswerth gespannt. Der Berichterstatter verbreitet sich außerdem noch über Laube's frühere literarische Carriere und sagt, daß er die Ehre gehabt habe, eingesperrt worden zu sein, daß seine frühern Vergehungen vergessen seien und daß er jetzt als einer der besten Erzähler des Tages, nicht aber als politischer Demagoge, Ruf habe. Die Verf. des Romans „Das Schloß Goczyn" wird eine der besten Schriftstellerinnen Deutschlands genannt, was sie in gewissem Sinne sein mag, wenn man die aristokratische Glätte und Zierlichkeit der Boudoirnovellistik dem gesunden prallen Leben, die glücklich benutzten Resultate einer gewählten Lecture und Conversation der trotzigen Besonderheit eines selbständig aus sich herausschaffenden Geistes vorziehen will. Der Theetisch heckt so manches Hübsche aus, nur keine Originale. Im übrigen vermissen wir in diesen kurzen kritischen Skizzen des „Foreign quarterly review" den echt englischen Geist, der, so einseitig und eigensinnig er auch zuweilen erscheinen mag, die größern Kritiken auszeichnet. Dieser Umstand führt uns auf die Vermuthung — die wir indeß nur ganz leise aussprechen wollen — daß jene kürzern Kritiken in Deutschland nach deutschen Recensionen oder theilweiser Lecture verfaßt und von geschickter Hand in das Englische übersetzt sind. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 82. —— 23. März 1843.

Die dermalige Krise der Philosophie in Deutschland.

Eine Stimme aus Frankreich.

I. Hegel.

Als vor einer Reihe von Jahren die „Revue des deux mondes" in Paris gegründet wurde, hätte wol Niemand geglaubt, daß die deutsche Speculation das Interesse unserer westlichen Nachbarn so lebhaft zu erregen, ihren Geist so zu durchdringen und die Gelenke ihrer widerstrebenden Sprache so zu elektrisiren vermöchte, daß der neue Jahrgang dieser auf die Theilnahme nicht etwa nur der Gelehrten, sondern der Gebildeten der Nation überhaupt berechneten Monatsschrift sich mit einem nicht blos rhetorisch und witzelnd herumflankirenden, sondern klar und redlich geschriebenen Aufsatze, der die obige Überschrift trägt und in zwei gleiche Hälften über Hegel's System und Schelling's neueste Lehre zerfällt, eröffnen würde.

Der Mann vom Fache wird in Deutschland freilich nichts Neues daraus lernen; vielleicht aber ergötzt ihn, nicht weniger als den Dilettanten, die Fähigkeit des Franzosen, seinen Landsleuten von den Zuständen unserer Philosophie genaue und besonnene Rechenschaft zu geben, während der Laie hier eine Übersicht erlangt, zu deren Zeichnung sich für ihn noch kein deutscher Philosoph herabgelassen hat. So dürfte es sich immerhin der Mühe verlohnen, die Hauptgedanken dieses Aufsatzes für deutsche Leser, die jenes in Deutschland nicht nach Zeitungsfrequenz gelesene Journal gar nicht oder nicht so bald zur Hand bekommen, hier auszuziehen und einige Proben der Darstellung zu geben.

Der Verf. (er zeichnet mit einem bisher nicht oder wenig gekannten Namen A. Lebre) geht von Schelling's Ruf nach Berlin aus und nimmt davon Veranlassung, die neue Phase zu schildern, in welche Deutschlands Geschichte (die der Wissenschaft ist gemeint) in dieser jüngsten Zeit eingetreten ist. Noch gestern, sagt er, ahnte man die Größe der Strecke nicht, die man sich vom Christenthume entfernt hatte; heute hat die Verblendung ein Ende. Die Schlafwandlerin, die auf ihrem Irrwege nach dem Abgrund war, ist aufgewacht. Von Stunde an sucht sie zu fliehen; will dem Zuge widerstehen, der sie hinabdrängt. Deutschland protestirt gegen seinen Geist sei, ohne ihn verbannen zu können; sein Herz ist voll Glaubens, aber der Geist voll des unersättlichen Skepticismus. Dieses Volk von Denkern und Gelehrten hat ein kolossales Werk der Kritik unternommen. Ein feierlicher Kampf mit allen Stücken des alten Glaubens hat begonnen.

Jetzt wird ein Rückblick auf Schelling's älteres System geworfen. Fichte hatte Deutschland für einen Augenblick unter das Joch seines Genius gebeugt, aber sein System war zu ausschließlich und zu paradox, als daß es sich hätte halten können. Unsere Instincte sind unzerstörbarer als die Spitzfindigkeiten eines Weltweisen; Fichte aber that ihnen schreiende Gewalt an. Er hat dem Idealismus eine heroische Größe, eine strenge Majestät verliehen; die Sinne verschmähend, zerstörte seine Dialektik die glänzende Illusion, die man Natur nennt, und ließ im verödeten Weltall nur einen kühnen Denker, einsamen König und höchsten Herrn der Leere, stolzen Meister seines eigenen Ichs, übrig. Aber im Gebiete des Gedankens ist das Gleichgewicht so unentbehrlich wie im Reiche der Natur. Schelling rechtfertigte nun aufs neue unsern Glauben an die Außenwelt. Das Ich blieb die einzige Substanz im Idealismus; aber dies substantielle Ich ist nicht, wie Fichte es wollte (?), das subjective Ich, dies oder jenes bestimmte Ich; es muß Alles in Allem enthalten, es kann nur das absolute Ich sein, das alle möglichen Existenzen einschließt. So geht der Idealismus, auf die äußerste Grenze geführt, über sich selbst hinaus und führt in den Pantheismus hinein. Natur und Geist hören auf, eins dem andern fremd und Gegensätze zu sein. Sie werden nur zu zweierlei Existenzweisen des unendlichen Ichs, welches das All beseelt und sich in ihm offenbart, in der Natur als Object, im Geist als Subject, in beiden immer identisch, immer Dasselbe. In der Natur erscheint das absolute Sein nicht mit Bewußtsein verbunden, es bleibt aber nichtsdestoweniger die ewige Vernunft. Alles, von den Zahlen der Mechanik des Himmels und der Geometrie der Krystalle an bis zur Organisation der Pflanze und des Thieres trägt die Spuren der Intelligenz und ist nichts Anderes als eine Plastik der göttlichen Ideen. Aber wahrhaft Vernunft ist die Vernunft doch nur, wenn sie das Bewußtsein ihrer selbst hat. So liegt denn in ihrem Wesen eine Nöthigung, aus dem Zustande

der Verdunkelung, in welcher sie sich in der Gestalt der Natur befindet, herauszutreten. So erhebt sie sich von Reich zu Reich, sich immer mehr vergeistigend, bis sie mit ihrer edeln Klarheit aus dem Menschen widerleuchtet und in ihm zum Selbstbewußtsein kommt.

Dieses System befriedigte die entgegengesetztesten Bedürfnisse, den gesunden Menschenverstand wie die Vernunft; die Begeisterung dafür war allgemein und ging bald in Trunkenheit über. Nun wurde die Analogie mehr befragt als die Vernunftwahrheit; ein abenteuerlicher, ungeregelter Mysticismus schob sich der Wissenschaft unter; man verfiel in ein seltsames Chaos. Endlich wurde das Bedürfniß, zu einer strengen Methode zurückzukehren, rege; und Hegel übernahm dies Geschäft, ohne anfänglich ein neues System aufstellen zu wollen, sondern nur in der Absicht, der Lehre des Meisters eine festere Form zu geben.

Seine Logik, sagt der Berichterstatter, begründet vor Allem seinen Ruhm. Sie ist gleich bewundernswürdig durch Eigenthümlichkeit wie durch Tiefe, nie war die Zartheit (délicatesse) in der Analyse, die Feinheit im Unterscheiden, die dialektische Kraft (vigeur) zu solcher Vollkommenheit gediehen. Es ist ein gewaltiger, starkwüchsiger Geist, der zuerst, ohne Schwindel, von Abstractionen zu Abstractionen, die schmalen Gipfel zu ersteigen vermochte, von welchen der Blick sich hinabsenkt in öde Leere. Es bedurfte einer entbehrungsfähigen, andauernden Kraft, um in dieser Entäußerung aller sinnlichen Anschauungen leben zu können; sein Thun erschreckt wie eine unbarmherzige Kasteiung; der Verstand, der Hegel in seine Logik folgt, wird vom Geist in die Wüste geführt; er muß Allem entsagen, was Gestalt und Umriß hat, Allem, was von der äußeren Welt kommt, Allem, was nicht abgezogen und allgemein ist.

Hegel wußte wohl, daß es nicht genügt, die nothwendigen Ideen aufzuzählen, wie Kant gethan; er wollte in der Wissenschaft nicht diesen empirischen Proceß befolgen, wollte unsere Begriffe streng nach den Foderungen des Gedankens ableiten. Aber womit hier beginnen? Offenbar mit dem abstractesten Begriffe, mit dem, den alle andern voraussetzen, den man nicht willkürlich setzen kann oder auch nicht, und ohne den jeder Gedanke unmöglich wäre. Diese letzte Abstraction aber, der allgemeinste Gedanke, der unvermeidliche Begriff — es ist der des Seins. Über alle bestimmten Existenzen kann sich der Zweifel erstrecken; das Sein an sich kann er nicht leugnen, wenn er nicht sich selbst leugnen will. Aber dieser Urbegriff, der nach allen möglichen Negationen übrigbleibt, ist das absolut unbestimmte Sein. Nun gibt es aber nichts absolut Unbestimmtes. Folglich ist das reine Sein ein Nichts. Der erste Begriff, den wir erringen, verwandelt sich in sein Gegentheil, sobald wir ihn von jedem andern isoliren; er enthält die Nöthigung, sogleich hinüberzugehen zum entgegengesetzten Begriff. Das reine Sein läßt sich für sich allein und ohne das Nichts nicht denken: das Nichts läßt sich nur begreifen durchs Sein, und doch — diese beiden unzertrennlichen Begriffe, die einen den andern hervorrufen, sie widersprechen sich. Der Geist kann daher bei diesem Gegensatze nicht stille stehen. Er kann sie nicht zusammendenken, und soll es doch thun: so ist er gezwungen einen höhern Begriff zu suchen, der sie versöhnt. Dieser Begriff ist die Synthese von Nichts und von Sein — das Werden. Was wird, das ist zugleich und ist nicht; es hat gleichen Antheil am Nichts und am Sein. Diese Synthese verbirgt ihrerseits in sich einen Gegensatz, der den Geist nöthigt höher emporzusteigen, bis gestachelt, durch unaufhörlich sich neu erzeugende Entgegensetzungen, der Gedanke allgemach vom ärmsten Begriffe, durch alle Mittelbegriffe, fortschreitet zum reichsten, der sie alle in sich faßt und vereinigt, zum Absoluten, in welchem allein er seine Ruhe findet.

So ist ihm die Vernunft nicht ein Aggregat von Begriffen, sondern ein wunderbarer Organismus; der Gedanke circulirt unaufhörlich in ihr. Kant hatte die Anatomie der Vernunft unternommen, Hegel hat ihre Physiologie geschrieben; Kant hatte die Liste der Begriffe verfaßt; Hegel hat ihr System gegeben.

In diesem System findet sich eine Entdeckung, was eine Seltenheit in einem Systeme ist. Hegel's Logik wird sich dem menschlichen Geist als Wahrheit aufdringen und die Runde durch die Welt machen, so oft er sich im Einzelnen getäuscht haben mag. Die Sätze des Widerspruchs und der Identität sind die beiden Principien der alten Logik. Ihre Wahrheit ist unbestreitbar, aber ihre Gültigkeit erstreckt sich nur auf die Erfahrung und die Sinnenwelt. Das Princip des Widerspruchs setzt contradictorische Bestimmungen voraus, zwischen welchen man gezwungen ist zu wählen, man muß die eine annehmen, die andere verwerfen. Aber zwei Bestimmungen, die sich ausschließen, sind nothwendig alle beide endlich, denn keine begreift Alles in sich, der Satz des Widerspruchs geht also nicht über das Gebiet des Endlichen hinaus. Nun genügt aber das Endliche sich nicht selbst, es vermag nicht anders sich zu fassen, und somit zu begreifen, als durchs Unendliche. Die Wissenschaft des Unendlichen aber ist die Metaphysik. Der Satz des Widerspruchs, da er aufs Unendliche keine Anwendung findet, kann hier nicht gültig sein. Er verändert die Natur der Begriffe, sobald er auf sie angewendet wird. Er setzt sie contradictorisch voraus, d. h. absolut unvereinbar, und doch sind die Begriffe nur contraire Bestimmungen. Weit entfernt, sich auszuschließen, postuliren sie sich gegenseitig (ils s'exigent mutuellement). Es ist dergestalt unmöglich, einen Begriff zu isoliren, daß, wenn man es versucht, er sich sogleich in jenes Gegentheil verwandelt, von welchem man ihn trennen wollte. Man isolire das Unendliche vom Endlichen, so schließt alsdann das Unendliche das Endliche nicht mehr in sich; das Endliche bleibt außerhalb desselben; mithin ist das Unendliche nicht mehr Alles, es wird beschränkt, es wird endlich. Umgekehrt, isolire man das Endliche vom Unendlichen, so muß sich das Endliche aus sich selbst begreifen lassen; es muß sich also genügen; was sich aber genügt, ist unbedingt: sofort wird das Endliche zum Unendlichen.

Ebenso wenig, wie der Satz des Widerspruchs, findet der Satz der Identität eine Anwendung auf dem Boden der Metaphysik. Hier ist er nicht mehr wahr; denn auf dem Gebiete der Vernunft und nach ihrem Grundgesetz leitet sich das Gegentheil aus dem Gegentheil ab und nicht mehr das Gleiche aus dem Gleichen. Das Gegentheil oder der Gegensatz (contrarium) ist eine Mittelbestimmung zwischen Identität und Widerspruch (contradictorium); es entzieht sich den beiden Axiomen der alten Logik und ist ihrer Jurisdiction nicht unterworfen.

Das Resultat von alle diesem ist bedeutend. Die auf die alte Logik basirten Philosophien tragen die Principien, die nur auf die Wissenschaft des Endlichen passen, über auf die Wissenschaft des Unendlichen. Diesen Grundirrthum theilen sie alle miteinander: sie alle operiren mit der Analyse und dem Syllogismus; aber die Analyse löst die Objecte auf, isolirt die Bestimmungen, die sie unterscheidet; der Syllogismus leitet Gleiches aus Gleichem ab. Die Metaphysik schlägt die entgegengesetzte Bahn ein, mittels der Dialektik, welche, die Analyse umkehrend, die Begriffe zu einer Kette windet, sie unterscheidet, ohne sie zu trennen, und, den Syllogismus gleichfalls umkehrend, das Gegentheil aus dem Gegentheil ableitet. So ist Hegel der Entdecker der Logik des Unendlichen.

Übrigens war er exclusiv wie alle Reformatoren. Die neue Logik wurde für ihn Alles. Er sah in ihr nicht blos die ewigen Formen, in welchen sich der Gedanke des Seins bewegt; er sah darin das Sein selbst und verwechselte so den Gedanken mit Gott. Die Phänomenologie bildet den Eingang zu seinem System; sie ist der Weg, der zu diesem Grundirrthume führt. Die Logik, sagt er, die allein sich über alle Widersprüche erhebt, gibt auch allein das Unendliche, das Sein, die Wahrheit — Gott. Gott, sofern er unendlich ist, kann, nach Hegel, nicht persönlich sein: diese beiden Ideen (Begriffe) schließen sich aus; denn jede Persönlichkeit unterscheidet sich von allen andern, und eben dadurch wird sie bestimmt, begrenzt, endlich. Hier erhebt sich eine doppelte Schwierigkeit. Das Unbestimmte, auf der einen Seite, existirt nicht; Gott, auf der andern Seite, ist die absolute Vernunft, und die Vernunft ist nur in Wahrheit Vernunft, wenn sie Selbstbewußtsein hat. Dies Selbstbewußtsein aber setzt Persönlichkeit voraus. Wie lösen sich diese Widersprüche? Nur dann, wenn Gott sich verwirklicht, nicht in einer unendlichen Form — denn das ist ein Widersinn —, sondern in der unendlichen Mannichfaltigkeit endlicher Formen; nicht in einer einzigen Persönlichkeit, sondern in einer ununterbrochenen Hintereinanderfolge unzähliger Personen: mit einem Worte — wenn sich Gott verwirklicht in der Natur und in der Menschheit, und sich nur in ihnen verwirklicht, und in nichts Anderm sein Sein hat.

So ist die Entwickelung der Welt für Hegel nichts Anderes als die Entwickelung der absoluten Vernunft selbst. Nicht in dem einzelnen Menschen, sondern in der Menschheit, nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung offenbart sich die göttliche Vernunft als absolute. Die Einzelwesen, nothwendig beschränkt, können Gott nicht verwirklichen, und doch kann er nur durch sie verwirklicht werden; daher verschwinden sie nach einem Augenblicke von Dauer; der Tod ist für sie die Vernichtung. Die Menschheit ist's allein, die alle diese Zerstörungen überlebt.

Die absolute Vernunft offenbart sich in der dreifachen Gestalt der Kunst, der Religion und der Philosophie. Dies sind die drei großen Epochen in der Geschichte Gottes. Das Absolute offenbart sich in der Kunst, durch die Schönheit, in sichtbarer Gestalt. Aber die absolute Vernunft ist Geist; die sinnliche Offenbarung genügt ihr nicht. In der Religion erscheint Gott als Geist; aber es ist nicht die absolute Vernunft, die sich selbst erkennt; es ist ein Mensch, ein subjectiver Gedanke, der diese Vernunft betrachtet und sich von ihr unterscheidet; es ist immer noch nicht Gott, der sich selbst als Gott erkennt. Noch ein Schritt zum Ziel ist zu thun; und gethan wird er in der Philosophie. Im Geiste des Philosophen, der sich über alles Subjective bis zur absoluten Vernunft erhebt und sie mittels ihrer selbst denkt, gelangt diese Vernunft (mit einem andern Worte Gott) zu ihrem Selbstbewußtsein und schaut sich endlich von Angesicht zu Angesicht. So ist die Philosophie die höchste Verwirklichung Gottes, sein wahrer Advent in die Welt. Der Menschheit bleibt nun nichts mehr übrig, als sich von der Religion zu emancipiren, sich nach der Philosophie zuzuschneiden, alle Geister ihr zu unterwerfen, auf daß Gott immer mehr und mehr widerstrahle aus den Klarheiten der Intelligenz, sich umgestalte von Licht zu Licht und die ursprünglichen Dunkelheiten, die ihn noch umhüllen, immer mehr zerstreue.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Tagebuch. Von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Wird eine Zeit der Vollendung kommen, wo der Kampf in der Welt verklungen ist und Gott sich ohne Schleier, im Glanze seiner Sonnen zeigen wird?... Fortschritt der Menschheit? Als ob nicht von Adam's Zeiten an immer derselbe Kampf obgewaltet, immer dieselben Schmerzensseufzer die menschliche Brust zerrissen hätten, als wenn nicht fort und fort dieselben Leidenschaften wütheten, dasselbe ängstliche Suchen nach dem Unsichtbaren vorherrschend gewesen wäre! Thorheit, Weisheit, Lüge und Wahrheit, göttliche Liebe und himmelschreiender Unglaube haben sich wie ein Wirbelwind begegnet und haben immer dasselbe Resultat geliefert: Unterwerfung unter den höchsten Willen, oder Zerstörung des menschlichen Gehirns. Wo wir das Unendliche im Geschöpfe suchen, da verräth uns das Geschöpf; wo wir irdische Güter den himmlischen vorziehen, da greift das Feuer um sich und zerstört die Güter."

Diese herausgegriffene Stelle aus dem obengenannten Werke schmeckt nach einer Tendenz und scheint eine männliche Feder zu verrathen. So schlimm ist es mit dem Herausgreifen von Stellen aus Büchern! Wir würden uns in Beidem täuschen. So viel Männliches in der Anschauung, in der Sprache, in der Selbstbescheidung, in der Zurückhaltung von Dem, was eine weibliche — deutsche Feder selten vermeidet, den Ergüssen der Empfindung, so viel Objectivität im Urtheil ist, so ist es doch eine Frau, die schreibt, aber mit einem männlich ausgebildeten Verstande und, mehr noch als das, mit der auch bei Männern

nicht immer vorhandenen Kraft, ihr Gefühl, ihre Phantasie, ihre Ideenflüge zu zügeln und da abzubrechen, wo Andere erst angefangen hätten. Es fehlt uns Manches in diesem Tagebuche, was wir von einer Schriftstellerin hätten erwarten können, aber es ist auch Vieles da, was uns überrascht: Kenntnisse, große Belesenheit, Beweglichkeit und die Kunst, uns im Irrthum zu erhalten, mit wem wir es zu thun haben Ein Mentor tritt zu Anfang auf. Einem solchen würdigen ältern Manne mag ein weibliches Wesen, das sich ihm mit Bewunderung hingibt, viel verdanken. Aber dann schreibt sie noch, und wenn bei dem Verhältniß keine Liebe gedacht werden kann, so ist es Bewunderung, Verehrung; der Mann ist dann ihr Heiliger, ihre Autorität, an dessen Aussprüchen nur zu zweifeln zum Verbrechen wird. Hier aber kehrt die Schriftstellerin bald zur Selbständigkeit zurück. Eigene Gefühle, eigene Ansichten treten heraus, es sind eigene Beobachtungen; eine uns räthselhafte Bildungsschule eines weiblichen Gemüths, ein Weib, das sich vielleicht hätte emancipiren mögen, die Vorstudien sind da, aber der glückliche Moment ist gekommen, wo sie wieder in die Schranken der Weiblichkeit zurückkehrte, mit allen Erfahrungen und Studien, auf dem Wege gemacht, die nicht mehr vergessen werden können.

Der mitgetheilte Satz spricht deutlich eine Tendenz aus; aber ist es die des Buchs? Das ist schwer zu beantworten, weil es schwer ist, den Sinn desselben aus der Mosaikarbeit herauszulesen. Diese gerade verräth die weibliche Feder. Nicht daß literarische Arbeiten von Frauen immer Mosaik bleiben müßten; im Gegentheil, wo sie als Dichterinnen aus der ihnen zugänglichen Gemüthswelt auftreten, wo sie das ewige und ihnen so natürliche Thema von Liebe und Entsagung behandeln, wird ihre Arbeit oft ein strömender Fluß, dessen Mächtigkeit uns mit fortreißt und vergessen läßt, daß die Uferpartien schwach sind und er selbst oft in unmalerische Breite sich verliert. Aber wo eine Frau diese ihr natürlichste Aufgabe verläßt und über Welt, Menschen, Zeitthemata raisonnirend auftritt, da darf man keinen rothen Faden, keinen Wurf des Genius erwarten, der, zum Lorberbaum werdend, von Anfang bis Ende den ursprünglichen Gedanken festhalte und im Kleinen und Großen verkörpere. Das ist eine Aufgabe, die bei so gestellten Bedingungen auch oft dem Schriftsteller schwer wird.

Ein Tagebuch nennt die Verf. ihr Buch. Es mag aus einem Tagebuche entsprungen sein, aber aus einem Tagebuche, dessen Blätter und ihr Inhalt der Besitzerin nicht genügten. Es dehnt sich aus, es macht Evolutionen nach allen Seiten. Zwar nicht in die Winkel und Schlüfte, die nur ein männlicher Fuß, nach der geltenden Sitte und ungestraft, betreten darf, aber doch auch in solche Regionen, wo nur vorzugsweise Männer mit Sicherheit auftreten. Lebensereignisse, Charaktere werden mit sicherer Feder geschildert; es reizt die Schriftstellerin, auch viele der großen Zeitfragen zu besprechen, immer geschieht es mit Geschick. Wenn sie vielleicht fühlt, für ihr Geschlecht zu weit gegangen zu sein, wird ihr Takt sie schnell den Rückweg finden lassen. Sie hat weder die Schicklichkeit noch die Anmuth dabei eingebüßt; zarte Fäden werden dazwischen gesponnen, wo etwa ein Gefühl durch ein zu scharfes Auftreten sich verletzt fühlen könnte. So zeigt sich auch die Weiblichkeit in der Verehrung der Natur: „O der schönen Zeit, da noch die ganze Natur göttlich, menschlich war, da ihr noch der Mensch das Opfer seiner Verehrung darbrachte und ihm aus jeder Quelle, aus jedem Baume Empfindung und Liebe entgegenlächelte! Jetzt gehst du einsam zu der Verlassenen hin und trauerst um sie; aber wenn dein Sinn fromm und zart an ihr Herz sich wirft und sich ihr hingeben möchte mit vollem Vertrauen, dann kehrt ihre Jugend und ihre Schönheit wieder."

Frauen sehen schärfer die kleinen Gebrechen, die Schwachheiten des Individuums, bennoch sind sie zur Satire nicht geboren. Auch die Satire will ursprüngliche Dichterkraft, die ge[illegible] kann. Eine Satire, wie uns scheint, ist bloß eine halbe. Die Verf. führt uns einen modernen Theeabend vor. Welche reiche Studien der Schwachheiten unserer socialen Bildung werden hier aufgeführt, welche fein eindringende psychologische Beobachtungskraft; aber es sind nur aneinander gereihte Perlen, die Bilder und Gestalten verwachsen nicht ineinander, geschweige denn, daß sie aus einer Wurzel, einer schöpferischen Anschauung entstanden wären. Wir freuen uns der einzelnen meisterhaften Portraits, der Gruppen in den Winkeln, dort einer Figur im Fauteuil, dort zweier Conversirenden auf dem Canapé. Aber es ist der Verf. nicht gelungen, uns eine Totalanschauung der Salons, die sie in ihren Einzelheiten beschreibt, zu liefern. Es ist auch der Dialog. Es sind Reden, wie der Einzelne an einem solchen Theeabend, mutatis mutandis, sie gehalten haben kann; aber die vielen wirklichen Reden bilden noch kein wirkliches Gespräch. Auch sie sind aneinander gereiht; wenn der Eine abgesprochen hat, fängt der Andere an. Darunter viel Geistreiches, viel scharf eindringende Bemerkungen, ein buntes Tableau der Anschauungen unserer Gesellschaftsbildung über die Modeliteratur. Wen hört man lieber über die berühmten Damenschriftstellerinnen urtheilen, eine Gräfin Hahn-Hahn, eine Verfasserin des „Godwie-Castle", eine Frederike Bremer, als wieder eine geistreiche Dame, wenn sie auch ihre varlirten Anschauungen verschiedenen Männern in den Mund legt?

Wenn noch ein Zweifel über das Geschlecht der Verf. obwalten könnte, so wird er zum bündigsten durch die eingestreuten Novellen beseitigt, oder vielmehr sie sind nicht eingestreut, Theresens „Tagebuch" läuft in Novellen aus. Das Weib findet sich wieder in ihrer eigenen Sphäre zurecht und wohl. In dem Ausputz, in der Malerei der Decorationen und der Stimmungen ist die Dame unverkennbar. Aber zugleich wird die Tendenz, welche, so lange das Buch nur ein Tagebuch war, nur im Schein von Irrlichtern umherspukte, deutlicher. Es ist das gewöhnliche Liebe- und Entsagungsthema, mögen Einige sagen. Nein, es ist mehr. Es ist in eine höhere Zeitsphäre übersetzt. Es sind nicht bloße in Schwärmerei und Gefühlsweichheit verschwimmende Gestalten, die sich mit Thränen in das Unvermeidliche fügen und dem Jammer einen Mantel von Edelmuth umhängen. Es sind Frauen, die aus ihrer natürlichen Sphäre hinausgingen, die, nur in minder klaren Kämpfen, den großen Kampf Aller mitrangen, und die Fesseln, die uns Alle drücken, sprengen wollten, aber für ihre heißen, dunkeln Gefühle und Wallungen statt der Wahrheit einen Schein fanden und kalte Herzen, Hohn, Spott, Blasirtheit statt verwandten Sturm und Drang und darüber verbluten, oder überwinden. Die Verf. predigt nicht, und das ist gut, sie lehrt, indem sie hier lebendige Gestalten und Verhältnisse vorführt, und das ist noch besser. Sie glaubt an die wahre Liebe und ihre Entsagenden entsagen mit Bewußtsein.

Mit Vergnügen hören wir, daß Theresens „Tagebuch" sich im Publicum schon viele Freunde und Freundinnen erworben hat. 10.

Literarische Notiz.

Eine Deputation der Geographischen Gesellschaft, an ihrer Spitze der Handelsminister, wurde zu der Ehre zugelassen, dem Könige der Franzosen die beiden letzten Bände ihres „Recueil de mémoires" zu überreichen, wovon der eine mehre Vocabularien afrikanischer Sprachen, Berichte von Reisenden aus dem Mittelalter und von den Herren Caquebert, Montbret und d'Avezac angestellte Untersuchungen, der andere Edrisi's Erdbeschreibung in der Übersetzung des Herrn Jaubert enthält. Der König drückte der Deputation die Theilnahme, welche er an den Arbeiten der Gesellschaft und den Fortschritten der geographischen Wissenschaften nähme, aufs lebhafteste aus. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 83. —— 24. März 1843.

Die dermalige Krise der Philosophie in Deutschland.

I. Hegel.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Dieser unpersönliche Gott, der sich nur im Weltganzen verwirklicht, belagert heutzutage den Gedanken Deutschlands. Betrachten wir ihn näher, um ihn besser kennen zu lernen — fährt der Verf. fort — und besser zu begreifen, was zu seiner Zurückweisung auffodert.

Der Pantheismus verweigert Gott die Persönlichkeit, um in ihm die Unendlichkeit zu retten. Was gewinnt er dabei? Gott kann alsdann sich nur in der Endlichkeit verwirklichen, aber diese reicht zu jener Verwirklichung nicht aus. Mag das Unendliche das Endliche noch so sehr vervielfältigen, es immer vollkommener hervorbringen, das Endliche bleibt darum doch nicht weniger unfähig, Jenes zu enthalten; das Weltall wird der Idee Gottes doch nie adäquat sein: der Widerspruch ist unlösbar. Die Mannichfaltigkeit der endlichen Dinge ist nie wahrhaft unendlich; alle Häufung und Vergrößerung der Begriffe führt nur zum Unbestimmten, aber nicht zum Unendlichen. Gott als unendlich ist also nie verwirklicht. So opfert der Pantheismus die Persönlichkeit Gottes vergebens; er löst die Schwierigkeit nicht und schafft tausend andere, die alle aus dem eben gerügten Widerspruch entspringen.

Wenn Gott nur in der Welt zur Existenz kommt, so wird ferner alles Übel der Welt zu tragischen Abenteuern des göttlichen Lebens. Der ganze Kampf des menschlichen Lebens, Schmerz, Furcht, getäuschte Hoffnung und zuletzt der Tod ist nicht nur unser Geschick, sondern Gottes: denn Gott setzt sein Leben aus allen unsern Lebensläufen zusammen und vereinigt in dem seinigen alle unsere Leiden. Das Seufzen der Creatur ist nichts Anderes als Gottes Stimme. Es ist wahr, das Christenthum predigt auch einen leidenden Gott; aber seine Leiden kommen von unserm freien Falle und nicht von ihm selber; er kennt sie nur durch Mitleiden, und es gelingt ihm, ihnen ein Ziel zu setzen. Im Pantheismus aber haben diese Leiden Gott zum Urheber, und noch dazu ohne Zweck; eingekerkert in die Endlichkeit, wird er nie den Traum der Unendlichkeit, der ihn peinigt, verwirklichen. Nie wird Hegel's Gott den Durst nach sich selber löschen. Nicht das Weltall wird geadelt, sondern Gott wird degradirt.

Das System scheint uns mit Gott zu berauschen, ihn an alle Dinge zu verschwenden; in Wahrheit aber verbergen ihn die Dinge ebenso wol, als sie ihn offenbaren; sie sind nicht sein Antlitz, sondern seine Maske. Die Welt ist leer von ihm selber und nur voll von seinen Phantomen.

Und was sprechen wir überhaupt von Gott. Er ist nicht in diesem System, sein Sein ist nur ein Werden. Allem Werden aber muß eine Permanenz zu Grunde liegen. Unter dem Mannichfaltigen, Vorübergehenden muß ein Unbewegliches, ein Ewiges ruhen. Das Endliche kann dies nicht sein, das wechselt ja unaufhörlich; das Unendliche im Endlichen auch nicht, das ist in unaufhörlicher Umgestaltung begriffen. So ist das Einzige, was subsistirt, ohne sich zu verändern, das Unendliche als solches. Dies aber ist im System keine Wirklichkeit, es ist eine leere Abstraction, ein Nichts. Dies ist das traurige Geheimniß, das wir endlich entdecken. Dies die Trauer, die die Welt unter all ihren glänzenden Außenseiten zu verbergen sich abmüht. Aus dem Nichts geht Alles hervor, in den Abgrund des Nichts stürzt Alles; seine scheußliche Nacht hüllt Alles ein. Dies ganze System, in all seinem priesterlichen Schmuck, mit aller Salbung seiner Worte ist, beim Lichte besehen, nichts als ein Atheismus voll Emphase.

Die sittlichen Consequenzen dieses Systems sind leicht zu ziehen. Gott, wenn er überhaupt etwas wäre, wäre nur ein unerbittliches Verhängniß, grausam vor Allem gegen sich selber. Bei diesem Fatalismus kann es keine Freiheit mehr geben, kein Gutes und kein Böses; mit der Apotheose der Menschheit sind alle Leidenschaften als göttliche Kräfte geheiligt.

Nach dieser Darstellung drückt der Verf. (und hieran, außer dem Idiom, fast allein erkennt man den Franzosen) seine Verwunderung nicht darüber aus, daß den Deutschen sein unpersönlicher und abstracter Genius, seine Zärtlichkeit gegen die Natur, sein Instinct fürs Unendliche dieser Weltanschauung zugetrieben, daß „in den Wäldern Schwabens und des Harzes, wie in den Hainen Indiens, mehr als ein Schwärmer sich in die geheime Nacht vertieft hat, seinen Gott zu suchen"; sondern darüber, daß das System sogar „einen Einfall nach Frankreich" gemacht, und es werden derselben Weltansicht die humani-

tairen Träume Béranger's, der Fall der keuschen Muse Lamartine's, und die „Lelia" der George Sand Schuld gegeben.

Dann fährt der Verf. im löblichen Tone nüchterner Betrachtung wieder fort: „Wenn ein Irrthum den Ausbund der Geister fesselt und sich unter die Masse verbreitet, so verbirgt er sicherlich irgend eine große Wahrheit, deren Zeit gekommen ist. Wir können hinfort unmöglich mehr an einen Gott glauben, der getrennt von der Welt und durch sie bornirt ist, wir können in der Geschichte nicht mehr eine pur menschliche Begebenheit, dem Eigensinn individueller Willensanstöße preisgegeben, ohne Gesetz und Vernunft, erblicken. Wir können mit einem Wort dem endlichen Gotte und der gottentbehrenden Welt des Deismus nicht mehr Raum geben. Die Menschheit hat es begriffen, daß sie göttlichen Ursprungs ist; daß Gott lebt und sich in ihr offenbaren will. Zu gleicher Zeit, als ob Alles dem nämlichen Ziele zustrebte, zeigt uns der Fortschritt der Wissenschaften überall in der Natur Leben und Vernunft; das heißt abermals Gott. Nun ist es vorbei mit dem Deismus; wir haben hinfort das tiefe Bewußtsein der Immanenz Gottes. Nun war aber die Idee des persönlichen Gottes bisher immer mit Deismus vermengt. Es war also natürlich, daß man im ersten Eifer der Reaction nichts mehr von ihm wissen wollte, daß man sich in die entgegengesetzte Übertreibung warf. Aber wir können in ihr uns nicht beruhigen; wir suchen einen persönlichen, von der Welt sich unterscheidenden Gott, wie der des Deismus; aber er soll zugleich universell und immanent sein wie der des Pantheismus. Diese Umgestaltung der Ideen von Gott, der Welt und ihrem Verhältnisse zueinander regt alle Fragen der Wissenschaft auf: sie ist die Krise, welche den Geist in Europa heutzutage bewegt und beunruhigt."

Was noch weiter in dem Aufsatze folgt, ist der Darstellung des orthodoxen Überwurfs gewidmet, den sich die Hegel'sche Philosophie als Theologie umwarf, und den ihr Strauß, dessen Redlichkeit deswegen gelobt wird, abgezogen hat; ferner verbreitet sich diese erste Abtheilung über diesen Theologen selbst, dann über die „Hallischen" und „Deutschen Jahrbücher", und schließt mit einer Schilderung von Bruno Bauer und Feuerbach. Damit glaubt er die Entwickelung der Hegel'schen Schule gezeichnet zu haben.

„Der Meister hielt durch seine Vorsicht den gelehrten Irrthum in Schranken. Strauß leugnete Christus, Himmel und Unsterblichkeit. Die „Deutschen Jahrbücher" strichen den Namen Gott aus, der nach alle dem nur ein lästiger Überfluß schien. Auf jedem Schritte dieses traurigen Weges begegnen wir einer neuen Ruine; am Ende ist uns nichts übriggeblieben als eben das Nichts. Diese Kritik ist nicht die meinige; die Geschichte selbst hat es übernommen, das Urtheil zu fällen." *) 44.

*) Ein zweiter Artikel über Schelling folgt im nächsten Monat. D. Red.

Unterhaltungsliteratur.

1. Zu spät. Eine Skizze aus der gegenwärtigen Zeit. Aus dem Holländischen. Berlin, Morin. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Es findet sich in diesem Buche nicht die bunte Mannichfaltigkeit Spindler's, nicht die markirte Zeichnung wie bei Blumenhagen, nicht das ausgesponnene Raisonnement wie bei Tieck, nicht das Schönheitsdetail wie bei Clauren, nicht die liebenswürdige Redseligkeit wie bei Lafontaine — und doch ist die Geschichte gut erzählt und das Ganze interessant gehalten, Alles einfach, natürlich, kunstlos. Man findet hier die gewöhnlichen Motive der Novelle, ein Ball, eine Unpäßlichkeit, eine Badereise, ein Spaziergang, ein Feldzug und eine Schlacht im Hintergrunde; aber aus diesen gewöhnlichen Ereignissen ist ein so leicht verwebtes Ganze geworden, daß wir uns wirklich gefesselt fühlen. Wenn die Verf. in dem Vorworte sagt, sie wolle gern der Frauen Würde heller ins Licht setzen, so ist ihr das wirklich gelungen. In einer Zeit, wo die Modeschriftsteller sich's zur Aufgabe machen, die raffinirteste Bosheit und Gräßlichkeit zu glorificiren, wo die stillsten und tiefsten Mysterien in Erzählungen profanirt und schamlos der Hülle beraubt werden, wo das leichtfertige Raisonnement über die höchsten und heiligsten Interessen des Lebens für pikant gilt und modern heißt — da ist es wirklich ebenso erfreuend als wohlthuend, ein Buch zu finden, welches an dieser falschen Größe und an diesem falschen Ruhme nicht im entferntesten Theil hat. Wollte man hieraus folgern, die Verf. sei mit dem Leben und unserer Gegenwart wenig bekannt, so wird man vom Gegentheil überzeugt, wenn man die Person des Militairarztes, eines Mannes nach modernem Schnitt, genauer betrachtet; der meint zum Exempel, die Treue der Frau sei ein Opfer, das alle ihre Liebenswürdigkeit vernichtet, sodaß sie dann einem gefangenen Vogel gleiche, der das Singen verlernt und, um sich beißend, beständig gegen den Käfig fliegt. Die Verf. hat wirklich die verschiedensten Chancen des menschlichen Lebens und Herzens durchdacht und durchlebt und weiß ihre Gedanken in eine recht fließende Form zu gießen. So sagt sie einmal ebenso wahr als schön, der Schmerz müsse wol ein Familienzug des menschlichen Geschlechts sein, denn Viele, die sich zuvor nie als Brüder oder Schwestern erkennen wollten, umarmen sich im Leide. So sagt sie gegentheils einmal von der Freude, daß viele Menschen foderten, die Freude solle auf sie niederregnen wie ein Strom; die irdische Glückseligkeit fließe aber nur tropfenweise und darum genießen Viele nichts, weil sie Alles genießen wollen. Als echte Menschenkennerin spricht sie über die Manier mancher Männer, den Frauen durch Unterwerfung gefallen zu wollen; die hochfahrendste Frau — und dem ist gewiß so — könne nur dem Manne ihre wahre Liebe schenken, der vermögend wäre, ihren trotzigen Geist, mit Vernunft freilich, seinem noch festern Willen zu unterwerfen. Wie vollkommen recht hat die Verf., wenn sie von der Eitelkeit sagt: „Wer weiß nicht, wie weit sich der Einfluß dieser Grundschwäche versteckt; sie verkleidet sich in alle Gestalten, mischt sich in alle Gedanken, drängt sich in jede Handlung; aber ihre Art ist verschieden in beiden Geschlechtern und ihr Grad tausendfach. Wer sie ganz zu überwinden vermöchte, der wäre der wahrhaft Weise, der wahrhaft Gute, der wahrhaft Fromme."

Somit glaubt Ref. hinlänglich bewiesen zu haben, daß dies Buch nach Form und Inhalt ein durchaus vortreffliches sei. Solche Producte möge man immer aus der Fremde holen, wenn die Heimat unfähig ist, sie hervorzubringen. Sowie man wol von manchen Romanen sagt: La mère ne le donnera pas à la fille, so darf man von diesem Buche mit vollem Rechte sagen: La mère le donnera à la fille.

2. Memoiren eines Edelmanns. Von L. Schubar. Zwei Theile. Berlin, Heymann. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

In Nr. 362 d. Bl. f. 1842 kündigte Ref. ein Buch von demselben Verf. an, nämlich „Memoiren eines Verurtheilten", welches entfernt an „Les derniers jours d'un condamné" von Victor

Hugo erinnert. Das vorliegende Werkchen beweist, daß der Verf. im Fortschritt begriffen ist. Er hat wirklich Geschick, mit ein paar Zügen und Strichen Charaktere und Situationen zu zeichnen, und seine Arbeit hat den Vorzug großer Leichtigkeit; indeß im zweiten Theile scheint diese Leichtigkeit zur Flüchtigkeit zu werden, so locker wird das Gewebe und die Verbindung. Ob diesen Memoiren eine bürgerliche Persönlichkeit zur Folie dient, oder ob der Verf. nur diese Form wählte, können wir nicht entscheiden; aber ein tiefer psychologischer Halt ist in dem Ganzen nicht; es ist mehr Einzelnes aneinander gereiht, denn daß Eins aus dem Andern entwickelt wäre. Die Geschichte spielt großentheils in England und die Form erinnert an die Manier englischer Autoren, obwol dem Werkchen durchaus die psychologische Tiefe und das Gemüth Bulwer's fehlt. Vielleicht wird der Verf. in seinem nächsten, schon angekündigten Buche weniger das Äußere des Lebens als das Innere zum Gegenstande seiner Darstellung machen, das heißt, er wird vielleicht mehr Leben als Begebenheiten geben. Damit würde er zugleich aus der Sphäre der bloßen Unterhaltungsschriftstellerei heraustreten.

3. Der neue Albrecht Dürer, oder Leben, Thaten und Abenteuer eines Künstlers. Komische Biographie von Irenaeus Tudicula. Manheim, Schwan und Götz. 1842. 8. 25 Ngr.

Der Verf. hat sich, wie er selbst angibt, im komischen Roman, oder vielmehr in der komischen Biographie, versucht. Es herrscht wirklich eine große Unklarheit und Verwirrung der Begriffe von komischem und humoristischem Roman und von Satire. Der Culminationspunkt des Komischen liegt jedenfalls im geistreichen Scherz; das Komische bringt die verfehlte Idee in heiterer Form zur Anschauung, ohne Hinweisung auf oder ohne Reflexion über das Verfehlen. Daher kommt es, daß der niedere Sinn sich nur am Scherz freut; der höhere ahnet die tiefere Bedeutung. Das Kennzeichen des Humoristischen ist, daß das tiefe Gefühl über die nicht erreichte Idee darin hervortritt, freilich nicht als reiner Schmerz, sondern als ein gemischtes Gefühl, als schmerzliches Lächeln eigentlich. So sind Jean Paul's Romane humoristische, gleichwie die Sterne's; in beiden finden sich komische Figuren und komische Situationen. Das eigentlich Humoristische liegt von der Satire weit ab; aber das Komische streift an die Satire, oder wird als Satire hingenommen, sobald das Personal sich in Zeitideen bewegt, Zeitinteressen zu den seinigen macht, mit einem Worte der Gegenwart angehört; Tieck's phantastische Märchen sind also keine Satiren. In dieser Rücksicht ist die vorliegende Biographie keineswegs ein komisches, sondern ein rein satirisches Werk. Die Komik würde eine reichere Erfindung fodern; die Komik verlangt ferner eine leichtere Bewegung, eine mannichfaltigere Gruppirung, eine schärfere Individualisirung, eine geistreichere Sprache, einen stets fertigen Witz; das sind aber Erfodernisse, die in einem Individuum selten zu einer so schönen Vereinigung zusammenstimmen, daß ein wirklich gediegenes Werk zu Tage kommt. Der Verf. des vorliegenden hat einen Anlauf zur Satire genommen. Satirische Werke scheinen mir vor allen jetzt zeitgemäß zu sein. Es liegt wirklich ein reinigendes Element darin und ein erfrischendes für Den, der die Stagnation in den verschiedenen Partien des Lebens umsichgreifen sieht. Wenn hat ein Decennium solch eine Legion von Menschen gesehen, die sich für große Dichter — politische Liederdichter, dramatische Dichter, was weiß ich sonst Alles —, für große Redner, Helden, Patrioten, Künstler und dergleichen hielten, ohne weder das Eine oder das Andere zu sein. Was soll man anfangen mit dem sich breit machenden Kunstenthusiasmus, mit dem Hohlreden in den Ständekammern, mit dem selbst fabricirten Ruhm der sogenannten großen Männer, mit der Donquixoterie der großen Theologen, Straußianer, Hegelianer und wie man sie nennen soll — difficile est satiram non scribere, das heißt: das Satirenschreiben lasse wer's kann, sagt Horaz. Das vorliegende kleine Buch kommt mir vor wie die Schrift eines Mannes aus dem Publicum, welcher sich wehrt gegen all die falsche Größe, die man ihm aufschwatzen will, der lange still dazu war, der aber endlich einmal losschlägt.

Der Verf. war in Gefahr, die Zeichnung der Hauptperson, des Malers Albrecht Dürer, so zu outriren, daß es ein Individuum fürs Narrenhaus, nicht aber für die menschliche Gesellschaft geworden wäre; aber je weiter die Begebenheiten verlaufen, um desto wahrer tritt Dürer's Persönlichkeit heraus. Eine sehr gelungene Figur ist namentlich der Dichter, der, wenn er in epischer Stimmung ist, in Hexametern, wenn er in idyllischer Stimmung ist, in Jamben spricht und keinen Tag Ruhe hat, bis ein Gedicht zur Welt befördert ist, wie ein gutes Huhn täglich ein Ei legt. Die Proben dieser Dichtkunst müßten mal etwas pikanter sein. Eine andere gut gezeichnete Figur ist der Bürgermeister von Stinkewitz, welcher zum ständischen Deputirten erwählt wird und sich mit Hülfe eines Redacteurs und eines Malers in öffentlichen Blättern selbst verherrlicht; die Apostrophen an den Deputirten, der noch über O'Connell gesetzt wird, sind recht ergötzlich. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir die Scenen aus der Ständeversammlung, wo über die Anlage von Eisenbahnen debattirt wird; wir vermuthen, daß der Verfasser an dieser Stelle Portraits gibt. Hieran reiht sich die Berufung des Professors Großvogel (Strauß) zum Pfarramte, eines Mannes, der, wie der Verf. sagt, durch sein Buch das morsche Band der christlichen Kirche erschüttert hat und will, daß die Welt an der Milch der Vernunft sich groß und frei sauge, der die Dummheit für die einzige Sünde die zur Verdammniß führt erklärt, der statt der Bibel seine Dogmatik einführt und sagt, man möge sich nur schnell ein Exemplar kaufen, da der Buchhändler melde, die Auflage fange schon an vergriffen zu werden. Daß der Verf. der Gegenwart wie ein Lebendiger angehört, sieht man, wenn er sagt: „Da leb' Einer einmal in dem Himmel der Kunst, wenn die Flamme aus der Sorgenhölle der Erde lodernd heraufschlägt. Auch zur Blüte der Kunst gehört ein goldenes Zeitalter, wenigstens ein silbernes." Oder ein ander Mal sagt er: „Deutschland ist der Vater, der seinen Kindern, und zwar den vorzüglichsten, statt des Brotes einen Stein bietet, und auch den erst, wenn sie todt sind. Nun sie dahin sind, kümmert sich alle Welt um sie und thut, als wolle sie den Segen und den Ruhmesglanz bezahlen, der sich von jenen über Alle hin ergoß. Statt des Brotes einen Stein, das ist die Losung, und darauf thut man sich noch viel zu gut."

29.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Die Tochter des Geizigen. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Andersen, H. C., Eines Dichters Bazar. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Zwei Bände. Leipzig, Kummer. 8. 2 Thlr.

Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höhern Offizier der preussischen Armee. 1ster Band. 2te Hälfte. Potsdam, Riegel. Ler.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berlioz, H., Die Kunst der Instrumentirung. Aus dem Französischen übersetzt von J. A. Leibrock. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 15 Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. 2ter Theil. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Calinich, E. A. E., Noch ein Wort zu dem Drexler'schen Worte über Beneke's Seelenlehre, mit einem Anhange. Dresden, Arnold. Gr. 8. 5 Ngr.

Dramatische Bibliothek des Auslandes. In gewählten Übersetzungen. 7tes Bändchen: Moratin's sämmtliche dramatische Werke. Aus dem Spanischen übertragen von A. Schumacher. 1stes Bändchen. (Die neue Komödie.) Wien, Tauer und Sohn. 16. 8 Ngr.

Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur. 126ster bis 128ster Band: Marryat's sämmtliche Werke. 60ster bis 62ster Band. (Percival, der Bastard.) Braunschweig, Vieweg und Sohn. Kl. 8. 1 Thlr.

Cooper's, J F., sämmtliche Werke. 184stes bis 186stes Bändchen: Das Irrlicht oder der Kaper. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 12½ Ngr.

Daher und Dahin! Sendschreiben an den Herrn Magister Störenfried. Leipzig, Weinedel. 8. 5 Ngr.

Der Richter als Geschworner? oder: Geschwornengerichte mit Mündlichkeit, Öffentlichkeit und Anklage. In Briefen von H. W. Hayen und C. D. von Buttel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Die Frage von der Kniebeugung der Protestanten von der religiösen und staatsrechtlichen Seite erwogen. Sendschreiben an einen Landtags-Abgeordneten I. II. München, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

Dornau, J., Liebe und Rache. Ein Novellenkranz. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Texas und seine Revolution. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Engländer, H., Andachtsklänge für Israels Söhne und Töchter. Wien. 8. 22½ Ngr.

Feldblumen. Eine Sammlung christlicher Lieder. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 8. 20 Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Der Kämmerer Laßmann als Junggesell und Ehemann. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gedenkbuch der am 14. October 1842 begangenen Säcularfeier der Reformation Helmstedts. Helmstedt, Fleckeisen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die wahrhaftige Geschichte vom deutschen Michel und seinen Schwestern. Nach bisher unbekannten Quellen bearbeitet und durch 6 Bilder von M. Disteli erläutert. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Görres, G., Der hürnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen, eine altdeutsche Sage. Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte. Mit 16 Originalcompositionen von W. Kaulbach. Schaffhausen, Hurter. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Das Weihnachtskripplein und Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla. Ein Christtagbüchlein. Schaffhausen, Hurter. Gr. 16. 10 Ngr.

Hagen, K., Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. 1ster Band. Stuttgart, Franckh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Haltaus, K., Allgemeine Geschichte vom Anfang historischer Kenntniß bis auf unsere Zeit. Für höhere Lehranstalten und Geschichtsfreunde bearbeitet. 3ter Band. Geschichte der neuern Zeit. Leipzig, Fest. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hundertjährige Jubelfeier der Brüdergemeinde zu Niesky den 8. und 9. August 1842. Niesky. 8. 7½ Ngr.

Kind, F., Der Freischütz. Volksoper in drei Aufzügen. Ausgabe letzter Hand mit Aug. Apel's Schattenrisse, 37 Originalbriefen und einem Facsimile von C. M. von Weber, einer biographischen Novelle, Gedichten und andern Beilagen. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Kock, P. de, Bertha's Liebe. Aus dem Französischen von O. von Birkeneck. 2 Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kuhn, A., Märkische Sagen und Märchen, nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lauvergne. H., Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft, aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet. Frei nach dem Französischen bearbeitet. 2 Bände. Leipzig, E. Fleischer. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Liedoldt, W. A., Hamburg von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1842. Ein Gedenkbuch. Nebst Plan von Hamburg mit Angabe der Brandstätte und 16 Randansichten. Nürnberg, Winter. Gr. 4. 1 Thlr.

Mery, Heva. Indische Erzählung. Ins Deutsche übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Milde, A., Die St.-Paulus-Kirche in Rom. Ein Rückblick aus seinen Denkwürdigkeiten. Breslau, Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Östreich und dessen Zukunft. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Pfaff, K., Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Würtemberg in ältern Zeiten. Ulm, Wagner. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Ravenstein, A., Die Turnkunst in ihrer sittlichen Richtung, als Beförderin edler Gesinnungen und vaterländischer Tugenden. Erwachsenen Turnern als ein freundlicher Wegweiser zu ihrer Selbstveredlung, Behörden, Schulmännern und Freunden der Turnkunst aber als ein Beitrag zur Würdigung der moralischen Bedeutung dieses Bildungsmittels gewidmet. Frankfurt a. M., Jäger. 1842. 16. 3¾ Ngr.

Zwei Reden über die Erhebung der niedern Volksclassen. Frei nach den Vorträgen des Hrn. Channing, gehalten im Jahr 1840 in der Halle des Arbeitervereins zu Boston in Nordamerika. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 9½ Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1842. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Leipzig, Fest. Gr. 12. 12½ Ngr.

Sand, G., Horaz. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Satori, J., Dorothea, Sibylla, Herzogin von Liegnitz und Brieg. Eine historische Erzählung Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schelling's Offenbarungsphilosophie und die von ihm bekämpfte Religionsphilosophie Hegel's und der Junghegelianer. Drei Briefe. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Selbstbiographie des Husaren-Obersten von ......ky, oder: meine militairische Laufbahn im Dienste Friedrich's des Einzigen. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stöber, A., Geschichte der schönen Literatur der Deutschen. Ein Abriß zum Gebrauch in Gymnasien und hohen Bürgerschulen. Strasburg, Schuler. Gr. 8. 1 Thlr.

Über einen Hauptheil des Gefängnißwesens, aus Privatbriefen von G. von Rennenkampff. Oldenburg, Schulze. 8. 7½ Ngr.

Über Vermögen und Sicherheit des Besitzes. Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hamburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben von *Joh. Mart. Lappenberg*. 1ster Band. Mit einer Karte und andern Lithographien. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1842. Gr. 4. 17 Thlr.

Volkhardt, C. H., Das Friedensschwert. Poetische Novelle in zehn Gesängen. Bamberg. Schmidt. 8. 1 Thlr.

Walsh, Graf T., Vierzehn Tage in Rom, oder Graf de la Ferronnays und M. A. Ratisbonne. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorworte versehen von C. Vogt. Tübingen, Laupp. 8. 12½ Ngr.

Weill, A., Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen. Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr.

Werner's, F. A., dramatische Werke. 1stes bis 4tes Bändchen: Fünf Brautwerber um eine Braut. Lustspiel in 5 Akten. Warasdin 1842. Gr. 16. 1 Thlr.

Winter, Amalie, Memoiren einer Unvermählten. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 84. — 25. März 1843.

Über Phrenologie.

Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft. Dargestellt in fünf Vorlesungen von R. R. Noel, Esq. Zwei Abtheilungen. Nebst zehn Steindrucktafeln. Dresden, Arnold. 1841—42. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wunderbar sind oft die Schicksale mancher Menschenwerke und Ideen! Gleich dem Samen mancher Pflanzen schlafen sie oft Jahrhunderte, ohne ihre Keimkraft zu verlieren, bis der günstige Augenblick naht, der ihr latentes Leben wieder ins Dasein ruft. Freilich darf es am Leben selbst nicht fehlen, denn was todtgeboren ist oder bei der Geburt den Keim des Todes in sich trägt, kann auch beim wärmsten Sonnenstrahl nicht mehr erwachen.

Lange hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der geniale Gall die Idee seiner Schädellehre mit sich herumgetragen, lange menschliche und thierische Gehirne zergliedert, Vergleichungen angestellt, Schädel gesammelt, mit einem Worte, sich in den Besitz einer hinreichenden Summe von Erfahrungen gesetzt, bis er es wagte, mit seinem neuen Systeme vor das größere Publicum zu treten. Ja, indem er es that, beabsichtigte er dabei noch die größere Vervollkommnung desselben, indem er zugleich stetig fortsammelte und die Grundsätze seines Systems wissenschaftlich gebildeten Männern selbst zur Prüfung vor Augen legte; denn er begann sein Werk nicht mit schriftlicher Veröffentlichung, sondern er bereiste die größern Städte Europas, hielt öffentliche Vorträge, besprach sein Thema mit Männern vom Fache und entzog sich keineswegs den Zweifeln und Einwürfen, die ihm von diesen gemacht wurden. Eine solche mündliche Verbreitung wissenschaftlicher Gegenstände von Ort zu Ort war damals eine ganz neue Erfindung, und obwol die Neuheit der Sache wol viel zum Gelingen beitragen mochte, so würde sich doch Gall bald in seinen Erwartungen getäuscht gesehen haben, hätte ihr nicht etwas Wahres zum Grunde gelegen. Das ganze Gebäude der Schädellehre, wenn man ihm den wissenschaftlichen Boden nimmt, bietet dem Hohn und der Satire so viele schwache Seiten dar, daß man den neuen Schädelpropheten gewiß bald mit Zigeunern und Chiromanten in eine Classe gesetzt und verlacht haben würde, hätte man in seiner Lehre nicht den tüchtigen Keim erkannt. Statt Verhöhnung wurde ihm allenthalben die ausgezeichnetste Aufnahme zu Theil. Man achtete in ihm den wissenschaftlich-gebildeten, geistreichen Mann, insbesondere den guten Anatomen und scharfsichtigen Naturforscher und hielt es keineswegs unter seiner Würde, seiner neuen Lehre die regste Theilnahme zuzuwenden. Zwar fehlte es damals, wie jetzt, bei dem Auftauchen einer neuen Erscheinung auch nicht an dem mitlaufenden Troß solcher Menschen, die sich der Sache als ein gerade zur Mode gehörendes Spielwerk bemächtigten, an jungen Herrchen, die sich als Kenner und Virtuosen in Betastung der Köpfe ausgaben, an Frauen und Mädchen, die sich gerne die Köpfe betasten ließen oder zum Schein einen nach Gall bezifferten Schädel in ihrem Zimmer aufstellten; für solche Herabwürdigung zum Spielwerk wurde aber Gall wieder hinreichend entschädigt durch den Beifall ausgezeichneter Ärzte und Naturforscher, unter denen namentlich Reil, Hufeland, v. Walther, Bischoff u. A. ihre Theilnahme an der neuen Lehre öffentlich aussprachen.

Indessen war man in Deutschland im Allgemeinen noch weit davon entfernt, die Wahrheit des Gall'schen Systems allenthalben anzuerkennen; vielmehr erhoben sich dagegen mancherlei Einwendungen vom anatomischen, physiologischen, philosophischen, moralischen Standpunkte und der Stimmen dagegen waren vielleicht mehr als dafür. Wie jetzt, so wurde auch schon damals den Gegnern vorgeworfen, daß einem Systeme, das seine Basis in der Erfahrung habe, rein theoretische Einwürfe und Gegengründe nichts anhaben könnten und daß man, um Gall zu bestreiten, sich mit ihm auf gleichen Boden begeben und Natur und Beobachtung zu Hülfe nehmen müsse, eine Foderung, welcher freilich nur Wenige genügen konnten und mochten; denn wie schwer es ist, hier zu einer nur einigermaßen genügenden Kenntniß zu gelangen und sich dazu die Mittel und die Gelegenheit zu verschaffen, läßt sich leicht ermessen. Die meisten Gegner beschränkten sich daher darauf, dem Systeme entweder nur theoretische Gründe entgegenzusetzen oder aus ihrer beschränkten Erfahrung nur einzelne damit in Widerspruch stehende Fälle und Erscheinungen aufzustellen, die für sich allein das Ganze nicht umzustürzen vermochten und deren Beweiskraft man schon dadurch leicht entkräften konnte, daß man zugab, das System habe allerdings im Einzelnen noch Lücken, aber die Existenz mancher Organe am Schä-

bei walteten namentlich noch Zweifel ob u. s. w., damit sei aber seine Wahrheit im Allgemeinen noch keineswegs gefährdet.

So stand ungefähr die Sache, als Gall sein Vaterland für immer verließ und, nachdem er Frankreich und England in Begleitung seines Schülers Spurzheim durchreist und in beiden Ländern fast noch größere Theilnahme für seine Lehre erregt hatte als in Deutschland, sich in Paris niederließ. War es, daß ihn seine Aufnahme in den vorzüglichsten Städten Deutschlands nicht befriedigte, oder wollte er erst sich einer größern Anzahl von Stimmen für oder gegen seine Lehre bei verschiedenen Nationen versichern — er schien bis jetzt von allen Einwendungen, die ihm in Deutschland dagegen gemacht worden waren, keine Notiz genommen zu haben, ja, er schrieb von nun an keine Zeile mehr in deutscher Sprache. Erst in Frankreich fing er an, die gegen sein System gemachten Einwürfe möglichst zu entkräften, es selbst aber in einem größern Werke vollständig darzustellen. Hatte er aber früher seine Landsleute ignorirt, so ignorirten diese nun ihn; denn obwol jenes Werk ins Deutsche übertragen worden war, so blieb doch, mit Ausnahme von wenigen Anatomen und Physiologen, das größere Publicum, das sich früher so lebhaft für die Sache interessirt hatte, sehr kalt dabei. Alles Reden, Schreiben und Streiten darüber hatte ein Ende, die alten Anbeter und Anbeterinnen hatten sich verlaufen, die bezifferten Köpfe wanderten in die Trödlerboutiquen und ihre Formen als Dünger auf die Felder, die schönsten Köpfe zum Studium und zur Bestätigung der Organenlehre gingen unbesehen und unbetastet vorüber und die mit dem Mord- oder Diebsorgane Begabten konnten sich ungescheut wieder in den ersten Gesellschaften sehen lassen, ohne daß nur ein Blick auf sie gefallen wäre; ja, selbst die Männer vom Fache, die sich früher als eifrige Anhänger und Vertheidiger der Sache aufgeworfen hatten, sprachen — auch nicht ein stummes Wort mehr darüber. Und so blieb die Sache in Vergessenheit bis auf den heutigen Tag.

Ein günstigeres Gestirn schien über die neue Lehre in Frankreich und England zu walten, wozu ohne Zweifel die persönliche Gegenwart Gall's und Spurzheim's und ihre länger fortgesetzten mündlichen Vorträge nicht wenig beitragen mochten. Zwar fing auch da der allgemeine Enthusiasmus, mit dem sie anfangs aufgenommen worden war, allmälig zu erkalten an und das Spiel, was damit in Salons und kleinern Familiencirkeln getrieben worden war, erreichte, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn sich die fashionable Welt eines wissenschaftlichen Gegenstandes zur Kurzweil bemächtigt, bald sein Ende; dagegen aber hielten in beiden Ländern einzelne Naturforscher, Ärzte u. A. an der Sache fest und suchten sie auch nach Gall's und Spurzheim's Tode noch weiter fortzubilden. Sowol in Paris als in London sind ihr Viele noch mit großer Anhänglichkeit zugethan, und besonders ist es die an letzterm Orte sich bildende Phrenologische Gesellschaft, die sie nicht allein vor einem frühen Untergang bewahrt, sondern auch ihr Ansehen im Allgemeinen sehr bekräftigt hat. Ein guter Kern muß in der Sache liegen, sonst würde sie weder ihren Begründer so lange überlebt, noch ein Asyl in Ländern gefunden haben, wo die Naturforscher gewohnt sind, mit prüfendem Blicke das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und gegen deutsche Geisteserzeugnisse eher zu viel als zu wenig mistrauisch zu sein.

Nachdem nun Gall's Schädellehre in Deutschland ihr Bürgerrecht fast verloren gehabt hatte und unter die abgethanen Dinge verwiesen worden war, wurde ihre Wiedergeburt zuerst wieder von einem englischen Ärzte, Namens Combe eingeleitet, der im verflossenen Sommer darüber Vorlesungen in Heidelberg hielt, die, öffentlichen Blättern zufolge, nicht allein von angesehenen Ärzten und Naturforschern dieser Universitätsstadt besucht, sondern auch mit Beifall aufgenommen wurden. Ein gleicher Beifall wurde den Vorlesungen zu Theil, die Hr. Noel zu Anfang dieses Jahres zu Prag über denselben Gegenstand hielt und hier unter obigem Titel veröffentlicht. Ob auch er der britischen Nation angehört oder ein Deutscher ist, wissen wir nicht. Wir müssen das Erstere aus dem Zusatz: Esq. hinter seinem Namen schließen, und doch ist er mit unserer Sprache und unsern Zuständen so vertraut, daß er füglich auch als Deutscher gelten könnte. Ist er das Erstere, so ist es jedenfalls eine seltene Erscheinung, daß Engländer eine Sache, die ursprünglich deutscher Abkunft, in ihrem Vaterlande fast undankbar vernachlässigt und in Vergessenheit gekommen ist, wieder bei uns einführen und zu Ehren bringen müssen. Wir würden uns dieser Erscheinung zu schämen haben, wenn sie nicht zum Theil in der Schwierigkeit, die mit dem Studium und der Fortbildung der Gall'schen Lehre verbunden ist, zum Theil aber auch darin begründet wäre, daß deutsche Naturforscher ihre Unzulänglichkeit und ihre schwachen Seiten früher und besser erkannt und sich daher nie zu einer Überschätzung derselben, wie sie ihr von einigen Franzosen und Engländern zu Theil geworden, haben hinreißen lassen. Deshalb steht es auch noch sehr in Frage, ob es jenen Männern des Auslandes gelingen werde, für sie bei dem wissenschaftlichen Theil des deutschen Publicums die Aufmerksamkeit und Theilnahme wieder zu gewinnen, die ihr in frühern Zeiten geschenkt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen von P. F. Stuhr. Zwei Theile. Hamburg, Perthes. 1842. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Man denke sich einmal die ehrenfesten Geschichtschreiber Deutschlands aus dem vorigen Jahrhunderte, einen Achenwall, Toze, Büsch, M. J. Schmidt, Gatterer, Dohm, wie sie mit stiller Sehnsucht vor den vergitterten Archivschränken standen, die unter sieben Siegeln verschlossenen Schätze gar zu gern geöffnet hätten und es als ein hohes Glück betrachteten, wenn dem Einen oder dem Andern eine einzelne Urkunde zur Benutzung gestattet ward. Wie ganz anders ist es jetzt. Denn in fremden wie in deutschen Ländern sind die Archive den Forschern geöffnet

und die jetzigen Historiker, ein Schlosser, Stenzel, Raumer, Voigt, Preuß, Ranke, Pertz, Waitz u. A. haben Neues und Wichtiges im großen Überflusse entdeckt, manche falsche Ansicht berichtigt und alte Irrthümer zerstört. Daher bringt es jetzt in Deutschland fast mehr Ruhm, eine unbekannte Thatsache durch die Arbeit einiger Tage an das Licht zu ziehen, als ein durch jahrelanges Studium gewonnenes Resultat bekannt zu machen, wenn alle darauf verwandte Mühe sich nur auf Gedrucktes gründet, gleichwie gewisse Philologen nur den codex meus wollen gelten lassen. Aber mit Recht sagte Ranke, dem in solchen Dingen eine besondere Stimme gebührt („Historisch-politische Zeitschrift", II, 666), daß, so löblich auch das Bestreben unserer Zeit sei, unbekannten Stoff herbeizuschaffen und neue Actenstücke aufzusuchen, doch damit gar nicht zu Ende zu kommen sei, wenn nicht der sammelnden Thätigkeit auch eine aussondernde, der annehmenden eine verwerfende zur Seite stehe.

Eine solche umfangreiche Sammlung aus noch unbenutzten Quellen liegt jetzt vor uns. Hr. Stuhr ist in Paris gewesen und hat durch die Güte und Freisinnigkeit des Generals Pelet und der Vorsteher des Reichsarchivs sowie der Bibliothek auf dem Arsenale eine beträchtliche Anzahl von Handschriften zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs einsehen können, auch durch Mignet aus dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch nicht ohne sichtbares Widerstreben, Manches von bedeutender Wichtigkeit mitgetheilt erhalten. Früher (im J. 1834) hatte schon Schlosser die pariser Archive benutzt und wichtige Entdeckungen aus denselben in passender Weise in den beiden Bänden seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" an passenden Stellen angeführt. Aus dem fast unübersehlichen Reichthume an Stoff, dessen völlige Ausbeutung nach Hrn. Stuhr's Versicherung die Arbeit mehrer Jahre erfodert hätte, hat derselbe vorzugsweise aus den Handschriften im Reichsarchive den diplomatischen Briefwechsel benutzt, den Bonnac, französischer Gesandter in Haag, von 1752—63 mit Rouillé und den französischen Gesandten Stainville in Rom, de la Touche in Berlin, Ogier in Kopenhagen und Broglie in Dresden geführt hat; ferner aus den Archiven des Kriegsministeriums die Berichte des Grafen Montazet aus dem östreichischen, die der Obersten Vietinghoff und Mesnager aus dem russischen Hauptquartiere; endlich aus den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten die Berichte des Grafen Broglie, außerdem noch andere, die hier nicht alle namhaft gemacht werden können. Diese Berichte, Privatschreiben und militairischen Correspondenzen hat nun Hr. Stuhr nicht in eine Geschichte des Siebenjährigen Kriegs mit Herbeiziehung des schon anderweitig Bekannten verarbeiten wollen. Eine solche Geschichte jetzt schon zu schreiben, hält er unmöglich. Dazu würde die ungehemmte Benutzung preußischer, russischer und anderer Archive nothwendig sein, ferner die Privatcorrespondenzen fürstlicher Personen, wie sie sich in Weimar, Gotha, Stuttgart, Dessau, Bernburg, in München, wohin aus Anspach und Baireuth ein Theil der markgräflichen Archive geschafft ist, und in Koblenz und Düsseldorf aus den Archiven der Kurfürsten von Trier, Köln und von der Pfalz finden werden.

Hrn. Stuhr's Streben ist also dahin gegangen, Das, was in den Quellen gefunden war, auch der Form nach, insoweit dies eine gewisse zu beobachtende Kürze erlaubte, so ähnlich wie möglich wiederzugeben, damit die urkundliche Farbe so viel als möglich erhalten werde. Sein Buch zerfällt hiernach in 23 Rubriken, die meistens von der Veranlassung zum Kriege, von der Geschichte der französischen, östreichischen und russischen Armeen in den verschiedenen Jahren des Kriegs und von den Verhältnissen der Reichsfürsten und der Reichsarmee handeln. In den Anmerkungen und in längern Beilagen sind manche Auszüge in der Originalsprache mit großer Genauigkeit in Nachweisung der Actenstücke aus dem Archive des Kriegsministeriums (Mignet verweigerte diese Erlaubniß) abgedruckt worden, um das Bedeutendere für die Kritik noch kräftiger zu erhärten. Neuere Schriften über die Zeit des Siebenjährigen Kriegs sind hier und da angeführt worden, am meisten die von den Offizieren des preußischen Generalstabes bearbeitete Geschichte, Schlosser wird öfters widerlegt, sonst ist aber manches Bekannte durch die französischen Berichte in ein helleres Licht gestellt oder wenigstens sicherer bewährt worden.

Des Neuen und Unbekannten ist unstreitig hier ein reichlicher Vorrath geboten worden, wofür Hr. Stuhr Dank und Anerkennung verdient. Wenn wir nun hinzusetzen, daß wir trotzdem sein Buch nicht ohne einige Ermüdung durchgelesen haben, so liegt dies auch mit in den trostlosen Dingen, von denen diese Berichte handeln. Denn Eigennutz, Langsamkeit, Eifersucht, Halbheit der Gesinnung und Mangel an gegenseitigem Zutrauen veranlassen die thätigen Männer zu den bittersten Klagen in den elegantesten französischen Formen und man erquickt sich ordentlich an der gutdeutschen Gesinnung der so oft geschmähten Reichsarmee, deren Offiziere und Gemeine nur mit Widerwillen die Waffen gegen Friedrich II. trugen. Übrigens sind es vier Punkte, die für unsern Zweck eine nähere Besprechung verdienen (der Geschichtforscher wird natürlich alle einzelnen Urkunden genau beachten müssen), erstens die Veranlassung zum Kriege, zweitens die französische Diplomatie und Kriegführung, drittens die schlaffe Verbindung der Russen und Östreicher und viertens die Nachrichten über die Reichsarmee und über die Reichsfürsten während des Siebenjährigen Kriegs.

Was den ersten Punkt anbelangt, so gilt derselbe einer Widerlegung der von Hertzberg nach Friedrich's II. Tode aufgestellten Behauptung, daß für den König im Jahre 1756 keine Nothwendigkeit zum Beginnen des Kriegs durch seinen Einfall in Sachsen obgewaltet habe. Mit Recht und Glück hat Hr. Stuhr nachgewiesen, daß der König sich wirklich in der Nothwendigkeit befunden habe, und dies zwar aus den Ansichten und Urtheilen der Diplomaten damaliger Zeit, wie sie sich in vertraulichem Briefwechsel aussprechen. Die Hauptsätze seiner Beweisführung sind etwa folgende. Im J. 1755 bereitete sich eine völlige Umänderung im europäischen Staatensysteme vor, die Höfe schwankten und wankten überall in ihren Neigungen, zwischen England und Frankreich konnte die frühere Freundschaft nicht mehr bestehen, beide Mächte suchten die Freundschaft Friedrich's II. Die Aussöhnung zwischen Frankreich und Östreich ahnete man 1755 noch nicht, nur Gerüchte gingen um, an allen Höfen fanden diplomatische Bewegungen statt, als schon offener Seekrieg zwischen England und Frankreich war. Zwischen England und Preußen war am 16. Jan. 1756 der Vertrag zu Westminster abgeschlossen, um die deutschen Grenzen gegen das Eindringen fremder und feindlicher Truppen zu sichern, doch hoffte man preußischer- wie französischerseits noch immer auf Erhaltung des guten Vernehmens. Unterdeß hatte aber Kaunitz die Annäherung zwischen Frankreich und Östreich bewirkt, die dem König Ludwig XV. persönlich behagte, weniger seinen Diplomaten, durch Östreich war das engere Verhältniß mit Rußland vermittelt, wo der westminstersche Vertrag sehr misfiel. Auf die Nachricht vom Abschlusse des versailler Tractats rüstete Friedrich; seine Antwort an den Grafen Valori ist bekannt, daß, da von allen Seiten Rüstungen gemacht würden, es der Klugheit gemäß sei, auf seiner Hut zu sein, um nicht überrascht zu werden. So ward Friedrich zum Einmarsche in Sachsen durch seine Gegner gezwungen. Man hat gesagt, er sei im Irrthume befangen gewesen. Nun ist allerdings auch nicht in den neuesten Zeiten ein Beweis für die Behauptung einer 1756 zwischen Rußland und Östreich geschlossenen Übereinkunft zum Angriffe Preußens aufgestellt worden, auch beruht die Ansicht französischer Diplomaten, Friedrich habe sich durch England täuschen und zum Kriege bewegen lassen, auf keinem bestimmten Zeugnisse, wogegen sogar, wenn man auch annimmt, daß das damalige englische Ministerium einen Continentalkrieg wünschen mußte, eine sichere Nachricht die Abrathung des englischen Cabinets nachweist — es bleibt also die Vermuthung, daß Kaunitz es gewesen sei, der auf irgend einem Wege Friedrich II. die falsche Nachricht von dem bevorstehenden östrei-

östreichisch-russischen Angriffs habe zukommen lassen, um ihn aufzubringen und zu unüberlegten Schritten zu reizen, immer die wahrscheinlichste. Weltkundig war aber, daß Kaunitz in seinem verstockten Eigensinn keinen andern Plan verfolgte als den des Sturzes der preußischen Macht; in der diplomatischen Welt gingen die sonderbarsten Gerüchte um, durch die Friedrich bewegt und aufgeregt werden mußte; wahrscheinlich ist, daß Kaunitz auch an die Erneuerung der Macht der katholischen Kirche dachte, wie denn der Krieg in den östreichischen Staaten auch von religiöser Seite aufgefaßt wurde, man jedoch es nicht wagen durfte, dies öffentlich auszusprechen, weil die protestantischen Reichsstände und Rußland zu schonen waren. Die Politik Großbritanniens hatte dagegen schon längst religiöse Momente weit öffentlicher in Bewegung gesetzt, sein Bestreben, Frankreich durch einen Land- und Seekrieg zugleich zu schwächen und das Verhältniß Preußens zu Östreich in den Verhältnissen zur Zukunft und Vergangenheit, „die sich in zwei Hauptrichtungen mannichfaltig durcheinander verschlingend sich gegenseitig entzündet hatten", waren die Ursachen des Siebenjährigen Kriegs. Der Einmarsch der Preußen in Sachsen steigerte die Erbitterung an den Höfen zu Wien, Petersburg und Versailles, namentlich an dem erstern Orte.

Die französische Diplomatie und Kriegführung in dieser Zeit zeigt ganz besonders die obengenannten Eigenschaften, man kann die Denkschriften und Armeebefehle nicht ohne Verdruß und Langweile lesen und wird sich nur daran erfreuen, daß sie der glänzenden Thatkraft Friedrich's II. um so besser zur Folie dienen. Gleich im Anfange des Siebenjährigen Kriegs wünscht der östreichische Hof, daß Marschall Richelieu gegen die Elbe und gegen Magdeburg vorgehen soll, Belle Isle, der in Versailles die Kriegsoperationen leitet, ist damit einverstanden, aber Richelieu bewegt sich nur sehr langsam, schließt statt raschen Vorrückens einen Neutralitätsvertrag mit dem Herzoge von Cumberland und unterhandelt mit Mecklenburg, Hessen und Braunschweig. Ein ander Mal wird er angewiesen, die Winterquartiere bis Halberstadt auszudehnen, er thut es aber nicht und läßt sich in die bekannte Correspondenz mit Friedrich II. ein, verspricht seine Vermittelung zu Unterhandlungen mit seinem Hofe, verhält sich durchaus unthätig und statt den ihm offenen Weg in die Marken und nach Berlin einzuschlagen, begnügt er sich Contributionen einzutreiben und immer neue Schwierigkeiten zu erheben, die ihn am Vorrücken und im folgenden Jahre an der Unterstützung Soubise's hindern. Ja, er schließt am 17. Oct. 1757 eigenmächtig eine Convention mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zu dessen Vortheile, der man in Versailles zwar die Genehmigung versagt, jedoch ohne Zeichen des Misfallens, ohne Bemerkung über die militairischen Gründe zur Rechtfertigung derselben, sondern blos da die Politik es verböte, die Genehmigung zu ertheilen. Man weiß in der That nicht, ob man mehr die Halbheit des versailler Hofes oder die schmähliche Führung Richelieu's verdammen soll, gegen dessen Benehmen seine eigenen Offiziere so laut wurden, daß Ludwig XV. ihnen verbot, Denkschriften gegen den Herzog einzureichen, weil er allein zu befehlen habe. Nicht anders ging es bei Soubise's Heere zu. Die Geschichte seines Heerzuges in den Monaten vor der Schlacht bei Roßbach und nach derselben ist nichts als ein planloses Hin- und Herziehen, wo seine Instructionen dahin lauten, nichts auf das Spiel zu setzen, nicht offensiv zu verfahren, für die Verpflegung zu sorgen und gute Winterquartiere zu beziehen. Bei einer solchen Veranlassung konnte sogar Stainville, der französische Gesandte in Wien, an Soubise schreiben, daß, wenn er überhaupt glaube, den vom Kriegsminister Paulmy an ihn gelangten Befehlen gehorchen zu müssen, er doch mit der größtmöglichen Behutsamkeit verfahren solle; auch möge er Sorge tragen, daß der Glanz der Politik des französischen Hofes nicht befleckt werde, und zugleich dafür, daß alle Schuld auf den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen falle. So muß er denn diese auch für den Verlust der Schlacht bei Roßbach tragen, seine ungebührliche Eile soll das Unglück herbeigeführt haben, wobei aber doch die französischen Generale, deren Berichte in der Beilage mitgetheilt werden, so gerecht sind, die Raschheit der Bewegungen bei der preußischen Infanterie und die Kunst in Manoeuvriren anzuerkennen, ihre Cavalerie dagegen beloben und meinen, daß sie es mit der preußischen wol aufnehmen würde, wenn sie ihr nur an Zahl gleich wäre. Aber aus diesen Berichten, die überhaupt von Interesse für die Ansichten und Urtheile der französischen Oberoffiziere sind, geht auch hervor, daß zwischen den Generalen und Soldaten Uneinigkeit herrschte und daß weder die Infanterie der Franzosen noch der Reichsarmee Lust hatte, sich mit den Preußen zu schlagen. Nicht anders wie im Heere Soubise's war es auch bei dem Heere unter Clermont's, Contades' und Broglie's Führung in den Jahren 1758—60, denen Hr. Stuhr besondere Abschnitte im zweiten Theile gewidmet hat, aus denen wir namentlich die Nachrichten über die Schlacht bei Minden und die darauf folgenden Operationen hervorheben wollen. Derselbe Mangel an Einheit, an consequenter Verfolgung strategischer Zwecke, dieselbe scheinbare Abhängigkeit von Versailles, wo Belle Isle doch noch aufrichtig genug ist, zu gestehen, er könne von dort aus nicht Alles beurtheilen, und dieselbe Eigenmächtigkeit der Feldherren, die freilich auch durch die sich oft widersprechenden Befehle des Kriegsministers und die aus dem Cabinet herbeigeführt werden mußte. Denn bald sollen die Feldherren Schlachten liefern und die Ehre des französischen Namens aufrecht erhalten (und doch zeigt sich nirgend Verdruß über die Niederlagen bei Roßbach und Krefeld), bald sollen sie auf gute Winterquartiere Bedacht nehmen und die Leute schonen; dadurch und durch die Unzufriedenheit und Zuträgerei wurden im Heere selbst Mishelligkeiten zwischen den Generalen und dem Minister erzeugt. „Malheureusement pour les affaires du roi", schreibt einmal Broglie, ein tüchtiger Mann, unter dem 4. Juni 1760, „il y a dans les armées plus de fausses plumées que de franches épées." Endlich tritt überall nur zu deutlich hervor, wie wenig aufrichtig es der französische Hof und sein Ministerium mit den verbündeten Mächten meinte. Daß dem ganzen Kriege für Östreich gegen Preußen die damalige Gesinnung des Volks widersprach und daß der Kriegsminister nach der Schlacht bei Zorndorf gestehen konnte, die Hälfte der pariser Bevölkerung sei für Friedrich II. begeistert, daß ferner der militairische Geist der Nation sich gegen die Art und Weise, wie der Krieg geführt wurde, empören mußte, hätte allerdings für die Regierung ein Fingerzeig sein können, aber da dieselbe nun einmal beim Kriege beharrte, so mußte sie ihn in gutem Einverständnisse mit den Verbündeten führen. Was soll man jedoch — um nur Eins anzuführen — sagen, wenn Montazet, der französische Militairgesandte, und Choiseul, der Botschafter in Wien, fortwährend angewiesen werden, Östreich von seinen Planen auf die Eroberung von Schlesien abzuziehen und zu verhindern, daß diese Macht daselbst festen Fuß fasse.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Neuigkeiten der englischen Literatur: „The modern history and condition of Egypt; its climate, diseases, and capabilities; comprising the proceedings of Mahommed Ali Pascha, from 1829 to 1842, with illustrations of scripture, history, the fulfilment of prophecy, and the progress of civilization in the East, by *W. Holt Yates*", zwei starke Bände, mit zahlreichen Illustrationen; „Narrative of a yacht voyage in the Mediterranean, during the years 1840—41, by a Lady", zwei Bände, mit zahlreichen Stichen; „Journey from Heraut to Khiva, Moscow, and St. Petersburgh, during the late russian invasion of Khiva: with some account of the court of Khiva and the kingdom of Khaurism, by *James Abbot*, captain bengal artillery", zwei Bände, mit einer Karte. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 85. —— 26. März 1843.

Über Phrenologie.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Was Noel's Schrift betrifft, so hat sie das Verdienst, daß sie uns genau den Standpunkt bezeichnet, den Gall's Lehre jetzt nach manchen Überarbeitungen und Verbesserungen, wie sie solche besonders durch Spurzheim, Combe, Vimont, Broussais u. A. erfahren, einnimmt; daß sie Alles, was zum Studium derselben erfoderlich ist, zweckmäßig zusammenstellt und, obwol mit großer Wärme für die Sache geschrieben, doch auch manche Mängel und Unvollkommenheiten derselben nicht verschweigt. So gesteht der Verf. gleich am Eingange der ersten Vorlesung zu, daß zwar die Hauptgrundsätze des Gall'schen Systems wahr, aber einige Einzelheiten nicht richtig oder doch noch nicht hinlänglich durch die Erfahrung erwiesen seien.

Als Grundlehren der Phrenologie werden folgende aufgeführt: 1) Das Gehirn ist das Organ des Geistes, es ist bei jeder Äußerung geistiger Thätigkeit betheiligt, dieselbe mag sich auf die Denkkräfte oder auf das Gefühl beziehen. 2) Das Gehirn wirkt nicht als ein einziges Organ, sondern als eine Mehrheit von Organen, deren jedes zur Vermittelung eines individuellen geistigen Vermögens dient. 3) Der Grad der Energie, mit welcher ein Vermögen des Geistes wirkt, oder die Kraft desselben steht unter übrigens gleichen Umständen in Verhältniß zur Größe seines Organs. 4) Durch sorgfältige Beobachtung einer großen Anzahl von Fällen, in welchen ein besonderer Theil des Gehirns alle andere Theile desselben verhältnißmäßig an Größe übertrifft, und durch Ermittelung der in demselben Individuum in vorzüglichem Grade vorhandenen geistigen Anlagen erhalten wir den Schlüssel zur Entdeckung der Function eines jeden Organs des Gehirns, und es ist nur eine sehr zahlreiche vorsichtige Wiederholung solcher Beobachtungen nothwendig, um jede Befürchtung von Irrthümern bei der Annahme von Schlußfolgen, die daraus entstehen, zu vermeiden. Eine fünfte Grundlehre, daß nämlich das Wachsthum der Schädelknochen dem der Gehirnorgane parallel gehe, hat hier der Verf., wir wissen nicht aus welchem Grunde, übergangen, denn, obwol dieses Punktes später gedacht wird, so gehört er doch wesentlich hierher, da, ohne daß er zuvor erwiesen ist, an eine Entdeckung der Gehirnorgane durch äußere Merkmale nicht zu denken sein würde.

Der erstere dieser Sätze ist durch physiologische Forschungen so fest begründet und allgemein angenommen, daß sich dagegen wenigstens keine triftigen Einwendungen erheben lassen. Dagegen ist der Satz, daß das Gehirn als eine Mehrheit von Organen wirke, deren jedes zur Vermittelung eines individuellen geistigen Vermögens dient, noch manchen Zweifeln unterworfen, die durch die Beweise des Verf. keineswegs alle beseitigt werden können. Es ist noch gar nicht erwiesen, daß jene Vermögen der Seele für sich bestehende sind und nicht vielmehr nur Arten der Wirkung einer und derselben Kraft. Überhaupt kann das Seelenleben nicht aus materiellen Veränderungen des Gehirns erklärt werden, ebenso wenig als die Lebenskraft, welche den Blutumlauf regiert, aus dem mechanischen Bau des Herzens und der Gefäße, obgleich wir zugeben müssen, daß die Integrität des Gehirns zum normalen Vonstattengehen der intellectuellen Verrichtungen erfoderlich ist. Wollten wir aber auch zugeben, daß besondere Richtungen der Seelenkräfte in besondern Richtungen des Gehirns wirken, was allerdings nicht ganz abzuleugnen ist, so sind wir doch noch weit davon entfernt, die Stellen im Gehirne bezeichnen zu können, nach welchen sie erfolgen. Die Gall'schen Organe sind immer nur am Schädel, nie im Gehirne selbst nachgewiesen worden und lassen sich da nicht nachweisen. Verschiedene Thierarten, die mit verschiedenen Kräften, Eigenschaften, Neigungen u. s. w. begabt sind, zeigen durchaus keine Verschiedenheiten in den Hirntheilen; ebenso wenig Thiere derselben Art; ja, selbst bei Menschen von verschiedenen Geistesgaben und Neigungen hat, unsers Wissens, kein Anatom bis jetzt solche Verschiedenheiten entdeckt, es sei denn in der Größe und Masse des Gehirns oder in der Zahl seiner Windungen, und selbst wo letzteres der Fall war, ließen sich keine Schlüsse auf das Dasein oder Fehlen gewisser geistigen Kräfte und Gemüthseigenschaften ziehen. Hätte ferner jedes besondere geistige Vermögen, jede Neigung ihre besondere Provinz im Gehirn, so würde mit Verletzung oder Zerstörung der letztern auch die erstere verloren gehen müssen, was aber durch die Erfahrung keineswegs bestätigt wird. Sowol die höhern als die niedern intellectuellen Fähigkeiten, Denken, Vorstellen, Phantasie, Erinnern u. s. w., können an jeder Stelle der Gehirnoberfläche durch Verletzung beeinträchtigt werden. Man hat auch oft genug gesehen, daß die verschiedenen Theile

der Hemisphären die Thätigkeit der andern bei den intellectuellen Functionen unterstützen können. Ebenso wenig hat man bei Menschen, bei denen die Entfernung zerstörter Partien der Oberfläche des Gehirns durch Kunst nöthig war, eine Änderung in den moralischen und intellectuellen Eigenschaften wahrgenommen.

Also nachgewiesen können die Organe im Gehirn selbst nicht werden, man schließt sie nur aus der Form des Schädels, in das jenes Organ eingeschlossen ist. Man setzt hierbei voraus, daß sich die Form der Knochen nach den Formen des Gehirns richte. Aber geht man auch nicht darin zu weit? Immerhin mag man annehmen, daß die Knochen keine starren, stabilen Gebilde, sondern, wie andere Organe, in steter Umbildung begriffen sind, aber ihre Zersetzung und Erneuerung kann ja Gesetzen folgen, die ganz unabhängig von denen sind, welche die Entwickelung des Gehirns bedingen, abgesehen davon, daß auch die am Schädel liegenden Muskeln, wie dies so häufig an andern Stellen des Körpers der Fall ist, auf die Bildung der unter ihnen liegenden Knochen von einigem, wenn auch nur geringem Einfluß sind.

Wenden wir uns nun zur speciellen Bezeichnung der besondern Organe am Schädel, so fällt auch hier das Schwankende und Unbestimmte sattsam in das Auge. Manches ist hier seit Gall von den neuern Phrenologen abgeändert und hinzugesetzt worden, ohne daß jedoch dadurch die ganze Lehre wesentlich gefördert oder fester begründet worden wäre. So wurde früher das Gehirn in drei Regionen abgetheilt, nämlich 1) in die Organe, die auf der mittlern Basis und den seitlichen hintern Theilen des Gehirns liegen, mit Einschluß des ganzen Cerebellum, welche sämmtlich die Äußerung der Vermögen oder Triebe bedingen, die zur Erhaltung des Individuums und des Geschlechts nothwendig sind, 2) in die Organe, die auf dem mittlern und vordern Scheitelteile liegen und den moralisch-religiösen Vermögen oder Empfindungen angehören, und 3) in die Organe im vordern Lappen des großen Gehirns, welche die intellectuellen oder Verstandeskräfte äußern. Dagegen zieht der Verf. es vor, folgende fünf Abtheilungen zu unterscheiden: Die erste enthält die Organe, die zur Erhaltung des Individuums nothwendig sind, die der Mensch mit den meisten Thieren gemein hat und deren Functionen man die niedrigen, egoistischen im eigentlichen Sinne nennen kann. Sie sind, so viel bis jetzt entdeckt ist: Lebenserhaltungstrieb, Nahrungstrieb, Zerstörungstrieb, Verheimlichungs- und Bekämpfungstrieb. Ihr Sitz ist in den Windungen der Basis und der mittlern Seitenlappen des großen Gehirns, sodaß nur die vier letzten Organe an den Köpfen lebender Menschen leicht erkennbar sind. Sind diese sehr stark entwickelt, so verursachen sie einen großen Durchmesser des Kopfes von einem Ohre zu andern und eine im Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Kopfes große Wölbung rings um die Ohren, mitunter aber auch eine tiefe Lage der äußern Ohröffnungen, sodaß dieselben tief unter einer horizontal vom Auge nach dem Hinterkopfe gezogenen Linie zu liegen kommen. Die zweite Abtheilung besteht aus den Organen, die zur Erhaltung des Geschlechts gehören, dem Fortpflanzungstriebe im kleinen Gehirn, dem Triebe der Kinderliebe, dem der Anhänglichkeit und, wie Combe meint, auch der Einheit. Diese Organe kommen auch bei vielen Thieren vor und haben ihren Sitz in den, von dem Hinterhauptbein und den hintersten untersten Theilen der Scheitelbeine bedeckten Hirnwindungen. Die dritte Abtheilung umschließt die Organe des höhern Egoismus, jener Seelenkräfte, welche auf die Stellung des Individuums in seinem gesellschaftlichen Leben Beziehung haben. Spurzheim und Combe nennen sie die Empfindungen, die der Mensch mit den niedern Thieren gemein hat, als Selbstachtung, Beifallsliebe und Vorsicht. Die beiden ersten Organe nehmen den hintern obern Winkel der Scheitelbeine ein; das letztere liegt auf der Seite mehr vorwärts, sodaß die Verknöcherungspunkte der Scheitelbeine (Tubera parietalia) auf dem obern Rande desselben stehen. Die vierte Abtheilung enthält die höhern moralischen Organe, deren Functionen sich auf das Wohl unserer Mitmenschen und Nebengeschöpfe, sowie auf unsere Verhältnisse zu dem allmächtigen Urheber unsers Daseins und auf unser künftiges Leben beziehen. Sie sind größtentheils nur dem Menschen eigen und ähnliche Windungen wie diese auf dem obersten Theile des menschlichen Hirns kommen bei keinem Thiere vor. Dazu gehören Festigkeit, Gewissen, Verehrung, Hoffnung, Wunder, Wohlwollen und Nachahmung; letzteres Organ, sowie das des Gewissens, sind aber noch zweifelhaft. Diese Organe nehmen den ganzen Scheitel ein, von den obern Grenzen der Beifallsliebe und Selbstachtung bis an die intellectuellen Vermögen in der Stirn. Sind sie sehr stark entwickelt, so wird im Kopfe nicht allein ein rechtes Verhältniß zwischen der Höhe und Breite sein, sondern der Scheitel steht auch hoch und breit über die Verknöcherungspunkte der Scheitel- und Stirnbeine (Tubera frontalia und parietalia) hinaus. Die fünfte Abtheilung besteht in den intellectuellen oder Verstandesorganen, welche vielleicht wieder eine dreifache Abtheilung unter sich zulassen, als 1) die Erkenntnißvermögen, 2) die höhern Denk- oder Verstandeskräfte (Urtheilskraft, Vernunft) und 3) die Organe, die den Sinn für Mechanik und bildende Kunst, für das Schöne und Poetische ausmachen (Bausinn, Idealität). Diese nehmen den ganzen vordern Lappen des Gehirns ein, mit Ausnahme jenes obern, soeben beschriebenen Theils, als den Sitz von Wohlwollen und Wunder und vielleicht auch den von Nachahmungsvermögen, und zwar so, daß die Erkenntnißvermögen (perceptiven Fähigkeiten) den untern Theil, die höhern Denkvermögen den obern und die Organe für Mechanik und bildende Kunst und für Poesie die seitlichen hintern Theile dieses Lappens einnehmen. Die hierher gehörenden Organe sind: Gegenstandsinn, Formensinn (nach Gall Personensinn), Größensinn, Gewichtsinn, Farbensinn, Ortsinn (nach Gall Raumsinn), Zahlensinn, Thatsachensinn, Zeitsinn, Tonsinn, Sprachsinn, Vergleichungsvermögen (nach Gall vergleichender Scharfsinn), Schlußvermögen (nach Gall metaphysischer Tiefsinn).

(Der Beschluß folgt.)

Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen von P. F. Stuhr. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 84)

Als den dritten Punkt bezeichneten wir den Mangel an Einheit und Selbständigkeit in der Kriegführung der Östreicher und Russen. In beiderlei Beziehung macht sich hier wieder französischer Einfluß bemerklich. In Wien griff Montazet in die Entwerfung der Operationsplane mit ein, verhandelte bald mit der Kaiserin, bald mit Kaunitz, bald mit dem Feldmarschall Daun und brachte, wie jeder Unbefangene eingestehen wird, Alles in Verwirrung. Es ist nicht möglich, dies ohne großen Überdruß zu lesen. Einen löblichern Zweck hatte seine Thätigkeit im Felde, wo er die Unentschlossenen anzuregen und raschere Maßregeln hervorzurufen suchte, aber die bittersten Klagen erhebt, daß er entweder gar nicht zum Kriegsrathe zugezogen würde, oder daß Daun gerade das Gegentheil von Dem thäte, was er vorschlug, so nach dem Siege bei Hochkirch, woran ihm in Hinsicht des Entwurfs des Schlachtplans als der Ausführung desselben das meiste Verdienst gebührt, was Daun selbst anerkannt hat. Auf der andern Seite begreift es sich vollkommen, weshalb ein fremder Offizier, der nicht immer sich in seinen Schranken hielt, im östreichischen Hauptquartiere nur ungern gesehen war und seine Gegenwart nicht dazu beitragen konnte, die Mishelligkeiten zwischen Daun und dem Prinzen Karl von Lothringen, später zwischen Daun, Loudon und Lascy zu beseitigen. „Que voulez vous, que je fasse?" sagt der Prinz zu Montazet bei einer solchen Gelegenheit. „Vous voyez bien, que le Maréchal (Daun) ne veut rien faire, et moi je ne veux rien prendre sur moi." Diese Mishelligkeit ist dem östreichischen Heere fortwährend nachtheilig gewesen und der ganze Zustand desselben, sowie die Unfähigkeit der meisten Generale, vor allen die große Langsamkeit der Befehle vom Hofkriegsrathe und die Animosität desselben gegen Kaunitz wirkte immer der Ergreifung kräftigerer Maßregeln entgegen. Es ist dies um so mehr hervorzuheben, je tüchtiger der größte Theil der Truppen war und je größer die Ruhe und Billigkeit ist, mit welcher östreichische militairische Schriftsteller, wie Schels und Thielen (die Hr. Stuhr nicht benutzt hat), von ihren Gegnern sprechen. Der Schlacht bei Kollin wohnte Montazet nicht bei, es finden sich aber darüber in dem Berichte des Generals Champeaux merkwürdige Äußerungen, die bei aller Eitelkeit, mit welcher er seine Persönlichkeit zur Schau trägt, helleres Licht über die Geschichte der Schlacht verbreiten. Namentlich bemerkt Hr. Stuhr, daß der Grund davon, daß die Östreicher eine kräftige Verfolgung unterließen, nicht in ihrer zögernden Bedächtigkeit gelegen habe, sondern in ihrer völligen Auflösung, sodaß, wenn die Preußen sich nur noch eine ganz kurze Zeit hätten behaupten können, oder wenn Zieten gegen den äußersten rechten Flügel der östreichischen Reiterei rasch vorgebrochen wäre, Friedrich II. einen glänzenden Sieg erfochten haben würde. Über die Schlacht bei Leuthen sind in einer Beilage zum ersten Theile aus den Briefen des französischen Obersten Marainville an den Kriegsminister Paulmy eine Reihe von Stellen mitgetheilt, die von Geist und militairischem Urtheil zeugen.

Hinsichtlich des russischen Antheils an den Feldzügen des Siebenjährigen Kriegs hat es Hr. Stuhr für angemessen erachtet, aus den ihm vorliegenden Gesandtschaftspapieren das Dunkel zu beleuchten, in welches die russische Politik vor und gleich nach dem Anfange des Kriegs sich gehüllt hatte. Aus dieser nützlichen Einleitung geht hervor, daß weder Kaunitz, noch der französische Hof, noch der englische den Russen so recht trauten, doch aber um ihre Freundschaft buhlten, und daß am petersburger Hofe selbst zwischen dem jungen und dem alten Hofe, zwischen Woronzof und Bestuchef ein System der Intrigue und gegenseitigen Auflauerung bestand. Manches Bekannte tritt hier in ein besseres Licht, wennschon Vieles dunkel bleiben mußte, da die Diplomatie nur gar zu oft selbst im Dunkeln tappte. Aber der persönlichen Feindschaft der Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich wird nirgend gedacht. Zwischen Rußlands und Frankreichs neuer Freundschaft stand Polen in der Mitte, dem Ludwig XV. stets besondere persönliche Theilnahme geschenkt hatte und wo Rußland jetzt festen Fuß fassen wollte. Darin waren Alle einig, die zur russischen Verwaltung gehörten, sodaß die patriotische Partei in Polen, da sie sich von Frankreich verlassen glaubte, den Schutz Friedrich's II. anzurufen im Begriff war, und das Gerücht ging, es habe der Markgraf von Baireuth katholisch werden wollen, um durch Friedrich's II. Einfluß die polnische Königskrone zu erlangen. Der französische Gesandte in Petersburg, de l'Hopital, sollte also die polnischen Angelegenheiten wohl beobachten, im übrigen das beste Vertrauen zu Frankreichs Redlichkeit zu erwecken suchen, das Bündniß selbst aber mit Rußland ward in Versailles nur als eine Folge der Verbindung mit Östreich angesehen und benutzt, um Rußland von England getrennt zu halten. Mit der französischen Redlichkeit war es aber ebenso wenig Ernst als mit der russischen Kriegführung, denn die französische Politik bemühte sich z. B. 1760 aus allen Kräften, die Vereinigung der Russen und Östreicher zu hindern, die Russen aber zeigten schon unter Apraxin eine erkünstelte Langsamkeit im Vorrücken, ebenso wie unter Fermor und Soltikoff; auch hier wurde viel berathen und geschrieben, wobei das preußische Land durch eine echt türkische Verwüstung am meisten litt, aber wenig gethan. Die Generale der Russen freuten sich bekanntlich gar nicht einmal ihres Siegs bei Kunnersdorf, zogen sich vielmehr wieder zurück, verlangten von den Östreichern, sie sollten nun auch das Ihrige thun, und lebten mit ihnen meistens in Spannung oder in nur erheuchelter Eintracht, Alles aber nicht aus eigenem Willen, sondern in Gemäßheit der ihnen aus Petersburg gewordenen Instructionen. Das geht deutlich aus der Correspondenz des Obersten Mesnager, des französischen Militairgesandten, der im russischen Hauptquartiere ein größeres Ansehen hatte als andere Fremde, mit dem Grafen Choiseul in Wien hervor. Mesnager war ebenso eifrig als Montazet, aber er sah bald ein, daß sein Rath nicht gehört wurde, daß die kriegerischen Bewegungen der Russen nichts wären als Märsche, durch die sie ihre eigenen Leute aufrieben, wenn sie auch noch so klein wären, und daß sie nur Vorwände suchten, um nichts zu thun und um Andere zu täuschen, weshalb es auch ganz abgeschmackt sein würde, wenn man auf sie Hoffnungen bauen wollte, oder meinen, daß es ihnen z. B. 1761 Ernst gewesen sei, Schlesien zu erobern. Es ist wahrlich eine bittere Ironie auf die Allianzen, wenn wir lesen, wie Feldmarschall Butturlin in dem genannten Jahre einen kaiserlichen Befehl erhält, den Krieg mit der größten Lebhaftigkeit zu führen, unmittelbar darauf aber belobt wird, die Truppen so geschont zu haben, und die Anweisung empfängt, für die Zukunft ganz nach seinem Gutdünken zu handeln. Durch diese und ähnliche Aufschlüsse aus Mesnager's Depeschen ist namentlich die Theilnahme Rußlands an dem Kriege sehr aufgeklärt worden, das zwar ohne unmittelbaren Ländergewinn vom Schauplatze des Kriegs zurückgetreten ist, aber in Folge desselben nicht nur den Vortheil eines bedeutenden Machtgewinns in Polen davongetragen hat, sondern auch den einer weit innigern und lebendigern Verschlingung seiner geschichtlichen Verhältnisse in die der westeuropäischen Völker, als es früher der Fall gewesen war.

Als den vierten Punkt von Wichtigkeit bezeichneten wir die Nachrichten über die deutschen Reichsfürsten und ihre Armee. Hr. Stuhr verdient für diese Aufschlüsse, die er in drei verschiedenen Abhandlungen zusammengefaßt hat, besondern Dank aller Leser, denen es um eine vorurtheilsfreie Würdigung der deutschen Zustände im Siebenjährigen Kriege zu thun ist, zugleich enthalten sie eine Ehrenrettung der deutschen Fürsten über ihr Betragen gegen Friedrich II. und eine andere Schilderung des Geistes in der Reichsarmee, die man gewohnt ist, als eine schwerfällige Masse ohne Geist und Leben, als einen Gegenstand des Spottes, zu bezeichnen wie dies ja Friedrich II. selbst mehr

als einmal gethan hat, aber eigentlich mit Unrecht. Denn zuerst herrschte in der Reichsarmee für ihn immer die günstigste Stimmung. Es hatten diese nicht blos die schwäbischen Kreistruppen und die protestantische Bevölkerung der zwischen dem Main, der obern Donau und dem Rheine belegenen Länder, sondern auch die Katholiken waren nicht unbedingt und nur theilweise dem Hause Östreich ergeben, in Köln, Baiern und Pfalz verhehlten weder die Fürsten noch die Einwohner ihre Anhänglichkeit an den König von Preußen. Mehre von ihnen, die sich äußerlich hatten an Östreich anschließen müssen, wie die sächsischen Herzöge, Baiern und Würtemberg, standen mit Friedrich II. in lebhafter geheimer Unterhandlung; in allen Reichsstädten, besonders in denen am Main und an der Donau, hatte er bedeutende Verbindungen und auf die öffentliche Meinung in Süddeutschland wirkten namentlich die beiden erlanger Zeitungen, an denen die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's II. geistreiche Schwester, großen Antheil hatte. War nun diese Theilnahme auch mitunter schwächer, wie z. B. in Franken und in Süddeutschland 1759, so war sie doch eigentlich nur aus dem Gefühle der Sicherheit vor einem preußischen Einfalle und der daraus hervorgehenden Landesverheerung entstanden; die innige Theilnahme an dem Glück oder Unglück des preußischen Helden in seinen Schlachten blieb unverändert dieselbe. Am lautesten sprach sie sich in der Abneigung aller Reichsfürsten und der gesammten Bevölkerung gegen Frankreich aus. Die Briefe und Depeschen der französischen Militairgesandten in Deutschland, Ryhiner, Boisgelin, Marainville, bestätigen dies auf das einleuchtendste. Überall stoßen sie auf Schwierigkeiten, um Hülfe zu erhalten, die Truppenaushebungen gehen langsam und schläfrig von statten, es traten bedeutende Spannungen mit den größern Reichsfürsten, wie mit dem Herzoge von Würtemberg ein, dem Graf Broglie sogar unter dem 13. Dec. 1759 zu schreiben sich vermaß: „es werde dem Könige von Frankreich nicht an Mitteln fehlen, den Herzog seine Unzufriedenheit fühlen zu lassen". Und dieser Herzog war ein ebenso eifriger Anhänger des französisch-östreichischen Bündnisses, als seine Unterthanen dasselbe haßten. Trotz solcher Drohungen und ohne Furcht vor den argen Erpressungen, durch welche die Franzosen die deutschen Reichskreise mishandelten, ward die Stimmung für sie nicht gebessert, ja es kam zu gewaltsamen Auftritten, wie mit den Würtembergern in den Jahren 1758—59 namentlich bei der Besetzung von Würzburg, und mit den Pfälzern 1758, deren General Isselbach sich geradezu weigerte, auf die Truppen des Herzogs Ferdinand zu schießen und den Franzosen Düsseldorf einzuräumen. Am meisten aber stieg der Unwille, als es immer deutlicher hervortrat, daß Ludwig XV. sich eine Partei im Reiche bilden wollte, als er versuchte am Maine sich festzusetzen, die Stadt Nürnberg zu einem Werbeplatze ausersah und den Antrag machte, Frankfurt durch französische Truppen besetzen zu lassen. Gegen solche Anmaßungen riefen die Reichsfürsten den Kaiser ganz öffentlich zu Hülfe und wenn nun die französischen Gesandten sich wieder über die östreichischen Minister beschwerten, die Haß gegen sie in Deutschland verbreiteten, so ergibt sich von neuem, an welchen lockern Fäden diese Allianz hing. Die Reichstruppen endlich fochten nur sehr ungern mit den Franzosen, wie es Ludwig XV. unklug genug verlangt hatte, obwol von den deutschen Generalen mehr als einmal erklärt wurde, daß zwei Drittheile davonlaufen würden, wenn sie den Preußen gegenübergestellt würden. Da nun preußische Werber in Regensburg, Baireuth und andern Städten fortwährend thätig waren, da ganze Compagnien mit ihren Offizieren und mit fliegenden Fahnen zu den Preußen übergingen und alle nur ungern fochten, so läßt sich leicht begreifen, daß kein Reichsfeldherr mit einer solchen Armee etwas ausrichten konnte, ja selbst die häufigen Klagen über Zuchtlosigkeit und Plünderungslust lassen sich aus dem Mangel an Beschäftigung der Soldaten und aus ihrer Abneigung gegen das Kriegshandwerk erklären. Darnach muß namentlich ein Bericht Ryhiner's nach der Schlacht bei Roßbach gewürdigt werden und die Beschuldigung der würtembergischen Truppen, daß durch ihren Verrath allein die Schlacht bei Leuthen verloren gegangen sei. Als nun 1759 Serbelloni dem Herzog von Zweibrücken an die Seite gestellt wurde, so wollte man sich bei der Reichsarmee einen zu scharfsinnigen und lästigen Aufseher nicht gefallen lassen, und Serbelloni, ein wie tüchtiger Militair er auch war (er erscheint hier in einem weit bessern Lichte als bei Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts", II, 412), konnte er doch nichts ausrichten.

Da das Stuhr'sche Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Friedrich's ist, so dürften auch die von seinen französischen Gegnern über ihn gefällten Urtheile ganz interessant sein. Im Allgemeinen zeigen sie von großer Achtung, Bault lobt seine geschickten und den Umständen gemäß entworfenen Plane, Marainville bewundert die Schnelligkeit der Bewegungen bei der preußischen Infanterie und die Erhöhung ihrer Wirksamkeit durch beigegebenes Geschütz, Broglie preist seine Taktik und Raschheit, Choiseul behauptet, die Macht des Königs von Preußen bestände nicht in seinen Festungen und Ländern, sondern in seiner Person, in seiner Armee, in seinem Geiste, seine Hauptquellen fände er in seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit. Dasselbe bestätigt Montazet, des Königs Seele belebe Alles, auch in dem Augenblicke großer Verluste, er könne Fehler begehen, aber er wisse sie auch zu verbessern; weniger günstig urtheilt er über Friedrich im December 1759: „Le roi de Prusse est un homme fait pour se détruire lui-même. C'est une tête bouillante, plein de moyens violents, qui d'ailleurs n'écoute personne par le mépris souverain qu'il a pour tous ceux qui ont le bonheur de l'approcher. C'est ce même sentiment dont il nous honore qui lui a fait et lui fera entreprendre des choses au-dessus de ses forces et par où naturellement il doit écrouler." Weit richtiger ist desselben Montazet Wort über die Kaiserin Maria Theresia, die er la plus grande et la plus meilleure des Reines nennt. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 86. —— 27. März 1843.

Über Phrenologie.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Über viele dieser Organe sind die Phrenologen selbst nicht einig, ja, der Eine deutet dieses so, der Andere anders. So z. B. hat Gall kein Organ an der Stelle, wo nach dem Verf. das des Einheitstriebes seinen Sitz hat. Der Verf. fand da, wo es groß erschien, Anhänglichkeitsäußerungen irgend einer Art unter verschiedenen Modificationen; Spurzheim bezeichnet die Stelle als den Sitz des Heimatstriebes. Das Organ der Liebe zum Leben wird für sehr wahrscheinlich, keineswegs aber für erwiesen gehalten. Was Spurzheim Verheimlichungstrieb, das nennt der Verf. Verstellungsfähigkeit oder List, Gall Klugheit, List, Schlauheit. Vimont theilt den Theil des Gehirns, den Gall ausschließlich als den Sitz des Bausinns betrachtet, in zwei Organe, von denen er den untern Theil das Organ des Bausinns, den obern aber das des sens du beau dans les arts nennt. Gall erkannte verschiedene Arten des Gewissens als aus verschiedenen Combinationen der andern einzelnen Vermögen, der Intelligenz und Bildung hervorgehend und hielt jene höhere, edlere, zartere, sich auf das Wohl Anderer beziehende Potenz der Gewissenhaftigkeit für das Resultat eines stark entwickelten Wohlwollens; Spurzheim und Andere machen ein eigenes Organ daraus. Gall betrachtete die Hoffnung als eine Thätigkeitsäußerung jedes Grundvermögens, Spurzheim, Combe, Vimont und der Verf. stempeln es zu einem eigenen Organe. Gall und mit ihm Combe nehmen ein Organ der Nachahmung an, was der Verf. geradehin verwirft. Den Hirntheil, welcher von den jetzigen Phrenologen als der Sitz des Gegenstandssinns und jenes Organs, welches sie Thatsachensinn nennen, angenommen wird, betrachtete Gall als ein einziges Organ und nannte es Sachsinn, Erziehungs- oder Vervollkommnungsfähigkeit. Doch wir glauben an diesen Beispielen genug zu haben, um damit zu zeigen, wie schwankend und willkürlich es noch auf diesem Gebiete der neuen Schädellehre stehe. Wir glauben dabei nicht nöthig zu haben, daran zu erinnern, wie mehre dieser Organe nicht einmal psychologisch als besondere Seelen- oder Gefühlsvermögen feststehen, viel weniger daß man ihnen eine eigenthümliche Stelle im Gehirn anweisen könnte. Schon Napoleon's Scharfblick entging dies nicht, indem er gegen Las Cases äußerte:

Gall schreibt gewissen Hervorragungen Neigungen und Verbrechen zu, die nicht in der Natur vorhanden sind, die nur aus der Gesellschaft, aus der Convention hervorgehen. Was würde aus dem Organe des Diebstahls werden, wenn es kein Eigenthum, aus dem Organe der Trinksucht (das übrigens von Gall nicht angenommen wird), wenn keine geistigen Getränke, aus dem Ehrgeiz, wenn es keine Gesellschaft gäbe?

Sucht man nun vollends diese verschiedenen Organe am Schädel selbst auf, so geht da Alles bunt durcheinander. Besonders drängen sie sich um das Auge herum dicht zusammen, und wenn uns ein Phrenolog die dahinter liegenden Hirntheile als besondere Organe aufzeigen sollte, so möchte das ein schweres Stück Arbeit sein, denn offenbar gehört hier eine Gehirnwindung mehren Organen an. Dazwischen ebenso beschaffene Theile bilden an andern Stellen nur Organlücken. Auf der obern Fläche des Gehirns, wo eine Hirnwindung aussieht wie die andere und doch die verschiedenartigsten Seelenvermögen ihren Sitz haben sollen, kaum noch ein Plätzchen mehr für ein Organ; im Innern des Gehirns und auf der unsern Sinnen unzugänglichen Basis dagegen kein einziges! wozu mag der Schöpfer diese Theile bestimmt haben? Im ganzen thierischen Haushalt findet sich kein Beispiel von solcher Verschwendung von der einen Seite mit solcher Verkümmerung der Organe von der andern gepaart. Daß aus der Größe eines Organs nicht immer ein sicherer Schluß auf die ihm entsprechende Geistesfähigkeit gezogen werden könne, wird von den Phrenologen eingeräumt. Es treten hier Bedingungen ein, die den Einfluß der Größe modificiren können. Dies sind namentlich die Temperamente, die Gesundheit und die Übung. Die erstern sind noch obendarein mannichfachen Modificationen ausgesetzt durch den Einfluß des Klimas, der Lebensweise, der Nahrung u. s. w. Noch einflußreicher sind die verschiedenen Krankheiten. So z. B. sind Leber- und Unterleibskranke in der Regel zur Melancholie, Lungenkranke dagegen zur Heiterkeit und Hoffnung geneigt. Die Einwirkung krankhafter Zustände ist also hier mächtiger als die Organisation des Gehirns und gibt den Ausschlag, wenn die von den Organen hergenommene Diagnose nicht zutrifft. Im Widerspruch damit müssen nun aber die krankhaft gebildeten Köpfe der Blödsinnigen und Irren wieder zur Bestätigung der Lehre dienen.

Der schwierigste Punkt aber liegt, nach des Verf. eigenem Geständniß, in dem Einfluß der Übung, worunter

derselbe jene Art von Erziehung versteht, welche der Mensch entweder durch die absichtlichen edeln Bemühungen seiner Nächsten erhält, oder welcher er durch den oft guten, doch öfter schädlichen Einfluß der äußern Verhältnisse des Lebens unwillkürlich unterworfen ist.

Wir finden — heißt es S. 16 — eine bedeutende Zahl von Menschen, bei denen mehre Organe sehr gleichmäßig entwickelt sind, und wo auch die übereinstimmenden geistigen Vermögen einen so gleichen Grad von Energie besitzen, daß es nicht leicht wird, einige besonders vorherrschend zu bezeichnen. Dieses sind die Fälle, wo der Einfluß von Erziehung und allen andern äußern Umständen am bedeutendsten wirkt, und wo die Fähigkeiten, die von außen am meisten in Thätigkeit gesetzt werden, die Hauptrichtung des Charakters für eine kürzere oder längere Zeit bestimmen.

Wie schwankend erscheint hier das ganze phrenologische Gebäude, wie unklar die Entwickelung dieses, offenbar wichtigsten Punkts! Also nur bei Menschen, bei denen mehre Organe sehr gleichmäßig entwickelt sind, wirkt die Erziehung ein? Das wird der Verf. nicht behaupten wollen. Oder kann man bei ihnen nur die durch Erziehung am meisten in Thätigkeit gesetzten nicht äußerlich erkennen? Wie verhält es sich nun aber bei Andern, bei denen Organe vorhanden sind, die durch Erziehung nicht in Thätigkeit versetzt worden sind, oder umgekehrt? Kann die Erziehung eine Erhöhung am Kopfe hervorbringen oder nicht? kann sie trotz aller entgegenwirkenden Organe am Schädel die Hauptrichtung des Charakters bestimmen, oder nicht? Uns bedünkt, hier spielten die Phrenologen etwas taschenspielermäßig mit uns. Sind Organe da, die mit dem Charakter sympathisiren, so haben es die Organe gethan; sind keine da, so tritt jener Fall der gleichmäßigen Entwickelung mehrer Organe ein und die Erziehung übernimmt das Risico des Gewinns und Verlustes. Bei allen solchen Exceptionen ist aber die neue Lehre denselben Täuschungen unterworfen wie unsere gewöhnliche Haus-Physiognomik, der zufolge wir nicht selten hinter dem Gesichte eines martialischen Eisenfressers ein lammfrommes Herz und hinter dem einer frommen Dulderin einen zänkischen Drachen finden.

Als eine bloße Spielerei müssen wir es betrachten, wenn Gall und mehre seiner Anhänger gewisse Stellungen und Geberden mit der Lage mancher Organe in Verbindung bringen wollen. So z. B. behauptet Gall, daß er bei der Thätigkeit des Bausinns eine Neigung, den Kopf etwas vorwärts und seitwärts zu halten und hin- und herzubewegen, und bei Tonsetzern, während sie mit musikalischen Arbeiten beschäftigt waren, eine gewisse Neigung, den Kopf und selbst die Augen schräg nach oben zu richten, beobachtet habe. Eine starke Aufregung der Kinder- oder Jugendliebe soll eine Neigung erzeugen, den Kopf rückwärts zu senken. Wo mag sich denn der Kopf hindrehen, wenn alle drei Organe vorhanden sind? Dergleichen aus der Luft gegriffene Sätze sind wahrlich nicht geeignet, dem phrenologischen Systeme als wissenschaftliche Stützen zu dienen!

Viel haben die Phrenologen gethan, um uns zu beweisen, daß es besondere geistige Vermögen, Neigungen u. s. w. gibt, durch die sich einzelne Menschen von andern unterscheiden; auch die Vorlesungen des Verf. sind sehr reich an solchen Beweisen. Da findet sich das Organ der Idealität an den Köpfen Jünger's, Blumauer's, Klopstock's, Schiller's und Anderer, das des Tonsinns an den Köpfen Mozart's, Michael Haydn's, Haase's, Dussek's, Marchesi's u. A., das des Zahlensinns an den Büsten und Portraits von Euklides, Archimedes, Galilei, Euler, Kepler, Leibnitz, Newton u. A. Allein alle diese ex post gemachten Diagnosen können natürlich den Zweifler nicht zufriedenstellen. Man kann dagegen mit Recht einwenden, daß man nur hat finden wollen, was man schon im voraus gewußt hat. Die eigentliche Probe des Rechenexempels fehlt. Sie besteht darin, daß der Phrenolog an dem Kopfe eines ihm vorher gänzlich unbekannten Menschen zeige, mit welchen geistigen und gemüthlichen Eigenschaften er begabt sei und an welchen es ihm fehle. An solchen Beispielen ist aber die Geschichte der Phrenologie sehr arm. Auch in Noel's Vorlesungen findet sich nur eins; es heißt nämlich S. 212:

Combe erzählt unter andern Beispielen von George Bidder, der schon im siebenten Jahre und ohne Unterricht genossen zu haben, ein außerordentliches Talent für das Kopfrechnen zeigte. Combe ist selbst Zeuge gewesen, wie er mit 11 Jahren die complicirtesten Fragen der Algebra noch geschwinder beantwortete, als die geschicktesten Rechner im Stande waren, sie nur niederzuschreiben. Als er zuerst nach Edinburg kam, führte ihn ein Herr mit noch zwei andern Knaben von beinahe demselben Alter zu Combe und frug ihn, ob er Bidder nach seinem Kopfe erkennen könnte. Combe untersuchte die Knaben der Reihe nach. Der erste, behauptete er, könne unmöglich Bidder sein, indem das Organ des Zahlensinns bei ihm äußerst gering sei. Der zweite aber, sagte er, möchte wol bedeutende Fähigkeiten für die Arithmetik besitzen, während der dritte Bidder selbst sein müsse. Hierauf versicherte der Herr, daß das Urtheil Combe's in Allem ganz richtig sei. Der erste war sein eigener Sohn, bei dem aller Unterricht in der Rechenkunst vergebens war; der zweite war als der geschickteste in der Arithmetik aus einer großen Schule gewählt, und der dritte war Bidder.

Solche Beispiele sind schlagend und wenn sich auch nur alle Jahre ein ähnliches aufweisen ließe, so wollten wir gerne ein Dutzend Fehlgriffe mit in den Kauf nehmen und das Princip der Phrenologie für gerettet erklären. Eben deshalb möchten wir aber auch den Anhängern dieser Lehre vorzugsweise diese Methode der Untersuchung empfehlen, sie würde am sichersten zum Ziele führen und zu einem entscheidenden Resultate gelangen lassen, was an der Sache Wahres ist. Ein Tagebuch eines ehrlichen Phrenologen, in solchem Sinne geführt, mit dem aufrichtigen Geständnisse, wo er den Nagel auf den Kopf getroffen und wo er geirrt, wäre uns mehr werth als ein ganzes Buch voll mühsamer Untersuchungen, wie viel es besondere Talente, Fähigkeiten, Neigungen u. s. w. gibt, wie sich Dieser und Jener durch eines oder das andere ausgezeichnet u. s. w.

Wenn wir nun aber auch das ganze Gebäude der Gall'schen Schädellehre, als auf unsicherm, schwankendem Grunde gebaut, haben bezeichnen müssen, so sind wir doch weit davon entfernt, es ganz zu verwerfen oder, wie Jo-

hannes Müller, Thie. Weiteres von den Formen wissenschaftlicher Untersuchungen auszuschließen. Schon die tägliche Erfahrung, daß der Schädel eines gescheiten Menschen ein anderes, edleres Gepräge zeigt als der eines dummen, blödsinnigen, führt darauf, daß an der Sache etwas Wahres ist und die Verlegung der edeln Organe an den Vorder-, die der thierischen Triebe an den Hinterkopf scheint mehr als eine blos willkürlich aufgestellte Antithese zu sein. Gerne wollen wir auch zugeben, daß die Erfahrungen Einzelner, die ihr ganzes Leben dem Studium dieser Wissenschaft und der Erforschung und Vergleichung vieler menschlichen und thierischen Köpfe gewidmet haben, über die Existenz einzelner Organe einen Grad von Überzeugung gewähren mögen, der dem Unerfahrenen und blos nach mündlichen oder schriftlichen Relationen Urtheilenden nicht zu Theil werden kann. Der Geograph, der ein Land selbst bereist, bekommt ohne Zweifel einen ganz andern Begriff davon als zuvor, da er es blos aus Büchern und Karten kannte. Vor allem aber ist zu wünschen, daß Männer, welchen vermöge ihres wissenschaftlichen Berufs Gelegenheit zur Untersuchung und Vergleichung menschlicher und thierischer Gehirne und Schädel geboten ist, diese nicht vorübergehen lassen und den Befund ihrer Beobachtungen dem größern Publicum mittheilen mögen. Nur so würde sich allmälig ein richtiges Urtheil über die Sache gewinnen lassen. Nur für Männer in diesem Sinne eignen sich Vorlesungen wie vorliegende, denn wir glauben weder, daß die Stufe wissenschaftlicher Erkenntniß, wie sie das größere und namentlich nichtärztliche Publicum einnimmt, es dazu befähigt, darüber in anatomischer, physiologischer, psychologischer und anderer Beziehung ein genügendes Urtheil zu fällen, noch daß eine Unterweisung, wie sie in diesen Vorlesungen gegeben wird, es in den Stand setzt, darauf weiter fortzubauen und sich zu Phrenologen heranzubilden. Daß die Sache aber wieder zu einer Spielerei für müßige Stunden herabgewürdigt werde, wie sie es schon einmal gewesen, dafür möge uns der Himmel behüten! Sie bietet so viel Stoff zur Unterhaltung, es lassen sich damit so viele anziehende Histörchen und Bemerkungen verbinden und einem gemischten Auditorium läßt sich so leicht etwas von der Existenz dieser und jener Organe an Schädeln und Büsten vorsagen und sich davon überzeugen, daß dem Allen so sei, daß wir keineswegs an dem Beifall zweifeln wollen, den sich Noel's und Anderer Vorlesungen auch in Deutschland erworben haben mögen; aber als eine Bürgschaft für die Wahrheit der neuen Lehre kann ein solcher Beifall nicht gelten. Männer vom Fache werden dazu wol den Kopf schütteln und wir glauben kaum, daß sich darunter deren finden werden, die, wie vormals, bei Gall's persönlicher Erscheinung, seinem Systeme, in seiner jetzigen neuen Gestalt, ihre Zustimmung ertheilen und als seine Vertheidiger auftreten werden.

K. Hohnbaum.

Chowanna, oder ein System der nationalen Pädagogik, als Wissenschaft der Erziehung, des Wissens und der Aufklärung, mit einem Worte der Ausbildung unserer Jugend von Bronislaw Ferd. Trentowski. Zwei Bände. Posen, Neue Buchhandlung. 1842. 8. 6 Thlr.

Eine in der polnischen Literatur höchst wichtige Erscheinung. Der Verf., in der deutschen philosophischen Literatur durch seine „Grundlage der universallen (sic) Philosophie“ und die „Vorstudien zur Wissenschaft der Natur, oder Übergang von Gott zur Schöpfung nach den Grundsätzen der universallen Philosophie“ bekannt, mußte von seinen Landsleuten öfters den Vorwurf hören, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit der an sich so reichen deutschen Literatur zuwende und die Literatur seiner Nation, welche deren doch noch mehr bedürfe, ganz vernachlässige. So hat er denn nun angefangen, sein System national durchzuarbeiten. Die erste Frucht dieser Thätigkeit ist das vorliegende Werk. Der Verf. sagt in der Vorrede ausdrücklich, sein Werk sei keine deutsche Philosophie, sondern „eine polnische Philosophie, aus einem polnischen Kopfe, aus einer polnischen Brust geschöpft und unterscheide sich ganz und gar von der deutschen“; er versichert, „daß sie nicht einzig nach der Idee jagt, was man zum Theil mit Recht ein leeres Phantom nenne; noch nach der todten Realität, die man mit dem Messer auf dem Tische viertheile, sondern vielmehr nach der Wirklichkeit und nach dem Leben, und sei daher Praktik und Theorie zugleich“. Die theoretische Philosophie ist nun aber in der polnischen Sprache sehr wenig bearbeitet worden, es war daher vor Allem nothwendig, eine Nomenclatur zu schaffen; der Verf. hat sich daher „bemüht, für seine aus dem polnischen Geiste gezeugte Philosophie, so viel wie möglich echt polnische und mit dem Geiste der Muttersprache übereinstimmende technische Ausdrücke auszufinnen“. Und so gibt er denn S. x—LIX eine Übersicht der neuen und dem gewöhnlichen (d. i. jedem des Polnischen wohlkundigen) Menschen unzugänglichen Begriffe und technischen Bezeichnungen, setzt auch zugleich überall die deutschen Bezeichnungen hinzu, einmal, wie er sagt, um die Sache leichter zu erklären, dann auch, um dem Leser einen Schlüssel zum Verständniß seiner (d. i. des Verf.) und anderer deutschen philosophischen Schriften zu geben. Uns dünkt das nicht eine zweckmäßige Weise, den Polen eine Nationalphilosophie (und darauf beruft sich der Verf. überall) oder wenigstens eine philosophische Sprache zu verschaffen. Man sieht, der Verf. philosophirt deutsch und gibt das Gedachte mit polnischen Ausdrücken wieder. Dies ist und bleibt eine Übersetzung, wenn der Verf. auch das deutsch Gedachte nie deutsch mehr niederschreibt. Nein, polnisch muß er denken, polnisch philosophiren, polnisch discutiren, ohne an Das zu denken, was er im Deutschen gelesen oder seinen Zuhörern vorgetragen hat; polnisch muß der kleinste Anfang der Idee sein und polnisch das Resultat seiner Forschungen. Um den Ausdruck soll er sich dabei nicht kümmern, der gibt sich von selbst, wenn man den Geist der Sprache versteht. Aber auch nur solche Ausdrücke werden echt national sein, die wird man verstehen, und wenn anfangs nicht allemal klar, so doch ihre Grundbedeutung fühlen und so das Wahre vom Falschen zu unterscheiden lernen, ohne daß man sich an Wortklauberei und Wortgeklingel halten müßte, wobei der Sinn lange verloren geht. Und davon scheint uns der Verf. noch weit entfernt; wir zweifeln, ob viele seiner „technischen Ausdrücke“ im Polnischen das Bürgerrecht erlangen werden, fürchten vielmehr, die meisten werden von dem geraden Sinne, der in der Literatur gegenwärtig herrscht, wieder abgestoßen werden. Wie ganz anders stehen in dieser Hinsicht die böhmischen Schriften Klacel's da. Auch hier ist deutsche Philosophie, wenn man will; denn der Verf. hat die Werke der deutschen Geister gelesen, wie man aus jeder Seite sieht. Aber er hat sie nicht allein gelesen, sondern auch verdaut, und nicht blos verdaut, sondern in sein eigen Fleisch und Blut verwandelt. Und als solches gibt er es

seinen Landsleuten wieder, in ihrer Sprache, klar und rein, tief durchdacht und allgemein verständlich, ohne daß er nöthig hat, seine technischen Ausdrücke besonders zu erklären, deren natürlich nicht wenig neue vorkommen, die sich aber im Verfolge der Untersuchung so von selbst ergeben, daß man sieht, es gibt keine andere Bezeichnung für den Gedanken als diese.

Das vorliegende Buch nun ist nicht eine Pädagogik in den strengen Grenzen dieser Wissenschaft, sondern sie schweift auch öfter in die verwandten Gebiete der Anthropologie und Psychologie hinüber. Weit entfernt, ein Mangel zu sein, ist dies vielmehr ein Vorzug des Buches, weil dadurch in das Ganze mehr Rundung und Vollständigkeit und, bei dem jetzigen Standpunkte der polnischen Wissenschaft, eine viel größere Brauchbarkeit gekommen ist. Der Verf. theilt seinen Stoff in drei Haupttheile ein, Repiodik, Didaktik und (pädagogische) Epik. Diese etwas sonderbare Benennungsweise geht durch das ganze Buch hindurch. So zerfällt die Repiodik (die Lehre von der Erziehung des Kindes) in drei Theile: die Realität, die Idealität und die Wirklichkeit des Zöglings, der ebenfalls aus Leib, Seele und der Ichheit besteht. Wir verfolgen diese Eintheilungsweise nicht weiter; sie ist an sich nur eine Nebensache neben dem Grundterte des Buches; der Verf. hat sich in sein System nun einmal so hineingedacht, daß er keinen Schritt ohne seine Fesseln thun kann. Jeder einzelne Paragraph beginnt mit einer anthropologischen, psychologischen oder metaphysischen Untersuchung, welche die Begründung der Meinung für die folgenden in das Praktische einschlagenden Abschnitte enthält. Die Sprache in diesem ersten Abschnitte eines Paragraphen ist stets der Würde der Sache angemessen, streng und bündig. Wenn aber der Verf. durch die trockenen Discussionen seinen Leser anzuwidern vermeint, wenn er dann plötzlich abbricht und eine Apostrophe an denselben über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft in der vaterländischen Literatur und über das Ungewohnte einer solchen Lecture beginnt, dann wird seine Diction lebendig und seine Schilderung strahlt in den mannichfaltigsten Farben. Ebenso sind die nicht strengwissenschaftlichen Abschnitte der einzelnen Paragraphen gehalten; der Verf. bemüht sich nach Kräften, auch dem nur für das Belletristische noch zugänglichen Geiste seine Lehren schmackhaft zu machen, um so auf seine verwöhnten Landsleute nach Möglichkeit zu wirken; ja, er gibt denselben sogar den Rath, sie möchten, wenn ihnen der philosophische Theil zu langweilig wird, denselben überschlagen und sich nur an die ins Leben eingreifenden Partien halten. Eine solche Offenheit ist uns noch nicht vorgekommen, und wir sind der Meinung, der Verf. habe auch kein Recht zu derselben gehabt, da unser Vertrauen zu den ernstern Gesinnungen der polnischen Nation ein viel größeres ist als das des Polen selbst. Übrigens geben wir gern zu, daß durch diese Einrichtung sich mancher Einzelne eher dürfte bewogen finden, das Werk des Verf. zu seiner Ausbildung und zum Gebrauche im Leben zu verwenden, als wenn er die philosophischen Disputationen des Verf. mit verschlucken müßte. Denn der Verf. scheint uns sehr richtig geahnt zu haben, daß seine praktischen Belehrungen viel mehr Nutzen zu stiften geeignet sein dürften als seine Philosophirereien. Wir müssen ihm, was dieses anbelangt, den vollsten Beifall schenken; denn auf jeder Seite seines Buches zeigt sich die innigste Bekanntschaft mit den größten Meistern im Erziehungsfache, besonders mit den deutschen, von denen er Niemeyer, Schwarz, Pölitz und Pestalozzi selbst als seine Hauptlehrer angibt. Und hierin besteht der eigentliche Werth des Buches; für dieses muß ihm die polnische Nation ewig Dank wissen. Ebenso wenig wollen wir das Verdienstliche seiner Bemühungen um eine polnische philosophische Sprache verdunkeln; er wollte hierin Bahn brechen und hat das Seinige nach Kräften gethan. Mögen Andere kommen und es besser machen! Aber bald. 45.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Es ist jetzt etwa 15 Jahre her, als man das Romanfeuilleton erfand. Seit der Zeit hat es sich selbst in den politischen Tagesblättern immer breiter gemacht, sodaß es gegenwärtig nicht einmal die größern Journale unterlassen dürfen, neben dem gewöhnlichen Inhalte noch eine unterhaltende Zugabe zu liefern. Ja, einige derselben, z. B. das „Siècle", verdanken ihre große Verbreitung fast nur der unterhaltenden Mannichfaltigkeit ihres Feuilleton. Aber das Publicum, das, wie Rückert sagt, gutes und schlechtes Kraut verschlingt und „im Fressen gar nicht wählerisch ist wie die Ziegen", begnügt sich nicht mit den leichten Romanen, die ihm jeden Morgen in seinem Journale aufgetischt werden, und so entstehen alle Tage neue Journale und Sammlungen, die ausschließlich der Unterhaltung gewidmet sind. Unter den mehr oder minder umfangreichen Novellensammlungen, die uns die pariser Presse in jüngster Zeit gebracht hat, verdienen die zwei Bände, die unter dem seltsamen Titel „La coupe amère" erschienen sind, besonders hervorgehoben zu werden. Die namhaftesten Feuilletonisten, wie Théophile Gautier, J. Janin, Ed. Durliac, der besonders in der „Revue de Paris" schreibt, Arsène Houssaye u. A., haben dazu beigesteuert, und es finden sich in dem bunten Novellenkranze, der uns hier geboten wird, einige Blüten, die wirklich nicht ohne poetischen Duft sind. Eine ähnliche Auswahl von kleinen Romanen und Novellen ward vor kurzem von dem eben erwähnten Houssaye und J. Sandeau herausgegeben. Sie heißt „Mad. de Vandeuil". Dem Titel nach sollte man glauben, daß der Roman „Mad. de Vandeuil" eine gemeinschaftliche Arbeit der beiden genannten Romandichter sei. Dem ist aber nicht so. Die Novelle, die auf dem Titel angeführt wird, rührt von Houssaye her und bildet nur einen kleinen Theil des inhaltreichen Bandes, in dem die beiden beliebten Schriftsteller mehre ihrer Dichtungen, die zum größten Theile schon in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, zusammengestellt haben. Von Houssaye, dessen „Dix-huitième siècle" wir bereits in diesen Blättern erwähnt haben, finden wir außer der angeführten „Mad. de Vandeuil" noch einen gar anmuthigen „Roman sur les bords du Lignon". Jules Sandeau hat zu dieser Sammlung drei kleine Novellen geliefert, von denen wir besonders den „Duc de Penthièvre" hervorheben. Es zeigt sich in diesem kleinen Bilde ganz dieselbe Zartheit und Eleganz in der Darstellung, die wir erst kürzlich in seinem „Docteur Herbeau" bewundert haben. Sandeau ist bekanntlich durch sein ehemaliges Freundschaftsverhältniß zur Mad. Dudevant und besonders durch den Umstand, daß diese geistreiche Schriftstellerin die erste Sylbe seines Namens zu ihrem Pseudonym gewählt hat, zuerst bekannt geworden.

„Tra-los-montes" (Jenseit der Berge) ist der Titel des neuesten Werks, das der fruchtbare Feuilletonist der „Presse", Théophile Gautier, erscheinen läßt. Es betrifft nicht etwa, wie man aus dem Titel vermuthen könnte, den Theil von Portugal, der den Namen Tra-los-montes führt, sondern liefert Reiseschilderungen aus Spanien, von denen ein Theil bereits in der „Revue de Paris" erschienen ist. Unter den bereits abgedruckten Aufsätzen hat man besonders diejenigen bemerkt, in denen Gautier die reichen Kunstschätze der verschiedenen Städte Spaniens, sowie die Denkmale der Vergangenheit dieses interessanten Landes schildert. Gautier ist in der Kunstgeschichte sehr bewandert und seine Feder besonders glücklich in pittoresken Schilderungen. Sein Stil, der im Ganzen schmiegsam und nur zuweilen mit alten Ausdrücken gar zu überladen und gar zu schnörkelhaft ist, kommt ihm dabei trefflich zu statten. Überall haben wir in der reichen Galerie, die der Verf. in seinem zweibändigen Buche eröffnet, eine wahrhaft poetische Auffassung gefunden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 87. —— 28. März 1843.

Friedrich von Gentz.

Mémoires et lettres inédits du chevalier *de Gentz* publiés par *Gustave Schlesier*. Stuttgart, Hallberger. 1841. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Trotz mannichfacher Bemühungen, den verstorbenen östreichischen Diplomaten Gentz mit einer Strahlenglorie von allen möglichen edeln und patriotischen Eigenschaften zu umgeben, hat ein sicherer moralischer Takt der heutigen Deutschen dennoch den Stab über ihn gebrochen. Diese Versuche haben nur dazu gedient, seinen Charakter schärfer zu anatomiren, und wenn ohne dieselben das öffentliche Urtheil vielleicht in einer gewissen unbestimmten Schwebe sich gehalten haben würde, so ist es durch jene aufdringlichen Anpreisungen eben gezwungen worden, über diesen Gegenstand mit sich selbst ins Reine zu kommen. So wiederholt sich auch hier die Erfahrung, die wir täglich in der moralischen Welt beobachten können, nämlich die, daß das Unwahre in seiner Blindheit und verderblichen Thätigkeit eben selbst zu seinem Sturze am meisten beiträgt. Über Gentz existirt in diesem Augenblicke keine Controverse mehr in der öffentlichen Meinung. Man erkennt seine großen Talente an; man bewundert seine dialektische Leichtigkeit und die große Gewandtheit, womit er sich nicht nur in die Gedanken, sondern auch in die Empfindungen derjenigen Partei zu versetzen wußte, der er sich anzuschließen für zweckmäßig fand; man erstaunt über die Kühnheit, womit er sich ohne allen äußern Vorschub eine Stellung unter den Mächtigen dieser Erde zu erringen wußte. Man ist darüber einig, daß eben das erstaunenswürdige Talent, jedes beliebige System bis zu einem gewissen Grade sich anzueignen, ja für den Augenblick für sich selbst zur subjectiven Wahrheit zu erheben, ihn zu einem Parteischriftsteller machte, wie vielleicht die reine Ehrlichkeit und der wirkliche Fanatismus eben in diesen Regionen nie hervorgebracht haben würden. Aber man hat sich auch überzeugt, daß Gentz eben das Gegentheil alles Dessen war, was man unter dem Namen von Charakter, Gesinnung, Gemeinsinn, Patriotismus, Rechtlichkeit und Wahrheit begreift — Alles Eigenschaften, die unserer Zeit noth thun, nach deren bleibendem Besitze wir ringen und deren Erwerbung nur dadurch beeinträchtigt werden kann, wenn man uns einen Mann als Muster und Inbegriff derselben hinstellt, während er doch nur ihr Affe war.

Es sind besonders drei Champione aufgetreten, die für den verstorbenen Ritter Gentz eine Lanze eingelegt haben: ein gewesener Diplomat, ein noch in Activität befindlicher Diplomat und ein junger Mann, der gern Diplomat werden möchte und sich den Namen Gentz zum Eintritt in diese Carriere als Mittel und Muster bedient.

Der gewesene Diplomat ist Varnhagen von Ense, bekannt als Verfasser mancher Lebensbeschreibung und als Gatte der geistreichen, bei aller momentanen Excentricität und Übertreibung dennoch unendlich edeln und wahren Rahel Levin. Was Varnhagen dazu bewogen, einen Kampf zu beginnen, der so sehr zu seinem Nachtheile ausgefallen und der eben Anlaß gab, neben dem Charakter des Delinquenten vor der öffentlichen Meinung auch die Individualität des Defensors etwas schärfer ins Auge zu fassen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Was uns anbetrifft, so scheint uns der Grund in einem falschen Calcul zu liegen, denn daß Varnhagen aus reiner Liebe zu seinem verstorbenen Freunde Gentz, unbekümmert um den Erfolg für ihn, zum Ritter und allenfalls zum Märtyrer werden wollen, scheint uns nicht wahrscheinlich.

Varnhagen's ethische Lebensansicht, wie sie sich in allen seinen Schriften ausspricht, ist offenbar eine sehr äußerliche, wir möchten sagen conventionnelle. „Erlaubt ist, was gefällt", sagt Tasso. Varnhagen sagt oder denkt vielmehr: „Gut ist, was sich Geltung verschafft, was reussirt." Diese Ansicht ist der Schlüssel, der uns das Verständniß des literarischen Charakters dieses Mannes eröffnet. Richtig verstanden, ist dieser Grundsatz sogar wahr; denn Alles, was eine bleibende Wirkung in der moralischen Welt äußert, muß allerdings irgend einen Keim des Guten und Wahren in sich tragen. Nur muß man dabei freilich das augenblickliche äußerliche Gelingen nicht mit dem nachhaltigen Siege der Idee verwechseln; auch muß man zu unterscheiden wissen, wo eigentlich der fruchtbare Same bei einer historischen Erscheinung zu suchen ist, und muß das Wesentliche und Wahre von dem Unwesentlichen und Unwahren scharf trennen. Dazu aber ist erfoderlich, daß man selbst ein natürliches, ursprüngliches Kriterium für das Gute und Wahre in der Brust trägt, wodurch man bei allen wechselnden Gestalten und mannichfaltigen äußerlichen Einkleidungen des Lebens ein leises Ohr, einen sichern Instinct für das Gute erhält. Diese Wünschel-

ruthe, welche zuckt und sich meldet, sobald sie auf moralisches Gold stößt, welche bei taubem Gesteine dagegen unbeweglich bleibt, mangelt Varnhagen gänzlich. Die innere Stimme fehlt und so ist es leicht zu erklären, wie er sich jene ganz äußerliche Werthmessung, die auf totaler Gesinnungslosigkeit beruht, zu eigen gemacht hat. Robespierre und Napoleon, Zinzendorf und St.-Martin, Rahel und Goethe, Metternich und Cartouche, Alles, was nur je einen augenblicklichen Erfolg gehabt, weiß er mit bewunderungswürdiger Unparteilichkeit nebeneinanderzustellen. Daß aber Manches, was für den Augenblick glänzt, was reussirt zu haben scheint, schon den Keim des Verderbens in sich trägt, daß Manches, was in diesem Augenblicke wegen der Schlechtigkeit und Kurzsichtigkeit der Zeitgenossen noch nicht erkannt und unterdrückt wird, bald auf dem Gipfel des Ruhms stehen wird, das entgeht seinen Blicken, eben weil er den moralischen Kern einer Sache nicht zu verstehen weiß. Ehe der äußere Erfolg nicht vorhanden, existirt die Sache für Varnhagen nicht. Dieser moralische Indifferentismus hat ihn schon zu vielen Fehlschüssen verleitet und es liegt auf der Hand, daß ein solcher Mann am allerwenigsten geeignet ist, über jüngste Vergangenheit und Gegenwart sich zu äußern. Ganz entfernte Zeiträume, die schon in einer festen äußern Plastik dastehen, könnte er noch eher allenfalls beschreiben, aber da, wo noch mehr innerlich Werdendes wie äußerlich Gewordenes ist, muß er freilich in der Irre herumtappen. Aber auch bei frühern Perioden kann er es doch nie zu einer selbständigen Reproduction der Geschichte bringen, sondern höchstens schafft er ein todtes Daguerreotypbild.

Zu jenen Fehlschüssen, die weit vom Ziele abgingen, gehört denn auch seine Apologie und Wiedererweckung Gentz'. Gentz hatte für einen Patrioten gegolten und als solcher Ruhm erworben, er hatte später für einen feinen, gewandten Diplomaten gegolten und als solcher ebenfalls Ruhm erworben; ein Mann, der auf solche doppelte und fast entgegengesetzte Weise reussirt hatte, mußte Varnhagen vor Allem merkwürdig und der Beachtung werth erscheinen. Außerdem wollte er vielleicht sich durch diese Anpreisung eines frühern Koryphäen wieder in Erinnerung bei der Diplomatie bringen, denn aus manchen seiner Schriften, z. B. aus der sehr gerühmten, aber durchaus geistlosen Skizze des wiener Congresses leuchtet eine schmerzliche Empfindlichkeit über verfehlte diplomatische Carriere sowie der noch immer nicht aufgegebene Wunsch hervor, dieselbe noch einmal wieder zu betreten. Zu seiner größern Sicherheit gereichte ihm noch das Urtheil Rahel's über Gentz. Varnhagen hatte gesehen, wie sehr Rahel von allen geistreichen Männern anerkannt wurde, und so begnügte er sich nicht damit, sie ebenfalls anzuerkennen, was nach seiner Formel, sich Urtheile zu bilden, ganz folgerecht gewesen wäre, sondern er occupirte auch manche ihrer Urtheile und Ansichten als die seinigen. Daraus entstand denn freilich ein ziemlich auffallendes Quodlibet, denn Rahel's Eigenthümlichkeit war es eben, daß sie immer in die innersten Motive der Menschen und Ideen einzudringen strebte und sich wenig oder gar nicht um das augenblickliche conventionnelle Urtheil der Gegenwart kümmerte. Ihre Ansichten und die ihres Gatten waren ihrer Natur nach völlig antipodisch und es macht daher eine wahrhaft komische Wirkung, wenn aus dem glatten, moralischen Indifferentismus der Varnhagen'schen Redeweise plötzlich eine leidenschaftliche, excentrische Idee dissonirend hervorspringt. Solche Geistesfunken sind aber weiter nichts als Plagiate, die Varnhagen an der Conversation seiner Frau begangen und die er, gänzlich unvermittelt und ungeschickt combinirt, in seinen Text eingeschaltet hat. Rahel nun nahm auch den höchsten Antheil an Gentz, ja sie liebte ihn. Was sie aber an ihm liebte, das war nicht der Diplomat Gentz, nicht der rechtliche Charakter Gentz, nicht der Mann der Idee Gentz — alles Dieses verachtete sie, obgleich es ihrer Liebe keinen Eintrag that —, sondern es war ganz etwas Anderes. Es war Gentz der fröhliche Genußmensch, Gentz das sentimentale, leicht erregbare Kind, Gentz der Zutrauliche, der, wenn er sie auch hundert Male verrathen, sich vertrauensvoll ihr näherte, wenn es ihm schlecht ging, wenn er sich verstimmt fühlte, um Trost bei ihr zu suchen; denn trösten war bekanntlich Rahel's liebste Beschäftigung und edelste Leidenschaft. Dieses Verhältniß Rahel's zu Gentz hat nun Varnhagen auch falsch verstanden; er wußte es ebenfalls nicht zu motiviren. Rahel lobte Gentz, folglich lobt Varnhagen ihn auch, aber unglücklicherweise wirft sich Varnhagen zum Lobredner des Diplomaten, Politikers und Lohnschriftstellers Gentz auf, an dessen Lob Rahel nie gedacht, wenn sie auch mit dem Mantel der Liebe ihn bedeckt hatte.

Der zweite Advocat Gentz ist der noch in Activität befindliche östreichische Diplomat Prokesch von Osten. Herr von Prokesch meint, es sei blos Neid, wenn sich ein Geschrei gegen Gentz erhöbe. Derselbe sei ein rechtlicher Mann gewesen. Die Begriffe von Rechtlichkeit sind aber verschieden und richten sich nach der ethischen Bildung der Völker und Zeiten. So kann es kommen, daß wir Norddeutschen etwas für unrechtlich halten, was nach der laxern Moral anderer Völker als ganz in der Ordnung erscheint. Wir sind in dieser Beziehung auch billig und beurtheilen die Individualitäten nach ihrem Standpunkte und ihrer Nationalsitte. So z. B. würden wir auch gegen den Herrn vom Osten durchaus tolerant sein und ihm Manches nachsehen, was wir z. B. an einem preußischen Staatsmann tadeln würden. Hätte man uns Gentz blos als östreichischen Diplomaten, als den Cabinetssecretair des Fürsten Metternich gerühmt und als solchen unsere Anerkennung verlangt, so würde sich schwerlich eine Protestation in Deutschland erhoben haben. Aber man verlangte unsere Anerkennung Gentz' als deutschen Patrioten, als deutschen Mustercharakters, als Ideal eines deutschen Staatsmannes; dagegen mußten wir Einiges erinnern. Von unserm norddeutschen, vielleicht etwas zu rigoristischen Standpunkt aus erscheint es uns z. B. als pure Unrechtlichkeit, wenn Gentz einen Finanzplan gegen baare Bezahlung verräth; es erscheint uns als Unrechtlichkeit, wenn er für eine Audienz, die er einem Banquier bei dem Fürsten Metterternich verschafft, sich eine erkleck-

liche Summe bezahlen läßt u. s. w. Dabei wollen wir gern zugeben, daß Gentz in Östreich immer noch für einen rechtlichen Mann gegolten hat; auch loben wir Hrn. Prokesch v. Osten, daß er sich seines Freundes und Gönners annimmt. Gentz war gewiß ein charmanter Mann, ein charmanter Gesellschafter, ein geistreicher und für die dortigen Gegenden erstaunlich geistreicher Mann; er hat gewiß Hrn. v. Prokesch viel Wohlwollen bewiesen. Kein Wunder, daß er in dem Andenken desselben eine der ersten Stellen einnimmt.

Der dritte Apologet Gentz', den wir einen angehenden Diplomaten genannt haben und der es wenigstens in seiner eigenen Hoffnung zu sein scheint, ist nun eben der Herausgeber vorliegender noch ungedruckter Schriften des verstorbenen Ritters der Legitimität. Hr. Gustav Schlesier hat wie Gentz mit einigen Versuchen im Sinne des Liberalismus seine schriftstellerische Laufbahn begonnen. Ebenso wie Gentz verlor er aber bald das Vertrauen zu dieser Sache und er hielt es für zweckmäßiger, sich der andern Seite zuzuwenden. Die Botschaft hatte er gehört, aber ihm fehlte der Glaube. Insofern also, als ihm der Glaube an diese Idee versagt war, that er recht, sich von ihr abzuwenden. Und wenn er auch vielleicht ebenso wenig Glauben an das entgegenstehende Princip hatte, so schien sein Drang, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen und sich einen Posten auf dieser Erde zu erringen, von dort eher Befriedigung erwarten zu dürfen. Er warf sich zum Apologeten Gentz' auf und glaubte dadurch vielleicht am besten den Beweis zu führen, daß er wol ähnliche Dienste, wie Gentz leisten könne. Aber zwischen Gentz und Schlesier ist denn doch noch ein ungeheurer Unterschied. Theils war es eine andere Zeit, in der Gentz mit sicherm Takte seine Laufbahn begann, und was damals reussirte, gelingt darum noch nicht jetzt. Sodann aber war Gentz wirklich ein Genie; er besaß die feinsten Fühlfäden für das Schickliche und Passende, für die Sympathien Derer, denen er sich verbindlich und nothwendig machen wollte, und neben diesem genialen Instincte eine Kühnheit, einen Unternehmungsgeist, welche ihn zu den glücklichsten Würfen führte. Eine Rolle, wie Gentz sie gespielt, läßt sich nicht nachahmen. Eine Schule auf Gentz zu gründen, ist lächerlich, und Gentz selbst hat gewiß nicht daran gedacht, eine solche zu stiften. Es ist schon eine eigene Sache, in Dingen der reinen Wissenschaft eine eigentliche Schule zu bilden; der lebendige Gedanke des Meisters geht in der Regel bei den Schülern verloren und artet in todten, pedantischen Dogmatismus aus, wie wir das leider täglich in Deutschland erleben. Aber das Leben selbst, das praktische, in den Moment eingreifende, die sichere, unzählige Motive blitzschnell abwägende und sich herausfühlende That, die göttliche Schlauheit u. s. w., das läßt sich nun vollends nicht sklavisch nachahmen und auswendig lernen. Und wenn irgend Jemand, so war Gentz ein Mann solch praktischen mehr unbewußten wie bewußten Lebens. Es ist nicht zu leugnen, daß Hr. Schlesier sich viel Mühe gegeben und viel Fleiß angewandt hat, um ein zweiter Gentz zu werden. Die äußern Bedingungen hat er sich gewissenhaft angeeignet; so z. B. hat er auch passabel französisch schreiben gelernt. Vorliegende Sammlung französischer Aufsätze hat er mit einer französischen Vorrede versehen. Da diese Sammlung aber für Deutschland bestimmt ist, wie er ausdrücklich in der Vorrede bemerkt, und zwar, damit wir ein Beispiel daran nehmen, wie französischer Übermuth zurückzuweisen sei, so läßt sich kein anderer Grund auffinden, weshalb er die Vorrede französisch geschrieben, als der, daß er damit sich auch in dieser Beziehung seine diplomatische Befähigung habe legitimiren wollen. Freilich, ein Französisch, wie Gentz es schrieb, schreibt Hr. Schlesier doch nicht, wenn wir auch keine Grammatikalien und Germanismen darin entdeckt haben.

Wenden wir uns jetzt zu dem Inhalte dieser Sammlung. Der erste Aufsatz ist eine Denkschrift, welche Gentz am 6. Juni 1804 dem östreichischen Premierminister Grafen Cobentzl übergab. Sie handelt von der Nothwendigkeit, den kaiserlichen Titel Napoleon's nicht anzuerkennen. Die darin geführte Sprache ist die eines wüthenden, enragirten Legitimisten. Gentz wußte sehr wohl, mit welchen Menschen er es zu thun hatte und welche Grundsätze er an den Tag legen müsse, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Wir ziehen auf gut Glück einige Redensarten aus.

Jener Mensch, welcher nur groß ist durch die Kleinheit Derer, welche er unterjocht hat, er hat es gewagt, seine Hand nach dem Diademe auszustrecken, er hat es gewagt, sich einen erhabenen und geheiligten Titel beizulegen, an den bis jetzt alle Ideen von Größe und Majestät, von angestammter und legitimer Macht, von politischer und socialer Erhabenheit sich knüpften. Er hat sich selbst eingebildet, seine auf die offenbarste Usurpation gegründete Macht mit Hülfe dieses neuen Titels, der das Heiligste schändet, in seiner Familie vererben zu können, eine Familie, die, abgesehen von der skandalösen Dunkelheit ihres Ursprunges, aus Mitgliedern besteht, die anerkanntermaßen zu den unmoralischsten und verworfensten Bewohnern dieser Erde gehören.

Wenn die Souveraine sich den Titel Bonaparte's gefallen lassen, so ist die majestätische Seite im Buche des Völkerrechts kläglich zerrissen, mit Füßen getreten und zu Staub verweset; der magische Glanz, der die höchste Gewalt umgibt, ist für immer zerstört; die Revolution ist anerkannt und beinahe geheiligt; alle Unternehmungen jeglicher Verbrecher, die früh oder spät den Umsturz der Staaten bezwecken, sind im voraus gefördert; ihr Triumph ist bereits proclamirt. Und nichts wird nun fürder den ersten besten Brigand, der mit einigen Talenten begabt ist, abhalten, den ersten Souverain Europas keck ins Gesicht zu lachen und mit jener unglaublichen Unverschämtheit, welche in der blutigen Tragödie unserer Tage sich kund gibt, ihm zuzurufen: In zehn Jahren sitze ich auf deinem Platze.

Und wende man nicht ein, daß eben Bonaparte jenes scheußliche Princip der Volkssouverainetät gebändigt und besiegt habe. Ja, hätte er sich an der Spitze seiner Armee, durch das Recht des Schwertes und des Stärkern zum Kaiser ausrufen lassen und die demagogischen Taschenspielerkünste verachtet! Aber statt dessen hat er ausdrücklich darauf bestanden, durch die Stimme der Advocaten, Schreiber, Redner, aller Derer, die noch von der schlechtesten Race der ersten Revolutionnairs übrig waren, auf den Thron erhoben zu werden u. s. w.

Wie gesagt, Gentz kannte seine Leute; er wußte, daß eben das Gute, was Napoleon that, von ihnen gehaßt wurde, weil sie darin eine mögliche Dauer des neuen Zustandes erblickten. Es ist bekannt, daß Marat und Ro-

bespierre von jenen Leuten lange nicht so gehaßt wurden wie die Lafayette und Monnier. Vor den Schandthaten und Gewaltthaten fürchtete man sich nicht, wol aber vor der Weisheit und dem Edelmuthe; die Übertreibungen sah man gern, nicht aber die Mäßigung. Den Eroberer Napoleon hätte man wol anerkannt, den Kaiser Napoleon durch die Wahl Napoleon's verabscheute man. Gentz wußte, daß er diese niederträchtigen Grundsätze offen aussprechen durfte, ohne dabei etwas zu riskiren; umgekehrt wurde er erst dadurch der Mann nach ihrem Herzen.

Die geniale Unverschämtheit von Gentz geht aber noch weiter und wird wahrhaft bewunderungswürdig. Er begnügt sich nicht mit den extravagantesten Tiraden gegen die französische Revolution, sondern er erlaubt sich sogar den Königen und Ministern in seinem heiligen Eifer eine Strafpredigt zu halten. Ihr selbst seid ebenfalls schuldig, ruft er ihnen zu, nie und nimmer hättet Ihr unterhandeln, nie unter Euch uneinig werden, nie an etwas Anderes denken müssen, als die Revolution mit dem Schwerte zu vertilgen. Hr. Schlesier will darin eine edle Freimüthigkeit erblicken; wir sehen darin nur eine geniale Berechnung. Solche Vorwürfe, die unter der Maske des Tadels den innersten Gedanken und Wünschen schmeicheln, klingen süß und verletzen nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Lord Francis Egerton's „Mediterranean sketches".

Von dem durch seine fashionabeln Eigenschaften bekannten Lord Francis Egerton erschien ein anziehendes Buch unter dem Titel „Sketches on the coasts of the Mediterranean", aus Versen und Prosa gemischt. Ein Gedicht „The pilgrimage", in der neunzeiligen Stanze geschrieben, könnte der Form wegen, in der es gehalten ist, der Localität wegen, auf der es spielt, glauben machen, Lord Egerton wolle in diesem Gedichte mit Byron's „Childe Harold" rivalisiren; aber die contemplative Natur Egerton's ist der leidenschaftlichen Natur Byron's ganz entgegengesetzt. Egerton's Verse sind gut; aber an eine Concurrenz zwischen einem Dichter wie Byron und einem beschaulichen versificirenden Touristen wie Lord Egerton ist hier gar nicht zu denken; auch hat Egerton selbst ohne Zweifel nicht daran gedacht. Die Noten zu diesem Gedichte sind schätzbarer als das Gedicht selbst. Interessant z. B. ist die Schilderung folgender Scene: „Nichts konnte angenehmer oder erfrischender sein als diese Stätte; aber in der Nacht fand eine Veränderung statt, welche unsern Traum zerstörte. Verschiedene Erscheinungen am Himmel hatten einen plötzlichen Umschlag des ungewöhnlich heißen Wetters verkündigt. Als wir uns eben zur Ruhe begaben, kam ein Wirbelwind plötzlich aus der Schlucht mit solcher Heftigkeit, daß es augenscheinlich war, unser Zelt würde ihm nicht lange Widerstand leisten können. Dies geschah so unvermuthet, daß Lady F. kaum zu entschlüpfen Zeit hatte und ihr Mädchen unter dem Sturze eine Zeit lang begraben wurde. Desgleichen wurde auch eins unserer kleinen Zelte niedergestürmt und Dr. G., der darin schlief, litt nachher viel von der Kälte, da er so plötzlich einer Temperatur von einigen sechszig Grad weniger als zu Tiberias ausgesetzt war. Glücklicherweise begleiteten nur wenige Regentropfen dieses Phänomen. Lady F. fand Zuflucht in einem Hause des Dorfes; der Verlust an Gepäck beschränkte sich am Morgen auf eine alte Mütze, welche drei Felder weit geschleudert und ferner unbrauchbar war. Nach einer mühsamen Tagereise war diese Unterbrechung der Ruhe keineswegs erquicklich. Dieser ungestüme Eindrang der Gebirgsluft in das verdünnte Medium unten dauerte etwa drei Viertelstunden und setzte dann in einen kühlen aber gemäßigten Wind um. Die Dorfbewohner zeigten eine freundliche und thätige Gastfreundschaft. Wir mußten jetzt über einen der höchsten Gipfel des Libanon, welcher gerade über uns emporstieg. Hier kam uns die gewisse Nachricht von einer ausgedehnten Insurrection zu, auch hörten wir, daß die Landschaft, welche wir soeben verlassen hatten, Rashya, und selbst Hasbya sich in offener Empörung befanden. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke, daß uns unsere Mauleseltreiber verlassen würden, um zu ihren Familien nach Rashya zurückzukehren, und doch machten sie keine Miene, welche auf eine solche Absicht gedeutet hätte. In einem malerischen Zickzack stiegen wir den Gipfel hinauf, unter einigem Regen und Nebel, in geringerer Zeit, als ich dem Anscheine nach erwartet hatte. Wir hatten nur eine kleine Strecke Schnee zu überschreiten; und obgleich der plötzliche Übergang zu einem solchen Klima gefährlich war, erfreute ich mich doch des feuchten Windes, welcher wie ein Hauch aus Schottland kam und mich zwang, mich in den Mantel meines Marschlandes zu wickeln, als ob ich dort auf der Jagd wäre. Wir stießen auf einen oder zwei bewaffnete reitende Boten und Alles, was wir erfahren konnten, bestätigte die Erzählungen von der Insurrection. Dennoch fand in den Dörfern, durch welche wir kamen, keine ungewöhnliche Bewegung statt. Die Ansichten, welche wir von den die Gegend beherrschenden Punkten hatten, waren wahrhaft prächtig; die Schluchten sind tief und mit schönem Gehölz bekleidet; aber nie sah ich im Libanon eine Scenerie, welche mit den Scenerien europäischer Gebirge einen Vergleich aushalten konnte." 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Von P. Armandi, früher Artilleriehauptmann, erschien: „Histoire militaire des éléphans, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'introduction des armes à feu"; von Daniel Ramén „Manuel de l'histoire générale de l'architecture chez tous les peuples et particulièrement de l'architecture en France au moyen-âge", wovon der erste Band das Alterthum, der zweite das Mittelalter umfaßt, beide mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattet; „L'anti-Nostradamus, almanach historique et amusant pour 1843, contenant la réfutation complète des calculs de l'almanach prophétique"; „Le Mexique, souvenirs d'un voyageur", von Isidor Löwenstein, Verf. der Reiseschriften „Les Etats-Unis et la Havane"; „Origine commune de la littérature et de la législation chez tous les peuples, demontrée par l'examen comparatif des monumens littéraires des Hébreux, des Hindous, des Chinois, des Mahométans etc.", von N. H. Cellier Dufayel; „Théorie de la science sociale", von Rey; „Traité de paix perpetuelle", von Marchand, und von einem anonymen Verf. ein „Essai sur la formation du dogme catholique", eine frommgläubige, doch nach Unabhängigkeit der Ansichten strebende Schrift, welche man einer Dame von hoher Distinction zuschreibt.

Da wir Deutschen, obgleich doch so übersetzungslustig, selten mit Erzeugnissen der russischen Presse bekannt gemacht werden, fühlen wir uns um so mehr veranlaßt, auf zwei Übersetzungen aus dem Russischen hinzuweisen, die in französischer Sprache erschienen sind: „Sept années en Chine, nouvelles observations sur cet empire, l'archipel indo-chinois, les Philippines et îles Sandwich", wovon eine neue Auflage erschienen ist, und „Ivan Nikitenko, le conteur russe, fables, historiettes et légendes". Emanuel Galitzin ist der französische Bearbeiter beider Werke. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 88. —— 29. März 1843.

Friedrich von Gentz.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Zuletzt treibt Gentz seinen legitimistischen Rigorismus auf den höchsten Punkt.

Nicht nur — sagt er — wäre eine Anerkennung Napoleon's unpolitisch, gefahrdrohend für Euch Könige — sie ist noch mehr, sie ist eine ewig verwerfliche Handlung. Die Autorität auch des allerunbeschränktesten Souverains hat ihre Grenzen; es gibt einen höchsten Richter, dem er dereinst Rechenschaft abzulegen hat über seine Handlungen; es gibt ein allgemeines Gewissen der gesammten Menschheit, welches, obgleich häufig wie bei den einzelnen Individuen für den Augenblick erstickt und zum Schweigen gebracht, dennoch über kurz oder lang wieder zu seiner erhabenen Bestimmung zurückkehrt und Rache nimmt an den Übertretern der ewigen Grundsätze. Kein Souverain hat das Recht, die fortwährende Vertreibung einer Königsfamilie zu unterzeichnen, deren Titel kraft Erbrecht ebenso unzerstörbar ist wie der eigene. Kein Souverain hat das Recht, eine verwegene Usurpation anzuerkennen, die sich nicht einmal mit dem Scheine der Legitimität zu bekleiden sucht, sondern mit drohender, unverschleierter Stirne allen Grundfesten der socialen Ordnung Hohn spricht. Kein Souverain hat das Recht, mit dem Verbrechen zu unterhandeln, in Gemeinschaft zu treten mit einer Revolution, die alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten hat, und sich indirect zu ihrem Mitschuldigen herzugeben, indem er in öffentlichen Bekanntmachungen den Titel Dessen erlaubt, dem diese Revolution zuletzt ein blutiges Scepter übertragen hat, eines Menschen, der es vorzog, die Unordnung zu consolidiren und deren vergiftete Früchte kommenden Geschlechtern zu vererben, statt die legitime Ordnung wiederherzustellen, als die Vorsehung die Macht dazu in seine Hände gelegt hatte. Unbegreiflich ist es, wie Fürsten, deren Loyalität, Rechtlichkeit und Pietät in allen Welttheilen bekannt und bewundert ist, den Gedanken ertragen können, ihren eigenen hohen Namen mit einer schimpflichen Capitulation zu verbinden, welche sie durchaus compromittirt mit ihren Pflichten gegen die Gottheit — dieser ewigen Quelle der Gerechtigkeit — mit ihrer eigenen Würde — diesem heiligen, ihnen anvertrauten Pfande, von der sie nicht den kleinsten Theil sich vergeben dürfen — mit dem Interesse ihrer Unterthanen — welches stets dem vorübergehenden und zweifelhaften Interesse des Augenblicks vorzuziehen ist — und endlich mit der öffentlichen Moral und mit der Nachwelt. Hätte ich das Unglück, Souverain oder Minister während einer solchen Krise zu sein, ich glaube, ich würde weniger erschrecken vor dem Gedanken, meine Krone niederzulegen, meine Stelle aufzugeben, als eine so furchtbare Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Durch solche leidenschaftliche und klug angebrachte Declamationen wußte Gentz vorerst sich bei den damaligen Männern, welche selbst in höchstem Grade leidenschaftlich waren, rücksichtlich seiner legitimen Gesinnung zu legitimiren. In Form einer Strafpredigt schmeichelte er ihren innersten Herzenswünschen und wußte sich auf die feinste Weise ihr Vertrauen zu erwerben. Aber mit der bloßen Gesinnung war jenen Herren nicht gedient; der legitime Fanatismus in seiner Catonischen Strenge war ihnen unbequem, sobald es sich um Werkzeuge handelte, um ihre Plane auszuführen. Jeder Fanatismus ist immer jesuitisch; der bis auf die äußerste Spitze getriebene Grundsatz läßt sich im Leben nicht durchführen und muß daher in der Praxis „in majorem dei gloriam" schon zu Concessionen und zur Falschheit seine Zuflucht nehmen. Es ist eine interessante psychologische Erscheinung, daß eben das Gewissen des Fanatikers durch solche Duplicität sich keineswegs beschwert fühlt, und daß er in seiner Selbsttäuschung die eigene Unwahrheit nie bemerkt. Wollte Gentz also seine Carriere machen, so mußte er auch nach Darlegung seiner legitimen Gesinnung sich als einen jesuitischen Praktiker zeigen, denn sonst hätte man ihn wol zu den Gutgesinnten gezählt, aber nicht brauchbar befunden. Der Übergang, den er nun vom rigoristischen Strafprediger zum listigen Diplomaten macht, ist freilich unendlich plump, aber dennoch richtig berechnet; denn der Fanatiker, der gegen sich selbst blind ist, ist es auch gegen Alles, was seinen Wünschen und seiner Leidenschaft entspricht.

Auf die Frage: „Was sollen wir denn nun thun?" die sich Gentz aufwirft, antwortet er folgendermaßen:

Auf diese Interpellation lassen sich zwei Antworten geben: die erste ist die, die ich im Sinne eines Richters ertheilen würde, der, über jegliche menschliche Schwäche erhaben, nur nach den ewigen Gesetzen des Wahren entschiede; diese würde lauten: „Ihr müßt den Krieg wählen!"

Dieses wäre die peremptorische Antwort, die mir von meinen Grundsätzen, von meinen Gefühlen, von meinem Gewissen dictirt würde. Anders aber verhält es sich mit der Antwort, die ich einem Souverain ertheilen würde, der mich bei so schlimmen Umständen mit seiner Anfrage beehren würde; dann würde ich dieselbe allerdings nach den positiven Zuständen, nach der Wirklichkeit einrichten, denn im Leben, in der Wirklichkeit kann man nicht immer nach Gewissen, nach idealen Grundsätzen verfahren.

Nachdem Gentz also zuvor erklärt hat, daß kein Souverain das Recht habe, der öffenlichen Moral und der Legitimität etwas zu vergeben, läßt er nun mit sich handeln

in Bezug auf die Umstände. Er räth zur Lüge, zur Heuchelei, zu nichtigen Vorwänden, um die Unterhandlung einstweilen in die Länge zu ziehen, zu Zweideutigkeiten u. s. w. Wenn während dessen nicht ein günstiger Umstand einträte, der die Weltlage veränderte, müsse man zuletzt sich fügen. Auf diese Weise hatte er Zweierlei erreicht: erstens hatte er sich als begeisterter Anhänger von untadelhafter Gesinnung gezeigt, zweitens als pfiffiger Mensch; er hatte bewiesen, daß er in beiden Rücksichten zu brauchen sei, daß man in dieser doppelten Eigenschaft auf ihn zählen könne, und eben solcher Männer bedurfte man, die in der Theorie unerschütterlich an der Heiligkeit der Majestät hingen und die in der Praxis vor keinem Mittel zurückbebten. Hatte er sich früher nur als gewandten Parteischriftsteller documentirt, so hatte er durch dieses Memoire sich als anstelliger Diplomat erwiesen und von da an datirt sein Eintritt in die diplomatische Carriere.

Wir übergehen die fünf folgenden Aufsätze, welche diese Sammlung enthält, weil sie weniger interessant und doch in demselben Geiste erkünstelter declamatorischer Begeisterung und diplomatischer Perfidie geschrieben sind. Sie enthalten: 1) Den Entwurf einer Protestation Ludwig's XVIII. gegen den kaiserlichen Titel Napoleon's. 2) Bemerkungen über einen Artikel im „Moniteur" vom 14. Aug. 1804. 3) Ein an den Grafen Cobenzl gerichtetes Memoire über die Einverleibung Genuas, vom 15. Juli 1805. 4) Noch ein Memoire, an Denselben gerichtet, es beschäftigt sich mit der französischen Presse und sucht nachzuweisen, daß Napoleon auf völkerrechtswidrige Weise das übrige Europa durch die Presse bekriege. 5) Ein Brief an den König von Schweden, vom 25. Juni 1805. Alle diese Aufsätze sind in dem bekannten, an kaltem Feuer gewärmten Tone Gentz' geschrieben. Da er nebenbei das Recht häufig auf seiner Seite hatte, so kann es nicht fehlen, daß auch viele richtige Grundsätze und Ansichten mit unterlaufen, aber ein eigentlicher Charakter, eine ehrliche Überzeugung blickt nirgend durch und an den auffallendsten Widersprüchen ist kein Mangel.

Ungleich interessanter ist der siebente Aufsatz, der aus kritischen Bemerkungen besteht, welche Gentz über die Unterhandlung zwischen Frankreich und England 1806 anstellt. Diese Bemerkungen waren wahrscheinlich ebenfalls für den östreichischen Minister des Auswärtigen bestimmt. England hatte bekanntlich unter Pitt das Interventionsprincip bis zum äußersten Excesse getrieben, trotzdem aber dadurch nur die Kräfte Frankreichs vergrößert, die Willensschwäche und das falsche System der andern Continentalmächte vermehrt und England selbst in eine Schuldenlast gestürzt, an der es noch jetzt krank liegt. Nicht auf diese Weise, nicht durch englische Subsidien und fremde Cabinetsrücksichten konnte Napoleon gestürzt werden; erst als die Fürsten an die Völker appellirten, als Volkskraft gegen Volkskraft aufstand, wurde der gerechten Sache der Sieg und Frankreich in seine natürlichen Schranken durch natürliche, moralische Kräfte zurückgewiesen. Fox war von jeher der entschiedenste Gegner eines Systems gewesen, welches sich in die innern Verhältnisse eines Volks unbefugterweise mengt, oder welches die Beziehungen zweier Nachbarvölker kurzsichtigerweise durch Dazwischenkunft einer dritten, nicht direct betheiligten Macht zu regeln glaubt. Man kann zugeben, daß Fox im Eifer seines Kampfes gegen das falsche System Pitt's einzelne Persönlichkeiten in der französischen Revolution und namentlich den Charakter Bonaparte's vielleicht mit zu günstigen Augen ansah; im Wesentlichen aber hatte er recht und sein System der Nichtintervention wird sich immermehr als das System der Gerechtigkeit und der gesunden Moral in der Politik Bahn brechen. Daß Gentz mit einem Systeme nicht zufrieden sein konnte, welches die allgemeine Verbrüderung der Aristokraten, den allgemeinen Kreuzzug des Ancien régime gegen Frankreich, von dem er lebte und auf den er seine geistige und physische Existenz gegründet hatte, aufzulösen drohte, mit einem Systeme, das keine Subsidien mehr zahlte und was aller heimlichen Cabinetspolitik sowie den Belohnungen für die derselben geleisteten Dienste das Garaus zu machen schien, nicht zufrieden war, ist erklärlich. Auch wußte er wohl, daß nächst Bonaparte selbst Fox der verhaßteste Mann in Europa war bei dem ganzen Ancien régime und bei seinen Gönnern insbesondere. Man braucht sich daher über die strenge Kritik, worin er Fox jede staatsmännische Befähigung abspricht und an jedem seiner Worte aufs kleinlichste mäkelt, weiter nicht zu wundern. Wir wollen hier nur einer Äußerung erwähnen, die sowol für den moralischen Werth Gentz' charakteristisch ist, als sie auch zeigt, was er seinen Gönnern bieten durfte, ohne Gewissensskrupel bei ihnen zu befürchten. Ein französischer Emigré hat Fox den Antrag gemacht, Napoleon zu ermorden; unter Pitt waren dergleichen Offerten schon öfter geschehen und nicht zurückgewiesen. Fox dagegen verwarf mit Abscheu einen solchen Plan und hielt sich auch verpflichtet, Napoleon von dem ihn bedrohenden Attentate in Kenntniß zu setzen. Diese Handlungsweise, die durch die einfachste Moral sowie durch die Lehren des Christenthums begründet war — denn wenn Fox schwieg, so war er Mitschuldiger —, sucht nun Gentz lächerlich zu machen. Fox schreibt an Napoleon, daß seine Bestürzung bei einem solchen Antrage sehr groß gewesen sei. Was äußert Gentz nun darüber?

War denn der Vorschlag dieses Mannes so neu, so unerhört? Der Gedanke, sich Bonaparte's zu entledigen, ist denn doch schon früher von manchen Individuen gefaßt. Georges, Pichegru und so viele Andere, die von den achtbarsten Männern Englands unterstützt und von den Edelsten der Mitlebenden beweint wurden, sind wahrlich nicht weniger und nicht mehr schuldig gewesen wie eben der Mann, der den Brief von Fox veranlaßt hat. Wenn ein so ganz gewöhnlicher Plan Hrn. Fox schon so außer sich brachte, so müssen freilich Diejenigen ebenfalls gewaltige Verbrecher gewesen sein, deren Wünsche für das Gelingen des Unternehmens von Pichegru gen Himmel stiegen.

Die Beantwortung der Frage, ob es ein Verbrechen sei, einen Menschen wie Bonaparte zu tödten, hängt lediglich von der ab, ob seine Macht eine legitime sei oder nicht. Wer ihn für einen rechtmäßigen Souverain hält, wird sie freilich mit Ja beantworten müssen; anders wird Der darüber urtheilen, der in ihm nur einen Usurpator erblickt u. s. w.

Unser edler Gentz macht sich hier nicht nur über den gerechten Abscheu eines edeln Mannes, Mitschuldiger an einem Meuchelmorde zu sein, lustig, sondern er stellt auch klar und unumwunden die Lehre auf, daß der Meuchelmord erlaubt sei, sobald er zu Gunsten und nicht gegen die Interessen seiner sogenannten legitimen Gewalt gerichtet sei. Sicher war dieses Manuscript nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur für Staatsmänner, die sich auf gleicher Höhe mit dieser jesuitischen Moral befanden. Gentz hatte viel zu viel Takt, um der Öffentlichkeit solche Behauptungen zu bieten; aber er wußte, was er seinen Gönnern bieten durfte. Dennoch hat Hr. Schlesier einen diplomatischen Verstoß begangen, daß er solche Actenstücke, die nur für die Eingeweihten bestimmt waren, zur Publication bringt. Schwerlich wird solche blinde Dienstbeflissenheit seiner künftigen diplomatischen Carriere förderlich sein.

Das interessanteste und wichtigste Stück dieser Sammlung ist nun unstreitig aber jenes „Tagebuch", was Gentz im preußischen Hauptquartiere die letzten Tage vor der Schlacht bei Jena geführt hat und wovon eine etwas lückenhafte Übersetzung bereits früher durch Hrn. Gustav Schlesier veröffentlicht worden ist. Da Gentz bei dieser Gelegenheit durchaus keine äußern Rücksichten zurückhielten, die Wahrheit in ihren schärfsten Umrissen zu zeichnen, indem er als Berichterstatter für den östreichischen Hof keine Ursache hatte, das bis dahin befolgte System Preußens und die betheiligten Personen zu schonen, so vertauscht er hier die Rolle des Historikers mit seiner gewöhnlichen des sophistischen Advocaten und Parteischmeichlers. Wenn die Wahrheit mit seinen Absichten übereinstimmte, so verstand Niemand besser als eben Gentz, sie aufs vollständigste auszubeuten, und eben hier zeigt sich sein ebenso großes als seltenes Talent, daß er nämlich mit demselben Erfolge je nach den Umständen ehrlicher Mann wie das Gegentheil sein konnte. Seine Apologeten verstehen meistens nur letzteres, den frischen und beredten Ton der Wahrheit wissen sie nicht anzustimmen, sondern sie verderben den schönsten Stoff durch schielende, jesuitische Auffassung. Gentz konnte auch einfach sein und die Dinge für sich reden lassen, ein Talent, was man in den diplomatischen Regionen vom alten Schlage fast nie findet und wodurch er seine große Überlegenheit über die zur gänzlichen Unnatur verschrobene damalige Diplomatie am besten bewährte. Obgleich ohne Wahrheit und Gewissen im Handeln, bediente sich Gentz doch schon dieser Mittel als Bundesgenossen. Heutzutage aber, wo auch der Zweck der Diplomatie die Herausfindung und Realisirung des Wahren ist, würde ein Gentz nicht mehr an der Zeit sein. Er war eine Übergangsstufe, ein mixtum compositum von Gutem und Schlechtem, wobei gegen das Ende das Letztere gänzlich überwog.

F. v. Florencourt.

Der Wassermann. Ein Volksmärchen aus dem 12. Jahrhundert. Wien, Doll. 1842. 8. 25 Ngr.

„Lauter brüllte der Donner, fürchterlich erzitterte der Burgsaal, helle Lichte blendeten die Augen Aller und sanft erscholl eine ehrwürdige Stimme: Gewährt sei deine Bitte, wenn er so verbleibt, wie du ihm zu thun lehrtest — du selbst aber handle ferner so weise — sei gut, und Segen auch über dich und dein ganzes Volk; vertilgt sei von nun an der Haß gegen die Menschheit — vertilgt sei der Ruf eurer bösen Regenten. Verziehen sei dir, verziehen deinem Volke. Rudo! Rudo! dein Gebieter ruft; dein Volk fleht; senke dich hinab und genieße allda in Ruhe die Freuden, die dem Edeln und Guten mit Recht gebühren. Angenehm ertönte Harmonie, immer sanfter, immer schwächer; Rosenduft erfüllte den Burgsaal — leise erzitterte der Boden — Dank! Dank! riefen alle Bewohner der Gewässer — und noch aus der fernen Tiefe ertönte zum letzten Male: Segen über Alle! aus Rudo's sanftem, ehrwürdigem Munde."

Rudo ist nämlich Herrscher im Reiche der Wassergeister, Inhaber des berühmten Walfischmantels, Besitzer des Dreizacks und anderer Dinge.

Mit archäologischen Blicken verfolgte Ref. dieses für ihn sehr merkwürdige Buch; denn sobald er nur hineingeblättert, um wie viel mehr, nachdem er die 184 Seiten durchflogen hatte, war es ihm klar, daß dies kein naturgemäßes Product der Gegenwart sei. Ideen, Personen, Phantasie, Sprache, auch das Bild und die Vignetten auf dem Titel gehörten einer längst dahingeschwundenen Zeit an. Er konnte also glauben, daß, wie es wol zuweilen geschieht, auf ein altes Buch ein neuer Titel geklebt worden; aber das Papier ist nicht vergelbt, die Schrift neu und scharf, die Druckerschwärze noch frisch und fettig. Alles untrügliche Zeichen, daß Satz und Papier neu sind. Möglich freilich, daß man einen alten Text neu abgesetzt hätte, um seiner Trefflichkeit willen, aber auch dagegen läßt sich aus innern Gründen Mancherlei einwenden: es ist nicht die volle Kraftsprache der Cramer'- und Schlenkert'schen Ritterzeit; die eigentlichen Kernausdrücke fehlen. Wie ein altes Geschmeide erscheint das Werk, aus dem man die Steine, die zu ungeschliffen für unsere Geschliffenheit waren, ausgebrochen hat; es ist nun nur noch das rohe Gestell mit etwas vom Nebenschmucke da. Genug, auch hier waltete keine Täuschung ob. Gewisse unverkennbare, feine Züge verrathen dem Kenner, daß er es mit einem Werke modernen Geistes, trotz der grotesken Auffassung und der bekannten alten Ritterschablone zu thun habe.

Wie ist das möglich? Andere mögen darauf antworten. Wien hatte einst das Verdienst, daß seine Volksdichter die ungenießbaren Ritterromane dramatisch verarbeiteten und mit vielen komischen Zuthaten für die Leopoldstädter Bühne mundgerecht machten. Dort klirrten die eisernen Ritter, klapperten die Müller von der Teufelsmühle und erschienen und verwandelten sich die Donauweibchen noch fort und fort, nachdem sie aus der Literatur längst verschwunden waren. Nun ist für die Kaiserstadt auch diese goldene Zeit vorüber; ist das Bedürfniß nach der Urküche wieder rege geworden? Seltsam, welche Ritterromane dort wieder für das Volk geschrieben werden können, wo die Grillparzer, Anastasius Grün, Lenau u. A. für die ästhetische Elite Töne anschlugen, die in ganz Deutschland widerklangen. Die Meßkataloge bringen uns ganze Verzeichnisse solcher Romane, wie sie der Verleger des obengenannten noch beiläufig auf dem Deckel ankündigt, als: „Mathilde von Rapperschwyl, oder das Rachegespenst, eine Geistergeschichte aus den Zeiten Kaiser Otto des Großen"; oder „Otfried von Tannenberg, oder der Fluch der Verführung, eine Sage aus den Zeiten Friedrich's von Hohenstaufen"; oder „Die Wunder der Todtengruft", oder „Der Luftgeist". Wie werden diese Romane gearbeitet? Auf Bestellung, oder auf gut Glück? Die Frage verdiente eine ernsthafte Beantwortung, wie denn überhaupt das Thema ein ernstes ist, die Strömungen der Bildung, wie sie dort durch

Gebirge sich brechen und dort im Sande versickern, und wie es möglich ist, daß man mit dem abgestandenen Wasser, das sich irgendwo gestaut hat, noch in gewissen Kreisen den Durst stillen und die Gärten netzen konnte. Ref. wiederholt, daß ihm das Buch sehr merkwürdig war, sonst im Speciellen hat er nichts darüber zu sagen. 10.

Literarische Confusion.

Ein ergötzliches Beispiel von Confusion liefert ein Artikel, den wir eben in der „Biblioteca italiana" (1842), Bd. V, Heft XIII, S. 33 fg., lesen, in welchem „Il viaggio in Italia di Teodoro Hell sulle orme di Dante, per la prima volta pubblicato in Italiano con note" (Treviso 1841) von einem Hrn. G. Venanzio angezeigt wird. Daß „Mein Weg in Dante's Fußtapfen" nach J. J. Ampère, dessen Schrift zuerst in der „Revue des deux mondes" erschien, bearbeitet sei, hat Hr. Th. Hell auf dem Titel seiner (Dresden und Leipzig 1840) erschienenen Übersetzung selbst angegeben, aber der italienische Übersetzer, ein Hr. Scolari, muß es entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden, oder für eine Finte gehalten haben, genug, er hat das französische Buch aus der deutschen Übersetzung ins Italienische übersetzt und den deutschen Übersetzer für den Verf. gehalten. Das erhellt aus einer in dem Artikel angeführten Stelle, in welcher Hr. Scolari von seinen Anmerkungen sagt: „che qui tengono luogo soltanto del discorso che strada facciendo avrei fatto io medesimo con Teodoro Hell." Der Ref. in der „Biblioteca italiana" theilt diesen Glauben, spürt aber feiner; er merkt, daß Th. Hell ein angenommener Name sei, und so kann ihm denn bei einem in Dresden erschienenen deutschen Buche über Dante nichts sicherer scheinen, als daß dieser Pseudonymus Niemand anders sei, als der sächsische Prinz, dessen Verdienste um das Studium des Dante bekannt genug sind. Wie es sich gebührt, respectirt er das neue Incognito, in das sich Philalethes gehüllt, bescheidentlich, kann es sich aber doch nicht versagen, dem Leser seine schlaue Entdeckung merken zu lassen, und spricht daher von Hrn. Th. Hell mit einer Höflichkeit, die auserlesen ist, die aber selbst einem kaiserlich chinesischen Mandarin gegenüber etikettewidrig sein würde und die wir auch gegen einen königlich sächsischen Hofrath, so verehrungswürdig er sei, für übertrieben halten. So sagt er gleich zu Anfang: „Questo lavoro di *eccelso personaggio* che usciva alla luce nello scorso anno a Dresda col pseudonimo di Teodoro Hell"; dann „con questi *nobili* intendimenti il signor Teodoro Hell imprese a peregrinare con Dante"; so bezeichnet er ihn als *l'illustre* autore, *l'inclito* autore, Benennungen, die in Deutschland schwerlich Jemand für Hrn. Th. Hell passend finden wird; und so schließt er auch mit einer Emphase, die seinem Zwecke, den Leser den hohen Rang, den der Pseudonymus einnimmt, errathen zu lassen, angemessen ist: „Per tal modo tre preclari ingegni, *quello cui piacque nascondere l'alto suo nome sotto il modesto nome di Teodoro Hell*", lo Scolari ed il Polanzani (ein Trevisaner, der in einem Anhange Dante's Beziehungen zu Treviso erläutert hat) concorsero con queste opere a fornire la Divina commedia di un nuovo genere di commento che tuttavia si desiderava; e giovarono così eminentemente alla letteratura italiana che dello studio di quel poema immortale tanta luce e tanto decoro ritraggono". Dieses pausbäckige Lob, mag es auch wenigstens bei Ampère's oberflächlicher Arbeit nicht ganz angebracht sein, hat für einen deutschen Leser, der seit Böttiger's Hinscheiden gar nicht mehr an Dergleichen in der deutschen Kritik gewöhnt ist, etwas Rührendes; wir zweifeln nicht, daß es Hrn. Theodor Hell, zumal nach mancherlei kritischen Grobheiten, die ihm seine Arbeiten im Fache des Übersetzens noch über den baaren Lohn eingebracht haben, recht wie Honigseim munden werde; nur mag er sich, sollte er noch einmal nach Oberitalien kommen, vor Ehrenpforten und weißgekleideten Jungfrauen in Acht nehmen. Liebhabern der Dante-Literatur wollen wir übrigens noch bemerken, daß die Noten des Hrn. Scolari „tutte molto pregevoli" sind „o per contenere alcuna rara notizia od alcuna ingegnosa riflessione", sowie, daß außer dem bereits erwähnten Anhange sich noch zwei finden, in deren einem Hr. Scolari erweist, daß Alighieri mit doppeltem l und nicht anders geschrieben werden müsse; der andere enthält „un sunto di cronologia Scaligera dal 1050 al 1381". 46.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 89. —— 30. März 1843.

Die Gesammtausgabe deutscher Classiker im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wir lesen in den öffentlichen Blättern, daß die Cotta'sche Buchhandlung mit den Erben Herder's wegen einer neuen Gesammtausgabe der Werke dieses großen Schriftstellers in Unterhandlung getreten ist und, wenn wir nicht irren, dieselbe auch schon abgeschlossen hat. Dem deutschen Publikum war diese Nachricht gewiß sehr willkommen, und die zahlreichen Freunde und Bewunderer Herder's erwarten mit Sehnsucht eine nähere Ankündigung der projectirten neuen Ausgabe, sowie sie wünschen, daß dieselbe baldigst begonnen und mit der möglichsten Schnelligkeit beendigt werden möchte. Und ein solcher Wunsch ist in der That sehr begründet; denn die bisherigen Editionen der Herder'schen Schriften sind ohne Übertreibung beinahe ganz unbrauchbar, weshalb schon seit vielen Jahren und von den verschiedensten Seiten auf die Nothwendigkeit einer bessern und zweckmäßigern aufmerksam gemacht wurde. Schon die äußere Ausstattung der frühern Ausgaben — selbst die größere in Octav nicht ausgenommen, welche übrigens nicht einmal mehr vollständig im Buchhandel zu haben ist — muß den Wunsch nach einer schönern erwecken, da jene in dieser Beziehung auch den bescheidensten Anfoderungen nicht genügen; denn Druck, Papier, Format, mit einem Wort die ganze typographische Erscheinung darf geradezu häßlich genannt werden. Mit der innern Beschaffenheit jener Ausgaben steht es aber um nichts besser; sie sind vielmehr entschieden unter aller Kritik. Zunächst ist die Vertheilung des Stoffs in drei Hauptabtheilungen (I. Zur schönen Literatur und Kunst; II. Zur Philosophie und Geschichte; III. Zur Religion und Theologie) an und für sich schon nicht gerade zweckmäßig; sie ist aber um so weniger zu rechtfertigen, als die einzelnen Schriften oft ganz willkürlich dieser oder jener Abtheilung zugewiesen sind. So finden wir die Schrift: „Vom Geist der ebräischen Poesie", ferner „Salomon's Lieder der Liebe, nebst 44 alten Minneliedern und einem Anhang über die ebräische Elegie" in der Abtheilung Zur Religion und Theologie; in der nämlichen Abtheilung steht die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts". Was haben aber diese Schriften alle mit der Religion oder mit der Theologie gemein, als daß sie sich auf das Alte Testament beziehen? Und hat nicht Herder vielmehr dem Hohenlied die demselben vor seiner Zeit beigelegte religiöse Bedeutung geradezu abgesprochen? Offenbar hätten daher die zwei zuerst genannten Werke in die Abtheilung Zur schönen Literatur, das letzte in die Zur Geschichte eingereiht werden sollen. Wir glauben zwar nicht, daß eine rein chronologische Anordnung zweckmäßig sei, weil sie die höhere innere Ordnung stört, ja unmöglich macht, weshalb wir es denn für weit geeigneter halten, die einzelnen Werke oder Schriften eines Schriftstellers zunächst nach ihrem Inhalte oder ihrer Form aneinanderzureihen; aber immerhin muß die Anordnung nach einem festen und zugleich ausführbaren Plane stattfinden und dieser dann auch streng befolgt werden, wovon bei den bisherigen Gesammtausgaben der Herder'schen Schriften weder das Eine noch das Andere stattgefunden hat.

Wenn sich übrigens die Mangelhaftigkeit der Anordnung auf Das beschränkte, was wir soeben gerügt haben, so ließe es sich, wenn auch nicht entschuldigen, doch wenigstens ertragen; man könnte sich mit einer selbstverfertigten Übersicht — denn die bisherigen Ausgaben liefern keine solche — wol behelfen; allein die Unordnung greift so sehr ins Einzelne ein, daß man auch mit einem solchen Auskunftsmittel nicht weit kommen würde, man müßte sich denn entschließen, so umfassende Register zu machen, daß man mit ihnen einen ziemlich dicken Band füllen könnte. Nur einige Beispiele zum Beweise. In den beiden Ausgaben von Herder finden wir freilich zwei Bände, welche Gedichte enthalten. Aber erstens sind diese ohne allen Plan, mit der größten Willkür durcheinander geworfen, sodaß es kaum möglich ist, eines herauszufinden, man müßte denn die ganzen langen Verzeichnisse durchlesen, welche den beiden Bänden vorangeschickt sind. Auf keinen Fall kann der in der Vorrede vom Herausgeber (J. G. Müller) angedeutete Plan der Anordnung befriedigen, noch ist er hinlänglich fest durchgeführt. Zweitens enthält die Sammlung nicht einmal alle Gedichte Herder's. Abgesehen davon, daß der Herausgeber viele Gedichte weggelassen hat, welche ihm der Aufnahme nicht würdig schienen — wir können aber des sonst ehrenwerthen Müller Urtheil in Sachen der Poesie unmöglich als maßgebend erkennen und annehmen —, so hat er auch alle diejenigen Gedichte nicht in die Sammlung

eingereiht, welche sich in den übrigen Schriften zerstreut vorfinden; und dieses ist eine nicht unbedeutende Anzahl, wie sie auch zu den schönsten und eigenthümlichsten des genialen Mannes gehören. Zwar ist der Sammlung ein Verzeichniß dieser zuletzt erwähnten, in andern Werken zerstreut vorkommenden Poesien angehängt; das ist aber offenbar nicht hinreichend, und dann steht dieses Verzeichniß nur in der größern Octavausgabe, nicht aber auch in der kleinern Taschenedition, obgleich das aus der größern abgedruckte Vorwort ebenfalls eine solche Übersicht verspricht. Übrigens werden die zwei Bände der Octavausgabe, welche die Gedichte enthalten, auch abgesondert verkauft; somit werden alle Personen getäuscht, welche sich im Vertrauen auf den Titel diese Bände anschaffen; denn sie glauben, die sämmtlichen Poesien zu erhalten, während ihnen doch bei einer nicht kleinen Anzahl nur ein leeres Verzeichniß gegeben wird. Und sie müssen sich entweder mit der unvollständigen Sammlung begnügen, oder die übrigen 43 Bände der Gesammtausgabe ankaufen, die übrigens, wie schon gesagt, nicht einmal mehr vollständig zu haben sind. Aber auch für die Besitzer der sämmtlichen Werke ist die erwähnte Einrichtung zum allerwenigsten sehr störend und unzweckmäßig, weil sie immer alle 45 oder 60 Bände zur Hand haben und bald diesen, bald jenen Band aufschlagen, doppelte Register durchgehen müssen, sobald sie irgend ein in andern Schriften vorkommendes Gedicht lesen wollen. Freilich würde, um diesem argen Übelstande abzuhelfen, ein doppelter Abdruck der betreffenden Gedichte nöthig sein, weil man sie natürlich auch an ihrer ursprünglichen Stelle bewahren müßte, wo sie zum Verständniß des Übrigen durchaus unentbehrlich sind; aber hat man bei Goethe z. B. oft genug einzelne Gedichte zwei- und dreimal ohne alle Nothwendigkeit abgedruckt, kann man wol auch bei Herder Einzelnes doppelt abdrucken, zumal es sich bei demselben vollkommen rechtfertigen läßt. Was übrigens jenes der Octavausgabe beigegebene Verzeichniß der zerstreuten Gedichte betrifft, so ist dieses noch dazu höchst ungenügend und fehlerhaft; es führt nicht alle in den einzelnen Schriften vorkommenden Gedichte an, nimmt aber dagegen solche auf, die von andern Dichtern herrühren, z. B. einige von Knebel.

Es ließe sich über die bisherigen Ausgaben der Herder'schen Werke noch Manches sagen, es ließe sich noch mancher Fehler nachweisen, da auch die Behandlung der prosaischen Werke keineswegs den Anfoderungen einer gesunden Kritik entspricht; doch ist schon das oben Gesagte hinreichend, um den Ausspruch zu begründen, daß eine neue Ausgabe höchst wünschenswerth, so ganz unerlaßlich sei, und daß eine solche einem allgemeinen und gewiß tiefgefühlten Bedürfnisse abhelfen wird.

Aber eine andere Frage ist es, ob wir wol große Ursache haben, uns auf die zu erwartende neue Edition zu freuen, oder ob wir nicht vielmehr Grund haben zu befürchten, es möchte auch diese hinter den billigsten Erwartungen zurückbleiben. In Einer Beziehung freilich haben wir ohne Zweifel Besseres zu erwarten; es wird sich die neue Ausgabe von der frühern durch eine schönere Ausstattung auszeichnen; wir werden endlich einmal statt des grauen und schmuzigen Papiers ein anständiges weißes, statt des kleinen, ineinanderfließenden Druckes einen reinen deutlichen erhalten; mit einem Worte, es werden die unsterblichen Werke des großen Herder etwa mit Ausnahme des Formats — denn ich zweifle nicht, daß auch hier das geschmacklose breite Format, das man mit dem Namen Schiller-Format zu beehren pflegt, wieder zu Tage gefördert wird — zum ersten Male in einer des großen Mannes würdigen Gestalt erscheinen. Ob aber auch die Anordnung, ob die kritische Behandlung erfreulich sein, ob sie den nöthigen Anfoderungen entsprechen wird, die man an sie zu machen berechtigt ist, daran — wir gestehen es unumwunden — zweifeln wir sehr, und leider sehen wir Ursache genug dazu; denn wir sind es eben nicht von der Verlagshandlung gewohnt, daß sie bei ihren Editionen deutscher Classiker auf solches Rücksicht nimmt. Denn wenden wir einen Blick auf die verschiedenen Gesammtausgaben oder die Auswahlen, welche in der jüngsten Zeit von der Cotta'schen Buchhandlung bekannt gemacht worden sind, so finden wir unter der großen Anzahl kaum Eine, mit welcher man von Seiten der Kritik zufrieden sein könnte; es lassen vielmehr alle viel, sehr viel zu wünschen übrig. Wir wollen nicht von den Goethe'schen Werken reden, denn bei diesen waren, so viel uns bekannt ist, der Verlagshandlung die Hände gebunden. Die vor Goethe's Tode erschienene Ausgabe seiner sämmtlichen Werke besorgte der Dichter selbst; die später erschienene war (nach Goethe's letztwilliger Verfügung) dem Hofrath Riemer und — wenn wir nicht irren — Eckermann anvertraut. So viel Gründe wir daher auch haben mögen, diese letzte „Schiller-Ausgabe" der Goethe'schen Werke im Ganzen wie im Einzelnen zu misbilligen, mit Wahl und Anordnung unzufrieden zu sein; so ist dabei die Verlagshandlung von jedem Vorwurf freizusprechen, welche höchstens das geschmacklose Format zu verantworten hat. Bei andern Schriftstellern dagegen fällt die Schuld der Mangelhaftigkeit ganz und allein auf sie, und es ist ihr die leichtsinnige Behandlung unserer gefeiertesten Schriftsteller um so weniger zu verzeihen, als sie bekanntlich mit ihnen und durch sie beträchtliche Summen gewonnen hat, sodaß sie schon aus Dankbarkeit dieselben besser pflegen sollte. Dann ist es aber mit der bloßen äußern Schönheit und anständigen typographischen Ausstattung noch lange nicht gethan.

Wir dürfen eine so tiefeingreifende Anklage nicht blos hinwerfen, ohne sie näher zu begründen. Freilich können wir hierbei nicht Alles berühren, nicht alle Fehler nachweisen, nicht alle Mängel aufdecken, die man den Cotta'schen Ausgaben deutscher Classiker mit Recht vorwerfen kann; jedoch werden schon die einzelnen Angaben, die der Raum mitzutheilen erlaubt, vollkommen hinreichen, die unwiderlegliche Wahrheit unserer Behauptung darzuthun.

Wir beginnen mit Schiller. Schon die in den letzten Jahren zuerst von Ed. Boas, dann, von diesem angeregt, von der Cotta'schen Buchhandlung selbst durch den wackern Hoffmeister herausgegebenen Nachträge zu Schil-

ler's sämmtlichen Werken beurkunden hinlänglich, daß sich die Verlagshandlung bis auf die neueste Zeit um die Werke unsers großen Dichters, denen sie doch einen bedeutenden Theil ihres Glanzes zu verdanken hat, nicht eben sehr bekümmerte, wenigstens nicht auf die gebührende Weise. Sie ließ die frühere Ausgabe von Zeit zu Zeit, so oft eine Edition erschöpft war, wieder abdrucken, ohne für die nöthige Vervollständigung geziemende Sorge zu tragen, die ganze Besorgung des Drucks wahrscheinlich den Vorstehern ihrer Officin überlassend, welche in ihrem Wirkungskreise ganz vortreffliche und schätzenswerthe Männer sein mögen, die sich aber für rein literarische Arbeiten ebenso wenig eignen als Literatoren oder Gelehrte für typographische oder kaufmännische. So wurde denn auf die kritische Reinigung und Feststellung des Textes nicht die mindeste Sorgfalt gewendet — ja selbst die Ausgabe in Einem Bande und die neueste in zwölf Bänden haben dafür nicht das Nöthige geleistet —; es haben sich daher nach und nach die ärgerlichsten Druckfehler eingeschlichen, welche nicht selten den ursprünglichen Gedanken des Dichters vollständig verunstalten. Wir wollen deren nur einige anführen, und zwar solche, auf welche schon früher aufmerksam gemacht wurde, weil gerade dadurch recht deutlich wird, daß die Besorger — wir dürfen wol nicht sagen Herausgeber — der Schiller'schen Werke alte Druckfehler ohne Überlegung wieder abdruckten und selten oder nie zur Quelle, d. h. den ersten Ausgaben oder Drucken zurückgingen.

In der letzten Strophe des achten Räthsels („Unter allen Schlangen ist Eine" u. s. w.) heißt es in allen Ausgaben:

> Und dieses Ungeheuer
> Hat zweimal nur gebroht — u. s. w.

statt: „Hat zweimal nie gebroht", was allein einen Sinn gibt. — Wilhelm Tell sagt im Schauspiel gleichen Namens (Act 3, Scene 1) von Geßler:

> Er aber konnte keinen andern Laut
> Aus seinem Munde geben — Mit der Hand nur
> Winkt' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn rc.

es muß heißen: „Er aber konnte keinen armen Laut aus seinem Munde geben", welche Lesart äußerst bezeichnend, während die andere geradezu Unsinn ist. — In „Maria Stuart" (Act 2, Scene 4) hatte die erste Ausgabe:

> O Königin! Dein Herz hat Gott gerührt,
> Gehorche dieser himmlischen Bewegung!
> Schwer büßte sie fürwahr die schwere Schuld,
> Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende.
> Reich' ihr die Hand, der tiefgefallenen,
> Wie eines Engels Lichterscheinung steige
> In ihres Kerkers Grabesnacht hinab.

Der durchschossene Vers fehlt in den meisten, so auch in den neuesten Ausgaben. — In demselben Trauerspiel (Act 2, Scene 5) sagt die Königin Elisabeth zu Mortimer:

> Ihr zeigtet einen kecken Muth und seltne
> Beherrschung Eurer selbst für Eure Jahre.
> Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst
> Ausübte, der ist würdig vor der Zeit,
> Und er verkürzt sich seine Prüfungsjahre u. s. w.

Es wird jedem aufmerksamen Leser das „würdig" gewiß seltsam vorkommen; auch hat Schiller nicht so, sondern „mündig" geschrieben.

Wir könnten dergleichen sinnstörende, den Dichter verunstaltende Druckfehler, die sich von Ausgabe zu Ausgabe forterben und die beinahe mit jeder neuen vermehrt werden, noch eine große Zahl anführen; allein es reichen, wie gesagt, schon diese wenigen hin, um zu beweisen, in welchem abscheulichen Zustand sich der Text eines unserer größten Dichter befindet; und es wäre wol Zeit, daß die Verlagshandlung sich endlich einmal entschlösse, für die kritische Wiederherstellung desselben in seiner ursprünglichen Gestalt und Reinheit das Ihrige zu thun.

Durch die verdienstlichen Bemühungen Lachmann's kann den neuen Ausgaben der Lessing'schen Schriften (denn auch diese sind bekanntlich Eigenthum der Cotta'schen Buchhandlung geworden) der nämliche Vorwurf der Incorrectheit, oder vielmehr der unverantwortlichsten Vernachlässigung nicht gemacht werden; aber sie können trotzdem auf vollständige Billigung keinen Anspruch machen, schon darum nicht, weil sie die von Lachmann gewählte Anordnung zum Theil wenigstens befolgen, die uns keineswegs zweckmäßig und rathsam scheint, weil in ihr der Grundsatz der chronologischen Reihefolge auf der einen Seite bis zum Extrem befolgt wird — wie denn z. B. die Gespräche zwischen Ernst und Falk nicht unmittelbar aufeinander kommen — auf der andern Seite die chronologische Anordnung dadurch wieder unterbrochen ist, daß die poetischen Werke von den andern geschieden und besonders zusammengestellt sind. Es ist gewiß Jedem, der den Lessing nicht blos hier und da lesen, sondern auch benutzen will, die von Lachmann befolgte Anordnung höchst unangenehm, weil sie durch die merkwürdige Zersetzung und theilweise Zerstückelung der einzelnen Schriften und bei dem gänzlichen Mangel an einem umfassenden und brauchbaren Register das Auffinden ungemein erschwert. Freilich ist diese Unannehmlichkeit bei den neuesten Cotta'schen Ausgaben weniger fühlbar, weil sie weit weniger enthalten als die Lachmann'sche, aber sie ist doch noch bedeutend genug. Was diese aber insbesondere betrifft, so wird man sich zunächst darüber verwundern, daß die Sedezausgabe in zehn Bänden nicht Alles enthält, was in die einbändige aufgenommen worden ist, da doch beide offenbar für ein und das nämliche Publicum bestimmt sind und beide überdies gleich viel kosten. Dies ist eine Willkür, die sich auf keine Weise erklären, noch viel weniger entschuldigen läßt. Das Publicum hat das vollste Recht, sich darüber zu beklagen, da alle diejenigen Personen, welche es vorzögen, sich die bequemere Handausgabe anzuschaffen, eine Reihe von Arbeiten des großen Mannes weniger erhalten, als wenn sie die größere ankauften. Sie müssen daher entweder auf die Schriften Verzicht leisten, welche in die Ausgabe in Einem Bande aufgenommen sind, oder sie müssen diese kaufen, die ihnen wegen des großen nicht leicht handlichen Formats unangenehm ist.

(Der Beschluß folgt.)

Le règne animal distribué d'après son organisation par G. Cuvier. Nouvelle édition. Paris 1843.

Cuvier war ein durchaus systematischer Geist. Bei allen seinen umfassenden Studien strebte er nach gewissen Grundprincipien, die er in ihrer größten Einfachheit aufzustellen suchte. Bei seinem unschätzbaren Werke über das Thierreich zeigte sich namentlich sein lichtvoller Blick und die Consequenz, mit der er seine Ansichten durchzuführen wußte. Er brachte, so zu sagen, Licht in das Chaos, das bis auf ihn in der weitschichtigen Zoologie geherrscht hatte. Daubenton und Camper hatten zwar schon einzelne Partien durch geistvolle Untersuchungen aufzuklären gesucht, und Pallas namentlich hatte einzelne philosophische Ansichten aufgestellt, die noch nicht gehörig gewürdigt sind; aber im Allgemeinen blieb noch unendlich viel zu thun übrig. Die einzige allgemeine Aufzählung der bekannten Thiergattungen und Arten war das bekannte „System" von Linné; aber auf den ersten Blick mußte man sehen, daß der unsterbliche Naturforscher in dem zoologischen Theile sich nicht auf dieselbe Höhe erhob wie in seinen Werken über die Botanik. Außerdem war seit Linné das Material unendlich angeschwollen, unzählige neue Arten waren entdeckt, die im „System" noch nicht in Reihe und Glied geordnet waren. Namentlich waren die anatomischen Verhältnisse der einzelnen Thiergattung noch nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit gewürdigt. So handelte es sich denn nicht nur darum, Licht und Ordnung in das weite Thierreich zu bringen, sondern es war eine doppelte Arbeit vorzunehmen, nämlich das Studium der vergleichenden Anatomie und das der eigentlichen Zoologie, indem sich diese beiden Wissenschaften gegenseitig ergänzen mußten. Man weiß, mit welchem Glück sich Cuvier dieser riesigen Arbeit unterzog und wie er gewissermaßen im Vorbeigehen noch eine Wissenschaft schuf, die man bis auf ihn kaum geahnt hatte. Wir meinen die Kunde der Thierversteinerungen, die ihrerseits wieder Licht auf einzelne Partien der Geologie geworfen hat. Wir haben nicht nöthig, auf sein großes Werk über das Thierreich hier näher einzugehen. Es ist in den Händen aller Derer, die sich mit dem Studium der Zoologie abgeben, und hat in Deutschland namentlich an Voigt einen würdigen Bearbeiter gefunden. Wir erwähnen dieses Werkes nur, um auf eine neue Ausgabe aufmerksam zu machen, die davon gegenwärtig vorbereitet wird. Cuvier legte einen hohen Werth auf gute Kupfer, d. h. auf solche Abbildungen, die von Leuten von Fach angefertigt waren, und er bedauerte häufig, daß der größte Theil seiner eigenen Werke dieser wichtigen Erläuterungen entbehren mußte. Er selbst verwandte wol seine Mußestunden dazu, einzelne Zeichnungen zu entwerfen, und ging besonders mit dem Plane um, einen sehr umfassenden Atlas zu seiner vergleichenden Anatomie auszuarbeiten. Leider ist dieses Project nicht zur Ausführung gekommen. Man kann es deshalb eine glückliche Idee nennen, daß die vorzüglichsten Lehrer des Jardin des plantes zusammengetreten sind, um zu der neuen Ausgabe des „Règne animal" von Cuvier erläuternde Abbildungen zu liefern. Die Namen der Gelehrten, die sich dieser Arbeit unterzogen haben, können als eine Bürgschaft dafür gelten, daß sie etwas Ausgezeichnetes zu Stande bringen werden. Wir erwähnen nur Audoin, Orbigny, Milne-Edwards und Valenciennes. 6.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wir haben in d. Bl. bereits eine Sammlung von Briefen erwähnt, die von der Königin von Navarra an ihren Bruder, Franz I. von Frankreich, gerichtet waren und die für die Geschichte ihrer Zeit ein hohes Interesse bieten. Der Herausgeber derselben, F. Génin, der sich neuerdings namentlich durch seine geistreichen Kritiken im „National" und der „Revue indépendante" bekannt gemacht hat, läßt gegenwärtig eine Fortsetzung erscheinen. Dieselbe steht weder an Umfang noch an Interesse hinter der ersten Sammlung zurück. Génin hatte schon früher angekündigt, daß sich noch eine andere Correspondenz finden müsse. Indessen war es ihm unmöglich, derselben habhaft zu werden. Aller Nachforschungen ungeachtet war sie auf der pariser Bibliothek nicht zu finden. Gegenwärtig stellt sich nun heraus, daß Champollion-Figeac das Manuscript absichtlich versteckt gehalten zu haben scheint, wahrscheinlich weil er sich die Veröffentlichung der unbekannten Briefe vorbehalten hatte. Endlich ist es indessen dem fleißigen und gelehrten Herausgeber der ersten Sammlung gelungen, sich das Original zu verschaffen, und er läßt es nun, mit wichtigen Einleitungen und Erklärungen begleitet, im Druck erscheinen. Wir wollen von den zahlreichen Bemerkungen, die uns beim Durchblättern dieser Correspondenz aufgestoßen sind, nur eine hier mittheilen. In den Briefen, die Génin in der ersten Sammlung hat abdrucken lassen, namentlich in denen aus dem J. 1521, finden wir an verschiedenen Stellen, daß die Königin Margarethe nicht ohne Sympathie für die Sache der Reformation, die immer mehr Anklang fand, war. In der gegenwärtigen Sammlung ihrer Briefe, die, einen einzigen ausgenommen, alle aus einer spätern Epoche datiren, finden wir mehre Stellen, in denen sie ihre Anhänglichkeit an die römische Kirche ausdrücklich an den Tag legt. Génin erklärt diesen Widerspruch dadurch, daß er sagt, Margarethe habe anfangs dem Unternehmen Luther's ihren Beifall gegeben, weil sie glaubte, derselbe werde bei der Abhülfe einzelner Misbräuche der Kirche stehen bleiben; aber sie habe sich vom Reformator abgewandt, sobald sie sich überzeugte, daß er es dabei nicht bewenden ließ, sondern sich ganz vom Papste lossagte.

In Deutschland finden die neuesten Erscheinungen der russischen Literatur schon seit geraumer Zeit die gebührende Beachtung. Seit kurzem fängt man aber an, die hauptsächlichsten Werke, die in Rußland herauskommen, auch in Frankreich einzuführen. So haben wir in der neuesten Zeit eine ganze Reihe von französischen Übertragungen aus dem Russischen erhalten. Namentlich hat sich der in Paris ansässige Fürst Em. de Galizin durch die Bearbeitung interessanter Werke seines Vaterlandes hervorgethan. Wir haben von ihm, insbesondere die Übersetzung eines gehaltvollen Reisewerkes über China von Dobel zu erwähnen. Hieran schließt sich seine Bearbeitung russischer Novellen und Geschichten, die unter dem Titel „Le conteur russe" erschienen ist. Leider muß in dieser Sammlung nicht selten das stoffliche Interesse für die etwas vernachlässigte Form entschädigen. Mit ungleich größerer Gewandtheit sind die Bearbeitungen kleiner russischer Romane abgefaßt, die Paul de Julvecourt unter dem sonderbaren Titel „Yataghan" vor kurzem herausgegeben hat. Dieser fruchtbare junge Schriftsteller hat sich schon früher durch eine bändereiche Reihe eigener Romane bekannt gemacht, deren Scenen der Dichter meistens nach Rußland verlegt hat. Man sieht aus seinen Werken, daß der Verf. mit der russischen Nation und der Geschichte derselben genau bekannt ist.

Auguste Barbier, der kurze Zeit nach der Julirevolution durch seine energischen Satiren schnell berühmt geworden war, hat, nachdem er seine erste poetische Glut versprüht zu haben schien, lange geruht. Indessen fängt er jetzt seit einiger Zeit wieder an, eine neue Fruchtbarkeit zu zeigen. Es ist kaum sechs Monate her, als er die reiche Sammlung seiner „Chants politiques et religieux" hat erscheinen lassen, und schon befindet sich, wie es heißt, eine neue Auswahl Gedichte von ihm unter der Presse. Dieselben werden den Titel „Rimes héroïques" führen und sollen, wie versichert wird, eine neue Phase in der Entwickelung des reichbegabten Dichters an den Tag legen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 90. —— 31. März 1843.

Die Gesammtausgabe deutscher Classiker im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Doch ist dies nicht das Einzige, was sich gegen die beiden erwähnten Editionen erinnern läßt. Wenn wir nämlich zwar einerseits der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie Ausgaben der Lessing'schen Schriften veranstaltet hat, welche für das größere Publicum bestimmt sind, so müssen wir andererseits sogleich bemerken, daß sie ihren Zweck nur höchst unvollkommen erreicht hat. Lessing hat zwar — mit Ausnahme seiner poetischen Werke und etwa einiger andern kleinern Schriften — nicht für ein großes Publicum, sondern nur für ein sehr beschränktes, nur für das gelehrte geschrieben; und Goethe hatte daher vollkommen recht, als er zu Eckermann sagte, es dürfe das Verdienst, die größere Cultur unter die mittlern Stände verbreitet zu haben, weniger Lessing zugeschrieben werden als Herder und Wieland. Aber was zu Lessing's Zeiten den mittlern oder nicht gelehrten Ständen und Classen des deutschen Volks unzugänglich war, das ist es jetzt nicht mehr, gerade in Folge des wohlthätigen und allgemeinen Einflusses jener oben genannten beiden Männer und einiger andern. Die Ideen, welche in Lessing's wissenschaftlichen und artistischen Schriften niedergelegt sind, Ideen, die zu seiner Zeit nur von Wenigen erfaßt werden mochten, liegen in unsern Tagen nicht mehr außer dem Bereiche eines größern Publicums. Es ist daher, ich wiederhole es, die gute Absicht der Verlagshandlung mit Dank anzuerkennen, welche durch wohlfeile Ausgaben, aus denen die rein gelehrten, und namentlich die theologischen Schriften ausgeschieden wurden, für größere Verbreitung der großartigen Werke eines unserer vorzüglichsten Schriftsteller thätig sein und so für geistige Hebung unsers Volks in ihrem Wirkungskreise das Ihrige beitragen wollte. Aber sie hat, wie wir sogleich darthun wollen, ihre löbliche Absicht kaum halb erreicht, weil sie Das zu thun verabsäumt hat, was vor Allem nöthig gewesen wäre. Lessing hat viele seiner gefeiertsten und einflußreichsten Schriften, wie gesagt, nur für ein gelehrtes Publicum geschrieben, z. B. den „Laokoon", die Abhandlungen über die Fabel, über das Epigramm und andere mehr. Deshalb hat er in denselben den ganzen gelehrten Apparat beibehalten, den er schicklich beiseite gesetzt, oder viele mehr allgemein brauchbar und verständlich gemacht hätte, wenn diese Schriften für ein nichtgelehrtes Publicum bestimmt gewesen wären. Da aber in unsern Tagen alle diese Schriften in ihren Ideen auch einer großen Anzahl von solchen Personen verständlich sind, welche eine nicht eben gelehrte Bildung besitzen und insbesondere weder der lateinischen noch der griechischen Sprache mächtig sind — ich erinnere nur an die zahlreichen Künstler, Kaufleute, Fabrikanten und Andere mehr, deren Standpunkt heutzutage ein weit höherer und umfassenderer ist als vor 100, ja auch nur vor 50 Jahren —, so hätte billigerweise eine für das größere Publicum bestimmte Auswahl Lessing'sche Schriften auf alle diese Personen geziemende Rücksicht nehmen und den gelehrten Apparat derselben, die häufigen Citate aus griechischen und lateinischen Classikern, aus französischen, italienischen und englischen Büchern, wenn auch nicht entfernen, doch wenigstens durch genaue und gute Übersetzungen allen Lesern zugänglich machen sollen. So lange dies nicht geschieht, soll man sich nicht rühmen, eine für alle Gebildeten bestimmte und zweckmäßige Ausgabe veranstaltet, noch weniger sich um die größere Verbreitung dieser herrlichen Meisterwerke unserer Sprache Verdienste erworben zu haben.

Es würde eine nähere Betrachtung der neuesten Ausgaben von Klopstock's und Wieland's sämmtlichen Werken denselben ebenfalls nicht gerade sehr vortheilhaft sein, schon deshalb, weil in ihnen kein Fortschritt zu bemerken ist; da jedoch deren Mängel im Ganzen weniger auffallend und störend sind, so wollen wir sie für jetzt mit Stillschweigen übergehen und ebenso wenig die incorrecte und unvollständige Edition der Platen'schen Schriften erwähnen, da von diesen, wie wir vernehmen, eine neue verbesserte Auflage vorbereitet sind. Wir wollen unsere Bemerkungen mit einigen Worten über die jüngste Ausgabe der „Ausgewählten Werke Klinger's" beschließen. Dieselbe stützt sich, wie die Ankündigung uns anpreist, auf die letzte von dem Dichter selbst veranstaltete und besorgte Ausgabe. Hierbei entsteht aber zunächst die Frage, ob das Urtheil eines Schriftstellers in Bezug auf seine eigenen Werke selbst maßgebend sein kann? Wenn auch ein solches Urtheil ohne Zweifel für gewichtig erachtet werden und der Literarhistoriker oder der Herausgeber der Werke des betreffenden Schriftstellers dasselbe vor Allem berücksichti-

gen muß, so kann und darf es doch nicht absoluthin und ohne alle weitere Prüfung angenommen werden. Erzählt uns ja in dieser Beziehung die Geschichte genug von argen Selbsttäuschungen sogar der größten Dichter, wie denn z. B. Petrarca sein in lateinischer Sprache geschriebenes Epos „Africa" weit höher schätzte als seine in der lingua volgare gedichteten Sonette und Canzonen, Boccaccio sich seines „Decamerone" beinahe schämte, während er auf seine lateinischen Schriften, welche seit langer Zeit in Vergessenheit gerathen sind, nicht wenig stolz war. Auch bei unsern deutschen Classikern begegnen wir ähnlichen Täuschungen. So hat Lavater seine in Composition und Sprache gleich mislungenen „Schweizerlieder" seinen andern weit tüchtigern Poesien vorgezogen; so hat Platen oft genug zu verstehen gegeben, daß er vorzugsweise von seinen dramatischen Schriften bleibenden Nachruhm und Unsterblichkeit erwarte, indem er diese höher achtete als seine unbezweifelt genialern lyrischen Gedichte. Hat nicht sogar Schiller öfters an seinem dramatischen Talente gezweifelt, dagegen aber in seinen jüngern Jahren sich eingebildet, daß er zum Schauspieler geboren sei, während er doch nach allen übereinstimmenden Berichten seiner Freunde und Bekannten nicht einmal mittelmäßig gut vorlesen konnte? Und eine solche Selbsttäuschung ist auch, zum Theil wenigstens, bei Klinger vorhanden. Zwar ist nicht zu leugnen, daß seine spätern Dramen, diejenigen also, die er in die von ihm veranstaltete Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, den frühern an Klarheit und Sicherheit, überhaupt an größerer künstlerischer Reife überlegen sind; aber auf der andern Seite tritt gerade in diesen sein eigenthümliches Talent, seine stürmische, rücksichtslose Kraft, seine schneidende Welt- und Lebensansicht entschiedener hervor, wie auch nicht zu übersehen ist, daß sie sich im Ganzen viel freier, lebendiger und selbständiger bewegen als die spätern, wenn diese auch gehaltener sein mögen; daß in jenen Plan und Entwickelung der dramatischen Handlung großartiger und origineller erfaßt und durchgeführt, daß die Erfindung mannichfaltiger, ich möchte sagen, kolossaler, daß endlich die Sprache glühender und farbenreicher ist als in diesen. So sind insbesondere seine Lustspiele durchgehends bemerkenswerth, gegen welche Gervinus gewiß ungerecht ist, wenn er ihnen (mit alleiniger Ausnahme der „Spieler") alles poetische Interesse abspricht. Unsere Literatur ist bekanntlich an guten Lustspielen so arm, daß die Klinger'schen, auch wenn sie von der Höhe eines vollendeten Kunstwerks noch weiter entfernt stünden, immerhin noch als bedeutende Erscheinungen angesehen werden müßten. Übrigens sind die von Klinger selbst und somit auch in die neue Ausgabe seiner Werke nicht aufgenommenen Dramen für die Geschichte der neuern deutschen Literatur von der entschiedensten und eingreifendsten Bedeutung: es spiegelt sich in ihnen das damalige Ringen nach freierer Bewegung in Kunst und Leben am vollkommensten ab; durch sie wird man leicht und sicher, wie durch keine andere Erscheinung, in das Verständniß jener ewig denkwürdigen Periode unserer Literaturgeschichte eingeführt, welche sogar von einem Drama Klinger's („Sturm und Drang") ihren bezeichnenden Namen erhielt. Es ist wirklich auffallend, daß diese Thatsache in der Ankündigung der „Ausgewählten Werke" angeführt und auf sie gebührendes Gewicht gelegt, in der Ausgabe selbst aber keine Notiz davon genommen, das erwähnte Drama nicht mitgetheilt wird. Man sieht daraus (was übrigens aus den frühern Bemerkungen über die andern Editionen unserer vortrefflichsten Meister schon deutlich genug erhellt), daß die Ausgaben der verschiedenen deutschen Classiker, welche in der Cotta'schen Verlagshandlung erschienen sind, von dieser ohne Zuziehung eines mit deutscher Literatur und Literargeschichte hinlänglich vertrauten Gelehrten veranstaltet und herausgegeben wurden.

Möchte doch — mit diesem Wunsche schließen wir — die zu erwartende Gesammtausgabe der Herder'schen Schriften nicht das nämliche Loos treffen, möchte sich die Verlagshandlung bewogen finden, derselben diejenige Sorgfalt zuzuwenden, welche Engländer und Franzosen schon seit lange ihren Classikern widmen! 47.

Romanenliteratur.

1. Waldmüller's Röschen. Eine Criminalgeschichte nach einer wirklichen Begebenheit neuester Zeit. Von J. A. Bachmann. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1842. 8. 22½ Ngr.

Diese Geschichte kann wol dazu dienen, eine müßige Stunde auszufüllen. Von bedeutendem Interesse ist dieselbe jedoch unter keinem Gesichtspunkte, vielmehr eine von den gewöhnlichen Criminalgeschichten, weder an und für sich, noch in psychologischer Hinsicht, noch endlich durch die Darstellung irgendwie anziehend oder merkwürdig. Denn sie dreht sich im Ganzen darum, daß ein bübischer Jägerbursche, nachdem er mit seiner Bewerbung um die Hand des schönen und tugendhaften Waldmüller's Röschen von dem Vater derselben, der seine Tochter durchaus an einen Müller verheirathen will, abgewiesen worden ist, den Gatten von schön Röschen, einen Müller und zugleich Sohn eines Jugendfreundes ihres Vaters, in den sie sich gleich beim ersten Anblick sterblich verliebt hat, aus Rachbegierde meuchelmörderisch erschießt, jedoch anfänglich jeden Verdacht glücklich von sich abzulenken weiß. Aber als gereifter Bösewicht auf der einmal betretenen Bahn des Lasters nicht still stehend, verführt er ein anderes unschuldiges Mädchen, die dadurch zur Selbstmörderin wird, verliert dadurch seinen guten Dienst, weil sein Antheil an der That der unglücklichen Selbstmörderin zur Kenntniß seines Herrn, eines Mannes von strengen Grundsätzen, gelangt, kommt unter eine Bande von Wildschützen und Schmugglern und wird deren Hauptmann. Ein zufälliges Zusammentreffen mit der in Schönheit erblühten Tochter der Waldmüllerin, der er die Schuld an seinem Loose beimißt, erregt Rachepläne in ihm, und er beschließt, sie mit seiner Bande zu überfallen, zu ermorden und die Tochter zu sich in seine Raubhöhle zu nehmen. Bei Ausführung dieser ruchlosen That ereilt ihn jedoch die Nemesis. Die Mutter des unglücklichen, durch ihn zur Selbstmörderin gewordenen Mädchens kommt nämlich zur Waldmüllerin und bittet sie, einiges Getreide für sie mahlen zu lassen, was diese gewährt und zu dem Ende den Mühlknappen die Weisung ertheilt, noch in der Nacht zu mahlen. Ein Mühlknappe, von einem sonderbaren Traum in der Nacht aus dem Schlummer geschreckt, setzt die Mühlräder in Bewegung: in demselben Augenblicke bricht der Frevler mit seinen Raubgesellen in die Mühle und wird von den Mühlrädern nebst einigen derselben ergriffen und zerschmettert, während die übrigen

von den Mühlknappen gefangen genommen und den Gerichten ausgeliefert werden. Diese Verkettung ist allerdings auffallend genug, und wir sind daher geneigt, sie für eine poetische Fiction unsers Verf. zu halten, mit dem wir übrigens deshalb nicht weiter rechten wollen. Wer, wie gesagt, nicht mehr begehrt, als ein müßiges Stündchen auszufüllen, dem kann und wird auch dieses Geschichtchen genügen.

2. Liebesnovellen von Albert Grützmann. Erstes und zweites Bändchen. Nordhausen, Schmidt. 1841. 8. 20 Ngr.

Die sehr verbrauchte Fabel der ersten Novelle: „Die Herzen", daß nämlich ein reicher junger Freiherr von Eckstein aus romantischer Grille sich in einen breslauer Studenten verkappt, durch ein Gewitter zu einem Biedermann von Förster, einem Seitenstück zu dem wohlehrwürdigen Pfarrer zu Grünau, geführt wird, dort einen wahren Engel von Schönheit und Tugend in dessen Tochter Kathinka kennen lernt, sich bis zum Sterben in sie verliebt, die neue Luise, die sich natürlich sogleich wieder in ihn verliebt, heirathen will — ließ uns auf einen Schluß à la Lafontaine, auf eine Heirath des Pärchens mit aller Zuversicht hoffen. Aber siehe, da stellt sich unser Verf., dem wir eine so große und in der That unnöthige Grausamkeit gar nicht einmal zugetraut hätten, dazwischen und macht uns einen Strich durch die Rechnung, indem der Adelsstolz der Ältern des jungen Freiherrn zu der Klippe wird, an dem das Glücksschiff des Pärchens scheitern muß; und er läßt, ein unerbittlicher Rhadamantus, die beiden armen, jungen, verliebten Herzen am gebrochenen Herzen sterben. Recht so! Aber grausam und unverantwortlich bleibt es immer von unserm Verf. Hätte derselbe übrigens seinen wahren Vortheil verstanden, so würde er die beiden Engel miteinander verheirathet und noch ein paar Kinderchen um ihre Knie haben spielen lassen, was ihm dann Stoff zu einer pädagogischen Novelle gegeben haben würde. Auch in der zweiten, überaus merkwürdigen Liebesnovelle: „Die Lustfahrt auf dem Kyffhäuser", erweist sich der Verf. von einer sehr grausamen Seite, die er am Schluß vergeblich zu entschuldigen sucht. Ein schlechter Spaßvogel von Bader, der den Geist Kaiser Friedrich's des Rothbart vorstellt, jagt eine den Kyffhäuser besuchende Gesellschaft in die Flucht. Ein junger, hübscher Husarenoffizier ist glücklicherweise zur Hand, rettet ein junges, hübsches Mädchen und kapert sie dem Bräutigam, einem ehrsamen Philister von Ladendiener, vor der Nase weg. Das finden wir ganz in der Ordnung! Daß unser Verf. den verruchten Bader am Schlage sterben läßt, ist brav von ihm. Aber wie will er es verantworten, daß er auch die Mutter am Schlage sterben, den ehrlichen Burschen von ci-devant Bräutigam den Hals brechen läßt. Die arme Adelheid heirathet zwar ihren Budberg, macht sich aber Gewissensscrupel und stirbt in der Blüte ihrer Lebens. O, Sie grausamer Herr Verf.! Lassen Sie sich erbitten und sein Sie ein ander Mal minder grausam. In „Haß und Liebe", womit das zweite Bändchen beginnt, hat der Verf. seiner Vorliebe für das Grausame und Entsetzliche Zaum und Gebiß angelegt, und ein sackgrober Amtmann erschießt zum Glück nicht den edeln, empfindsamen und verliebten Referendar Böttticher, sondern schießt sich ihn zum Schwiegersohne. Aber woher diese ungeheure Wuth bei dem ehrlichen Amtmann? Ein zu theuer erstandener Schreibsecretair und das boshafte Auslachen des Stadtschreibers Böttticher mußten wol ein so ehrliches Menschenkind von Amtmann in Wuth bringen: hat es doch auch uns zu einem mitleidigen Achselzucken über die ganze klägliche Geschichte gebracht. In der letzten Novelle: „Vater und Sohn", läßt der Verf. seinem natürlichen Blutdurst freien Lauf. Ein herzloser Vater kapert dem verliebten Sohne den Engel weg, in dessen Armen er sich eine Seligkeit träumte. Was natürlicher, als daß er sich todtschießt etwa?? Bewahre, das wäre zu alltäglich gewesen. Er fängt auf einem Balle muthwillig Händel an und wird von Rechtswegen in dem von den [illegible] herbeigezogenen Duelle erschossen. Natürlich stirbt nun auch die Stiefmutter und ci-devant Geliebte des Erschossenen aus Gram und Schmerz hinterdrein. Der Verf. hätte lieber aus diesem tragischen Stoff ein Trauerspiel fabriciren sollen. Viel mehr Mühe würde es ihm sicherlich nicht gekostet haben, und wäre es auch kein Trauerspiel geworden, so wäre es doch unstreitig ein recht trauriges Spiel geworden, wie dies eine recht traurige Geschichte ist, um deren Autorschaft wir den Verf. nicht beneiden.

3. Die Geschwister, oder: Handwerk hat einen güldenen Boden. Erzählung von Charlotte von Glümer. Leipzig, Binder. 1841. 8. 24 Ngr.

Die einfach und anspruchlos gehaltene Einleitung dieser Erzählung, die, wie schon der Titel es andeutet, ein Commentar zu dem Sprüchwort „Handwerk hat einen güldenen Boden" ist, ließ uns anfänglich gar nicht die fast bis ans Abenteuerliche streifenden mannichfachen Verwickelungen, in die einige der hierin auftretenden Personen verflochten werden, vermuthen. Unstreitig hat die Verf. dadurch die etwas verwaschene, ihrer Erzählung zum Grunde liegende Moral recht anschaulich und schmackhaft zu machen geglaubt, daß sie von den drei Geschwistern die eine (Mariane) an einen Ausbund von einem edeln und gebildeten Buchbinder verheirathet und dadurch ein stilles, häusliches, durch nichts getrübtes Glück finden läßt; die andere (Julie), zur Anschaulichmachung des Gegensatzes, zwar mit einem höchst edeln Exemplar von Freiherrn verbindet und dadurch gleichfalls höchst glückliche Jahre an dessen Seite genießen läßt: aber, aber mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Unser edler Freiherr wird in Ungarn bei Gelegenheit eines Aufstandes der Bauern von den Rebellen, obgleich ein Menschenfreund und ihr Wohlthäter, tödtlich verwundet und stirbt, und die edle treue Gattin stirbt, wie sich von selbst versteht, mit ihm! Hätte sie einen Buchbinder geheirathet, so wäre ihr dies traurige Loos erspart worden! Am schlimmsten aber geht es dem Dritten in dem geschwisterlichen Kleeblatte (Wilhelm). Er will auch hoch hinaus und wird Assessor; aber weil er sich einer armen Verführten einem vornehmen Bösewichte gegenüber edelmüthig annimmt, verdirbt er es mit dem Präsidenten und muß seinen Abschied nehmen. Nun geht er nach Ungarn, wird Soldat, sogar Offizier, und findet als solcher Gelegenheit, zwar nicht der trojanischen, aber doch einer ungarischen Helene, der Gattin des furchtbaren Rebellenhäuptlings in dem oben erwähnten Aufstande, die größten und edelmüthigsten Dienste, mit Aufopferung und Hintansetzung seiner Dienstpflicht zu erweisen, wird darüber cassirt und aus Östreich verwiesen, und kehrt, mit sich und der Welt zerfallen, zu seinem Schwager, dem edeln Buchbinder, zurück, wo er unerwartet seine ungarische Helene mit ihrem holden Knaben antrifft. Er faßt sich nun kurz, bindet eine grüne Schürze um, wird ein Buchbinder, heirathet seine Helene und so kann er denn recht eigentlich sagen: Ende gut, Alles gut!

4. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. Von Heinrich Mirani. Erster Band. — A. u. d. T.: Der blinde König. Der Schleier-Hauptzug. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1842. 8. 1 Thlr.

Diese beiden Erzählungen, an die Zeiten Vulpius', Spieß' und Cramer's erinnernd, gehören in die Kategorie der Wachstubenlecture und sind so ziemlich nach dem Recepte verfaßt, das, wo wir uns nicht irren, Schlegel für dergleichen Erzählungen verschrieben hat. Die erste spielt über und die letzte unter der Erde, und es fehlt an beiden nicht in einem bunten Wechsel von Scenen, an edeln Kämpen, an minniglichen Fräuleins, Schlachten, Entführungen, Rettungen aus Wassers- und Feuersnöthen, erstürmten Burgen u. dergl. schönen und erbaulichen Sachen mehr; nur die boshaften Burgpfaffen haben wir vermißt. Wenn unsere Verleger dergleichen leichte und lose Waare in Verlag nehmen und auf den Markt bringen, so wird freilich der gesunkene und traurig verfallene Zustand unserer Literatur erklärlich und begreiflich. Möge uns unser guter Genius in Zukunft vor der Bekanntschaft ähnlicher Misgeburten in Gnaden bewahren!

Bibliographie.

Bellangé, H., Die Soldaten der französischen Republik und des Kaiserreichs. 1ste Lieferung mit vier illuminirten Blättern. Leipzig, Weber. Lex.-8. 10 Ngr.

Blumroeder, A. von, Teutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; Blätter der Erinnerung, veranlaßt durch den tausendjährigen Bestand des teutschen Reichs im Jahre 1843, gewidmet allen patriotischen Freunden des Lichts und des gesetzlichen Fortschrittes. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 15 Ngr.

Böttger, G., Gethsemane. Passionspredigten im Jahre 1842. Nebst einem Anhange religiöser Gedichte zur häuslichen Erbauung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Casper, J. L., Über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. Eine am 28. Januar 1843 im wissenschaftlichen Vereine gehaltene Vorlesung. Berlin, Dümmler. 8. 7½ Ngr.

Chateaubriand, F. A. v., Atala und die Abenteuer des Letzten der Abenceragen. Übersetzt von H. Elsner. Mit einem Stahlstich. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Die Denunciation der Schrift: „Die Unfähigkeit des Hrn. Prof. Seyffarth in Leipzig, wissenschaftliche Werke über das Alterthum zu lesen, zu verstehen und zu würdigen, erwiesen an seiner Recension meiner Schrift: Untersuchungen über die Religion der Phönizier, in Gersdorf's Repertorium Band XXIX, Heft 3, von *F. C. Movers.*" Eine aktenmässige Darlegung. Breslau, Hirt. Gr. 8. 10 Ngr.

Dräseke, Abschiedsgruß an Alle, welchen Er amtlich angehörte. Magdeburg, Heinrichshofen. 4. 3¾ Ngr.

Ferne, A., Betrachtungen über die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer preußischen Ostbahn und deren Folgen in national-ökonomischer und politischer Hinsicht. Königsberg, Theile. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frauenlob, A., Die lieblichsten Sagen und Bilder aus Süddeutschland, namentlich Schwaben. Ulm, Seitz. Gr. 12. 5 Ngr.

Gay, Sophie, Maria Louise von Orleans, Nichte Ludwig's XIV. Ins Deutsche übertragen von **Emilie Wille.** Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Geld! Posse mit Gesang in drei Acten. Nach dem Englischen Bulwer's frei bearbeitet von F. **Kaiser.** Wien, Pichler. 1842. 8. 12½ Ngr.

Giech, C. Graf von, Ansichten über Staats- und öffentliches Leben. Nürnberg, F. Campe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Giesebrecht, L., Wendische Geschichte aus den Jahren 780—1182. 3ter Band. Berlin, Amelang. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Ulrich von Hutten. Ein Drama in fünf Aufzügen. Königsberg, Theile. 8. 1 Thlr.

Holbein, F. v., Der Doppelgänger. Lustspiel in vier Aufzügen, nach A. v. Schaden's Erzählung frei für die Bühne bearbeitet. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 22½ Ngr.

Konstitutionelle Jahrbücher, herausgegeben von K. **Weil.** 1843. 1ster Band. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Jordan, W., Irdische Phantasien. Königsberg, Theile. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kahlert, A. J., Erinnerungen an Italien, besonders an Rom. Aus dem Reisetagebuche desselben. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karlotta, Phantasiebilder. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Kinkel, G., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kleseker, F., Die Politik des deutschen Zollvereins in Bezug auf Schiffahrt, Handel und Fischerei, und die Hansestädte. — Mit dem Umschlagtitel: Deutscher Zollverein III. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Kuhn, O., Das Wesen der deutschen Administrativjustiz nebst einer Analyse verschiedener deutscher Administrativjustiz-Entscheidungen. Eine staatsphilosophische und publicistische Abhandlung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 12½ Ngr.

Lieberknecht, J. F., Adelaide, oder Religion und Liebe. Sondershausen, Eupel. Gr. 12. 1 Thlr.

Märcker, F. A., Zur Wiederherstellung der Kunst der Beredsamkeit als philosophische Wissenschaft. Einleitung zu den Vorlesungen über des Aristoteles Rhetorik. Berlin, Dümmler. 8. 5 Ngr.

Marheineke, P., Zur Kritik der Schelling'schen Offenbarungsphilosophie. Schluß der öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie. Berlin, Enslin. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Nestroy, J., Der Talisman. Posse mit Gesang in drei Acten. Mit einem allegorisch illuminirten Bilde. Wien, Wallishauser. 8. 20 Ngr.

Die Öffentlichkeit und Mündlichkeit unsers Entwurfs einer Strafproceßordnung. Den Mitgliedern beider würtembergischen Kammern zugeeignet. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Paris wie es wirklich ist, das heißt: wie es lebt, liebt, ißt, trinkt, schweigt, darbt, handelt, spielt, intriguirt, cabalisirt, wacht, schläft, träumt, phantasirt, philosophirt, liest, schreibt, dichtet, musicirt, lacht, weint, promenirt, reitet, fährt, klatscht, schwatzt, Schulden macht, betrügt, stiehlt, raubt, politisirt, kannegießert, emeutirt, revoltirt, rebellirt u. s. w. 1stes Heft: Jacobus Simplex oder der deutsche Volontair zu Paris. Mit einem colorirten Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 10 Ngr.

Reichenbach, M., Wehmutter und Todtengräber. Ernste und humoristische Bilder in Novellenform. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ritter, Nähere Prüfung des preußischen Ehescheidungsrechts und der bekannt gewordenen Entwürfe eines neuen Ehescheidungsgesetzes. Cottbus, Meyer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Über den Begriff der politischen Partei. Rede zum 18. Januar 1843, dem Krönungsfeste Preußens. Gehalten in der königlich deutschen Gesellschaft. Königsberg, Theile. Gr. 8. 10 Ngr.

Saint-Pierre, B. de, Paul und Virginie und die indische Hütte. Übersetzt von H. **Elsner.** Mit einem Stahlstich. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Scheidler, K. H., Nochmalige Erörterung der Frage: Hieb oder Stoß? Eine hodegetische Vorlesung. Jena, Frommann. 8. ½ Thlr.

Deutsches Staatsarchiv. 4ter Band. Herausgegeben vom Regierungsrath **Buddeus.** Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Totalfinsterniß der Staatszeitung, beobachtet an der Recension der Rede des Dr. **Rupp:** „Über den christlichen Staat." Vom 3. Januar 1843. Königsberg, Theile. Gr. 8. 7½ Ngr.

Trattinnick, L., Die Schule der blühenden Natur, oder ästhetisch-philosophische Unterhaltungen für Gartenfreunde, Spaziergänger auf dem Lande, auch für Sittenlehrer, Erzieher und alle Verehrer der Natur, der Tugend, des Schönen, Edeln und Guten. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

Über Eheschließung, Ehescheidung und Wiederverheirathung. Den königlich preußischen Provinzial-Landständen zu einer möglichen Berücksichtigung gewidmet. Sangerhausen, Rohland. 8. 7½ Ngr.

Über Postreform. Von G. G....t. Berlin, Hermes. 8. 10 Ngr.

Vetter, K. W., Die evangelische Kirche und ihr Bekenntniß. Ein theologisches Bedenken. Berlin, Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Zeitsignale. Lieder eines Publicisten. Königsberg, Theile. 8. 20 Ngr

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 91. —— 1. April 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Vierter Artikel.*)

Deutschlands politische Zeitungen. Zürich, Literarisches Comptoir. 1842. 8. 6¾ Ngr.

Seit dem Erscheinen dieser kleinen Broschüre hat sich Manches in dem deutschen Zeitungswesen verändert, sodaß selbst, wenn die Charakteristik der damaligen Zeitungen eine richtige wäre, dieselbe doch jetzt nicht mehr passen würde. Zu diesen Veränderungen gehören besonders die Verbote und Unterdrückungen einzelner Blätter. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" ist in Preußen verboten, die „Deutschen Jahrbücher", die unserer Ansicht nach weit mehr eine direct politische als eine allgemein wissenschaftliche Tendenz verfolgten und daher auch hierher gerechnet werden müssen, dürfen überhaupt nicht mehr erscheinen und die „Rheinische Zeitung" soll vom April an aufhören. Außerdem scheint es, als wenn auch manche andere Blätter von Seiten der Regierungen bedroht wären und wir vielleicht bald noch mehr Verbote erleben müßten. Wenn die Regierungen consequent sind, wenn sie dem Grundsatze ferner folgen, der jenen Verboten zu Grunde lag, daß sie nämlich jedes Organ durch policeilichen Machtspruch unterdrücken wollen, welches ihnen nach ihrer subjectiven Meinung unmoralisch, von irrigen Principien ausgehend oder auch nur unbequem erscheint, so werden freilich die Verbote nicht aufhören. Wir gestehen aufrichtig, daß uns diese Ansicht der Regierungen nicht nur falsch und unzeitgemäß erscheint, sondern daß sie uns auch mit tiefem Schmerze erfüllt und unsere Hoffnungen für eine freie und naturgemäße Entwickelung der öffentlichen Meinung, auf der doch das ganze Heil Deutschlands beruht, gar sehr niedergeschlagen hat. Und wir glauben, daß dieses Gefühl des Schmerzes und der Niedergeschlagenheit ein allgemeines ist, daß es von der größten Mehrzahl der bessern, intelligentern und stimmfähigen Männer in Deutschland getheilt wird.

Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" war bis jetzt nach sehr schwankenden und von außen her genommenen Rücksichten redigirt. Eine durchgebildete und charakterfeste politische Weltansicht der Gegenwart, diese erste und nothwendigste Bedingung jeder Zeitung, die irgend Anspruch auf Werth machen will, hatte sich bis jetzt in derselben noch nicht geltend gemacht. Seit ihrem Erscheinen hat sie im Einzelnen mehr experimentirt, als einen allgemeinen, nach allen Seiten hin harmonisch gegliederten Charakter an den Tag gelegt. Dabei war ein gewisses Haschen nach falscher Popularität nicht zu verkennen, womit denn eine zweite Rücksicht, keinen Anlaß zu Anstoß bei den Regierungen zu geben, oft im directesten Widerspruche stand. Dieses Experimentiren ist oft kein glückliches gewesen. Zuerst vergriff sie sich total darin, daß sie sich zum Organe der preußischen Regierung in der Streitigkeit mit der katholischen Kirche machte. Sie glaubte auf diese Weise vielleicht Gunst bei den Behörden und Gunst bei der großen Masse am besten vereinigen zu können. Wir glauben aber, daß sie auch hierbei schlecht berathen gewesen ist und ihren Zweck nicht erreicht hat. Die Ansichten der Regierungen wechseln heutzutage oft sehr schnell und was heute angenehm ist, wird morgen sehr unangenehm. Bei der katholischen Sache hat man das erfahren. Auf die Gunst der großen Masse muß man ebenso wenig speculiren, denn diese ist ebenso veränderlich. Das Urtheil wahrhaft gebildeter, charaktervoller und echt liberaler Männer macht auch auf die Länge das äußere Schicksal der Zeitungen und sichert allein einen bleibenden und wachsenden Absatz. Zuletzt geben solche Männer, und wenn ihrer auch noch so wenige sind, doch in allen Cassinos, in den öffentlichen Localen u. s. w. den Ausschlag und die Menge fügt sich ihrem Rathe. Wahrheit in der Auffassung der Zeitverhältnisse, würdiges und taktvolles

*) Den dritten Artikel theilten wir in Nr. 70—72 mit. D. Red.

Auftreten, Liebe und Eifer für das öffentliche Wohl, Freimuth und fester Charakter, diese Eigenschaften sind es, welche mit Sicherheit einer Zeitung Achtung verschaffen und es unmöglich machen, daß sie ignorirt werden kann. Durch ihr Parteinehmen für die Regierungsmaßregeln gegen die katholische Kirche hat sich die „Leipziger Allgemeine Zeitung" aber diese Achtung keineswegs erworben und hat sich daneben noch im Süden von Deutschland, in Baiern und Östreich, direct geschadet. Ebenso wenig hat ihr ihre Haltung gegen Hanover Nutzen gebracht. Anfangs beutete sie diesen äußerst dankbaren Stoff im Sinne der Opposition aus, gewiß mit vollem Rechte, wenn wir auch hier eine taktvolle und auf einer festen, durchgebildeten Ansicht beruhende Haltung zuweilen vermißten; bei dem eintretenden Verbote von Seiten Hanovers aber schlug sie um und schwieg gänzlich, wenn sie nicht gar der Regierungspolitik dann und wann ihre Zeilen öffnete. Wir verkennen nicht die unsichere und rechtlose Stellung, welche eine Zeitung heutzutage gegen unsere Policeibehörden hat. In einem Augenblicke kann die Frucht jahrelanger Anstrengung durch den Machtspruch irgend einer Behörde vernichtet werden, und die Stiftung einer neuen Zeitung ist aus diesem Grunde eine sehr precaire Speculation, bei der Eigenthum und Existenz in Gefahr schweben. Diese Wechselfälle, welche aus solcher Rechtlosigkeit und verderblichen Praxis hervorgehen, müssen jedoch vorher schon in Rechnung gebracht sein und man muß sich auf sie vorbereitet haben, wenn man sich mit einem so bedenklichen Unternehmen befaßt. Seine Grundsätze und Überzeugungen nach den Drohungen und den Strafen irgend eines Ministers zu wechseln, der für den Augenblick zufälligerweise das Heft in den Händen hat, ist allemal vom Standpunkte der einfachsten Moral aus nicht zu billigen und muß das Interesse und das Vertrauen des Publicums zu einer Redaction schmälern. Kann man nicht mehr mit Ehren bestehen, so muß man abtreten. Einen augenblicklichen äußern Verlust darf man nicht auf Kosten der Überzeugung und Wahrhaftigkeit abwenden wollen. Wenigstens kann die Kritik keine sonstigen Rücksichten anerkennen und eine Redaction kann sich nicht über dieselbe beschweren, wenn die noch dazu oft irrigen Berechnungen einer momentanen Pfiffigkeit vor ihr keine Geltung haben. *)

Die Vorwürfe, welche der „Rheinischen Zeitung" gemacht worden und die man als Motive ihrer Aufhebung angeführt hat, sind unsers Erachtens noch weit begründeter als die Beschuldigungen gegen die „Leipziger Allgemeine Zeitung". Man kann es sich nicht verhehlen, daß die Tendenz der „Rheinischen Zeitung" nicht auf eine Verbesserung des Bestehenden gerichtet war, sondern daß sie von einem gänzlichen Umsturze aller politischen Verhältnisse träumte. Es soll damit keineswegs in Abrede gestellt sein, daß nicht eine Menge wohlmeinender, auf das Maß der gegebenen Zustände eingehender Mitarbeiter und Correspondenten an derselben Antheil genommen hätten, allein wer es versteht die eigentliche Ansicht und Bestrebung der Redaction zwischen den Zeilen herauszulesen, der wird mit unserer Behauptung übereinstimmen. Es gibt überhaupt in Deutschland noch keine Zeitung, welche in allen ihren Artikeln eine gleichmäßige, übereinstimmende Überzeugung und Auffassung darstellte. Auch die „Rheinische Zeitung" war eine Versammlung der verschiedenartigsten politischen Glaubensbekenntnisse, die nur das Einzige vorläufig miteinander gemein hatten, daß sie zur Opposition gehörten. Wer einen etwas scharfen oppositionnellen Artikel veröffentlichen wollte, hatte weiter keine Wahl, sondern mußte sich damit an die „Rheinische Zeitung" wenden, wenn er mit ihrer im Hintergrunde lauernden destructiven Tendenz auch keineswegs harmonirte. Jener Fanatismus für die französische Revolution, der zuweilen in ihren Zeilen laut wurde, charakterisirte allerdings die politische Ansicht der eigentlichen Leiter jener Zeitung. Sie hatten sich wie viele junge Leute in die französische Revolution hineingelesen und glaubten und hofften, daß bei der nothwendigen politischen Wiedergeburt Deutschlands ganz derselbe Proceß durchgemacht werden würde wie in Frankreich, nur daß bei uns kein Napoleon, keine Restauration, kein Louis Philipp zu erwarten wäre, sondern daß wir uns auf der Höhe der Republik behaupten würden. Die Wünsche für Preßfreiheit, für Constitution, für Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens u. s. w., welche die Mehrzahl der Bessern in Deutschland laut werden ließen und mit leidenschaftlicher Wärme als moralische Nothwendigkeiten, als Gewissensbedürfnisse verfochten, betrachteten sie daher nur als die unbewußten ersten Hebel der Revolution, die man vorläufig wirken lassen müsse und nicht stören dürfe. Die Dahlmann, die Schön, die Welcker und Rotteck waren in ihren Augen die deutschen Bailly, Lafayette, Mounier und Malouet, die zuletzt von den Rädern des Wagens selbst zermalmt werden würden, den sie zuerst den Berg heruntergestoßen hatten. Wenn man in frühern Jahren nicht ähnliche Erfahrungen an sich selbst gemacht hätte, so würde ein so thörichter und unsittlicher Begriff von der Gegenwart Deutschlands kaum zu verstehen sein. Thöricht ist er, weil er auf der ungeheuersten Verkennung unserer Zustände beruht. Der wahnsinnige Taumel der französischen Revolution konnte nur einmal die Menschheit überraschen, und auch nur in Frankreich. Übrigens kann man zur Entschuldigung der jungen Leute anführen, daß selbst alte Staatsmänner eine ähnliche Parallele zwischen dem damaligen Frankreich und dem jetzigen Deutschland zu ziehen scheinen, nur daß ihnen dieselbe natürlich als greuliches Furchtgespenst, jenen als Ziel ihrer kühnsten Wünsche vorschwebt. Unbegreiflich unsittlich aber sind solche Hoffnungen, weil in der That die Geschichte kein ähnliches Beispiel von solcher Entartung sittlicher Ideen zu der grassesten Unsittlichkeit aufzuweisen hat. Robespierre mit all den Namen, die sich an ihn knüpfen, ist die groß-

*) So schmerzlich wir auch in mancher Beziehung durch den Tadel berührt werden, den der Verfasser dieses Artikels über die „Leipziger Allgemeine Zeitung" auszusprechen sich veranlaßt fand, so haben wir doch kein Wort des Tadels wegzulassen oder zu mildern uns erlaubt. Dagegen mußten wir aus nahe liegenden Gründen unterdrücken, was von hier an in Beziehung auf die letzten Schicksale der Zeitung zum Lobe derselben gesagt wurde. D. Red.

[illegible] Ironie auf die von ihm selbst promulgirten Ideen. Wer sich an solchen Processen erbauen kann und sogar eine Wiederholung derselben herbeisehnt, ist allerdings in einer traurigen Verirrung befangen. Freilich ist wildes Parteitreiben die bequemste Weise, um eine Art äußere Rolle in der Geschichte zu spielen. Dazu fühlt sich zuletzt jeder lebhafte, ehrgeizige junge Mann befähigt, dessen sittliche Phantasie noch an keine innerlichere, sittlichere und christliche Wirksamkeit hinaufragt. Um die ganze äußere und innere Errungenschaft der Gegenwart im tiefsten Herzen zu fühlen und sie mit frommen Danke anzuerkennen, um unsern jetzigen Besitzstand in jeglicher Beziehung mit Ehrfurcht zu betrachten und heilig zu halten, dazu gehört allerdings eine reifere innere und äußere Lebenserfahrung, als junge übermüthige Leute, die von dem ersten Drange des erwachenden Geistes und von dem heißen Durste nach Thaten und nach schneller Geltendmachung ihrer Persönlichkeit gestachelt werden, bereits erworben haben können.

Was kommt aber nun bei den Verboten solcher Organe heraus, die allerdings eine falsche Tendenz verfolgen? Verbessert man dadurch die Ansichten? Heilt man die Krankheit? Solche augenblickliche Palliativmittel sind doch gar zu irrationnell und schmecken zu sehr nach jener oberflächlichen Praxis, die nur an den allernächsten Moment denkt und nur aus der Hand in den Mund lebt. Man stopft ein Loch und sieht nicht ein, daß sich die Materie nothwendig einen andern Weg bahnen muß. Irrthum und Böswilligkeit lassen sich wahrlich nicht verbieten, dazu ist auch die Omnipotenz unserer Minister noch zu ohnmächtig, wol aber lassen sie sich heilen und durch Erkenntniß und Liebe paralysiren. Die Presse ist allerdings nach jedesmaliger Unterdrückung immer böswilliger und unzufriedener geworden; im J. 1819 waren ihre Äußerungen noch unendlich conservativer als 1831, und 1843 ist sie noch galliger, negativer, verbitterter wie 1831. Stopft man ihr wieder auf einige Jahre den Mund, so werden wir sehen, was für ein Ungethüm alsdann zum Vorschein kommt, wenn man sie wieder frei lassen muß, wozu man sich über kurz oder lang doch gezwungen sehen wird.

Eine Bevormundung der Presse, wie sie jetzt bei uns stattfindet, mag nöthig sein in Zeiten bürgerlicher Unruhen, bei einer leidenschaftlich aufgeregten Volksmasse, die noch auf einem niedern Grade der Cultur steht. Für Deutschland im J. 1843 paßt sie nicht mehr. Oder fürchtet man etwa Emeuten, Aufstände, hervorgerufen durch gewandte Demagogen, die die Feder zu führen wissen? Nun wahrlich, wer dergleichen bei uns Deutschen fürchtet, der mag ebenso gut fürchten, daß der Himmel einstürzen werde. Oder besorgt man eine allgemeine Verderbniß der Grundsätze und der Ansichten des Volks durch die Presse und hält man sich in seinem Gewissen verpflichtet, diesen brüllenden Löwen, der herumschleicht, um Leute zu fahen, jetzt noch zu fesseln? Nun wohl, wenn man von dieser Ansicht ausgeht, so sei man consequent und führe eine russische Regierung bei uns ein, aber man verzichte dann auch für immer auf die schönen Phrasen „Öffentlichkeit und Freiheit". Ist das deutsche Volk heute noch nicht mündig, um sich selbständige und richtige Überzeugungen durch offenen Austausch der Ideen bilden zu können, so wird es nie fähig dazu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goldenes Haar.

Man braucht nicht eben Haarkräusler zu sein, um zu wissen, daß goldenes Haar jetzt zu den größten menschlichen Seltenheiten gehört. Vielleicht deshalb schweigen unsere neuern Dichter davon, und wäre die Ursache getroffen, so könnte sie ein Zeichen sein, daß allen Anklagen unserer Zeit zum Trotz sogar in der Poesie das Streben nach Wahrheit um sich greift. Die alten griechischen und römischen Dichter waren ersessen, ihre Helden und Heldinnen mit goldenen Haarflechten zu schmücken. Gab es etwa damals goldenes Haar in Überfluß? Bestimmt nicht. Wäre es unter jedem Nachthäubchen und unter jeder Zipfelmütze zu finden gewesen, hätten es die Sänger nicht in Flechten um die schönen Schläfen gelegt und in Ringeln unter den Helmen hervorquellen lassen, rein davon abgesehen, daß an sehr wenigen historischen Personen goldenes Haar erwähnt wird. Die vollendetste Zierde dieser Art besaß Lucrezia Borgia, die fürchterliche Tochter Papst Alexander's VI., die berühmteste Schönheit ihrer, der dramatisirte Schauder unserer Zeit. Ein Theil ihres Haars hat sich gegen Vernichtung in die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand gerettet — gegen Vernichtung, nicht gegen Bestehlung, denn wie in der Raritätensammlung des bekannten englischen Schriftstellers Leigh Hunt ein, allerdings nur Ein Haar davon sich vorfindet, so kann, was dieses dahin gebracht, sich öfterer wiederholt haben. Ein wilder Geselle hat es für die Sammlung seines Freundes entwendet und es ihm mit dem auf den Umschlag geschriebenen Motto gegeben: „And beauty draws us with a single hair." Der Teufel ebenfalls. Wenn es aber je ein goldenes Haar gab, so ist es das. Es ist nicht roth, nicht gelb, nicht braun; nein, es ist golden, und denkt man es sich verhunderttausendfacht, kann man die überraschende Wunderherrlichkeit sich einigermaßen vorstellen. Lucrezia, schön in jedem Zoll, muß ausgesehen haben wie eine Lichterscheinung auf einem Gemälde, wie ein Sonnenengel. Savage Landor — pseudonym Wat Sylvan — fühlte sich in der Ambrosianischen Bibliothek durch den Anblick des Haarsträhns so begeistert, daß er im Fremdenbuche seinem Namen die Zeilen beischrieb:

> Borgia, thou once wert almost too august
> And high for adoration — now thou'rt dust!
> All that remains of thee these plaits enfold —
> Calm hair meandering with pellucid gold.

Ein Seitenstück zur Borgia, in puncto des Haars, dürfte eine Schottin gewesen sein, die Tochter Bannatyne's von Carehouse, Namens Martha, später Gemahlin des Lord Somerville, unter der solchen Reizen gefährlichen Regierung des zweiten Karl. Lord Somerville hat ein Büchelchen geschrieben: „Memorie of the Somervills", das in England sehr rar ist, in Deutschland vielleicht gar nicht existirt. Er beschreibt darin die Persönlichkeit seiner Gemahlin in aufregenden Details, von denen Folgendes die schwächste Probe (es ist altenglisch) — „Ther was nothing boor soe litle proportione with the rest of her body as her hand and foot, both being extremely litle, but well shapen, whyte, and full of flesh; her skin was smoothe and clear, but what was covered, not soe whyte as I have seen severall of her complexione that was purely sanguinean." Das Haar nennt er reines Gold, „but which darkened as she grew in age".

Gleich den griechischen und römischen Dichtern haben die alten englischen gethan, den Lieblingsgebilden ihrer Phantasie goldene Locken verliehen. So Chaucer bei Schilderung des Mädchens, das ihm im Traume das Herz raubte:

For every hair upon her head,
The sooth to say it was not red;
Nor yellow, nor yet brown it n'as,
Methought most like to gold it was.

So Collin in seiner vielbewunderten Personificirung der Hoffnung:

And Hope, enchanted, smiled, and waved her golden hair.

So sein ungekannter Zeitgenosse, Verf. der gefeierten Ballade „Gil Morris", in der lieblichen Beschreibung seines weibischen Helden:

His hair was like the threeds of gold
Drawne frae Minerva's loome;
His lips like roses drapping dew,
His breath was a' perfume.

Wieder auf die historische Wirklichkeit zurückkommend, komme ich wieder nach Italien, zu Beatrice Cenci, deren thränenreiche Geschichte Percy Bysshe Shelley zum Stoff einer Tragödie gewählt. Wunderbar schön, hatte Beatrice auch goldenes Haar. Ein ihr Schicksal erzählendes Manuscript, welches Shelley seiner Dichtung untergelegt, sagt in dieser Hinsicht: „Ihr Haar war wie Goldfäden; und weil es sehr lang war, pflegte sie es aufzustecken; ließ sie es aber fliegen, setzte der wogende Glanz Jeden in Erstaunen." Daß auch ein deutscher Dichter seine Agnes, die des Vaters Stolz und Freude, mit goldenen Locken geschmückt, habe ich nicht erwähnen mögen. Jeder Deutsche weiß das. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

In allen großen Städten gibt es sonderbare Persönlichkeiten, die von Groß und Klein gekannt sind und die dem Fremden, als zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehörig, gewiesen werden. Paris hatte bis vor einigen Monaten eine solche Erscheinung in Chodrac-Duclos, den jedes Kind mit dem Finger zeigen konnte. Zu jeder Stunde des Tages sah man ihn in einem zerlumpten, schmuzigen Aufzuge mit hastiger Eile in den geschmückten Galerien des Palais royal hin und herlaufen. Jedermann kannte ihn, und man erzählte sich den Grund dieser täglichen Wanderungen, in denen er das Beispiel des Ewigen Juden nachahmen zu wollen schien, auf hunderterlei Weise. Wie es hieß, gehörte er einer vornehmen Familie an und war es ihm nicht bei seiner Wiege gesungen worden, daß er in seinem Alter im Bettlergewande umherziehen werde. Man sagte, er habe sich zu dieser cynischen Lebensweise, die einem Diogenes zur Ehre gereicht haben würde, selber verdammt, um seinen Gönnern, auf deren Dankbarkeit er Anspruch zu haben behauptete, zur ewigen Schande herumzuwandeln. Namentlich ward unter denselben Peyronnet citirt, mit dem er in früher Jugend genau bekannt gewesen sein soll Kaum war Chodrac-Duclos gestorben, so fielen die Tagesblätter wie gierige Raben über den Leichnam her. Alle Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren, wurden ausgebeutet und Jedermann wußte vom „Narren des Palais royal", dem man bei seinen Lebzeiten gern aus dem Wege gegangen war, eine andere Geschichte aufzutischen. Die musikalischen Blätter, welche die politischen Journale an unerschöpflichen Lügen weit hinter sich lassen, wußten, daß Chodrac-Duclos ein verkanntes musikalisches Genie sei. Man erzählte, er habe eine Oper, in der tiefe Kenner der Kunst, deren Namen aber nicht angeführt waren, unendliche Schönheiten entdeckt hätten, zur Aufführung bringen wollen. Nachdem alle seine Versuche gescheitert seien, habe er den Muth, sich durch seine Compositionen bekannt zu machen, verloren und seit dieser Zeit datire sein nomadisches Leben, in dem er schon zwanzig Jahre lang vegetirte. Alles war geradezu aus der Luft gegriffen. Das Leben Chodrac-Duclos' war eine von den verunglückten Existenzen, die jede große Stadt aufzuweisen hat. Indessen hatten die Journale doch die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Menschen, hinter dem man nichts Ungewöhnliches oder gar Geniales zu suchen hat, gelenkt, und zwei von den Schriftstellern, die jeden Augenblick bereit sind, ihre Federn zu spitzen, haben sich dadurch veranlaßt gesehen, die verschiedenen Gerüchte, die man sich von ihm erzählte, nach seinem Tode zu einem Buche zu verarbeiten. Dasselbe hat vor kurzem u. d. T. „Mémoires de Chodrac-Duclos" die Presse verlassen und wird die Neugierigen ein paar Tage beschäftigen. Die Verf. desselben, Jacques Arago, der Bruder des Astronomen, und E. Gouin, denen wir schon eine lesbare Biographie vom Herzoge von Orleans verdanken, haben sich, wie gesagt, begnügt, den vorgefundenen Stoff zusammenzustellen. Wenn es in den Ankündigungen heißt, daß ihnen unbekannte Papiere zu Gebote gestanden hätten, so ist dies ganz einfach eine Mystification. Der Graf von Peyronnet, gegen den in den zwei erschienenen Bänden manche Anschuldigungen erhoben wurden, brauchte sich deshalb wahrlich gar die Mühe nicht zu geben, die Unwahrheit der ihn betreffenden Stellen zu erklären. Indessen hat er es doch für nöthig erachtet und die „France" hat vor einiger Zeit einen Brief aus der Feder des Exministers Karl's X. gebracht, in dem erklärt wird, daß an alle den Gerüchten, die über sein ehemaliges Verhältniß zu Chodrac-Duclos im Umlaufe seien, kein wahres Wort wäre.

Wir haben in d. Bl. vor einiger Zeit einer Schrift erwähnt, in der die neuen Richtungen der deutschen Theologie gewürdigt wurden. Dieselbe führte den Titel „Histoire critique du rationalisme en Allemagne" und rührte von einem talentvollen jungen Schriftsteller, Amand Saintes, her, der sich schon durch einige gediegene philosophische Arbeiten rühmlich bekannt gemacht hat. Seitdem ist noch ein anderes philosophisches Werk aus derselben Feder erschienen. Es betrifft die Lehre Spinoza's und scheint besondere Beachtung zu verdienen. Der Titel ist: „Histoire de la vie et des ouvrages de Spinosa, fondateur de l'exégèse et de la philosophie moderne" (Paris 1843). 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 92. — 2. April 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Unsere Minister sollten sich einen Mann zum Muster nehmen, den die „Preußische Staatszeitung" freilich lange genug verunglimpft hat, der nichtsdestoweniger aber die Bewunderung seiner Zeitgenossen verdient. Wir meinen den spanischen Espartero. Dort in jenem Lande ließen sich ganz andere und gewichtigere Gründe für Censur und Verbote anführen, aber der Mann glaubt an die innere Macht, an den Sieg einer gesetzmäßigen Freiheit und verschmäht es auf dem Wege der Bevormundung des freien Wortes derselben einen scheinbaren augenblicklichen Vortheil zu verschaffen. Mitten unter wüthendem Parteigeschrei glaubt er an die Sache der öffentlichen Vernunft, die entweder siegen soll oder mit der er fallen will. Das ist der rechte Weg, um ein Volk mündig zu machen, nicht jene gewaltsame Unterdrückung misliebiger Stimmen, durch welche das Übel nur verlängert und verschlimmert wird. Ich möchte einen deutschen Minister an der Stelle Espartero's sehen und wie weit derselbe mit seinen wohlfeilen Policeimaßregeln kommen würde. Und zwischen Spanien und Deutschland ist doch noch ein kleiner Unterschied. Freilich zu einem solchen Vertrauen auf sein System gehört der feste Glaube an die eigene gute Sache, gehört vor allem ein geniales, auf richtige Voraussetzungen gegründetes, den ganzen Zustand des gegenwärtigen Bedürfnisses nach allen Seiten hin umfassendes System, nicht blos einige Lieblingsideen u. dgl. Zu einem solchen felsenfesten Standpunkte gehört ein genialer Mann, der die Ursachen der Erscheinungen in der Tiefe erblickt, das Streben des Volksgeistes versteht und nicht an einzelnen Erscheinungen auf der Oberfläche herumlaborirt und daran hin- und herflickt.

Es ist ein ziemlich abgedroschener Satz, daß die Presse ihre Heilmittel in sich selbst habe. Aber der Satz ist wahr. Glaubt mir, das Unvernünftige und Unsittliche, was in der Tendenz der „Rheinischen Zeitung", der „Deutschen Jahrbücher" u. s. w. liegen mochte, das hätten wir auch ohne die Verbote erkannt, und auch ohne Verbote wären wir des bösen Feindes schon Herr geworden. Oder vielmehr **nur ohne Verbote**, nur durch unsere eigene geistige Anstrengung, durch unser eigenes Gewissen konnten wir den bösen Feind besiegen. Freilich muß man uns dazu Zeit lassen und muß nicht gleich im ersten halben Jahre ungeduldig und empfindlich werden. Eben daß die „Rheinische Zeitung" und die „Deutschen Jahrbücher" eine so außerordentlich schnelle Verbreitung gefunden haben, daß sie von dem großen Publicum gewissermaßen verschlungen wurden, mag zum Beweise dienen, wie wenig Unterdrückung der Presse zur Erziehung eines gesunden politischen Sinnes taugt. Hülfe solch negatives Regieren heutzutage irgend etwas, so müßten die letzten 25 Jahre gewiß die günstigsten Resultate gehabt haben. Statt dessen aber haben sie gerade das Gegentheil gewirkt. Für den Augenblick greift Jeder nur nach den entschiedensten und unzweideutigsten Oppositionsorganen, um sich für die lange Entbehrung schadlos zu halten. Nicht die Lehren und Ansichten, welche jene Organe zum Besten geben, sind es eigentlich, weshalb man sie so werth hält, sondern es ist der ungewohnte Ton des Freimuthes, die Rücksichtslosigkeit, mit der der Überzeugung gehuldigt wird, was solches Interesse erregt. Es bewährt sich hier das alte ewige Gesetz der Natur und des Geistes, daß ein Extrem das andere hervorruft, und daß ein zu lange unterdrücktes Bedürfniß seine Befriedigung im ersten Augenblicke in Übertreibungen und ohne Maß und Schranken sein Ziel sucht. Über diese fatale Übergangsperiode wird man nie wegkommen, es wird immer erst bei so unnatürlichen Antecedentien ein Hin- und Herwogen zwischen den Extremen stattfinden, bis der vernünftige Gebrauch der Freiheit erlernt wird und der Strom der gesunden Volksmeinung ruhig in seinem Bette dahinflutet. Wenn aber irgendwo ein solcher Übergang nur kurz, ungefährlich und mit geringen Unbequemlichkeiten verbunden sein wird, so ist es eben heutzutage in Deutschland. Hat man sich nur erst an dem neuen Tone etwas gesättigt, ist die Sprache der Kühnheit und des Freimuthes nur erst etwas Erlaubtes und Gewohntes geworden, so wird man auch sehr bald zu sondern anfangen und den echten Muth von der Frechheit, die nothwendigen Anfoderungen der Gegenwart von den willkürlichen und unwahren Satzungen einer excentrischen Jugend oder böswilliger Schreier zu unterscheiden wissen. Gemäßigte Organe eines auf das „Maß der gegebenen Zustände" eingehenden Fortschritts würden schon in diesem Jahre entstanden sein, eben nothwendig

hervorgerufen durch das blinde, maß- und gewissenlose Sichüberstürzen jener Blätter; das Bedürfniß darnach wurde schon lebhaft gefühlt und die besten Kräfte des Volkes würden sich ihnen gewidmet haben. Eine nothwendige Reaction der wahren öffentlichen Meinung würde sich gegen die „Rheinische Zeitung“ und „Deutschen Jahrbücher“ gebildet und diese gezwungen haben, entweder auf dem betretenen Wege umzukehren oder sich völlig in der öffentlichen Meinung durch immer frevelhaftere Consequenzen hinzurichten. Die günstige Gegenwirkung aus den eigenen moralischen Kräften des Volks heraus hat man aber durch jenes poliCeiliche Eingreifen wieder auf längere Zeit unmöglich gemacht. Statt die Krisis zu befördern, hat man sie unterdrückt und so steckt die Krankheit noch immer im Innern und verdirbt mehr und mehr den gesunden Organismus.

Am allerersten läßt sich noch das Verbot der „Deutschen Jahrbücher“ von Seiten der sächsischen Regierung rechtfertigen oder wenigstens auf eine einigermaßen genügende Weise erklären. Die sächsische Regierung begünstigt offenbar eine freiere Presse und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, wenn sie von außen her völlig ungehindert wäre, alle jene unzeitgemäßen Beschränkungen ganz fallen ließe. Im Allgemeinen steht sie mit der Presse auf einem guten Fuße, was ihr als hohes Verdienst anzurechnen ist. Der unendliche Fortschritt Sachsens datirt sich offenbar von dem ehrlichen Geiste der Öffentlichkeit, von dem die Regierung seit zwölf Jahren ausgegangen ist, und diese Öffentlichkeit ist ohne freie Presse nicht möglich. Die sächsische Regierung weiß sehr wohl, daß sie ohne Hülfe der Presse, ohne freie Selbstthätigkeit des Volks nicht zu so wunderbaren Resultaten im Staatsleben gelangt sein würde und daß eine immer vollständigere Entwickelung auf diesem Wege in der ganzen Anlage des Systems begründet ist. Wenn sie daher ein Blatt, welches im Auslande das meiste Ärgerniß gab und ihr gewiß unendlich viel Requisitionen und Verwickelungen zuwege gebracht hat, und noch dazu ein Blatt, dessen Tendenz sie im Allgemeinen für durchaus verderblich und für die Entwickelung des eigenen Staatslebens wenigstens sehr entbehrlich hielt, deshalb aufopferte, um durch diese Concession sich Ruhe und Nachsicht für die ganze übrige Presse zu erkaufen, so läßt sich das wenigstens, wenn auch nicht nach der Idee, doch nach dem Drange der wirklichen Umstände rechtfertigen. Wir glauben nicht, daß die „Deutschen Jahrbücher“ verboten sind, um die Presse überhaupt zu beschränken, sondern um dem ganzen übrigen Theil derselben durch dieses Opfer einen freiern Spielraum zu gewähren. Es wäre freilich wünschenswerther gewesen, wenn die „Deutschen Jahrbücher“ Gelegenheit gehabt hätten, ihren Feldzug gegen den thatlosen Liberalismus, den sie im diesjährigen Jahresprogramm ankündigten, wirklich zu beginnen. Das ganze Publicum hätte dann Gelegenheit gehabt, die Thaten kennen zu lernen, welche die „Deutschen Jahrbücher“ von ihm verlangten, und es würde sich unzweifelhaft die demagogisch-praktische Tendenz, die sie hinter dialektischen Taschenspielereien, unter einem sehr dünnen Gewande sogenannter Wissenschaftlichkeit versteckten, auch dem blödesten Auge dargelegt haben. Durch das Verbot hat man offenbar ihren eigenen Selbstvernichtungsproceß, an dem sie mit einer wirklich wahnsinnigen Hast arbeiteten, leider verhindert. Statt dessen hat die sächsische Regierung durch jenes Verbot Ruge und seinen Theilnehmern eine Art Märtyrerkrone aufgesetzt, deren Schimmer wieder auf einige Jahre hinreichen wird, um die Augen der moralisch Kurzsichtigen zu blenden.

Es wäre zu wünschen, wenn es der preußischen Regierung zuweilen gefallen wollte, ihre Blicke auf das kleine Sachsen zu werfen. Man kann auch von einem kleinern Lande zuweilen etwas lernen. In Sachsen ist der König so allgemein verehrt wie vielleicht in keinem übrigen Theile der Erde; in Sachsen werden die Minister allgemein anerkannt und gesegnet, trotz mancher Opposition im Einzelnen; in Sachsen schreitet die Gesetzgebung Schritt für Schritt auf die angemessenste Weise fort, und von einer Ideenconfusion, von einer Rathlosigkeit, einem Hin- und Herschreien der verschiedenartigsten Ansichten, wie in jenem größern Lande, weiß man dort nichts. Dabei hat eine Rechtlichkeit, eine Pflichttreue, eine Geschäftsthätigkeit bei dem Beamtenstande Platz gegriffen, die man vor zwölf Jahren für ganz unmöglich gehalten haben würde. Und hat Sachsen, um zu dieser allgemeinen Staatsblüte zu gelangen, etwa die Presse unterdrückt? Gerade im Gegentheile hat es dieselbe aufgemuntert und begünstigt, so weit eine gewisse ängstliche Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse es nur irgend erlaubte, und namentlich in innern Angelegenheiten hat die Regierung im Bewußtsein ihres richtigen, zeitgemäßen Systems derselben sehr große Freiheiten gewährt. Und der ganze jetzige blühende Zustand Sachsens er ist wahrlich nicht trotz der freiern Presse, sondern durch dieselbe mit herbeigeführt. Ob ohne diese ein so schönes Vertrauen zwischen Fürst, Ministern und Volk, ein so reges, fruchtbringendes Wachsen in allen Zweigen des Staatslebens möglich gewesen? darüber frage man die sächsischen Staatsmänner selbst. Wenn ihnen die Presse auch kein bequemes Ruhekissen gewesen ist, so werden sie deren Nutzen doch sicher zugeben und anerkennen. Man wirft den Vertheidigern der Preßfreiheit immer vor, daß sie mehr nach unausführbaren Theorien wie nach der praktischen Möglichkeit urtheilten. Wir glauben aber umgekehrt, daß eben die Gegner von ganz falschen und unausführbaren, aus den Zuständen früherer Jahrhunderte noch dazu einseitig abstrahirten Theorien ausgehen, und daß sie keine intuitive, praktische Verwandtschaft zu den moralischen und politischen Bedürfnissen der Gegenwart haben. Wenigstens ist das Beispiel des kleinen Sachsens so naheliegend, so evident, daß die praktischen Männer es doch nicht ignoriren sollten. Man könnte allenfalls einwenden, daß das kleine Sachsen schon politisch reifer sei wie das große Preußen, und daher auch eine freiere Presse vertragen könne. Wir sind allerdings mit dem ersten Theile dieser Behauptung völlig einverstanden; wir halten das sächsische Volk in diesem Augenblicke für politisch klarer, sich seines Zieles und seines Bedürfnisses bewußter, für durchgebildeter als das preußische. Aber diese höhere politische Bildung hat es einzig und allein

seiner Verfassung und seiner freiern Presse zu verdanken; 1830 stand die Partie anders und Sachsen konnte sich seines Vorsprungs wahrlich nicht rühmen. Die geistige Befähigung ist in Preußen ganz gewiß dieselbe oder vielmehr eine höhere, aber man gibt ihr nicht die einzig mögliche Gelegenheit, sich auszubilden. Es mag Jemand noch so viel Anlagen haben, immer muß er doch erst ins Wasser gehen, wenn er schwimmen lernen will.

Übrigens würde auch Sachsen sich genöthigt gesehen haben, seine Presse gänzlich zu unterdrücken, wenn dessen Verfassung und Regierung nicht im Wesentlichen den Anfoderungen der Zeit und des Volksbedürfnisses entsprochen hätte. Und darin liegt der Punkt, weshalb Preußen bei seinem jetzigen Systeme durchaus gezwungen war, die freie Discussion zu hemmen und weshalb es auch ferner genöthigt sein wird, wenn nicht eine völlige Umgestaltung eintritt, die Presse mehr und mehr zu beschränken und sie allmälig zum Schweigen zu bringen. Sagen wir es nur gerade heraus, was sich doch jetzt unzweifelhaft herausgestellt hat. Preßfreiheit und absolute Monarchie sind bei heutigen Culturzuständen Dinge, die gänzlich unverträglich miteinander sind. Wenn in die Manifestationen der freien Presse eine gewisse Ordnung kommen soll, wenn nicht alle Wünsche wild und ungeregelt durcheinandertoben sollen, sodaß eine völlig babylonische Sprachverwirrung entsteht — der Anfang war dazu schon gemacht —, so muß dasselbe Volk, welches über die Gesetzgebung liest und schreibt, auch seinen freien und öffentlichen Antheil an der Gesetzgebung haben. Alsdann wird es sich in seiner politischen Tagesliteratur schon zu beschränken wissen; es wird selbst einsehen, daß es nicht Alles auf einmal ausführen kann, und daß ein Nach und Nach, ein schrittweises Fortschreiten von einem Nothwendigen zum andern allein zur ersprießlichen Thätigkeit führt. Die Tagesfragen werden sich vereinfachen; statt alle möglichen Ideen und Wünsche pêle-mêle an den Tag zu bringen und dadurch alle Discussion zu verwirren, wird man sich darauf beschränken, die nächste Frage des Moments, wie sie den Kammern vorliegt, nach allen Seiten hin gründlich zu erörtern. Ohne Repräsentativverfassung wird die Presse nie Maß und Ziel halten, nie auf das Mögliche, für den Augenblick Gegebene gründlich und wohlwollend eingehen können.

Die Sachen in Preußen stehen jetzt so: Man sieht allgemein ein, daß eine Veränderung eintreten muß und daß es nicht so bleiben kann. Das willkürliche Schwanken zwischen Erlauben und Verbieten gereicht weder dem Staate zur Ehre noch zum Heile; ein consequentes System muß angenommen werden. Und hier hat man nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder man kehrt zur absoluten Regierungsweise des verstorbenen Königs zurück, verbietet jede öffentliche Discussion über alle staatlichen Gegenstände vom Dienste des Nachtwächters an bis zu den Functionen des Ministers, denn das Kleinste steht mit Größten im Zusammenhange und die Discussion steigt immer von den unbedeutendsten Anlässen zu den wichtigsten und letzten Grundfragen herauf; oder man geht aufrichtig und vollständig zu dem constitutionnellen Systeme über, was Preßfreiheit und Öffentlichkeit aller Staatsangelegenheiten sowol vertragen kann als auch voraussetzt. Das ist die Alternative, ein Drittes ist nicht möglich. Je früher man zu dieser Einsicht gelangt, desto besser wird es sein, und desto geringer und gefahrloser werden die Schwierigkeiten sein, die immer mit einer Reorganisation verbunden sind.

Wir wollen nun noch kurz die Urtheile der kleinen Schrift über die jetzigen Zeitungen mit einigen Bemerkungen begleiten. Zuerst kommt die „Elberfelder Zeitung“ an die Reihe. Ihr Standpunkt wird wol nicht mit Unrecht „der Standpunkt der Schmeichelei, der Speculation auf einen Orden oder auf eine Stelle im weiland Berichtigungsbureau“ genannt. Der Redacteur, Herr Martin Runkel, hat sich schon seit Jahren zum unbedingten Lobpreiser jeglicher Regierungsmaßregel aufgeworfen, ohne daß es ihm gelungen zu sein scheint, viel Dank dafür zu ernten. Und in der That hat die preußische Regierung sehr recht, wenn sie solche geistlose, unberufene und zudringliche Advocaten, deren Motive so offen auf der Hand liegen, gänzlich ignorirt. Hier heißt es offenbar: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden“; an jedem Gegenstande, den die unreine Hand der „Elberfelder Zeitung“ zu vertheidigen sucht, bleibt immer etwas Schmuz hängen. Wir gehören nicht zu den Gegnern der Juden; im Gegentheile schätzen wir sie in mancher Beziehung höher als uns selbst und zählen uns zu den unbedingtesten, ja leidenschaftlichsten Anhängern ihrer völligen Emancipation, auf welchen Gegenstand wir nächstens weitläufiger zurückkommen werden. Deshalb mag uns die Bemerkung hier nicht übel gedeutet werden, daß eine so zudringliche, plumpe Gunstbuhlerei fast nur bei einem Manne möglich sein kann, der jenem gedrückten Volksstamme entsprossen ist. An eigennützigen, überzeugungslosen Schmeichlern, die um jeden Preis sich dem Dienste der Mächtigen verkaufen möchten, fehlt es wahrlich auch nicht bei uns christlichen Germanen; aber etwas versteckter und taktvoller weiß man die Sache doch einzukleiden; man weiß doch eine gewisse Würde, eine gewisse Überzeugung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu affectiren und der gröbste Schacher spricht sich doch nicht so in jedem Worte und in jeder Geberde aus. Auf Belohnungen, wie unsere Broschüre meint, hat Herr Martin Runkel sicher nicht zu rechnen; höchstens stopft man ihm den Mund, damit er nur endlich schweigt und seinen Schützling nicht länger in der öffentlichen Meinung blamirt.

Dem „Journal de Francfort“ und dem „Deutschen Courrier“ hält der Verf. ebenfalls keine Lobrede. Ersteres, jetzt von Dr. F. Beurmann redigirt, soll wahrscheinlicherweise im russischen Solde stehen, der „Deutsche Courrier“ bezöge dagegen seine Zuschüsse von der französischen Regierung. Wir wagen nicht zu widersprechen und enthalten uns jeglichen Commentars solcher Nichtswürdigkeit — wenn die Sache wahr sein sollte — als durchaus überflüssig. Hierauf kommen die Hofzeitungen an die Reihe und werden etwas verspottet. Alsdann wird der „Hamburger unparteiische Correspondent“ durch-

gehechelt, der von dem leiblichen und geistigen Bruder des Redacteurs der „Elberfelder Zeitung" geleitet wird. Unserer Ansicht nach ebenfalls mit vollem Rechte, aber entschieden verwerflich finden wir es, daß der Name Schelling's dabei ins Spiel gezogen wird, weil der „Correspondent" einen lobenden Artikel über ihn mitgetheilt hat. Man kann als Oppositionsmann ebenso gemein und widerlich sein wie als serviler Lobpreiser; das möge der Hr. Verf. nicht vergessen. Auch die „Leipziger Allgemeine Zeitung" wird stark mitgenommen, die liberalern Correspondenzen aus Berlin werden aber gelobt, in welches Lob wir nicht so unbedingt einstimmen möchten. Doch der Verf. hat einmal einen sehr einfachen Maßstab, den er überall anlegt; Oppositionmachen und freie Richtung sind bei ihm synonym und je ärger oppositionnell, desto vortrefflicher findet er es. Auf diese Weise macht er sich die Kritik wenigstens ziemlich leicht.

Sodann kommt die „Preußische Staatszeitung" an die Reihe und ihr wird Geistlosigkeit sowie ein übertriebenes Gewichtlegen auf unbedeutende positive Daten zur Last gelegt, wobei denn die statistischen Résumés und Raisonnements von Hoffmann einen Seitenhieb bekommen. Daß die preußischen Beamten ein zu ausschließliches Gewicht auf das actenmäßig Constatirte legen und nicht einsehen, wie unzählige Bedürfnisse und Verhältnisse nie aus den Acten zu erkennen sind, ist freilich wahr. Sie verlernen immer mehr im Buche des Lebens zu lesen und Wahrheiten daraus zu erkennen, ja für sie existirt dieses Buch gar nicht und man kann sich daher auch nicht auf dasselbe als Beweis ihnen gegenüber berufen. Für sie existirt nur die Verordnung, der Bericht u. s. w., Alles, was man schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Dagegen muß man auch zugeben, daß eine Staatszeitung wegen ihres halbofficiellen Charakters mit größerer Zurückhaltung redigirt werden muß; daß in ihrem Munde wegen daraus zu ziehender praktischer Consequenzen Manches unschicklich ist, was für ein Privat- oder ein Parteiblatt paßt, daß sie sich nicht in geistreichen Hypothesen, in philosophisch-individuellen Untersuchungen u. s. w. ergehen darf, daß sie mehr wie andere Blätter sich vor dem kleinsten Dementi zu hüten hat. Eine Staatszeitung, die wohl von einem ministeriellen Organe zu unterscheiden ist, wird immer rein positiv sein müssen, wie z. B. auch der „Moniteur" in Frankreich.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Die Geologen haben zu verschiedenen Zeiten die Überbleibsel verschiedener Thiergattungen ausgegraben, die nicht mehr auf der Erde leben, und es ist ihnen gelungen, ihren Wohnort zu bestimmen und ihre Formen und Charaktere zu entdecken. Es ließe sich vielleicht sogar im voraus berechnen, binnen welchem Zeitraum die Rothen Indianer in Nordamerika so verschwunden sein werden wie das Mammuth oder der Ichthyosaurus, und wo man von ihnen weiter nichts als einige Proben von ihren Handarbeiten in unsern Museen und einige Grabhügel auf ihren verlassenen Jagdfeldern noch finden wird. Wer sich aber für diesen Menschenstamm interessirt, wird George Catlin's Werk: „Letters and notes on the manners, customs, and condition of the North-American Indians" (2 Bde., mit 400 Abbildungen), gern lesen. Der Verf., ein Maler aus Philadelphia, besuchte sie und hielt sich zehn Jahre lang aus freier Wahl unter ihnen auf. Ihr jetziger Zustand, ihr Charakter, ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche sind in diesem Buche von ihm geschildert. Als die Europäer zu ihnen kamen, waren die Rothen sechszehn Millionen Seelen stark; jetzt zählen sie kaum zwei Millionen. In dem Grade sind sie von den Weißen ausgerottet und vertilgt worden. Von den noch übrigen gehören beinahe zwei Drittheile zu den Grenzbewohnern, welche in beständigem Verkehr mit den Weißen sind und sich daher nicht länger in ihrem natürlichen Zustande, sondern in einem weit schlimmern befinden; sie haben die Laster der letztern angenommen, sind durch Völlerei und Krankheiten geschwächt, ihres Nationalstolzes beraubt und von ihren ehemaligen Jagdrevieren vertrieben. Die ferner Wohnenden haben ihren ursprünglichen Charakter reiner erhalten.

Die neue Ausgabe der Werke von Thomas Moore, unter dem Titel: „The poetical works of Thomas Moore, collected by himself" (10 Bde., London 1842), ist prachtvoll und mit einleitenden Erzählungen und Notizen, biographischen und kritischen Erörterungen und Bemerkungen reichlich versehen, wodurch sie an Werth und Interesse gewinnt. Damit nimmt jedoch der berühmte Dichter von dem Publicum noch nicht Abschied, sondern verspricht ihm noch manches Neue nachzuliefern, was nur der weitern Ausführung und der letzten Feile bedarf. Auch erfreut sich Thomas Moore noch der jugendlichen Frische und Kraft des Geistes, welche ihn befähigt, des Trefflichen mehr zu liefern.

Im vorigen Jahre erschien in London: „The life of Augustus Keppel, Admiral of the White, and First Lord of the Admirality in 1782—83", von Thomas Keppel (2 Bde.). Schon lange sind die Lebensbeschreibungen der ausgezeichneten englischen Seehelden Anson, Howe, St.-Vincent, Nelson, Rodney und Saumarez in den Händen des Publicums; es ist daher ein Wunder, daß die Biographie Keppel's, der ein Gefährte der drei Erstern und auch von Hawke, Saunders und Duncan war, nicht früher herausgekommen ist. Endlich hat jetzt ein Verwandter des Admirals, welcher der Aufgabe völlig gewachsen war und welcher sowol zu privaten als officiellen Documenten Zutritt hatte, die Lücke auf eine rühmliche Weise gefüllt. Keppel zeichnete sich durch die edelsten Gaben des Geistes und des Gemüthes aus: er war seines Fachs, als Seemann, kundig, tapfer, großgesinnt, edel, wohlwollend, offen und bieder. In seinen politischen Ansichten war er freisinnig wie seine Verwandten und Freunde — ein Rockingham, Shelburne, Richmond, Fox und viele Andere der Whigpartei. An den Siegen von Hawke, Anson und Pococke hatte er großen Antheil. Mit einem Worte, er war ein Mann, der seinem Vaterlande und der Menschheit Ehre machte. 16.

Unter der Presse befindet sich: „Churchmen and church literature of England; as exhibited in the lives and writings of eminent divines, from the period of the reformation; with connecting histories of the times in which they lived", von Richard Cattermole. In der vorläufigen Anzeige heißt es: „daß namentlich der jüngere Leser aus den Bänden dieses Werks erkennen werde, was er als Engländer der Nationalkirche und jenen begabten und energischen Geistern verdanke, welche ihrem Dienste zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit mit Eifer oblagen, während Andere, entweder von Amtspflicht oder einem ernsten literarischen Geschmacke zum systematischen Studium der theologischen Literatur Englands, dieses unübertroffenen Schatzes von Gedanken, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit getrieben, durch die Lecture dieses Werks zu tiefern und ausgedehntern Untersuchungen bewogen werden dürften." 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 93. —— 3. April 1843.

Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 92.)

Mit der meisten Galle wird die augsburger „Allgemeine Zeitung" angegriffen und es scheint fast, als ob die allgemeine Verbreitung derselben nicht blos aus patriotischen Gründen dem Verf. schmerzlich sei. Zwar gesteht er ihr große Mittel und viele staatsmännische Correspondenzen zu — weil es sich nun einmal nicht ableugnen ließ —; im Übrigen wird ihr aber so ziemlich jedes Verdienst abgesprochen und ihre Charakterlosigkeit scharf getadelt. Nebenbei meint er, daß selbst die Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" lange nicht so reichhaltig und geistreich seien wie die der „Rheinischen Zeitung". Es will uns fast bedünken, als wenn diese etwas gewagte Behauptung das Incognito des Verf. einigermaßen decouvrirte. Unsere Ansicht über die augsburger „Allgemeine Zeitung" ist allerdings die, daß sie sich in ihrer ganz allgemeinen, Alles umfassenden Tendenz nicht mehr halten kann. Der Stoff wird denn doch zu ungeheuer, als daß nicht die bedeutendsten Lücken entstehen müßten. Sie ist eigentlich eine allgemeine Niederlage, ein Depot für jede beliebige Ansicht, sobald sie nur in einem einigermaßen erträglichen und anständigen Gewande auftritt. Früher mochte ein solches Institut zeitgemäß und nothwendig sein, und es ist ihr auch allerdings gelungen wegen ihrer Allgemeinheit fast alle bedeutendere Männer, die zufällig einen politischen Aufsatz schrieben und demselben eine große Verbreitung wünschten, sich zu verbinden. So kam es aber auch, daß, eben weil sie so vom Zufalle abhängig war, manchmal ein Artikel im Überflusse vorhanden war, während andere mangelten, und daß sie auf Vollständigkeit und Planmäßigkeit trotz so unendlich vieler einzelnen interessanten Aufsätze nicht im geringsten Anspruch machen konnte. Die Redaction verhielt sich immer nur passiv. Etwas planmäßiger, thätiger und von einem bestimmten durchgebildeten Standpunkte mehr ausgehend, wird sie schon verfahren müssen, wenn sie ihren alten Vorzug behaupten will. Sodann legen ihr aber auch ihre äußeren Verhältnisse so viele Berücksichtigungen und diplomatische Schwierigkeiten in den Weg, daß an eine gleichmäßige Behandlung der politischen Notizen kaum zu denken sein möchte, und das ist sehr schlimm und könnte ihr für die Zukunft verderblich werden. Sie hat eigentlich so viel Charaktere, als es Staaten gibt. Für Holstein z. B. ist sie liberal, für Baiern Hof- und Staatszeitung, für Östreich Regierungsblatt, über Hessen schweigt sie, desgleichen über Hanover u. s. w. Ein solches anorganisches Conglomerat der verschiedensten Specialansichten und Sonderinteressen kann aber heutzutage nicht mehr befriedigen. Dagegen gestehen wir ihr gern eine Menge der reifsten und gediegensten Aufsätze zu, wie sie keine deutsche Zeitung bis jetzt aufzuweisen hatte; namentlich tritt die echte Freisinnigkeit in ihrer edelsten Durchbildung in so gewinnender und überzeugender Gestalt dort zuweilen auf, daß unsere liberalen Blätter von Profession und namentlich die „Rheinische Zeitung" sich dort ihre Muster und Vorbilder suchen sollten, statt hochmüthig im Allgemeinen darüber abzusprechen. Ich erinnere nur an die „Pia desideria", die mit Recht so allgemeine Anerkennung gefunden haben; aber auch eine große Menge anderer Aufsätze voll Vaterlandsliebe, Sachkenntniß und vom weitesten, überschauendsten Standpunkte reihen sich denselben würdig an.

In dem Tadel der berliner Zeitungen stimmen wir mit dem Verf. überein; sie sind zu mattherzig, nicht männlich genug und machen der großen Hauptstadt keine Ehre. Wenn dort nicht bald ein würdiges politisches Organ entsteht, so möchten sich gegründete Schlüsse über die berliner Scheincultur und Gesinnungslosigkeit ziehen lassen. Daß der ehrwürdige Hitzig noch en passant ein halbes Lob vom Verf. erhält, hat uns gewundert.

Auch die Zeitungen, die das sogenannte nationale Princip verfechten, wie die entschlafene „Oberdeutsche" und die Biedermann'sche „Monatschrift", werden nicht sehr gnädig angelassen. Auch gestehen wir aufrichtig, daß wir mit diesen oberflächlichen und unnöthigen Tendenzen, die wol nur absichtlich-willkürlich aus äußerer Berechnung und wegen mangelnder tieferer Befähigung gewählt sind, uns nie haben befreunden können. National oder besser volksthümlich sollen alle Zeitungen sein. Sie sollen behülflich sein, die innern und äußern Anlagen des Volks zeitgemäß zu entwickeln. Eine künstliche Treibhausentwickelung einzelner Industriezweige durch Schutzzölle auf Kosten der übrigen Gesammtvolksthätigkeit und ein Renommiren gegen Russen und Franzosen scheint uns ebenso flach und geistlos, als einer echten, zeitgemäßen Volksthümlichkeit

unangemessen. Auch die Biedermann'sche „Monatsschrift" verbindet mit Nationalität einen durchaus irrigen und unwürdigen Begriff. Sie versteht darunter nur äußeres, materielles Gedeihen und beurtheilt alle Lebenserscheinungen in der Gegenwart des deutschen Volks nur nach einem oberflächlichen Maßstabe äußerer Nützlichkeit. So ist es kein Wunder, daß sie die Rechtskämpfe der badischen Kammer um freies Staatsbürgerthum und namentlich die rastlosen Anstrengungen des edeln deutschen Welcker für unnational erklärt. Überhaupt scheint uns ihre ganze sittliche Lebensauffassung auf dem allergröbsten Materialismus zu beruhen. Der Herausgeber, Biedermann, mag sich früher als angehender deutscher Professor in dem unfruchtbaren Wuste deutscher Gelehrsamkeit herumgetrieben haben und will sich nun dafür dem „Leben" zuwenden. Allein er verschüttet bei dieser entgegengesetzten Richtung das Kind mit dem Bade, erklärt allen Ideen, allem höhern sittlichen Lebensgehalte den Krieg und erblickt nur in dem gröbsten materiellen Gedeihen das eigentliche und wahre „Leben". So z. B. ist seine Stellung zur Religion eine durchaus charakteristische und seltsame. Er bekämpft Feuerbach und Strauß nicht etwa auf dem Felde der Idee, sondern weil Streitigkeiten über Religion überhaupt nichts nützten und das Dahinscheiden dieses alten Aberglaubens nur verzögerten. Man müsse die Religion ignoriren, dann werde sie am ersten von selbst aufhören. Er lobt die Engländer wegen der Trennung der Kirche vom Staate, versteht das aber so, weil ihre Religion nur eine Privatbelustigung sei, die Gottlob auf ihr ganzes übriges sittliches und politisches Leben weder mittelbaren noch unmittelbaren Einfluß habe. Der eigentliche Kern der Zeitschrift liegt in dem Wahlspruche: Werde reich; alsdann findet sich das Übrige, sogenannte Freiheit u. dgl. schon von selbst. Dazu kommt noch ein seelenloser, matter Stil, seelenlos und matt wie der sittliche Inhalt; ein ängstlicher, diplomatischer Stil voller Klauseln, pfiffig, tastend und nie eine Wahrheit unumwunden aussprechend, als bis man überzeugt ist, daß nach keiner Seite hin ein bedeutender Anstoß dadurch erregt werde. Am besten wäre es, wenn die Zeitschrift sich zu einem rein technischen Blatte über Banken, Eisenbahnen u. s. w. umgestaltete.

Auffallenderweise erkennt der Herausgeber sogar die Poesie an und will auch diese zu den nationalen Bestrebungen in seinem Sinne gerechnet wissen. Freilich aber auch nur in seinem Sinne, insoweit ein praktischer Materialismus dadurch gefördert wird. Ein Lehrgedicht über die Eisenbahnen oder ein Hymnus auf die Runkelrübenzuckerfabrikation, deren Anhänger er ebenfalls ist, werden daher eine günstige Recension zu erwarten haben.

Die Broschüre schreitet nun immer weiter von der Rechten zur Linken fort und die Misbilligung verwandelt sich Schritt vor Schritt in Beifall und Lob. Sogar die „Kölner Zeitung" erhält davon ihr Theil, weil sie ja doch liberal sein will. Die leitenden Artikel von Hermes hätten wol eine schärfere Misbilligung verdient. Niemand versteht offenbar die Kunst besser wie Herr Hermes, über Alles und Jedes sich in einer spiegelglatten, fließenden Schreibart zu ergehen. Nur Schade, daß man am Ende des Aufsatzes nie recht weiß, was man eigentlich gelesen hat. Die Aufsätze sind einer hohlen Nuß ohne allen Kern zu vergleichen. Er will es weder mit Publicum noch Behörden verderben, greift daher beiden fortwährend leise an den Puls; da es ihm aber an dem rechten Tastsinne, an Wahrheitsvermögen und selbständiger Auffassung gänzlich fehlt, so kann es nicht fehlen, daß er sich bei aller Vorsicht doch häufig vergreift. Wer aus den vielen Tausend leitenden Artikeln, die Hr. Hermes schon geschrieben, nur eine einzige Überzeugung herauszulesen weiß, der muß gute Augen haben.

Jetzt gelangt der Verf. zu den Blättern, die seinem Herzen schon näher stehen, die das liberale Princip offen als das ihrige proclamiren. Dahin gehört die „Hamburger neue Zeitung". Allerdings huldigt sie dem sogenannten liberalen Principe, aber im schlechtesten Sinne des Worts. Frondiren, Spectakelmachen, hohles Declamiren, darin besteht ihr Talent. Sie ist ohne sittliche und politische Grundsätze und möchte dabei wol die unzuverlässigste von allen Zeitungen sein. Selbst die französischen und englischen Parlamentsdebatten entstellt sie auf unglaubliche Weise; nach ihren Berichten erfechten O'Connell und die französische linke Seite immer die „glänzendsten" Siege; die Gegenrede der ministeriellen Partei wird mit Stillschweigen übergangen. Nur in ihrer Polemik gegen die perfide, sogenannte jungholsteinische Partei, welche an den eigenen schleswigschen Landsleuten und Mitbürgern zum Verräther werden möchte, um nur schnell morgenden Tags eine Constitution für Holstein zu bekommen — noch dazu, abgesehen von der moralischen Verwerflichkeit, ein ganz irriger Calcul —, muß jeder Bessere mit ihr übereinstimmen und man muß sich wundern, daß sie diese Partei ergriffen hat.

Nach so viel Ausstellungen freut es uns zu einem Blatte zu gelangen, dem wir die herzlichste Hochachtung zollen können. Es sind dieses die „Sächsischen Vaterlandsblätter". Nominell werden dieselben seit diesem Jahre von J. Georg Günther redigirt. Es ist aber allgemein bekannt, daß der factische Redacteur Robert Blum ist. Derselbe war, nachdem der frühere Nominalredacteur Schäfer Sachsen verlassen hatte, um die Concession bei der sächsischen Regierung eingekommen, hatte aber eine abschlägige Antwort erhalten. Diese Entscheidung des Ministeriums können wir in doppelter Rücksicht nicht billigen. Einmal ist sie unpolitisch, indem sie ihren Zweck nicht erreicht. Den Einfluß Blum's auf die „Vaterlandsblätter", seine factische Stellung als Redacteur konnte man doch nicht verhindern; wozu also eine Maßnahme, die nichts nützte und höchstens zur Erbitterung und Gereiztheit führen konnte? Die menschliche Natur ist schwach, und mancher tüchtige Mann, dem ursprünglich eine feindselige Haltung gegen die Regierung fern lag, ist durch unbillige Behandlung zu leidenschaftlicher Excentricität verleitet. Durch solche verkehrte Maßregeln fördert man eben Das, was man verhindern will. Glücklicherweise ist Blum ein viel zu ge-

sunder und rechtlicher Charakter, als daß solche Animosität auch nur um ein Jota auf seine Handlungs- und Denkweise influenziren könnte. Aber wir halten den Beschluß auch für ungerecht und für wenig dankbar. Wenn wir auch eingestehen, daß die „Vaterlandsblätter“ unter Blum's Leitung dem Ministerium manche Unbequemlichkeit verursacht haben und daß einzelne Äußerungen in dem Feuilleton zuweilen Anstand und Maß überschritten, so wird die Regierung selbst doch den unberechenbar günstigen Einfluß, den die „Vaterlandsblätter“ auf Entwickelung der öffentlichen Meinung, auf Förderung eines freien gesetzlichen staatsbürgerlichen Sinnes, auf scharfe Controle des Beamtenwesens, auf Entfaltung eines frischen Gemeindelebens u. s. w. gehabt, gewiß am wenigsten verkennen. Diese Verdienste sollten doch besser gelohnt werden als durch augenscheinliche Abneigung und Hinderung. Unserer Ansicht nach könnte jede Regierung, der es Ernst ist mit der Beförderung eines öffentlichen constitutionnellen Sinnes ihrer Unterthanen, sich zu einem Blatte, wie die „Vaterlandsblätter“, im höchsten Grade Glück wünschen. Durch solches werden die guten Absichten derselben auf eine Weise gefördert, wie die besten Intentionen von oben herab und die schärfste Controle, die heilsamsten Gesetze allein es nicht vermögen. Es gereicht der sächsischen Staatsregierung gewiß zur höchste Ehre, es ist ein Beweis für ihre Kraft, für ihr richtiges System, für ihr gutes Gewissen, daß sie ein Blatt hat aufkommen und sich ungestört entwickeln lassen von so freiem männlichen Sinne, wie eben dieses. Keine andere Regierung in Deutschland würde es haben ertragen können. Aber desto auffallender ist die Feindseligkeit gegen einen Mann, von dem doch anerkanntermaßen der Geist des Blattes größtentheils ausgegangen ist.

Mit Blum's theoretisch-politischen Ansichten stimmen wir keineswegs überein, sowie überhaupt denn seine allgemeine Bildung seine schwächste Seite ist. Er bildet sich sogar ein, Republikaner zu sein, und diese theoretische Marotte wollen wir ihm gern lassen. Was für Staatsformen nach Jahrhunderten der Menschheit angemessen sein mögen, scheint uns eine ziemlich müßige Speculation. Uns genügt es, wenn Jemand in praxi ehrlich und treu auf dem Boden der Verfassung steht und auf das historisch gegebene Bedürfniß des Moments eingeht, und das thut Blum durch und durch. Er ist ein Mann von gesundem, sittlichem Instincte, von Aufrichtigkeit und Redlichkeit, der sich nie von der Bahn des Rechts entfernen wird. Dabei besitzt er für einen Journalisten der äußersten linken Seite die heutzutage seltene Eigenschaft, daß er aufrichtig religiös ist und einen sittlichen Lebenswandel für kein Vorurtheil hält, das man bereits überwunden hat. Wir wünschen seinem Blatte den besten Fortgang, und obgleich sein eigentlicher Werth nur in der Besprechung des sächsischen Staatslebens besteht, so verdient es doch als Muster männlichen Freisinns und ehrlichen Eingehens auf die Verfassung überall gehalten und gelesen zu werden.

Über die „Königsberger Zeitung“, sowie über die „Ostseeblätter“ haben wir kein eigenes Urtheil, weil wir keine Gelegenheit hatten, sie regelmäßig zu lesen. Daß sie aber ihre großen Verdienste haben, scheint uns doch nach Allem, was wir pro und contra gehört haben, unzweifelhaft. Den Schluß der Broschüre, den eigentlichen Ziel- und Strebepunkt bildet dann der Panegyrikus der „Rheinischen Zeitung“, welche als das non plus ultra aller Zeitungen proclamirt wird. Wir brauchen unsere dissentirende Ansicht nicht weiter beizufügen, weil wir sie schon früher angedeutet haben. Die Redacteure der „Rheinischen Zeitung“ sind offenbar junge Männer von Talent, aber ebenso offenbar noch in einem Entwickelungsprocesse begriffen. Dieser fängt heutzutage in der Regel mit der entschiedensten Negation an und es erfodert einige sittliche und politische Reife, um die sittliche Berechtigung des Bestehenden von dem unbedingt Verwerflichen zu unterscheiden. Wir hoffen, daß ihnen dieses mit der Zeit gelingen wird, und wenden deshalb einstweilen die Worte des Goethe'schen Mephistopheles auf sie an.

> Doch sind wir auch mit diesen nicht gefährdet,
> In wenig Jahren wird es anders sein:
> Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
> Es gibt zuletzt doch noch n' Wein.

F. von Florencourt.

---

1. Die graue Halle, oder Erdmann's Wanderung. Ein Wort zur Zeit. Koblenz, Hölscher. 1841. 8. 1 Thlr.
2. Der Rabulist und der Landprediger. Von F. M. Franzén. Aus dem Schwedischen. Lübeck, Rhoden. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.

Die beiden Schriften haben das miteinander gemein, daß sie im Gewande der Poesie der Zeit die Moral lesen. Die erstere trägt eine auf 254 Seiten dramatisch ausgeführte Parabel vor. Erdmann, ein junger Erdenpilger, wandelt zur Freiheit. Der unermeßliche Raum, der vor ihm liegt und in dem sich nach oben die Freiheit als ein liebliches Licht oder vielmehr als Höhe zeigt, bietet unendliche Pfade dar, die ihn in das Heimatland des Lichts und der Freiheit, zu Gott, oder in die Abgründe des Verderbens, zum Teufel, führen können. Gefährten zur Rechten und zur Linken gesellen sich zu ihm, suchen ihn zu leiten, über den Weg und die Gegenstände, die sich zeigen, aufzuklären und überhaupt seiner Wanderschaft die Richtung zu geben. Die Gefährten zur Rechten sind aber gute Engel mit schönen mythologischen Namen, die zur Linken sind die verführerischen und raisonnirenden Geister der Erde und des Reichs der Bösen. Unter dem Reisenden und seinen verschiedenen Begleitern entwickeln sich nun eine Reihe von Gesprächen, die alle Lagen und Situationen des Lebens, wol auch allgemeine Zeitrichtungen berühren und beurtheilen, und in denen jeder der Geister und auch der Reisende in seiner Weise auftritt. Die Grundanschauung und die Tendenz, welche der Verf. herausstellt, ist die Verherrlichung des kirchlich-dogmatischen Dualismus. Erdmann folgt nach manchem Kampfe, nach mancher Unsicherheit endlich den Einflüsterungen seiner Gefährten zur Linken, die ihn in die Stricke einer groben Sinnlichkeit verwickeln und den vermessenen Wanderer ins Grab stürzen. Zu verkennen ist nicht, daß der sicherlich sehr junge Verf. Phantasie besitzt; allein, abgesehen von der ganzen, unreifen Anschauung und Tendenz, sind sowol die dichterische Haltung wie die einzelnen Gedanken, die hervortreten sollen, ohne Charakter, Sicherheit und Klarheit. Wie kommt ein Milchbart dazu, wenn auch ein bescheidener und gutmüthiger, den Schulmeister des Lebens spielen zu wollen! Anlage zur Schwärmerei verräth

übrigens die nicht auf wissenschaftliche Grundsätze, sondern auf die Mystik der Laute gegründete Sprachtändelei in dem Buche.

Mit mehr Prätension tritt das Gedicht des schwedischen Bischofs Franz Michael Franzén auf. Ein Herr Prediger Michelsen in Lübeck hat dasselbe im Interesse der von der Strauß'schen Theologie bedräuten Kirche ins Deutsche übertragen und mit ebenso gelehrten als erbaulichen Anmerkungen begleitet. Der Schwede ist als Dichter bisher in Deutschland noch nicht bekannt gewesen; im „Literarischen Anzeiger" Tholuck's von 1841 wird indessen eine lateinische Synodalrede desselben, exegetisch-dogmatischen Inhalts, sehr günstig besprochen. Diese Anzeige stimmte auch uns für das Büchlein im voraus günstig, ehe wir noch den vollständigen Titel desselben gelesen hatten. Der Bischof war, wie sein Übersetzer erzählt, 1839 auf einer Synodalversammlung, wo er wie gewöhnlich eine Übersicht des religiösen Horizonts und diesmal ein „warnendes Wort über den Unfug in Deutschland" mittheilen wollte, der dort mit der heiligen Schrift und dem Glauben von Seiten der Anhänger der wissenschaftlichen Vernunft getrieben wird. Diese Mittheilung mußte leider unterbleiben; dafür schrieb aber der besorgte Oberhirte dieses poetische Gespräch zwischen dem Rabulisten und dem Landprediger über „Ja und Nein der Gegenwart in Kirche und Staat". Dieser Schritt war vollkommen gerechtfertigt, denn kaum nach einer halbjährigen Erscheinung der Schrift, sagt der Verf., „ist die Gefahr der Strauß'schen Epidemie so offenbar geworden, daß beinahe eine obrigkeitliche Maßregel dagegen für nothwendig angesehen wurde, nicht als eine wirksame Absperrung, aber doch als ein Warnungszeichen". Es ist sonderbar, daß das fromme Gedicht den Brand der entfesselten Vernunft nicht gedämpft hat; vielleicht ist darin die Policei, die unter den Katholiken ganze Länder voll Ketzer und Protestanten ausgerottet hat, in der Aufrechthaltung der freien protestantischen Kirche und des protestantischen Gewissens glücklicher, wenigstens in Schweden. Indessen scheint der schwedische Dichter an der geringen Wirksamkeit seiner Schrift theilweise Schuld zu haben. Der Rabulist, der den Lindwurm der Vernunft vertheidigt, ist sehr gewandt: er greift den schlichten, frommen Landpfarrer mit scharfen, blanken Waffen an und dieser hat ihm nichts entgegenzusetzen als Demuth, salbungsvolle Worte und die Autorität der Kirche. Die Pointen, um die sich das Gespräch dreht, sind so bekannt und so oft in Deutschland wiederholt, daß wir sie hier übergehen: der Umstand, daß der Rabulist den alttestamentlichen Sündenfall für einen geistreichen Mythus hält, ist ganz besonders der Gegenstand der Widerlegung von Seiten des Predigers. Dem Büchlein ist zuvörderst ein Anhang des Verf. in Prosa beigefügt. Er schlägt darin die Äußerung Strauß', daß die Wissenschaft nichts Heiligeres als die Wahrheit habe, mit dem Einwande, daß die Wissenschaft ein misliches Ding sei, weil sie nie einig gewesen. Gut, daß der Rabulist nicht mehr gegenwärtig war, er hätte dann wahrscheinlich auf die geringe Übereinstimmung der Kirchen, der Confessionen, der Theologen und Priester hingewiesen und das nämliche Resultat daraus gezogen. Ein zweiter Anhang von der schwedischen Hand gibt ein Gespräch zwischen A. und B., in dem bewiesen wird, daß der erste Rationalist und der erste Jesuit die Schlange gewesen sei, welche das erste Menschenpaar verführt hat. Ein dritter und letzter Anhang des Büchleins liefert das bekannte Gedicht Emanuel Geibel's an Georg Herwegh. Derselbe kündigt darin dem Verf. der „Gedichte eines Lebendigen" im Namen Gottes den Krieg an. Indessen ist bis jetzt von einer solchen Schlacht, in der Herwegh sicherlich unterliegen muß, noch nichts vernommen worden. 22.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn wir nicht irren, so hat sich aus den phrenologischen Untersuchungen, die man mit dem Kopfe Napoleon's angestellt hat, ergeben, daß der große Kaiser ein sehr gewöhnlicher und unbedeutender Mensch gewesen sein müsse. Es war dies ein harter Schlag für das System Gall's, durch den sich aber die Gläubigen nicht haben abhalten lassen, auf die Worte ihres Meisters zu schwören. Seit einiger Zeit ist die Flut der Schriften, welche auf die Phrenologie und die Physiognomik Bezug haben, zu einer furchtbaren Höhe gestiegen. Wir können es hier nicht unternehmen, eine einigermaßen vollständige Liste der französischen Werke zu entwerfen, die in diesem Gebiete, auf dem neben manchem Nützlichen doch auch unendlich viel Unkraut wuchert, erschienen sind. Wir begnügen uns daher, hier nur auf zwei Werke aufmerksam zu machen, die einen lichtvollen Abriß vom gegenwärtigen Stande dieser zweideutigen Wissenschaft geben. Es sind dies erstens „La physionomie et la phrénologie", von Isidore Bourdon, und besonders die „Eléments de la phrénologie", von dem bekannten Flourens, dem beständigen Secretair der Académie des sciences. Letzteres Werk besonders behandelt diesen Gegenstand auf eine würdige Weise. Da die phrenologischen und physiognomischen Studien gegenwärtig so vielen Beifall finden, so lag die Idee sehr nah, die Grundsätze der Physiognomik auf die Notabilitäten der Gegenwart anzuwenden, d. h. nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Gesichtszüge und der Schädelbau noch lebender großer Männer zu ihren Eigenschaften und Handlungen stehen. Wir finden den Versuch einer solchen Untersuchung, die wenigstens ihrer Originalität wegen einiges Interesse erregt, in der kleinen Schrift: „Les hommes politiques du jour jugés d'après Lavater", von M. Hacquert (Paris 1843).

Unser phantasiereicher Novellist E. T. A. Hoffmann ist bekanntlich von allen deutschen Schriftstellern derjenige, der dem Geschmacke des französischen Publicums verhältnißmäßig am meisten zugesagt hat. Die Zahl der mehr oder weniger gelungenen Übersetzungen, die von seinen phantasiereichen Dichtungen erschienen sind, ist sehr groß. Am bekanntesten ist die Bearbeitung von Loeve-Veimars, dem jetzigen Consul in Bagdad, der indessen wenig mehr als die unbedeutende Einleitung dazu geliefert hat, indem die Übersetzung selbst von einem Deutschen verfaßt ist. Wir erhalten von dieser Übertragung, die im Ganzen sinngetreu ist, gegenwärtig eine neue Auflage. Zu gleicher Zeit aber erscheinen von einer neuen Bearbeitung von Hoffmann's „Contes fantastiques" von Christian zwei Ausgaben, von denen die größere mit geschmackvollen Illustrationen versehen ist. Wie aber stets der Geschmack des Publicums eine große Concurrenz zur Folge hat, so wird auch gleich noch eine vierte neue Übersetzung von Hoffmann angekündigt, die, wie es heißt, aus der Feder Marmier's herrühren wird. Vielleicht daß auch hier Marmier nur der sogenannte prête-nom ist.

England wird noch lange Zeit die hohe Schule für Ingenieurs bleiben. Neben den Eisenbahnen verdienen in diesem Lande, in dem sich die Industrie auf einem riesigen Fuße entwickelt hat, besonders die großen unterirdischen Bauten und namentlich die unermeßlichen Steinkohlengruben besondere Beachtung. Wir erhalten die ausführliche Beschreibung eines dieser mächtigen Bauwerke, die dem menschlichen Geiste zur Ehre gereichen, in dem trefflichen „Mémoire sur les canaux souterrains et sur les houillères de Worsley près de Manchester" (Paris 1843). Die Verf., Henri Fournel und Isidore Dyèvre, haben die ausgedehnten unterirdischen Kanäle, die sie in ihrem gediegenen Werke beschreiben, an Ort und Stelle studirt. Ihre Abhandlung ist durchaus praktisch, indem es den beiden talentvollen Ingenieurs darum zu thun war, diese riesigen Bauwerke in ihrem Vaterlande nachzuahmen. Es handelte sich nämlich darum, den Plan zu einer unterirdischen Verbindung der Loire mit der Rhone zu entwerfen, die einen Kanal von der Länge von 22,000 Metres erfodern würde. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 94. —— 4. April 1843.

Friedrich Rückert.

Gedichte von F. Rückert. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Neue Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dem vielseitig gehegten Wunsche, aus der sehr bedeutenden Masse der lyrischen Poesien F. Rückert's eine Auswahl des Besten und Gediegensten veranstaltet zu sehen, ist endlich von dem Verf. selbst genügt worden. Er hat uns einen Band Gedichte gegeben, der, elegant ausgestattet, nicht weniger als 728 compreß gedruckte Seiten umfaßt. Rückert hat 20—30 Jahre Zeit gehabt, sich ein Publicum zu bilden und in dessen Herzen anzubahnen; er hat die neuere Drang- und Sangperiode Deutschlands mit durchgemacht, sein Name klingt daher aufs neue einladend in den Ohren seiner alten Bekannten, und was er bringt, darf von vielen Seiten eines freundlichen Empfangs gewiß sein.

Aus einer so umfänglichen Anzahl von Gedichten, wie den vorliegenden, indeß das Bedeutsamste zu bezeichnen und herauszuheben, hieße eine Auswahl aus der Auswahl machen und dürfte nicht blos räumlich zu weit führen, sondern auch für die Mehrzahl der Leser ermüdend sein. Wir wollen daher, um einen kritischen Standpunkt zu gewinnen und unser Gesammt- und Endurtheil über Rückert's Bedeutung im Chor der deutschen Lyriker vorzubereiten und zu begründen, von den sechs Büchern, in welche der Verf. seine Sammlung getheilt hat, die drei ersten einer genauern Prüfung unterziehen.

So führt uns denn das erste Buch „Jugendlieder" (S. 1—148) vor, aus denen ein wahrhaft jugendlicher, harmloser, freundlicher Sinn hervorleuchtet und gleich günstig für den Verf. einnimmt. Wir zeichnen unter den Gedichten des ersten Buchs aus „Gestillte Sehnsucht" (S. 8) als weich, zart und gefällig, und „Rös'chens Engelsgruß" (S. 31) als voll süßer Kindlichkeit; wiewol wir in diesem, wie in vielen der Rückert'schen Gedichte auf störende Inversionen stoßen, z. B.:

> Ich euer Geflüster
> Nicht hören mehr soll.
> Ich euere Züge
> Nicht kennen mehr kann,

eine Nachlässigkeit, die überall keine Entschuldigung verdient, am allerwenigsten aber in einem so kleinen Rahmen und in einem Gedichte, das als Engelsgruß sich nur in dem reinsten Wohllaut ergießen sollte.

Etwas Eigenthümlichschönes an Rückert ist seine allegorische Belebung der Natur. In neuerer Zeit haben Freiligrath, Grün u. A. sich dieser Richtung der Poesie in ihrer Weise ebenfalls bemächtigt und sie cultivirt; allein mit welchem enormen Kraftaufwand? Wie viele Batterien groben Wortgeschützes lassen sie auffahren und spielen, um am Ende doch unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Wir meinen hier z. B. aus A. Grün's „Schutt" die üppige Schilderung (S. 103); Freiligrath's „Blumenrache", in der Idee unpoetisch; dessen „Löwenritt", ein Gedicht, das ohne alle Idee in die Luft aufsliegt u. a. m., wo die Effectmanie nicht den ungetrübten Eindruck aufkommen läßt, den eine nicht forcirte Behandlungsweise dem Stoffe nach hätte hervorbringen können. Man vergleiche nun dagegen von Rückert „Die Blumenengel" (S. 33); wie einfach, anspruchslos, wie natürlich ist hier Alles, als müßte es so sein, und wie reizend!

S. 37—39 enthalten kleine gefällige Bilder, unter denen Nr. 8 einen Beigeschmack hat. „Gruß aus der Ferne" (S. 39) ist zu weit ausgesponnen, ein Fehler, der einer großen Anzahl dieser Gedichte eigen ist, sowie wir denn Rückert auch von einer allzu häufigen Spielerei und Schnörkelei wie S. 41 und 45 u. a. O. mehr nicht freisprechen können. Er gesteht dies selbst ein „An unsere Sprache" (S. 43):

> Ließest mich die Welt erbeuten,
> Lehrtest mich die Räthsel deuten
> Und mich spielen selbst mit dir.

Damit aber ist der Poesie sehr wenig gedient. In der Lyrik ist die Concentration und Steigerung des Gedankens etwas sehr Wesentliches, ein Gedicht soll, um es stark und bildlich auszudrücken, mit Schwertschlag beginnen und mit Kanonendonner endigen, oder umgekehrt, wie ein Gewitter mit Blitz und Donner daherfahren und in Regenbogen und Sonnenschein sich auflösen. Zu solchen an einer gewissen Breite leidenden Gedichten zählen wir noch aus dem ersten Buche „Kleiner Haushalt" (S. 48), „Wiegenlied" u. s. w. (S. 51). Sehr gefallen hat uns dagegen der Humor in „Bitte um Anstellung in der andern Welt" (S. 69) und „Echo" (S. 78), dessen Schluß hier eine Stelle finden mag:

Du Sehnender, der du dem Ziel des Strebens
Nicht nahen kannst, nah' meinem Schattenhang,
Und rufe nur! du rufest nicht vergebens.

Ich will dir kommen in der Lüfte Klang,
Ich will dich in der Blätter Säuseln grüßen,
Dich trösten in der Quelle Murmelgang.

Aus meiner Wehmuth soll dir Wehmuth sprießen;
Gefühlet hab' ich, was gefühlt du hast;
So laß dein Klagen mild ins meine fließen!
Vereintes Klagen wird zum Jubel fast.

In „Edelstein und Perle" (S. 80—119) hat diese neue Auflage eine ungemein schöne Bereicherung gefunden, und wir haben uns wahrhaft erfreut an dieser höchst sinnigen und zart empfundenen Dichtung, die in fast durchgängig vortrefflichen Terzinen verfaßt ist. Hierauf folgen Sonette, „Aprilreiseblätter", 13, und „Agnes' Todtenfeier", 11 an der Zahl, wenn wir das Sonett S. 132 gleich hierher rechnen. In den ersten (13) hat uns die Form als zu nachlässig misfallen, z. B.:

3. Ist mein Anklagen eitler Lust und Schmerzen.

8. Ein Nest, ein Brautgemach dem buhlenden Schalke.

9. Als lebende Bildsäule aufgerichtet

der unstatthafte Übergang in den Daktylus:

10. Außen mit Lust, innen mit Tode prassend.
11. Und auf das Kind, das drunten lag im Schlafe — —
Ich sank aufs Knie und sprach ein gläubigs Ave (!)

Hier müssen wir, was Rückert „An die Dichter" (S. 75) richtet:

Deutsche Dichter, im Gemüthe
Hegt ihr oft gar schöne Fülle,
Leider daß nur aus der Hülle
Meist verkrüppelt kommt die Blüte.
Dann spricht wol des Lesers Güte:
Dieses war doch gut gemeint,
Wenn es auch nicht rund erscheint u. s. w.

an ihn selbst richten.

Was überhaupt das Formelle anlangt, mit dem seit einiger Zeit so oft geprunkt ward, so sollten wir eine hohe Vollkommenheit desselben als etwas sich von selbst Verstehendes bei dem wahren Dichter billig voraussetzen dürfen; er selbst fördert sich dadurch am meisten. Wenn Goethe dagegen äußert, er würde, wenn noch einmal jung, absichtlich gegen die Form verstoßen, aber dafür so schöne Dinge sagen, daß man die Form darüber vergessen sollte, so wollen wir ihm das zu gute halten, würden es aber angemessener finden, wenn er geäußert hätte: Ich würde dem schönen Inhalt eine entsprechend schöne Form zu geben suchen, aber nicht ebenso viel Wesens davon machen, wie etwa Platen thut. Als ausgezeichnet von Form und Inhalt heben wir das Sonett 12 (S. 124) heraus:

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge;
Ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe
Staubfäden-gleich Planeten stehn zur Traue.

An dieser Lilie weitem Wunderbaue
Hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden Schwinge
Des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge,
Und lechzet durstig nach des Kelches Thaue.

Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
Wetteifernd, wer darin sich tiefer tauche.

Wie so das heilige Liebespiel begonnen,
Füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche;
Den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen.

„Agnes' Todtenfeier" (Nr. 8 enthält wieder Nachlässigkeiten) ist so schön und ideal empfunden, daß Petrarca sich nicht zarter und inniger hätte ausdrücken können. Wir geben das Sonett 10 als Probe (S. 128):

Ich hörte sagen, Frühling sei erschienen,
Da ging ich aus, zu suchen, wo er wäre;
Da fand ich auf den Fluren Blum' und Ähre,
Allein den Frühling fand ich nicht bei ihnen.

Es summten Vögel und es sangen Bienen,
Allein sie sangen, summten düstre Mähre;
Es rannen Quellen, doch sie waren Zähre;
Es lachten Sonnen, doch mit trüben Mienen.

Und von dem Lenz konnt' ich nicht Kund' erlangen,
Bis daß ich ging an meinem Wanderstabe
Dorthin, wohin ich lang nicht war gegangen;

Da fand ich ihn, den Lenz; ein schöner Knabe
Saß er, mit nassem Auge, blassen Wangen,
Auf deinem, als auf seiner Mutter, Grabe.

Von den fünf Märlein (S. 139—150) haben uns die drei ersten besonders angesprochen.

Die „Zeitgedichte" bilden das zweite Buch (S. 153—246) und beginnen mit den berühmten „Geharnischten Sonetten", die mit einer wahrhaft flammenden Begeisterung die Gefühle jener glorreichen, ewig denkwürdigen Periode der Erhebung Deutschlands schildern und deren Wirkung damals außerordentlich gewesen sein muß. Jedes Sonett ist ein Blitz, der auch noch jetzt in des Hörers Gemüth einschlägt, wie fern er jener Zeit stehen und wie sehr der tragische Untergang des Helden im Dom der Invaliden die Sympathie für das Unglück rege gemacht und den alten Groll beschworen haben mag. Man sieht an diesen Gedichten, daß in solchen Zeiten ein Tyrtäus wol etwas zu bedeuten haben kann. Sie sind für Deutschland und dessen Literatur ein historisch-poetischer Schatz, um deretwillen der Verf. allein schon die Auszeichnungen verdient hat, die ihm in neuerer und neuester Zeit geworden sind. Haben wir an manchen der bisherigen Gedichte das Mangelhafte der Form bemerklich gemacht, so müssen wir hier deren Vollkommenheit und Musterhaftigkeit anerkennen; sie sind auch dem Reime nach durchweg rein und correct und mögen, als die ältern, Platen vielleicht zum Vorbilde gedient haben.

Unter den übrigen Gedichten dieses Buchs nennen wir noch „Die Gräber zu Ottensen", deren erstes mit dem Schluß:

Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

„Barbarossa" hat uns nicht angesprochen und wir müssen in Bezug auf unsere Volkssagen bemerken, daß, wer ihnen keine neue Idee unterzulegen, ihnen keine neue Seite abzuwinnen weiß, besser thun wird, sie zu lassen wie sie sind. Unsere heutigen Balladensänger machen sich die Sache unendlich leicht, die erste beste Sage ein

[illegible] gereimt und das Ding ist fertig. Daher so viel Unerquickliches, Poesieleeres, das auf diesem Gebiete der Tag bringt und verweht. „Die drei Gesellen", gut gemeint. „Die strasburger Tanne", vortrefflich! „Die linke Hand", unheimlich, à la Chamisso. „Blücher", im Ton wohlgetroffen und Nr. 7 höchst sinnig und chevaleresk!

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In drei Bänden. Von Johannes Voigt. Zweiter Band. Königsberg, Bornträger. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.*)

Wenn es für irgend ein Volk wünschenswerth und rathsam ist, zu erforschen, zu wissen und zu beherzigen, was es einstens war, einstens that und im Rathe der Völker galt, so tritt dieser Fall bei den Deutschen ein, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal, weil wir durch eine Vergleichung mit der Vergangenheit unsere Zeit in Absicht auf Recht, Freiheit und Bildung um so unparteiischer und gerechter zu würdigen im Stande sein werden. Zweitens aber, weil uns dann erst der einzig wahre und sichere Maßstab geboten wird, den uns Niemand weder verstümmeln noch entreißen kann, zur Beurtheilung der Verluste, die wir erlitten haben. Und dieser Maßstab wird um so elektrisch-belebender wirken, mit je größerer Besonnenheit und inniger Überzeugung von seinem Werthe wir ihn festhalten. Er wird gleichsam die Wünschelruthe sein, die uns anzeigt, auf welchem Grund und Boden wir unsere Thätigkeit entwickeln und welche Richtung diese Entwickelung zu verfolgen habe. Eine Vaterlandsgeschichte ist ein rathgebendes Nationalbewußtsein. Je klarer die erstere vor der Seele steht, je näher sie dem Herzen gebracht wird, desto kräftiger wird das letztere sein. Zwar behauptet man gewöhnlich, die Geschichte habe sehr schlechte Schüler; und sie bietet in der That, um mit Rotteck zu reden, auch nur Dem ihr Füllhorn dar, der sie mit Geist und Herz studirt. Wer sich aber in dieser Weise mit ihr vertraut macht, auf den wird sie auch ebenso wol belehrend als belebend wirken. Man lege nur dem Menschen nicht zur Last, was die Schuld des Verfahrens ist, wie man auf ihn wirkt. Ein Volk aber, das noch keine Geschichte hat, dem noch keine Erinnerung inwohnt, das sich erst seine Lorbern auf dem großen Kampfplatze der Menschheit erringen muß, wird — so darf man nach der Erfahrung und dem Bildungsgange des Menschengeschlechts urtheilen — ungleich öfters irren und auf Abwege gerathen als dasjenige, dem bereits ein durch längeres Dasein erzeugtes Nationalbewußtsein geworden ist, selbst wenn dieses letztere sich theilweise nur auf Tradition gründen sollte. Allein einem Volke muß auch seine Geschichte in weitester Ausdehnung vorgelegt werden: es muß zum vollen Bewußtsein, so weit dies möglich ist, seiner Vergangenheit in Raum und Zeit gelangen. Die Befriedigung dieser Foderung ist ganz besonders dem deutschen Geschichtschreiber ans Herz zu legen. Denn Deutschland hat seit der Zeit, wo die kaiserliche Reichsmacht immer mehr verfiel, und seiner alten Bedeutsamkeit und Würde entkleidet wurde, dagegen in eine Familienmacht sich verwandelte, die nicht selten ganz andere Interessen als Deutschland hatte und oft lebhaft genug verfolgte, um ihm zu schaden, im Westen und Nordosten Glieder von seinem Staatskörper gewaltsam abreißen sehen, in deren Arterien bis diese Stunde noch viel deutsches Blut im Umlauf ist. Ja, es scheint zuweilen, als überträfen die Zuckungen jener abgerissenen namentlich nordöstlichen Glieder an Stärke die Erinnerung oder Sehnsucht des verstümmelten Reichskörpers. Allein worin liegt der Grund dieser Erscheinung? In der [illegible], wir dürfen nicht sagen des Volks überhaupt, sondern der gebildeten Welt gibt es, welche die Geschichte, den Werth und das frühere Verhältniß der nordöstlichen Provinzen zu Deutschland kennen? Wo waren aber auch die geschichtlichen Forschungen, die historischen Ergebnisse, welche darüber Aufklärung zu geben vermocht hätten? Unleugbar hat sich unser Verf. durch sein großes und gründlich gearbeitetes Werk über die deutschen Ordenslande ein wesentliches Verdienst erworben; und wir müssen es als einen dankenswerthen und glücklichen Gedanken ansehen, wie wir auch früher ausgesprochen haben, daß der Verf. auf dem Grunde jenes größern Geschichswerks sein „Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation" herausgibt und dadurch die Ergebnisse seiner jahrelangen Forschungen einem zahlreichern nach historischer und politischer Aufklärung strebenden Publicum zugänglich und für dasselbe zugleich ersprießlich macht.

Wir freuen uns, daß der Verf. den zweiten Band seines Handbuchs dem ersten so bald hat folgen lassen; er kann aber zugleich rücksichtlich des historischen Gehalts und Charakters, wie wir gleich im voraus versichern zu dürfen glauben, auf die Anerkennung sowol der Beurtheilenden als der Lesenden rechnen. Denn dasselbe günstige Urtheil, was über den ersten Band in d. Bl. ausgesprochen worden ist, können wir auch mit Recht für den vorliegenden geltend machen. Die äußere Einrichtung sowie die sprachliche Darstellung sind sich gleich geblieben. Hier und da nur dürfte man den Ausdruck etwas präciser und die Erzählung gedrängter wünschen. Indeß soll diese Ausstellung keinen das Verdienst und den Werth schmälernden Tadel begründen wollen. Auch war diesmal die Schwierigkeit, in jeder Einzelnheit das richtige Maß zu treffen, insofern etwas größer, als der historische Stoff in einem breitern Strome floß. Übrigens umfaßt der vorliegende Band die Zeit von 1324—1407, oder von dem Amtsantritte des Hochmeisters Werner von Orseln bis Konrad von Jungingen.

In der Einleitung vertheidigt der Verf. seine Annahme, daß der Name Prussi von Po-Russi abzuleiten sei, gegen mehrfache Einwendungen, lehnt aber auch zugleich die Autorschaft dieser Ableitung des Namens „Preußen" von sich ab, indem er auf ältere Autoritäten, wie Prätorius, Ostermeyer und Hartknoch sich beruft. Die ganze etymologische Streitsache, auf welche, als zu unfruchtbar für unsere Zwecke, hier nicht weiter eingegangen werden kann, scheint sich unsers Erachtens um den Punkt zu drehen, ob Schaffarik's Lehrsatz, den man dem Verf. vorzüglich entgegengehalten hat, eine unbedingte Wahrheit sei: „daß die Zusammenstellung der Präposition po mit dem Namen von Völkern nicht der grammatischen Construction der polnischen Sprache gemäß sei". Dagegen erwidert der Verf. mit Recht, es müsse in Frage gestellt werden, ob der heutige Sprachgebrauch der Polen für das 10. Jahrhundert, wo der Name Prussi bereits vorkommt, als maßgebend betrachtet werden könne. Übrigens führt er seine Vertheidigung mit ebenso viel Sachkenntniß als Ruhe, und es dürfen die Autoritäten, denen er gefolgt ist, noch keineswegs als erschüttert betrachtet werden. Wenn Hr. Voigt in das Bereich seiner historischen Darstellungen, wie früher, so auch diesmal die Culturgeschichte, Handelsverhältnisse, städtische Zustände u. s. w. aufgenommen hat, so ist das zu loben und des heutigen Standes der Wissenschaft würdig und den Anfoderungen, die man an sie macht, entsprechend; daß er aber die Rechtsverfassung der Ordenslande übergangen hat, das müssen wir entschieden misbilligen; man fühlt eine Lücke im Ganzen. Er hat allerdings dieses Gefühl selbst gehabt, wie dies von einem Manne, wie unser Verf. ist, nicht anders erwartet werden kann, rechtfertigt aber sein Verfahren damit, daß er in Bobrick's und Jacobson's „Zeitschrift für Theorie und Praxis des preußischen Rechts" eine Abhandlung über jenen Gegenstand geschrieben und dieselbe 1834 in Marienwerder habe besonders abdrucken lassen. Ihm sind gewiß Spittler's schon am Ende des vorigen Jahrhunderts geschriebenen Worte nicht unbekannt: „Man fragt jetzt in jeder Geschichte

---

*) Vgl. über den ersten Band Nr. [illegible] d. Bl. f. 1842. D. Red.

eines europäischen [illegible] und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? Wie haben sich die Verhältnisse der Stände untereinander und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? Wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? Wie ging es mit Steuern und Finanzen des Reichs?" Wozu Arnold in seinen trefflichen „Umrissen und Studien" bemerkt: „Aber jetzt ist noch mehr für die Staatengeschichte zu fodern, z. B. alle die Gegenstände, welche die Nationalökonomie umfaßt, die innern materiellen Entwickelungen. Ebenso dürfen auch die geistigen Zwecke, die Wissenschaften, die Künste, die Kirche u. s. w. nicht unberührt bleiben. Durch dieses Alles gewinnt die Geschichte ebenso sehr an Umfang, Reichthum des Inhalts, allseitiger, fruchtbarer, tiefer Belehrung, als ihre Darstellung und ihr Verständniß in dieser vollen Entwickelung und Ausdehnung auch einen höhern Grad der Bildung und des Geistes erfodert." Wir dürfen die Hoffnung aussprechen, daß der Verf. im Falle einer neuen Auflage seines Handbuchs jene Lücke mit den Materialien der oben angeführten Monographie ausfüllen werde; das Einzelne, was zur Abrundung eines wissenschaftlichen Ganzen gehört, muß wissenschaftlichem Gesetze und Zwecke zufolge diesem Ganzen einverleibt werden.

Wie der deutsche Orden, obschon ein Glied der langen und starken Kette des hierarchischen Systems, dennoch im Gefühle seiner Macht dem päpstlichen Stuhle gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren verstand und Conflicte nicht gerade selten waren, so tritt diese Haltung rücksichtlich des Mönchthums insbesondere hervor. Der Verf. sagt in dieser Beziehung z. B. Folgendes: „Das Mönchthum und Klosterwesen hat in Preußen nie zu besonderm Gedeihen und zu der Ausbreitung wie anderwärts gelangen können. Seine Verbreitung hinderte schon das alte Verbot, daß ohne des Ordens oder eines Bischofs ausdrückliche Genehmigung nirgend ein neues Kloster erbaut werden durfte. Seinem Gedeihen stand der Umstand entgegen, daß keinem Kloster ein Haus oder Hof oder sonst unbewegliches Besitzthum durch Schenkung, Vermächtniß oder Verkauf zufallen konnte, ohne die Verpflichtung, den betreffenden Gegenstand binnen Jahresfrist wieder zu veräußern. Die Klöster konnten also nie zu bleibendem ländlichen Eigenthum gelangen; sie blieben arm und stets nur auf den Besitz beschränkt, den ihnen der Orden bei ihrer Gründung angewiesen hatte, der aber nie von sonderlicher Bedeutung war. Überdies hielt sie der Orden stets unter strenger Aufsicht und gestattete ihnen keine wesentliche Veränderung und Umgestaltung ihrer klösterlichen Verhältnisse ohne besondere Genehmigung des Hochmeisters. Selbst jeder Ausbau ihrer nächsten Umgebungen, die Benutzung eines Hofraums zur Erweiterung einer Klosterkirche u. dgl. hing von der Erlaubniß des Hochmeisters ab. Es ist daher auch in den Territorialverhältnissen des Landes von Klostergütern selten die Rede. Nur die zum Theil ziemlich begüterten Klöster in Pommern, besonders Oliva und Pelplin, machten eine Ausnahme, da sie schon früher unter der Herrschaft der Herzoge von Pommern durch vielfache Beschenkungen zu nicht unbedeutendem Landbesitz gekommen und dieser ihnen dann auch vom Orden bestätigt worden war. Nonnenklöster gab es in Preußen nur wenige. In Thorn stand schon aus früher Zeit her ein Cistercienser Jungfrauenkloster, zum Heiligen Geist genannt, eben ein solches auch in Kulm, jedes mit seiner eigenen Äbtissin. In Danzig befand sich ein Brigittenkloster Augustiner Ordens von Witwen und Jungfrauen bewohnt, die auch Büßerinnen genannt wurden. Obgleich das Kloster, zu St. Maria Magdalena geheißen, bestimmte Einkünfte genoß, so lebten die Nonnen doch mehr von dem Almosen, welches sie in der Stadt erbettelten, liehen dabei aber Gelder aus. Die Einsetzung und Entlassung ihrer Pröpste hing jeder Zeit vom Hochmeister als nächstem Schutzherrn aller Nonnenklöster im Lande ab. So steht also das ganze Klosterwesen in Preußen ohne besondere geschichtliche Wichtigkeit da. Der mächtige Eichbaum, der bei Thorn zuerst seine tiefen Wurzeln geschlagen, [illegible] es nicht, daß auf seinem Boden und [illegible] die Wucherpflanze des Klosterthums [illegible] aufwachsen und ihm die Lebenskraft entziehen sollte."

Wie gewaltig sticht dieses Bild gegen die Klöster des übrigen Europa ab! Während die Mönche der Ordenslande aus Armuth so zudringliche Bettler waren, daß die städtischen Behörden zuweilen policeiliche Maßregeln ergreifen mußten, sah man sich anderweit mehr als einmal aus Klugheit oder Gerechtigkeitssinn genöthigt gesetzlich einzuschreiten, daß den Erben nicht zu Gunsten der Mönche das rechtmäßige Eigenthum bis zu einem besorglichen Grade entzogen werde.

Unter den Handelsartikeln, welche die Städte des Ordenslandes in bedeutender Quantität ausführten, erwähnt unser Verf. auch mehr als einmal den Bernstein. Er kam damals unstreitig in größern Massen vor und war besonders im Auslande gesuchter als jetzt. Es ist über seinen alterthümlichen Namen, Electrum, über seinen Fundort und über seinen Handel eine förmliche Literatur entstanden. Die Alten gedenken dieses Minerals sehr oft und mit Auszeichnung, schon Homer's „Odyssee" erwähnt ihn unter den Zierden des Palastes, den Menelaos bewohnte. Unter den neuern Gelehrten schrieb zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Geßner in Göttingen darüber. Besondere Beachtung verdienen dann die speciellen Untersuchungen von Schlözer („Allgemeine Weltgeschichte", Bd. 31), Buttmann, sowol in seinem „Mythologus" als in den „Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften" (1818), Mannert, Dilthey, Ottfr. Müller u. A.; auch Barth in seiner „Urgeschichte Deutschlands" spricht oft und viel von ihm, und Hüllmann in seinem „Städtewesen des Mittelalters" ebenfalls, der gelegentlich die Hypothese aufstellt, daß sein gegenwärtiger deutscher Name durch eine Metathesis aus Brennstein entstanden sei, weil man ihn in alter deutscher Zeit statt des Weihrauchs auf Altären gebrannt habe. Zuletzt hat unsers Wissens Ukert in der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" (1838, Nr. 53) Untersuchungen über das Electrum und die damit verbundenen Sagen angestellt. Die wesentlichsten, wenn auch noch keineswegs in aller Hinsicht zweifellosen Resultate sind folgende: Die Bekanntschaft mit dem Electrum, das freilich später auch eine Mischung von Gold und Silber sowie andere glasartige Mineralien bezeichnete, ist uralt, sie reicht bis in die mythische Zeit hinauf. Der Osten Europas und Kleinasien erhielt dieses im Handel schon frühzeitig gesuchte Mineral höchst wahrscheinlich durch die Phönizier. Nach Süden ging ein alter Handelszug über die Oder nach der Donau an die Rhone und den Po, wo die Römer mit dem fabelhaften Electrum bekannt wurden. Was den Fundort anbetrifft, so sprechen doch überwiegende Gründe für die Ostseeküste Preußens, wenigstens ist weder im Alterthum noch in der Neuzeit eine andere Gegend bekannt worden, die ihr in dieser Beziehung an Quantität und Qualität den Rang streitig machen könnte.

Wir brechen hier ab mit dem Wunsche, daß der dritte und letzte Band unseres Handbuchs recht bald erscheinen und recht fleißig und von recht Vielen gelesen werden möge, damit durch geschichtliche Belehrung die Sympathie für Provinzen in uns lebhafter werde, die wir weder hätten vergessen noch verlieren sollen!

Karl Zimmer.

Literarische Notiz.

Das „Journal des savants", in dem Cousin vor kurzem seine wichtigen Untersuchungen über die Manuscripte Pascal's niedergelegt hat, bringt in einem der neuesten Hefte einen interessanten Aufsatz, der vom nämlichen Verf. herrührt. Cousin theilt in demselben den Inhalt eines noch nicht herausgegebenen Briefwechsels zwischen Malebranche und de Mairan mit, der im Winkel irgend einer Bibliothek aufgestöbert ist. Einige der mitgetheilten Briefe sind von nicht geringem Interesse und dienen einen Beitrag zur Geschichte des Malebranche'schen Systems zu liefern.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 95. —— 5. April 1843.

Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Unter dem Haupttitel „Wanderungen" zerfällt das dritte Buch (S. 249—428) in sieben Abschnitte. Der Dichter nimmt nach Weise des Anakreon und Ovid Abschied vom Heldengesang, um sich fortan den sanftern Regungen des Herzens und des Gemüths zu widmen, wandert nun ein wenig in Deutschland umher, geht dann nach Italien, verliert sich von dort in den Orient und kehrt im siebenten Abschnitt in den „Deutschen Blumengarten" zurück. „Rosenlied" (S. 250), gelegentlich, zu spielend und gekünstelt. „Des fremden Kindes heiliger Christ" (S. 273) sehr innig und gelungen. Die Gedichte des zweiten Abschnitts sind recht gefällig versificirt, viel mehr wüßten wir an ihnen nicht zu rühmen.

Von S. 288—305 bewegt sich Rückert vorzugsweise der Form nach auf classischem Boden; allein Das, was er hierin geliefert hat, zeigt, daß er sich mit den höhern Gesetzen wenigstens des elegischen Metrums nicht vertraut gemacht hat. Seinen Hexametern und Pentametern fehlt nicht blos die edle antike Haltung und Bewegung, sondern sie halten überall keine Kritik aus, z. B. in dem Idyll „Rodach" (S. 296):

> Er zum Thore der andern gelangt dort, wann von dem Thurme
> Ladet Hungernde mit|tägliches Glockengeläut.

S. 297 unten:

> Hat ein gütiger Gott hier mit verschwenderischen u. s. w.

S. 298 in der Mitte:

> Die auf den Pfarren veran|lasset sein feierlicher u. dgl. m.

S. 312 heißt es dann wieder in den Reimgedichten:

> Wol alle Bäche fließen
> Und alle Ström' ins Meer,
> Und Liebesaugen gießen
> Sich niemals thränenleer.
> So weine du dort eine, (Thräne?)
> Wie ich hier eine weine,
> Und eine Muschel schließen
> Soll sich um beide her.

S. 316:

> Doch des Glückes Eiland, das
> Faßt kein Ocean, kein blauer!
> Was ich Großes sonst vergaß,
> Nie vergeß' ich eines, was
> Ich an euch für Veilchen las.

und:

> Mit Begeistrung soll mit tränken
> Ihr horazisch Wasser, bis
> Über Alpen-Hinderniß u. s. w.

Ist dies etwas mehr als pure Reimerei, um es gelind auszudrücken? Nach solchen wenig einladenden folgen nun wieder schöne Blumen, wie „Griechenland" (S. 324) und die hübsche Übersetzung des „Venezianischen Liedes" (S. 327):

> In der Gondel gestern Abend
> Ich mein schönes Blondchen führte;
> Vom Vergnügen, das sie spürte,
> Sank in Schlaf das arme Kind;
> Schlief, an diesem Arme liegend,
> Und ich weckt' es immer wieder,
> Doch der Nachen, leise wiegend,
> Wiegt' es wieder ein gelind.
>
> Von dem Himmel, halb enthüllet
> Aus Gewölkchen schaute Luna
> In die spiegelnde Laguna,
> Und zur Ruhe ward der Wind.
> Nur ein einzig Lüftchen säuselnd
> Trieb mit ihren Löckchen Spiele,
> Hob den zarten Schleier kräuselnd,
> O wie reizend war das Kind!
>
> Leise leise schaut' ich nieder
> Auf das Antlitz meiner Holden,
> Auf die Locken golden golden,
> Auf den Busen athmend lind.
> Und ich fühlte süße Gluten
> In der Brust, wie soll ich sagen?
> Stille ringsum auf den Fluten!
> O wie rann die Nacht geschwind.

Die „Sicilianen" Nr. 1—38 besingen Liebe und Natur; es ist an ihnen mehr Form und Diction als Gedankenfülle und Auffassung zu loben. Dann Ethisches, „Vierzeilen", 87 an der Zahl, die gesunde, treffende Lebensregeln und Aussprüche enthalten, Alles sehr klar und wahr und einfach und gefällig ausgedrückt.

Den sechsten Abschnitte füllt Orientalisches aus unter dem Titel „Östliche Rosen", die ungemein viel Liebliches, Süßes und den wahren Rosenduft des Orients athmen. Ihren Hauptinhalt bilden Wein und Liebe. Wir haben oft gewünscht, daß Rückert, als allseitig dazu befähigt, die Freunde orientalischer Poesien mit einer Blütenlese aus dem Hafis beschenken möge; denn ohne den Verdiensten J. v. Hammer's zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch gestehen, daß es sehr mühsam ist, das wahrhaft Schöne den zwei Bänden seiner Übersetzung, die an die

tausend Octavseiten umfaßt, herauszufinden, abgesehen davon, daß es dieser Übersetzung an Lieblichkeit, Eleganz und Duft des Ausdrucks fehlt und sie überdies des Reims entbehrt.

Die „Östlichen Rosen" enthalten Manches nach Hafis, das durch Anmuth und Zartheit anzieht, z. B. „In der Gesellschaft" (S. 370), „Das Liebliche" (S. 373), „Liebeszauber" (S. 381) u. a. mehr. Sehr zweckmäßig würden wir es finden, wenn der Verf. seinen Gedichten nicht blos das Jahr ihrer Entstehung im Index beigefügt, sondern auch angegeben hätte, was hier und dort Übersetzung oder im weitern Sinne Nachbildung und Anlaut ist, theils um ihn so in seinem Bildungsgang leichter verfolgen zu können, theils aber auch, um das Urtheil danach zu modificiren. Indeß ob Original, ob Nachbildung, wir freuen uns hier des sinnvollen und lieblichen Gekoses mit Rosen und Nachtigallen, wie auf S. 382:

Zauberkreis.

Was steht denn auf den hundert Blättern
 Der Rose all?
 Was sagt denn tausendfaches Schmettern
 Der Nachtigall?

Auf allen Blättern steht, was stehet
 Auf Einem Blatt;
 Aus jedem Lied weht, was gewehet
 Im ersten hat:

Daß Schönheit in sich selbst beschrieben
 Hat einen Kreis,
 Und keinen andern auch das Lieben
 Zu finden weiß.

Drum kreist um sich mit hundert Blättern
 Die Rose all,
 Und um sie tausendfaches Schmettern
 Der Nachtigall.

Oder auf S. 386 „Lebensweisheit". S. 387 tadeln wir wieder:

Diese meister-
 losen Geister u. s. w.

Schließlich heben wir aus dem sechsten Abschnitt noch „Die Botin" (S. 391), „Hingegangen in den Wind" (S. 393) und „Einmal" (S. 395) hervor. Im siebenten Abschnitt (S. 411) soll die Stelle: „Lind gewiegt hat es" wol heißen: „Hat gewiegt es lind." Die beiden besten Gedichte dieser Abtheilung sind „Sonne und Rose" (S. 411) und „Die sterbende Blume" (S. 419), nur daß die guten Grundgedanken wieder zu weit gesponnen sind.

Mit den drei ersten Büchern glauben wir den Glanzpunkt dieser Auswahl hinter uns zu haben; es folgen zwar noch drei Bücher, allein sie enthalten sehr wenig, was nicht bereits in anderer und meist schönerer Weise im Vorhergehenden dagewesen, sodaß wir als unsere Ansicht aussprechen müssen: der Verf. hätte wohlgethan, wenn auch nicht die Gedichte jedes folgenden Buchs, so doch mindestens die der einzelnen Abtheilungen zu decimiren. Manches ist indeß in dieser neuen Auflage schon weggelassen, was wir ungern in der ersten sahen.

Rückert's Name ist in dieser Zeit so oft, bald mit Tadel, bald mit Lob genannt worden, daß wir mit wahrem Interesse daran gegangen sind, die vorliegende Auswahl von Anfang bis zu Ende gewissenhaft kennen zu lernen, um zu sehen, inwieweit Beides begründet sei. Wir nehmen an, daß er uns in dieser Sammlung die Quintessenz seiner Poesie habe geben wollen und urtheilen darnach über ihn als Lyriker wie folgt:

Rückert's Dichtungen sind die gemüthlichsten und gemüthreichsten; lieblich, leicht gefällig, spielend, tändelnd. Mit Ausnahme der „Geharnischten Sonette" und einiger andern Zeitgedichte, in denen er aus seiner gewohnten Bahn kräftig und gewaltig heraustritt, trägt seine Poesie den Charakter des Besonnenen, Reflectirenden, Beschaulichen; ihr Reich ist die, vorzugsweise, ruhige, heitere Gemüthswelt und die Natur. Er steht nicht, wie Goethe, mit dem praktischen, großartigen Blick, über Welt und Leben und lehrt mit beiden spielen und sie beherrschen; sondern er mischt sich unter ihr buntes Getreibe, theilnehmend und besprechend, und sucht mit ihnen durchzukommen, so gut als es eben gehen will. Allem, was ihm begegnet, weiß er mit der größten Leichtigkeit eine poetische Seite abzugewinnen; aber er legt seinen Stoff nicht künstlerisch zurecht, abwägend und berechnend, wie behandelt er wol die größte und beste Wirkung hervorbringen könnte; sondern der Stoff bemeistert sich meistens seiner, und je nachdem der Moment mehr oder minder glücklich, fällt das Resultat aus. Daher die Längen und Breiten, der Mangel an Concentration und Steigerung. Aber dagegen ist er frei von der neuesten lyrischen Überschwenglichkeit, dem Phantastischen, Grellen, Unheimlichen und der Bilderei. Überall steht er da als eine gesunde, edle, biedere Natur, ohne alle Prätension. Was er nicht singt, hat er nicht erlebt (S. 673), aber dadurch wirkt sein unerschöpflicher Reichthum oft wie Armuth, und Niemand mehr als er könnte unsere lyrischen Bruthennen lehren, Maß zu halten. Neue Bahnen hat Rückert in diesen Gedichten nicht gebrochen; das orientalische Element in ihm ist nur ein herbeigeholtes, ob allseitig auf die Dauer Anklang findend, dürfte zweifelhaft sein. Als Verskünstler steht er groß da im Reim; in Allem, was über das Gebiet des Reims hinausliegt, ist er nichts weniger als durchgängig gut oder gar musterhaft. Schließlich mag Rückert noch seine Poesie selbst charakterisiren (S. 687):

An die Musen.

Nicht aufregende
 Wild bewegende
 Leidenschaft;
 Ruhig glättende,
 Friedlich bettende
 Liebeskraft:

Sturmbemeisternde
 Gottbegeisternde
 Himmelsruh
 Haucht, ihr günstigen,
 Euerm brünstigen
 Priester zu!

Auch am Niedlichen
 Habt ihr Friedlichen
 Freude gern;

Nur das Häßliche
Und das Gräßliche
Bleibt euch fern.

Zwar das spitzige
Eitel witzige
Liebt ihr nicht,
Doch das spielende
Leise zielende
Sinngedicht.

F. W. Rogge.

Rom und Loretto. Von dem Verfasser der Wallfahrten in die Schweiz. Aus dem Französischen übersetzt von Franz Xaver Steck. Zwei Theile. Tübingen, Laupp. 1842. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Vorliegendes Werk ist eine Reise in den Katholicismus hinein und in dem Katholicismus herum. Es enthält die Bekehrungsgeschichte des Verf., Louis Veuillot, und ward als Beispiel und zur Erbauung der Bekehrten und zu Bekehrenden übersetzt. Louis Veuillot war der Sohn eines armen Faßbinders und wuchs in Armuth auf. Er erhielt den lauwarmen Religionsunterricht, den die vom Municipalrath protegirten Schulen des wechselseitigen Unterrichts zu ertheilen pflegen, schöpfte auch noch mancherlei Weisheit aus den Leihbibliotheksbüchern, die er herumtragen mußte, ward Schreiber und endlich Journalist, wo er mit Freigeistern verkehrte, philosophirte, absprach, raisonnirte und Theil an allen politischen Ereignissen des Tages nahm, die er auf seine Weise, von seinem Gesichtspunkte aus beurtheilte und bekrittelte. Doch Unzufriedenheit, Unbefriedigtsein bemächtigten sich seiner Seele, der Weltschmerz seiner Kaste ergriff ihn, er rang nach etwas Unbeschreiblichen, noch nicht Erreichten, wie es schien nicht zu Erreichenden; seine Sehnsucht steigerte sich darnach immer mehr und seine Verzweiflung kannte keine Grenzen. In Rom sprach Alles Katholicismus zu ihm: „Rom ist wahrhaftig das Buch der Unwissenden, von denen ein guter Papst sprach, welcher wollte, daß die Kirchen voll von Gemälden und Sculpturen seien, in welchen das arme Volk immer die schöne Geschichte der Religion lesen könnte. Wenn diese heiligen Orte Roms durch den Genius der Künste verschönerte Museen zu sein scheinen, so können die Museen ihrerseits oft für Kirchen gelten, in welchen die Kunst durch den Genius des Glaubens veredelt ist. Die heilige Schrift entfaltet sich daselbst in tausend von den berühmtesten Künstlern entworfenen Gemälden; überall sieht man die großen Scenen des Evangeliums, bald so lieblich und so rührend, bald so vertrauensvoll, immer aber voll hoher Lehre. Die Heiligen, die von Hoffnung strahlen, die Märtyrer, die bei den Qualen so ruhig sind als bei ihren Gebeten, die vom göttlichen Geiste erleuchteten Propheten, die glorreichen Apostel, das Jesuskind und die himmlische Mutter heiligen daselbst sogar die Neugierde einigermaßen und machen aus der Augenweide einen bewunderungswürdigen Unterricht für das Herz." Veuillot schöpft nicht nur die ihm mangelnde Belehrung in heiligen Dingen, sondern er sammelt auch unumstößliche Zeugnisse. „Diese Heiligen, diese Märtyrer, diese berühmten Männer aller christlichen Zeiten, deren Werke ich bewunderte, diese Päpste, diese Schutzherren der Welt, welche durch Glaube, Weisheit, Geduld und Liebe mächtiger waren, als je ein Eroberer durch die Kraft des Genies und die Stärke der Waffen gewesen war, sie alle hatten geglaubt, sie bezeugten durch eine Aufeinanderfolge von 18 Jahrhunderten, durch das Gewicht aller Ereignisse, aller Gedanken, aller Wissenschaften die Dogmen, die man mir zu glauben vorlegte, und die Wunder, die man mir erzählte, und mehre von ihnen, welche wunderbarerweise bekehrt worden waren, ließen in meinem Geiste keinen Zweifel, welcher sich auch nur auf den Schatten eines Grundes hätte stützen können."

Freunde beten fromm an seiner Seite, sie beten für ihn, und das Gebet wird erhört. Im Gebäude Jesu, wo er das fromme, entsagende, selbstverleugnende Leben in Demuth der Jesuiten bewundert, wird er von einem frommen Bruder in den Schoos der wahren Kirche eingeführt und aufgenommen, während im Vorzimmer seine katholischen Freunde beten; und der Friede zieht von nun an ein in seine Brust. Zwar hat er noch dann und wann Rückfälle in die alte Zweifelsucht auf der Wallfahrt; Loretto hebt sie aber ganz und er reist nun als echter Katholik durch Italien und durch das Leben. „Es gibt tausend Gesetze, um tausend Übertretungen der Rechtschaffenheit zu bestrafen, aber um die Rechtschaffenheit allen Menschen anzuempfehlen, gibt es wahrhaftig nur ein einziges Gesetz, nämlich die Religion. Die Religion ist in einer Monarchie besser bestellt, sorgfältiger gelehrt, mit mehr Achtung umgeben als in einer Republik, wo unter den Freiheiten, die man verlangt, als die nothwendigste in der ersten Reihe der Freiheiten, das Joch der Religion abzuschütteln, figurirt, weil diese allen Leidenschaften, allen Lüsternheiten, allen sträflichen Begierden lästig ist. Die Religion macht die Völker leitbar, die Fürsten gerechter und besser. Sie besänftigt durch den Gedanken an ewige Vergeltung viele Schmerzen, die ohne dies zum Ausbruche kommen würden. Sie verpflichtet die Fürsten zu Tugenden, zu Sorgen und Vorsichtsmaßregeln, welche das Land mächtig beschützen. Sie wiederholt ihm jeden Augenblick, daß, obwol er König sei, und wie hoch er auch als solcher stehe, er einst dennoch Dem werde Rechenschaft zu geben haben, welcher Alles weiß und Nichts vergißt, welcher nicht der Erbfolge, sondern nur der Reue und Besserung vergibt. Ach, welcher Redner der Opposition wird den Fürsten je sagen, was Bourdaloue Ludwig XIV. vor seinem ganzen Hofe gesagt hat, und welche Charte wird je für ein Volk jene Garantien enthalten, welche Fénélon in jener erhabenen und allzu wenig gekannten Schrift, die den Titel führt: ‚Direction pour la conscience d'un roi?' im Namen Gottes selbst verlangt. Freilich kann der Fürst für sich selbst diese schreckliche Lehre verachten; er ist auch nur ein Mensch, der dem Irrthum unterworfen ist. Die Religion bleibt aber doch aufrecht, die Kanzel ertönt fortwährend von dem Unterrichte des Volks, die Geistlichkeit läßt nicht ab die Kinder zu erziehen, und Ludwig XIV., der vom Wege des Guten abgeirrte Monarch, widmet seine letzten Tage der Reue" u. s. w.

Obgleich nun Xaver ganz die Überzeugung des Autors über die Beglückung der Religion theilt, obgleich er den größten Segen darin sieht, wenn Religion und religiöses Streben alle Menschen, vom Fürsten bis zum Niedrigsten beseelt; obgleich Religion allem Fühlen und Handeln eine höhere Weihe zu geben vermag, den Menschen und sein Thun heiligt, ein Segen für den Einzelnen und für den Staat ist: so ist sie doch in manchen Fällen ein Hemmschuh des Denkens, besonders wenn sie den blinden orthodoxen Katholicismus zur Form wählt. Der Verf. gibt über Religion, Kunst, Politik und Geschichte wol tiefe, durchdachte Reflexionen; doch sein Genie trägt immer den Katholicismus als Brille auf der Nase und betrachtet alle Gegenstände durch dessen etwas trübe Gläser. So sagt er unter Anderm: „Als ich, ich weiß nicht was für einen verfänglichen, die Lehre und Kirche, der ich mich doch so fest angeschlossen zu haben glaubte, niederreißenden Gedanken äußerte, sagte man mir: ‚Das ist ein Gedanke Luther's.' Dies Wort erschreckte mich. Ich ward seit einiger Zeit von dem Gespenste Luther's verfolgt. So oft ich mich meinen Gefühlen, den Verführungen meines Geistes, den Verführungen meines Herzens überließ, so gelangte ich zu dem Satze Luther's, ich gelangte an den Abgrund und der alte Mensch gewann wieder die Oberhand" u. s. w.

Das Urtheil über Lord Byron ist auch durch Frömmigkeit beschränkt worden. „Was meinen Theil betrifft, so gehörte ich ehemals fast zur Zahl der Bewunderer. Jetzt scheint mir der Dichter mittelmäßig, und der Mensch noch mehr als das. Ich kenne freilich nur Das von ihm, was mich die Übersetzer und die Biographen von ihm sehen ließen, aber ich

habe ihn zu sehr geschätzt. Ich gebe jedoch zu, daß er ein guter Schwimmer war. (!!) Ihr müßt mir aber auch zugeben, daß es an den Ufern der Seine 50 Männer gibt, die in Gefahr Kommende um 25 Francs per Kopf wieder herausfischen und ihm diesen Wasserruhm streitig zu machen im Stande sind. Schreien wir nicht mehr o Wunder! wenn ein Pair von England dieselben Gaben eines Hundes von Neufundland besitzt und außerdem noch die Kunst wäßriger Verse übt. Das Verdienst der Skandale ist ein armseliges Verdienst, und dieses ist Lord Byron nur in zu hohem Maße zu Theil geworden. Er kam dadurch zu seinem Ruhm, daß er sein Vaterland keck beschimpfte, und in seinen Schriften Dem, was man Tugend nennt, sogar die Huldigung der Heuchelei versagt hat" u. s. w. Der fromme Eifer führt den Verf. noch viel weiter. Wer Byron's Werke nicht gelesen hat, dürfte eigentlich gar nicht darüber urtheilen, weder als Christ noch als gebildeter Mensch, selbst als Franzose nicht, wenn auch der Dichter ein Ausländer ist.

Viele fromme Herzensergüsse, echt christliche Anschauungen liest man in diesen Blättern; manche Capitel könnten füglich als Andachtstunden gelten. Die Bekehrung scheint vollendet und besiegelt: „Ich lernte in den herrlichen Sinn der katholischen Gebräuche eindringen, ich lernte in jenen Sinnbildern, jenen Gewohnheiten, in allen jenen Sagen des Cultus lesen, wovon nicht eine ohne Bedeutung ist und welche allen Christen irgend eine hohe Lehre, eine heilige und große Erinnerung ins Gedächtniß rufen" u. s. w. Der katholische Stolz läßt freilich dann und wann die christliche Demuth nicht recht aufkommen: „Es gibt nur zwei Schulen, eine, welche die göttliche Offenbarung und die Errichtung eines Tribunals der Versöhnung zwischen den Geschöpfen und dem Schöpfer zuläßt, und eine andere, welche bei der Mannichfaltigkeit ihrer Sekten und Spaltungen Alles annimmt, diesen Punkt allein ausgenommen. Diese letzte Schule hat nie zwei verständige Menschen in ein und demselben Glauben vereinigt; ihre Schriftsteller und ihre Gelehrten widersprechen sich. Es ist also kein Beweis vorhanden, daß auf der einen Seite an einer derselben die Wahrheit sei. Die andere Schule bietet hingegen der Welt seit 18 Jahrhunderten das imposante Schauspiel einer Menge mächtiger Geister, die durch die wundervollste Einigkeit des Glaubens und der Gesinnungen miteinander verbunden waren. Es gibt keinen lutherischen oder calvinistischen Gelehrten, welcher genau wie Calvin oder Luther dächte; keinen Schüler Kant's, der ihn begriff; keinen Schüler Fichte's, der in dessen Fußtapfen getreten wäre; und dort, wo ich mehre Köpfe in die Fesseln ein und desselben Systems geschmiedet sehe, kann ich nichts erblicken, was mir von einer Religion Kenntniß gäbe. Überall aber, wo Katholiken sind, ist nicht ein Einziger, der nicht durchaus wie der heilige Petrus und der heilige Paulus dächte, glaubte, betete und zu handeln sich bestrebte. (???) So sind die Katholiken von Anfang gewesen, so sind sie noch, so werden sie bis ans Ende sein." (!!!)

Der Übersetzer sagt in seiner Vorrede: „Der Verf. hat dieser Schrift einen großen Aufsatz über den moralischen und den politischen Zustand des heutigen Roms angehängt, worin der Katholik eine meist auf Thatsachen gegründete Vertheidigung Roms in Beziehung auf eine Sache finden wird, die in der neuern Zeit viel besprochen und von den Feinden der Kirche zum Gegenstand vieler Schmähartikel gemacht worden ist."

Über Misbräuche und Mängel in der katholischen Kirche, über die der Priesterschaft und des Mönchswesens schweigt natürlich Verfasser und Übersetzer ganz und gar. Das ganze Werk ist eine Stimme des Katholicismus, eine Stimme des Bekehrungsstrebens, welches sich jetzt der Kirche bemächtigt hat und sich überall kund gibt. Solchen Stimmen wie diesen kann nun der Aufgeklärte zwar Manches entgegenstellen; er kann sich sogar manches Verdachts gegen den Autor nicht erwehren; aber es mag doch Menschen geben, welche sich durch das dunkle Nebelgebilde von religiösen Empfindungen, Ausrufungszeichen, Gebeten und frommen Verdrehungen, durch solche Werke mögen für den Katholicismus bearbeiten und zu einer Übertretung bereden lassen. Ihnen wünscht von Herzen Ref., daß sie an dem Altar der katholischen Kirche den Frieden und das Glück finden mögen, das der Verf. gefunden zu haben behauptet. Fromme Lutheraner und fromme Reformirte können indeß ebenso gut als die frommen Katholiken die der heiligen Theresia entlehnten Schlußworte des Werks mit Erbauung lesen und aussprechen: „Wenn du nichts thust, als deine Augen gen Himmel erheben, dich dabei an Gott erinnernd, so darfst du nicht fürchten, daß er diese Handlung unbelohnt lasse." Auch der fromme Lutheraner und der fromme Reformirte kann freudig in den Ausruf einstimmen: „Gott sei Ehre!" 12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neuigkeiten der französischen Literatur:

Der Graf Wenceslaus Jablonowski gab heraus: „La France et la Pologne, ou le slavianisme et la dynastie polonaise." Nach den Handschriften der königlichen Bibliothek gedruckt erschien das „Diaire ou journal du chancelier Seguier en Normandie" (1639 — 40). Auf dem geschichtlichen Gebiete ist besonders ein Werk des Grafen Antonin de Ladevège zu nennen, welches unter dem Titel „Recherches sur l'histoire de France" erschienen ist und von der Invasion der Franken bis zum Regierungsantritte Ludwig XI. reicht. Man rühmt daran das gründliche Studium, die Kraft und Fülle des Raisonnements und eine vielleicht nur zu weit getriebene Concision. Ferner erschien von H. Ternaux-Compans: „Notice historique sur la Guyane française", von C. Bataille „Vie politique et religieuse de Thomas Becket, chancelier de Henri II., archevêque de Canterbury", von Serre „L'histoire politique de 1841". Von Remey's „Histoire d'Espagne" erschien der sechste Band, welcher die wichtigen Ereignisse von fast zwei Jahrhunderten, von Alfons' VI. Tode bis zum Friedensvertrage von Castro-Nero umfaßt, und von Vatout's, ersten königlichen Bibliothekars, Werke über die königlichen Residenzen Frankreichs („Résidences royales de France"), der fünfte Band, welcher die an interessanten Momenten so reiche Geschichte des Palastes von Saint-Cloud enthält.

Des Grafen Alexis de Saint-Priest Werk „Histoire de la royauté, considérée dans ses origines" hat soeben eine zweite Auflage erlebt. Französische Blätter veröffentlichen einen Brief, welchen der jetzt regierende König von Preußen, unter dem Datum des 22. Juni 1842 aus Sanssouci an den Verf. gerichtet hat. Er lautet: „Herr Graf! Mit dem Interesse, welches Ihre gewichtigen Untersuchungen anregen, habe ich Ihr Werk über den Ursprung des Königthums entgegengenommen. Es gereicht mir zur Genugthuung, Ihnen mein lebhaftes Wohlgefallen über die Übersendung eines Werks zu bezeugen, welches ebenso anerkennungswerth ist wegen der Erhabenheit der Gefühle, als wegen des Ausdrucks der Überzeugungen, die es dictirt haben. Zu einer Zeit, wo die Civilisation oftmals durch übertriebene sociale Doctrinen gefährdet war, ist es, mein Herr, doppelt verdienstlich, daran zu erinnern, daß die monarchischen Institutionen, eine fruchtbare Quelle für die Ordnung und Gesetztheit des öffentlichen Geistes, unter dem wohlthätigen Einflusse der Religion, alle jene Garantien bieten können, welche die Ausbreitung der geistigen Aufklärung und die freie Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten in Anspruch nehmen." Auch der König der Franzosen hat genanntes Werk so sehr nach seinem Geschmack gefunden, daß er eine große Zahl von Exemplaren seinen Privatbibliotheken einverleibt hat. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 96. —— 6. April 1843.

Schweden unter Karl XIV. Johann.

Schweden unter Karl XIV. Johann. Von F. Schmidt. Heidelberg, Winter. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf. dieses Buchs schildert darin die Zustände Schwedens von 1809 bis auf die gegenwärtige Zeit; er thut dar, daß auch dieses Land seit einem Vierteljahrhundert rasch vorwärts geschritten, daß Finanzen, Industrie, Handel, geistige Erzeugnisse, militairische Organisation, öffentliche Arbeiten — Alles von der fortschreitenden Bewegung, welche Schweden eingeprägt ist, zeuge. Unter allen Staaten Europas ist Schweden allein von der schweren Last einer Staatsschuld frei; die Steuern, welche die Nation zahlt, sind für die Bedürfnisse des Staats bestimmt oder werden für gemeinnützige Arbeiten verwendet. Die Eisenbergwerke haben seit 1809 ihre Erzeugnisse verdoppelt; die Schiffahrt hat sich sehr erweitert. Schweden rühmt sich ausgezeichneter Namen in der Wissenschaft und der schönen Literatur. Der Göthakanal befördert den Handel, erleichtert und vervielfältigt die Communicationsmittel. Die Militaireinrichtung hat Veränderungen erfahren, welche dem Ruhm des Oberbefehlshabers der Armee, des jetzigen Königs, entsprechen. Der Verf. sagt in der Vorrede:

> Unsere Arbeit wird darin bestehen, ein unparteiisches Gemälde von Schweden zu entwerfen, sowie wir es beobachtet haben, und als Anfangspunkt wollen wir die Lage nehmen, in welcher es sich um 1809 befand. Dann wollen wir die hervorspringenden Züge vom Charakter des schwedischen Monarchen zu entwerfen suchen, seine Politik und den Gang seiner Regierung, von dem Moment an, da er den Fuß auf den Boden seines neuen Vaterlandes gesetzt, bis zur jetzigen Zeit. Hierbei werden wir Schritt vor Schritt der periodischen Presse Deutschlands folgen, um die Irrthümer zu berichtigen, welche man oft über den moralischen und finanziellen Zustand dieses Landes verbreitet hat, das heutzutage uns mehr denn jemals interessirt.

Als der Friede von Tilsit geschlossen wurde, sagte Napoleon zum Kaiser von Rußland: „Nehmen Sie Finnland, wenn es Ihnen ansteht, mir gilt es gleich." Zur Zeit der Zusammenkunft in Erfurt war jene Eroberung durch die russischen Heere beinahe vollendet. Es blieb also fast nichts mehr übrig, als das alte Königreich Schweden aus der Reihe der unabhängigen Staaten Europas zu streichen. Man besprach die Frage wegen der Theilung; die Grenzen waren festgesetzt; Rußland sollte seine Herrschaft bis zu den Gewässern von Motala ausdehnen; das ganze diesseitige Gebiet sollte Dänemark gehören. Hätte also Gustav Adolf's Regierung noch einige Monate gedauert, so wäre Schweden wie Polen von der Karte von Europa verschwunden. In diesen Umständen rettete die Revolution vom 13. März 1809 das Land. Die Stände versammelten sich und arbeiteten eine neue Constitution aus, welche Karl XIII. beschwor, worauf er zum König gewählt wurde. Die Ursachen, welche die Entfernung Gustav IV. Adolf's herbeigeführt hatten, werden vom Verf. ziemlich genau angegeben. Die Grundlage der alten Constitution, nämlich die Stellvertretung durch vier Stände, behielt man in der neuen bei. Wohlthätige Neuerungen waren eine gleichmäßigere Vertheilung der Steuern unter alle Classen der Gesellschaft und die Preßfreiheit. Da Karl XIII. ohne Nachkommen war, so wählten die Stände den dänischen Prinzen Christian August zum Kronprinzen von Schweden, der als solcher den Namen Karl August annahm. Dieser Prinz fand bei dem schwedischen Volk die Liebe, die ihm in den Gebirgen Norwegens die Tadellosigkeit seiner Sitten und die Einfachheit seiner Manieren verschafft hatten. An eine Vereinigung Norwegens mit Schweden wurde schon damals gedacht, ihre Möglichkeit wenigstens gehofft.

Nicht lange nach seiner Ankunft in Schweden unternahm der Kronprinz Karl August eine Reise nach Schonen, kam in Helsinborg an und reiste nach Quidinge-Haide, um ein Husarenregiment zu mustern. Damit beschäftigt, fiel er plötzlich vom Pferde; man fand ihn gleich bewußtlos auf der Erde liegen und innerhalb einer halben Stunde war er todt. Dies geschah im Mai 1810. Professoren der Medicin wurden von der Universität Lund geholt, um den Leichnam des Prinzen zu öffnen; sie erklärten, er sei vom Schlage gestorben. Das Volk glaubte aber, er sei vergiftet worden. Andere Ärzte wurden daher von Stockholm gesandt, um eine neue Untersuchung anzustellen. Diese Maßregel steigerte nur den Verdacht des Volks zur völligen Gewißheit; der Reichsdrost Schwedens *), Graf Axel Fersen, wurde als Urheber, Rossi, Leibarzt des Prinzen, als Ausführer der Vergiftung angesehen. Demzufolge ward Fersen bei dem feier-

*) Der erste der Reichsbeamten, der die Aufsicht über das ganze Justizwesen in Schweden hatte, der höchste an Rang und Würde zu damaliger Zeit.

lichen Einzug der Leiche Karl August's in Stockholm vom Volke umgebracht. Dem Leibarzt Rossi, der auch mit im Zuge war und dem man dasselbe Schicksal zugedacht hatte, gelang es zu entkommen und nach Deutschland zu entfliehen. Nach der Ermordung des Grafen Fersen suchte das Volk seine Schwester, die Gräfin Piper, die man auch für eine Mitschuldige der geglaubten Vergiftung hielt, in ihrem Hause; aber sie hatte sich schon durch die Flucht aus der Hauptstadt gerettet.

Das hohe Alter des Königs machte die Wahl eines neuen Thronfolgers nothwendig. Zu dem Ende traten die Reichsstände am 23. Juli 1810 in der Stadt Örebro zusammen und wählten, nach reiflicher Überlegung, den französischen Marschall Jean Baptiste Jules Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, zum Kronprinzen von Schweden. Zuerst wählte ihn der Bauernstand und dann wählten ihn die übrigen Stände. Bernadotte nahm die Wahl an, verließ Frankreich, ging zuerst nach Helsingör auf Seeland, wo er in Gegenwart des Erzbischofs von Upsala, von Rosenstein und einer Anzahl anderer dort versammelter Schweden die evangelisch-lutherische Religion annahm, welches um so leichter geschehen konnte, da der Prinz vorher der reformirten Kirche angehörte. Darauf begab sich derselbe nach Stockholm, wo ihm die Stände als Kronprinzen huldigten. Der Verf. bemerkt S. 18—20:

Der Fürst von Ponte-Corvo stand in seinem sechsundvierzigsten Jahre, als er zum Thron berufen wurde. Seine hohe Statur, seine Geistesbildung, seine Haltung, Alles an ihm kündigte eine höhere Natur an; man hätte sagen mögen, er sei zum Befehlen geboren, so sehr erweckte er Ehrfurcht, wenn er vor dem Volke stand. Da er mit einem vortheilhaften Äußern die feinen Sitten verband, welche den Reiz des geselligen Lebens bedingen, so war er zugleich der Mann des Volks und der höhern Classen.

Jedes Hinderniß verschwand vor der überzeugenden Macht seines Wortes. Sein Takt in Staatssachen glich seinem Scharfblick auf dem Schlachtfelde. Aus den außerordentlichen Ereignissen seines Jahrhunderts und aus seiner eigenen Erfahrung hatte er eine Kenntniß der Menschen und Dinge geschöpft, welche wenige Fürsten in so hohem Grade wie er besaßen. Im Kriege war er Hannibal und Fabius; er war einer jener Menschen, welche im entscheidenden Augenblicke die Massen mit sich fortreißen.

In den eroberten Ländern linderte er, so viel er vermochte, die Leiden des Kriegs; sein Betragen zu Palma Nova und die Erinnerungen, die er in Hanover zurückgelassen hat, geben davon den Beweis.

Der Stolz und die Unabhängigkeit seines Charakters, das Bewußtsein seines Werthes hatten ihn allen Denen theuer gemacht, welche das Vaterland (Frankreich) dem Despotismus vorzogen; zugleich aber hatten sie ihm die Eifersucht Napoleon's zugezogen, der Jedem Haß schwur, welcher den Muth hatte, eine selbständige Meinung und ein Schwert zu deren Vertheidigung zu besitzen. Das war der Fürst, den die Vorsehung für Schweden — und für Europa aufbehalten hatte.

Als Bernadotte seinem Kaiser von der ihm angebotenen Candidatur sprach, antwortete dieser: „Ich will an Ihrer Wahl keinen Antheil haben, aber sie hat meinen Beifall und ich wünsche sie." Doch war dies Napoleon's wahre Gesinnung nicht. Er fügte sich jedoch darein und sagte zum Marschall, als dieser ihm seine Adoption durch Karl XIII. und seine Wahl anzeigte, „daß ein vom Volke Erwählter sich nicht den Wahlen anderer Völker entgegensetzen könne". Unter der Maske von Gleichgültigkeit, die er annahm, ließ er doch in der Art und Weise der Erklärung, die er an die fremden Cabinete richtete, und in den Briefen, die er an Karl XIII. und an seinen Geschäftsträger in Stockholm schreiben ließ, seinen Ärger durchblicken. Da Napoleon aber die Wahl des Fürsten von Ponte-Corvo nicht ohne Grund verweigern konnte, besonders da er in der Antwort auf die Mittheilung Karl's XIII. schon sein Einverständniß erklärt hatte, so beschloß er, als Bedingung derselben, die vorläufige eidliche Verpflichtung zu verlangen, daß der Kronprinz niemals die Waffen gegen Frankreich ergreifen wolle. Dieser hatte eine zu stolze Seele, um seine Größe um einen solchen Preis zu erkaufen. Er beharrte auf seine Weigerung, einen solchen Eid zu leisten, und begründete sie so gut, daß es ihm gelang, das von Napoleon gegen ihn genährte Mistrauen zu entfernen und so das letzte Hinderniß zu beseitigen, welches sich seiner Reise entgegenstellte.

Sobald der Kronprinz (am 2. Nov. 1810) in Stockholm angelangt war, erkannte man den Gang der schwedischen Regierung nicht mehr. Bis jetzt unentschlossen und zaghaft bei jeder von Paris ihr zukommenden Depesche, faßte sie von nun an neues Zutrauen zu sich selbst. Überall, wo der Kronprinz sich zeigte, in der Hauptstadt oder in den Provinzen, sah er sich von Huldigungen umgeben. Er seinerseits gab sich von nun an ganz den Interessen seines Volks hin; er bemühte sich den wahren Zustand und die Bedürfnisse desselben kennen zu lernen, sowie den Geist, der die Bewohner belebte. Seine Beobachtungen führten ihn zu der Überzeugung, daß Schweden nicht bestehen könne ohne den Austausch der Erzeugnisse seines Bodens gegen andere Bedürfnisse, wie Salz, Getreide, Wein u. s. w., und daß das System, welches ihm bei dem Frieden von Paris aufgedrungen worden, es in die Länge zu Grunde richten würde.

Wiewol Schweden das Continentalsystem soweit möglich beobachtete, um den noch übrigen Handel des Landes nicht ganz vernichtet zu sehen, so wurden doch Napoleon's Anfoderungen immer unerträglicher. Er verlangte entweder das Abbrechen aller Verhältnisse mit Frankreich oder eine förmliche Kriegserklärung gegen England. Vergebens bemühte sich der Kronprinz dem Kaiser Napoleon die Gefahr vorzustellen, worin ein Krieg mit England stürzen würde. Die verlangte Kriegserklärung erfolgte und der Kronprinz gab Napoleon die Versicherung, daß die schwedische Regierung mit der gefoderten Beschlagnahme aller englischen Waaren so strenge fortfahren würde, als es in des Königs Gewalt stände. Kurz nachher verlangte der Kaiser 2000 Matrosen von Schweden zur Bemannung der französischen Flotte von Brest. Diese Foderung wurde aber von der schwedischen Regierung abgeschlagen. Darnach schlug Napoleon eine nordische Vereinigung zwischen Schweden, Dänemark und dem Großherzogthum Warschau vor, die, wie der Rheinbund, unter seinem Schutz stehen, und daß französische Douanen in Gothenburg aufgenommen und auf schwedische Kosten unterhalten werden

sollten; auch dies wurde abgelehnt. Hierüber wurde der französische Gesandte in Stockholm (Alquier) sehr empört und erklärte, daß die schwedische Regierung ihre Absicht klar an den Tag legte, sich vom Continentalsystem unabhängig zu machen. Als man darauf fragte, welchen Ersatz Schweden für die Aufopferungen, die von ihm gefodert wurden, erwarten könnte, erwiderte der Gesandte: „der Kaiser verlange erst Thaten, die seinem System entsprechen; dann erst wäre es möglich, die Frage zu stellen, was der Kaiser wol zum Besten Schwedens zu thun beliebte." Unterdessen nahmen französische Kaper alle schwedische Schiffe, die sie fanden, weg, bis man sie mit Gewalt von den schwedischen Küsten fortjagte. Dies war die Lage Schwedens im März 1811. Der Verf. sagt:

Karl XIII. war schon schwach durch Alter und Kränklichkeit, als er seinem Neffen in der Regierung folgte. Der Tod Karl August's, für welchen er eine zärtliche Zuneigung gehegt hatte, die Drohungen und die Leidenschaftlichkeit, mit welchen Frankreich das Vertrauen vergalt, das er ihm bewiesen, verschlimmerten noch seinen Zustand. Der Antheil endlich, den er an der Verwaltung der Staatsgeschäfte nahm, so unbedeutend er auch sein mochte, drückte ihn vollends nieder. Man sah ein, daß ihm völlige Ruhe nothwendig sei und den 17. März wurde die Gewalt feierlich dem Kronprinzen übertragen.

Diese vorläufige Regierung des Kronprinzen dauerte bis zum Januar 1812. Bei seiner Übernahme derselben drohte das Ungewitter von allen Seiten loszubrechen. Das Vertheidigungssystem mußte ganz umgestaltet werden; dies war des Regenten erste Sorge. Schon seit 1809 dachte die Regierung daran, eine Conscription in Schweden einzuführen, welches jedoch damals nicht ausführbar war, Denn die Bauern, deren Söhne im finnischen Kriege bei der Landwehr gedient hatten und oft so unvernünftig und zwecklos aufgeopfert waren, widersetzten sich dieser Maßregel durchaus. Da wurde die Reserve aufgeboten; doch sollten von 50,000 Mann, welche sie im Fall der Noth ausmachen sollten, vorläufig nur 15,000 Mann sogleich in die Regimenter eintreten, die übrigen nur im Fall dringender Noth unter die Fahnen gerufen werden. Die Bauern glaubten aber doch, man habe die Absicht, die Landwehr wiederherzustellen. Geheime Emissaire in den Provinzen bestärkten diese Meinung. Vom Mälarsee bis an den Sund wurde das Volk aufgeregt. Die Bauern von Schonen, die vom Adel, der sie Sklaven nannte, am meisten gedrückt waren *), brachen in offene Empörung aus. Der Statthalter dieser Landschaft, General Tott, dämpfte dieselbe mit der Gewalt der Waffen. In den nördlichern Landschaften gelang es dem Kronprinzen, die Unzufriedenheit auf friedlichem Wege durch seine Beredtsamkeit zu stillen. Darauf wurden die Zurüstungen zur nöthigen Landesvertheidigung ohne Murren ausgeführt. Im August 1811 zählte das Landheer 16,000 Streiter und die Flotte 15,000 Matrosen. Diese außerordentlichen Anstrengungen Schwedens bei dem damaligen Zustand seiner Finanzen flößte den Ministern des Kaisers der Franzosen Argwohn ein; Napoleon selbst aber sprach davon mit einer gewissen Zurückhaltung. Mit nicht geringerer Thätigkeit betrieb man die an den Küsten und an den Festungen auszuführenden Arbeiten.

Die Unzufriedenheit über Napoleon's Übermuth und despotische Unternehmungen hatte jetzt bei den meisten von den Franzosen unterjochten Völkern ihre Höhe erreicht. Ein großer Krieg drohte noch auszubrechen. Da auch Schweden nichts Gutes von Frankreich zu erwarten hatte, so begann auch die Regierung an Bündnisse mit andern Staaten zu denken. Demnach wurde im April 1812 ein Bund mit Rußland geschlossen, welcher im Monat August desselben Jahres bei einer Zusammenkunft des Kronprinzen von Schweden mit dem Kaiser Alexander von Rußland zu Åbo in Finnland bestätigt wurde. Es lag Rußland damals viel daran, Schweden, das es so kurz vorher Finnland geraubt hatte, für sich zu gewinnen. Kaum war der jetzige König von Schweden in Åbo angekommen, als ihn der Kaiser von Rußland zuerst besuchte. Dieser gab ihm die Versicherung, daß Norwegen mit Schweden vereinigt werden sollte, und versprach dazu beizutragen durch ein Heer von 35,000 Mann, welches unter den Befehl des Kronprinzen gestellt werden sollte, um zur Eroberung Norwegens beizutragen, bevor die schwedische Kriegsmacht nach Deutschland ging, um die Franzosen aus diesem Lande verjagen zu helfen. Unter solchen Umständen wurde Schweden ein Bundesgenosse Rußlands. Um diese Zeit schien auch Napoleon geneigt, sich mit Schweden zu verbünden, und er gab scheinbar die Hoffnung, Frankreich würde aus allen Kräften zur Wiedereroberung Finnlands beitragen. Der Verf. sagt:

Der Kronprinz bestrebte sich in diesen schwierigen Zeiten das Volk über seine wahren Interessen aufzuklären und ihm anzudeuten, von woher eigentlich die Gefahr drohe. Da brachte auf einmal der Einfall der Franzosen in Pommern allen Zweifel zum Schweigen und öffnete der Nation die Augen.

Vorwand und Grund dieses Einfalls war, daß Schweden das Continentalsystem nicht streng genug beobachtete, sondern mit England Handel trieb, seine Waaren ins Reich eingehen ließ und sie nicht verbrannte.

Schon seit dem Herbste 1811 hatte Davoust, der im Norden von Deutschland befehligte, erklärt, sobald das Meer mit Eis bedeckt sei, werde er ein Armeecorps in die schwedischen Besitzungen am baltischen Meere rücken lassen. Am 7. Jan. 1812 hatte der Kronprinz die Regierung wieder an Karl XIII. übergeben. Kurz darauf erfuhr man, daß General Friand mit 20,000 Mann und einer Menge Zollbeamten in Pommern und di Insel Rügen eingedrungen sei. Die Regierung war auf diesen Angriff vorbereitet. Darauf schrieb der Kronprinz an Napoleon:

Diese Beschimpfung, die Schweden ohne allen Grund angethan ist, wird lebhaft vom Volke gefühlt, besonders aber, Sire, von mir, dem die Ehre obliegt, es zu vertheidigen. Wenn ich zu den Triumphen Frankreichs beigetragen, wenn ich immer gewünscht habe, es geehrt und glücklich zu sehen, so konnte mir doch nie in den Sinn kommen, die Interessen, die Ehre und die Unabhängigkeit des Landes zu opfern, das mich zu seinem Sohne erkoren.

*) Schonen war ehemals eine dänische Provinz und die Bauern waren Leibeigene, bis diese Provinz 1660 unter schwedische Botmäßigkeit kam.

Die Wirkung, welche der Einfall, über den ich Beschwerde führe, auf das Volk hervorbrachte, kann unberechenbare Folgen haben, und obschon ich nicht Coriolan bin, obschon ich nicht Volsker zu befehligen habe, so habe ich doch von den Schweden eine so gute Meinung, daß ich sie für fähig halte, Alles zu wagen, Alles zu unternehmen, um Beschimpfungen zu rächen, die sie nicht herbeigerufen haben, und um Rechte zu vertheidigen, an denen sie ebenso festhalten wie an ihrem Dasein.

Darauf wurde das Bündniß mit Rußland und Friede mit England geschlossen. Norwegen war Schweden zugesichert. Die Folge des Tractats war eine Ordonnanz Karl's XIII. vom 29. Juli, derzufolge die schwedischen Häfen den Schiffen aller Nationen zur Aus- und Einfuhr fremder und einheimischer Producte offen stehen sollten. Napoleon wandte jetzt mehre Mittel an, um den Kronprinzen wieder für sich zu gewinnen. Die Kronprinzessin, jetzige Königin von Schweden, eine Schwägerin von Napoleon's Bruder Joseph, lebte damals in Paris. Der Kaiser bewog sie, an ihren Gemahl einen Brief zu schreiben, in welchem Finnland als Preis eines Bündnisses zwischen Schweden und Frankreich ausgesetzt wurde. Zu gleicher Zeit hatte Östreich ein Bündniß mit Frankreich gegen Rußland geschlossen. Der Fürst von Schwarzenberg schrieb an den Grafen von Neipperg, damaligen östreichischen Gesandten in Schweden:

Benutzen Sie den Credit, den Sie in Schweden genießen, um diese Regierung in unser Interesse zu ziehen; stellen Sie die Wiedererlangung Finnlands für die nahe Zukunft in Aussicht; dies ist ein Reizmittel für das Volk, welches diesem Krieg in den Augen der Schweden einen ganz besondern Charakter geben muß.

Diese Versuche waren jedoch umsonst; die schwedische Regierung hatte ihren Entschluß gefaßt. Aber dieselbe bedurfte Geld und Mannschaft. Beides bewilligte der auf den 13. April 1812 zu Örebro zusammenberufene Reichstag. Das Gesetz ging da durch, daß jedem Bürger von 20—25 Jahren die Pflicht obliegen sollte, zur Vertheidigung des Vaterlands mitzuwirken. Auch wurde ein Gesetz von den Ständen genehmigt, welches dem Hofkanzler die Gewalt verlieh, die Herausgabe einer periodischen Schrift, welche der Regierung zuwider wäre, zu verbieten. Die Stände bewiesen nicht geringe Festigkeit, indem sie die Bezahlung der Capitalien und Zinsen zurückhielten, welche Schweden an solche Länder schuldete, die mit Frankreich vereinigt waren, und dies für so lange verordneten, bis Schweden für die Verluste entschädigt wäre, welche jene Macht ihm verursacht hatte. Nach Beendigung dieses Reichstags war es, wo der Kronprinz am 27. Aug. eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Åbo hatte. Mit England wurde ein Subsidientractat geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Um die nämliche Zeit, wo sich das große Erdbeben auf der Insel Haiti zutrug, nahm man auch in Florida einige gelinde Erdstöße wahr. Der Suwaneefluß, sowie alle andere Flüsse und Teiche in den dortigen Counties Nassau und Hamilton stiegen plötzlich drei Fuß empor, fielen jedoch nach einigen Minuten wieder bis zu ihrer gewöhnlichen Tiefe. Capitain Tucker von Breston lag mit der Brigg Dirigo am 7. Mai auf der Rhede von Cap Haitien vor Anker und war Augenzeuge, wie die Stadt zusammenstürzte und theilweise vom Meere verschlungen wurde. Nur Theile von einigen einzelnen Häusern sind stehen geblieben. Alle Regierungsbeamten kamen um. Ein norwegischer Schiffscapitain, der sich gerade am Lande befand, büßte ebenfalls sein Leben ein. Eine Zeitung aus Neuorleans meldet, daß am 7. Mai, mithin an demselben Tage, wo die meisten Städte auf S.-Domingo durch ein heftiges Erdbeben zerstört und in Ruinen verwandelt wurden, ein Erdbeben zu Mayaguez in Luisiana, zu Van Buren im Staate Arkansas und am Fuße der Felsengebirge bemerkt worden ist, sodaß sich dasselbe auf mehr als 1500 englische Meilen erstreckt haben muß.

Die große Wasserleitung, die bestimmt ist, die Stadt Neuyork mit vortrefflichem Trinkwasser in Überfluß zu versehen, woran es bisher derselben mangelte — ein wahres Riesenwerk in seiner Art — ist in diesem Jahre vollendet worden. Der 4. Juli war als der Tag festgesetzt worden, wo das Wasser vom großen Damm über den Crotonfluß in die Röhren gelassen und durch die ganze große Stadt vertheilt werden sollte. Die Röhren, durch welche das Wasser läuft, sind von Eisen und halten dritthalb Fuß im Durchmesser. Sie bestehen aus Stücken von neun Fuß Länge, wovon jedes 110 Dollars kostet. Die Wasserleitung von dem Damm bis zur Stadt ist 32 englische Meilen lang und läuft durch einen von Backsteinen erbauten, gewölbten und inwendig mit römischem Mörtel versehenen Bogengang. Die Führung dieser Wasserleitung über den Harlemfluß, etwa neun englische Meilen entfernt von Neuyork, hat allein eine Ausgabe von einer Million Dollars erfodert und die Kosten des ganzen Werks belaufen sich auf mehr als zwölf Millionen Dollars. An vielen Stellen ist die Wasserleitung durch Berge und Felsen geführt und das Ganze ist eine der größten Unternehmungen, die wol je in der neuern Zeit von einer einzelnen Stadt in Ausführung gebracht worden ist. Das Wasser, welches durch diese Wasserleitung der Stadt Neuyork zugeführt wird, wird sehr gerühmt und soll besser sein als das Schuylkillwasser in Philadelphia.

Durch die neue, zwischen Boston und Buffalo angelegte und in diesem Jahre vollendete große Eisenbahnstraße ist nunmehr auch eine Eisenbahnverbindung der Staaten von Neuengland mit dem Eriesee bewerkstelligt worden. Zur Feier dieser Begebenheit fand im Monat März ein fröhliches Fest zu Springfield statt, wohin sich der Gouverneur des Staats Neuyork in Begleitung der vornehmsten öffentlichen Beamten und der Mitglieder der Legislatur auf der Eisenbahn begeben hatte, um mit dem Gouverneur und den Behörden des Staats Massachusetts zusammenzutreffen.

Ein Plantagenbesitzer in der Nähe von Neuorleans hat neulich 80 Sklaven in Freiheit gesetzt, nachdem er ihnen zuvor in Allem, was zur Cultur des Zuckerrohrs und der Gewinnung des Zuckers gehört, Unterweisung hatte ertheilen lassen. Sie haben sich sämmtlich an die amerikanische Colonisationsgesellschaft gewendet und werden nächstens nach Liberia in Afrika auswandern.

In der Kathedralkirche des heiligen Patrick zu Neuorleans wird nächstens die größte Orgel in den Vereinigten Staaten erbaut werden. Die Anfertigung derselben ist Hrn. Heinrich Erben in Neuyork übertragen. Sie wird 35 Fuß hoch sein, 2000 Pfeifen, 37 Register und 4 Claviaturen enthalten und 10,000 Dollars kosten. Das Äußere wird im gothischen Stile ausgeführt.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 97. —— 7. April 1843.

Schweden unter Karl XIV. Johann.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Nachdem Napoleon's Heer auf dem Rückweg von Moskau durch Hunger und Kälte großentheils zu Grunde gerichtet war, stand in Deutschland zuerst Preußen gegen Frankreichs Herrscher auf. Als die Russen an der untern Elbe erschienen, räumten die wenigen Franzosen, die in Pommern Winterquartiere bezogen hatten, diese Provinz im März, sodaß die erste Abtheilung der schwedischen Armee, befehligt vom General Sandels, statt der Feinde, nur Einwohner fand, die sie mit Jubel begrüßten. Die Regimenter kamen nacheinander an. Etwa 4500 Pferde und 27—28,000 Mann Fußvolk bildeten die Armee. An der Spitze der verschiedenen Corps standen Generale, die sich in dem finnischen Krieg ausgezeichnet hatten, wie Sandels, Döbeln, Vegesack. Da der Kronprinz Oberbefehlshaber der ganzen Nordarmee war, so wurde der Befehl über die schwedische dem Marschall Stedingk anvertraut. Das Heer war von einem guten Geiste beseelt. Der Kronprinz erwartete, bei seiner Ankunft in Deutschland, die preußischen und russischen Divisionen, worin er sich aber getäuscht fand; sie waren nur erst auf dem Papier vorhanden. Dies erfüllte sein Gemüth mit Kälte und Mistrauen. Er sah nichts als Unglück für Deutschland voraus, wenn die Tractate nicht erfüllt würden, und der Sieg der verbündeten Fürsten schien ihm davon abzuhängen, daß sie alle ihre vereinten Kräfte in Bewegung setzten. Diese Übereinstimmung, dieses Zusammenwirken fehlte noch. Darum schrieb er am 11. Juni einen dringenden Brief an den Kaiser Alexander, welcher die Zusammenkunft der Monarchen und des Kronprinzen bewirkte, die einen Monat später zu Trachenberg in Schlesien stattfand. Es ging daraus eine Einigkeit der Ansichten und der Operationen hervor, welche den Erfolg sicherte. Östreich entschied sich nun auch für die Sache der Alliirten. Der Kronprinz war die Seele der Berathungen, worin die Lebensfragen besprochen und gelöst wurden. Ihm verdankte man den Plan zum Feldzuge, der darin bestand, die drei großen Armeen gegen die Fronte und die Flanken Napoleon's operiren zu lassen, um seine Stellung zu überflügeln. Hierauf reiste der Kronprinz in sein Hauptquartier ab. Kaum war er dort angekommen, als er einen Besuch von Moreau erhielt. Die Unterredung, die sie miteinander hatten, wirft vieles Licht auf jene merkwürdige Zeit und besonders auf die persönliche Stellung des Kronprinzen.

Die Feindseligkeiten begannen von neuem und die Nordarmee zeichnete sich an jenen ruhmvollen Tagen aus: die bei Groß-Beeren und Dennewitz retteten nicht nur Preußens Hauptstadt, sondern bereiteten auch den Sieg vor, den später die verbündeten Heere auf den Feldern Leipzigs erfochten. Nach jener entscheidenden Schlacht wandte sich die Nordarmee nach der untern Elbe, in der Absicht, Hanover, Braunschweig und Westfalen zu befreien und Holland zur Unabhängigkeit aufzurufen. Aber mit diesem Zug hatte der Kronprinz zugleich den Zweck, schnell mit Dänemark zu Ende zu kommen. An der Spitze der schwedischen Armee und einiger Divisionen der Verbündeten, zusammen ungefähr 60,000 Mann, ging er den 24. Nov. bei Boitzenburg über die Elbe. Davoust, der bisher eine feste Stellung an der Stecknitz innegehabt, verließ sie plötzlich bei der Nachricht vom Anrücken des Kronprinzen und schloß sich in Hamburg ein, welches er stark befestigt hatte. Die 10—12,000 Dänen, die unter seinem Befehl gestanden, überließ er ihrem Schicksal. Diese Trennung machte fast allen Widerstand von Seiten der Einwohner Holsteins unmöglich. Das offenstehende Land wurde von den Truppen des Kronprinzen besetzt. Sie belagerten Friedrichsort und Glückstadt, während Tettenborn sich der Städte Husum, Friedrichsstadt und Tönningen bemächtigte. Die Gefahr hatte den König von Dänemark auf den Kriegsschauplatz geführt. 15,000 Mann Dänen waren von den Inseln herbeigeeilt. Man erwartete eine Schlacht, von deren Ausgang das Schicksal Norwegens und vielleicht das der ganzen Monarchie abhing, als Friedrich VI. sich entschloß, Unterhandlungen anzuknüpfen. Sie führten den 15. Dec. einen vierzehntägigen Waffenstillstand herbei, der dann bis zum 5. Jan. verlängert wurde. Während dieser Zeit bemühte sich Dänemark, Östreich zu vermögen, daß es zu seinen Gunsten einschreite; aber alle Versuche scheiterten an dem festen Willen Alexander's und Englands, die Verpflichtungen gegen den Kronprinzen zu erfüllen. Nun ergab sich der König von Dänemark in den einzigen Ausweg, der ihm übrig blieb: er unterzeichnete am 14. Jan. den Friedensschluß von Kiel, der die Vereinigung Norwegens mit

Schweden festsetzte. Dagegen trat Schweden Pommern und Rügen an Dänemark ab. Darauf kehrte der Kronprinz zu den Verbündeten zurück. Dieser war ihnen nothwendiger geworden wie je, denn die Wendung, welche die Dinge genommen, war nicht geeignet, sie über den Ausgang des Feldzugs zu beruhigen. Am 16. Februar erließ der Kronprinz aus Köln eine Proclamation an die Franzosen, worin er ihnen erklärte, daß man weder ihr Gebiet noch ihre Freiheit beeinträchtigen wollte, und daß man nur über den Rhein gegangen sei, um einen Despotismus zu bekämpfen, der die Throne erschüttert und die Unabhängkeit der Völker zerstört habe. Darauf zog er mit seinen Truppen nach den Niederlanden.

Da der dänische Prinz Friedrich, als Statthalter von Norwegen, die Einwohner dieses Landes zu einem Krieg gegen Schweden aufgereizt hatte, so war es genöthigt Gewalt zu gebrauchen, um den Tractat von Kiel geltend zu machen. Doch war der Krieg von keiner Dauer. Die Norweger erkannten Karl XIII. für ihren König und er bestätigte ihre neue Constitution, die freieste in Europa. Die nähern Umstände dieser Vereinigung Norwegens mit Schweden erzählt unser Verf. ziemlich umständlich. Da es nothwendig war, die Grundgesetze mit der neuen Lage der skandinavischen Halbinsel in Übereinstimmung zu bringen, so ward auf den 25. Febr. 1815 ein Reichstag nach Stockholm berufen. Die Abgeordneten drückten dem Kronprinzen in rührenden Worten ihre Dankbarkeit aus für seinen Eifer um die öffentliche Sache und erneuerten die Versicherung ihrer Treue bei Gelegenheit einiger Complotte, die sich eben anzuspinnen begannen. Auf diesem Reichstage zeigten sich jedoch die ersten Spuren einer ernsthaften Opposition. Die frühern Reichstage, seit der Ankunft des Kronprinzen, waren durch keine Opposition bemerklich gewesen, man müßte denn diesen Namen einer Minderzahl der Adelskammer beilegen, die auf dem Reichstage von 1809 die entthronte Familie vertrat und deren Wortführer meistens vormalige Diener Gustav's III. waren. Aber jene Opposition verschwand wie ein Schatten. Während des Reichstags 1810 ließen die noch blutenden Wunden der Nation, das Schwert des Eroberers, das immer über ihrem Haupte schwebte, keine andere Sorge aufkommen, als die für die eigene Erhaltung. Im J. 1812 war der Kronprinz bei dem Volke so in Gunst, daß keine Opposition sich laut auszusprechen wagte. Aber in dem Augenblicke, als sein und der Verbündeten Schwert die Unabhängigkeit Deutschlands von der Fremdherrschaft und die Interessen Schwedens gesichert hatte, da trat erst eine wirkliche Opposition in Schweden auf, an deren Spitze der Propst von Sala in Westmanland, Graf Bogislaus Schwerin, sich stellte. Frei von persönlichem Interesse, beobachtete er in den Berathungen der Adelskammer, in welchen sich die ganze Gewalt seiner Überzeugung und seine Talente geltend machte, jedoch fortwährend große Mäßigung.

Das schwedische Finanzwesen bedurfte der Verbesserung. Das Ausgeben einer ungeheuern Masse von Bankzetteln (es waren davon für einen Werth von 30 Millionen im Umlauf), das Verschwinden des baaren Geldes, das Schwanken des Wechselcurses, der Luxus, welcher unter dem Volke neue Bedürfnisse eingeführt, die mit der gewohnten Einfachheit der Sitten in Widerspruch standen, der nach großem Maßstab betriebene Schleichhandel, die Entsittlichung, die davon eine Folge war: dies Alles waren mächtige Elemente, um das Land in Unruhe zu versetzen und die Regierung in Verlegenheit zu bringen. Der Friede selbst enthielt Keime der Aufregung. Der plötzliche Übergang von einem krampfhaften Zustand in einen ruhigen verursacht in den Interessen der Völker eine Erschütterung. Dies begegnete damals Europa und besonders Schweden. Durch Wiedereröffnung der frühern Handelswege hatten die Ereignisse des Krieges von 1813 und des allgemeinen Friedens von 1814 ihm die Vortheile entzogen, welche die neuen durch den Kronprinzen vermittelten Verhältnisse zu England und Rußland gewährten. Die schwedische Regierung theilte gleiches Loos mit allen Regierungen, denen man den Schaden zuschreibt, welchen die Verhältnisse hervorgebracht. Sie mußte den Vorwurf erdulden, als sei sie allein Schuld an den Verlegenheiten, welche durch die politischen Veränderungen, durch die Unerfahrenheit der schwedischen Kaufleute und die Zerrüttung des Staatsschatzes der vorigen Regierung erregt worden waren. Daher entstanden lebhafte Streitigkeiten zwischen den Ministern und der Oppositionspartei. Ohne Haß zu erregen, verbreiteten sie klare Ansichten und veranlaßten die Bildung eines Ständeausschusses, bei welchem Graf Schwerin den Vorsitz führte und der die Aufgabe hatte, die Ursache der damaligen Verlegenheiten zu erforschen und Mittel dagegen anzugeben. Man suchte den Luxus einzuschränken und der Industrie aufzuhelfen durch Annahme eines Verbotsystems.

Beinahe zu derselben Zeit kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück und der Congreß zu Wien löste sich auf. Es bildete sich eine neue Coalition gegen Frankreich, und Napoleon wurde von Europas Fürsten für geächtet erklärt. Die Ereignisse waren so schnell aufeinander gefolgt, daß der Graf Karl Löwenhjelm, schwedischer Minister zu Wien, keine Instructionen erhalten konnte über das Verhalten, das er bei diesen bedenklichen Umständen zu beobachten habe. Schweden hatte nichts mehr mit Frankreich zu thun, noch mit dem Beherrscher, den das französische Volk sich geben wollte. Karl XIII. erklärte daher dem Staatsrathe:

Nachdem Schweden das Seinige gethan, die Franzosen über den Rhein zu werfen und alle Verpflichtungen erfüllt habe, die ihm die Tractate mit den Verbündeten auflegten, so sei es entschlossen, künftig die Neutralität zu beobachten, und Seine Majestät sei nicht gesonnen, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen.

Die Beweggründe für diese Stellung Schwedens mitten in der allgemeinen Aufregung spricht der Kronprinz in einem Brief an den schwedischen Minister in Wien, Graf Karl Löwenhjelm, aus.

Seit Karl XII. hatte die ausländische Schuld, welche die Einkünfte des Staats verschlang, die Erleichterung der öffentlichen Lasten gehindert. Sie belief sich auf un-

gefähr [illegible] Speciesthaler, oder hamburger Banco, welche 600,000 Thaler Zinsen trugen. Vor Allem lag es dem Kronprinzen daran, das Reich von dieser Last zu befreien. Da aber die Erschöpfung der Hülfsquellen ihm nicht erlaubte, von dem Lande selbst Mittel zur Tilgung zu verlangen, so ergriff er die, welche die Umstände ihm darboten, und befreite Schweden von seiner Schuld an das Ausland. England hatte dem Kronprinzen Guadeloupe zur Entschädigung für seine Dotationen abgetreten, aber noch im Besitz behalten. Dieser erklärte dem Lord Castlereagh, er wolle, wenn Frankreich verpflichtet würde, die Entschädigung zu tragen, sich mit 16,000,000 Francs begnügen, hingegen wenn die Verbündeten sich dazu verständen, so glaube er wol 24,000,000 verlangen zu dürfen. Der englische Minister unterschrieb diese Bedingung, und durch einen zu London den 13. Aug. 1814 abgeschlossenen Vertrag wurde die Entschädigung auf eine Million Pf. Sterling festgesetzt, welche Karl Johann als Tilgungsfond für das Abtragen der ausländischen Schuld anwies.

Zwischen 1815 und 1818 trat auch in Schweden eine Hungersnoth, die Folge eines unfruchtbaren Jahres, ein, deren traurigen Wirkungen theilweise dadurch entgegengearbeitet wurde, daß der Reichstag der Verwaltung der allgemeinen Getreideniederlagen gewisse Summen zur Verfügung aussetzte. Außerdem holte man Getreide aus der Fremde. Aber kaum war diese Noth beseitigt, als die Privatbanken zu Malmö und zu Gothenburg bankrott machten. Dadurch wurde die Geldnoth so drückend, daß die Regierung sich veranlaßt fand, einen außerordentlichen Reichstag auf den 27. Nov. 1817 zusammenzuberufen. Auf diesem Reichstage dienten die Drangsale, welche einige Provinzen gelitten, der Opposition zur Gelegenheit, ihre Kräfte zu versuchen. Mehre neue Männer erhoben ihre Fahnen, unter denen sich vorzüglich Baron Karl Heinrich Ankarswärd auszeichnete. Er war einer der thätigsten Mitwirker an der Revolution von 1809 gewesen und ergriff jetzt die Partei der Opposition, an deren Spitze der Graf Schwerin noch stand, und nahm hier den ersten Platz ein, als dieser später in seinem Eifer erkaltete. Nach seinem Beispiele bemühte er sich, das in England angenommene Princip einzuführen, nach welchem die Räthe der Krone die eigentliche Regierung bilden und für die Beschlüsse verantwortlich sind, welche sie unterzeichnen. Sein erstes Auftreten bezeichnete den Platz, den er künftig einnehmen sollte. Fast auf allen folgenden Reichstagen sieht man ihn seitdem erscheinen, sein Ziel, eine zeitgemäße Staatsverfassung, Staatsverwaltung und Volksvertretung, standhaft verfolgend.

(Der Beschluß folgt.)

Wie lange kann der Mensch leben?

Das ist eine Frage, die schon gar viele Köpfe beschäftigt hat, denn wenn auch „das Leben nicht der Güter höchstes ist", wie wir in unserm Schiller lesen, so will doch nur selten Jemand gern aus demselben scheiden. Da dies nun ein Wunsch ist, den alle Classen der Gesellschaft theilen, und namentlich die höhern Gesellschaften, sei es nun um Titel, Ämter oder Geld willen, nicht gern an den Tod denken, so war es ein glücklicher Gedanke eines berühmten Arztes in Berlin hierüber zu einem großen Kreise gebildeter Männer und Frauen, wie er sich jetzt dort im zweiten Jahre versammelt hat, zu sprechen. Der Arzt ist der Geheime Medicinalrath Casper, durch den zum ersten Male in jenem Vereine die medicinische Facultät repräsentirt worden ist.*) Sein Vortrag war aber so gedrängt und von so interessantem Inhalte, daß wir ihn nur in den Hauptpunkten wiederzugeben vermögen, dadurch aber zugleich zu einer genauern Kenntniß der wenigen Blätter aufzufodern uns gedrungen fühlen, die sich durch passende Mittheilungen aus in- und ausländischen Schriften auszeichnen und die lange Zeit hindurch für ein Evangelium angesehene „Göttliche Ordnung" des berliner Propstes Süßmilch häufig berichtigen.

Wir heben folgende Sätze als besonders wichtig hervor. Erstens, daß weibliche Geschlecht stirbt nach thatsächlichen Erfahrungen langsamer aus als das männliche, wenngleich der letzte Grund nicht angegeben werden kann. Zweitens stuft sich bekanntlich die Dauer des Lebens in den verschiedenen Ständen und Beschäftigungen der Menschen ab. Um bei den oft sich widersprechenden einzelnen Fällen zu einigermaßen sichern Resultaten zu gelangen, bedurfte es der Erfahrungen im Großen. Daher hat Hr. Casper für eine nach den erreichten Lebensjahren an fast 4000 Verstorbenen construirte Tafel acht Classen berücksichtigt, nämlich Geistliche, Militairs, Beamte, praktische Ärzte, Künstler, Lehrer, Kaufleute, Landwirthe und Forstleute und hiernach bemerkt, daß 70 Jahre und darüber alt geworden sind: von je 100 gestorbenen Geistlichen 42, von 100 Landwirthen 40, von höhern Beamten 35, von Militairs 32, von Künstlern 28, von Lehrern 27, von Ärzten nur 24. Hieran schließen sich interessante Erörterungen, namentlich über die Sterblichkeit in England, aus denen hervorgeht, daß der Mensch als Collectivum, seine Lebensdauer bis auf einen gewissen Punkt beherrscht. Dies wird drittens auf die Unverheiratheten angewendet und aus den thatsächlichen Belegen in den Sterbelisten von Genf, Paris und Amsterdam mit überraschender Einstimmigkeit die nicht unbedeutend größere Lebensdauer im ehelosen Stande nachgewiesen, sowie viertens durch eine Reihe ganz gleicher Erfahrungen aus Deutschland und Frankreich, wie viel äußerer Wohlstand auf die Verlängerung des Lebens wirke und daß die Fälle von fast nur bei Dürftigen vorkommenden höchsten Lebensaltern gegen diese allgemeine Regel gar nichts beweisen. Fünftens endlich erfreut Hr. Casper die gegenwärtige Generation durch die Ausführung, daß wir jetzt länger leben als sonst und empfiehlt Denen, die recht lange leben wollen, das Waadtland als den Fleck unsers Erdtheils, der sich durch die größte bekannte Lebenswahrscheinlichkeit auszeichnet. Ferner stirbt in Frankreich fast nur der zweiundvierzigste Mensch, in Belgien der vierundvierzigste, in England gar erst der funfzigste, in Preußen kann man den fünfunddreißigsten oder sechsunddreißigsten Menschen als jährlich sterbend annehmen, wobei freilich nicht darf unbeachtet bleiben, daß die öffentlichen Listen in England sehr ungenau, in Preußen aber sehr genau geführt werden und daher die englischen Angaben begründeten Zweifeln unterliegen.

Den Schluß macht eine humoristische Betrachtung über die Unglückszahl dreizehn. Der Verf. zeigt, wie zu dem bekannten Glauben, es müsse von dreizehn einer sterben, auch nicht die geringste medicinisch-statistische Ursache vorhanden sei. „Eine einzige Combination", so schließt er, „kann indeß doch gedacht werden, bei welcher es nicht so ganz unbedenklich wäre, sich zu dreizehn zu Tisch zu setzen. Es ist dies der Fall, wo sämmtliche Theilnehmer sich in dem Alter befinden, in welchem, der Erfahrung nach, der Dreizehnte stirbt. Dies ist, für Berlin wenigstens, kein anderes als das achtundsechzigste Lebensjahr.

---

*) Über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. Eine am [illegible] Januar [illegible] im Wissenschaftlichen Vereine gehaltene Vorlesung von J. L. Casper. Berlin, Dümmler. [illegible]. Gr. 8. 5 Ngr.

Solche patriarchalische Mahle aber von dreizehn achtundsechzigjährigen Menschen gehören wol nicht zu den alltäglichen Erfahrungen, und so können wir auch über diesen Punkt ganz beruhigt sein." 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Hippolyte Carnot.

Hippolyte Carnot, der Sohn des berühmten Carnot, der in der Geschichte der Revolution eine bedeutende Rolle spielt, hat sich schon durch mehre gediegene literarische Arbeiten und namentlich durch den Antheil, den er an der Redaction der „Revue encyclopédique" genommen hat, rühmlichst bekannt gemacht. Gegenwärtig schickt er sich an, ein Werk herauszugeben, das für Deutschland von hohem Interesse sein wird. H. Carnot hat während seines langen Aufenthalts in Deutschland das deutsche Volk und besonders die deutsche Literatur liebgewonnen. Schon in früher Jugend studirte er unter Leitung seines Vaters, der bekanntlich in Magdeburg starb, die Meisterwerke unserer Literatur, und seitdem hat er die Entwickelung des geistigen Lebens in Deutschland nie aus dem Auge verloren. So faßte er denn schon früh den Plan, sein Vaterland mit den würdigsten Geistesproducten Deutschlands bekannt zu machen. Noch unter den Augen seines kenntnißreichen Vaters übertrug er mehre der duftigsten Blüten der deutschen Poesie, und späterhin fanden in der von Jullien begründeten „Revue encyclopédique", so lange Carnot der Direction dieses Blattes vorstand, die hauptsächlichen Erscheinungen der deutschen Wissenschaft und Kunst eine größere Beachtung, als dies bis dahin in den französischen Blättern der Fall zu sein pflegte. Dieser fortdauernde vertraute Umgang mit der deutschen Literatur führte Carnot auf die Idee, die interessante Periode der Freiheitskriege zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung zu machen. Er beabsichtigte zwar ursprünglich nur die Übertragung der bekanntesten politischen Gedichte Körner's, Rückert's, Arndt's und Schenkendorf's u. s. w.; bald aber wurde er von seinem Gegenstande so angezogen, daß er beschloß, ein vollständiges Bild vom mächtigen Aufschwunge zu entwerfen, der Deutschland vom Joche seiner fremden Herrscher befreite. Dieses Werk ist bereits ganz vollendet und wird unter dem Titel „L'Allemagne pendant la guerre de la délivrance" in zwei Bänden binnen kurzem erscheinen. Wir können uns kein Urtheil erlauben über ein Werk, dessen Druck kaum begonnen ist, aber nach einzelnen Bruchstücken zu urtheilen, die der Verf. die Güte gehabt hat, uns noch im Manuscripte mitzutheilen, dürfen wir etwas ganz Ausgezeichnetes erwarten. Der Verf. behandelt seinen Gegenstand mit einer Liebe, die gewiß in Deutschland Anklang finden wird. Carnot, der in der Deputirtenkammer auf den Bänken der äußersten Linken sitzt, hat bei jeder Gelegenheit seine Sympathie für die deutsche Nation ausgesprochen, und bringt auch in seinem Werke darauf, daß Frankreich sich enger als bisher an Deutschland, dessen neuesten Aufschwung er mit begeisterten Worten begrüßt, anschließen müsse. Mit besonderm Interesse haben wir den Theil seines Werks gelesen, in dem der enge Zusammenhang zwischen den Principien der französischen Revolution und dem Erwachen der deutschen Nation im J. 1813 nachgewiesen wird. Gerade im entgegengesetzten Sinne von Quinet, der ein langes Sündenregister von alle Dem entwirft, was in Deutschland gegen Frankreich gesagt ist, stellt Carnot alle Belege für die gegenseitige Sympathie beider Nationen zusammen. Das Capitel, in dem er nachweist, mit welcher Begeisterung die aufgeklärtesten Geister in Deutschland, wie Klopstock, Forster u. A. die französische Revolution von 1789 begrüßten, zeigt von einer seltenen Belesenheit. Außer dieser Arbeit, mit deren Herausgabe der Verf. hoffentlich nicht länger zögern wird, hat Carnot noch zwei andere Werke vorbereitet, die beide ein hohes Interesse bieten. Es sind dies erstens die Memoiren seines Vaters, die auf einzelne Partien der Geschichte der französischen Revolution ein ganz neues Licht werfen werden, und dann eine vollständige Geschichte des St.-Simonismus. Carnot hat seinen Beruf zu historischen Arbeiten schon durch die Herausgabe der wichtigen Memoiren Grégoire's und neuerdings durch die Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Barrère an den Tag gelegt. Das „Foreign quarterly review" bemerkt mit Recht, daß die Charakteristik, die er den Denkwürdigkeiten Barrère's vorangestellt hat, für ein wahres biographisches Meisterwerk gelten kann. So dürfen wir denn schon erwarten, daß der Verf. in der Einleitung zu den Memoiren seines Vaters hinter seinem Gegenstande nicht zurückbleiben wird. Was seine Geschichte des Saint-Simonismus, die gleichfalls im Manuscripte vollendet ist, betrifft, so können wir sagen, daß Keiner so sehr zu dieser ebenso wichtigen als schwierigen Arbeit befähigt ist als eben Carnot, der selbst lange Zeit hindurch an den Arbeiten dieser philosophischen Secte Theil genommen hat, ohne jemals in dem Strudel, der sich dieser Gesellschaft bemächtigte, völlig unterzugehen. Er stand einige Zeit hindurch an der Spitze des „Globe", als derselbe das Organ des Saint-Simonismus war, trennte sich aber von den Jüngern dieser Lehre, als er wahrnahm, daß es dem Père Enfantin darum zu thun sei, aus einem nationalökonomischen Systeme eine Religion zu machen.

Aug. Chaho ist, wenn wir nicht irren, Baske von Geburt. Er hat sich durch einige phantastische Romane, mehre Reisewerke über Spanien und namentlich durch seine bizarren Ansichten über die baskische Sprache bekannt gemacht, er behauptet, daß dieses Idiom die Grundsprache und die Wurzel aller übrigen Sprachen sei. Zwar ist diese Behauptung schon von andern überspannten Gelehrten aufgestellt, und namentlich hat ein Spanier des vorigen Jahrhunderts mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit nachgewiesen, daß Adam im Paradiese baskisch gesprochen habe; indessen hat doch keiner diese sonderbare Ansicht mit so großer Beharrlichkeit durchgeführt als Chaho. Sein neuestes Werk, welches den Titel führt „Lélo ou la fée des montagnes" (2 Bde., 1843), hat zwar mit dieser lächerlichen Hypothese nichts zu schaffen, aber doch spukt derselbe abenteuerliche Geist darin, der allen Schriften Chaho's eigenthümlich ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 98. —— 8. April 1843.

Schweden unter Karl XIV. Johann.

(Beschluß aus Nr. 84.)

Am 5. Febr. 1818 starb der König Karl XIII., und Karl XIV. Johann bestieg den Thron. Der Prinz Oskar, der am 4. Juli 1817 für großjährig erklärt worden war, vertauschte nun den Titel eines Herzogs von Südermanland, den er bis dahin getragen, mit dem des Kronprinzen. Der König wurde am 11. Mai zu Stockholm und am 7. Sept. zu Drontheim mit einer Pracht gekrönt, von welcher diese Gegenden noch kein Beispiel gesehen hatten. Unterdessen setzte der Reichstag seine Arbeiten fort. Durch den Miswachs und den Bankrott der Privatbanken wurden viele Privatleute von großem Verlust betroffen; dem Staate war es unmöglich, sie zu entschädigen. Doch erhielt Gothenburg, die erste Handelsstadt Schwedens, einen Vorschuß von 200,000 Thalern. Die Unternehmungen großer öffentlicher Arbeiten vertrieb das Elend aus manchen Provinzen. Trotz der Ungunst der Zeiten, fand der neue König noch Mittel, Gutes zu thun. Durch den Ankauf großer Güter rettete er ganze Familien, stellte er an manchen Orten den Credit wieder her. Unter andern Erwerbungen Karl Johann's ist die von Elfdalen bemerkenswerth, welches den prächtigen Porphyr liefert, aus welchem die in ganz Europa bekannten Vasen gefertigt werden. Ferner suchte der König das zu starke Fallen des Wechselcurses und des Papiergeldes, soweit möglich, zu hemmen, welches nicht ohne bedeutende Opfer geschah.

Nach einer Sitzung von acht Monaten gingen die Stände auseinander. Das unter den obwaltenden Umständen Mögliche wurde auf demselben durchgesetzt. Schweden hatte seit der Revolution von 1809 nur außerordentliche Reichstage gehabt, welche in kritischen Zeitumständen zusammenberufen wurden, wo die Regierung der Unterstützung und Zustimmung der Nation bedurfte, um Maßregeln zu treffen, welche das öffentliche Interesse verlangte. Dies war unter Karl XIII. vier Mal der Fall gewesen. Aber unter dem neuen Fürsten versammelten sich die Stände verfassungsmäßig blos alle fünf Jahre. Am 23. Jan. 1823 traten die Stände in Stockholm wieder zusammen. Um diese Zeit waren die Gedanken der Schweden mit der Reise des Kronprinzen ins Ausland beschäftigt. Er war bis Verona gekommen, wo damals die Monarchen den bekannten Congreß hielten. Mit Ungeduld erwartete man von ihm die Wahl einer Gattin, und bald erfuhr man, daß Prinz Oskar sich mit der Prinzessin Josephine von Leuchtenberg verlobt hatte. Eine von dem Grafen Cederström befehligte Flotille geleitete von Lübeck her die Kronprinzessin und die Königin von Schweden, und die Vermählungsfestlichkeiten wurden zu Stockholm am 19. Juni in Gegenwart der Reichsstände, gefeiert, welche für die Kosten der Reise und der Heirath des Prinzen 500,000 Thaler Banco bewilligten. In Folge eines Beschlusses des Storthings von 1824 gab Norwegen 60,000 Thaler für denselben Zweck.

Wie gewöhnlich, war auch bei diesem Reichstage die Masse der Opposition in der Kammer der Adeligen, an deren Spitze jetzt Ankarswärd stand; unter der Geistlichkeit zeichnete sich der Pfarrer Stenhammer, unter den Bauern Anders Danielson als Oppositionsmänner aus. Ihr Organ war das Blatt der „Argus". Die ganze Staatsverwaltung wurde von der Opposition heftig getadelt, bald Verringerung der Abgaben, bald Herabsetzung des Kriegsbudgets von ihr verlangt. Sie verweigerte der Regierung die zur Vollendung der öffentlichen Arbeiten nöthigen Summen, in dem sie der Nation den Überschuß der Staatseinnahme verbarg. So entschloß man sich erst nach heftigen Debatten, die Arbeiten am Göthakanal fortzusetzen, die man aufgegeben haben würde, hätte sich nicht die Stimme des Königs dagegen erhoben. Das Prohibitivsystem fand in dem Grafen C. Posse einen heftigen Gegner; er warf ihm vor, daß es eine Masse Ärgernisse und eine allgemeine Entsittlichung erzeuge. Eine Anklage gegen den gesammten Staatsrath wurde bei dem Constitutionsausschuß vorgebracht, aber die Klage nach langen Verhandlungen beseitigt; doch wurde der Staatssecretair der Kriegsverwaltung vor das Reichsgericht gestellt, das mit der Untersuchung seiner Handlungsweise beauftragt ward. Aber das Mislingen ihrer Plane, namentlich des Versuchs, das Ministerium zu stürzen, schreckte die Opposition nicht ab. In der Überzeugung, daß in unsern Tagen der Adel ohne die Stütze der andern Stände, die im wirklichen Besitz der materiellen und intellectuellen Kraft sind, nichts ausrichtet, gedachte sie, in den Bürgerstand neue Elemente einzuführen, und ihr Blick fiel auf die nicht adeligen Hüttenwerks- und Gutsbesitzer, die nach der

bestehenden Verfassung auf den Reichstagen gar nicht vertreten sind. Daß sie es werden, darauf hat die Opposition seit jener Zeit stets gedrungen. In dieser Versammlung übertrugen die Stände dem Kronprinzen den Vorsitz in der Regierung in Abwesenheit des Königs. Aus den ständischen Verhandlungen entwickelte sich der Gedanke, dem Unterricht eine zeitgemäßere Richtung zu geben, den der König später durch die Errichtung der Schule für Künste und Gewerbe verwirklichte. Auch beschloß man, einen Ausschuß aus den berühmtesten Gelehrten zu bilden, welche einen Plan zur Reform der Universitäten ausarbeiten sollten. Einem Beschluß des Reichstags zufolge wurden im August 1824 dem Exkönig Gustav IV. Adolf ein für allemal 577,138 Thlr. hamb. Banco ausgezahlt, womit die seiner Familie bis dahin bezahlte Pension aufhörte dem Schatze zur Last zu fallen. Im Laufe des Jahres 1824 stiftete der König Karl Johann neue Gymnasien zu Stockholm, Sölfvitsborg und Wisby.

Im J. 1825 verkaufte die Regierung mehre Kriegsschiffe, die mehr als 25 Jahre alt und, da sie fast zu keinem Dienst mehr tauglich waren, die Kosten nicht verdienten, welche ihre Ausbesserung erfodert hätte. Dadurch schaffte der König seiner Flotte neue Hülfsquellen. Der Ertrag des Verkaufs überstieg den Kostenpreis einer gleichen Anzahl neuer Schiffe von gleicher Größe. Man hatte nun den Vortheil, an diesen letztern die bedeutenden Fortschritte in Anwendung bringen zu können, welche die Schiffbaukunst gemacht hatte, des Nutzens für die Vertheidigung des Landes und den inländischen Gewerbfleiß nicht zu gedenken.

Die Reichsstände wurden für den 4. Nov. 1828 zusammenberufen. Auf diesem Reichstage verließ Graf Schwerin die Opposition, deren Haupt er lange gewesen, verband sich mit der Regierung und weihte von nun der Vertheidigung ihrer Interessen die Beredtsamkeit, deren Blitzstrahlen er früher auf die Minister geschleudert hatte. In den Verhandlungen über die Fortsetzung der Arbeiten an dem Göthakanal wollten die Einen auch nicht einen Thaler mehr bewilligen, während die Andern den Vorschlag aus allen Kräften unterstützten. Unter andern wichtigen Fragen war die über die Festsetzung des Werthes des Papiergeldes und des baaren Geldes zu ihrem Umtausch an der Bank zu besprechen. Ihre Wichtigkeit war so groß, daß von ihrer Lösung gewissermaßen das künftige Schicksal des Landes abhing. Die nöthigen Mittel zur Vollendung des Göthakanals wurden, trotz der Opposition, bewilligt. Die Armee wurde zweckmäßiger organisirt. In dieser Versammlung beschloß eine Verhandlung der Reichsstände die Öffentlichkeit ihrer Sitzungen. Während dieser Gesetzgebung ward eine große Festlichkeit gefeiert. Auf Verlangen der Reichsstände wurde die Königin am 21. August 1829 gekrönt.

Nach zweiundzwanzigjähriger Arbeit, die dem Staate fünf Millionen Thaler gekostet, konnte der Göthakanal, welcher, schräg durch das Land gehend, das Nordmeer mit der Ostsee verbindet, 1832 befahren werden. S. 156 sagt unser Verf.:

Als die Opposition sah, daß sich alle ihre Anstrengungen an dem monarchischen Princip brachen, befolgte sie ein anderes System. Statt ihre Angriffe gegen die Regierung zu richten, schlug sie dem Grundgesetze eine Bresche — die Presse, welche zu ihrer Verfügung stand, unterstützte sie alsbald mit allen ihren Kräften. In den Augen der Aristokratie, welche die Opposition in ihren Reihen zählte, war die Verfassung Norwegens demokratisch, wie keine in Europa, ein Muster der Vollkommenheit, welche man im Lande einführen solle.

Wir bezweifeln jedoch sehr, daß die wirklichen Aristokraten Schwedens die norwegische Constitution eingeführt zu sehen wünschen; anders verhält es sich mit den Bürgern und Bauern: sie haben Grund dazu. Die schwedische Geistlichkeit ist vermöge ihrer Stellung im Ganzen conservativ. Die Reichsstände standen 1834 wieder auf dem Punkte, sich zu versammeln; in allen Classen der Gesellschaft war die Reform an der Tagesordnung. Von einem Ende des Reichs zum andern wurden Petitionen herumgetragen und von Tausenden unterschrieben. Der Reichstag wurde am 15. Jan. eröffnet. In der Adelskammer waren nicht mehr dieselben Glieder der Opposition wie auf den frühern Reichstagen; Ankarswärd begnügte sich mit der Rolle eines Zuschauers, entschlossen, die Wünsche des Volks zur Kenntniß des Königs zu bringen. Vom Bürger- und Bauernstande gesellten sich viele zu der Opposition, und so fingen die Reichsstände an, sich als Staatsgewalt zu fühlen. Mehre finanzielle Anträge der Regierung wurden von den Ständen verworfen. Am Schlusse des Reichstags sagte der König in seiner Rede: „er sei Dem, was man verlange, nicht entgegen; er wolle nur, daß die Reformen innerhalb der Grenzen der Constitution bewirkt würden.“ Durch königliche Ordonnanz wurde die Bank am 1. Oct. 1834 zur Umtauschung des Papiergeldes geöffnet. Man konnte von jetzt an das Finanzsystem in Schweden als geordnet betrachten. Ungefähr um dieselbe Zeit ertheilte der König eine allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen. Nachher wurde der Kanal von Trollhätta wieder aufgebaut und erweitert. Die in Schweden lebenden Juden wurden emancipirt und den übrigen Bürgern fast gleichgestellt.

Je näher die Zusammenberufung der Reichsstände kam, desto unruhiger wurden die Bewegungen der Opposition, desto erbitterter die Sprache ihrer Blätter. Die Reform des Staatsgrundgesetzes wurde mit Ernst gefodert. So standen die Sachen, als die Stände auf den 14. Jan. 1840 zusammenberufen wurden. Die Wahlen waren im Bauer- und im Bürgerstande im Ganzen der Opposition günstig. Der vorige Reichstag hatte dem von 1840 die Entscheidung über eine Frage überlassen, welche eine Veränderung des Staatsraths betraf. Die Staatssecretariate und die Stelle des Hofkanzlers sollten eingehen und der Staatsrath künftig aus zehn Gliedern bestehen, worunter sieben Minister mit Portefeuille sein und drei nur eine berathende Stimme haben sollten. Das war eine Nachahmung von Norwegen. Diese vom Reichstag beschlossene und vom König bestätigte Neuerung wurde unverzüglich in Ausführung gebracht. Durch einen Beschluß dieses

Reichstags wurde das Lotto aufgehoben. So weit hatte die Opposition bis dahin gesiegt. Es wird Aufgabe der kommenden Gesetzgebung sein, alle Fragen zu lösen, die in Bezug auf eine Radicalreform der schwedischen Staatsverfassung von der Sitzung von 1840 auf 1841 aufgeworfen sind; hierzu gehört auch das Wahlgesetz.

Das Wenige, was wir aus dem vorliegenden Buche hervorgehoben haben, genügt, um zu zeigen, daß auch die Schweden vorwärts schreiten. 16.

Romanenliteratur.

1. Justin. Roman von L. Mühlbach. Leipzig, Fritzsche. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Seele wohnt in diesen Blättern; das kleine Buch enthält eine Heerschar von Ereignissen. Von den Zuständen der Civilisation, von den Ungerechtigkeiten und Verzerrungen der großen Welt wird man nach Caracas in die Llanos, zu den Indianerstämmen, in den Zustand der Natur geführt. Man lernt die zahlreichen Opfer der Civilisation kennen: Das intriguante, kokette Mädchen, die erst den Mann ihrer Liebe betrügt, um das strafbare Verhältniß mit einem andern zu decken, und später einen abgelebten Wüstling heirathet, um reich und luxuriös zu leben; ihre, über die Untreue ihres Gatten wahnsinnig gewordene Mutter, welche im Mondschein mit den Lilien plaudert; die Maitresse des reichen Mannes, welche sich ihm verkauft, um mit ihrem Gemahl ein sorgenfreies Leben zu führen; die arme, an einen reichen Kaufmann vermählte Waise, welche von des Gatten Härte zurückgedrängt, von ihrem Schwager in ein strafbares Verhältniß gezogen wird und als Letzterer ihren Gatten mordet, von der Welt als die Mörderin genannt wird und, obgleich von dem Gericht frei gesprochen, in der öffentlichen Meinung für ihr ganzes Leben als Verbrecherin gestempelt ist. Ferner sieht man auch den vornehmen und geachteten Mann, welcher große Lehngüter besitzt, die sein Vater verschuldet hatte. Der Vater ward für todt ausgegeben, die Gläubiger betrogen und der Sohn genießt das Vermögen, wovon er dem Vater nur einen kleinen Gnadengehalt zuwendet. Betrug, Ränke und Hinterlist überall, überall Opfer der Gesellschaft und ihrer sich täglich steigernden Ansprüche; dazwischen Luxus, Musik, Feste, Freuden und Lächeln. Auch Justin ist ein Opfer der Gesellschaft. In der Liebe getäuscht — dann blasirt und gelangweilt, kann nur die Liebe dem Leben wieder Gehalt geben. Er liebt die arme Constanze und erfährt, daß sie die Mörderin ihres Gatten sei. Nun will er die civilisirte Welt verlassen und ein Missionnair der Cultur werden. Auch Lucie ist ein Opfer der Gesellschaft; man hält sie für die Maitresse ihres alten Schwagers, weil der alte Wüstling sie auszeichnet, während sie ihm nur als Schwager, als Greis und als Freudenspender vertraute. Sie folgt Justin, den sie liebt, in Männerkleidern, um ihm zu sagen, daß das Gerücht lüge, daß sie ahnungslos so bösen Schein auf sich gezogen hat. Sie erreicht ihn auf dem Dampfschiffe und begleitet ihn als Schwester in die neue Heimat. Mit den Farben eines südlichen Himmels werden hier die Erscheinungen des Klimas jener furchtbar großen Natur geschildert; die Feder scheint in Feuer getaucht. In den naturgemäßen Verhältnissen findet Justin Ruhe und Glück wieder, er nimmt Lucie zum Weib, sie leben als Pflanzer, und als die Kunde kommt vom Tode seines Vaters und den reichen, seiner wartenden Besitzungen in der civilisirten Welt, verschmäht er dieselben, um am See Tacarigua glücklich zu sein.

2 Novellen von Ludwig Halirsch, aus dessen Nachlasse herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Wien, Gerold. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

„Die jungen Herzen" und „Belladonna" sind die beiden Novellen dieses Bändchens; beide erheben sich sehr über das Gewöhnliche und erfüllen den Leser mit Bedauern über den so frühen Tod des Verf. Besonders die zweite Novelle „Belladonna" trägt den Hauch des Südens, mit dessen feuriger Färbung. Florenz ist der Schauplatz. Das Märchen von der Bildsäule der Mediceischen Venus gab den Stoff. Der junge Künstler jenes Kunstwerks mußte als Kaufpreis ein Mädchen geben, welches ihm mit großer Liebe zugethan war. Es gebar am Bord des Schiffs eine Tochter und sprach sterbend einen Fluch über diese und deren Geschlecht aus, welcher sich auch während sechs Generationen bewährte. Eudoxia ist die letzte dieses Geschlechts und in der Überzeugung eines gleichen Looses fällt sie in die Hände des Johann von Piazzi, des letzten Sprößlings der geächteten Familie, welcher den Grimm gegen die Mediceer und die heißeste Rachsucht in sich trägt. Eudoxia gedachte er als Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen, und greift wie ein böser Dämon in ihr Leben ein. Die dadurch herbeigeführten Begebenheiten sind schauerlich und ergreifend; der Leser behält zwar viele Fragen auf dem Herzen, Manches bleibt unerörtert, Manches unerklärt, Manches scheint unnöthig. Aber eine kräftige, glühende Phantasie waltet über dem Ganzen, und die poetische Fiction wird auch poetisch schön ausgeführt. Piazzi hat die Liebe der Prinzessin Blanca gewonnen und führt sie, die Verlobte des Königs von Polen, mit sich in die Verbannung; das ist die Art, wie er sich rächt an den Mediceern! Eudoxia aber, die Belladonna, welche er zum Werkzeug einer blutigen Rache bestimmt hatte, stirbt an dem in ihrem Ringe, dem Erbtheil der fluchbringenden Ältermutter, enthaltenen Gift.

3. Der Freiherr. Novelle von Robert Reinhold. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1843. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Warum ist diese Novelle „Der Freiherr" genannt worden, da doch jeder andere Standesgenosse sich ebenso schwach und miserabel hätte benehmen können und nicht ein einziger, einen Freiherrn charakterisirender Zug gegeben wird? Der Autor scheint verlegen gewesen um den Namen, und das begreift sich, da das Werk selbst charakterlos ist und zu denen gehört, die man möglichst langsam liest und schnell vergißt. Es ist kein Anhaltepunkt darin für den gebildeten Geist; keine der handelnden Personen ist so interessant, daß man das Schicksal derselben zu erfahren begierig wäre; keine tiefe Reflexion tröstet für die alltäglichen Romanbegebenheiten, die schon seit Jahrhunderten in der Novellenfabrikation gebraucht wurden. Der Freiherr verläßt eine arme Geliebte, um sich mit einer reichen und vornehmen zu verloben, obgleich sein treuer, alter Diener Konrad abrathet. Am Polterabend erhält die Braut Kunde von des Bräutigams früherm Verhältniß und gibt ihn auf. Die Verlassene, zu welcher der Reuige reist, ist indessen gestorben. Daß sie die uneheliche Tochter des alten Kammerdieners war, was jetzt herauskommt, macht die Sache nicht gerade tragischer. Der Freiherr zieht nun reuig in den Polenkrieg. Er hat indessen noch Mehres auf seinem Gewissen mitzunehmen, denn er findet auf dem Gottesacker das Grab einer alten Frau, die er einst umgeritten und dadurch ihren Tod beschleunigt hat. Ihr Sohn beweint sie. Ein Feind des Freiherrn, welcher dessen verlassene Braut einst geliebt und ihren Tod nun rächen will, tödtet den armen, weinenden Sohn statt des Schuldigen. Dann liest man etwas vom Polenkrieg; der Freiherr wird verwundet, stirbt, vermacht sein Vermögen einem Freunde, der ihn begleitet. Dieser heirathet ein Polenmädchen, und das schöne, stolze Fräulein, die einstige Braut des Freiherrn, reicht dem Arzt, einem lustigen, witzelnden, gutmüthigen Geschöpf die schöne Hand. Die Sprache ist gut, nur etwas schwülstig; die Schilderungen der Naturereignisse vor und nach dem Regen, im Frühling und im Herbst, im Wald und im Feld, während Sonnenschein und Sturm, scheinen mit großer Sorgfalt aufgezeichnet zu sein und sind auch gelungen.

4. Altonaer Bilder, Genrebilder und Skizzen von Heinrich Schmidt. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1843. Kl. 8. 1 Thlr.

Als ein schönes Andenken müssen diese Bilder den Bürgern von Altona erscheinen, von dem fernen Landsmann, der sie ih-

von weiht. Sie sind mit Liebe aufgenommen und mit Liebe niedergezeichnet, Herz und Verstand haben dabei geholfen. „Das Theater" enthält eine Scene aus der Kindheit des Autors. Die Verloosung des Lammes bei dem dänischen Lustspiel und die Feuersbrunst, diese so verschiedenen Momente sind außerordentlich lebhaft, jedes in seinem Genre vortrefflich dargestellt. Am eigenthümlichsten ist aber das Bild Nr. 3: „Das Zahlenlotto", mit den dadurch veranlaßten Scenen geschildert, es sind nur wenig Federstriche an jedes Bild gewendet, aber diese sind bezeichnend und charakteristisch. Das Elend, welches das Lotto in den verschiedenen Kreisen, von dem reichen Kaufmanne an, der seine letzten tausend Mark daran setzt, bis zum Tagelöhner, der das silberne Kreuzchen seiner Frau entwendet, die spielende Gattin, welche hinter des Mannes Rücken ihr Glück versucht, und dann die Verzweiflung bei der getäuschten Hoffnung dieser Betheiligten sind sehr gut ausgeführt. Die Rede aber nach beendigter Ziehung vom Balcon des Rathhauses herab ist voll Humor und kräftigem Vortrag, und wenn je ein Wort geeignet wäre, das Volk von seinem verderblichen Beginnen zu überzeugen und abzubringen, so könnte diese Rede allenfalls es von dem Lottospiel abhalten. Weniger anziehend und interessant sind „Die Henriette" und „Ein Damencirkel in der Elbe". Erstere enthält einen Streit des Schiffcapitains mit der Regierung oder der Policei, da ihm der Befehl gekommen, eine Stunde später zu fahren als ein anderes Dampfschiff. Das mag an Ort und Stelle und den Capitain selbst beschäftigen, gehört aber nicht vor ein größeres Lesepublicum, wenigstens nicht in ein Buch, höchstens als Zeitungs- oder Journalartikel. Auch die Schilderung der Schiffe im Hafen dieser Dame in der Elbe ist wenig anziehend für den fernwohnenden Leser. 12.

Bibliographie.

Ahasverus, Die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten proceßeinleitenden Decrete. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beitrag zu dem Schleswig-Holsteinischen Verein für bedrängte evangelische Gemeinen, von einem Dissentirenden, der aber in der großen Hauptsache von ganzer Seele consentirt, wie auch darin, daß den nothleidenden Glaubensgenossen geholfen werden muß. (Von L. J. van Rhyn.) Schleswig, Bruhn. 1842. Gr. 8. 12½ Ngr.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814 Von einem preußischen Offizier. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Emmerich, L. P. D., Die Gedankenlosigkeit der Meinungen Diesterweg's und seines Defensors Kirchberg. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr.

Feldmann, F., Kirchliche Zeit- und Lebensfragen. Cottbus, Meyer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Frohberg, Regina, Gedankenfrüchte auf dem Pfad des Lebens. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

General-Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Russland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1841. Hamburg, Nestler und Melle. 1841. 8. 11¼ Ngr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. 2ter Theil. Mit drei Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Girand, P., Preußische Postzustände. Königsberg, Theile. 8. 7½ Ngr.

Der Groß-Venediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. September 1841, und sein Gletscher in seiner gegenwärtigen und ehemaligen Ausdehnung. Von J. v. Kürsinger und F. Spitaler. Mit einem Anhange: Die zweite Ersteigung am 6. September 1842. Von Spitaler. Mit fünf Ansichten und einem Kärtchen von Oberpinzgau. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Harder, C. W., Beitrag zu den ehelichen Verhältnissen, insbesondere zu der rechtlichen Stellung der Frauen, nach den Hamburgischen Stadtrechte von 1270. Hamburg, Kittler. 8. 12½ Ngr.

Das Haus der Welfen. Beiträge zur Geschichte der Lande Braunschweig und Hannover, in Biographien der ausgezeichnetsten Regenten und Fürsten beider Welfen-Linien. Unter Mitwirkung mehrer Gelehrten herausgegeben von F. Steger. Mit 32 authentischen Portraits und 4 historischen Originalbildern. Braunschweig, Oehme und Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Heister, C., Ethnographische und geschichtliche Notizen über die Zigeuner. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1842. 20 Ngr.

Hofmann, v., Zur Geschichte des Feldzugs von 1813. 2te, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Kommunion. Eine Erzählung von der Verfasserin der „Geraldine". Aus dem Englischen. Regensburg, Manz. Kl. 8. 10 Ngr.

Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland. Herausgegeben von F. Fuchsmund. Königsberg, Theile. 8. 20 Ngr.

Koopmann, W. H., Die Scheidewand zwischen Christenthum und Widerchristenthum, allgemein faßlich beschrieben. Als Vorwort ein Sendschreiben an den Herrn Pastor Harring in Sehestedt. Heide, Dithmar'sche Buchh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lebensfragen für den deutschen Welt-Handel. Von einem Hanseaten. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Loest, H. W., Geist und Leben echter Humanität, dargestellt in drei Trilogien. Berlin 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Altrheinländische Mährlein und Liedlein. Zu besserm Gedächtniß und seinen Landsleuten zu Nutz und Frommen ganz treulich und fleißiglich gesammelt und in dies Büchlein gebracht durch einen Liebhaber deutscher Poeterei. Coblenz, Hölscher. 12. 5 Ngr.

Mayer, F., Der Zweikampf. Ein sittengeschichtlicher Beitrag. Erlangen, Palm. 8. 7½ Ngr.

Michelet, C. L., Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule. Dargestellt in Vorlesungen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im Sommerhalbjahre 1842. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Mildherzigkeit gegen Thiere. Innsbruck, Wagner. 8. 3¾ Ngr.

Die Patrimonialgerichts-Reform im preußischen Staate. Stettin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 24ste Lieferung: Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern, nebst einem Überblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und der unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden. Von J. Pallme, während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838—39 verfaßt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 1ster bis 3ter Band: 1812. Ein historischer Roman. Dritte Auflage. 1ster bis 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Rohr, L. v., Sammlung lyrischer Gedichte. 5tes Bändchen. Berlin, Stuhr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, S., Dramatische Werke. 2ter Band. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Trendelenburg, A., Die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 99. —— 9. April 1843.

Die Universitäten in den Vereinigten Staaten.

Es ist in Deutschland entweder gar keine oder eine falsche Ansicht über die Universitäten der Vereinigten Staaten im Gange, die ich nur mit der oft Alles überschätzenden oder unterschätzenden sanguinischen Meinung für und gegen dieses Land und besonders der deutschen gelehrten Republiken auf den Universitäten erklären kann. Erlauben Sie mir Ihnen die Harvard University zu Cambridge zu schildern, die beste der Vereinigten Staaten. Sie besteht jetzt aus einer Schule von vier Classen. Mit dem funfzehnten bis siebzehnten Jahre kommen die jungen Leute oft mit sehr unbedeutender Vorbereitung hierher. Alle diese Neulinge (Füchse) bilden unter dem Namen Freshmen die unterste Classe. In dieser bleiben sie ein Jahr und bilden sodann die zweite Classe die Sophomores. Nach einem Jahre rücken diese in die Classe der Junior-sophisters ein, und wer nun noch ein Jahr länger bleibt, wird zum Magister artium (Master of arts) promovirt und hilft die Classe Senior-sophisters bilden. In diesen vier Classen wird ungefähr der Unterricht ertheilt, der in unsern Fürstenschulen und Gymnasien ertheilt wird, d. h. den Fächern nach. Doch bilden auch hier alte und neuere Sprachen, Geschichte und Mathematik die Hauptabtheilungen, in welche man das übrige Wissenswerthe reiht. Gegen 200 solcher Schüler bilden das eigentliche Collegium. Alles, was man lernt, ist auf praktischen Gebrauch berechnet und Vieles daher nur cursorisch oder encyklopädisch behandelt; die öffentliche Beredtsamkeit wird stark berücksichtigt und man gewinnt bei den jährigen und halbjährigen Examen und öffentlichen Exhibitionen leicht einen Begriff, wie hier unsers alten wackern Rectors Wilhelm: non scholae sed vitae eigentlich an den Mann gebracht wird. Der hiesige ältere Schüler hat eine gewandte Dialektik und der Ausdruck steht ihm stets zu Gebot. Selbst ein geringeres Wissen wird bei solcher Bildung bedeutend für das öffentliche Leben. Nach vollendetem Cursus im Collegium wählt der junge Mann ein Fach. In Cambridge selbst ist die Law-school unter dem berühmten Judge Story und dem tüchtigen Professor Greenleaf wol die beste der Union, obgleich man die größten Lawyer in Philadelphia finden soll. Demnächst besteht eine Divinity-school hier, welcher jetzt George R. Noyes und Mr. Francis vorstehen. In ersterer weilt man zwei bis drei Jahre, in letzterer ein bis zwei Jahre. Es ist hier durchaus nicht so schwer, ein Geistlicher als ein Lawyer zu werden. Und doch sollen die Erstern auch hier die Lehrer des ganzen Volks sein. Im Collegium ist der Haupthebel der Disciplin und des Fleißes der Ehrgeiz. Man hat es mit nicht ganz jungen Anfängern zu thun und rasch muß vorwärts geschritten werden. Die jungen Leute sind in der That meist fleißig und lösen ihre Aufgabe gut. Das Leben ist ziemlich heiter, doch fehlt es nicht an Zucht und Ordnung regulirenden Gesetzen. Theater und öffentliche Häuser zu besuchen ist keinem Schüler erlaubt. Die Studenten in den Law- und Divinity-schools stehen nicht unter diesem Zwange. In Boston ist die Medical-school mit den Hospitälern und Professoren und nur der Professor der Chemie wohnt hier und die Studenten kommen wöchentlich zweimal heraus. Sie hören zwei Winter hindurch dieselben Collegien zweimal. Alles kurz, bündig und praktisch, aber freilich auch dürftig, wie in der Theologie.

Dürftig ist der Unterricht in der Geschichte und Geographie. In Bezug auf letztere liegt dies besonders daran, daß sie sowie die Statistik und selbst die Geographie des Landes (wie die elenden Landkarten zeigen) noch in der Kindheit liegt. Die Geschichte in einem universellen Sinne zu lehren, fiel bisher Niemand ein. Erst in neuester Zeit hat man hier diesen Unterricht begonnen. Professor Jared Sparks, bekannt als der Geschichtschreiber Washington's, hat angefangen Universalgeschichte zu lehren und eine Übersetzung eines, ich glaube, deutschen Handbuchs — irre ich nicht, von Heeren — gegeben. Danach kann man beurtheilen, daß man mindestens 20 Jahre hinter dem Stande der historischen Wissenschaft zurück ist. Doch ist Sparks ein guter Lehrer und nicht von denen, die stehen bleiben. Die alten Sprachen werden anerkanntermaßen am besten hier gelehrt, von einem Deutschen, Professor Karl Beck die lateinische und von Cornelius C. Felton die griechische. Die Fortschritte, welche in beiden Sprachen durch den Fleiß und die Gediegenheit der beiden genannten Lehrer gemacht werden, überraschen, sobald man weiß, daß die Vorbereitung für das Collegium durchaus ungenügend im Sinne unserer Vorbereitungsschulen genannt werden muß. Dennoch sind nur die Freshmen gehalten die alten Sprachen zu kennen, und in den höhern Classen steht jedem

die Wahl frei. Man liest hier nicht so sehr die „goldenen" Schriftsteller und kümmert sich nicht so ängstlich um ein classisches Latein, sondern um eine geeignete Fertigkeit im Verständniß des Lateins der circa 150 Jahre von Cicero bis zu den Antoninen, und man sollte meinen, daß dieser Plan für verständig und unsern deutschen Schulen auch anzurathen wäre, seit das Latein nur noch und auch nur zum Theil die Sprache der Gelehrten und nicht mehr der Gebildeten ist. Ebenso verfährt man im Griechischen und bindet sich nicht ängstlich an die Classiker. Dadurch erfahren in der That die Schüler Vieles, was unsere Schüler nur von Hörensagen erfahren. Mit der Grammatik beschäftigt man sich genügend, doch in der That nicht mehr, als zum Verständniß der Alten unumgänglich nöthig ist. Man will diese Sprachen nicht gebrauchen, um sie zu sprechen, um damit „zu glänzen oder zu überzeugen", sondern um seine eigene Sprache gehörig handhaben zu lernen. In dieser übt man sich auf die mannichfachste Weise. Ebenso wie das Lateinische und Griechische treibt man das Deutsche, Französische und Italienische. Mit dem erlangten Magistergrade hat jeder Senior-sophister das Recht, einleitende Vorlesungen in sein Fachstudium zu hören. Dies ist der Übergang zur Universität (nach deutschem Sinne). Unter den Vorlesungen bemerken wir mit Vergnügen eine: über die Mittel, die Gesundheit zu erhalten. Was man sich darunter auch vorstellen mag, so ist gewiß, daß die jungen Menschen in der Regel viel auf körperliche Übung halten. Insbesondere spielt man mit Leidenschaft hier eine Art Ballspiel, wobei der Ball an der Erde fortgeschlagen wird (Cricket). In diesem Spiel stellen die Sophomores mit den Freshmen am Nachmittage der ersten Vorlesungen des Cursus einen Wettkampf an, der oft sehr schwankend ausfällt, weil zur Vorbereitung für das Collegium die Übung in diesem Spiele keineswegs versäumt wird. Man kann daraus schließen, daß hier nicht blos ein Stubenleben geführt wird. Auf der andern Seite hat der amerikanische Student eine große Vorliebe für das Dandy- oder Stutzer-, auch Schniepelwesen, und gewöhnlich ist er äußerst gewandt in der Unterhaltung von Damen, d. h. der genug wie unsere jungen Offiziere und Kaufleute. Die Sicherheit des Benehmens, die der angeborenen Freiheit und der privilegirten Stellung im Leben eigen ist, fehlt ihm keineswegs und wird nicht, wie auf unsern Fürstenschulen, durch strenge Abgeschiedenheit von allem Umgang mit dem schönen Geschlecht in ihrer Entwickelung gehindert. Doch unterscheidet sich hierin der Student von Cambridge nicht von den übrigen Umgebungen der reichern Classen des Volks. Die ausgesuchteste Galanterie, mit welcher man in Amerika die Frauen behandelt, ersetzt auch hier wie in Frankreich oft die wirkliche Zartheit und Schönheit des Verhältnisses beider Geschlechter zueinander. Mit diesem äußern Benehmen contrastirt die entschiedene oft harte Richtung zum Aristokratismus, die in diesen privilegirten Schulen genährt wird. Daß sich ein Zusammenhalten, selbst ein kampflustiger Corpsgeist gegen außen in solchen Schulen bildet, ist eine natürliche und überall gewöhnliche Erscheinung; daß aber gewisse Principien wahrer und ideeller Geistesfreiheit hier praktisch ausgeschlossen werden, das liegt nicht in der Natur der Sache und verräth einen Einfluß von der höhern Leitung des Ganzen, den man deshalb schwerlich billigen kann, weil er der tiefern Entwickelung der Schönheit des Geisteslebens gefährlich ist. Solche Bestrebungen, wo sie auch stattfinden, sind Volksverrath.

Die Organisation der Universität ist durchaus eigenthümlich und hat im Volke oder vielleicht mehr in der höhern oder reichern Classe des Volks ihre Stütze. Über dem Ganzen steht eine Corporation von fünf Männern, die sich selbst ergänzen und den Präsidenten oder Director der ganzen Anstalt wählen, sowie sie auch die Eigenthümer der ganzen reichen Stiftung sind und über ihre Fonds zum Zwecke der Anstalt verfügen. Unabhängig von dieser Corporation bilden der Gouverneur von Massachusetts, der Gouverneur-Lieutenant, die Mitglieder des Raths und des Senats, der Sprecher des Hauses der Repräsentanten und der Präsident der Universität, nebst einer Anzahl dazu gewählter ausgezeichneter Männer eine Aufsicht über die Anstalt, der jede Art von Einsicht in die Angelegenheiten des Unterrichts und Vermögens zusteht. Auf diese Art ist das Ganze gleichsam unter die Augen des Volks gestellt und von ihm gehegt und gepflegt. Den Unterricht und die Leitung der Aufsicht führen die Professoren. Von diesen haben wieder einige die specielle Aufsicht über die im Collegium befindlichen Schüler in den obenerwähnten vier Classen. Von diesen Aufsehern wohnen mehre in den Collegien-Gebäuden, die den Schülern zur Wohnung dienen, und führen die specielle Aufsicht über sie. Die Wohnungen in den Collegien-Gebäuden werden daher vorgezogen, doch steht es frei, sich auch Privatwohnungen zu suchen. Ebenso ist Niemand an den Tisch des Pachters der Ökonomie gebunden. Der Präsident hat eine Dienstwohnung und außer gewissen Emolumenten und einer Professur, die ihm 1500 Dollars einbringt, 2000 Dollars Gehalt. Die Gehalte der ordentlichen Professoren sind bis jetzt auf 1500 Dollars fixirt, eine Besoldung, die mit dem gegenwärtigen Stand der Bedürfnisse eines fashionablen Haushalts nicht ganz im Verhältniß steht. Jeder ordentliche Lehrer am Collegium hat bis zu 21 Stunden wöchentlich Unterricht zu geben, und jeder Schulmann weiß, daß, wenn er gewissenhaft ist, ihm nicht viel Zeit zu andern Beschäftigungen gelassen ist. Zweimal im Jahre sind längere Ferien von sechs Wochen. Von Weihnachten an gestattet man den ärmern Schülern, im Lande Lehrerstellen zu begleiten und sich den nöthigen Unterhalt zum Fortstudium zu verschaffen. Sie stellen sich zum Examen wieder ein und so auch die, welche wegen besonderer Umstände gezwungen sind, zu Hause weiter zu studiren. Dafür haben sie das Recht, am Ende ihrer Laufbahn graduirt zu werden. Dies geschieht mit einer besondern Feierlichkeit in einer Kirche nahe an den Collegien-Gebäuden, nachdem die Aspiranten öffentliche Reden gehalten haben. Eine große Menge Fremder versammelt sich dazu in der Kirche. Zum Jahresfeste geht jetzt diese

Feierlichkeit eine Versammlung von Freunden der Anstalt voraus. Dies sind alte Schüler derselben oder doch meist solche. Ein ausgezeichneter Mann unter ihnen hält in derselben Kirche eine Rede über irgend einen Gegenstand, worauf ein feierliches Mahl in einer Halle des Collegiums eingenommen wird. Den folgenden Tag werden die erwähnten Graduationen gehalten und am dritten Tage versammeln sich die Glieder einer lediglich aus den Graduirten der Anstalt gebildeten Gesellschaft ebenfalls zu einer Rede und zu einem Festmahle. Diese Gesellschaft hat den Namen ΦBKgesellschaft und ist sehr alt. Die 16 besten Schüler aus jeder Classe des Collegiums werden jedes Jahr in dieselbe gewählt und erhalten Medaillen und Diplome. Früher war die Gesellschaft geheim, wie die Freimaurer; seit diese aber vor mehren Jahren in Verruf kamen, erklärte sie sich als öffentliche Gesellschaft und wählt ihre Mitglieder durch Ballotage. Sonst verhinderte eine einzige schwarze Kugel die Wahl, jetzt sechs. Die Glieder werden nach Jahren aufgerufen und so ziehen die alten Classenfreunde zusammen zur Kirche und zum Mahle. Gewöhnlich hört man eine ausgezeichnete Rede und bei dem Festmahle jagt ein witziger Einfall und Extempore-Redner den andern.

Dieser letztern Feierlichkeit wohnte im vorigen Jahre Lord Ashburton bei. Selten wird man in Europa, besonders in Deutschland eine Gesellschaft von ehemaligen Studenten zusammensehen, deren Fröhlichkeit und Heiterkeit diesen markirten Ausdruck hätte. Alles bewegt sich bekanntlich hier nach einer und derselben Ordnung. Ein Präsident, ein oder einige Vicepräsidenten und sonstige Redner halten das Ganze fortwährend im Gange. Die Toaste geben Veranlassung zu Reden und Scherzen. Das Ganze ist geistreich, anziehend, belebt und belebend. Von starkem Trinken und dergleichen englischen und germanischen Freuden findet hier nichts statt. Die Freude ist durchaus nicht in Selbstvergessenheit zu suchen und zu finden. Man hat dazu wenigstens keine äußere, politische Veranlassung. Bisweilen wird ein beliebter Gesang oder ein Gelegenheitsgedicht von Gesangskundigen aufgeführt. Es ist auffallend, wie man von unserer germanischen, völlig Alles um sich vergessenden Fröhlichkeit hier gar keine Ahnung hat, und doch wird man durch und durch angeregt und ist fortwährend in vergnügter Spannung und befriedigender Überraschung gehalten. Die Elite der Universität bis in die achtziger Jahre ist aber auch dabei zugegen, denn wer irgend kann, kommt gewiß. Durch die Mischung von Alt und Jung bekommt das Ganze eine gute Haltung.

Dies ist unstreitig der glänzendste Punkt des hiesigen Universitätslebens. Etwas Ähnliches, so sehr es von je in Deutschland gewünscht wurde, scheiterte dort stets an der offenbar getrübten politischen Stellung der Massen, mögen sie heißen, wie sie wollen. Seit dem Wartburgsfeste waren oft Zusammenkünfte der Universitätsfreunde im Vorschlag, aber außer einer sehr elenden in Halle ist meines Wissens der Art nichts zu Stande gekommen. Die Allgemeine Burschenschaft hatte einen ähnlichen Zweck; allein er ist unerreichbar in Deutschland, wo die idealen Ansichten der Jugend noch mehr von der Realität geschieden werden als hier. Der Republikanismus ist dagegen etwas Ideales, was sich selbst im Alter unvergänglicher Jugend rühmt. Der Absolutismus, selbst der Feudalaristokratismus, war stets ein alter Mann voll Gravität und voller Rücksichten und Besorgtheiten um seine Würde.

Das Studiren ist hier wie überall theuer, und unter 300 Dollars jährlich kann keiner bestehen. Das Collegium hat eine Anzahl Stipendien. Der Zudrang zum Studium ist aber nicht übermäßig, doch steigt er mit der Zahl der Bevölkerung. Die Yankee-Geistlichen und Yankee-Ärzte, die in den verschiedenen Anstalten und Seminarien des Landes erzogen werden, besetzen alle neue und leere Stellen in der Union und sind durchaus nicht an den Ort gebunden oder an den Staat. Da für die Erstern mehr eine Pastoralwissenschaft, für die Letztern eine, der französischen Hospitalerziehung nachgebildete allgemeine Routine die Hauptsache sind, so läßt sich nicht erwarten, daß jene im Allgemeinen die ersten Lehrer des Volks, diese die ersten Helfer in leiblicher Noth sind. Nirgend ist die Theologie mehr in den Händen des Volks und wird von ihm gemodelt nach beschränkten Begriffen, nirgend ist der Geistliche mehr abhängig vom besondern Geschmack in religiösen Dingen als hier. Nirgend ist die Pfuscherei und Quacksalberei größer als hier und beide Stände genießen daher nicht die Achtung, die sie noch in Deutschland genießen, obgleich sie auch dort aus übergroßem wissenschaftlichen und geistigen Hochmuth an den Rand des Abgrunds zu gerathen scheinen. Nur der Lawyer hat hier eine einflußreiche, sehr wichtige Stellung. Er ist der Leiter des Volks, regiert das Land und gibt den Ton an. Er ist wirklich frei — weil er herrscht.

(Der Beschluß folgt.)

Recherches sur la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique au-delà du Cap Bojador et sur les progrès de la science géographique après les navigations des Portugais au 15ième siècle. Par le Vicomte *de Santarem*. Paris 1842.

Ein französischer Reisender der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Namens Villaut de Bellefonds, nahm die Entdeckung Guineas im 14. Jahrhundert für die Schiffer von Dieppe in Anspruch. Diese Annahme, der fast alle französischen Geographen auf Treu und Glauben gefolgt sind, sucht der um die Geographie mehrfach verdiente Santarem zu widerlegen. Er stützt sich dabei auf die Zeugnisse der zeitweiligen Autoren, und citirt nicht nur die wichtigen portugiesischen Memoiren, sondern beruft sich auch auf die Werke der Reisenden aller Nationen. Seine Schrift erhält einen besondern Werth dadurch, daß der gelehrte Verf. eine große Anzahl von geographischen Karten beibringt, die bis jetzt noch gar nicht oder doch nur ungenügend bekannt waren. Der Atlas, den er seinem Werke beigefügt hat, ist deshalb vom höchsten Werthe. Zu den kostbarsten Karten, die derselbe enthält, zählen wir die von Afrika, die zur berühmten Bibliothek Pinelli's gehört, ferner die von Juan de la Cosa, der Colombo auf einer seiner Reisen begleitete. Aber Santarem hat sich nicht begnügt, diese hochwichtigen Documente beizubringen, sondern er hat sich die Mühe gegeben, alle Stellen der Kosmographen und der übrigen christlichen und arabischen Gelehrten des 5. bis zum 15. Jahrhundert zusammen-

[illegible], die einiges Licht auf diesen Punkt der Geschichte der Geographie werfen können. Die zwei Hauptsätze, die er mit einem außerordentlichen Aufwande von Gelehrsamkeit nachzuweisen sucht, sind 1) daß man im Mittelalter die eigentliche Gestalt Afrikas und insbesondere die westlichen und südlichen Küstenstriche dieses großen Erdtheils, die über dem Cap Bojador hinausliegen, vor der Entdeckung dieser Gegenden durch die Portugiesen nicht kannte, und 2) daß man die heiße Zone für unbewohnt hielt und daß die europäischen Kosmographen von den Bewohnern dieser Länderstriche gleichfalls erst durch die Entdeckungsreisen der Portugiesen etwas erfahren haben. Nachdem der Verf. diese hauptsächlichsten Punkte gründlich nachgewiesen hat, sucht er noch im Vorbeigehen darzuthun, daß Portugal nicht nur die Westküste Afrikas jenseit des Cap Bojador zuerst entdeckt hat, sondern daß es auch bis ins 16. Jahrhundert dem übrigen Europa die nöthigen Piloten, ohne die man die Reise nach diesen Gegenden nicht zu unternehmen gewagt hätte, lieferte. Überhaupt behauptet er, kein einziges Document deute darauf hin, daß von der Gründung der Festung St.-Georges da Mina bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts diese Länder auch nur von Andern als Portugiesen besucht seien. Erst während der Kriege zwischen Karl V. und Franz I. scheint man in Frankreich auf den Gedanken gekommen zu sein, eine Expedition nach der Küste von Guinea zu unternehmen. 6.

Notizen aus Italien.

Die Entstehung der fiebererzeugenden Luft, der malaria oder aria cattiva, hat in allen Theilen Italiens den Ärzten wie den Naturforschern immer viel zu schaffen gemacht, und die Literatur über diesen Gegenstand ist sehr umfangreich. Daß die böse Luft von den Sümpfen, Maremmen, stockenden Wassern überhaupt und so auch von den Reisfeldern in der Lombardei ausgehaucht werde, ist eine längst bekannte Sache. In den letzten Jahren ist aber der merkwürdige Umstand viel besprochen und besonders in dem Lombardischen Institut für Wissenschaft und Kunst häufig zur Verhandlung gekommen, daß sich seit einiger Zeit malaria und Wechselfieber in der Umgegend Mailands gezeigt haben, wo es nach einem alten Gesetze bis auf fünf Miglien weit von der Stadt keine Reisfelder geben darf und gibt. Man wies nach, daß die Ungesundheit dieser Gegenden nicht früher eintrat als die dorthin verpflanzte Anwendung jener eigenthümlich oberitalischen und daselbst schon sehr alten Bewässerungsmethode, für welche man sogenannte fontalini, künstliche Reservoire, anlegt, um von ihnen aus die Bewässerungsgräben überallhin zu vertheilen und zu verbreiten. Es erschien jedoch allen Kundigen auffallend, daß diese fließenden Wasser böse Dünste erzeugen sollten. Endlich hat der Dr. Rosnali aus eigener Anschauung nachgewiesen, daß die gedachten Wasser keineswegs so rein und frei fließend sind, als man voraussetzte: dieselben müssen vielmehr drei- bis viermal jährlich von schlammigen Niederschlägen und besonders von furchtbar wuchernden Wasserpflanzen gereinigt werden; mit eintretendem Herbst steht man von diesem Reinigen ab, das Wasser fängt an zu stocken, die bei dem mehrmaligen Baggern ausgeworfenen und aufgehäuften Pflanzenreste zersetzen sich und die Herbstfieber erscheinen unverzüglich. Wir können hierbei an die wichtigen Untersuchungen des Dr. Daniell (vom King's College) erinnern, welcher die malaria der afrikanischen Küsten ebenfalls der Decomposition von Pflanzenresten im Seewasser zuschreibt: es scheint demnach, daß nicht allein das dortige schwefelhaltige Seewasser, sondern auch süßes Wasser im Stande ist, durch die Aufnahme einer Menge von Pflanzenstoffen schädliche Ausdünstungen zu erzeugen.

Die wissenschaftlichen Zeitschriften in Italien machen gern der Kirche ihr Compliment. Diejenigen, welche vermischte Werke anzeigen, bringen oft bogenlange Besprechungen irgend eines ascetischen Buchs oder einer Sammlung von Fastenpredigten; aber auch mitten unter den naturwissenschaftlichen oder archäologischen Kritiken fehlt es nicht an devoten Verbeugungen. Neulich wurde Paganessi's „Saggio di teologia naturale" (Mailand 1841) besprochen: es ist dieses ein Lehrbuch nach der alten metaphysischen Methode, welches die Beweise für das Dasein Gottes vorträgt und die göttlichen Attribute beschreibt, dabei den physikalischen Beweis, von Bewunderung der Natur anhebend, nur kurz behandelt, übrigens ein erster Versuch, die sogenannte natürliche Theologie als besondere Wissenschaft auf italienischen Boden zu verpflanzen. Der Recensent begnügt sich nun nicht damit, diese Wissenschaft überhaupt hoch zu preisen und näher dann sich über das Paganessi'sche Buch ausnehmend zu freuen, sondern er freut sich noch ganz insbesondere über den denkwürdigen Umstand, daß „dieses Werk aus dem Schooße eines bischöflichen Seminars hervorgegangen". „Ja", ruft er aus, „die Seminarien sind der wahre Sitz jeder theologischen Wissenschaft." Welche Harmonie zwischen Theologie und Philosophie! Zu dieser Unschuld der Harmonie haben wir es nun doch in Deutschland mit allen speculativen Versöhnungspraktiken noch nicht bringen können. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

······

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 100. — 10. April 1843.

Die Universitäten in den Vereinigten Staaten.

(Beschluß aus Nr. 99.)

Etwas auf den hiesigen Universitäten ganz Fehlendes ist das Duellwesen. Es kann bei der stattfindenden Einrichtung gar nicht bestehen und im Allgemeinen ist im Norden der Union dagegen ein erklärter Widerwille. Im Süden dagegen schießt man sich nach Herzenslust. Was der Natur der Verhältnisse nach in hiesigen Verhältnissen nicht bestehen kann, läßt sich also auch nicht mit deutschen vergleichen. Übrigens ist ein gemessenes und geregeltes Duell auf den deutschen Universitäten gewiß nicht ganz verwerflich, so lange man sie nicht zu Schulen herabwürdigt, deren Zöglinge jede Unart im Betragen gegeneinander durch Sitzen vor dem Disciplinargericht ausgleichen sollen. Man hat gesehen, wie diese Behandlung der Sache zu den abscheulichen Prügeleien untre den Studenten geführt hat, und daß diese reichlich so gefährlich sind als die Duelle, weil sie in der rohesten Weise stattfinden und den Geist der Brutalität nähren, der leider nirgend leichter wurzelt als auf Universitäten. Das Zusammenleben mit den Professoren ist so erschwert wie nirgend. Die Ungleichheit, die Abstände sind im monarchischen Leben überall so groß, daß eine Kette der Bildung, wie sie z. B. hier die ΦBKgesellschaft darstellt, nicht möglich ist. Die falschen Maßregeln, durch Clubs und Museen dies zu befördern, haben nie gute Früchte getragen. Will man das Universitätsleben, und zwar mit Recht, aufrecht erhalten; so lange es etwas nützt und leistet für das Volk und die Welt, so lasse man ihm jenes privilegirte äußere Selbstrichten. Es liegt darin mehr als bloße rohe Spielerei und Autonomie. Wir haben keine Mittel, Männer zu ziehen, aber sehr viele, Feiglinge zu bilden. Die Niederträchtigkeit und Wohlfeilheit dringt überall in das Leben der Einzelnen, sobald die Realität ihn überwältigt. Es sollte in allen Lebenslagen dieser Vermittelung nichts entgegenstehen als der Misbrauch.

Bisweilen stellt sich noch hier der jugendliche Geist in Aufruhr der Disciplinargewalt gegenüber. Es ist höchst lächerlich, diese Verweigerungen des Gehorsams mit anzusehen. Gewöhnlich ist eine große Kleinigkeit Ursache, z. B. ein Tutor (Collaborator) oder dergleichen übt Parteilichkeit oder Misgriffe. Der Senat schützt natürlich seine Beamten so sehr als möglich, und oft haben diese auch mehr in der Form als in der Sache unrecht, das gilt aber gleich. Die Masse rottirt sich kernhaft aneinander und zieht wol aus den Collegien-Gebäuden aus auf den Common (Anger) des Collegiums. Im Sommer hat man sie hier schon bivouakiren sehen. Regen und Kälte sind stets Feinde der Empörungen. Wenn die Rädelsführer weggeschickt sind, wird die Ordnung hergestellt, oft erst nach Tagen, auch wol nach Wochen. Die eigentlichen Studenten (in den Law- und Divinity-schools) nehmen daran keinen Antheil, daher sind diese Ereignisse oft noch kindischer als auf den deutschen Universitäten. Die Ausbrüche von Roheit fehlen auch hier nicht, und dies ist das Traurigste bei der Sache. Im Ganzen stellt sich heraus, daß eine große Menge von Einwürfen gegen diese privilegirten Anstalten gemacht werden. Man misbilligt die whigistische Richtung des Ganzen und über kurz oder lang dürfte auch wol diese Ansicht sich geltend machen. Die Gesetzgebung ist freilich in Massachusetts whigistisch, und so lange dies der Fall ist, steht nicht zu erwarten, daß Jemand wagen werde, diese Richtung in der höchsten Schule des Landes anzutasten. Selbst in der ΦBKgesellschaft sieht man Whigismus, und wenigstens ist der Aristokratismus des Talents darin erkennbar. In den Leistungen des Universitätslebens selbst liegt der Keim zu einem höhern wissenschaftlichen Umschwung; dies ist durchaus in der Natur der Anstalt. Sie soll praktisch befähigen; es ist zwar nicht die Tendenz der Leiter, eine andere Richtung zu geben, aber man erweckt die Intelligenz. Man thut dem amerikanischen Leben oft den Zwang an, es mit europäischem vergleichen zu wollen. Man will Geschichte — geschichtliche Auferbauung des Volks in dessen Leben suchen. Alles das ist Thorheit, von der sich selbst Tocqueville nicht losreißen kann. Man ist hier sehr überzeugt, daß man nicht in der ältern noch in der mittlern, sondern lediglich in dem Studium der zweihundertjährigen Geschichte des Landes etwas Lernenswerthes finde. Gewiß sind diese selbstgemachten Männer dieser Geschichte große Muster; aber eben deshalb muß auch das Leben und die Verhältnisse hier erst in jeder Epoche Männer bilden, wie wir in der Geschichte der gegenwärtigen Krisis von Amerika sehen. Wie höchst armselig, wie bodenlos diese Väter der Nation sind, das läßt sich kaum mit Worten ausdrücken. John Quincy Adams, der Expräsident, ist das

schlagendste Beispiel. Auch dazu liegt der Keim in der Geschichte, in der blos praktischen Erziehung, in der Oberflächlichkeit. Doch ist Massachusetts unbezweifelt allen Staaten voraus und wird mit Recht als Musterstaat betrachtet. Man hat hier die bessernde, nicht die verknöchernde conservative Richtung und hält dem blos speculirenden Neuyorker und Pennsylvanier u. s. w. gewaltig die Wage. Daß die Harvard-Universität dazu viel beiträgt und getragen hat, und zwar durch ihren whigistischen Geist, läßt sich nicht bezweifeln. Sie ist der Augapfel des Volks, und mit Stolz betrachtet der Bürger von Massachusetts diese Stiftung seiner patriotischen Voraltern.

Man hat hier eine öffentliche Bibliothek, die jetzt ein neues, geräumiges Local erhalten hat und vergrößert werden soll. Man eröffnete dazu Subscriptionen und in kurzer Zeit waren 12,000 Dollars unterzeichnet. Die Unterzeichnungen gehen fort und viele jährliche Beiträge und Capitalgeschenke sichern diesem Institute sein Streben, sich zur allgemeinen Nützlichkeit zu erheben. Bei der Strenge, mit welcher die Aufsicht geschieht, ist ein betrügliches Verwalten auch dieses Fonds unmöglich und so steht dem Gedeihen dieser Richtung nichts entgegen. Sehr zweckmäßig ist es, daß jedem Studenten die Hauptquellen und Bücher seines Privatstudiums im Lectionskatalog angegeben werden, daß man darauf bei den Prüfungen Rücksicht nimmt und daß die Bibliothek mit den für dieses Studium geeigneten Büchern hinreichend versehen ist. Der Bibliothekar, Herr Thaddeus W. Harris, ist ein in der Union bekannter Kenner der Naturgeschichte und hat treffliche Schmetterlings- und Käfersammlungen, die er, wie die Bibliothek, in der ausgezeichnetsten Sauberkeit und Ordnung erhält. Der Fleiß der Schüler und Studenten ist im Ganzen genommen gut, da man in den wenigen Jahren viel von ihnen verlangt.

Sollte es mir gelungen sein, ein Bild dieses Instituts zu entwerfen, ohne mich von der Wahrheit entfernt zu haben, was ich nicht glaube, so dürfte ein sehr erfreuliches Gebäude vor dem Auge des Lesers stehen, einfach, kräftig, aufstrebend, und, trotz einiger unschuldigen und politischen Gebrechen, nicht dem System der Verknöcherung unterworfen, welchem die englischen Universitäten verfallen sind, die mit ihrer Peitschen- und Stockdisciplin sich brüsten und weiter nichts leisten, was dem Volksleben einen verjüngenden Zusatz gäbe, wenn man die sittlichen Folgen und nicht das Lateinische und Griechische im Auge hat; denn Cambridge ist, wie es ist, das Hypomochlion und der Mittelpunkt amerikanischer Intelligenz. Diese aber ist in den Grundideen eine neue und völlig losgerissene von den Wurzeln europäischen Volks- und Staatslebens. Der Begriff der Souverainetät des Volks gibt dem Einzelnen eine durchaus andere Stellung und Richtung. Die Verantwortlichkeit des Bürgers dem Bürger und Mitsouverain gegenüber ist eine völlig andere als die Verantwortlichkeit dem Fürsten gegenüber. Etwas Ähnliches finden wir in Europa in dem Verhältnissen des Adels zueinander, der sich Vieles durchgehen läßt, was er den niedern Classen des Volks nicht gut thut; ebenso ist in der Stellung der Fürsten zueinander eine Anerkennung der Souverainetät selbst im Unrechtthun noch politisch-moralisch, und man darf sich also nicht wundern, daß bei ähnlicher Freiheit hier sich ähnliche Principien entwickeln, die indessen alle auf die große Entwickelung des Princips der Freiheit der Person hinauslaufen. Der Ehrgeiz hat in einem solchen Leben ein ungeheures Feld; er ist selbst die Haupttriebfeder der Erziehung und der Unterrichtsanstalten. Die Gewalt der Rivalität ist hier völlig entwickelt. In den wenigen Jahren des Universitäts- oder Collegienlebens, wohin man mit sehr dürftiger Vorbereitung kommt, wird man durch die Unterrichtsclassen jährlich hindurchgerissen und soll Schritt halten, um in der letzten die Ehre eines Magister artium oder Baccalaureus zu erwerben. Wer einen wissenschaftlichen Beruf ergreifen will, ohne diese Ehre zu erlangen, fühlt sich gedrückt. Daher die äußersten Anstrengungen oft bei geringen Anlagen; daher sehr häufig Fälle von Überreizung und Geisteskrankheit. In dem Massachusetts-Collegium, dessen ganze corporative Einrichtung auf Aristokratismus und Conservatismus, auf einer gewissen Ausschließlichkeit beruht, geht dieser Zustand allen andern vor, beherrscht das Ganze und hält die parteilose, freie Entwickelung bedeutend nieder. Diese Wahrnehmung kann dem Fremden um so weniger entgehen, wenn er sieht, daß alle rein humane Bestrebungen, wie Abschaffung der Sklaverei, Aufklärung in philosophischen und politischen Principien, in Theologie u. s. w. hier mit einem gewissen, oft geheimen Verfolgungsgeiste zusammenstoßen.

Man darf jedoch nicht unbeachtet lassen, daß sich in Zöglingen der Anstalt selbst eine gewisse exoterische Richtung in der Literatur gebildet hat. Man ist durchaus nicht mit den Leistungen englischer und amerikanischer Philosophie und Theologie begnügt; man fühlt, daß man sich über gewisse Armseligkeiten erheben, daß die Philosophie dazu dienen müsse, die Theologie in den Stand zu setzen, sich über die bigoten und engherzigen, oft sehr gewillkürten Dogmen der Kirchengemeinden zu erheben und daß sie die Bestimmung habe, die Verdummung der Menschen zu verhindern. Diese Richtung ist eine junge und wird als revolutionnaire bezeichnet; man nennt sie demokratisch, ja irreligiös. Dennoch findet sie mehr und mehr Eingang. Besonders blickt diese Schule auf die deutsche Literatur und überträgt die „Standard works" in allen Fächern der Wissenschaft, sofern sie hier Interesse haben. Bis jetzt sind zwölf Bände solcher Übersetzungen in dieser Sammlung gegeben, und unter diesen besonders Werke de Wette's. Irren wir nicht, so hat der bekannte Dr. Karl Follen zu dieser Richtung viel beigetragen, und wenn Viele ihm dies als ein Verbrechen anrechnen und deshalb deutsche Neuerer ängstlich von allem Einfluß auf das erste wissenschaftliche Institut des Landes auszuschließen streben, so freuen sich ebenso Viele der begonnenen Entfesselung des Geistes. Noch ist es schwer zu sagen, welche Richtung siegen werde. So lange man hier das Studium der Universalgeschichte geringschätzen hört in öffentlichen Reden und Exhibitionen — im Vergleich mit dem Studium der vaterländischen Geschichte und ihrer „selfmade"

Charaktere, so groß sie auch sein mögen, so lange wird der Nationalstolz die Nationaldummheit ebenso aufrecht erhalten wie in England, Frankreich und Holland. Die Abneigung der gebildeten Deutschen vor dem amerikanischen Kirchenwesen scheint auf der andern Seite eine Verketzerung deutscher Philosophie herbeizuführen, ohne daß man sie kennt. Es ist wahr, daß die deutsche Theologie viel von der deutschen Philosophie zu leiden gehabt hat, aber gewiß nicht ohne Grund. Sie wird zur rechten Zeit schon zurückzahlen, was sie zuviel erhielt.

Man sieht hier sorgfältig darauf, die Professorenstellen an Männer zu vergeben, die wirklich in der Wissenschaft etwas leisten. Da die Stellen nicht glänzende Besoldungen abwerfen, so kommen meistens Männer von Genie und ohne Vermögen hinein. Indessen ist damit eine gewisse Abhängigkeit der Professoren von den politischen Meinungen der Leiter des Ganzen verknüpft, welche eine schon berührte Einseitigkeit der humanen Entwickelung bedingt. Dies scheint man von den englischen Musteranstalten geerbt zu haben, die wahrhaftig Alles sein können, aber gewiß kein Muster für eine amerikanische Universität. Schwebte das whigistische Cambridge in England als Muster vor, so hätte dies vielleicht einen Sinn; allein man hat das torystische Oxford als Vorbild der rechten Maximen im Sinne, und dies scheint Vielen ein Misgriff.

Bei dem Allen vermißt man hier jene steife englische Erziehung durchaus, und dies ist, wie ich glaube, das Beste, was man zum Unterschied beider Länder und ihrer Anstalten sagen kann. Der Amerikaner bestrebt sich in allen Verhältnissen, sich ebenso leicht und von Formen ungehindert zu bewegen, als der Brite und Deutsche ohne diese Form kaum bestehen kann — gleich einem Mädchen ohne Schnürbrust. R. Wesselhöft.

Erinnerung an Blücher.

Der Marschall Vorwärts hat sich als das Ideal einer gesunden und kräftigen Soldatennatur so sehr in das Bewußtsein der Deutschen eingelebt, daß er auch jetzt, dreißig Jahre nach seinem heldenmüthigen Ringen und Kämpfen, fortwährend ein Mann des Volks geblieben ist. Ein rühmliches Andenken desselben schrieb bereits Varnhagen von Ense vor dreizehn Jahren in seiner meisterhaften Biographie des Fürsten Blücher; Förster, Wallenrodt, Friedrich und Andere strebten gleichfalls darnach, des Feldherrn Gedächtniß frisch zu erhalten; in einer Reihe von Charakterzügen und Anekdoten, als deren Herausgeber der Oberst von M. genannt wird, ist das Bild des alten Helden mit größter Lebendigkeit geschildert und wer nur sonst über die Geschichte der Jahre 1812—15 geschrieben hat, wie Rühle von Lilienstern, Grolmann, Hofmann, Müffling, Arndt, fand immer Gelegenheit, diese oder jene Seite aus Blücher's rüstigem Kriegerleben herauszuheben. An diese schließt sich ein ehemaliger tapferer Offizier der preußischen Cavalerie, Kurd Wolfgang von Schöning, dem wir bereits mehre schätzbare militairische Biographien verdanken, in rühmlicher Weise an, indem er den hundertjährigen Geburtstag Blücher's am 16. Dec. 1842 nicht ohne ein bedeutungsvolles Erinnerungszeichen wollte vorübergehen lassen.*)

*) Geschichte des königl. preuß. fünften Husarenregiments, mit besonderer Rücksicht auf Gebh. Lebr. von Blücher, den ehemaligen Chef dieses Regiments. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin, Lüderitz. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Er hat dazu die Geschichte des preußischen fünften Husarenregiments, dem Blücher 46 Jahre als Offizier und später als Chef angehörte, gewählt und in dieselbe viele neue, interessante Züge aus dem Leben des Generals verwebt, sodaß uns deren Mittheilung hier nicht unstatthaft erscheint. Überdies dürfte das Buch nur in die Hände Weniger gekommen sein, die nicht gerade Militairs vom Fache sind.

Blücher war bekanntlich aus schwedischen Diensten im J. 1760 in preußische getreten und zwar in das berühmte Belling'sche Husarenregiment, dem König Friedrich Wilhelm IV. am 12. Dec. 1842 den alten Namen der Blücher'schen Husaren und die rothe Uniform wieder verliehen hat. Im Jahre 1771 stand er bei demselben, nachdem er zehn Jahre lang Premierlieutenant gewesen war, als Stabsrittmeister und harrte ungeduldig auf Avancement. Da geschah es, daß ihm, sei es nun in Folge eines Misbrauchs der ihn anvertrauten Gewalt gegen einen polnischen Priester (worüber bei Varnhagen von Ense das Weitere zu lesen ist), oder aus Haß des Generals von Lossow der Premierlieutenant von Jägersfeld vorgezogen wurde (am 10. Oct. 1772) und dieser die Schwadron erhielt, auf die Blücher gerechnet hatte. Gleich schrieb er im höchsten Unmuthe an Friedrich II.: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn tes Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen: ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Hierauf erfolgte erst Arrest, dann, auf Blücher's wiederholtes Nachsuchen, der kurze Bescheid „der Rittmeister Blücher kann sich zum Teufel scheeren". Ohne Weiteres geschah dies und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß die geheime Kriegskanzlei eigentlich gar nicht wußte, wo Blücher geblieben sei. Er kaufte nun, durch das Vermögen seiner Frau unterstützt, das Gut Großraddow in Pommern und ward 1784 Deputirter der Landschaftsdirection, wobei er, wie Hr. v. Schöning nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Personen berichtet, einen hellen Blick und sehr leichte Orientirung zeigte.

Aber König Friedrich grollte noch lange dem hitzigen Rittmeister. Dieser konnte seinerseits die Ruhe des Friedens nicht vertragen, und als der Bairische Erbfolgekrieg auszubrechen drohte, wagte er sich wieder an den König. Es werden hier zehn Schreiben Blücher's an den König aus den Jahren 1778—85 zuerst mitgetheilt, in denen der feurige Mann demüthig und inständig bittet, sein Landesherr wolle Gnade für Recht ergehen lassen und ihn als Major in der Cavalerie „placiren" oder ihm wenigstens den Abschied als Major bewilligen und erlauben die Montirung zu tragen, „damit er doch wenigstens ein Gnadenzeichen für seine bewiesene Bravour und die empfangenen Blessuren aufzuweisen habe", und „daß er sich, wenngleich jetzt noch auf entferntere Art, zu dem Haufen rechnen dürfe, der zur Beschützung des Vaterlandes gebraucht wird, worin er seinen ganzen Stolz setze". Sogar in holländische Dienste will er gehen, um nach dort erlangtem höhern Grade bei einem ausbrechenden Kriege seine Kräfte wieder dem preußischen Vaterlande widmen zu können. Aber Alles vergebens. Die königlichen Resolutionen lauteten entweder: „warum ist er nicht im Dienst geblieben, das ist seine Schuld" oder: „das ist nichts", oder sie blieben ganz aus und Alles, was Blücher erlangen konnte, war, daß er bei einem ausbrechenden Kriege sollte in der Armee „placirt" werden.

Darüber starb Friedrich II. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. stellte Blücher unter dem 23. März als Major in demselben Husarenregimente an und gab ihm die gewünschte Schwadron. Nun stieg er rasch und führte als Oberst des Regiments dasselbe 1793 ins Feld gegen die Franzosen.

Sowol in diesem Jahre als im folgenden entwickelte Blücher sein ausgezeichnetes Talent als Cavalerieanführer auf die glänzendste Weise. Wie bescheiden er hierüber selbst dachte und in welcher edeln Weise er jedem Verdienst seiner Mitkämpfer und Untergebenen die höchste Gerechtigkeit widerfahren ließ, zeigt das hier nicht zum ersten Male gedruckte Tagebuch, zu dessen Vervollständigung Hr. v. Schöning noch hätte Valentini's „Er-



innerungen eines preußischen Offiziers" aus diesen Feldzügen S. 87 fg. benutzen können. Wir können auf das militairische Detail hier nicht eingehen, müssen aber der Recognoscirung bei Bouvines und vor allen des Cavaleriegefechts bei Kirrweiler (28. Mai 1794) gedenken. Mit seinen Leuten war Blücher sehr väterlich, verlangte aber auch viel von ihnen: „Ihr Rothen", rief er ihnen einmal zu, „wenn ihr euch mich recht verbindlich machen wollt, so arbeitet heute: wir können viel thun." Gegen verwundete Franzosen zeigte er sich menschlich und sprach einem Franzosen, der die Preußen auffoderte, ihn todt zu schießen, weil er doch nicht länger leben könnte und wollte, alles Ernstes zu, sich verbinden zu lassen, indem es einem Soldaten nicht anstehe zu verzweifeln. Wo dagegen seine Ehre ins Spiel kam, war er streng und nachdrücklich. In einen solchen Conflict kam er mit dem Obersten von Szeculy, dessen Postenreihe sein Regiment im October 1793 übernehmen sollte. Als dieser nämlich anfing ihm eine Disposition zum Angriff vorzuschreiben, entgegnete Blücher mit der ganzen natürlichen Heftigkeit seines Wesens: „Höre, Szeculy! kannst du, wenn wir auf einem Flecke sind, jemals vergessen, daß ich befehle und du gehorchest, so ziehe ich die Pistole und schieße dich vor den Kopf."

Mit großen Ehren kehrte Blücher aus diesen Feldzügen zurück und sein Name war fortan einer der gefeiertsten in der preußischen Armee. In den unglücklichen Tagen bei Auerstädt und Jena vermochte Blücher (damals Generallieutenant), bei der Mishelligkeit und Befangenheit der Oberanführer, nichts Wesentliches auszurichten, wo aber persönliche Tapferkeit ausreichte, da bewährte er sich sowol als sein Regiment. Daher wählte auch der besiegte König, als er in der Nacht vom 14. auf den 15. Oct. 1806 in Sömmerda ankam, eine Escorte von 50 Husaren aus diesem Regimente. Man suchte die besten und sichersten Leute aus, Blücher trat unter sie und redete bei Fackelschein folgende Worte zu ihnen: „Der König hat dem Regimente die Gnade angethan und eine Escorte von demselben angenommen, jetzt wo Seine Majestät durch die Umstände bestimmt werden, die Armee zu verlassen, um wegen wirksamer Vertheidigung des Vaterlandes die geeignetsten Maßregeln selbst anzuordnen. Die Wege, die der König passiren wird, sind durch französische Truppen unsicher, ihr fühlt daher die ganze Bedeutung und Wichtigkeit eurer Bestimmung und ich hoffe, daß im Fall der Noth ein Jeder von euch seine Schuldigkeit thun wird, denn derjenige von euch, der mir aus einem etwaigen Unglück lebendig unter die Augen treten wollte, den würde ich mit eigenen Händen in Stücke hauen. Nun reitet mit Gott."

Neben dieser Probe militairischer Beredtsamkeit, durch die Blücher, wie auch anderwärts bekannt ist, im rechten Augenblicke sehr energisch einzugreifen verstand, finden wir auch in der Schöning'schen Schrift manche charakteristische Briefe und Parolebefehle, von denen wir folgenden vom 20. Aug. 1809 an die pommersche Brigade mittheilen:

„Wenn die Herrn Offiziers schriftlich zu melden haben, oder meine Verwendung nachsuchen wollen; so bitte ich sich dabei der möglichsten Kürze zu befleißigen und mich mit französischen Ausdrücken zu verschonen, da es ihnen wohl bekannt sein wird, daß ich kein guter Franzose bin. Ich wünsche, daß ein Jeder so an mich schreibe, als wenn er mit mir spricht, alle Gnade und Unterthänigkeit weglasse, und in diesem Geschmacke werde ich dann auch antworten. — Die ungeheuern Backenbärte werden die Herrn Offiziers auch wol abschneiden, denn ich kann diesen Putz nur für Kutscher schön finden."

Der Zweck dieser Blätter verhindert uns, auf andere Details einzugehen, welche die auch durch Sammlerfleiß ausgezeichnete Schrift vereinigt hat. Wir würden sonst noch der merkwürdigen, ungedruckten Bestimmung Friedrich's II. über das Exerciren der Cavalerie während des Grasens erwähnen und des Parolebefehls des Generals Tauentzien vom 20. März 1763, durch den die Offiziere ermahnt werden, in den Garnisonstädten nie „ohne dienstmäßige Frisur, steife Halsbinde, Stiefeletten, gelbe Stülphandschuhe und Stock zu erscheinen, den Zopf bis hinten an den Schoos zu tragen, den Degen hoch über der Hüfte, die Weste nur mit zwei Knöpfen zuzuknöpfen, damit das Oberhembe und die Busenkrause gehörig zu sehen ist" u. dgl. m. — Vorschriften, von denen Hr. v. Schöning bedauert, daß selbst ein siebenjähriger Krieg nicht im Stande gewesen sei, die alten, lästigen Einrichtungen längst vergangener Zeiten auszurotten. Unter all den militairischen Erzählungen würden wir die Geschichte des fünften Husarenregiments im russischen Feldzuge 1812 erwähnen, den zwei Schwadronen desselben mitgemacht hatten, von denen aber nur 51 Mann zurückkehrten, ferner des Gefechts in und bei Versailles am 1. Juli 1815 und als Muster einer klaren, für Laien wie für Soldaten interessanten militairischen Erzählung die Relation des Lieutenant vom Lemcke über eine von ihm an diesem Tage gemachte Seitenpatrouille. Aber es mag für jetzt an diesen Andeutungen genug sein. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Major Poussin, der die Vereinigten Staaten in allen Richtungen bereist und selbst, wenn wir nicht irren, in amerikanischen Diensten gestanden hat, läßt gegenwärtig ein Werk über Nordamerika erscheinen. Es schließt sich an seine schon früher herausgegebenen Abhandlungen an, die meistens die nordamerikanischen Eisenbahnen betrafen, erstreckt sich aber über ein bei weitem ausgedehnteres Feld. Es führt den Titel: „De la puissance américaine" (2 Bde., Paris 1843). Der Verf. bespricht darin den Grund der nordamerikanischen Macht, die Institutionen, auf denen sie beruht, den politischen Geist, von denen diese Institutionen beseelt werden, und die militairischen, commerciellen und industriellen Verhältnisse. Der Major Poussin ist ein eifriger Bewunderer dieser jungen Macht, die in ihrem blühenden Zustande, wie Gentz in seinen Briefen gesteht, für die Aristokraten des alten Europa etwas Unheimliches hat. In einer soeben erschienenen politischen Broschüre: „De l'aristocratie anglaise, de la démocratie américaine et de la liberalité des institutions françaises", von Charles Farcy (Paris 1843), sollen nun die Schattenseiten der vielgepriesenen Verfassung Nordamerikas nachgewiesen werden. Der Verf. deckt zu gleicher Zeit die Schwächen der englischen Institutionen auf und sucht darzuthun, daß die französische Constitution vollkommener als die der übrigen Länder sei.

Es ist bemerkenswerth, daß die beiden Handbücher der Geographie, die in Frankreich am meisten verbreitet sind, von zwei Ausländern herrühren. Die Werke von Malte-Brun, dem Dänen, und von Balbi, dem Italiener, stehen in Frankreich im höchsten Ansehen. Es scheint, als wollten die Franzosen dadurch einräumen, daß sie, was Genauigkeit und Sorgfalt in den einzelnen Angaben, auf die es in geographischen Handbüchern hauptsächlich ankommt, mit den ausländischen Gelehrten nicht rivalisiren können. Wir sind weit entfernt, den französischen Geographen, denen die Wissenschaft zum Theil die wichtigsten Entdeckungen verdankt, ihr Verdienst streitig zu machen. Wir erwähnen nur des Factums, daß noch keiner der französischen Gelehrten die beiden Ausländer, deren wir eben gedacht haben, in den Schatten zu stellen vermocht hat. Balbi's „Abriß der Geographie" namentlich genießt in Frankreich immer noch des größten Ansehens und jedes seiner geographischen Werke findet ein ausgedehntes Publicum. So wird sich auch sein neuestes Werk, das sich gegenwärtig unter der Presse befindet, einer guten Aufnahme zu erfreuen haben. Es wird den Titel führen „Eléments de géographie générale" und soll eine lichtvolle Auseinandersetzung der Principien der Geographie bieten. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 101. —— 11. April 1843.

Karl Förster.

Gedichte von Karl Förster. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 3 Thlr.

> Wo fahrlos jede Herzenslust,
> Kein Weh und kein Verbrechen,
> Weil aus der reinen Menschenbrust
> Nur reine Stimmen sprechen!
>
> Da steht das Herz in guter Wacht
> Und braucht nicht eigne Wehre,
> Und weiß, daß, was es drin erdacht,
> Des Segens nicht entbehre.

Nur der Zufall führte uns gerade auf diese Verse, um die Anzeige der Gedichte des edeln Mannes und Dichters mit Worten anzufangen, die ihm selbst angehören und ihn und seine Dichtung am deutlichsten ausdrücken. Die „reinen Stimmen aus der reinen Menschenbrust" tönen uns überall entgegen, wo wir diese zwei Theile aufschlagen; es ist der Widerhall eines klaren Lebens, genährt von den reinsten Gedanken, den edelsten Empfindungen, die Worte sind so klar, rein und edel, als das Leben ihres Dichters war, den in dem großen Deutschland verhältnißmäßig vielleicht nur Wenige kannten, den aber Alle lieben mußten, die in seine Nähe kamen.

Daß gerade Ludwig Tieck sich bewogen gefühlt hat, Karl Förster's Gedichte herauszugeben, ist ein ehrendes Zeichen der Bedeutung, welche der Dichter, dessen poetische Richtungen ganz andere Wege einschlugen, diesem Dichter gab, dessen Poesie ihm anscheinend so fremd sein mußte. Tieck schwelgte als junger Mann im Zauberwalde der Romantik, im Alter liebte er mit seinem dialektischen Witz die Wahnbilder, an denen die Menge schwelgt, in ihre Grundstoffe zu zersetzen und aus dem tiefen Schatze seiner Welt- und Menschenkenntniß Schlösser aufzubauen und Landschaften zu malen, in welchen die natürlichen Menschen, die er findet, nur gelegentlich untergebracht werden. Zu seinen Schöpfungen bedarf er anderer, aus feinern Stoffen künstlich componirter, denen er nur, ein anderer Prometheus, das Leben einhaucht, das er aus einer Welt entwandte, in die andere Geister selten Zutritt haben. Was konnte ihn nun an diesen natürlichen Ergüssen einer spiegelklaren Menschenseele fesseln, die sich nicht für mehr oder weniger gab als sie war, die nur spricht wie sie denkt, und ihre Gedanken sind nicht verschieden von denen so vieler andern? Es war gewiß nicht allein persönliche Freundschaft, sondern Anerkennung des Wahrhaftigen und Edeln in diesen Gedichten. Man täuscht sich, wenn man meint, es sei eine leichte Sache, das edel Gefühlte, das klar Gedachte ebenso edel und klar auszudrücken, daß es zur Seele des Andern dringt, wie es in unserer Seele lebte. Das ist die Sache des Talents, es ist Gabe. Wenn alle geistvolle Menschen auch geistvoll schrieben, wäre die Welt anders. Karl Förster war ein bedeutender Dichter, obgleich nur Wenige von ihm wissen, weil er die Gabe, sein helles Innere ebenso hell und anspruchslos im Verse niederzulegen, vor Andern voraus hatte.

Was klingt leichter, natürlicher, wie wir zu sagen pflegen, als wenn er von dem Vöglein spricht, das federlos aus dem warmen Ei schlüpfet und sich ruhig auf weichem Moose im Nest bettet und dann bang zwitschernd aus seinem kleinen Hause herausblickt und sich doch nicht in die Welt wagt, und wenn er dann vergleichend sagt:

> Was ist das Ei denn weiter,
> Als mein beweglich Herz?
> Was ist das Vöglein anders,
> Als meine Lust, mein Schmerz?
> Die liegen auch verhüllet
> Im warmen Herzen drin,
> Noch blind und ohne Leben,
> Wie's Vöglein, im Beginn.

Ist das aber so sehr natürlich? Es ist die Lust, welche uns die Arbeit vergessen macht, die höchste Errungenschaft derselben, welche uns glauben macht, daß der Dichter, ohne gezwungen zu sein, gar nicht anders sprechen konnte. Wie oft haben Dichter ihre Dichternoth besungen, und kann etwas anschaulicher, natürlicher und einfacher lauten, als wie Förster singt:

> Die ihr die Welt erfüllt mit Klagen,
> Daß euch so viel zum Leben fehlt,
> O laßt es euch vom Dichter sagen,
> Was ihn bedrängt und was ihn quält!
>
> Was ihr von Lust in euch empfindet,
> Und was von Schmerzen in euch weint,
> Ihr tragt es freudig hin und kündet
> Es Dem, der euch versteht, dem Freund.

Der Dichter muß sein ganzes Leben
Entfalten, einen offnen Brief,
Der frechen Neugier preiszugeben,
Was treu verwahrt im Innern schlief.

Was drin er unter süßen Schmerzen
Gebar, der Seele besten Theil,
Er reißt es von dem eignen Herzen,
Gibt's hin und beut's der Menge feil.

Den innern Himmel zu entgöttern,
Gießt er, was göttlich in ihm lebt,
In kalte Züge, starre Lettern,
Um die kein Hauch des Lebens webt.

Und Menschen, die ihn nicht verstehen,
Sehn blöd die stummen Zeichen an
Und fühlen nicht das leise Wehen
Vernehmen nicht des Geistes Nahn u. s. w.

Aber es ist nicht der einfache Gedanke, es ist der glückliche Wurf, der ihn gerade diese reine vollausgeprägte Form finden ließ, was das Gedicht macht. Gerade dieses ist ein vollkommenes. Wie vielen Dichtern mag ein ähnliches gelungen sein, aber der Vorzug der Förster'schen ist, daß, wo man blättert, aufschlägt und liest, dasselbe Amalgama des Empfundenen mit dem Ausgesprochenen uns begegnet, und uns liegen zwei starke Theile vor. Viele Dichter haben tieferklingende, mächtigere Saiten angeschlagen, aber dazwischen schlummert nicht allein der Humor, wie das bei allen Dichtern und — Menschen der Fall ist, sondern der Dichter strengt sich auch wol an, wo die Poesie nicht von selbst kommen will, sich zu zwingen, und das Gewaltsame, Schiefe, Verkehrte kommt ans Tageslicht; davon findet sich hier nichts. Es athmet merkwürdige Harmonie durch alle diese Lieder. Der Dichter sang, weil es ihn zum Singen drängte, der Drang aber ist ein sanfter Erguß der fertigen Töne und Bilder; sie mußten heraus und in diesem natürlichen Proceß fanden sie sogleich die natürliche Form.

Um diese durchgehende Harmonie zwischen Willen und Form zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf das Leben oder die Persönlichkeit des Dichters selbst zu werfen. Seine Lebensgeschichte ist so einfach wie die eines deutschen Gelehrten im besten Sinne; die Charakteristik, welche uns Tieck im Vorworte von ihm gibt, kann nicht gelungener in wenigen Worten ausgedrückt werden:

Karl Förster gehörte in seiner äußern Erscheinung und seinem Wesen zu den durchaus liebenswürdigen Menschen. Sanft, gefällig, den Mitsprechenden auf das halbe Wort verstehend, und selbst ihm fremde Meinungen von der besten Seite auffassend, war er ein durchaus freundlicher und anmuthiger Gesellschafter, wenn er auch selbst nur selten viel und im Flusse sprach. Er war der mildeste der Menschen und es geschah ihm nur selten, daß er über Gemeinheiten und Ungezogenheiten in der Literatur im Zorn aufbrauste. Ja, seine Freunde konnten mit Recht von ihm behaupten, daß er zu friedlich war, daß er zu sehr mit seiner Meinung an sich hielt, um Niemand zu verletzen, daß er zu schnell sein Recht aufgab, oder wenigstens sich des Streites enthielt. Daher kam es, daß er durch seine zu große Bescheidenheit die Stelle in der Gesellschaft nicht einnahm, die ihm mit vollem Recht gebührte. So sehr ihm Ungründlichkeit und Charlatanerie verhaßt war, so fest er auf seiner Überzeugung bestand und beharrte, so gehörte er doch zu den seltenen Männern, die niemals Feinde, ja nur Gegner gehabt haben. Eben diese seine zu weit getriebene Tugend hat ihn auch gehindert, an irgend einer Universität einen Wirkungskreis zu suchen, der ausgedehnter war und seinen Kenntnissen und seiner Bildung mehr geziemte.

Tieck schließt damit, daß er als Professor an einer Hochschule von großem Nutzen für die Jugend gewesen wäre und hier erst seine literarische Gelehrsamkeit die Früchte tragen können, die in der Beschränkung, in welcher er lebte — er war Professor an der Cadettenschule in Dresden — nicht so gereift sind, als seine Talente es möglich machten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über die schwedische Literatur des Jahres 1842.*)

Das Journalwesen Schwedens ist im Betreff der Zahl der Zeitungen und Zeitschriften, wie des Werths und Charakters derselben ziemlich dem des vorhergehenden Jahres gleich geblieben. So erschienen im ganzen Reiche 116 periodische Schriften; davon waren 6 der Theologie, dem Missionswesen und andern kirchlichen Angelegenheiten, 1 der Rechtslehre, 1 der Arzneikunde, 1 der Pädagogik, 4 der Landwirthschaft und der Thierarzneikunde, 1 den Gewerben überhaupt, 1 der Physiographie, 1 der Botanik, 1 dem Gartenbau, 1 der Kriegswissenschaft, 1 dem Seewesen, 1 dem Bergbau, 1 der Politik als Wissenschaft, 1 der Kunst und den Moden, 2 der Wissenschaft überhaupt, 1 der Verbreitung volksthümlicher Bildung gewidmet. Die übrigen waren alle Zeitungen, sich mit Politik und Tagesfragen, sowie mit Verbreitung von Neuigkeiten oder localen Nachrichten beschäftigend. Überhaupt steht unsere nichtwissenschaftliche Journalistik auf einem niedrigen Standpunkte, besonders was die Provinzialblätter betrifft, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur Echo der stockholmer Zeitungen sind, wiewol man in den letzten Jahren viel über die Emancipation der Provinzialpresse gesprochen hat. Als mehr oder weniger selbständig und tonangebend bezeichnen wir die folgenden: „Svenska Minerva", „Svenska Biet", „Stockholms Dagblad", „Upsala Tidning", „Correspondenten" in Upsala, „Wermlands Tidning" (mit dem Ende des Jahres eingegangen), „Samlaren i Strengnäs" und „Norrlands Tidningar", welche sämmtlich die conservative Richtung, freilich in sehr verschiedenen Fractionen repräsentiren; auf der andern Seite wieder begegnen wir „Aftonbladet", „Dagligt Allehanda", „Freja", „Götheborgs Handels och Sjöfartstidning", „Phönix" ebenfalls in Gothenburg, die „Najade" in Karlskrona, „Östgötha Correspondenten" in Linköping, „Skånska Correspondenten" in Lund, als mehr oder weniger der Opposition oder doch wenigstens der Bewegungspartei gehörig.

Auf dem Felde der Theologie sprechen wir zuvörderst von der im vorletzten Jahre entstandenen Bewegung auf Veranlassung einer Übersetzung des Strauß'schen „Lebens Jesu", weil sie auch in diesem Jahre fortgedauert und verschiedene Gegenschriften, theils Originale, theils Übersetzungen, z. B. von den Schriften Ullmann's, Tholuck's, Müller's in Halle u. A., hervorgerufen hat. Von den Originalen heben wir zuerst die Schrift der freilich in einem ganz andern Fache berühmten Frederike Bremer: „Morgonväkter" (Morgenwachen), als eine sehr interessante, eigenthümliche Erscheinung hervor, halten es aber für überflüssig, über das Büchlein zu sprechen, da es durch zwei Übersetzungen bereits den Deutschen bekannt und beifällig aufgenommen worden ist. Auch Prof. Knös in Upsala hat die Strauß'schen Irrmeinungen in öffentlichen Vorlesungen über die Glaubwürdigkeit der Evangelien dargethan und dieselben drucken

*) Vgl. die Notizen über die Literatur des Jahres 1841 in Nr. 104 und 105 d. Bl. f. 1842. D. Red.

lassen. Endlich kann man das vom Docenten Melin in Lund verfaßte „Jesu Lefnad“ (Leben Jesu), wovon der erste Theil erschien, als eine indirecte Widerlegung jener mythischen Ansicht ansehen. Andererseits hat der Prediger N. Ignell, ein guter Kopf, aber wenig gelehrt, der orthodoxen Partei Anstoß gegeben theils durch seine Übersetzung der Schleiermacher'schen „Glaubenslehre“, theils durch eine eigene Schrift: „Grunddragen af den christliga Sedoläran“ (Grundzüge der christlichen Sittenlehre), worin er sich hauptsächlich an Schleiermacher anschließt, aber über manche Punkte sich weit offener und freier als sein großer Vorgänger ausspricht. Daher fand sich der ehrwürdige Patriarch des schwedischen Zion sowie des schwedischen Helikon, Bischof Franzén, bewogen, einige Fragen in dichterischer Form („Frågor till Författaren af Grunddragen“ u. s. w.) an ihn zu richten, worin er die alten Wahrheiten der Kirche mit den Waffen des Gefühls, der Überzeugung und des Gemüths vertheidigt. Übrigens wird die Theologie in zwei Zeitschriften vertreten: „Ecclesiastik Tidskrift“ von den Professoren in Upsala, und „Theologisk Quartalskrift“, welche nicht mehr von Thomander und Reuterdahl, sondern von den jungen Theologen Melin und Bring in Lund herausgegeben wird. Der verdiente Veteran, Propst Åström, lieferte ein „Handbok i theologiske Literaturen“, worin die ältern Hülfsmittel ziemlich vollständig verzeichnet sind, desto mangelhafter aber die neuern Erscheinungen der Literatur. Noch müssen wir eine Sache erwähnen, die soeben öffentlich verhandelt wird und auch die Aufmerksamkeit des größern Publicums in Anspruch nimmt, da alle neologische Sätze und Meinungen, die der Autorität der Staatskirche entgegentreten, von der freien Presse lebhaft vertheidigt werden. In mehren seiner Schriften hatte der bekannte Dichter und Romanschreiber Almquist einige sehr anstößige Meinungen geäußert; so hatte er z. B. den heiligen Paulus geschmäht und als den ersten Verfälscher des Christenthums dargestellt und die freie Ehe vertheidigt. Dabei redigirte er im vorigen Sommer, während der Abwesenheit des Redacteurs, das „Aftonbladet“ und hatte dann eine äußerst skandalöse und öffentlich viel besprochene Affaire mit einem andern Zeitungsredacteur; endlich befindet er sich selbst seit ein paar Jahren ohne priesterliche oder irgend eine amtliche Anstellung, was unserer Kirchenordnung entgegen ist. Das Consistorium zu Upsala fand sich deswegen veranlaßt, ihn zu Anfange des Octobers vorzuladen und ihm zur Beantwortung zwölf Fragen vorzulegen, ob er nämlich deren Wahrheit anerkenne oder nicht. Nach einem Monat gab Almquist eine sehr schlau abgefaßte schriftliche Antwort ein, worin er bezeugt, daß er die Wahrheit derselben in ihrer Allgemeinheit vom Herzen und mit tiefster Überzeugung anerkenne, machte aber dabei so viel sophistische Distinctionen und casuistische Ausflüchte, daß man auch seine Antworten als negirend ansehen kann. Diese Schrift ward neulich in den Zeitungen mitgetheilt und das Für und Wider besprochen; man ist neugierig, wie das Consistorium sich weiter benehmen wird *); Warnungen und Verweise kann es allerdings ihm zutheilen und sodann ihn irgendwohin missiviren, aber ihm wegen seiner im Drucke geäußerten Meinungen schwerlich beikommen, weil er als Schriftsteller unter der allgemeinen Preßverordnung steht und die Jury ihn, wie gewöhnlich, gewiß freisprechen würde.

Eine Brücke von der Theologie zur **Philosophie** bildet die Schrift des Lector Petrelli: „Tankar om Mennisko-själens Tillstånd efter Döden“ (Gedanken über den Zustand der menschlichen Seele nach dem Tode, als Beiträge zur Eschatologie). Sich auf die heilige Schrift stützend, die er freilich zuweilen etwas willkürlich deutet, kommt der Verf. zum Resultat, daß die Seelen von der Todesstunde an bis zur allgemeinen Auferstehung vor dem Jüngsten Gericht, in einen Mittelzustand übergehen, welchen er Reifungsstadium nennt, das aber nicht als ein indifferentes, sondern vielmehr bestimmt als eine beginnende Seligkeit oder Unseligkeit zu denken ist. In unserer vorjährigen Übersicht erwähnten wir, daß Professor Hvasser in seiner übrigens gelungenen und nach den strengsten moralischen Grundsätzen abgefaßten Schrift „Om Äktenskapet“ (über die Ehe), die auch in diesem Jahre neu aufgelegt worden ist, einige, theils völlig unbegründete, theils übertriebene Beschuldigungen gegen die sittlichen Ansichten Plato's und Goethe's rücksichtlich der Ehe vorgebracht hatte. Dies hat die Professoren E. A. Schröder und Atterbom bewogen, gemeinschaftlich in einer Schrift: „Plato och Göthe“, als Vertheidiger jener Heroen aufzutreten. Die Ausführung ist so bündig, die Darstellung so schön, daß das Büchlein, unserer Meinung nach, wol verdiente, auch in Deutschland bekannt zu werden. Ausgezeichnet ist es durch einen humanen Ton und eine würdige Haltung. Ein Gegenstück dazu ist eine vom Docenten der Philosophie Fr. Afzelius in Upsala herausgegebene Übersetzung einer Einleitung in das philosophische Studium, mit einer geharnischten Vorrede gegen Schelling und dessen öffentliches Auftreten in Preußens Hauptstadt, die aber fast nur eine Sammlung von Klätschereien ist, die der Verf. einem Besuche in Berlin verdankt. Er klagt, daß Hegel in Schweden so wenig studirt werde, was nicht wahr ist, und daher dort so wenig Eingang gefunden hat, was allerdings begründet ist. Ersteres anlangend, so ist zu bemerken, daß Professor Bring in Lund soeben in Form von akademischen Dissertationen ein Lexikon zum Verständniß der Hegel'schen Terminologie herausgibt, was wol einiges Interesse für dies System bezeugen mag; ferner hat diese Philosophie bei uns einen scharfsinnigen Anhänger an Snellman, eigentlich Docent an der Universität zu Helsingfors, aber seit vielen Jahren in Schweden privatisirend, gefunden, der auch im Laufe dieses Jahres unsere Literatur mit einem gründlichen und wohldurchdachten Werke: „Läran om Staten“ (Die Lehre vom Staate), bereichert hat, in welchem er zwar sich als Hegelianer zeigt, aber viele selbständige und eigenthümliche Ansichten vorbringt. Wir erwähnen noch des Professor Hvasser's Büchlein „Om vår Tids Ungdom“ (über die Jugend unserer Zeit), das, wenn auch auf etwas unklare Prämissen gestützt, doch praktisch viele beherzigenswerthe Warnungen enthält.

In der **Rechtswissenschaft**, welche noch immer von dem „Juridischen Archiv“ des Assessor Schmidt in Christianstad repräsentirt wird, begegnen uns nur zwei Erscheinungen, die eine „Läran om Bevisningen“ (Die Lehre von dem rechtlichen Beweise), von Prof. Lindblad, die andere „Om Rättegångssättet i Sverige“ (über den Proceß in Schweden), von Dr. Dellbén in Upsala.

Die bei uns sonst so arme **medicinische Literatur** lieferte mehre und zum Theil gehaltvolle Arbeiten. Dahin gehört die Fortsetzung der Zeitschrift „Hygiäa“, an gründlichen Aufsätzen und beachtenswürdigen Beobachtungen reich; der zweite Theil der „Smärre Skrifter“ (Kleinere Schriften) von dem oben genannten Prof. Dr. Hvasser, eine sehr gründliche Abhandlung über die Kolik enthaltend; zwei Schriften von Dr. Andrée in Wisby: „Helsoläran utan Medicamenter“ (Gesundheitslehre ohne Arzneien) und „Om Apotheksväsendet i Sverige“ (über das Apothekerwesen in Schweden). Dr. Wistrand hat eine „Afhandling öfver Statsmedicinen“ (Abhandlung über Staatsarzneikunde) geschrieben, Dr. Alfort ein „Handbok för Brunnsgäster“ (Handbuch für Brunnenbesuchende, eigentlich eine Beschreibung der vornehmsten schwedischen Gesundbrunnen) in zwei Theilen; ein Ungenannter belehrt uns über die Schiffskrankheiten unter dem Titel „Skeppsläkaren“ (Der Schiffsarzt); Director Noring setzte sein Werk über die Krankheiten der Hausthiere („Handbok i Husdjurens Skötsel“, dritter Theil) fort. Endlich hat die auch bei uns eingeführte Wasserheilart ihre Bearbeiter gefunden, wir erwähnen hier nur der Abhandlung des Prof. Erikson „Om kallt Vattens dietetiska Användande“.

Über die Leistungen in der **Landwirthschaft, Technologie und Ökonomie** haben wir leider sehr wenig zu be-

*) Eben erfahren wir, daß das Consistorium beschlossen hat, noch einmal drei Fragen an ihn zu stellen — welche, wird nicht angegeben.

richten. Das vorige Jahr hat nur drei in diese Fächer einschlagende Schriften zu Tage gefördert, nämlich eine vom Major Edelsvärd herausgegebene Zeitschrift „För Landtmanna och Communal-Angelägenheter" (Für Landwirthschafts- und Communal-Angelegenheiten), die sich einer ziemlich bedeutenden Verbreitung erfreut; ferner eine Abhandlung „Om Ångfartyg och deras Handterande" (über Dampfschiffe und ihre Behandlung) von den Flottenoffizieren Engelhardt und Indebethou; endlich ein „Handbok i Landthushållning" (Handbuch der Landwirthschaft) von Director Lundström. Der Verf. ist ein geschickter Praktiker aber ein schlechter Theoretiker, oder richtiger ein entschiedener Gegner alles Theoretisirens in diesem Fache.

Eine weit größere Thätigkeit bewährt sich wie immer in der Naturgeschichte. Fortgesetzt werden noch immer die schönen und prachtvollen Werke über die skandinavische Fauna von Prof. Nilson (wovon der dritte Theil erschien); über die skandinavischen Vögel von Körner (bisher 8 Hefte); über die skandinavischen Fische, der Text von B. Fr. Fries, Ekström und Sundevall, die überaus gelungenen Abbildungen von W. v. Wright (bis zum siebenten Bande fortgerückt). Der berühmte Prof. El. Fries in Upsala ist durch vieljährige Krankheit verhindert worden, größere Werke zu liefern, doch hat er auf Veranlassung der letzten Promotion viele akademische Abhandlungen herausgegeben. Auch setzt der Schwedische Gartenverein seine Zeitschrift fort; eine andere, auch für Gartenbau und Blumencultur ist vom Propst Gumälius begründet; ferner setzt Dr. Lindbom seine „Botanischen Notizen" fort; Dr. Lilja gab ein „Handbuch der Flora und Cultur der angebauten Gewächse" heraus und Dr. Arrhenius bemühte sich, das Studium dieser Wissenschaft durch Herausgabe einer „Terminologie der Pflanzenkunde" zu begründen. Ferner hat Prof. Zetterström in Lund, mehr Entomolog als Botaniker, „Diptera Scandinaviae disposita et descripta" geliefert. Ein anderer Gelehrter, Dr. Ångström, hat den Moosen durch seine „Dispositio muscorum in Scandinavia huc usque cognitorum" denselben Dienst geleistet.

Die Akademie der Wissenschaften hat ihre Verhandlungen für 1840 erst jetzt erscheinen lassen; im Betreff der von ihr 1821 begonnenen „Jahresberichte" hat sie sich im vergangenen Jahre bemüht, mehre seit längerer Zeit ins Stocken gerathene Branchen so gut wie möglich nachzuholen. So berichtet nun Prof. Sellander auf einmal über die Fortschritte der Astronomie während des Zeitraums von 1837 bis 1841; Prof. Wikström's Bericht über die Botanik erschien auch in diesem Jahre, umfaßt aber nur das Jahr 1838; doch verspricht er, nächstens die fehlenden Jahre auf einmal zu absolviren. Noch weiter zurück geht Berlin in seinem Bericht über die Entdeckungen in Physik und Geologie, worin er den Zeitraum von 1821 — 40 zusammenfaßt. Eine Ausnahme macht Freiherr von Berzelius, dessen Fleiß ebenso groß wie seine Gründlichkeit ist; nimmer zögernd, gab auch er bei der Zusammenkunft 1842 seinen gewöhnlichen Bericht über die Fortschritte in der Chemie und Mineralogie ab.

Zur Philologie übergehend, nennen wir zuerst eine Übersetzung des Propheten Jesaias mit einem Commentar vom Propst Lindgren. Der Docent Johansson in Upsala hat seine Übersetzung der „Odyssee" und der Docent Melin in Lund die des griechischen Wörterbuchs von Jacobitz und Seiler fortgesetzt. Lector Hedner in Linköping gibt den Freunden der lateinischen Dichtkunst seine „Metra latina". Weit wichtiger als jede andere philologische Bemühung wäre die Herausgabe eines schwedischen Wörterbuchs, dessen Mangel seit 70 — 80 Jahren schmerzlich gefühlt wird, indem das Sahlstedt'sche längst veraltet ist. Diesem Bedürfniß bemüht sich jetzt der Rector Almquist durch sein „Ordbok öfver Svenska Språket" abzuhelfen, leider aber ist der Plan schon ganz verfehlt. Alles ist ohne historische Begründung, willkürlich und ohne Consequenz zusammengetragen, ein wahres Chaos von Wörtern; daher erreicht auch der erste, bis jetzt erschienene ziemlich starke Octavband kaum die Hälfte des Buchstaben B.

Auf dem Felde der Geschichte finden wir, wie immer, eine verhältnißmäßig reiche Ernte. Wir erwähnen zuvörderst das wichtige Quellenwerk „Svenskt Diplomatarium", dessen dritter Theil, von Hildebrand besorgt, 1842 erschien; ferner haben die Herren Kröningssvärd und Lidén angefangen, ein „Diplomatarium dalecarlicum" herauszugeben. Von „Handlingar rörande Skandinaviens Historia" (Actenstücke zur skandinavischen Geschichte), von einer Gesellschaft besorgt, liegt uns jetzt der zwanzigste und von dem „De la Gardie'schen Archiv", vom Propst Wieselgren redigirt, der sechszehnte Theil vor. Auch erschien ein Anhang „Christian II. Archiv", aus den Handschriften geschöpft, die der König von Baiern unserm Monarchen geschenkt hat. Dem Propst Afzelius verdankt man eine neue Gabe in dem vierten Theile seiner „Svenska Sagohäfder" (Schwedische Sagengeschichten), welcher den Zeitraum von 1200 — 1363 umfaßt. Der Oberstlieutenant und Landeshauptmann Montgomeri hat unter dem Titel „Historia öfver Kriget mellan Sverige och Ryßland", in zwei Theilen, eine Geschichte des unglücklichen Kriegs 1808 und 1809 zwischen Schweden und Rußland herausgegeben, welche die Ereignisse fast einzig aus dem militairischen Gesichtspunkte darstellt und daher durch die Details für gewöhnliche Leser minder interessant ist; einen, obwol nicht eben bedeutenden Beitrag dazu hat Freiherr Vegesack aus den Papieren seines Vaters, des Generals, geliefert. Von Crusenstolpe's „Portefeuille", einer Quellensammlung für die neuere Geschichte, liegt uns jetzt der dritte Theil vor. Für die alte Geschichte bemüht sich Dybeck mittels der Zeitschrift „Runa, Skrift för Fäderneslandets Fornvänner", worin er alte Monumente beschreibt und commentirt, wovon der zweite Theil in diesem Jahre erschien. Von Sammlungen zu selbständigen Arbeiten übergehend, begrüßen wir mit gebührendem Lobe den zehnten Theil von Fryxell's „Berättelser i Svenska Historien", worin der Verf. auf eine ebenso gründliche als lebendige Weise Christine und ihr Zeitalter zeichnet. Prof. Geijer hat in diesem Jahr uns mit dem zweiten Theile seiner kleinern ausgewählten Schriften („Valda Skrifter") beschenkt, welcher auch sein philosophisches Glaubensbekenntniß einschließt.

Wie bei uns die Geschichte, so bewegt sich auch die Biographie gänzlich auf vaterländischem Boden. Das „Biographische Lexikon", dessen wir in unsern Berichten seit 1832, wo es begründet wurde, immer erwähnt haben, ist bis zum Ende des achten Bandes, welcher den Buchstaben L schließt, fortgerückt. Nicht unerwähnt bleibe hier die Biographie des Dr. Kjellander, der, kaum 27 Jahr alt, in Italien starb, dessen jetzt herausgegebene Papiere von einem reich gebildeten Geiste zeugen. Desgleichen sei hier auch des jetzt erschienenen zweiten Theiles der „Dagboks Anteckningar" (Tagebuchs-Bemerkungen) des verstorbenen Prof. Törneros, hinsichtlich der trefflichen Biographie des Autors von Atterbom, die diesem Theile (der erste erschien 1840) vorangeht, gedacht. Der Curiosität wegen nennen wir endlich eine Biographie der Kisa Mor, der Mutter zu Kisa. Sie hieß eigentlich Frau Janzon und war eine Bäuerin, die in Ostgothland durch glückliche Curen so großen Ruf erlangte, daß immer eine große Zahl Kranker ihr zuströmte, sogar aus Dänemark. Sie stand mit vielen Personen aus allen Theilen des Reichs in Briefwechsel und hinterließ ein Vermögen von 30,000 Thalern. Eine Wunderthäterin war sie nicht, sondern schrieb sogar lateinische Recepte, die aber nur der benachbarte Apotheker verstand; meist wandte sie jedoch selbst bereitete Mittel an. Einmal widerfuhr ihr die Ehre, an das Krankenlager des Grafen Brahe, wobei der König selbst (wie sie wenigstens behauptete) incognito zugegen war, nach Stockholm berufen zu werden, und hatte das Glück, das chronische Übel des Grafen, wenn nicht zu heben, doch zu lindern.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 102. —— 12. April 1843.

Karl Förster.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Karl Förster's Gelehrsamkeit war nicht pedantisch; dies drückt sich auch in seinen Gedichten aus. Ein Mann, den nur Bücher- und Stubenluft umwehte, konnte nicht die Dinge so hell, klar und rein anschauen, die Fülle Gemüths, die alle seine Lieder athmen, hätte eine ängstliche Beimischung erhalten. Er verehrte die Natur:

> O laß, wenn's dunkel ist in dir,
> Natur nur walten für und für!
> Thu auf dein Herz und laß sie ein;
> Bald wird's drin licht und lebendig sein,
> Und was dir draußen gefiel und gefällt,
> Wird drin dir zur zweiten, zur eigensten Welt.

Er zieht sich gern auf das Land zurück, der Natur, Freundschaft und Poesie zu leben, besonders, um vor dem „politischen Zeuge" zu fliehen; aber es kommt ihm nach:

> Gleich in Massen, ganze Bogen
> Drängten sich ins Haus herein.

Er faßt sie bei Schweif und Füßen — da, wunderbar, vom Kopfe keine Spur zu sehen war — und läßt sie in die Flamme des Herdes wandern. Dies ist ein scherzhaftes Gedicht; die Komik war indeß nicht Förster's starke Seite. Auch Leidenschaft und Glut müssen wir hier nicht suchen; er war im Äußern und Innern ein durchgebildeter Mann, der das Ebenmaß des Lebens wie der Gefühle gefunden hatte. Wie sein Biograph uns sagt, daß er keine Feinde, nicht einmal Gegner draußen gehabt, so hatte er auch im Innern mit keinem solchen zu kämpfen. Sie waren wenigstens überwunden, als er, als Mann, seine Lieder dichtete. Nur die süße Melancholie, die Träume, die auch den Ernstesten beschleichen, umgaukeln ihn dann und wann. Doch auch mit ihnen hat er sich gesetzt:

> Senkt auf meinen Lebensstrom euch nieder,
> Bis der Tropfen letzter ihm verschäumt,
> Goldne Träume! webt um meine Lieder,
> Wann mein Kahn sich in die Wolken bäumt!
> Nimmt die Wahrheit, was ihr gabt, auch wieder,
> War es Traum, doch war es süß geträumt,
> Und, wie die Gestalten auch verschwimmen,
> Auch im Traume reden Götterstimmen!

Karl Förster ist durchaus ein lyrischer Dichter. Er darf nicht aus seiner Gemüthswelt heraus, die ihm diese Lieder eingab, um ganz er selbst zu bleiben. Wo er didaktisch auftritt, warnend, ernst rügend, ist es doch immer die Flamme des Gemüths, die ihn antreibt. Darum stehen seine erzählenden Gedichte, seine Balladen und Romanzen hinter seinen Liedern zurück. Sie sind nicht schlecht, verfehlt, er ergeht sich aber hier in einer fremden Welt. Der gemüthliche, klare Mann kann sich nicht in die fremden Zustände versenken; er behält sein Hauskleid an, wo er den Harnisch anlegen müßte, und Sturm und Nacht, auf denen die Ballade reitet, sind ihm, der gern Alles behaglich zurechtlegt, fremd. Auf weit festerm Boden steht der Dichter in seinen epigrammatischen Gedichten. Hier hilft ihm und begeistert ihn die Gesinnung. Er urtheilt nach bester Überzeugung, er kann auch in heiligen Zorn gerathen gegen die neuen Tempelschänder:

> Wie sie, die dreisten, und ach täglich dreistern
> Gesellen nun des Tempels heilige Mauern,
> Drin die verlaßnen Götter einsam trauern,
> Mit ihren Fratzen — Bild an Bild — bekleistern!
>
> „Hinab", so heißt's, „mit euch, den alten Meistern!
> Das ewig Schöne soll nicht ewig dauern;
> In Sünd' und Qualen, in der Hölle Schauern
> Muß sich zu neurer Kunst das Herz begeistern.
>
> Den alten Wust hinab zur Polterkammer,
> Des Glaubens Popanz, der Gesetze Plunder,
> Des Eh- und Wehstands dumpfen Katzenjammer!
>
> Betschwestern laßt die alte Zeit beweinen;
> Die neue Zeit bricht an und neue Wunder,
> Glaubt's sicherlich, sie werden bald erscheinen!"

Auch unter dem Epigrammatischen in antiker Form bewegt sich der Dichter mit Glück. Die alte heitere Kunst, das bewegte Leben, selbst in der Ruhe, auf allen seinen Sprüngen und Irrwegen zu verfolgen, sagt seiner Natur zu. Er zieht gegen die falschen Stürmer im Gebiete der Politik zu Felde. Fast beißender, als wir es von ihm erwarten sollen, ist das Epigramm „Das Volk 1839":

> Frei nun, dem Zwange der Fürstenschul' entwachsen, geberdet
> Sich, wie Studenten das Volk, und — der Magnificus schweigt.
> Tobe nur aus dein feuriges Blut! Bald gibt es Vertreter —
> Hat der Bursch nur ein Amt, findet sich Alles von selbst.

Trefflicher sind die Sinngedichte. Hier sind manche Perlen, die vor dem Untergange in den der Zeit angehörenden Poesien bewahrt zu werden verdienten. Nur einige erlauben wir uns zu citiren:

Schicksal.

> Ernst durchwandeln das Leben des Schicksals dunkele Boten,
> Aber dem reinen Gemüth heißen sie Engel des Lichts.

Maskenball.

Ärgre der Räthsel dich nicht, die links und rechts dir begegnen;
Eben im Räthsel ja liegt jegliches Lebens Genuß.

Sibyllenblätter.

Frage die Blätter nicht mehr, ob untergeschoben, ob echte;
Alle gewiß sie sind gut, legst du das Rechte hinein.

Dieselben.

Blätter nur sind wir von Staub; doch im Irdischen blühet das Ew'ge,
Ernst nur betracht' uns und gleich spricht der verborgene Gott.

Zeitwunder.

Zeichen und Wunder! so rufet der Hauf. Die Klügeren sprechen:
Zeiget die Wunder, vielleicht wundern der Zeichen wir uns.

Manus manum lavat.

Wohl, wir haben's gesehn; sie waschen einander die Hände!
Aber, ihr Herren, es fehlt immer das Wichtigste noch.
Waschet die Augen euch aus, sonst wäschet man freundlich den Kopf euch.
Aber was hülf es? Es wäscht Keiner den Mohren doch rein.

Die Gedichte sind die Früchte vieler Jahre, von denen viele hier zuerst gedruckt erscheinen werden. Ein großer Theil derselben sind Gelegenheitsgedichte und der Herausgeber räumt selbst ein, daß deren vielleicht zu viele wären. Der zweite Theil besteht fast allein aus solchen, mit Ausnahme der schon bekanntern und gewürdigten, welche in einer Reihenfolge dem Andenken Rafael's gewidmet sind. Die Mehrzahl der übrigen ist bei besondern Festgelegenheiten theuern Freunden, darunter bekannten und geachteten Männern gewidmet, denn Karl Förster lebte mit allen edeln und ausgezeichneten Männern und Frauen Dresdens in freundschaftlichster Verbindung. Der andere Theil aber gehört seiner Familie. Förster war einer der Dichter, denen Liebe und Freundschaft immer jung und frisch blieben. Er besingt das Wiegenfest der Gattin nach einer vierzehnjährigen Ehe mit demselben Ausdruck von Zärtlichkeit wie in den Honigmonden. Wir möchten die Aufnahme so vieler dieser Gelegenheitsgedichte nicht unbedingt tadeln. Galt es einen edeln Mann, der als Dichter in Deutschland noch wenig bekannt war, dem großen Publicum vorführen, dann that man allerdings nicht gut, zu viel von ihm zu geben. Das Beste hätte genügt. Aber wie die Dinge stehen, ist kaum zu erwarten, daß sie ein sehr großes Publicum sich erobern werden, dazu gehören heute andere Bedingnisse als gute Gedichte. Es galt also mehr den, so vielen Bekannten theuern, Mann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit denselben vorführen und sein Gedächtniß erhalten. In dieser Beziehung war auch das geringfügigste Geburtstagslied von Werth und Bedeutung. Wir aber wollen unsere Anzeige mit zwei Distichen schließen, die als Motto auf dem Titel, oder unter dem trefflichen Stahlstich nach Vogel's Portrait des Seligen passend gestanden hätten:

Est Deus in nobis.

Fördre den Menschen in dir, und wie du in schwellender Knospe
Leuchtende Blüte dir ziehst, ziehst du im Menschen den Gott.

Rechtes wollen.

Nimm dir das Höchste zum Ziel; nur Wenigen wolle gefallen;
Glaube, mit freudigstem Gruß fallen dir Tausende zu.

W. Alexis.

Notizen über die schwedische Literatur des Jahres 1842.

(Beschluß aus Nr. 101.)

Zu den Staatswissenschaften und der Politik uns wendend, nennen wir zuerst eine englische, in Stockholm erschienene Übersetzung der bekannten Abhandlung des Kronprinzen: „On punishments and prisons. By His Royal Highness Oscar Crown Prince of Sweden." Auf Veranlassung dieser Schrift bemerken wir, daß die darin gepriesene philadelphische Einrichtung in Schweden viel Anklang fand und man schon zu dem Bau eines Gefängnisses nach diesem System schreiten wollte; aber die von den Zeitungen mitgetheilten Ansichten in Dickens' Buch über Amerika haben der gefaßten Meinung einen gewaltigen Stoß gegeben. Ferner gedenken wir einer in Paris gedruckten Schrift: „Des différends entre les nations civilisées et de leur cause", vom Grafen Frölich, einem der Häupter der Opposition. Der Verf. ist nicht ohne Geist, aber oberflächlich gebildet, daher sein Buch ein Gemisch von Wahrem und Falschem. Früher mit der vaterländischen Constitution unzufrieden, weil das Wahlsystem zu kastenmäßig und überdies die königliche Prärogative (seiner Meinung nach) zu groß sei, fand er in dem gelobten Lande der Freiheit die Dinge auch anders als er erwartet hatte. Über die Entwickelung der Nationalkräfte seit dem Regierungsantritte des Königs Karl Johann verbreitet ein Heft „Statistischer Tabellen" so viel Licht als durch Ziffern dargestellt werden kann. Das Tableau ist glänzend: die Staatseinkünfte haben sich, bei verminderten Abgaben, sehr gehoben; der Landbau hat große Fortschritte gemacht, ebenso der Gewerbfleiß in fast allen Richtungen, sowie der Bergbau und der Handel. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß der uns in seiner eigentlichen Gestalt bisher fast unbekannte Pauperismus zunimmt, daß der Luxus auf eine verderbliche Weise gestiegen ist und daß in demselben Grade, wie die Production gestiegen, auch die Preise gedrückt sind, sodaß es problematisch scheinen kann, ob sich die Producenten besser oder schlechter befinden; ja, die Opposition behauptet in vollem Ernst, daß der allgemeine Wohlstand eher gesunken als gestiegen sei. Alles erwogen, läßt sich vielleicht behaupten, daß das Vermögen allgemeiner bei uns verbreitet ist, daß die Bauern und ärmern Classen im Ganzen gewonnen, daß aber ein Theil des Adels und die reichere Mittelclasse in Folge des Luxus und bei den gesteigerten Bedürfnissen verloren haben. Die Rentenversicherungsanstalten Preußens haben auch bei uns lebhafte Aufmerksamkeit erregt, und der Secretair Arrhenius gibt uns darüber in einer Broschüre Auskunft, nachdem er sich darüber bei einem Besuche in Berlin unterrichtet hatte. Eben erscheint ein Prospectus zu einem solchen Verein, wobei man doch die Bemerkung gemacht hat, daß, weil die Verhältnisse bei uns in vieler Hinsicht anders sind, das preußische System nicht für uns unbedingt das passendste wäre, sondern die Sache erst einer nähern Erwägung bedürfte. Der Vollständigkeit wegen bemerken wir, daß der erwähnte Crusenstolpe ein fünftes Heft seiner „Ställningar och Förhållanden" herausgegeben hat, wie gewöhnlich voll Invectiven gegen den König und den Grafen Brahe. Die Waffen sind aber jetzt stumpf geworden, und dies neue Heft hat, so viel wir wissen, nicht die geringste Aufmerksamkeit erregt. Anders aber war es, als er mit dem stolzen Titel eines Staatsgefangenen sich brüsten und als einen Märtyrer der Freiheit sich darstellen konnte.

Geographie. Vier unserer Landsleute haben im J. 1842 die schwedische Literatur mit Reisebeschreibungen bereichert: erstens der Flottencapitain Gosselmann, durch seine „Resor i Södra Amerika" (Reisen in Südamerika); die mehr wissenschaftliche Ausbeute seiner im Auftrage der Regierung unternommenen Reise hat er früher dem gelehrten Publicum in einem besondern Werke geliefert. Die zweite Reise hat den Titel: „Resa i Tyskland. Skildringar och Omdömen, 1840—41" (Reisen in Deutschland. Schilderungen und Urtheile) und zum Verf. den Philosophen Snellman, der die von ihm gehegten Erwartungen

auch hier nicht täuscht. Einem dritten Reisenden, Dr. Sileström, verdanken wir „Anteckningar öfver Norige" (Bemerkungen über Norwegen). Der Verf. begleitete die letzte französische Nordpolexpedition, die im nördlichen Norwegen überwinterte, und hatte also Gelegenheit und Zeit, allerlei Nachrichten über dies Land zu sammeln. Der vierte Reisende ist St. Arwidsson, der unter dem Titel „Norr och Söder" (Norden und Süden) seine Reisen in den J. 1835—39 von Avasara (am Torneå) bis Neapel geschildert hat. Im J. 1842 erschien auch die dritte, sehr vermehrte Auflage der „Beschreibung von Palästina" vom Prof. Palmblad, mit Benutzung vieler neuen Hülfsmittel, besonders der Entdeckungen und Erörterungen des Amerikaners Robinson. Eine neue Karte ist hinzugekommen und die alten sind revidirt. Der Docent Rietz hat eine brauchbare, nur zu compendiöse „Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen" geliefert. Über Stockholm und Upsala sind neue Topographien erschienen.

Wir führen endlich den Leser ins Feld der schönen Literatur; den Disteln gehen wir vorüber und bemerken nur die Blumen. Die schönste ist vielleicht der „Julqväll" (Der Weihnachtsabend), eine Idylle von Runeberg, der zwar, als Finnländer, politisch uns fremd, aber der Sprache nach unser Landsmann und Geistesverwandter ist. Die beliebte Euphrosyne (Frau Byström) bietet uns neue Dichtungen („Nya Dikter"), welche aber nicht ganz die frühere Frische haben. Eine andere Dame, die sich Fräulein R** schreibt, liefert ein Epos in sieben Gesängen: „Bertha. Målning af det 17. Århundred i sju Sånger." Aus dem Nachlasse des Dichters Nicander hat man einige italienische Dichtungen („Poesie italiane di Carlo A. Nicander") herausgegeben. Die Musensöhne in Upsala haben unter dem Titel „Linnaea borealis" einen neuen Blumenstrauß gewunden; aber der lundische Musenalmanach „Hertha", der an äußerer Pracht seine Nebenbuhler überbot, ist eingegangen. Der unermüdete Dahlgren nannte seine letzte poetische Weihnachtsgabe „Talltrast" (Weindrossel). Wenn der Leser von dem Singsang der jetzigen Apollojünger ermüdet ist, so stehen zwei Führer bereit, ihn in die Sängerhallen der Vorwelt zu leiten. Der erste ist der Bibliothekar Arwidsson, er bringt den dritten Theil der „Svenska Fornsånger. Samling af Kämpavisor, Folkvisor, Lekar, Dansar, Barn- och Vallsånger" (Lieder aus der schwedischen Vorzeit. Sammlung von Kampfgesängen, Volksliedern, Spielen, Tänzen, Kinder- und Wallliedern), eine um so dankenswerthere Gabe, da diese Gesänge mehr und mehr in dem Munde des Volks verklingen. Der zweite Führer heißt auch Arwidsson, es ist der schon erwähnte Reisende von „Nord und Süd"; er aber ladet uns in eine ganz andere Welt und Zeit ein. Er hat nämlich Ossian aus dem Gälischen neu übersetzt und mit einer geschichtlich-kritischen Einleitung begleitet: „Ossians Sånger efter Gaelska Originalet och på deß Verslag. Försvenskade samt med en historisk-kritisk Inledning." Während man neuerlich wieder gründlich zu erweisen suchte, die Ossian'schen Gesänge seien ein modernes Machwerk, sucht jetzt Hr. Arwidsson ebenso gründlich und mit Aufwand von großer Belesenheit dazuthun, daß dieselben, freilich von Macpherson etwas verfälscht und modernisirt, doch im Ganzen unzweifelhaft echt und sogar einige Jahrhunderte älter sind, als Macpherson selbst glaubte, oder daß sie ungefähr bis auf Christi Zeit zurückgehen!

In der noch immer allenthalben bis zum Übermaß gepflegten Romanenliteratur begegnen uns wieder die beiden Vielschreiber Almquist und Crusenstolpe. Ersterer hat den früher von uns charakterisirten Roman „Gabriele Mimanso" beendigt und einen neuen „Tre Fruar i Småland" (Drei Frauen in Småland) angefangen, der nicht sonderlich ist, wiewol sich darin einige Spuren von Talent zeigen. Crusenstolpe trat im Beginn seiner Schriftstellerbahn als Novellendichter auf, aber ohne Glück; jetzt, da er als Publicist hinsichtlich der Darstellung sich Ruf erworben hat, tischt er aus seinem Pulte zwei Jugendnovellchen auf: „Mina första Fjät på Författarbanan" (Meine ersten Fußtapfen auf der Schriftstellerlaufbahn) und „Biktfadern" (Der Beichtvater). Mit Glück wetteifern mit ihm zwei andere Publicisten oder richtiger Feuilletonisten, Rosén und Orvar Odd (eigentlich Dr. Sturzenbecher); Beide sind nicht ohne Witz, obgleich derselbe zuweilen etwas geschraubt ist. In Rosén's „En slug Mans Missöden" (Unfälle eines pfiffigen Mannes) ist der Plan gewöhnlich, die Satire plump und grob, die Situationen sind bisweilen lüstern, doch zeugen einzelne Scenen von Talent für das Komische. Feiner, gewandter und die neuern Franzosen in leichter und glänzend-schlüpfriger Darstellung nachahmend, tritt Orvar Odd in seiner Novellensammlung „Med en bit Blyerts" (Mit einem Bischen Bleistift) auf. Von dem weiblichen Kleeblatt, Frederike Bremer, Freiin Knorring und Frau Emilie Flygare-Carlén, haben die beiden Erstern in diesem Jahre nicht Neues geliefert (mit Ausnahme der in der Theologie bereits erwähnten Schrift der Demoiselle Bremer), aber die Letztere bringt uns schon wieder zwei ziemlich umfangreiche Romane: „Rosen på Tistelön" (Die Rose auf der Distelinsel) und „Kamrer Lassman" (Der Kämmerer Laßman). Leider nur Nothgaben; die Verf. hat sich nämlich contractlich verbunden, jährlich dem Verleger der „Cabinetsbibliothek" zwei Romane zu zwei oder drei Theilen zu liefern. Schließlich sei noch der Genregemälde eines Ungenannten: „Genre-målningar af Onkel Adam" gedacht. 49.

Sigismund Forster. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist uns gestattet, bei der Besprechung dieses Werkes kurz zu sein, da ein in d. Bl. jüngst gelieferter Aufsatz, welcher das Talent der Verf. einer ausführlichen Beleuchtung unterwarf, uns hierbei schon vorgearbeitet hat.*) Die Gräfin Hahn-Hahn verläßt sichtbar mehr und mehr den etwas eigensinnigen und darum nothwendigerweise auch beschränkten Standpunkt für die Lebensansicht, den sie in ihren ersten Werken festhielt. Von der „Faustina" zum „Ulrich" und von diesem zum „Forster" ist ein Fortschritt unverkennbar, nicht gerade in den formalen Kunstbedingungen, aber im Geiste, in der Freiheit der Auffassungen. Ja, es findet in einer Grundbeziehung aller ihrer Schriften sogar eine Art von Umkehr statt, insofern nämlich, als in diesem Romane zuerst der Sieg der Tugend und Ehre auf Seiten des bürgerlichen Helden, gegenüber dem adligen Widersacher bleibt: eine Auffassung des Stofflichen, deren die Gräfin Hahn-Hahn bis hierher fast unfähig geachtet wurde. Dagegen steht die Sprache in dieser Erzählung an Feuer, an Glut, an innerm Zorn, möchten wir sagen, kurz an Kraft, Fülle und Energie, der in den frühern Leistungen der Verf. nach, und sie scheint daher, was sie an geistiger Harmonie, freier und wahrer Lebensbetrachtung und Weisheit gewonnen hat, in mehr äußerlicher Wirkung eingebüßt und verloren zu haben. Die Einfachheit, Faßlichkeit und Natur, die Naivetät ihrer Erzählung — ein Vorzug, der ihr vor ihrer Mitbewerberin, der Verf. von „St.-Roche" und „Godwie-Castle", unbedingt zukommt — lassen nichts zu wünschen übrig, vielmehr ist „Sigismund Forster" in dieser Beziehung den besten Mustern in unserer Literatur ähnlich. Auf die Erfindung scheint nicht die geringste Bemühung verwendet zu sein — wir sagen „scheint", weil gerade hier der Schein täuschend ist und weil die kunstloseste Erfindung in der That oft die mühevollste ist. Der Student Forster liebt Tosca Beyron — wie Studenten lieben. Er wendet sich von ihr ab, weil er die Geliebte für kokett hält, und sie von ihm, weil er sie in jenem Wahn verletzt. So treten die jungen Leute auseinander nach einer zart und fein geschilderten ersten Begegnung, den Funken der Neigung in der Seele bewahrend. Nach zwölf Jahren führt der Zufall sie wieder zusammen; Forster ist Ge-

*) Vgl. den Aufsatz „Weibliche Schriftstellerinnen" in Nr. 6 u. 7 d. Bl. D. Red.

gierungsrath in Berlin, Tosca an einen kränkelnden, bejahrten Verwandten verheirathet und von dessen Vetter Ignatz umschwärmt. Was ist natürlicher, als daß die Liebe aus ihrem frühern Grabe ersteht? Forster aber ist Bräutigam; ein gutes, einfaches Mädchen in Magdeburg hat sein Wort. Dies ist die ganze Verwickelung, gewiß so aufwandlos als nur immer möglich, so voll innerer Wahrheit und schmuckloser Natur, als nur, wir möchten sagen, in einem Idyll gedacht werden kann. Hier finden sich keine gewaltsam zur Poesie emporgeschraubten Gestalten, keine Feuerkinder oder Wassernixen, weder Mignons, noch Undinen, keine aus der Linie der Natur tretenden Begebenheiten, nichts Transscendentes mit einem Worte. „Sigismund Forster" ist ein Idyll der modernen Gesellschaft und darin liegt sein Reiz und sein Verdienst. Die Heldin ist Tosca, eine Gestalt voll Leben und aus dem Leben, so groß in echter Liebe, in Duldung, kluger Abwehr und schöner Resignation, daß sie sich jeden Leser zum Freunde gewinnt. Forster ist dieser Gestalt gegenüber vernachlässigt, schwach, nicht auf sich selbst fußend, den Ereignissen unterthan und in sophistischer Kälte vergraben, fähig, ein edles Herz ohne Gewissensregung zu brechen. Er würde unsere Achtnng als Mann verlieren, zeigte er sich dem verworfenen Vetter Ignatz gegenüber nicht tüchtig und ehrenwerth. In diesem Ignatz stellt die Verf. allen ihren Schwestern ein Warnungszeichen hin, für welches das ganze Geschlecht ihr dankbar zu sein Ursache hat. Er ist die personificirte Verworfenheit der Verführungskünste, ein Mensch, der die Liebe täuschend zu copiren versteht, ohne Herz, schmachvolle Plane brütend und eine schwärmerische Glut zu ihrer Ausführung bestellend. Daß Tosca einen solchen Charakter zu durchschauen versteht, ihn, den sie schonen muß, ohne Eclat von sich abzuwehren und doch mit ihm auf gutem Fuß zu bleiben vermag, das ist der Triumph einer gut berathenen Weiblichkeit. Dagegen aber möchte sie, dem würdigen Gemahl gegenüber, trotz aller ihrer zärtlichen Sorgsamkeit, von einiger bewußten Täuschung doch nicht frei zu sprechen sein. Dies war vielleicht unmöglich zu erreichen und hier ruht die schwache Seite des Romans; die Verf. will, daß Tosca rein sei, und sie ist es doch nicht ganz. In Forster's Tode, von Ignatz' Hand, übt sie daher volle und gute poetische Gerechtigkeit und Jeder empfängt, was ihm gebührt.

An gesellschaftlichen Feinheiten, guten Bonmots und geistreichen Einblicken in das Weltleben kann es in einem Roman der Gräfin Hahn-Hahn natürlich nicht fehlen, es fehlt auch in diesem nicht daran; nur schwimmt auf diesem sanften See doch auch Vieles obenauf, was seine natürliche Klarheit trübt. Manches Ungehörige, Schiefe, Halbangeschaute begegnet uns und Vieles erscheint gering und unbedeutend. Hingegen verdient Erwähnung, daß beinahe nichts Scharfes, Eigensinniges, Zorniges und Gehässiges darin vorkommt, woran in den frühern Schriften der Verf. Überfluß ist. Für den besten Theil der Erzählung halten wir Forster's Besuch in der Familie seiner Braut. Auch diese Episode ist warnungsreich für das zarte Geschlecht. Sie zeigt, wie in entscheidenden Augenblicken dieser Art einen mit sich selbst ringenden Männergeist nichts feindlicher und widerwärtiger berührt als gerade ein Übermaß von Güte und Zärtlichkeit, wie beide gerade die gegentheilige Wirkung hervorbringen und, anstatt zu fesseln, abstumpfen, entnerven, abstoßen. Es ist dies eine große Lehre für Frauen und für — Bräute im Besondern. Kühnheit und Gleichgültigkeit hätten Forster gereizt, vielleicht bezwungen, die Weichheit vertreibt ihn.

8.

Eugene Sue's Selbstvertheidigung.

Eugene Sue, der durch seine „Mystères de Paris" dem „Journal des débats" von vielen Seiten den Vorwurf der Verbreitung von Immoralität, zugleich freilich auch einen beträchtlichen Zuwachs an Abonnenten zugewendet hat, vertheidigt sich jetzt in der genannten Geschichte selbst gegen den erwähnten Vorwurf. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Erblichkeit des Verbrechens durch viele Generationen hindurch und über die Versäumnisse der Gesellschaft, welche dies verschulden, sagt er am Anfange der sechsten Abtheilung („Journal des débats" vom 16. März): „Verzeihe der Leser, daß wir abermals eine Art Einleitung gemacht. Hier unser Grund. Während die Veröffentlichung dieser Erzählung fortschreitet, ist ihr sittlicher Endzweck so heftig und, wie uns scheint, so ungerecht angegriffen worden, daß man uns verstatten wird, die ernste, rechtschaffene Absicht zu verwahren, welche uns bisher Antrieb und Ausdauer gegeben hat. Verschiedene Personen von Charakter, feinem Takt und Bildung haben uns Aufmunterung und schmeichelhafte Beweise ihres Beifalls zu Theil werden lassen. Wir sind es vielleicht diesen Freunden, bekannten und unbekannten, schuldig, ein letztes Mal den blinden, hartnäckigen Anschuldigungen entgegenzutreten, welche, sagt man uns, bis in den Schoos der gesetzgebenden Versammlung Widerhall fanden. Uns ‚abscheuliche Sittenlosigkeit' vorwerfen, ist nichts Anderes, wie uns dünkt, als eine abscheulich unsittliche Richtung mittelbar allen Denen vorwerfen, welche uns mit ihrer lebhaften Theilnahme beehrt haben. Um dieser Theilnahme also, wie um unser selbst willen, wollen wir versuchen, an einem Beispiele unter mehren zu zeigen, daß unsere Arbeit nicht an menschenfreundlichen und nutzbaren Gedanken gänzlich bar ist."

„In einer der ersten Abtheilungen haben wir das Bild einer Mustermeierei entworfen, die dazu gegründet ist, um armen, redlichen und fleißigen Arbeitsleuten Aufmunterung, Unterweisung und Belohnung zu gewähren. Wir fügen hinzu: Unbescholtene Unglückliche verdienen mindestens ebenso viel Theilnahme als bestrafte Verbrecher; dennoch gibt es zwar zahlreiche Gesellschaften, welche sich junger Sträflinge oder Entlassener annehmen, allein keine Gesellschaft, welche den Zweck hätte, für arme junge Leute Sorge zu tragen, deren Wandel tadellos geblieben: das heißt denn, man muß erst ein Verbrechen begangen haben, um auf die Wohlthat solcher verdienstlichen und heilsamen Hülfleistungen ein Anrecht zu erlangen. Wir ließen damals einen Bauer unserer Mustermeierei sagen: ‚Mild und menschlich ist es, den Bösewicht nie ganz aufzugeben; aber man sollte auch den Unverdorbenen Aussichten eröffnen. Wollte sich ein rüstiger und arbeitsamer junger Bursch von gutem Ruf an die für entlassene Sträflinge bestimmte Meierei wenden, so würde er den Bescheid erhalten: Hast du ein Bischen gestohlen, Karl, und vagabundirt? — Das nicht. — Ja, dann ist hier kein Platz für dich.' Dieser Misstand ist nun Männern, die fähiger als wir sind, zum Bewußtsein gekommen, und ihnen sei es Dank, daß, was uns ein Utopien schien, zur Wirklichkeit geworden ist."

„Unter dem Vorstande eines der ausgezeichnetesten und verehrungswürdigsten Männer, die gegenwärtig leben, des Herrn Grafen Portalis, und unter der einsichtsvollen Leitung eines wahren Philanthropen, eines Mannes von ebenso edelm Herzen, als praktischem und aufgeklärtem Geist, des Herrn Allier, hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck ist, armen, ehrlichen jungen Leuten aus dem Seinedepartement beizuspringen und ihnen Beschäftigung auf landwirthschaftlichen Ansiedelungen zu geben. Diese einfache Erwähnung reicht allein hin, um über den sittlichen Gedanken unserer Arbeit Aufschluß zu geben. Es macht uns stolz und glücklich, daß wir in einem und demselben Kreise von Gedanken, Wünschen und Hoffnungen mit den Gründern dieses neuen Instituts zusammentrafen; denn in der That zählen wir uns zu den Sendboten, zu den unscheinbarsten freilich, aber zu denen gewiß, die am lebhaftesten von der Wahrheit durchdrungen sind, daß es Pflicht der Gesellschaft ist, dem Bösen vorzubeugen, zum Guten aber, so viel an ihr ist, anzuspornen und das Gute zu belohnen."

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 103. —— 13. April 1848.

Socialismus und Communismus.

Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von L. Stein. Leipzig, O. Wigand. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende, unter einem sehr bescheidenen Titel auftretende Schrift muß als eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer publicistischen Literatur und als ein neuer Sieg der deutschen Wissenschaft über die großen Probleme des Lebens und der Geschichte gelten. Zwar haben bis jetzt bei uns die socialen Gestaltungen, welche die Gesellschaft Englands und Frankreichs bewegen und erschüttern, nur ein geringes praktisches Interesse gehabt: die deutsche Welt ist noch viel zu sehr mit der geräuschlosen Befreiung vom Staate und der Gesellschaft des alten Europas beschäftigt, als daß die Elemente der modernen, auf die freie Persönlichkeit gegründeten Gesellschaft schon zu entschiedener Entwickelung und zum Kampfe ihrer Gegensätze und Widersprüche hätten gelangen können. Allein auch das theoretische Interesse an den socialen Bewegungen der übrigen germanischen Welt blieb uns so ziemlich fern; der Kampf in dem Herzen der Gesellschaft Englands und Frankreichs, der auf den Conflict gewaltiger Mächte und principieller Resultate hinweist, hat uns nur als vereinzelte abnorme Erscheinung gegolten und unsere Neugierde und Bedauern, aber keine gründliche Aufmerksamkeit rege gemacht. Diese Gleichgültigkeit gegen Das, was wir mit dem Namen der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnen, erstreckt sich sogar bei uns bis in die Wissenschaft überhaupt. Wir, denen die Aufgabe gestellt zu sein scheint, alle Lebensprobleme der germanischen Welt wissenschaftlich zu lösen und zu überwinden und damit den schroffen Widersprüchen der Wirklichkeit die Bahn zu tiefer und friedlicher Fortbildung zu ebnen — wir besitzen, bei aller Tiefe, mit der wir den Begriff des Staats und des Rechts erläutert haben, weit weniger als die übrigen Nationen ein originelles wissenschaftliches System von Dem, was hinter dem Staate liegt.

Und doch — wie sehr fodert uns die Geschichte des 19. Jahrhunderts auf, einem Elemente unsere Achtsamkeit zu schenken, das freilich zur Zeit der unumschränkten Herrschergewalt gänzlich darniederlag und wenig in Betracht kam, das aber jetzt sich als der Centralpunkt gestaltet, aus dem die großen Ereignisse der Geschichte, der Fortschritt der Menschheit, die Schicksale der Staaten hervorgehen und in den sie zurückwirken. Die Gesellschaft, ihr Erwachen, ihr Interesse, ihre Überzeugung, hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich die Schranken des alteuropäischen Staats niedergerissen; sie hat die Revolution selbst, in der Begründung einer freien Persönlichkeit im Staate, zu einem dauernden, positiven und weltgeschichtlichen Ereignisse gemacht; sie bildete während der Restauration die mächtige Opposition gegen die Politik der alten Bourbons und hat die Julirevolution durchgesetzt; sie zeigt sich im Hintergrunde aller Fragen, aller Parteien, die das politische Schicksal Frankreichs entscheiden. Die Gesellschaft, ihr Interesse und ihr Einfluß ist es, was die ganze neuere Geschichte Englands beherrscht. Allein der sociale Wille hat die Reformbill durchgesetzt und damit der innern Politik des Staats eine Bahn und eine Richtung gebrochen, gegen die sich das Parteigetriebe, die politische Combination, die Aristokratie mit ihren gefesteten Privilegien vergeblich sträuben; jeder Schritt, den die politische Gewalt nach außen thut, kann sogar nur mit der Rücksicht auf das sociale Interesse geschehen. Und auch in Deutschlaud, wo die Frage um den Staat und die Staatsgewalt noch das Wesentliche ist, wo politische Gewalten und Doctrinen noch den überwiegenden Einfluß auf das öffentliche Leben der Nation ausüben, ist es zuletzt doch nur die Macht und das Interesse der Gesellschaft, das sich über die politischen Schwankungen und Kämpfe erhebt, dem Gange der Entwickelung Gesetz und Charakter vorschreibt und die Zukunft in ihrem Schoose trägt.

Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus hat sich die Arbeit L. Stein's ein außerordentliches Verdienst erworben. Die Untersuchung selbst ist zwar auf einen bestimmten Gegenstand beschränkt, aber ihr Ausgangspunkt und ihre Resultate greifen auf das tiefste und umfassendste in das Leben und die Wissenschaft der Gesellschaft ein. Von der wüsten Oberfläche der französischen Gesellschaft führt er uns zum ersten Male durch die ganze innere Geschichte dieser neuen Gesellschaft, um die drohendsten und räthselvollsten Erscheinungen derselben, den Socialismus und Communismus, aus ihren Principien zu erklären. Er weist durch diesen echt wissenschaftlichen

Gang nicht allein die wahre Bedeutung und den tiefen organischen Zusammenhang dieser Gestalten mit dem Bildungsgange der ganzen germanischen Welt nach, sondern eröffnet hiermit an diesem individuellen Volksleben den ganzen Umfang und den unermeßlichen Reichthum einer allgemeinen socialen Wissenschaft von dem Standpunkte unserer weltgeschichtlichen Epoche.

Welcher Hülfsmittel und Vorarbeiten konnte sich der Verf. aber bedienen, um diesem chaotisch drängenden, von unzähligen Fragen, Ansichten und Persönlichkeiten durchkreuzten Stoffe eine so tiefe, objective und ganz neue Gestalt abzugewinnen? Es ist nicht zu verkennen, daß ihm die eigene Erfahrung des französischen Lebens und ein gründliches Studium seiner Geschichte und Literatur, in Bezug auf den Gegenstand aber das geistreiche Werk Louis Reybaud's und das treffliche Buch von Eugen Buret eine Menge neuer Gesichtspunkte und unmittelbarer Anregungen mögen gewährt haben; allein die tiefe Auffassung des Ganzen, die speculative Durchdringung des Einzelnen, die Zurückführung der Erscheinungen auf das Allgemeine — alles Dies haben wir unbezweifelt dem originellen und reichen Geiste des Verf., wie seiner tüchtigen deutsch-philosophischen Durchbildung zu verdanken. Es zeigt diese philosophische Bildung, wie wesentlich, ja wie einzig geschickt nur das wissenschaftliche Denken für die wahre Aufklärung auch der praktischen Lebensverhältnisse ist.

Die Kritik wird sich bei der vorliegenden Arbeit nur positiv und entwickelnd verhalten müssen, denn Gegenstand und Auffassung sind neu: sie reichen weit über die Art und Weise hinaus, wie wir wol allgesammt über die Sache dachten und urtheilten. Die Schulmeisterei könnte sich zwar hier und da an dem Formellen reiben; denn der Umstand, daß vielfache Zwischenfragen in Bezug auf die Hauptsachen verfolgt werden mußten, ferner, daß der Verf. seine Gedanken im Angesichte der französischen Lebenswogen gesammelt und niedergeschrieben, hat zuweilen die Ruhe und Durchsichtigkeit des sonst schönen und geistvollen Stils beeinträchtigt. Allein dem aufmerksamen und reifen Leser wird dieses bei der planvollen, sichern und logischen Anordnung und Entfaltung des Ganzen nicht in Betracht kommen.

Das Buch zerfällt in vier Hauptabschnitte, von denen der erste die philosophische Entwickelungsgeschichte der französischen Gesellschaft seit der Revolution bis in das Herz des Socialismus und Communismus hinein enthält. Auf diesem Theile ruht deshalb unserer Ansicht nach der Accent, und wir wollen hier den schwierigen Versuch machen, die Grundgedanken desselben zu bezeichnen.

In Frankreich, wie bei den übrigen germanischen Nationen, ist unter den Elementen des Staatsverbandes schon längst ein neues aufgetaucht, das vor der ersten Revolution völlig unbeachtet blieb, dem Niemand ein Recht zugestand, dem sich Niemand mit Liebe zuwandte — Menschen, die Gott gleichsam selbst bei der Vertheilung geistiger und materieller Güter vergessen zu haben scheint, die weder Bildung noch Eigenthum als Basis ihrer gesellschaftlichen Geltung aufzuweisen haben, und die sich dennoch berufen fühlen, nicht ganz ohne diese der Persönlichkeit erst Werth verleihenden Güter zu bleiben: dieses Element ist das Proletariat, der gemeinsame historische Grund und Boden des Socialismus und Communismus. Nicht wie der Reiche reicher, der Weise weiser werden kann, nicht die Theorie des Staatsrechts oder der Verwaltung, selbst nicht das Armenwesen, sondern wie dieser Classe der Proletarier in dem Gefühle und Zustande ihres Unglücks, worin sie versunken ist, geholfen werden kann, ihr Loos, ihre Berechtigung, ihre Zukunft, das ist der einzige Zweck, den die Socialisten wie die Communisten verfolgen.

Warum, fragt der Verf., hat dieses heutige Proletariat eine so große Wichtigkeit und Bedeutung; warum ist es ein besonderer Gegenstand der Sorge und der Unruhe? Auch die alte Welt hatte neben Sklaven ihre Armen; der römische Staat litt an einer ungeheuern Last von Bürgern, die jedes Besitzes entbehrten und aus dem öffentlichen Schatze unterhalten werden mußten. Allein der römische Proletarier hatte die unterscheidende Eigenthümlichkeit, daß er sich nicht durch eigene Arbeitskraft Erwerb und Eigenthum verschaffen wollte, wenn er auch konnte, während die Unserigen durch Arbeit ihre Lage verbessern möchten, wenn sie nur die hinreichende Möglichkeit dazu hätten. In Rußland, der Türkei, China, kurz unter allen Nationen und Staaten nichtgermanischen Ursprungs, gibt es zahllose Scharen, ja ganze Bevölkerungen von hülflosen Menschen, die sich für den geringsten Lohn zu jedem Dienste bereit finden lassen; aber diese unterscheiden sich von dem germanischen Proletarier dadurch, daß sie ihr Loos als ein absolutes ansehen, und keinen Anspruch auf die allgemeinen Lebensgüter machen. Der Verf. findet im germanischen Nationalcharakter, auch im Christenthume die erste Begründung dieses eigenthümlichen und gefährlichen Proletariats. Die Bauernaufstände im Mittelalter, die englische Revolution zeigen, wiewol unter Rache, Religionshaß und politische Absichten versteckt, die ersten Spuren dieser Erscheinung auf. Doch die bewußtvolle Bewegung tritt erst in der modernen Gesellschaft und mit der französischen Revolution hervor: das Proletariat von heute ist das Resultat der modernen Civilisation, und in diesem Punkte liegt sein Zusammenhang und seine allgemeine Bedeutung für die ganze germanische Welt.

Es stellt sich darum die Frage entgegen: was ist die Civilisation, ihrer Idee, ihrem Inhalte nach — welches ist ihr Standpunkt in der gegenwärtigen Epoche? Der Verf. unterzieht sich dieser schwierigen Frage. Guizot, sagt er, hat den großen Gedanken gehabt, ihre Geschichte zu schreiben, aber er hat dem Begriff seine scharfen Grenzen nicht angewiesen. Nicht eine Kunst oder Wissenschaft, nicht alle, nicht die Bildung eines großen Volks, selbst nicht der Masse, kann den Begriff der Civilisation ausmachen; denn wäre das Volk dabei einer despotischen Regierung unterworfen, so hätte es den Höhepunkt der Civilisation nicht erreicht. Doch auch eine humane Re-

gierung ist nicht hinreichend. Ein Volk, das, wie die Deutschen des vorigen Jahrhunderts, einen eigenen Stand hatte, der rechtlich Andern untergeordnet war, ohne sich aus dieser die Persönlichkeit verletzenden Abhängigkeit zu befreien, ist kein wahrhaft civilisirtes Volk. Zur Civilisation gehört nicht blos Bildung, sondern, damit der Mensch als solcher an der ganzen Fülle der Lebensgüter theilnehmen kann, auch staatsrechtliche und persönliche Freiheit für Alle. Der Begriff der Civilisation wird also zuerst alle die selbstbedingten und allgemeinen Güter, wie des Besitzes, der Ehre u. s. w. enthalten, dann aber auch den geschichtlichen Gang, nach welchem diese Güter das Eigenthum der Einzelnen werden und dieselben erheben und bessern. Ein Volk steht auf dem Gipfel der Civilisation, wenn alle seine Glieder aus Machtvollkommenheit ihrer menschlichen Würde an den Lebensgütern theilnehmen, und die Geschichte der Civilisation ist nichts Anderes, als die Bewegung der menschlichen Gesellschaft, diese Güter in Allen und mit Allen zu besitzen.

An diesen Begriff, bei dessen Ausführung durch die Geschichte wir hier dem Verf. nicht folgen können, knüpft sich die Frage über den Charakter unserer gegenwärtigen Civilisationsstufe. Es wird der Beweis geführt, daß das Bewußtsein von dem unbedingten Rechte der Theilnahme Aller an den absoluten Lebensgütern die Eigenthümlichkeit und der unterscheidende Charakter unserer Civilisationsepoche sei. Dieses Bewußtsein tritt nicht eben immer in speculativer Form hervor, sondern äußert sich auf die mannichfaltigste Weise. Der Proletarier besitzt es und offenbart dasselbe, wie jeder Andere. Man löse sie auf die Vorstellungen von Liebe, Menschenfreundlichkeit, Bedürfniß, Liberalismus, Nutzen u. s. w., hinter ihnen versteckt sich der Gedanke an die Verallgemeinerung der höchsten Lebensgüter; ihre Ertheilung und Freigebung beruht nicht mehr auf Willkür, Zwang, Mitleiden, Gutmüthigkeit, sondern sie werden gefodert und erlangt, weil eine zum Bewußtsein erwachte Persönlichkeit dieselben als ihr unveräußerliches und absolutes Recht fodert. Die französischen Revolutionen weisen die Wahrheit dieses Gedankens ganz besonders nach. Die gewaltigsten Umgestaltungen der Völker in früherer Zeit haben ihr Motiv immer in einer bestimmten That, einem ungewohnten Eingriffe oder einer Bedrückung gehabt. Der Keim der revolutionnairen Bewegungen Frankreichs lag nicht in einer gewaltsamen Tyrannei, nicht in Eingriffen auf alte eingebürgerte Rechte und Sitten, sondern es war der neue und mächtige Gedanke von den Foderungen der freien Persönlichkeit, der unter dem Namen der Freiheit das Volk zum Kampfe, und der unter den rein politischen und staatlichen Ereignissen einen dauerhaften und folgenreichen Sieg stets errungen hat.

Es wäre allerdings wünschenswerth gewesen, hätte der Verf. hier den geschichtlichen Nachweis über die Entwickelung des Bewußtseins und der Rechte der Persönlichkeit auch bei den übrigen germanischen Nationen weiter verfolgen wollen. Er würde damit in Deutschland einer politischen Partei große Aufklärung gewährt haben, die den Zusammenhang dieser Entwickelung nicht zugestehen will, um jede Aufmerksamkeit und Hinweisung auf Frankreich zu beseitigen. Indessen wendet er sich sogleich zu der wichtigen Frage: Warum gibt es ungeachtet dieses Bewußtseins und der fast durchgängigen Befreiung der Persönlichkeit von den Fesseln der alten Gesellschaft noch ein Proletariat; warum sind gewisse Classen der Gesellschaft jetzt nur um so mehr in Elend und Abhängigkeit versunken, sodaß sie den weitern Besitz der allgemeinen Lebensgüter entbehren müssen? Die neuere Geschichte hat es hinlänglich gezeigt, daß es nicht blos die Zeit war, die zwischen dem Erwachen des Gedankens und der Erreichung eines allgemein bessern Zustandes der Gesellschaft lag. Die Civilisation scheint also mit sich selbst im härtesten Widerspruche zu stehen. Ein allgemeines Hinstellen der Frage, wie man die niedern Classen zu einer edlern und höhern Stellung emporheben könne, ist ebenso gewöhnlich als nutzlos. Unterricht? — Bildung? — Beides setzt voraus, daß man über Zeit und Mittel zu gebieten vermag. Überdies gibt die Bildung selbst wiederum Anspruch zur Theilnahme an dem höhern Leben der Gesellschaft, und diese Theilnahme setzt wiederum Mittel, sie setzt materiellen Besitz voraus, der allein Unabhängigkeit gewährt, der die Basis für den Erwerb aller andern Güter ist, der auch überall die Theilnahme an dem Staatsleben bedingt.

Der Besitz aber enthält ein Moment, das ihn von andern allgemeinen Gütern wesentlich unterscheidet: er ist persönlich wie jene, aber diese Persönlichkeit ist ausschließend. Der Besitz kann nicht Allen, sondern nur Mehren gehören, und damit eben ist der große Widerspruch in der Civilisation vorhanden, den schon die Philosophen des vorigen Jahrhunderts zu lösen suchten. Ist der Besitz für die Idee der Persönlichkeit etwas Zufälliges; oder ist er eine absolute Bedingung derselben? Der ganze sociale Kampf drängt sich in England und Frankreich auf diesen Punkt zusammen; er ist der Knoten, der gelöst werden soll. Das Proletariat, die ganze Classe der Nichtbesitzer, antwortet auf diese Frage um den persönlichen Besitz in diesem Augenblicke mit einem fanatischen Nein; von der andern Seite aber wird mit eben derselben Hartnäckigkeit und Unversöhnlichkeit die Persönlichkeit des Besitzes behauptet.

Es ist auf dieser Stufe der Untersuchung nicht die Absicht des Verf., das Problem selbst zu lösen. Durch die Entwickelung dieses innerlichsten Widerspruchs in dem Herzen der Gesellschaft mußte nur aufgezeigt werden, daß der Kampf wie die Kämpfer und die Erscheinungen und Gestalten, welche sie hervorrufen, nicht zufällig, nicht vorübergehende und vereinzelte Momente des französischen Lebens seien, sondern daß dieser Widerspruch eine gewaltige Wurzel besitze, daß er allenthalben zur Erscheinung kommen müsse als das Resultat eines großen geschichtlichen Processes. Die Gestalt dieses Widerspruchs tritt aber in Frankreich selbst eigenthümlich genug auf. Der Kampf der anspruchsvollen Persönlichkeit mit dem ausschließenden Besitze macht sich hier unter dem Namen

der Égalité geltend. Man frage nicht, sagt der Verf., was dieses Wort in Aller Munde bestimmt ausdrückt. Es ist die Losung für alle Proletarier; es beginnt als Ahnung, es setzt sich als Negation, erhebt den Kampf mit dem Bestehenden, breitet sich aus über Staat, Kirche, Verwaltung, Gesellschaft. Es ist nur die Bewegung; aber eine Bewegung, die ihr Ziel nicht zu fassen vermag. Der Verfolg und die Entwickelung dieses Egalitätsprincips wird also die innere Geschichte der französischen Gesellschaft sein, und auf seinem Wege liegt auch die Aufklärung über Das, was Communismus und Socialismus genannt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer und deutscher Charakter.

Der bekannte, nicht zu sagen berühmte englische Reisende Laing läßt in seinen „Notes of a traveller" folgende Bemerkung auf den deutschen Charakter zu Gunsten des englischen los: „Der durch Erziehung und staatliche Verhältnisse im deutschen Charakter erzeugte Mangel an Selbstachtung, das ungebührliche Ansehen, welches der Deutsche dem Range, dem Amte und conventioneller Auszeichnung beilegt, und das in Deutschland diesen Dingen übermäßig angehangene Gewicht — alles Dies spiegelt sich klar und deutlich in der verschwenderischen Menge von Orden, Sternen, Kreuzen, Bändern und leeren Titeln, mit welchen sowol Civilisten als Militairs sich seelenvergnügt anputzen. Ungefähr jeder dritte Mann, der Einem auf der Straße begegnet, trägt einen Zettel im Knopfloche, der aller Welt zuruft: ‚Seht mich an, ich bin ein Ritter.' Ein junger deutscher Offizier kann füglich keine Kugel auf dem Schlachtfelde haben pfeifen hören. Also kann auch sein Stand für das Bändchen im Knopfloche keinen sonderlichen Respect verlangen, und noch viel weniger der Civilstand, der sich damit en militaire brüstet. Die Deutschen scheinen keine Ahnung von jenem Gefühle persönlichen Werths zu haben — man nenne es meinetwegen Stolz —, in dessen Folge der englische Edelmann, ob hochgestellter Beamter oder Militair, einen ihm verliehenen britischen oder ausländischen Orden nur bei gewissen Feierlichkeiten trägt. Er fühlt, daß er auch ohne äußerliches Zeugniß etwas ist, und würde es mit seiner persönlichen Geltung ebenso im Widerspruch glauben, bei alltäglichen Gelegenheiten und in den gewöhnlichen Tagesgesellschaften seine auf die Brust geklebten Sterne, Kreuze und Bänder leuchten und flattern zu lassen, als wollte er die Zeitungsberichte über die Thaten, durch die er jene Ehren gewonnen, sich auf den Rücken kleistern. Der Deutsche hingegen knüpft sein Stückchen rothes Band sogar in das Knopfloch seines Schlafrocks; der Kaufmann geht auf seine Schreibstube, der Apotheker, um sich rasiren zu lassen, zum Barbier, der Professor in sein Auditorium, jeder mit seinem Kreuze und seinem Bande, just als ginge er zum Lever des Fürsten. Es ist gesagt worden, die höhern Classen der Gesellschaft seien sich in allen Ländern ziemlich gleich, verriethen wenige jener eigenthümlichen Merkmale, welche in den Mittel- und niedern Classen aller Länder den Nationalcharakter repräsentiren. Das ist ein Irrthum. Der englische Gentleman, der höchste wie der niedrigste, so lange er ein gegründetes Recht auf diese Benennung hat, unterscheidet sich vom deutschen Gentleman durch den eigenen Charakterzug der Zuverlässigkeit auf sich selbst, durch seine Selbstachtung, nenne man sie Stolz oder hochsinniges Bewußtsein seines Werthes. Wie er dort steht, schätzt er sich wegen Dessen, was in ihm ist, nicht wegen der äußerlichen Beglaubigungen, die ihm Andere ausgefertigt. Dieses Gefühl greift tief in die englische Gesellschaft..... Während in Preußen und überhaupt in Deutschland jeder dritte Mann mit einem Verdienstorden dieser oder jener Art umherschlendert und Manchem es gar nicht schaden könnte, wenn er durch eigenen Fleiß sich einen neuen Rock anschaffen und diesen zum Träger seiner Ehren machen wollte, befindet sich das Volk, welches auch die Regierungsform sei, in gesellig und industriell niedrigem Zustande, ist in seiner Staatsökonomie und in der echten socialen Erziehung zu thätigen und freien Mitgliedern des Gemeinwesens um Menschenalter hinter uns zurück." 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Tod der Mad. Dupin — die, im Vorbeigehen sei es gesagt, so viel wir wissen, mit den bekannten Staatsmännern gleichen Namens gar nicht verwandt war — ist für die Literatur ein herber Verlust. Sie hatte derselben einen Theil ihres Lebens geopfert und mehre ihrer Werke werden ihren Namen nicht ganz vergessen lassen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen ihre Aufsätze in der „Revue de Paris", in denen sie namentlich einige interessante Charakteristiken italienischer Dichter mitgetheilt hat. Einer andern jugendlichen Schriftstellerin, die vor kurzem gestorben ist, hat die Hand eines Freundes ein würdiges Denkmal errichtet. Wir meinen die Herausgabe der „Mélanges littéraires de Mlle. Ozenne". Louise Ozenne, die vor kurzem in der Blüte ihrer Jahre gestorben ist, war eine von den wenigen weiblichen Seelen, die sich der Literatur mit heiligem Ernste widmen. Sie verschmähte es, auf der breiten Straße zu wandeln, auf der sich der größte Theil der Blaustrümpfe umhertreibt. Ihre Verhältnisse zwangen sie, zur Unterhaltung ihrer Familie zur Feder zu greifen, aber sie würdigte nie dieselbe zur Verfassung schmuziger Romane, in denen sich so viele Schriftsteller ihres Geschlechts gefallen, herab. Beachtung verdienen die kritischen Aufsätze, die sie unter dem Pseudonym Camille Barton in die „Revue de Paris", die „Revue française" und andere Zeitschriften einrücken ließ. H. Romand, der dem stillen Wirken der Verstorbenen in der Einleitung einige gefühlvolle Worte widmet, hat unter dem oben angeführten Titel eine geschmackvolle Auswahl der besten Aufsätze, die aus ihrer Feder geflossen sind, zusammengestellt. Vielleicht hätte der Herausgeber indessen den Abriß der französischen Literatur, den die Verf. für die „Encyclopédie des gens du monde" geschrieben hatte und mit dem die „Mélanges" eröffnet werden, weglassen können. Er ist gar zu dürftig und skelettartig.

„Les mauvais livres, les mauvais journaux et les romans" ist der Titel einer in Belgien erschienenen Flugschrift, die von einem Prediger des Jesuitenordens herrühren soll. In dieser kleinen Broschüre wird sehr gegen die verderblichen Richtungen der neuern Literatur geeifert und strenges Gericht über die „schlechten Bücher" gehalten. Nur wenige, und nicht immer die besten, entgehen dem Verdammungsurtheile. Um einen Begriff von der Wuth, mit der der Verf. seine Opfer verfolgt, zu geben, wollen wir nur zwei oder drei Beispiele anführen. Die „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" von Thierry erhält das Prädicat très-mauvais; die „Geschichte der französischen Revolution" wird ein erbärmliches Werk genannt, und der tiefsinnige Alfred de Vigny, dessen keusche Muse nie in das Geschrei des Tages eingestimmt hat, wird als ein sehr schlüpfriger und gottloser Romanschreiber an den Pranger gestellt.

Wir haben vor einiger Zeit in d. Bl. eines geistreich geschriebenen Werkes von Isidore Loewenstern erwähnt, in dem der Verf. einige Partien aus seinem Tagebuche von einer großen Reise mittheilt. Wir begleiteten den gebildeten Reisenden durch Nordamerika, über dessen Verhältnisse wir neben vielem Oberflächlichen doch auch manches Neue und Interessante erfuhren. Gegenwärtig läßt Hr. Loewenstern die Fortsetzung dieses Werkes u. d. T. „Le Mexique" (Paris 1843) erscheinen, und wir hoffen, daß er uns noch fernere Mittheilungen aus seinen Reiseeindrücken machen wird. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 104. —— 14. April 1848.

Socialismus und Communismus.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Der Verf., nachdem er dieses Princip als den Grund der socialen Bewegung aufgefunden hat, kehrt nun zur Geschichte der französischen Gesellschaft zurück und betrachtet zuvörderst deren Gegensätze vor der ersten Revolution. Seine scharfe Charakteristik dieser Epoche dünkt uns das Schlagendste, was je über die französische Revolution gesagt wurde; ihre Anwendung auf die reingeschichtliche Darstellung müßte ganz neue Gesichtspunkte liefern. Es ist des Verf. wohlbegründete Überzeugung, daß nicht das Staatsrecht und der politische Absolutismus, sondern eben dieser in dem Innersten der Gesellschaft vorhandene Widerspruch zwischen den Foderungen einer zum Bewußtsein erwachten Persönlichkeit und dem factischen Zustande der Gesellschaft die Revolution des vorigen Jahrhunderts bewirkt habe. Die ganze Gestalt der alten Gesellschaft hatte zu ihrem Principe die Standesunterschiede. Um den Thron scharte sich der Adel; in seinen Händen waren die höchsten Ämter, die höchsten Ehren, die höchsten Genüsse. Tief unter demselben stand der Tiers-Etat; er, der einst der Krone so viel geopfert, konnte kaum seine alten Rechte vor Übergriffen und Vernachlässigung sichern; auf seiner Seite war der Besitz und die Intelligenz, die wesentlichen Momente, welche die Theilnahme am Staatsleben bedingen, und doch schloß ihn seine Stellung zum Vortheile des Adels von jeder Theilnahme an der Staatsverwaltung aus. Noch mehr, der absolute Standesunterschied, der Jedem seine Stellung ein für alle Mal nicht nach seiner Fähigkeit und seinem Streben, sondern nach der Zufälligkeit der Geburt bestimmte, leugnete geradezu jeden persönlichen Werth, jede Geltung der persönlichen Arbeit, jeden Besitz, jede Intelligenz; er verleugnete nothwendig überhaupt die Unendlichkeit des Fortschritts und die Wahrheit des eigensten Lebens. Und dieser crasse, unversöhnliche Widerspruch mußte in den Ständen gegeneinander, sogar in den verschiedenen Classen des einen Standes, jenen Haß und jenes Misvergnügen hervorbringen, das die französische Gesellschaft jener Epoche in allen Stufen unzweideutig und drohend an den Tag legt. Inmitten aber dieser allgemeinen Unzufriedenheit gegen diese, selbst die billigsten Ansprüche verhöhnenden Standesschranken, die sich als historisches Recht geltend machten, erhob sich nun: der Gedanke, der Gegensatz des Historischen, und gab der Opposition ihre Berechtigung. Hierin liegt der Grund, daß damals die philosophische Bewegung in Frankreich so allgemein war und daß ihre Resultate für die Revolution, ja für die Gegenwart so entscheidend geworden. Der geschichtlichen Berechtigung gegenüber stellte die Philosophie die absolute Berechtigung auf, die zu ihrer Basis die Idee der absoluten Persönlichkeit hat. Die drängenden Verhältnisse übergaben aber damals der Philosophie die praktische Frage nach dem Wesen und Werth einer Verfassung von Staat und Gesellschaft, ohne daß die Philosophie selbst Zeit gehabt, sich zur tiefern Logik oder wahren Naturphilosophie herauszuarbeiten. Sie löste die Frage, von der absoluten Persönlichkeit ausgehend, damit, daß sie das abstracte Ich als die einzige Grundlage für Staat und Gesellschaft, als das einzige Rechtsprincip aller Verhältnisse aufstellte. Die Idee der abstracten Gleichheit mußte so das letzte und einzige Recht für die Gesellschaft und die Idee der Vereinigung der gleichberechtigten Persönlichkeiten durch den eigenen Willen des Ichs, oder der staatliche Vertrag, die Basis des Staatrechtes werden. Der tiefe Widerspruch des factischen Zustandes war hiermit innerlich begründet. Das Princip der absoluten Persönlichkeit in der Form des Egalitätsrechtes umfaßte Alles, den Staat und die Gesellschaft. Alle Wünsche, alle geistigen und materiellen Ansprüche konnten sich daran knüpfen, und inmitten der schärfsten äußern Gegensätze wurde das Egalitätsrecht oder Princip bald, nicht etwa die Theorie, sondern die letzte Hoffnung und die Weltanschauung des französischen Volks. Was ferner geschah, hatte in dem Egalitätsprincipe seinen Mittelpunkt. Ja, das allgemeine Bewußtsein steht in Frankreich wesentlich noch heute auf dieser Stufe.

Der Verf. verfolgt nun hierauf das Egalitätsprincip durch die Constitutionen von 1791, 1793 und 1795. Er geht die Ereignisse und die Parteien von der Zusammenberufung der Generalstaaten an durch und zeigt auf, wie der dritte Stand in Folge des allgemeinen Bewußtseins, das alle Classen des Volks beherrschte, sich gleich anfangs als die eigentliche Vertretung des gesammten Volks, seiner Foderungen, Wünsche und Grundansichten

hinstellen mußte. Die ersten Acte der Versammlung rüttelten sogleich an dem Staats- und Gesellschaftsgebäude. Der Tiers-Etat erklärte sich im Angesichte des zornigen Adels und des bewaffneten Hofes für die eigentliche Nationalversammlung, sprach am 23. Juni dem Könige die Souverainetät ab, warf in der Nacht des 4. Aug. mit einem Schlage die Privilegien der alten Gesellschaft und die altgeschichtlichen Rechte der Provinzen nieder, um eine absolute Gleichheit und eine Centralisation aller Theile Frankreichs herzustellen, und gab dem Volke eine Constitution, in welcher seine Wünsche und Anschauungen von dem Principe der absoluten Persönlichkeit verwirklicht waren. An der Spitze dieser Constitution wurde erklärt: die Gleichheit in Bezug auf den Staatswillen, die Gleichheit in der Gesellschaft, die Gleichheit der Arbeit, die alles Zunftwesen aufhob. Die staatsrechtliche Reform war dem Principe nicht minder angemessen. Die activen Bürger bildeten Primairversammlungen; in diesen wurden die Wähler für die gesetzgebende Versammlung gewählt, die den König blos als Executivgewalt mit dem bloßen Veto an der Seite hatte. Die Souverainetät gehörte so wirklich der Nation; der höchste Wille war das Wollen Aller. Jedem stand es nun frei, durch Talent und Fleiß die höchste Stufe im Staate zu ersteigen. Die Persönlichkeit hatte nirgend eine Schranke und das Princip schien erfüllt. Allein dennoch mußte die Constitution von 1791 fallen, weil sie immer nicht das Princip im ganzen Umfange verwirklichte. Sie hatte ihre Gesetze auf die Idee des Bürgerstandes allein gegründet, während es schon eine furchtbare Classe der Proletarier gab, zu der sie sich nicht hinwandte. Das war ihr Irrthum.

Auf dem staatsrechtlichen Gebiete mußte deshalb der Widerspruch zwischen der Constitution von 1791 und den Foderungen des Egalitätsprincips ausbrechen. „La souveraineté appartient à la nation" hatte die Constitution gesagt; mit diesem Grundsatze stritt die Bestimmung, daß der an der Staatsgewalt theilnehmende Citoyen actif in irgend einem Orte des Reichs eine Contribution zahlen mußte, die dem Werthe dreier Arbeitstage gleich kam. Diese Bestimmung schloß also einen Theil der Bürger von der Staatsgewalt aus; es gab so Staatsberechtigte und Staatsunterthanen, die, weil sie keine Abgaben zahlen konnten, ihre Persönlichkeit in der höchsten Angelegenheit nicht geltend machen durften. Zwar war es nicht mehr der geschichtliche Besitz, sondern der erworbene, der eine höhere Stellung in der Gesellschaft bedingte; allein die Scheidung war dennoch vorhanden. Es trat in dem öffentlichen Rechte das erste Mal die hochwichtige Erscheinung hervor, daß eine Bourgeoisie, welche den Grundbesitz und den Geldbesitz in sich vereinigte, dem bloßen besitz- und rechtlosen Peuple gegenüberstand. Dieser Peuple aber bestand aus den bewaffneten Banden der Proletarier, die die Revolution hatten machen helfen und sich immer Denen als williges Werkzeug überlieferten, die ihre Ansprüche erfüllen wollten. Am 24. Juni 1793 erhielt demzufolge Frankreich aus den Händen Robespierre's eine neue Constitution, welche die Ansprüche der Proletarier in der That befriedigte. Man behielt wol das frühere bei, aber das Recht des Einzelnen ward geändert. Der Citoyen actif erlosch und jeder Bürger, der sich sechs Monate in einem Canton aufgehalten, konnte wählen. „La population est la seule base de la représentation nationale" ist der Grundsatz dieser Constitution. Warum hat sie keine Dauer gehabt? — Nicht, sagt der Verf., weil sie überhaupt das Egalitätsprincip verwirklichen wollte, sondern weil sie ein wesentliches Moment des Staats, nämlich den Besitz übersah. Wenn die Constitution von 1791 den Besitz zwar geltend machte, aber in seiner Bedeutung nicht erkannte, so schob ihn die von 1793 ganz zur Seite. Sein Einfluß war hier wol völlig negirt; aber nur materiell, denn das Eigenthum soll auch in ihr unverletzt und beschützt sein. Dieser Irrthum rächte sich zwar langsam, aber sicher; denn nicht nur der Terrorismus, sondern auch die Constitution fiel und mit ihr ihr eigentlicher Lebenspunkt, die Trennung der Persönlichkeit vom Besitze. Der Untergang dieser Constitution ist ein Wendepunkt im Egalitätsprincipe selbst.

Als die öffentliche Ruhe mit dem Falle des Terrorismus eintrat, machte sich auch das Bewußtsein über den Conflict der Principien geltend, und der Reichthum setzte sich erst factisch neben die Armuth als den Herrscher. Die Constitution von 1795 änderte aber bald genug staatsrechtlich das Verhältniß. Unter andern Veränderungen stellte sie als die Basis der Theilnahme der Einzelnen an der republikanischen Gewalt den Unterschied des Citoyen actif von dem bloßen Citoyen auf, nebst den zwei Wahlcollegien aus der Constitution von 1791. Obschon der Citoyen actif so weit als möglich gefaßt war, denn er durfte als solcher überhaupt nur eine directe Contribution steuern, so ist es doch wiederum der Besitz und dessen Maß die öffentliche Abgabe, der die Classen der Bürger trennt. Für den eigentlichen Wähler selbst wird sogar ein höherer Kanon festgesetzt. Dieses Verhältniß und diese Stellung des Proletariers zum Besitz existirt noch im heutigen französischen Staatsrechte. Dasselbe erkennt in allen seinen Entwickelungen den Grundsatz an, daß die Theilnahme der Bürger am Staatsleben nothwendig von irgend einem Maße des Besitzes abhängen muß: die Entwickelung findet nicht mehr im Grundsatze, sondern nur im Maße statt. Indem nun aber allmälig der Besitz seine Bedeutung wieder erreichte, erwachte zugleich auch das Bewußtsein des Egalitätsprincips über dieses Verhältniß: allmälig mußte es sich über seinen neuen Feind klar werden und sich gegen denselben wenden. Damit wechselte es nicht nur den Gegner, sondern zugleich den Kampfplatz. War es früher die Staatsgewalt, an der sich das Princip versuchte, so ist es jetzt die Gesellschaft. Nur bei der Gleichheit des Eigenthums, das wird allgemein erkannt, kann das Ziel des Princips erreicht werden: und der Nichtbesitzer stellt sich hiermit dem Besitzer, der Einzelne dem Einzelnen gegenüber. Das Proletariat erhält so einen neuen Ausgangspunkt für seine Hoffnungen und Bestrebungen. Es erhebt sich

langsam, aber sicher ein Kampf in dem Herzen der Gesellschaft.

Wie gestalten sich nun aber die Gegensätze der französischen Gesellschaft nach der Revolution? Als die Ruhe eingetreten, der Parteikampf erloschen und doch alle frühern gesellschaftlichen Schranken verschwunden waren, begann bei den Einzelnen ein merkwürdiger Kampf um den Vorrang und die Geltung in der Gesellschaft. Dieser Vorrang konnte sich nur an die Persönlichkeit knüpfen. Schon unter Napoleon theilte sich darum das französische Volk in zwei Theile: in das Heer und in die bürgerliche Gesellschaft. Im Heere war es die Tapferkeit, die der Persönlichkeit eine angemessene Laufbahn eröffnete. In der durch den kaiserlichen Despotismus vom Staate ferngehaltenen Gesellschaft gab es aber nur ein Mittel, das die Persönlichkeit bedeutend, unabhängig und gewaltig machte — dies war der Besitz. Genuß und Achtung waren an ihn allein geknüpft. Während sich nun das Egalitätsprincip durch Besitz und äußere Mittel in der Gesellschaft zu genügen trachtete, da ihm allein dieser Punkt zu seiner Verwirklichung übrigblieb, so entwickelte sich in der französischen Gesellschaft reißend ein Materialismus, der die Richtung jener Zeit wurde, der Frankreich noch heute beherrscht. Der Materialismus in Frankreich ist nicht der thierische Trieb nach Besitz und Genuß, sondern er ist das Resultat, das die Entwickelung der Idee der Persönlichkeit hervorgebracht hat: er ist der Gedanke, den die abstracte Persönlichkeit faßt, dem sie ihre Kräfte zuwendet, um dadurch zu ihrem Rechte, für das es keinen andern Weg gibt, zu gelangen. Allerdings hat dieser Materialismus in Frankreich eine eigenthümliche Gestalt angenommen. Das Resultat des nur abstract erfaßten Begriffs der Persönlichkeit war nicht blos eine Schätzung, sondern eine Überschätzung der Materie. Es entstand der Gedanke, daß der materielle Besitz das höchste Gut der Erde, die Basis der Gesellschaft, die Bestimmung des irdischen Daseins sei; es erhob sich ganz der alte Gedanke Diderot's, daß das „intérêt personnel" den eigentlichen Mittelpunkt im Staate und in der Gesellschaft abgebe. Bei einer solchen Basis der Gesellschaft mußte aber eine scharfe Scheidung, ein Widerspruch des Egalitätsprincips mit dem factischen Zustande eintreten. Die Besitzenden stellen sich nicht allein in die vorderste Reihe, sondern sie beginnen auch bald die Berechtigung des Armen erst zu übersehen, dann zu bezweifeln, endlich zu verneinen. Der Reichthum in seiner Bedeutung für die Gesellschaft hat einen gleichen Gang mit dem Adel. Die Reichen haben das höchste Äußere, mithin auch die Theilnahme am Staatsleben. Dem Armen mangelt Beides; er ist der Unterthan, dessen Wille nichts gilt und der auf mannichfaltige Weise seine Unabhängigkeit verliert.

Das Egalitätsprincip, das den Materialismus zu seiner Verwirklichung geltend macht, hat das Streben, in den Besitz einzutreten, denn dieser allein stellt die Gleichheit her. Es tritt deshalb ein absoluter Widerspruch hervor, indem der Besitz und die Gleichheit zusammen gefodert werden. Die Gleichheit zu erhalten und dennoch die Richtung der gesellschaftlichen Entwickelung auf den Besitz nicht aufzugeben, die ebenso innerlich nothwendig als äußerlich unvermeidlich ist, das würde nun die Aufgabe sein. Das persönliche Eigenthum entscheidet darauf, das Proletariat muß abgeschafft werden, als das Princip aller höchsten Entwickelung muß die Unpersönlichkeit des Eigenthums hergestellt werden. Dieses Resultat des Egalitätsprincips tritt bei den Nichtbesitzern allerdings zuerst als ein dunkles Gefühl auf; aber der Punkt ist hiermit gegeben, wo sich der Materialismus in seine Gegensätze auflöst. Die Idee der Persönlichkeit gebietet den Besitzenden die Vertretung des persönlichen Besitzes; den Unvermögenden reizt dieselbe Idee der Persönlichkeit, gegen das persönliche Eigenthum in die Schranken zu treten. Mit einem Worte, es ist das Eigenthumsrecht und der Communismus, die sich von jetzt in Frankreich unversöhnt gegenüberstehen. Schon 1796, als dem Proletariat die Überzeugung geworden, daß die republikanische Staatsform für die Egalität nicht ausreiche, faßte sich deshalb das Egalitätsprincip in eine communistische Verbindung zusammen, an deren Spitze Baboeuf stand. Baboeuf wollte einfach eine neue Vertheilung des Eigenthums; er ging von dem Begriffe der Gleichheit aus: Brüderschaft in Allem, Stimmfähigkeit für Alle, Genuß für Alle — das war der Wahlspruch. Die Verbindung wurde verrathen und bestraft; allein sie hat doch reichliche Früchte getragen, denn mit ihr ist das Proletariat zu einem bestimmten Grundsatze gelangt, nämlich zur Leugnung der Persönlichkeit des Eigenthums.

Indessen bedurfte es damals noch eines langen Zeitraums, um den Communismus im Volke geistig möglich zu machen. Die Stände waren überwunden; es stand Jedermann frei zu versuchen, ob im Laufe der Zeit der Besitz sich unter den Armen und Reichen ausgleichen und durch die Anstrengung von Seiten der Armen das Egalitätsprincip verwirklicht werden könnte. Die Arbeit sollte das Mittel zum Besitz und zum gleichen Antheil an den Gütern des Lebens werden; allein die Resultate dieser Arbeit, die zum Ausgangspunkte den Besitz hatte, treten schon in der Kaiserzeit, in der Restauration, ganz entschieden aber nach der Julirevolution hervor. Es tritt mit dem Streben der französischen Gesellschaft nach der Materie eine Kluft hervor, die den einen Theil des Volks vom andern bald gänzlich trennt. Es ist die vollendete Scheidung der Gesellschaft in Besitzende und Nichtbesitzende: in Bourgeoisie und Peuple.

Es eröffnen sich nun dem Verf. eine ganze Reihe wichtiger Erörterungen, die nicht allein über den heutigen Zustand von Frankreich ein wesentliches Licht verbreiten, sondern auch im Allgemeinen wichtige sociale Fragen berühren, die in Deutschland bis jetzt kaum aufgeworfen, geschweige gelöst worden sind. Dies sind die Capitel von Capital, Industrie, Concurrenz, Arbeit und Arbeiter. Nur ungern geben wir ein specielleres Eingehen in dieselben auf. Die Entfaltung der Arbeitskräfte und der Versuch zur Verwirklichung des Egalitätsprincips durch Besitz mußte Frankreich nothwendig auf das Gebiet der Industrie füh-

ren: nur hier, auf keinem andern Felde, kann die Persönlichkeit durch die bloße Arbeitskraft die materiellen Güter sich unterwerfen. Abgesehen von dem Umstande, daß das Capital in seinem gewöhnlichen Verhältnisse zu Arbeitskraft den Sieg davontragen, den Reichen nur noch reicher machen und ihn um so mehr von dem Nichtbesitzer scheiden mußte, lag es auch im Wesen dieser aus der Revolution und dem Egalitätsprincipe hervorgegangenen Industrie, daß der Zweck der bloßen Arbeitskräfte in ihr nicht erreicht werden konnte. Sollte die Industrie jedem Einzelnen das Mittel bieten, sich Besitz zu erwerben, so mußte sie Jedem offen stehen: das heißt die unbedingte Concurrenz mußte anerkannt sein. In der unbedingten Concurenz aber besiegte nicht allein das größere Capital das kleinere, sondern die Producte der Arbeit wurden in dem Maße herabgedrückt, daß der Arbeiter, der nur seine Arbeitskraft anbieten kann, bald kaum einen solchen Lohn empfing, um sein Leben zu fristen. Die factische Wahrheit davon liefert der Zustand der Fabrikorte. Die Einzelnen, die Besitzer, haben sich auch bei geringem Gewinne bereichert, und die Masse der Arbeiter, die industriellen Heere, die sich Besitz erobern wollten, sind in Verarmung, Elend und die tiefste Abhängigkeit von dem Willen und von dem Können des Capitalisten versunken. Freilich ist die Zahl Derer, die gerade ausschließend zur Classe der Fabrikarbeiter gehören, im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung überall gering; sie geben aber, besonders in Frankreich, den Punkt ab, an dem dieses Verhältniß und dieser Zwiespalt, den die Industrie in die Gesellschaft gebracht, am schärfsten hervorspringt. Der Fabrikherr oder der Capitalist, und auf der andern Seite der Arbeiter, stehen sich deshalb in Frankreich gleich zwei Principien gegenüber, von denen das eine das Recht des Besitzes, das andere die Idee der Gleichheit geltend macht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn die Verschrobenheit des Balzac'schen Stils nur eine Folge der großen Flüchtigkeit wäre, mit der dieser unerschöpfliche Romanschreiber seine Geistesproducte auf das Papier wirft, so würde man ihm noch eher durch die Finger sehen. Man muß aber wissen, daß der eingebildete Autor an jedem Satze drechselt und feilt, bis Das, was erst klar und einfach war, verrenkt und unnatürlich geworden ist. Seine fast unleserlichen Manuscripte liefern den Beweis von dieser Manie, dem großen stilistischen Talent, das er von Haus aus hat, auf eine schändliche Weise Gewalt anzuthun. Dabei fördert er oft wahren Unsinn zu Tage. Wir schlagen sein „Ménage de garçon de province" (2 Bde., Paris 1843), eins seiner neuesten Productionen, auf und lesen z. B. folgenden Satz: „La couleur, madame, est le moment à saisir par le peintre où les choses sont dans toute la splendeur de leurs effets." Was für ein Französisch! „Es geht Einem wie ein Mühlrad im Kopfe herum." La couleur est un moment — où! Dabei laufen Gemeinheiten im Ausdruck mit unter, die den Weibern der Halle zur Ehre gereichen würden. Und dieses Machwerk, das nur an sehr wenigen Stellen an die bessern Dichtungen des allzu fruchtbaren Schriftstellers erinnert, ist Charles Nodier, das heißt, einem der feinsten Prosaisten, den die französische Literatur aufzuweisen hat, gewidmet!

Das im protestantischen Sinne geschriebene Journal „Le semeur", das zu Paris erscheint, aber von Genf aus redigirt wird, schenkt den hauptsächlichsten Erscheinungen deutscher Wissenschaft und Kunst eine größere Aufmerksamkeit, als französische Zeitschriften dies in der Regel zu thun pflegen. Namentlich erinnern wir hier an die interessanten Aufsätze, in denen der geistreiche Vinet in Genf über die beachtungswerthesten neuern Dichter Deutschlands Bericht erstattete. Vinet, welcher der eigentliche Leiter dieses interessanten Blattes ist, hat sich überhaupt schon manches Verdienst um Verbreitung unserer Literatur erworben, und ganz neuerdings haben wir wieder eine neue Bearbeitung eines deutschen Werks erhalten. Wir meinen die „Souvenirs de la terre sainte. Quarante vues originales des lieux les plus célèbres dans l'histoire biblique, dessinées par *Z. M. Bernas*, avec un texte explicatif par *M. G. H. de Schubert*, trad. par *A. Vinet*." Wahrscheinlich gleichfalls aus Vinet's Feder, oder doch wenigstens von ihm angeregt, ist die Bearbeitung der „Confessions d'Adalbert par *Theremin*, trad. de l'allemand sur la seconde édition" (Neufchatel 1843).

Die Dichtungen Hesiod's, die voller mythologischer Anspielungen sind, bieten für den Übersetzer ungleich größere Schwierigkeiten, als der größte Theil der übrigen griechischen Dichter. Die große Anzahl der verunglückten Versuche, die alle Literaturen aufzuweisen haben, liefern den Beleg dafür. Gegenwärtig erhalten wir eine neue französische Bearbeitung der Werke Hesiod's in Versen, die nicht ohne Werth ist. Sie rührt von Alph. Fresse-Monval, der Professor am Athénée ist, her. Im J. 1837 hatte Langlois, Professor am Collége Henri IV, im „Journal de l'instruction publique" einige Proben von einer poetischen Übertragung gegeben, in denen sehr glückliche Züge zu entdecken waren. Wir wissen es Hrn. Fresse-Monval Dank, daß er sich dadurch nicht hat abhalten lassen, seine begonnene Bearbeitung zu Ende zu bringen. Es existiren einige ältere Übersetzungen von Hesiod, die nicht ganz mislungen sind. Die beste dürfte die von Jacques Legras sein, der indessen nur die „Werke und Tage" (Paris 1586) geliefert hat. Der Abbé Goujet, ein guter Kunstrichter, zog diese Übersetzung den spätern von Richard Leblanc, Lambert Daneau und von J. A. Baif vor.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 105. — 15. April 1843.

Socialismus und Communismus.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Drei Punkte sind es aber, die den Nichtbesitzer, den bloßen Arbeiter, seine Stellung als eine gänzlich abhängige und auch gänzlich hoffnungslose erkennen lassen. Mit der Einführung des Wahlcensus hat er seine Rechte auf die Vertretung im Staate verloren; mit dem Zusammenströmen der Arbeiter auf den industriellen Plätzen geht jede Hoffnung auf die Erhöhung seines Arbeitslohnes zu Grunde; die gewaltigen Handelskrisen und die Deplacirung der Weltmärkte beraubt ihn jeder Hoffnung für die Zukunft. Von einem Vollbürger aus der Zeit des Terrorismus ist also der Proletarier an der Hand der Industrie zu einem vollkommenen Werkzeuge seiner Mitbürger, zu einem Heloten geworden, der sich von der Egalität in der Gesellschaft und von dem Genusse der allgemeinen Lebensgüter nur um so weiter entfernt, je länger dieser Zustand dauert. Das Egalitätsprincip, das ihn früher zur Niederwerfung der absoluten Standesunterschiede führte, muß ihn nun entschieden gegen diesen Gesellschaftszustand stimmen. Dieser Kampf ist von dem frühern ganz verschieden; es handelt sich nicht mehr um die Abstraction, sondern um den Inhalt der Persönlichkeit, den Besitz. Indessen liegt der Knoten nicht darin, ob Frankreich die politische Organisation des Egalitätsprincips finden werde, sondern ob das bisher nur negative Princip der Persönlichkeit auch eine organische Kraft in sich trage, den Widerspruch, in den es mit selbst verwickelt ist, zu lösen. Der Socialismus und der Communismus, die nach der Julirevolution hervortraten, sind die ersten Versuche dieser Lösung.

Warum, muß man noch fragen, tritt diese entschiedene Spaltung der französischen Gesellschaft erst nach der Julirevolution so entschieden und drohend hervor? Die Prätensionen des alten Thrones hielten das ganze Bürgerthum sammt den Proletariern in einer Spannung und Opposition, die den Unterschied zwischen Bourgeoisie und Peuple vor der Vertheidigung des Egalitätsprincips und der Volksinstitutionen nicht aufkommen ließ. Erst als der alte Thron wieder umgestürzt war, konnte sich der Tiers-Etat aus sich selber entwickeln und sich seinen Wünschen und Interessen frei überlassen. Die Staatsgewalt war aber zugleich in die Hände des Reichthums und der Intelligenz gefallen, die den Kampf eingeleitet und geführt hatten; und das Staatsrecht mußte darum in allem Wesentlichen aus der Natur der Industrie und aus den Ansprüchen ihrer Herren hervorgehen. Was aus der Deputirtenkammer werden sollte, das war geworden: die Gesetzgebung des Staats war den Besitzenden, der Bourgeoisie, zugefallen und die executive Gewalt kam in die Hände eines von ihr erhobenen Königs. Was erhielt aber der besitzlose Peuple, der während der Julitage für die Freiheit mitgekämpft hatte? Der Peuple, in dem die ganze Erinnerung und die ganze leidenschaftliche Anhänglichkeit an das Egalitätsprincip mit diesem Ereignisse erwacht war, wurde von der neu befestigten Gleichheit ausgeschlossen; denn der Wahlcensus blieb, nur mit dem Unterschiede, daß das Quantum der Abgabe von 300 auf 200 Francs für den Wähler herabgesetzt wurde. Diese Ausdehnung des Wahlrechts konnte ihn, der nichts besaß, nicht berühren und mußte nur aus seinen Reihen noch die Wenigen hinwegführen, denen der Besitz nicht ganz entzogen war. So stieg der Widerspruch des Princips und der Haß zwischen Bourgeoisie und Peuple auf seine drohende und gefährliche Spitze.

Die Gewalten aber, schließt der Verf. diesen Theil seiner Arbeit, die dem Armen in seinem Bewußtsein die Versöhnung der widersprechenden Wünsche und Berechtigungen bieten, sind der Glaube an den Staat, an das Eigenthum und an Gott. Jeder will als Glied des Ganzen am Staate Antheil nehmen; der bestehende Zustand schließt aber von 20 Bürgern 19 davon aus, und das nicht zufällig, sondern grundsätzlich. Was versöhnt hier die Wünsche in Deutschland? Es ist die Achtung vor dem Gesetze, die jede Gewaltsamkeit aufhebt. Dem französischen Volke ist dieses Moment durch die Revolution entrissen, denn was einst niedergerissen wurde, weil es nicht gut war, das kann auch ferner der gewaltsamen Veränderung unterliegen. Derselbe Schlag, der aber die politische Organisation traf, hat auch die Kirche getroffen. Der Katholicismus hat zwar in Frankreich alles Mögliche angewandt, um einen alten oder neuen Gott zu gewinnen; die unglücklichen Versuche von beiden Seiten liegen aber mehr als alles Andere zu Tage und die moralische Wurzel Frankreichs scheint in der That vernichtet, der Kern seines Lebens zersplittert.

Dem ist jedoch nicht so; vernichtend ist kein wahrhaftes Princip. In der Idee der Persönlichkeit liegt ein Keim verborgen, der in sich nicht blos eine negative und zerstörende, sondern zugleich eine ordnende und schaffende Macht trägt. Aber die Art und Weise, wie diese Auflösung des Widerspruchs und die Wahrheit zur Erscheinung kommt, ist allerdings bei den Völkern eine ganz verschiedene. Die ganze germanische Welt hat eine Aufgabe; jedes Volk verfolgt sie auf seine Weise. Das französische Volk verwirklicht seine Ideen rasch und glänzend, ehe es dieselben in den Kreisen seines Gedankenlebens vollzogen hat. Es nimmt dafür allen Reichthum und alle Armuth der blos äußerlichen Handlung für sich in Anspruch, damit unter den Völkern nicht allein der ruhige Gedanke und die langsame unermüdliche Arbeit, sondern auch das schnelle, nur an die Vollendung denkende Handeln seinen Vertreter habe: diese Volksthümlichkeit hat auch das Egalitätsprincip an seine äußerste Grenze geführt, ohne daß eine tiefere Untersuchung die äußere und innere Entwickelung belehrend gehemmt hätte. Die ersten Spuren des organischen Lebens des Egalitätsprincips finden wir daher auf dem praktischen Gebiete selbst, wo wir den heftigsten Kampf aller Kräfte gefunden haben. Es ist dem Volke auf dem Gebiete der Industrie durch die unbedingte Concurrenz das erste Mal zum Bewußtsein gekommen, daß das Princip der abstracten Freiheit, die reine Atomistik der Gesellschaft, eine Unmöglichkeit ist, weil sie sich selbst aufhebt, sobald sie sich verwirklichen will. Das Volk fängt an zu begreifen, was die Männer wollen, die sich gegen die Unbeschränktheit der Concurrenz erklären, und was die Schlußfolge nicht vermag, das vollendet das Gefühl des gemeinsamen Elends. Die Idee der Organisation der Arbeit taucht auf und findet beim Peuple, wie in der Bourgeoisie, einen plötzlichen und entschiedenen Beifall und Anhang. Aus den Theorien des Socialismus tritt diese Idee zuerst hervor; sie entwickelt sich als eine Wissenschaft, die nicht allein das Loos der Proletarier verbessern, sondern auf der industriellen Grundlage eine neue gesellschaftliche Ordnung mit einer bestimmten Weltanschauung verwirklichen will. Das Volk ergreift diese Idee in seiner praktischen Weise; es will eine Association aller Einzelnen und die communistischen Verbindungen sind die Formen, in welche sich diese Idee von der Organisation der Arbeit verwirklicht. Man täusche sich nicht über die tiefe Bedeutung dieser Idee, weil sie sich vor der Hand nur über die Industrie erstreckt und unter der Schwärmerei des Socialismus und dem rohen Unsinne des Communismus vergraben liegt. Die Idee ist der erste Sieg über das Princip der abstracten Freiheit, und von diesem Standpunkte aus müssen die beiden Erscheinungen betrachtet werden: sie sind die erste positive Seite des Egalitätsprincips.

Mit dem zweiten Abschnitte beginnt nun die Darstellung und die Kritik der socialistischen Systeme St.-Simon's und Fourier's; dann folgen in einem dritten die nebengeordneten Schriftsteller: Lamennais, Pierre Leroux, Proudhon und L. Blanc. Der vierte Abschnitt behandelt die Geschichte des Communismus bis auf die neueste Zeit, und zwar nach allen seinen Richtungen. Stein ist somit der erste Geschichtschreiber dieses verwickelten und in Dunkel gehüllten Gegenstandes geworden. Obschon sich auch diese Theile durch großen Reichthum historischen Stoffes, gründliche Durcharbeitung des Gegenstandes und eine Fülle von neuen und überraschenden Resultaten auszeichnen, müssen wir doch hier leider an ihnen vorübergehen.

Es ist unsere Überzeugung, daß weder Frankreich noch die socialen Zustände der Gegenwart bisher mit dieser Gründlichkeit, Ernst und Tiefe sind abgehandelt worden, wie es in diesem Buche geschieht. Dasselbe muß gewiß nicht nur das wissenschaftliche Bewußtsein und die gelehrte Thätigkeit von den mannichfachsten Seiten aufklären und anregen, sondern wird auch sicherlich dazu beitragen, die Vorurtheile zu vernichten, die bei uns selbst Wohldenkende gegen die französische Gesellschaft und ihre Gestaltungen hegen und die sich oft roher äußern als der rohste Communismus selbst.

A. Kurtzel.

Der hürnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen, eine altdeutsche Sage. Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte von Guido Görres. Schaffhausen, Hurter. 1843. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie Görres und Hurter in Schaffhausen zusammenkommen, ist wol gerade nichts Unbegreifliches, ebenso wenig, wie des Alten Sohn dazu sich anschickt, ein Volksbuch zu verfassen. Schon im J. 1807 feierte Hr. J. Görres das Lob der deutschen Volksbücher, derer, welche, wie schon oft gesagt, ihre Jugend verkündigen durch „Gedruckt in diesem Jahr“. Man darf nur ein wenig unter das Volk gekommen sein und sich mit ihm in zutrauensvollere, ernstere Unterredungen eingelassen haben, so wird man die Worte hören, wie ich sie mehr als einmal vernommen habe: Wie das so erbaulich in der Geschichte, in den Historien von der heiligen Genovefa zu lesen steht, die Ihr gewiß gelesen habt. Und dann wird es wol Mehren als mir so ergangen sein, daß man jene erbauliche, rührende Geschichte so wenig gelesen hat als ich. Aber sollte das ein Ruhm sein? Es mag immerhin so vornehme Leute geben, welche weder jenes Volksbuch, noch ein anderes, oder Märchen gelesen hätten. Sind dergleichen Schriften wirklich so einfältig, daß ein hoher, gelahrter Herr und eine sublime Dame solch gemeine Waare nicht zu beachten brauchte? Dann und wann hört man, daß in jenen Märchen eine schlechte, verderbliche Moral liege, unanständige Redensarten und Geschichten stünden.

Es ist wol nicht gut, wenn die Nahrung des Volks so verächtlich angesehen wird. So sind wir aber jetzt. Wie wir einen andern Rock und einen andern Hut tragen als das gemeine Volk, so wollen wir auch andere Bücher lesen als dasselbe liest, oder andere Geschichten hören als es sich erzählt. Daß wir sogenannte Vornehme noch Anderes, noch Mehres lesen, als das Volk, versteht sich von selbst; aber die Lieblingsbücher des Volks sollten uns bekannt sein. Ein Glück ist es, die Volksbücher in der Kindheit und Jugend zu lesen, oder ihren Inhalt zu hören, kennen zu lernen aus den Erzählungen älterer Personen. Etwas gibt es doch, was auch der Vornehmste mit dem Geringsten gemeinsam hat, das ist die Geburt und der

Tod. Außerdem aber wird es wol noch manches Andere geben, was den Menschen gemeinsames Gut ist, zumal in der Kindheit und Jugend. Uns Deutschen namentlich thut es gar zu sehr noth, unserer Gemeinschaft inne zu werden; denn eine geflissentliche, mit Absicht genährte Zerrissenheit, wie solche in unserm Vaterlande zu erkennen ist, wird doch gewiß in keinem andern Theile Europas so anzutreffen sein: die Regentenhäuser sind kaum im Gedächtniß zu behalten, wie man von Vielen hört; dann gibt es Hohe und Niedrige, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, Gebildete und Ungebildete, Oberdeutsche und Niederdeutsche und wer weiß wie Viele sonst noch; die Spaltung in der Religion nimmt von einem Decennium zum andern so zu, daß die Verschiedenheiten gar nicht zu ermessen sind: Katholiken und Protestanten, Lutherische, Altlutherische, Reformirte, Calvinianer, Zwinglianer, mit und ohne Prädestination, Herrnhuter, Mennoniten, Wiedertäufer nach der neuesten Mode, Rationalisten, Supranaturalisten, Mystiker, Mucker, Pietisten, Theosophen, Orthodoxe, Heterodoxe (und andere Ochsen).

Philosophen von allen Gattungen; ob auch verschiedene Politiker? Man hat behauptet, in Deutschland gäbe es gar keine Politiker, das wird zu viel behauptet sein; also: Radicale und Stabile, Conservative und Liberale, Constitutionnelle, Servile (servum pecus, eben die praktisch-politischen), Republikaner, Absolutisten, die für die Monarchie, das göttliche Recht der Fürsten, für gemischte Verfassungen; Adelige mit alten, jungen Stammbäumen, ohne Stammbäume, neugebackene, mit von, zu, auf, aus und andern Präpositionen und Prätensionen; bürgerliche Canaille, mit und ohne Orden und Kreuze, und nun wieder Ritter, Commandeure, mit und ohne; und dann die Ämter in Geheim, Wirklich, Wirklich-Geheim, Ordentlich und Außerordentlich, Ober und Unter, die verschiedenen wichtigen Rangclassen; Kaufleute und Krämer, Bürger und Bauern, Stadt und Land. So sieht es auch in der Literatur aus; da gibt es Bücher für die Gelehrten nur, für die Gebildeten, für Damen, Jungfrauen, junge Frauen; für Ungelehrte, für jeden Stand, für den Philosophen und den Schneider, für den Theologen und Bäcker; für den Mediciner und Seiler, für den Juristen und Horndreher, für den Politiker und Windmüller. Es ist unglaublich, für welche Alle geschrieben wird. Ein Tadel soll in der Aufzählung dieser Verschiedenheiten nicht liegen. Aber das ist das Ergötzliche und mehr als Lächerliche, daß nur in Deutschland und namentlich im nördlichen Theile desselben, zumal in gewissen Theilen von Preußen, so erstaunlich viel auf dergleichen Unterschiede gehalten wird.

Außer dem Trennenden gibt es nun auch manches Vereinigende, als da sind Bücher und Büchlein für Ärzte und Nichtärzte, Gelehrte und Nichtgelehrte, Theologen und Nichttheologen, Juristen und Nichtjuristen, für alle Gebildete, für alle Stände, für Jedermann.*) Dergleichen Producte sind meistens ins Gebiet der Amphibien zu verweisen; ob sie nicht zuweilen auch Krebse werden, namentlich zur Osterzeit? Zum Vereinigenden gehört vornehmlich die Poesie, wiewol nicht zu leugnen ist, daß Poesie, Dichtkunst nicht so sehr Gemeingut ist, als Trachtkunst; dichten kann und mag nicht Jeder, eher schon trachten. Eine Art von Poesie gibt es, welche für Hohe und Geringe ist, nämlich die kirchliche. Doch auch da, auf diesem Gebiete fängt man längst schon an, Gesangbücher für Kirchen, Schulen, Gymnasien, Lyceen, Bürgerschulen und Landschulen herauszugeben; es ist ein großer Jammer. Zu Dem, was vereinigt, was für Alle in Einem Lande wenigstens ist, rechne ich auch den Regenten, Kaiser, König, Großherzog, Herzog, Fürsten, Kurfürsten u. s. w.; denn diese sollen nicht für Einige besonders da sein, sondern für Alle. Auch große Helden sind für das ganze Volk, Karl der Große, Friedrich Rothbart, Prinz Eugen der edle Ritter, Schwerin, Friedrich der Große; und wenn ich nicht irre, auch der jetzige König von Preußen wird ein Mann des Volks werden, wenn er ein Mann nach dem Herzen Gottes ist, denn unsere Zeit ist fromm, trotz aller Freigeisterei. Doch hat Deutschland wegen seiner Zerrissenheit seit drei Jahrhunderten verhältnißmäßig wenige Nationalhelden; England z. B. hat deren viel mehr, weil es eine Nation aus Einem Gusse ist. Für Alle in der ganzen Nation, für Hohe und Niedrige sind die Volksbücher. Für alle Schichten und Classen des gesammten Volks muß ein solches Buch Interesse haben, selbst für Gelehrte und Ungelehrte, Studirte und Unstudirte; denn dies ist doch fürwahr die jämmerlichste, kläglichste Unterscheidung, welche es nur auf der Welt gibt. Daß es schwer sei, ein Volksbuch zu schreiben, muß zugegeben werden; insbesondere wir abstracten Deutschen, mit unserer destillirten Schreibweise, mit unsern spitzen, philosophischen Terminologien, Kunst- und Stichwörtern, die selbst von den Kanzeln, namentlich der alten Kant'schen Landpfarrer tönen, mit unsern vielen Wörtern auf ung, keit, heit, wir verlieren nach und nach noch mehr alles Geschick, allgemein verständlich zu sprechen und zu schreiben. Kenne ich doch einen ehemaligen Inspector eines Seminars für Volksschullehrer, den kein Bauer, welcher mit ihm wegen seines Sohnes sprechen wollte, verstehen konnte ob dessen abstracter Büchersprache.

Dadurch zeichnet sich unsere Zeit aus: wie die Stimme des Volks (vox populi) auf den Land- und Provinziallagen wieder vernommen wird, so geht mancher Gelehrte in Dörfer, zumal in solche, welche entfernt von der Bildung der Städter und der Vornehmen, zwischen den Wäldern und Bergen liegen, um Sagen, Lieder, Melodien zu hören und zu merken, welche auf dem weiten Markte des Lebens längst verhallt sind und vergessen und verachtet, aber in der Einsamkeit der Berge sich Jahrhunderte lang, oft ganz unverändert erhalten haben. Ob in diesen Volksbüchern Poesie liege? Natur wenigstens, Schwermuth und Wehmuth, oder springende Munterkeit tönen daraus hervor. Solche Lieder und Sagen werden jetzt zahlreich gedruckt; ob auch gekauft und gelesen? So viel ist gewiß, daß die Geschichte vom hürnen Siegfried, oder, wie es auch heißt: von dem gehörnten, dem mit Hörnern versehenen, bis in die neueste Zeit im Munde des Volks lebte. Wer auch nur ein wenig sich mit der deutschen Literatur beschäftigt, wird gewahr werden, wie diese Sage auch weithin sich verbreitet hat: bei uns in Deutschland, bei unsern Verwandten im Norden war diese Erzählung verbreitet; dauert noch fort in faröer Gesängen: schimmert durch in Märchen und Sagen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands; das Volksbuch vom hörnen, gehörnten, Siegfried, das Nibelungenlied ist bekannt genug, sodaß darüber weiter nichts an diesem Orte zu melden wäre.

Vorliegende Bearbeitung der Volkssage von Siegfried dem Drachentödter, dem Schnellen, führt uns in das alte heidnische Germanien, in die Welt der Riesen, Zwerge, Drachen, in die nordische Mythenzeit und schließt fröhlich mit der Hochzeit des Helden und einem ergötzlichen Schwank, dem kurzweiligen Kampfe, den zwei Hasen auf Siegfried's Hochzeit gestritten, wozu eine lustige Abbildung gehört. Sie stellt dar die Herren Jockus und Zivilles. Ihre Nachkommen sind die deutschen Bärenhäuter, als da sind: die gewaltigen Maulhelden, die Brüder Schlendrian und Schludrian, die stets auf der Bärenhaut müßig liegen und sich der Thaten ihrer Altvordern rühmen; die Rechthaber, die nie etwas lernen und doch Alles besser wissen; die Würdelosen, die sich gegen die Niedern hochmüthig und gegen die Hohen niedrig erweisen; die falschen, tückischen Gesellen, die dich auf den Mund küssen und dir auf den Rücken spucken; die farblosen Wetterfahnen, die nicht warm und nicht kalt, die den Mantel immer nach dem Winde und den Blick nach dem aufgehenden Glücke kehren, die beim Kampf die Letzten und beim Preis die Ersten sein wollen, und die Rechenmeister, die in Allem zuerst und zuletzt nur an sich denken; die selbstgefälligen Neidvögel endlich, die mit Gott und der Welt zürnen und immer ihr Eigenlob singen.

Der Volksschriftsteller haben wir wenig. Unbedenklich kann Hr. Guido Görres zu ihnen gerechnet werden. Außer J. P. Hebel, dem Wandsbecker Boten, Löhr und einigen Neuern und

*) Auch werden Bücher geschrieben für Niemanden.

Neuestern sind nicht viele zu nennen. Poesie fürs ganze Volk mag es, unserer Meinung nach, viel leichter und mehr geben, als Prosa. Vorliegende Darstellung der Siegfriedssage mag darum, auch wenn sie nicht mit so einladenden Bildern geziert wäre, recht willkommen sein, auch da ihre Herausgabe, gegen des Verf. Absicht, durch zufällige Umstände hinausgeschoben worden ist. Dergleichen Schriften kommen nie zu unrechter Zeit mit solcher Sprache, mit solchem Gegenstande: denn Siegfried war der geliebte, jugendliche Lichtheld unsers Volks, da es sich selbst in der Jugendzeit seiner Heldenkraft fühlte; was es von herrlichen, ihm von Gott verliehenen Naturgaben und Kräften in seinem ganzen eigensten Wesen empfand, was es erstrebte, was es ahnte, wonach es sich sehnte, damit schmückten seine Sagen- und Liederdichter Siegfried den Schnellen, der also, durch die Dichtung verklärt und mit der glänzendsten Waffenrüstung angethan, ihm als höchstes Vorbild germanischen Heldenthums vorschwebte. (S. 69.) Weiche, sentimentale Seelen, nervenschwache Wesen, welche, wenn sie Blut sehen, in Ohnmacht fallen, werden freilich zurückschaudern vor dem blutgerötheten Schwerte und der grimmigen Mordgier der alten Blutrache. Gegen die Nibelungensage ist die Heldensage der Griechen im Homer viel milder, menschlicher gehalten; germanische Begier nach Menschenfleisch ist bei den Helden vor Troja nicht, nur Ungeheuer der „Odyssee" gemahnen an barbarische Gestalten in der germanischen Sage. Eine Charakteristik dieser letztern und eine Darstellung ihrer Umbildung lesen wir in dem Nachwort und merken uns des Verf. Bekenntniß, daß er die alte Sage mit Freiheit behandelt habe und demnach in seiner Arbeit eben wol eine Art Umarbeitung gegeben sei. Maßstab für dergleichen Umbildungen würde sein dürfen die Art, wie man jetzt vor gemischter Versammlung eine alte Dichtung, Sage erzählen würde, mit Erläuterungen, Zusätzen, Weglassungen. Die strengen classischen und deutschen Philologen werden vermuthlich zürnen ob solcher Freiheit. Aber kein Institut der frühern Zeit, keine Einrichtung aus alten Tagen mag für unsere veränderte Gegenwart in der ursprünglichen Gestalt ein Bestehen finden; auch die Poesie der alten Zeit in unserm Vaterlande mag nicht mehr in unser Fleisch und Blut ganz übergehen; auch die Poesie nicht, ungeachtet diese mehr als die Prosa das Göttliche, Ewige in sich trägt. Und solche Misgeburten nun gar, wie zu mancher Zeit vorgeführt wurden: halb Alt und halb Neu! Exempla sunt odiosa.

Von demselben Verf. ist in demselben Verlage ein Christtagsbüchlein erschienen und trägt den Titel:

Das Weihnachtskripplein und Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla. 1843. Gr. 16. 10 Ngr.

Symbolische Darstellungen können, wie es scheint, am glücklichsten Einem aus der Kirche des Verf. gelingen, denn diese ist voll von Symbolen. Das Bild der Trägheit ist eine Caricatur; die andern Bilder sind erhebend und ergreifend. Zum Weihnachtsgeschenk gehört eine Ruthe, denn ohne Ruthe, ohne Zucht verdirbt König, Königskinder und Unterthanen. Dies kleine Buch scheint flüchtiger geschrieben als das vorige. 50.

Bibliographie.

Das classische Alterthum für Deutschlands Jugend. Eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer. Übertragen von H. Weil. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Benicken, F. W., Einsiedler-Gedanken über die Gegenwart und ihre Stichwörter. Aus den Papieren einer Eremiten-Brüderschaft zusammengestellt. 1stes und 2tes Heft. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 8. 10 Ngr.

Beyse, A. W., Unparteiische Beurtheilung der letzten Schrift des Herrn Dav. Hansemann, über die Ausführung der Eisenbahnen, eine der Zeit angemessene kleine Schrift. Köln, Dunst. Gr. 8. 15 Ngr.

Fliegende Blätter für Fragen des Tags. III. Die Censurfrage. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Eylert, R. F., Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen. 1ster Theil. 2te, aufs neue durchgesehene Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. Beide Theile 4 Thlr.

Gelzer, H., Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Eine historische Denkschrift. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gerber, J. H., Supranominalismus, ein neues System der Theologie; oder die endliche Versöhnung zwischen Rationalismus und Supranaturalismus in wissenschaftlicher Nothwendigkeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hebel's, J. P., Werke. 1ster Band. Mit Hebel's Bildniß, ein Facsimile seiner Handschriften und vier Musikbeilagen. Karlsruhe, Müller. Gr. 16. 11¼ Ngr.

Laun's, F., gesammelte Schriften. Neu durchgesehen, verbessert und mit Prolog von Ludw. Tieck. 1ste Lieferung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. Kl. 8. 7½ Ngr.

Lynar, Fürst zu, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller, W, Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Öls, in Liedern der Deutschen. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 15 Ngr.

Nante im Bierkeller oder das öffentliche und mündliche Berlin. Von Hans in allen Gassen. Leipzig, Naumburg. 8. 10 Ngr.

Öffentlichkeit, Mündlichkeit, Anklageproceß. Geschwornengerichte. Eine systematische Zusammenstellung der Verhandlungen der sächsischen Ständeversammlung hierüber. Nebst einem alphabetischen Sachregister. Grimma, Verlagscomptoir. 1 Thlr. 15 Ngr.

Paulus, Die sechs Schöpfungstage. Ein Beitrag zur Förderung wahrer Bildung. Stuttgart, Ebner und Seubert. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ein Ruf für Palästina. Geschrieben im Jahre 1841. München, Lentner. 1842. 8. 5 Ngr.

Schwartze, M. G., Das alte Ägypten, oder Sprache, Geschichte, Religion und Verfassung des alten Ägyptens nach den altägyptischen Originalschriften und den Mittheilungen der nichtägyptischen alten Schriftsteller bearbeitet. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Darstellung und Beurtheilung der vornehmsten Entzifferungssysteme der drei altägyptischen Schriftarten. 1ster Theil in zwei Abtheilungen. Leipzig, Barth. Gr. 4. 40 Thlr.

Stosch, G. Graf, Die Amortisation der Schlesischen Pfandbriefe. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 15 Ngr.

Über das Verhältniß des Staats zur Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft. Zur Beleuchtung einer Hansemann'schen Denkschrift über diesen Gegenstand. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Valenti, de, Hegel, Strauß und der Christenglaube. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2te Auflage. 1ster bis 3ter Band. — Auch unter dem Titel: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 2te Auflage. 1ster bis 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr.

Wilberg, J. F., Gedanken und Urtheile des Vetters Christian über Leben und Wirken im Mittelstande. Nebst Mittheilungen aus seinem schriftlichen Vermächtnisse. Essen, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 106. — 16. April 1843.

Die dermalige Krise der Philosophie in Deutschland.
Eine Stimme aus Frankreich.
II. Schelling.*)

Vor 40 Jahren führte dieser Philosoph das Scepter des Gedankens in Deutschland. Kommt er, es wieder zu ergreifen? Er ist's, der den Pantheismus heraufbeschworen; wird es ihm gelingen, ihn wieder hinabzubeschwören? Einige hofften es. Die Hegelianer ihrerseits versprechen sich, den Stoß wol aushalten zu können. Schelling selbst trat in die Mitte dieser kämpfenden Leidenschaften. Seine Antrittsrede wurde in ganz Deutschland mit Begierde gelesen, so begierig wie eine Thronrede. Auch war die Ähnlichkeit zwischen beiden nur gar zu groß. Der Redner sprach mit vieler Würde von sich selbst, machte große Versprechungen und umging die Fragen, die ihn in Verlegenheit bringen konnten.

Mit diesen Gedanken leitet der Aufsatz der „Revue des deux mondes" seine Skizzirung der neuesten Lehre Schelling's ein, nachdem er die übrigen Gegner Hegel's kurz charakterisirt hat. Für die Richtigkeit der Darstellung läßt sich freilich hier keine Bürgschaft geben, da der Urheber dieses Systems dasselbe noch nicht durch den Druck veröffentlicht hat. Gewiß aber sind diese Mittheilungen geeignet, Interesse zu erregen.

Die Verwandlung, die in den Ansichten dieses Weltweisen vorgegangen, däucht dem Berichtenden gründlicher als die Modificationen, die früher dessen System durch ihn selbst, sowie wol auch sonst manche andere Philosophie durch ihren Urheber erfahren. Schelling hat diesmal sein Princip geändert: er will in die Speculation ein neues Element einführen und begreift alle vorhergehenden Philosophien, seine eigene wie die andern, unter einer und derselben Verdammniß.

Diese Systeme haben einen gemeinschaftlichen Charakter; die Vernunft ist darin das einzige Princip der Erkenntniß; sie sind ausschließlich logisch. Seit Descartes ist man einverstanden, daß die Vernunft für den Philosophen das einzige Mittel ist, zur Wahrheit zu gelangen. Nun kennt aber die Vernunft nur das Universelle. Die allgemeinen Ideen, welche sie gibt, passen auf alle Wesen ohne mögliche Ausnahme, aber sie bezeichnen keines insbesondere; sonst würden sie nicht mehr auf die andern anwendbar sein, sie würden aufhören allgemein zu sein. Das Individuum ist für die Vernunft gar nicht da, sie ignorirt es, sie bemerkt es nicht; in dieser Beziehung ist sie blind; um das Individuum zu erkennen, bedarf das Bewußtsein eines andern Organs. Was folgt daraus? Daß die Vernunft, wenn ihr ein Individuum in den Weg kommt, nur das Allgemeine an ihm und nicht das Individuelle sieht. Eben darum nun kann Gott, sofern er etwas Unterschiedenes ist und nicht mehr schlechtweg als das allgemeine Wesen betrachtet wird, von der Vernunft nicht erreicht werden. Sie kennt auch von ihm nur das Unpersönliche. Ebenso gibt die Vernunft nur das Nothwendige. Die freie Handlung entgeht ihr, denn diese kann man nicht a priori determiniren; man kennt sie nur durch das Ereigniß. Was aber nothwendig ist, das ist auch ewig. Mit der Vernunft allein also, wenn man anders consequent ist, findet man nur einen unpersönlichen Gott, eine nothwendige und ewige Welt, kurz den Pantheismus, und nie die Persönlichkeit und die Freiheit.

Die Geschichte der neuern Philosophie beweist dieses. Unmittelbar nach Descartes kam Spinoza, der allerdings, nicht recht verstanden und verschrien, vielleicht noch mehr Staunen als Skandal erregte. Um zwei Jahrhunderte war dieser einsame Genius seiner Periode vorangeeilt. Unser Zeitgenosse ist er und hat erst heutigen Tags die Geister gefunden, die mit ihm verkehren und die Tiefe und das Wissenschaftliche seines Zweifels begreifen können. Der Schrecken war also damals nur vorübergehend. Man glaubte den Spinoza widerlegt zu haben und der Gedanke wanderte seine Bahn sorglos weiter. Man sieht die Consequenzen eines Princips nicht gleich anfangs voraus; aber sie sind darum nicht weniger unerbittlich. Sie kommen mit langsamem, aber unerbittlichem Schritte, wie eine vielleicht zögernde, aber unfehlbare Justiz. Und so ist der menschliche Geist seit Descartes, von System zu System, bei Hegel's Pantheismus angekommen. Sein letztes Opfer ist der persönliche Gott.

Schon Jacobi, lange vor Schelling, wie er jetzt ist, hatte dies unvermeidliche Ende der modernen Speculation angekündigt. Er hatte mit viel Beredtsamkeit gezeigt, daß unsere edelsten Instincte gegen den Pantheismus protestiren: er vertraute ihnen, ohne sich doch entschließen zu

*) Vergl. den ersten Artikel über Hegel in Nr. 82 u. 83 d. Bl. D. Red.

können, der Vernunft den Abschied zu geben. Bezaubert von ihr und sie verwünschend, weder zu glauben noch zu zweifeln wagend, litt er bis an sein Ende an diesem grausamen Zwiespalt, und schmeckte von der Wissenschaft nur die bitterste Hefe.

Aber dieser Widerspruch darf nicht bestehen bleiben. Und hier hebt sich der Grundgedanke des neuern Schelling'schen Systems an.

Es gibt zweierlei Betrachtungsweisen des Universums: entweder man leitet Alles von einem obersten Princip mit logischer Nothwendigkeit ab, man steigt herab von Gott zur Welt, als von einem Princip zu seiner Consequenz, sodaß mit Gott auch die Welt gesetzt ist; oder aber man betrachtet die Welt als von Gott durch einen Act seines Willens, durch freie Entschließung geschaffen. Die Welt ist entweder nothwendig oder accidentell. Diese beiden Begriffe können in einem und demselben Geiste nicht beisammen existiren; sie sind unvereinbar und die einzigen möglichen; der eine ist wahr, der andere falsch. Die Vernunft allein nun, die logische Methode, gibt nur eine nothwendige Welt. Der freie Act läßt sich nicht a priori bestimmen, er wird nur a posteriori, durch die Erfahrung erkannt. Wenn nun die Freiheit ihren Platz in der Welt findet, so muß die Experimentalmethode oder die historische Methode auch ihren Platz in der Philosophie finden. Die Vernunft ist also, wie Schelling bemerkt, keine interesselose Schiedsrichterin zwischen den beiden Systemen. Ebenso verhält es sich mit der andern Methode. Ihre Anwendung setzt eine accidentelle Welt voraus, sonst könnte von ihr nicht die Rede sein. So bietet sich bei Eröffnung der Philosophie eine Alternative von Methoden dar, die in Wahrheit eine Alternative von Systemen ist. Die Philosophie kann uns über die Wahl nicht aufklären; diese muß stattgehabt haben, wie jene beginnen soll: die Philosophie geht von einer Hypothese aus. Man wollte die Hypothese vermeiden, indem man die Vernunft als einzige Erkenntnißquelle zuließ; man ahnte nicht, daß dies selbst eine Voraussetzung war, daß man damit schon eine Wahl getroffen hatte.

Nun fragt Schelling, welches die natürlichste dieser beiden Hypothesen ist. Wozu räth uns das instinctartige Verlangen des Geistes? Neigt es uns auf die Seite der logischen Methode? Wollen wir ursprünglich alle Dinge als nothwendig begreifen? Offenbar nein! Wir fühlen es, indem wir die Dinge dieser Welt betrachten, daß sie auch nicht sein könnten, daß sie anders sein könnten, daß sie accidentell sind. Der Gedanke an eine Welt, wo die Freiheit ihren Platz hat, gibt überdies der Intelligenz Lust und Schwung. Nichts dagegen macht den Geist ärmer, raubt seiner Betrachtungsweise mehr den Zauber, schläfert ihn mehr ein als der Fatalismus. Die Menschheit tritt als Zeuge zu unsern Gunsten auf: alle religiösen Offenbarungen wollen uns eine Geschichte geben. Der Gott des allgemeinen Bewußtseins ist ein persönlicher und freier Gott. Dazu kommt die überwältigende Gewißheit der Moral, die in letzter Instanz immer über das Schicksal der Systeme entscheidet und die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes voraussetzt. Diese vereinten Motive entscheiden. Die logische Methode hatte nur eine illusorische Nothwendigkeit für sich. Man darf also der Vernunft nicht gestatten, unser ganzes Denken zu usurpiren. So schließt Schelling.

Heißt das aber die Vernunft ganz aus der Philosophie verbannen und nur die Erfahrung zu Rathe ziehen? Ebenso gut konnte man der Philosophie überhaupt den Abschied geben. Welchen Werth und welchen Platz muß also die logische Methode behalten? Wir haben von nichts eine wahre Erkenntniß, ehe wir Gott erkennen. So lange ist alles Wissen Stückwerk, provisorisch, ungewiß. Ein Object ist erst dann erkannt, wenn man ihm seinen Platz im Ganzen, sein Verhältniß zur obersten Ursache angewiesen hat. Dies kann man aber nicht, ohne daß man die Idee von Gott hat. Diese aber erhält man nicht unmittelbar, es ist die wenigst einfache, die reichste, die complicirteste von allen. Wie gelangt man zu ihr? Gott offenbart sich nur in seinem Werke. Die Schöpfung wird ihn uns erkennen lehren. So müssen wir denn von der Welt ausgehen, um zur obersten Ursache zu gelangen. Man steigt nicht nothwendig von Gott zur Welt herab (?), wol aber nothwendig hinauf zu Gott von der Welt, von der Wirkung zur Ursache. Der nothwendige Weg hierzu, der ist eben die logische Methode. Sie ist die Methode der Präliminarien der Wissenschaft; und die moderne Philosophie, wenn sie vorerst diesen Weg befolgt hat, ist keinen Irrweg gegangen, sie hat ihrem Instinct gehorcht, hat mit dem wahren Anfang angefangen. Aber es war dies nur die Vorrede zur Wissenschaft. Ihr Irrthum war, daß sie darin glaubte, die ganze Philosophie zu besitzen. Von Descartes bis Hegel stieg der Gedanke Europas zu Gott empor, als zur Idee. Jetzt bleibt ihm übrig von Gott wieder herabzusteigen zur Welt, und die Geschichte des Weltalls zu denken, und dies ist die wahre, die definitive Wissenschaft.

Diese Fragestellung nun ist Schelling's großes Verdienst, nach dem Verf. Sie ist ein guter Schritt zur Lösung. Die Intelligenz wird ohne Zweifel auf diesem Wege fortschreiten müssen. Man wird der Vernunft keine Zügel mehr anlegen wollen, sobald man überzeugt sein wird, daß sie uns einen persönlichen Gott nicht verweigert. Aber wenn für die Praxis die Resultate einer Philosophie hinreichen, ihren Werth zu bestimmen, so verhält es sich anders mit der Wissenschaft. Die Consequenzen eines Systems ziehen, heißt noch nicht, eine entschiedene Kritik über dasselbe üben und die übrigen Gründe, die Schelling gegen die logische Philosophie aufführt, sind nicht stichhaltig. Er spricht von dem Verlangen, dem Wunsche der Intelligenz. Ist das nicht vielmehr ein Wunsch des Gefühls, der Phantasie? Von der Übereinstimmung der Menschheit. Aber stimmt etwas anders ihm zu, außer dem Christenthum? Nur dieses kennt einen persönlichen Gott und eine freie Schöpfung. Der Koran freilich jenen auch, aber er läßt den Fatalismus daneben bestehen. In den Mythologien ist die Persönlichkeit der Götter nur scheinbar; der Gott, der sich dahinter verbirgt, ist kein persönlicher.

Nun will Schelling seinen persönlichen Gott durch die Logik erhalten; aber wenn die Vernunft dieser Idee fähig ist, so fällt Schelling's Anklage des Pantheismus, die er gegen sie erhebt, von selbst. Das sind lauter Dunkelheiten und Lücken im System. Sie helfen nicht zur Überzeugung.

Auf die Einleitung folgt das System. Gott schafft durch einen Act seines Willens. Aber, wenn der Beschluß frei ist, einmal ausgesprochen, realisirt er sich durch einen sich gleich bleibenden Proceß. Gott schafft nach ewigen Gesetzen, welche die Existenz in ihm hat. Dieser Proceß der Schöpfung ist das Mysterium des Lebens selbst, und nur ein kühner Wahn deutscher Philosophen hat sich einbilden können, dies Geheimniß enthüllen zu wollen.

Schelling unterscheidet drei Principien oder Factoren der Existenz: erstens, ein Princip absoluter, unbestimmter, gewissermaßer blinder und chaotischer Existenz (der dunkle Grund). Nicht diese ist es, die die Welt uns darbietet. Somit gibt es eine mit dieser Existenz wetteifernde Energie, ein zweites Princip, das ihr widersteht und sie beschränkt. Der Kampf dieser zwei Gewalten und der progressive Triumph der zweiten haben die Mannichfaltigkeit der Wesen und die immer vollkommenere Entwickelung der Schöpfung hervorgebracht. Dieser Dualismus, der allenthalben in der Natur sichtbar wird, ist jedoch nicht das oberste Factum. Diese feindseligen Gewalten sind vielmehr beide einer dritten unterworfen, die sie vereinigt. Erst wenn der Kampf sich vollendet, durch die gänzliche Unterwerfung der blinden Existenz erscheint endlich jenes dritte Princip mit dem Menschen, mit dem Geist. Der Geist besitzt in sich alle Principien seiner Existenz; aber der Krieg, den sie sich in der Natur lieferten, ist in ihm zum Frieden geworden: die blinde Materie ist gänzlich in ihm umgestaltet, alles ist Klarheit, Licht und Harmonie. Das Sein ist endlich bei seinem vollkommensten Ausdruck angelangt im Menschen, dem treuen Bilde Gottes, der frei ist, wie Gott; ihm steht es auch frei, mit Gott vereinigt zu bleiben, oder sich von ihm zu trennen, in Harmonie zu bleiben oder nicht.

Die Erfahrung allein lehrt uns Das, was geschehen ist. Der Zustand des Menschen bezeugt seinen Fall: auch hier noch ist der Entschluß frei, aber er verwirklicht sich nach ewigen Gesetzen. Die ursprüngliche Harmonie des Menschen konnte nur getrübt werden, wenn die blinde, besiegte Existenz ihre Herrschaft wiedererrang. Sogleich aber regte sich auch die andere, die rivale Existenz, und leistete Widerstand, und so begann der Kampf aufs neue, ähnlich dem Kampfe, der die Natur hervorgebracht hat, nur daß es jetzt ein innerlicher, ein Kampf in der Tiefe des Bewußtseins wurde. Lange Jahrhunderte hindurch verlor der Mensch — der Materie hingegeben — gleichsam den Besitz seiner selbst; er ist nun nicht mehr Beherberger der göttlichen Vernunft, sondern der titanischen, ungeordneten Mächte, die in ihm die alte Zwietracht erneuen. Aber das Bewußtsein des Menschen ist wesentlich religiös; die Principien, die ihn beherrschen, sind für ihn göttliche Kräfte. So erschienen dem Bewußtsein fremde, uns jetzt unbegreifliche Götter, und es konnte sich von dieser aufrührischen Vision nicht losmachen. Dies ist, nach der originellen, neuen Lehre Schelling's, der Ursprung der Mythologien. Sie werden für den gefallenen Menschen eine Nothwendigkeit, der er sich nicht entziehen konnte, eine Phase seiner Geschichte, durch die er nothwendig hindurchgehen mußte. Je unbegreiflicher diese Götterlehren erscheinen, desto einleuchtender muß es werden, daß Völker vom edelsten Geiste und hoher Weisheit sich nicht immer unter ihr Joch gebeugt hätten, wenn es von ihnen abgehangen, sich davon zu befreien, und wenn diese Götter nicht die natürlichen Beherrscher ihres Bewußtseins gewesen wären. Man sieht wohl, daß damals die Natur eine Allmacht über den Menschen ausübte; und diese Macht lag nicht (wie jetzt zuweilen) im Zauber ihrer Schönheit. Die Ägypter, über welche der Polytheismus so unbedingt herrschte, waren die prosaischsten Sterblichen; die Hindus dagegen, mit ihrer glänzenden Einbildungskraft, ihrer empfänglichen Seele, ihrem schwärmenden Enthusiasmus, umringt von allem Zauber der Natur, besitzen eine reiche, schöne Poesie, und doch sind ihre Gottheiten die groteskesten und misgestaltetsten des Morgenlandes. Poetisch wurde die Mythologie erst in Griechenland, als sie aufhörte eine Religion zu sein.

Diese Herrschaft der Mythologien über die Menschheit war eine erniedrigende, demüthigende Tyrannei wollüstiger, grausamer, schändlicher, gräßlicher Götter, die an die Wollüste und Raserei der Natur erinnern: Orgien, Unzucht, Ehebruch, Menschenopfer. Deswegen gehören sie mit zum Falle. Und doch sind sie zugleich eine Erhebung. Nur muß man sie nicht isolirt betrachten; sie bilden vielmehr einen ungeheuern Cyklus.

Diese allgemeinen Ansichten sind nicht das einzige Interessante im Curse Schelling's. Merkwürdig ist auch die Art, wie er die Verschiedenheit der Völker erklärt. Auf welche Weise ist die ursprüngliche Einheit der Menschenfamilie zerbröckelt worden? Nicht aus der Zerstreuung der Menschen über die Erde, nicht aus den Kriegen, nicht aus der Verschiedenheit der Racen, selbst nicht aus der Verschiedenheit der Sprachen glaubt Schelling dies Phänomen hinlänglich erklärt. Diese letztern bedürfen selbst wieder einer Erklärung; eine Philosophie liegt den Sprachen zu Grunde; die Etymologie ist etwas mehr als nur eine Ableitung der Wörter; sie gibt eine Genealogie der Ideen, sie verräth den geheimen Gedanken der Völker über die Verhältnisse der Dinge, über den Einklang des Sittlichen und Physischen, über Natur, Seele und Gott. Die Eintheilungen, Formen, Gesetze der Grammatik, Alles setzt eine Logik voraus. In jeder Sprache ist gewissermaßen ein Weltsystem verborgen; die Verschiedenheit der Sprachen verräth also eine Verschiedenheit der Ansichten über das Universum, und ihr höchster und wahrester Ausdruck findet sich in der religiösen Verschiedenheit. Dies ist das Factum, auf welches wir hingetrieben werden, um die Verschiedenheit der Völker zu erklären. Der Polytheismus, indem er die Einheit Gottes zerbrach, zerbrach auch die der Menschheit. Wenn eine

neue Mythologie in den Geburtswehen lag, wurde bei den Menschen, bei welchen diese Krise eintrat, Alles afficirt: der Gedanke verwirrte sich bis in seine geheimsten Tiefen, die Sprache formte sich um unter diesem Einfluß; ein neuer Gott, ein neues Idiom, ein neues Volk entstand, die sich vom alten Wurzelstock ablösten. Der Eine Gott mußte den Menschen wiedergegeben werden, wenn sie die Erinnerung an ihre eigene, verlorene Einheit wiederfinden sollten. So sind es nicht die Völker, die ihre Mythologien erfunden haben, sondern die Mythologien haben Völker geschaffen.

Die Philosophie der Offenbarung krönt Schelling's neues System. Die natürliche Folge des Falls ist das Verderben des Menschen. Indem er fiel, gab er sich in die unbedingte Gewalt des Princips der Materie. Dies Princip, wenn es sich des Menschen ganz bemächtigt hätte, würde den Geist, d. h. den Menschen vernichtet haben. Dies geschah nicht. Ein Wille hat sich mithin unserm Verderben widersetzt, und dieser Wille, den man nicht im Menschen finden kann, muß in Gott gefunden werden. Der Fall konnte nicht aufgehoben werden, wenn das Princip der Materie nicht aufs neue unterworfen ward. Dies konnte nur durch eine rivale Gewalt geschehen, wie bei der Schöpfung. So erschien denn diese Gewalt, Gott unterworfen, zugleich aber einem schuldigen Geschlechte einverleibt, sie wurde das vermittelnde Wort und rettete die gefallene Menschheit. In ihrem Kampfe gegen das Princip der Materie brachte sie die Mythologien wieder zum Vorschein, aber sie durchschreitet sie blos, um über sie hinauszugehen; sie sind für sie der Weg und nicht das Ziel. Die Religionen sind Ringe einer und derselben Kette, aber die letzte ist wesentlich verschieden von ihren Vorgängerinnen. Die Götter der Mythologien existirten nur im Bewußtsein und haben im übrigen gar keine Realität. Das wesentliche Wort des Christenthums dagegen erscheint im Fleisch und mischt sich unter die Menschen als eine distincte Persönlichkeit. Das Christenthum ist nicht die vollkommenste Mythologie, es hebt alle Mythologien auf. In ihnen ist der Mensch vom wahren Gott getrennt, im Christenthum ist er aufs neue mit ihm vereinigt; er ist nicht mehr Sklave der Natur, sondern, wie ehedem, ihr Herr.

Schelling läßt alle Dogmen der Kirchenlehre zu: die Fleischwerdung, die Auferstehung, die Himmelfahrt. Das Evangelium ist keine Mythe; es bleibt wahrhaftige Geschichte. Glaube und Vernunft werden sich hinfort vermählen; neue Zeiten kündigen sich an. Der Katholicismus rührte von St.-Peter her, die Reformation von St.-Paulus, der unmittelbar von Gott erleuchtet ward; die Zukunft wird von St.-Johannes abhängen, dem Apostel der Liebe. Wir werden den vollkommenen Sieg des Christenthums erleben, der Mensch wird von aller Knechtschaft frei werden, von einem Ende der Erde zum andern werden die Menschen vor Einem Altare knien, das Band derselben Liebe wird sie umschlingen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Alphonse Karr's „Guêpes" haben sich, trotz der unzähligen Nachahmungen, die sie ins Leben gerufen haben, von denen wir der eingegangenen Balzac'schen „Revue parisienne", der „Chronique de Paris", der „Historiettes" von Eug. Briffaut und des „Papillon" nur im Vorbeigehen gedenken, immer noch am meisten in der Gunst des Publicums erhalten. Nur die gut redigirten „Nouvelles à la main", von denen monatlich ein kleines Bändchen herauskommt, haben einen fast ebenso großen Leserkreis. Sie verdanken diese Beachtung namentlich der Indiscretion, mit der die Redacteure (Nestor Roqueplan, Léon Gozlan und Malitourne, wenn wir recht unterrichtet sind) die Geheimnisse der vornehmen Salons und Coulissenintriguen ausbeuten. Das Februarheft der „Guêpes" ist diesmal nicht von Karr selbst redigirt. Der schmerzliche Verlust, den derselbe durch den Tod seines Vaters vor kurzem erlitten hat, ist der Grund, weshalb mehre seiner Freunde zusammengetreten sind, um den Stoff zu diesem Hefte zu liefern. Der bekannte Musiker Léon Gatayes hat sich dem Geschäfte der Redaction unterzogen. So zeichnen sich diesmal die „Guêpes", die zuweilen etwas monoton waren, durch eine große Mannichfaltigkeit aus. Wir finden darin ein Bruchstück aus dem ungedruckten „Etoile polaire" von Arlincourt, einige unbekannte Verse von Lamartine und Victor Hugo, die indessen kein neues Blatt zu den Lorberkränzen beider Poeten hinzufügen, auch ein Lied aus der Feder des gewandten Zeichners Gavarni, einen geistreichen Aufsatz von J. Janin „Horace et le chiffonier", einen Brief von Vicomte de Launay (Mad. de Girardin), ein Bruchstück einer Komödie von Alexander Soumet. Besonders hervorzuheben ist unter der bunten Auswahl ein kleiner Aufsatz, in dem der bekannte Componist Adolf Adam einige Züge aus dem Leben vom Vater Alphonse Karr's erzählt. Bekanntlich hat sich Henri Karr, der vor kurzem gestorben ist, als Componist einen bedeutenden Namen gemacht. Wir sehen aus dem Artikel Adam's, daß Karr aus einer deutschen Familie stammt. Henri Karr, also der Vater des fruchtbaren Schriftstellers, ist um 1780 zu Zweibrücken geboren, wo sein Vater Kapellmeister war.

Das neueste Werk von Lamennais führt den Titel „Amschaspands et Darvands". Es ist ein kühnes Phantasiestück, in das tiefsinnige Betrachtungen über die Gegenwart verwoben sind. Lamennais theilt uns die Betrachtungen eines alten Magiers mit, dessen Auge, von den Banden der Zeitlichkeit ungehemmt, den ewigen Streit der Geister des Guten und des Bösen schaut. Amschaspands und Darvands sind nämlich die Namen der guten und bösen Engel, von denen die einen im Dienste Ahriman's, die andern in dem Ormuzd's stehen. An einzelnen Stellen macht sich der titanenhafte Unmuth gegen alles Bestehende Luft, der vielleicht durch die politischen Verfolgungen, unter denen Lamennais neuerdings zu leiden gehabt hat, noch gesteigert ist. Die schöpferische Kraft der Phantasie und der glänzende Stil, der in Allem ist, was aus der Feder Lamennais' fließt, übt auch in dieser neuen Schrift seinen unwiderstehlichen Zauber aus. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 107. —— 17. April 1843.

Die dermalige Krise der Philosophie in Deutschland.

Eine Stimme aus Frankreich.

II. Schelling.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Hat uns nun Schelling — so fragt der Berichterstatter am Schlusse dieses Überblicks — die Wahrheit gebracht, die wir bisher vergebens suchten? Ich möchte es denken können, und kann es nicht. Schelling erklärt, mit Hülfe seiner ontologischen Hypothese, Natur, Geschichte, Mythologien und Christenglauben, Alles zusammen; aber die Begründung fehlt dieser Hypothese. Er findet in seinen Principien unvorhergesehene Mittel, er handhabt sie mit einer Gewandtheit, daß man die Bewegungen der Geschichte selbst zu sehen glaubt, er weiß sie trefflich zu benutzen, aber die Geschicklichkeit liegt in ihm und nicht in seiner Hypothese. Er leitet daraus eine christliche Philosophie ab: man könnte ebenso wol jedes andere System daraus herleiten. Alle Augenblicke reißt der logische Faden und wird nach Belieben wieder angeknüpft. Er fällt in einen Fehler zurück, welchem Hegel mit seiner strengen Wissenschaftlichkeit abhelfen wollte. Die Logik Hegel's ist offenbar seine schönste und bedeutendste Entdeckung. Schelling hätte sie annehmen oder doch widerlegen sollen. Er verwirft sie ohne Proceß. Das heißt sich einer der intellectuellen Foderungen der Epoche verschließen, heißt zu den precairen Conjecturen zurückkehren, die seit dem großen Logiker in Miscredit gerathen sind.

Dieser Mangel an Schärfe ist überall bemerklich. Die Idee der Freiheit ist der Hauptbegriff des Systems, er macht dessen Originalität aus. Und doch bleibt dieser Begriff unentschieden und dunkel. Schelling setzt den Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Freiheit nicht fest und spricht von der erstern immer wie von einer Wahl, von einer Willkür. Ebenso gut kann man ihn des Fatalismus anklagen. Der Mensch, nach seinem Fall, ist der mythologischen Bewegung unterworfen und kann sich ihr nicht entziehen; er ist nicht mehr frei. Wird er durch das Christenthum wieder frei? Mit nichten. Der Menschengeist entwickelt sich hinfort durch die Philosophie, wie vordem durch die Mythologie, nach einem unbeugsamen Gesetze. Die Systeme folgen sich aus einem nothwendigen Grunde und jedes bringt wieder eine andere Moral mit sich. Gut und böse wechseln unaufhörlich; oder vielmehr, es gibt weder Gutes noch Böses; ein jegliches hat seine Berechtigung zu seiner Zeit. Der Sündenfall, dem die Menschheit ihre ganze Entwickelung verdankt, wird gewissermaßen zu einem Gute.

Auch die Übereinstimmung des Systems mit dem Christenthum hat ihre Lücken. Dieses letztere unterscheidet sich, nach Schelling, von den Mythologien, ohne ihnen zu widersprechen; sie bahnen ihm den Weg, sie sind die Propyläen dazu. Ist das Gedanke des Christenthums? O nein. Ihm sind Götzendienerei und Sünde einerlei; es widersetzt sich dem Cultus der Idole, wie das Gute dem Bösen; es betrachtet ihn als eine Entfernung vom wahren Gott, nicht als eine Annäherung an ihn. Nicht orthodoxer ist Schelling in seinen Ansichten vom Judenthum. Wozu bedarf es auch in der That eines auserwählten Volks, wenn die Mythologien einmal sich vorbereiten und für sich schon das Christenthum ankündigen. Auch weiß Schelling nicht recht, was er mit den Juden machen soll.

Außerdem gibt uns der Philosoph nur eine ontologische Erklärung des Christenthums und vernachlässigt die moralische. Er beleuchtet mehr das Geheimniß der Vereinigung zweier Wesenheiten im fleischgewordenen Worte, als das Geheimniß der Versöhnung. Und doch ist hier das größte Ereigniß, das vor allen Dingen der Erklärung werth war, das moralische; alle andern hängen von diesem ab, begreifen sich nur durch dieses. Mit allen Worten wendet sich das Evangelium an das Gewissen. Es wäre nicht mehr dasselbe, es würde sein Werk nicht mehr ausrichten, seine holdseligen, salbungsvollen Geschichten würden alle Kraft für die Seelen verlieren, wenn der oberste Sinn dieser göttlichen Erzählungen nicht Barmherzigkeit und Liebe wäre. Im Systeme Schelling's ist Jesus Christus vielmehr der Demiurg als der Erlöser. Auch unter jenem Titel hätte er Wunder an der Natur verrichten können; aber den Willen der Menschen hätte er nicht umgewandelt, die Herzen hätte er nicht geheilt. Und doch war dieses seine vornehmste Sorge. Die Weisen des Jahrhunderts, die Glücklichen, hätten sich dann um ihn geschart, und nicht nur Mühselige aller Art, arme Fischer und fromme Frauen — dies er-

habene Geleite von getrösteten Schmerzen und anbetenden Herzen, das sich um den König der Demuth drängte. Der Erlöser ist freilich auch der Weltschöpfer; nur verkehrt Schelling die Rollen und macht die untergeordnete zur ersten. So befriedigt Schelling weder die Logik noch die Freiheit; er versöhnt den Glauben nicht mit der Wissenschaft, er macht nur beide unzufrieden. Er hat gezeigt, daß die Vernunft unvermeidlich zum Pantheismus führt, hat das Bedürfniß, über sie hinauszukommen, lebendiger angeregt; aber die Mittel, dies zu vollbringen, hat er uns nicht gegeben.

Die ganze Betrachtung des Franzosen schließt mit den Worten: Eine und dieselbe Krise bearbeitet die ganze Welt. Überall, bei allen Völkern Europas, dieselbe Erschütterung des Glaubens, dieselbe Bangigkeit der Gemüther, derselbe Aufruhr unter den Geistern. Ein Zweifel belagert uns, dessen Macht wir uns vergebens verhehlen möchten. Er stört den Priester vor dem Altare; er wartet auf uns selbst im Heiligthume des Gewissens und lockt uns mit dem Nutzen, an der Stelle der Pflicht. Ins häusliche Leben selber folgt uns der unheimliche Gast; hier disputirt er gegen Familie und Eigenthum. Alles wird in Frage gestellt, Alles unsicher, Alles scheint bedroht. Selbst der Orient krankt an demselben Übel, er traut seinen Göttern nicht mehr, die ihm keinen Schutz mehr gewähren gegen uns. Das erste Mal verbreitet der Skepticismus seine Schatten über die ganze Erdscheibe und in dieser Dunkelheit bemächtigt sich unser Traurigkeit, Furcht und Verdruß. Kein Logiker wird diesen unbestimmten Ängsten ein Ziel setzen. Das sind keine Spiele und Aufgaben der Schule; es sind grausame, peinliche Nöthen. Großen Ereignissen sind sie entsprungen, große Ereignisse allein können ihnen ein Ziel setzen.

Wir haben den Nachbar ausreden lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Nachdem er ausgesprochen hat, wollen wir nur zwei kurze Bemerkungen anfügen, denn zu einer Discussion des Ganzen ist hier nicht der Raum. Die erste betrifft den Vorwurf, daß Schelling die größte Entdeckung des Hegel'schen Systems, die Logik desselben, hätte annehmen oder widerlegen sollen. Dies dünkt uns eine seltsame Foderung. Der Widerspruch gegen diese Logik des Unendlichen ist bei Schelling in der Entgegenstellung seines Systems enthalten; die Annahme derselben aber hätte nothwendig Anerkennung des Systems selbst zur Folge haben müssen. Vielmehr muß es an dem Verf. des Aufsatzes befremden, daß er über die Resultate des Hegel'schen Systems jammert und doch diese Logik als eine Entdeckung, eine neue Wahrheit, welche die Runde der Welt machen wird, betrachtet. Wenn auf dem Gebiete des Unendlichen, in der Substanz und dem Substrat der Dinge, im Wesen des Begriffs, ein anderes logisches Gesetz herrscht als in der Endlichkeit, wenn hier das Gesetz des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten und der Identität aufhört, Gültigkeit zu haben, so wüßten wir nicht, wie Das, dessen Untergang der Verf. bedauert, wie der bisherige Begriff von einem auf irgend eine Weise transscendenten Gott und einer jenseitigen Welt, noch Raum in einem Systeme finden soll. Mit dieser Logik ist der werdende Gott und der ewige Fluß der Welt als seine einzige Entwickelung gegeben; dieser dialektische Denkproceß des Unendlichen kann gar nichts Anderes sein als der Weltproceß. Die Annahme des letztern ist keine falsche oder auch nur unvorhergesehene Consequenz des Systems, sie ist in seinen ersten Anfängen als Grundansicht enthalten, wie dies schon das älteste Document des Systems, die bewundernswürdige Vorrede zur „Phänomenologie" — bewundernswürdig, weil sie das ganze System Hegel's im Keime enthält — unwidersprechlich beweist. („Phänomenologie", erste Aufl., 1817, S. XXVI fg., S. XLIV fg., S. LXVI fg., S. LXX fg. ganz besonders S. LXXVII fg. über den Satz: „Gott ist das Sein.")

Dies unser eines Bedenken, das auf der Oberfläche liegt. Ein anderes, ebenso nahe liegendes, heftet sich an die Schlußworte des Verf. Kein Logiker soll dem allgemeinen Skepticismus der Welt ein Ziel setzen können, — Ereignisse sollen es thun. Da der Verf. schwerlich ein Chiliast ist und ebenso wenig in der nächsten Zeit eine Parusie erwartet, so versteht er unter diesen Begebenheiten gewiß keine Wunder, welche die Welt vom Zweifel heilen sollen. Es bleibt also wol nichts Anderes übrig als Umwälzungen und Kriege. Nun ist es schon schwer abzusehen, wie diese auch nur den praktischen Wirren der Welt, welche der Verf. geschickt und auf echt französische Weise mit den theoretischen in Verbindung setzt, so leicht abhelfen sollen; wie sie aber vollends die Zweifel der Vernunft zu lösen vermögen, läßt sich wahrlich nicht begreifen. Etwas Wahres liegt freilich dennoch in seiner Behauptung, aber es beschränkt sich, was die Kämpfe der Überzeugung betrifft, doch nur auf die Außenwerke. Wenn ein lebendigeres Interesse die menschliche Gesellschaft aufregt, verlieren allerdings die philosophischen Systeme gewisse künstliche Bundesgenossen, und das Coterie- und Parteiwesen gewährt ihnen keine Stütze mehr. Die bloßen Schreier werden zum Schweigen gebracht; sie werden nicht mehr gehört, nicht mehr honorirt. Und so dürfte es denn, wenn andere Knoten der Welt mit dem Schwerte gelöst werden, wol dahin kommen, daß eine Menge junger, jetzt florirender Schriftsteller in Noth und Elend geriethen und dadurch sich nach dem lebendigen und persönlichen Gott sehnen lernen würden, wenn der unpersönliche sie nicht mehr bezahlt. Die Philosophie wird überhaupt in den Hintergrund treten. Aber ist damit die Vernunft beruhigt und wird auch nur Eine Frage des Geistes durch eine Revolution oder einen Krieg gelöst? Weil man weniger denkt, oder williger glaubt, wird damit der persönliche Gott bewiesen, oder wird bewiesen, daß man ihn nicht beweisen kann und doch glauben muß? Das Alles wird, es sei Krieg oder Frieden, zu jeder Zeit Sache der Logik, der Speculation bleiben, und die Schwerter materiellen Kampfes mögen noch so laut drein schlagen, sie mögen noch so Vieles erringen, für die Vernunft können sie nicht die ultima ra-

ie sein. Hier wird immer und ewig nur Ein Schwert entscheiden können: das Schwert des Geistes, welches ist das Wort. 44.

De la Russie et de la France. Entretiens politiques. Par un Inconnu. Paris 1842.

Die so häufig mit großer Selbstzufriedenheit ausgesprochene Meinung, daß Frankreich zu nichtig geworden, um noch fernerhin den Impuls zu großen Ereignissen geben zu können, mag in der Restaurationsperiode richtig gewesen sein; gegenwärtig wäre sie ein höchst gefährlicher Irrthum. Allerdings konnten wir als Nachbarn dieses großen Staats lange Zeit ohne alle Befürchtung vor ihm sein; isolirt stand er auf der einen Seite, ganz Europa vereinigt auf der andern. Als aber die Anreizungen von 1840 das kriegslustige Volk aufgestachelt hatten, war wol deutlich zu erkennen, wie mächtig Frankreich, wäre es nicht isolirt gewesen, in die Welthändel eingegriffen haben würde. Becker's Rheinlied wurde damals viel gesungen und das war gut; noch besser aber war Frankreichs Isolirtheit und seine daraus folgende Ohnmacht, es mit ganz Europa aufzunehmen. Sobald nun diese Ohnmacht mittels eines geeigneten Bündnisses gehoben wird und in eine gewaltige Kraftentwickelung übergeht, wird es uns nicht an dringender Auffoderung fehlen, das Rheinlied zur Wahrheit zu machen. Von dieser Betrachtung ausgehend, muß jede Bestrebung Frankreichs, sich mit einem andern Staate zu alliiren, von großem Interesse für uns sein, um so mehr, als die Franzosen noch immer glauben, eine Foderung an uns zu haben, die sie gar zu gern bei dem nächsten Zahltage geltend machen und mit Zinsen wieder einziehen möchten. Die Principienpolitik war bis jetzt ein starkes Hinderniß für Frankreichs Allianz mit absoluten Staaten, z. B. mit Rußland; wie nun aber, wenn man sich zu verständigen suchte und über die Vorurtheile gegen eine Mesallianz der Principien hinwegzusehen wüßte! Wenn man noch weiter ginge und den Satz durchführte, daß die Kluft zwischen französischen und russischen Principien gar nicht einmal so groß wäre, als gewöhnlich angenommen wird, und daß sogar beiden Völkern eine „instinktmäßige Neigung zur Annäherung" einwohne? Es käme nur auf eine gewandte Feder an, um die Franzosen zur gehörigen Werthschätzung Rußlands hinzuführen und den Plan zu einem Bunde mit dem nordischen Riesen in Frankreich populair zu machen; im Übrigen würde es dann mit der Ausführung des Plans keine übermäßige Schwierigkeit haben. Und diese Feder ist bereits gefunden; ein „Unbekannter" (Verf. des in Preußen verbotenen Buchs: „De la Prusse et de la domination sous les rapports politique et religieux spécialement dans les nouvelles provinces", 1842) beschenkte vor kurzem seine Landsleute mit einem Programm zum russisch-französischen Bündnisse, welches der Unbekannte als eine politische Nothwendigkeit, als das beste Mittel zur Sicherung des Weltfriedens und, nicht zu vergessen, zur Wiederherstellung des durch die wiener Verträge so sehr geschmälerten französischen Einflusses, mit vorzüglicher Geschicklichkeit darzustellen weiß. „Indem die Vorsehung diese beiden Völker an die entgegengesetzten Punkte stellte, gleichwie die beiden Schalen einer Wage; indem sie dieselben mit bedeutenden Kräften ausrüstete, ihnen ein und dasselbe Interesse und eine instinktmäßige Neigung zur Annäherung gab, scheint sie den allgemeinen Frieden von dem gegenseitigen Verhältnisse Rußlands und Frankreichs abhängig gemacht zu haben." Den Beweis für die Richtigkeit dieses Ausspruchs sucht der Verf. durch Beleuchtung der gegenwärtigen europäischen Zustände zu führen; zu diesem Behuf läßt er zwei redende Personen auftreten, von denen die erstere, als Nichtfranzose maskirt, Rußland aus einem „ganz vorurtheilsfreien" Gesichtspunkte betrachten soll; die zweite ist ein Franzose, der sein Vaterland den andern Staaten gegenüberstellt und ebenfalls zu dem eben mitgetheilten Resultate gelangt. Rußland hat alle Ursache, mit dem Inhalte der Schrift zufrieden zu sein, und wenn die Partei Molé fortführt, ihre Plane mit dergleichen Mitteln zu unterstützen, so dürfte sie ihr Ziel in nicht zu langer Zeit erreichen. Heben wir nun einige interessante Punkte aus dem Buche hervor; vielleicht werden wir dadurch angeleitet, unsere Begriffe von der russischen Civilisation, „deren Zukunft eine Wohlthat für die Menschheit sein wird", zu läutern und die erwachende Klugheit der Franzosen zu würdigen, „welche aus weisem Nationalinteresse aufhören werden, aus der Freiheit eine Offenbarung zu machen und sie aller Welt zu predigen".

Nach der Ansicht jenes „vorurtheilsfreien Fremden" birgt Rußland in sich alle Elemente eines schnellen und wahrhaften Fortschreitens; es ist eine aufstrebende neue Welt. Es befindet sich in jenem politischen Stadium, in welchem die absolute Regierung die beste, die einzig mögliche für dieses Land ist. Doch wird die Nation dereinst, vielleicht bald (?), ihre gänzliche Befreiung eben dieser absoluten Regierung zu verdanken haben; sie (die Nation) wird dann erkennen, daß das Recht, Alles zu thun, das Mittel gewesen ist, Gutes zu thun. Nachdrücklich kämpft der „Fremde" gegen die allgemein verbreitete Vorstellung von der russischen Barbarei; er geht hierin so weit, daß er das polnische Volk in jeder Beziehung hinter das russische zurückstellt. Die eigenthümliche Organisation des Russen wird in dem vortheilhaftesten Lichte gezeigt. Biegsam, streckbar wie das Eisen unter dem Hammer (malléable), zugänglich für alle Ideen, nimmt er das Dargebotene an, ohne zu vernünfteln. Mit der Geschwindigkeit des Verstandes vereinigt der Russe eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit der Hand. Seine Leichtigkeit, sich in jedes Klima, in jede Lebensweise zu finden, von einem Gewerbe zum andern überzugehen, die verschiedensten Dinge zu verrichten, ein anderer Mensch zu werden, ist wahrhaft erstaunenswürdig. Aus einem Bauer macht man in kurzer Zeit einen eleganten Kammerdiener, oder je nach den Umständen einen Maurer, Zimmermann, Schmied, Kutscher, Koch, selbst einen Maler und Musiker; der Russe ist geschickt zu Allem; in ihm steckt gleichermaßen die Natur eines Cyklopen und die eines französischen Haarkräuslers. Der Russe ist ein trefflicher Soldat; er urtheilt nicht, grübelt nicht, er gehorcht. Anziehend ist in diesem Betracht folgende Parallele. In der französischen Armee herrscht die Liebe zum Ruhm, die innere Erhebung des Einzelnen; in der russischen die Selbstverleugnung, der Enthusiasmus für den Gehorsam. Menschliche Leidenschaften erregen die erstere, ein Schicksalsschluß scheint die letztere anzutreiben. Im Gefecht ist daher die französische Armee drohend wie der Blitz, die russische unerschütterlich wie ein Fels. Der Franzose ist furchtbar im Angriff, der Russe unermüdlich im Kampfe; der Eine ist heftig wie die Flamme, der Andere widersteht wie das Eisen.

Zu Rußlands Politik übergehend, sieht unser „Fremder" in dessen Eroberungssucht nur die natürliche Folge seines Strebens nach Civilisation; er zweifelt nicht, daß die Entwickelung dieser Civilisation eine Reihe von Schlägen gegen England mit sich bringen wird, während für die übrigen europäischen Staaten keine reelle Gefahr dabei ist. Was den Kaiser Nikolaus betrifft, so erscheint er als der Mann der Nothwendigkeit; er wird vollenden, was Peter der Große begonnen hat. Nach einer Anerkennung der ausgezeichneten Eigenschaften des jetzt regierenden Kaisers, stellt der „vorurtheilsfreie Fremde" folgenden Satz auf: „Es ist zwar Niemand gegeben, in der Zukunft zu lesen; jedoch wenn es außer Zweifel ist, daß die mit Kanonen bewaffnete und sich auf die Presse stützende Civilisation *) vor keinem Hinderniß zurückweicht, so scheint sich die Zukunft der russischen Civilisation als eins der größten Ereignisse, welche jemals dem Menschengeschlecht begegnet sind, darzustellen; diese Zukunft wird

---

*) Ref. hat jene merkwürdige Äußerung über die in Rußland auf die Presse sich stützende Civilisation mit keinem Fragezeichen versehen, obwol er gestehen muß, daß ihm der Sinn dieser Worte etwas dunkel ist.

eine Wohlthat für die Menschheit sein, ein wahrer Ruhm für das Volk, welches das Werkzeug derselben gewesen." Weislich wird aber hinzugefügt, daß die Verwirklichung des eben Gesagten ein Geheimniß der Zeiten sei.

Hiernächst beginnt der zweite Theil der Schrift. Ein Franzose (der übrigens für Rußland nicht minder gut gestimmt ist als der vorurtheilsfreie Fremde) betrachtet Deutschland, Preußen, Östreich, England, Rußland und Frankreich in ihren gegenseitigen Beziehungen, wie sie durch die wiener Verträge entstanden sind. Diese Verträge finden natürlich keinen Lobredner an dem „Franzosen", doch müssen wir einräumen, daß er manches Triftige über dieselben ausspricht. Für Deutschland haben sie, nach des Verf. Ansicht, keine Zukunft begründet. Die constitutionnellen Formen, welche den kleinern Ländern bewilligt wurden, sind nur vereinzelte Concessionen gewesen, eine den Völkern zum Rechnungsabschluß ein für allemal geleistete Zahlung. Diese constitutionnellen Institutionen, in sich selbst ohne Lebensprincip und unter diplomatischem Einfluß stehend, werden bei den obwaltenden Umständen eine Thatsache ohne weitere Folgen bleiben, ein angefangener Fortschritt ohne Vervollständigung. Eine bessere Zukunft könnte nur dann anbrechen, wenn die kleinern Staaten eine eigene, über allen fremden Einfluß erhabene Stellung einzunehmen im Stande wären, wenn sie sich politisch zu emancipiren und siegreich in ihren Mitteln und in ihrem Wollen zu constituiren vermöchten. Aber selbst mit der sonst allmächtigen Hülfe der Zeit ist dies für Deutschland, wie die gedachten Verträge es geschaffen haben, nicht zu realisiren. Östreich hat keine Analogie mit den kleinern deutschen Staaten, es steht in entgegengesetzter Richtung zu denselben und hält sie darnieder. Preußen dagegen ist, mit gewissen Einschränkungen, Deutschlands einflußreicher Regulator; unter den Mächten, welche auf Deutschland bestimmend einwirken, ist Preußen die einzige, welche das constitutionnelle Deutschland reflectirt, begreift und dereinst nicht fürchten darf, dessen Ansprüchen zu genügen.

Die deutsche Nationalität ist, wie der Verf. meint, ein abstractes, vages Ding, welches nur durch äußere Ereignisse, z. B. durch eine Zerstückelung Östreichs, oder durch das assentiment actif Preußens, oder durch die „uneigennützige" Einwirkung Frankreichs etwas werden könnte. Die erste und letzte dieser Bedingungen finden wir nicht annehmbar; die zweite ist wol nicht so übel, wofern unter den nicht ganz deutlichen Worten, „assentiment actif", zu verstehen ist, daß Preußen dem constitutionnellen Deutschland zu assentiren, d. h. auch ein constitutionnelles Wesen anzunehmen habe.

Bemerkenswerth — weil es von einem Franzosen herrührt — ist des Verf. Urtheil über seine Landsleute. Er gesteht, daß die Franzosen Charakterfehler haben, die nur zu sichtbar in der Geschichte hervortreten, als daß man sie wegleugnen könnte; eine natürliche Beweglichkeit, eine angeborene Unruhe des Blutes führt sie leicht über das rechte Maß hinaus; sie sind auf der Weltbühne, wie man sie auf dem Theater sieht, plötzlichen Bewegungen nachgebend, sich in Masse elektrisirend, stets mehr durch die Leidenschaft aufgeregt als durch die Vernunft zurückgehalten; daher verliert ihr Patriotismus leicht seinen Stützpunkt auf der Erde, geräth in politische Abstractionen und ermangelt der Localfärbung, welche man Egoismus nennt, und welche hier ein weises Nationalinteresse, ein französisches Interesse sein würde. Sehr bezeichnend für das ganze Buch ist folgender gute Rath, welchen der Verf. seinen Landsleuten gibt: „Warum wollen die Franzosen ihre Grundsätze, selbst wenn sie sie für die besten halten, allgemein verbreiten, warum beschränken sie sich nicht darauf, deren Trefflichkeit in ihrem eigenen Lande und für sich allein anzuwenden? Warum wollen sie sie aller Welt predigen und aus ihrer Freiheit eine Offenbarung machen? L a s s e t d o c h d i e s e F r e i h e i t f ü r s i c h w i r k e n , s i e w i r d s i c h s c h o n a l l e i n i h r R e c h t i n d e r W e l t v e r s c h a f f e n." Sind die Franzosen erst so weit gereift, diesen guten Rath zu befolgen und die russische Regierungsweise mit den Augen des Inconnu zu betrachten, dann versteht es sich von selbst, daß Polen aufhört, der Zankapfel zwischen Frankreich und Rußland zu sein. „Das Schicksal hat einmal über dieses unglückliche Land verfügt; als Menschen müssen wir es beklagen, aber als Franzosen, als Bürger unsers Staats würde es thöricht sein, den Polen zu liebe einer vortheilhaften Allianz entgegenzustreben." So ungefähr lautet der Epilog der polnischen Nationalität und es springt in die Augen, daß er nicht den unwirksamsten Theil des Prologs zum französisch-russischen Bündnisse ausmacht, welches vielleicht bald „zum Heil der Welt" geschlossen werden wird.

28.

Literarische Notizen aus England.

Eins der vorzüglichsten neuerdings erschienenen Producte der dramatischen Literatur Englands ist Henry Taylor's historisches Drama „Edwin the Fair". Ein dramatisches Gedicht voll Leben und Schönheit und reich an malerischen Gruppen. Die Charaktere sind bestimmt gezeichnet und genau voneinander unterschieden, die Sprache ist im höchsten Grade rein, harmonisch und kräftig. Zu rechter Zeit wird der Edle, Liebenswürdige und Gute von den Schlägen des Schicksals zermalmt. Und doch ist „Edwin the Fair" keine Tragödie im strengen Sinne des Worts. Denn der Ausgang des Stücks ist eher schrecklich als tragisch. Wir sind zwar Zeuge von einem Kampf auf Leben und Tod zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Der Scepter fällt aus Edwin's schwacher Hand und ein stolzer Priester trägt den blutigen Sieg davon; aber es ist ein Triumph der Kraft über die Schwäche, der List über die Einfalt, reifer Weltklugheit über kindische Unerfahrenheit. Gewaltiges Trübsal befällt Edwin und seine Gemahlin Elgiva, ist aber weder von einer ungeheuern Schuld noch von einer großmüthigen Selbstaufopferung hervorgerufen. Sie gehen als Opfer ihrer eigenen Unbesonnenheit und Unklugheit zu Grunde. Darum erregt das Stück keine kräftige Sympathie und erzeugt keine tiefe Rührung, es mangelt ihm die poetische Gerechtigkeit im Fortgang und in der Katastrophe desselben. Diese Einwendung gegen sein Drama hat Taylor offenbar selbst vorhergesehen. Darum hat er andere Mittel zu Hülfe genommen, um die seinem Gegenstande anklebenden Fehler zu verdecken. Er ergreift jede Gelegenheit, welche derselbe ihm darbietet, um neue Charaktere zu zeichnen und in Contrast gegeneinander zu stellen. Überall, wo das Interesse der Fabel sinkt, läßt er neue Personen auf der Bühne auftreten, die voll Leben und Poesie sind. So nimmt Taylor, trotz der an seinem „Edwin the Fair" gerügten Mängel, unter Englands jetzt lebenden dramatischen Dichtern eine der ersten Stellen ein.

Ein großes, vielversprechendes literarisches Unternehmen hat in England seinen Anfang genommen, nämlich die Herausgabe von „The biographical dictionary of the Society for the diffusion of useful knowledge". Die Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse wird dadurch einem in der englischen Literatur lange gefühlten Mangel, dem einer sorgfältig ausgearbeiteten U n i v e r s a l - B i o g r a p h i e, abhelfen. Die bereits erschienenen Abtheilungen versprechen das Beste, und für eine würdige Vollendung des ganzen Werks bürgt die Gesellschaft, unter deren Auspicien es erscheint. Die englische Literatur hat zwar mehre biographische Werke ähnlicher Art aufzuweisen, aber sie umfassen nur einzelne Gegenstände. Das bedeutendste darunter ist die „Biographia Britanica", welche die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer enthält, die in England und Irland von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart gelebt haben. Die erste Ausgabe davon wurde im J. 1766 in fünf Foliobänden vollendet. Später wurde von mehren ausgezeichneten Gelehrten eine neue Ausgabe dieses Werks angefangen, aber nur bis zu dem Buchstaben F gebracht.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 108. —— 18. April 1843.

Über Gervinus' neuere Literaturgeschichte.

An W......

Sie äußern, Ihr Erstaunen, verehrter Freund, daß über die beiden letzten Bände der deutschen Literaturgeschichte von Gervinus noch immer keine andern Beurtheilungen erschienen seien, als lobpreisende*), und fragen unmuthig: ob Sie sich denn entschließen müßten dies für ein Zeichen allgemeiner und entschiedener Billigung zu halten. Ich begreife die Stimmung, in der Sie diese Frage thun, vollkommen, weil ich sie theile. Auch ich frage mich schon lange, ob ich den Jubelruf, mit dem jene Bände empfangen worden, die zahlreichen bis zu enthusiastischen Acclamationen gesteigerten Lobsprüche, die ihnen ertheilt sind, für ein allgemeines Einstimmen in die darin ausgesprochenen Urtheile und Ansichten halten soll? ob die Nation denn in der That freudig, ja mit einer Art von bilderstürmerischem Gelüst, so Vieles von Dem, was sie einst verehrt hat, zertrümmern hilft? Ist ja doch nicht einmal ein Ton des Bedauerns, des Mitgefühls laut geworden mit den gestürzten Heroen, über welche der Alles Zermalmende stolz einherschreitet und „aus Schlünden der Tiefe den Athem erstickter Titanen gleich Opfergerüchen" empfängt.

Dann frage ich mich aber auch wieder: Sind es wirklich die Urtheilsfähigsten, welche die, wie die Sage geht, in Deutschland noch nie so volltönend und so kräftig aufgetretene öffentliche Meinung ausmachen? Repräsentiren die Organe, durch welche sie sich ausspricht, wirklich allein und gänzlich den intelligenten Kern der Nation? Diese Fragen kann man denn doch mit einem entschiedenen Ja nicht beantworten, und je weniger man es kann, je mehr darf man auch an der Vollstimmigkeit des Beifalls zweifeln, mit welchem jenem bilderstürmerischen Beginnen zugesehen wird. Nehme ich dazu, daß Mancher, der ein Wort mitzureden hätte, schweigt, weil er den Hader besonders mit einer der Parteien scheut, welche Gervinus sich gewonnen hat, die mit rücksichtsloser, unermüdlicher Zank- und Schmähsucht über Jeden herfällt, der es wagt, anderer Meinung zu sein wie sie, und daß die wahre Kritik überhaupt einen natürlichen Widerwillen empfindet, sich dem betäubenden Lärm von Leuten gegenüberzustellen, die sich weit mehr um die Parteistellung des Autors als um den Geist und den Gehalt seiner Leistungen bekümmert, so möchten Ihre Fragen schon halb erledigt sein. Auf andere Weise ist dafür gesorgt durch zwei Beurtheilungen, welche, während ich die Beantwortung Ihres Briefes nur allzu lang verschoben habe, erschienen sind. Die eine in der berliner „Literarischen Zeitung" stimmt ziemlich das Gegentheil von dem Ton an, der Sie so in Erstaunen setzt. Von der andern, in der hallischen „Literaturzeitung", ist mir zwar erst die in den Octoberblättern befindliche erste Hälfte zu Gesicht gekommen, aus dieser aber habe ich den Recensenten keineswegs als einen unbedingten Bewunderer des Werks kennen gelernt. Er weiß zwar von dem durchgebildeten Charakter und der entschiedenen Gesinnung des Verf. nicht Rühmens genug zu machen, er meint, daß man seit Lessing und Fichte dergleichen nicht gelesen habe, fügt aber hinzu, daß, wie er die Größe des Werks freudig, ja begeistert anerkenne, er doch das Ganze seinen wissenschaftlichen Principien nach ganz zu verwerfen sich genöthigt sehe. Auf diese Beurtheilungen könnte ich Sie nun schon verweisen; da Sie nun aber einmal meine Meinung zu wissen wünschen, so will ich dem Buche und seinem Verf. sowie ihrem Verhältnisse zu den herrschenden Stimmungen und Richtungen etwas näher treten.

Hier muß ich denn gleich von einem Punkte ausgehen, auf den ich zuletzt zurückkommen werde, auf den Zusammenhang des berühmten Werks mit den politischen Interessen. Ich bin weit entfernt, aus Gervinus' politischem Märtyrerkranze auch nur ein Blättchen ziehen zu wollen; daß aber dieses Märtyrerthum des Staatsdieners dem Schriftsteller ungemein zugute gekommen ist, liegt am Tage. Was er seitdem schreibt, wird schon mit dem allergünstigsten Vorurtheile in die Hand genommen. Er hatte in der Vorrede zum letzten Bande wahrlich leicht sagen, er überlasse das Buch seinem Schicksale, gleichgültig gegen seine Erfolge, denn er wußte zu gut, daß dies Schicksal kein schlechtes sein würde.

Gewiß sind Sie darüber mit mir einverstanden, daß

---

*) In unsern Blättern ist bisher leider durch die Säumniß eines Mitarbeiters, der wiederholte Versprechungen und Zusicherungen unerfüllt läßt, über Gervinus' neuere Werke über die deutsche Literatur gar nichts mitgetheilt worden. Wir hoffen aber bald einen ausführlichen Artikel darüber geben zu können. D. Red.

das Werk Eigenschaften besitzt, welche ihm ein nicht nur nicht schlechtes, sondern ein glänzendes Schicksal bereiten mußten. Die Fülle der seltenen Belesenheit, die Gedankenblitze, die geistreichen Bemerkungen, die pikanten Parallelen, Alles, worauf der flüchtige Leser zuerst stößt und merkt, mußten, wie es der Italiener so bezeichnend ausdrückt, furore machen. Sie finden, daß die Darstellungsweise diesem furore großen Abbruch hätte thun müssen, eine Darstellung, die man, wie Sie sagen, einem so entschiedenen Verehrer des großen Lessing am wenigsten zutrauen sollte. Allerdings ist dieses unaufhörliche Ineinanderschimmern von Gedanken, Worten und Phrasen, ganze Reihen von Seiten rastlos fort, ohne Einschnitte und Ruhepunkte, bis man endlich athemlos und keuchend an ein Ziel kommt, zu erschöpft, den zurückgelegten Weg mit Klarheit und Ruhe übersehen zu können — allerdings ist diese geschmacklose Manier das vollste Gegenbild der nie genug zu preisenden Lessing'schen Form und Darstellung. Aber sagen Sie mir doch, theurer Freund, kennen Sie viele Leser und Beurtheiler unserer Tage, die sich um Form und Stil kümmern, ja auch nur verrathen, daß sie sich darauf verstehen? Die Zeit hat viel zu viel mit wichtigen Dingen zu thun, als daß sie sich auf solche Nebensachen einlassen könnte.

Aber lassen Sie uns gerecht sein! Jene brillanten und pikanten Eigenschaften sind es wahrlich nicht allein, welche dem Werke Werth geben. Will man sein Verdienst ermessen (ich spreche immer von den letzten Bänden), darf man es nur gegen die ähnlichen von Bouterwek und Franz Horn oder gar gegen die dürftige Phrasenstoppelei Wachler's mit ihren achtzehnzolligen Wörtern halten. Nirgend hatten wir noch die Geschichte unserer Literatur so zur Geschichte der gesammten geistigen Bestrebungen und Zustände der Nation erhoben; nirgend die einzelnen Leistungen so der Entwickelung ganzer Richtungen untergeordnet; nirgend diese Richtungen so mit den Schicksalen des Volks verwebt; nirgend den oft ausgesprochenen Satz, daß unser geistiges Blut hauptsächlich in den Adern unserer Literatur rollt und in ihren Pulsen schlägt, in einer so ins Einzelne gehenden Anschauung klar gemacht gesehen. Warum mußten nun so viele vorzügliche Eigenschaften, durch eine so reiche Zuthat von Sophistik, grillenhafter Willkür und Parteivorurtheil getrübt werden? Wo Gervinus sich dieser erwehrt, ist sein Urtheil scharf, treffend und belehrend. Es haben sich aber leider aus zwei Richtungen, der poetischen Stimmung und ästhetischen Begeisterung, die auf diesem Felde auch dem Kritiker nicht fehlen dürfen, gleich gefährlich, Bestandtheile eingemischt, aus dem dürren, nüchternen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und aus der begrifflichen Abstractionstendenz des gegenwärtigen. Was die richtige Einsicht und der gesunde Sinn des Verf. der letztern abgewinnen, geht leider nur zu oft wieder durch die Einwirkung des erstern verloren. Eine Hinneigung zu diesem Rationalismus scheint ursprünglich in Gervinus' frischer, empfänglicher, süddeutscher Natur nicht gelegen zu haben, sie scheint vielmehr erst auf ihn übergegangen aus der Schule, in die er zu früh und unbewachten Geistes gekommen, von deren tüchtiger, aber trockener, herber, beschränkter und für wahre Poesie verschlossener Natur er Manches angenommen hat, was mit den originellen Kreuz- und Quersprüngen, zu welchen ihn die angeborene, sprudelnde Natur verführt, oft seltsam genug contrastirt.

Ohne diese starke rationalistische Ader hätte Gervinus sich wol je entschließen können von Hamann zu sprechen, wie von einem fast blödsinnigen Schwachkopf, von Friedrich Heinrich Jacobi, wie von einem anmaßenden Stümper? Waren sie aber das, so hatte freilich die Aufklärerei gegen diese ihre Bekämpfer ein ganz anderes Recht, als man ihr von dem großen Umschwung der Dinge am Ende des vorigen Jahrhunderts bis zu diesem neuesten, der Sie, mein Freund, in ein solches Staunen versetzt, einräumen wollte. Gervinus hat durch die starken Schatten, welche er auf Jene wirft, schon allein die Aufklärerei und ihre Tendenzen in ein ganz anderes Licht gerückt. Und sehen Sie nur, wie er mit ihrem Haupte und Fahnenträger, dem ehrsamen Hrn. Friedrich Nicolai, so säuberlich fährt! Mit demselben feinen Geschick, derselben Absichtlichkeit, mit welcher er dort die Schwächen hervorhebt und ausmalt und das Treffliche unberührt läßt, gleitet er hier über die ganze Masse der bornirten Anmaßung leicht hin, um bei allem nur irgend Löblichen mit Liebe zu verweilen. Dieses Geschick ist wahrlich der Anerkennung werth, nur ist es die Eigenschaft eines Advocaten, nicht eines Geschichtschreibers.

(Der Beschluß folgt.)

Leben Gustav II. Adolf's, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen des And. Fryxell, übersetzt von Tinette Homberg. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Das neuerdings in Deutschland erwachte Interesse für die schwedische Literatur hat Tinette Homberg bewogen, vorliegendes Buch zu übersetzen, und es verdiente ins Deutsche übertragen zu werden. Denn der in demselben behandelte Zeitraum der schwedischen Geschichte ist einer der interessantesten derselben; theils im Allgemeinen durch die große Persönlichkeit des Mannes, theils für die Deutschen durch die Theilnahme Schwedens an dem Dreißigjährigen Kriege. Die hier angezeigte Übersetzung ist zwar eine möglichst treue; doch sind derselben, zum bessern Verständniß, viele Anmerkungen und eine geschichtliche Einleitung hinzugefügt. Fryxell's „Gustav Adolf" ist keine für sich bestehende Schrift, sondern der sechste Theil eines geschichtlichen Werkes dieses Verf., welches den Titel führt „Berättelser ur Svenska Historien" (Erzählungen aus der schwedischen Geschichte, 10 Bde.) und in Schweden schon mehre Auflagen erlebt hat. Zu den Noten und der Einleitung hat die Übersetzerin nicht nur das Fryxell'sche Werk, sondern auch Geijer's „Geschichte Schwedens" benutzt. Die schwedischen Familien- und Eigennamen sind unverändert gelassen, was sehr zu billigen ist, da man ja auch in Übersetzungen französische, englische u. a. Namen nicht verändert. Die Namen der Provinzen hingegen sind so wiedergegeben, wie man sie gewöhnlich in den deutschen geographischen Lehrbüchern bezeichnet findet, und dies um das Aufsuchen für die Leser zu erleichtern.

Die Einleitung gibt einen Überblick der schwedischen Geschichte von Gustav I. Wasa bis auf Gustav II. Adolf. Es

wird darin möglichst kurz die Regierungsgeschichte Gustav's I. und seiner Söhne Erik's XIV., Johann's III. und Karl's IX. erzählt. Die Zeit von Gustav's I. Tode 1560 bis zur Regierung seines Enkels, Gustav II., war eine Zeit der Unruhe und Verwirrung, eine Zeit gewaltigen Kampfes der neuen Dynastie mit dem stolzen hohen schwedischen Adel um ihre Behauptung auf dem Thron.

Gustav II. Adolf, Sohn Karl's IX. und seiner zweiten Gemahlin, Christina von Holstein, wurde am 9. Dec. 1574 geboren. Aus der Stellung der Himmelskörper prophezeiten die damaligen Hofsterndeuter dem Prinzen ein glänzendes und glückliches Leben. Als Erbtheil seiner Ältern hatte Gustav Adolf einen gesunden kräftigen Körper erhalten, welcher durch eine sehr einfache und mäßige Lebensweise während seiner Erziehung noch mehr abgehärtet wurde. Schon als Kind zeigte er Unerschrockenheit. Mit dem größten Muthe verband er die größte Milde des Charakters. Gustav Adolf bewies in seinen Studien sowol ein ausgezeichnetes Fassungsvermögen als Ordnung und Fleiß. Jagd und kriegerische Spiele waren seine einzige Zerstreuung; außerdem war er eifrig beschäftigt, sich zu unterrichten, oder lauschte aufmerksam dem Gespräche älterer Personen über die Angelegenheiten des Staats. Der Prinz hatte gewissenhafte und unterrichtete Lehrer und er war ein wißbegieriger Schüler. Er lernte unter Anderm Latein, Deutsch, Niederländisch, Französisch und Italienisch mit ziemlicher Fertigkeit sprechen, und verstand dabei noch Spanisch, Englisch, Schottisch und etwas Polnisch und Russisch. In der Geschichte hatte er tiefe, in der Philosophie nicht unbedeutende Einsichten. Den Seneca wußte er beinahe auswendig; in seinen männlichen Jahren ward Hugo Grotius sein liebster Schriftsteller, dessen Werk „De jure belli ac pacis" er immer bei sich führte, wie weiland Kaiser Karl V. Macchiavelli's Buch vom Fürsten. Besonders studirte Gustav Adolf in seiner Jugend das Leben großer Feldherren. Schon vom neunten Jahre an wohnte er den Versammlungen des Reichsrathes bei; im zwölften fing er an, kleinere Geschäfte zu erledigen; mit 16 Jahren war er dem Vater schon ein unentbehrlicher Gehülfe.

Als Karl IX. starb, hatte sein Sohn noch nicht das siebzehnte Jahr erreicht, wurde aber doch, wegen seiner außerordentlichen Geistesfähigkeiten, bald darauf von den versammelten Reichsständen 1611 für mündig erklärt. Das Reich befand sich in einer traurigen Lage. Der Adel verschaffte sich bei Gustav Adolf's Huldigung mehre bedenkliche Vortheile. Die Geistlichkeit war unzufrieden über die Glaubensveränderungen, wodurch Johann und Karl sie beunruhigt hatten, und der Bauern- und Bürgerstand war durch die ewigen Kriegssteuern und Truppenlieferungen beinahe zu Grunde gerichtet. Das Reich bedurfte Ruhe; aber statt dessen erfoderten die äußern Verhältnisse neue Anstrengungen: Gustav Adolf hatte drei Kriege geerbt, nämlich gegen Rußland, Polen und Dänemark, die er glorreich zu Ende führte, ehe er, 1630, nach Deutschland ging, um für den Protestantismus zu kämpfen und zu sterben.

„König Gustav Adolf", sagt Fryxell, „war ein ansehnlicher Herr, etwas über drei Ellen (sechs Fuß) lang, gut gewachsen, doch in den letzten Jahren sehr dick werdend, ja so sehr, daß nur ungewöhnlich starke Pferde ihn auf einem lang dauernden Ritte zu tragen vermochten. Er war dessenungeachtet gesund und stark, ja selbst abgehärtet und rührig. Kurzsichtigkeit war das einzige körperliche Gebrechen, worüber er sich beklagen konnte. Sein Haltung war edel und voll Anmuth; den Körper trug er gerade, das Kinn ein wenig voraus; das Haar kurz und über der Stirn hinaufgestrichen; es war, gleich dem Knebel- und kurzen, spitzen Kinnbarte goldgelb. Stirn und Nase waren erhaben gewölbt, die Augen offen und lichtblau, sein Antlitz behielt stets die Farben wie die Fülle der Jugend bei. In seinem Blick, seinen Gesichtszügen und seinem ganzen Wesen war auf eine seltene Weise die herablassendste Milde mit dem Ernst und der Majestät des Königs vereinigt." — „Nur wenige Menschen sind mit so ausgezeichneten Seelenkräften begabt gewesen wie Gustav Adolf. Mit ebenso schnellem als sicherm Blicke durchschaute er alle persönliche wie allgemeine Verhältnisse, und das schon als Jüngling oft besser als die unter Arbeit und Erfahrung ergrauten Staatsmänner. Ebenso besaß er das Talent, ohne Vorbereitung und gleichwol mit besonderer Klarheit und Anmuth seine Gedanken zu entwickeln, durch Sanftheit der Stimme und Geberden beinahe noch größer als Redner erscheinend denn sein Großvater. Sein Gedächtniß war sehr stark und umfaßte in seinen männlichen Jahren die Gesetze und die Einwohner des Reichs mit derselben Leichtigkeit, wie in seinen Jünglingsjahren die verschiedensten Wissenschaften und Sprachen. Als Feldherr kannte er nicht nur die obern Befehlshaber, sondern auch die geringern Offiziere, ja sogar manche der ausgezeichnetern Soldaten. In seinem Herzen wohnte eine wahre und lebendige Gottesfurcht, die sich in Wort und That aussprach. Das Morgen- und Abendgebet versäumte er selten; den Gottesdienst nie." — „Er liebte das Glänzende und Ausgezeichnete, aber nur in persönlichen Eigenschaften und Thaten, nicht in Pracht und äußerlichem Schmuck. Seine Lebensweise war sehr mäßig und einfach, ebenso seine Kleidung. Bei allgemeinen Feierlichkeiten zeigte er aber doch jene Pracht, welche der Majestät zukommt. Er haßte Nichtsthun und Vergnügungssucht. Er selbst war unermüdlich in der Arbeit."

Dieser König hatte das seltene Glück, in dem so berühmt gewordenen Kanzler Axel Oxenstjerna einen treuen Rathgeber und Freund zu finden, dessen edeln Charakter und seltene Talente und Eigenschaften Fryxell ebenfalls nach Verdienst schildert, sowie er überhaupt den Leser mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen des großen Schwedenkönigs bekannt macht.

Beim Antritt seiner Regierung erhielt Gustav II. Adolf von seinem gewesenen Lehrer Johann Skytte den Rath, den mächtigen Adel zu vernichten, um nachher ganz nach seinem Wohlgefallen regieren zu können. Diesen Rath theilte der König Axel Oxenstjerna mit, welcher denselben natürlich durchaus verwarf. Dies stimmte mit des Königs eigener Denkungsart in mancher Hinsicht überein, welcher jede Grausamkeit und Ungerechtigkeit verabscheute. Der Adel war auch zu jener Zeit wirklich beinah allein im Besitz der Kenntnisse und der Erziehung, welche geschickt zum höhern Staatsdienste machten. Außerdem von Natur Allem gewogen, was groß und glänzend war, liebte Gustav Adolf den Adel mit seiner feinern Bildung, seinen ehrenvollen Erinnerungen, und fühlte mehr Beruf, an der Spitze dieses Standes Lorbern und Länder zu erobern, als im Kampf mit demselben Strafen und Einschränkungen nebst den damit verbundenen unangenehmen Auftritten zu veranlassen. Diese Gründe bewogen den König, Oxenstjerna's Rath zu folgen. Eine Menge von seinem Vater des Landes verwiesene Edelleute erhielten die Erlaubniß, ins Vaterland zurückzukehren, und einige sogar die durch ihre Väter verwirkten Güter zurück. Der Adel hielt mit Macht auf seine Privilegien, versäumte aber gar oft die mit denselben verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen. Gustav Adolf schien die Ungerechtigkeiten, denen sich der Adel zu jener Zeit nicht selten schuldig machte, anfangs nicht zu bemerken. Bald aber gab ihm des Volkes zunehmende Liebe größere Zuversicht und dem Adel eine heilsame Furcht. Von Jahr zu Jahr zeigte sich im Benehmen des Königs eine immermehr zunehmende Kraft und Sicherheit und die Klagen über des Adels Übermuth wurden immer seltener. Diese Veränderung würde besonders durch den Geist, welchen Gustav Adolf diesem Stand einzuflößen wußte, bewirkt. Er umgab sich mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Adels und belebte seine Umgebung mit seinem eigenen Geiste. Selbstaufopferung, Tapferkeit, Liebe für Vaterland und Gesetzlichkeit, Gottesfurcht und Sittlichkeit sprachen aus jedem Worte, jeder Handlung des Königs. Der Eigennutz fing an sich zu schämen und zu verbergen; der Hochmuth gegen die unadligen Stände und das gewaltsame Berauben der wehrlosen Bauern erröthete vor einem verächtlichen Blicke Gustav Adolf's und seiner Freunde.

Der König beförderte auf jede Weise die Wissenschaften und den Unterricht in allen Classen des Volks. Der Universität zu Upsala schenkte er die Gustavianischen Erbgüter, die sein Privateigenthum waren. Das Beispiel wirkte. Mehre unter den Großen des Reichs machten Verfügungen zum Besten des Unterrichtswesens. Klarheit und Anmuth der Darstellung, nebst Reinheit und Erhabenheit des Inhalts waren die Anfoderungen, welche ein König an die Wissenschaften machte, der sie nicht nur an und für sich liebte, sondern auch die wohlthätigen Wirkungen ihres Lichts so weit möglich zu verbreiten suchte.

Die innere Verwaltung des Reichs wurde durchgreifend verbessert und eine neue Reichstagsordnung vom König festgestellt, welche allen nachfolgenden zur Grundlage diente. Die Verwaltung der Provinzen erhielt einen geordnetern Gang und das Steuerwesen wurde nach billigern Grundsätzen geregelt. An der Verbesserung der gerichtlichen Verfassung ward mit Eifer gearbeitet. Das Staatsgesetz ward gedruckt herausgegeben und verboten nach handschriftlichen Gesetzbüchern zu richten. Die Processordnung ward verbessert; Hofgerichte wurden eingesetzt. Der Gewerbfleiß wurde auf jede Weise aufgemuntert und der Handelsverkehr belebt. In der Kriegskunst war Gustav Adolf Erfinder und Schöpfer. Selbst von wahrer und inniger Gottesfurcht durchdrungen, ließ er es sich auch angelegen sein, seinem Volke dieselben Gefühle einzuprägen. Ordnung und Kirchenzucht wurden ernstlich befördert. Doch war der König über beschränkte Unduldsamkeit weit erhaben. Er liebte zwar den lutherischen Glauben mit warmem Eifer und die Katholiken waren seine Feinde im Felde und im Rathe; aber besiegt hatten sie sich seiner Nachsicht und Milde zu erfreuen. Die Jesuiten waren die Einzigen, mit denen er sich nie versöhnen konnte.

Sein Krieg mit Dänemark endete mit dem Frieden zu Knäröd, unter harten Bedingungen für Schweden. Glücklichern Erfolg hatte der Krieg mit Rußland. Durch den Frieden zu Stolbowa 1617 trat Rußland an Schweden ab: Kexholm mit seinem Gebiete, Nöteborg mit demjenigen Theile seines Gebiets, welcher zwischen dem Ladogasee und dem finnischen Meerbusen lag, Ingermanland mit den Festungen Iwanogorod, Jama und Koporie, entsagte allen Ansprüchen auf Liefland und zahlte außerdem noch 20,000 Rubel. Nicht weniger ruhmvoll wurde der Krieg mit Polen geführt, der 1629 durch einen auf sechs Jahre geschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Der polnische König Sigismund, Sohn des Königs Johann III., behielt zwar den Titel eines Erbkönigs von Schweden, mußte aber Gustav Adolf als wirklichen König anerkennen und ihm alle dazu gehörigen Titel geben. Von seinen Eroberungen behielt Schweden ganz Liefland mit Riga, nebst den durch ihre Zölle so einträglichen Häfen Memel, Pillau, Braunsberg und Elbing.

Ende Mai 1630 berief Gustav Adolf die Reichsstände nach Stockholm und eröffnete ihnen seinen Entschluß, nach Deutschland zu gehen, um für die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu kämpfen. Der Krieg ward genehmigt und die nöthigen Steuern bewilligt. Rührend ist seine Abschiedsrede an die Stände. Er sagt in derselben unter Anderm:

„Was mich betrifft, so weiß ich recht gut, was mir bevorstehen kann. Ich habe schon bei manchen Gelegenheiten für Schweden mein Blut vergossen und werde wol auch einmal für dasselbe mein Leben lassen. Darum will ich, bevor ich diesmal vom Vaterlande scheide, im innigen Gebet euch Alle, Schwedens Bewohner, nahe und ferne! in Gottes, des Allerhöchsten Schutz mit Leib und Seele empfehlen, wünschend, daß wir, wenn einst die Stunde kommt, im Reich der unvergänglichen Freuden uns begegnen mögen! .... Euch, ihr Herren des Reichsrathes, wünsche ich Verstand und Kraft, um euerm Amte zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines reinen Wortes und des Vaterlandes Frieden, Einigkeit und Wohlstand vorstehen zu können. .... Der Ritterschaft und dem Adel wünsche ich Glück und Kraft, um durch Tapferkeit und Heldenthaten unserer Vorfahren, der alten Gothen, Namen wiederaufleben zu machen &c. Auf dieselbe Weise sollt ihr die höchste Ehre erwerben, eures Königs Gnade und den einzigen echten Ruhm des Ritters. .... Euch vom geistlichen Stande ermahne ich zur Einigkeit und wahren Gottesfurcht. Leuchtet euern Zuhörern nicht nur mit der Lehre, sondern auch mit euerm Leben vor, so werdet ihr Gewalt über ihre Herzen haben. .... Euch von der Bürgerschaft und dem Bauernstande, wünsche ich alles mögliche Glück und Wohlergehen. Möchten eure niedrigen Hütten sich in starke Häuser aus Stein verwandeln, eure kleinen Boote in geräumige Schiffe; eure Äcker und Wiesen mit tausendfältigen Saaten eure Scheunen und Vorrathhäuser füllen, zur Vermehrung eures und des Vaterlandes Reichthum! — Ja, euch Alle, Schwedens geliebte Bewohner! empfehle ich in Gottes milde Obhut und sage euch mein herzliches Lebewohl; vielleicht zum letztenmale!"

Den 24. Juni 1630 landete Gustav II. Adolf mit seinem Heer auf der Insel Usedom. Seine Theilnahme an dem Dreißigjährigen Kriege und seine Heldenthaten in Deutschland erzählt Fryxell im zweiten Theile seines Werks, worin wir ihm hier, aus Mangel an Raum, nicht folgen können. Der Verf. wollte, wie er in der Vorrede dazu selbst sagt, in diesem Werke ein „biographisches Lesebuch" liefern, durch welches seine Landsleute den großen Männern ihrer Vorzeit nahetreten sollten, um durch die Erkenntniß ihres Wesens und ihrer Thaten auch zu einem edlern Leben sich begeistern zu lassen; er hat seine Aufgabe auf eine lobenswerthe Weise gelöst. 16.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Belletristische Neuigkeiten der französischen Presse sind: „La nouvelle paroisse, poëme heroï-comique en six chants et sans notes"; „C'était écrit, ou le lion batave", von J. von Gaver (2 Bde.); „Une couronne en songe, par le fils d'un Girondin"; „Estrella", Roman von Rey-Dusseuil; „Pelaio", ein Seeroman von E. Corbière; „Souvenirs d'un voyage en Suisse", von Mad. Aragon; „Le monde de Chaalis", von Mme. Ch. Reybaud (2 Bde.); „La marquise invisible", von J. Lecomte; „Mes heures de paresse à Naples", vom Grafen Maricourt, Novellen in Vers und Prosa; „La journée aux fleurs et la nuit aux lions", von Arthur Ponroy, zu dessen „Légendes orientales" gehörig; „Tumulus", von A. Cosnard.

L. Galibert gab heraus: „Algérie ancienne et moderne, depuis les premiers établissements des Carthaginois, jusques et compris les dernières campagnes du général Bugeaud, avec une introduction sur les divers systèmes de colonisation qui ont précédé la conquête française." Das Werk erscheint in 24 Lieferungen, mit 25 schönen Kupferstichen und zahlreichen Vignetten in Holzschnitt von Raffet und den Brüdern Rouargue. Auch erwähnen wir hier noch des Werkes „Colonisation d'Algérie par *Enfantin*, membre de la commission scientifique d'Algérie", mit einer Karte und einem Colonisationsplane. Von P. H. Hamont erschien in zwei Bänden „L'Egypte sous Méhémed-Ali".

Die Sammlung der **Kupferstiche** der königlichen Bibliothek zu Paris enthielt bei der letzten Zählung 900,516 Kupferstiche, darunter 1805 von Rembrandt und 2498 von Callot; die Sammlung von Portraits bestand aus 90,563 Stücken, hierunter 300 von Heinrich IV., wovon nur zehn einander, also wol auch dem Dargestellten, ähnlich sind; 433 von Napoleon, 531 von Ludwig XIV. Die Abtheilung, welche für die Costumbilder bestimmt ist, enthielt deren 36,973, wovon 11,904 allein französische Costumes betreffen. Unter den 24,118 geschichtlichen Kupferstichen beziehen sich 14,387 auf die Geschichte Frankreichs. Caricaturen gab es in dieser Sammlung 7831, Architekturbilder 36,859, naturgeschichtliche 39,904 u. s. w. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 109. —— 19. Aptil 1843.

Über Gervinus' neuere Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 108.)

Doch in ihrer vollen Kraft erscheint diese Kunst, Licht- und Schattenmassen auf dem Gemälde nach Willkür, und ohne daß der unbefangene Leser die Absicht jedes Pinselstrichs merkt, zu vertheilen, erst bei der romantischen Schule, deren Schilderung aus einem objectiv und naturgetreu aufgefaßten Bilde zu einem wahren Zerrbilde geworden ist, so ähnlich, wie alle Caricaturen es sind. Der Kenner sieht die polemische Absicht in jedem Zuge, das unbefangene treuherzige Gemüth wird durch die Kunst, welche in den Umrissen einige Ähnlichkeit bewahrt, indem sie schön in häßlich verwandelt, verwirrt, besonders wenn er das Original nur von Hörensagen kennt. Wie muß ein so beschaffener Leser erschrecken, wenn er vor dieser einst so hochgepriesenen Romantik, die so viele Köpfe und Herzen erfüllte, steht wie vor einem mephitischen Pfuhle poetischer und moralischer Sünden, in welchem alle bösen Dünste und Miasmen unserer Literatur sich abgelagert haben. Oder meinen Sie, daß es doch selbst dem respectvollsten Glauben an die Einsicht und die Aufrichtigkeit des Verf. etwas zu viel zugemuthet sei, wenn er sich einreden lassen soll, daß die Romantik, als hätte sie an dieser eigenen entsetzlichen Last noch nicht schwer genug zu tragen, auch Das mit verschuldet habe, was im entgegengesetzten Sinn verwirkt ist, was sie selbst mit beißendem Spott und Hohn verfolgt hat? Freilich müßte Der doch gar zu unbefangen sein, der nicht etwas merkte, wenn er zwischen die beiden Schlegel und Tieck — Kosegarten, Tiedge und Matthisson eingereiht findet, als wäre das ein und derselbe Zusammenhang und Fluß der Literatur und der poetischen Hauptideen; oder der nicht anstieße bei der zuversichtlichen Behauptung, daß im gegenwärtigen Menschenalter es Wenigen mehr bekannt sei, ob ein Novalis existirt habe oder nicht, da es doch nicht so gar viele deutsche Dichter gibt, deren Werke im J. 1802 zuerst gedruckt, 1837 die fünfte Auflage erlebt haben.

Sie meinen, es gehöre kein kleiner Grad von Selbstüberwindung dazu, wenn Jemand sich, wie Gervinus, das wahrlich nicht beneidenswerthe testimonium paupertatis ausstellt, daß es ihm an allem Sinn für den Humor und Scherz der Tieck'schen Poesie gebreche. Aber das ist es ja eben, so weit geht man, wenn man über die Mittel, durch welche man seine Absichten erreicht, gleichgültig ist; man bringt Alles, auch den Ruhm eines feinen Geschmacks, den ein Literarhistoriker sonst freilich nicht gut entbehren kann, zum Opfer. Man ist dann gerecht gegen Drollinger und Liscov, ja man flicht ihnen Kränze, während man für Tieck auch nicht das kleinste Wörtchen der Anerkennung hat, vielmehr über Alles, was er hervorgebracht, mit einem aus affectirter Gleichgültigkeit und schneidender Geringschätzung zusammengewebten Tone spricht, ja ihm geflissentlich eine Stellung gibt, in welcher ihm Übertreibungen und Verzerrungen zur Last fallen, die Niemand eimdringlicher zurückgewiesen und verspottet hat wie Tieck selbst. Wäre dies nicht die hartnäckigste Verblendung, wenn es nicht die studirteste Absicht des Parteigeistes wäre? Goethe brachte eben auch nicht gern das Lob Tieck's über die Lippen, doch nannte er ihn ein Talent von hoher Bedeutung und schrieb ihm außerordentliche Verdienste zu. Warum sich nun in einer Literaturgeschichte von fünf dicken Bänden auch nicht der kleinste Raum für die Erwähnung dieser Verdienste hat finden wollen; oder wenn es solche Verdienste gar nicht gibt, wodurch Goethe und so viele Andere in einen so starken Irrthum verfallen — das mögen die Leser, die aus dem berühmten und vielgepriesenen Buche ein untrügliches Urtheil als einen dauernden Besitz schöpfen zu können vertrauen, sich selbst erklären, so gut sie können. Und wenn sie es nicht können, was kümmert das einen Autor, der in der Vorrede erklärt hat, daß er gegen die Schicksale seines Buchs gleichgültig sei? Aber wenn er über etwas sicher sein konnte, so war es darüber, daß das Buch an dieser Klippe am wenigsten scheitern würde. Konnte er sich denn bei dem ganzen Schwarm kleiner Ritter, die schon seit geraumer Zeit an Niemand lieber als an Tieck ihre Sporen verdienen wollen, beliebter machen, als wenn er sie mit seinen gewichtigen Waffen unterstützte? Ist es denn etwa nur eine der herrschenden Parteien, die er dadurch gewann? Scheint denn nicht vielmehr die Sympathie für die Romantik überhaupt so verschollen und abgethan, daß Niemand in Gefahr geräth, seine Popularität durch Abneigung gegen sie zu verscherzen?

Vielleicht wagt Jemand, der keine zu verlieren hat, und die Beurtheilung, in dem Sinne, wie Sie sie wünschen, unternimmt, die Idee und die Tendenzen der echten

Romantik zu retten gegen die Anklage entnervender Verweichlichung, welche Gervinus gegen sie erhebt, im Gesichtspunkt, wo man dann stark zurückgehen und den „Werther" hineinziehen muß, welcher der Verdammniß dann gleichfalls nicht entgehen kann und auch wirklich nicht entgeht. Sogar die bekannten in einem Briefe hingeworfenen Worte Lessing's gegen ihn werden gebraucht, aus welchen man doch wahrlich keine vollgültige Kritik des „Werther" ableiten kann, da Lessing sich hier ganz auf den antiken Standpunkt gestellt und den modernen ignorirt hat, den er bei „Romeo und Julia" so wohl anzuerkennen wußte. Gervinus war bei dieser ganzen Polemik um die Schicksale seines Buchs ebenso wenig unbekümmert, als bei den einzelnen Urtheilen über die Heroen der Romantik. Indem man sich nämlich jetzt in Deutschland der frühern politischen Gleichgültigkeit und Indolenz schämt, sucht man nach einem tüchtigen Sündenbock dafür, und dazu gefällt keiner besser als die romantische Poesie. Durch eine als Gegensatz zu dieser aufgefaßte Tendenz nach That und Kraft tritt Gervinus der neuesten Literaturrichtung der Zeit noch weit näher als durch den Rationalismus, der doch, wenn er auch noch so sehr gehätschelt wird, in seiner alten Form nicht wieder zu Einfluß und Wirksamkeit gelangen kann. Diese Literaturrichtung ist die politische, nicht blos an und für sich und auf ihrem eigenen Gebiete, sondern auf dem der Poesie, die — so lautet die Foderung — aus dem Bereiche des Staatslebens ihren Stoff und Inhalt nehmen soll. Daher dichtet man politisch, sammelt politische Lieder und gibt Erörterungen über die Gattung der politischen Poesie. Gervinus folgt dieser Richtung und hat nicht wenig dazu beigetragen, sie zu verstärken. Am Schlusse des Ganzen empfiehlt er die Bearbeitung der politischen Satire als das beste Mittel, unserer sinkenden Dichtkunst wieder aufzuhelfen; Verstorbene müssen sich gefallen lassen, den Rathschlag zu unterstützen; Schiller, der bekanntlich ganz in Idealen lebte, soll in seinen Trauerspielen von politischen Beziehungen seiner Zeit durchdrungen gewesen sein. Aber hat denn Schiller, hat überhaupt je ein großer Dichter in diesem Sinne politisch gedichtet? Ich berühre hier ein Gebiet, welches eine langathmige Rede erfodern würde, wenn ich nicht voraussetzen dürfte, daß wir über den Hauptpunkt einig sind. Ich zweifle nämlich nicht, wenn ich mich alter Gespräche recht erinnere, daß Sie mit mir über Folgendes einstimmig sein werden. Freilich ist der Poesie, um das Höchste zu erreichen, nöthig, daß im Volke ein tiefes vaterländisches Gefühl lebt, daß es einen würdigen Stolz auf seine geschichtliche Bedeutung und auf seine Thaten empfindet, daß es das Bewußtsein seiner Ehre und Unabhängigkeit hat, und das Streben, zu erringen, was ihm noch mangelt an diesen großen Gütern. Aber dieses Gefühl und dieses Streben sollen nur die Grundlage der Poesie sein, nicht die Poesie selbst, sie sollen die Kraft und die Feuerluft sein, welche die dichtenden Geister über den Boden hebt, ihnen Schwung und Flügelschlag gibt, nicht die Regionen, wohin der Flug sie tragen soll. Diese Regionen sind die Wohnplätze der Menschen als Menschen, nicht als Staatsbürger, das Vaterland bildet einen großartigen Hintergrund, es spiegelt sich ab in ihren Thaten und Bestrebungen, und diese entflammen für sein Wohl und Weh, aber die unmittelbare Noth der politischen Fragen und Aufgaben soll die vom Dichter gezeichneten Gestalten nicht aus dem reinen Äther des Menschlichen in die trübe Schwere der bürgerlichen Verhältnisse ziehen, vielmehr sie verklären, indem es sie aus diesen in jene erhebt. So ist es nicht etwa nur in einem idyllischen Epos wie „Hermann und Dorothea", sondern durchgängig im Shakspeare. Rom und England und ihre Schicksale sind nur die Träger für Heinrich V. und Percy, für Cäsar und Brutus. In den Verhältnissen dieser Helden und ihrer verschiedenen Charaktere zueinander als Menschen liegen die Knotenpunkte der Dramen, nicht darin, daß in England die Dynastie über die Rebellen siegt, oder daß in Rom der Versuch, die Republik zu retten, scheitert.

Doch es sei, daß die Zeit glaubt, eine Poesie, die das Humane über den Staat setzt, sowie die ganze Läuterung und Verklärung des Irdischen durch die Kunst, weil sie die irdischen Verhältnisse, wie sie sind, nur stört, von sich weisen zu müssen. Gervinus selbst scheint am Schlusse, obschon er von der politischen Satire einen Fortschritt erwartet, dieses Aufgeben der Poesie anzudeuten. Dann aber wird es dem Literarhistoriker, der die letzten Blüten der Dichtkunst erlebt, am wenigsten ziemen, verächtlich und scheltend von dem entzückenden Duft zu sprechen, den sie verbreiteten, als es noch vergönnt war, ihn einzuathmen. Doch war dies nicht blos vergönnt, es ist es noch für Alle, die den Muth besitzen, sich von einer herrschenden Parteirichtung nicht unterjochen zu lassen, und wenn sie noch so laut als die allein wahre verkündet wird. Diesen Muth lassen Sie uns bewahren, theurer Freund, und zugleich vertrauen, daß das Schöne und Wahre, welches schon so oft durch die Feuerprobe der Verkennung gegangen und aus langer Verdunklung siegreich wieder an das Licht getreten ist, immer diese Probe bestehen und diese Kraft bewähren wird. 51.

Romanenliteratur.

1. Der Titanide, Novelle von Karl Eitner. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1842. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sehr wohl gewählt ist der Titel dieser Novelle, als Titanide bezeichnend den Helden, der sich außergewöhnlicher Kräfte bewußt ist und keine Thaten vollbringt. Er will Großes leisten für das Menschengeschlecht und übersieht die nächsten Pflichten; er will die Menschheit beglücken und macht unglücklich Alle, die sich ihm nahen; er findet die Kraft zur Liebe, nicht die zur Treue; der erhörte Wunsch bringt ihm Übersättigung. Die Gattin eines Andern, die er bethört, stößt er mit Verachtung von sich. Das Mädchen, dessen Neigung er erregt, verschmäht er, um als Bräutigam einer andern ihr seine Reue vorzuklagen, als er sie verlobt glaubt. Seine Braut hat er mit beharrlicher Liebe errungen, doch als sie seine Braut ist, beglückt ihre Neigung ihn nicht mehr. Entschuldigen muß man indeß den armen Titaniden, da die drei Frauen, mit denen er in Verhältniß tritt, auch wunderlich genug sind und den vernünftigsten Mann nicht beglücken konnten. Die eine alt und verliebt, die

andere ätherisch und überreizt, unverständlich durch Launen und Gefühle, die dritte verzogen und überspannt. Die eine geht in ein Kloster, die andere stirbt und die dritte heirathet er auch nicht. Aber er bleibt seinem Charakter treu; er will Gutes wirken, er will nicht mehr für sich leben, sondern nur für Andere, denn er hat seine Fehler eingesehen und er geht nach Amerika. Als ob er in seinem Vaterlande nicht Gelegenheit genug zu Ausführung dieser Lebensplane finden könne, um so mehr, da er Güter besitzt, die er erst verkaufen muß. Solche Charaktere sind nicht selten in jetzigen Zeiten; es gibt viele Leute, welche nicht wissen was sie wollen und was sie sollen, und deshalb wollen wir den Titaniden als Romanhelden passiren lassen. Die Erzählung leidet an einer Überfülle von Figuren; man muß gar zu viel Bekanntschaften anknüpfen, die nicht zur Entwickelung und Tendenz nöthig sind und den Leser irre machen, den Faden verwirren und das Interesse von den Hauptpersonen ableiten Auch ist die Briefform oft störend, da sie zu unnöthigen Weitläufigkeiten Anlaß gibt. Mögen Briefe immerhin das innere Leben erschließen, das äußere, die Begebenheiten, müssen so dramatisch als möglich dargestellt werden. Sehr wahr ist folgendes Wort des Helden: „Ja, wer immer ein ganzes Menschenleben im Zusammenhange überschauen könnte, der würde duldsamer sein. So sehen wir nur entweder Schönes oder Häßliches, und das macht uns leidenschaftlich und bestimmt im Augenblicke einseitig unser Urtheil und Handeln. So wird oft ein Prachtstück, ein seltsames Exemplar von Menschen in Nacht vergraben, das zu etwas Bessern getaugt hätte." Diesen so wahren Worten zufolge muß der Leser mehre Menschenschicksale sich in aller Weitläufigkeit erzählen lassen, wobei mehr Kürze zu wünschen gewesen wäre. Manchen tiefen Blick in die Menschenbrust gestattet dieser Roman und der denkende Leser wird sich daran erfreuen.

2. Antonia. Eine Novelle von Egert Winnsteen. Altona, Hammerich. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eine Tendenznovelle von der schwerfälligsten Art, berufen, das Institut der Ehe von allen Seiten zu beleuchten, sowol in scharfsinnigen Abhandlungen als in weitschweifigen Darstellungen und in Standreden junger Damen. Antonia, die Heldin, scheut die Knechtschaft der Ehe; sie sah einen Tauber die Taube beißend nach dem Nest verweisen, welches sie verlassen hat, und erkennt darin die Tyrannei des Ehestandes, deshalb folgt sie dem Manne ihrer Liebe, ohne ihm angetraut zu sein Ein geistreicher Bibliothekar beweist sehr gründlich und umständlich, daß ein Mann geschaffen sei, um zwei, ja auch drei Weiber zu haben. Der Fünfundzwanzigjährige vermählt sich mit dem zwanzigjährigen Mädchen; ist diese nun 30 Jahre, hat sie Kinder in die Welt gesetzt und ihrer Pflicht gemäß selbst gestillt, so ist sie verblüht und muß sich, indem sie des Mannes Freundschaft sich erhält, eine Nachfolgerin in seiner Liebe gefallen lassen. Nach zehn Jahren kann der zweiten Frau dasselbe Schicksal zu Theil werden. Von Sitte und Gesetz geheiligt, würde diese Einrichtung keine Frau verletzen, sie dürfe sich ebenso wenig beklagen wie die Krebse, welche in manchen Ländern in kaltem Wasser angesetzt werden und von denen eine geistreiche Köchin versichert haben soll, sie seien es nicht anders gewohnt. Diese Institution wird auch als eine gute Versorgung für Mädchen von Stande und Erziehung anempfohlen, da die Stelle der zweiten Frau eines Mannes immer besser sei als manche andere Versorgung der alten Jungfern. Antonia's Lebensgefährte benutzt solche gute Lehren, sowie die Freiheit, welche Antonia ihm gelassen, und verläßt sie, als er sich in eine Jüngere verliebt hat. Er verläßt die Mutter seines Kindes; dem Kinde setzt er einen Jahrgehalt aus. Dem Leser macht er dessenungeachtet den Eindruck eines Schufts, während die Frau in ihrem Schmerz Theilnahme findet. Ref. war demnach nicht recht mit sich einig, ob Antonia nicht zu gratuliren sei, daß sie an solch einen Mann nicht unauflöslich gebunden. Antonia ist indessen auch nicht das Bild einer edeln Weiblichkeit; sie vermag nicht, das Interesse des Lesers zu gewinnen, ebenso wenig als irgend eine der vorgeführten Personen, und wer nicht einen besondern Geschmack für Erläuterungen, Auseinandersetzungen, Abhandlungen und Dissertationen hat, kann unmöglich diese Novelle ganz durchlesen. Die meisten Personen halten lange Reden für oder wider die Ehe, die, wenn auch der Leser ihnen zuweilen mit Interesse folgt, doch den Zuhörern im Roman selbst sehr lästig werden mußten. Auch das Capitel der Religion wird abgehandelt, die Mustererziehung eines weiblichen Wesens in allen Details vorgeführt; unter Andern versteht sie sich auch auf die englische Küche. Es mögen viel Gedanken in dem Buche enthalten sein, viel Scharfsinn und Weltkenntniß, viel Talent, die verschiedenen Zustände zu beleuchten, die Novellenform scheint indeß nicht die rechte Kerze dazu zu sein.

3. Philidor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen, von Ludwig Bechstein. Gotha, Verlagscomptoir. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Erzählung beginnt im Anfange des 18. Jahrhunderts und ist sehr erbaulichen Inhalts, im Ton der Zeit geschrieben, deren Bild sie entwirft. Der fromme Pfarrer Philidor wird der Verführung eines schönen Mädchens beschuldigt, und zahlreiche Umstände vereinigen sich, um den Schein gegen den Unschuldigen zu wenden. Der wirkliche Verführer, ein roher Kriegsknecht, welcher dem Mädchen einen Schlaftrunk gereicht und auf diese Weise die sündliche That vollbracht hat, ist fern; eine böswillige Gutsherrschaft, welche damals noch viel Gewalt durch die Gerichtsbarkeit übte, wirkt auf die Vertreibung des Pfarrers, und unsaglicher Kummer bricht über den Gläubigen und seine fromme Gattin ein. Für jede neue Qual und Verfolgung hat er einen schönen Bibelspruch, und seine Predigt, als die arme Verführte vor der Kanzel weinend und betend Kirchenbuße thut, ist sehr ergreifend und salbungsreich, kräftig die bösen Verfolger treffend, sodaß sie die Kirche verlassen, und seine Worte zur Vergebung der Unglücklichen sind mild und schön. Seine Vertreibung aus der ihm ergebenen Gemeinde, die Strafe, welche den Bauern, die für ihn gebeten, auferlegt wurde, gehören zu der Färbung jener Zeit. Zuletzt sieht man den würdigen Geistlichen in einer andern größern Pfarrei eingesetzt; Magdalenen als Verlobte des Cantors, den Verführer seine Sünde bekennend und mit dem Tode dafür büßend.

4. Die letzte Soirée der Gräfin Tolsa, oder der Nemesis Walten. Roman von der Verf. der „Gräfin Löwenmark". Zwei Theile. Gera, Heinsius. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ref. fühlt sich sehr glücklich, die „Gräfin Löwenmark" nicht gelesen zu haben, da dieses zweite Werk der Verf. ihm in keiner Hinsicht munden wollte. Eine sehr gewöhnliche, mit französischen Redensarten und französischen Worten gespickte Sprache, widerliche Charaktere, ohne alle naturgemäße Zeichnung, absichtlich herbeigeführte Verwirrungen, lange Lebens- und Leidensgeschichten, die nicht zum Ganzen nöthig sind, füllen diese zwei langen Theile. Die vergnügungslustige alte Gräfin Tolsa, die ihr Vermögen in Festen und Weltfreuden verpraßt und den Sohn an eine reiche häßliche Gräfin verkuppeln will, um ihre thörichte Lebensweise fortsetzen zu können, und ihr Bruder, der alte Graf Falkenau, der Tyrann gegen Frau und Kind und rohe Jagdliebhaber, der dem erwachsenen Sohne noch zuletzt einen Fußtritt versetzt — sie sind Beide so vollständige Caricaturen, wie die Heldinnen Alba und Antonia in ihrer Tugend und Vortrefflichkeit. Natur, Wahrheit, wo waret ihr, als eine schöne Hand die Feder ergriff!

5. Bilder und Sagen aus der Schweiz. Von Jeremias Gotthelf. Erstes und zweites Bändchen. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1842. 8. 1 Thlr.

Im treuherzigen Schweizerdialekt sind im ersten Theile drei Erzählungen mitgetheilt: „Die schwarze Spinne", „Der Ritter von Brandis", „Das gelbe Vöglein und die arme Margrithli". Sie sind mit großem Feuer und absichtlicher Effectberechnung, jedoch im frommen, gottesfürchtigen Sinne geschrie-

ben. Der zweite Theil enthält: „Geld und Geist oder die Versöhnung" und „Der Druide". Die erste Erzählung ist sehr rührend durch die Schilderung eines einfachen häuslichen Glückes und der Störung desselben. Man erlebt alle die kleinen Begebenheiten des Alltagslebens mit und muß sich für das schlichte Ehepaar des Bauernstandes lebhaft interessiren. Diese Sammlung hat gediegenen Werth und eignet sich vor allen für Volksbibliotheken und für Leser, welche noch wenig gelesen haben und von der Umständlichkeit der Beschreibungen nicht ermüdet werden. 12.

Henry Clay.

Henry Clay gilt nach den Zeitungen für einen Verfechter der liberalen Sache, ist im Congresse der nordamerikanischen Staaten zu Washington Führer der liberalen Partei. Je mehr es nun um politische Angelegenheiten sich kümmernde Leser gibt, denen die amerikanische Liberalität wie ein faules Ei vorkommt, äußerlich rein, innerlich stinkend, desto allgemeiner interessant muß es sein, glaubwürdig zu erfahren, wie die liberalen Theorien des Hrn. Henry Clay sich in der Praxis ausnehmen, denn thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken, ist heutzutage überall Mode und eine Wahrheit. Eine solche glaubwürdige Kunde bringt der Quäker Sturge in seiner „Visit to the United-States" (London 1842), in einem an ihn gerichteten Briefe eines Hrn. James Cannings Fuller, für welchen Sturge sich verbürgt. Da heißt es: „Weil mich sehr verlangte, die veredelte Viehzucht auf Henry Clay's Pflanzung zu sehen, ging ich hin. Als ich mich dem Wohnhause näherte, erblickte ich einen farbigen Mann und sagte zu ihm: ‚Wo wurdest du ausgehoben?' — ‚In Washington', sagte er. — ‚Wurdest du dort von Henry Clay gekauft?' fragte ich. — ‚Ja', sagte er. — ‚Willst du mir wol sein veredeltes Hornvieh zeigen?' sagte ich. — Er deutete auf den Obstgarten und sagte, dort wohne der Mann, der die Aufsicht darüber habe. Seiner Weisung folgend, begegnete ich einem recht klug aussehenden Knaben, ungefähr acht oder neun Jahre alt. ‚Kannst du lesen?' fragte ich. — ‚Nein', antwortete er. — ‚Gibt es auf Henry Clay's Pflanzung keine Schule für die Farbigen?' fragte ich. — ‚Nein', sagte er. — ‚Wie alt bist du?' — ‚Weiß nicht.' — Im Obstgarten traf ich eine alte Frau beim Nähen. ‚Wie alt bist du?' fragte ich. — ‚Derbe funfzig (a big fifty)'. — ‚Wie alt ist das?' — ‚Nahe an sechzig.' — ‚Wie viele Kinder hast du?' — ‚Funfzehn oder sechzehn.' — ‚Wo sind sie?' — ‚Farbige Menschen wissen nicht, wo ihre Kinder sind. Die werden übers ganze Land zerstreut.' — ‚Wo wurdest du ausgehoben?' — ‚In Washington.' — ‚Kaufte dich Henry Clay dort?' — ‚Ja.' — ‚Wie viele Kinder hattest du damals?' — ‚Vier.' ‚Wo sind sie?' — ‚Weiß nicht. Sie sollen todt sein.' — Die Hütte, in welcher diese Quelle des Reichthums wohnte, war weder äußerlich noch im Innern so gut wie mein Stall. Mehre Sklaven sammelten Obst im Garten. Ich fragte einen der jüngsten, ob sie auf dieser Pflanzung lesen lernten. Sie antworteten Alle ‚Nein'. Als ich den Aufseher fand, schwenkte er eine dicke, zerbrochene Peitsche mit kurzem Stiel. Er sagte, er gebrauche sie sowol beim Reiten, als um gelegentlich ‚die Sklaven auszuhauen'. Was lernen wir nun, mein Freund, aus diesen aufgefangenen Thatsachen zu Ashland, aus diesen Handlungen unsers gemeinschaftlichen Freundes, Joseph John Gurney's ‚theuern Freundes', Henry Clay, des Mannes, der sich rühmt, ‚jeder Schlag seines Herzens schlage hoch für Freiheit', und sich doch nicht schämt, Männer und Weiber am Capitol zu kaufen — an dem Orte, der vor allen andern nicht von den Fußtapfen eines Sklaven verflucht werden sollte." 3.

Notizen.

Neuerlich ist es, aller Geschichte zum Trotze, wieder Mode geworden, die kirchliche Abhängigkeit des Volks für eine Stütze der Regierungen zu halten. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Zittert ihr nicht vor diesem Grund- und Urspruch aller Confessionen? Hier eine Fuge über dieses Thema! Als Maria Stuart dem Knox vorwarf, er habe ihr Volk zum Ungehorsam und zur Rebellion aufgereizt, entgegnete er: Gott habe ihn dazu berufen — im Punkte der Religion seien Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren Fürsten; sonst hätten auch die ersten Christen die Religion der römischen Kaiser annehmen müssen. **Die Königin:** Diese hätten doch nicht das Schwert gezogen gegen ihre Beherrscher. **Knox:** Gott hatte ihnen Macht und Mittel dazu nicht geschenkt. **Die Königin:** Wenn Unterthanen diese Macht aber haben, dann also dürfen sie, nach Eurer Meinung, dieselbe wider ihre Könige gebrauchen? **Knox:** Allerdings, wenn Fürsten ihre Grenzen überschreiten. Wenn Kinder einem wahnsinnigen Vater, welcher sie erwürgen will, zuvorkommen, ihn binden und, bis er genesen, in den Kerker werfen, meint Ihr, daß sie Unrecht thun? Der Fürsten blinder Eifer ist ebenso nichts als Wahnsinn: ihre Hände fesseln und sie ins Gefängniß werfen, bis sie wieder zu sich kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der **wahre Gehorsam**, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt.

Den katholischen Zeloten in Deutschland empfehlen wir des berühmten italienischen Kanzelredners Barbieri Vortrag über die Kanzelberedtsamkeit („Orazioni quaresimali ec.", Mailand 1836—37, Bd. 7), worin es unter Anderm heißt: „Vor allen Dingen hat es der Prediger als einen Vorzug seines Berufs zu achten, daß er sich aller Ausbrüche gegen Diejenigen, welche nicht im Schoose der Kirche sind, enthalte; denn fürwahr, dergleichen beleidigende Declamationen verunehren nur die Heiligkeit unsers Standes, erbittern Jene, gegen welche sie gerichtet sind, und widerstreiten ganz dem Brauche der Apostel und Jesu Christi." „Der wahre Eifer sucht nicht anders als durch Milde und durch Überzeugungskraft zu wirken." Den Bischöfen, sagt Barbieri, zieme es, der geistlichen Beredtsamkeit einen vorzüglichen Aufschwung zu geben. Ihnen sei das gar nicht schwer. Schon ihre Stellung, ihre Würde sei für sie beredt. „Das persönliche Ansehen, die Pracht der Gewänder, die ganze feierliche Umgebung — alles Das wirkt mächtig auf die Sinne und durch diese auf das Herz." Vorzüglich aber ist es dies: „Wo sich der Bischof nur zeigt, da ist Richterstuhl und Lehrstuhl beieinander, doppelt Ehrfurcht gebietend. Wie sollten nicht solche Vorzüge helfen zur Erhabenheit, nicht helfen zur ergreifenden Wirkung seiner Rede?" Ist es nicht mit der Beredtsamkeit der Könige dasselbe?

Bei Gelegenheit des amicabeln Colloquiums zwischen den reformirten und lutherischen Theologen zu Berlin im J. 1663 erklärte der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt in einem Responsum: Von der natura intellectus humani (Wesen der Vernunft) reden, helfe seinen Gegnern, den Reformirten, im Geringsten nicht — „weil ich in Gottes Wort nicht allemal auf argumenta convincentia (überzeugende Gründe) sehen und warten muß, sondern da gilt das αὐτὸς ἔφα (er hats gesagt); wenn mir Gott etwas sagt, so muß ichs glauben, daß dem also sei, wenn er mir gleich nicht rationes et argumenta dabei gibt, warum es also sei." Ferner bemerkt er: „Gottes Wort gehört nicht zu den Classen νοητῶν oder intelligibilium, sondern sie sind alle πιστα (Glaubenssachen), sie sind ὑπὲρ νοῦν (über der Vernunft)" u. s. w. — Mephisto sagt:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft —
> So hab' ich dich schon unbedingt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 110. —— 20. April 1843.

Über die gothische Literatur, besonders über Ulfilas und den Codex argenteus.

Es ist billig die Literatur eines Volks mit Erwähnung auch jetzt nicht mehr vorhandener, vielleicht nie schriftlich aufgezeichneter Lieder, die von eigenen Sängern vor dem Volke gesungen wurden, anzufangen, denn in ihnen wurzeln, da sie meist historischen Inhalts sind, wenigstens Volks- und Heldensagen enthalten, die Anfänge der Historiographie und, wenn bei der Fortbildung und weiterschreitenden Cultur auch Lieder ethischen oder didaktischen Inhalts hinzukommen, die Theorien der Wissenschaften. Unterhaltung und Belehrung des Volks durch Lieder ging bei den alten europäischen Völkern, die zu der Kette des indogermanischen Stammes gehören, nicht wie bei den orientalischen Völkern und bei den Ägyptiern, von einer Priesterkaste aus, sondern von besondern, mit der Gabe des Gesanges begabten Männern aus dem Volke. Solche Sänger gab es bei den Hellenen, und bei diesem Volke wissen wir von jener angedeuteten Trennung in eine epische oder historische und eine didaktische oder ethische Schule, jene war die Homerische, diese die Hesiodische. Diese Sänger, belehrt von einem Meister, der seine Lieder ihnen vorsang oder den sie begleiteten und singen hörten, wanderten dann im Lande weit umher und waren bei festlichen Spielen und in Volksversammlungen ebenso willkommen, wie bei den Gelagen der Fürsten und Häuptlinge, wo sie auch durch Theilnahme am Mahle geehrt wurden. Romantische Lieder wurden mit der Harfe oder Zither begleitet; unter diesen waren besonders beliebt in Griechenland die Lieder des Sagenkreises der trojanischen Helden, und selbständiger von den Homeriden weiter und fortgebildet und freier gesungen gingen sie endlich von den Rhapsoden fester und wörtlicher aufgefaßt durch diese in die Schrift über. Ähnlich waren die Skalden bei den Skandinaviern, den fernsten germanischen Stammverwandten im Nordwesten Europas; entweder zu dem Hofe eines Jarl gehörend oder von einem zu dem andern ziehend, sangen sie dort wie in Volksversammlungen zur Zither ihre Gesänge und reiheten Erzählungen daran, und wiederholten jene so oft, bis Einer der Anwesenden sie auswendig gelernt hatte. So entstanden die ältesten isländischen Sagen, und aus ihnen ging jene alte reiche, meist aus Liedern bestehende skandinavische Literatur hervor. Solche Sänger treten auch im Mittelalter an den Höfen germanischer Fürsten auf, sie sangen ebenso heroische Lieder der Nation zum Saitenspiel, und vielleicht stammt aus ihren Liedern die in spätern Jahrhunderten erst aufgezeichnete Heldensage. Doch war der umherziehenden Sänger Ansehen an den germanischen Höfen nicht so groß, wenigstens deutet darauf das im 18. Capitel des ostgothischen Gesetzes erwähnte geringe Wehrgeld für den Todtschlag eines Sängers; es bestand in der Aushändigung eines Paares Hand- und Fußschuhe an die Erben des Erschlagenen und eines dreijährigen Kalbes, wenn der Erbe dasselbe, von einem Bauer dreimal geschlagen, fest am Schwanze halten konnte, daß es ihm nicht entlief.

Solche Sänger hat es auch bei den Gothen gegeben, denn auch sie hatten Lieder, in denen ganz nach geschlechtlicher Weise, wie Jornandes sagt, die Thaten der Väter nach dem Klange der Zither abgesungen wurden. Der Inhalt jener Lieder war z. B. der Zug der Gothen aus der Weichselgegend nach Skandinavien, dann die Rückkehr von dort und die sieggekrönte Wanderung herab bis in die pontischen Länder der Skythen, die Thaten der als Heroen verehrten Ethespamara, Fridigern, Vidicula u. dgl. Mythisch im eigentlichen Sinne, wie es noch viele Sagen der Edda sind, waren also, wenigstens so viel uns bekannt ist, die gothischen Lieder nicht, sondern Volkssagen und Heldenlieder, und vielleicht sind die Lieder des „Heldenbuch" zum Theil, von Geschlecht zu Geschlecht gehend, aus jenen alten Gesängen entstanden. Wenigstens schöpften die Historiker Ablavius, der seine gothische Geschichte auch gothisch geschrieben haben soll, und Jornandes die ersten Nachrichten von dem gothischen Volke aus diesen Liedern.

Ungewiß ist, ob wirklich von Gothen zu verstehen ist, wenn Jornandes erzählt, zu Sulla's Zeit wäre zum gothischen König Boroista (oder Byrebistes, wie ihn Strabo nennt) Dicäneus, ein fremder Philosoph, gekommen, der von dem Könige auf das zuvorkommendste empfangen und auf das auszeichnendste behandelt worden wäre. Da er des Volkes Zuneigung zu sich und ihren guten natürlichen Verstand erkannt hatte, unterrichtete er sie in der Philosophie, lehrte sie die Ethik, daß sie ihre wilden Sitten ablegten, und die Physik, daß sie der Natur gemäß nach eigenen Gesetzen lebten, und diese Lehren hatten sie bis auf Jor-

nandes' Zeit schriftlich aufgezeichnet und nennten sie Billagines; auch Logik, Praktik, Theorie und Theologie (dieses Alles nach dem antiken Begriffe dieser Wörter) lehrte sie Dicäneus und machte dadurch, wie Dio Cassius hinzufügt, die Gothen den Griechen an Bildung und Gelehrsamkeit gleich. Ich sage, ob dies auf Gothen oder vielmehr auf Geten, die Strabo ausdrücklich bei der Erwähnung des Dicäneus nennt, und welche Jornandes in seiner Geschichte mit den Gothen zu vermischen pflegt, zu beziehen ist, ist nicht zu bestimmen, doch hat die Benennung jener Gesetze, die gothisch ist (eigentlich Bilageineis), und der Umstand, daß Jornandes von dem Vorhandensein derselben zu seiner Zeit spricht, etwas Wahrscheinliches für die Beziehung auf die Gothen, wenn auch das Ganze nicht auf das Gothische zu beschränken wäre. Fast könnte man sich verleiten lassen, in jenen Bilageineis, gegenüber den historischen Gesängen, eine Art Gnomen, oder den Hesiodischen „Werken und Tagen" ähnlicher didaktischer Volkspoesie zu vermuthen, wenigstens pflegten und pflegen noch jetzt allerhand Sprüche und Regeln für das Leben und den Beruf alliterirend oder gereimt im deutschen Volksmund zu leben. Aber auf unsere Zeiten ist von jenen Bilageineis, wie von den historischen Liedern nichts gekommen. Indeß ist es doch von Interesse für die gothische Literatur, von dem Bestehen eines geschriebenen Buchs unter den Gothen in früherer Zeit zu wissen, da man gewöhnlich, nach einer Überlieferung, den Ulfilas als den Erfinder des gothischen Alphabets nennt.

Mit der Nennung des Ulfilas sind wir auf den Anfänger und, ich möchte fast sagen, auf den Vollender der uns übrigen gothischen Literatur gekommen, da dieselbe zum großen und besten Theile in der Bibelübersetzung besteht, die gewöhnlich dem Ulfilas zugeschrieben wird. Um jedoch noch mit einem Worte zurückzukommen auf die „Erfindung der gothischen Buchstaben" durch Ulfilas, so hat das Alterthum und selbst Jornandes, freilich im Widerspruche mit sich selbst, da er die Bilageineis lange vor Ulfilas geschrieben sein läßt, gesagt: Ulfilas hat die gothischen Buchstaben zuerst erfunden. In neuerer Zeit hat diese Meinung mehrfache Modificationen erfahren; man hat angenommen, daß die Gothen schon vor Ulfilas ein Alphabet hatten, daß es aber Ulfilas, der gewiß erst unter seine Gothen, wenn sie auch schon früher Christen waren, den Geist der Wissenschaft brachte (Gothos minores literis instituit sagt Jornandes S. 135 Lindenbr.), durch neue Zeichen bereicherte und zur Wiedergabe aller Laute fähig machte. Diese Ansicht empfiehlt sich nicht nur dadurch, daß sie frühere schriftliche Denkmäler bei den Gothen bestehen läßt, sondern ihr widerspricht auch gar nicht, wenn es heißt, Ulfilas habe das gothische Alphabet erfunden, denn so pflegen von alten Schriftstellern die Vervollkommner einer Erfindung, auch die ersten Erfinder oder Darsteller genannt zu werden, wie wenn Plinius (Hist. Natur., XXXIV, 8) von dem Bildner Pythagoras sagt: er drückte zuerst Muskeln und Adern an seinen Statuen aus; dieser blühete Olymp. 75 — 87, aber schon vor ihm hatten Kallon und Kanachos (blüheten Olymp. 60 — 73) Muskeln dargestellt; aber weil diese zu stark und zu hervorgehoben waren, Pythagoras aber selbige zuerst bei aller Kraft doch natürlich ausdrückte, so heißt er der Erste, der überhaupt Muskeln und Adern ausgedrückt. So ist es vielleicht auch mit der Erfindung des gothischen Alphabets durch Ulfilas; das Verhältniß der ältern, nationalen Schrift zu der des Ulfilas haben sich Einige so gedacht: die alte gothische Schrift, eine runische, sei wegen ihrer Steifheit und Beschränktheit von Ulfilas aufgegeben, dafür aber die gefügigere, schreiblichere griechische eingeführt worden, und nur wo die griechische zur Wiedergabe vaterländischer Laute kein Zeichen gehabt, habe er die alten beibehalten; Andere haben geglaubt, das griechische Alphabet, in der Gestalt, wie es Ulfilas anwandte, sei schon vor ihm bei den Gothen in Gebrauch gewesen. Andere meinen, auch er habe das griechische Alphabet geradezu angenommen und für Laute, die seine Sprache, aber die griechische nicht gehabt, entweder lateinische Zeichen (z. B. f, h, q) oder solche griechische genommen, die er sonst nicht brauchte (z. B. ψ für th). Noch sei bemerkt, daß die angeblichen Buchstaben des gothischen Alphabets auf allen Schrifttafeln, welche den Ausgaben gothischer Schriftwerke oder andern Büchern beigegeben, nicht richtig sind; der echte, verschiedene Ductus ist auf den zwei Tafeln der neuen Ausgabe des Ulfilas zu ersehen.

Ein anderes Verdienst des Ulfilas um sein Volk war, daß er die Bibel in das Gothische übersetzte. Daß er mit Geist und mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten seiner Sprache übersetzte und nicht ein sklavischer Nachtreter des griechischen Originals war, hat, seitdem man Gothisch gelernt hat, fast Niemand mehr bezweifelt. Daß Ulfilas die ganze Bibel, auch das Alte Testament übersetzt hat, wurde sonst geglaubt und Philostorgius sagt, nur die Bücher der Könige seien ausgenommen geblieben, damit die Gothen durch das Lesen von Kriegsthaten in den heiligen Schriften ihrer neuen Religion nicht wieder in ihre alte Kriegsverwilderung verfielen. In der That wurden auch in neuerer Zeit Fragmente aus den Büchern Esdra und Nehemia aufgefunden und einzelne Zahlenanführungen in einer wiener Handschrift, die in einem grammatischen Interesse aufgeschrieben zu sein scheinen, schienen nicht undeutlich auf die Übersetzung der Bücher Mosis und so dies Alles auf die Übersetzung wenigstens mehrer Theile des Alten Testaments hinzuweisen. Aber ob Ulfilas dies ganze Werk vollendet, und nicht blos das Neue Testament, ja vielleicht blos die Evangelien übersetzt hat, muß dahingestellt bleiben. Ja, durch die neuliche Auffindung einer, auf die Lebensverhältnisse des Ulfilas sehr genügendes Licht werfenden Schrift möchte man fast zu dem Zweifel an einer so ausgebreiteten Arbeit des gothischen Bischofs gebracht werden. Jene Schrift, veröffentlicht in dem Buche:

Über das Leben und die Lehre des Ulfila, von Georg Waitz. Hanover 1840. 4.

aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris, und zwar auf die leeren Ränder über, neben und unter der eigentlichen Schrift geschrieben, läßt mit Zuversicht an-

nehmen, daß Ulfilas 318 n. Chr. geboren ward, wo die Gothen noch jenseit der Donau in Dacien wohnten, daß er sehr jung Lector und schon in seinem dreißigsten Lebensjahre, also 348, Bischof wurde, 355 aber mit einer großen Anzahl seiner Gothen, um einer Verfolgung des Königs, über die Christen verhängt, über die Donau ging und hier vom Kaiser Konstantius neue Sitze empfing; daß er 388 noch einmal nach Konstantinopel zum Kaiser ging, um vor demselben für seine, auf dem dortigen Concil 383 verurtheilte Glaubensmeinung (bekanntlich die Arianische) zu streiten oder zu sollicitiren, dort gefährlich erkrankte und starb. Vor seinem Tode machte er noch sein Glaubenstestament, welches deshalb wichtig ist, weil man nirgend so bestimmt und im Zusammenhange die Arianische Lehre ausgesprochen und dargestellt findet; es lautet — so weit die sehr schwer zu lesende und vielfach verstümmelte Schrift gelesen und entziffert werden konnte — in deutscher Übersetzung (die ganze Schrift ist lateinisch geschrieben) also: „Ich Ulfila, Bischof und Bekenner, habe immer so geglaubt und in diesem einzigen und wahren Glauben mache ich mein Glaubenstestament an meinen Herrn: ich glaube, daß einig sei Gott der Vater, allein ungeboren und unsichtbar, und an den eingeborenen Sohn desselben, unsern Herrn und Gott, der Schöpfer und Macher aller Creatur ist, welcher nicht hat, der ihm ähnlich wäre, darum er allein unter Allen Gott ist, der auch nach unserer Überzeugung Gott ist (qui et de nostris [?] deus est); und an einen heiligen Geist, eine erleuchtende und heiligende Kraft, wie Christus sagt zu den Aposteln: ‚Siehe ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch; ihr aber sitzet in Jerusalem, bis ihr begabt werdet mit der Kraft von oben‘, ebenso: ‚Und ihr werdet empfangen Kraft, wenn der heilige Geist über euch kommt‘ — daß er weder Gott ist noch Herr, sondern Diener Christi — — unterthan und gehorsam in Allem dem Sohne, und der Sohn unterthan und gehorsam — — in Allem Gott dem Vater — —.“

Während diese Schrift nun auch von der gesegneten Wirksamkeit des Ulfilas unter den Seinen redet, indem er griechisch, lateinisch und gothisch ohne Unterlaß gepredigt, auch in diesen drei Sprachen mehre Abhandlungen und viele Übersetzungen den Lernbegierigen zum Nutzen und zur Erbauung, sich aber zum ewigen Gedächtniß geschrieben habe, erwähnt sie doch der Bibelübersetzung nicht ausdrücklich. Sie in den „vielen Übersetzungen“ mit inbegriffen sein zu lassen, welche dem Ulfilas hier zugeschrieben werden, möchte wol in den Ausdruck zu viel gelegt sein, aber von einzelnen Theilen der Bibelübersetzung könnte es verstanden werden. Ulfilas machte wahrscheinlich den Anfang, Andere, sei es Zeitgenossen, sei es Nachfolger, übersetzten wieder einzelne Theile, bis wenigstens das Neue Testament vollständig übersetzt war (nur die Apostelgeschichte, die katholischen Briefe, der Brief an die Hebräer und die Apokalypse sind vielleicht nie übersetzt worden, wenigstens haben sich davon nirgend Fragmente gefunden). Aber einen Theil hat er ganz gewiß an der Bibelübersetzung, denn darin sind alle Zeugnisse des Alterthums einstimmig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die eine Frage. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter diesem Titel wird hier die Nützlichkeitstheorie Bentham's vorgetragen und nebenbei unsern Gesetzgebern dringend als ein speculativer Ausgangspunkt bei ihrer Arbeit empfohlen. Obschon wir in der Bearbeitung des Dumont'schen Werkes durch Beneke eine gut geschriebene, wenn auch mit der eigenen Weisheit des deutschen Herausgebers reichlich versetzte Darstellung der theoretischen und praktischen Ansichten des britischen Philanthropen besitzen, so möchte doch, bei dem lebendigen Interesse an den Fragen über Staat, Recht und Gesellschaft, und bei der sichtbaren Beachtung, welche die Bentham'sche Gesetzgebungspolitik vielseitig erfährt, eine ausführlichere Bearbeitung dieses scharfsinnigen und in jeder Hinsicht merkwürdigen Schriftstellers immer noch von großem Nutzen sein. Freilich ist das eigentliche Philosophem Bentham's, an welches er seine praktischen Untersuchungen und Grundsätze zu knüpfen versucht, von der Art, daß sich das heutige Bewußtsein, namentlich das deutsche, davon weder befriedigt noch erbaut, sondern vielmehr abgestoßen fühlen muß; denn über jenen profanen, flachen und beschränkten Sensualismus, wie ihn besonders Bentham vor allen übrigen französischen und englischen Denkern lehrt, waren wir schon damals hinaus, da er sich als ein nothwendiges und geschichtlich bedingtes Resultat zeigte. Allein die scharfsinnige und unerbittliche Analyse, mit welcher Bentham und seine Geistesverwandten gegebene Formen und Verhältnisse zergliedern, die Gründlichkeit, mit welcher derselbe das formale Gebiet der Gesetzgebung durchdringt, der warme Enthusiasmus, mit der sich der Philanthrop namentlich über sociale Fragen verbreitet und zu ihrer Lösung auffodert, mit einem Worte, das verständig praktische Feld der Bentham'schen Schriften, wo allgemeine Principien vorausgesetzt werden, verdient bearbeitet zu werden und hat für uns ein allgemeines und fruchtbares Interesse.

Von diesem Gesichtspunkte aus scheint uns die vorliegende Schrift gänzlich verfehlt. Der Verf., Reinwald von Birkenfeld, ein eifriger und ausschließender Anhänger der Nützlichkeitstheorie, tritt als der Apostel derselben auf und entwickelt in einer Reihe entlehnter und bearbeiteter Fragmente, die durch ihre Anordnung ein neues Licht auf die Lehre werfen sollen, die Principien, die letzte Rechtfertigung, überhaupt das Speculative der Bentham'schen Rechtsphilosophie. Hätte er sich dabei auf eine objective Darstellung beschränkt, so würde gegen dieses, nach Dumont's Buche überflüssige, Apostelamt immer nichts einzuwenden sein; aber die excessive Polemik, mit welcher der Verf. seinen Gegenstand entrückt und verschüttet, der gehässige Fanatismus, mit dem er über unsere Geistesbildung und unsere legislativen Bestrebungen den Stab bricht, machen die Schrift, wenn auch keineswegs gefährlich, doch völlig werthlos. Daß Deutschland bei der Erscheinung des Bentham'schen Sensualismus namentlich die Resultate seiner speculativen Arbeit nicht alsbald von sich geworfen, sondern über Natur, Staat und Geist hartnäckig fortzuspeculiren gewagt hat: ferner daß unser gegenwärtiges Recht und unsere Gesetzgebung jedes „logischen“ Princips entbehre — das sind die Punkte, über welche sich der Verf. fortwährend in Hitze erhält und die eigentlich das dicke, aphoristische und verworrene Evangelium hervorgetrieben haben.

Die ausschweifende Form des Buches, indem unter Andern der Verf. mit großer Redseligkeit seine Lebensgeschichte, seine Bekanntschaften und allerlei Tagesereignisse bespricht, übergehen wir hier. Wir wollen vielmehr versuchen, unsern Lesern einige Andeutungen über die in Deutschland wenig bekannte Theorie Bentham's zu geben: die Foderungen jenes kecken reformatorischen Dilettantismus, der mit der Partei der religiösen und politischen Dunkelmänner Das gemein hat, daß er die Errungenschaft des deutschen Geistes für ein Phantom ausgibt, werden sich schon hierdurch von selbst in das rechte Licht stellen.

Durch die Mängel und Misbräuche der englischen Gerichtspflege wurde Bentham im letzten Viertel des vorigen Jahrhun-

derts zum Nachdenken über eine zweckmäßige Gesetzgebung und damit auf den Begriff des Rechtes geführt; denn es mußte ihm daran liegen, für seine philanthropischen Bestrebungen ein allgemeines Princip und einen festen Haltpunkt zu haben. Bentham besaß für seine Zwecke einen tüchtigen Charakter, eine entschiedene Gesinnung und hellen und scharfen Verstand; allein es mangelte ihm jede schöpferische Tiefe, jede speculative Anschauung, um als wirklicher, epochemachender Rechtsphilosoph aufzutreten. In dieser Beschränktheit wandte er sich zu den empiristischen Systemen der englischen und französischen Philosophen, wie er selbst gesteht, und construirte sich einen ziemlich rohen Sensualismus heraus, der schlechter war als seine Gesinnung und seine praktische Wirksamkeit. Daß Recht und Moral ihren Grund und Boden im Willen besitzen, konnte ihm nicht verborgen sein; das absolute Verhältniß [illegible] Willens zum denkenden Geiste, um das sich zu dieser Zeit auch die Welt des deutschen Geistes bewegte, die Wurzel unsers ethischen Daseins, ist ihm dagegen gänzlich unbegriffen geblieben. Bentham erkennt in dem Willen nicht die freie und darum sittliche Praxis des intellectuellen Menschengeistes, sondern er bleibt bei der sensualistischen Behauptung stehen, daß die Natur den Menschen unter die „Herrschaft von Lust und Unlust" gestellt, daß diese Empfindungen die einzigen, ewigen, das heißt, absoluten Motive unsers Willens in allen Urtheilen, Handlungen und Lebensfunctionen seien. Der Moralphilosoph und der Gesetzgeber haben diese Empfindungen deshalb zu ihrem alleinigen Studium zu machen. Die Lust ist nach dieser einfachen Deduction der höchste Zweck und der wahre Inhalt des menschlichen Daseins. Was Lust gewährt, ist gut und recht, was Unlust bringt, schlecht und unrechtlich; freier und sittlicher Wille ist der, welcher so viel Klugheit und Stärke besitzt, daß er eine vorübergehende und zweifelhafte Lust einer wahrhaftern, nach Extension und Intension reellern, zu opfern vermag. Durch diese Hinterthür entschlüpft Bentham freilich unter andern Einwänden auch dem Vorwurfe des Epikureismus. Das Recht hat so allerdings nicht mehr zu seinem Inhalte und seinem Principe die sittliche Nothwendigkeit, sondern die Substanz des Rechtes, und das Princip, nach welchem es sich verwirklicht, ist das Nützliche in Bezug auf die Verallgemeinerung der Lust und Unterdrückung des Übels oder der Unlust. Da diesem Rechtsprincipe nichts als eine baare Berechnung des Verstandes zum Grunde liegt, so nennt es Bentham mit Recht das Princip des Nutzens.

Wollte man uns vorwerfen, daß wir der Nützlichkeitstheorie eine falsche Deduction untergelegt hätten, so werden die weitern Andeutungen Bentham's alle Zweifel über seine Philosophie lösen. Wir sind also Anhänger des Nützlichkeitsprincips, sagt er, wenn wir unsere Billigung oder Misbilligung der Handlungsweise eines einzelnen Menschen oder eines Gemeinwesens nur nach der Geneigtheit derselben, Lust oder Unlust hervorzubringen, abmessen; wenn wir uns der Begriffe: gerecht, ungerecht, gut, schlecht als Collectivbegriffe bedienen, welche die Vorstellungen von gewissen Lust- und Unlustempfindungen in sich schließen. Für den Anhänger dieses Princips ist die Tugend nur ein Gut in Rücksicht der mit ihr verbundenen Lust, das Laster nur ein Uebel in Rücksicht der aus ihm hervorgehenden Unlust; fände der Anhänger des Princips in dem allgemein angenommenen Verzeichnisse der Tugenden eine Handlung, welche mehr Unlust als Lust zur Folge hätte, so würde er kein Bedenken tragen, diese angebliche Tugend für ein Laster zu erklären.

Das ist die Spitze jener Weisheit, die zum Ärger unsers Verf. nicht allein die deutsche Rechts- und Moralphilosophie, sondern auch die Gesetzgeber so hartnäckig ignorirt haben. Allein es ist nicht nur nothwendig, den Begriff des Nützlichkeitsprincips zu kennen und festzuhalten: es muß auch eine „moralische Arithmetik" mit so bestimmter Methode erfunden werden, daß man dadurch zu gleichförmigen Resultaten über das in jedem Verhältnisse Nützliche gelangen kann. Die weitern theoretischen Bemühungen Bentham's über Recht und Gesetzgebung sind nun auf die Bestimmung dieser moralischen Arithmetik mittelbar oder unmittelbar gerichtet: sie enthalten, wenn sie nicht geradezu das Princip berühren, für die Politik der Gesetzgebung manchen trefflichen Wink und Gesichtspunkt.

Es gibt, entwickelt er, vier Lust- und Unlustgattungen, die in dem Menschen als Willensmotive sich geltend machen, und diese Gattungen nennt er Sanctionen. Sie sind: 1) die physische oder natürliche Sanction, oder die Lust- und Unlustempfindungen, welche man im gewöhnlichen Laufe der Natur erfahren oder erwarten kann; 2) die moralische Sanction, oder die Empfindungen, die man von Seiten der Menschen erfährt, vermöge von Haß oder Freundschaft, mit einem Worte vermöge ihrer willkürlichen Stimmung gegen uns: man kann sie auch Sanction der Volksstimme, der öffentlichen Meinung, der Ehre, der Sym- und Antipathie nennen; 3) die religiöse Sanction, d. i, die Empfindungen, welche man durch die Verheißungen oder Drohungen der Religion erfahren kann; 4) die politische Sanction, oder die Lust- und Unlustempfindungen, die man von Seiten der Obrigkeit durch die Gesetze erleidet.*) Diese Classification ist für Bentham sehr wichtig, sie gibt ihm eine Kunstsprache an die Hand, wodurch er die verschiedenen Gattungen der moralischen Gewalten, die in der „Mechanik" des menschlichen Herzens für den Gesetzgeber die Hebel sind, bezeichnet. Sie wirken nicht auf alle Menschen in gleicher Weise, noch mit gleicher Gewalt; sie sind bald Rivale, bald Verbündete, bald Feinde. Sind sie einig, so wirken sie unwiderstehlich; bekämpfen sie sich, so müssen sie sich schwächen; rivalisiren sie, so müssen sie Widersprüche in den Handlungen der Menschen hervorbringen; eine Gesetzgebung, die alle vier Sanctionen gleich berücksichtigte, würde die vollendetste sein, und nur durch das Nützlichkeitsprincip kann man dahin gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bentham macht den Begriff dieser Sanctionen durch folgendes Beispiel anschaulich: „Einem Menschen ist sein Haus durch Feuer zerstört worden; geschah es in Folge seiner Unvorsichtigkeit, so war es die Unlust der natürlichen Sanction, die er empfand; geschah es durch einen Richterspruch, so empfand er die Unlust der politischen Sanction; geschah es durch Miswollen seiner Nachbarn, so empfand er die Unlust aus der Sanction der Volksstimme; vermuthet er darin einen Act der beleidigten Gottheit, so ist es die Unlust aus der religiösen Sanction."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 111. — 21. April 1843.

Über die gothische Literatur, besonders über Ulfilas und den Codex argenteus.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

Diese gothische Übersetzung der Bibel, ohne Zweifel in der ostgothischen und westgothischen Kirche gebraucht (daher man nicht sagen darf, Ulfilas habe die Bibel in die mösogothische Sprache übersetzt), war auf jeden Fall seit dem Untergange des ostgothischen Reichs in Italien und des westgothischen in Gallien und Spanien verschwunden, in letzterm Lande hat man noch nichts von Spuren des Gothischen vernommen, wol aber sind sie in Italien und in der Nähe von Frankreich wieder aufgetaucht. Nach langem Schweigen wurde (jetzt abgesehen von einigen gothischen Studien, deren unten Erwähnung geschehen wird) nach der Mitte des 16. Jahrhunderts von Anton Morillon in „Becani Origines Antwerpenses" das gothische Vater Unser aus einer Handschrift des Klosters Werden bekannt gemacht, wahrscheinlich aus derselben, welche lange die einzige war, die man kannte, und welche noch bis heute die einzige ist, welche, ein kleines Fragment ausgenommen, die Evangelien und in ihnen das Vater Unser enthält. Diese Handschrift ist der Codex argenteus (die Silberne Handschrift), und da diese eine historische Notabilität geworden ist und, ungeachtet vieles Schreibens über dieselbe, noch viel Irriges von derselben gesagt und geglaubt wird, so sei es vergönnt kurz darüber zu erzählen, was die Wahrheit ist.

Aufgefunden wurde der Codex argenteus in der Benedictinerabtei Werden, jetzt zum Kreise Duisburg des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf gehörig, und zwar wahrscheinlich im 16. Jahrhundert. Wie er dahin gekommen ist, weiß man ebenso wenig, als wie und wenn er von Werden nach Prag, seinem fernern Aufenthaltsorte, kam, doch scheint letzteres zu Ende des 16. Jahrhunderts geschehen zu sein. Als der schwedische General Graf Königsmark 1648 nach der Abschließung des Westfälischen Friedens den Hradschin zu Prag, den er während der Friedensunterhandlungen überrumpelt hatte und besetzt hielt, verließ, nahm er unter andern Beutestücken aus Kaiser Rudolf's Schatze auch die Silberne Handschrift mit nach Stockholm. Hier fand sie einen Platz auf der königlichen Bibliothek und die Schweden glaubten gewiß schon damals, wie sie noch heute glauben, daß sie hier in ihrem eigentlichen Vaterlande sei, da es ihnen unwidersprechlich ausgemacht ist, daß das Vaterland der Gothen Skandinavien ist und daß sie von dorther, besonders aus Südschweden nach Deutschland gewandert sind. In demselben Jahre, wo der Codex argenteus nach Schweden gebracht wurde, war auch auf die Einladung der Königin Christine der Niederländer Isaak Vossius nach Stockholm gekommen und Aufseher der königlichen Bibliothek geworden; da aber nach wenigen Jahren auch Claudius Salmasius nach Stockholm kam, ging Vossius aus Verdruß von dort nach Holland zurück und mit ihm kam der Codex argenteus nach Leyden. Ob ihm die Königin denselben geschenkt, oder ob ein guter Freund, wie Joseph seinen Brüdern Geld und Becher, so ihm den Codex heimlich in den Reisesack gepackt, oder ob er, wie Viele glauben, unaufgefodert denselben zum Reisegefährten genommen, weiß Niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Lange, nachdem Christine auf den Thron resignirt hatte, kam durch Pufendorf 1662 die Kunde nach Schweden, daß der schmerzlich vermißte Codex in Holland bei Vossius sei. Der schwedische Reichsrath und Kanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardie setzte sich mit Vossius über die Abtretung desselben in Briefwechsel und erhielt den Codex für 200 Thaler Conventionsmünze (oder 400 Thaler Banco, oder 600 Thaler schwedisches Reichsgeld). Darauf ließ er ihn in massiv silberne Decken einbinden und schenkte ihn 1669 der Universitätsbibliothek zu Upsala. Hier ist er noch und wird als das Wahrzeichen von Upsala von allen Reisenden mit großer Neugierde angesehen und von Reisebeschreibern, nach dem Maße ihrer Kenntnisse davon und nach den Erzählungen der Bibliothekargehülfen darüber, auch nicht selten nach eigenen, oft von nicht geringer Unwissenheit in der Sache zeugenden Combinationen und Fictionen beschrieben. Abgesehen von Notizen in ältern Reisebeschreibungen und in neuern, mit kluger Vorsicht sehr allgemein gehaltenen, verdient hier mit besonderer Hervorhebung aufgeführt zu werden, was Weltmann (in seiner „Beschreibung einer Reise nach St.-Petersburg, Stockholm und Kopenhagen", Hamburg 1839, S. 272) von dem Codex argenteus fabelt und communicirt; „der Codex", sagt er, „enthält die vier Evangelien in mösogothischer (es ist nicht blos mösogothische, sondern

überhaupt gothische Sprache) Übersetzung, von Ulfilas, im Jahre 360 (woher weiß denn das Hr. Woltmann mit solcher Bestimmtheit?) angefertigt, geschrieben mit Silberschrift (es sind auch mehre Zeilen mit goldener Schrift geschrieben) auf blaurothem, glatt polirtem Pergament, welches durch sein 1470jähriges Alter (also glaubt Hr. Woltmann, daß der Coder von Ulfilas selbst geschrieben ist?) nachgerade etwas mürbe und löcherig geworden ist. Der Anfang fehlt, auch das Ende ist nicht erhalten (und außerdem fehlt leider noch sehr viel!), aber Angelo Mai hat vor nicht langer Zeit 20 Blätter dieses Coder (nein! das ist von einem ganz andern Coder, und es sind darin blos zehn Seiten in der Mai'schen und Castiglione'schen Ausgabe, darin auch schon mehre Fragmente der Briefe) und die Briefe Pauli (sind meist blos Fragmente dieser Briefe!) in gothischer Übersetzung gefunden." Auch weiß Hr. Woltmann zu erzählen, daß der Coder einst in Köln gewesen, dafür weiß er aber nicht, daß die Benedictinerabtei Werden hieß; ferner sagt er, Bengel habe den Coder zuerst enträthselt, und Zahn's Ausgabe nennt er eine deutsche Übersetzung. Man mag eher den beiden Neufranken, die 1797 in der Beschreibung ihrer Reise durch Schweden zweifelten, daß der Coder schon gedruckt sei, verzeihen, denn den Franzosen hält man so etwas zugut, aber von unsern Landsleuten verlangt man, daß sie ordentlich über Das belehrt seien, worüber sie belehrend schreiben wollen. Und ebenso unwissend in der Sache war Woltmann's, übrigens sehr strenger Recensent in der hallischen „Literaturzeitung", denn er schrieb Wort für Wort jenen abenteuerlichen Bericht über den Coder in seine Recension über, weil diese Beschreibung Niemand überflüssig finden würde. Ja, überflüssig ist sie wol nicht, aber sie sollte nur richtig sein. In Wahrheit verhält es sich mit dem Inhalte und der Verfassung des Codex argenteus also:

Bekanntlich enthält er die vier Evangelien oder eigentlich nur Fragmente derselben, sehr wenig von Matthäus, mehr von Johannes und Marcus, am meisten von Lucas. Geschrieben ist diese Übersetzung mit silbernen, der Anfang mancher Abtheilungen und das ganze Vater Unser mit goldenen Buchstaben auf geglättetes purpurrothes Pergament. Freilich ist diese Farbe auf den meisten Blättern sehr verschossen und hat, wie es den, mit dieser Farbe gefärbten Stoffen gewöhnlich durch das Alter ergeht, theils eine schmuzig violette, theils eine lichte röthliche, theils eine braune Farbe angenommen; die Silberfarbe der Buchstaben ist nicht häufig erhalten, sondern sieht oft ganz bleigrau, oder rostfarbig, auch schwarz aus; dagegen hat sich die Goldfarbe sehr gut erhalten. Und während die Silberschrift auf der äußern, an sich glatten Seite des Pergaments oft ganz vertilgt ist, hat sie sich auf der innern Seite eingefressen und eine Art Vertiefung bewirkt, und wo das Pergament zu dünn gewesen ist, ist die Schrift dann ausgebrochen. Ihre, der übrigens große Verdienste um die Lesung des Codex argenteus hat, hat zuerst behauptet, der Coder sei mit einer Art Stempel oder Patrize gedruckt, so zwar, daß man erst den Buchstaben in das Pergament eingedrückt, darein einen bindenden Stoff gestrichen und dann darauf die Metallplättchen geklebt habe. Diese an sich schon sehr abenteuerliche Ansicht verliert noch mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, daß die Buchstaben einander zwar ziemlich, aber durchaus nicht ganz gleich sind, und daß sie, wenn sie über die Zeile hinausgeschrieben sind, immer kleiner werden, je weiter sie sich von dem Ende der Zeile entfernen. Und doch glauben die Schweden Ihre's Vermuthung, daß der Codex argenteus gedruckt sei, noch bis auf den heutigen Tag, und mit ihnen glauben es noch viele Andere, wie B. Biondelli (in seinem, auch sonst sehr bedeutungslosen Schriftchen „Dei Goti e della loro lingua", Mailand 1839). Wenn Ihre den Codex aureus auf der königlichen Bibliothek zu Stockholm angesehen hätte, der zwischen Pergamentblättern von gewöhnlicher Farbe, mit bunten Buchstaben beschrieben, auch purpurfarbene Blätter mit Gold- und Silberschrift enthält und in welchem ganz wie in dem upsalaer die Farbe des Pergaments und der Schrift sich verändert hat und unter der Schrift Löcher eingefallen sind, so hätte er jene Vermuthung nicht aufgestellt. Das Eindrücken der Buchstaben, was ihn zumeist zu jenem Glauben verführt hat, rührt unstreitig von dem beizenden Bindemittel des Metalls in der Tinte her und ist, wie gesagt, nur auf der innern Seite des Pergaments. Allerdings ist der Coder durch dieses Angreifen der beizenden Tinte an einigen Stellen sehr wandelbar geworden, aber doch beiweitem nicht so, daß man es nicht übertrieben nennen müßte, was Lüdecke schon 1784 von ihm schrieb, er werde bald nichts weiter als ein Zeugniß Dessen sein, was er gewesen ist, und der allgemeinen Vergänglichkeit und Verweslichkeit. Und Lüdecke muß bei seiner Betastung zur Untersuchung der Schreib- oder Druckart (denn auch er glaubt, der Coder sei gedruckt) sehr derb zugegriffen haben, oder bei seinem Versuche auf das morscheste Blatt gerathen sein, daß sich die betastete Stelle, wie ein alter Leichnam, in Staub auflöste und auseinanderflog. Ich habe den Coder lange und tüchtig gewälzt und zwar 50 Jahre später, als ihn Lüdecke nur berührte, aber ich habe kein Stäubchen aus demselben fliegen sehen.

Es ist aber in neuerer Zeit ein anderer Feind als der Zahn der Zeit über den Coder gekommen, der ihm einen großen Schaden zugefügt hat. Von den 188 Blättern, die er mit nach Upsala gebracht hatte, sind — man weiß nicht durch wen und wenn — noch gegen 11 Blätter abhanden gekommen, wenigstens habe ich sie bei meiner Vergleichung nicht finden können. In Deutschland hatte sich die Sage verbreitet, daß ein Engländer, der den Coder verglichen, sie mitgenommen habe; doch ist mir kein Engländer bekannt, der den Coder neulich verglichen hätte, und gesetzt, daß die Blätter wirklich nach England gekommen wären, woran bei der eigenthümlichen, den Vandalismus nicht scheuenden Alterthümersucht der Engländer wol Mancher zunächst denken könnte, so wäre doch dabei noch nicht nöthig, daß sie der unbekannte jetzige Besitzer selbst geholt. Die Schweden glaubten die Sache gar nicht und noch neulich haben sie es gegen Hrn. v. Strombeck geleugnet, wiewol ein Bibliothekar zugleich gegen denselben

die Meinung aussprach, daß die fehlenden Blätter wol schon seit geraumer Zeit entwendet sein möchten (vgl. v. Strombeck, „Darstellungen aus meinem Leben", Bd. 8, S. 81), und Maßmann (in M. Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 1, S. 319) sagt, die Bibliothekare zu Upsala hätten leider den Verlust schon früher entdeckt, obschon der Silberne Codex in eigenem eisernen (?) Kasten aufbewahrt gelegen habe. Das stimmt nun freilich nicht recht gut zu dem Verwundern und Unmöglichfinden beim ersten Hören der Sache. Doch ist seitdem, wie man zur Sicherung vor unbefugten Antiquitätensammlern Gustav Adolf's Waffen über seinem Sarge in der Ritterholmskirche zu Stockholm an Ketten gelegt hat, auch der Silberne Codex zum Noli me tangere gemacht und in den hölzernen Kasten, in dem er früher schon unter Verschluß gehalten, aber für jeden Fremden herausgenommen und sehr liberal gezeigt wurde, für immer verschlossen und nur ein paar aufgeschlagene Seiten sind durch ein Glasfenster sichtbar.

Das Äußere, sein werthvoller schöner Einband, ist nun nicht mehr zu sehen. Dieser besteht aus massivem Silber. Auf der vordern Decke läuft ein erhabener Rand herum, einen Zoll weit nach innen ein gleicher, in dem Raum zwischen diesen beiden Rändern ist eine Blumenguirlande gravirt. Der sechs Zoll breite und acht Zoll hohe Spiegel zeigt links den geflügelten Zeitgott mit der Sense in der Hand und mit der Sanduhr auf dem Kopfe, der den Boden des Saals aufhebt, woraus eine nackte, von dem Nimbus umstrahlte Jungfrau hervorsteigt, die mit der Linken ein aufgeschlagenes Buch hält, worauf Codex Argenteus steht, mit der Rechten zeigt sie auf den, im Hintergrund mit der Bischofsmütze bedeckten und vor einem Bücherschranke sitzenden und schreibenden Ulfilas. Drei Engel heben vor ihm einen Vorhang; über der Scene der Aufbringung des Codex halten zwei andere Engel ein, mit einem Kranz umwundenes und gekröntes Schild, worauf steht: Vlphila redivivus et patriae (*sic!*) restitutus cura M. G. de la Gardie K. S. Cancellarij Anno 1669. Der Engel rechts hat noch ein über jene drei Engel hinflatterndes Band in der andern Hand, darauf steht: 40 Esaj. Verbum domini manet in aeternum. Man findet die Abbildung dieser vordern Decke des Einbandes in der Ausgabe des Ulfilas von Stjernhjelm. Die hintere Decke hat dieselbe Einfassung, wie die vordere; im Spiegel ist das gräflich Gardie'sche Wappen gravirt, von einem Eichenkranz umgeben und mit vier Engelsköpfen in den Ecken verziert. Auf den Rücken sind wieder Blätter von windenden Bändern durchzogen gravirt. Die innern Seiten der Decken sind mit weißseidenem Zeuch überzogen.

(Der Beschluß folgt.)

Die eine Frage.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Welches ist nun aber das Verhältniß des Rechts zur sittlichen Freiheit, oder, wie Bentham nach seinem Standpunkte sagt und sagen muß, zwischen Moral und Gesetzgebung? Die Moral, allgemein gefaßt, sagt er, ist die Lehre von der Kunst, die Handlungen der Menschen so zu leiten, daß man die möglich größte Summe von Glück hervorbringt. Obwol nun aber auch die Gesetzgebung mit dieser Kunstwissenschaft das gleiche Ziel hat, so ist doch der Umfang der Wirksamkeit beider sehr verschieden. Alle Handlungen, im privatlichen wie öffentlichen Leben der Menschen, gehören unter die Gerichtsbarkeit der Moral. Die Gesetzgebung aber kann nicht und darf nicht einen directen und ununterbrochenen Einfluß auf die Gesammthandlungen der Menschen haben, weil sie ihren Einfluß nur durch Festsetzung von Strafen auszuüben vermag. Strafen aber sind Uebel, die nur dann zu rechtfertigen sind, wenn daraus eine größere Summe des Guten und des Glückes entsteht, und wollte man die Moral jederzeit durch die Gesetzgebung unterstützen, so würde das Gesetz oft mehr Unheil anstiften als die Übertretung der durch die Moral vorgeschriebenen Pflicht. Man würde durch ein solches Strafsystem in der Gesellschaft Furcht und Schrecken verbreiten, welches das größte der Übel sein müßte; man würde bei vielen Vergehungen nicht das richtige Maß oder den alleinigen und wahren Schuldigen ausmitteln können; man würde dem Einzelnen durch ein durchgängiges Strafgebot alle Energie des Willens und des Charakters rauben; die Strafen und gesetzlichen Drohungen würden in Bezug auf die Pflichten gegen das Selbst meistentheils überflüssig sein, da ihre Erfüllung die Klugheit hinlänglich und stark gebietet.

Die Kritik Bentham's, der, seiner Ansicht nach, falschen Principien in Moral und Gesetzgebung vermischt auf eine seltsame Weise das Wahre mit dem Falschen. Er kennt kurzweg zwei solche falsche Principien. Das eine ist das dem Nützlichkeitsprincipe gerade entgegengesetzte: das Princip des Asketismus. Philosophen, die durch die Verachtung, welche sie den gewöhnlichen Lebensgenüssen erwiesen, auf Beifall und Verehrung gerechnet haben, und unsinnige von eitlem Schrecken gepeinigte Schwärmer und Frömmler haben dieses Princip geltend gemacht. Das andere nennt er das Princip der Sympathie und Antipathie. Es ist die Willkür, die aus bloßen Gefühlen billigt oder misbilligt, ohne irgend einen andern Grund zuzulassen: die eine Handlung für gut oder schlecht hält, weil sie ihr gefällt oder misfällt. Leider sieht der gute Bentham, der sich vielfach über dieses Princip sehr treffend ausläßt, nicht ein, daß er sich hier selbst verurtheilt; denn wenn er die Realisirung der Lust oder Unlust auch einer äußerst verständigen Berechnung unterworfen wissen will, so ist und bleibt bei ihm die unmittelbare Empfindung doch das Absolute, welches den menschlichen Willen bestimmt und bestimmen muß. Er gesteht zu, daß dieses Princip bis jetzt die meisten großen Wirkungen in der Geschichte veranlaßt hat, daß man durch dasselbe zur Nützlichkeitslehre geleitet worden sei, daß es aber auch von jeher die Wurzel des Parteigeistes, des Sektenwesens und des Charlatanismus gewesen.

Da nun aber das Princip der Sympathie und Antipathie eine so wesentliche Rolle im Gebiete der Moral und Gesetzgebung spielt, so wird Bentham zu einer Analyse der Antipathie und der Ermittlung ihres Einflusses in der Gesetzgebung fortgeführt. Es versteht sich von selbst, daß er auf seinem empirischen Standpunkte die Natur des Instincts unerörtert läßt, sondern sich nur mit einer nicht einmal möglichst vollständigen Specialisirung der äußern Ursachen der Abneigung zufriedenstellt. Er zählt hier auf: sinnliche Widerwärtigkeit, verletzten Stolz, abgewehrte Herrschaft, Schwächung und Zerstörung des Vertrauens auf die künftigen Handlungen der Menschen, Täuschung des Verlangens nach Einstimmigkeit und Neid. Bei dem Nachweis, wie diese Momente von allen Seiten störend in der Gesetzgebung wirken und wie sie allerhand Täuschungen veranlassen, ist die umfassende und scharfe Kritik Bentham's freilich an ihrem Orte. Unter Anderm verwirft er mehre „Sophismen", hinter welche sich die legislative Willkür nicht selten steckt, und sagt: das Alter ist kein Grund, ebenso wenig die Neuerung für die Annahme oder Verwerfung eines Gesetzes; religiöse Autorität ist kein Grund, denn Algernon Sidney begründete darauf sein demokratisches System so gut wie Bossuet seinen Despotismus; eine willkürliche Definition ist kein Grund; eine Metapher ist kein

Grund, wie z. B. die „Verunreinigung" des Bluts bei den Juristen für die Confiscation des Vermögens; eine Fiction ist kein Grund, z. B. wenn man den Bürger durch den Gesellschaftsvertrag an den Staat verpflichtet wissen will; ein phantastischer Grund, z. B. „die ewige Vernunft will", ist kein Grund; endlich die petitio principii ist kein Grund für die Annahme oder Verwerfung einer Pflicht oder eines Gesetzes.

Der Auffindung der moralischen Arithmetik rückt Bentham dadurch näher, daß er alle die „Elemente" möglichst entwickelt, welche die Rechtsbestimmungen begründen und begründen müssen. Er läßt sich, abgesehen von den vier Sanctionen, in eine Specificirung der Lust- und Unlustempfindungen ein, die die Triebfedern des Menschenherzens bilden, zählt die äußern und innern Momente auf (wie Gesundheit, körperliche und intellectuelle Kraft, Religion u. s. w.), welche diese Empfindungsweisen bei Einzelnen und ganzen Völkern modificiren, und weist nach, daß nur unter Berücksichtung aller dieser Verhältnisse vom Gesetzgeber und Richter eine dem öffentlichen Wesen heilsame und gleichmäßige Gerechtigkeitspflege möglich sei. An diese Analysen knüpfen sich nun sehr weitläufige und scharfsinnige Entwickelungen über die Art und Weise, wie sich die Übel in der Gesellschaft verbreiten.

Niemand wird leugnen, daß dieses Rüstzeug bei der Bestimmung eines positiven Gesetzes sehr wesentlich sei; auch muß man zugeben, daß Bentham unter den neuern Rechtslehrern zuerst diese Rücksichten mit besonderm Nachdruck geltend gemacht und dem Gesetzgeber an die Hand gegeben hat. Allein diese scharfsinnigen Berechnungen, welche die Zufälligkeit der Strafbestimmungen ihrem äußerlichen Wesen nach weniger zufällig machen, die sich nur auf die äußere Zweckmäßigkeit beziehen und mit Recht dem Grundsatze des Nutzens angehören, haben mit dem Rechtsprincipe und seiner logischen Entwickelung gar nichts zu schaffen; denn das Recht steht seiner Natur nach bei allen Völkern, zu allen Zeiten, bewußt oder unbewußt, als eine absolute Foderung des freien, sittlichen, vom intelligenten Geiste getriebenen Willens über der äußern Zweckmäßigkeit, über dem Nutzen. Wenn Bentham diese geistige Natur des Rechtes nicht anerkennt, wenn er die unmittelbare Begierde, die nur Intelligenz ist, während sie sich klug verwirklicht, als den absoluten Inhalt des Rechtes dennoch aufstellt und den Gesetzgeber für einen „Arzt" hält, der die Collisionen der Lustbestrebungen beseitigen und verhüten soll, so hat er sich nach dieser Seite hin, wie sehr auch sein Herz von Liebe gegen die Menschheit erfüllt gewesen sein mag, dem traurigsten Irrthum hingegeben, der die Grundvesten des Staats aufheben, die Gesellschaft vernichten und aus ihr eine wüste, perfide, vom Egoismus getriebene Masse machen würde, sollte er mit Ernst und Consequenz verwirklicht werden.

Das Nützlichkeitsprincip, als das vermeintliche Wesen des Rechts, läßt Bentham sogar schon hülflos, wo er zu einer weitern Entwickelung der Rechtsbegriffe übergeht. Eigentlich hätte er doch sollen die Eintheilung des Rechtes aus den Empfindungsgattungen, aus den vier sogenannten Sanctionen herleiten; allein er bemerkt wol, daß hier seine Philosophie nicht Stich hält: er handelt vom Civilrecht, vom Criminalrecht, vom Verfassungsrecht. Warum gestattet er ein Criminalrecht, warum gibt er Verbrechen gegen den Staat zu, da doch bei ihm consequenterweise keine solche sittliche Macht, sondern höchstens ein durch Egoismus verbundener Haufe von Persönlichkeiten besteht? Wiewol gerade Bentham in seiner Abhandlung über die Einrichtung legislativer Versammlungen die schärfsten und äußerst praktischen Grundsätze aufgestellt, und zuerst aufgestellt hat, so mußte er uns doch eine Entwickelung des Verfassungsrechtes schuldig bleiben, weil ihm die staatlichen Verhältnisse seiner Theorie nach als etwas Unwesentliches, Zufälliges galten, die so und auch anders ausgebildet sein können. Bei ihm handelt es sich nur darum, daß der Arzt der Gesellschaft in die Bedürfnisse und möglichen Übel derselben gehörig eingeweiht sei, um für das Glück derselben zu sorgen, das heißt zu rechnen: auf eine organische Entfaltung des allgemeinen Geistes und Rechtsbewußtseins kommt es dabei nicht an. Bentham konnte deshalb der französischen Nationalversammlung seine philanthropischen Abstractionen mit gleichem Rechte und gleichem Eifer an die Hand geben, wie er es bei dem russischen Autokraten that.

Wenn wir also das Princip Bentham's, ungeachtet seiner sonstigen Wirksamkeit, ungeachtet der Anerkennung, die wir seinem eisernen Charakter und seinem Eifer für Menschenwohl zugestehen, als ein beschränktes und werthloses Product seiner Zeit und seines Naturells von der Hand weisen müssen, so kann es einem blinden und fanatischen Nachbeter der Nützlichkeitsphilosophie, wie der Verf. ist, nicht anders ergehen, zumal gerade die deutsche Wissenschaft in diesem Gebiete ihre heiße Arbeit vollbracht hat. Wie jeder Apostel einer verschollenen Lehre hält auch der Verf. die Seine für verkannt und fodert eine gründliche Widerlegung. Wo soll die Kritik zu seinem Besten, zu seiniger alleinigen Aufklärung dieses Riesengeschäft beginnen, wo soll sie aufhören, da er so gänzlich außer dem Bewußtsein und der Bildung seiner Zeit und seines Volkes steht! Man kann ihm höchstens rathen, daß er seinen aparten Standpunkt einmal aufgeben und mit Ernst in die Tiefen der deutschen Rechtsphilosophie hinabsteigen möge. Nicht allein die Natur des Rechtes und die Verdienste seines Meisters werden ihm dann klar werden, sondern er wird auch begreifen, daß die Verwirklichung des Rechtes niemals dem Zufalle preisgegeben ist, sondern daß die Gesetzgebung, bewußt oder unbewußt, aus dem sittlichfreien Geiste eines Volkes vollzogen wird.

A. Kurtzel.

Literarische Notizen aus England.

In Bentley's Verlage erscheinen nächstens: „Voyage to the North-pole, performed in His Majesty's ships Dorothea and Trent, under the command of capt. Buchan; by capt. Beechey, one of the officers of the expedition", mit Kupferstichen; „Miss Pen and her niece" (3 Bde.), eine Novelle von Mrs. Stone, Verf. von „William Langshawe", „The art of needlework" u. s. w.; „Ragland castle", ein Roman von Mrs. Thomson, Verf. von „Widows and widowers", „Anne Boleyn" u. s. w.; „Tales of the english settlers in Munster" (3 Bde.), von John Elmes; „Devereux, earl of Essex", ein Roman von Ch. Whitehead, Verf. des „Richard Savage" u. s. w. In demselben Verlage erschienen unter Anderm: „Narrative of a journey to Kalat; including an account of the insurrection at that place in 1840, and a memoir on Eastern Balochistan", von Ch. Masson, den vierten Band zu dessen „Journeys in Balochistan" bildend, mit einer neuen Karte der verschiedenen Gegenden auf jeder Seite des Indus, welche der Verf. durchreiste; „Doings in China; being the personal narrative of an officer engaged in the late chinese expedition, from the recapture of Chusan, in 1841, to the peace of Nanking, in August 1842", vom Lieutenant Alex. Murray, mit des bekannten chinesischen Commissionnairs Lin Bildniß; „The court of England, under the houses of Nassau and Hanover", von John Heneage Jesse, Verf. der „Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts", (3 Bde.) mit Portraits; „Titian, a romance of Venice", von Shelton Mackenzie (3 Bde.); „The double duel; or, Hoboken", von Th. Fay; „The phantasmagoria of fun", von Alfred Crowquill (2 Bde.), mit 150 Illustrationen; „The wassail-bowl", von Albert Smith (2 Bde.), mit charakteristischen Illustrationen von Leach.

Aus einem eben entdeckten Originalmanuscripte, welches der frühern Zeit von König Jakob's I. Regierung angehören soll, erschien „A dream of a Queen's reign." 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 112. — 22. April 1843.

Über die gothische Literatur, besonders über Ulfilas und den Codex argenteus.

(Beschluß aus Nr. 111.)

Als der Coder in Leyden bei Vossius war, sah ihn Franz Junius, beschäftigte sich mit der Sprache und gab die Fragmente heraus (Dordrecht 1665); dies war die erste Ausgabe des Ulfilas, sie ist mit gothischen Lettern gedruckt, neben dem gothischen Texte enthält sie noch die angelsächsische Übersetzung, den zweiten Theil bildet ein Glossarium. Der Junius'schen Ausgabe folgte die schwedische Ausgabe von Stjernhjelm (Stockholm 1671), welche auch die isländische, schwedische und lateinische Übersetzung der Vulgata enthält. Stjernhjelm wurde in Folge dieser Arbeit zum Präsidenten der Alterthumsgesellschaft in Stockholm gewählt. Von den ältern Ausgaben ist unstreitig die beste und zugleich in typographischer Hinsicht die schönste die englische, eigentlich von dem Schweden Benzel besorgt, aber erst nach dessen Tode von dem Engländer Eduard Lye herausgegeben (Oxford 1750); sie ist mit gothischen Lettern gedruckt und enthält eine lateinische Übersetzung unter dem Texte. Viel beschäftigte sich auch der Prof. Ihre zu Upsala mit dem Codex argenteus; er ließ alle Fragmente aus der Benzel'schen Ausgabe abschreiben und berichtigte die nicht wenigen Fehler derselben aus dem Coder selbst; leider kam er nicht zur Herausgabe, das Manuscript kam später in die Hände des Prof. Heynatz in Frankfurt (daher Heynatz's Manuscript, jetzt soll es, nach Maßmann's Aussage, in dem Besitze Zeißberg's in Wernigerode sein). Doch wurden seine zahlreichen und trefflichen Emendationen in mehren einzelnen Schriften bekannt gemacht, welche mit andern Schriften, den Codex argenteus und sonst die gothische Sprache betreffend, gesammelt von Büsching als „Scripta versionem Ulphilanam illustrantia" (Berlin 1773) herausgegeben wurden; die erste der Ihre'schen Abhandlungen, besonders die Emendationen der frühern Ausgaben enthaltend, ist betitelt „Ulphilas illustratus". Früher gab es noch eine Abschrift des Codex argenteus, welche von einem gewissen Derrer schon in Werden gemacht worden war (daher Derrer's Handschrift) und alle Reiseschicksale des Coder theilte, zuletzt auch mit demselben von dem Grafen de la Gardie der Bibliothek zu Upsala geschenkt wurde. Von da hatte sie der jüngere Olaus Rudbeck geliehen, sie verbrannte ihm aber in einer Feuersbrunst, welche sein Haus verzehrte.

Unterdessen hatte 1756 der Archidiakonus Knittel zu Wolfenbüttel auf der dortigen Bibliothek ein Fragment des Briefes an die Römer gefunden; der Coder (Codex Carolinus), ein Palimpsest, stammt aus der Bibliothek der reichsfreien Abtei Weißenburg im Wasgau und kam, nach mannichfachen Wanderungen (auch er war einst in Prag), 1690 nach Wolfenbüttel. Knittel gab das Fragment heraus 1762 (die Exemplare mit den Kupferplatten sind selten), und dies Fragment fand auch Aufnahme in der deutschen Ausgabe des Ulfilas von Zahn (Weißenfels 1805). Diese Ausgabe enthält den Text mit lateinischen Lettern, eine lateinische, bis zur Barbarei wörtliche Interlinearversion und am Rande Benzel's lateinische Übersetzung; darnach folgt Fulda's sehr dürftige Grammatik und von Reinwald umgearbeitetes Wörterbuch.

Bedeutender als der wolfenbüttler Fund war die Entdeckung Angelo Mai's und des Grafen Castiglione in Palimpsesten der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. Diese Handschriften (Codices Ambrosiani) sind fünf an der Zahl; zwei derselben sind besonders wichtig, da sie alle Paulinischen Briefe (freilich zum guten Theil nur fragmentarisch) enthalten; der dritte enthält ein Fragment des Evangeliums Matthäi, welches größtentheils nicht im Codex argenteus steht und dessen Text einer andern Recension angehört als der des Codex argenteus, wenigstens aus einer andern Handschrift als jener geschrieben ist; der vierte Coder enthält Fragmente aus Esdra und Nehemia und der fünfte einen Theil der unten zu nennenden Skeireins. Alle diese Handschriften kamen aus der Benedictinerabtei Bobbio in Piemont nach Mailand. Zuerst machten die beiden genannten Gelehrten in einem „Specimen Ulphilae partium ineditarum" (Mailand 1819) die genannten Fragmente des dritten und vierten Coder bekannt, ferner eine Probe des Briefs an die Philipper, die Fragmente der Briefe an Titus und Philemon, ein Stück aus dem fünften Coder, das ihnen Fragmente einer Homilie oder eines Tractats über einen theologischen Gegenstand zu sein schienen; dazu aus einer von den beiden Handschriften, welche die Paulinischen Briefe enthalten, das Fragment eines gothischen Kalenders, das in der Angabe der wichtigen Tage des November (im gothischen Kalender der erste Jiuleis

genannt) und einiger des vorhergehenden Monats besteht. Diesem Specimen folgte, von Castiglione allein herausgegeben, 1829 der zweite Brief an die Korinther, der (bis auf wenig fehlende Worte) ganz vollständig ist, mit einem sehr reichhaltigen Glossar über denselben; 1834 die Fragmente des Briefes an die Römer, des ersten an die Korinther und des an die Epheser; 1835 die Fragmente der Briefe an die Galater, Philipper, Kolosser und des ersten an die Thessalonicher, endlich 1839 die Fragmente des zweiten Briefs an die Thessalonicher, der beiden Briefe an den Timotheus, des Briefs an den Titus und an Philemon, in den drei ersten Briefen dieses Heftes waren die Schwierigkeiten des Lesens am größten und der Herausgeber mußte oft nur vermuthen und nach Anleitung des griechischen Textes errathen.

Alle Fragmente der Bibelübersetzung enthält die zweite deutsche und erste vollständige Ausgabe des Ulfilas, welche unter dem Titel:

Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta, quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*. Altenburg, Schnuphase. 1836. 4.

herauskam und das Glück hatte, dem Kronprinzen Maximilian von Baiern dedicirt werden zu dürfen. Die Verzögerung der Herausgabe des letzten Bandes der italienischen Ausgabe verzögerte die Vollendung dieser Ausgabe, und da inzwischen der zeitherige Verleger mit der Lust auch das Vertrauen zu der Sache verloren hatte, überließ er, zu großer Freude der Herausgeber, den Verlag an F. A. Brockhaus in Leipzig. Da die Herausgeber selbst den Codex argenteus und Codex Carolinus an Ort und Stelle verglichen und in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Grafen Castiglione denselben auf viele fragliche und verdächtige Lesarten in seiner Ausgabe aufmerksam machten und zu mehrmaligem Vergleichen der mailändischen Handschriften veranlaßten, so dürfte diese Ausgabe, ohne Ruhmredigkeit zu sprechen, die beste sein, die es bis jetzt vom Ulfilas gibt, wie sie denn auch Jakob Grimm, ohne Zweifel der competenteste Richter in der Sache, in der Vorrede zum ersten Theile der dritten Ausgabe der deutschen Grammatik „eine treffliche, dem hohen Werthe der gothischen Sprachdenkmäler entsprechende" nennt. Sie ist zugleich die vollständigste, denn sie enthält einen bisher noch nicht edirten vom Grafen Castiglione den Herausgebern freundlichst im Manuscript mitgetheilten Theil aus Esdra und mehre Verse des ersten, dritten und fünften Capitels des Evangeliums Johannis aus der Skeireins. Der Text ist mit lateinischen Lettern gedruckt, ihm eine lateinische, der Vulgata entnommene, aber dem gothischen Text sich innig anschließende Übersetzung untergestellt und daran reihen sich kritische Anmerkungen, welche die Lesarten aller Ausgaben enthalten, auf fehlerhafte oder zweifelhafte Lesarten aufmerksam machen, auch auf das Verhältniß des gothischen Textes zu dem griechischen hinzeigen; eingestreut sind auch grammatische Bemerkungen, welche zur Bestätigung der Richtigkeit oder zur Hinweisung auf die Falschheit der Lesarten nöthig waren. Voraus gehen Prolegomena, in denen kurze Nachricht von Ulfilas gegeben und dann von der gothischen Bibelübersetzung und zwar besonders worüber sie sich erstreckt, und aus welcher Quelle sie geflossen ist, ihre echte Gothicität und der Übersetzungsweise echte Germanicität nachgewiesen ist; ferner von der Verschiedenheit der einzelnen Theile der Fragmente des Codex argenteus gesprochen ist, auch die Codices beschrieben, sowie eine vollständige Literatur der Ausgaben beigegeben ist. Als erste Abtheilung des zweiten Bandes erscheint nun auch in einigen Wochen das Glossarium, welches sich nicht allein über die Bibel, sondern über alle Überreste der gothischen Literatur erstreckt. Dem Glossar wird sich nachher als zweite Abtheilung des zweiten Bandes die gothische Grammatik anschließen.

Diese anderweitigen Überreste der gothischen Literatur sind zunächst die sogenannte Skeireins. Dies Werk, wenn man ein Fragment so nennen darf, wurde zum Theil schon in Mailand in den Ambrosianischen Handschriften gefunden und, wie oben angegeben, von Mai und Castiglione für eine Homilie oder einen theologischen Tractat gehalten. Prof. Maßmann in München erhielt inzwischen 1825 Kunde, daß auch in Rom auf der Vaticanischen Bibliothek ein Theil jener Schrift in einem Palimpsest sei, und im Auftrag des Kronprinzen von Baiern reiste er nach Italien und las dort in Rom die drei und in Mailand die fünf Blätter. In diesen Fragmenten finden sich viele Citate aus dem Evangelium des Johannes, von denen sich eine gewisse Reihenfolge ausmitteln ließ, und während Mai und Castiglione darin eine erbauliche Exposition über die Bibelstellen erkannten (weshalb sie sie eine Homilie nannten), fand Maßmann darin einen erklärenden Commentar oder eine didaktische Auslegung und nannte sie mit gothischem Namen Skeireins (d. i. Erklärung). Das Buch führt den Titel:

Skeireins aivaggeljons thairh iohannen. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache, herausgegeben von H. F. Maßmann. München 1834. 4.

Ob diese Schrift wirklich eine Auslegung des Johanneischen Evangeliums oder vielleicht eine Art Erklärung einer Evangelien-Harmonie, der besonders Johannes zu Grunde lag, oder sonst eine theologische Schrift, zur Vertheidigung des Arianischen Dogma ist, bleibt ungewiß. Mit noch weniger überzeugenden Gründen wurde von Maßmann vermuthet und vielfach von Andern ihm nachgeglaubt und nachgesprochen, es wäre die Übersetzung einer Schrift des Theodorus von Heraklea. Darauf und zugleich auf die Richtigkeit des von Maßmann gelesenen und herausgegebenen Textes warf der Unterzeichnete einige kritische Blicke in dem Schriftchen:

Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg 1839. 8.

Diesen Beiträgen ist auch eine verständliche Übersetzung der, für die Bibelerklärung des Alterthums nicht uninteressanten und für die Geschichte des Arianismus wichtigen Schrift angefügt. Der Text der Skeireins, der sehr

unrichtig geschrieben und noch mit mehren Fehlern von Maßmann herausgegeben worden ist, findet sich verbessert abgedruckt in der Vorrede zu unserm gothischen Glossarium.

Die übrigen Reste der gothischen Literatur sind weniger umfänglich. Zu ihnen gehören zunächst als die noch bedeutendern und echt gothischen die Neapolitanische und Aretinische Urkunde. Die erstere enthält vier gothische Unterschriften in einem lateinisch auf Papyrus geschriebenen Kaufbrief, der ein Landstück bei Ravenna betrifft; die letztere enthält eine gothische Unterschrift eines gleichfalls lateinisch geschriebenen ähnlichen Kaufbriefes. Beide sind wahrscheinlich aus dem 6. Jahrhundert. Die Ravennatische Urkunde, ursprünglich in dem Archive der Anastasia zu Ravenna, dann in dem Archive der Kirche Sta.-Annunciata zu Neapel, ist jetzt ebendaselbst in der Bibliothek der Studj reali in einem hohen Wandschrank unter Glas. Die gothischen Unterschriften wurden wieder 1810 von Sierokowski herausgegeben; die Aretinische, in Doni's „Inscriptiones antiquae", herausgegeben von Gori (Florenz 1731), auch wieder im zweiten Bande von F. Brunetti's „Codice diplomatico toscano" abgedruckt, kam von Arezzo nach Florenz und ist seit 1731 verloren. Die beiderttheiligen Unterschriften und von der Neapolitanischen einen Theil des Texts facsimilirt gab heraus Maßmann in:

Frabauhtabokos, oder die gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo, mit zwei Schriftnachbildungen in Steindruck. (München 1837.) Wien 1838. Fol.

Frabauhtabokos soll ein Kaufbrief heißen, ist aber ein, auf den Grund eines nicht recht verstandenen Ausdrucks in der Aretinischen Urkunde von dem Herausgeber unrichtig gebildetes Wort. Von Interesse ist auch das Fragment des oben genannten gothischen Kalenders, welches sich ebenfalls wieder in der Vorrede zu unserm gothischen Glossarium abgedruckt findet.

Mehre gothische Kleinigkeiten und einiges mit Unrecht für Gothisches Gehaltene hat Maßmann unter dem Titel „Gothica minora" in M. Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (ersten Bandes zweites Heft, S. 294—393) herausgegeben. Er führt da aus einem wiener Codex (Nr. 3527 der k. k. Bibliothek) mehre gothische Alphabete mit den Benennungen der Buchstaben nach Runenweise, einige Zeilen gothischer, meist aus dem Zusammenhang gerissener Worte, ferner einige Zeilen, welche Regeln für die Aussprache der gothischen Laute enthalten, und dann mehre gothische Zahlen, wovon schon W. Grimm („Zur Literatur der Runen", Wien 1828) gehandelt und die Zahlen dem ersten Buche Mosis zugeschrieben hatte, an. Maßmann meint, die zweite Reihe der Zahlen gehöre in den Propheten Ezechiel und in die Bücher der Makkabäer. Ferner das sogenannte „Gotthikon" in des Kaiser Konstantinus Porphyrogenetes Buch „De caerimoniis aulae byzant.", II, 83; dieses ist ein Gesang, den in den zwölf Nächten nach Weihnachten fremde Krieger in ihrer Muttersprache zu einem Waffentanz vor der kaiserlichen Tafel in Konstantinopel aufführten. Aber jene Ausrufe und Verse, wenn man es so nennen darf, sind weder gothisch, noch wird durch die beiden, darauf folgenden Worterklärungsversuche bei Konstantinus irgend ein Licht auf die Sprache geworfen. Das eine jener Wortverzeichnisse versucht die Ausdrücke einzeln aus dem Lateinischen, Hebräischen und Griechischen zu erklären, sie gehören aber diesen Sprachen ebenso wenig an, als der gothischen. Interessant ist die Einfügung gothischer Wörter in einem Epigramm in Burmann's „Anthologia latina", V, 161, wo aus der übel zugerichteten Lesart scapiamatzaiadrincan doch wenigstens gewiß matjan jah drigkan (essen und trinken) herauszulesen ist, sei es daß jenes Monstrum von Lesart durch die Abschreiber in den Text gekommen oder wol gar von dem Dichter selbst so geschrieben ist, der sicherlich nicht gothisch verstand. Auch das verletzte Metrum sollte wol in der barbarischen das zarte Ohr des Italieners verletzenden Sprache eines zumal von Hunger und Durst noch zu ungemäßigtern Ausdrücken und zu roherm Tone genöthigten Soldatenhaufens Entschuldigung finden. Alles Andere, wie die Elle von Verona, das Gothische in der Krim aus einem Briefe Busbeck's, das Sihora armen, hier und anderwärts erwähnt, gehören ebenfalls sicherlich der gothischen Sprache nicht an, wiewol die angeführten Wörter in Busbeck's Brief und Anderer Nachrichten vor ihm (vgl. Zeuß, „Die Deutschen", S. 432) etwas Überraschendes haben. Gothische Namen, entweder in alten Schriftstellern erwähnt oder in eigenen Verzeichnissen aufgeführt, gehören nicht hierher, sondern in die Grammatik und in das Wörterbuch. Das ostgothische wie das westgothische Gesetz ist in lateinischer Sprache geschrieben; selbst die Münzen, welche von den westgothischen Königen in Spanien (vgl. Aschbach's „Geschichte der Westgothen", S. 354 fg.) und von den Ostgothen in Italien geschlagen sind, enthalten sämmtlich lateinische Inschriften.

J. Löbe.

Denkwürdigkeiten eines östreichischen Kerkermeisters. Nach wahren Begebenheiten bearbeitet von Ernst Willkomm. Leipzig, Reclam jun. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer dächte beim Anblick dieses Buchtitels nicht unwillkürlich an Spielberg, Brünn und Ollmütz und erwartete nicht, von den Leidensgenossen Silvio Pellico's und Maroncelli's unterhalten zu werden? Die Täuschung wäre vollständig. Der Verf, der dies Buch vielleicht schon vor langer Zeit geschrieben — denn es scheint uns eine Jugendarbeit zu sein —, setzt sich darin ein an sich lobwürdiges Ziel. An ein uraltes, in Prag noch bestehendes Gebäude, den Teynhof in der Altstadt, knüpft er die Erzählung von einem entdeckten Manuscript aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, die Hinterlassenschaft eines alten Kastellans dieses Gebäudes, das vordem das Staatsgefängniß von Böhmen war. Dies alte Manuscript erzählt nun die Geschichten großer Verbrecher, die hier unter der Obhut des Schreibers lebten. Alle diese Geschichten, nach einem moralischen Ziele unverkennbar zustrebend und zum Theil weit in das Dunkel des Mittelalters zurückreichend, werden von einem ethischen rothen Faden aneinandergereiht, der als der Grundgedanke des Verf. und als Kern des Ganzen eine nähere Betrachtung verdient; denn wäre dieser Grundgedanke etwa falsch, so wäre damit diesen Erfindungen — dafür müssen sie dem Titel zum Trotz gelten — das Urtheil gesprochen. Dieser leitende Gedanke ist nun der, daß alle große Verbrechen, die die Menschheit er-

schrecken, ihren Anfang in einer erlaubten Seelenregung nehmen und somit gewissermaßen Übertreibung des Rechten und der Tugend sind. Wir wollen diesen Satz nicht geradehin als falsch bezeichnen, indessen mischt sich in ihm der Wahrheit doch so viel Schein und Irrthum bei, daß er wenigstens als zweifelhaft erscheinen darf. Ein Sohn erschlägt seinen Vater aus Ruhmsucht, ein Bruder den Bruder aus Ehrgefühl, eine schöne Frau wird Mörderin aus erlaubter Pflege ihrer Schönheit &c. Die moralische Intention solcher Erzählungen ist klar, aber auch ihre gefährliche Seite. Die Tugend ist Maß und die menschliche Natur ist dazu befähigt, dies Maß zu behaupten. Überschreitet sie es, so ist dies eben die Schwachheit, welche die Sünde erzeugt, und es ist eben für deren Läßlichkeit nichts erwiesen.

Alle diese Geschichten haben zunächst den Fehler, daß sie unserm Sittenzustande zu fern stehen. Dies Gebrechen ist ihnen willkürlich von dem Verf. mitgegeben worden, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, seine Erzählungen in ein alterthümliches Gewand zu kleiden und sie mit einer, in seinem Kreise bekannten Localität in Verbindung zu bringen. In diesem künstlichen Effect geht ein großer Theil ihrer sonstigen Wirkung nutzlos verloren. Manche dieser Begebnisse sind nicht einmal neu und wir erinnern uns namentlich die Geschichte von der ungarischen Gräfin, welche, um den Glanz ihrer Haut zu erhalten, sich in Kinderblut badete, in der Form eines Kindermärchens schon angetroffen zu haben. Dergleichen paßte nicht in ein halbwegs ernstgemeintes Buch. Die meisten andern Begebenheiten mögen allerdings auf böhmischen Sagen beruhen, wie die von Samo von der Dul — ein Opfer der Versöhnung — wol unzweifelhaft einen solchen Ursprung verräth; indessen ist es doch kaum zu rechtfertigen, wenn sie auf dem Titel als wahre Begebenheiten angekündigt werden.

Ein anderer Mangel dieser Arbeit ist, daß in diese alterthümlichen Erzählungen eine ziemlich moderne Denk- und Sprechweise überall störend hineinspielt und hineinschielt. Der Verf. hat häufig die von ihm beabsichtigte Farbe seiner Gemälde nicht fest zu halten vermocht und ist den selbstgezogenen Grenzen, mehr als erlaubt ist, untreu geworden. Abgesehen von diesen Ausstellungen, welchen eine strengere Kritik, als sie uns gerade hier nöthig zu sein scheint, noch Manches hinzufügen könnte, lesen sich diese Verbrechergeschichten mit demjenigen Interesse, welches die Analyse einer Menschenseele stets darbietet. Gewandte Diction und glückliche Farbenabstufung stehen dem Verf. zu Gebote. Wir müssen ihm jedoch schließlich noch eine Bemerkung zur Beachtung empfehlen, nämlich die, daß wir begabte Geister, zu welchen wir ihn rechnen, ungern ihre schriftstellerischen Zielpunkte so niedrig stecken sehen, als im Ganzen genommen hier geschehen ist. Wer nicht über sich hinausstrebt in der Kunst, der sinkt rettungslos unter sich hinab, jede spätere That in der Literatur strebe die frühere zu überragen, und wer in sich nicht weiter schreitet, wer in sich nicht mehr die Kraft fühlt, Besseres als das schon Geleistete darzustellen, dessen Zeit ist verflossen, der schweige. Wir bekennen, daß diese Sätze zu Grundsätzen bei uns geworden sind, die uns auch auf das kritische Gebiet begleiten, und daß wir, willenlos oder nicht, bei jeder neuen Leistung eines Schriftstellers alle seine vorausgegangenen mit im Auge behalten. Trifft der Blick dann auf einen Rückschritt, so können wir uns der Verstimmung nicht erwehren; denn in der Welt der Erscheinung ist Rückschritt Tod und Ruhepunkte gestatten wir in der Kunst nicht. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Geschichte der **Scholastik** ist im Ganzen bisher zu sehr vernachlässigt worden und erst ganz neuerdings hat man angefangen, ihr die Beachtung zu geben, die sie verdient. Die besondere Vorliebe, mit der ein großer Theil der Historiker sich mit der Geschichte des Mittelalters befaßt, hat dazu nicht wenig beigetragen. Indessen bleibt auf diesem Felde noch viel zu thun übrig. Zwar umfassen die größern Werke über die Geschichte der Philosophie, die von Brucker bis auf Tennemann erschienen sind, auch die Periode, in der die Scholastik in vollster Blüte stand; aber dieser Abschnitt wird fast in allen diesen Werken mit so wenig Liebe behandelt, zudem stützen sich ihre Verf. meistens auf so ungenügende Vorarbeiten, daß dieser Theil der Geschichte der philosophischen Entwickelung noch weit entfernt ist, eine befriedigende Darstellung gefunden zu haben. Unter den französischen Philosophen, die das Wesen der Scholastik am besten aufgefaßt haben, erwähnen wir Gérando in seiner „Histoire comparée des systèmes" und namentlich Cousin, der in seinen Einleitungen zu den „Oeuvres inédites d'Abélard" einige dunkle Partien der Philosophie des Mittelalters ins rechte Licht stellt. Wir erhalten gegenwärtig eine umfassende Geschichte der Scholastik, oder vielmehr die Vorarbeiten zu einer solchen Geschichte von Rousselot unter dem Titel: „Études sur la philosophie dans le moyen-âge" (3 Bde., Paris 1843). Leider ist diese Arbeit, der wir nicht alles Verdienst streitig machen wollen, durchaus noch nicht befriedigend. Namentlich scheint sich der Verf. des eigentlichen Wesens der Scholastik selbst nicht recht klar bewußt geworden zu sein.

Proudhon ist so ziemlich der einzige von den Streitern für die Sache des **Communismus**, der von wirklicher Bedeutung ist. Wenn man die glänzenden Eigenschaften dieses Schriftstellers betrachtet, so kann man es sich kaum erklären, wie ein so ausgezeichneter Geist im Dienste einer so zweideutigen Sache stehen kann. In allen seinen zahlreichen Flugschriften entwickelt er die Grundsätze der vollkommensten Gleichheit und vertheidigt dieselben mit einem solchen Aufwand von Logik, daß man einen scharfen Blick haben muß, wenn man sich von so geschickten Trugschlüssen nicht blenden lassen will. Er verfolgt die unerbittlichsten Consequenzen und läßt sich von keinem auch noch so gewagten Paradoxon zurückschrecken. Seine neueste Broschüre führt den Titel „Célébration du dimanche" (Paris 1843) und scheint also einen Gegenstand zu behandeln, der auf den ersten Blick mit dem Communismus nichts zu schaffen hat. Der Verf. aber, der sich keine Gelegenheit entschlüpfen läßt, seinen Feinden etwas am Zeuge zu flicken, hat an die Betrachtungen über die Feier des Sonntags die erbaulichsten Diatriben über Freiheit und Gleichheit anzuknüpfen gewußt. Er entwickelt darin dieselben gefährlichen Principien, die er in seiner bekannten Flugschrift „Qu'est-ce que la propriété", die der Form nach wirklich der berühmten Broschüre von Sieyès „Qu'est-ce que le tiers-état" an die Seite gesetzt werden kann, bereits aufgestellt hat.

Wir haben in d. Bl. von Zeit zu Zeit die wichtigsten Schriften zusammengestellt, welche die französische Colonie **Algier** und namentlich die Nutzbarmachung derselben betreffen. Wir haben gegenwärtig ein Werk desselben Inhalts anzuführen, das schon um seines Verf. willen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird. Es rührt von dem bekannten Enfantin, dem Gründer der St.-Simonistischen Sekte, her und führt den Titel „La colonisation de l'Algérie". Enfantin ist Mitglied der wissenschaftlichen Commission, die von der französischen Regierung niedergesetzt ist, um Algerien in jedem Sinne und nach allen Richtungen zu studiren. Er war deshalb im Stande, an der besten Quelle zu schöpfen, und seine Schrift scheint wirkliche Beachtung zu verdienen. Von einer lesbaren Geschichte Algiers: „Algérie ancienne et moderne", sind die ersten Lieferungen erschienen. Der Verf. dieses Werks, das mit geschmackvollen Kupfern geschmückt wird, ist Léon Galibert, ehemaligem Redacteur der „Revue britannique". 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 113. —— 23. April 1843.

Über Er und Es.

Es gibt in den verschiedenen Betrachtungen und Bearbeitungen der Geschichte und Politik, des Rechts, der Medicin, der Naturwissenschaften und der allgemeinen Literatur zwei Tendenzen, wie ich sie nennen möchte; die eine, als Er bezeichnet, sucht das Bestimmte, das Persönliche, die andere, als Es erwähnte, liebt das Unbestimmte, das Unpersönliche. Die erstere stellt den Menschen als frei wirkend dar, die andere sieht ihn mehr als gebunden an, hält es auch nicht für rathsam, sich der Fesseln zu entledigen, und betrachtet die Entfesselung als Abfall, sie sucht in dem unbewußt Geschehenen einen tiefern Kern, als in dem mit Besonnenheit Ausgeführten. Die erste Tendenz, die blitzende Macht begabter Individuen anerkennend, sucht das in menschlichen Dingen Bewirkte auf einen oder einzelne bestimmte Menschen als Urheber zurückzuführen, ohne darum zu verkennen, daß zum Durchdringen der Wirksamkeit der Einzelnen von Frühern und Gleichzeitigen vorbereitete und verbreitete Empfänglichkeit und Stimmung bei Andern angenommen werden muß. Von der andern, der unbestimmten Tendenz, werden Ausdrücke gewählt, als hätten die menschlichen Dinge sich selbst erfunden, sie begnügt sich mit einem unbestimmten Bildungstrieb als Grund der Veränderungen in den menschlichen Ereignissen, und auch wo an einen einzelnen Mann etwas geknüpft wird, erscheint dieser der Äolsharfe gleich ein tönendes Etwas, nicht ein Tonangeber. Man vergleicht nach dieser zweiten Tendenz das Geschehene oder nach der ersten Ansicht Gethane mit einem früher Geschehenen und so weiter mit einem noch Frühern, bis es, der Zeitlichkeit entrückt, der Mythologie und Offenbarung anheimfällt. Nach der Verschiedenheit der Ansichten über die Vergangenheit sind auch die Rathschläge für das Künftige den beiden Tendenzen gemäß gar verschieden. Die zweite unbestimmte Tendenz ist von Arnim in einer Widmung an beide Grimm so bezeichnet:

> ihr achtet,
> was Keinem eigen, was sich selbst erfunden.

Ich will versuchen, diese beiden Tendenzen, die in Deutschland besonders in dem Anfang dieses Jahrhunderts hervortraten und bei den Erörterungen über Sage und Dichtung sich am häufigsten zeigten, aber keineswegs jetzt zurückgetreten sind, in einigen einzelnen Fächern nachzuweisen.

In der Geschichte wird nach der unbestimmten Tendenz die Reformation der Kirche nicht den Reformatoren zugeschrieben werden müssen, denen die Stimmung der Zeitgenossen zu Hülfe kam und von denen die Vorarbeiten Früherer benutzt wurden, sondern diese zweite Richtung muß entweder von dem Grunde und der Durchführung der Reformation in unbestimmten neutralen Wendungen sprechen, die Einheit und die Nothwendigkeit der Gegensätze, den Süden und Norden hervorheben, den Bildungstrieb die Reformation bewirken lassen, oder sie als Versuch zur Entfesselung und zum Abfall vom Gegebenen bedauern.

> Alle erscheinende Einheit — so wurde gesagt — kann nur die Einheit und Erscheinung zweier Gegensätze sein. Der Katholicismus konnte nicht entstehen, ohne den Protestantismus zugleich mit zu erzeugen. Luther wurde nur der Repräsentant dieses Geistes der Zeit. Es war nicht Luther's Lehre, die er vortrug, sondern die der Nation. Die Trennung und der Gegensatz ist ein durchaus nothwendiger.

Ebenso wird die französische Revolution angesehen werden müssen, wogegen neulich Luden in seiner Vorrede zu Droz gesprochen hat.

In der Politik werden, ganz abgesehen von der ursprünglichen Staatenbildung, nach der zweiten Tendenz auch die secundairen oder spätern Gestaltungen der Staaten nicht einer freien Thätigkeit, nicht einer freien Übereinkunft zugeschrieben, sondern einem unbestimmten historischen Drange. Es ist hiernach Thorheit, nach geschriebenem Verfassungswerk zu ringen, in Schrift und Druck festsetzen zu wollen, was in Zukunft gelten soll, es muß sich von selbst machen, sich organisch herausbilden, sonst erhalte man nur ein künstliches Werk, eine papierene Constitution. Streckfuß hat in seinen Garantien so gesprochen und manche Andere.

Auch die Entstehung des Privatrechts sucht die zweite rückblickende Tendenz in einer Offenbarung. Nicht blos, daß bei einem Volk und einer kleinern Gesammtheit ein gleichgestimmtes Rechtsgefühl sei, muß hiernach und gewiß mit Fug behauptet werden, sondern, daß die entwickelten und ausgeführten Rechtssätze ein Gegebenes seien und bei ihnen die Thätigkeit der Einzelnen keinen oder nur untergeordneten Einfluß haben könne und dürfe.

In der Medicin sucht die unbestimmte Tendenz ihre Therapie in dem Nacht- und Traumgebiete der Sympa-

thie und des Magnetismus und zieht diese nach alten Überlieferungen im Volk geglaubten Heilmittel den durch Erfahrung und Nachdenken gefundenen vor. Wenn der Einzelwille im Schlaf und Traum sich dem Allgemeinen ergeben hat, muß das Rechte und Wahre, von Klügelei nicht zu Ergründende sich zeigen. Ähnlich ist das Urtheil über die Naturwissenschaften.

Die Natur soll — so lautet es — uns wieder magisch werden, alle Naturwirkungen müssen uns, wie durch höheres Geisterwerk, durch geheimnißvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen. Die mathematischen Erklärungen haben Alles getödtet. Man weiß, wie Newton Kepler's Entdeckungen aus dem dynamischen Gebiet ins mechanische herunterzog.

In der allgemeinen Literatur, namentlich der Poesie, wird von der zweiten Tendenz, was sie und Andere als das Beste und Trefflichste ansehen und darstellen, als Volksdichtung hingestellt.

Die Poesie — so heißt es — ist kein Eigenthum der Dichter, sie, ein Blut, durchdringt den ganzen Leib des Volks. Wir glauben an die Existenz einer Naturpoesie, die denen, die sie üben, wie im Traume anfliegt. Wie der Ambra nach der alten Sage im Gehirn des Walfisches gerinnt, so wurden die Lieder im Herzen wie von selber und gingen mit dem Athem aus. Der Begeisterte hat im Rausche die Adern sich geöffnet und blutet mit Lust die Dichtung aus den warmen Quellen. Wie das Feuer von Natur die Pyramidenform liebt und das Wasser die Kugelform — so ist auch das Band zwischen Form und dem inwohnenden Geiste geknüpft. Gesang und Tonfall ist der Poesie innerlich eingeboren. Einzelne Accente, die Grundaccorde von diesen alten Gesängen der Naturpoesie, leben und ertönen aus der Volkspoesie des Wunderhorns. Ein Nationalgedicht dichtet nicht der beschränkte Sinn eines Einzelnen.

Wenn man in Märchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Unter Andern haben die beiden Grimm, denen Manche hierin gern folgten, diese Ansicht vertreten, sie suchen die Erfindungen von einem bestimmten Erfinder wegzuleiten und auf ein Unbestimmtes zu führen, so namentlich Jakob Grimm die Erfindung der gothischen Buchstaben. Vertheidigen sie auch in dem Gebiete der Sage und des Epos nicht, wie früher Mone, die rein mythologische Ansicht, so ist ihnen doch die Sage das Göttliche, welches sich an die historische That ansetzt. J. Grimm leugnet wol mit Recht, daß die Erzählung von Tell's Apfelschuß mit ihren Nebenumständen historische Wahrheit sei, aber er behauptet zugleich, daß das gerührte Volk uralte Sagen (wie die von Toko, Eigill, Adam Bell und von Bellerophontes Söhnen) auf den Tell, der des Volks Liebe zunächst lag, der mit Abel, Belus und Apollon (Abelus) den pfeilsendenden zu vergleichen, übertragen habe.

Wenn wir nun nach dieser Charakterisirung der beiden Richtungen fragen, was denn die wahre und richtige Betrachtung und Ausdrucksweise sei, Einer oder die Gesammtheit, Er oder Es, so wird, wenn man nicht wie Sancho Pansa fragt, wer den Schlaf erfunden, die bestimmtere von Schlosser gelegentlich vertheidigte Ansicht die richtigere sein. A. W. Schlegel sagt gegen die zweite Tendenz wol mit Recht:

Das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht ebenso ihre gemeinsame Hervorbringung. Alle Abweichungen der Sage sind nicht blos den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumessen, wie wir sehen in nicht wenigen die absichtlichen Erfindungen einzelner Dichter. Die Fabelkreise von Karl dem Großen und Artus verdanken einer volksmäßigen Überlieferung blos die einfachsten Grundzüge, die reiche und mannichfaltige Ausbildung ist das Werk freier Dichtung. Man darf den Begriff der Sage nicht auf romanhafte und unterhaltende Erzählungen, nicht auf einzelne Gleichnisse und Sinnbilder ausdehnen.

Nach meiner Meinung kann es Volkslieder in dem Sinn, daß das Volk als Gesammtheit Urheber sei, nicht geben. Eine Gesammtheit als solche kann poetische Thaten thun, nur nicht in Worten, nicht alliterirende, assonirende, reimende und gemessene Poesien wie z. B. das Hildebrandslied dichten, das thut Einer, und, wenn das Gedicht Werth haben soll, wie dunkel auch die erste Conception sein mag, nicht in unbewußter Träumerei, sondern in bewußter Geisteshelle. Volkslieder kann es aber in dem Sinn geben, daß der Stoff des Liedes vor der Entstehung der Form im Bewußtsein der Gesammtheit war und Einer diesem Stoffe Form gab. Es kann aber auch der Stoff des Liedes von Einem gegeben oder erfunden und nachher des Dichters Werk in den Glauben der Gesammtheit übergegangen sein, welche sich der Bildung des Einzelnen anschloß. Der Dichter, dessen Werk dem Volk bleibend gefallen, welchem das Volk seinen Glauben zuwenden soll, muß vor seinem Thun ein treuer Horcher und Hörer sein, um Stoff und Ton richtig zu finden, und darf ihm Peitho's Kunst der süßen, selbst die alten Götter gewinnenden Rede nicht fehlen. Nicht blos Volkslieder können so von Einem ausgegangen und von der Gesammtheit angenommen sein, sondern auch solche Sagen, die nicht auf gemeinsamen Thaten und Ereignissen ruhen, können Erfindungen Einzelner sein, dem sich der Glaube Mehrer anschloß. Ruht die Sage von Tell nicht auf einem Schweizerereigniß, so muß sie für die Schweiz ursprünglich das Werk Einzelner sein, dem sich der Glaube Anderer fügte. Der Stoff der vom Volk geglaubten Sagen kann wol eine degenerirte oder corrumpirte Offenbarung sein, aber die Corruption wird doch, wenn auch nicht gerade nachweislich, von Einem oder Einzelnen geschehen sein. Man müßte sonst neben dem Geist der Einzelnen und unter dem absoluten göttlichen Geiste noch einen thätigen mittlern Geist annehmen. Von Manchem, was jetzt als Sage gilt und was nach Vieler Meinung in einer sagegläubigern Zeit allgemein geglaubt wurde, wird wol schon in früherer Zeit das Wort, welches sich tief im Volksleben festgesetzt haben soll*), „wer weiß, obs wahr ist", angewandt worden sein. Wird ja doch

*) Bechstein's Museum, II, S. 303: „Aufmerksame Beobachter des Volkslebens finden leicht, wie tief eindringlich sich in ihm gewisse oft ganz alltägliche Begriffe und Redensarten festsetzen. Eine solche Redensart ist auch die Frage: wer weiß, ob's wahr ist?" Von diesem angeblichen Töpfer- und Volksspruch wird dort auch eine Sage mitgetheilt.

nicht Alles, was man gern hat und nur in einer bestimmten Form hören mag, darum geglaubt? Wo es an gleichzeitigen Variationen nicht fehlt, wie bei der Sage von der Helena u. a., da kann man wol den Stoff nicht als allgeglaubtes Factum ansehen.

Wenn Manche jetzt von einer Thiersage und gar einer deutschen Thiersage sprechen, wol kaum ein Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte ohne Thiersage ist, so scheint mir das ein Irrthum. Soll der Begriff der Sage nicht ganz vage verschwimmen und verschwinden, soll sie eine Darstellung volksmäßiger, im Volke geglaubter Vorstellungen und Ansichten von menschlichen und göttlichen Dingen sein, so kann Thierfabel nicht Thiersage heißen. Was man Thiersage nennt von Wolf und Bär u. s. w. wird sich nicht als volksmäßiger Glaube nachweisen lassen. Sind in diesem Gebiete gewisse Ausdrucksweisen typisch gewesen, so würde man andere Darstellungen vom Treiben der Thiere, wenn nur thierwahr, nicht als von der Wahrheit abweichend betrachtet haben, wenn man auch die gewohnte Darstellung mehr liebte.

In der Politik, um noch eins der erwähnten Fächer speciell zu berücksichtigen, hilft freilich ein Aufschreiben und Festsetzen Dessen, was gelten soll, nichts, wenn Diejenigen, für welche es Gültigkeit zu behalten hat, das Gesetzte nicht festhalten wollen, nicht die Kraft haben, es zu wollen, das Geschriebene ihnen ein Fremdes bleibt. Verfassungen, die Bestand gehabt haben, sind gewiß nicht beliebig ohne Grundlage des Gegebenen gemacht worden, aber sie haben sich nicht gemacht, sondern sind gemacht worden und nicht ohne Zuthun hervorragender einzelner Geister. Bei neuen Einrichtungen, die bleiben sollen, müssen die Schöpfer derselben die gegebenen Verhältnisse, die vorhandenen Kräfte beachten. Nach der unbestimmten Tendenz könnte es gar keine rathgebende Politik geben, der Mensch müßte ohne Schuld und ohne Verdienst den Gestaltungen, ich weiß nicht welches Geistes zusehen und ihn schaffen und walten lassen. Die Menschen erscheinen nach der Estendenz als fungibel, wie die Juristen dies nennen, der eine gilt so viel wie der andere, die Anziehungskraft, das Anfeuern, Begeistern, Gewinnen, Glaubenverbreiten, Beherrschen des Einzelnen durch Blick, Wort und That verschwinden vor dem Geist der Gesammtheit, der nicht ein Phantasieerzeugniß, sondern wie eine gewaltige Person in seinem dunkeln Thun die Individualitäten erstickt. Die Dinge entwickeln sich, gestalten sich, Sage und Epos bilden, der Mensch ist ein passiver Zuschauer des Keimens, Wachsens, Grünens und Verwelkens der in Wahrheit menschlichen Ereignisse, nicht pflanzlicher Erzeugnisse.

Die Theologie ist nicht ausdrücklich genannt worden, es ist aber bekannt genug, wie durch Übertragung der Sagenbildungsansicht auf dieses Gebiet auch hier von Mehren angenommen wird, die Gemeinde habe die Dogmen gedichtet. Vielleicht liegt der Schlüssel der Erscheinungen der Estendenz in dem Wiederaufleben der Spinozistischen Philosophie. 52.

Gaspard de la nuit, fantaisies à la manière de Rembrandt et Callot, par *Louis Bertrand*, précédé d'une notice par *Sainte-Beuve*. Paris 1842.

Dieses poesiereiche Werkchen ist nicht etwa, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eine Nachahmung der Hoffmann'schen „Phantasiestücke in Callot's Manier", die in Frankreich unzählige Copien ins Leben gerufen haben. Nein, diese kleine Dichtung ist mehr als eine bloße Nachahmung, und wir halten es für unsere Pflicht, nicht blos um ihres poetischen Gehalts, sondern auch um ihrer literarhistorischen Bedeutung willen darauf aufmerksam zu machen. Dieses nachgelassene Werk eines jungen Dichters, der in der Blüte seiner Jahre und bevor sich noch alle seine Krime entfaltet hatten, gestorben ist, kann als eine verspätete Blüte des poetischen Frühlings angesehen werden, der sich vor der Julirevolution entfaltet hatte.

Louis Bertrand gehörte mit Leib und Seele zu der romantischen Schule, die eine Reformation der französischen Literatur in Haupt und Gliedern ankündigte und deren großer Einfluß, wenn auch nicht alle ihre Versprechungen in Erfüllung gegangen sind, sich nicht streitig machen läßt. Wir wissen indessen nicht, ob er den Häuptern seiner Schule auf allen ihren Irrfahrten treu geblieben sein und ob er sich in der zerfahrenen Romantik gefallen haben würde, durch die einige derselben Aufsehen zu erregen suchten. Sein Werk trägt zwar alle Spuren der Zeit und Richtung an sich, aus der es hervorgegangen ist, bleibt aber im Allgemeinen von jeder Übertreibung frei. Es ist sozusagen im Stile einer milden und gemäßigten Romantik geschrieben, sodaß es interessant ist, dasselbe mit den bizarren Productionen des Königs der Romantiker zusammenzustellen.

Der Verf. gehörte zu der zahlreichen Classe junger Poeten, deren Brust voll, deren Beutel aber leer ist und die ihr schönes Talent nicht auszumünzen verstehen. Er würde es gewiß nicht so weit gebracht haben als der industrielle A. Dumas und andere seiner Genossen aus der romantischen Schule her, die jetzt in stolzen Carossen rollen. Und er hat es auch in der That nicht weit gebracht. Wir sehen aus der interessanten biographischen Notiz, die Sainte-Beuve dieser Ausgabe des „Gaspard de la nuit" beigegeben hat, daß der talentvolle Louis Bertrand, von herben Enttäuschungen entmuthigt, von Noth und Elend gedrückt, in den unfreundlichen Räumen eines Hospitals gestorben ist. Er hat also das jämmerliche Loos Hégésippe Moreau's getheilt, der auch im Kampfe mit den unerbittlichen Anfoderungen des Lebens untergegangen ist.

Sein Werk besteht aus mehren kleinen Bildern, die alle mit der unendlichsten Sorgfalt und bis in die kleinsten Striche ausgemalt sind. Der Stil, in dem es geschrieben ist, verräth eine gewisse Künstelei und ist sehr gefeilt, wie denn überhaupt die romantische Schule, so sehr sie auch gegen die Vorliebe declamirte, mit der die Classiker die Form ihrer Dichtungen hätschelten, doch viel auf Einkleidung der Gedanken hielt. Der Verf. gefällt sich in kunstreich gewendeten Perioden, die zum Theil überladen sind und die wie der Stil V. Hugo's in seinem „Notre-Dame" an die bunten Zierathen der gothischen Bauart erinnerten. Die Phantasie des Dichters schwelgt in den ritterlichen Zeiten des Mittelalters, und einzelne der kleinen Lieder, die mitunterlaufen, erinnern weniger an die Romantik Hugo's, Dumas' u. A. als an die duftigen Ergüsse der deutschen Romantik. Überall darf man aber nicht aus dem Auge verlieren, daß diese kleine Schrift vor dem J. 1830 abgefaßt ist, und daß der Verf., der 1807 geboren war, gewiß noch etwas ganz Anderes geleistet haben würde, wenn ihn der Tod nicht so früh weggerafft hätte. 6.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Schriften über die französischen Colonien.

Die immer weiter um sich greifende Macht der Engländer in Asien und besonders ihre Erfolge in China, deren Wichtig-

lett noch gar nicht zu berechnen ist, erregen auch in den Franzosen das Verlangen, ihren überseeischen Colonien eine größere Ausdehnung zu geben. Man hat mit Recht bemerkt, daß der Franzose im Allgemeinen zur Colonisation nicht besonders berufen zu sein scheint. Von allen ihren frühern Besitzungen im Auslande ist ihnen im Ganzen wenig geblieben. Die französischen Colonien sind für das Mutterland von keinem großen Ertrage und sie gedeihen bis jetzt nur kümmerlich. Vergeblich hat man seit einiger Zeit alle möglichen Plane entworfen, um ihnen einen neuen Aufschwung zu geben. Es scheint ein Wurm an ihnen zu nagen, den man noch nicht zu zerstören vermocht hat. Bei diesen neuen Versuchen, der Colonisation eine größere Ausdehnung zu geben, hat man seiner Wichtigkeit wegen besonders Guiana im Auge gehabt. Die französische Regierung scheint jetzt den besten Willen zu haben, diese Colonie zu heben; verschiedene Plane sind entworfen und geprüft, und mehre der achtungswerthesten Gelehrten Frankreichs haben die Hand zu diesem patriotischen Unternehmen geboten. So haben wir in neuester Zeit mehre interessante Werke, die zum Theil selbst für die Wissenschaft nicht ohne Interesse sind, über den Theil von Guiana erhalten, der Frankreich gehört. Sehr beachtenswerth war eine kleine Broschüre von Jules Lechevalier, der seine Beobachtungen an Ort Stelle gemacht hat. Sie ist im vorigen Jahre erschienen und führt den Titel „Notice sur la fondation d'une nouvelle colonie dans la Guyane française". Wichtiger indessen ist eine „Notice historique sur la Guyane française", welche der bekannte Geograph Ternaux-Compans jetzt bei Didot erscheinen läßt. Der verdienstvolle Verf. entwirft eine vollständige Geschichte dieser Colonie, weist mit großer Sachkenntniß nach, welche Fehler man bisher bei der Colonisirung begangen hat, und gibt zu gleicher Zeit einige Fingerzeige, die hoffentlich nicht verloren sein werden. Am Schlusse seines interessanten Werkchens gibt er eine vollständige Bibliographie, in der alle Schriften, die diese Colonie betreffen, aufgezählt werden. Die Zahl derselben beläuft sich auf 166 Nummern. Ternaux-Compans, dessen Verdienste um die Geschichte der Geographie wir in d. Bl. bereits zu wiederholten Malen erwähnt haben, kennt Amerika aus eigener Anschauung. Er hat es in verschiedenen Richtungen durchstreift. Die „Annales des voyages", deren vorzüglichster Herausgeber er mit Eyriès ist, haben bereits einen Theil seiner Reisebeobachtungen gebracht, und wir haben gewiß noch mehre wichtige Werke über Amerika von ihm zu erwarten. Glücklicherweise ist Ternaux-Compans in einer Lage, die ihm erlaubt, bei seinen Werken mehr auf den innern Werth, als den Gewinn, den er von ihnen haben könnte, zu sehen. Er gehört zur Familie des bekannten Ternaux, der sich durch seine großen industriellen Unternehmungen, besonders während der Restauration bekannt gemacht hat. Compans ist der Name seiner Frau, dem er den seinigen hinzugefügt hat. Welchen schönen Gebrauch er von seinem bedeutenden Vermögen macht, sieht man an der Herausgabe der bändereichen Sammlung alter Reisewerke über Amerika, die er auf eigene Kosten unternommen hat. Zu bedauern ist, daß ein Mann wie Ternaux-Compans, der das Deutsche so ohne allen fremden Accent spricht, daß man ihn für einen geborenen Deutschen nehmen könnte, nicht auch zuweilen über Deutschland schreibt, mit dessen Verhältnissen er noch von Göttingen her, wo er studirt hat, genau bekannt ist. Da wir hier einmal mehrer Werke gedacht haben, welche die französischen Colonien betreffen, so wollen wir auch gleich noch bemerken, daß die Besitznahme der Marquesasinseln, die vor kurzem stattgefunden hat, bereits eine ganze Schar von Beschreibungen, Karten und illustrirten Werken hervorgerufen hat. Von diesen Gelegenheitsschriften verdient „Les iles marquises ou Nouka-Hiou" von Dumoulin und Despaz" (Paris 1843) besondere Beachtung.

Die französisch-russische Allianz.

Die Allianz mit Rußland findet in Frankreich seit einiger Zeit immer eifrigere Verfechter, sowol auf der Tribune als in der Presse. Wir haben vor kurzem in d. Bl. einer Schrift erwähnt, in der die gegenseitigen Vortheile einer solchen Verbindung ausführlich beleuchtet werden. Dieselbe rührte aus der Feder eines „Unbekannten" her, der zuvor ein Werk über Preußen hatte erscheinen lassen. Gegenwärtig erhalten wir nun noch ein Werk, welches demselben Gegenstande gewidmet ist. Sein Titel lautet: „La France et la Russie. Avantages d'une alliance entre ces deux nations", von Eugène Quesnet und A. von Santeuil (Paris 1843). Das Buch ist geistreich geschrieben und scheint auf guten Beobachtungen zu beruhen.

Geschichte der „Nachfolge Christi".

Michelet widmet in seiner „Histoire de France" der „Imitation de Jésus" ein schönes Capitel. Er beleuchtet in demselben die verschiedenen Ansichten über den muthmaßlichen Verf. dieser berühmten Schrift, und stützt sich dabei namentlich auf die gehaltreiche Abhandlung von Gence. Gegenwärtig erhalten wir ein neues Werk, in dem dieselbe literarhistorische Frage aufs neue behandelt wird. Es führt den Titel: „Histoire de l'Imitation de Jésus Christ et son véritable auteur, par le chevalier de *Gregory*" (2 Bde., Paris 1843). Auch der Verf. dieser Schrift neigt sich zu der Ansicht, daß Gerson der wahrscheinliche Verf. der „Imitation" sei, und stützt sich dabei auf Gründe, die viel für sich haben. 2.

Erklärung.

In Nr. 91—93 d. Bl. befindet sich ein Aufsatz über die „Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland", in welchem auch die „Sächsischen Vaterlandsblätter" erwähnt werden und mir eine Beziehung zu denselben gegeben wird, gegen die ich um so mehr mich erklären muß, als ähnliche unrichtige Angaben in verschiedenen deutschen Zeitungen bereits enthalten waren. Es heißt nämlich 1): Günther sei seit diesem Jahre nomineller, ich factischer Redacteur des Blattes. Dies ist durchaus unwahr. Meine frühern Beziehungen zu dem Blatte bedürfen keiner weitern Erörterung; aber seit dem 1. Nov. v. J. ist Günther wirklicher, nicht nomineller Redacteur und ich bin ein Mitarbeiter des Blattes, der vor Andern gar nichts voraus hat. Wahrlich, man muß von den zahllosen Annehmlichkeiten einer Redaction bei unsern Preßzuständen gar keinen Begriff haben, wenn man behauptet, ein Mann von Geist, Gesinnung, Charakter und Selbständigkeit könne die verantwortliche Puppe bei einem Blatte spielen, das von allen deutschen Zeitungen am wenigsten auf Rosen gebettet ist. Dann wird 2) der Umstand besprochen, daß das sächsische Ministerium mir die Concession zur fernern Herausgabe der „Vaterlandsblätter" (die ich von Hrn. A. Schäfer käuflich erwerben wollte) verweigert hat, und diese Verweigerung unpolitisch, ungerecht, wenig dankbar und eine Animosität genannt. Auch dies ist unrichtig und ungerecht. Man mag die Zustände beklagen und bekämpfen, unter denen das Werden und Bestehen des Journalisten von der Gnade, von der Laune eines Ministers abhängt, während alle andern Staatsbürger ein Recht haben, sich ihre Beschäftigung zu wählen und auszuüben, wozu sie befähigt sind. Aber die Zustände sind so, und der Minister, der eine Concession mit oder ohne Gründe verweigert, übt nur eine ihm zustehende Befugniß aus. Ob das „politisch" ist, mag unerörtert bleiben; aber von „Ungerechtigkeit und Animosität" kann wol nicht die Rede sein. Ich glaube, daß die Entscheidung unsers Ministeriums auf einem Irrthume, auf einer falschen Ansicht meiner Stellung zum Blatte beruhte: aber das Ministerium braucht auf die Beseitigung dieses Irrthums nicht einzugehen und ich habe dasselbe nicht weiter damit behelligt. Daß die Verweigerung nicht gegen das Blatt gerichtet war, beweist die spätere Concessionirung des jetzigen Verlegers. So viel zur Steuer der Wahrheit.

Leipzig, 5. April 1843.

Robert Blum.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 114. —— 24. April 1843.

Franz Passow's Vermischte Schriften. Herausgegeben von W. A. Passow. Mit zwei lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist jetzt ein nur zu gewöhnliches Gerede der Modernen, die alte Philologie gering zu achten und die Weisheit und Kunst Griechenlands und Roms weit unter die der Gegenwart zu stellen. Die Philologie, sagen sie, sei nur ein zerbröckeltes, lexikalisches, grammatisches, historisches und antiquarisches Wissen, sie sei nicht viel mehr als Handlangerarbeit für weit wichtigere Bestrebungen der Menschheit und die Zeit hoffentlich nicht fern, wo man ihrer würde ganz entbehren können. Was nun das Letztere anbetrifft und die geflissentlich hervorgerufene Spaltung zwischen der altclassischen und deutschen Literatur, die eigentlich nur Unwissenheit oder übelverstandener Patriotismus wollen kann, so hat gegen solche Ultras der echt deutsche Mann, Jak. Grimm, unlängst am 24. Febr. das vollwichtigste Zeugniß abgelegt, indem er der studirenden berliner Jugend die classischen Studien als die Grundlagen unserer Bildung anrühmte.

Sie zeigen — sprach er — uns immer das einfach Menschliche, zu ihnen kehren wir immer wieder, wenn wir uns an dem reinen Schönen erfreuen wollen. Die classischen Studien können nie verdrängt, ihr Werth soll nie verringert werden. Das Studium des deutschen Alterthums will sie auch nicht verdrängen; es will nur eintreten in das Recht, das ihm gebührt, und den Platz wiedergewinnen, aus dem es vertrieben ist.

Nun aber ist es auch die Aufgabe der heutigen Philologie, durch Wort und That ebenso gut dahin zu wirken, daß ihre Wissenschaft nicht verflacht werde, als daß sie sich nicht in starrer Abgeschlossenheit halte, sondern daß sie die Gegenwart in sich aufnehme, sie befruchte und ihr den Geist überliefere, der in den lebensvollen Schöpfungen des classischen Alterthums, in diesen Werken aus der Jugend der Menschheit, uns entgegenweht. Denn mit Recht hat Ranke (wir nennen einen Historiker, keinen Philologen vom Fache) es als ein universalhistorisches Ereigniß bezeichnet, daß die Reliquien des Alterthums in so weiten Kreisen verbreitet, studirt und nachgeahmt worden sind. („Deutschlands Geschichte im Zeitalter der Reformation", I, 283.)

Eine solche Richtung, wie wir sie soeben bezeichneten, aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts unter den deutschen Philologen sichtbar gewesen, und diese haben in Fr. Jacobs einen so ruhmwürdigen Vertreter derselben aufzuweisen wie kein anderes Land, so groß ist die Kenntniß des edeln Greises von griechischen und römischen Zuständen, so echt seine Humanität, so bedeutend seine Meisterschaft in deutscher Rede und Schrift. An ihn haben sich Manso in verschiedenen Abhandlungen, Thorlacius in seinen populairen Aufsätzen über das Alterthum, Zell in den „Ferienschriften", A. G. Lange sowol durch das lebendige Wort seiner Lehre als durch einzelne Aufsätze u. A. angeschlossen, namentlich hat Böttiger durch die Verstreuung seiner reichen Gelehrsamkeit in eigenen Schriften und in solchen Journalen, die sonst der Philologie nicht zugänglich waren, dem Alterthume vielfach genützt. In einer solchen Reihe darf aber am wenigsten der Name des Mannes vergessen sein, dessen „Vermischte Schriften" jetzt vor uns liegen. Franz Passow war einer der trefflichsten Philologen unsers Jahrhunderts, ein Mann voll Leben, Kraft, Feuer und Wahrheit, ein ausgezeichneter akademischer Lehrer, ein inniger Freund des deutschen Vaterlands und warmer Verehrer seiner großen Schriftsteller. Ohne hier das gebührende Lob seines griechischen Wörterbuchs, dieses echt deutschen Werks voll Geist und Fleiß, wiederholen zu wollen, so besaßen wir schon in seinen kleinen lateinischen Schriften, welche Bach im J. 1835 herausgab, ein schönes Denkmal der großartigen Ansicht, die im Alterthume nichts Todtes und Abgeschlossenes, sondern Leben und ewige Blüte suchte und fand. Wie sich nun diese Ansicht mit deutscher Gesinnung und mit den geistigen Interessen der neuern Zeit verschwistert hat, lehren uns Passow's gesammelte deutsche Schriften, die uns das frühe Abscheiden desselben, auch noch jetzt nach zwölf Jahren, aufrichtig und innig beklagen lassen.

Wir verdanken diese Herausgabe der deutschen Schriften dem Sohne des Verstorbenen, Herrn W. A. Passow, Lehrer am herzoglich sächsischen Gymnasium zu Meiningen, und erkennen gern seine treue und nicht leichte Mühwaltung bei der Anordnung derselben. In der Vorrede schildert er zuerst die doppelte Eigenthümlichkeit seines Vaters, einmal daß ihm die Alterthumswissenschaft, der er sein Leben gewidmet hatte, nicht ein in sich gegen alle Außenwelt abgeschlossenes Ganze war, sondern daß sie ihm deshalb als die Krone aller Wissenschaften galt,

weil keine im gleichen Grade bildend auf das Gesammtleben einzelner Menschen wie ganzer Völker einzuwirken fähig ist, weil sie dem Sinne für alles Wahre, Schöne und namentlich für Recht und Vaterland die sicherste Grundlage bildet. Zweitens aber hatte ihn diese begeisterte Liebe zum Alterthume nicht zu einem Verächter der neuern Zeit und ihrer Leistungen werden lassen, weil er überall, dort wie hier, nur das allgemein Wahre und das ewig Schöne suchte und schätzte, daher auch überall Parallelen zwischen dem Ältesten und dem Neuern zu ziehen oder doch anzudeuten pflegte, um das Alte richtiger und leichter zu veranschaulichen, namentlich griechische und deutsche Volksthümlichkeit, griechische und deutsche Dichtkunst nebeneinander zu stellen liebte. Hieran knüpft nun der Verf. eine Übersicht von Passow's geistiger Eigenthümlichkeit in geschichtlicher Folge. Eine eigentliche Biographie zu schreiben, erschien Hrn. Passow unnöthig, weil die von Wachler 1839 herausgegebenen Briefe Passow's ein reiches und vollständiges Bild seines innern Lebens geben, überdies sind auch von Bach in der „Allgemeinen Schulzeitung", 1833, II, Nr. 40, von Eckstein in Ersch-Gruber's „Encyklopädie" und von Ludw. Wachler in dessen „Biographischen Denkmalen", I, S. 331—344, ausführliche Nachrichten über Passow's Leben mitgetheilt worden. Auch mochten wol, da er selbst in den letzten Jahren des Vaters, von demselben entfernt, auf einer auswärtigen Schule seine Bildung empfangen hatte, seine Erinnerungen nicht gleichmäßig sicher sein als die der mit seinem Vater eng verbundenen Männer. Nichtsdestoweniger wäre aber doch wol die Hinzufügung der biographischen Skizze von Passow's eigener Hand in Nr. 93 d. Bl. f. 1833 oder aus dem „Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur" zweckmäßig gewesen, der sich dann eine sorgfältige Nachweisung alles Dessen, was über Passow von Freunden und Schülern in verschiedenen Journalen und Programmen, zuletzt (1840) von Mönnich in der „Jugend- und Bildungsgeschichte berühmter Männer und Frauen", geschrieben worden ist, hätte anschließen können. Die Herausgeber nachgelassener Schriften dürfen sich nach unserm Dafürhalten einer solchen Zusammenstellung zum Nutzen der Literatur nicht entziehen, wie es, um nur ein Beispiel anzuführen, in den von Welcker und Müller herausgegebenen Schriften Dissen's geschehen ist.

Die statt der biographischen Nachrichten gegebene Übersicht von Passow's geistiger Thätigkeit nehmen wir mit Dank an. Sie beginnt mit der Schilderung seines akademischen Lebens in Leipzig, wo viele Leser gewiß gern aus Linge's nach Form und Inhalt schätzbarer Schulschrift „De Franc. Passowii in academia Lipsiensi vita et studiis" (Hirschberg 1839) einige Nachträge gefunden haben würden, um so mehr, da diese Abhandlung nicht einem Jeden zu Gebote steht. In Weimar (1807—10) entfaltet Passow als Gymnasiallehrer schon die ganze Lebendigkeit und Tüchtigkeit seines Wesens, worüber einer seiner ausgezeichnetsten Schüler, W. E. Weber in Bremen, in der „Allgemeinen Schulzeitung", 1831, II, Nr. 2, im Gefühle der dankbarsten Rückerinnerung aus vollem Herzen gesprochen hat und worüber außer andern Briefen die Briefe an Knebel (im zweiten Theile von dessen „Literarischem Nachlaß und Briefwechsel") ein vollgültiges Zeugniß ablegen. Beide Stellen hat Hr. Passow nicht angeführt. Während seiner Amtsführung in Jenkau (1810—14) leitete den Verstorbenen besonders die Ansicht von der Wichtigkeit der alten Sprachen für die deutsche Jugend, indem der auf Deutschland noch ohne Aussicht auf Errettung lastende Druck der Fremdherrschaft die Erzieher der heranwachsenden Geschlechter verpflichtete, mehr als je auf tüchtige Begründung einer vaterländischen Gesinnung bedacht zu sein. In Breslau begann seit 1815 Passow's segensreiche akademische Thätigkeit, die der Sohn nach ihrer doppelten Richtung sowol auf Förderung der Alterthumswissenschaft in ihrer strengsten Form als auf Verbreitung ihrer Resultate in einem weitern Kreise gebildeter Männer dargestellt hat, ebenso Passow's rege Theilnahme an der Journalkritik (die von Passow verfaßten Recensionen sind seit 1815 sorgfältig verzeichnet) und seine Beschäftigung mit den bildenden Künsten des Alterthums. Wie sehr ihn die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands in Anspruch nahmen, ist ebenfalls nicht übergangen, die Turnsache, urtheilt der Herausgeber, um die sich zunächst der Kampf entspann, war nur die äußere Veranlassung, im Grunde handelte es sich um weit allgemeinere und höhere Fragen. Die Mittheilung der von Passow damals verfaßten Streitschriften ist aber aus leicht begreiflichen und lobenswerthen Gründen in dieser Sammlung ebenso wol unterblieben als in der im vorigen Jahre erschienenen Sammlung von Niebuhr's nichtphilologischen Schriften. „Man muß sich streiten können", sagte der ebengenannte große Mann („Lebensnachrichten", III, 212), „wenn eine Veranlassung es nothwendig macht, aber es muß auch verfliegen wie ein gesprochenes Wort. So geht es in freien Staaten unter den Rednern, so muß es auch in der gelehrten Republik sein."

Gegen die Anordnung der vorliegenden Sammlung ist nichts Wesentliches einzuwenden, wir finden sie dem Zwecke des Herausgebers angemessen, daß sein Buch nichts Neues leisten, sondern Vorhandenes vereinigen, erhalten soll und dadurch das Andenken eines ausgezeichneten Kämpfers für die Wissenschaft sichern und ehren. Demnach sind also die Aufsätze ganz so abgedruckt, wie sie Passow geschrieben hatte, und nur hier und da finden sich einige Verweisungen auf Passow's „Leben und Briefe", meist zur Verständigung von persönlichen Verhältnissen. Den Rath „befreundeter und gewichtiger Stimmen", daß der Herausgeber in die einzelnen Abhandlungen „möglichst vollständig nach- und hineinarbeiten" sollte, verwarf er seinem Plane gemäß. Nun konnte auch eigentlich Niemand von ihm fodern, daß er z. B. bei Nr. III alle verschiedene Meinungen über Tacitus' „Germania" aufführen oder bei Nr. VIII die Ansichten nach Passow über die Demagogie in Griechenland prüfen oder in Nr. XIII und XIV die Literatur des Tibullus neu durchgehen sollte, aber wir sehen nicht ein, warum bei einzelnen Aufsätzen

(die wir nachher bezeichnen werden) kurze literarische Nachträge eine „so armselige Rolle“ gespielt haben würden, wie sie Hr. Passow die Herausgeber „mehr als einer, an sich sehr werthvollen Sammlung“ spielen läßt. Obschon wir nicht wissen, welche Sammlungen der Herausgeber im Sinne gehabt hat, so können wir ihn doch aus einiger Bekanntschaft mit dergleichen Arbeiten versichern, daß solche kurze Nachträge, welche die Literatur zu vervollständigen und zu ergänzen beabsichtigten, von urtheilsfähigen Richtern keineswegs für „eingestreute und angeflickte“ Nachträge gehalten worden sind, sondern daß man den Herausgebern es nur zum Lobe angerechnet hat, daß sie thaten, was jene Verf. bei längerm Leben und nochmaliger Bearbeitung ihrer Aufsätze selbst gethan haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Chronik des edlen En Ramon Muntaner. Aus dem Catalanischen des 14. Jahrhunderts übersetzt von K. Fr. W. Lanz. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 26¼ Ngr.

Ehe Gervinus („Grundzüge der Historik“) auf die Bedeutsamkeit der Chronik von Don Ramon Muntaner hinwies, mochte dieselbe in Deutschland nur wenigen Freunden der Geschichte bekannt sein, wiewol die Hindernisse, welche das Verständniß des catalanischen Dialekts abgab, seit 1827 durch die von Buchon gebotene Übersetzung ins Französische beseitigt waren. Seitdem hat sich die Aufmerksamkeit in größerm Maße dem Chronisten zugewendet und man darf vielleicht mit einigem Grunde annehmen, daß der Leser die vorliegende Übersetzung der Hindeutung in dem obengenannten Büchlein verdankt. Seitdem wir aber auf diese Weise eine allen Ansprüchen der Billigkeit genügende Übertragung ins Deutsche erhalten haben, mit welcher die etwas flatterhafte Arbeit Buchon's sich nicht messen kann, läßt sich annehmen, daß man sich in Deutschland rasch mit Muntaner's Erzählungen befreunden wird. Wer in diesen Blütenwald spanischen Lebens vom Anfange des 13. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts einmal hineingeblickt hat, wird sich zu allen Zeiten zu demselben zurückgezogen fühlen. Die Tiefe der Anschauung in Liedern und Romanzen, die stolze Ritterlichkeit, verbunden mit dem Versenken in die Mysterien des Glaubens in Chroniken und Erzählungen, der Geist der zartesten Romantik und der sinnigsten Speculation, der über die Erzeugnisse jener Zeit seine Flügel breitet — das Alles zieht den Leser unwillkürlich wie in einen Zauberkreis hinein. So wurde der Amerikaner William Prescott („History of the reign of Ferdinand and Isabella“) von dem Reichthum der Erscheinungen im spanischen Leben getragen, statt sich ihrer ordnend und gestaltend zu bemächtigen, und den den neuesten Richtungen des Liberalismus in Madrid und Barcelona angehörenden Marliani („Histoire de l'Espagne moderne“) sieht man wider Willen zu den poetischen Gebilden seiner neuen Heimat in Zeiten zurückkehren, die den politischen Bestrebungen der Gegenwart schroff gegenüberstehen. In Muntaner aber ist Ritterlichkeit, begeisterte Liebe für seine Heimat, Drang nach Thaten, feine Sitte den Frauen gegenüber, Lebenstreue für das Fürstenhaus und zugleich die unbeschnittene Entwickelung selbständiger Freiheit des Mannes erquicklich miteinander vereinigt; eine Gesundheit der Anschauung, die mit so manchen kranken Visionen oder tendenziösen Schilderungen und dürren oder spröden Erzählungen neuester Zeit den entschiedensten Gegensatz bildet.

Über Muntaner's Leben besitzen wir nur spärliche Nachrichten. Geboren 1265 zu Peralada, einem Flecken der Grafschaft Ampurias in Catalonien, eines Gastwirths Sohn, verließ er, 20 Jahr alt, die Heimat für immer, meist mit dem Schwerte umgürtet, an Kämpfen zu Land und Meer gegen Mauren und Türken, Griechen, Provençalen und Neapolitaner Theil nehmend. Als er 60 Jahre zählte, begann er, 1325, seine Chronik. Er kennt die heilige Schrift gründlich, ist mit Legenden und Ritterromanen befreundet, zeigt sich überall von der Göttlichkeit des Christenthums durchdrungen, ohne deshalb den Lobredner jedes Tonsurioten abzugeben. Als Unterthan des Königs von Aragon gehört Muntaner begreiflich zur ghibellinischen Partei; dennoch redet er nur mit kindlicher Ehrfurcht von dem geistlichen Herrscher in Rom; er erlaubt sich so wenig ein Urtheil über die Kirche, daß er bei Gelegenheit der Erzählung von den Zerwürfnissen Friedrich's II. mit dem Papste sich mit dem Zusatze begnügt: „Zu sagen, von welcher Seite das Unrecht kam, das steht mir nicht zu.“ Über den größern Theil der Begebenheiten berichtet Muntaner als Augenzeuge; für den merkwürdigen Feldzug in Romanien muß er unstreitig als die bedeutendste Quelle betrachtet werden. An seiner Wahrheit in der Entwicklung und dem Ausgange der Begebenheiten zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden. In den Angaben der Zahl von besiegten oder gefallenen Gegnern spricht sich der begeisterte Spanier aus, der seine Helden von Aragon und Catalonien so gern mit einem Alexander oder mit Roland und Olivier vergleicht. Die Chronologie ist nicht immer mit Treue verfolgt. Führt die Erzählung auf einen edeln Herrn, so kann Muntaner nicht umhin, wie Herodot, schon im voraus die später von ihm vollführten Thaten zu berichten. Er hat sein Aragon und Catalonien zu lieb, als daß er eine Großthat seiner Männer verschweigen könnte. Und so führt uns der Berichterstatter sprungweise nach Sicilien und Aragon, nach Romanien und Natolien, nach den Küsten der Berberei, der Provence und Neapels.

Muntaner will belehren. Er hat die liebenswürdige Geschwätzigkeit des Alters, aber seine Erzählung bleibt ewig jung. Man fühlt sich unwillkürlich an die Darstellung von Novalis erinnert: „Und er that seinen Bart auseinander und hub an.“ Mitunter glaubt man einen frommen Landsknecht zu hören, der von dem Lande jenseit der Alpen nach Schwaben heimgekehrt ist; aber der Catalane hat die Gewandtheit voraus, er ist der Vielgereiste, ihm sind alle Gestadeländer des Mittelmeeres mit ihren an Tracht und Sitte und Glauben verschiedenen Bewohnern bekannt. Dann wiederum wird man an Villehardouin gemahnt, an Joinville, selbst an den spätern Froissart; aber das strenge Element des Adels, welches diesen ausschließlich innewohnt, beherrscht den Catalanen nicht, wenn es schon ihm nicht fremd ist.

Die Vorrede Muntaner's athmet nichts als Dank gegen Gott. Er sieht alt und müde auf sein bewegtes Leben zurück, aus Noth und Jammer, aus denen ihn Gott so wunderbar gerettet hat. Da treibt es ihn zu erzählen, „damit ein jeglicher erfahre, daß in so großer Noth keine Rettung ist, außer durch Hülfe und Gnade Gottes und seiner gebenedeiten Mutter, der heiligen Jungfrau Maria.“ Er erzählt im ersten Capitel, daß ihn eine Erscheinung im Traume aufgefodert habe, sein Werk zu beginnen, aus Dank, daß ihm Gott ein langes Leben geschenkt und es ihm habe wohl ergehen lassen. Als er erwacht sei, habe er das Kreuz geschlagen und mit dem Schreiben angefangen. Zwei Regeln kann er nicht oft genug wiederholen: nicht der eigenen Tapferkeit, sondern der Macht Gottes soll man den Sieg zuschreiben, sodann gegen Jedermann Gerechtigkeit üben.

Gleich im Anfange stoßen wir auf folgende ungemein liebliche Erzählung. Maria brachte ihrem Gemahle, Pedro II., als Erbtochter Stadt und Herrschaft Montpellier zu. Aber Pedro liebte eine andere schöne Frau in Montpellier und wohnte der Königin nicht bei. Das kümmerte die Rathsherren der Stadt, besonders weil sie, wenn kein Erbe geboren wurde, von Aragon wieder abkommen mußten. Deshalb verständigten sie sich mit einem vertrauten Ritter des Königs dahin, daß dieser dem Anschein nach die Geliebte heimlich in Pedro's Gemach führen

stelle, doch im Dunkeln, daß keiner sie sähe. Nun wurden die ganze Woche hindurch öffentliche Gebete und Fasten angestellt und in der Nacht des Sonntags schritten die Rathsmänner, Äbte und Prioren, sammt dem Official des Bischofs und den Geistlichen, zum Schloß und mit ihnen Maria mit 12 Frauen und Fräulein und zwei Gerichtschreibern. Da führte der Ritter die Königin heimlich ins Gemach Pedro's und dieser wähnte, es sei die schöne Frau aus Montpellier. In der Stadt aber waren alle Kirchen geöffnet und mit Betern gefüllt. Als nun der Tag anbrechen wollte, traten Rathsmänner, Prälaten, Mönche, Frauen und Gerichtschreiber, alle mit brennenden Kerzen, ins Gemach. Erschrocken sprang der König auf und griff zum Schwert. Aber die Männer fielen nieder und riefen: „Gnade, Herr, und sehet, wen Ihr geherzt habt!“ Da sah der König staunend, daß Maria in seinen Armen gelegen habe, und sprach: „Weil dem nun so ist, so möge Gott euern Wunsch erfüllen!“ Nämlichen Tages noch ritt Don Pedro aus Montpellier fort; doch blieben sechs seiner Ritter mit den beiden Gerichtschreibern unausgesetzt bei der Königin, bis neun Monden vergangen waren. Da gebar Maria einen Infanten; das war Jayme I., oder, wie die Übersetzung den catalanischen Dialekt beibehalten, En Jacme, der 1213 dem Vater auf dem Thron folgte.

Mit diesem Jayme I., von welchem wir bekanntlich eine Autobiographie besitzen, beginnt Muntaner seine Chronik von Aragon. Er erzählt von seiner Einnahme Mallorcas, von der durch ihn erfolgten Unterwerfung der Mauren in Valencia und Murcia, wie der König 1276 krank zu Xatifa lag und, als er von dem Aufstande der Granadiner hörte, zornig Roß und Rüstung zu bringen gebot, dann, als die Kraft ihm versagte, seinem Gott klagte, daß er ihn in solcher Zeit habe schwach werden lassen, und befahl, daß man ihn in einer Sänfte seinem Banner nachtrage. Als Jayme den Feind zu treffen wähnte, fand er diesen schon durch seinen Infanten Pedro geworfen, legte sich bald darauf nieder und starb. Einige Jahre zuvor hatte Jayme I. seinen ältern Sohn Pedro zum Verweser von Aragon, Valencia und Catalonien, den jüngern, Jayme II., zum Statthalter über Minorca, Mallorca, die Grafschaft Roussillon, Conflans, Cerdagne und Montpellier bestellt. So gedachte er der Infanten Einsicht und Geschick zu prüfen. Jetzt berief der mit der Staufin Constanze vermählte Pedro III. die Cortes nach Saragossa, setzte sich hier die Krone von Aragon, in Valencia die dieses Reichs, in Barcelona den Reif (gerlanda) als Graf von Barcelona und Herr von Catalonien aufs Haupt.

An diese Darstellungen reiht sich die treffliche Erzählung von dem Untergange der Staufen in Neapel, den Grausamkeiten Karl's von Anjou, den Umtrieben und heimlichen Fahrten des verschmitzten Giovanni da Procida, der Stellung, welche das Oberhaupt der Kirche zu Frankreich nahm, jener gräßlichen Vesper von Messina, endlich der Überfahrt Pedro's nach dem von Provençalen bedrängten Sicilien. Eine eigenthümlich schöne Episode bildet in diesen Berichten der Ritt des worttreuen Pedro von Bordeaux, wo sich der feige Bruder Ludwig's des Heiligen zu dem verabredeten Zweikampfe nicht stellte.

In den nachfolgenden Mittheilungen tritt der kühne Admiral Roger de Luria in den Vordergrund. Durch ihn werden die provençalischen Galeeren geschlagen, der Strand von Apulien und Calabrien verheert, im Golf von Neapel der Sohn Karl's von Anjou gefangen. Die berufenen Stände Siciliens sprachen über den Gefangenen, dessen Vater den Konradin hatte enthaupten lassen, den Tod; aber der Infant Jayme, Pedro's III. Sohn, sagte: „Gott will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er sich bekehre“, und sandte den Ergriffenen nach Catalonien. Noch lebte er in Gefangenschaft, als er durch den Tod des Vaters, „auf welchem Gottes Zorn lag“, Erbe der Krone von Neapel wurde. Nun wendet sich der Erzähler zu den Rüstungen Frankreichs gegen Aragon. Als Pedro III. von Sancho von Castilien statt der zugesagten Hülfe nur glatte Worte erhielt, rief er: „Da Alle, die mir helfen sollten, mich getäuscht haben, so hilf du mir, Herr und Vater, und schütze mich und mein Volk!“ befahl zu satteln und zu rüsten und sammelte Ritter und Bürger bei Bagnoles. Philipp von Frankreich aber umging, von Mönchen geleitet, den Gegner, zwang diesen zum Rückzuge und ließ in der Ebene von Peralada die Oriflamme entfalten. Bei Gelegenheit der hier, um seine Vaterstadt, statt findenden Kämpfe gibt Muntaner (Capitel 124) folgende kleine Erzählung, die zugleich als Probe seiner Darstellung dienen möge:

„Zu Peralada war eine Frau, die ich persönlich kannte, Na Marcadera genannt, weil sie einen Kramladen hatte; sie war eine rüstige Frau, groß und stark. Eines Tages, als die Franzosen vor Peralada gelagert waren, ging sie hinaus in ihren Garten, Gemüse zu holen, zog einen Mannsrock an, gürtete ein Schwert um und nahm Schild und Lanze zur Hand; so ging sie in den Garten. Auf ein Mal hört sie ein Geklingel; sie stutzt, läßt ihren Kohl und geht nach der Stelle hin, zu sehen, was es war; und siehe da, in dem Wege zwischen ihrem und des Nachbars Garten erblickt sie einen französischen Ritter in Rüstung auf einem Pferd, das am Brustriemen mit Glöcklein behängt war; der ritt da und dorthin, denn er wußte den Ausgang nicht. Wie sie ihn ersah, eilt sie zu ihm auf einen Schritt und stößt ihm die Lanze mit solcher Macht in die Seite, daß sie Hüfte und Sattel durchdrang und noch das Pferd verwundete. So wie das Thier die Wunde spürt, bäumt es sich und schlägt hinten aus und hätte sicherlich seinen Reiter abgeworfen, wäre er nicht mit einer Kette am Sattel befestigt gewesen. Was meint ihr? Sie zieht das Schwert und versetzt dem Pferde einen solchen Schlag auf den Kopf, daß es taumelte. Nun, denkt, faßt sie die Zügel und ruft dem Ritter zu: „Ihr seid des Todes, wenn ihr euch nicht ergebt!“ Der Ritter, der sich schon verloren gab, wirft seinen Degen ab und ergibt sich. Sie hebt den Degen auf, zieht ihm die Lanze aus der Seite und nimmt ihn mit sich nach Peralada. — Diese Geschichte hat dem Herrn König und dem Herrn Infanten viel Spaß gemacht und sie ließen sich oftmals von der Frau erzählen, wie es dabei zugegangen. Kurz, der Ritter und seine Rüstung gehörten ihr. Er kaufte sich nachher für 200 Goldgulden los, die fielen ihr zu. — Daran könnt ihr den Zorn Gottes über die Franzosen erkennen.“

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 115. —— 25. April 1843.

Franz Passow's Vermischte Schriften. Herausgegeben von W. A. Passow.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Die einzelnen Aufsätze sind nun folgende:

1) „Die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend", 1812. Eine vortreffliche Abhandlung, die mit Recht an der Spitze der Sammlung steht. Denn wenn auch die Grundansicht, daß die Erlernung der griechischen Sprache dem ganzen deutschen Volke, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und künftige Bestimmung, nothwendig sei, heutzutage manchen Widerspruch finden wird (bekanntlich wollte schon F. A. Wolf „die Perle nicht vor die Säue werfen"), so werden doch die in der schönsten Sprache niedergelegten Ansichten über die Sprache im Allgemeinen und über die griechische und deutsche Sprache im Besondern und der glühende Eifer für Jugendbildung durch eine Nationalschule diesem Aufsatz noch nach mehr als 20 Jahren seine bedeutende Stelle in unserer pädagogischen Literatur sichern. Hiermit in Verbindung steht

2) „Der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen, von der Schattenseite betrachtet", 1812. Die Nothwendigkeit, die lateinische Sprache erst nach der griechischen zu erlernen, wird aus deutsch nationalen, sprachlichen und pädagogischen Rücksichten gegen allerhand Einwendungen sehr beredt dargethan, aber freilich nur für Wenige überzeugend. Dies von unserer Seite zu beweisen, kann in d. Bl. nicht verlangt werden; zu loben aber ist in unsern Tagen ganz besonders die einfache, naturgemäße Beweisführung über die Wichtigkeit der alten Literatur auch für Juristen und Andere, die sich ihr gern zu entziehen pflegen, wo zu der Anmerkung auf S. 28 ein nützlicher Nachtrag aus K. Fr. Weber's darmstädter Programm vom J. 1831 (S. 61) gegeben werden konnte. Auf S. 34 ist die Anordnung des griechischen Sprachunterrichts in Jenkau mitgetheilt (wozu Hr. Passow noch aus seines Vaters Briefen S. 138, 149, 153 einen umfassenden Plan zu einem Übungsbuche für das Griechischschreiben hätte mittheilen sollen), dessen Unanwendbarkeit in unsern jetzigen Gymnasien wol jeder Schulmann einsehen wird, so viele Gerechtigkeit er auch Hrn. Passow's Eifer widerfahren läßt.

3) „Über Tacitus' Germania", 1816. Diese Abhandlung ist unstreitig eine der bedeutendsten in der ganzen Sammlung, und ihr Inhalt, der an sich schon vorzüglich genug ist, erscheint jetzt in einem noch strahlendern Lichte, wenn man ihn mit des halbverständigen Luden neuester, fast barocken Ansicht vergleicht, daß die ganze „Germania" ein untergeschobenes Stück sei. Sowol die treffliche Charakteristik des Tacitus als die Meinung über den Grundgedanken des köstlichen Büchleins, durch welches Tacitus habe weitere Kriege seiner Landsleute mit den Deutschen verhüten wollen und auch hierin den Gegensatz als die eigentliche Seele seiner Darstellungen verwirklicht hat, empfiehlt diese Schrift der fortdauernden Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und Aller, die sich für Tacitus interessiren.

4, 5 und 6) Mehre Aufsätze aus der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" über den Redner Äschines, über die lateinische Anthologie und die griechischen Erotiker und Epistolographen, Antiphanes von Berga, Antonius Diogenes, Achilles Tatius, Alciphron und Aristänetus — alles geist- und werthvolle Beiträge zur Literaturgeschichte. Namentlich verdient der Artikel über die lateinische Anthologie besondere Beachtung, und wenngleich der Herausgeber überall die bibliographischen Notizen weggelassen hat, so dürfte doch gerade hier, weil Passow seit langer Zeit der Erste gewesen war, der diese Gedichte behandelt hatte, eine Übersicht der spätern Bearbeitungen und der Nachträge, die Bardili, Dübner, Sillig und Meyer in mehren philologischen Zeitschriften, deren Nachweis uns hier zu weit führen würde, gegeben haben, ganz an ihrem Orte gewesen sein.

7) „Über die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen", 1817. Wir möchten diesen Aufsatz mit dem unter Nr. 3 die Krone der ganzen Sammlung nennen, weshalb ihn auch Friedemann mit allem Rechte im ersten Bande seiner „Paränesen" hat abdrucken lassen. Je weniger nun seit Passow dieser wichtige Gegenstand bearbeitet ist, um so nothwendiger war die Anführung zweier Männer, die ihn mit Liebe und Einsicht behandelt haben, nämlich Struve's in seiner „Erklärung zweier Goethe'schen Balladen aus griechischen Quellen" (Königsberg 1826) und W. E. Weber's in seiner „Ästhetik" (Leipzig 1835), Bd. 2, S. 2 fg., und in dem ersten Bändchen der „Classischen Dichtungen der Deutschen" von S. 41 an.

8) „Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland", 1819. Mit Einsicht und Wahrheitsliebe aus den Quellen geschöpft und zur Feststellung eines Begriffs, der noch immer viele Verwirrung anrichtet, auch für unsere Zeit sehr belehrend.

9, 10, 11 und 12) Vier kleine Aufsätze über Gegenstände aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte aus den Jahren 1821—25, zu Theokrit's Chariten, über den Physiognomiker Polemon, den Dichter Fabullus und eine Stelle aus dem Heliodorus. Dahin gehören auch Nr. 13 und 14 „Über die Gedichte und das Leben des Tibullus", zwei Recensionen vom J. 1825, die nach dem Urtheile Dissen's in der neuesten Ausgabe dieses Dichters auch da von wissenschaftlicher Bedeutung sind, wo man Passow's Meinung als unhaltbar bezeichnen muß, wobei freilich zu bedenken ist, daß diese Arbeiten nur Vorarbeiten zu einem größern Werke über Tibullus gewesen sind.

15) „Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik", 1826. Ein mit Geist und Leben geschriebener Aufsatz, dessen würdige Ansichten über Philologie und Pädagogik, über unser ganzes deutsches Schriftwesen und besonders über die Journalkritik allgemeiner Beherzigung werth sind. Einen Theil der Einleitung füllt die Erörterung des für die „Jahrbücher" geltenden Gesetzes, daß alle Anonymität wegfallen und alle Mitarbeiter sich mit Nennung ihres Namens unterzeichnen sollten. Die Sache hat indeß zwei Seiten; wollte doch selbst Lessing sich als Kunstrichter nicht nennen und Goethe weigerte sich ebenfalls seine Aufsätze in den „Horen" mit seines Namens Unterschrift zu versehen, obwol Cotta es verlangte, weil das Publicum mehr auf den Stempel als auf den Geist sähe („Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", I, 81). Ein Irrthum ist auf S. 186, da es nach der dortigen Bemerkung scheinen könnte, als hätte seit dem J. 1825 die „Allgemeine Literaturzeitung" es auch zur Norm gemacht, daß die Namen genannt werden sollten. So viel wir wissen, steht dies eigentlich nur den Redactoren zu, andern Mitarbeitern wird es auch wol nachgelassen, aber von keinem verlangt.

16) „Über die neuesten Bearbeitungen der griechischen Anthologie", 1827—28. Gut ausgewählt, um Passow als Kritiker und Exeget zu zeigen und durch Fr. Jacobs ganz besonders zum Wiederabdruck empfohlen.

17) „Über die Gemälde des ältern Philostratos", 1827, und

18) „Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst" und „Über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen", 1828. Beide Aufsätze zeichnen sich durch Eleganz der Sprache, durch große Klarheit und durch Unbefangenheit in der Benutzung und Erklärung der hierher bezüglichen Stellen aus den griechischen Classikern aus, sodaß für spätere Jahre gewiß vortreffliche Leistungen von Passow auf diesem Felde hätten erwartet werden können, besonders da er seiner ganzen Natur nach sich gewiß nie in mystischen Dämmerungen verloren haben würde.

19) „Über Cicero's Rede für den M. Marcellus", 1829. Abgesehen von der scharfsinnigen, genauen Durchdringung dieser Streitfrage und der Gewandtheit in Benutzung der historischen Thatsachen verleiht auch die klare Darstellung diesem Aufsatze einen ganz besondern Werth. Es ist derselbe wie mehre der andern Schriften (Nr. 3, 7, 8) zuerst ein in dem wissenschaftlichen Vereine zu Breslau, in der sogenannten Philomathie, gehaltener Vortrag gewesen, und als ein Beweis, wie Fragen aus dem Bereiche der höhern Kritik für gebildete Männer, die nicht gerade Philologen vom Fache sind, zugänglich und interessant gemacht werden können, des Abdrucks vollkommen würdig. Bekanntlich wich Passow in mehren bedeutenden Punkten von F. A. Wolf ab und stellte fest, daß Cicero nach Marcellus' Begnadigung durch Cäsar allerdings eine Rede gehalten hat, sowie daß er aus vielen Gründen eine Veröffentlichung derselben wünschenswerth finden konnte. Damit ist nach Passow's Ansicht allerdings noch nicht erwiesen, daß die vor uns liegende Rede für den Marcellus die damals gehaltene sei, aber eine Schritt für Schritt durchgeführte Prüfung dieser Rede würde zweifelsohne zu demselben Resultate geführt haben.

20) „Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16. Jahrhunderts", 1823 u. 1830. Auch der Abdruck dieser Biographien ist für die gegenwärtige Literatur, die an allerhand Biographien so reich ist und für welche sich jetzt ein unverkennbares Interesse zeigt, sehr zweckmäßig. Zuerst ist von dem als Menschen und Gelehrten ausgezeichneten Hieronymus Wolf (geb. 1516, gest. 1580) die von ihm selbst lateinisch verfaßte Schilderung seines Jugendlebens aus dem achten Bande von Reiske's griechischen Rednern in sehr lesbarer Übersetzung mitgetheilt worden, deren Verdienstlichkeit es keinen Eintrag thun kann, daß sie bereits Kosegarten im zweiten Bande seiner „Rhapsodien" (Leipzig 1800) mit vieler Liebe deutsch bearbeitet hat. Da nun aber der vorliegende Aufsatz nur das Jugendleben des ruhmwürdigen Mannes schildert, wie auch Bömel in einer zu Frankfurt a. M. im Herbst 1827 gehaltenen Rede (s. Seebode's „Kritische Bibliothek für das Schulwesen", 1828, I, Nr. 13) gethan hat, so dürfte die Nachricht vielleicht nicht überflüssig sein, daß von G. C. Metzger zu Augsburg, wo Hier. Wolf als Rector gestorben ist, 1833 eine „Memoria Hier. Wolfii" erschienen ist. Der zweite Aufsatz über Heinrich Stephanus (geb. 1528, gest. 1598) ist ein Meisterstück quellenmäßiger und präciser Darstellung.

21) „Über die sogenannte Apotheose des Augustus in der Antikensammlung zu Wien", 1832. Klar und übersichtlich, ohne alle Überladung mit antiquarischer Gelehrsamkeit, so recht geeignet, die Nützlichkeit solcher Betrachtungen über geschnittene Steine auch einem größern Publicum zu empfehlen.

22) „Zum Andenken des am 17. Febr. 1833 verstorbenen breslauer Theologen Daniel von Cölln." In edler Einfachheit schildert der treue Freund das Leben eines Mannes, dessen Grundsatz im Handeln Wahrheit, im Forschen Gründlichkeit und Tiefe war.

Den Schluß der Sammlung machen eine Anzahl Gedichte aus Passow's frühern Jahren, wie sie nicht fehlen durften. Alle zeichnen sich durch Zartheit und Wahrheit der Empfindung und durch eine sehr gebildete Sprache aus, wie unter andern das in der „Neujahrnacht“, welches wir hier als Probe geben.

In jener Nacht, wo an die ew'gen Glieder
Der Zeit den neuen Kreis die Sonne bindet,
Nun Freud' und Leben sich der Flur entwindet,
Sandt' Eros seinen ersten Pfeil mir nieder.

Und Freude strahlt mir nicht noch Leben wieder,
Wenn Aller Herzen auch ihr Kranz umwindet,
Mir kehret nie das Glück, das einmal schwindet,
Entfloh es selbst dem schönen Traum der Lieder.

Auf ewig, wie die Zeit im Tanz der Horen,
Ist meine Ruhe mir dahin geschwunden,
In holden Zaubertönen eingewieget.

Und willig hat mein Busen sie verloren,
Nun mich ein schöneres Gebild umwunden,
Und meines freien Sinnes Stolz besieget.

Liebe, Freundschaft und Naturschilderungen sind die Gegenstände der meist in Sonettenform abgefaßten Gedichte. In spätern Jahren hatte bei Passow, wie er selbst erzählt („Leben und Briefe“, S. 273) die Leichtigkeit im Versmachen abgenommen und er nur noch Sinn für hochernste Poesien.

Und so möge auch diese Sammlung in ihrer geschickten Verbindung des Ernsten mit dem Heitern und des Gründlichen mit dem Anmuthigen allen gebildeten Lesern, weß Standes sie auch sind, bestens empfohlen sein. Die Pietät des Sohnes hat dem Andenken des Vaters durch dieselbe ein würdiges Denkmal errichtet.

K. G. Jacob.

Chronik des edlen En Ramon Muntaner. Aus dem Catalanischen des 14. Jahrhunderts übersetzt von K. Fr. W. Lanz. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Der erste Theil schließt mit dem Tode Pedro's III. (1285), der seinem ältern Infanten Alfonso Aragon, Catalonien und Valencia, dem jüngern Jayme (II.) das Reich Sicilien als Erbtheil hinterließ. Als Letzterm nach dem Tode Alfonso's (1291) die spanischen Reiche zufielen, erwarb sein jüngerer Bruder Federigo Sicilien. Nun führt uns der Verf. abermals zu den Seesiegen des Roger de Luria zurück, erzählt von der prächtigen Tafelrunde, die dieser zu Calathayu veranstaltete, von den Kämpfen Federigo's mit Karl von Neapel, und beginnt mit Cap. 194 die Geschichte des merkwürdigen Feldzuges nach Romanien. So gelangen wir zu dem reichhaltigsten Theile der Chronik, die sich hier in Farbe und Haltung den Memoiren nähert. Muntaner berichtet meist als Augenzeuge; er gibt dem Leser einen kundigen und beredten Führer auf Schlachtfeldern und in Städten Romaniens ab; mit der Lebhaftigkeit des Südländers malt er Charaktere und Ereignisse. Mit unnachahmlicher Schönheit erzählt er die Jugendgeschichte Roger's de Flor und sein Leben als dienender Bruder im Tempelorden, bis er als Admiral in den Dienst Federigo's trat. Er war es, der, nachdem sein Herr die förmliche Abtretung Siciliens von Seiten des Hauses Anjou endlich erreicht hatte, Erstern bat, mit den geworbenen Catalanen und Aragonesen, die nach endlicher Feststellung des Friedens Sicilien nur lästig fallen konnten, in den Dienst des griechischen Kaisers treten zu dürfen. Federigo ging hierauf ein, Kaiser Andronikus versprach dem kühnen Abenteurer die Hand seiner Schwestertochter Maria, das Amt eines Oberbefehlshabers über sämmtliche griechische Streitkräfte und guten Lohn für sich und sein Gefolge.

So schiffte sich Roger de Flor 1303 mit 1500 Reitern — unter ihnen Ramon Muntaner —, mit 4000 der gefürchteten Almugavaren und 1000 andern Fußknechten in Messina ein und gelangte nach Konstantinopel, wo er sich mit Maria vermählte, zugleich aber auch den Grund zu dem nachmals so verderblichen Zwiste mit den Genuesern legte, welche durch ihn in ihrem Einflusse am Kaiserhofe beeinträchtigt zu werden fürchteten. Von hier setzte Roger de Flor nach Natolien über und drang, Sieg auf Sieg über die Türken erstreitend, bis zu der Grenze von Armenien vor. Dieser Erfolg verdroß die Griechen, namentlich den Kaisersohn Michael, der gegen den Glaubensfeind stets ohne Glück gekämpft hatte. „Denn über den Griechen waltet der Fluch des Herrn, drum kann ein jeder sie leicht besiegen. Das kommt vornehmlich von zwei Sünden her, die unter ihnen herrschen. Erstlich weil sie die hoffärtigsten Menschen in der Welt sind, denn es ist kein Volk, das sie achteten, als nur sich selber, und sie taugen doch nichts. Zum Zweiten, sie haben keinen Funken Menschenliebe im Herzen.“

Bald nach der Rückkehr von Asien erfuhr Roger, welchem der Titel eines Cäsar des Reichs und die Verwaltung von ganz Natolien und den Inseln Romaniens übertragen war, die List und Untreue der Griechen. Dem Rufe des Kaisersohnes Michael folgend, begab er sich von Gallipoli aus, wo er Berenguer de Rochafort als Befehlshaber über seine Mannschaft zurückließ, nach Adrianopel, wo er sammt seinen Begleitern heimtückisch erschlagen wurde. Alsbald umgaben die Catalanen Gallipoli mit Schanzen und mit dem größern Theile der Spanier bestieg Berenguer d'Entenza, nachdem er dem Kaiser den Absagebrief zugesandt hatte, einige Galeeren, um einen Rachezug nach Konstantinopel zu wagen. Im Begriff, mit reicher Beute heimzukehren, wurde der Arglose von genuesischen Galeeren überlistet und nach langer Gegenwehr mit seinem Gefolge gefangen. Nun war die Noth in Gallipoli groß, und in dem von Muntaner gehaltenen Kriegsrath erklärten sich Viele dafür, mit den noch gebliebenen Galeeren nach der Insel Metelino zu fahren und von dort aus den Kaiser zu bekriegen, während Andere in Gallipoli bleiben und wegen der gemordeten Genossen Rache nehmen wollten. Letzteres ging durch; man beschloß, auf Tod und Leben zu kämpfen und Jeden niederzustoßen, der anders sprechen werde. Deshalb versenkte man die letzten Galeeren, Muntaner ließ ein großes Banner des heil. Petrus auf den Hauptthurm der Stadt aufpflanzen und drei andere, mit dem Bilde von St.-Georg und den Wappen von Aragon und Sicilien anfertigen, die im Kampfe vorangetragen werden sollten. Dann stimmte man, mit Thränen in den Augen, den Lobgesang St.-Peter's an, übergab die drei Banner den Händen der tapfersten Ritter und zog den 22. Juni 1307 gegen 8000 feindliche Reiter aus, denen ein stattliches Heer von Fußknechten zur Seite stand.

„Kein Wunder war es, daß ihre Sünden und unser gutes Recht uns den Sieg gewannen“, setzt Muntaner hinzu, wenn er berichtet, daß die Seinigen nur einen Ritter und zwei Fußknechte eingebüßt, und andern Tages mehr als 6000 Reiter und 20,000 Fußknechte der Feinde (!) erschlagen gefunden hätten. „Das war der Zorn Gottes, der über sie kam!“

Bald darauf hörten die Männer in Gallipoli, daß Michael mit 17,000 Reitern und 100,000 Fußgängern von Adrianopel gegen sie ausgezogen sei. Damit der Muth der Catalanen nicht geschwächt werde, beschloß man, die Belagerung nicht abzuwarten. „In den Himmel konnten wir einmal nicht fliegen, auch nicht in die Hölle hinabsteigen, noch zur See davonschiffen“, sagt der Chronist. So eilte man dem Feinde entgegen und die Almugavaren erstritten den Sieg. Seitdem wagten sie sich in ihren Streifzügen bis zu den Thoren von Konstantinopel und scheuten den Kampf mit den berittenen alanischen Söldnern des Kaisers nicht. Bei dieser Gelegenheit erzählt Muntaner nach seiner anschaulichen Weise im 226. Cap. also:

„Ich muß doch ein Geschichtchen erzählen von einem Reiter und seiner Frau, die er retten wollte. Er ritt auf einem tüchtigen Pferde und sie auf einem andern; drei unserer Reiter setzten ihnen nach. Was meint ihr? Das Pferd der Frau ward müde und er schlug mit der flachen Klinge darauf; am Ende aber ward er doch eingeholt. Da er sah, daß sie ihm auf der Ferse waren und daß er seine Frau verlieren sollte, sprengte er ein wenig voran. Da stieß sie einen hellen Schrei aus; er kehrte zurück, umarmte und küßte sie, dann versetzte er ihr mit dem Säbel einen Hieb übern Hals, daß der Kopf zu Boden rollte. Darauf wendete er sich gegen unsere Reiter, die bereits das Pferd der Frau wegnahmen, und hieb dem einen dergestalt mit dem Säbel über den linken Arm, daß derselbe davonflog und der Reiter todt zu Boden stürzte. Wie die beiden andern das sahen, fielen sie über ihn her und er wehrte sich tapfer und wich nicht vom Leichnam seiner Frau, bis sie ihn in Stücke hieben. Daraus könnt ihr sehen, wie ein tapferer Reiter stirbt und wessen ein großer Schmerz fähig ist."

Während dieses Zuges war Muntaner, weil ihn das Loos getroffen, zum Schutze der Frauen, Kinder und Habe mit nur 200 zu Fuß und 20 Reitern in Gallipoli zurückgeblieben, gegen welches sich jetzt, vom Kaiser gewonnen, der Genuese Antonio Spinola mit seiner Galeerenflotte wandte. Da ließ Don Ramon die Mauern durch bewaffnete Frauen besetzen, fiel aus und erschlug den feindlichen Führer mit 600 der Seinigen. Endlich erschien im Namen Federigo's der Infant Fernando von Mallorca mit Galeeren; mit ihm kehrte Muntaner 1309 nach Sicilien zurück.

Nachdem der Chronist die Erzählung der Thaten und Leiden der Catalanen bis zum Jahre 1313 fortgeführt hat, wendet er sich (Cap. 245) plötzlich zu der Geschichte von Aragon zurück, die er beim Jahre 1304 wieder aufnimmt. Es sind meist Berichte über Kriege mit den Ungläubigen und den Wiederausbruch der Feindseligkeiten von Anjou-Neapel gegen den sicilianischen Zweig des aragonesischen Königshauses. Beim Jahre 1309 tritt Muntaner wieder handelnd auf, als Befehlshaber auf der Insel Gerba, in steter Fehde mit den Mauren.

So bewegt sich die Erzählung weiter bis 1328, immer gleich anmuthig und abwechselnd, bald über Sicilien und Neapel, bald über Morea, die berberische Küste, oder die Reiche von Aragon berichtend. 53.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über den Stand der Agricultur in Frankreich.

In Frankreich fängt seit einiger Zeit die Nationalökonomie oder die économie politique, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, wieder an alle Geister zu beschäftigen. Diese Sucht, nationalökonomischen Theorien nachzujagen, hat die unangenehme Folge, daß darüber die Agricultur und die andern Wissenschaften, welche die Grundlage dieser Disciplin bilden, zum Theil übersehen werden. Jeder Ackerbauer will sich jetzt in Erörterungen über die Nationalökonomie einlassen. Ja, wir haben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß mehre der Professoren am Conservatoire des arts et métiers zu Paris, denen es obliegt, über den Ackerbau und die damit in Verbindung stehenden Gewerbe vorzutragen, nicht selten ihren Gegenstand vernachlässigen, um sich in politischen Betrachtungen zu ergehen. Diese Bemerkung ist uns beim Titel eines Werks aufgestoßen, das nicht ohne Werth ist, aber das an mehr als einer Stelle unnöthig mit Brocken aus der politischen Ökonomie gespickt ist. Es heißt: „Notices économiques sur l'administration des richesses et la statistique agricole de la France", von M. Royer (Paris 1842). Der Titel, den der Verf. gewählt hat, ist etwas zu prahlerisch; denn wir erhalten im Grunde in dieser Schrift nichts als Bemerkungen zu der Übersicht über den Stand der Agricultur, der jährlich vom französischen Ministerium ausgegeben zu werden pflegt. Diese Bemerkungen sind zum Theil nicht ohne Interesse; aber der Verf. täuscht sich sehr, wenn er glaubt, den Werth seines Werks dadurch erhöht zu haben, daß er, statt sich innerhalb bestimmter Grenzen zu bewegen, bei jeder Gelegenheit einen Streifzug auf das abgetriebene Feld der économie politique macht.

Das Französische Institut hatte vor einigen Jahren eine Preisfrage über ein Universalalphabet ausgeschrieben, zu der ein von Volney ausgesetztes Capital verwandt werden sollte. Wir verdanken dieser Preisaufgabe ein recht interessantes Werk von Schleiermacher in Darmstadt in französischer Sprache, das von Silvestre de Sacy seiner Zeit im „Journal des savants" gewürdigt ward. Binnen kurzem werden wir nun ein anderes Werk erhalten, dessen Verf. sich um denselben Preis beworben hat. Es wird den Titel führen: „Alphabet universel inventé par M. de Brière et appliqué à cent langues du monde, ouvrage couronné en 1837 par l'Institut". Der Verf. dieser Bearbeitung hat noch ein anderes Werk ausgearbeitet, das gleichfalls bald erscheinen soll. Dasselbe heißt: „Cours sur les hiéroglyphes égyptiens et les religions anciennes comparées", und wird mehre Bände umfassen. 2.

Erklärung.

Den Beurtheilern meiner Übersetzung des „Cid" ist folgende Stelle meiner Vorrede anstößig gewesen: „Der gute Herder hat den Cid ‚besungen', d. h. weggelassen und zugesetzt, wie es ihm gefiel, und vom Charakter des Helden so wenig gelassen, daß kaum ein Mensch begreift, wie er die Mohren schlagen konnte." Ich glaube um so mehr hierüber eine Erklärung schuldig zu sein, als jene Beurtheiler, wenn sie sich an diese Stelle stießen, weniger die Offensive gegen meinen hartscheinenden Anspruch als die Defensive für Herder ergriffen haben.

Ich gehöre nicht zu jenen literarischen Sansculotten, die eine Freude daran haben, große Namen wohlverdienter Männer in den Staub zu ziehen, aber ich gehöre auch nicht zu Denjenigen, welche Leistungen, denen ein berühmter Mann als Autor vorsteht, sobald sie ihrer Natur nach in ein Feld gehören, wo sie abgesehen von dem Mittheilenden zu beurtheilen sind, blos um des Namens willen Gerechtigkeit oder vielmehr Nachsicht widerfahren lassen. Gesetzt, es erschiene in Frankreich von einem der berühmtesten Literaten eine Übersetzung unsers Nibelungenliedes ganz nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die Herder'sche Übersetzung des Cid — sicher wären dann die jetzigen Vertheidiger Herder's die Ersten, welche den Grundsatz festhielten: „an Poesien, welche dem Geiste eines hochherzigen Volkes zur Zeit seiner größten Thatkraft entsprungen sind, darf nun und nimmermehr etwas verändert werden, sei es in Haltung des Tones oder in Haltung der Form", und sich in noch weit härterm Tadel ergingen, als ich dies bei Gelegenheit des Herder'schen Cid gethan. Herder hat seinem sentimental-ästhetischen Zeitalter ut blandi Doctores Das in den Cid-Romanzen zu mildern gesucht, was etwa weniger verdaulich schien, und ist dadurch in der That dem Geiste des Originals zu nahe getreten. Ich denke nun, es ist nicht nur erlaubt, sondern selbst Pflicht, zur Ehre der Wahrheit Misgriffe dieser Art zu rügen, selbst wenn sie von Männern kommen, denen die größte Verehrung gebührt, und dies um so mehr in einem Falle, wo die Majorität von einem falschen Grundsatze beherrscht wird. Ich that dies und werde es thun, selbst auf die Gefahr hin, in meiner gerechten Absicht misverstanden zu werden.

Stuttgart, im März 1843.

F. M. Duttenhofer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 116. —— 26. April 1843.

Johann Keppler in Linz.

Man hat über Keppler's Aufenthalt und sein wissenschaftliches Wirken in Linz bisher fast nichts gewußt; auch trug man sich daselbst mit der Meinung, der große Brand von 1800 habe alle Documente, welche über ihn Aufschluß geben könnten, zerstört. Glücklicherweise verhält sich die Sache nicht ganz so. Nachforschungen des Herrn Ritters von Spaun im landständischen Archive zu Linz haben zur Auffindung von mehren Eingaben Keppler's an die Landstände von Oberöstreich geführt, die er selbst verfaßte und niederschrieb und wodurch über seine amtliche Stellung zu den Ständen, sowie über seine gelehrten Arbeiten während des Aufenthalts in Linz, unerwartet ein, diese Lücke in seiner Lebensgeschichte einigermaßen ausfüllendes Materiale gegeben ist. Wir benutzen die in der „Zeitschrift des Museum Francisco-Carolinum" daselbst unlängst erschienenen Mittheilungen über diesen Documentenfund zur nachstehenden Darstellung.

Die unruhigen Auftritte in Prag während der Besetzung dieser Stadt durch die Truppen des Erzherzogs Matthias, besonders aber das in der Nähe von Keppler's Wohnung vorgefallene Plündern und Morden, hatten seine Gattin in Wahnsinn gestürzt und ihren Tod herbeigeführt. In demselben Jahre, als sich dies zutrug, verlor der ohnedies Schwergebeugte auch drei seiner Kinder durch die Pockenseuche. Dazu kam, daß Keppler, obgleich von Kaiser Matthias als Hofastronom im Amte bestätigt, die schon unter Rudolf auf mehre Tausend Thaler aufgelaufenen Gehaltsrückstände nicht bezahlt bekam. Diese Umstände flößten ihm den Wunsch ein, Prag zu verlassen und einen andern Wohnsitz zu wählen. Da zu jener Zeit ein großer Theil der obderennsischen Stände protestantisch war, so mochte Keppler wol der richtigen Voraussicht sein, er würde in ihrem Dienste Schutz und Unterstützung finden. Sie waren ja seine Glaubensgenossen. Thatsächlich bot er in folgendem am 10. Juni 1611 von den Ständen empfangenen, eigenhändig verfaßten Gesuche denselben seine Dienste an. Es lautet:

Ehrwürdige, Wohlgeborene Herrn, auch Edle und gestrenge Herrn, gnädige Herrn, Euer Gnaden und Gunst, seien meine gehorsamste Dienst bevor. Demnach ich nunmehr in das zwölfte Jahr der röm. kaiserl. Majestät unseres allergnädigsten Herrn Hofstaat beigewohnt, in Hoffnung, das angefangene Werk Astronomiae restaurandae et Tabularum Rudolphi condendarum, zu welchem Ihre kaiserl. Majestät mich nach Abgang des vielberühmten Herrn Tychonis Brahae mit einem jährlichen Salario bestellt, förderlich zum End zu bringen; und aber diese ganze Zeit über sich allerhand Ungelegenheiten an ermeldetem Hofe ereignet, die mich nicht allein in Vollführung meines vorhabenden Werkes, sondern auch in Bestellung meines Hauswesens und schuldiger Vorsehung Weibs und Kinder schwerlich gehindert, solche auch täglich überhand nehmen ohne Hoffnung einiger mir fürträglichen Besserung; als bin ich endlich im Namen Gottes Willens worden, mich nach erlangter allergnädigsten Erlaubniß an einem ruhigern Ort dermalen häuslich niederzurichten und meine angefangenen Studia zu Ehren Ihrer kaiserl. Majestät und des ganzen Hauses Österreich hoffentlich mit besserer Beförderung zu vollführen.

Wann dann ich diese ganze Zeit über und auch zuvor, dazumal ich in einer Ehrsamen Landschaft in Steyer (Steiermark) Dienst gewesen, von nicht wenigen aus Euer Gnaden und Gunst Mittel Herrn und Ritter Stands allerhand gnädige affection gegen meine geringe Person gespürt; danebens in billige Erwägung ziehe, daß sonderlich dieser Orten viel adeliche Gemüther sich finden, welche nach dem hochlöblichen Exempel Ihrer Landesfürsten und Herrn von dem Haus Österreich, den mathematischen Künsten und Betrachtung der allerweisesten und zierlichsten Werke Gottes in Erschaffung Himmels und der Erde, hintangesetzt aller andern Kurzweil, vernünftiglich ergeben — als hätte ich zwar nicht geringe Zuneigung, da es zeitlicher Nahrung halber sein möchte, meine Wohnung und domicilium alhero (d. i. nach Linz) zu transferiren, und durch dieß Mittel meine vorhabende unter dem Schutz und zu Ehren des Hauses Österreich angefangene Werk also vollends innerhalb dessen Gebiets und Herrschaften, wie ziemlich, zu continuiren und zu enden. Hierumben und aus vernünftigem Rath meiner guten Freunde und Gönner, hab Euer Gnaden und Gunst ich hiermit bei fürfallender Gelegenheit meiner Ankunft allhier, meine unterthänigsten Dienste in studiis mathematicis, Philosophicis et Historicis, in welchen ich mich bisher geübt, und durch öffentlich ausgegangene Bücher unterschiedliche demonstrationes gethan, gehorsamlich anbieten wollen; nicht zweifelnd, weil solche meine studia weitläufig werden, Euer Gnaden und Gunst sich nicht allein derohalben zu des Landes Nutzen hochvernünftiglich zu gebrauchen wissen, sondern auch für einen Ruhm halten, das patrocinium und die Beförderung meines erstgemeldten Hauptwerkes tabularum Rudolphi zu unterthänigsten Ehre des Hauses Österreichs auf sich zu nehmen und demnach mir eine billige jährliche Bestallung machen. Wie ich eine solche, so auch alle andere vorhergegangene Gnaden und Gutthaten mit getreuestem Fleiße in denen mir aufgetragenen Verrichtungen und künftig mit aufrichtiger deutscher Redlichkeit nach meiner geringen Möglichkeit dankbarlich und gehorsamlich zu erkennen und zu beschulden Willens wäre.

Euer Gnaden und Gunst mich hiermit zu ehester gnädiger resolution gehorsamstlich empfehlend, Euer Gnaden und Gunst

unterthäniger gehorsamer der kaiserl. königl. Majestät Mathematicus Johann Keppler.

Aus diesem sauber und leserlich eigenhändig geschriebenen Gesuche Keppler's geht hervor, daß nicht die Stände Oberöstreichs ihm Dienstanträge machten, sondern er ihnen, und daß er bereits vor dem 10. Juni 1611, dem Empfangsdatum dieses Gesuchs, in Linz angekommen war und sich daselbst seßhaft gemacht hatte. Wohnung nahm er in der Lederergasse, einer ziemlich schmalen und eben nicht hellen Straße. Die Stände nahmen Keppler mit 400 Fl. Gehalt in ihre Dienste auf, und obgleich der Bescheid auf obiges Gesuch sich nicht vorfindet, so fand sich dagegen eine Anweisung an das ständische Einnehmeramt von 100 Fl. vom 14. Juni 1611 datirt, welche, wie es darin heißt, „dem Joanni Kepplero, den die löblichen Stände in ihre Dienste aufgenommen, zur Hierherbringung seines Weibs (von dessen Ableben die Stände nichts scheinen gewußt zu haben), Kinder und Hausraths als Reisekosten-Beitrag geschenkt wurden". Wahrscheinlich fällt der Beschluß, Keppler als ständischen Mathematicus anzustellen, mit dieser Schenkung auf den Tag zusammen, und jedenfalls gewiß zwischen den 10. und 14. Juni 1611.

Keppler schritt zwei Jahre nach erhaltenem Amte zur zweiten Ehe mit Susanna Reuttinger, Tochter eines Bürgers von Eferding. Vor seiner Vermählung machte er den Ständen in nachstehendem gleichfalls eigenhändig verfaßten Schreiben vom 25. Juli 1613 davon, sowie von seiner Reise nach Regensburg zum Reichstage, Anzeige. Er sagt darin in letzterer Beziehung:

Euer Gnaden berichte ich gehorsamlich, daß Ihre kaiserl. königl. Majestät durch den Obersten Kämmerer mir die allergnädigste Meinung anzeigen lassen, daß ich nämlich anjezo mit dem Hofstaat mich nach Regensburg begeben solle, in maßen mir dann als einem Jeden Mitreisenden auch vier Monat an meiner kaiserlichen Besoldung ausgezahlt werden. Weil dann diese Reise zur Zierung meiner Profession dient, indem Ihre kaiserl Majestät in Dero Ausschreiben des Reichstags unter Anderm auch der Ungleichheit der Zeiten und Festtäge gedacht, dahero wie hievor also auch vermuthlich jezo allerhand Nachfragen wegen des Kalenderwesens fürfallen möchten, nebens aber ich nicht allein meine von einer löblichen Landschaft anbefohlene Studia auch alldorten zu Regensburg für mich selbst und durch meinen studiosum zu continuiren Gelegenheit habe, sondern auch denen Herrn und Landleuten (Landständen) oder junger Herrschaft, so aus dieser Provinz mit Ihrer Majestät Hofstaat nach Regensburg kommen und allda sich aufhalten möchten, nach jedes Gelegenheit und Begehrn mit meinen Studien und in andrem Weg gehorsamlich und möglichen Fleiß zu dienen erbötig bin, also gelangt an Euer Gnaden mein gehorsamstes Bitten, die wollen Ihnen diesen Absatz nicht zuwider seyn lassen, wie ich dann mit ersten Ihrer kaiserl. Majestät allergnädigsten Erlaubniß mich allhier bei E. E. Landschaft Diensten und hinterlassenen Kindern wieder einstellen will.

Die Protestanten nahmen, wie bekannt, den verbesserten Gregorianischen Kalender nicht an und beharrten auch auf dem Reichstage zu Regensburg bei dieser Weigerung, obgleich Keppler in einer eigenen Schrift die unumgängliche Nothwendigkeit des Beitritts dargethan hatte. Von Regensburg im Monate October 1613 zurückgekehrt, schritt Keppler zur Vermählung mit seiner zweiten Frau. Er lud die Landstände mit einer Zuschrift zur Hochzeit. Aus ihrer Antwort vom 29. October 1613 erhellet, daß Susanna, seine Braut, die Tochter Hanns Reutinger's, Bürgers zu Eferding, und Barbara, seiner Hausfrau, war, daß sie frühzeitig Waise geworden, aber bis zum Alter von 12 Jahren unter der Leitung der edeln Frau Elisabeth von Starhemberg, geborene Ungnadin, Freiin zu Sonnegg, in Eferding stand. Die Trauung daselbst war auf den 30. October Mittags 12 Uhr festgesetzt und die Hochzeit wurde im Gasthause zum goldenen „Leuen" gefeiert. Die ehrsame Landschaft drückt in besagtem noch vorhandenen Schreiben für Keppler große Zuneigung und Werthschätzung aus, und lehnt zwar die Einladung zur Hochzeit ab, beschenkt ihn aber mit einem Trinkgeschirr von 40—50 Fl. Werths, welches das ständische Einnehmeramt dem Bräutigam zuzustellen den Auftrag hatte; auch überläßt sie ihm die Wahl einer ihm angenehmen Person, welche die gesammte Landschaft bei der Hochzeit repräsentiren sollte. Aus diesem Verhalten der obderennsischen Stände geht hervor, daß Keppler bei ihnen in hoher Achtung stand und sich mannichfacher Auszeichnung zu erfreuen hatte. Er nützte dem Lande aber auch wesentlich, denn sein Aufenthalt in Linz zog viele Studirende herbei und mag selbst Anlaß zur Anlegung einer Druckerei in dieser Stadt gegeben haben, denn das erste von dort ausgegangene Druckwerk ist Keppler's Stereometrie vom J. 1610. Er war als Professor der Mathematik an der Landschaftsschule in Linz angestellt, doch blieb seine Hauptbeschäftigung das Zustandebringen der Rudolfinischen Tafeln. Die Stände verlangten aber zugleich von ihm die Herstellung der Landesmappe von Oberöstreich, mit den Verbesserungen, welche er seit 1614 an den ältern Arbeiten dieser Art vorgenommen hatte, nicht sich begnügend. Sie scheinen mehrmals darauf gedrungen zu haben, bis endlich Keppler, von der Unthunlichkeit, beide Arbeiten zugleich zu Stande zu bringen, besser überzeugt als sie, einen umständlichen Bericht als Gegenerklärung ihrer Antragstellung eingab. Auch dieses Document hat sich im ständischen Archive vorgefunden, und ward von der „Zeitschrift des Museum" auszugsweise wie folgt mitgetheilt:

Von den Tabulis Rudolphi. *)

Euer Gnaden werden selber wissen, oder von andern Mathematicis berichtet seyn, daß in re literaria die Tabulae astronomicae ein wohlbedächtiges Hauptwerk seyn müssen, und gar nicht wie eine Comödie über Nacht anzustellen oder wie ein poema aus bloßen Einfällen bestehe, oder wie ein Commentarius super Aristotelem aus dem Ärmel zu schütten: sondern man sich viele Jahre lang zu besinnen und mit observationibus und calculationibus zu bemühen habe, will man die Rechnung also verfassen, daß sie auf viele hundert, ja tausend Jahre hinter sich und für sich gelten soll. Copernikus hat 27 Jahre zugebracht, ehe er sein opus revolutionum und tabulas ans Licht

*) Keppler theilte seine Vorstellung in zwei Theile und handelte zunächst von den Rudolfinischen Tafeln, dann von den Landmappen. Er spricht mit Laune, wie derjenige Sachkundige, welcher nach langem Schweigen sich herabläßt, den Unwissenden zu belehren, doch ist der Grundton seiner Sprache offenbar der unter der Maske des Witzes verborgene Mißmuth.

gebracht. An den tabulis Rudolphi hat Tycho Brahe allbereits 38 Jahr, nämlich bis in seine Gruben und zwar jederzeit mit Hülfe von 10, 20, 30 Studiosorum gearbeitet. Seine Verrichtung ist diese. Erstlich hat er das Werk mit observationibus (welche gleichsam unser Zeug, Stein und Holz zum Gebäude sind) überflüssig versehen; fürs Andere die fixas stellas über Tausend ausgerechnet, und jedem Stern seinen Ort, weil er denselben jederzeit behält, aufgezeichnet. Drittens hat er an den Planeten, welche wegen ihrer vielfältigen, verwirrten Bewegung das meiste Kopfbrechen verursachen, auch angefangen und bei Sonn und Mond überhaupt das Seinige gethan und den Bau an dieser Seite aufgeschlagen.

Die übrigen fünf Planeten, nicht weniger an Sonn und Mond so viel und mehr dann ich oder er jemals gemeint haben, sind mir geblieben.

An der Sonne, als dem Eckstein und Grundveste zu allen Planeten und an dem Planeten Marte habe ich 9 Jahr gearbeitet, da ich noch ziemliche Hülfe von tauglichen studiosis gehabt, bis ich meine Commentaria de Marte ans Licht gebracht.

Derjenige gelehrte Mathematicus David Fabricius, der mich vor einigen Jahren wegen meines langen Verzugs stark angezapft und je vermeint, er wolle mit seinen tabulis fertig sein, der zieht dies Jahr die Schnauppen wieder ein, und meldet, daß sich bei den Sonnenfinsternissen noch ein anderer merklicher defectus finde, der bis daher noch unerörtert geblieben; ist gewißlich wohl an den rechten Knopf kommen.

Demnach mir aber die kaiserl. Besoldung, nicht allein was Kaiser Rudolph hochseel. Gedenkens mir bei der Schlesischen Kammer und Reichspfennig-Amt Augsburg anweisen, die jetzt regierende kaiserl. Majestät aber confirmiren lassen, sondern auch was höchst ermeldte kaiserl. Majestät mir allhier im Mauthamt jährlich assignirt, ganz und gar aussenbleibt, also daß man mir auch der Schuldigkeit am Mauthamt nicht geständig; also vermag ich wahrlich keinen tauglichen Magistrum oder studiosum, der mir mehrere Hülfe (leistete), nicht zu unterhalten, und liegt nicht allein die speculation und invention, sondern auch die deduction und calculation der observationum (ist unsere Steinmetz- und Zimmerarbeit) ferners nicht allein die concipirung des Textes sondern auch calculatio tabularum taediosissima et longissima, ja sogar die Abschrift auch Abreißung der Figuren aufs Holz und endlich die vielfältige Correctur im Druck, neben der letzten mir sonst sehr angenehmen Correctur und Veränderung des Textes, alles mir allein ob dem Hals.

Zu geschweigen die vielfältige Bekümmerniß wegen meines sogar verbleibenden Ausstandes, wodurch meine Kinder um ihr mütterliches gebracht werden und zu dessen Compensation nichts väterliches zu erwarten haben: mit welchen schwermüthigen Gedanken und allerhand Anschlägen mir viel Zeit hingeht; also daß ich endlich, weil je in meinem Abwesen von Hof kein Solicitator sich meiner annehmen will, die löblichen Stände nothwendig um Hülf und gleichsam um die Curatel dieser Hofschuld unterthänig flehentlich ersucht werden müssen, weil sonderlich sie on Kaiser Rudolpho zur Beförderung der tabularum Rudolphi emeint und hergerührt.

Nichtsdestoweniger, und wenn ich nur allein diesen Somer aus mit gesundem Leib zu Haus zu bleiben hätte, wollte h in Hoffnung stehen, wegen der tabularum Rudolphi folende doppelte demonstration (eine in speculatione, die andere praxi) zu thun. Endlich in speculatione hätte ich ein Epiomen astronomiae Copernicanae verhofft und beinahe zu End ebracht, also daß solches Werk durch den hiesigen Drucker und urch Hansens Krugers von Augsburg Verlag in meiner Geenwart gar wohl ausgefertigt und gedruckt werden möge. In iesem Werk werden die Fundamenta Tabularum Rudolphi klärt. Ein Muster des Drucks hier liegend.

Fürs Andere in praxi wäre ich nunmehr soweit mit den abulis fertig, daß ich gar wohl ein Ephemerida in annum 1617 eraus rechnen auch zu contentirung etlicher Herren und Landute ein Calendarium und Prognosticum, darauf ein sonderlich Dringen, beifügen könnte, zweifle aber, ob es allhier gedruckt werden möchte, sonderlich die Ephemeris.

Dieses interessante Actenstück ist wol ein erwünschter Beleg zur Geschichte der Rudolfinischen Tafeln. Was die von Keppler beklagten Geldrückstände anbelangt, so mochten sie allerdings sehr bedeutend sein, denn in einem Schreiben des Rectors der Landschaftsschule zu Linz, Johann Memhard's, an seinen Freund Bernegger in Strasburg vom 16. October 1611 werden sie damals schon auf 5000 Thaler angegeben. Bedenkt man übrigens die damaligen wirren Zeitverhältnisse, so wird es wol begreiflich, wie bei dem besten Willen des Kaisers diese Zahlungen nicht fließend werden konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Vorarbeiten zur römischen Geschichte, von L. O. Bröcker. Erster Band. Tübingen, Fues. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Sollte in kurzer Frist nach Abdruck gegenwärtigen Berichts ein zweiter Band dieser „Vorarbeiten“ erscheinen, so würde Ref. sich allerdings lebhafte Vorwürfe machen, nicht zeitig genug gethan zu haben, was vielleicht hätte beitragen können, die Fortsetzung eines so ganz berufslos unternommenen Werks zu hindern. Den Leser in den Stand zu setzen, die Wahrheit der harten Behauptung selbst zu ermessen, dies wird nicht schwer fallen.

Am Schlusse des Werks (S. 211—212) finden sich unter der Überschrift „Eine Frage an juristische Leser“ gewisse Vermuthungen über die judicia legitima aufgestellt, nach welchen die Schrift mit den Worten schließt: „Liegt in meinen Vermuthungen etwas Widersinniges, so bitte ich den Kundigen es damit zu entschuldigen, daß ich mich bisher aus Mangel an Zeit mit dem römischen Rechtswesen noch nicht genug befassen konnte.“ Dann war aber jedenfalls Hr. Bröcker auch noch nicht berufen Vorarbeitrn über römische Geschichte drucken zu lassen. Was in Nr. 299—301 d. Bl. f. 1841 in der Anzeige des ersten Bandes der „römischen Geschichte“ Peter v. Kobbe's über die Wichtigkeit des römischen Rechts und dessen Bedeutung in Hinsicht auf die Geschichte Roms gesagt ward, das kann Hrn. Bröcker und Jedem, der mit ihm auf gleicher Stufe der Einsicht stehet, belehren, daß der Glaube, ohne Kenntniß, und mehr noch, ohne Verständniß des römischen Rechts, lasse sich über Roms Geschichte schreiben, völlig gleich steht der Anmaßung, über französische mittelalterliche Poesie zu berichten, ohne sich den Geist der Chevalerie zur Anschauung gebracht zu haben. So himmelweit die Objecte dieses Vergleiches auseinander liegen, so treffend ist die Vergleichung selbst. Indeß, Ref. will mit sich handeln lassen und zugeben, daß eine Schrift zwar des materiellen Werthes ermangeln könne, weil es dem Verf. an der allernöthigsten Vorkenntniß gebrach, dennoch aber die Möglichkeit eines formellen Werthes übrig bleibt. Denn für den gewählten Zweck unausreichend vorhandene Hülfsmittel lassen sich um nichts weniger mit so viel Geist und Scharfsinn handhaben, daß die Arbeit anregend und bildend auf den Leser zu wirken vermag. Vermöchte dies aber wol eine Methode, oder vielmehr Unmethode, welche — man vergleiche nur das Inhaltsverzeichniß — alles in vereinzelte Tractätchen zerreißt, vermöchten dies Forschungen über älteste römische Geschichte, die nicht vor allen Dingen eine genaue Kritik der Quellen an die Spitze stellen, um deren Unzuverlässigkeiten, ja Unglaublichkeiten und offenbare Widersprüche scharf hervorzuheben, nicht hiernächst irgendwelche als unbestreitbare, wenn auch nur nach subjectivem Ermessen angenommene Momente ermitteln, eine in diesen ausgeprägte Idee des Römerthums uns objectiviren, von diesem Standpunkte aus das verworrene Material ordnen und auf solche Weise Zusammenhang und Einheit in das scheinbar unauflöslich sich widersprechende Mannich-

faltige zu bringen versuchen? Hätte vielleicht Hr. Bröcker eine Idee des Römerthums und seiner Geschichte in der Vorrede entwickelt? Wenigstens der Versuch dazu, könnte man glauben, sei dort gemacht worden, denn hinter der 47 Seiten langen Vorrede wird von derselben in dem Inhaltsverzeichnisse gesagt, sie „enthalte den Schlüssel zum Werke". Wenig Gutes aber läßt von einer Vorrede sich erwarten, welche mit den Worten (S. L) schließt: „Die Vorrede ist, besonders gegen das Ende hin so vielfach erst während des Drucks geändert, daß die Gedankenfolge zuweilen zerstückt ist — am liebsten hätte ich den — wie nenne ich's? philosophischen Theil der Vorrede gar nicht geschrieben und zwar nur deshalb, weil ich mich zu so Etwas noch nicht reif weiß."

Das ist stark, so stark, daß die Leser dem Ref. wol auf das Wort glauben, wenn er versichert, auch die Vorrede enthalte nicht das Gewünschte. Welches Machwerk dieselbe sei, nur noch ein paar Belege. S. IX liest man die Behauptung: „Eine Thatsache kann nicht unmöglich sein." Darunter steht in einer Note: „Das hier Gemeinte sollte anders ausgedrückt sein." Hat man bis S. XLI gelesen, so stößt man auf einen Endstrich und dann geht es unter dem Datum „am 18. Nov." des weitern fort in einem Schreibsal, das mit folgendem Eingang anhebt: „Das Meiste etwa 15 Tage später. Endlich fasse ich an einen Lebensknoten meiner Gedanken! Das Flattern vieler Gedanken endet und die Zaghaftigkeit des Urtheils entweicht! Die augenblickliche Wichtigkeit gelehrter Beschäftigung mit dem Alterthume beruht zum Theil darauf, daß gerade jetzt auch bei ihr um die entscheidende, letzte Vorfrage für fast alle Lebensfragen der drei letzten Jahrhunderte gerungen wird: um die letzten Erkenntnißquellen im einzelnen Falle. Ein Urtheil entsteht nur dann, wenn die Vernunft einen Gegenstand berührt. Es kann nur dann richtig sein, wenn die Vernunft vernünftig und der Gegenstand von ihr erkannt ist. Daher sind die zwei Voraussetzungen, unter denen allein die Vernunft ein nicht blos zufällig richtiges Urtheil liefert: Vernünftigkeit der Vernunft, Kenntniß des zu beurtheilenden Gegenstandes." Gott gebe, daß Hrn. Bröcker's Vernunft bald vernünftig werde. Erst dann ist er berufen, gegen Niebuhr in die Schranken zu treten. Seine Polemik gegen diesen enthält manche richtige Bemerkung, z. B. S. V: „Niebuhr bemerkt I, 350, es hätte dem Geist der Aristokratie schnurgerade widersprochen, wenn die Clienten in den Curien gestimmt hätten. Was enthält die Behauptung: ‚Dies oder Jenes widerspricht dem Geiste einer Einrichtung?' Doch wol nur Folgendes: wenn sich die fragliche Einrichtung frei und ungehindert entwickelt, so wird sie Dies oder Jenes nicht zur Folge haben. Darnach ist also im gegebenen Falle durch den Beweis: Dies oder Jenes widerspricht dem Geiste der fraglichen Einrichtung, noch nicht bewiesen, daß es nicht stattgefunden habe. Um dies zu beweisen, müßte man vorerst nachweisen, daß sich die fragliche Einrichtung wirklich in der fraglichen Hinsicht frei und ungehindert entwickelt habe." Es beweist dies nur, wie viele und leichtzuentdeckende Blößen dessen berühmtes Werk bietet. Es kann aber ein trefflicher Mann Irrthümer und Unrichtigkeiten sich haben zu schulden kommen lassen, die durchschnittlich genommen ein Jeder wahrzunehmen vermag, ohne daß darum ein Jeder befugt ist, sich gegen ihn zu spreizen und zu brüsten. Hr. Bröcker gehört zu Denjenigen, die dazu höchst unbefugt sind.

34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Giraudeau de Saint-Gervais.

Man hat mehren berühmten deutschen Ärzten vorgeworfen, daß sie eine belletristische Bildung hätten. Wir wissen nicht, inwiefern dies gegründet ist und ob es überhaupt ein Vorwurf genannt werden kann. In Frankreich wenigstens wird man es einem Arzte nicht verargen, wenn er mit derselben Feder, mit der er ein Recept aufgesetzt hat, die Eingebungen seiner Muse niederschreibt. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß solche Mediciner, die den schönen Wissenschaften opfern, nur zu oft ihre eigene Kunst zu sehr aus dem Auge lassen und leicht ihren Werken einen Anstrich von Charlatanismus geben. Dies scheint uns bei Jean Giraudeau, der sich de Saint-Gervais nannte, weil er in der kleinen Stadt dieses Namens geboren ist, der Fall zu sein. Wir wollen nicht den Stab über seine wissenschaftlichen Leistungen brechen, obgleich sein „Traité des maladies de la peau" (1841) und sein „Traité des maladies syphilitiques" (1838) mannichfach angefochten sind. Aber wir finden, daß sich in allen seinen Schriften die Sucht, zu glänzen und einen schönen Stil zu entfalten, und der Anspruch, für einen ästhetischen Kopf zu gelten, fast auf jeder Seite geltend macht. Am unangenehmsten stellt sich dies namentlich in der Beschreibung einer Reise heraus, die er im J. 1833 nach dem Oriente unternommen hat. Dies Buch, von dem man sagen kann, daß das Neue darin nicht gut und das Gute nicht neu ist, führt den Titel: „L'Italie, la Sicile, Malte, la Grèce et la Turquie ou Souvenirs de voyage historiques et anecdotiques." Giraudeau hat sich besonders noch durch seinen Commentar zu Barthélemy's sonderbarem Gedichte über die Syphilis bekannt gemacht (1841). Wir nennen dasselbe sonderbar, mehr um der Wahl des Stoffs als um der Behandlung willen. Barthélemy, der talentvolle Dichter der „Némesis", war, als er sich von seinem poetischen Zwillingsbruder losgesagt und für ein beträchtliches Handgeld der Regierung in die Arme geworfen hatte, um einen Gegenstand für seine Poesie in Verlegenheit. So kam er, nachdem er den Virgil in französische Verse übertragen hatte, auf den Gedanken, die Syphilis zu besingen. Hierbei konnte er sich wenigstens nicht compromittiren. Nachdem er das Gedicht ausgearbeitet hatte, ließ Barthélemy durch Giraudeau die wissenschaftlichen Anspielungen und die technischen Ausdrücke, von denen das Werk wimmelt, in einem ausführlichen Commentar, der nicht ohne Interesse ist, erklären. Giraudeau ist der Eigenthümer und Herausgeber des ausgezeichneten „Atlas des départements", dessen Zeichnungen von Alexis Donnet, Frémin, Monin, Levasseur u. A. entworfen sind. Gegenwärtig soll er mit der Abfassung eines „Précis de l'histoire du Poitou" beschäftigt sein.

Die französischen Colonien.

Die Bibliographie des Colonienwesens ist im steten Steigen begriffen. Wir haben kürzlich mehre der in dieses Gebiet einschlagenden Werke zusammengestellt und doch könnten wir jetzt schon wieder eine neue Liste entwerfen. Kein Mensch will in Frankreich Hand anlegen, den Colonien einen neuen Aufschwung zu geben, aber dafür hält sich Jedermann für berechtigt, über die wichtige Coloniefrage, die hoffentlich in dieser Session der Kammern endlich zur Sprache kommen wird, zu schreiben. Wir wollen aus der großen Menge von Schriften, die ganz kürzlich wieder über das Colonienwesen vom Stapel gelaufen sind, nur die bedeutendsten ausheben. Wir zählen dazu erstens ein Werk, welches den Titel führt: „De la Martinique en 1842 par le comte de la *Cornillère*" (Paris 1843). Der Verf., der, wenn wir nicht irren, selbst bedeutende überseeische Besitzungen hat, theilt uns seine Reiseeindrücke mit. Sein Werk unterscheidet sich indessen vortheilhaft von den unzähligen oberflächlichen Reisetagebüchern, mit denen wir Jahr aus Jahr ein überschwemmt werden. Hr. von Cornillère ist ein guter Beobachter und seine Vorschläge sind durchaus praktisch. Beachtenswerth ist der Commentar, den der Deputirte Jollivet zum Bericht erscheinen läßt, in dem das englische Ministerium den Zustand des Colonienwesens schildert. Diese gehaltreiche Broschüre führt den Titel: „Enquête parlementaire sur les colonies anglaises, publiée en septembre 1842. Analyse de l'enquête par M. *Jollivet*" (Paris 1843).

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 117. —— 27. April 1843.

Johann Keppler in Linz.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Keppler geht nach obiger Auseinandersetzung über die Rudolfinischen Tafeln zu der ständischen Anfoderung, die Landesmappe von Oberöstreich zu bearbeiten, über und gibt den zweiten Theil seiner Vorstellung die Überschrift:

Bericht von der Landmappa.

Diese drei Jahr her sonderlich anno 1614 im Herbst hab ich einen Versuch gethan, und so viel befunden, daß zum allerfördersten mir eine gemessene schriftliche instruction was bei Verbesserung der Mappa mein vornehmster Zweck seyn soll, vonnöthen seyn wolle.

Nun sind am Tag (bestehend) Wolgangi Lazii mappa totius Austriae mit den steyerischen, kärnthnischen, salzburgischen, baierischen und böhmischen confinen, Gerhardi Mercatoris Styria und Episcopatus Salisburgensis mit den obderennsischen confinen, Petri Apiani Bavaria auch mit den obderennsischen confinen, Augusti Hirsvogels Land ob der Enns, verfaßt anno 1542 gestochen zu Andorff 1583. In diesen Mappen finden sich erstlich viel Fälschungen der Namen. Darnach ist Lazii tabula zwar klein, begreift aber viel Örter, Mercator und Apianus haben nur etliche Stücke vom Lande ob der Enns, Hirsvogel ist ziemlich weitläufig aber unproportionirlich.

Hier ist nun mein Frag, was dann mehreres zu prästiren seyn werde, denn die jetzt ermeldte prästirt haben? Weitläufiger und größer, auch zum Theil proportionirlicher kann die mappa wohl gemacht und die Namen corrigirt werden, auch zu Haus, wann ich schon nicht reise, sondern nur die Boten und Bauern oder jedes Orts Innwoner allhier ausfrage, dann also sind die Mappen bis dato gemacht worden; hernach könnte eine solche mappa einem berühmten Kupferstecher zugeschickt oder vielmehr irrer allher erfordert werden. *)

So aber der löblichen Stände Meinung diese wäre, daß ich aller Orten selber den Augenschein einnehmen, der mappa ihre eigentliche proportion geben, nichts übergehen, sonderlich die confinen und was sonst für antiquitaeten oder denkwürdige Sachen anzutreffen, wohl anerkennen soll, in maßen Apianus Bavariam verfasset, da gehört wahrlich Zeit, Mühe und Unkosten dazu. Apianus hat mit Bavaria acht Jahre zugebracht, in 6000 Fl. verzehrt, ist gleichwohl nicht aller Orten in der Person gewesen.

Und hab ich mich gemeiniglich an jedem Ort, da es eine Kirch, Meßner und Aigen hat, einen Tag zu säumen gehabt, bis ich die Kirche besehen, einen erfahrenen Innwohner bekommen, ihn um die Gelegenheit der umliegenden Orten genugsam ausgefragt. Keiner hat mir nichts vergebens gethan, sondern so lang Antwort geben als er zu trinken gehabt, oder sonst nicht unwillig oder betäubt worden ist.

Daneben hab ich überall sowohl in Märkten und Dörfern, da ich Nachfrag gepflogen, als auch auf Feldern und Bergen, da ich mein Absehen gerichtet oder den Wassern nachgegangen, und auf ungewöhnliche Pfade kommen, viel Zuredstellungen und drohliche Anstöße von unerfahrenen, groben, argwöhnischen Bauern erleiden müssen, und würden sich ohne Zweifel viel mehr auf den Gränzen gefunden haben.

Hieraus leichtlich zu ersehen, daß ich ohne einen vertrauten Boten oder tapfern Diener, der Schreibens kundig, einen Fuhrmann zu meinem Bläßel (Falben) und ohne Begleitung eines jeden Orts Amtmann oder Jägers oder guten bekannten Bauers nichts Fruchtbarliches werde verrichten können.

Darauf E. Ehren den Überschlag des Unkostens oder Lieferung (die mir in meiner Bestallung zugesagt ist) auch was sie sonsten für nothwendig ansieht, leichtlich zu machen habe.

Nach dieser Erörterung überläßt Keppler zum Schlusse den Ständen die Entscheidung, mit welchem dieser beiden Werke — den Rudolfinischen Tafeln oder der Landesmappe — er im Sommer 1616 sich beschäftigen solle. Hierüber erhielt er folgenden, diesem Berichte indorsirten Bescheid:

Dem Supplicanten wird hiemit anbefohlen, er soll alles, was er bisher gearbeitet, zusammenrichten und denen Herrn Verordneten übergeben, damit sie solches den löblichen Ständen um derselben resolution, was er künftig weiter fürnehmen soll, fürbringen können.

So war denn der größte Gelehrte seines Jahrhunderts, der Mann der Wissenschaft im engsten Sinne, in der drückenden Lage, Vorschrift in Hinsicht auf den Gegenstand seiner schöpferischen Productivität annehmen zu müssen! Dazu verpflichtete ihn seine Dienstinstruction ausdrücklich, inwiefern nämlich von Verfertigung der Landmappen darin die Rede ist. Diese untergeordnete Leistung, der sich Keppler zwar nicht unterziehen wollte, die er aber wahrlich nicht der Vollendung der Rudolfinischen Tafeln vorziehen konnte, war dagegen den Ständen von besonderer Wichtigkeit. Nehmen wir an, daß es deren auch gegeben haben mag, die in jener Zeit der Aufregung und Leidenschaftlichkeit dem Protestanten Keppler nicht geneigt waren, so erklärt es sich um so mehr, weshalb man so sehr wegen der Mappenverfertigung in ihn drang. Als ein wahrhaft glücklicher Zufall erscheint dessenungeachtet der endliche Beschluß der Stände: Keppler möge sich mit der Fortsetzung der Rudolfinischen Tafeln beschäftigen, und die Übertragung der andern Arbeit an ihren Ingenieur Abraham Holzwurm, der sich derselben

*) Wie also zu Anfang der Buchdruckerkunst die Drucker vermuthlich herbeigerufen, oder auch auf Wanderung kamen und wieder abzogen, so machten es noch die Kupferstecher zu Keppler's Zeit.

binnen zwei Jahren entledigte. Seine Karte wurde von den Ständen Keppler blos zur Prüfung zugestellt. Darüber erstattete er ihnen einen gleichfalls noch vorhandenen eigenhändigen Bericht. Diese Karte, sowie jene von Hirschvogel und Lazius, welche Keppler verbessert hatte, fehlen. Sein Gutachten über Holzwurm's Arbeit richtete er nach fünf Fragepunkten ein: 1) ob die Orte wohl eingetragen; 2) ob die gradus longitudinis et latitudinis recht gegeben; 3) ob Flüsse und Berge wohl proportionirt; 4) ob die Mappe groß und weitläufig genug und 5) ob sie rein gerissen und illuminirt sei? Er äußert seine Zufriedenheit damit, löbt den Fleiß und die Geschicklichkeit des Verf. ungemein und beklagt den Tod des ältern Holzwurm, den er einen „ausbündigen Meister in der Kunst preist, den Abriß und die Malerei zu verfertigen". Am Schlusse seiner Relation lehnt er den ihm vermuthlich gemachten Vorwurf, dieser Arbeit sich entzogen zu haben, mit folgenden Worten ab:

Obgleich ich vor zwei Jahren her aus berührten Ursachen mich um die Mappen weiter nichts angenommen, auch noch nicht einbringe, solches jedoch nicht dahin auszudeuten, als begehre ich fürsetzlich wider diesen Punkt meiner Bestallung zu handeln, und allein meines Willens, den blossen astronomicis obzuliegen, sondern wann und so oft eine löbliche Landschaft mir gegen versprochene Lieferung und Ertheilung Patents (so mir noch nie zugestellet worden) dieses Werk wieder aufträgt, darin entweder per intervalla temporum wegen Mitfortheilung meiner mathematischen editionum oder auch unausgesetzlich bis zu End fortzufahren, sonderlich aber, so etwa die Beschreibung der Gränzen oder sonst des Landes unumgängliche Nothdurft meinen speculationibus vorzuziehen, ja auch auf einem andern von mir privatim vorgeschlagenen Wege, so oft einer aus den Herrn und Landleuten, welche die Landgerichte inne haben, zur Eintragung desselben in die Mappen auf seine Unkosten meiner begehrt, weiß ich mich jedesmal mit schuldigem Gehorsam zu erweisen.

In den ständischen Annalen finden sich mehre Urlaubsbewilligungen für Reisen nach Prag, welche Keppler, berufen „durch den obersten Kämmeret, auf Seiner Majestät Befehl" dahin machen mußte. Er ward also auch nach seiner Anstellung bei den Ständen Oberöstreichs noch im Hofdienste behalten. Diese Berufungen gaben ihm freilich Gelegenheit, seine Gehaltrückstände persönlich zu reclamiren, was er gewiß mit desto größerm Nachdruck gethan haben wird, als seine zweite Frau ihn mit sieben Kindern beschenkt hatte, allein er richtete dessenungeachtet nichts aus und mußte sich mit Vertröstungen begnügen.

Wie bekannt, war ihm 1618 zu Linz die Auffindung seines berühmten dritten Gesetzes und 1624 ebendaselbst die Beendigung der Rudolfinischen Tafeln gelungen, deren Druck gleichfalls in Linz begann, nachdem ihm Kaiser Ferdinand II., zu welchem er sich dieserwegen nach Prag begeben hatte, eine Anweisung von 6000 Fl. auf die Reichsstädte Nürnberg, Memmingen und Kempten hatte ausstellen lassen. Von dieser Summe bekam er abermals nur einen Theil von Seite der beiden letztern Städte, während Nürnberg der Bezahlung ihrer Quote sich gänzlich entschlug. Mit den erhaltenen geringen Mitteln legte er gleichwol sein Werk in Druck und hätte es vermuthlich ganz in Linz zu Stande gebracht, wäre nicht durch den grauenvollen Bauernaufruhr eine Störung eingetreten. Linz wurde von den Bauern eingeschlossen und belagert. Wahrscheinlich geschah es um diese Zeit (1626) und bei diesem Anlasse, daß die Stände von Keppler ein Gutachten foderten, wie die Megiserische Bibliothek zu verwahren sei. Die diesfällige schriftliche Äußerung Keppler's fand sich gleichfalls unter den von seiner Hand verfaßten Documenten im ständischen Archive zu Linz vor. Von minder wesentlichem Interesse übergehen wir sie und bemerken blos noch, daß Keppler nach aufgehobener Belagerung von Linz mit seiner Familie wegzog, diese in Regensburg zurückließ und sich nach Ulm begab, wo er den Druck seines Werks von neuem begann und auch vollendete.*) Inzwischen hatten die Stände Oberöstreichs den kaiserlichen Befehl erhalten, ihre protestantischen Beamten zu entlassen. Keppler, von ihnen zur Erklärung aufgefodert, was er als ständischer Mathematicus zu thun gesonnen sei, kehrte vermuthlich aus diesem Grunde noch einmal nach Linz zurück, gab aber erst dann eine bestimmte Äußerung, als er 1628 mit seinem Gehalt vom Hofe und mit den frühern Rückständen auf Mecklenburg verwiesen wurde. So kam er in die Dienste des Herzogs von Friedland. Das Weitere seines Schicksals berührt unsere Darstellung nicht. Auf die Entlassung aus dem ständischen Dienste findet sich in den ständischen Annalen folgendes:

Johann Keppler
wegen Recompens um die verehrte tabulas Rudolphi und Erlassung seines gehabten Dienst.

In die gebetene Erlassung als auch in die Abraitung wollen die Herren Verordneten hiemit gewilligt und dem Supplicanten zu seiner Reisnothdurft 200 Fl. aus dem Einnehmeramte zu bezahlen angeschafft haben. Den 3. Juli 1628.

Aus den hier mitgetheilten Handschriften Keppler's ergibt sich als Berichtigung der bisherigen Angaben seiner Biographen und als neuer zugewachsener Stoff, daß dieser große deutsche Mann nicht auf Befehl des Kaisers Matthias von der obderennsischen Landschaft in Dienste genommen, daß ihm ebenso diese nicht aus freiwilligem Antriebe das Amt eines ständischen Mathematicus und die Professur dieses Faches an ihrer Schule in Linz übertragen haben, sondern daß vielmehr er darum angehalten und es von 1611—28 ehrenvoll bekleidet hat. Wir lernen daraus den Antheil kennen, welchen Tycho de Brahe an der Verfertigung der Rudolfinischen Tafeln genommen, und wenn wir schon im Allgemeinen wußten, daß Keppler mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um das Werk zu vollenden, so waren diese doch vordem nie so deutlich wie jetzt nachgewiesen, nachdem nun er selbst sich darüber ausspricht. Sein Gehalt, zu

*) Die Belagerung der Stadt Linz hatte die Einäscherung der ganzen Vorstadt zur Folge. Dadurch kam Keppler um den bereits gedruckten Theil seines Werks, der mit verbrannte. Man sehe seinen Brief vom 11. Febr. [illegible] aus Prag an die oberöstreichischen Stände in Kurz' „Beiträgen zur Geschichte von Oberöstreich", Bd. 1, S. [illegible]—[illegible].

geschlagen die anderweitigen Unterstützungen, welche ihm die Stände gewährten, sowie die Einnahme, die er aus dem Privatunterrichte des jungen Adels geschöpft haben dürfte, werden ihm in Linz mindestens eine leidliche Existenz verschafft haben. Wer die damaligen Zustände und die Erschöpfung der landständischen Kasse zu jener Zeit kennt, wird es nicht tadeln dürfen, sondern vielmehr aller Anerkennung werth achten, daß die Stände von Oberöstreich Das für Keppler thaten, was thatsächlich geschah. Das Museum Francisco-Carolinum in Linz bewahrt die angeführten Handschriften Keppler's, sammt Abschriften mehrer Urkunden, welche sich auf seine Person und auf die Verhandlungen beziehen, die nach seinem Tode mit dessen Erben gepflogen wurden. Sämmtliche Documente werden jedenfalls bei einer künftigen Biographie von Keppler zu benutzen sein. Übrigens machen wir wiederholt auf die Zeitschrift dieses Instituts aufmerksam, da selbe, obwol ausschließend dem wissenschaftlichen Interesse der Provinz Oberöstreich gewidmet, doch auch öfter das Depositorium solchen Stoffes wird, dessen Verwendung den allgemeinen Interessen der historischen Wissenschaften vollkommen entsprechend ist. Matthias Koch.

Romanenliteratur.

1. Des Genies Malheur und Glück. Ein Spiegelbild mit Land- und Wienerfiguren sammt Reflexen und Reflexionen von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1843. 8. 2 Thlr.

Der etwas burleske Titel mit dem fremden Worte schien dem Ref. eine wiener Posse zu prophezeien, und mit solchen Erwartungen nahm er das Buch zur Hand; er fand sich aber getäuscht. Schon der Prolog, ein Dialog zwischen Autor und Zeitgeist, bereitet auf einen ernsten Plan vor und der Autor deutet denselben durch folgende Worte an:

> Das Leben eines Menschen, den ich kannte
> Und den die Zeit ums Erdenglück gebracht,
> Doch der am Ende sich nach Oben wandte
> Aus seines Irrthums schaudervoller Nacht.

Der Zeitgeist soll zu diesem Unternehmen seinen Rath ertheilen, was er auf auch humoristische Weise thut; er warnt den Autor, sich vom Dogma fern zu halten, da man jetzt lieber von Moral lese. Dessenungeachtet spricht er seine Achtung für die Religion ohne Verhehlen aus, und als der Autor seine Verwunderung äußert über den scheinbaren Widerspruch des Zeitgeistes, antwortet dieser:

> Ich lüge nicht, ich lebe nur vom Scheinen,
> Ich bin des Zeitenbildes Widerstrahl,
> Und wie die Spiegel zeigen oft den Einen,
> So zeige ich der Menschen größte Zahl,
> Ich höre auf, sowie die Zeit vergangen,
> Die Einen aber, deren Bild ich war,
> Die sind es, über die der Fluch verhangen,
> Die selbstbewußten Feinde vom Altar.
> — — — — — — —
> O glaubt es mir, auch Wahrheit kann ich reden,
> Wenn ich Den finde, der sie hören will,
> Ich zeig ihm offen die verborgnen Fäden
> Vom eigenen Marionettenspiel.
> Jedoch die Welt, die will sich selbst belügen,
> Sie bleibet gern vor der Cortine stehn,
> Läßt sich von lumpigen Gedanken trügen,
> Wenn sie nur kann der Sprache Flitter sehn u. s. w.

Der Ton des Romans erinnert an die alten englischen Romane von Sterne und Fielding, wo die sich ausspinnenden Reflexionen die Erzählung hemmen und die Hauptsache derselben sind, wo die Begebenheiten die Charaktere der handelnden Personen darstellen müssen, nicht die Charaktere zu Verständigung der Begebenheiten dienen sollen. Oft fühlt man sich von wahrhaft Jean Paul'schem Humor angesprochen, oft von den einfachsten Motiven gerührt und bewegt, oft auch von echt komischen Scenen zum Lachen veranlaßt. Das Ganze trägt den Stempel der Wahrheit; sowol das erste Abenteuer des Helden, wie er in Koth fällt und ungerechterweise die strafende Hand der Mutter fühlen muß, als auch in der Schule und auf der Studentenwanderung. Die Bilder des Lerchenfelds, die einzelnen Scenen der verschiedenen Menschenkinder, welche ihr Glück machen wollen, vom Streben der Zeit erfaßt, und es machen, sowie des Helden Glück und Malheur, Alles ist wahr, dem Leben nachgebildet. Und vor allen tritt die eine große Wahrheit hervor: daß das Genie nicht immer zum Glück führt und daß ein Talent zum Fluch gereichen kann, anstatt zum Segen, wenn nicht ein höherer Geist ihm die Richtung gibt und es leitet. Frosch, unser Held, verläßt das Brotstudium, um seinem Malertalent zu leben, weil ein junges, talentvolles Mädchen, welches in seiner Phantasie Eindruck gemacht, ihn gelobt und den Künstlerruhm prophezeit hat. Er geht nach Wien und führt ein ungeregeltes Leben, welches er ein geniales nennt; seine Malerstudien ohne Pinsel werden in den Kneipen gemacht, beim Bierkrug, in lustiger Gesellschaft. Die Bilder, die er malt, finden Anerkennung und tragen ihm Geld ein und er lebt unthätig, bis dieses verthan ist. Freunde haben Mitleiden mit ihm, weil sie meinen, dem Künstler seine Launen verzeihen zu müssen. Das hier und da Wiederaufflammen seines Genies unter dem Elend, der Armuth, der Krankheit, welche das liederliche Leben erzeugt, sind von tragischem Effect. Er stirbt zuletzt im Spital; seine weniger begabten Collegen machen indeß ihr Glück: der harmlose Schreiber Wanzenberger als Mundharmonikafabrikant, der berliner Handwerksbursche als Brillen- und Augengläserverfertiger.

Der Autor möchte eine große Wahrheit darthun — und diese ist die Tendenz des Buches — daß nämlich der Mangel an christlichem Glauben jener Fluch des Genius ist, woran so viele zu Grunde gehen. Alle jene Charaktere, welche vorgeben, in der Natur ihren Gottesdienst zu halten, anstatt in der Kirche, alle, welche nicht das Dogma annehmen, und zwar das katholische, bringen es auch nicht weit in der Welt, oder vielmehr in diesem Roman; und so sieht man denn auch zuletzt den sterbenden Künstler, welcher sein ganzes Leben der Philosophie gefröhnt und nichts von kirchlicher Frömmigkeit wissen wollte, auf dem Schmerzenslager im Spital der barmherzigen Schwestern bekehrt, fromm und befriedigt, gern sterbend in Christo. Des „Genies Malheur und Glück" ist ein treues Lebensbild des 19. Jahrhunderts, wo unzählige junge Leute untergehen an dem Fluch des Genies. Der Fluch besteht indeß nicht nur in dem mangelnden Christenthum, sondern auch in Genußsucht und Arbeitsscheu. Wie der junge Frosch das Brotstudium beiseitelegt und nach dem Pinsel greift, so greifen unzählige nach der Feder, nach der Rolle des Schauspiels, nach den Musikinstrumenten. Sie wollen alle reich werden, um zu genießen; während das Talent ihnen das Leben hätte verschönern, ihnen ein Freund, ein Tröster sein können, hat es sie ins Unglück gebracht und ist ihnen zum Fluch geworden. Das Buch muß dem Leser während des Lesens viel Genuß gewähren; den denkenden Leser, der es aber aus der Hand legt, wird es zu langem schmerzlichen Nachdenken anregen. Es kann zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Literatur gerechnet werden und ist allen jungen, talentvollen Männern als unterhaltende und entwickelnde Lecture zu empfehlen.

2. Wildhanns. Ein historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Franziska v. Stengel. Zwei Theile. Manheim, Bensheimer. 1843. Gr. 16. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Kampf zwischen den Cantonen Zürich und Schwyz ist

der historische Moment, dem der Roman angepaßt ist. Die Begebenheiten werden meist in Gesprächen abgehandelt und vorbereitet und dadurch oft unnöthige Breite herbeigeführt. Thomas Stüssi, der Bürgermeister von Zürich, wird mit kräftiger Charakterzeichnung dem Leser vorgeführt. Auch Wildhanns von Landenberg, der Liebesheld, und Reding, der schweizer Hauptmann, sind edle Erscheinungen, welche gut sprechen, wenn auch oft zu viel. Die Bösewichter, des Bürgermeisters Sohn Hans Stüssi, sowie Thomas, dessen Diener, sind solche, an denen kein gutes Haar ist; sie werden oft zu Caricaturen und Zerrbildern. Oft ermangelt der Roman der Wahrscheinlichkeit. Daß der Schurke Hans Stüssi die schöne Verena raubt, durch eine in ihre Kleider gehüllte kopflose Leiche, die Tochter Thomas, die ihr Befreundeten irreleitet und Nachforschungen hemmt, ist gut ausgedacht; daß aber die geraubte Verena monatelang in Zürich in einem Hinterhause wohnt, nur von ihrem Verführer, einem alten Weibe und dem Diener Thomas bewacht, daß sie ihre Unschuld nur durch einen Dolch vertheidigt und diesen Dolch Niemand ihr zu entreißen vermag, weder bei Tag noch bei Nacht, daß dann der von seinem Herrn mishandelte Thomas das Geheimniß nicht sogleich, daß keiner der übrigen Diener, die doch auch darum zu wissen scheinen, es verplaudert, daß, als man sie mit List entführt, nicht jedes Haus in Zürich, nicht ihre nächsten Verwandten und mütterlichen Freunde als Schutz gewährend aufgesucht werden können, um so mehr, da der mächtige Bürgermeister todt ist und sein Sohn keine Stütze an ihm fände, daß die kaum der Gefahr Entronnene in der Irre umherziehen und sich neuen Gefahren preisgeben muß — kam Ref. höchst sonderbar vor. Auch daß der nach Rache schnaubende Thomas keine andere Rache für seinen vormaligen grausamen Herrn findet als den Giftbecher, während doch Verena's verfolgte Unschuld in jener ritterlichen, wenn auch nicht gesetzlichen Zeit Rächer gefunden haben würde, alles Das sind Verstöße. Übrigens sind die Beschreibungen gut, die historischen Begebenheiten lebendig vorgetragen, das Ganze fesselnd durch Thaten und Ereignisse, Schlachtgewühl und Todesfälle. Der Held Wildhanns, obgleich im ehrlichen Kampf gefangen, vom Landamman der Schwyzer als Hochverräther verurtheilt, fällt auf dem Schaffot, Verena aber geht in ein Kloster.

3. Novellen-Album mit Beiträgen von B. Auerbach, L. Diefenbach, L. H. Geibler, A. v. Hasselt, H. Koenig, J. Kuranda, H. Laube, F. Lebrun, E. Robin, C. v. Schmidt. Erster bis dritter Band. Leipzig, Herbig. 1842. Gr. Ler.-8. 3 Thlr.

Einige der Namen auf dem Titelblatte sind so rühmlich bekannt und wohltönend, daß sie für den Werth des Inhalts garantiren könnten. Ref. fühlte sich zu den schönsten Erwartungen berechtigt und war nicht getäuscht. „Die deutschen Abende", womit der erste Band beginnt, von B. Auerbach, beurkunden sich als echt deutsch, wegen der sinnigen, gründlichen Beleuchtung des „wer ist glücklich" und durch die Lösung der Frage. A. v. Hasselt's historische Novellen sind anziehend durch Stoff und Bearbeitung. „Zicci", von C. v. Schmidt, schien Ref. nicht Original zu sein, Auszug oder Bearbeitung eines englischen Romans, mit verändertem Anfang und Ende. Die „St.-Lievinsnarren, novellistische Chronik nach flamändischen Archiven", von St.-Genois, ist als geschichtliche Darstellung interessant, trägt aber nicht den Stempel der Novelle. Sehr fesselnd und ergreifend dagegen ist „Jakob Steen", historische Novelle von Victor Joly, Zeit und Menschen scharf charakterisirend und in den wenigen Blättern Thaten und Interesse drängend; da ist kein Federstrich, welcher nicht zur Vollendung des Ganzen gehörte. „Der Hauslehrer" dagegen, von L. H. Geibler, ist unbedeutend, an hunderttausend französische Novellen erinnernd. „Der alte Schauspieler", von J. Kuranda, ist ganz trefflich ausgeführt, ein seltener Charakter, wie nur der tiefdenkende Autor ihn finden und erkennen kann; viel weniger gut ist „Selbsttäuschung", von demselben Verf.; der Held ist so ganz erbärmlich und verächtlich, und man begreift nicht, warum man sich mit ihm so lange Zeit beschäftigen muß, da keine Nebenfiguren dafür entschädigen. „Die Folgen eines Witzes", von F. Lebrun, ist auch nicht zu empfehlen, ebenso wenig wie die „Prophezeiung" von E. Robin. Dagegen verdient H. Laube's „Marquise von Manzera" Anerkennung und Lob, obgleich es als Bearbeitung eines bekannten Stoffes angekündigt wird. Es ist in Dialog abgefaßt, zeigt den abgelebten spanischen Ehemann mit der unschuldigen jungen Gattin, der pfiffigen Duegna und dem fürstlichen Verführer. Ein Lebensbild, dessen tragisches Ende ergreifen und rühren muß.

4. Das Pfarrhaus. Eine Familiengeschichte vom Verfasser der „Mahleiche" u. s. w. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrock. 1843. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wirklich eine Familiengeschichte, wie der Titel verheißt: ein vielgeprüfter, frommer Pfarrer, eine liebenswürdige Pfarrerstochter, eine tugendhafte, verwitwete Tante, ein edler, reicher Bewerber, ein in der Stille anbetender Verehrer, viele erbauliche Zwie- und Selbstgespräche, nachträglich erzählte Lebensgeschichten, Alles gut geschrieben, angenehm erzählt, mit schönen Lebenswahrheiten und guten Reflexionen gewürzt, und überall das Gute heraushebend, überall eine edle Tendenz an den Tag legend. Nur die Intriguirenden, die Schlechten sind nicht gut gerathen: der Amtmann und seine Gattin sind so mit dem Bösen gestempelt, daß man nicht begreift, wie sie noch Schlechtes vollbringen, wie sie noch einen Augenblick täuschen können. Ihre Intriguen sind locker angelegt, sie beängstigen nicht für das Schicksal der Guten. Der schändliche Neffe des Freiherrn von Nordheim, dessen Verleumdung den Sohn verdrängt, erinnert an Franz Mohr. Der vom adelstolzen Vater wegen der Vermählung mit der ältesten Tochter des Pfarrers Grone verstoßene Sohn Ferdinand lebt als Maler und verdient auf diese Weise den Unterhalt seiner Familie, während seine Frau sich über den Fluch ihres Vaters grämt. Vor seinem Tode nimmt aber der Pfarrer diesen Fluch zurück, der Freiherr von Nordheim versöhnt sich mit dem Sohne und verzeiht um der blühenden Enkel willen den Fleck seines Stammbaumes. Des Amtmanns Schandthaten werden entdeckt, das Laster wird bestraft, die Tugend siegt. Das Ganze als moralische Lecture sehr empfehlenswerth.

12.

Literarische Notizen.

Zur Publication in England ist vorbereitet: „An apology for the revival of christian architecture in England", von A. Welby Pugin. Folgende Hauptpunkte werden darin zur Erörterung kommen: die Mängel der modernen englischen Architektur werden nachgewiesen und kritische Bemerkungen über verschiedene neue Bauten beigefügt; Vertheidigung der christlichen Architektur gegen mancherlei Einwürfe; die Ungereimtheit der Wiederbelebung des classischen Baustils im 16. Jahrhundert wird dargethan; die Grundsätze der heidnischen und christlichen Sculptur werden betrachtet und dargelegt, daß die christliche Architektur der letztern Kunst ein grosses Feld der Thätigkeit gewähre; die innige Verbindung zwischen dem bestehenden System der Verwaltung Englands und dem der katholischen Vorfahren wird nachgewiesen (!); endlich wird zu beweisen gesucht, daß England für die Wiederaufnahme des christlichen Baustils das geeignetste Land sei; auch Betrachtungen über mehre herrliche Überreste des katholischen Alterthums in England werden beigefügt, und das Ganze dieses katholischen Bausystems, in dem Format der „True principles of pointed or christian architecture" erscheinend, mit zwölf Kupfern erläutert.

Von F. T. B. Clavel, „maître à tous grades", erscheint in Paris in Lieferungen: „Histoire pittoresque de la franc-maçonnerie et des sociétés secrètes anciennes et modernes", mit 25 Kupferstichen.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 118. —— 28. April 1843.

Religion, Theologie und Philosophie.

Eine Trias.

I.

Jedes Bedeutsame in menschlichen Gedanken, Handlungen, Kunstwerken wird aus dem Geiste geboren. Sinn und Verstand fassen das Gewordene, nicht den Grund des Werdens, den Geist; sie deuten nur darauf hin, setzen ihn voraus. Darum wird von dem Denker, dem Tugendhelden, dem Dichter Geist und Begeisterung verlangt und man spricht von Tiefe und Fläche des Denkens, Handelns und Dichtens; die Tiefe weist auf den schaffenden Geist, die Fläche auf das Gewordene, den Leib; Rücksicht oder Rücksichtslosigkeit auf dessen Entstehung und hervorbringende Kraft machen den Unterschied. Das ganze menschliche Leben ist eine Verleiblichung des Geistigen, seiner Zwecke, seiner Richtungen; und daher auch umgekehrt eine Vergeistigung des Leiblichen, ein Bewußtwerden seines tiefern Grundes. Leibliches läßt sich bestimmt auffassen, dessen Beschaffenheit erzählen; Geistiges ist seinem Wesen nach unbestimmt, wird geahnet und von seiner Beschaffenheit gibt es keine Erzählung. Entwickele dir, was du an menschlichen Werken und Handlungen durch Betrachtung wahrnimmst, und du gewinnst Begriff derselben, aber nicht von der Begeisterung, dem Genius, der Eingebung, woraus Werke und Handlungen hervorgingen. Allenthalben eine Offenbarung des Offenbarenden, eine Sichtbarwerdung des Verborgenen, eine Faßlichkeit des Geschaffenen, eine Unfaßlichkeit des Schaffenden. Oder siehst und verstehst du die Begeisterung des Dichters, des bildenden Künstlers, dessen Werke du kennst und wegen der Nichterkenntniß, wie dieselben entstanden, bewunderst?

So auch in der Religion. Sie ist das Bewußtwerden eines Mehr als du selber, eines Höhern, Bessern, Vollkommenern, oder wie sonst die Ausdrücke gewählt werden mögen. Das Begrenzte, Bestimmte ist dem Menschenverstande angehörig, das Unbegrenzte, Unbestimmte seiner Religion. Sie ist das Tiefe für die Oberfläche des Lebens, ein Unsinnliches im Vergleich mit allem Sinnlichen, ein unerkanntes Geistige für das erkannte Leibliche des Daseins.

Wie aber der Geist stets sich im Leibe offenbart, der Schaffende am Geschaffenen, so wird auch eine nähere Bestimmung, Verleiblichung der Religion im menschlichen Bewußtsein gesucht werden und hervortreten, und es haben die Religionen solcher Verleiblichung ihren Ursprung zu danken. Jene Zeruane Akherene des Zendsystems, als das Ewige, Anbeginnlose, bringt Wesen hervor, denen es von seiner Größe, seinen Eigenschaften, seiner Macht und Herrlichkeit mittheilt, und dadurch gibt es dann eine Religion des Ormuzd und Ahriman, oder aus Parabrama eine des Brama, Wishnu, Schiva. Incarnation heißt der Gesammtcharakter, in welchem sich die Religionen entwickeln.

Gewisse Stufen der Verkörperung sind hierbei in der Religionsgeschichte zu erkennen, ungeachtet sie nicht stets in derselben Ordnung aufeinander folgen und auch Verbindung und Mischung unter sich gestatten.

Zuvörderst verkörpert sich die Religion im Begriff. Begriffe sind kein Sinnliches, sie liegen daher dem Unsinnlichen der Religion näher als sinnliche Anschauungen. Begriffe sind zugleich ein Menschliches, ein Product des Denkens, eine Bestimmung des Unbestimmten, daher ein Leib, der das Letztere offenbart, der mit Gedanken und Wort gefaßt werden kann und darum dem religiösen Bewußtsein sich empfiehlt. Die abstractesten, vom concreten Sinnlichen entlegensten Begriffe eignen sich dafür am meisten; also die Begriffe des Seins, des Werdens, des Alls, der Substanz; und wenn daraus schon in frühen Zeiten ein Pantheismus hervorging, der auch in spätern unter manchen Formen wiederkehrt, so ist dieses eine Begriffsincarnation, dem menschlichen Verständniß, welches durch Begriffe zu Stande kommt, naheliegend und von begriffbauenden Philosophen deshalb annehmbar gefunden. Gesetzt, dies entspräche dem ursprünglichen religiösen Bewußtsein nur unvollkommen, so entspringt es vielleicht aus einem Mangel der Verkörperung, den Begriffe an sich tragen, ohne doch der Geist selber zu sein; sie sind Gebilde des denkenden Menschengeistes, geworden aus seiner verständigen Macht, keine Wesen höher als der Mensch.

Wegen der Leerheit abstracter Begriffe hat man dieselben auszufüllen, ihren luftigen Körper zu verdichten gesucht, z. B. in den Emanationslehren, die mit Ausfließen und Rückfließen des reinen Seins und Werdens das Göttliche bezeichnen und daran eine Sinnenauffassung besitzen, er-

kennbar auch im Auseinandertreten des Einen (des Unbedingten) zur Zweiheit, mit Bewegung, Raum und Zeit, als Ansätzen zur Verkörperung, oder in dem Sein des Absoluten, welches als Nichts an sich zu seinem Andern, zum Etwas wird und im Menschen, dessen Körperdasein wahrnehmbar ist, zum Selbstbewußtsein gelangt. Hierin durchweg erscheint eine Fortsetzung der Begriffsincarnation, deren abstracteste Gestalt einen Mangel kundgibt, dem abgeholfen werden soll.

Darum kommt es zur zweiten Stufe der Verkörperung in Vorstellungen. Die Begriffe selber weisen darauf hin, sie beziehen sich auf ein Vorstellungsgebiet, aus welchem sie Nahrung saugen und Bestimmtheiten gewinnen, die bei der höchsten Abstraction unkenntlich werden. Religion auf dieser Stufe hat vorgestellte Gegenstände, wenn nicht in wirklicher sinnlicher Anschauung, doch im Bilde, und zwar einem solchen, dessen Gewahrung eintreten könnte. Ein unsinnliches mehr als menschliches Wesen wird gesetzt, ähnlich dem sinnlich wahrnehmbaren, aber nicht dieses selbst, weil es sonst nicht dem religiösen Bewußtsein, sondern blos dem sinnlichen angehören würde, aber im Bilde mit dem sinnlichen vermittelt. Begreifliches und Vorstellbares sind gleichsam ineinander gewachsen.

Was fällt in den Kreis der Vorstellungen? Personen und Sachen. Ein Bild jener gewinnen wir durch Wahrnehmung unserer selbst und unsers Gleichen, das Bild dieser durch Wahrnehmung der Naturdinge. Göttliches Sein wird mithin vorgestellt als ein persönliches, erhält dadurch Bestimmtheiten, nämlich Bewußtsein seiner selbst, Willen, Verstand, Wirksamkeit aus eigenem Entschluß, persönliches Verhältniß zum Menschen. Wie mannichfach auch die Incarnation auf dieser Stufe des Persönlichen wechseln möge, sie bleibt Anthropomorphismus und ist in manchen Religionen so kenntlich, daß sie fast ihren Gesammtcharakter ausmacht. Ob die Persönlichkeit des göttlichen Wesens in eine Vielheit sich zerspalte, oder in eine Einheit zusammengehe, ist freilich für das Verhältniß des Menschen und seine daraus erwachsende Lebensansicht, für Furcht oder Liebe, für Verehrung und Hoffnung nicht gleichgültig; jedoch bleibt die Verleiblichung des religiösen Bewußtseins in beiden Fällen dieselbe.

Allein in den Kreis der Vorstellungen fallen nicht blos Personen, sondern auch Sachen, die Verleiblichung kann also gleichfalls in diesen geschehen. Wenn sie sich nicht an einzelnen sichtbaren Dingen als Fetischen befestigt, dient die ganze Natur mit ihren Erscheinungen zum Vorstellungsbilde. Mehr als menschliche Naturmacht ist sinnlich wahrnehmbar, daher höchst bedeutsam. Die Natur ist ferner ein Begriff, welcher Vorstellungen einzelner Naturdinge unter sich begreift, also der Begriff des All, des Ganzen und seiner Theile, des Allgemeinen und Besondern in ihrer Einheit, des Seins und Werdens in Beharrlichkeit und Wechsel, wodurch das Vorstellungsbild sich der Begriffverleiblichung annähert und beide nicht selten zusammenwachsen. Wird sinnliche Raumerfüllung als das Gemeinschaftliche (Substanz) aller Naturdinge im Begriff festgehalten, so erwächst auf dieser Verleiblichungsstufe der Materialismus, als besondere Gestalt des Naturalismus überhaupt und mit Atomen in unendliche Vielheit zerfallend.

Es erhellt, der Naturalismus sei kein Anthropomorphismus, sondern religiöse Sachverleiblichung, und nur wenn dieser die Vorstellung einer Weltseele sich anschließt, treten beide einander näher. Sie behaupten indeß stets eine Verschiedenheit, weil der Naturalismus die logischen Begriffverhältnisse des Allgemeinen und Besondern festhält, die bei der Vorstellung menschenähnlicher Individualität keine Anwendung finden; auch wird eine Weltseele nicht als individuelles persönliches Wesen in den Vorstellungskreis aufgenommen. Weil nun das menschliche Denken sich stets in den Verhältnissen des Allgemeinen und Besondern bewegt, so haben heidnische Philosophen den Naturalismus einem reichgegliederten Volksanthropomorphismus vorgezogen, und auch die christlichen folgen leicht diesem Hange in Bezug auf den einfachen des Christenthums.

Immer weiter hinein in die Vorstellungswelt gerathen die folgenden Stufen der Verleiblichung. Werde persönliches Wesen oder Natur vorausgesetzt, sie sind Ursache eines Geschehens und dessen sinnlicher Wahrnehmung, ihr Sein offenbart sich in Wirkungen — in Handlungen, im Entstehen und Vergehen, in Theilen des Ganzen, in Accidenzen der Substanz. Aber gewöhnliche Erscheinungen des Lebens fesseln nicht die Aufmerksamkeit; diese hält sich an das Außerordentliche, den täglichen Weltlauf Unterbrechende, an das Wunder. Man hat außerordentliche Naturereignisse und das Staunen darüber als Quelle religiöser Vorstellungen bei den Völkern betrachtet, sie sind aber keine Quelle, sondern Verleiblichungen der Religion, welche daher nach örtlichen Besonderheiten und Erfahrungen sich richten. Die Stimme der Gottheit tönt aus dichten Wäldern, tiefen Grotten, im Ungewitter, aus der Meerflut; die verborgene Kraft der Natur oder Äskulap sind Ursache schneller Heilung; so lange Mond- und Sonnenfinsternisse noch Wunder sind, haben sie ihre Stelle in der Religion des Volks und verlieren dieselbe durch Ausrechnung im Kalender.

Am deutlichsten und entschiedensten erscheint die Incarnation in menschlichen Individuen, welche Wunder verrichten. Heidnische Vielgötterei kann derselben entbehren, denn die Götter wandeln auch auf dem Olymp in Leibern, nur freilich bessern als die menschlichen, wenn sie nicht zuweilen eine Verkleidung in die letztern vorziehen. Der Dalai Lama hingegen bedarf ihrer fortwährend und ist in seiner durch alle Zeiten sichtbaren Manifestation der vollendetste Anthropomorphismus. In geringerm Maß wird dieser kenntlich in Priestern, göttlichen Gesandten, welche geeignet sind, die Verbindung zwischen Gottheit und Mensch einzuleiten oder herzustellen.

Wenn irgend eine Verleiblichung der Religion, sei es diejenige der Begriffe, oder der Vorstellungen, der offenbarenden Wunder, oder persönlicher Erscheinung, in einer

bestimmten Zeit sich feststellt, so wird sie der Nachwelt eigen entweder durch Wiederholung ihrer selbst, oder durch Überlieferung in Wort und Lehre, wo dann die letztere für das nicht in Sinnenwirklichkeit Wiederholbare gleichsam einen Körper des einst Vorhandenen und Geschehenen bildet, an welchem Begriffe und Vorstellungen ihre bestimmte Haltung finden und dann den Inhalt irgend einer Theologie ausmachen. Die Theologie ist daher Lehrkörper der Religionsverkörperung, mündlich oder schriftlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt.

Gemeinschaftlich ist der Religion und Theologie Veranschaulichung der Gottheit und Vergöttlichung des Menschen, Naturwerdung der Gottheit und Vergöttlichung der Natur. Wird Eine solcher Richtungen im Lauf der Zeiten sehr überwiegend, so entspringt aus der Grundlage aller Religion im menschlichen Bewußtsein das Bedürfniß, die Gottheit als göttlich, die Menschheit als menschlich, die Natur als natürlich einander gegenüberstehend wiederherzustellen. Die Herstellung geschah und geschieht in verschiedenen Ansätzen bei griechischen Philosophen und jüdischen Propheten, bei Katholiken und Protestanten, bei den Philosophen unserer Tage und ihren christlichen Gegnern.

Vielleicht läßt sich das Allgemeinste der Religionsgeschichte und ihrer Theologie folgendergestalt am besten ausdrücken: „Jede Verleiblichung fodert als ihre Ergänzung die Vergeistigung, und umgekehrt diese fodert jene."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über das höhere Schulwesen in Östreich.

Je seltener unsere preußischen Gymnasialprogramme Aufsätze von allgemeinerm Interesse bringen, desto angenehmer überrascht eine Mittheilung über das östreichische Schulwesen, welche in dem zuletzt erschienenen Programm des königsberger Friedrichscollegiums enthalten ist.*) Der Verf. derselben, Hr. Dr. Lewitz, hatte im vorigen Jahre auf einer Reise durch Östreich Gelegenheit, einige Schulanstalten Wiens aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und was er uns in dem gedachten Programm über diese eigenthümliche, von der unserigen ganz abweichende Unterrichtsorganisation berichtet, ist ein sehr dankenswerther Beitrag zur Charakteristik der östreichischen Nationalbildung.

Ein Auszug aus den gegenwärtig gültigen, im Jahr 1829 erlassenen Verordnungen über die Verfassung der dortigen Gymnasien dürfte vorzüglich geeignet sein, die Einrichtung dieser Anstalten kennen zu lernen. Zur Beförderung der Religiosität ist verordnet, daß der Religionslehrer tägliche, monatliche und halbjährliche Prüfungen anzustellen hat, und daß kein Schüler in eine höhere Classe versetzt werden darf, wenn er nicht von dem Religionslehrer die erste Censurnummer beibringt. (Dieselbe Einrichtung besteht seit einigen Jahren auch in Baiern; daß man in Preußen etwas Ähnliches beabsichtige, muß als ein leeres Gerücht bezeichnet werden.) Erhält ein Schüler der zweiten Humanitätsclasse (d. h. Prima) im zweiten Semester des Schuljahrs eine nachtheilige Sittencensur, so hat dies die Wirkung, daß er weder bei derselben Anstalt bleiben noch bei einer andern aufgenommen werden darf. „Alle Gymnasiasten (hier Studirende genannt) müssen auch an den Recreationstagen der heil. Messe in der Anstalt beiwohnen. Bei der Classificirung (Censurertheilung), vorzüglich bei den Sitten, ist auf die Erscheinung Rücksicht zu nehmen." (Wir müssen annehmen, daß hiermit das Erscheinen bei der heil. Messe gemeint sei.) Die Gymnasialjugend ist verbunden, fünf Mal des Jahres zur Beichte und Communion zu gehen, und hat sich darüber bei dem Präfecten (Director) mit einem Beichtzettel auszuweisen.

So weit die Vorschriften zur Beförderung der Religiosität; nicht minder gemessen sind die Anordnungen zur Aufrechthaltung der Disciplin. Der § 30 besagt: Am Ende jedes Schuljahres muß Sr. kaiserl. Majestät selbst von allen aus dem letzten Gymnasialjahr ausgetretenen Schülern ein Verzeichniß vorgelegt werden, das eines Jeden Betragen, Verwendung und Fortgang durch die ganze Zeit seiner Gymnasialstudien darlegt. § 32. Körperliche Strafen sind von den Gymnasien schlechterdings entfernt zu halten. § 34. Der Unfleiß hat 1) Ermahnung, 2) Erinnerung an die Ältern, 3) Zurücksetzung, 4) Ausschließung vom Gymnasium als Strafe zur Folge. Auf moralische Fehler hat im Wiederholungsfalle Arrest einzutreten, der jedoch nicht über 24 Stunden dauern und nur ein Mal angewendet werden darf; beim zweiten Fall tritt Exclusion ein.

Was die Anordnung des Unterrichts sowie die auf die Schule und die häuslichen Arbeiten zu verwendende Zeit betrifft, so würde Dr. Lorinser schwerlich in Östreich Stoff zu jenen Beschwerden gefunden haben, mit denen er vor mehren Jahren gegen die preußischen Gymnasien auftrat. Die letztern haben wöchentlich 30—32 Lehrstunden, die häuslichen Arbeiten der Schüler in den obern Classen betragen nach einer billigen Schätzung ebenso viel Zeit, während auf den östreichischen Gymnasien täglich nur zwei Vor- und zwei Nachmittagstunden gegeben werden, wobei am Dienstag der Nachmittag und der Donnerstag ganz ausfällt, sodaß also die Gymnasiasten wöchentlich nur 18 Unterrichtsstunden und dabei sehr wenig häusliche Arbeiten haben; diese beschränken sich auf Wiederholung des Vorgetragenen und Erlernung des Aufgegebenen; unsere schriftlichen Arbeiten und freien Aufsätze fehlen ganz, da dergleichen nur in der Classe angefertigt werden.

Die Unterrichtsgegenstände, die bei uns in den obern Classen aus Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Französisch, Religion, philosophischer Propädeutik, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik, Naturbeschreibung, Zeichnen und Gesang bestehen, reduciren sich in den östreichischen Gymnasien auf Latein, Griechisch, Rechnen und Mathesis, Geographie, Geschichte und Religion. In Betreff der alten Sprachen werden in allen Classen bestimmte, durch das Reglement festgesetzte Chrestomathien, niemals die Ausgaben der alten Autoren selbst gebraucht. Im Griechischen sind die Tragiker und Redner sowie Plato ausgeschlossen.

Eine merkwürdige Stelle aus der Schulverordnung ist folgende: „Judenkinder, welche ein Gymnasium besuchen wollen, müssen mit einer schriftlichen Erlaubniß der Landesregierung versehen sein."

Wie hoch die Lehrer im Gehalt stehen, ist nicht gesagt; wahrscheinlich sind die Besoldungen nicht bedeutend; doch findet hier eine Einrichtung statt, welche die wohlwollende Fürsorge der Regierung beweist. Es wird nämlich allen aus öffentlichen Fonds besoldeten Gymnasiallehrern nach jedem zur Zufriedenheit

*) Einer Rechtfertigung, daß Hr. Lewitz keine „gelehrte Abhandlung" geliefert, hätte es nicht bedurft; doch sind die Worte, mit denen er sich hierüber ausspricht, so treffend und beherzigenswerth, daß wir nicht umhin können, sie hier wiederzugeben: „Sollte diese Beschaffenheit des Programms in etwas von der hergebrachten Sitte abweichen, so kann ich sie doch nicht für verwerflich halten. Woher kommt es, daß die oft (?) so werthvollen Abhandlungen der Programme meistens wie ein todter Schatz in den Schulbibliotheken vergraben liegen? Vielleicht wird es uns und der Welt nicht schaden, wenn wir Schulmänner in dieser Art von Schriften uns ein wenig mehr der lebendigen Wirklichkeit der Lebenserscheinungen, so weit sie die Schule angehen, anzuschließen suchten. Da man außerdem im übrigen Deutschland, und bei uns zumal, von dem östreichischen Schulleben so gut wie gar nichts Specielles zu wissen scheint, so fürchte ich nicht, Eulen nach Athen zu tragen rc."

zurückgelegten Decennium im Lehramt ihr Gehalt um ein Drittel desselben vermehrt. Nach dreißigjähriger Amtsverwaltung bekommen sie ihr volles, durch die Zulagen gesteigertes Gehalt als Pension. (In Preußen haben die Lehrer bis jetzt noch keine Pensionsberechtigung, doch wurden dieselben in ihrem Alter durch die königliche Gnade größtentheils so versorgt, wie es bei der Schwierigkeit des Berufs und der schneller als bei andern Ämtern eintretenden Abnutzung ihrer Kräfte billig ist; der vor etwa zwei Jahren verfaßte Entwurf zu einem Pensionsreglement für Lehrer an höhern Schulanstalten ist bis jetzt noch nicht realisirt worden; die Bestimmungen des Entwurfs sind von der Art, daß dadurch vielen Lehrern nur kümmerliche Aussichten für ihre letzten Lebenstage eröffnet werden. (Vgl. Nr. 178 d. Bl. f. 1842.)

Die Art, wie der Geist der Jugend auf den östreichischen Gymnasien ausgebildet wird, ist zum Theil aus den obigen Notizen zu ersehen; einen tiefern Einblick in das dortige Lehrverfahren würde Hr. Dr. Lewitz gewonnen haben, wenn er einigen Unterrichtsstunden in verschiedenen Classen hätte beiwohnen dürfen; sein desfallsiger Wunsch blieb jedoch unerfüllt. Dagegen wurde er eingeladen, eine Prüfung anzuhören, die im Beisein des Vicedirectors in der vierten Grammaticalclasse (Tertia nach unserer Terminologie) gehalten werden sollte. „Dergleichen Prüfungen", berichtet Hr. Dr. L., „finden regelmäßig alle Monat statt und sind durchaus nur privatim, von dem Lehrer der Classe allein in Gegenwart des Präfecten abgehalten. Überhaupt habe ich von einer öffentlichen Prüfung der Schüler, wie sie bei uns jährlich stattzufinden pflegt, nichts gehört, noch im Reglement darüber etwas festgesetzt gefunden. Jene Prüfung begann um 8 Uhr, nachdem die Schüler aus der Kirche in ihre Classe zurückgekommen waren, und dauerte (eine Stunde über die gewöhnliche Schulzeit) bis 11 Uhr. Der Gegenstände waren drei: Lateinisch, Griechisch und Geschichte, von denen der erste zwei Stunden, die beiden andern zusammen die übrige Zeit einnahmen. Die Classe zählte einige und 90 Schüler, anscheinend zwischen 14 und 17 Jahren. Der Präfect rief nach seinem Handkatalog die Schüler auf, etwa zu sechs jedesmal, von verschiedenen Bänken, die sich alsdann vor dem Katheder aufstellten. Der Professor stellte aber die Fragen, oder vielmehr die Aufgaben an die Schüler. Denn Fragen konnte man es eigentlich nicht nennen, da nur die Stelle des Autors bestimmt wurde und der Schüler alsdann einen zusammenhängenden, durch Fragen nicht unterbrochenen Vortrag hielt. Das Lateinische bestand im Übersetzen der beiden ersten Horazischen Epoden: Beatus ille qui procul etc. und Ibis Liburnis inter alta navium etc., die ziemlich gegen das Ende der in der Classe gebrauchten Chrestomathie standen. Diese enthielt von Horaz nur diese beiden Gedichte, vorher außerdem Äsopische Fabeln von Phädrus, dann Vieles aus Seneca (z. B. Ad Marciam consolatio), Bruchstücke aus Sueton und Tacitus, von Cicero einige Reden und Stellen aus den philosophischen Schriften. Der Schüler übersetzte zuerst die Epoden, nicht gerade wortgetreu, aber sehr fließend in Prosa. Es versteht sich, daß man hier nur das Hochdeutsche zu hören bekam, obwol ich außerhalb der Schule junge Leute ihr gutes Wienerisch habe sprechen hören. „Nunc versibus exponas", sagte der Lehrer, worauf der Schüler dieselbe Stelle sehr fließend in deutschen jambischen Versen hersagte, die ganz erträglich waren. Ich habe Ursache, zu zweifeln, daß unsere Schüler aus dem Stegreif dergleichen machen können. Dann folgte ein Commentar der übersetzten Stelle, der ausschließlich in Angabe von Synonymen der vorkommenden Wörter, in griechischen Etymologien und lateinischen Parallelstellen bestand und recht geläufig in lateinischer Sprache hergesagt wurde. Die Stellen waren meist aus Cicero, einige aus Sueton, meistens recht passend, und wurden in extenso sehr geläufig gesprochen. Grammatische Bemerkungen über Constructionen oder Erläuterungen des Sinnes und der Sachverhältnisse, wozu sowol bei den Gedichten als bei den angeführten Stellen recht wohl Gelegenheit war, habe ich nicht gehört, außer daß zu der zweiten Epode bemerkt wurde, Horaz spreche hier ironisch, wie es sich aus den letzten Zeilen gegen den Wucherer Alfius ergebe. Es kam auch vor, daß ein Schüler eine schon dagewesene Bemerkung eines frühern ganz mit denselben Worten und denselben Erläuterungen wiederholte, wenn die Stelle durch das Vorkommen desselben Wortes dazu Anlaß gab. Das Ganze der lateinischen Prüfung vertheilte sich auf etwa 12—15 aufgerufene Schüler, während dessen an die andern, nicht aufgerufenen keine Frage außer der Reihe gerichtet wurde. Doch saßen alle still und schienen aufmerksam, obwol ich nach gemachter Erfahrung nicht dafür einstehen möchte, daß sie während dieser zwei Stunden alle gerade an nichts Anderes als an die Horazischen Epoden gedacht haben werden. Dann kam das Griechische. Die Chrestomathie enthält Auszüge aus den Gnomendichtern, viele Äsopische Fabeln, Einiges aus Xenophon, zuletzt auf etwa 30 Seiten eine kurze Grammatik. Drei Äsopische Fabeln wurden von etwa acht Schülern exponirt, in derselben Art wie das Lateinische, nur daß hier der Commentar vorzüglich in der Entwickelung der Declinations- und Conjugationsformen bestand, die meistens geläufig und richtig gewußt wurden. Zuletzt kam die Geschichte an die Reihe und auch hier rief der Vicedirector etwa sechs Schüler hervor, sodaß im Ganzen etwa ein Drittel der anwesenden während der ganzen Prüfung zum Antworten oder vielmehr zum Vortrag kam. Denn auch in der Geschichte fragte der Professor nicht, sondern gab nur die Gegenstände an, worüber die Schüler alsdann zusammenhängende Vorträge hielten. Es war die nordische Geschichte von der Kalmarischen Union bis zum Frieden von Oliva, und es kam in der That eine überaus große Menge von Thatsachen, Namen und Jahreszahlen vor, die nach der Individualität des Schülers in einem mehr oder minder geläufigen Vortrage ohne Unterbrechung abgehandelt wurden. Kreuzfragen über das Verständniß oder Erläuterungen des innern Zusammenhages kamen nicht vor und auch von den sitzenden Schülern wurde keiner gefragt, wozu aber freilich, so wenig als bei den vorigen Gegenständen, kein Anlaß war, da die aufgerufenen ihrer Sache vollkommen Herr waren. Ob unsere Abiturienten dies leisten können?"

Eingedenk der freundlichen Zuvorkommenheit, welche ihm von den Lehrern jener Anstalt zu Theil geworden, hält sich Hr. Dr. Lewitz als Berichterstatter in discreten Schranken und meidet alle scharfen und verletzenden Urtheile. Über die erwähnte Prüfung äußert er nur: „Soll ich den Eindruck aussprechen, den das Ganze auf mich gemacht hat, so muß ich sagen, daß zwar eine ziemliche Summe von Kenntnissen mit Geläufigkeit gewußt und wohl eingeübt sich zu erkennen gab, daß aber der Geist bei dieser Art des fast ganz auf das Gedächtniß gegründeten Unterrichts mir wenig geweckt und genährt zu werden schien." Wir aber wollen ganz offen den Wunsch aussprechen, daß niemals diese Grundsätze der Jugenderziehung weder in religiöser noch in wissenschaftlicher Hinsicht bei uns auch nur annäherungsweise einheimisch werden mögen. Dressur ist keine Bildung; planmäßige Einschnürung des menschlichen Geistes ist Unnatur; todter Mechanismus wird früher oder später in Trümmer zerfallen, denn nur die lebendige Kraft des Geistes hat ein Anrecht auf Bestand und Dauer.

28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 119. —— 29. April 1843.

Religion, Theologie und Philosophie.

Eine Trias.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

II.

Die Grundlagen des Christenthums sind einfach und in Beziehung auf die ursprüngliche Unbestimmtheit der Religion im menschlichen Bewußtsein allerdings eine Verleiblichung, aber im Vergleich mit andern Religionen und späterer christlicher Theologie eine geringe, nur gleichsam in Anlage gegebene unvollendete, der Vergeistigung stets bewußte und sich ihr hingebende, wodurch eben verschiedene Auffassungen der christlichen Theologie selber und einer mit ihr verschwisterten Philosophie herbeigeführt wurden.

Wir finden einen der heidnischen Vielgötterei entgegengesetzten Monotheismus, wie im Judenthum, zugleich einen vom Groben und Unwürdigen in beiden gereinigten Anthropomorphismus. Die Gottheit ist persönliches Wesen, erkennend, wollend, nach Zwecken wirkend, mit unbeschränkter Macht, Weisheit und Güte. Vorstellung eines menschlichen Leibes ist ausgeschlossen, auch die ganze sichtbare Natur ist nicht der Leib, sondern die Schöpfung Gottes, der Schöpfer ist Geist, über Körperlichkeit erhaben, allenthalben gegenwärtig, ohne Bedingungen der Zeit und des Raumes; seine Vorsehung sich erstreckend über das Ganze und Einzelne der geschaffenen Welt; nichts geschieht, entsteht und vergeht ohne Gottes Willen. Über das Wie der Schöpfung fehlt nähere Angabe, ebenso über die Art und Weise der weltregierenden Vorsehung. Die geschaffenen Menschen sind gottähnlich, persönlich wirkend in beschränktem Maß, leiblich lebend, unvollkommene geistige Wesen unter dem Walten und der Fügung des höchsten vollkommensten Geistes. Es bedarf für dieses Verhältniß keiner Bundeslade, keines Tempels, keines Levitenstamms, keiner aus der Vorzeit stammenden heiligen Feierlichkeiten und Gebräuche, die Gedanken der Menschen erheben sich unmittelbar zu Gott dem Unsichtbaren, wie Gedanken der Kinder zum sichtbaren Vater.

Aber es fehlen nicht göttliche Gesandten und Wunder: Moses, die jüdischen Propheten und im höchsten Sinne Christus, als Vollender göttlicher Offenbarungen. Hieran schließt sich die christliche Überzeugung von Gott, Vorsehung, vom Aufschwunge menschlicher Gedanken, menschlichen Vertrauens und menschlicher Hoffnung. Das Unmittelbare derselben erhält hierdurch historische Vermittelung, an deren körperlicher Gegenwart der endliche Menschengeist seiner Beziehung zum unendlichen Schöpfer und Vater des Menschengeschlechts vollkommen bewußt und sicher wird. Ceremonialgesetz, Priesterthum, Tempeldienst verlieren hierfür ihren unerlaßlichen Einfluß, gelten nur als Vorbilder, und außer den einfachsten theistischen Grundlagen ist eine weiter ausgeführte theologische Lehre nicht erkennbar.

Hierdurch stellt sich das Christenthum gegen die Verleiblichungen des Judenthums wie des Heidenthums als eine Vergeistigung, und wenn jene als etwas Bindendes, und die letztere als etwas Freies betrachtet werden können, geschieht ein Übergang von Knechtschaft zur Freiheit, wie ihn der Apostel Paulus auffaßt. Inzwischen ist das Menschengeschlecht sündig und bedarf der Gnade, nämlich einer Wiederherstellung des gestörten Verhältnisses zu Gott, dem Gerechten und Allgütigen. Dafür wird das Evangelium der Buße und Sündenvergebung verkündigt. Zuversicht auf diese Verkündigung, entschiedener Glaube an Gottes Gnade und Erbarmung ist das eigenthümlich Christliche, in solcher einfachen Weise auch nicht dem Judenthum eigen. Verbindung dieses Glaubens mit dem Tode Jesu ist ein Späteres, vor dem Eintreten des Todes im Gemüthe Derer, die Christo nachfolgten, nicht Gegenwärtiges, und man möchte darin eine Vorstellungsverleiblichung des Gedankens der Sündenvergebung bezüglich auf heidnische und jüdische Opfer erkennen. Das Reich Gottes, als Erbtheil der Gläubigen, ist eine Ausweitung des Begriffs vom Volk Gottes, dem der Nachkomme Abraham's durch seine Geburt angehörte, es ist ein unsichtbares Reich, im Unterschiede von dem sichtbaren jüdischen.

Unsterblichkeit, und zwar persönliche Fortdauer nach dem leiblichen Tode, findet Sinnenbewährung in der Auferstehung des Heilandes, dem Schlußwunder der übrigen Wunder, und gewinnt dann das Vorstellungsbild künftiger allgemeiner Auferstehung der Todten sammt einem jüngsten Gericht. Unbestimmt bleiben die Zeit, die Art und Weise eines neuen leiblichen Daseins für den unsterblichen Geist, der Begrabenen Zustand bis zur Erweckung, das ewige Leben und dessen Freuden oder Leiden. Himmel und Hölle sind Namen für den Gedanken der Ver-

geltung des Guten und Bösen, im Zusammenhange mit dem irdischen Leben, seiner Sündigkeit und der in Christo verkündigten Erlösung.

Bezeichnet man den unbestimmten Inhalt des religiösen Bewußtseins als eine irgendwelche Überzeugung von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, so wird sie in jedweder Religion angetroffen werden müssen, und selbst ihre Verneinung sieht zurück auf eine ihr vorhergehende Bejahung. Die letztere setzt dann ein Höheres als der Mensch oder Allerhöchstes, persönlich oder nicht persönlich, menschliche Handlungen selbständig oder unselbständig, künftigen Zustand mit persönlichem Bewußtsein oder ohne dasselbe. Das Christenthum hat nähere Bestimmungen, nämlich anthropomorphistische Persönlichkeit Gottes, Selbständigkeit des menschlichen Thuns in Bezug auf Gutes und Böses und den Willen Gottes, persönlich bewußte Fortdauer und deren Seligkeit oder Unseligkeit. Deswegen ist die bloße Anerkennung eines Göttlichen, menschlicher Freiheit und Unsterblichkeit nicht Dasselbe mit christlichem Glauben; denn der letztere hat mehr Verleiblichung, welche zu dem historischen Ereignisse, dem Leben und Tode des Heilandes, seinen Wundern und seiner Auferstehung sich anschließt.

In der gesammten Geschichte des Christenthums ist nun eine fortgehende Verleiblichung erkennbar, theils in Begriffen, theils in sinnlichen Vorstellungen, und es konnte der Geist dadurch zu Zeiten so stark überwachsen werden, um ihn selber unkenntlich zu machen. Gleich in den ersten Jahrhunderten mühte sich die Gnosis um ein näheres Verständniß der Schöpfung, verfolgte die Begriffe des Logos, des Demiurg, brachte damit die Persönlichkeit Christi in Verbindung, suchte diese zu bestimmen und zu enträthseln in Bezug auf Dreieinigkeit; es bildete sich ein Lehrkörper der Theologie und zugleich ein priesterlicher Stand, dessen Weihe dem Gläubigen Sündenvergebung ertheilte, bis später das Reich Gottes unter Leitung des Nachfolgers Petri zur vollen Sinnenwirklichkeit gedieh. Besondern Anlaß zur Verkörperung gab der Tod des Heilandes, schon von den Aposteln in Beziehung zu den Opfern anderer Religionen gestellt, von den Scholastikern als Sühne göttlicher Strafgerechtigkeit nothwendig erfunden, dann als dargebrachtes Pfand der Erlösung durch ein tägliches Wunder der Messe den Kirchengliedern vergegenwärtigt und an die Sacramente der Taufe und des Abendmahls geschlossen. Daß die Sacramente sich mehrten, war ein Vortheil der Kirchenglieder; daß die Frommen dadurch künftige Seligkeit erwarben, war eine natürliche Folge; daß ihre Fürbitte bei Gott nicht ohne Bedeutung sei, war dem Leben im Himmel angemessen; daß bis zur Auferstehung der Todten und dem jüngsten Gericht ein Mittelzustand für die Gestorbenen eintrete, in welchem die Reinigung der Verschuldeten durch Pein und Buße geschehen könne, war eine Ergänzung der christlichen Unsterblichkeitslehre; daß die Kirche, als irdische Reinigungsanstalt, hierauf manchen Einfluß ausübe, war jedem Sorglichen erwünscht; daß solche Hülfe durch Darbringung irdischer Güter erkauft werden könne, war dann die vollste Verleiblichung des Gedankens. Immer zeigt sich ein Fortgang vom Unbestimmten zum Bestimmtern, sowol in Begriffen als in Vorstellungen, man dürfte sagen, eine Ausmalung der Begriffe und Vorstellungen, wovon jene vorzüglich den dogmatischen Theologen, diese dem Volk angehörte und beide einen wechselseitigen Einfluß aufeinander ausübten.

Wenn das Ganze des katholischen Christenthums, ein Werk von Jahrhunderten, gestützt auf Kirchenautorität, gehoben durch Sinnenpracht des Gottesdienstes, geistvollen Männern zu leiblich erschien, wenn sie nachtheilige Folgen für Sittlichkeit und Frömmigkeit im Ablaßhandel, Götzendienst in Verehrung der Heiligenbilder, Fetische in den Reliquien, Judenthum in der Priesterschaft und dem Meßopfer erkannten, wenn sie in der Schrift keine zureichende Bewährung für dergleichen Bereicherungen fanden: so mußte ihr Bestreben auf Entleiblichung der christlichen Religion, auf Rückführung zur ursprünglichen Geistigkeit gerichtet sein. Concilien hatten dies nicht gethan, sie waren in der eingeschlagenen Richtung fortgegangen, hatten bei Streitigkeiten über dogmatische Bestimmtheiten und Ausmalungen der Vorstellung für irgend eine Partei entschieden. Jene Erkenntniß foderte Reformation, ein Concilium gegen ältere Concilien, berief sich wider Kirchenautorität auf die Autorität der heiligen Schrift, Geschichte und Lehre gegen Geschichte und Lehre stellend, die frühere gegen die spätere. Allein vollkommene Entleiblichung der Religion konnte nicht gewollt sein, sie war ja nicht vorhanden in der evangelischen Geschichte, das Christenthum war Theismus, war Evangelium der Sündenvergebung durch Christum, der am Kreuze starb, war bestätigt durch Wunder, Hoffnung der Unsterblichkeit durch den Auferstandenen.

So kam denn im Protestantismus eine Vergeistigung des Christenthums zu Stande nach dem Maßstabe seines Ursprungs, die ein Rücksprung sein sollte in die reine Offenbarung. Es verschwand dabei römische Hierarchie, Priesterschaft, sichtbare seligmachende Kirche, Messe, vergrößerte Zahl der Sacramente, Anrufung der Jungfrau Maria und der Heiligen, Fegefeuer mit allen darauf bezüglichen Lehren und Gebräuchen. Selbst die Klosterinstitute, der Cölibat, als Mittel irdisch anzugewinnender Heiligkeit und Geistigkeit, wurden abgeschafft, indem ein Zwang der Gelübde und strenger Enthaltsamkeit der freien Vergeistigung unangemessen schien und eben dadurch zur christlichen Unnatur, Heuchelei und Verdorbenheit des Kirchenzustandes beigetragen haben mochte. Nur aus dem Halten am Wort Gottes, aus seiner belebenden Kraft, wie zur Zeit apostolischer Verkündigung, sollte der Geist geboren werden.

Gleichwol blieb den Reformatoren ein Lehrkörper der Theologie unentbehrlich, eine Confession im Gegensatz zur Kirchenlehre, deren Christlichkeit durch Aussprüche der Schrift gerechtfertigt werden mußte. Es eigneten sich dafür zugleich die Begriffsbestimmungen der ersten Jahrhunderte besser als die der spätern, und vor allen solche, welche den Anstößigkeiten des katholischen Kirchenthums

am wenigsten Vorschub gaben, namentlich die Augustinische Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch gute Werke. Weil indessen die Verleiblichung in Begriffen und Vorstellungen naturgemäß zunimmt im Lauf der Zeit, aus welchem Wachsthum ja die Lehre des Katholicismus hervorgegangen, so konnte auch der protestantischen Dogmatik eine genauere Begriffsbestimmung nicht fehlen, und bei den darüber erwachsenden Streitigkeiten mußten wegen Mangel entscheidender Concilien oder Päpste Concordienformeln und sonstige Vorkommnisse aushelfen. Ein Zerfallen in einzelne Sekten war dabei unvermeidlich, auch blieb die stete Möglichkeit, in Ketzereien früherer Jahrhunderte oder auch in die Bahn der römischen Kirchentheologie zu gerathen und Grundsätze der ersten Reformatoren aufzugeben. Das gemeinschaftlich anerkannte Schriftwort konnte wegen verschiedener Auslegung desselben keine Lehrvereinigung bewirken, und je scholastischer und feiner die dogmatischen Begriffe sich gestalteten, desto weniger unwidersprechlichen Zusammenhang hatten sie mit den unbestimmtern Äußerungen der Bibel.

Mit Recht betrachtet sich der Protestantismus als eine Vergeistigung des Christenthums im Verhältniß zum Katholicismus, der letztere dagegen beruft sich mit Recht auf das ununterbrochen Überlieferte seiner Verleiblichung, ohne welches keine Einförmigkeit der Theologie zu gewinnen, und daß die Protestanten selber ja nicht leiberfrei wären, es sich also eigentlich darum handele, in welchem Leibe der Geist am besten wohne. Wollte man sagen, der Geist wohne in jedem Leibe gleich gut, so schwächt dies die Bedeutsamkeit der Theologie, was Theologen schwerlich einräumen, und wenn Mystiker wol reine Vergeistigung anstrebten, thaten sie es dennoch nicht ohne manche aus christlicher Theologie stammende Begriffe und Vorstellungen; volle Gleichgültigkeit des Leibes für den Geist aber ward am besten widerlegt durch das Dasein des Protestantismus selbst, der in herkömmlicher katholischer Kirchenlehre so viel Anstößiges gefunden, um sich von ihr zu trennen.

Philosophie, als Begriffswirthschaft und deren Haushaltungslehre, mußte bei aller dogmatischen Ausbildung des Christenthums (seiner Begriffsverleiblichung) in Gebrauch kommen. Schlechthin abweisen läßt sie sich nicht, es sei denn, daß Alles unbestimmt bleibe; darum entsteht — wie für das im Bewußtsein Gegebene der Religion Religionsphilosophie — so für das Gegebene des Christenthums christliche Philosophie. Da jene auch den Heiden nicht fehlte, konnte Heidnisches und Christliches zusammenwachsen, und wir sehen auf solche Weise Platonische Lehren in die Dogmatik der Kirchenväter übergehen. Verschieden indeß sind Heidnisches und Christliches; denn die Heiden entsagten nicht immer ihrer polytheistische Verleiblichung, die Christen hielten an ihrer monotheistischen Offenbarung durch Christum, an evangelischer Geschichte und deren Wundern. Die Philosophie daher für sich selber ist weder heidnisch noch christlich, sie verkehrt in religiösen Begriffsbestimmungen und wird nur das Eine oder Andere, je nachdem sie ablehnt oder aufnimmt. Spätere heidnische Philosophen nahmen mehr aus der Vielgötterei als Plato und Aristoteles, auch christliche Philosophen blieben in ihrer Aufnahme nicht einig. Die Scholastik des Mittelalters nahm die christlich-philosophisch unter überwachender Autorität festgebildete Kirchenlehre und übte sich mit Aristotelischer Begriffswirthschaft an nähern Begriffsbestimmungen des annoch Unbestimmten, oft Beifall, oft Widerspruch, Ruhm der Rechtglaubigkeit oder Ketzerei gewinnend.

Nach dem 15. und 16. Jahrhundert sank Scholastik und ward bekämpft, zur Aufnahme für christliche Philosophie bot sich außer dem Katholischen auch das Protestantische, und letzteres erhielt in den Streitigkeiten der Theologen manche scholastische Gestaltung. Die Philosophie aber wollte sich frei bewegen, ihren eigenen Leib schaffen und gerieth dadurch auf die Wege des Pantheismus und Naturalismus, die schon von den Heiden eingeschlagen waren und mit dem Inhalt des Christenthums im Gegensatz standen. Im Vergleich mit christlich-dogmatischer Verkörperung der Religion konnte man irgend eine davon unabhängige Religionsphilosophie für Vergeistigung halten, für Idealismus gegen Realismus, nur nicht auf christlichem Boden, sondern außerhalb demselben; es war keine Kirchenreformation, sondern Ablehnung christlicher Kirchen- und Bibellehre. Wer dieses für sein religiöses Bewußtsein ungenügend fand, mochte mit seiner Philosophie in den Skepticismus flüchten, mit seiner Religion in den Glauben, oder er mußte suchen sowol das Christliche nach seiner Philosophie zu vergeistigen, als auch das Philosophische gemäß dem Christlichen zu verleiblichen, welche Auswege und Bestrebungen in dem Rationalismus, Deismus, Mysticismus der neuen Zeit kenntlich werden.

Dadurch sind denn Gedanken von Perfectibilität des Christenthums und von Toleranz zu einer gewissen Herrschaft gelangt. Die Vollkommenheit ward gesucht nicht in der Ursprünglichkeit evangelischer Verkündigung, wie bei den Reformatoren, sondern über diese hinaus in philosophischer Begriffsvergeistigung und einer für das gottwohlgefällige Leben ausreichenden Sittenlehre, deren Bedeutsamkeit auch die Ermahnungen des Heilandes und der Apostel gewiß nahe legten. Selbst der französische Naturalismus war geneigt, den Werth der letztern anzuerkennen, so feindselig er sonst gegen dogmatische Begriffe und Vorstellungen verfuhr. Wechselseitige Duldung der Confessionen war eine nothwendige Foderung, wenn Jeder des Geistes aller Religion theilhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf dessen Verleiblichungen unter verschiedenen Völkern und theologischen Schulen.

(Der Beschluß folgt.)

Halm's „Griseldis" in englischem Gewande und englische Dramen.

Bekanntlich ist Halm's „Griseldis" in einer englischen versificirten Übersetzung zu Wien erschienen. Wir waren schon längst auf die Urtheile englischer Journale gespannt; wir vermutheten, daß bei einem Volke, welches einen Shakspeare an der Spitze

seiner dramatischen Literatur hat, ein so weichliches Gebilde wie die „Griseldis" keinerlei Erfolg haben könne, und unsere Vermuthung scheint sich zu bestätigen durch ein Referat, welches das „Athenaeum" in einer seiner letzten Nummern enthält. Der Glanz des Verses, die schöne lyrische Empfindung, das stellenweis ergreifende Pathos haben den britischen Kritiker über die verfehlte Composition, über die gänzlich unpsychologische Motivirung nicht irre führen können. Nachdem er die Inconsequenzen und Unhaltbarkeiten im Gange des Stücks und in der Entwickelung der Charaktere treffend nachgewiesen und mit Auszügen belegt hat, schließt er sein Referat mit folgenden Worten: „Anstatt an des Verf. Versuch, ein neues Motiv der Erzählung unterzulegen, halten wir uns lieber an die Einfachheit und größere poetische Wahrheit der alten Sage und ziehen deren glücklichern Schluß vor. Man fühlt, daß solche unmöglichen Prüfungen auch einen undenklichen Lohn verdienen, und daß, wenn ein gebrochenes Herz das einzige Ende all solchen Duldens war, es zu beklagen ist, daß es nicht schon früher brach. Wir sehen uns gezwungen, zu sagen, daß das Stück uns eine Griseldis gibt, in welcher jeder eigenthümliche Zug der Sage verloren gegangen ist. Von den andern Charakteren ist es unnöthig, etwas zu sagen. Hrn. Halm's Stil ist anspruchsvoll und doch schal; auch hat er, wie man gesehen haben wird, keine so dichterische Fülle, um für den Mangel an Einfachheit einen Ersatz zu bieten. Die Sprache erscheint wie eine Parodie jenes Gräcismus, welcher sich in Goethe's spätern Stil eingeschlichen hat und in einem romantischen Drama durchaus nicht am Platze ist. Im Ganzen hätten wir mehr Verdienst in einem Werke zu finden gehofft, welches in Deutschland Erfolg hatte, und wir müssen den Zustand des wiener Theaters bedauern, wenn solche Neuigkeiten seine bedeutendsten sind. Aber Hr. Halm ist ein junger und, wir dürfen hoffen, nicht der beste Schriftsteller seiner Zeit." Ja, man gebe uns großartige, geniale Verirrungen, aber nicht eine so kleinliche, wie diese „Griseldis" ist, welche von einem gänzlichen Verkennen aller höhern dramatischen Gesetze zeugt! Haben wir mit unserer kindischen Theilnahme für das Becker'sche Rheinlied unsere Lyrik vor den Augen des Auslandes blosgestellt, so haben wir jetzt, wir sehen es, durch unsere Vorliebe für die „Griseldis" auch unsere dramatische Literatur im Auslande in Miscredit gebracht. Ein Trost, wenn überhaupt ein Trost, ist nur dieser, daß die neue Melpomene Englands auf der Trompete des Drama ebenso klägliche Töne hervorbringt als die deutsche. In derselben Nummer des „Athenaeum" kommen mehre neue englische Stücke zur Anzeige. „Die Tragödie", heißt es darin, „muß etwas mehr sein als ein versificirter Dialog oder eine Reihe von Unterhaltungen über irgend einen traurigen oder erhabenen Gegenstand, in Acte und Scenen eingetheilt. Vergebens aber suchen wir in den neuern Compositionen nach innerer Größe der Handlung oder Leidenschaft, ohne welche es keine Tragödie gibt." Ein Motiv hierzu findet der Kritiker darin, daß unsere Trauerspieldichter in der Wahl schwanken, ob sie für die Bühne oder für den Buchhandel, oder, setzen wir hinzu, für beide zugleich schreiben wollen. Man will der jetzigen so heruntergekommenen Bühne willfahren, man will aber auch ein Product von poetischem Interesse und literarischer Bedeutsamkeit liefern. Beides ist, bei dem gesunkenen Zustande der Bühne, nicht wohl zu vereinigen, aber ebendeshalb sollte man auch die dramatischen Dichter nicht zu hart beurtheilen, wenn sie häufig Stücke liefern, die weder ganz der Bühne noch ganz den poetischen Anfoderungen genügen. Einen großen Theil der Schuld trägt unsere Bühne selbst, welche für den wirklichen Dichter keinen Halt mehr bietet, dann das Publicum, welches der tragischen Katastrophen müde und durch die häufige Vorführung von schlechten Possen und spektaculosen Opern dem poetischen Interesse entfremdet ist. Dieser Zustand ist so traurig, daß der sehnlichst erwartete Messias der dramatischen Poesie wol noch lange auf sich warten lassen wird. Die im „Athenaeum" zur Anzeige kommenden Tragödien und Dramen sind folgende: „Oliver Cromwell", ein Drama von W. Leatham; „John of Hapsburg", ein Tragödie von R. Lewis; „Borgia", eine Tragödie von T. Worsley. Leatham hat schon früher die Tragödie „Strafford" geliefert und thut sich in einer Vorbemerkung viel darauf zugute, daß er die Sprache der in seinem Drama auftretenden Personen historisch genau copirt habe. Hiervon ist allerdings die Rede Lambert's, als er Cromwell die Protectorschaft anbietet, ein schlagendes Beispiel:

> Sir! the late Parliament is now dissolved;
> The exigency of the times requires
> A strong and stable government — we pray
> Your Excellency, in the joint behalf
> Of the army and of the three nations,
> To accept the office of Protector,
> Or Chief Magistrate of the Commonwealth,
> Under a constitution newly made
> By the councils of Army and of State.

Gegen solche historische Genauigkeit kann die Poesie allerdings nicht aufkommen! Lewis gesteht mit großer Aufrichtigkeit, daß er aufs sorgsamste alle rein poetischen Stellen vermieden habe, weil sein „John of Hapsburg" ganz für die Bühne berechnet sei. Schlimm genug, wenn der Zustand der Bühne ein solcher ist, daß man sich ihr nur durch die Abwesenheit jeder poetischen Zuthat empfehlen und gefällig zeigen kann! So werden wir allerdings dahin kommen, wohin der verstorbene Schauspieler Seydelmann die dramatische Poesie gebracht wissen wollte, indem er foderte, der Dichter habe nur eine Skizze zu liefern und der Darsteller sie auszufüllen! Auf diese Weise würde der dramatische Dichter zuletzt nur als der Hausknecht und Schuhputzer des Schauspielers erscheinen müssen. Worsley's Trauerspiel zeichnet sich, nach des Recensenten Ansicht, durch Kraft und concentrirtes, wenn auch peinliches Interesse aus, obgleich es, und zwar häufig an Stellen, welche höchsten Ernst und Intensität der Sprache und des Gedankens erfodern, auch nicht an vagen Gemeinplätzen fehlt. Vor Victor Hugo's „Lucretia Borgia" hat Worsley's Drama das Verdienst einer mildern und zartern Auffassung und Behandlung voraus. 13.

Notizen.

Die französische Regierung hat einen Künstler der Stadt Valenciennes, Herrn Louis Auvray, beauftragt, eine Marmorstatue Froissart's für das historische Museum von Versailles auszuführen. Froissart, zu Valenciennes geboren, soll in seinem Costum als Kanonikus von Chimay dargestellt werden. Neben ihm liegt seine Chronik, bei den Worten aufgeschlagen: „Je suis de la noble et franke ville de Valenciennes."

Der Bibliothekar des Klosters zu Sta.-Croce hat jüngst ein Werk entdeckt unter dem Titel: „*Aponii* libri XII in Canticum Canticorum", wovon bisher nur sechs Bücher und zwar nach einem sehr corrumpirten Manuscripte bekannt waren.

Der Graf von Almagro gab in Paris heraus: „Notice sur les principales familles de la Russie", und zwar zum Besten der Armen, welche vielleicht aus Dankbarkeit fortan besser von der russischen Aristokratie denken werden.

Der Minister des Innern hat der königlichen Bibliothek in Paris eine Copie auf Porzellan zustellen lassen, welche von Konstantin nach einem authentischen Portrait Karl's des Großen gemalt ist, das sich seit Jahrhunderten zu Rom befand.

Vor kurzem starb Michael J. Quin im 50. Lebensjahre. Er war, so viel wir wissen, der erste Herausgeber des „Dublin review" und Verf. der Werke „Travels in Spain" und „A steam voyage down the Danube". 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 120. —— 30. April 1843.

Religion, Theologie und Philosophie.
Eine Trias.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Gedanken von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit wurden sonach als eigenthümliches Feld unabhängiger Religionsphilosophie betrachtet, welche über Reinigung, Verbesserung, Beglaubigung der Religionen zu entscheiden habe. Es waren aber diese Aufgaben der Untersuchung sowol einer nähern theistisch-christlichen Bestimmung als auch einer pantheistischen und materialistischen fähig. Daher entstand für christliche Theologie ein gerechtes Mistrauen gegen Einwirkung philosophischer Lehrgebäude, indem ja durch fortgesetzte davon abhängige Reinigung und Verbesserung der ganze christliche Religionskörper zerstört werden konnte. Bei dem französischen Naturalismus fiel dies sogleich ins Auge, weniger bei Leibnitz und Wolf, oder bei Kant, dessen moralisch-theistischer Glaube zwar nicht mit dem christlichen zusammenfiel, aber doch demselben nicht durchweg widersprach. Spätere deutsche Philosophenschulen brachten Naturalismus und Pantheismus, welche mit dem Christenthum sich nicht vereinigen ließen. Philosophische Gegner Kant's und seiner Nachfolger suchten zu erhärten, dessen Glaube stehe in üblem Zusammenhange mit seinem Lehrgebäude der Erkenntniß, und Naturalismus wie Pantheismus widerstrebe dem ursprünglichen Bewußtsein der Religion, als dem Ausgangspunkte aller Religionsphilosophie und der theistisch-christlichen Überzeugung. Daraus erwuchs ein Zerwürfniß unter den Philosophen selbst und ein mehr oder weniger hervortretender Gegensatz zwischen Philosophie und christlicher Dogmatik. Letztere wollte keine von der erstern unternommene Perfectibilität und Reinigung anerkennen, und fand Toleranz in solchem Sinne unstatthaft; die erstere aber wollte ihr Recht der freien Untersuchung und eines daraus sich bildenden Begriffkörpers nicht aufgeben.

Je mehr man nun die Ungefügigkeit der verschiedenartigen Ansprüche fühlte und sowol philosophische als dogmatische Thätigkeit entwickelte, desto mehr abweichende Behauptungen und Ansichten mußten hervortreten und zugleich ein Bedürfniß ihrer Ausgleichung aufregen. Die Philosophie hatte seit den Tagen der Scholastik von einer Menge abstruser Speculationen sich losgesagt, und wie der Mechanik der geringste Gebrauch von Rädern für die beabsichtigte Wirkung das Vollkommenste ist, so ward auch ein Bestreben zur Einfachheit, Faßlichkeit, ja selbst Popularität, in Philosophie und Theologie kenntlich. Hoffnungen aber einer vollständigen Ausgleichung blieben unerfüllt, denn genauere Untersuchungen zeigten immer wieder den Gegensatz und ließen vermuthen, er sei nur scheinbar zugedeckt durch Oberflächlichkeit des Verfahrens und seine wahre Heilung sei nur vom Eindringen in die Tiefe zu erwarten. Dadurch erhielt die Theologie eine Richtung, verschollene dogmatische Bestimmungen wieder aufzunehmen, und die philosophische Speculation gewann Farbe dialektischer Scholastik, auch darin derselben ähnlich, daß aus der alten Kirchenlehre Hauptstücke, wie dasjenige der Dreieinigkeit, in philosophische Untersuchungen einwanderten. Könnte nun Religionsphilosophie mit ihren Begriffen den Leib christlicher Dogmatik gewinnen und diese wiederum den Geist jener in ihren Körper aufnehmen, so wäre die gewünschte Vereinigung beider vollbracht und eine philosophische Gnosis stände mit der christlichen Gläubigkeit im Einklange.

Nach diesem Ziele hin sind neuere Bemühungen freier Philosophie und christlicher Theologie in Deutschland gerichtet und haben ihre Wurzel im Dasein beider. Unförderlich genug wollen Theologen das ihnen von der Philosophie Dargebotene nicht für das Ihrige erkennen und Philosophen den theologischen Stoff nur unter veränderter Gestalt sich aneignen. Man hat zu schlichten versucht, Eins und Dasselbe der Religion für Philosophie in Begriffe, für Theologie in Vorstellungen gestellt, für jene z. B. in Pantheismus, für diese in Theismus; man hat auch einen Durchgang und Übergang beider ineinander nachzuweisen getrachtet; allein dieses entsprach wieder nicht dem philosophischen und dem christlichen Bewußtsein, zudem waren Begriffe ebenso gut heimisch in der Theologie, als Vorstellungen in der Philosophie, weil alle menschliche Erkenntniß in Begriffen, Vorstellungen und deren Wechselbeziehung ihr Wesen hat. Daher denn Andere eine offene Scheidung des Philosophischen und des Theologischen für angemessen hielten, und daß jedes auf seinem Wege sich selbst überlassen bleibe. Wir gewahren Philosophen, die alles Theologische ablehnen, und Theologen, welche alles Philosophische zurückweisen, was nur dadurch wiederum so schwer, wo nicht unmöglich ist,

weil Beides von jeher sich verzweigte und ohne diese Verzweigung weder Religionsphilosophie noch christliche Theologie ihr historisches Dasein gewonnen hätten. Auch ist ja beides im Bewußtsein, Bedürfniß, Gebrauch jedes einzelnen Denkers allemal beisammen.

Theologie und Philosophie behaupten beide ein Wissen vom Übersinnlichen, Göttlichen. Spricht jene zwar vom Glauben, so stützt er sich doch auf Glaubensgründe; spricht die letztere von Einsicht, so muß diese doch als ein Glaubliches dem Denker sich darstellen. Nun aber findet sich im theologischen Glauben Unbegreifliches und in der philosophischen Einsicht Unglaubliches. Die Wunder der evangelischen Geschichte sind unbegreiflich; daß aus den Formeln des An sich, für sich und bei sich, oder aus den Begriffen Sein und Nichts und ihrem Sohne, dem Werden, eine Einsicht des Wesens Gottes und seiner Schöpfung zu Stande komme, ist unglaublich. Sollen Theologie und Philosophie unterschieden werden als Glauben und Wissen, so ist die Theilung ungerecht; denn beide haben Beides; nur die eine das Glauben und Wissen des Unbegreiflichen, die andere das Wissen und Glauben des Unglaublichen. Wie ein Unbegriffenes zum Nichtgeglaubten werden kann, so noch mehr ein nicht Glaubliches zum Unbegriffenen, mithin ließe sich ebenso gut vom philosophischen Glauben und Unglauben, Wissen und Nichtwissen, als vom theologischen sprechen. Oft ward das Unbegreifliche durch ein Unglaubliches erläutert — in Gnosis, in neuerer Philosophie — oft auch ein nicht Geglaubtes — etwa Unsterblichkeit, Gottheit Christi — durch Unbegreifliches — Auferstehung, Dreieinigkeit — gestützt. Der Grund solcher Erscheinungen liegt in der Unvertilgbarkeit der Religion für das menschliche Bewußtsein, im Bedürfniß ihrer Verleiblichung durch Begriffe und Vorstellungen, deren Fortschritt wieder einen Rückschritt zur Entleiblichung, nämlich Vergeistigung herbeiführt.

Bedenkt man die große Gesinnung, die Erhabenheit und Demuth, das Leben in Gott und für Gott, überhaupt den Geist und die Wirkungen des ersten Christenthums, so ist dessen Erscheinung einzig und unvergleichbar in der Menschengeschichte. Heidenthum und Judenthum zeigen wol Ähnliches in ihren edelsten Lehren und Naturen, aber Nichts vollkommen Gleiches. Daraus möchte die Überzeugung gewonnen werden, jene Verleiblichung der Religion nach christlichem Maß — Offenbarung für Zeitgenossen und spätere Jahrhunderte — entspreche in ihrer Bestimmtheit und Unbestimmtheit, in ihrem Glauben und Wissen besser dem menschlichen Gemüth als jegliches Andere, übe eine heiligende Kraft an ihren Bekennern und ein Mehr oder Weniger des Verkörperns habe unausweichliche Nachtheile. Nur freilich die genaue Abgrenzung des Maßes im Verhältniß zum übrigen Umfange des Denkens und Vorstellens jeglicher Zeit erscheint als stete Aufgabe aller christlichen Theologie und Religionsphilosophie, welche in mancherlei Weise sich verschlingen und verwirren, fördern und hemmen und, einen festen Abschluß suchend, ihre Verhandlungen den Jahrhunderten überliefern.

Eines ist zugleich hierbei erkennbar. Was über den Kirchen liegt und in keiner Kapelle eingefaßt wird, was mehr ist als jede Speculation, was dennoch in jeder Kirche und Kapelle seinen Geist kundgeben kann und kundgegeben hat, was für jede Speculation eine Erweckung ihres Daseins ward; — ein gläubiges Christenthum, nicht im gewöhnlichen Sinne dogmatischer Confessionen, eine die Bedeutung desselben anerkennende Philosophie, nicht im gewöhnlichen Sinn speculirender Schulen; — was allem irdischen Wesen der Menschen höhern Rang und Werth ertheilt; jenes dünne Haar, nach dem Ausdruck Klinger's, an welchem die Menschheit aus dem Staube hervorgezogen wird und welches trotz alles Zerrens nicht zerreißt; ein Allerheiligstes, um welches Pracht und Nichtpracht der Tempel, die speculative Spitzfindigkeit der Dogmatik und der philosophischen Schulen sich lagert; — dies ist das Unvergängliche, Bleibende. Kirchen, Schulen, Begriffe, Vorstellungen und Worte wechseln.

F. Köppen.

Anagramm.

Bekanntlich entsteht das Anagramm aus Versetzung der Buchstaben eines oder mehrer Wörter zu einem andern Worte und Sinne, jedoch so, daß dieser zu dem ursprünglichen Worte irgendwie passen, es gut oder übel erläutern muß. Die Sache ist an sich eine Spielerei. Gleichwol gibt es davon dicke Sammlungen und sind darüber eigene Schriften erschienen, wie Jeder aus Pierer's „Universal-Lexikon" ersehen kann. Ich citire dies, weil unter den dort aufgeführten Schriften eine der besten, William Camden's Versuch über das Anagramm, fehlt und ebenso wenig bei Camden's Namen erwähnt ist. Der gelehrte Camden aber (geb. 1551, gest. 1623) achtete das Anagrammatisiren für keine Spielerei. Er nennt es eine ergötzliche Unterhaltung und angenehme Beschäftigung für denkende Menschen, und je schwerer, je besser, „denn dann", sagt er, „ist es ein Schleifstein für jedes Menschen Geduld; es sind mir Muster von Geduld vorgekommen, die darüber ungeduldig geworden sind, die Feder zerkaut, sich Haare ausgerauft, die Stirne wund gerieben, ihre Lippen blutig gebissen, mit den Füßen gestampft und das Papier zerrissen haben." Übrigens ist das Anagrammatisiren, wenn eine Spielerei, eine sehr alte. Die mystischen Religiosen des Alterthums verschlossen darin ihre Geheimnisse und wollten mittels desselben über gewisse Personen und Dinge einen Heiligenschein werfen. Die jüdischen Kabbalisten übten öffentlich die Kunst des themura, die Kunst, Wörter zu verändern oder zu versetzen, um eine verborgene Bedeutung herauszufinden — genau Anagramm-Fabrikation. In Noah fanden sie das hebräische: Gnade, in Messias: er wird erfreuen. In der „Kassandra" des Lykophron, einem 300 Jahre vor Christo geschriebenen Gedichte, wird der Name des Ptolemäus Philadelphus durch Versetzung des griechischen ὁ aus Ptolemais in Apomelitos, Honigmann, verwandelt, und aus Arsinoe, der Gemahlin dieses Königs, wird Eras ion, Juno's Veilchen. Anderer griechischen Anagramme gedenkt Eustathius. Beim Herabrutschen vom Berge der Vergangenheit stoße ich an Bacon, von welchem ich schon früher unter der Überschrift „Schießpulver" in Nr. 273 d. Bl. f. 1842 erwähnt habe, daß er eins seiner Schießpulver-Ingredienzen, nämlich Holzkohle, in ein Anagramm versteckt, wenigstens verstellt haben soll. Da die Franzosen von jeher Verehrer des Witzes und Freunde des bedingt, ihre Könige aber bis auf Louis Philipp freigebige Herren gewesen sind, so ist sich nicht zu verwundern, daß Ludwig XIII. einen eigenen Anagrammatiker mit jährlich 1200 Livres besoldete. Und wie heute in Frankreich ein glückliches mot Jemand berühmt macht, so konnte ehemals ein glückliches Anagramm

Jemand reich machen. Durch ganz Frankreich erscholl ein Ausruf der Bewunderung und 20,000 Francs waren der Lohn, als ein Glückskind in François de Valoys die Worte: De façon suis royal entdeckt hatte. Und der Beneidenswerthe, der der schönen Marie Touchet, Favoritin Karl's IX., die Kunde brachte, ihr Name sei sie selbst: Je charme tout! Sie erlaubte ihm, ein kostbares Perlengeschmeide von ihrem Busen zu lösen, und — mehr. Auch hat zweifelsohne Derjenige ein fettes Ämtchen mit viel Gehalt und wenig Arbeit bekommen, der den Kanzler Louis de Boucherat benachrichtigte, er sei zum Kanzler geboren und getauft, est la bouche du roi. Selbst der ernste Calvin verschmähte die Spielerei nicht. Daß er seinem Namen das damals gebräuchliche lateinische us anhing und sich dann von Calvinus in Alcuinus metamorphosirte, war allerdings keine geistige Heldenthat. Daß er aber Rabelais' latinisirten Namen Rabelaesius in rabie laesus zersetzte, zeugt von anagrammatischem Salze. Rabelais war indessen der Mann nicht, einen Schuß unerwidert zu lassen. Indem er sich daher die lexikographische Freiheit nahm, in Calvin's Namen ein j aus dem i und ein u aus dem v zu machen, war jan-cul fertig — ein altes französisches Compositum, für welches der große Reformator sich nicht zu bedanken brauchte. In den englischen Tagen der Stuarts kam man auf den heidnischen Gedanken zurück, die Versetzung der Buchstaben eines Namens könne eine wichtige Wahrheit offenbaren. Nachdem daher ergründet worden, daß James Charles Stuart — der Taufname des ersten Jakob — sich in claims Arthur's seat versetzen lasse, führten seine Anhänger es zum Beweis an, daß er als Nachfolger des ritterlichen Königs Arthur ein unbestreitbares Recht auf den großbritannischen Thron habe. Verfasser dieses Anagramms war der Walliser Owen, von welchem mehre dergleichen Curiosa existiren, und zu bemerken ist noch, daß er jenes Anagramm fertigte, ehe Jakob den englischen Thron bestieg, es mithin das Verdienst einer Prophezeiung hat. James Steuart wurde in Jacobus Steuartus latinisirt und daraus Tu es ob justa carus gemacht. Ungezwungener und deshalb hübscher ist die Verwandlung von James Stuart in A just master. Villiers, der Liebling dieses James, wurde von ihm zum Grafen von Buckingham ernannt, und George, Earle Buckinghame gab die Worte: Oh, grave, able king, grace me — eine Bitte, welche der König auf Kosten der Nation gnädigst erfüllt hatte. Da der gedachte Camden seinen Versuch über das Anagramm unter der Regierung der jungfräulichen Elisabeth schrieb, so begreift sich, daß die Anstrengungen diesfallsigen Scharfsinnes ihr in gerütteltem Maße zu Theil wurden. Hier nur zwei der gelungensten. Elisabetha Regina verwandelte sich in Angliae eris beata, und Elisabetha Regina Anglorum in Gloria regni salva manebit. Der Lord Kanzler Ellesmere hätte das auf seinen Namen Thomas Egerton gemachte Anagramm: Gestat honorem, zum Familienmotto nehmen können, und auf den bübisch ermordeten Sir Thomas Overbury erschien, mit Weglassung des Sir, ein Anagramm, welches Symonds d'Ewes für das witzigste seiner witzigen Zeit erklärte. Es heißt: O! O! base murthyr. Collet in seinen interessanten, auch die Anagramm-Fabrikation besprechenden „Relics of literature" erwähnt eine Mistreß Mary Fage, die unter Karl I. von England einen dicken Band selbst verfaßte Anagramme und Akrostichen herausgegeben, ihn „Fame's Roll" betitelt und darin nicht weniger als 420 Fürsten, Pairs und Prälaten anagrammatisirt und zugleich akrostichirt habe. Ganz besonders — der Himmel mag wissen warum — hat der Graf von Weymes sie inspirirt. John Weymes kommt wiederholt vor. Eine gute Versetzung seines Namens ist die in: „Shew men joy", und das dazu gehörige Akrostichon fängt an:

> In your great honour, free from all alloy,
> O truly noble Weymes, you shew men joy;
> Having your virtues in their clearer sight,
> Nothing there is can breed them more delight.

Ein nicht minder gewandter Anagrammatist schuf aus dem Namen und Titel des General Monk ein Chronogramm, ein Anagramm mit Datum, falls nämlich in Georgius Monke, Dux de Aumarle die Worte: Ego Regem reduxi, Anno Sa. MDCLVV (Sa. für Salutis). Sir Thomas Wiat hatte den Witzbold im Namen Wiat a wit, Walker den Lawrel (den Lorber), Vernon das Renoun (die Berühmtheit). Der Dichter Crashawe besaß einen Herzensfreund, Namens Car, und erklärte seine Hingebung an ihn daraus, daß er selbst Car sei, He was Car.

In England sind die Anagramme noch heutigen Tags beliebt. Folgende drei sind vielleicht wenig gekannt: Napoleon Bonaparte — Bona rapta, leno, pone; Arthur Wellesley, Duke of Wellington — Let well foil'd Gaul secure thy renown; Horatio Nelson — Honor est a Nilo. In Gesellschaften gehört das Anagrammatisiren zu den Gesellschaftsspielen, wie sehr das auch Diejenigen überraschen mag, die von in England gewesenen Deutschen schriftlich oder mündlich gehört haben, daß es in den dortigen Gesellschaften, statt unsers gefühlvollen: Sieh dich nicht um, mein Büttel geht um, oder unsers geistreichen: Schenken und Logiren, Steifbeinigkeit und Langweiligkeit gebe. Man schreibt kurze Fragen auf, die mit einem aus dem Hauptworte geformten Anagramm beantwortet werden müssen. Als Probe einige, die ich mir notirt, und Kenner des Englischen mögen entscheiden, ob sie des Notirens werth waren. What is revolution? Love to ruin. — What is a telegraph? Great help. — What are lawyers? Sly ware. — What comes from a dispensatory? O! I send pastry. — Is the assembly composed of good men? — Yes, lambs. — Who moved the amendment? Ten mad men. — What do the catholic representatives? Serve Saint Peter. — Got you satisfaction? It is a fact, son. — When does christianity appear?

> When I cry that I sin is transported, it is clear,
> My resource Christianity, soon will appear.

14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neueste lyrische Poesien.

Von allen Gedichtsammlungen, die uns bis jetzt das Jahr 1843 gebracht hat — und Gott weiß, daß ihre Zahl Legion —, ist ohne Zweifel die ausgezeichnetste und beachtenswertheste diejenige, welche Mad. Desbordes-Valmore unter dem Titel „Bouquets et prières" ganz kürzlich herausgegeben hat. Es ist dies in der That ein duftreicher Strauß, der von den lieblichsten Blumen gebildet wird. Mad. Valmore schien in neuester Zeit in die einträgliche Vielschreiberei versunken zu sein, und wir freuen uns deshalb sehr, daß sie in dieser Sammlung ihrer neuesten lyrischen Gedichte den ganzen poetischen Duft ihrer Sprache und die Glut des Gefühls wiedergefunden hat, die ihr schon längst einen hohen Rang unter den Dichtern Frankreichs gesichert haben. Von diesem ihren neuesten Werke kann man sagen, daß es ein neues Blatt zu ihrem Kranze hinzugefügt hat. Aus der großen Zahl von Gedichten, mit denen wir in jüngster Zeit überschwemmt sind, heben wir noch eine andere Sammlung hervor, die gleichfalls von einem weiblichen Gemüthe eingegeben sind. Wir meinen die „Eglantines par Marie-Laure". Die Sprache dieser kleinen Lieder, in denen sich zum Theil ein reines Gemüth Luft macht, verräth zuweilen, daß dies ein erster dichterischer Versuch ist. Im Allgemeinen sind die Verse harmonisch und die jugendliche Dichterin hat sich im Ganzen von allem Gewöhnlichen und Trivialen frei gehalten, ohne in eine bestimmte unnatürliche Manier zu fallen. Wir machen nur auf ein gar liebliches Gedicht aufmerksam, das wir in dieser Sammlung gefunden haben. Dasselbe ist „Les amours de Marthe" überschrieben. Der Titel „Bluettes par Eugène de Launay" (Paris 1843) verspricht nicht viel, aber die lieblichen Lieder, die wir in diesem eleganten Bändchen zusammengestellt finden, sind mehr als „nichtssagende Kleinigkeiten". Der größte Theil derselben sind natürliche Ergüsse

eines gefühlvollen Herzens. Ihre Sprache ist einfach und geschmackvoll und wir finden es deshalb erklärlich, daß die Componisten, wie Bérat, Louise Puget u. A. bereits einen großen Theil der Lieder von Launay in Musik gesetzt haben. Diesem glücklichen Umstande verdankt derselbe einen größern Ruf, als man unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit einem einzigen Bändchen lyrischer Gedichte einzuernten pflegt.

Wenn auch Quinet in seiner „Teutomanie" sagt, daß in Deutschland noch nicht eine vernünftige Seite über irgend eine Periode der französischen Literatur geschrieben sei, so kann man es uns doch nicht streitig machen, daß deutsche Gelehrte hauptsächlich dazu beigetragen haben, das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur zu erleichtern. Wir erinnern hier nur an Schlegel's „Observations sur la langue et la littérature provençales" (Paris 1818) und Diez' „Poesie der Troubadours" (Zwickau 1826), sowie dessen „Leben und Werke der Troubadours" (Zwickau 1829). Schlegel's Werk ist, schon der Sprache wegen, in der es abgefaßt ist, den französischen Gelehrten zugänglicher als die gediegenen Schriften von Diez. Man muß es einem jungen französischen Gelehrten deshalb Dank wissen, die Aufmerksamkeit des französischen Publicums auf die Arbeiten des verdienstvollen deutschen Gelehrten zu lenken. Der Name dieses jungen Franzosen, der sich dieser Arbeit unterziehen will, das Wichtigste dieser beiden angeführten Werke ins Französische zu übersetzen, ist Ferdinand de Roisin. Wir haben von ihm bereits eine Probe unter dem Titel „Essai sur les cours d'amour par Frédéric Diez" (Paris 1842) erhalten, die viel verspricht. 2.

Bibliographie.

Böhmens Provinzial-Zustände auf dem Schachbrete der Öffentlichkeit. Vom Verfasser der Schrift: „Östreich und seine Staatsmänner". Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 10 Ngr.

Booſt, J. A., Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland (von 1517—1843). 1ster Band: Frankreich. Augsburg, M. Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Cowper's, W., Expostulation oder Israel und England, ein Gedicht, übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen, von K. H. Sack. Bonn, Weber. Gr. 12. 7½ Ngr.

Ellendt, F., Über das religiös-sittliche Bewußtsein der Philologen und Schulmänner, besonders Preußens. Eisleben, Reichardt. 8. 7½ Ngr.

Erinnerungen an Johann Conrad Maurer. — Bilder aus dem Leben eines Predigers. (1771—1841). Größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Nebst mehreren Briefen Joh. v. Müller's, Joh. Georg Müller's, Heyne's und Anderer. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fichte, F. H., Über den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie. Akademische Antrittsrede gehalten in der Aula der Universität zu Tübingen am 4. Nov. 1842. Tübingen, Fues. 8. 7½ Ngr.

Granada, L. v., Die Lenkerin der Sünder. 2 Bände. 3te verbesserte Auflage. Aachen, Cremer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grant, A., Die Nestorianer, oder die zehn Stämme. — Reisen durch das alte Assyrien, Armenien, Medien und Mesopotamien; Schilderung der kirchlichen und häuslichen Gebräuche und Sitten der Nestorianer, und Nachweis ihrer Identität mit den verloren geglaubten zehn Stämmen Israels. Im Auszuge übersetzt von S. Preiswerk. Mit einer Karte. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 25 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ein Reiseversuch im Norden. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hauschild, E., Allgemeine Tonsprachlehre, oder Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Elemente der Tonkunst, sowie der Melodik, Harmonik, Rhythmik, nebst einem das Musikalische Conventionelle behandelnden Anhange. Leipzig, Hartknoch. Kl. 8. 20 Ngr.

Hirsch, S., Das Judenthum, der christliche Staat und die moderne Kritik. Briefe zur Beleuchtung der Judenfrage von Bruno Bauer. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Immermann's, K., Schriften. 13ter und 14ter Band: Memorabilien. 2ter und 3ter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Koerner, T. E., Das unbewegliche Eigenthum nach preußischem Rechte. Eine systematische Darstellung. Nach Lage der neuesten Gesetzgebung, und mit Rücksicht auf deren Erklärung durch Praxis und Wissenschaft entworfen. Berlin, Heymann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kortüm, F., Römische Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergange des abendländischen Reichs, übersichtlich und mit steter Beziehung auf die Quellen für den Privat- und Lehrgebrauch dargestellt. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löffel, H., Nachtisch für Arm und Reich. In zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung: Betrachtungen, Gedanken und Parabeln. 2te Abtheilung: Geistliche Lieder und Gedichte, Fabeln und vermischte Dichtungen. Berlin, Thome. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ludwig Philipp Joseph von Orleans, genannt Égalité. Nach dem Französischen eines Zeitgenossen von F. Bachaus. Leipzig, Hunger. 12. 1 Thlr.

Der deutsche Michel. Erläutert von einem seiner Freunde und Leidensgenossen. Leipzig, Renger. Gr. 8. 5 Ngr.

Historische Nachrichten über Teufelsbanner, Wahrsager, Wundermenschen, Geisterseher und andere dergleichen außerordentliche Erscheinungen in den Rheinlanden und Westphalen seit Beginn dieses Jahrhunderts. Bei Gelegenheit des Auftretens des Wunderdoctors Heinr. Mohren zu Niederempt nach meist noch unbenutzten und zuverlässigen Quellen bearbeitet von F. E. v. Mering und Ludw. Reischert. Köln, Dunst. 8. 5 Ngr.

Nekrolog auf Herrn Conrad Ott, Privatdocenten an der Zürcherischen Hochschule und Redacteur der Neuen Zürcher Zeitung. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1842. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Krieg Östreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland; der Insurrectionen Tirols und Vorarlbergs; der Aufstände in der Altmark und in Hessen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Majors F. v. Schill im Jahre 1809. 2ter Band. Schaffhausen, Hurter. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schoppe, Amalie, Bilder aus dem Familienleben. 1ster Band: Der Vetter. — Mutter und Sohn. Zwei Erzählungen. Leipzig, Taubert. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Siguier, A., Die Größen des Katholicismus. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sjöberg, E. (Vitalis), Gedichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Soll denn wirklich der Zank zwischen Protestanten und Katholiken losgehn? Ein Wort treuer Ermahnung an alle christlich gesinnte Katholiken und Protestanten. Strasburg, Schuler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Stephani, L., Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands. Mit sechs Steindrucktafeln. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 8. 24 Ngr.

Verfolgung und Leiden der katholischen Kirche in Rußland. Mit noch ungedruckten Documenten. Von einem ehemaligen russischen Staatsrathe. Aus dem Französischen übersetzt von M. Zürcher. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 121. — 1. Mai 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Schriften über den Ursprung der dramatischen Poesie in Frankreich.

1. Mystères inédits du quinzième siècle, publiés pour la première fois, avec l'autorisation de M. le ministre de l'instruction, par *Achille Jubinal*, d'après le manuscrit unique de la bibliothèque de Sainte-Geneviève. Zwei Bände. Paris 1840—41.
2. Mystère de Saint-Crespin et Saint-Crépinien, publié pour la première fois, d'après un manuscrit conservé aux archives du royaume, par *Dessalles* et *Chabaille*. Paris 1842.

Wollte man die Geschichte der dramatischen Poesie und Schauspielkunst in Frankreich bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, so müßte man bis in die ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung zurückgehen und die geschichtlichen, auf die romanisirten Gallier bezüglichen Denkmäler zu Rathe ziehen. Führen wir hier zuvörderst an, wie Raynouard, der berühmte Romanist, sich bei seiner Aufnahme in die Französische Akademie vernehmen ließ:

> Bei den alten Griechen war die Vorstellung einer Tragödie ein politisches Institut, ein religiöses und vaterländisches Fest, von dem die Bürger, in glorreichen und tugendhaften Vorsätzen bestärkt, heimgingen; als die Franzosen die Darstellung heiliger Dramen und Mysterien aufbrachten, hatten sie ungefähr die Absichten und Zwecke, welche die griechischen Dichter geleitet hatten; und weil man den Charakter und Endzweck des atheniensischen Theaters verkannt hat, ist es vielleicht auffallend erschienen, daß die altfranzösischen Dichter in ihrer naiven Frömmigkeit die Heiligen, die Jungfrau Maria und Gott Vater dargestellt haben. Wie die griechischen Dichter den Atheniensern die Geschichte ihrer Götter und Halbgötter dargeboten hatten, so führten sie der allgemeinen christlichen Andacht die Heroen ihres Glaubens zur Erbauung vor, und das Volk, welches sich zu diesen andächtigen Schauspielen drängte, erkannte und verehrte darin seine religiösen Überlieferungen.

Diese höchst beachtenswerthe Ansicht wird durch Facta bestätigt: nach den sogenannten Liebesmahlen (Agapen) in den ersten Zeiten des Christenthums, wobei Bühnenspiele und Aufzüge gehalten wurden, ist zunächst zu nennen ein lateinisches Drama von dem Tragiker Ezechiel, welches das „Leben Mosis" vorstellt, und der „Leidende Christus" von dem heiligen Johann Chrysostomus; ein wenig später folgen der „Querolus", der Querelenmacher, eine Art Misanthrop, nach Terenzischem Muster zugeschnitten, und das „Spiel der sieben Weisen" von Ausonius. Die christlichen Geistlichen, dem einmal angenommenen Princip getreu, versäumten, wie man sieht, nicht, Sitten, Ideen, Kunstformen und Gewohnheiten des heidnischen Alterthums zu ihrem Gebrauch und Bedürfniß zuzurichten. Die weitbekannte Entgegenstellung, welche antike und moderne, hellenische und romantische, oder, wie man auch wol sagt, heidnische und christliche Kunst im schärfsten Gegensatze denkt und die Charakteristik beider dahin bescheidet, es spreche sich erstere aus als geläuterte, veredelte Sinnlichkeit, als Poesie der Freude und des Besitzes, sich stützend auf die Gegenwart — hingegen letztere als Schwermuth und Sehnsucht, als ein stetes Wiegen zwischen Erinnerung und Ahnung *) —, ward sehr unrecht eine längere Zeit hindurch überall mit besonderer Gunst aufgenommen und mit mehr oder weniger Scharfsinn von einer Menge Gelehrten auf sämmtlichen Gebieten der Kunstkritik und Ästhetik durchgeführt. Denn jener Gegensatz betrifft, insofern er begründet ist, nur etwa die Wendung und Beziehung, nimmer das ganze Wesen der Kunst, welches überall nur Eines ist. Weiß doch Jedermann, daß die geschichtlichen Urkunden, die geheime wie die praktische Weisheit der neuen Weltreligion in den Begriffen und Redeformen der classischen Sprachen niedergelegt worden; und wenn es Niemanden, der sich mit den Resultaten der neuesten kritischen Forschungen in der christlichen Alterthumskunde vertraut gemacht, befremdend und neu ist, daß die frühesten Versuche einer bildnerisch-malerischen Darstellung christlicher Ideen nicht in eigenen und durchaus neuen, vielmehr eine längere Zeit hindurch eben nur

---

*) A. W. Schlegel, über dramatische Kunst und Literatur.

in den überlieferten Kunstformen des heidnischen Alterthums sich bewegten, so wird, denke ich, die Behauptung keinen Anstoß geben können, daß nicht minder auch die ersten Versuche dramatischer Darstellung christlicher Gegenstände nicht in neuerfundene, sondern in vorhandene ausgebildete, überkommene Literaturformen des classischen Alterthums eingesponnen und eingepuppt wurden, worin sie durch lange Jahrhunderte von Völkerwanderungen, Umwälzungen und Gährungen überwinterten, bis sie endlich, dem Schmetterlinge gleich, die todte, fesselnde Schale von sich warfen und freie, leichte Schwingen entfalteten; doch auch von diesem ersten Flügelschlage ab bis zum vollständigen, höchsten Fluge sehen wir die dramatische Poesie in Frankreich in mannichfach verschiedenartigen Stadien der Entwickelung, oft von äußerlichen Eindrücken und Umständen abhängig, oft verweilend und gleichsam ausruhend von dem Wege, den sie zurückgelegt.

Die Schauspielkunst scheint in Frankreich fast zugleich mit der Monarchie aufgeblüht, aber bald ausgeartet zu sein. Schon unter Chlodwig (481—511) ist die Rede von Histrionen, Tänzern, Spaßmachern (farceurs), Gauklern und Seiltänzern (bateleurs), und ihre Spiele waren so schandbar, daß Karl der Große sie verbot. Wahrscheinlich brachte die Geistlichkeit den Kaiser zu diesem Entschlusse, welche eifersüchtig diesen Gauklern den Zulauf des Volks beneidete und ihrerseits ebenfalls unschickliche Possen anwandte, um durch sie den großen Haufen in die Kirche zu locken. Das Narren- oder Eselsfest ist unter den geistlichen Buffonnerien des Mittelalters am bekanntesten. Man wählte nämlich alljährlich einen Narrenbischof, dem man einen Haufen ungeschlachten Pöbels als Klerus beiordnete, und einige dieser Narrenkleriker trieben die Wahrheit oder vielmehr Unverschämtheit so weit, daß sie sich nackt in den Kirchen zeigten. Wie die Geistlichkeit solchen Unfug nicht blos zulassen, sondern selbst anordnen konnte, das begreifen wir heutiges Tags nicht. Die Universität zu Paris schrieb im J. 1444 einen strafenden Brief an die Geistlichkeit des Königreichs, worin es heißt:

Non contens de chanter dans le choeur des chansons déshonnêtes, les prêtres et les clercs mangeaient et jouaient aux dès sur l'autel à côté du prêtre qui célébrait la messe: ils mettaient des ordures dans l'encensoir, ils couraient, riaient, chantaient et faisaient mille postures indécentes, ils allaient ensuite par toute la ville se faire voir sur des chariots.

Die Mahnung der Universität war vergebens, das Narrenfest fand unter der Geistlichkeit aller Länder beredte Vertheidiger, und ein Theologe des 15. Jahrhunderts sagte: „Unsere Vorfahren, würdige und heilige Männer, haben stets dieses Fest gefeiert, können wir bessern Beispielen folgen?" *)

Neben diesen geistlichen Possenreißereien finden sich zu derselben Zeit, d. h. vom 7.—10. Jahrhundert, auch Beispiele von ernsthaften Bühnenspielen, deren Stoff theils aus dem gewöhnlichen christlichen Leben, theils aus den christlichen Mysterien hergenommen war. Diese Mysterien bildeten sogar den Gegenstand der ersten dramatischen Versuche in französischer Volkssprache; die ältesten Erzeugnisse dieser Art, welche bis in die ersten Jahre des 12. und sogar bis in die letzten des 11. Jahrhunderts hinaufreichen, sind die „Epîtres farcies", d. h. solche, die abwechselnd französisch und lateinisch geschrieben sind. Diejenigen Stücke dieser Gattung, welche uns übrig geblieben sind, haben fast alle die Marter des heiligen Stephan zum Gegenstande; sonst ist noch da: „Le Mystère des Vierges folles et des Vierges sages", in drei Sprachen, lateinisch, französisch und provenzalisch abgefaßt und wovon Raynouard im zweiten Bande seiner vortrefflichen Sammlung der Originalgedichte der Troubadours sagt: „Dieses Stück bietet die Elemente und den Gang eines Dramas, d. h. es hat eine Auseinandersetzung, eine Verschürzung und eine Entwickelung." *)

Im 12. Jahrhundert finden sich einige andere Fragmente von Mysterien in französischer Sprache und verschiedene lateinische Bühnenstücke; folgendes schon von Raynouard angezogene Factum beweist, daß diese lateinisch oder französisch geschriebenen Stücke wirklich aufgeführt wurden:

Wenn die Geschichte bezeugt — sagt der ebenerwähnte Gelehrte in seinem letzten der Literatur des Mittelalters gewidmeten Aufsatze —, daß ein Mysterium, das heilige Katharinenspiel betitelt, zu Anfang des 12. Jahrhunderts in England aufgeführt wurde, so dient dieses Factum als Beleg, daß jene Art Compositionen schon in Frankreich bekannt waren. Ein gewisser Geoffroi, von einer Familie aus dem Mans abstammend, war noch als Laie von dem Abte Richard von Saint-Alban nach England berufen worden, um daselbst die Leitung einer Schule zu übernehmen, und er ließ jenes Stück in Dunstable aufführen. Zur Ausschmückung der Bühne und für den Anzug der Schauspieler hatte er vom Meßner von Saint-Alban die Chorröcke und geistlichen Meßgewänder geborgt. In dem Hause, welches Geoffroi bewohnte, kam zufällig Feuer aus; die kostbaren Gewänder und Bücher wurden zu Asche. Ganz trostlos, daß er der Abtei den erlittenen Verlust nicht wieder ersetzen konnte, zahlte Geoffroi mit seiner Person, indem er sich als Mönch einkleiden ließ. Er wurde Abt von Saint-Alban im J. 1119.

Diese Facta nebst vielen andern, die sich noch beifügen ließen, widerlegen ganz die von den Alterthumsforschern des vorigen Jahrhunderts und von den Geschichtschreibern des französischen Theaters (den Gebrüdern Parfait) verbreitete Ansicht, daß Pilger, die aus dem gelobten Lande von Jerusalem, aus Spanien von Santiago de Compostella, aus Italien von Loretto und andern berühmten Wallfahrtsorten zurückkamen, sich begeben ließen, die Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, die Lebensgeschichte Jesu, die Lebensläufe der heiligen Märtyrer auf öffentlichen Plätzen darzustellen, und daß diese dramatisirten Evangelien und Legenden Mysterien hießen, nach dem Gegenstande, den sie am häufigsten behandelten. Was den Namen angeht, so ist nichts gewisser und ausgemachter, was aber den Ursprung betrifft, so ist nichts bestreitbarer und ungegründeter.

Man muß bis ans Ende des 13. Jahrhunderts hinaufgehen, um einige weltliche dramatische Bearbeitungen

*) Über das Narrenfest kann man Walter Scott's „The Abbot" nachlesen.

*) Choix des poésies originales des troubadours (5 Bde. Paris 1817—22).

in französischen Versen anzutreffen, die Theaterstücke genannt zu werden verdienen; und mehre von diesen Bearbeitungen gehören noch in die Abtheilung der sogenannten jeux-partis, d. h. solcher versificirten Stücke, wo zwei Personen, die in einem Gespräche redend eingeführt werden, sich über diesen oder jenen Gegenstand streiten. So glauben wir, daß man mehre dialogirte Fabliaux und einige andere Stücke derselben Art nicht unter die ältesten Hervorbringungen der dramatischen Poesie in Frankreich rechnen darf. Es unterliegt indeß keinem Zweifel, daß im 13. Jahrhundert in Frankreich dramatische Bearbeitungen weltlicher Sujets gegeben wurden; Belege dazu sind das allerliebste Schäferspiel „Robin et Marion le dit de la feuillée", das „Jeu de Pierre de la Broce", sowie die in Versen abgefaßte Beschreibung der Feste, die 1313 zu Paris gegeben wurden, als die Söhne Philipp's des Schönen den Ritterschlag empfingen.

Vier Tage lang — heißt es in einer alten Reimchronik des Godefroy de Paris, aus der A. Jubinal mehre Stellen in Prosaübersetzung mittheilt — dauerten die Festlichkeiten, und während dieser Zeit gab man Schauspiele, darstellend Adam und Eva, die drei Könige, den bethlehemitischen Kindermord, unsern Heiland, wie er mit seiner Mutter scherzt und Äpfel ißt, die Apostel, wie sie ihre Vaterunser mit ihm aufsagen, die Enthauptung Johannes des Täufers, Herodes und Kaiphas mit der Inful, Pilatus, wie er sich die Hände wäscht, die Auferstehung, das jüngste Gericht, ein Paradies mit 90 Engeln, eine Hölle, schwarz und stinkend, in welche die Verdammten hineinstürzten und die hundert Teufel ausspie, welche die armen Seelen mit ihren Krallen packten und erbärmlich zwickten.

Außer diesen geistlichen Darstellungen führt der Chronist auch Possen an, große Aufzüge, Tänze und satirische Farcen auf Ärzte, Geistliche und sogar auf den Papst. Diese Zwischenspiele, damals Entremets (Intermede, Intermezzo) genannt, beschreibt die Chronik also:

Diese Zwischenspiele waren Lumpengesindel, das tanzend und singend im Hemde herumsprang, ein Bohnenkönig, ein Kinderturnier, ein wüthender Widder, ein spinnender Wolf, ein Vögelconcert... Die Gerber endlich bemühten sich die ganze Lebensgeschichte des Reinecke Fuchs darzustellen, der zuerst Doctor und Chirurg, dann Geistlicher und Choralsänger, dann Bischof, dann Erzbischof, dann Papst wird, und dabei immerfort Hennen und Küchlein verspeist. (Chronique métrique de Godefroy de Paris, S. 191—192.)

Nach dieser Zeit werden die Denkmale der dramatischen Poesie zahlreich und Bühnenvorstellungen begleiten fortan alle feierlichen Ceremonien, alle Königs- und Volksfeste. Als König Karl VI. 1380 seinen Einzug in Paris hielt, führten Geistliche ein Schauspiel auf, wie man es noch nie gesehen hatte, und einige Jahre später, als er sich mit Isabella von Baiern vermählte, setzten dieselben Geistlichen sich durch ein neues Schauspiel bei dem Könige in Gunst. Sie hielten nun um ein Privilegium an, bildeten eine Gesellschaft und gründeten so das erste stehende Theater. Ihren Namen gaben sie sich von dem berühmtesten ihrer Stücke, der Passion; ihre Darstellungen wurden Mysterien, die Gesellschaft la Confrairie de la Passion, und die Mitglieder, fast ausschließlich Geistliche, Confrères de la Passion genannt. Obgleich vernünftige Männer schon frühe in diesen geistlichen Spielen etwas Anstößiges erblickten und der Prevôt von Paris sie schon 1398 untersagte, so wurden doch die Passionsbrüder von der Geistlichkeit, die ihnen sogar in irgend einem Kloster einen Saal zum Theater einräumte, wirksam unterstützt, und Karl VI. gab ihnen 1402 das Privilegium.

Die Stücke konnten wegen ihres Umfangs in einem Tage unmöglich gegeben werden und waren daher in mehre Journées (Acte) getheilt, von denen jede einen Abend währte. In dem berühmtesten: „Die Passion unsers Herrn Jesu Christi", treten in der ersten Journée schon 87 Personen auf, unter denen die drei Personen der Gottheit, sechs Engel, die zwölf Apostel, Herodes und sein Hof, und sechs Teufel die merkwürdigern sind. Ein anderes Mysterium: „Die Empfängniß der Mutter Maria" betitelt, hat 53 Aufzüge und 97 Hauptpersonen.

Wie die Verfasser der Mysterien geheißen, ist nicht ganz ermittelt, wahrscheinlich waren es aber Geistliche. Wie die Form der Bühne beschaffen gewesen, worauf man diese Mysterien spielte, darüber berichtet Jubinal Folgendes:

Die Bühne bestand meistens aus weitläufigen Gerüsten (échafauds), die auf öffentlichen Plätzen oder auf Anhöhen am äußersten Ende einer Ebene aufgeschlagen wurden. Mitunter gewann die Sache ein noch malerischeres Ansehen. Bassay, in seiner Geschichte des Berry, erzählt, daß man z. B. zu Bourges 1436, zum Behuf der Aufführung des Mysters der Apostelgeschichte, im Umkreis des ehemaligen Amphitheaters oder Grabens der alten römischen Arenen „ein zweistöckiges Amphitheater herstellen ließ, das über die höchsten Stufen hinüberreichte und oben drüber mit Segeltuch bedeckt war, um die Zuschauer gegen Regen oder Hitze zu schützen". Was die Anordnung der Bühne betrifft, so theilte man dieselbe, da keine Verwandlungen vorkamen, terrassen- und etagenweise ab, wovon jede eine Stadt, eine Provinz u. s. w. vorstellte; und diese Abstufungen, die wieder in Unterabstufungen zerfielen, stellten ihrerseits wieder verschiedene Örtlichkeiten dar. Das Ganze hieß l'eschafault, le jeu oder le parloir. Oben war das Paradies, unten die Hölle, in der Mitte das Fegefeuer angebracht; um das göttliche Misfallen oder Wohlgefallen auszudrücken, hatte man die Vorsicht, im Paradies eine Orgel aufzustellen, welche zu gleicher Zeit gebraucht wurde, die Engelchöre zu begleiten. Unten am Gerüst und nicht auf der Bühne sah man ein Drachenmaul, das die Zuschauer mit polirten Stahlaugen anglotzte und sich öffnete und schloß, je nachdem Teufel auf die Bühne auszuspeien oder nach dem Abgange von der Bühne zu verschlucken waren. Das stellte den höllischen Flammenpfuhl vor; genau besehen, hätte man sich irren und diesen unterirdischen Behälter für ein Arsenal halten können; denn es fanden sich darin Feldschlangen, Armbrüste und sogar Kanonen, um Lärm und Donnerwetter zu machen.

Was das Fegefeuer anlangt, so hat uns das Myster der Auferstehung folgendes in dieser Beziehung überliefert: „Zu beachten ist, daß die Einfassung ein Gebäude in Gestalt eines großen viereckigen Thurmes sein muß, rundum mit Garn und Netzen oder anderm durchsichtigen Gewebe umzogen, damit man unter den Zuschauern die darin befindlichen armen Seelen sehen kann, und hinter besagtem Thurme müssen mehre Leute im Streit begriffen sein, die alle auf einmal ganz erschrecklich schreien, heulen und winseln, und wer von ihnen die beste und stärkste Stimme hat, spricht für sich und seine übrigen Mitseelen." Bisweilen waren die eben erwähnten Örtlichkeiten, sowie alle diejenigen, die das Stück noch erforderte, mit Tafeln behängt, worauf ihre Namen geschrieben standen. Nicht nur in Paris gab es Theater für die Mysterien, jede große und manche kleine Stadt in Frankreich besaß eins, und die Geistlichkeit

pflegte an den Tagen, da man Stücke aufführte, den nachmittäglichen Gottesdienst früh zu beschließen, um die Gläubigen am Besuche des Theaters nicht zu verhindern.

Vorstehende merkwürdige Details sind meistens der äußerst lehrreichen Einleitung entnommen, welche dem ersten angezeigten Werke beigegeben ist und in gut geschriebener Darstellung schätzbare Beiträge und Winke zur Geschichte der dramatischen Poesie in Frankreich liefert. Die Mysterien, welche die beiden Bände enthalten, sind sämmtlich in drei- und viersylbigen Versen geschrieben. Der Grund selbst ist oft schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin Hülflosigkeit und innere Armuth, Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfaßten die Dichter niemals das Ganze, welches daher nie streng durchgeführt und aneinandergereiht, sondern lose und unbegrenzt voneinander fällt: eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesse, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das Außerwesentliche, blos vorgenommen, um darüber reden und moralisiren zu können. Hierzu kommen noch die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, sodaß die langmüthigste Geduld dazu gehört, diesen Mysterien eine anhaltende Lecture zu widmen. Bei aller Roheit und Unvollkommenheit dieser Stücke kann man indeß eine mitunter ans Erhabene streifende Einfachheit, eine gewisse Größe der Composition und an vielen Stellen den echten, kräftigen Dichter nicht verkennen, der die Sprache in seiner Gewalt hatte und dessen Phantasie jedenfalls bewundernswerth bleibt. Selbst die Sprache ist gewählt, einzelne Situationen sind sehr lieblich und reizend erzählt, und man findet, besonders in einigen Monologen, einen sonoren Wörterpomp, über den man erstaunt. Immer ist zu bedauern, daß die Franzosen nicht auf dem durch die Passionsbrüder angegebenen Wege fortgeschritten sind; bei fortgesetztem Studium hätte ihr Theater etwas weit Besseres werden können, als es durch Jodelle's und anderer Nachahmer sogenannte Reformation geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Gavard's großes Werk: „Les galéries historiques de Versailles", am 1. Mai 1837 begonnen, ist jetzt mit der dreihundertsten Lieferung geschlossen. In den 2000 Kupferstichen nach Werken der versailler Galerie, wie in den zahlreichen Holzschnitten, woraus dieses kostspielige Werk besteht, erkennt man den Eifer des Herausgebers, von Lieferung zu Lieferung den Kupferstich wie den Holzschnitt zu vervollkommnen; umgekehrt wie in ähnlichen deutschen Werken, in welchen die Trefflichkeit von Lieferung zu Lieferung abzunehmen pflegt, weil die ohnehin für solche Unternehmungen geringe Theilnahme des Publicums nur zu bald erlahmt. Namen wie Burdet, Blanchard, Prevost, Calamata, Dien, Delaunoy, Gaite, Huguenet, Lefevre, Mercuri, Margeot, Pannier, Prudhomme, Tavernier u. s. w. bürgen für die durchgehende Trefflichkeit des Werks. Auf die letzte Lieferung, welche 13 Platten und, ohne die Tabellen und Subscriptionslisten zu zählen, mehr als 40 Bogen Text enthält, ist besondere Sorgfalt verwandt worden. Mehre der in dieser Lieferung enthaltenen Kupferstiche sind Meisterstücke des Grabstichels. Das Titelblatt stellt Ludwig Philipp dar, gestochen von Prudhomme nach Winterhalter's Gemälde. Die Schlacht von Abukir, nach dem Gemälde von Gros, ist von Lefevre, die Salbung Karl's X, nach Gérard's großem Tableau, von Dien, ein Portrait des Christoph Colombo, seiner Zeit angehörig, von Mercuri gestochen.

Die „Russische Handelszeitung" bringt die Nachricht, daß der reiche Kaufmann Löwerstine (Löwenstein?) dem Museum des Corps des mines in Petersburg ein kostbares Geschenk gemacht hat. Es besteht aus einer merkwürdigen Sammlung von Perlen und Edelsteinen, worunter 500 große Perlen, welche auf 60,000 Rubel Werth geschätzt werden. Eine derselben, noch an der Muschel hängend, ist von außerordentlicher Größe und unvergleichlicher Schönheit. Die Sammlung von rohen oder geschliffenen Edelsteinen ist nicht von geringerm Werthe und Interesse. Der Kaiser hat für dieses Geschenk den Kaufmann zum Ritter des Stanislausordens dritter Classe erhoben.

„Caboche ou le peuple sous Charles VI, poëme tragique, suivi d'études historiques sur le règne de Charles VI, sur les moeurs, les coutumes, les usages etc., et sur les actions du peuple de 1793, rapprochées des actions du peuple de 15ième siècle" ist der lange Titel eines Werkes von Leon Martinay, worauf, wie in Journalen zur Empfehlung hervorgehoben wird, auch der Herzog von Nemours subscribirt hat.

Den pikanten Titel „Mémoires et prophéties du petit homme rouge, par une Sibylle" trägt eine neu erschienene Schrift, welche von einer literarischen Berühmtheit herrühren soll, die sich in den Mantel der Anonymität einhüllt, um ihren Orakelsprüchen den Reiz des Geheimnißvollen und Räthselhaften zu ertheilen.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1843.

Schriften über den Ursprung der dramatischen Poesie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Die dramatisirten Legenden, welche Lebensläufe der Heiligen darstellen und die Mehrzahl in dieser Sammlung ausmachen, sind zwar zur Erbauung geschrieben, doch fehlt es ihnen nicht an unsittlichen Stellen. Die damaligen Dichter bedienten sich, um schlüpfrige Situationen in erbauliche einzuschwärzen, eines fein ersonnenen Mittels. Sie legten den zahlreichen Personen, welche die heiligen Märtyrer quälen und ihnen die gräßlichsten Martern anthun müssen, sehr gesuchte, ungewöhnliche, drollige und oft cynische Redensarten in den Mund, oder ließen sie irdische Anfechtungen und böse Lockungen erfahren, was denn Gelegenheit gab, das Unverschämteste auf dem Theater zu zeigen. Durch die Darstellung des Märtyrertodes werden mehre dieser Stücke zu einer Art romantischer Trauerspiele. Wie wenig man auf Schicklichkeit sah, beweist, daß in dem Myster von der heiligen Barbara die Heilige auf dem Theater bei den Beinen aufgehängt, mit eisernen Kämmen zerfleischt und an Lampen gebraten wird. Trotz dieses Ungemachs bleibt die arme Frau immer am Reden, wirft dem Tyrannen seine Brutalität vor und schweigt erst mit dem letzten Athemzuge. In neuester Zeit waren die Franzosen auf gutem Wege, wiederum solche Scenen auf ihren Theatern zu sehen.

Die Mysterien, womit uns diese Sammlung bekannt macht, waren bis jetzt noch nicht herausgegeben und blos dadurch bekannt, daß der Herzog von La Vallière im ersten Theile der „Bibliothèque du Théâtre français" (S. 36) ihrer erwähnt. Das Manuscript gehört der Bibliothek Sainte-Geneviève. Jubinal hat den Text mit erläuternden Anmerkungen begleitet, welche seiner Ausgabe einen großen Werth verleihen. Für bloße Liebhaber sind Übersetzungen der schwierigsten Stellen beigefügt, sodaß diese Ausgabe wenig zu wünschen übrig lassen dürfte. Jubinal durchforschte seit Jahren französische und auswärtige Bibliotheken und gab mancherlei Schätzbares und Interessantes heraus: den „Trouvère Rutebeuf" (2 Bde.), „Jongleurs et Trouvères" (2 Bde.), mit Victor de Sansonetti die „Anciennes tapisseries historiées", und ganz neuerdings „Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13ième, 14ième et 15ième siècles" als Fortsetzung zu den Sammlungen von Le Grand d'Aussy, Barbazan und Méon.

Nr. 2: „Mystère de Saint-Crespin et Saint-Crépinien", ist ganz in demselben Genre und stammt aus derselben Zeit wie die Stücke, welche die vorhergehende Sammlung mittheilt. Das Manuscript, dem es entnommen ist, befindet sich in den königlichen Archiven, historische Abtheilung, Reihe M, Nr. 906. Es besteht aus drei Heften in Folio in Form eines Memorials und gehörte zu den Urkunden und Documenten, welche das 1793 zum Aussuchen von Urkunden eingesetzte Comité aus den Archiven von Notre-Dame ausgewählt.

Die meisten von uns vorher in Bezug der von Jubinal edirten Mysterien gemachten Bemerkungen passen auch auf dieses. Eine kurze Inhaltsanzeige der beiden Abtheilungen, die von dem Myster des heiligen Crispin und Crispinian erhalten sind, möge das Gemälde vervollständigen, welches wir von der Geschichte der ältesten Hervorbringungen des französischen Theaters zu entwerfen versuchten. In den Hauptdaten dieser Analyse halten wir uns an Raynouard.

Der Prevôt Rictiovaire tritt auf und setzt das Stück auseinander. Wie ihr wißt, sagt er, haben wir zwei Christen in unserer Gefangenschaft, die unsere Gesetze und unsere Götter schmähen und verspotten. Die Kaiser (damals Diocletian und Maximian) befahlen, daß sie mit Tode bestraft werden. Die Räthe und Henker, welche letztere der Verf. Austrecker (tirants) nennt, sind der Meinung, daß man die beiden Gefangenen langsam zu Tode quälen soll. Crispin und Crispinian werden aus dem Kerker geholt und von ihren Wächtern gemishandelt, wofür sie Gott danken. Anstatt sich in Ausbrüche von Zorn und Klage zu ergießen, predigen sie in einem fort ihren Richtern und Henkern, die mit großer Gefälligkeit die an sie gerichteten frommen Reden anhören. Da fällt Rictiovaire auf eine Marter, auf die ihn ohne Zweifel das Glaubensbekenntniß der beiden Märtyrer bringt: er läßt jeden Finger an jeder Hand Crispin's und Crispinian's mit einer Ahle durchstechen, was die Patienten ruhig aushalten, indem sie Gottes Beistand anrufen. Die Mutter Maria bittet darauf ihren Sohn, sich für die zwei muthigen Märtyrer zu verwenden. Die Engel Gabriel und Rafael,

von Gott ausgesandt, erscheinen, und die Schuhmacherpfriemen springen plötzlich aus den Fingern, in die sie gestochen waren, heraus, durchbohren die Leiber der Henker selbst und machen ihnen den Garaus. Der Teufel kommt dazu und holt sie mit Leib und Seele. Der Prevôt, fest überzeugt, daß diese wunderbare Befreiung durch Zauberei bewirkt worden, läßt andere Ausrecker rufen und schickt die Märtyrer wieder ins Gefängniß; darauf hängt man ihnen Mühlsteine um den Hals und wirft sie in den Fluß, aber sie werden wiederum durch ein Wunder gerettet. Wegen des Eindrucks dieser wunderbaren Rettung sehr besorgt, verhören Rictiovaire und seine Beisitzer die Heiligen Crispin und Crispinian aufs neue und schicken sie zurück ins Gefängniß. Am dritten Tage, d. h. im dritten Act drücken Gott, die Jungfrau Maria und die Engel unverhohlen das Interesse aus, welches ihnen die Ergebenheit der Märtyrer einflößt, und Gott selbst erwidert die Bitten, die Crispin und Crispinian an ihn richten. Die Mutter Maria tröstet sie auch. Der Prevôt verurtheilt sie, in einem Kessel voll siedenden Öls und geschmolzenen Bleis umzukommen. Die Heiligen bitten Gott um Gnade und der liebe Herrgott bedeutet ihnen, sowie der Mutter Maria, die sich fortwährend für sie verwendet, sich ruhig zu verhalten, der Kessel werde platzen und das siedende Öl und heiße Blei werde über die Peiniger kommen. Der Kessel platzt in der That und bewirkt den Tod Rictiovaire's und seiner Spießgesellen; der Teufel fährt mit ihnen ab zur Hölle. Eine Botschaft wird an den Kaiser Maximian abgeschickt, der eiligst herbeikommt und die beiden Glaubenshelden zu erweichen und zu verführen sucht; aber diese widerstehen tapfer allen seinen Drohungen und Versprechungen. Gott thut endlich einen Machtspruch und erklärt, daß ihre Probezeit vorüber sei, welche frohe Nachricht ihnen stracks ein Engel bringt. Die beiden Märtyrer werden enthauptet und ihre sterblichen Hüllen werden von einer gutherzigen Dame, Namens Gavia, zur Erde bestattet.

Die Sorgfalt und Umsicht, womit die Herausgeber ihre Aufgabe gelöst haben, verdient volle Belobung, ihre Arbeit ist ein schätzbarer Beitrag zur ältesten dramatischen Literaturgeschichte der Franzosen, und mittels dieses Beitrags, sowie durch das Werk Jubinal's und die von Francisque Michel mit Monmerqué herausgegebene Sammlung („Théâtre français du 12ième, 13ième, 14ième et 15ième siècle") ist es uns jetzt gestattet, mit Bequemlichkeit eine Auswahl der besten Jeux, Mystères, Moralités u. s. w. des Mittelalters in ihrer ursprünglichen Gestalt, in kritisch treuem und correctem Abdruck mit Anmerkungen, Übersetzungen, Glossen, Indices u. s. w. lesen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland. Herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund. Königsberg, Theile. 1843. 8. 20 Ngr.

Ein Geistlicher, ein Offizier, ein deutscher Student mit dreifarbiger Mütze und langem Haar, ein berliner Kammergerichts-Referendarius, ein dünner Mensch vom wittenberger Seminar, eine nervenschwache Baronin, ein russischer Senator und zwei preußische Virilstimmen fahren nach ihrem Ableben in einem Postwagen der andern Welt entgegen. Auch Siebenhorn ist mit dabei. Sie glauben, es gehe ins Himmelreich; um so größer ist das Entsetzen, als sie gewahr werden, daß ihr Weg direct zur Hölle führt. Diese Hölle hat jedoch nichts mit den Angstgebilden frommer Sünder gemein; vielmehr läßt es sich daselbst ganz gut leben. Die Reisegesellschaft wird in einem comfortabeln Wirthshause untergebracht und genießt schon am folgenden Tage die Ehre einer Audienz bei Sr. satanischen Majestät. Der Teufel in üblichem Costum saß auf einem goldenen Thron, zu seiner Rechten, eine Stufe niedriger, die Frau Großmutter, links seine Gemahlin; ringsum stand ein großer Theil der zur Unterwelt eingegangenen Geschichte, Kaiser und Könige, Fürsten, Päpste, Minister u. s. w.

Nach einer jovialen Anrede, mit welcher Satan die neuen Ankömmlinge begrüßt, werden ihm dieselben persönlich vorgestellt. Zu einigen Indianern äußerte der Satan, er sei der europäischen Missionsgesellschaft viel Dank schuldig, daß sie auch den Wilden möglich gemacht habe, in den Himmel zu kommen. Einige Augenblicke beschäftigte er sich mit mehren aus dem bittern Bierlande, einigen werthvollen Jesuiten und andern gewandten Menschen, denen er sein Wohlgefallen ausdrückte. „Ha, meine Pfäfflein", rief er, „meine schwarzen Kinderchen, herzlich willkommen! Ihr seid mir Alle ans Herz gewachsen, meine Römerlein, meine Baierlein."

In einem spätern Briefe berichtet Siebenhorn über eine Unterhaltung, welche er mit des Teufels Großmutter und der Pompadour gehabt hat. Erstere behauptet, die Mode sei nicht blos Laune, sondern ein Ausdruck der Zeit. Die Pompadour bezweifelt dies und fragt, wie denn z. B. der Frack die Zeit darstellen solle? Siebenhorn erläutert hierauf die Bedeutungen dieses modernen Kleidungsstücks. „In dem tiefen Ausschnitt liegt die ganze Negation des heutigen Jahrhunderts; es ist ein kritisches Segment philosophisch gefaßt und praktisch die unüberwindliche Idee der Censur: der Frack ist negativ, kritisch und censirt. Wiederum liegt in den spitz nach hinten zu laufenden Schößen die unendliche Idealität der Zeit, das indifferente Absolute, die gleichsam punktlos vergehende Abstraction, die metaphysische Einheit von Sein und Nichts." „Und", fiel die Großmutter sanft ein, indem sie mit dem Teufelchen auf ihrem Schoose tändelte, „ist es nicht die elegisch-sentimentale Stimmung der Zeit, wenn ein lispelnder Lufthauch die Schöße hinten sanft voneinander schlägt, daß sie poetisch im Winde flattern? Ist das nicht etwas unendlich Ätherisches?" „Zugleich", fügte Siebenhorn hinzu, „ist dieses lyrische Spiel der auseinanderschlagenden Schöße ein Ausdruck der plötzlichen Manifestation des Absoluten und des Durchscheins der Natur, welche in ihrer ganzen stabilen Fülle von hinten her sichtbar wird. Darin liegt unstreitig ein materialistischer Pantheismus."

Auch eine Badesaison gibt's in der Hölle. Falstaff ist Badewirth. Sehr ergötzlich ist es, wie Kotzebue wegen einiger, im Grunde wohlgemeinter und unschuldiger Redensarten von dem groben Engländer zurechtgesetzt wird. „Sir John erzählte mir eben seine Abenteuer mit den lustigen Weibern von Windsor. Indem trat Kotzebue herein in Begleitung von ein paar russischen Spionen, einem Bibelgesellschafter und einigen Menschen vom Mäßigkeitsverein; sie setzten sich an einen Tisch und tranken Branntwein. Kotzebue prahlte mit seiner Geschichte des deutschen Reichs und witzelte auf Volksverfassung und constitutionnelle Ideen. ‚Wozu ist ein Volk', sagte er, ‚als zur Knechtschaft und von der Gnade der Könige zu leben? Volk ist weiter nichts als das Hausthier des Königs.' ‚Ja', sagte der Bibelgesellschafter sanft, ‚man muß es fest an das Kripplein binden, ja!' — ‚Peitschen! peitschen!' brüllten die besoffenen Russen, ‚Donnerwetter! so'n Volk, wir wollen Blut saufen!' — ‚Wahrhaftig', lachte der edle Schriftsteller Kotzebue, ‚es ist lächerlich, wenn sich ein Volk will vertreten lassen;

nicht vertreten, sondern zertreten! und Jeden sollte man öffentlich aushauen, der von Constitution zu sprechen wagt.' ‚Goddam! das soll man', rief Sir John Fallstaff, indem er aufsprang und dem Schreier eine schallende Ohrfeige gab, ‚und das ist der Humor davon.' Die grünen Spione zogen die Säbel und drangen fluchend auf Fallstaff ein, der behende retirirte. ‚Sir John, Ritter Sir John, lauft doch nicht', lachten mehre Engländer, ‚es sind steifleinene Kerle und mit denen nehmt Ihr's auf.' Einige Franzosen halfen, das Gesindel ward hinausgeworfen und der Legationsrath rollte sammt seiner Reichsgeschichte die Treppe hinunter."

Der Clavierspieler Lysius verherrlicht die Saison und der Enthusiasmus ist für ihn dort unten ebenso überschwänglich wie auf der Oberwelt. „Lysius spielte zuletzt einen dämonischen Galopp: hier brach Alles in wüthende Ekstase aus — man hielt sich nicht mehr; Herren und Damen fielen jauchzend über den Clavierspieler her, einige schnitten ihm die Haare ab, andere zogen ihm wüthend die Beinkleider aus und machten sich darüber her, sie in Streifen und Fetzen zu zerschneiden, um den theuern Raub nach Hause zu tragen. Die Damen werden sich daraus Souvenirbänder machen lassen. Seht, wie gewaltig der Genius wirkt und wie ihm gehuldigt wird!"

Nach dem Concert geht's in Philadelphia's Zaubervorstellung. „Der Satan war anwesend und bei so guter Laune, wie ich ihn selten gesehen habe. Ja, er trug dem Zauberer selbst einige Verwandlungen auf. ‚Verwandeln Sie mir doch den Menschen da', rief er lachend. Flugs saß ein Eichhörnchen mit Schwanz, Schnauze und Klauen. Dann nahm Philadelphia einen dicken Censor bei den Beinen, stellte ihn auf den Kopf, hieb ihn einige Male mit einem Knüttel über den Bauch, und sieh! ein Baum schoß daraus hervor, auf dem das Eichkätzchen sofort hinaufsprang, ein Männchen machte und hohle Nüsse in das Publicum warf. Darauf ließ sich der Magier ein paar Orden geben, hackte sie klein, lud sie in ein Pistol und feuerte auf das Eichkätzchen: Knall — Pulverdampf — beide Metamorphosirte saßen an Ort und Stelle und fragten, wie aus einem Traum erwachend, wonach es hier so stinke. Nach Eichkatzen, sagte der Satan lachend. Er winkte dem Zauberer und sagte ihm heimlich etwas ins Ohr, worauf sich dieser entfernte und wie müßig unter den Zuschauern umherging. Bald merkte mans. Gräßliches Gelächter! man sieht umher: Der Generalcapitelsmeister Pius V. sitzt mit einem Originalschafsgesicht da und blökt, ohne etwas von seiner Verwandlung zu ahnen. Der Schafskopf weiß nicht, warum Alles auf ihn hinsieht. Links und rechts entstehen neue Schafsköpfe; es ist schon eine zahlreiche Heerde — alle stecken um den Generalcapitelmeister blökend die Köpfe zusammen. Die Zuschauer wälzen sich; der Satan lacht fürchterlich."

Ein ganz originelles und vortrefflich organisirtes Institut ist die Censorenschule des Höllenreichs. In einer wilden Gegend, wo der Fluß Pyriphlegeton eine wüste Felseninsel umheult, liegt ein finsteres altes Kloster mit verwittertem Gemäuer, schauerlichen Hallen und dunkeln Bogengängen. Es scheint, als wäre das Leben entsetzenvoll vor dieser Öde zurückgeflohen und als hätte nun die Natur ewige Trauer angelegt und als wäre sie in ihrem Gram steinern geworden. Das tiefe Schweigen des Grabes lastet erdrückend über diesem Kloster und die Schatten hängen gespenstisch an seinen starren Zinnen wie klagende Erinnerungen einer gemordeten Welt. Unwillkürlicher Schauer erfaßt den Wanderer, der diese Stätte des Todes schaut, und sein Geist sträubt sich, als hörte er die Sklavenkette rasseln oder den meuchlerischen Dolch der Feme wetzen. Und dieses Kloster? Dreihundert junge Leute werden hier zu Censoren erzogen — es ist die satanische Staatscensorenschule. Die von Natur unbändigsten, wildesten Knaben werden, sobald sie die Lümmeljahre erreicht haben, in dieses Gemäuer gesperrt und in der Censur unterrichtet; sie hausen in finstern, dumpfen Zellen. Hier wird ihre Galle kunstmäßig bearbeitet; man reizt diese Jünglinge, macht sie grämlich, mürrisch, bissig. Sind sie hierdurch hinlänglich vorbereitet, so liest man ihnen Collegien über die Philosophie der Censur; die Kennzeichen der guten und der schlechten Presse werden ihnen scharf eingeprägt. Natürlich werden häufig praktische Übungen im Censiren angestellt. „Es ist eine höllische Lust, eins abcensiren zu sehen. Der Director der Censorenschule macht bekannt, an dem und dem Tage wird censirt! Alles grinst vor Freude. Um die jungen Leute noch grimmiger zu machen, werden sie den Tag vorher ausgehungert. Man reizt sie durch Vorzeigung neuer scheußlicher Autoren. Von Zeit zu Zeit steckt der Director den Kopf durch die Zellenthür und recitirt einige demagogische Ruchlosigkeiten aus der zu censirenden Schrift mit verstellter, fürchterlicher Stimme. Das geschieht am häufigsten in der Nacht, wo die Stille und das feierliche Dunkel die Worte noch schauerlicher machen. Die Censoren knirschen wüthend mit den Zähnen. Hier und da wilde, unarticulirte Wuthausbrüche in den Betten. Es wird Tag. Alles stürzt mit großem Geheul in die Censirstube. Bei einem so streng systematischen Unterrichte kann es nicht fehlen, daß die Censoren, wenn sie aus der Klosterschule dimittirt werden, wahre Wunder leisten. Es gibt deren, die ein ganzes, großes Werk schon aus dem bloßen Titel censiren können: sie schlagen ihn auf, begrinsen ihn, beschnuppern ihn, stoßen ein patriotisches Geheul aus und — es ist abcensirt. Das sind aber auch wahre Originalcensoren, wahre Genies, Prachtleute, Paradigmata der ganzen Censorenkunde. Habt Ihr noch nie einen wahren, echten Censor censiren sehen? O! meine Freunde, es ist ein Anblick, der einen Stein zum Erbarmen bringen könnte. Die Censur ist der wahrhafte unaufgelöste Widerspruch der Idee, der sich in dem ganzen Ausdruck eines Censors abprägt. Entweder ist's Wuth oder eiserne Starrheit. Der Erste packt das Manuscript, er reißt es, er zerrt es, als wollte er die ganze Gedankenwelt in Maculatur verschlingen. Wie sich sein Haar sträubt! Wie die feurigen Augen in den Höhlen rollen! Wie die Nase schnaubt! Es ist ein aufzischendes Furiengesicht, als will's aus dem Kopf herausspringen. Er wirft sich unruhig im Stuhle umher. Seine Hand krallt sich in den Röthel und zuckt feurige Blitzstreifen über die Blätter. Sie sind roth über und über. Jetzt wird er ganz kirschbraun im Gesicht. (Es ist natürlich nur von höllischen Censoren die Rede; die irdischen haben sich's also nicht anzunehmen.) Noch einen hastigen Strich — das Buch ist todt. — Seht den Andern! Eine marmorne Ruhe liegt in dem grauen, eingestürzten Gesicht, unveränderlich. Der Mund ist halb zur Seite schief aufgerissen und zeigt ein zusammengepreßtes Gebiß. Er lacht nicht, er wüthet nicht auf: es ist ein kaltes, festgefrorenes Grinsen. Die kritische Nase hängt spitz über in das Buch und wundert sich: alle Regung des Lebens hat sich in sie hineinconcentrirt, man könnte sagen, die Seele säße in ihr. Von Zeit zu Zeit macht er einen kunstgerechten Strich durch die Rechnung, langsam mit eisenfester Hand. Das ist ein kaltblütiger, unerbittlicher Censor, beiweitem der gefährlichste. Wie sehr man geniale Censoren hier zu schätzen weiß, beweist ein Denkmal, welches der Satan dem Obercensor hat errichten lassen. Es ist ein zwölf Fuß hoher Würfel von Rothstein; obenauf steht der gewaltige Censor ganz von Stein. Sein rechter Fuß tritt auf die spolia opima seiner Censur, auf zerrissene Manuscripte, Federn und entblätterte Lorberkränze. Er selbst trägt auf dem Haupte einen Lorberkranz in mattem Silber. Mit der rechten Hand hebt er einen noch zappelnden Schriftsteller bei den Haaren in die Höhe, ihn dem Volke zeigend; die Linke ruht nachlässig auf einer kolossalen Schere. Vor ihm kniet der Zeitgeist kränklichen Aussehens, hält einen Rapport vor und scheint Befehle zu erwarten."

Es wird an diesen Proben genügen; die folgenden Briefe schildern noch eine Menge irdischer Dinge aus dem Gesichtspunkte dieser lustigen Hölle. Wir würden zu viel sagen, wenn wir die Schrift als ein Meisterwerk des Witzes anpreisen wollten; doch ist sie fast durchgängig in einem kräftigen Humor geschrieben und wird den Lesern, welche in den kecken und komi-

schen Zügen des Höllenlebens keine Profanation erblicken, eine vergnügte Stunde gewähren. 28.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine Tragödie von Lamartine.

Genau betrachtet, stehen die Radicalen bei ihren ästhetischen Urtheilen am meisten unter dem Einflusse der politischen Tendenzen. Lamartine, der es namentlich durch seine „Marseillaise de la paix" in der „Revue des deux mondes" mit der liberalen Partei sehr verdorben hatte und dem z. B. der „National" besonders seiner oft etwas vernachlässigten Form wegen immer etwas am Zeuche zu flicken wußte, ist mit einem Male wieder bei den Radicalen zu Gnaden angenommen. Wir denken hier nicht daran, die kühne Schwenkung zu erklären, durch die er in die Reihen der Linken übergegangen ist, aber wir können es nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie noch in einem der ersten Hefte der „Revue indépendante" G. Sand, dieser beredte Vertheidiger der demokratischen Ideen, Lamartine zurief, sich nicht mit der Politik zu befassen, weil er nichts davon verstehe, weil er ein „Utopist" sei; während jetzt keines der liberalen Organe Anstand nimmt, ihn für einen der größten Staatsmänner, die Frankreich gegenwärtig hat, zu erklären. Es ist aber freilich wahr, daß zu gleicher Zeit G. Sand darauf hinweist, wie eigentlich ein Widerspruch zwischen seinen Poesien und den conservativen Principien sei, die er bis dahin auf der Rednerbühne bekannte. Sie belegte es durch zahlreiche Citate, daß Lamartine wenigstens in seinen Gedichten sich zu den demokratischen Tendenzen hinneige. Viel wichtiger indessen als die Änderung seines politischen Glaubensbekenntnisses dürfte für Lamartine's literarischen Ruf das Erscheinen einer Tragödie sein, die im Manuscript bereits völlig ausgearbeitet sein soll, und die, wie mir versichert wird, wahrscheinlich zuerst im Druck erscheint, obgleich Lamartine gern den Triumpf einer öffentlichen Darstellung im Théâtre français feiern möchte. Sie heißt „Les esclaves". Die „Revue des deux mondes" und die „Presse" theilen ein Bruchstück daraus mit. Es ist dies ein Monolog Toussaint's und hat deshalb kein zu großes Interesse, weil man daraus nicht ersehen kann, ob es Lamartine verstanden haben wird, seinem Stücke einiges dramatische Leben einzuhauchen. Wir können uns unmöglich vorstellen, daß er im Stande gewesen sein wird, seiner Tragödie eine wirkliche Handlung zu geben.

Über Lamennais' philosophisches System.

Die neueste von uns schon erwähnte Schrift des phantasiereichen Lamennais hat aufs neue die Aufmerksamkeit auf dieses seltene Talent gelenkt. Von vielen Seiten wirft man ihm seine mannichfachen politischen, philosophischen und religiösen Veränderungen vor, als träfe dieser Vorwurf nicht einen großen Theil der ausgezeichnetsten Männer, und als könnten dadurch die demokratischen Principien, deren Sache der ehemalige Abbé jetzt mit so vieler Glut vertheidigt, verdächtig gemacht und entkräftet werden. Lamennais hat sich, so viel wir wissen, noch nicht über die wirklichen oder auch nur scheinbaren Widersprüche ausgesprochen, die zwischen einzelnen Stellen seiner verschiedenen Werke herrschen; dafür aber haben es einzelne seiner Freunde unternommen, den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Phasen, die er durchlaufen hat, zu erklären. G. Sand namentlich hat mit glühenden Worten den vielfach angefochtenen Philosophen vertheidigt. Gegenwärtig ist nun ein eigenes kleines Werkchen erschienen, in dem das System Lamennais', insbesondere wie es derselbe in seiner „Esquisse d'une philosophie etc." aufstellt, gewürdigt und die verschiedenen Umgestaltungen seiner philosophischen Richtung beleuchtet werden sollen. Diese Schrift führt den Titel: „Exposition raisonnée de la doctrine philosophique de M. F. Lamennais", von E. A. Segretain (Paris 1843). So sehr der Standpunkt, auf dem Lamennais jetzt steht, von seinen frühern Bestrebungen entfernt ist, so hat man doch eigentlich unrecht zu sagen, daß er seine frühere Richtung, und insbesondere seine ersten Schriften, die als unvergängliche Zeugnisse derselben dastehen, gänzlich verleugne. So läßt er z. B. gerade jetzt von seinem Buchhändler eine neue Ausgabe von seinem berühmten „Essai sur l'indifférence en matière de religion" vorbereiten, die binnen kurzem die Presse verlassen wird. Dieselbe wird, wenn wir nicht irren, die zehnte Ausgabe bilden.

Janin's „Un hiver à Paris".

Ein englischer Buchhändler wollte durch ein recht glänzend ausgestattetes Werk den Franzosen ins Gedächtniß rufen, daß England bis jetzt, was illustrirte Ausgaben betrifft, den Vorrang gehabt hat. Aber die Macht der französischen Kunst ist so sehr gestiegen, daß der Engländer sich genöthigt sah, zu französischen Künstlern seine Zuflucht zu nehmen. So sind die prachtvollen Kupfer in dem „Winter zu Paris" alle nach Zeichnungen vom bekannten Eugène de Lamy entworfen. Auch seinen Text hat er sich von einem französischen Schriftsteller und zwar von einem, dessen Feder sich zu solchen leichtfertigen Schilderungen trefflich eignet, nämlich von J. Janin, anfertigen lassen. Der fruchtbare Feuilletonist schrieb sein Werk in französischer Sprache und ließ es dann ins Englische übertragen. Zu gleicher Zeit ist aber auch eine französische Ausgabe davon unter dem Titel „Un hiver à Paris" herausgekommen, deren wir in d. Bl. bereits erwähnt haben. Wir haben vor kurzem Gelegenheit gehabt, einen Blick in die englische Übersetzung zu werfen und gefunden, daß sie im Ganzen nicht übel ist, daß aber der Bearbeiter doch manches Misverständniß mit hat unterlaufen lassen. So übersetzt er, um nur ein Beispiel auszuheben, un juge d'instruction durch an experimented judge, als wenn im Text un juge instruit stände.

Gefängnißwesen in Preußen.

Die neuere Zeit hat uns einige ganz ausgezeichnete Schriften über das Gefängnißwesen gebracht. Namentlich hat man dabei das in Nordamerika heimische System berücksichtigt, das man seit einigen Monaten auch in Frankreich einzubürgern angefangen hat. Wir erinnern hier nur an die trefflichen Werke von Tocqueville und Beaumont. Die Einrichtung der in Deutschland gebräuchlichen Strafhäuser war im Allgemeinen weniger untersucht. Das jetzige Ministerium gab daher vor einem Jahre einem jungen Gelehrten, Hallez-Claparède, welcher dem Gefängnißwesen seine ausschließliche Aufmerksamkeit zugewendet hatte, den Auftrag, die Gefängnisse Preußens sorgfältig in Augenschein zu nehmen. Der Bericht, den derselbe beim Minister des Innern eingereicht hatte, ist vor kurzem unter dem Titel „Rapport à M. le comte Duchâtel, ministre secrétaire d'état de l'intérieur, sur les prisons de la Prusse" (Paris 1843) in den Buchhandel gekommen. Er scheint sehr beachtenswerth zu sein.

Improvisation eines Trauerspiels.

Man erinnert sich vielleicht des Improvisators Eugène de Pradel noch, der vor mehren Jahren in Paris sich mit einem Italiener in einer Art poetischen Duells versuchte. Wie es scheint, hat derselbe sein schönes Improvisationstalent noch nicht, wie dies sonst so häufig zu geschehen pflegt, abgenutzt. Wir erhalten gegenwärtig unter dem Titel „Improvisations en vers français" einige seiner poetischen Ergüsse im Druck. Dieses Bändchen enthält unter Anderm eine Tragödie in drei Acten „Boabdil, ou les derniers moments de Grenade", die Pradel zu Montpellier aus dem Stegreife vorgetragen hat. Wir bemerken in derselben eine große Leichtigkeit in der Versification und mehr poetischen Gehalt, als längere Improvisationen in der Regel aufzuweisen haben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1843.

Schriften über den Ursprung der dramatischen Poesie in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Nachträglich verbinden wir mit dieser Beurtheilung die Anzeige von zwei andern Schriften, die vielfach denselben Gegenstand behandeln, wie die besprochenen Werke:

1. Monnaies inconnues des évêques des innocents, des fous et quelques autres associations singulières. Par *J. R. d'Amiens*, avec notes et une introduction par *C. L. (Leber.)* Paris 1840.
2. Etudes sur les mystères dramatiques et sur divers manuscrits de Gerson. Par *Onésime Leroy*. Paris 1840.

Beide Bücher verbreiten ebenfalls manches Licht über den Ursprung des französischen Theaters, wiewol in verschiedenen Beziehungen. Ersteres, welches eine Abhandlung über bizarre und seltsame Gebräuche des Mittelalters und authentische Beweisstücke von dem Vorhandensein derselben enthält, hängt nur in einer Hinsicht mit dem Theater zusammen und schlägt in andern Beziehungen in die Geschichte des französischen Privatlebens und Münzwesens; letzteres hingegen ist ein Versuch über den wichtigsten Theil der ältesten dramatischen Poesie und Schauspielkunst in Frankreich.

Die Sammlung der „Monnaies inconnues des évêques etc.", zerfällt in zwei Abtheilungen, in Einleitung und Text, die von zwei verschiedenen Verfassern herrühren. In der Einleitung oder Übersicht über den Gebrauch der bleiernen Denkmünzen, die Narren- und Wortspiele im Mittelalter spricht Hr. C. Leber, der sich durch verschiedene höchst gehaltreiche historische und literarische Publicationen in der gelehrten Welt einen ehrenvollen Namen erworben, von der sonderbaren, im alten Frankreich üblichen Sitte, gewisse Feste zu feiern, die uns jetzt skandalös erscheinen, aber damals im Ganzen sehr schwer auszurotten waren, da sie mit alten, vom Heidenthum auf die ersten Christen vererbten Überlieferungen zusammenhingen. Dahin gehörten das bereits erwähnte Narren- und Eselsfest, das Fest der Unschuldigen und Subdiakonen, schmähliche Parodien auf den katholischen Cultus, unanständige und lächerliche Possen, die, an heiliger Stätte aufgeführt, den Tempel des Herrn besudelten. Dieses absonderliche Gemisch von weltlichen Possenreißereien und geistlichen Ceremonien stimmte so sehr zu dem damaligen rohen und barbarischen Zeitgeist, daß selbst ordinirte Geistliche sich nicht schämten, an diesen Volksfesten und Tollheiten Theil zu nehmen, und daß sie sich oft weigerten, den strengen Verboten des hohen Klerus Gehorsam zu leisten. Genau genommen, kann man diese geistlichen Buffonnerien des Mittelalters als die ersten Ansätze der ältesten Schauspielkunst in Frankreich betrachten, und jene Diakonen, jene Chorknaben und andere Narrenkleriker, die einen Tag lang die Bischöfe und Erzbischöfe spielten, sind im Grunde die Vorläufer der „Kinder ohne Sorgen" und der „Schreiber der Basoche", die ihrerseits wiederum und mit vollkommenem Recht als die Begründer des französischen Lustspiels angesehen werden.

Leber untersucht sehr sorgfältig, ob die bleiernen Denkmünzen, welche das ephemere Dasein jener geistlichen Buffonnerien bezeugen, für wirkliche Münzen zu halten sind; er glaubt solches mit Recht verneinen zu müssen und stellt klar heraus, daß diese Stücke blos als merkwürdige Denkmale, als unumstößliche Belege jener närrischen Possen anzusehen sind. Unter diesen Belegen, die er für seine Ansicht anführt, verdient besonders einer hervorgehoben zu werden, bestehend in verschiedenen bleiernen Medaillen, welche in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts den sich damals in Frankreich und hauptsächlich zu Paris um die Herrschaft streitenden Parteien als Erkennungszeichen dienten. Es gab damals bekanntlich drei Parteien: die königliche, die leider die am wenigsten zahlreiche ist und Armagnac an der Spitze hat; die burgundische und endlich die englische, die, abwechselnd von einer der beiden andern Parteien unterstützt, nahe daran war, alle beide aufzureiben. Rücksichtlich dieser Medaillen berichtet Leber Folgendes:

Sie sind sämmtlich von Blei, blos auf einer Seite gestempelt und auf der umgekehrten Seite mit einem Häkel oder Öhr versehen, womit sie nach Umständen am Hute oder an irgend einem andern, minder sichtbaren Theil des Anzugs befestigt wurden. Nr. 1. Das französische Wappen und oben drüber die Inschrift: Ave Maria gratia plena. Diese Medaille scheint den Armagnacs, der Partei des Dauphin, später Karl's VII. gegeben werden zu müssen. Nr. 2. Ein Kreuz, oben drüber eine Lilie und die leeren Räume mit Lilien und Löwen ausgefüllt, als Inschrift: Ave Maria gratia plena. Dieser Orden gehörte der burgundischen Partei, wie es der Löwe von Burgund (anfänglich von Flandern), mit den Lilien vereinigt, andeutet. Nr. 3. Die englische Medaille trägt ganz dasselbe Bildniß wie

die im Namen Heinrich's VI., Königs von England und angeblichen Königs von Frankreich, zu Paris geschlagenen Goldstücke; die Inschrift lautet wie bei den vorigen.

Leber beschließt seine, wie aus Obigem ersichtlich, in mehr als einer Beziehung lehrreichen Untersuchungen mit neuen und unterhaltenden Notizen über die Hofnarren, welche die Könige von Frankreich vom 14. Jahrhundert etwa bis zum 18. hielten, wo dieses Hofamt mit Angeli aufhörte. Der Verf. gibt außerdem noch einige Details über die Wortspiele oder Rebus der Picardie. Eine strenge Kritik könnte vielleicht dem Verf. dieser ziemlich langen Einleitung die Fülle und Vielfältigkeit der darin abgehandelten Gegenstände vorwerfen, welche die Lecture erschwert und die Klarheit des Zusammenhangs stört; aber der Verf. dürfte sich damit entschuldigen, daß dieser Fehler von einer vielfältigen, sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit herrührt, die alle Seiten und Punkte eines Gegenstandes zu erhellen und zu ergründen sucht. Die Arbeit des Hrn. J. R. von Amiens dünkt uns genau, gewissenhaft und oft gehaltreich. Die der Beschreibung der Münzen vorausgeschickten Untersuchungen und Forschungen sind sehr wichtig, aber unvollständig; die Bemerkungen, welche in die Beschreibung der einzelnen Stücke eingestreut sind, enthalten mitunter merkwürdige Nachweisungen und Documente. Die ganze Publication erhält endlich ihren vollständigen Werth durch eine beträchtliche Anzahl gut ausgeführter Kupferplatten, welche die Herausgeber beigefügt haben.

Die zweite Schrift „Etudes sur les mystères dramatiques“, von O. Leroy, einem bekannten dramatischen Dichter, dessen Komödie „L'irrésolu“ großen Beifall gefunden hat, sind ausschließlich Untersuchungen über den Ursprung des französischen Theaters und Zergliederungen heiliger oder moralischer Schauspiele des Mittelalters gewidmet, mit Ausnahme der beiden letzten Capitel, wovon das eine mit dem Gegenstande des Buchs in gar keinem Bezuge steht und das andere daraus füglich hätte wegbleiben können. Der Verf. macht uns im Auszuge mit den in der Volkssprache geschriebenen Stücken bekannt, die, Mysterien oder Moralitäten geheißen, vom 13.—15. Jahrhundert die schaulustige Menge entzückt haben. Obschon Leroy das erste Capitel seines Buchs „Origine du drame français“ überschrieben hat, so sagt er uns doch sehr wenig in dieser Beziehung und umgeht diese Frage gänzlich, indem er die „Epitres farcies“ und die in Vulgairsprache abgefaßten Gesänge des 10. und 11. Jahrhunderts, die rohen Grundelemente der Mysterien und Moralitäten, sowie die lateinischen Stücke des 9. und 10. Jahrhunderts und die halb lateinischen, halb französischen Stücke in gereimter Prosa, die bei den geistlichen Buffonnerien des Mittelalters abgesungen wurden und von denen wir schon gesprochen, unbeachtet und mithin die Frage wegen des Ursprungs des französischen Dramas unentschieden läßt.

Ans Ende des 13. Jahrhunderts, bei den geistlichen Spielen in Vulgairsprache angelangt, gibt Leroy eine Analyse des heiligen Nikolausspiels, von Jean Bodel aus Arras, dem er die Ehre zuspricht, „das erste dramatische Monument, dessen sich die französische Literatur rühmen könne, errichtet zu haben“, eine Behauptung, die uns etwas voreilig und gewagt scheint. Der Analyse einiger Mysterien, die sich in einem zweibändigen Foliomanuscript auf der königlichen Bibliothek zu Paris unter Nr. 7208 befinden, hat Leroy mit Recht ein ganzes Capitel seiner „Etudes“ gewidmet. Die zahlreichen Stücke, welche jenes Manuscript enthält und die theilweise herausgegeben sind, beziehen sich alle auf die Jungfrau Maria, und jedes behandelt ein von der Mutter Christi verrichtetes Wunder. Einige von diesen Stücken haben ihren Stoff von den Ritterromanen hergenommen, wie das Myster der „großfüßigen Bertha“, der Mutter Karl's des Großen, und das von „Robert dem Teufel“; andere behandeln geschichtlichen Stoff, wie die „Taufe Chlodwig's“, die „Enervés de Jumièges“ u. s. w.

Nach einem Capitel über die religiösen und dramatischen Festlichkeiten, worin Leroy die verschiedenen Feste, die bei den Einzügen der Könige und Königinnen gefeiert, und die mancherlei Spiele erzählt, die bei diesen Gelegenheiten aufgeführt wurden, kommt er auf das berühmte Myster der Passion unsers Herrn Jesu Christi zu sprechen, mit dessen Inhalt er uns weitläufig bekannt macht. Diese dramatische Bearbeitung der Lebensgeschichte Jesu fängt bei der Taufe im Jordan an und geht bis zum Begräbniß. Leroy zergliedert das in mehre Journées zerfallende Stück Scene für Scene. Es würde zu weit führen, hier auf seine umständlichen Entwickelungen näher einzugehen; nur zwei Stellen wollen wir ausheben, die uns wahre, obgleich rohe Poesie dünken. Ein Priester spricht im Synedrium:

Premièrement l'Empereur soubz la main dure
Nous tient subjetz, tout le peuple murmure,
Rien n'est en paix, tout est mal gouverné,
Erreurs croissent, la sinagogue endure,
Haynes pullulent, et tout mal on procure,
Parquoy je dis que Messyas n'est pas né.

Die Mutter Judas', des Verräthers, beklagt ihr Unglück:

O que j'ay de rage en mon coeur!
O Dieu tout-puissant, quel horreur!
Quelle terreur!
Quelle erreur!
Quel forfaict!

O le très-haultain plasmateur!
Qui sera le réparateur
Du malheur,
Deshonneur
Que j'ay faict?

O Dieu souverain tout parfaict,
J'ay faict le faict et le defaict,
Par vil faict
Et maiffaict,
Douloureux:

O ventre maternel infaict,
Très ort, très vil, très imparfaict
Par le faict
De ton faict
Malheureux!

Las ciel! à toi je me deulx.
Venge toy sur moy, si tu peulx,

Des griefs d'enix,
Vicieulx,
Que je porte.
Terre qui nous soustient tous deux,
Pour nos péchez libidineux,
En tes lieux
Ténébreux
Nous transporte!

Diese wirklich merkwürdige und mit der größten Sorgfalt ausgearbeitete Analyse des Mysters von der Passion zeichnet sich besonders in dem Werke Leroy's aus und bringt manches Neue. Ziemlich glücklich vergleicht der Verf. bisweilen gewisse Ausdrucksweisen und sogar ganze Stellen aus alten Mysterien mit Redeformen und Stellen der französischen classischen Dichter; diese Parallelstellen, die den Werth jeder Hervorbringung in ein helleres Licht stellen, sind mitunter recht sinnreich, doch bisweilen nicht ganz richtig. Den Fehler hat Leroy nicht sorgsam genug vermieden, indem er in seine Untersuchungen zu oft Reflexionen eingemischt, die nicht dahin gehören und die ihm von strengen Kritikern den Vorwurf der Geschmacklosigkeit zuziehen könnten. Auch will uns bedünken, daß der Verf. über die Vorstellung und die Inscenesetzung der Mysterien keine ausreichenden Details gegeben; er sagt uns zwar, was der Meneur du jeu war, eine mit der Handlung nicht in Verbindung stehende Person, die den Zuschauern die moralische Absicht des Stücks klar machen und zu Gemüthe führen mußte; er erzählt uns auch noch von dem öffentlichen Ausrufen der Stücke, wodurch man die Theaterzettel ersetzte, und führt ebenfalls die Namen mehrer Schauspieler an; aber diese und andere dergleichen Einzelheiten sind hier und da in dem Werke zerstreut, anstatt daß sie in einem besondern Capitel zusammengestellt sein sollten.

Nach dem Myster von der Passion analysirt Leroy noch mehre andere Hervorbringungen dieser Art, unter andern das geistliche Stück vom heiligen Ludwig, welches am Ende des 15. Jahrhunderts von Pierre Gringoire, einem durch Satiren und Farcen bekannten Poeten, gedichtet worden und die dramatische Bearbeitung der aus den besten geschichtlichen Quellen geschöpften Biographie des heiligen Ludwig enthält. Einige Scenen sind wahrhaft poetisch; unter andern die Scene zwischen dem frommen Könige und dem Sire von Coucy, der seinen König und Herrn um Vergebung bitten muß, daß er drei junge Bursche, die auf seinen Gütern gejagt, hat aufhängen lassen. Das ganze Stück ist höchst merkwürdig und verdient bekannt gemacht zu werden.

Im Allgemeinen sind die „Etudes" von Leroy ein durchaus liebenswürdiges und lesenswerthes Buch, freilich nicht so gelehrt, als was von Achille Jubinal, Francisque Michel oder Paulin Paris aus Bibliotheken und Archiven zu Tage gefördert wird, aber voll gelungener Analysen und oft geistreicher Bemerkungen, die historischen Sinn, poetisches Gefühl und kritische Tüchtigkeit beweisen.

Was das vorletzte Capitel des Buchs mit Nachforschungen über Gerson und die „Imitation de Jésus-Christ" anlangt, so mag alles daselbst Beigebrachte sehr treffend und merkwürdig sein, aber es drängt sich dem Leser dabei unwillkürlich die Frage auf: was hat das Alles mit den Mysterien zu schaffen? Non hic erat locus.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, welches vortheilhafte Zeugniß von dem rühmlichen, lobenswerthen Eifer der heutigen Franzosen für die Kenntnißnahme und Erforschung ihres Mittelalters die angezeigten vier Schriften ablegen. Jedenfalls müssen diese mit Liebe und großem Erfolg betriebenen Studien mit der Zeit einen sittlichen und socialen Einfluß ausüben. Wenn der Götzendienst mit dem Geschichtlichen abgeschmackt ist, so ist Kenntniß und Berücksichtigung des Geschichtlichen dagegen ein höchst löbliches und für die jetzige französische Bildung wol das beste, vielleicht das einzig angemessene Mittel gegen die Herrschaft und Verwüstung leerer politischer und sonstiger Abstractionen. 27.

A memoir of Ireland, native and saxon. By Daniel O'Connell.

Folgendes Urtheil über O'Connell's Schrift entnehmen wir einem englischen Journale: „Ein thätiges Leben voll politischer Aufregung, ein tüchtig ausgebildetes Talent zu leidenschaftlicher Declamation, eine im Sturme des politischen Kampfes zur Gewohnheit gewordene sich überstürzende Anordnung der Rede sind so unverträglich mit der geduldigen Forschung und der ruhigen Betrachtungsweise, die man von einem Geschichtschreiber verlangt, daß wir mit einiger Überraschung obiges Werk angekündigt sahen. Hätte sich der Verf. vom politischen Leben zurückgezogen und der Literatur als einer neuen Quelle der Aufregung für einsame Stunden gewidmet, um seinem Gemüth, welches nur in einer mannichfaltigen Beschäftigung Ruhe finden kann, einen Ableitungskanal zu eröffnen, so würden wir immer noch an der Möglichkeit gezweifelt haben, daß der Verf. die zu einem bedächtigen Urtheile über streitige Punkte nöthige Ruhe erlangen werde; aber ein Werk, welches zu einer Zeit geschrieben ist, wo der Verf. noch an der Spitze der Agitation steht, geschrieben ist mitten unter der Aufregung einer fieberischen Discussion, kann nur als Das gelten, was es auch in der That ist, als ein ausgeführteres politisches Pamphlet. Herr O'Connell hat wirklich wenig mehr gethan, als Auszüge aus der irländischen Geschichte zu veröffentlichen, die er in sein gemeinplätziges Buch als Stoff für Reden einführte, und er hat ihnen noch ein paar Worte einer hitzigen Erläuterung beigefügt, die ihm wol in einer öffentlichen Versammlung lauten Beifall einbringen würden, aber nicht genügen, um ihm die Billigung und den Beifall eines lesenden Publicums zu sichern. Charles Fox sagte, daß, was sich als ein Versuch recht wohl lesen lasse, niemals als eine Rede von Wirkung sein könne; aber das Gegentheil ist noch wahrer: was als populaire Rede wirksam sein mag, hat als eine geschichtliche Denkschrift die wenigste Aussicht auf Erfolg. Schon der Titel zeugt von einem des Verf. unwürdigen Mangel an Ruhe und Vorsicht; von dem ‚Native Ireland' sagt er kaum etwas, und von dem ‚Saxon Ireland' natürlich gar nichts, da ein solches Irland nie existirt hat. Die ersten Eroberer Irlands von Britannien her waren normännische Barone, die den ursprünglichen Bewohnern Englands ebenso verhaßt waren als den eingeborenen Irländern. Eine populair gewordene Lüge mag mit Vortheil wiederholt werden, um den lauten Beifall des Volks zu erlangen, aber ein Buch darf nicht nach demselben Maßstabe beurtheilt werden wie eine Rede, und es ist ein unerlaubtes literarisches Vergehen, den Titel mit einem vulgairen Irrthum zu stempeln und sich auf ein volksthümliches Vorurtheil zu berufen. So weit dieses Buch ein Object hat, ist es eine Beweisführung für die Aufhebung der Union, hergeleitet

aus den Beweisen für die schlechte Leitung der englischen Verwaltung." Der englische Berichterstatter meint nun, daß man eher das Gegentheil behaupten könne und daß die Übel, welche Irland getroffen hätten, daher entsprungen wären, daß man die Union zu lange aufgeschoben und zuletzt unvollständig gelassen hätte. Eine vollständige Union würde Irland alle jene Wohlthaten des englischen Gesetzes gewährt haben, deren es entbehrte. Wenn O'Connell beweise, daß Irland nicht als eine Provinz behandelt werden dürfe, so müsse es entweder als ein integraler Theil Britanniens oder als ein unabhängiges Volk behandelt werden; eine andere Alternative gäbe es nicht. Auch könne sich O'Connell nirgend recht deutlich machen, was er eigentlich unter Aufhebung der Union verstehe. Der Berichterstatter schließt mit folgender Bemerkung: „Wenn wir dieses Werk weder als literarisches noch als logisches loben können, so müssen wir doch gerecht sein und die Kraft des Stils und die Aufrichtigkeit der Gefühle anerkennen, aus denen es hervorgegangen ist. Die Lecture desselben hat uns ein Werk von sehr verschiedener Art wünschen lassen; wir würden mit freudigem Danke Hrn. O'Connell's Memoiren seines eigenen Lebens und seiner Zeit entgegennehmen. Seine Lebensgewohnheiten, sein natürliches Temperament, sein lebendiges Gefühl für das Unrecht machen ihn für die mühsame Forschung und das ruhige Urtheil nicht geeignet, welche erfoderlich sind, um geschichtliche Zeugnisse zu sammeln und anzuordnen; aber eben jene Eigenschaften würden der Autobiographie eines Mannes, welcher in seinem Einzelleben mehr gethan, gelitten und triumphirt hat als eine ganze Generation von gewöhnlichen Politikern, den Stempel von Kraft und Gewichtigkeit aufdrücken." 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zum Völkerrecht.

Fölix hat sich in Frankreich durch die Herausgabe einer juristischen Zeitung, an welcher die hervorragendsten Rechtsgelehrten von Paris mitarbeiten, vortheilhaft bekannt gemacht. Außerdem hat er seine Wissenschaft durch mehre gediegene Schriften bereichert. Wir erhalten gegenwärtig ein Werk von ihm, durch das er sich um einen wichtigen Theil des Völkerrechts großes Verdienst erwirbt. Es ist dies ein „Traité de droit international privé" (Paris 1843). Das allgemeine internationale Recht ist häufig und erschöpfend behandelt worden, während man die Rechtsfälle, die zwischen Unterthanen verschiedener Regierungen vorkommen, aber doch dem Privatrechte anheimfallen, seltener wissenschaftlich beleuchtet hat. Fölix thut dies zum ersten Male auf eine etwas befriedigende Weise, und Dupin, gewiß ein competenter Richter, hat bereits in der „Gazette des tribunaux" von diesem Werke einen sehr vortheilhaften Bericht erstattet. Diese Schrift gereicht der deutschen Jurisprudenz zur Ehre, indem Hr. Fölix ein Deutscher von Geburt ist und seine Bildung deutschen Rechtsschulen verdankt. Seit geraumer Zeit lebt er indessen in Paris und hat lange an der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mitgearbeitet.

Ein Werk, das Rousseau schreiben wollte.

Rousseau erzählt in seinen „Confessions", daß er ein Werk zu schreiben beabsichtigte, welches den Titel „La morale sensitive" führen sollte. Er wollte in demselben eine Anleitung geben, wie der Mensch durch Beobachtung gewisser diätetischer Regeln und sozusagen auf ganz materiellem Wege zur Tugend und zum moralisch Guten gelangen könne. Dieses Werk, das unter Rousseau's Hand gewiß sehr originell geworden wäre, ist nicht zu Stande gekommen, und die Bruchstücke, die der große Schriftsteller davon aufgesetzt hatte, sind zum größten Theile verloren gegangen. Valéry, Bibliothekar zu Versailles, der sich durch mehre Compilationen über Italien einen Namen gemacht hat, läßt gegenwärtig eine Schrift unter dem Titel „La science de la vie ou principes de conduite religieuse, morale et politique" (Paris 1843) erscheinen, das demselben Gegenstande, den Rousseau behandeln wollte, gewidmet ist. Der Herausgeber hat nur das Verdienst, das Werk zusammengestellt und geordnet zu haben, indem er die Bausteine dazu der italienischen Literatur, in der er sehr zu Haus zu sein scheint, entlehnt hat. Valéry sagt, daß er seinen Stoff bei sieben italienischen Schriftstellern, deren Werke sich gegenseitig ergänzen, vollständig vorgefunden habe.

Über den Geist unsers Jahrhunderts.

Wenn es schwer ist, ein vollständiges und getreues Bild irgend eines Zeitraums zu entwerfen, so hält es gewiß doppelt schwer, der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, in dem sich alle Seiten derselben abspiegeln könnten. Unser Jahrhundert namentlich, das so wunderbar bewegt und von so feindlichen Richtungen durchkreuzt ist, läßt sich nicht leicht in ein abgerundetes Bild zusammenfassen. Und doch sehen wir alle Tage Schriftsteller auftreten, die uns das ganze Leben der Gegenwart in nuce erklären zu können behaupten. Wir könnten namentlich eine ganze Liste französischer Federhelden entwerfen, die alle den „esprit du siècle" mehr oder weniger ausführlich zu schildern versucht haben; aber wir wollen es hier bei dem neuesten derartigen Werke bewenden lassen. Dasselbe führt den Titel: „Génie du dix-neuvième siècle", von Ed. Alletz (Paris 1843). Der Verf., der durch eine Abhandlung über die Demokratie bekannt ist, ergeht sich gar zu sehr in allgemeinen Redensarten. Es fehlt ihm an bestimmten Grundideen und er glaubt philosophisch zu sein, wenn er dunkel redet. Seine Schrift zeugt von einer großen Belesenheit, namentlich werden einige literarische Richtungen nicht ohne Glück gezeichnet, indessen ist das Ganze doch nur eine ungenügende Skizze.

Die biblischen Ansichten über die Erschaffung der Welt.

Bei den englischen Geologen sehen wir, daß sie trotz der oft sehr originellen Ansichten, die sie über gewisse Punkte ihrer Wissenschaft aufstellen, doch selten den Muth haben, sich von den biblischen Ideen über die Schöpfung der Welt, über die Sündflut u. s. w. loszusagen. Wir Deutschen gehen dabei viel freier zu Werke, wie wir, die wir im politischen Leben so zahm sind, denn in den Wissenschaften oft die revolutionnairsten Ansichten zu entfalten pflegen. Auch die französischen Gelehrten stimmen in der Geologie nicht sonderlich mit den Annahmen der Bibel überein. Indessen hat man doch selbst in neuester Zeit die alttestamentarischen Lehren vielfach mit den Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu bringen gesucht. Wir machen in dieser Beziehung auf ein Werk aufmerksam, das zwar schon sein Publicum gefunden hat, von dem aber gegenwärtig eine neue vermehrte Ausgabe herauskommt. Wir meinen „De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques". Der Verf, Marcus de Serres, ist Professor zu Montpellier und hat sich bereits durch verschiedene gelehrte Arbeiten bekannt gemacht.

Neuestes Werk vom Verf. des „Gamin de Paris".

Wer kennt nicht den liebenswürdigen Taugenichts, den „Gamin de Paris"? Der Verf. desselben, Emile Vanderburch, der noch durch andere dramatische Leistungen bekannt ist, läßt gegenwärtig eine Reihe von Romanen erscheinen, die er zwar besonders für die Jugendwelt bestimmt hat, die aber auch von den Erwachsenen mit Vergnügen gelesen werden. Das neueste Werk aus seiner fruchtbaren Feder, das einen Theil dieser Sammlung bildet, ist „La maison maudite. Histoire cent ans" (2 Bde, Paris 1843) Es ist in demselben einfachen, ruhigen, geschmackvollen Tone erzählt, der allen Romanen Vanderburch's eigenthümlich ist und der gegen den affectirten und verdrehten Stil der meisten neuern französischen Romanschreiber sehr absticht. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1843.

Rückblicke.

Drei Landschaftsmaler.

1. Professor Friedrich.

Derselbe gehörte zu denjenigen Künstlern, welche fremdem Unterrichte nur sehr wenig verdanken. Durch seinen Genius schon in frühester Jugend hinausgetrieben nach dem Dunkel des Waldes und den sonnigen Höhen, wurde das blaue Himmelsgewölbe ihm bei Zeiten sein liebstes Obdach. Die Akademie zu Kopenhagen, wo der aus Greifswald Gebürtige sich zuerst für die Priesterschaft der Kunst auszubilden dachte, wie überhaupt das Wort und die Lehren der Kunstmeister wußten das Streben seines Geistes nicht lange festzuhalten. Die Natur und ihr, jedem Geweihten allenthalben aus derselben hervorklingender und leuchtender, großer, geheimnißvoller Zusammenhang wurde sein unablässiges Studium. Und so gelangte er, ehe seine Hand noch fähig war, ihre einzelnen Erscheinungen nachzubilden, vielleicht schon zu einem weit tiefern Verständnisse mit ihr als mancher bereits fertige Landschaftsmaler. Wenn er auch das Verdienst der schönen Bruchstücke aus ihr, die so viele einnehmend in Bilder zu fassen wußten, keinesweges verkannte, ja solches nur allzu gern sich baldigst angeeignet hätte, so genügten ihm doch weder die getreueste und gelungenste Abschrift einer lieblichen Gegend durch Stift oder Pinsel, noch auch die auf soliden Studien beruhenden, aus imposanten Massen von Waldung, Bergen, Strömen phantastisch zusammengesetzten landschaftlichen Meisterwerke. Außer der Naturtreue und Schönheit der äußern Composition foderte er von jeder Landschaft, die ihn völlig befriedigen sollte, daß entweder eine besondere Idee das Bruchstück zu einem lebendigen Ganzen umschaffe oder doch sonst ein eigenthümliches Wesen im Allgemeinen solchem eine höhere Bedeutung ertheile. Es kam ihm nur wenig auf Mannichfaltigkeit und Reichthum der Gegenstände, sowie auf wirksame, malerische Contraste der Landschaft an. Die kunstloseste Einfachheit reichte ihm völlig aus, wenn der seines Erachtens allen Kunsterzeugnissen unterzulegende tiefere Sinn sich in ihnen hinlänglich aussprach. Zum besten Commentar über seine Ansichten dienen die landschaftlichen Darstellungen in Sepia, die ungefähr zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts in Dresden von ihm ausgestellt erschienen, das er in einem Alter von 24 Jahren zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Wie seine Naturbetrachtung mehr das Ganze umfaßte, als dem Einzelnen eine scrupulöse Aufmerksamkeit widmete, so bezweckte er auch in seinen Nachbildungen vor Allem den Totaleindruck. An Sorgfalt in Ausführung des Einzelnen kein Gedanke. Zuweilen sogar keiner an Bäume und ebenso wenig an Staffage. Dafür aber schien auch kein einziger Strich seines Pinsels ohne Beziehung auf das Ganze geschehen zu sein. Alle wirkliche Farben ganz verschmähend, wußte Friedrich aus seinem Dunkelbraun und Weiß und den mancherlei dazwischenliegenden Tönen der Einbildungskraft des Beschauers den Reiz der Farben hervorleuchten zu lassen. Und nicht diesen allein. Auch den Glanz und Schimmer des Sonnenauf- und Untergangs. Diesen beiden Endpunkten des Tages widmete er in der ersten Zeit zunächst seine Kraft. Man sollte offenbar hauptsächlich durch kunstvolle Anwendung von Schatten und Licht die rastlos wirkende Seele der Natur in seinen Schöpfungen wiederfinden. Und in der That, je länger sich das Auge in seine Sonnenauf- und -Untergänge vertiefte, desto mächtiger umfaßte uns die Größe der Erscheinung, das erhebende Gefühl, von dem wir in der lebenden Natur selbst ergriffen werden. In der Folge trachtete er mehrmals irgend eine philosophische oder religiöse Idee durch seine Bilder auszusprechen. So eröffnete er, wie er schon öfter als früher in die landschaftlichen Gegenstände menschliche Handlung zu verweben suchte, wiederholt mit großem Erfolg durch einen aus hochbejahrten, frommen Mönchen bestehenden Leichenzug in tiefem Schnee nach einer Klosterkirche, oder durch ähnliche Darstellungen, tröstliche Aussichten auf eine Zukunft jenseit des Grabes, vorzüglich mit Hülfe eines das düstere Gewölk von oben zerspaltenden, hellen Lichtstrahls. Noch später versuchte er sich in buntfarbigen Ölgemälden zur Zufriedenheit seiner Verehrer auf gleiche Weise. Sein unablässiges Naturstudium bewog ihn häufig zur Nachbildung solcher Gegenstände, denen der Maler eher auszuweichen als sich zu widmen pflegt, wie z. B. in Nebel gehüllte Berge und Gegenden. Er wußte auch durch richtige Auffassung sogar diesen Nachbildungen ein besonderes Interesse zu gewinnen. So gewissenhaft und sorgfältig aber sein Pinsel späterhin bei den Ölgemälden

verfuhr, um das Charakteristische auch der Einzelheiten zu erschöpfen, so ging darin dem Ganzen doch Vieles ab von der Harmonie seiner Sepiazeichnungen. Dem Technischen des Baumschlags und anderer Theile in der Landschaft fehlte die solches vollendete Leichtigkeit, das zauberische Farbenspiel, die anmuthige Verschmelzung der Töne, welche dergleichen Kunstwerken gerade den höchsten Reiz verleiht. Vielleicht fühlte er das endlich selbst und kehrte darum zuletzt hauptsächlich wieder zur Sepiazeichnung zurück, bis eine langwierige Krankheit sich seiner bemächtigte. Er hat sein Alter auf beinahe 66 Jahre gebracht.

Nach seinem im Mai 1840 erfolgten Tode hat sein vieljähriger Freund, der berühmte Landschaftmaler Professor Dahl, eine kleine Schrift unter dem Titel „Friedrich der Landschaftmaler" den zahlreichen Freunden des Verewigten gewidmet, die durch ein früher in dem das „Morgenblatt" begleitenden „Kunstblatt" abgedruckt gewesenes Urtheil des bekanntermaßen landschaftliche Gegenstände ganz im Sinne des Verstorbenen mit vielem Gefühl und Gemüth auffassenden und darstellenden Hofraths Dr. Carus über ihn und die Landschaftmalerei überhaupt, sowie durch Friedrich's lithographirtes Bildniß und Fragmente aus seinen nachgelassenen Papieren, unter Künstlern und Andern große Aufmerksamkeit erregte. Mehre dieser Papiere sind Belege der Eigenthümlichkeit von Friedrich's künstlerischen Schöpfungen und gewähren nützliche Winke für andere Künstler, wennschon in manchen eine zu große Einseitigkeit und eine innere Verbitterung kaum zu verkennen ist. Beides scheint die Folge eines aus den frühesten Verhältnissen schon herstammenden Trübsinns und des darauf eingetretenen einsamen Lebens zu sein. Schon das mit lichtblondem Haar begrenzte, durch zwei glanzvolle Augen empfohlene Gesicht der kräftigen Mannesgestalt hatte einen entschieden düstern Ausdruck. Aber das Menschenfeindliche, welches der erste Blick auf dasselbe dem Künstler beimaß, zerfloß in der Regel wie der trübe Nebel vor dem warmen Sonnenscheine, sobald seine geschlossenen Lippen sich aufthaten, und Mund und Auge verriethen zugleich die Bonhommie, oder, wenn das Wort auf den wortkargen Nordländer Friedrich angewendet, der keinen französischen Blutstropfen in sich hatte, zu unpassend klingen sollte, die freundlichen Gefühle, die er für alle Guten wie für alles Gute in seinem theilnahmvollen Herzen trug. Und den Ausdruck dieses einnehmenden Zuges eben vermißten die Freunde des Verstorbenen recht schmerzlich an der erwähnten, sonst überaus ähnlichen, lithographischen Skizze von seiner Physiognomie. Schon sehr frühzeitig hatte, wie man erzählt, das Leben voll des finstersten Ernstes ihn vom Boden seiner Heimat hinweggescheucht. Mit einem zärtlichstgeliebten Bruder eines Tages die eisige Lust des nordischen Winters auf Schlittschuhen genießend, würde Friedrich, auf eine nicht festgefrorene Stelle des Flusses gerathen, vom Tode ereilt worden sein, wäre sein Bruder nicht so glücklich gewesen, dem schon halb von der zerbrechenden Eisdecke Verschlungenen wieder heraufzuhelfen. Aber beide vergaßen in ihrer Freude über die Rettung, daß dem Wankelmuthe des Glückes nicht zu trauen ist. Ihren Schlittschuhlauf sorgloser vielleicht als zuvor verfolgend, kommt bald darauf sein Bruder an die Reihe des Versinkens in die einbrechende Eisdecke und ist bereits darunter hinweggeschwunden, als Friedrich laut aufschreiend seine Arme ausstreckt, dem Bruder den Dienst auf gleiche Weise zu leisten, wie er ihm eben solchen erwiesen. Das Entsetzen, das den also vereinsamten Bruder darüber erfaßte, soll ihm, nachdem er den ersten Vorsatz, den Ertrunkenen nicht zu überleben, bekämpft hatte, das Bleiben in der Heimat unerträglich gemacht haben. Aber bereits eine Zeit lang in Dresden seine künstlerischen Studien fortsetzend, überwältigte jener bekämpfte Vorsatz den Künstler von neuem. Schon hatte er sich in einsamer Klause eine tiefe Wunde am Halse beigebracht, als die Thüre aufgerissen und er doch noch, nicht nur gerettet, sondern auch durch Freundesvorstellungen dahin vermocht wird, sein Ehrenwort auf Unterlassung jedes neuen Versuches gegen sein Leben zu verpfänden. Bei dieser Gelegenheit halte ich es für Pflicht, den Verdacht der Affection zu bestreiten, zu welchem recht Viele der außerordentlich behaarte Gesichtsuntertheil Friedrich's zu einer Zeit veranlaßte, wo an die späterhin unter der männlichen Jugend ziemlich allgemein gewordene Art, Bärte zu tragen, noch kein Gedanke war und Jeder, der eine Zierde darin suchte, für einen lächerlichen Bramarbas gehalten wurde. Auch Friedrich gerieth daher in diesen Verdacht und recht oft wurde er gegen mich, der ihn kannte, darüber bitter getadelt. Da mir, dem Verf. dieses Aufsatzes, erst vor kurzem seine Veranlassung zu der Sonderbarkeit bekannt wurde, so konnte ich die Tadler damals nur im Allgemeinen versichern, daß der Mann viel zu klug zu einer Thorheit sei, wie man solche ihm zutraue, wenn ich auch achselzuckend gestehen mußte, daß ich mir selbst diesen abschreckenden Bart an ihm gar nicht zu erklären wisse. Nachher erfuhr ich, daß wahrscheinlich seine Vertrautesten ihn zu der Sonderbarkeit verleitet, oder er selbst um deswillen auf sie verfallen war, weil auf andere Weise die ungemein große Narbe der Wunde, die ihm der Versuch des Selbstmords beigebracht, dem Auge der Menschen nicht zu entziehen gewesen und ein Vermeiden der dadurch immer neugeweckten Frage, wie er zu der Wunde gekommen, allerdings sich rathsam darstellte.

Wenn aber auch Seltsamkeiten ähnlicher Art, wie das Tragen eines damals über alle Gewohnheit großen Barts, außerhalb seiner gesunden Natur lagen, so war er doch von andern nicht frei, die zum Theil aus seinem Hange zur Einsamkeit und einem sehr beschränkten Umgange mit der Welt herrührten. So glaubte er, obschon auch ihm das Geschick im Allgemeinen die gewöhnlichste Krankheit der Künstler und Dichter, die Armuth, nicht erspart hatte, besonders Vornehmen und Reichen gegenüber einen gewissen Stolz behaupten zu müssen. Einstmals in sehr gedrückter Lage, vertraut er sich einem Freunde, dem im J. 1842 verstorbenen Professor Ferdinand Hartmann und ruft, da er von diesem hört, eine

der Malerkunst sehr ergebene Gräfin, die eine Reise nach Italien vorhabe, suche unter recht anständigen Bedingungen einen Künstler zu ihrer Begleitung, frohlockend aus: „Mein Gott — hierzu paßte ich ihr ja wol gleich, und sie mir vielleicht noch besser!“ Ein rosiger Hoffnungsschimmer flog ihm dabei über das blasse, verdüsterte Antlitz. Je tiefer er sich in die Lage und die damit verbundenen, glücklichen Verhältnisse für einen Mann seiner Art hineindenkt, desto stärker wird seine Sehnsucht danach, dieser Begleiter zu werden, desto dringender seine Bitte, der Freund möge doch ja sich ohne Verzug bei der Gräfin für ihn verwenden, damit kein Anderer ihn um die schöne Gelegenheit bringe, Italien zu besuchen und zugleich der kunstsinnigen Gräfin von gutem Nutzen zu sein, dessen er sich aufrichtigst bestreben werde. Außer sich vor Freuden, als in dessen Verfolg es Hartmann gelungen ist, Alles Friedrich's Wunsche gemäß abzuschließen, fällt dieser dem ihm wohlwollenden Vermittler dankbar um den Hals und gesteht zugleich, was bis dahin noch nicht geschehen war, daß es die höchste Zeit gewesen sei mit diesem fast unglaublichen Glücke, da er wirklich gar nicht mehr gewußt habe, was er vor ökonomischen Verlegenheiten aller Art anfangen solle. Die Gräfin, ebenfalls hocherfreut über die ihr sehr passend erscheinende Acquisition des genialen Landschaftmalers, brennt vor Verlangen, das Nähere über die Reise mit Friedrich zu besprechen, und läßt diesen durch den Professor Hartmann ersuchen, sogleich zu ihr zu kommen. Doch nachdem sie lange fruchtlos gewartet hat, erscheint Hartmann allein und sehr unmuthig. Es sind nämlich inzwischen in Friedrich eine Menge Bedenken gegen das ihm kurz zuvor als ganz unglaublich erschienene Glück aufgestiegen und der kaum noch im Gefühle der ihm höchst erwünschten Reise äußerst Frohgewesene hat geradezu erklärt, durchaus keinen Schritt über die Schwelle der Wohnung der Gräfin zu setzen, ehe sie ihm die Erlaubniß habe zusichern lassen, daß er sie nie gnädige Frau oder gnädige Gräfin zu nennen brauche, weil dergleichen gegen seine Grundsätze verstoße. Auf diese seltsame Foderung nun bemächtigt sich sogleich ein unverkennbarer Unwille der Dame. „Sie können leicht denken“, äußert sie, „daß es mir höchst gleichgültig sein muß, ob Herr Friedrich diese gewöhnliche Redensart gegen mich gebraucht oder solche mir entzieht. Das aber wird Ihnen ebenso gut einleuchten, daß man mit einem Manne, der ähnliche Foderungen überhaupt machen kann, immer Gefahr laufen würde, sich Unschicklichkeiten auszusetzen und daß also das ganze besprochene Verhältniß zwischen ihm und mir nunmehr in keinem Falle stattfinden darf.“

Ein andermal kömmt Friedrich in Hartmann's Atelier, wo ein ziemlich großes Ölgemälde des Landschafters sich bereits befindet. Ein fremder Fürst, der eben in Dresden sich aufhielt, hatte nämlich gewünscht, etwas von seinen Werken zu sehen, um, wenn es ihm gefiele und er über den Preis mit dem Künstler einig würde, solches zu kaufen, und dieser es herbeischaffen lassen. Bald nachher tritt der erwartete Fürst herein. Obschon das Gemälde, welches das Meer und sein mit großen, von jedem Reiz entblößten Steinen, ohne alle Vegetation überfülltes Ufer darstellt, über den ein düsterer Himmel ausgespannt ist und weiter nichts enthält, dem Fürsten wenig zuzusagen scheint, erkundigt sich dieser nach dem Preise. Da Friedrich eine ziemlich hohe Foderung macht, so entschlüpft hierauf dem Fürsten das Wort: „So viel! Und doch hat man auch gar nichts auf Ihrer Landschaft.“

„Wenigstens würde das Futter, das Ew. Durchlaucht daraus könnten schneiden lassen, die Kosten meines Bildes Ihnen nicht zu decken im Stande sein“, antwortete Friedrich empfindlich, das Gemälde von einer Staffelei, auf die es gesetzt war, herunternehmend und es zur Seite stellend. Bei alledem entschloß sich der gutherzige Fürst, den Unmuth des Künstlers dessen beschränkten Verhältnissen zurechnend, zum Ankaufe des allerdings nicht vorzüglichen Gemäldes.

Bei dem Friedrich eignen Sinne für Ordnung und häusliche Stille würde er gewiß die ehelose Einsamkeit schon frühzeitig aufgegeben haben, wenn seine Einnahme als Künstler nicht zu ungewiß gewesen wäre, um das Schicksal einer Lebensgefährtin noch an sein Dasein zu knüpfen. Die Anwandlungen zu einer Veränderung dieser Art kamen ihm aber immer stärker und öfter, je mehr die Unfreundlichkeit seiner ökonomischen Verhältnisse nach und nach sich verminderte. In der Regel pflegte er, wenn er nicht den Naturstudien im Freien oblag, vor Sonnenuntergang nur selten sein Wohn- und Arbeitszimmer zu verlassen. Als dies eines Tages wieder geschah, so ließ, nachdem er solches verschlossen hatte, der drückende Gedanke an seine Einsamkeit auf dem Wege, den er genommen, noch lange nicht von ihm ab. Auf der Elbbrücke sogar stillte der Genuß der zu beiden Seiten des Stromes so anmuthig gelagerten, reizenden Landschaft in der Abendbeleuchtung seine innere Unruhe nur kurze Zeit. Es fiel ihm ein, daß er zu Hause vergessen, sein Feuerzeug in gehörigen Stand zu setzen, und daher bei der Heimkehr im Finstern kein Licht haben werde, seine hochbejahrte Nachbarin aber, die ihm in solchen Fällen auszuhelfen pflegte, verreist sei. Die Vorstellung, wie das Alles eine andere Gestalt gewönne, wenn eine auf seine häuslichen Bedürfnisse aufmerksame Lebensgefährtin zu Hause seiner harrte, war nur geeignet, das Unheimliche seines jetzigen Hauswesens ihm empfindlicher zu machen. Da zieht plötzlich ein junger, auf dem Trottoir der andern Seite der Elbbrücke Vorüberkommender seinen Hut vor dem völlig Verstimmten ab. Das freundliche Wohlwollen, mit dem es geschieht, macht, daß Friedrich nachdenkt, wer der Mann sei, dessen er sich nicht sogleich erinnert. Bald besinnt er sich. Es ist Einer, bei dem er seine Bleistifte zu kaufen pflegt. Dieser Erinnerung gesellt sich die andere, daß in dem Kaufladen gemeiniglich die Schwester des Verkäufers am Fenster zu sitzen und zu arbeiten pflegt und daß dies ein gar liebes, nettes, häusliches Mädchen zu sein scheint. Wenn dieses freundliche Kind in seiner Behausung lebte, denkt er, würde es ihm gewiß Abends bei seiner Heim-

kehr nicht an Feuer fehlen. Zeither hat er nur wenig Worte erst mit ihr gewechselt und zwar ganz unbedeutende. Aber er beschließt auf der Stelle, am nächsten Tage mit dem Frühesten einen Bleistifteinkauf zu besorgen und bei dieser Gelegenheit der hübschen Jungfrau auf den Zahn zu fühlen, ob vielleicht ein bedeutenderes Gespräch mit ihr anzufangen sei. Und siehe da, Alles gelang dem seiner häuslichen Einsiedelei herzlichsatten Künstler so gut, daß schon der folgende Abend einen glücklichen Bräutigam aus ihm gemacht hatte. Allenthalben mußte sein fröhliches Herz sich mit Verbreitung der Kunde Luft machen. Vielleicht war eine unerwartete Frage die erste Störung in seinem neuen Glücksrausche. Ein Freund wollte nämlich den Namen seiner Braut wissen und es fand sich, daß der Bräutigam selbst ihm keine Auskunft darüber zu geben vermochte. Aber Friedrich's anfängliches Erröthen vor Verlegenheit hierüber machte bald einem herzlichen Belachen des gewiß höchst selten im Leben vorkommenden Umstandes Platz. Übrigens betheuerte mir die Echtheit dieser Heirathsanekdote ein Mann, dessen Wahrheitsliebe Niemand bezweifeln würde, wenn ich ihn nennen wollte. Sollte er auch, wider alles Vermuthen, selbst vielleicht damit getäuscht worden sein, so steht sie doch in der That der vom Gewöhnlichen ganz abweichenden Individualität Friedrich's durchaus nicht unähnlich. Was mich betrifft, so sind mir allerdings die häuslichen und ehelichen Verhältnisse des Verewigten ganz fremd geblieben. Aber, der allgemeinen Versicherung nach, hat, nachdem Friedrich von der grundlosen Eifersucht, die sich seiner in der ersten Zeit bemächtigt hatte, zurückgekommen war, die Zukunft das Glück seiner Wahl vollkommen bestätigt und er in seiner Lebensgefährtin ein Muster der Liebe, Treue und Häuslichkeit gefunden.

Die Anerkennung seines sittlichen und künstlerischen Werths wurde durch die tiefe Rührung der zahlreichen Versammlung von jüngern und ältern Künstlern und Andern, welche seinen Leichnam zur Ruhestätte geleitete, hinreichend dargethan. Schon am Abende zuvor hatte ein Chorgesang bei Fackelschein vor seiner Wohnung stattgefunden.

Allerdings beklemmt der Charakter mancher Landschaften dieses Künstlers durch ihre Öde und Einsamkeit. Auf mehren nicht nur noch keine Spur von dem Menschengeschlechte und von der Thierwelt, sondern auch keine scheinbar leblosen Gegenstände von einiger Auszeichnung. Erde, Luft und Wasser liegen gleichsam in ihrem einfachsten, reizlosesten Negligé so vor uns, daß das Auge zuerst vor Langeweile kaum weiß, was es mit ihnen anfangen soll. Aber das Interesse daran wächst meistens unter ihrer Betrachtung mit jedem Momente. Gerade die geringe Auszeichnung des Einzelnen gibt diesem immer mehr das Ansehen eines zusammengehörenden Ganzen. Je länger der Blick auf der genannten Dreieinigkeit ruht, desto besser glaubt er in ihr und dem in Licht aufgelösten, gestaltenden Sonnenfeuer den Urstoff der Thier- und Menschenwelt und alles Lebendigen wahrzunehmen.

Und so in die Betrachtung der Natur selbst versenkt, ist mir der Schöpfer dieser höchst einfachen Bilder im Leben zuweilen Abends, am eisernen Geländer auf der Brühl'schen Terrasse stehend, vorgekommen, bald wenn die Sonne eben erst ihren Scheideblick der Erde zugeworfen, bald wenn die immer entschiedener hervortretenden Schatten allen Gestaltungen schon die Umrisse zu rauben drohten.

Es gehörten auch, wie auf seinen Sepiazeichnungen die Sonnenauf- und -Untergänge, so auf allen seinen Schöpfungen die zwischen Tag und Nacht gestellten Situationen zu den Glanzpunkten seiner Einbildungskraft. Gerade weil er über dem Studium des ganzen Zusammenhanges der Natur die genaue Beobachtung des Einzelnen gewissermaßen vernachlässigt hatte, war die Dämmerung und der Kampf in ihr zwischen Licht und Dunkel eine wahre Fundgrube für die Kunst dieses gemüthvollen Mannes, der vielleicht ein ganz anderer noch geworden wäre, hätte der Riß, der mit dem frühen Untergange des Bruders ihm sein Herz zerspaltete, nicht einen durch das ganze Leben sich ziehenden und in allen seinen Werken widerhallenden, melancholischen Nachklang hinterlassen.

Es scheint die Kräfte der Malerei zu übersteigen, den Geist aller Erscheinungen anders als durch deren Körper darzustellen. Von Friedrich möchte man aber behaupten, daß er in seinen Gebilden zuweilen den Geist auch ohne Körper darstellbar zu machen verstanden hätte. So werde ich eine seiner in Öl gemalten Dämmerungslandschaften nie vergessen. Kein lebendiges Wesen in ihr zu erblicken; die darauf vorkommenden Bäume bereits durch das in dieselben verwebte Grau um den ganzen Charakter des ihnen eigenthümlichen Laubes gebracht. Aber das über das Ganze ausgespannt liegende, von der Dämmerung bereits angehauchte, klare Blau des Himmels riß alle Gemüther zur Bewunderung hin. Das ahnungsvolle Herz glaubte auf diesem Gemälde die letzten Wehmuthslaute des langsam dahinsterbenden Tages zu vernehmen und schon sich der stillen Heiligkeit einer schönen Nacht entgegengeführt zu sehen. Und doch gibt es auf dem Bilde gewaltigen Anstoß für das Auge in einem umnebelten Berge von großer technischer Unvollkommenheit. Der Berg ist nicht sowol gemalt als blau angestrichen. Aber das Auge kann nicht zur Sprache kommen vor der harmonischen Wirkung eines Ganzen, in dem die Seele der Natur sich auf das reinste abspiegelt. Der tiefe, lebenswarme Ton seiner Darstellung, worin die oft bedeutenden Mängel des Einzelnen völlig zerschmelzen, ist es, was das fühlende Gemüth bei den meisten Werken so innig mit diesem Künstler zu befreunden versteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

In zehn Lieferungen erscheint in Paris: „Collection de 60 feuilles d'alphabets historiées et fleuronnées, tirée des plus beaux manuscrits de l'Europe, des documents les plus rares etc.", von Ol. Sylvestre. Der Verf., der bereits eine „Paléographie universelle" herausgegeben, wird der Sammlung durch eine analytische Tabelle noch einen erhöhten Werth ertheilen. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1843.

Rückblicke.

Drei Landschaftsmaler.

(Fortsetzung aus Nr. 124.)

2. Professor Klengel.

Einen vollkommenen Gegensatz zu dem Maler Friedrich in Kunst und Leben bildete der ausgezeichnete Landschaftkünstler Klengel. Schon 1751 in dem unweit Dresden gelegenen Kesselsdorf geboren, war er bei Friedrich's Ankunft diesem an Jahren um Vieles voraus und behauptete eine große Celebrität unter den deutschen Landschaftmalern. Lange Zeit pflegte bei der jährlichen dresdener Kunstausstellung eine der ersten Fragen die zu sein: Ist von Klengel schon etwas da? und das hierauf erfolgende Ja oder Nein bestimmte den Fragenden entweder die Ausstellung sofort aufzusuchen oder seinen Besuch derselben bis zur Ankunft des Klengel'schen Beitrags zu verschieben. Ein Schüler von dem ehrenwerthen Meister Dietrich, gründete Klengel seine Kunst von frühester Jugend an auf das Studium der Einzelheiten der Natur. Der Sohn eines armen Landmanns, hatte er den schwersten Kampf mit den Hindernissen, die während seiner Ausbildung auf der dresdener Kunstakademie sich ihm entgegenstemmten. Jede ländliche Situation, jeden hübschen Baum in der Gegend suchte er mit Stift oder Pinsel sich anzueignen, jeden Lichteffect zu erhaschen, jede Hütte mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu Papier zu bringen, um Alles, wie er es gefunden, in einem Gemälde zusammenzustellen. Der dresdener, an wohlgestalteten Bäumen so reiche Große Garten besaß vielleicht keinen schönen Baumwipfel, dem er nicht auf einer seiner zahlreichen Landschaften ein Denkmal durch treue Nachbildung gestiftet hätte. Obschon an künstlerische Notabilitäten, wie besonders die Maler Alexander Thiele und die beiden Dietrich sich haltend, hing Klengel der Natur mit noch größerer Treue als ihnen an. Aber freilich fiel es ihm nicht ein, ihr, wie der Landschafter Friedrich, einen besondern Sinn in seinen Darstellungen unterzulegen. Bei aller anerkannten Virtuosität im Technischen und vorzüglich des Baumschlags, wollte man übrigens doch zuweilen die gehörige Individualisirung der verschiedenen Gattungen vermissen. Auch behauptete, wie ich mich erinnere, namentlich der Landschaftmaler Veith, Klengel schöbe zuweilen seinen herrlichen Waldbaumzweigen die Stämme von Obstbäumen unter.

Eine neue Phase ging für Klengel's Schöpfungen mit seiner Reise nach Italien auf. Die grandiosen Reize dortiger Natur rissen ihn dergestalt hin, daß die meisten seiner nachherigen Kunstwerke die deutlichste Spur davon an sich trugen. Die Wirkungen des mächtigern Sonnenstrahls ertheilten seinen Werken besondere Anziehkraft und bildeten oft auch da einen scheinbaren Verein, wo das Zusammenraffen heterogener Gegenstände dem entgegenarbeitete. Um seinen Gebilden einen besondern Stempel der sonnigen Heimat aufzudrücken, versäumte er selten ihre Ausschmückung durch römische oder griechische Ruinen, die sich seinem Studienbuche nicht hatten entziehen können, oder durch eine Staffage, welche die Nachbildung eigenthümlicher Gebräuche und Gewohnheiten beim Landbau im reizenden Italien zum Gegenstande hatten.

Es hieß aber freilich sein wahrhaftes Glück in Auffassung und Wiedergabe des ganzen Naturzaubers jenes gesegneten Landes bis über die Grenze verfolgen, daß er wiederholt den Versuch machte, die Sonnenscheibe selbst im vollen Farbenglanze am blauen Himmel erscheinen zu lassen. Allerdings hatte er hierin an Claude ein unsterbliches Muster vor sich, durch welchen ein Gleiches gewagt worden. Natürlich aber scheiterte Klengel's Versuch nicht weniger als Claude's und die neuerlich von Schönberger in Wien unternommenen an der Unmöglichkeit. Wenn auch das Auge des Beschauers nach langem Hinstarren auf die kunstvoll nachgebildete Sonnenscheibe allerdings die Täuschung immer mehr anwandelt, daß von ihr der, Erde und Bäume überflutende, Glanz ausgehe, tritt es doch nur allzu bald wieder so weit auf den rechten Gesichtspunkt zurück, um für eine so mächtige Wirkung die Ursache durchaus unzureichend zu finden. Inzwischen geben mehre Tableaux, wo Klengel dieser Kühnheit sich unterzog, dem Künstler das rühmliche Zeugniß, Alles versucht zu haben, um den Kampf mit der Unmöglichkeit zu bestehen. Im Allgemeinen pflegte man seinen größern künstlerischen Compositionen, wo es hauptsächlich auf imponirende Zusammenstellung der Gegensätze und ihrer sinnreichen Verflechtung zu einem harmonischen Ganzen an sich, oder durch eine sinnvolle Staffage, ankommen möchte, die kleinen, der ländlichen Wirklichkeit mit ihrer

vollen, lebendigen Wahrheit entlehnten Werke vorzuziehen. Und in der That sprechen diese lieblichen Naturbilder, durch Klengel's geschickte Hand in das Gebiet der Kunst verpflanzt, mit ihren muntern Schafheerden, übervollen Erntewagen und dem dem Künstler seit frühester Jugend wohlbekannten Apparat der ganzen Feldwirthschaft, besonders jeden Freund des Landlebens um so wohlthuender an, je treuer in Klengel's Werken das ländliche Wesen und Treiben sich ausgeprägt findet. Auch sind die kleinen, einfachen Naturscenen von dieses Künstlers Pinsel schon darum besonders schätzbar, weil er die Originale dazu im frischen Leben selbst aufsuchte, während seine größern, künstlichen Zusammenstellungen zum Theil Gedächtnißwerk zu sein schienen. Dem berühmten Hackert zu Neapel machte man bekanntlich den Vorwurf, daß er vermöge des Glaubens, die Natur bereits auswendig zu wissen, in spätern Jahren solche, dem Mechanismus seiner geschickten Hand allein vertrauend, zu wenig zu Rath gezogen habe. Vielleicht trat Dasselbe auch bisweilen bei Klengel ein.

Aus seiner Schule sind mehre, zum Theil noch lebende Kunstnotabilitäten hervorgegangen. Besonders schien er eine, übrigens schon längst verstorbene Schülerin, Fräulein Freistein, zu begünstigen, die in der That, namentlich in der Fertigkeit des Baumschlages, ihm zur Seite zu stellen war. Der fleißigen Hand dieser geschickten Künstlerin hat die Kunst besonders eine Menge hübscher Baumgruppen und Waldpartien des Großen Gartens zu verdanken, die ohne alle Absicht, sie zu verschönern, der Ölmalerei durch sie gewonnen, bei der größten Einfachheit, vermöge der reizvollen Durchsichtigkeit ihres Laubwerks, auch als Bilder, dem Auge recht willkommen sind.

Übrigens sagte man Klengel nach, daß er seine Maler- und Radirkunst (denn auch im Radiren bewies er sich als Meister) wie ein Arcanum betreibe und nicht leicht Jemanden zulasse, wenn er mit Palette und Pinsel an der Staffelei sitze oder an einer Kupferplatte arbeite.

Beim Unterrichtgeben in der Malerkunst bediente er sich einer eigenthümlichen Terminologie. Vorzüglich hatte er zu Bezeichnung des im Baumschlage von dem Schüler zu Beobachtenden Ausdrücke, die sich ohne Erläuterung nicht wohl verstehen ließen. So rühmte er unter Andern einem derselben nach, daß er mit dem Baumschlage im Allgemeinen hübsch fortkomme, nur das „Knorrige, Knackrige und Krospige“ noch nicht ganz herausbringe. Unter den Titeln „Principes des dessins pour les paysages“ und „Etudes des paysages“ sind in den Jahren 1802 und 1824 Vorlegeblätter von ihm im Kunsthandel erschienen. Er starb in dem zuletzt genannten Jahre.

Wie in Kunstansichten und Leistungen wichen auch Friedrich und Klengel ihrer äußern Erscheinung im Leben nach völlig voneinander ab. Während der Erstere nicht selten eine den Schein des Stolzes annehmende Miene, besonders gegen Vornehmere, hatte, nahm der Letztere, namentlich gegen diese, eher zu viel als wenig Rücksichten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Jakobiner in Wien. Östreichische Memoiren aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr. *)

Selten hat uns ein Buch in dem Grade getäuscht wie das vorliegende. Unsere Täuschung war nämlich eine zwiefache. Von Hause aus öffneten wir dasselbe mit geringen Erwartungen, fanden uns aber angenehm überrascht, nicht blos durch eine [illegible], welche in einem eigenthümlich geheimnißvollen Gewande politische Zustände entwickelten und an die ersten Capitel des „Geisterseher“ mehr als einmal erinnerten, sondern auch durch treffliche Fragmente historischer Darstellungen, welche ihrerseits einen tiefen Blick in die östreichischen Staatsverhältnisse um die merkwürdige Epoche von Kaiser Joseph's Tode ankündigten. Unser Interesse wuchs von Seite zu Seite bis etwa gegen die Mitte des Buches hin sowol für das romantische als für das historische Element desselben, die uns beide in einer seltenen und originellen Mischung, reich an Unterhaltung und Belehrung, eine ganz eigenthümliche Arbeit darzustellen schienen. Da reißt auf einmal der Faden ab — der Rest ist Trivialität — wir sehen einen seltsamen Torso vor uns. Eine solche Erscheinung ist schwer zu erklären; es ist die Horazische Jungfrau, in einem Fischschwanz endend, und es bleibt uns nichts übrig, als anzunehmen, daß das geistreich angelegte Buch in der Hand seines Erfinders ein Fragment geblieben, als solches aber in die Hände eines Unberufenen gefallen und von diesem in seiner unfertigen Gestalt herausgegeben sei, von Einem, der seine Zerrissenheit und Ungenüge nicht zu erkennen im Stande war. Wie es nun vor uns liegt, ist es eine Materialiensammlung zu einem historischen Romane, ohne Abschluß, aber in einzelnen Bruchstücken bedeutend und werthvoll in solchem Grade, daß wir die Nichtvollendung des Unternehmens bedauern müssen. Roh und unverschmelzen liegen jetzt historische und romantische Bruchstücke vor uns; aber in den einzelnen Fragmenten ist die Hand eines Meisters so unverkennbar, wie sie es in einem Bruchstücke aus den „Cevennen“ oder dem „Abfall der Niederlande“ sein würde. Doch wir wollen diese losen Bausteine, deren Zusammenfügung der Himmel weiß welcher Umstand gehindert hat, etwas näher ansehen, um uns daran zu erfreuen. In den ersten Capiteln überwiegt die Romantik. Wir sehen einen Kirchenfürsten, den Cardinal-Erzbischof von Wien, mit heuchlerischer Geberde den Tod Kaiser Joseph's beweinen, während er alle Minen spielen läßt, das verhaßte Werk dieses großen Fürsten und Volksfreundes, die Denk- und Gewissensfreiheit, in die Luft zu sprengen. Der zweite Abschnitt führt uns in die Verbrüderungen und Verbindungen ein, welche die Regierung Kaiser Joseph's aller Orten zur Entstehung gebracht hatte und deren Ausrottung nun die Hauptaufgabe der neuen Regierung wurde. Dies führt natürlich zu einer Parallele zwischen der Regierung Joseph's und der seines Nachfolgers Leopold, und der Verf. steht nun auf einmal ganz auf historischem Boden. Das romantische Gewand fällt von seiner Schulter; aber wir folgen ihm mit fast noch erhöhtem Interesse, denn was er als Zeithistoriker vorträgt, zeigt uns den Eingeweihten, und die Kämpfer und die Rüstzeuge, welche er uns vorführt, nehmen unsere Theilnahme in gerechten Anspruch. Allerdings war Kaiser Leopold, ein Fürst, der in seinem schönen Toscana ein anerkanntes Regierungstalent

*) Es sind uns von zwei Mitarbeitern Aufsätze über diese Schrift zugegangen, die beide von Interesse für unsere Leser sein möchten und die wir daher hintereinander abdrucken.

D. Red.

bewährt hatte, auf dem Throne seines Bruders Joseph in einer bedenklichen und schwierigen Lage. In Frankreich tobte der Revolutionssturm wilder und wilder, im eigenen Reich bestürmten ihn von allen Seiten her Klagen und Beschwerden über Regierungseingriffe seines Vorgängers, die er wieder gut machen sollte. Adel und Geistlichkeit traten wie von selbst verbündet vor ihn hin mit einer erschreckenden Darstellung der im Volke herrschenden Unzufriedenheit, und stachelten, mit dem Beispiele Frankreichs drohend, die natürliche Furchtsamkeit des neuen Gebieters zur Angst auf. Es gelang diesem Bunde, den sonst hellen Blick des Fürsten zu umnebeln. Reaction ward das Losungswort, Vernichtung alles von Joseph Geschaffenen das Ziel der neuen Regierung. Zuerst nahm die Geistlichkeit alle verlorenen Vorrechte stürmisch wieder ein, ihr folgte der Adel. Die vortreffliche öffentliche Policei Joseph's ward zu einer beutegierigen geheimen umgeschaffen, an deren Spitze zu stehen Kaiser Leopold selbst kein Bedenken fand. Die Lehr-, die Rede-, die Preßfreiheit Joseph's verschwand; aber ein Geist kleinlicher Scheelsucht gegen den Adel machte, daß Leopold selbst satirische Streifzüge gegen diesen begünstigte, ja wol selbst hervorrief. Eine Menge anziehender Details zeigt uns diesen Fürsten in einem ganz neuen Lichte, einen Charakter, klein im Großen und groß im Kleinen und wie geschaffen, um die Werke seines großen Vorgängers zu zerstören. Die Doppelregierung von Colloredo und Schloissnig zerstörte endlich alle Regierung und setzte die Intrigue an ihre Stelle, und in diesem Elemente schwamm Kaiser Leopold. Nachdem uns der Verf. merkwürdige Blicke in diese Epoche der östreichischen Staatsgeschichte hat werfen lassen, nimmt er den Faden seiner romantischen Erzählung wieder auf. Es folgen die anziehendsten Scenen auf dem Schlosse in Böhmen, in den Logen und Clubs, wo Hebenstreit der Held ist, in dem lüsternen Hause der Baronin Saintral. Allein Alles ist nur skizzirt; es fehlt nicht an einer meisterhaften Anlage, aber am Zusammenhange, an Verbindung der Begebenheiten. In derselben unerklärlichen Weise endet das Buch. Der Club, offenbar in Verbindung mit den pariser Jakobinern, wird entdeckt, die Mitglieder verschwinden vom Schauplatze und das Buch schließt, ohne daß eine einzige der eingeleiteten Begebenheiten zu einem annehmbaren Ende fortgeführt wäre. Statt eines solchen erhalten wir einen Anhang von regierungsgeschichtlichen Notizen, die bis zum französischen Kriege von 1799 reichen und hier plötzlich abbrechen.

Man wird uns einräumen, daß dies ein sonderbares Buch ist. Der Schlüssel zu diesem Räthsel kann, wie schon angedeutet, nur darin gefunden werden, daß irgend ein begabter Kopf, Augenzeuge dieser Epoche, den Plan entwarf, sie zum Gegenstand eines Romans zu machen, einzelne Momente desselben ausführte, andere nur skizzirte, für noch andere nur Materialien sammelte, hiernächst aber das ganze Unternehmen aufgab, und daß diese unfertige Arbeit in diesem Zustande von einem Unberufenen edirt wurde. Sie wäre der Vollendung werth, und vielleicht in höherm Grade als Schiller's „Geisterseher" es war. 8.

Wir sind in Deutschland noch so wenig daran gewöhnt, die Leiter unserer Staatsangelegenheiten und diese selbst im Lichte der Öffentlichkeit zu erblicken (obwol die letztern dieses Lichtes am meisten bedürftig sind und die erstern es am wenigsten zu scheuen haben sollten), daß jeder Versuch, uns mit beiden vertrauter zu machen, unsern Dank verdient, sollte er auch in einer vom Herkömmlichen so abweichenden, wir möchten fast sagen, so zweideutigen Form auftreten, wie dies bei vorliegendem Buche der Fall ist. Insbesondere fließen die Quellen, aus denen wir die Kenntniß östreichischer Zustände schöpfen, ohne Vergleich viel spärlicher als anderswo; wir besitzen fast keine von dortigen Staatsmännern herrührende, mit den französischen oder englischen Memoiren in eine Classe zu setzende Denkwürdigkeiten *), und sind entweder auf die officiellen Relationen beschränkt, die natürlich nicht allen Anforderungen und Bedürfnissen entsprechen, oder auf die Berichte und Aufzeichnungen von Privatpersonen angewiesen, denen häufig die Glaubwürdigkeit abgeht. Wir beklagen nicht, daß uns Schriften fehlen, die sogenannte Cabinetsgeheimnisse entschleiern, oder uns einen Blick in das Gewirre der Hofintriguen thun lassen; allein fühlbarer ist der Mangel solcher, welche, die wichtigern Perioden des östreichischen Staatslebens gleichsam begleitend, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Einflüsse der Dinge auf die Menschen und umgekehrt (so weit diese in das Gebiet der historischen Genremalerei fallen) darstellen.

Unter den Wirkungen der französischen Revolution könnte man auch die Schreibseligkeit aufzählen, welche sie, wenn nicht erzeugt, so doch auf einen vorher unbekannten Grad gesteigert hat. Vom Heros derselben angefangen bis zur Contemporaine herab haben sich wenige Personen, denen sie zu einer Rolle verhalf, die Genugthuung versagt, Mit- und Nachwelt mit ihren „Leben und Meinungen" zu beschenken. Die Bekenntnisse gingen und gehen jedoch, was leicht erklärlich ist, der Mehrzahl nach von derjenigen Seite aus, welche als die am meisten betheiligte erscheint. Die Franzosen treten überall in den Vordergrund und führen das große Wort, während Engländer und Russen nur gelegentlich sich vernehmen lassen, und die Deutschen, ihrer hergebrachten Bescheidenheit gemäß, in letzter Reihe ihre unmaßgebliche Meinung abgeben, ungeachtet sie in erster schlugen und geschlagen wurden. Unter den Deutschen sind aber die Östreicher die schüchternsten, die Östreicher, denen im großen Weltdrama der verflossenen 50 Jahre fürwahr nicht die kleinste Rolle zugefallen war. Welcher Ursache dies zuzuschreiben ist, wollen wir hier nicht untersuchen; es sind uns in jüngster Zeit von einer Hand, der wir schon manche werthvolle Gaben verdanken, Aufschlüsse geboten worden, nach denen wir es begreiflich finden, daß mindestens dem Interesse gewisser östreichischer Staatsmänner des Revolutionszeitalters das Schweigen mehr zusagt als das Reden.

Mit den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" läßt sich der „Jakobiner in Wien", so sehr sonst beide Bücher voneinander verschieden sind, doch in einer Rücksicht zusammenstellen. Jene machen, so weit sie östreichische Verhältnisse berühren, ungefähr den nämlichen Eindruck, den die letztgenannte Schrift hervorbringt. Wir sehen Leute an der Spitze des Staats, die, dem Kampfe mit den Ideen einer neuen Zeit durchaus nicht gewachsen, mit kleinen Mitteln große Zwecke erreichen wollen, Leute, die, mit allen Vorurtheilen ihres Standes, ihrer Religion, ihrer Erziehung behaftet, entweder in der unbedingten Aufrechthaltung des Alten das einzige Heil erblicken, oder wo sie dem Neuen eine Berechtigung zugestehen, dasselbe nicht zum Gemeingute des Volks, sondern zum Monopol einer Kaste machen wollen. Wir sehen die kläglichen Widerstandsmittel, welche sogenannte Staatsmänner, die blos auf Policeikünste eingeübt sind, in den Tagen der Gefahr zusammenzuraffen verstehen; wir sehen den Abgrund, der den Staat zu verschlingen droht, wenn ihm nicht die Energie des Volks zu Hülfe kommt; wir sehen, was diese Energie vermag.

„Der Jakobiner in Wien" zerfällt, wie auch der Titel anzudeuten scheint, in zwei Theile, die nur sehr lose zusammenhängen, einen historischen und einen romanartigen. Die Kritik kommt wirklich in Verlegenheit, wenn sie die Gattung nennen soll, der das Buch angehört. Es ist weder Geschichte noch Roman; Memoiren im gewöhnlichen Sinne des Worts sind es auch nicht, und so bleibt nur übrig, den „Jakobiner in Wien" für einen Zwitter zu erklären, dem von jeder dieser drei Gattungen einige Merkmale ankleben. Vielleicht sind damit die Anfänge einer neuen Art gegeben, die sich zum Romane so ver-

*) Eine in jeder Beziehung seltene Erscheinung dieser Art sind die acht Octavbände umfassenden Denkwürdigkeiten des Grafen J. Q. von Jörger, Statthalter von Wien unter Leopold I., welche reichhaltiges, beinahe unbenutztes Material für die Geschichte jener Zeit darbieten.

hält sie das politische Gedicht zur Lyrik. Der romanartige Theil des Buchs hat zur Unterlage die Verschwörung, wegen welcher der Platzhauptmann Hebenstreit 1794 in Wien am Galgen büßte. Der historische bespricht die Zustände Östreichs vom Tode Kaiser Joseph's II. bis zum zweiten Kriege gegen Frankreich. Verböte es der Raum nicht, so wäre es bei der episodischen Form des Buchs nicht schwer, zur Charakterisirung desselben Auszüge zu bringen; aus dem nämlichen Grunde müssen wir uns auch enthalten, über den Grad von Glaubwürdigkeit, welchen die zahlreichen in dieser Schrift mitgetheilten Anekdoten und Notizen über östreichische Notabilitäten verdienen, Untersuchungen anzustellen. Die Hebenstreit'sche Verschwörung schrumpft, wenn wir dem „Jakobiner in Wien" glauben dürfen, zu einer Geheimbündelei zusammen, die nicht viel gefährlicher war als das burschenschaftliche Complot, von dem wir Alle wissen, wie gefährlich es war. Sie sei aber, meint unser Gewährsmann, von einer Camarilla zu selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet und von ihr benutzt worden, um sich mittels der Schreckbilder, die man vor dem Monarchen aufsteigen ließ, einen ungebührlichen Einfluß zu sichern. Das allmälige Anwachsen der Reaction, die schon in den letzten Tagen Joseph's ihr Haupt erhob, wird mit scharfen, da und dort etwas grellen Zügen geschildert, das Verhalten des östreichischen Cabinets dem revolutionnairen Frankreich gegenüber als aufreizend und zu sehr englischen Einflüssen nachgebend strengem Tadel unterworfen und ebenso unnachsichtlich werden die Blößen aufgedeckt, die man sich bei den kriegerischen Operationen gegen einen Feind gab, den man zuerst übermüthig verachtete und dann kleinmüthig fürchtete. Schließlich mag noch angeführt werden, daß die S. 42—47 vorkommenden Scenen stark an Dasjenige erinnern, was in den im J. 1800 in Paris erschienenen „Mémoires secrètes sur la Russie et particulièrement sur la fin du règne de Cathérine II et le commencement de celui de Paul I" von einem „Club phisique" erzählt wird, dem man in den letzten Regierungsjahren Katharina's in Moskau auf die Spur kam. Derlei Dinge scheinen sich in der Culturgeschichte sittenloser Aristokratien öfter zu wiederholen. 54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

In Paris erschienen neuerdings Band 24—26 der „Histoire des Français", von dem berühmten, kürzlich verstorbenen **Simonde de Sismondi**. Diese drei Bände umfassen die Regierung Ludwig's XIV., welche 72 Jahre dauerte. Der Verf. theilt dieselbe in drei Zeitabschnitte, von denen der erste 1643 anfängt und 1661 aufhört; er enthält die Geschichte der Regentschaft der Anna von Östreich und das Ministerium des Cardinals von Mazarin. Der zweite beginnt mit dem bekannten Ausspruch Ludwig's: „der König regiert durch sich selbst", und dauert bis 1688; dies ist die Zeit der Größe, Macht und Herrlichkeit dieses Monarchen. Der dritte endlich umfaßt die Zeit von 1689—1715, worin sein Glück und Ansehen immer mehr abnahm. Die Regelmäßigkeit der Proportionen ist eins der Verdienste, welches beim Lesen dieses Werks sogleich in die Augen fällt. Sismondi's Erzählung ist leicht und klar, und die Arbeit des Historikers, welche sich allmälig auf alle Theile des Cadre, den er umfassen mußte, erstreckt, bietet wahrhaft synoptische Gemälde dar, denen nichts Wesentliches von Dem, was die Kriegsthaten, die gesetzgeberischen Arbeiten und die in dem Charakter, den Ansichten und Meinungen der Nation bewirkten Modificationen betrifft, entgeht; endlich führt die Folgereihe der Begebenheiten in bündigen, kräftigen und treuen Beschreibungen die Portraits der Männer vor, welche eine bedeutende Rolle auf der politischen Schaubühne gespielt haben, nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Ländern, welche der Wechsel von Unterhandlungen und Schlachten nach und nach in enge Verhältnisse mit Frankreich brachte. Das Werk zeugt von einem gewissenhaften Studium der Begebenheiten, welche sich von 1643—1715 in Spanien, Holland, Großbritannien, dem deutschen Reiche, Italien und sogar in der Türkei zutrugen. Nur die Geschichte der französischen Literatur und Kunst im Jahrhunderte Ludwig's XIV. behandelt Sismondi etwas zu kurz, übrigens aber als gründlicher Kenner derselben.

Ein für die **Sprachforschung** sehr interessantes Werk erschien kürzlich in Paris unter dem Titel: „Histoire de la langue et de la littérature des Slaves, considérées dans leur origine indienne, leurs anciens monuments et leur état présent par *F. G. Eichhoff*." Indem der Verf. von der Geschichte der Slawen, von ihren Sprachen und ihrer Literatur nacheinander handelt, erkennt er auch auf gebührende Weise die Verdienste seiner Vorgänger auf derselben Bahn an, namentlich die eines Gretsch, eines Schaffarick, eines Reiff und eines Schnitzler, der in seiner „Statistik von Rußland", seiner geographischen und historischen Beschreibung von Rußland und Finnland, sowie in der „Encyclopédie des gens du monde" über eine Menge schwieriger Fragen ein neues Licht verbreitet hat. Herr Eichhoff hält die Scythen des Herodot für die Stammväter der jetzigen Slawen und glaubt, daß die Geten und die Dacier dieselben Völker wie die Gothen und die Deutschen sind, welche, nach und nach von Osten nach Westen vorrückend, den Namen Hermannen, Wehrmannen, Germanen erhielten. Im 5. Jahrhundert war die Rolle der slawischen Völker in der Geschichte Europas ziemlich friedlich. Die germanischen Völker hatten ihre Wohnsitze verlassen, um sich auf das römische Reich zu werfen; sowie die östlichen Ebenen Deutschlands von ihren Bewohnern verlassen wurden, drangen die Slawen in dieselben ein und nahmen die Weiden vom baltischen Meere bis an die Donau in Besitz. Damals ließen sich die Tscheken in Böhmen, die Serben oder Soraben in Sachsen, die Obotriten in Mecklenburg nieder; unter einer großen Anzahl anderer slawischer Völker gaben die Porussen dem gegenwärtigen Preußen seinen Namen, die Ukranier einem Theil von Brandenburg, der sogenannten Uckermark, die Hevellen dem an sie grenzenden Fluß Havel, die Slezacen Schlesien, die Pomoranier (Nachbarn des Meeres) Pommern, die Mähren der Landschaft Mähren, die Polenen (Ebenebewohner) Polen, die Khrobaten oder Kroaten den karpatischen Gebirgen. Weiter nach Norden an den Ufern des Ilmensees gründete der friedliche Stamm der Slovenen die Wiege eines großen Reichs, des alten Slawinsk, das zerstört und durch das neue Nowgorod ersetzt wurde. Von dem 7. Jahrhunderte an wurde das ganze Land, welches sich vom Ural bis an die Elbe und an das Adriatische Meer erstreckt, von den Slawen besetzt. Im Westen wohnten die Deutschen, im Norden die Finnen. Aber ihre östlichen Grenzen waren von finnischen, türkischen oder tatarischen Stämmen bewohnt, welche über Europa herfielen, Tod und Verwüstung darin verbreitend. Im 9. Jahrhundert wurde das Christenthum von Konstantin und seinem Bruder Methodus aus Thessalonika unter den Slawen verbreitet. Unterdessen waren noch die folgenden Jahrhunderte für die Slawen Zeiten des Kampfes und der Unterjochung; die Deutschen unterwarfen Mähren, Böhmen, Kärnten und Mecklenburg; die deutschen Ritter eroberten Preußen, die Schwertritter entrissen den Letten einen Theil von Liefland, die Serben und die Kroaten erkannten die Oberherrschaft der Bulgaren und Griechen, die Schweden nahmen Ingermanland in Besitz; die Mongolen endlich, geführt von einem Enkel Dschingis-Khan's, verwüsteten das slawische Europa mit unerhörter Grausamkeit und beherrschten Rußland fast drei Jahrhunderte lang. Alle Mundarten der slawischen Sprache bieten einen gemeinsamen Typus dar, welcher sich an den indopersischen Sprachstamm, namentlich an das Sanskrit anknüpft. Das gedachte Werk ist auf jeden Fall für die Völker- und Sprachkunde von größter Wichtigkeit. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1843.

Rückblicke.

Drei Landschaftsmaler.

(Beschluß aus Nr. 125.)

3. Mechau.

Mitteninne zwischen den Künstlern Friedrich und Klengel in Kunst und Leben stand gewissermaßen der in seinen Landschaften das Ideal mit der Wirklichkeit so gern innig verschmelzende, treffliche Mechau. Er gehörte zu denjenigen Künstlern, denen bei Betrachtung der Natur immer die Phantasie zur Hand war, bemüht, die ihm vor Augen liegenden Gegenstände durch Beifügung, oder Hinwegnahme, auch zuweilen nur andere Anordnung einzelner Theile, in ein schöneres Ganze zu bringen und so zum Kunstwerke umzugestalten. Sein unablässig reger Sinn für Schönheit und Ebenmaß glaubte der Willkür der Natur durch den Menschengeist Schranken setzen zu müssen. Wenn er aber Das, was sie seinem Auge im Ganzen darbot, in dieser Hinsicht als bloßen Stoff für seine Schöpfungen behandelte, so ging er desto gewissenhafter bei Auffassung und Wiedergabe des Einzelnen zu Werke. Keine Pflanze und kein Baum durfte an der ihnen von der Natur beschiedenen Eigenthümlichkeit das Mindeste einbüßen. Davon zeugen besonders die Vorgründe seiner Landschaften, die, wie dem Kenner durch ihre Kraft, auch dem Botaniker durch die Sorgfalt in treuer Nachbildung der verschiedenen Pflanzengattungen sich empfehlen. Gleiche Frische und Kunstfertigkeit zeichnete seine Bilder in Wasser- wie in Ölfarbe aus. Auch stehen auf ihnen Licht und Schatten gemeiniglich in einem recht reizenden Gegensatze und der blaue, duftige Schimmer, den Mechau's Pinsel der Ferne abzugewinnen wußte, gibt den Zauber der Naturwahrheit in seiner ganzen Fülle wieder. Sogar den einfachsten Landschaften wußte er, vermöge einer anziehenden Zusammenstellung oder erfreulicher Lichteffecte, Leben und Seele zu ertheilen, letztere auch oft hauptsächlich aus sinnvoller Staffage hervorleuchten zu lassen, deren große Wirksamkeit sich überhaupt in vielen seiner Landschaften geltend macht. Den höchsten Werth aber behaupten immer seine Bilder von weiterm Umfange. Die ansehnlichste vielleicht unter allen seinen Schöpfungen ist die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, mit ihren gewaltigen Eichenwipfeln im Vordergrunde, den herrlichen Gebirgsmassen in der Mitte und einer mit der Luft halbverschmolzenen Ferne. Auch auf die, den Gedanken des Künstlers aussprechende Staffage unter der Eiche, Maria mit dem Kinde und Joseph, ist die rühmlichste Sorgfalt verwendet.

Mechau rechnete diese Landschaft zu seinen gelungensten Werken. Aber erst nachdem der mit seinem Pinsel häufig unzufriedene Künstler sie für einige Zeit beiseite gesetzt hatte. Schon ganz fertig, genügte sie ihm nämlich durchaus nicht, sodaß er solche zum zweiten Male in Arbeit nahm. Und es war in der That wunderbar, um wie viel größer und imposanter ihr Eindruck wurde, als er auf ihr Mehres in schärfern Contrast gestellt und hauptsächlich einen weit größern Raum als zuvor in ihre Ferne zu bringen gewußt hatte. Dieses köstliche Bild erinnert an ein, Angesichts desselben vorgefallenes drolliges Ereigniß. Der, seitdem auch verstorbene, berühmte Baukünstler Weinbrenner aus Karlsruhe besuchte seinen alten werthen Freund Mechau und ergötzte sich besonders an dem wahrhaft geist- und kunstvollen Gemälde. Nur damit schien er sich nicht recht befreunden zu können, daß der Künstler zur Leitung und zum Schutze der nach Ägypten Flüchtenden Engel angebracht, deren Köpfchen mit den Flügeln allein sichtbar sind. Mechau mochte seines Freundes Miene eine Einwendung abmerken. Er drang daher in ihn, mit der Sprache gerade herauszugehen. „Ei, ei, Freund Mechau", erwiderte Weinbrenner in seiner schwäbischen Aussprache, „wasch werde zu diesche Engelsköpfche die Atheischte sage?" „Hm, hm!" hustete Mechau, „was kümmern mich die Atheisten? Ich pflege nur für gute Christen zu malen!"

Mechau starb im J. 1808. Ein Brief, den der damals in hohem Rufe stehende Historienmaler Gerhard von Kügelgen, besage der vom Professor Hasse zu Leipzig verfaßten trefflichen Biographie des Letztern, einen Monat nach Mechau's Tode, am 16. Mai des gedachten Jahres, seinem Bruder, dem Landschaftmaler Karl von Kügelgen schrieb, nennt den Maler Mechau den ersten Landschaftmaler in Deutschland. Der gefühlvolle Kügelgen, der leider 11 Jahr später, nachdem er eben erst auf den Punkt gelangt war, wo er der Sorgen wegen der Zukunft sich entbunden fühlte und noch bei voller Manneskraft seiner Kunst und Familie mit aller ihm beiwohnen-

den Liebe und Innigkeit zu leben dachte, das Opfer eines Raubmörders wurde, hatte diesem Urtheile in dem Briefe noch hinzugefügt: „Sein (Mechau's) Hinscheiden erfüllte meine Seele mit der tiefsten Trauer, denn ich liebte ihn so sehr als Menschen, wie ich ihn als Künstler achtete."

Wenn übrigens der Landschafter Friedrich gewöhnlich jedes seiner Gebilde erst durch einen eigenthümlichen Geist beleben zu müssen glaubte, so traute Klengel sogar dem geringsten, willkürlich von ihm abgerissenen Stücklein Landschaft oder Wirklichkeit im Allgemeinen, das sein Pinsel naturgetreu auf Papier oder Leinwand trug, wie den einzelnen Theilen des zerschnittenen Polypen ein selbständiges Leben zu. Mechau hingegen, dieses Leben nicht anerkennend und auf der andern Seite die Naturerscheinungen auch für viel zu groß an sich achtend, um zu meinen, daß sie erst einer auf Friedrich's Weise einzuhauchenden Seele bedürften, ließ sich es angelegen sein, durch sinnreiche Zusammenstellung diese Erscheinungen zu einem kunstgerechten, höhern Leben zu berufen. 35.

Shakspeare als Vermittler zweier Nationen. Von Karl Simrock. Probeband: Macbeth. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Wir empfangen hier den erfreulichen Anfang eines Werkes, das jedem Freunde des großen Dichters und Jedem, für den die Geistesverwandtschaft der Deutschen und Briten Interesse hat, nicht anders als willkommen sein kann. Nach der Vorrede hat dasselbe die zwiefache Bestimmung, zuvörderst dahin zu wirken, daß eben Shakspeare, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist und an dem sich ihre Verwandtschaft am auffallendsten erweist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, sodann aber auch das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern, da man sich weder bei dem jetzigen Stande der Textkritik noch bei den gangbaren Übersetzungen und Erklärungen beruhigen darf. Die diesem doppelten Zwecke entsprechende Einrichtung des Buchs besteht darin, daß dem englischen Text eine neue Übersetzung gegenübergestellt und bei dem erstern auf die allein authentische Folio-Ausgabe von 1623 zurückgegangen wird, ohne damit die Benutzung späterer Editionen auszuschließen. Im vorliegenden Bande ist für das Original, da die auf jene Ausgabe gleichfalls gegründete „Victorial Edition" von Charles Knight den „Macbeth" noch nicht enthielt *), der von Delius mit kritischen Anmerkungen herausgegebene Abdruck zum Grunde gelegt worden, jedoch unter Abhülfe kleiner Nachlässigkeiten, welche der überlieferte Text hier und da wahrnehmen läßt, sodaß manche Stellen dem wirklichen Shakspeare'schen Texte näher gebracht sein dürften. Am Schlusse folgen deutsche Anmerkungen, welche theils der Wort- und Sacherklärung, theils der Polemik gewidmet sind. Einleitungen zu jedem Stücke aber, die den Stoff desselben mit Erwähnung der Quellen besprechen, hat der Herausgeber nicht für nöthig erachtet, indem er ein- für allemal auf seine „Quellen des Shakspeare" (3 Bände, Berlin 1831) verweist. Man kann dergleichen auch wol entbehren, da man selbst in Ermangelung des genannten Werks für diesen Zweck noch andere Mittel findet. Namentlich hat Alex. Schmidt seinen „Sacherläuternden Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen" (Leipzig 1842) bei denjenigen Stücken, deren Stoffe aus Sagen und Novellen entlehnt sind, Auszüge oder vollständige Mittheilungen, je nach ihrer Bedeutsamkeit, beigefügt. Dagegen wäre es gut gewesen, in den Anmerkungen jede wesentliche Berichtigung des englischen Textes und jede Stelle der Übertragung, wo die Sätze absichtlich in abweichenden Sinne verbunden oder abgetheilt wurden, mit kurzen Worten zur Sprache zu bringen.

Was nun die Übersetzung betrifft, so spricht für dieselbe schon der Name ihres Verf., der bereits früher fünf Bände Shakspeare's zur Wigand'schen Gesammtausgabe übertrug, und daß dieses neue Unternehmen nichts weniger als überflüssig sei, wird von ihm in der Vorrede nachgewiesen. Das Studium der Voß'schen Übersetzungen, sagt er, hätte uns wenigstens lehren sollen, wie man nicht übersetzen müsse; aber die Arbeiten Tieck's, welcher hierüber nach seinen eigenen Äußerungen doch aufgeklärt wäre, haben viele Fehler mit jenen gemein. Als solche werden genannt: allzu genaue Wörtlichkeit, durch die er uns den Genuß mancher Stellen verkümmert hat, während andere wol ein engeres Anschließen an das Original wünschen lassen; seine Befangenheit in der englischen Wortstellung und Ausdrucksweise; endlich und hauptsächlich Verkennung der Natur des dramatischen Verses, der nie so viel Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge als der lyrische und epische zuläßt. In Betreff dieses letzten Punktes, welchen wir am ausführlichsten behandelt und durch Beispiele aus Tieck's „Macbeth" und „Viel Lärmen um Nichts" erläutert finden, macht der Verf. manche treffliche Bemerkung. Während es sich von selbst versteht, daß Umstellungen der Wortfolge, die den Affect zu malen dienen, auch dem dramatischen Dichter freistehen, ist er außer diesem Falle theils deshalb darin weit beschränkter, weil die dramatische Sprache die des Lebens ist, welche vor uns von wirklichen Personen so geführt wird, wie es ihnen die Leidenschaft oder das augenblickliche Bedürfniß gebietet, und welche durch die Gestaltung zu Versen diesen Charakter nicht verlieren kann, theils auch deswegen, weil, im Gegensatze des lyrischen und epischen Vortrags, dessen langsameres Austönen dem Hörer Zeit gewährt, die zusammengehörenden Worte zu sammeln und für den Begriff zurechtzustellen, bei der dramatischen Declamation Alles Moment ist und die Worte nach Lage und Stimmung des Sprechenden mehr oder minder rasch fließen müssen. Diesen Unterschied hat Voß übersehen, indem er dieselben Gesetze, die er in seinen Übersetzungen des Homer u. s. w. bewährt gefunden hatte, auch bei Shakspeare's Dramen befolgte; und allerdings ist es dieses, sogar auf die Prosa derselben angewandte Verfahren zwar nicht allein, aber doch vornehmlich, wodurch seine Übertragungen, ihrer Gediegenheit ungeachtet, so wenig genießbar werden mußten. „Es schien mir", sagt der Verf., „um so nöthiger, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, als jetzt Wenige davon zu wissen scheinen. Lessing, Goethe und Schiller wußten wol davon: man wird in ihren eigenen für die Bühne bestimmten Werken nicht einen Fall solcher undramatischen Wortstellung finden; ebenso wenig in ihren Übersetzungen des Racine, Voltaire, Shakspeare. Dies ist ein großer und bleibender Vorzug des Schiller'schen ‚Macbeth' vor allen spätern Übersetzungen. Auch A. W. von Schlegel hat diesen Fehler, wo er konnte, und nicht ohne Bewußtsein vermieden. Ganz anders Tieck, dessen neue Übersetzungen den Mangel des dramatischen Verses mit den Voß'schen und Kaufmann'schen theilen. Die gänzliche Verkennung der Natur des dramatischen Verses, die sich durch alle Stücke zieht, macht sie für die Lectüre widerwärtig, für die theatralische Darstellung aber völlig unbrauchbar. Wie sehr sich auch der Schauspieler abquälen möchte, Licht in dies Dunkel, Gelenkigkeit in diese Steifheit zu bringen, er kann nur das Übel ärger machen und die Blößen noch mehr hervorkehren, indem er sich bemüht, sie zu bemänteln." (S. XV und XIX.)

In Bezug auf die Übersetzung des „Macbeth" insbesondere, die den Verf. seit 1830 beschäftigte und uns auch auf den ersten Blick zeigt, sie sei keine Tagesgeburt, bemerkt derselbe S. XIX ganz richtig, daß wir immer noch keine genügende Übertragung dieses Dramas besitzen und auch die von Tieck besorgte nur für eine Vorarbeit zu einem künftigen deutschen „Macbeth" gelten könne, worauf er mit rühmlichster Bescheidenheit hinzusetzt:

*) Jetzt ist er bereits erschienen.

„Fällt die Kritik über die müßige ein gleiches Urtheil, so will ich mich gern beruhigen, nur auch mein Scherflein beigesteuert zu haben." Wie ganz anders klingt das, als jenes pomphafte Nachwort, in welchem ein kurz vorangegangener Übersetzer aller Shakspeare'schen Dramen sich recht naiv rühmt, er habe das Werk eines ganzen Menschenlebens im Zeitalter der Eisenbahnen beinah in Jahresfrist abgethan! Übrigens hat Simrock an gedachter Stelle irrig erwähnt, daß die von Tieck aufgenommene Übersetzung des „Macbeth" den Grafen Wolf von Baudissin zum Verf. habe. Denn unter den im Nachworte zur zweiten Ausgabe, Bd. 12, S. 400, namhaft gemachten Stücken, welche von diesem übersetzt worden, finden wir „Macbeth" nicht, sondern „ein anderer Übersetzer, der sich nicht nennen will", hat nach S. 401 auch ihn vollendet, nachdem Tieck laut einer zur ersten Ausgabe gemachten Bemerkung einen großen Theil selbst übertragen hatte. Daß jener Ungenannte seine verewigte Tochter gewesen, erfuhr man anderweit; die letzte Hand aber hat bei der zweiten Ausgabe, in welcher die Übertragung dieses Stücks oft wesentlich von der ersten abweicht, wahrscheinlich wieder Tieck selbst angelegt.

Ein bestimmtes Verhältniß der vorliegenden Übersetzung zu der Tieck'schen ergibt sich aus der Verschiedenheit ihres Entstehens, welche dreifach ist. Erstlich band sich Tieck nur im Allgemeinen an das Metrum des Originals und gebrauchte fast überall, wo ihm die Verse desselben nicht ausreichten, die Freiheit, entweder einzelne Zeilen zu verlängern, oder auch ganze Verse hinzuzufügen. Simrock dagegen erlaubte sich nur äußerst selten, die Verse des Originals in der Länge, wo das Metrum nicht ausgefüllt ist, und noch weniger in der Anzahl zu überschreiten: es fragt sich aber auch, ob er sich hierin nicht zu sehr beschränkt hat. Namentlich sollte die Ausfüllung abgebrochener Verse wol nur dann Bedenken finden, wenn der Inhalt einer verkürzten Zeile ohne solche Absonderung nicht den nöthigen Eindruck machen, oder wenn eine neue Wendung der Rede sich im weitergehenden Verse zu wenig hervorheben würde. In beiden Beziehungen rechtfertigt es sich z. B. vollkommen, daß unser Übersetzer in Banquo's Rede S. 20 den unvollständigen Vers „In deepest consequence" nicht gleich Tieck durch Hineinziehung von Worten aus der vorhergehenden und folgenden Zeile verlängert hat; außer dergleichen Fällen aber darf unsers Erachtens blos das Bedürfniß einer treuen Übertragung entscheiden. Ebenso wäre Vermehrung der Verse da nicht zulässig, wo die Rede, welche sie bilden, durch eine größere Ausdehnung ihren nothwendigen Charakter einbüßen würde. An jeder andern Stelle dagegen, deren Sinn sich mit allen den kleinen Nebenbestimmungen, welche bei einem Dichter wie Shakspeare vielleicht niemals gleichgültig sind, in der Verszahl des Originals nicht erschöpfen läßt, scheint es uns besonders bei dramatischen Werken nicht nur erlaubt, sondern nöthig, einen Vers einzuschalten. Man würde nicht ein, diese Freiheit, wäre sie einmal gestattet, könnte so gemisbraucht werden, daß dadurch an Kraft verloren gehen möchte, was die Treue gewänne. Zwar bleibt die Vermeidung des Misbrauchs von der Gewandtheit und Gewissenhaftigkeit des Übersetzers abhängig, aber ohne diese Eigenschaften läßt sich bei aller Kenntniß überhaupt nichts von ihm erwarten. Ferner war Tieck um die Genießbarkeit der dramatischen Sprache und um Entfernung von Anglicismen nicht vorzüglich besorgt, sondern machte sich auch in dieser Beziehung die Arbeit etwas leicht, indem er zwar laut seines Nachwortes der vorigen Weise nicht huldigte, bei der seinigen aber, wie es scheint, kein bestimmtes Gesetz befolgte. Nur darin lag ein Erschwerniß, daß er der Übersetzung, wie aus den Anmerkungen zur ersten Ausgabe hervorgeht, namentlich bei den drei ersten Acten die Forderung stellte, nicht blos den Sinn des Originals wiederzugeben, sondern auch dessen „wundersame und zum Theil incorrecte" Sprache nachzuahmen. Statt dessen nahm Simrock sorgfältig darauf Bedacht, einen lesbaren und dem Geiste der deutschen Sprache treuen dramatischen Vers zu liefern. Eine dritte Verschiedenheit liegt endlich darin, daß Tieck's Übersetzung von einem Verein überarbeitet wurde, in welchem der Austausch zwischen drei Personen ihr zwar vortheilhaft werden konnte, dessen vielfache Bemühungen aber zuweilen vielleicht eine gezwängte Misbildung herbeiführten; wogegen Simrock sich mit freierer Kraft dem Werke hingeben und es mehr aus Einem Gusse zu fördern vermochte.

Betrachtet man nun die bemerkten Verhältnisse näher, so findet sich die Erschwerung für unsern Übersetzer in den beiden ersten Punkten beiweitem nicht durch den Vortheil aufgewogen, der sich im dritten für ihn ergab. Wir müssen daher das Verdienst um so höher anschlagen, welches er sich durch bedeutende Verbesserung seiner Vorgänger unzweifelhaft erworben, und haben es nur zu bedauern, daß zuweilen theils seine große Zurückhaltung im Ergänzen oder Vermehren der Verse, theils sein erfolgreiches Streben, einen fließenden dramatischen Vers herzustellen, merklich der Treue geschadet, während freilich auch mancher Mangel hervorblickt, welchen man nicht auf Rechnung dieser Umstände setzen kann. Die meisten Ausstellungen sind in der That, ungeachtet der großen im Ganzen sichtbaren Sorgfalt, in Bezug auf materielle Genauigkeit zu machen, es sei nun, daß der Wortsinn überhaupt nicht getroffen, oder doch unklar, unvollständig oder nicht kräftig genug wiedergegeben worden, oder daß Einschaltungen, abweichende Wendung oder Verbindung der Sätze u. s. w. die Treue verletzen. Ohne zu jener falschen Wörtlichkeit hinzuneigen, gegen welche sich der Verf. in der Vorrede nachdrücklich erklärt hat, glauben wir doch einer Arbeit, die sich für Übersetzung gibt, ein strengeres Festhalten des Originals ansinnen zu müssen, als hier an einigen Stellen zu finden ist. „Vieles", sagt Tieck, „muß in jeder Übersetzung verloren gehen, denn der echte Schriftsteller lebt und dichtet ganz in seiner Sprache und wird Eins mit ihr." Aber eben nur dieses „Müssen", diese wahre Nothwendigkeit kann Abweichungen rechtfertigen. In gleichem Sinne sagt Heinrich Voß: „Oft bringt eine wörtliche Übertragung Steifheit, Geziertheit, fratzenhafte Verzerrung, ja Unsinn hervor: in diesem Falle sehe der Verdeutscher, wie er, statt zu übersetzen — ersetze." Das Ersetzen ist aber auch erst dann erlaubt, wenn jene Übelstände sich nicht anders vermeiden lassen. Ferner bleibt im Ausdruck der vorliegenden Übertragung hier und da wol etwas zu wünschen übrig; doch kommt dies schon seltener vor. Am wenigsten endlich wird gegen den Versbau einzuwenden sein, und wo sich noch eine Unregelmäßigkeit findet, die zu vermeiden gewesen wäre, darf sie einem so bewährten Verskünstler wenigstens nicht als Nachlässigkeit ausgelegt werden. Unsere einzelnen Erinnerungen hier folgen zu lassen, würde zu weit führen, und wir behalten uns deren Mittheilung auf einem andern Wege vor; sie können aber Keinem, der die Schwierigkeit der Aufgabe kennt, den hohen Genuß verkümmern, welchen das Werk im Ganzen zu gewähren vermag. Denn unser Übersetzer vereinigt drei Eigenschaften, welche bei diesem Geschäfte nur selten zusammentreffen: er begriff seine Aufgabe richtig, war ihr völlig gewachsen und bemühte sich ernstlich, sie zu lösen. Von seiner gewandten Kürze wollen wir einige Beispiele geben:

Act 1, Sc. 2 (S. 8):

Lenox:

What a haste looks through his eyes! So should he look,
That seems to speak things strange.
In seinen Augen welche Hast!
So blickt, wer Großes zu berichten kommt.

Act 2, Sc. 2 (S. 56):

Macbeth:

To know my deed — 'twere best not know myself!
Der That Bewußtsein, besser kein Bewußtsein.

Sc. 3 (S. 68):

Donalbain:

the near in blood,
The nearer bloody.

Nächstes Blut
Zunächst am Bluten.

Act 3, Sc. 4 (S. 104):

Macbeth:

I am in blood
Stept in so far, that should I wade no more,
Returning were as tedious as go o'er.
So tief steck' ich in Blut: mir wird so schwer
Als vorwärtswaten schon die Wiederkehr.

Nicht minder fällt aber auch dem aufmerksamen Leser der Fleiß in die Augen, mit welchem der Übersetzer zu Gunsten des mündlichen Vortrags Härten und mögliche Misverständnisse zu vermeiden gesucht. Hier begegnen wir nicht jenen widerwärtigen Elisionen, als deren Gipfel man, abgesehen von mancher Voß'schen Wendung, die Tieck'schen Worte „Daum 'nes Lootsen" bezeichnen könnte, würden sie nicht durch Hilsenberg's „b'gann ein gräulich Kämpfen" noch überboten. Ebenso ist das Werk von ungebührlicher Ausschmückung frei gehalten, wenn man ein paar Stellen ausnimmt, die aus der fast zu stark benutzten Schiller'schen Bearbeitung hineinkamen. Am gelungensten scheinen uns übrigens die dritte, vierte und sechste Scene des ersten, sowie die dritte und vierte des zweiten Acts, ferner der dritte und fünfte Act, auch die beiden letzten Scenen des vierten.

Zum Schlusse haben wir nur zu wünschen, daß der Herausgeber alle andern Arbeiten, so weit sie nicht etwa die würdigsten Denkmäler altdeutscher Dichtung betreffen, bei Seite setzen möge, um das glücklich begonnene Werk mit derselben Sorgfalt zu Ende zu führen. Dieser Wunsch muß um so lebhafter sein, je weiter der gleichzeitig angefangene deutsche Shakspeare von Keller und Rapp, so viel man nach den fünf ersten Stücken urtheilen kann, besonders im Ausdruck und Versbau zurücksteht, obwol die Erwartungen nicht geringe sind, zu denen der Name des erstgenannten Verfassers berechtigt. 55.

Betrachtungen.

Die That, in welcher das handelnde Individuum verschwindet, spricht zu dem allgemeinen sittlichen Gefühl. Tritt aber das Persönliche heraus, so tritt das Allgemeine, die sittliche Macht zurück, und nicht mehr die Vernunft der Sache, sondern unsere Menschlichkeit, unsere Theilnahme, unser Mitleid erlangt die Herrschaft. Der eingefangene Mörder ist dem allgemeinen Hasse, dem Gefühl der Rache verfallen, indem man nichts bedenkt als sein Verbrechen; der Entsprungene ruft das Mitleid wach: man denkt ihn als Verfolgten, wünscht, er möchte entkommen. („Kann er sich doch bessern!") Es ist sehr gefährlich, Märtyrer zu machen; selbst einer schlechten Sache gewinnt das Märtyrthum Anhänger.

Die Ermahnungen im „Robinson Crusoe" und ähnlichen abenteuerlichen Geschichten, welche die moralische Tendenz haben, durch das Beispiel der erlittenen Unbilde und empfundenen Reue junge Gemüther vom Abenteuerlichen abzuschrecken, bewirken ganz gewöhnlich das Gegentheil, indem sie die Lust zum Abenteuern reizen. Was als das Böse daran vorgestellt wird, meint die junge Verwegenheit ja wol vermeiden und die phantastische Rose ohne jene Dornen pflücken zu können. So geht es mit Tendenzen gemeinlich. Die besten Tendenzen dienen oft der schlechtesten Sache, und wenn man von dem Schriftsteller statt löblicher Thaten löbliche Tendenzen fodert, so weiß man nicht, was man wollen soll.

Diejenigen, welche am liebsten im Jenseits leben, sei es in dem der Vergangenheit, sei es in dem der Zukunft, diese sind es, die gewöhnlich auch am eifrigsten nach dem diesseitigen Genusse trachten. Schwelgen in süßen Erinnerungen, Schwelgen in seligen Hoffnungen, Schwelgen im gesicherten Besitz der Gegenwart — diese Drei sind Eins, der Lebenstraum, in welchem sich die schöne und romantische Seele genießt. Die Zeit der Schönseligkeit ist aber vorüber: der Geist will sich nicht länger entfremdet bleiben, sondern in wirklicher Gegenwart sich selbst befriedigen, indem er das Vergangene und Zukünftige in der Gegenwart der Wirklichkeit zusammenfaßt.

Deine Stimmung gibt Allem, was dir erscheint, Gestalt, Ton und Farbe. Jedes, wenn dein Herz voll Sehnsucht ist, erscheint dir als der Gegenstand deiner Wünsche. Die Stimmung ist der Oberonssaft, der „geträufelt auf entschlafene Wimpern, macht Mann und Weib in jede Creatur, die sie zunächst erblicken, toll vergafft". Kommt zu der Einbildung dann der Eigensinn und die innere Übung und Gewöhnung des Vorstellungsvermögens hinzu, so wird die müßige Einbildung zur Wirklichkeit, die zufällige Regung zur Begierde, die Stimmung zur Leidenschaft.

Die schönen Gefühle, die weichen Regungen des Gemüths sind nicht stichhaltig. Im Helldunkel der Stimmung, im Rahmen des Innern täuschen sie ihren Besitzer, scheinen Gold. Heraus in die eckige Wirklichkeit geworfen, werden sie oft fad, ja lächerlich. Was still empfunden vielleicht wahr gewesen, wird geäußert zum Komödienspiel und führt, wenn man es dennoch nicht opfern will, zur Heuchelei. Nur die Empfindung des Wahren, des gediegenen Inhalts, des Rechten, Guten und Schönen ist der Form fähig und kann ohne Selbstbetrug frei ausgesprochen werden.

Genuß des Unsinnlichen und Genuß des Sinnlichen stehen in derselben Zeit, wie in derselben Persönlichkeit beieinander. Das Mittelalter vertiefte sich ebenso sehr ins Geistige wie ins Fleischliche. Im heutigen Rom noch begegnen einander sinnliche Berauschung und schwärmerische Frömmigkeit; Sünde und Buße, Buße und Sünde wechseln. Sittlichkeit und Freiheit kann da nicht sein.

Das Abtreten des Schauspielers ist bekanntlich schwieriger als das Auftreten. Auch im Leben. Wenn sich Zwei eine sentimentale Scene vorgespielt haben und der Eine muß endlich leibhaft hinweggehen, fährt leicht alle Illusion zum Teufel. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 127. — 7. Mai 1843.

Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm III.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. F. Eylert. Erster Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 1842. Gr. 8. Preis für beide Theile 4 Thlr.

Das vielgelesene, vielgelobte und weiterhin vielleicht auch noch vielen Angriffen ausgesetzte Buch, das wir hier anzeigen, gehört jedenfalls zu den merkwürdigen und beachtenswerthen, ja zu den für die Kritik unumgänglichen Erscheinungen der Tagesliteratur. Beginnen wir bei seiner Besprechung mit Dem, was eine zum Tadel aufgelegte Stimme dagegen vorzutragen vermag, um dann mit um so größerer Freudigkeit in seinem Lobe und seiner Anerkenntniß enden zu können.

Der Bischof Eylert, seit fast 35 Jahren Hofgeistlicher und Beichtvater im evangelischen Wortsinne bei dem hochseligen Könige, ein Mann durch das ununterbrochene Vertrauen und die persönliche Neigung Friedrich Wilhelm's III. geehrt, in den wichtigsten Entwickelungsphasen der Geschichte der evangelischen Union selbstthätig, unternimmt es hier, uns mit der innern Geschichte jenes unvergeßlichen Fürsten, dem er so nahe stand, nach seinen Wahrnehmungen und nach den Tagebüchern, in welchen er jede wichtige Begebenheit seines Lebens und die bedeutendern Unterredungen mit dem Könige sogleich zu fixiren gewohnt war, vertraut zu machen. Wer wollte an seiner Wahrhaftigkeit und also an der Lauterkeit der Quelle zweifeln, aus der uns hier so wichtige und erwünschte Belehrung herfließt? Und doch ist der Hr. Verf. von vornherein in einem Irrthum befangen, der möglicherweise auf seine Darstellung einen verderblichen Einfluß ausüben konnte. So wenigstens kann der Tadel sprechen! Der Verf. geht von dem Gedanken aus, daß der hochselige König Friedrich Wilhelm von Preußen von vielen, ja von den meisten Menschen verkannt worden sei und als Mensch falsch beurtheilt werde. Der Hr. Bischof tröste und beruhige sich — der Satz ist glücklicherweise nicht richtig. Hat er 1840 in Preußen nicht gelebt? Hat er ein Volk von 15 Millionen in seiner Herzenstrauer nicht gesehen? Hat er die heißen Thränen zu zählen vermocht, die diesem unvergeßlichen Fürsten, ich sage, aus der Seele seines Volks geflossen sind? Ist in ganz Deutschland, ja in der Welt, auch nur Eine Stimme laut geworden, die diese tiefe Trauer nicht gerechtfertigt genannt hat? Ist in seinem Volke auch nur ein Mensch anzutreffen, der an der Alles überragenden Gerechtigkeit, dieser obersten aller Fürstentugenden, in der er felsenfest war, an der Herzensgüte, an dem christlichen Ernst des seligen Fürsten zweifelte, und hat der Hr. Verf. in einem großen Volke je ein festeres Vertrauen, einen unerschütterlichern Glauben an die Tugend, die Liebe und die Menschlichkeit seines Fürsten angetroffen, als unter den Preußen für ihren König bestand? Nach diesen Einwürfen fragen wir, ob von Verkennung eines solchen Fürsten die Rede sein könne! Bestände sie, sie wäre eine Schmach; doch sie besteht und sie bestand nicht.

Es ist dies ein Irrthum, der allerdings auf die vorliegende Darstellung von Einfluß gewesen sein mag. Er gab den Ideen des Biographen sofort eine polemische Färbung, nöthigte zu schärferm Auftragen der Farben und gab zu einem Eifer Anlaß, dem es an anderm Grunde fehlte.

Man kann weiter einwerfen, daß der Verf. zu viel sage, um nichts zu versäumen. In Friedrich Wilhelm durchdrang sich der König und der Mensch in einem Grade, wie er selten angetroffen wird. Indem der Verf. nach seinem geistlichen Standpunkte den Menschen zu entschieden ins Auge faßt, versäumt und benachtheiligt er den König. Vieles von Dem, was er Preisendes von dem Verstorbenen sagt, manche derjenigen Eigenschaften des Geistes und der Seele, die er rühmt, gehören geradehin zu denen, deren Abwesenheit sofort der Begriff der Untugend dargestellt haben würden. Von mancher andern gerühmten Eigenschaft läßt sich sagen, daß sie den Menschen ziere, den König aber nicht schmücke. Wir wollen uns nur an einem Punkte deutlicher machen. Die durchaus christliche Resignation des Königs wird gepriesen: es erhebt sich aber die Frage, ob ein König resignirt sein solle, in dem Sinne, wie diese Seeleneigenschaft etwa einen Missionnair oder den Vorsteher einer Brüdergemeinde zieren würde? Man kann sagen: ein König solle handeln, wirken bis zum letzten Moment der Selbstaufopferung. Wir sind der Meinung, der Verf. gehe hier, verleitet von seinem subjectiven Standpunkte, zu weit, um nicht Einiges an seinem historischen Gewicht zu verlieren.

Es kann endlich der Einwurf gemacht werden, die ganze Form der Darstellung sei verfehlt. Der Vortrag entlehnt seine Gestalt durchaus von der typischen Form einer Gedächtnißrede. Er reiht, wie sie sich dem Geiste darstellen, die einzelnen Seeleneigenschaften, Gemüths- und Verstandesanlagen, ohne alles pragmatische Bindemittel, mit ziemlicher Willkür aneinander und begleitet dieselben mit der Erzählung einzelner Züge, Anekdoten und Äußerungen des Königs, ohne Rücksicht auf historische Reihefolge, ohne Rückblick auf Jugend oder Alter, auf glückliche oder unglückliche Lage, auf Umgebung, Zeit, Ort, Entwickelung des innern Individuums und seines Moments in der subjectiven Geschichte.

Dies ist ein wesentliches Bedenken und es dringt sich uns die Ansicht auf, daß es wol zweckmäßiger und besser gewesen sein möchte, wenn der Verf. den Typus der Gedächtnißrede bei seiner Arbeit aufgegeben und statt dessen den der biographischen Behandlung angenommen haben möchte. Doch er wollte keine Biographie schreiben. Er sollte auch nicht; aber es gab einen Mittelweg zwischen Gedächtnißschrift und Lebensbeschreibung — und diesen zu finden, war die Aufgabe.

Wir sind mit unsern Ausstellungen zu Ende und fügen hinzu, daß diese Erinnerungen nicht sowol die unserigen als solche sind, welche der Geist der jüngern Kritik etwa erheben könnte. Mit voller Seele treten wir nun zu dem trefflichen und köstlichen Buche, um uns seiner und seines Gegenstandes mit allen menschlichen Gefühlen zu erfreuen.

Aus dem Standpunkte des Verf. war zunächst zu erwarten, daß wir Friedrich Wilhelm III. mehr als Mensch und Fürst denn als Regent, Heerführer und Staatsoberhaupt gezeichnet sehen würden. In der That tritt der letzte Charakter auch kaum in drei oder vier Zügen so hervor, daß er für die politische Geschichte des deutschen Vaterlandes neu und bedeutend beleuchtet würde. Die Mittheilung dieser wenigen Züge verdient Dank; allein die Empfindung mischt sich mit dem Gedanken, daß der Verf., selbst mit voller Festhaltung seines Standpunktes, in dieser Beziehung wol hätte etwas freigebiger sein können, um ein reicheres Maß des Dankes, der ihm gebührt, einzusammeln. Von diesen Zügen müssen wir zuvörderst einige erwähnen. Als die erheblichste Mittheilung dieser Art tritt uns hier entgegen, was über den Allianztractat von 1812 mit Frankreich zu unserer Kenntniß gebracht wird. Dem hellen, wir möchten sagen, dem prophetischen Blicke des Königs lag in dieser verwirrten Lage der Dinge, in welcher seine Räthe keinen oder nur einen verzweifelten und hoffnungslosen Ausweg sahen, die Zukunft wie ein offenes Buch vor Augen; der Entschluß, der allein zum Heile führen konnte und dessen Grundlage Selbstüberwindung hieß, dieser Entschluß ging auch allein von dem Könige aus. Der Himmel weiß es, wie scharf und vielfach der edle Fürst dieserhalb getadelt und angegriffen worden ist. Die Geschichte ist indessen abgerollt und was liegt nun vor uns? Nichts Anderes, als daß des Königs Entschluß der allein richtige war. Denn wie, kann man fragen, wie wenn der König, dem Drängen seiner Räthe folgend, zu Rußland übertrat, wenn er, in natürlicher Folge hiervon, mit seiner Armee über den Niemen zurücktrat, wie wenn Napoleon, dort angelangt, Rußland den Frieden bot, um Preußen als ein im Kriege erobertes Land zu behandeln? Wir haben in frühern Nummern d. Bl. das Urtheil eines Mannes von einigem Blick in der Politik über den König Friedrich Wilhelm III. angetroffen, das uns im ersten Eindruck tief berührt, bei fernerm Nachdenken aber mit Unwillen erfüllt hat. Wie? Ein Fürst wie dieser, ein Geist so hell und selbstbewußt, daß er in jener kritischen Epoche den falschen Rath, der sich an sein Gemüth wendete, von dem richtigen, der nur zum Verstande sprach, so genau zu unterscheiden wußte, ein Mann von solcher Energie des Geistes, daß er gegen den Rath seiner ganzen Umgebung, ja gegen seine eigenen Wünsche, den einzigen heilbringenden Entschluß zu fassen vermochte, aller Verkennung, aller Nachrede zum Trotz — ein solcher Fürst soll, wie dort behauptet wird, das ängstigende Gefühl seiner Ungenügenheit lebenslang mit sich herumgetragen haben und darum scheu und mürrisch gewesen sein? Edler Geist des Unvergeßlichen — vergib jenem Schreiber, der weder dich selbst noch dein schönes Gottvertrauen zu erkennen oder zu würdigen gewußt hat, vergib diesen seinem großen Irrthum!

Wir haben längst zugegeben, daß Friedrich Wilhelm kein macedonischer Jüngling war, der für einen Schlachtenkranz das Wohl seines Reichs in die Schanze schlug. Wäre er König Alexander gewesen, so würden wir wol schwerlich die herrliche Stelle in diesem Buche lesen, wo er den Ruhm des Sieges von Kulm, den die Volkstradition ihm ohne Widerspruch zuschrieb, ganz und gar von sich ablehnt und ihn allein dem Zufall beimißt. Diese Stelle ist das zweite merkwürdige historische Fragment, das wir hervorheben. Die Wahrheitsliebe und die Bescheidenheit des Königs feiern in ihr einen vereinigten Triumph.

Man hat — sagte der König ungefähr — den Sieg von Kulm mir und meinen Anordnungen zugeschrieben, und die Sache ist fast zur Volkstradition geworden. Es ist nichts Wahres daran. Ich stand mit dem Kaiser Alexander auf der Höhe des Schloßberges von Teplitz, um dem Fortgange des Kampfes zwischen Ostermann und Vandamme zuzusehen; da brach, auf seinem Rückzuge begriffen, Kleist, einen Ausweg suchend, bei Nollendorf hervor, griff den Feind muthig an und der Sieg war Folge des muthigen Entschlusses, Folge eines glücklichen Zufalls.

Außer diesen begegnen uns über historisch bedeutende Wendepunkte kaum andere anzuführende Mittheilungen. Für die innere Natur des Königs war freilich die in den Unglücksjahren zu Königsberg entstandene vertraute Bekanntschaft mit dem nachherigen Erzbischof Borowski ein sehr entscheidendes Moment. In der apostolischen Strenge und Sicherheit dieses Mannes, für den Friedrich Wilhelm die tiefste Verehrung fühlte, fand der bis dahin schwankende Wille des Königs einen Kern von Sicherheit und Gottesvertrauen, die ihn nie wieder verließen. Er gesteht dies selbst und seine Handlungen bezeugen es. Wie viel verdankt Preußen und mit ihm Deutschland dem festen

freien Wort dieses Mannes, welcher der beginnenden Wiedergeburt des Staats gleichsam eine religiöse Grundlage unterzulegen wußte. Wie schön aber auch behauptet sich die Pietät des Königs gegen diesen seinen Seelenpfleger, den er aufsuchen mußte, weil er sich nicht in das Haus der Könige drängte! Das innige Verhältniß zu dem russischen Kaiserhause, welches sich am treuesten in dem Besuch der Kaiserin-Mutter zu Potsdam (1827) abbildet, ist hier als eine wenigstens halbpolitische Mittheilung gleichfalls zu erwähnen. Hiermit aber endet auch beinahe, was wir als historisch Wichtiges, als geschichtlich Bedeutendes aus diesem Buche auszuheben haben; in allem Übrigen tritt uns zunächst das Humane, das Reinindividuelle dieses Fürsten entgegen, sodaß wir durch dies Medium erst den König und den Regenten ins Auge fassen.

Wir haben schon bemerkt, daß der Verf. sein Thema in der Form einer Gedächtnißrede abhandelt, den pragmatischen Standpunkt aber gänzlich aufgibt. Die einzelnen Eigenschaften des Verstandes, des Herzens, der Seele auffassend, trägt er nacheinander diejenigen Züge vor, welche über diese Eigenschaften bei Friedrich Wilhelm III. Licht verbreiten, sie modificiren oder auch sie in Abrede stellen. Mit der Gestalt beginnend, geht er zur geistigen Eigenthümlichkeit, von dieser zum Charakter über und berichtet im vierten und letzten Abschnitt von des Königs Zurückgezogenheit in seinen Gärten. Dieser letzte Abschnitt enthält die kostbare, viel bekannt gewordene Mittheilung über Friedrich's des Großen letztes Gespräch mit dem Könige.

Die Einfachheit des Fürsten in Lebensweise und äußerer Erscheinung ist sehr bekannt und wird in humoristischen Zügen, die jeder Preuße kennt, belegt. Höchst anmuthig und stets würdevoll waren seine Handbewegungen (Gesten), dagegen war die Stimme unschön und seine Sprachweise, wie bekannt, aphoristisch, concentrirt und oft schwer verständlich. Entschieden war seine Abneigung gegen Schönrednerei und Phrasen; aber der Verf. liefert häufige Zeugnisse, wie wirkungsvoll, fließend und schön der König zu reden wußte, wenn eine warme Überzeugung ihn erfüllte und die Umgebung zu seiner Stimmung paßte. In Speise und Genuß der Geregeltste und Mäßigste, hat ihn nie Jemand irgendwie das Maß überschreiten sehen.

An die Spitze seiner intellectuellen Eigenthümlichkeit stellt der Verf. das hohe Maß natürlichen, gesunden Verstandes, der mit richtigem Blick, gerecht, mild und scharfsichtig in entscheidenden Momenten und bei kritischen Entschlüssen fast ohne Ausnahme das Richtigste zu treffen wußte. Dies ist gerade einer von den Punkten, bei welchen der Biograph gegen Präventionen, die fast zur Glaubenssache geworden sind, anzukämpfen findet. Man hat dem Könige wol allgemein Scharfblick und gutes Urtheil, nicht aber die Energie des Geistes zugesprochen, welche dazu gehört, seinem Urtheil wirksame Geltung zu verschaffen. Es scheint uns, daß diese Meinung sehr zu modificiren sei. Friedrich Wilhelm III. besaß viel Resignation und viel Bescheidenheit; allein wo irgend es darauf ankam, als König zu entscheiden, in Dingen, wo er seinem individuellen Urtheile trauen durfte, weil es auf technisches Wissen nicht ankam, da fiel es ihm nicht schwer, selbst gegen die Ansicht aller seiner Räthe an gefaßten Entschließungen unbeugsam festzuhalten. Schreiber dieses kennt davon ein merkwürdiges Beispiel, das hier nicht erzählt ist und zu dessen Mittheilung die Zeit überhaupt nicht gekommen ist; allein für ihn ist die Festigkeit des Königs in Entschlüssen, die nicht auf besonderer Wissenschaft basirten — denn in diesem traute er seiner Einsicht wenig zu — eine unzweifelhafte Thatsache. Der Witz des Königs, der in engem und erwähltem Kreise oft gutmüthig spielte, trat niemals verwundend auf; in dieser Beziehung wohnte ihm ein Zartsinn bei, der von alle. Dem empfindlich berührt wurde, was irgend eine Persönlichkeit oder auch seinen Begriff von gutem Geschmack und Anstand verletzend streifte. Witzjäger duldete er nicht in seiner Nähe, ein geschmackloses Wort und vollends eine Schlüpfrigkeit vermochten ihn in heiterster Laune sofort zu verstimmen; ein gutes Scherzwort seiner Vertrauten dagegen machte ihm Freude und er war selbst damit nicht karg.

Friedrich Wilhelm war in der That zu tief religiös, die ganze Stimmung seines Wesens war dem praktischen Christenthum zu sehr zugewendet, als daß er an den Entwickelungen der modernen Philosophie einen tiefer eingehenden Antheil hätte nehmen können. Wie so Viele, hatte er mit Kant abgeschlossen; was darüber hinauslag, galt ihm wenig, doch nur für seine Person; denn für die Wissenschaft überhaupt ließ er auch diesem Streben volle Gerechtigkeit widerfahren. Er berief Fichte nach Berlin und stiftete auf Beyme's Rath die Universität Berlin mit königlicher Munificenz. Einen gleichen Antheil brachte er der Kunst entgegen; sein stetes Streben aber ging dahin, bei sich selbst die Einbildungskraft, in der die Kunstbegeisterung wurzelt, zu zügeln und einzuschränken. Das rein Phantastische war seinem Natursinn zuwider und oft sagte er: Phantasien kann ich nicht brauchen, und „Phantasus war ein Bruder des Morpheus" pflegte er hinzuzusetzen. Bei dieser Zügelung der Phantasie, in der er den Keim der Sünde entdeckte, war und blieb sein Gedächtniß staunenswerth. Es ist jedem Preußen bekannt, daß der König nicht blos jede einmal gesehene Physiognomie sofort wiedererkannte, sondern mit ihr zugleich an alles Das erinnert wurde, was mit dieser Persönlichkeit in einer ihm je bekannt gewesenen Verbindung stand. Der Verf. berichtet davon merkwürdige Beispiele, an deren Richtigkeit wir gar nicht zweifeln. Er erkannte einzelne Soldaten nach 18 Jahren wieder und wußte die Mehrzahl seiner Gardisten beim Namen zu nennen. Nie vergaß er einen Dienst, nie die besondern Verhältnisse einer Person, die ihm jemals näher gestanden hatte; was er las und hörte, faßte der ganze Mensch auf und behielt es auf immer. Der Verf. sagt hierüber schöne Worte:

Das Gedächtniß des Königs war darum so treu, weil sein Herz treu war; was er klar aufgefaßt hatte, ruhte wohlverwahrt in diesem. Da er nur die stillen, sanften und schuldlosen Freuden einer der Vernunft und dem Gewissen untergeord-

neten Phantasie liebte, ihre Spiele und Täuschungen aber von ihm verworfen wurden, so war Raum in seiner Seele für ein starkes Gedächtniß.

Dieser Satz ist wahr; Phantasten entbehren des Gedächtnisses.

Unter den Eigenthümlichkeiten seines Charakters trat zunächst ein bis zur höchsten Strenge gesteigerter Wahrheitssinn hervor, ein natürlicher Haß der Lüge und aller ihrer Abarten, der Schmeichelei, der Phraseologie, der verkleidenden Wortmacherei. Sein Anblick, sein ruhiges Auge schon foderte Jeden, der zu ihm trat, zur Wahrhaftigkeit auf und nur der Wahrhafte war sicher ihm zu gefallen; denn seine Erkenntniß für diese Eigenschaft war außerordentlich scharf. Offenes oder verstecktes Lob abzuweisen, war seiner Natur nothwendig; nach dem Siege von Leipzig, beim Einmarsch in Paris, beim triumphirenden Heimzuge hörte man ihn ernst und feierlich sagen: „Nicht uns, nicht uns; Gott allein die Ehre!" Im tiefsten Grunde der Seele aber verhaßt war ihm Schmeichelei im Munde der Geistlichen, im Gotteshause. Hierzu werden charakteristische Belege geliefert; von einem Geistlichen, der in einer Anrede an ihn des Lobes etwas viel vernehmen ließ, wandte der König sich mit den Worten ab: „Das ist nicht zum Aushalten, der Mann sagt ja Unwahrheiten!" Als Friedrich Wilhelm 1809, von Königsberg zurückgekehrt, zum ersten Male in Potsdam wieder das heilige Abendmahl genoß, floß dem gerührten Verf. das Herz über. Der König rügte das ihm gespendete Lob, der Verf. vertheidigte seine Ansicht mit der Situation; allein Friedrich Wilhelm erwiderte: „In der Kirche gibt es keinen König!" und bat freundlich, es, wenn es denn sein müsse, beim Lobe künftig wenigstens gnädig zu machen! So mild, so zartfühlend war dieser seltene Fürst. Der Werth dieser Eigenschaften aber wächst, wenn wir sie gegenüberstellen derjenigen Festigkeit seiner Seele, in welche er mittels einer schweren Schule des Unglücks sich wahrhaft praktisch hineingelebt hatte. „Fest in der Sache, mild in der Form", dies war der Wahlspruch seines ganzen Wesens, in welchem sich Entschiedenheit und Sanftmuth so wie selten in einem Menschengeist durchdrangen und gegenseitig trugen.

Der heitere Glaube an die Menschheit war in der zweiten Hälfte seines Lebens vor den bittern Erfahrungen des Undanks und der Selbstsucht der Welt gewichen; das Mistrauen überwog, aber es konnte weder seine Treue noch seinen Sinn für Wohlthätigkeit wankend machen. Wir erfahren hier — und es mag besonders am Rheine für eine Lehre gelten — was den König in dem berühmten Fonk'schen Proceß mit unbesieglichem Mistrauen gegen den Spruch der Geschworenen erfüllte. Es war berichtet worden, daß die Ankläger Fonk's am Tage seiner Verurtheilung ein Ballfest angeordnet hatten. Der König war höchst gereizt hierüber.

„Erschrecklich!" rief er aus, „sich zu freuen, wenn ein Mensch zum Tode verurtheilt wird! Wo solche Gefühle und Äußerungen hervorbrechen, da herrscht Leidenschaft, Parteigeist und die Wahrheit fehlt. Gott soll mich behüten — mein Gewissen erlaubt es nicht —" und nie bestätigte er dies Urtheil.

Die Züge von Herzensgüte, die der Verf. berichtet, ließen sich verhundertfältigen; er wurde nicht müde, zu geben und zu gewähren, trotz seiner Überzeugung, daß sich auf den Glauben an die Menschheit, wie er sagte, „nicht viel pochen lasse". Niemand kann ohne innige Rührung lesen, was der Verf. über die Feier des funfzigjährigen Jubiläums des Generals v. Köckeritz, Friedrich Wilhelm's treuesten Freundes, berichtet. In diesem Fest, das der König ganz und allein leitete und ordnete, feiern fürstliche Großmuth und Zartsinn ihren Triumph; leider müssen wir dem Leser überlassen diese unvergleichliche Erzählung S. 114—121 selbst nachzulesen, da sie hier zu viel Raum erfüllen würde.

Der König liebte in den Bezeigungen seiner Erkenntlichkeit vor allen Dingen die Überraschung; von dieser Vorliebe erzählt der Verf. ein anziehendes Beispiel aus dem Leben Niemeyer's. Dieser feierte sein funfzigjähriges Dienstfest; sein höchster Wunsch war es, mit diesem die Stiftung eines eigenen Gebäudes für die Universität Halle verbunden zu sehen. Er trug dem Könige, der ihn schätzte, den letzten Wunsch seines Lebens persönlich vor. Umsonst; Friedrich Wilhelm entgegnete: Non habeo pecuniam, wie sein Ältervater zu sagen liebte. Aber sein treues Gedächtniß hatte den Tag des Festes wohl gemerkt, und zu Tag und Stunde kam die Bewilligung von 40,000 Thalern für ein Universitätsgebäude zu Halle bei dem überraschten Gefeierten an. Ähnliches erlebte der Verf. mehr als einmal selbst, und wie schön, wie zartsinnig, aber auch wie scharfsichtig der König abschlug und gewährte, erfuhr er gleichfalls an sich selbst, als er 1815, durch Umstände verstimmt, ohne volle Erwägung einst um Dienstversetzung gebeten hatte. Man muß dies lesen, um die ganze Güte und den ganzen festen und scharfen Geist des Königs ganz zu würdigen, der besser erkannte als die Bittenden, was treuen Dienern frommte und was nicht.

Wir übergehen hier, was der Verf. Anziehendes von den Arbeiten der bekannten lithurgischen Commission und über den ehrwürdigen Sack, des Königs Religionslehrer, mittheilt, um nur zu erwähnen, daß nicht blos der erste Gedanke der evangelischen Union in der Seele des Königs seinen Ursprung genommen, sondern auch, daß die Commission fortwährend unter den Augen Friedrich Wilhelm's selbst wirkte und arbeitete, der dieser Arbeit einen nicht nachlassenden Fleiß und eine höchst mühevolle Leitung widmete.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von Ambroise Firmin Didot's „Bibliothèque grecque" erschien in Paris ein neuer Band, welcher die Scholien zum Aristophanes enthält. Sie sind aufs neue mit den Manuscripten verglichen und durch zahlreiche, bisher noch nicht herausgegebene und aus mehren Manuscripten der königlichen Bibliothek ausgezogene vermehrt worden. Großen Werth verleiht dieser Sammlung noch der weitläufige Commentar von Dindorf und Dübner, auch ein immenser Index, worin selbst die kleinsten Details, welche in dem Texte des Aristophanes und in den Scholien vorkommen, aufgeführt sind. Diese mühselige Arbeit hat Dübner mit Geschick und großer Gelehrsamkeit zu Stande gebracht. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1843.

Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm III.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Die Schule des Unglücks war für Friedrich Wilhelm zu einer Lehrerin in der Kunst, zu verzeihen und zu vergessen, geworden; aus der Thränensaat, in Königsberg vergossen, und von dem warmen Anhauch christlicher Milde, wie sie von Borowski ausging, keimte für ihn die schönste menschliche Tugend, die der Großmuth. In ihrem vollsten Glanze erschien diese Seeleneigenschaft des Königs in dem Verhalten gegen den bekannten Oberst v. Massenbach. Man weiß, zu welchen schweren Verirrungen die Leidenschaft diesen Mann hingerissen hatte; wie tief, wie blutig er das Herz des Königs in einer Epoche verletzt hatte, wo das Unglück mit seiner ganzen erdrückenden Wucht auf ihn einstürzte, und wo seine Seele um seines Volks willen in tiefster Trauer lag. Zu dieser notorischen Geschichte erzählt der Verf., ein naher Bekannter Massenbach's, noch unbekannte Züge; wir erfahren, daß er die unbegreiflichen, verletzenden Zuschriften an den König, an Stein u. s. w. dem Verf. zuvor zeigte, und daß dieser nicht im Stande war, ihn von ihrer Absendung zurückzuhalten. Genug, der Verf. der „Denkwürdigkeiten", der dieselben mit Drohungen dem Könige selbst überschickt hatte, saß, zu vierzehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt, in Glatz, wo er seine tolle Verblendung in leichter Haft büßte. Auf einmal, Jedermann ein Räthsel, erschien sein Sohn in Berlin bei dem General v. Witzleben, dringend um eine Audienz beim Könige bittend, um ihm für die Freilassung seines Vaters zu danken. Alle Welt erstaunte, Niemand wußte das Mindeste von dieser Wendung der Sache. Der König lag krank an dem bekannten Beinbruch darnieder. Der Verf. saß gerade an seinem Bette, als v. Witzleben eintrat, um den ganzen Vorgang zu berichten. Der König, sanft erröthend, antwortete: die Sache hat ihre Richtigkeit. Er erzählte dann, daß er in einer schlaflosen Nacht sich gefragt habe, wer sich am schwersten an ihm vergangen habe, um nach den Worten des Evangeliums diesem seinem Feinde von Herzen zu vergeben. Da sei ihm Massenbach eingefallen und sofort habe er Papier und Feder gefodert und, um alles Gerede zu vermeiden, selbst die Ordre seiner Freilassung an den Commandanten geschrieben und abgesendet.

„Strafen thu' ich nicht", fuhr er fort, „aber sagen Sie dem Sohne, ich ließe seinem Vater wünschen, daß er in seiner Familie nun ruhig und glücklich lebe — Alles sei vergeben und vergessen. Es ist mir lieb, daß es sich so von selbst gemacht hat."

Wir haben wenigstens diesen Zug aus dem Leben des gerechten Königs mit einigem Detail berichten wollen; jeder Leser aber wird sich freuen, ihn in voller Ausführlichkeit beim Verf. selbst nachzulesen. Friedrich Wilhelm war durch Leiden zu jener Milde der Seele geführt, die der stets Glückliche selten kennt. Für seinen Lehrer in dieser Tugend, für den Bischof Borowski bewahrte der König sein Leben hindurch eine treueste Verehrung.

„Sie müssen sich den Borowski denken", sagte er zu dem Verf., „wie einen Propheten des Alten, einen Apostel des Neuen Testaments — jedenfalls als das Urbild seines Standes; sein Beruf war seine Natur geworden. Gerade dies vermisse ich so oft an evangelischen Geistlichen; jeder Stand hat seine abgeschlossene Sphäre, seine Form, seine Begrenzung; der Soldat diese, der Jurist jene. Dagegen finde ich in der evangelischen Geistlichkeit unserer Zeit eine sicht- und fühlbare Zerflossenheit, ein Schwanken, Rathen, Wähnen und Meinen, bei dem Einen so, bei dem Andern so gefärbt in wechselnden Zeitideen. Stagnation taugt nicht, allein ein unbeständiger Wechsel läßt zuletzt allen Grund und Boden verlieren."

Der König führte dies Thema weit aus, im wunderbarsten Schmuck der Einfachheit und Überzeugung. Dieser so tief religiöse Geist bewahrte sich durch alle Prüfungen seines Lebens die heiterste Kindlichkeit der Seele. Im kleinen Kreise seiner Vertrauten kam mancher heitere Zug freundlichster Laune zum Vorschein und der Verf. erzählt dergleichen gern und mit Pietät. Einer der jovialsten Auftritte dieser Art ereignete sich, als kurz nach dem Erscheinen des „Festes der Handwerker" der Kronprinz eines Tages unpünktlich und zu spät an der königlichen Tafel erschien. Friedrich Wilhelm, ein Mann nach der Uhr, pflegte von dergleichen Versäumnissen verstimmt zu werden; man hatte auf seinen Befehl Platz genommen, als der Kronprinz erschien, lächelnd auf seinen Vater zuging und, ihm die Hand reichend, sprach: „Herr Meester, darum keene Feindschaft nicht." Der König nahm lachend die Hand des Sohnes und fuhr in demselben Tone fort: „Fritz — du warst ja — allemal derjenigte — welcher .." zum großen Ergötzen der Gesellschaft. Seine kindlich heitere Seele zeigte sich besonders auch in der Art, wie er seine Kinder zu Weihnachten beschenkte, in seiner Vorliebe für schöne Blumen und Früchte, in der lieblichen Gewohnheit, wenn er in seinen Landsitzen verweilte, jeden

Morgen seine Töchter mit frischen selbstgewählten Blumen und kleinen Körbchen voll Früchte zu beschenken, in dem frischen und beseligten Gefühl, das er stets in freier Natur, besonders auf der Pfaueninsel und in Paretz aussprach.

Wir treten nun allmälig zu dem tiefsten und charakteristischsten Zuge im Wesen Friedrich Wilhelm's, zu demjenigen, der wie ein Stern über seinem ganzen Dasein schwebte, der wie ein rother Faden sein ganzes langes Leben zusammenfaßte und durchzog, wir meinen zu seiner tiefen, wahren und warmen Religiosität. Gottesfurcht, fromme Scheu, Gewissen, dies waren die Grundtöne, die Genien, die Hüter dieses seltenen, reinen, fleckenlosen Lebens, mit dem wol Wenige in die Schranken treten mögen. Wir haben sein frommes Testament gelesen; der Grundton dieses, 13 Jahre vor seinem Tode geschriebenen Blattes war der des ganzen Lebens Friedrich Wilhelm's. Vielleicht möchten wir nach unsern besondern Ansichten etwas weniger Gewicht darauf legen, als der Verf., nämlich der Beichtvater des Königs thut, daß Friedrich Wilhelm ein positiv-gläubiger Christ war, der durch alle Gradationen des Glaubens, von der ersten Annahme auf Autorität hin, zum Denken, zum Fühlen, zum Bewußtsein, vom Bewußtsein zum Gehorsam, von diesem zur Erfahrung und von dieser aus endlich zur ruhigen, festen und klaren Hingabe an Gott durchgegangen war. Es genügt uns, in seinen Selbstbekenntnissen, die der Verf. mittels einer gewissen anomalen Kühnheit mittheilt, einen so echten Christengeist, ein so lauteres Bewußtsein von seinem Verhältniß zu Gott, eine solche Tiefe der religiösen Durchdringung zu erkennen, als wol selten einem so praktischen Leben gestattet ist, wie das Friedrich Wilhelm's war. In dieser Durchdringung hatte er es bis zu einer hohen Divinationsgabe gebracht, der er in allen Dingen vertraute und nach welcher er, was gehen könne und was nicht, was richtig sei und was nicht, besser als seine einsichtsvollsten Räthe vorauszusagen wußte. „Wo der König nur immer nach diesen innern Stimmen entschied", sagt der Verf., „da folgte Segen und Erfolg über alle Wahrscheinlichkeit hinaus seinem Entschluß."

Friedrich Wilhelm war Protestant im ganzen Wortsinne; seine Bekanntschaft mit der Geschichte und den Schriften der Reformation war eine seltene und tiefeindringende, der Geist der Reformation war auch der seinige und den wichtigsten Theil seiner Pflichten fand er in seiner Stellung als Summus episcopus seiner Kirche. Allein diese Überzeugung verdunkelte seinen Blick als König eines Reichs von gemischter Confession nicht; vielmehr war er in Milde der Denkart seinem Lieblingsapostel Johannes verwandt. Verkennung hierin schmerzte ihn tief, und was er in seinen letzten Lebenstagen durch diese Verkennung zu leiden hatte, berührte den innersten Menschen in ihm. Der öffentliche Gottesdienst war ihm überaus theuer und es bedurfte eines großen Entschlusses und vielen Andringens der Ärzte, bevor er sich entschloß, ihn bei vorgerückten Jahren durch einen Hausgottesdienst zu ersetzen. Die Sicherheit seiner Überzeugungen als evangelischer Christ, innig vertraut mit der evangelischen Kirchengeschichte, war der Art, daß er, der sonst Widerspruch mit größter Geduld ertrug, in diesem Punkte ganz auf sich selbst fußte und seine Ansicht oft mit einem: „Ei was, das muß ich besser wissen" verfocht. Heilig war ihm die Sache der Kirchenunion; denn so sehr er im historischen Sinne Protestant war, so sehr misfiel ihm diese Bezeichnung doch als eine dogmatische. Auf diesem Felde fand manch ernstes Zusammentreffen mit dem edeln, allzu vorsichtigen Altenstein statt, das die Milde des Königs aber stets besiegte. Dennoch ließ er, obwol sehr ungern, seine Ideen von der Beichte, über welche er 1831 einen merkwürdigen Aufsatz geschrieben hatte („[illegible]") auf des Verf. Vorstellungen fallen.

Wir können uns nicht entbrechen zur Beleuchtung des Vorstehenden, wenigstens einige Gedanken aus den Selbstbekenntnissen Friedrich Wilhelm's, welche der Verf. auf einigen 30 Seiten mittheilt, einzuschalten; sie lehren im Zusammenhange freilich mehr als jedes andere Bild den Mann kennen, den wir so lange Zeit „unsern König" genannt haben. Er sagt:

Es thut noth, im Gedränge des Lebens von tausend Dingen angezogen und abgestoßen, zerstreut, geschwächt, durch den Glauben wieder zu sich selbst gebracht zu werden. Von sich selbst viel halten, ist ein jämmerlicher, kindischer Zustand; ich kenne nichts, was die müde Seele mehr erfrischt, als fromme Sammlung. Es gibt starke Geister, die das entbehren können — ich verstehe es nicht. Ich würde elend sein, wenn ich das Christenthum nicht kennte und hätte. Die miserabelste Ansicht, die man vom Christenthum haben kann, ist die, daß es nothwendig sei, um die untern Volksclassen zu zügeln. Soll das Aufklärung sein? Ich wüßte nicht, woher den höhern Classen Gewißheit, Erhebung, Würde, Licht, Trost und Hoffnung kommen soll, wenn sie es nicht daher holen. Nicht seinetwegen, sondern der Sache und der Menschheit wegen, soll man ein gutes Beispiel geben. Ich möchte so gern alle meine Unterthanen glücklich sehen; aber kein Mensch kann glücklich sein, ohne gut zu sein, und gut von Herzen können wir nur durch die schaffende Kraft der Religion werden. Ohne Glauben keine Treue! Ein rohes, unwissendes Volk kann kein gutes, also auch kein glückliches sein — darum habe ich für den Unterricht gegeben und bewilligt, was der Staatshaushalt nur immer zuläßt. Nur daß der Eine den Volksunterricht [illegible] und heilsam, der Andere aber schädlich findet, macht verdrießlich; man möchte die Lust daran verlieren — das darf man aber auch nicht! Die größte Gefahr unserer Zeit ist der mit der Intelligenz wachsende Pauperismus; jeder lerne gründlich und ganz, was er für seinen Beruf wissen muß, das Mehr ist für den Lebenszweck nicht förderlich, sondern störend und hinderlich. Keiner lehrt mich die Menschen kennen, ich habe sie durchschaut; das Wahre an der ganzen Geschichte ist: „der Mensch ist mit seinem Herzen von Gott abgefallen". Klugheit ist noch keine Weisheit, Aufgedunsenheit noch kein Muth, das schöne Wort noch keine Gesinnung, Geschmeidigkeit noch keine Liebe und Geschäftsgewandtheit noch keine Treue; die echte Tugend liegt tiefer und entspringt aus ganz anderm Quell.

Doch wir sind gezwungen, hier mit diesen Fragmenten zu enden; sie genügen, um es klar zu machen, auf welchem Grund und Boden Friedrich Wilhelm als Christ stand. Das Christenthum war ihm ein heiliger Ernst, die erste und oberste Sache in seiner Lebensaufgabe; er sprach davon nur mit Scheu und Sammlung, aber stets warm und in erhöhter Stimmung. In einer solchen

schrieb er, bei völliger Gesundheit, sein berühmt gewordenes Testament vom 1. Dec. 1827, das zunächst nur für seine Familie bestimmt war; ein Zeugniß seiner frommen Ergebung und einer Resignation, die weder Schwäche noch Kleinmuth, sondern das Ergebniß seiner ganzen Lebensauffassung war.

Das Werk des Bischofs Eylert schließt mit einer Schilderung des Lebens Friedrich Wilhelm's in seinen Gärten und auf seinen Landsitzen, einem Gemälde von stillem Reiz und von wohlthuendem Eindruck. In den Gärten zu Potsdam, Paretz, auf der vor allen geliebten Pfaueninsel lebte dies hohe fürstliche Herz seine glücklichsten Stunden; hier allein verließ den König das strenge Gefühl seiner Pflichten als Fürst; hier, mit dem aufgeknöpften Rock, sog er freiere Athemzüge, und reine Naturliebe zog herrschend in dies einfache und kindliche Gemüth ein. Der milde idyllische Charakter der Pfaueninsel und die Erinnerung an die nie vergessene königliche Gefährtin schwellte hier seine Seele, daß ihre ganze Liebenswürdigkeit ans Licht trat. In Paretz lebte er mit den Dorfbewohnern, die fast den Tisch des guten Grundherrn theilten und mit denen er den sonntäglichen Gottesdienst theilte. In Sanssouci war er mehr freundlicher, humaner Fürst. Die schönsten Züge seines Wesens enthält dieser Abschnitt, in dem sich auch der Bericht über das vielverbreitete letzte Gespräch mit dem großen König findet, den wir hier leider übergehen müssen, sowie die tiefgedachten Worte über die Stellung Friedrich's II. zu dem dogmatischen Kirchenthum. Nicht minder schön sind die Züge aus dem Familienleben des Königs, welche hier vorgetragen werden und welche diesen Bericht zu einem wahrhaft harmonischen Abschluß bringen. In Charlottenburg war seine Stimmung ernste Wehmuth: hier ruhte, was er Theuerstes auf Erden besessen.

Seit der Zeit — sagt der Verf. schließend —, daß auch er zu den Vätern versammelt ist und in demselben Mausoleum, an der von ihm erwählten Stelle, zur Seite seiner Luise ruht, hat Schloß und Park eine düstere Farbe angenommen. Denn hier ruht ein Königspaar, das, weil es unter uns wandelte, die Liebe und das Entzücken aller guten Menschen war und dessen Andenken Mit- und Nachwelt segnet.

Zum Schlusse dieses Referats sollten wir noch einmal, wie in einem Sonnenspiegel, den Eindruck zusammenfassen, den uns dies ungewöhnliche Buch gegeben hat. Für den aufmerksamen Leser ist dies jedoch kaum erfoderlich: es ist ein Buch der Pietät, aber, wie wir glauben, vom Geiste der Geschichte und ihrer Wahrheit eingegeben und durchdrungen. Wir glauben, daß der Verf. beide Foderungen vereint zu lösen gewußt hat, und daß er nicht blos allen preußischen Herzen mit seinem Buche ein kostbares Geschenk gemacht habe. Sein Stil ist ungesucht, ohne Kunst, bisweilen selbst unter der Foderung, welche man an pragmatische Behandlung des Stoffs oder an eine künstlerische und geschmackvolle Darstellung machen kann; er ist eben darum vielleicht um so besser. Er verbirgt Nichts und gibt nicht mehr, als die Sache selbst gibt — er ist wahrhaftig.

Mit gespannter Theilnahme sehen wir dem zweiten Theile dieses Werks entgegen, das nach dem angeschlossenen Inhaltsverzeichniß des Wichtigen und Anziehenden noch viel zu bringen verspricht.

W. von Lüdemann.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein Roman von Paul Lacroix.

Das neueste Werk vom Bibliophilen Jacob (P. Lacroix), von dem der „Siècle" bereits einen bedeutenden Auszug gegeben hat, ist ein Roman, welcher „Le songe" betitelt ist. Er spielt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und gibt uns ein Gemälde der philosophischen Sekte, welcher man den Namen der Atheisten gegeben hatte. Verschiedene historische Personen, die mehr oder weniger berühmt sind, werden vor uns vorübergeführt. Wir erwähnen von denselben namentlich den bekannten Guy-Patin, den der Verf. sehr gut portraitirt hat. Die erfundenen Charaktere sind gleichfalls gut gezeichnet und bewegen sich mit großer Natürlichkeit auf dem historischen Hintergrunde. Auffallend ist es uns gewesen, daß Lacroix diesen Roman dem bekannten Pianisten Liszt gewidmet hat, den er wirklich bis zu den Wolken erhebt. Er bewundert ihn nicht nur als Künstler, sondern nennt ihn einen bedeutenden philosophischen Geist. Wir wagen nicht, zu entscheiden, inwiefern der gefeierte Musiker, der schon längst einmal von der „Revue des deux mondes" seiner Ansprüche auf den Namen eines Jüngers der socialen Ideen wegen verspottet ist, hierauf Anspruch machen kann.

Neuestes Werk von Grandville.

Der ganze Kreis Dessen, was Stoff zur Caricatur geben kann, scheint gegenwärtig durchlaufen zu sein. Nachdem man der Komik eine neue Quelle dadurch eröffnet hat, daß man die menschlichen Schwächen und Lächerlichkeiten unter der Gestalt von Thieren verspottet, scheint auch sie erschöpft. Man hat also darauf sinnen müssen, dem Griffel eine neue Welt zu erobern. Grandville, der unerschöpfliche Zeichner, hat es in seinem neuesten Werke, welches den vielversprechenden Titel „Un nouveau monde" führt, gethan. Diese neue Welt ist nicht etwa das prosaische Amerika, sondern eine Art von Fata Morgana unserer Welt, der aber die reiche Phantasie Grandville's einen eigenthümlichen Reiz gegeben hat. Bis jetzt haben wir nur die ersten Nummern dieses neuen illustrirten Werks erhalten, das, nach denselben zu urtheilen, hinter den übrigen Publicationen, die den Namen des fruchtbaren Zeichners unsterblich gemacht haben, nicht zurückstehen wird.

2.

Bibliographie.

Audin, J. M., Geschichte des Lebens, der Lehren und Schriften Calvin's. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede von E. Egger. 1ster Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 12 Ngr.

Bauer, E., Die Censur-Instruction vom 31. Januar 1843. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Der westphälische Bauernstand. Ein zeitgemäßes Wort von dem Verf. der „Westphälischen Zustände" und der „Kritik der Landgemeinden-Ordnung". Elberfeld, Büschler. 8. 20 Ngr.

Behn-Eschenburg, H., Zuleima. Ein Jugendtraum im Kerker. (1835.) Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. 1 Thlr.

Birch, C., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. 1ster Band. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Boden, A., Das Lustspiel Doctor Wespe von Rob. Benedix nach einer Aufführung desselben auf der frankfurter Bühne beurtheilt. Hanau, König. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dainos, oder Litthauische Volkslieder. Gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von L.

W. Rhesa. Nebst einer Abhandlung über die litthauischen Volksgedichte und musikalischen Beilagen. Neue Auflage. Durchgesehen, berichtigt und verbessert von F. Kurschat. Berlin, Enslin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumast, P. G. de, Was hat Frankreich in der orientalischen Frage mit Recht gewollt? In Briefen an den Redacteur des Univers beantwortet. Aus dem Französischen übersetzt von einem katholischen Geistlichen. Reutlingen, Mäcken jun. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Eiselen, J. F. G., Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwickelung, oder wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Erinnerungen aus Hanover und Hamburg aus den Jahren 1803—13. Nebst einem Anhang mit Bemerkungen. Von einem Zeitgenossen. Hanover, Helwing. Gr. 8. 20 Ngr.

Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit. Von Klopstock bis auf die Gegenwart. Herausgegeben und eingeleitet von H. Marggraff. Leipzig, Peter. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gerlach, G. W., System der Philosophie in kurzer Darstellung. 1ster Theil: Fundamentalphilosophie. Auch unter dem Titel: Die Hauptmomente der Philosophie in encyklopädischer Übersicht dargestellt. Halle, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr.

Der kurhessische Gesetzentwurf, die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen betreffend, betrachtet aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Zweckmäßigkeit. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Guericke, H. E. F., Die rechte Union. Eine offene Erklärung. Leipzig, Köhler. 8. 3¾ Ngr.

Guillemon, Wissen und Glauben. Aus dem Französischen. Münster, Deiters. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirsch, T., Die Ober-Pfarrkirche von St. Marien in Danzig in ihren Denkmälern und in ihren Beziehungen zum kirchlichen Leben Danzigs überhaupt dargestellt. 1ster Theil. Mit einem Grundriß, einer Seitenansicht und einer Ansicht der innern Kirche. Danzig, Anhuth. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kornmann, R., Die Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte. Nebst einer Abhandlung über die goldenen Zeitalter. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, nebst einer deutschen Übersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Korsinsky, Album des Königlich Würtembergischen Hoftheaters. Mit dem Festspiel zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Maj. des Königs Wilhelm, von F. Löwe. Nebst einer Illustration und 7 Bildnissen. Stuttgart, Ebel. Gr. 8. 2 Thlr.

Krause, Lotte Louise, Dramatische Scenen zu Polter-Abenden. Liegnitz, Kuhlmey. 8. 12½ Ngr.

Lasker, J., Fidibus, Schelmenlieder. Danzig, Kabus. Gr. 8. 20 Ngr.

Lebensbilder aus Östreich. Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerungen unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler zum Besten der bei dem verheerenden Brande vom 3 Mai 1842 verunglückten Familien von Steyr, herausgegeben von A. Schumacher. Wien, Tauer und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Lengerke, C. v., Gedichte. Gesammtausgabe. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lenzen, Maria, Die Bettler in Köln. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Lewald, A., Die Mappe. Skizzen eines Gentleman über deutsche Bäder. Mit 34 Holzschnitten nach englischen Originalien. Karlsruhe, Artistisches Institut. Gr. 12. 2 Thlr.

Lichtenstein, H., Zur Geschichte der Singakademie in Berlin. Nebst einer Nachricht über das Fest am 15. Jahrestage ihrer Stiftung, und einem alphabetischen Verzeichniss aller Personen, die ihr als Mitglieder angehört haben. Berlin, Trautwein und Comp. Schmal 4. 20 Ngr.

Loß, G., Drei Tage in San Carlo. Roman. Drei Bändchen. Jena, Luden. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Marcard, H. E., Über die Möglichkeit der Juden-Emancipation im christlich-germanischen Staat. Minden, Essmann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Mignet, F. A., Die Einführung der Reformation und die Verfassung des Calvinismus zu Genf. Aus dem Französischen übersetzt von J. J. Stolz. Leipzig, Köhler. 8. 22½ Ngr.

Möller, A. W. E., Der Herr und seine Kirche. Ein Cyklus heiliger Bilder. Bielefeld, Helmich. 8. 8¾ Ngr.

Neigebaur, J. F., Handbuch für Reisende in Deutschland. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. br. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neßler, F. W., Der Herr mein Psalm und mein Heil. Christliche Lieder für kirchliche und häusliche Andacht. Leipzig, Friese. 8. 22½ Ngr.

Paolo, F., Novellen aus dem modernen Leben. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

Reméle, J. N., Analyse ungarischer Classiker. Eine praktische Fortsetzung jeder ungarischen Grammatik und ein Lehrbuch der classischen Literatur. Wien, Tendler und Schäfer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rosenkranz, K., Schelling. Vorlesungen, gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 2 Thlr.

Salis-Seewis, J. G. v., Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Sätze zur nähern Begründung einer allgemeinen Einheitslehre. Ein erläuternder Nachtrag zu der Schrift: „Die Einheit als Urwesen." Berlin, Heymann. 8. 7½ Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 3ter Band (bis 1788) 2te Abtheilung: Vom Anfange des Seekriegs in Europa um 1778 bis zum Mai 1788. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Schober, C., Über die heutige musikalische Tragödie. Eine ästhetische Skizze. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Smith, H., Masaniello. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Staat, Religion und Partei. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Stein, L., Die Municipalverfassung Frankreichs. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 18 Ngr.

Suan de Varennes, Die Pariser Matrosen. Sittenroman. Nebst einem Vorworte von E. Sue. Frei übersetzt von F. Heine. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Tolb, F. X., Der Zigeuner. Roman. Wien, Tendler und Schäfer. 1842. Gr. 12. 22½ Ngr.

Ungewitter, F. H., Geographie für Schule und Haus, oder geographisch-historisches Hand- und Taschenbuch. Leipzig, Bösenberg. Gr. 16. 1 Thlr.

Vogel, C. F., Die zwei neuesten sächsischen Gesetz-Entwürfe über das literarische Eigenthum und über die Censur-Befreiung, vom 21. und 30. Nov. 1842, in ihrer Eigenthümlichkeit durch eine historisch begründete Kritik der hierher gehörigen ältern und neuern allgemeinen deutschen und sächsischen Gesetzgebung leicht verständlich charakterisirt. Leipzig, Bösenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Winter, Amalie, Nur ein armes Dienstmädchen. Lebensbilder aus höhern und niedern Kreisen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. 2te Abth. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 129. — 9. Mai 1843.

Commentatoren deutscher Dichter.

Die Reflexion hat in jüngster Zeit in der deutschen Literaturgeschichte mehr Eingang gefunden, als die mannichfachen entgegengesetzten Bemühungen, zu generalisiren und zu concentriren, erwarten ließen. Wir meinen jene vereinzelte Reflexion, die sich ein Object herausnimmt, sich an dasselbe heftet und es mit einem mehr oder minder dichten Netze von Fäden umspinnt, deren Stoff oft sehr subjectiv gewählt ist. An Schiller und Goethe wurde zumeist diese Kunst geübt: bald nach ihrer Totalität, bald nach einzelnen Seiten ihrer Leistungen wurden sie kritisch betrachtet und erläutert, und glücklich noch, wenn sie nicht durch Commentare ad modum Minelli zu einem Exercitium für Schulknaben gemacht wurden. Wir haben verschiedene Bestrebungen dieser Art, deren einige aber auch wegen der Freiheit und Objectivität ihres Gesichtspunktes aller Anerkennung würdig waren, bei anderer Gelegenheit in d. Bl. *) besprochen. Gegenwärtig liegen uns zwei in diesen Kreis gehörige Werke vor, die aber sowol nach Stoff, als, wenigstens das eine, nach Behandlungsweise einen gewissen Fortschritt zum Bessern beurkunden. Nicht blos, daß das so vielfach beleuchtete Dioskurenpaar diesmal nicht wieder in das Centrum der reflectirenden Bewegung gestellt ist, sondern mehr noch, daß die Wahl auf Dichter gefallen ist, die überhaupt weniger oder gar nicht in den Kreis solcher Separat-Reflexionen gezogen worden sind, so sehr sie es auch verdient hätten, möchten wir als einen Fortschritt bezeichnen. Einige neuere Dichter hat der Eine, der Andere Lessing's Dramen gewählt. Sodann ist aber auch die Behandlungsweise namentlich bei dem Erstern im Fortschritte dadurch, daß er eine im Allgemeinen wenigstens glücklich zu nennende und im besondern Falle sehr ansprechende Form der kritischen Reflexion gewählt, man könnte sagen, erfunden hat, und auch bei dem Letztern erfreuen wir uns einer Tüchtigkeit literarhistorischer Studien, die manche andere Mängel leichter übersehen läßt. Jetzt zu dem Einzelnen. Unter dem Titel:

1. Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen von C. L. Hense. Zwei Bände. Sondershausen, Rohland. 1842. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

ist die Schilderung einer Reihe von Charakteren deutscher Dichter der neuesten Zeit gegeben worden. Der Verf. scheint — eine seltene Ausnahme — mehr sein Werk selbst sich einen Standpunkt finden lassen zu wollen, statt den Versuch zu machen, ihm einen solchen in einer Vorrede anzuweisen: die letztere enthält in Allem drei Sätze, aus denen wir nicht einmal den Umfang des Planes des Verf. erkennen.

*) In Nr. 300—302 f. 1839 u. Nr. 252—255 f. 1840. D. Red.

Unter diesen Umständen erscheint es um so nöthiger, einen kurzen Auszug vorauszuschicken und dann erst einige Bemerkungen anzuknüpfen. Der Verf. beginnt mit Ludwig Uhland. Er charakterisirt das Romantische seiner Poesie als wesentlich verschieden von den Dichtungen der eigentlichen romantischen Schule. Dieser Unterschied, sagt er, liegt in der Art, wie die Romantiker und Uhland aus dem Mittelalter schöpften und sich zu demselben verhielten. Wenn Uhland mit den Romantikern die Liebe zum Mittelalter gemein hat, wenn er die Stoffe zu seinen Dichtungen größtentheils aus dieser Zeit wählt, so verhält er sich doch dabei ganz naiv, harmlos und objectiv, indem er jene Stoffe nur wählte, wenn sich durch sie eine allgemeine menschliche Empfindung darstellen ließ. Er hat dabei nur das mit den Romantikern gemein, daß er das jugendliche, empfindungsreiche Leben der Menschheit in verschiedenartigen Bildern zur poetischen Anschauung brachte und daher sein Licht von derselben Sonne empfing, von welcher die Romantiker erleuchtet waren — von Goethe. Der Verf. führt dies weiter aus, setzt aber dann noch hinzu: Uhland hält sich nicht blos in dieser Sphäre der epischen Lyrik auf, in welcher der engere Kreis der Gemüthswelt sich darlegt, sondern geht weiter und führt uns Gestalten vor, welche auf dem Boden freier, selbstbewußter Sittlichkeit sich bewegen. Nach speciellern Erläuterungen einzelner Gedichte gelangt der Verf. zu einer allgemeinen Charakteristik Uhland's, aus der wir folgende Hauptsätze herausheben:

Die erste Foderung, die wir an einen großen Dichter machen müssen, ist, daß er eine große Weltanschauung habe. Die Weltanschauung Uhland's ist aber eine einseitige und beschränkte, es sind größtentheils nur die Empfindungen der Jugend, es ist die Sentimentalität und Treuherzigkeit des Mittelalters, welche hier zur poetischen Darstellung gelangen. Der Dichter scheint an den großen geistigen Bewegungen des Jahrhunderts, namentlich der Philosophie zu wenig lebendigen Antheil genommen zu haben, als daß er den Gesichtskreis seiner poetischen Anschauung hätte erweitern können; wir bemerken dies insbesondere an sei-

nen dramatischen Versuchen. — Bei dieser Beschaffenheit der Uhland'schen Poesie, da sie sich der Wirklichkeit und Gegenwart mehr entfremdet als zuwendet, ist es denn natürlich, daß Derjenige, welcher in der Poesie nicht blos einen Reichthum jugendlicher Empfindungen, sondern großartige Charaktere, männliche Leidenschaften und Handlungen sucht, von der süßen, aber erweichenden Sentimentalität und Schwärmerei Uhland's sich abwendet. — Die Lieder, welche die Liebe betreffen, sind bei Uhland entweder reine Äußerungen des Gefühls, oder Ausdrücke der Wehmuth wie im Volksliede. Über die Einfachheit des sich entäußernden Gefühls kommt Uhland nicht hinaus, während Schiller und Goethe die Empfindungen der Liebe in dem allgemeinen Geiste sich verklären lassen.

Nach einem etwas versöhnenden Schlusse geht der Verf. zu Justinus Kerner über. Uhland's Gabe, heißt es hier, ist, sich in unbestimmte menschliche Zustände hinein, Kerner's, sich über sie hinaus zu empfinden. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der classischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhland's Muse, so oft sie auch in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter in ihren besten Erzeugnissen im Endlichen anzubauen und in ihm das Unendliche zu finden: die Kerner'sche, obwol es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseit sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichen Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseit aufsteigen läßt. Der Verf. gibt hierauf einen größern Auszug aus den „Reiseschatten". Ein Hauptzug derselben, bemerkt er demnächst, ist der Spott gegen alle Aufklärung und Nüchternheit des Verstandes; jeder faden, aufklärenden, nützlichkeitssüchtigen Richtung des Verstandes aber setzt der Dichter Gestalten und Erscheinungen mit Vorliebe entgegen, welche dem Gemüth genug zu empfinden, der Ahnung genug zu träumen geben. Weiter findet der Verf. in Kerner einen Mysticismus, der in der Unendlichkeit des Gemüths besteht, welches sich in seine innere Wunderwelt vertieft, eine weichliche Sehnsucht nach der Natur, eine kränkliche Gemüthsstimmung. Er schließt mit einem Hinblicke auf diejenigen Gedichte Kerner's, welche der Helle des Tages angehören und wirkliche Charaktere verherrlichen.

Es folgt Nikolaus Lenau. Seine Begeisterung für die Freiheit wird zuerst hervorgehoben;

wie nun Lenau die poetischen Gestalten seines Landes energisch, lebensvoll hinzustellen weiß und darin sein poetisches Talent am kräftigsten offenbart, so entwickelt er auch denselben Reichthum der Phantasie in Rücksicht auf die Natur.

In den Darstellungen hingegen, die unmittelbar aus dem Gebiete des Geistes stammen, ist eine tiefe Melancholie, eine schwermüthige Stimmung wahrzunehmen. Den Grund hierzu findet der Verf. in dem Zwiespalte, welcher noch unüberwunden in Lenau's Geiste liegt: ein Zwiespalt, der aus dem Umstande hervorgeht, daß der Dichter, durch die Bewegung des wissenschaftlichen Geistes der Gegenwart mit fortgerissen, die Unmittelbarkeit des Glaubens einbüßte, ohne die Kraft zu besitzen, sich der Erkenntniß in ihrer beruhigenden, die tiefsten Zweifel lösenden Totalität zu bemächtigen. Lenau's „Faust" wird hierauf ausführlicher besprochen und als ein Ausdruck subjectiver Zerrissenheit bezeichnet. Auch hier wieder ein versöhnender Schluß: Lenau's Romanze „Ziska".

Anastasius Grün, „der Mann des Ernstes, der Freiheitssehnsucht, des Prophetenzorns, dessen Muse auf die großen Angelegenheiten der Menschen gerichtet ist", sucht „nach einem Manne, dem er sein volles Dichterherz entgegentrage, dem er sein freiheiterfülltes Lied weihe und findet diesen Mann in dem Kaiser Maximilian". Aber Maximilian, bemerkt der Verf., ist kein epischer Charakter, ebenso wenig seine Zeit: daher „Der letzte Ritter" nicht befriedigen kann. Es folgen Auszüge aus dem „Schutt". Der Verf. sagt:

Das Wesen der Grün'schen Dichtungen ist weniger die Naivetät des Liedes als vielmehr die Reflexion und der Gedanke. Daraus erklären sich denn alle Vorzüge und Mängel dieses Dichters. Wenn namentlich der „Schutt" höchst anziehend ist durch die Energie der Gedanken, die gewaltsam sich Bahn brechen, so sind viele von den kleinen Gedichten minder ansprechend, weil uns ihre reflectirende Haltung mehr oder weniger kalt läßt. Mit dieser reflectirenden Richtung des Dichters hängt es auch zusammen, daß vielen seiner Gedichte die wahre Einheit fehlt, daß sie vielmehr nichts sind als eine Reihe aufeinanderfolgender glänzender oder witzig erfundener Bilder. Unser Dichter wird daher bei diesen Mängeln, welche mit Vorzügen auf der andern Seite innig verbunden sind, nur Denjenigen gefallen, welche in der Poesie weniger eine bequeme Unterhaltung, sondern große Ideen für ihr Denken und einen bedeutenden Inhalt für ihr Gemüth suchen.

In Eduard Mörike — dessen Roman „Maler Nolten" wie dessen Gedichte der Verf. kritisch betrachtet — findet derselbe einen Dichter, der einerseits der Romantik angehört, andererseits aber den Geist moderner Bildung in sich aufgenommen hat und in seinen Gedichten entwickelt. In den letztern tritt die romantische Seite in seiner Liebe zum Wunderbaren, zum Geister- und Märchenhaften, zum Phantastischen, ferner in der Naivetät hervor, welche aus vielen Gedichten wie aus Volksliedern uns anspricht. Er bleibt jedoch in dieser Richtung nicht stehen, sondern da die Kämpfe des modernen Bewußtseins sein tiefstes Innere erschüttert haben, da sein Gemüth den Schmerzen und Leiden des modernen geistigen Lebens sich aufgeschlossen hat, mußte seine Poesie auch dadurch den Charakter der modernen Richtungen des Geistes darstellen.

Etwas kürzer sind die Charakteristiken des zweiten Bandes. Voran steht hier Friedrich Rückert. Der Verf. fällt über ihn ein sehr ungünstiges Urtheil. Er findet, daß Rückert mehr durch die Reflexion als durch die Phantasie gestaltet, daß seine Producte mehr Resultate seines Verstandes und Witzes als Ausdrücke des Gemüthes sind: daraus leitet der Verf. den Umstand ab, daß Rückert eine große Neigung zur geistlichen und didaktischen Poesie hat, „welche beide mit Unrecht den Namen Poesie führen". Er sagt: Rückert's geistliche Lieder sind Reflexionen, aus der Intelligenz, aus dem verständigen Bewußtsein entsprungen, größtentheils formlose Verse. Er vermißt an ihnen die Sinnlichkeit der ältern Kirchenlieder, die tiefe Empfindung der Gerhard'schen Dichtungen; er erblickt in der „Weisheit des Brahmanen" sophistische Spielereien,

[illegible] zu bringen.

Die Natur betrachtet Rückert als einen Ausdruck der ewigen Liebe. In dieser Betrachtung tritt er allerdings mit einem großen Reichthume des Empfindens und Denkens auf, aber nur zu bald verfällt er in das Spitzfindige.

Der Verf. bespricht nun „Edelstein und Perle" und den „Liebesfrühling"; er hebt einzelne Stellen aus, die freilich ohne alle Musik und Schönheit sind.

Diese ganze Natur- und Liebespoesie Rückert's — führt er fort — ist, auch abgesehen von ihrer Formlosigkeit, ein Beweis, wie weit der Dichter von dem wahren Ideal der Poesie fern ist. Wenn man auch der Liebespoesie und der Schilderung der Empfindungen sonst alle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so ist doch an Rückert zu tadeln, daß sich dieses Thema bei ihm so unendlich breit macht, sodaß neben ihr nichts Großes Platz behält; wie würde Homer, wie würde Shakspeare, diese objectiven Dichter, die das Menschenleben in seiner Höhe und Tiefe, in seinen bedeutendsten Momenten zur poetischen Erscheinung brachten, wie würden sie lächeln, wenn sie diese so oft sich wiederholenden Liebesempfindungen Rückert's und die noch schlimmern Reflexionen darüber lesen müßten! Das wahre Ideal der Poesie ist die Darstellung von Handlungen, von Charakteren; Rückert weiß nichts von diesem Ideale, und am weitesten entfernt er sich von demselben in seinen orientalischen Gedichten, in jenen Gaselen, wo orientalische Beschaulichkeit und Quietismus die Quelle der Poesie ist.

Nicht minder abfällig urtheilt der Verf. über Graf Platen.

Je mehr dieser Dichter den lebendigen Quell der poetischen Begeisterung in seiner Seele vermißte, desto mehr forcirte er sich, ihn durch Äußerlichkeiten wie durch die Künstlichkeit der Form zu ersetzen.

Es werden hauptsächlich „Die verhängnißvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus" besprochen.

Wenn diese Platen'schen Komödien — heißt es — wirklich einen Genuß gewähren sollten, so mußten sie ganz anders mit Humor und Geistesreichthum ausgestattet sein; der Dichter mußte nicht blos persifliren, sich also nicht blos negativ und kritisch verhalten, sondern über die Persiflage und das Negativ-Kritische hinausgehen zu einem positiven Kunstwerke.

Dabei wird aber ein Vorzug nicht übersehen:

In der lyrischen Poesie wird Platen dann am glücklichsten sein, wenn er seine Empfindungen und Gedanken über Stoffe oder Gegenstände aussprechen kann, welche selbst poetisch sind oder etwas Poetisches enthalten.

Es folgt Heinrich Heine.

Ginge der Dichter nicht über die Schranken hinaus, in welchen er sich innerhalb der „Harzreise" noch hält, so würden seine Werke immer den Genuß gewähren, welchen die Anschauung eines frischen, genialen Lebens gewährt. Aber an der Sucht, interessant zu sein, scheitert der Dichter. Anstatt sich dem unmittelbaren Zuge des Gemüths und der Phantasie zu überlassen und sein eigenes Ich dabei zu vergessen, macht Heine vielmehr immer geltend, wie er über Allem stehe, was er empfindet und darstellt, wie er von keiner Macht des Geistes so ergriffen werde, daß er darüber die Besinnung verlöre. Dies letztere Moment der Besinnung, welches Heine so oft und namentlich am Schlusse seiner Lieder hervortreten läßt, ist nun nichts weniger als poetisch, sondern gehört dem verständigen Denken an und verdirbt dadurch die schönen Eindrücke, welche wir sonst empfangen haben würden.

Weiter heißt es:

Der Charakter dieses Dichters ist, wie man überall wahrnehmen kann, die Eitelkeit, die Koketterie, die Gesinnungslosigkeit.

Gegen den Schluß [illegible]

Jene Lieder, die durch die Tiefe der Empfindung und die Naivität des Ausdrucks an das Volkslied erinnern, geben den Beweis, daß Heine ein Dichter ist; zugleich aber scheinen sie in ihm den Beweis, daß es keinen großen Dichter geben kann ohne große Gesinnung, ohne tiefe Begeisterung für das Wahre.

Adalbert von Chamisso.

Die meisten seiner Gedichte bewegen sich in der Sphäre des wirklichen Lebens, stellen Vorfälle und Begebenheiten dar und haben daher größtentheils einen epischen Charakter, der selbst gar in den besten lyrischen Gedichten Chamisso's die Grundlage bildet. Auffallend kann es nun erscheinen, daß dieser Dichter, dessen Herz so mild, liebevoll und sanft war, in seinen Gedichten am liebsten durch den Schmerz wirkt und namentlich in dem epischen Theile derselben sogar gräßliche und Schauder erregende Stoffe behandelt hat. Die Idealität, d. h. die Darstellung der Idee im einzelnen Individuum, fehlt der Chamisso'schen Poesie zu ihrem Nachtheil fast ganz. Darin liegt denn auch der Grund, daß so viele seiner Gedichte bloße Anekdoten sind und bleiben, daß sie jener allgemeinen Wahrheit entbehren, zu welcher die wahre Poesie das schlechthin Einzelne, Charakteristische zu erheben hat. Beiweitem interessanter ist uns daher Chamisso, wo er etwas Charakteristisches schildert, womit sich zugleich das Ideale verknüpfen läßt, wie wenn er uns kräftige Naturen außereuropäischer Welttheile darstellt.

Zum Schlusse: Friedrich Freiligrath. Der Verf. erkennt in ihm einen vortrefflichen Maler der Natur, einen wunderbaren Dichter; er findet seine Eigenthümlichkeit nicht nur in der Darstellung fremder Sitten und Geschicke, sondern überhaupt in der Liebe zum Kräftigen, Außerordentlichen, wobei er freilich zuweilen den Unterschied zwischen der Kraft und der Roheit vergißt; er bezeichnet als das Feld, das Freiligrath mit der größten Meisterschaft beherrscht, das der Schilderung und epischen Darstellung. „Der Dichter muthet uns am meisten an, wo er eben seine Kunst auf vaterländische Stoffe wendet."

Wir müssen gestehen — heißt es am Schlusse —, daß er durch die Darstellung des zu Individuellen und Zufälligen oft die Gesetze der Schönheit übertritt. Dieser Dichter ist daher, weil er sich nicht immer im Kreise der Nothwendigkeit bewegt, am meisten in Gefahr, in Manier zu verfallen und sein eigener Nachahmer zu werden, eine Gefahr, die er bereits schon nicht mehr überwunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Amusements philologiques par *Philomneste*. Paris 1843.

Zwei Ausgaben, die von diesem Buche schnell vergriffen sind, beweisen, daß der Inhalt seinem Titel entspricht. Der bekannte Bibliograph Peignot, der sich hier hinter dem Pseudonym Philomneste versteckt, weiß selbst die trockensten Notizen zu beleben und unterhaltend zu machen. Es ist schwer, den Inhalt dieser kleinen Schrift, die eigentlich den sprüchwörtlich gewordenen Titel De omnibus rebus et quibusdam aliis führen sollte, zu bezeichnen. Der Verf. ergeht sich auf dem weiten Felde der Gelehrsamkeit und sein kleines Werk ist wie ein Herbarium zu betrachten, in dem er uns eine Auswahl von den seltenen und interessanten Pflanzen bietet, die er auf seinen Excursionen zusammengelesen hat. Besonders interessant sind die Partien, in denen der Verf. uns aus seinem reichen Schatze bibliographischer Curiositäten mittheilt, und man sieht, daß dies das Gebiet ist, auf dem er besonders zu Haus ist. So finden wir ein ganz köstliches Capitel, in dem uns der Verf. eine Auswahl der merkwürdigsten Dedicationen liefert. Wir

machen ferner auf die Abtheilung aufmerksam, in der sich eine Zusammenstellung ungewöhnlich hoher Honorare finden. Zur Schonung aller Derer, die sich mit einem bescheidenen Ehrensolde begnügen müssen, wollen wir aufs Gerathewohl ein paar Beispiele daraus mittheilen. Die historischen Fragmente von Fox, die im Manuscript veranstaltet wurden, kosteten dem Verleger, der sie an sich brachte, mehr als 33,000 Thlr. Derselbe Buchhändler, Murray, zahlte an Byron etwa 390,000 Fr. Th. Moore erhielt für seine Biographie Byron's gegen 20,000 Thlr. und die historischen Fragmente von Mackintosh brachten den Erben des Verf. mehr als 33,000 Thlr. ein. Peignot bereitet gegenwärtig ein Werk vor, das binnen kurzem die Presse verlassen wird und auf das wir vorläufig aufmerksam machen wollen. Es wird den Titel führen: „Prédicatoriana, ou révélations singulières et amusantes sur les prédicateurs, entremêlées d'extraits des plus piquants des sermons bizarres et facétieux prononcés notamment dans le 15, 16 et 17 siècles tout en France qu'à l'étranger." 6.

Notizen.

Kannten die alten Römer auch schon Wetten?

Es dürfte allerdings angenommen werden können, daß die, z. B. bei den Engländern unserer Tage so sehr und fast bis zur Ungebühr, namentlich in Betreff der Summen, gewöhnlichen Wetten, z. B. bei Pferderennen, schon im alten Rom ihr Vorbild finden. So scheint es nämlich nach einer Stelle bei Ovid in der „Ars amatoria", I. 168, wo der Dichter von den Gladiatorspielen im Circus und von den dabei gegebenen Gelegenheiten spricht, Mädchenbekanntschaften zu machen und fortzusetzen; und wo er sagt, daß der Circus der Schauplatz mancher Kämpfe und Siege des Amor sei, indem mancher der Schauenden, welcher Wunden (nämlich Wunden der Gladiatoren) gesehen habe, selbst verwundet worden sei (nämlich von den Pfeilen Amor's). Und Ovid fährt darauf fort, jedenfalls von dem Liebhaber oder von Dem, der ein Liebesverhältniß sucht, redend:

> Dum loquitur, tangitque manum, poscitque libellum,
> Et quaerit, posito pignore, vincat uter,
> Saucius ingemuit, etc.

Beziehen sich nun die Worte: quaerit — uter auf die Kämpfe der Gladiatoren und die, für den Sieg des Einen oder des Andern schon im voraus mit Pfändern, als dem Preise des Sieges, bestimmte und belohnte Beantwortung der Frage: Wer wird der Sieger sein? so hätten wir hier eine Wette, die noch dazu in ein Büchelchen (poscit libellum), etwa in eine Brieftasche nach unserer Art (nur daß sie beim Ovid das Mädchen hat) eingeschrieben wurde, eine Wette, in der Hauptsache ganz wie unsere heutigen Wetten in England. Wir möchten wol wissen, ob sich noch mehr und deutlichere Spuren einer solchen Sitte bei den alten Römern finden, und ob demnach Bulwer, in seinen „Letzten Tagen von Pompeji", Recht gehabt habe, diese Sitte, als bei den alten Römern im Schwange, mit in sein Sittengemälde jener Zeit aufzunehmen. Denken läßt es sich allerdings, wenn man auf der einen Seite das Panem et Circenses! bedenkt und auf der andern Seite der raffinirten Frivolität und spielenden Genußsucht der Römer, namentlich zu Ende der Republik, sich erinnert.

Die ungarische Gelehrtengesellschaft in Pesth, die im J. 1825, besonders durch den Grafen Szechényi, zu Stande kam und namentlich auch den Zweck hat, die ungarische Sprache auszubilden, ist diesem Zwecke nicht ohne Erfolg nachgestrebt. Sie hat manche neue ungarische Wörter ausgeprägt und die Ungarn haben, in der Freude und Lust an der Bildung eigener, vaterländischer, echt ungarischer Wörter, dieselben bereits mehr [illegible]. Wie [illegible] Kohl („Hundert Tage auf Reisen in den östreichischen Staaten", 3. Thl.) mittheilt, jene Gesellschaft, statt des fremden Cigarre, das Wort szipa eingeführt; so hat sie für Apotheke, die man früher mit dem, offenbar aus dem Griechischen verderbten Patika bezeichnete, ebenfalls ein neues Wort gebildet, das so viel bedeutet als Heilmittelniederlage. Kohl bemerkt im Allgemeinen, daß solche neue Worte sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in Ungarn verbreiten, sowie sie nur von der pesther gelehrten Gesellschaft gebilligt sind und auch als verständige Bildungen dem Publicum munden. Jedenfalls spricht sich in dieser Empfänglichkeit der magyrischen Nation eine nicht gewöhnliche Geistesfrische und Kraft aus, bei deren richtiger Leitung und Entwickelung für die magyarische Nationalität selbst nicht wenig zu hoffen ist.

Das Wort Husar ist ungarischen Ursprungs, von husz, d. h. zwanzig, weil nach einem alten Rekrutirungsgesetze von Zwanzigen Einer Reiter werden mußte, sodaß Husar eigentlich so viel als der Zwanzigste heißt (Kohl a. a. O. S. 193). Sind die Husaren echt ungarischen Ursprungs, so können sie auch als ein Beweisgrund für die Meinung mancher Gelehrten gelten, daß die heutigen Ungarn und die alten Parther ganz dasselbe Volk seien, eine Meinung, die nach Kohl (a. a. O. S. 192) darin einige Unterstützung findet, daß man Das, was die Römer von den Parthern erzählen, in Europa nirgend besser deuten und verstehen lernen kann als in Ungarn. Was bei den alten Römern Horaz, Properz, Virgil u. A. von der Reitergewandtheit der Parther, von ihrer Flüchtigkeit und Schnelligkeit erzählen, dürfte in den Husaren der Neuzeit ein Seitenstück finden. Die Uhlanen sind nur eine durch die Polen verbesserte Einrichtung der Tataren oder Kosacken, also ursprünglich slawischer Abkunft.

Glückliches Kandia!

So kann man wol in gewisser Beziehung jedenfalls ausrufen; denn auf Kandia gibt es keinen Advocaten! Auch keine andern Gerichtskosten gibt es dort als die, welche dem Kläger das gesetzlich gebotene Aufsetzen seiner Eingabe durch die öffentlichen Schreiber kostet. Diese Letztern dürfen aber nicht über sieben Sous nach französischem Gelde für eine Klage oder Supplik, sie sei noch so lang, annehmen. Selbst das Papier u. s. w., so viel auch davon im Verfolg der Sache verbraucht werden könnte, liefert das Gouvernement unentgeltlich, und bis zum Austrag derselben bleiben die sieben Sous für die erste Requete die einzige Ausgabe der Parteien. Anderwärts muß der Kläger gleich von vorn herein eine Abgabe an den Staat zahlen, ohne Rücksicht darauf, ob er den Proceß gewinnt oder nicht. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 130. — 10. Mai 1843.

Commentatoren deutscher Dichter.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Wir haben einen näher eingehenden Auszug aus diesem Werkchen geliefert, weil, wie wir Eingangs bemerkten, wir in dieser Art der Reflexion, im Allgemeinen wenigstens, einen Fortschritt der Kritik erblicken. Wir denken uns die Sache so: Ein Dichterwerk, oder eine Mehrheit von Dichtungen desselben Verf. unterliegen der Kritik der Tagespresse alsbald nach ihrer Ankunft auf dem Forum der Literatur, und diese Kritik wird wiederholt und vielseitig geübt in demselben Maße, als das Werk die Aufmerksamkeit der Geister auf sich zieht. Sobald aber dieses Werk aus dem Kreise des Neuen ausgeschieden und von dem Markte der literarischen Novitäten in die Hände der Gebildeten übergegangen ist, sobald der Werth des Besitzes den Reiz der Neuheit ersetzt, sobald wird auch die journalistische Kritik sich desselben entschlagen und höchstens bei anerkannter Bedeutsamkeit des Dichters ihm von Zeit zu Zeit die Ehre einer Parallelesirung mit neuern, jüngern Dichterwerken zu Theil werden lassen. Die journalistische Kritik kann nichts weiter thun, als einen Maßstab der Prüfung an den neuen Ankömmling legen; sie wird aber eben damit nicht für den Werthmesser der Bedeutung gelten können, welche dem bereits auf dem Gebiete der Literatur Eingebürgerten beigelegt wird. Diesen Werth zu bezeichnen, ist zur Zeit Aufgabe des Literarhistorikers. Hiermit ist aber zugleich der Mangel ausgesprochen, den wir hier finden. Der Literarhistoriker kann nur das Vergangene, das zur Geschichte Gewordene darstellen: es wird stets ein Raum zwischen seinem Standpunkte und seinem Objecte liegen müssen, den genügend zu charakterisiren er selten im Stande, noch seltener überhaupt veranlaßt ist. Hier nun treten ergänzend Résumés, Parallelen und dergleichen ein. Je mehr sie sich dem Standpunkte der Gegenwart nähern, desto mehr werden sie als Supplement der journalistischen Kritik erscheinen; je mehr sie auf bereits geschichtlichem Boden sich bewegen, desto größere Hülfe werden sie der literarhistorischen Kritik bieten.

Indem das vorliegende Werkchen diesem Kreise angehört, haben wir seines Erscheinens uns zu freuen, bei der Seltenheit und noch seltenern Tüchtigkeit dieser Arbeiten. Aber wir bergen uns und den Lesern nicht, daß das Anerkenntniß dieser Tüchtigkeit, das wir bereitwillig gewähren, andererseits beschränkt wird durch mannichfaches Ungenügende, das wir an dem Standpunkte des Verf. bemerken. Zuerst ist seine kritische Reflexion eine zu vereinzelte. Zwar zieht er öfters Parallelen, er weiß den erlangten Eindruck mit andern Anschauungen zu verbinden, er geht auf die Gründe desselben ein und legt sie sich auseinander. Aber von einer ästhetischen Einheit seines Urtheils finden wir viel weniger Spuren als von der Subjectivität des Beliebens bei dem und bei jenem Dichter. Wie wäre es sonst z. B. zu erklären, daß dem Verf. die Künstlichkeit der Rückert'schen Dichtungen so verwerflich erscheint, daß er sich dadurch insbesondere mit zu dem so misfälligen Urtheile über den Dichter bestimmen läßt, das schlechthin einseitig genannt werden muß, während er der so sichtbaren Spuren derselben Künstlichkeit bei Freiligrath gar nicht gedenkt? oder daß er die Richtung Rückert's auf das Orientalische so misbilligt, während er bei Freiligrath in diesem auf das Fremde gerichteten Sinne eines großen Theils seiner Poesie nur die Eigenthümlichkeit einer wunderbaren Dichternatur erkennt? Forschen wir aber noch tiefer nach der eigentlichen Basis seiner ästhetischen Kritik, so ist zwar nicht zu verkennen, daß Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit der Gesinnung ihn leitet, und daß ihn die vage Reflectirung des Subjects, wie sie bei Platen und Heine vorkommt, sehr abstößt; aber er geht zu weit, wenn er von der politischen Gesinnung einen Maßstab für den Werth der poetischen Leistungen entlehnt; er entfernt sich von dem Boden objectiver Würdigung, indem er der Subjectivität des Dichters zu wenig Anerkenntniß gewährt. Während er auf der einen Seite durch fremdartige Eindrücke sich bestimmen läßt, über Dichterwerth abzuurtheilen, streckt er andererseits poetische Producte auf das Prokrustesbett seiner ein für allemal festgestellten Ansicht. So widersprechend dies scheint, so tritt es doch deutlich bei Rückert hervor. Hier finden wir die bekannte Floskel, daß Goethe (von dem hier wegen der orientalischen Richtung in der Poesie die Rede ist) keinen Sinn für die großen Bewegungen des Vaterlandes hatte, und hiervon wird sehr viel Gelegenheit genommen, über den Dichter misliebig zu urtheilen; und an einer andern Stelle wird die Naturwahrheit der Goethe'schen Poesie wieder als preis-

würdig und hochstehend bezeichnet. Dieser Widerspruch wäre vermieden worden, wenn der Verf. sich davor bewahrt hätte, die Stellung des Dichters zu seiner Zeit von der Stellung desselben zur Poesie zu unterscheiden.

So viel, um nicht zu weitläufig zu werden, über dieses Werkchen. Einen Anstoß noch, der aber mehr die Ökonomie desselben betrifft, mögen wir nicht verschweigen. Dasselbe könnte um die Hälfte kleiner sein, wenn nicht so viele Gedichte bald fragmentarisch bald vollständig darin abgedruckt wären. Wer sie kennt, braucht sie hier nicht; wer sie nicht kennt, lernt durch diese Extracte den Dichter nicht kennen.

2. Lessing's Dramen und dramatische Fragmente. Zum ersten Male vollständig erläutert von A. Rodnagel. (Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Lessing's Werken). Darmstadt, Leske. 1842. 16. 20 Ngr.

Dieser Commentar trägt ebenso sehr das Gepräge der Solidität als den Schein einer kleinen Buchmacherei. Um die Beschuldigung vor dem Lobe zu rechtfertigen, bemerken wir, daß die erklärenden Anmerkungen zu einzelnen Stellen der drei Hauptdramen oft Überflüssiges, bisweilen sogar Schwaches, fast stets aber derlei enthalten, was für den Gebildeten, der das Übrige des Buchs verstehen kann, selbst verständlich ist. Aber freilich — das Büchlein wächst dadurch. Ferner meinen wir, daß die häufigen Episoden, wo irgend Analoges oder Paralleles an- und ausgeführt ist (wie S. 69 die Bezugnahme auf Emerentius Scävola's Roman, S. 173 der vollständige Abdruck von F. Kind's „König von Samos" u. dgl. m.) gleichfalls ein Plus sind. Endlich hätte wol auch das detaillirte Exposé der einzelnen Charaktere vermieden werden können. Das Misverhältniß muß klar hervortreten, wenn man erwägt, daß auf ziemlich drittehalbhundert Seiten „Emilie Galotti", „Nathan" und „Minna von Barnhelm" exponirt werden, während den sieben übrigen Dramen zusammen nur hundert Seiten gewidmet sind: halb so stark, und das Buch würde uns werthvoller dünken. Die Methode des Verf. ist, daß er literarhistorisch jedes Drama einleitet und dessen Geschichte sogar in dem Sinne verfolgt, als er die Bearbeitungen gleicher oder ähnlicher Sujets aufführt. Die geschichtlich basirten Dramen werden noch von dieser Seite her erläutert. Indem hierbei eher zu viel als zu wenig gethan ist, legt der Verf. zugleich gründliche und vielseitige Geschichtskenntnisse dar. Die ästhetische Würdigung der Charaktere ist, wie bemerkt, etwas breit. Aus dem Bereiche der Literaturgeschichte hat Hr. Rodnagel eher zu viel als zu wenig geschöpft. Zu diesem Zuviel rechnen wir namentlich das ausführliche Wiedergeben der Urtheile Anderer über Lessing, zuerst in der Einleitung der generellen, dann bei den Hauptdramen auch noch der speciellen. Dadurch wird das Ganze fast encyklopädieartig. Wo soll der Genuß eines Kunstwerks seine schöne Unbefangenheit behalten, wenn der Weg zu demselben durch Raisonnement und Explication schon so breit getreten ist? 56.

Die Stellung der Schriftsteller in England.

Das „Edinburgh review", diejenige englische Monatsschrift, welche mit dem „Quarterly" den ausgebreitetsten und begründetsten Ruf genießt und Männer wie Brougham, den vormaligen whiggistischen Kriegsminister Macaulay u. A. unter seine Mitarbeiter zählt, nimmt im Februarhefte d. J. am Schlusse eines Artikels über Sir E. L. Bulwer's Leistungen auf die Stellung der Schriftsteller in England zu sprechen. Veranlassung dazu gibt ihm das zweideutige Benehmen Sir Lytton's, in welchem der neugeadelte Baronet und der berühmte Novellist ihre Rangstreitigkeiten noch nicht ausgekämpft zu haben scheinen. „Sir Lytton", beginnt der Reviewer, „wird uns vergeben, wenn die Bemerkungen, welche wir über sein Betragen als Literat zu machen uns genöthigt fühlen, auf einem Misverständnisse beruhen. Er ist unsers Wissens der jüngere Sohn einer in gutem Rufe stehenden Familie von Landedelleuten in der Grafschaft Norfolk. Nun hat man aber aus einigen Äußerungen in seinen Schriften den Schluß gezogen, er wünsche sich selbst über seine literarischen Collegen zu erheben, indem er zu verstehen gebe, der Besitz eines Adelstitels weise ihm den Rang über ihnen an. Seinen adeligen Standesgenossen gegenüber nehme er hingegen auf den Grund seines Schriftstellerrufs einen Vorzug in Anspruch. Dies mag erklären, warum es ihm oft erging wie der Fledermaus und er von den Schwalben und Mäusen Angriffe erfuhr. Die Adeligen fallen über ihn her, als nicht zu ihnen gehörig; die Literaten, weil er die Kameradschaft mit ihnen verleugnet, und so geräth er mit beiden Classen in Collision. Zu wiederholten Malen hat er sich mit großer Beredtsamkeit über den Werth literarischer Bestrebungen vernehmen lassen. Kein Adeliger, der diese Stellen seiner Werke liest, wird sich einbilden, der Verf. halte das vergnügliche Geschäft, von seinen Renten zu leben, für ebenso würdevoll, als dasjenige, welches Prinz Albert — und diese Worte gehören zu einer Reihe ähnlicher Zeichen unserer Zeit — ‚den erhabenen Beruf der Bildung des Menschengeistes' nannte. Zum Beweise, daß sich Bulwer in der Gelehrtenrepublik eine ungebührliche Überschätzung des Adelstitels zu Schulden kommen lasse, wird auch der Beweggrund angeführt, auf den er sich berufen haben soll, als er die Herausgabe des ‚New monthly magazine' übernahm — nämlich um zu zeigen, daß eine solche Stellung für einen Edelmann nicht unpassend sei. Verhält sich dies wirklich so, so kann man das Motiv nur sehr jämmerlich und diese Ziererei bei einem sonst reichbegabten und wahrhaft edeln Manne nur sehr betrübend finden."

„In seinem ‚England and the English' entwarf Bulwer ein sehr übertriebenes und unrichtiges Bild von der Geringschätzung, welche in diesem Lande den Literaten im Vergleiche mit den Geldmenschen zu Theil wird. Er und Andere, die mit ihm übereinstimmen, bezeichnen mit Entrüstung die Sucht nach Reichthümern als das englische Nationallaster. Ihnen zufolge wird bei uns nur dem Reichthume und diesem allein alle Ehre erwiesen. Allein unsere Beobachtungen stehen mit dieser Annahme in geradem Widerspruch. Blos mit Geld erwirbt Niemand in England die höchsten Ehren, noch erlangt er damit Zutritt in die beste Gesellschaft von was immer für einer Art. Rothschild wurde von keinem Theile des englischen Publicums beklagt, und die verstorbene Herzogin von St.-Albans*) flößte nie Ehrerbietung ein. Man kann nicht sagen, daß die beste Gesellschaft Londons — die beste in jedem Sinne des Worts, sowol die erbliche als die persönliche Aristokratie der Hauptstadt — je um den Einen oder um die Andere gebuhlt habe. Wenn er oder sie mit einem Gliede des hohen Adels, mit einem Tonangeber der fashionablen Kreise, oder mit einer von den anerkannten Berühmtheiten der Wissenschaft, Literatur oder Kunst jemals in Berührung kam, so war ‚frostiges Achselzucken' das Einzige, wozu sich diese herbeiließen. Gewiß würden die Ach-

*) Witwe und Erbin des reichen Bankier Coutts, in zweiter Ehe mit dem Herzog von St.-Albans vermählt.

tungsbezeigungen, welche Rothschild während seines ganzen Lebens erntete, die Huldigung nicht aufwiegen, mit der man in dieser Hauptstadt des Welthandels Scott während eines einzigen Tags feierte."

„Jedoch selbst zugegeben, daß sich die Sache so verhalte, wie Bulwer meint, so ist das Auisposaunen der allgemeinen Verachtung, in der die Literaten stehen, nicht das Mittel, ihnen die allgemeine Achtung zu gewinnen. Noch nie wurden Menschen in der Meinung dadurch gehoben, daß man berichtete, wie sehr sie in derselben gesunken sind. Es gibt in der That eine Classe von Leuten, die sich anstellen, als verachteten sie Diejenigen, welche sich mit Literatur beschäftigen — die ganz gemeinen Mammonsdiener, die, so behaupten wir, in den Augen aller andern Engländer selbst verächtlich sind. Professionisten bücken sich vor ihnen der Kundschaft wegen, Hausknechte, Aufwärter und Bediente um des Trinkgeldes willen und für Das, was sie von ihnen erhaschen können, aber Achtung erweist man ihnen weiter keine. Berechtigen sie dazu keine persönlichen Vorzüge, so entdeckt ein geübtes Auge mit einem Blicke diesen Mangel und sicher folgt dem knechtischen Bückling selbst bei den untersten Ständen eine pöbelhafte Geberde der Verachtung. Ihr Herren Literaten! Respect vor euch selbst."

„Schriftsteller werden nicht für Abenteurer gehalten, wenigstens in keinem ihrer Ehre nachtheiligen Sinne, und verdienen als eine Classe keinerlei Geringschätzung. Was sittlichen Charakter und Brauchbarkeit betrifft, stehen sie, durchschnittlich genommen, ebenso hoch als jeder andere Stand. Ein hochsinniger Journalist zu sein, erfodert vielleicht mehr moralische Kraft als sonst ein Beruf, und nach unserer Überzeugung trifft man unter ihnen ebenso viele edle Geister als in jeder andern Sphäre des Lebens. Thörichterweise wird zwischen den gefeierten Schriftstellern, mit Einschluß der Mitarbeiter an den Reviews und denen, welche für Wochenzeitungen und Tagesblätter schreiben, ein Unterschied gemacht, als wären sie nicht die nämlichen Personen.*) Allein wir behaupten, daß in in unserer Zeit Niemand mehr wahre Hochachtung genießt als jene Literaten, die im Dienste der Civilisation auf eine ehrliche Weise thätig gewesen sind; mögen sie nun diesen oder jenen Weg der Publication gewählt haben. Unsere Landsleute sind nicht blind, taub und schwachköpfig. Sie wissen, daß die Journalisten eine große Macht zu guten Zwecken gebrauchen und sie ehren sie darum. Zweifelsohne werden die Journalisten verachtet. Jeden trifft dies Loos. Verachtung macht überall die Runde. Einer schätzt den Andern gering. Lord John Russell sagt, daß die Fehler keiner Classe von Menschen strenger gerügt werden als jene der Lords. Sicherlich, Lords haben eine Menge Verächter. Leute, die unter der Geißel der Journalisten winseln, reden ihnen natürlich übles nach; aber nach der besten Überzeugung Verständiger ist in diesem Augenblicke kein Beruf in England geachteter als jener der Presse. So ist es, wenn wir unsern Ohren und Augen glauben dürfen; doch können sie auch im Irrthum sein. Indessen geht unsere Ansicht dahin, daß die Literaten nur der Organisation bedürfen, um all Das zu erringen, was ihnen gebührt."

„Unsere Beobachtungen berechtigen uns zu dem Schlusse, daß Niemand, blos weil er diesem oder jenem Stande angehört, mag derselbe sein welcher er wolle, eine höhere gesellschaftliche Stellung einnimmt, oder eine ebenso hohe, als Schriftsteller, die an den besten Monat- und Wochenschriften (reviews und magazines) mitarbeiten. Ein Sitz im Parlamente gibt einem Manne den Vorrang, aber er wird deswegen nicht mehr — in gutem oder üblem Sinne — beachtet. Wol wird jeder junge Mann, der sich der Literatur widmet, gefragt, warum er nicht lieber Jurist werde, da sich an den Gerichtsschranken fortwährend Gold aufhäufe und auf die Roßhaarperücken vor denselben sogar Peerskrönchen von Zeit zu Zeit sich niederlassen. Allein nie führt man als Grund an, daß die juristische Laufbahn ehrenvoller sei als die literarische, daß die Jünger der Themis einen edlern Beruf haben als die Männer der Presse. Erwidert der also Befragte, es sei ihm nicht darum zu thun, reich zu werden, und er schätze die Aufgabe, mittels seiner Feder die Civilisation zu fördern, höher als die Wappenkrone eines gesetzkundigen Lords, so wird ihm gewiß Keiner einwenden, daß er im Begriffe stehe, sein Leben unedlern Bestrebungen zu weihen, als die sind, deren Schauplatz Westminster-Hall ist. Räth man also einem jungen Literaten, Advocat zu werden, so bezieht man sich dabei eingestandenermaßen auf niedrige und selbstsüchtige Beweggründe — auf den Erwerb eines Vermögens oder eines Titels. Die Freunde des Betreffenden denken, daß, wenn er diesen letztern Beruf ergriffe, ein Platz auf der Richterbank oder im Oberhause blos die Stelle wäre, welche ihm vermöge des specifischen Gewichts seiner Talente zukäme. An der Hervorbringung Dessen zu arbeiten, was die öffentliche Meinung einer Nation wird, ist ein großes Werk. Sich über Das zu besprechen und zu einigen, worüber künftige Gesetzgeber ihre Verfügungen treffen werden, ist das tägliche Geschäft der Literaten. Keinem, der rechts von links unterscheiden kann, dünkt die Verrichtung eines Journalisten so niedrig wie jene einer bloßen parlamentarischen Votirmaschine. Die Gesetzgebung thut, was die Presse sie heißt. In unserer Zeit sind die Literaten Diejenigen, welche auf das geistige Leben der Nationen den größten Einfluß üben. Ihr Werk ist das erhabenste, was Menschen thun können. Die Schätzung des Menschenwerths betreffend, macht sich jetzt überall die mannhafte Lehre geltend, daß Würde nach den Werken gemessen werden soll, die ein Mensch für seine Mitmenschen thut. Schriftsteller arbeiten an der Erzeugung des Wahren und Schönen. Ihr Werk ist die Civilisation; sie besteht aus ihren besten Gedanken. Sie ringen, daß aus Versunkenheit, Irrthum und Unrecht das Gute sich erhebe, der Menschheit zum Segen. Zu allen Zeiten hat ein Schimmer dieser Wahrheiten in klaren Köpfen gedämmert.

---

*) Bulwer selbst dient als Beispiel, daß dieser Unterschied aller Begründung entbehrt. An einer andern Stelle des von uns benutzten Aufsatzes kommt der Reviewer auf die politische Wirksamkeit des Baronets zu sprechen und erwähnt, daß die von demselben verfaßten Zeitungsartikel einem der besten englischen Journalisten zugeschrieben worden seien. „Vielleicht", fährt er fort, „wird uns Sir Lytton nicht dankbar dafür sein, daß wir eine bloße Vermuthung für beglaubigt halten und der Welt erzählen, er habe ‚leitende Artikel' geschrieben. Allein thatsächlich ist es, für ganz London kein Geheimniß, daß, obwol Jedermann damit heimlich thut, fast kein zu politischer Thätigkeit Berufener es verschmäht habe, ein oder das andere Mal von der Zeitungspresse, diesem mächtigsten Meinungshebel, Gebrauch zu machen. Einer unserer Bekannten, der einem Bischof seinen Besuch machte, mußte neben ihm warten, bis er einen leitenden Artikel für ein Tagesblatt vollendet hatte. Einige politische Parteiführer machen kein Geheimniß daraus, daß sie in Zeitungen schreiben, obwol sie, wie sich von selbst versteht, nicht wünschen, daß man sie mit allen Mitarbeitern derselben in eine Linie stellt. ‚Ihnen mag es sehr leicht scheinen, einen Zeitungsartikel zu schreiben', sagte unlängst ein Cabinetsminister bei einem öffentlichen Examen, ‚allein versuchen Sie es nur.' Und wirklich gehört es zu den schwierigsten Aufgaben der Schriftstellerei, über eine Tagesbegebenheit einen guten leitenden Artikel zu schreiben, dessen Beweisführung scharfsinnig und leicht verständlich ist, der witzig und wirksam erläutert, die Thatsachen in deutlicher Kürze angibt und sorgsam die persönlichen Rücksichten beobachtet, welche die Zeitung selbst und die Partei, der sie angehört, auferlegt. Das politische Pamphlet ist eine Reihe solcher unter dem Gesichtspunkte einer ihm eigenthümlichen Einheit miteinander verknüpfter leitender Artikel. Es bedarf wol nicht der ausdrücklichen Angabe, daß Hr. Bulwer der Verf. jenes Pamphlets sei, welches vielleicht das pikanteste und kräftigste und gewiß das erfolgreichste von allen war, die in jüngster Zeit erschienen sind. Er veröffentlichte es, als der Tod des letztverstorbenen Lord Spencer eine Intrigue veranlaßte, die ein Ministerium in einem Tage sprengte."

„Sag ihm, seine Seele wohne in einem Gäßchen", war die Antwort des Dichters an den König. Geniale Menschen hatten stets ein mehr oder weniger deutliches Bewußtsein, daß ihr Geist einen Thron einnehme. Unsere Bemerkungen betreffen jedoch nur die Schriftsteller von Profession. Sie sind, wenn man sie nicht höher stellen will, mindestens die Kauf- und Handwerksleute im Reiche des Wissens. In der wahren, nicht vom schmuzigen Interesse bestimmten öffentlichen Meinung steht der Journalist und Literat gewiß höher als der Rechtsgelehrte. Man hält ihn von vorn herein für einen Mann von größern Talenten, denn sonst könnte er ja von Journalistik gar nicht leben. Gewinnt er Erfolge, so richtet das Publicum seine Blicke mehr auf ihn als auf den glücklichsten Anwalt. Die Verachtung, mit der man die Advocatenkniffe und -Ränke, ihr Zanken, Übertreiben und keckes Lügen betrachtet, findet auf ihn keine Anwendung. Seiner eigenen Partei scheint er im Dienste des Rechts und der Vaterlandsliebe zu stehen. Dem Journalisten muthet man es nicht zu, daß er jedem Agenten zu Gebote und bereit sei, für einige Guineen seine Lügen zu wiederholen. Selbst die Verleumdung geht nicht so weit, ihn anzuklagen, daß er seinen Verstand und seine Beredtsamkeit auf offenem Markte dem Meistbieter verkaufe. Er bringt nicht 30 Jahre seines Mannesalters damit zu, zu selbstsüchtigen Zwecken Kabulistereien auszuhecken. Der Journalist, wenn mit Erfolg gekrönt, ist in Vierteljahr- und Monatschriften, in Wochenzeitungen und Tagesblättern der Lehrer der aufgeklärtesten Geister seiner Zeit. Sein Publicum ist kein Oberhaus, in dem vielleicht 30 geschickte Leute unter 400 Dummköpfen sitzen; kein Haus der Gemeinen, in dem der sechste Theil aus geschickten und verständigen Männern bestehen mag, während die übrigen ganz gewöhnliche Alltagsmenschen sind; kein Gerichtshof, wo sich, etwa ein Dutzend achtungswerthe Leute abgerechnet, ein gemeiner Haufe unbeschäftigter Anwälte, auf Beute lauernder Kabulisten, Agenten und Schreiber herumtreibt. Der Journalist hat die Besten alle aus diesen drei Hallen zu Zuhörern und nebstdem noch jeden geistig Befähigten dieses Landes, ja am Ende auch Europas, der seine Blicke nach den Höhen des Wissens richtet, auf das anbrechende Licht der Civilisation. Hochsinnige Ehrenmänner machen ohne Zweifel den Stand der Rechtsgelehrten zu einem so edeln Berufe, als er überhaupt werden kann. Wir wissen jedoch, daß einige unserer vortrefflichsten und hochgestelltesten Rechtsgelehrten, die noch am Leben sind, darin übereinkommen, zu der Stellung unserer größten Journalisten, auf deren Wort Europa horcht, lasse ihr Amt sich nicht erheben. Die Gegenstände, mit denen sich der Jurist beschäftigt, gehören einer niedrigern Stufe an. Die erhabensten Fragen, an denen die Advocaten in den eben verflossenen Jahren ihre Talente zu üben hatten, bezogen sich darauf, welcher von zwei Sekten eine Stiftung zuzusprechen, welche von zwei Parteien in den Besitz eines Bergwerks zu setzen sei. Ein oder zwei Male in jüngster Zeit ertönte das Ohr des Publicums von der Beredtsamkeit der Anwälte — in der Vertheidigung eines Mörders, in der Lobrede auf einen Kuppler. Im Allgemeinen schenkt die Welt dem Journalisten mehr wahre Aufmerksamkeit als dem glücklichsten Anwalt. Man bemüht sich mehr um ihn. Seine äußere Erscheinung, seine Lebensgeschichte, seine Manieren werden häufiger besprochen. Seine Gegenwart in einem Salon macht größeres Aufsehen. Die Zuneigung und das Wohlwollen des Publicums wird ihm in höherm Grade zu Theil. Er erntet den geräuschvollen Beifall der Menge, ihm bringen die Auserwählten ihre Lobeserhebungen dar. Ein Paragraph in einem abgelegenen Winkel einer Zeitung ist Alles, was ein Peer, der sonst nichts ist, bei seinem Tode zu erwarten hat; ist er ein rechtsgelehrter Lord, so mag sich die Notiz wol bis zu einer Spalte ausdehnen. Den Journalisten beklagen Artikel bis zu Hunderten. Seine Autographe werden zu hohen Preisen verkauft. Zur gebührenden Zeit stellen sich zwei oder drei umfangreiche Bände ein, die seinem Leben geweiht sind. Sein Name wird ein Theil der geistigen Geschichte seines Zeitalters. Zu dem Hause, in dem er geboren wurde oder starb, wallfahrtet das Jahrhundert. Tausende und aber Tausende erblicken in der Veröffentlichung seiner Werke, in der Offenbarung seiner Lehren, in der Verbreitung der Wahrheiten, die er aus den höhern Sphären des Geistes herabholt und zugänglich macht, eine wohlthätige und schöne Erscheinung, gleich dem Frühling in der griechischen Ode, wenn er glänzend sich naht, Rosen streuend —

'Ιδε πῶς ἔαρος φανέντος
χαριτες ῥόδα βρυουσιν."

Wir möchten noch, um den Vorwurf der Übertreibung, welchen man gegen den Reviewer als pro domo sua peroritend geltend machen könnte, von demselben abzuwehren, an zwei Journalisten seines Stammes erinnern, die er wol vor Augen haben konnte — an Franklin und Junius, und schließen mit den Worten eines Mannes, der eine nicht weniger hohe Meinung von der Wichtigkeit und dem Einflusse der Literatur hatte und damit vielleicht nur eine tiefere Einsicht in die Schwächen der Literaten verband — mit den Worten Mirabeau's: „Ah! s'ils se dévouaient loyalement au noble métier d'être utiles! Si leur indomptable amour-propre pouvait composer avec lui-même, et sacrifier la gloriole à la dignité! Si, au lieu de s'avilir, de s'entre-déchirer, de détruire réciproquement leur influence, ils réunissaient leurs efforts et leurs travaux pour terrasser l'ambitieux qui usurpe, l'imposteur qui égare, le lâche qui se vend; si, méprisant le vil métier de gladiateurs littéraires, ils se croisaient en véritables frères d'armes contre les préjugés, le mensonge, le charlatanisme, la superstition, la tyrannie, de quelque genre qu'elle soit, en moins d'un siècle la face de la terre serait changée."

54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur französischen Provinzialgeschichte.

Es kommt selten genug vor, daß ein Werk mehr leistet als sein Titel verspricht. Man kann dies indessen von einer interessanten Schrift sagen, die vor kurzem in Paris unter dem Titel „Statistique historique de l'arrondissement de Dôle" von Armand Marquiset (2 Bde.) herausgekommen ist. Wir erhalten hier nämlich nicht etwa eine einfache Statistik, sondern die sorgfältigste Geschichte dieses Arrondissements, die man sich denken kann; ja das Werk kann fast für eine Geschichte der Franche-Comté, deren Hauptstadt Dôle war gelten. Der Verf. führt nicht nur die wichtigsten Ereignisse an, die sich auf diesem Schauplatze zugetragen haben, sondern er gibt die vollständige Monographie jedes wichtigen Monuments, jedes Weges und Steges und die Sagen, die sich an die Ruinen anknüpfen. Sein Werk ist reich an einzelnen Notizen und interessanten Anekdoten.

Zur Statistik der französischen Bibliotheken.

X. Marmier berichtet im „Moniteur universel" über den „Catalogue général des bibliothèques du département de la marine", der vor kurzem von Bajot auf Befehl des Ministeriums herausgegeben ist. Wir sehen aus demselben, daß seit einigen Jahren viel gethan ist. Dieser Katalog führt mehr als 17,000 Nummern an, und was man noch vermissen könnte, wird bald nachgetragen werden. Überhaupt scheinen auf dem Ministerium der Marine die wissenschaftlichen Bestrebungen besonders befördert zu werden. Es ist deshalb ganz natürlich, daß die jungen Angestellten auf demselben es sich angelegen sein lassen, sich auch durch literarische Arbeiten hervorzuthun. So haben wir vor kurzem eine recht interessante Biographie Colbert's erhalten, die aus der Feder eines jungen Mannes herrührt, der in dieser Administration angestellt ist.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 131. — 11. Mai 1843.

Stimmen der Zeit.

1. Gegen Georg Herwegh. Von Fredrich Vogelleim, genannt F. F. Franke. Berlin, Hayn. 1843. 16. 15 Ngr.
2. Lieder eines Gefangenen. Den Freien gewidmet. Schaffhausen, Brodtmann. 1842. 12. 20 Ngr.
3. Wartburgstimmen. Dichtungen von Friedrich Ludwig. Kassel, Bohné. 1843. 8. 12½ Ngr.
4. Zeitsignale. Lieder eines Publicisten. Königsberg, Theile. 1843. 8. 20 Ngr.

Wozu die Lieder-Menge
Von Freiheit, Völkernoth,
Die alle andern Klänge
Fast zu ersticken droht?

ruft einer dieser Dichter und beantwortet es selbst. Beflügelt ziehen sie weiter und hallen verstärkt von Ort zu Orte wieder. Wie für Natur und Liebe der Sänger erglüht, erfüllt auch die Freiheit sein Lied mit heißem Triebe. Es werde ein hundertstimmiger Chor werden, in welchen endlich auch das Volk einstimmen müsse.

Fast gewinnt es den Anschein, als habe der Sänger Recht. Wie Viele singen schon und aus demselben Tone, und wie viel Tausende, die nie Gedichte lasen, die nie auf solche Dinge hörten, lauschen den Sängern und lernen die Lieder auswendig und recitiren sie wieder. Daß ein Umschwung der Verhältnisse durch Lieder zu bewirken ist, wer bezweifelt das, seit Tyrtäus gesungen und Solon sang, sich das maurische Lied „Wehe mir Alhema!" in Granada verboten werden mußte und Béranger der Vorsänger der Julirevolution wurde. Aber daß in Deutschland gerade zur Zeit, wo Einige vom Zollverein, Andere von den Eisenbahnen das Heil erwarten; daß in unserer, den materiellen Interessen, wie es heißt, ganz hingegebenen Zeit durch die Lieder der Umschwung vorbereitet werden solle, ist eine unerwartete Erscheinung! Eine durch die Poesie bewirkte Revolution ist jedenfalls minder furchtbar als eine durch militairische Kräfte, durch wilden Pöbelauflauf ins Werk gesetzte. Die Poesie hat neben der aufregenden eine wunderbar besänftigende Kraft.

Ihr lacht: es ist ja nur Poesie! — Vielleicht. Es sind noch nicht Monden vergangen, so glaubte ich es auch. Was waren die Freiheitslieder da anders als der Widerhall der uralten Weise. Sie schmettern an den Felsen, sie dröhnen durch den Wald, sie wirbeln mit der Lerche in den Himmel, und es sind doch nichts als Klänge, die allenfalls auch ein blutiger Tyrann sich in der Verdammungsstunde vorspielen läßt. Sie effectuiren nichts, weil sie Schaumblasen der Phantasie sind. Phantasmagorien von einem glückseligen Zustande, der nie existirt hat und nie existiren wird, uralte Chablonen, nur mit neuen Strichen und frischen Farben ausgeführt. Und ist es jetzt anders? Die Dichter haben es nicht gemacht. Ihr Reich der Zukunft ist noch ebenso unbestimmt, ein vages Feld des süßen Unmöglichen. Aber die Zustände, aus denen sie sich aufschwingen wie die Luftbläschen aus einem Chaos, sind in einem Gährungsproceß, der so nicht fortbestehen kann. Sie sind die Vorboten des Anderswerdens.

So betrachten wir sie denn auch anders. Nicht ihre hohlen Seufzer und flimmernden Wünsche, sondern die Stoffe, welche solchen Lebensathem, gerade diese Töne und Bilder hervorbringen konnten. Jene bleiben immer dieselben. Es soll Etwas werden, was nie gewesen ist, noch werden kann, bis das tausendjährige Reich eintritt, dessen Existenz uns als möglich zu denken, wir nicht gute Christen genug sind. Jener Dichter sagt uns:

Bis daß den alten Schranken
Entwächst ein stark Geschlecht,
Erzogen in Gedanken
An ew'ges Freiheitsrecht.

Dann wird die Freiheit siegen
Auch ohne Schwert und Blut,
Und Thron und Völker fügen
Ein Band wohl stark und gut.

Dann bei der großen Feier
Für ew'ges Völkerglück
Legt unsere Freiheitsleier
Als Weihgeschenk zurück.

Bis dahin laßt uns singen,
Was uns das Herz erfüllt,
Nach Dem allein uns ringen,
Was uns das Höchste gilt!

Dies Höchste bleibe also einstweilen in seinem unbestimmten Dämmerscheine ruhen, aber die Lieder führen auf das leider sehr Bestimmte in der Tiefe. Sie sind die Symptome, die Kritik der Zustände, von denen, wer frei ist, forteilt. Wer sich nicht frei machen kann, schickt wenigstens seine Seufzer in die Freiheit hinaus. Welche Umwandlungen müssen da vorgegangen sein, daß, was wir erst vor kurzem geneigt waren als unverständige Phrasen beiseite zu schieben, uns jetzt, mit wenigen An-

derungen, als verständig erscheinen mag. Daß die Wünsche der Jugend, in allen aufgeweckten Zeiten dieselben, also auch mit denselben Waffen leicht zu bekämpfen — und sie werden in Regel von ihnen selbst, wenn aus den Jünglingen anstellige und angestellte Männer wurden, am schärfsten niedergedrückt, ja lächerlich gemacht —, daß diese unschuldigen Wünsche auch vor dem größern Areopag der Nation als gehaltreich und natürlich widerklingen mögen. Welche Misgriffe, welches Verkennen der Zeit und ihrer Aufgabe setzt das voraus! In der Beziehung sind sie uns wichtig als Symbole und Kriterien des großen Lebensprocesses, der Rückwärtsströmung in den Gebieten, wo die Guten einen Gang nach Vorwärts erwarteten. Hätten Die, welche wir die guten Conservativen nennen, Die, welche, nur den Sturmfortschritten entgegen, eine organische Entwickelung beabsichtigen, mehr Vertrauen gezeigt als Furcht, hätten sie nicht allein ihrer eigenen Einsicht geglaubt, sondern auch der außer ihnen lebendigen, mächtig wachsenden, hätten sie sich nicht allein mit eisernem Willen an die alten Formen des Rechts angeklammert und den Wachsthum des Rechts anerkannt, hätten sie auch das Recht des Gefühls berücksichtigt, dann wären diese Lieder, was sie waren, schöne Klänge, die in der Luft verhallen. Man hört ihnen heute zu, man freut sich und morgen sind sie vergessen.

Doch wäre es ungerecht, nicht auch auf der andern Seite zu erkennen, daß Fortschritte da sind, welche die umgewandelte Stimmung rechtfertigen. Ist gleich das Utopien noch immer ein schönes Nebelbild, so tauchen doch schon einzelne Figuren, Grenzen mehr oder minder deutlich hervor. Der Tyrannenhaß spukt freilich noch so ungeberdig als früher, wo es wirkliche Tyrannen gab, die über unterirdischen Kerkern saßen und Sklaven in Ketten klirrten an den Füßen ihres Thrones; aber die Mehrzahl der Dichter hat doch schon gelernt die feinern geistigen Ketten von denen aus verrostetem Erz zu unterscheiden. Sie detailliren die Stoffe, aus denen sie geschmiedet sind. Die unerklärliche Europamüdigkeit ist seit den Eisenbahnen fast ganz verschwunden. Selbst der Dichter darf sie nicht mehr aufnehmen. Das ist ein großer, fast unerwarteter Fortschritt. Nicht in Amerika, nicht in den fremden Welten, in unserm Erdtheil ist noch Hoffnung auf Freiheit; aus uns heraus soll sie erwachsen. Auch sind schon mehre Propheten da, welche sie kommen sehen ohne Völkerschlachten, ohne blutige Katastrophen, ohne erstürmte Bastillen, wie ein Kind, das empfangen ist und geboren, wie eine Frucht, die reif werden muß, und dann fällt sie vom Baum. Auch Spuren von Versöhnung mit der Religion, mit dem offenbarten Glauben werden sichtbar. Die Freiheitslust erkennt wieder, daß die Freiheit nicht beeinträchtigt wird, wenn sie Jeden glauben läßt, was er Lust hat, und jeden Glauben ehrt. Sie erkennt, daß der Christusglaube die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit nicht ausschließt, daß der Spruch: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat, nicht dem dumpfen passiven Gehorsam seiner falschen Ausleger bedingt, daß er nicht will, daß der freie Geist das Licht seiner Erkenntniß auch in jenen Dingen unter den Scheffel stelle. Noch mehr, sie ruft schon den alten Gott, den die Hegelingen und ihre Wiedertäufer beiseite geschoben hatten, als einen Gott des Zorns, der sein nicht spaßen läßt, hervor. Nun, wo der Gott des Zorns erkannt wird, ist auch Hoffnung, daß der Gott der Liebe den verlangenden Gemüthern nicht lange mehr unsichtbar bleibt.

Wir haben es hier nicht gerade mit ersten Dichterkräften zu thun; wo sollten diese auch herkommen! Durch die, welche dagewesen und noch leben und in voller Jugendkraft, und ihre Lieder gehen umher in wiederholten Auflagen in der Nation, durch sie ist die Existenz so vielen dichterischen Fonds in Deutschland erwiesen, daß wir gesättigt sind. Wohlverstanden, wir haben der Lichtblitze, des Schlagenden, Treffenden, Pikanten einstweilen genug. Das muß noch verarbeitet werden. Nun sind uns die Detaillisten willkommen, welche das Gewonnene für ihr Specialpublicum in Ordnung bringen und ausstellen. Wie viel ist da zu thun, welche ehrenwerthe Aufgabe, welche verdienstliche Arbeit, das Unklare deutlich zu machen und auf das Nothwendige und Nächste die Aufmerksamkeit zu lenken!

Der erste der vier Dichter, der sich Friedrich Vogelleim, genannt F. F. Franke, nennt, hat ein Bändchen Gedichte „Gegen Georg Herwegh" geschrieben. Aus warmem Herzen alle, mit einer Zueignung an das ganze deutsche Vaterland, deren Refrain die Worte des Erzherzogs von Östreich sind:

Kein Preußen und kein Österreich!
Wir sind als Brüder Alle gleich,
Ein einig deutsches Vaterland!
Reicht Euch als Brüder All' die Hand.

Das Lied an die Lerche gibt die Tendenz sämmtlicher Gedichte. Es ist noch Vorfrühling. Die Saat friert noch und bittet um wärmere Blicke den Himmel. Da studiren die Vögel ihre Rollen und halten Rath im schlummernden Walde, ob der Hochzeitsreigen beginnen sollen solle. Es ist Poesie in der Schilderung:

Jetzt rückten die Gräser die Köpflein vor,
Mit dürft'ger Zung' und gespitztem Ohr;
Die Sonne küßte die Augenlider
Der Eiche; die kämmte ihr falbes Gefieder
Und streckte die Arme zum Himmel empor.
Es war, als ob es die Nachtigall wüßte,
Daß die Sonne der Erde die Augen küßte.

Den Sträuchern dringt in die Finger das Blut,
Als griffen sie nach der Sonnenglut.
Die segelnden Westwindwolken sagen,
Es komme der Lenz auf blumigen Wagen,
Die Veilchen und Primeln auf Brust und Hut.
Das ist ein Leben, das ist ein Treiben:
Zu Hause will Niemand sitzen bleiben.

Und — die Lerche spazirt in der goldigen Au
Und trinkt begeistert den Morgenthau.
Sie prüft erst in kleinen Bogen den Flügel
Und triumphirt dann über dem sammetnen Hügel,
Und steigt so steil in des Himmels Blau:
Sie will es den bleichenden Sternen sagen,
Es nahe der Lenz auf blumigem Wagen.

Aber sie steigt noch höher wie ein Luftballon, sie will Gott selbst es sagen, daß der Frühling kommt, da sie seit Alters sein Herold war:

Doch hatte sie leider jetzt vergessen,
Daß im Winter sie auf der Erde gesessen.

Darauf heißt es weiter:

Nun singt sie von nichts als von Freiheit und Tod,
Als lockten sie Engel mit Himmelsbrot:
„Was säumst du so lange, du Herr der Welten,
Und behältst das Licht in den himmlischen Zelten?
Der Morgen weint sich die Augen roth!
Schläfst du noch auf den seidenen Decken?
So will Ich mit meinem Trilibo dich wecken.“

Gott ließ längst die Rosse schirren und zeigte den Engeln die goldene Bahn. Aber die Lerche sieht das nicht. Sie flattert in geschwätzigem Rausch, nimmt in ihrem Wahn den Diener für den Herrn und ruft:

Gleich sollst du — Ich will es! — auf blumigen Wagen
Den Lenz aussenden! das muß Ich dir sagen.

Da ruft der Dichter ihr zu, das sei nicht gut. Solcher Übermuth führe zu Fall und Tod:

So spricht man nicht mit dem lieben Gotte,
Der macht dich leicht zu Spreu und zu Spotte;

hätte sie des Liedes Schwingen gemäßigt, so könnte sie schön von und in Freiheit singen:

Der goldene Zügel, der ist das — Maß.
Wer das im Tichten und Trachten vergaß,
Der hat sein Leben der Erde verpfändet;
Dem hat die Zeit die Augen geblendet,
Und — er bröckelt und bricht wie Thon und Glas.
Was Granit und Marmor konnte werden,
Das sinkt als Asche und Staub zur Erden.

Als der Frühling nun wirklich in bräutlichem Glanze prangte, da fiel die Lerche

— von der Sonne geblendet,
Und hat so — ihr junges Leben geendet.

Der Sinn der Parabel ist, daß es mehr als eine Parabel ist. Ja, vor einigen Monaten dachten Tausende und Millionen wie der gemüthliche, gesinnungsvolle Dichter. Seitdem sind Stürme gekommen und der Frühling, den er so nahe glaubte, ist wieder zurückgescheucht. Von der Lerche meinten wie Viele mit ihm, daß es mit ihr aus wäre. Sie ist angehaucht von dem frostigen Winde; ob und wie sie sich wieder erheben und welche Lieder sie noch in die Luft wird schallen lassen, das weiß Niemand. Das ist auch nicht die Hauptsache. Die Lerche hat schwer gesündigt, sie hat viel verdorben; wir Alle sind erschüttert und schaudern vor dem Nachfroste, der mit ihr Werk ist. Um deshalb ihr jetzt noch zu zürnen und es sie entgelten zu lassen, wäre Grausamkeit, wohlverstanden, wie die Dinge jetzt stehen. Die Lerche ist untergegangen in dem großen Naturprocesse, und auch vom Dichter Vogelleim sind wir überzeugt, daß er diese Gedichte gegen ihren Übermuth in diesem Augenblicke nicht gedichtet, oder wenn, in seiner Brust verschlossen hätte. Aber sie sind da und sind Momente der Zeit, sprechende gegen Diejenigen, welche die Nation verklagen möchten, daß sie gesinnungslos sich einem hohlen Rausche hingab. Das deutsche Volk weiß nicht immer, was es will, aber was es nicht will, das weiß es. Dieses Bewußtsein, diese Besonnenheit liegt in seinem ruhigen Blute.

Die übrigen Gedichte in dem kleinen Bändchen sind weitere Ausführungen des Themas und der Gesinnung des Dichters; doch sind wir ihm schuldig, noch Einzelnes daraus mitzutheilen:

— was der Griechenhelden Morgenzug
Der Menschheit nicht vermochte darzureichen,
Das ward den Völkern segensvoll genug
Durchs größte Epos, das die Erde trug,
Wo sich des Südens Palmen mit den Eichen
Des kalten Nordens inniger verbanden —:
Das ist die Demuth, die am heil'gen Grab
Den Herzen jenen Trost des Leidens gab,
Den Manche, die so Mancherlei verstanden,
Doch nie im schweren Kampf des Lebens fanden.

Den andern Sängern ruft dieser Sänger zu:

In lauter Katarakten
Stürzt Euer Lied herab,
Gestützt von keinem Stab:
Ein jeder Sturz ein Grab.

und:

Ihr sengt die Häuser nieder
Und habt nicht Rath, noch Riß
Zu neuem Bau! Gewiß,
Das macht mir Kümmerniß.

Aber sein wahrhaft Freier fürchtet auch kein Gericht, er sagt es sogar dem Kaiser ins Gesicht:

Nicht freier bist du auf dem Thron
Als jeder andre Erdensohn:
Vor dem Gesetz sind Alle gleich,
Sowie — vor Gott im Himmelreich.

und das Motto seiner deutschen Freiheit ist:

Die Freiheit ist uns kein — Gedicht,
Sie ist uns Luft und Lebenslicht!

Aus einem ganz andern Tone klingen die „Lieder eines Gefangenen“. Sie sind den Freien gewidmet. Verbitterte Schmerzenstöne eines Märtyrers der Freiheit, Sehnsuchtsseufzer, wildes Rütteln an den Ketten, wuthschnaubende Aufrufe in die Welt hinaus und bittere Resignation:

Grau ist nun mein Haar geworden
Und mein Leib ist krumm gebückt,
Und mein Auge ist erloschen,
Hat so lang kein Licht erblickt.

Nur zuweilen zittert freundlich
Durch die Seele mir ein Strahl,
Durch die Seele mir ein Hoffen,
Daß ich weinen kann einmal.

Tyrannenwuth und grausame Büttel und Ketten und feuchte Mauern und Märtyrer für ihre Überzeugung, die auf faulem Stroh, ohne Tageslicht der Verzweiflung entgegenbrüten, gehören doch nicht mehr der Wirklichkeit an. Die Gefangenen von Chillon, deren Haar in einer Nacht ergraut, sind nur noch das Eigenthum der Dichter. Die Tyrannen sind aus der Welt verschwunden, auch die Ketten sind anderer Art, mit denen die Freiheit gefesselt wird, weit stärker, aber man sieht sie nicht. Die Mauern sind nicht übereinander gethürmte cyklopische Felsmassen, Moos und Epheu rankt nicht an ihnen; sie haben viele Fenster und die Büttel haben freundliche Gesichter; sie lächeln mit Achselzucken über die Verhältnisse, wie sie sind.

Wozu deshalb die Schreckgespenster der Vergangenheit für die Phantasie heraufbeschwören! Wer glaubt's, wem hilft's! Weshalb Mühlen zu Riesen machen, um die Lanze gegen sie einzulegen? Es sind andere Riesen da, gegen welche der Freie kämpfen muß, wach alle Sinne, daß sie in ihren Schlangenwindungen ihm nicht entschlüpfen. So wollte ich sagen; aber ich vergaß, daß es doch noch Kerker gibt, die noch nicht gesprengt sind, zehnjährige Processe und Untersuchungshaften. Ob die Kerker, in denen die Unglücklichen sitzen, feucht sind, ob Molch und Kröte unter der Diele zischt, weiß ich nicht, aber ich weiß von Manchem, dessen Haar grau geworden, und die Gnade rief einen zerstörten Leib, eine verwüstete Seele ans Licht der Freiheit, und die Unglücklichen saßen — um andere Meinungen, als deren Meinungen waren, welche sie einsperren ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lyrische Poesien.

Bei dem größten Theile jüngerer Dichter, namentlich der Lyriker, genügt es, wenn man ihre Manier bezeichnen will, das Vorbild anzuführen, nach dem sie sich gebildet haben. In der Regel läßt sich dies nämlich, sobald man nur einiges kritische Gefühl hat, auf den ersten Blick erkennen. Accurse Alix, der vor kurzem ein beachtungswerthes Bändchen „Poésies" herausgegeben hat, ist offenbar ein Jünger Lamartine's. Seine lyrischen Ergüsse, welche von Gemüth zeugen, sind ganz im Tone der „Méditations" geschrieben. Der junge Dichter gesteht übrigens auch die große Bewunderung ein, die er für sein Vorbild hegt, scheint aber zu glauben, daß Lamartine in neuerer Zeit sich vom rechten Wege verirrt habe. Wenigstens ruft er ihm in einem Gedichte zu, daß er sich wieder mehr den religiösen Gefühlen, die seine ersten Verse athmen, zuwenden sollte. Alix scheint also die letzten Werke des großen Dichters ebenso wenig verstanden zu haben als der Papst, der dieselben auf den Index gesetzt hat. Es ist grundfalsch, wenn man annimmt, Lamartine verleugne in seinen neuen Dichtungen alle Religion. Théodore de Banville ist ein junger Dichter ganz andern Schlags, der es mit der Religion nicht so genau nehmen würde. Man sieht es seinen Gedichten, die er unter dem Titel „Cariatides" herausgegeben hat, an, daß es ihm darum zu thun ist, Aufsehen zu erregen. In der Vorrede geberdet er sich sehr wüthend gegen alle Kritik und kokettirt viel mit seiner Persönlichkeit. Wir erfahren, daß er von altem Adel ist, daß er ein altes Schloß besitzt, daß er selber aber im ersten Jugendlenze steht ꝛc. Im Allgemeinen haben uns seine Gedichte, in denen er meistens zu sehr nach Effect hascht, nicht sehr zusagen wollen. Indessen wollen wir auf einen „Songe d'une nuit de printemps" aufmerksam machen, der sehr gelungen ist. Die Gedichtsammlung „La tragédie du monde" zeigt uns einen jungen Dichter Namens Louis de Léon, der noch zu keiner rechten Klarheit gelangt ist. Seine Sprache ist noch unbeholfen und er versteht es noch nicht recht, seine Gedanken auf eine natürliche Art zu entwickeln.

Die neuesten französischen Fabeldichter.

Wir haben vor einiger Zeit der köstlichen Fabeln Viennet's, der sich auf dem Titel derselben etwas anspruchsvoll l'un des quarante de l'Académie française nennt, in diesen Blättern erwähnt. Nachträglich wollen wir deshalb gleich noch auf zwei andere Sammlungen der nämlichen poetischen Gattung aufmerksam machen, die vor kurzem die Presse verlassen haben. Beide verdienen nämlich sowol ihres Inhalts als der Form nach wirkliche Beachtung. Wir meinen erstens die „Fables par *L. A. Bourguin*" (Paris 1843) und die „Fables par *Auguste Duvivier*" (Paris 1843), von denen die erstern besonders ihres naiven Stils wegen sehr ansprechen. So gelungen indessen auch die in diesen beiden Sammlungen enthaltenen Stücke sind, so darf man sie doch nicht mit den meisterhaften Fabeln von Viennet auf eine Linie stellen. Viennet hat unleugbar zwei Titel zur Unsterblichkeit. Es sind dies erstens seine satirischen „Epitres" und dann seine „Fables". Auf seine dramatischen Leistungen legen wir weniger Gewicht, obgleich er dadurch, daß mehre seiner Tragödien durchgefallen sind, sich nicht hat abschrecken lassen, das Gebiet des Dramas immer wieder zu bebauen. Er selbst scheint indessen für die Schwächen und Mängel seiner Stücke nicht verblendet zu sein, wenigstens erzählt man sich, daß der Dichter bei der ersten Vorstellung einer seiner eigenen Tragödien, als Alles pfiff, mit großer Selbstverleugnung mit eingestimmt hat.

Wichtige französische Memoiren.

Es ist gar nicht abzusehen, wann die Flut der Memoiren über die ältere französische Geschichte einmal stillstehen wird. Jeder Tag läßt neue Denkwürdigkeiten, von deren Existenz Niemand etwas geahnt hat, ans Licht treten. Von allen den Memoiren indessen, die wir in neuester Zeit erhalten haben, sind keine von so großer Wichtigkeit als die „Mémoires authentiques de Jacques Nomper de Caumont duc de la Force", von denen soeben der Marquis de la Grange, Mitglied der Deputirtenkammer, vier Bände herausgegeben hat. Wir finden in denselben nicht nur die Denkwürdigkeiten des Duc de la Force, die an und für sich schon vom höchsten Werthe sind, sondern noch eine reiche Auswahl sehr interessanter Documente. Wir erwähnen darunter namentlich mehre Briefe von Jeanne d'Albret, von Louis XIII., von Biron u. s. w. Was nun die Memoiren selbst anbetrifft, so kann man sich von ihrer Wichtigkeit einen Begriff machen, wenn man weiß, daß sie sich von der Bartholomäusnacht bis zur Fronde, also über sieben Regierungen erstrecken. Der Duc de la Force erscheint uns in denselben zuerst als Freund und Vertrauter von Heinrich IV., dann als Vicekönig von Navarra und Gouverneur von Bearn, als Haupt der protestantischen Partei in Guyenne und endlich als Marschall von Frankreich. Die Zahl der beigebrachten Briefe beläuft sich allein auf 800.

Sammlung daguerreotypirter Ansichten.

Das Daguerreotyp ist bis jetzt in der Wiedergebung der menschlichen Gesichtszüge noch am wenigsten glücklich gewesen. Die Portraits, die darnach angefertigt sind, haben stets etwas Starres und Abgestorbenes. Dagegen ist dieses Verfahren für die Darstellung von großartigen Monumenten, die in ihrer ganzen Treue wiedergegeben werden, von der größten Wichtigkeit. Es war daher eine recht glückliche Idee, eine Sammlung solcher daguerreotypirter Ansichten anzulegen und, wie es scheint, haben auch die „Excursions daguerriennes" von Lerebours viel Beifall gefunden. Wir erhalten daher gegenwärtig eine zweite Serie von demselben Herausgeber. Die erste Lieferung ist davon bereits erschienen und enthält recht interessante Sachen, die durch die beigegebenen Texte noch erhöht werden. Die erste Platte bietet eine Ansicht vom Concordienplatz zu Paris, zu dem M. de Lagarenne eine gute Notiz geliefert hat. Hieran reiht sich die Johanneskirche zu Lyon. Wir erhalten eine Beschreibung dieses interessanten Gebäudes, das aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammt, aus der Feder von Contencin. Die dritte Ansicht zeigt uns den Arc de triomphe de l'Etoile zu Paris, den J. Janin mit glücklicher Hand schildert. Den Beschluß dieses Heftes macht die Kreuzkirche zu Bordeaux, deren Geschichte von Contencin bis ins 5. Jahrhundert verfolgt wird.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1843.

Stimmen der Zeit.

(Beschluß aus Nr. 131.)

Um welche Verbrechen, Meinungen oder Thaten dieser Gefangene sitzt, erfahren wir so wenig, als um welche Victor Hugo's Condemnirter hingerichtet werden soll. Darauf kommt es auch nicht an. Nur heißt es einmal:

> Und weil ich sprach nach Herzensdrange,
> Weil ich den Gott in mir gefühlt,
> Weil ich nicht meine eigne Schlange,
> Hat man mein freies Herz durchwühlt.
> Nun lieg' ich, aller Frucht beraubt,
> Gefangen in des Kerkers Räumen
> Und hebe still das weiße Haupt:
> Laßt mich, laßt mich noch einmal träumen!

Der Ketten Last zwängt sich ihm um die Lenden wie das Verbrechen um den Busen:

> Wie's Verbrechen? — Besser noch die Ketten
> Um das morsche, schwächliche Gebein,
> Und das Herz, das freie Herz zu retten,
> Als ein Sklave seiner selbst zu sein.
>
> Besser in des Kerkers feuchten Tiefen,
> Unerreicht vom Strahl des Lichts, verdorrt,
> Als die Triebe, die im Busen schliefen,
> Zu verscheuchen durch ein falsches Wort.
>
> Dann — dann läßt es sich so herrlich träumen —
> Gern vergißt der Geist des Leibes Qual,
> Heimlich wird es in den schwarzen Räumen,
> Denn im eignen Herzen wohnt der Strahl.

Seine Lieder sind also Träume; Träume eines so Gefangenen, der so von der Welt abgeschieden ist, sind monotoner Art. Bald verzweifelt er, bald hofft er wieder. Er spricht von Deutschland, aber die Vorstellungen sind so allgemeiner Art, daß man geneigt wäre zu glauben, das Buch sei nicht allein in der Schweiz gedruckt und gedichtet, sondern auch aus republikanisch-schweizerischen Auffassungen von der deutschen Fürstentyrannei und Dem, was daselbst Freiheit heißt, hervorgegangen. Selbst Verse wie:

> Ihr baut Kanäle, Ihr baut Dome,
> Der Dämpfer rauschet auf dem Strome.

und:

> Ihr habt ja jetzt die Zollverbande,
> Was braucht Ihr noch ein deutsches Reich?

brauchten uns in dieser Annahme nicht irre zu machen, und Auffoderungen so radicaler Art, wie:

> Laßt Kanonendonner brüllen,
> Fürstenohren sind verstopft,
> Daß sie sich mit Schrecken füllen,
> Klopfet an und klopft und klopft.
> Habt gefleht genug im Guten,
> Laßt den Schmerz sich nun verbluten,
> Seid ein ein'ger deutscher Stamm,
> Baut der Freiheit einen Damm

sind in der neuesten Zeit in Deutschland gänzlich verklungen. Die vorwärts Gehenden und Stürmenden sind darüber einig, daß der Fortschritt, der durch Kanonendonner erzwungen würde, ein vorübergehender wäre, einer, dem eine Reaction auf dem Fuße nachfolgen müßte. Er fodert auf die Fahne der Zeit zu schwingen. Sie rauscht uns Allen, aber Kanonendonner folgt nicht nach; es sind Friedenszüge. Laßt das ewige Gnadelauschen! ruft er uns zu. Das gibt sich auch; schneller, als wir es in Deutschland erwarten durften. Kämpfen sollen wir, daß wir uns selbst befreien. Die Sklaven bitten nur, die Braven kämpfen. Es wird mächtig gekämpft. Wer erkennt in dem heutigen Deutschland das Deutschland vor 25 Jahren wieder! Wie viel Sinn, wie viel Aufmerksamkeit für Dinge, welche damals der großen Menge fremd, gleichgültig waren, ist in das Volk übergegangen. Nicht die wilden Auffoderungen zur Revolution, nicht die einzelnen unüberlegten Aufstände haben das zu Stande gebracht, es waren die glücklichen Versuche, den mächtig werdenden Geist zu unterdrücken. Indem sie ihn scheinbar unterdrückt, haben sie ihn genährt, ausgebreitet. Das sind die Waffen, welche Deutschlands Volk zu der Freiheit führen, welche es will, nicht Bayonnete und Kanonendonner. Diese Versuche, die sich noch oft erneuern werden, wirken wunderbar, aber auch wohlthätig. Indem sie die wilden, verzehrenden Flammen niederschlagen, verbreiten sie das wärmende Feuer, welches die Saaten reift. Nach allen diesen Reactionsumschlägen tritt das Verlangen immer fester, besonnener, allgemeiner und doch mit richtigem Takt, auf das Besondere, was zunächst noththut, gerichtet, hervor. Die schönen Phrasen sind nur ein schöner Federschmuck über der Rüstung; sie thun nichts mehr in dem Kampfe, der um den Ernst des Lebens ernst geführt wird. Ja, ist das nicht auch schon ein Triumph, daß während die vorwärts Strebenden, die hohlen Phrasen von der Freiheit beiseite lassend, darauf

ihr Sinnen, Trachten und Denken richten, wie sie in den einzelnen Dingen sich manifestiren soll, ihre Gegner jetzt fast nur noch mit hohlen Phrasen kämpfen! Wo ist die Macht der Phrasen hin aus Haller's Restauration! Wie verblümt, mit liberalen Tiraden umwunden, wagen nur noch die Anhänger der Restaurationstheorien ihre Sätze auf den Markt zu bringen, auf die sie einst nackt schwören ließen. Man appellirt an Gott weiß was alles, was bei den Liberalen in Ehren steht, um die Pille, deren Bitterkeit für den Geschmack des Volks man fühlt, zu versüßen. Und das wäre kein Sieg, einer, der durch die Macht der Wahrheit allein, nicht durch Blut und Kanonendonner gewonnen ist! Und was würde das für ein Sieg dagegen, von welchem der Gefangene träumt:

> O stünd' ich auf den höchsten Spitzen,
> Wohin die Adler selbst nicht drangen,
> Und säh' den glühnden Himmel blitzen;
> Und könnte doch die Erd' umfangen:
> Dann würde ich in Freiheitsgluten
> Die arme Dichterfeder tauchen,
> Dann würde ich, in reinen Fluten,
> Der kranken Erde Frieden hauchen.
>
> Und wie es oft in argen Wettern
> Die Blitze in den Lüften treiben —
> So würde ich mit Flammenlettern
> Die Freiheit auf die Erde schreiben!
> So würde ich in großen Zügen
> Der heißen Sehnsucht mich entladen,
> Zur Freiheit immer Freiheit fügen,
> Bis Freiheit strahlt von allen Faden.

Freiheit zur Freiheit gefügt, und immer mehr Freiheit und nichts als Freiheit, was müßte das für ein Bild werden, weiß in weiß! Eine treffliche Negation. Wer steht dafür, daß der freie Mensch dann wieder, wie jetzt nach der Freiheit, nach etwas Knechtschaft sich ebenso lebhaft sehnt! — Da fällt mir jener wackere Republikaner aus Uri ein, der mich über den Vierwaldstädtersee ruderte. „Wir Schweizer sind frei", sagte er, „und die Freiheit ist, daß wir können in die Berge gehen, und Jeder kann schießen Hirsche, Gemsen, Füchse, Rehe, Adler, so viel er will und kriegen kann." Das ist doch noch eine Freiheit ohne Policei, die etwas Bestimmtes will, nämlich wenn sie es kriegt. Ob mit einem Schweizer oder einem Deutschen, das laß ich dahingestellt, aber mit einem Dichter haben wir es zu thun:

> Ich möchte Blüten schütteln,
> Daß bald die Früchte reifen,
> Ich möcht' vom Himmel rütteln
> Die langen, schwarzen Streifen!
> Ich möchte Lanzen brechen,
> Ich möchte Speere werfen,
> Ich möchte, mich zu rächen,
> Die rost'gen Schwerter schärfen u. s. w.

Und den Schluß des Liedes:

> Ich kann, zur Freiheitswonne,
> Als Friedenshauch nicht winken,
> Ich kann als lichte Sonne,
> Erleuchtend, nicht versinken.
> Ich kann nur seufzend klagen,
> Ein Windstoß durch die Lande:
> Ihr habt getragen!
> Zerreißt der Knechtschaft Bande!

Das Schlußlied sagt uns, daß, wenn auch seine Kraft in des Kerkers Nacht verderbe, der Gefangene doch nicht sterben könne, bis daß Deutschland seine That vollbracht habe. Wenn aber erst die Freiheitsfahnen rauschen werden, will er, ein sterbender Trompeter, das Horn noch einmal zur Hand nehmen und seinen Geist verhauchen lassen:

In einem langen Freiheitsstoß.

Ein vaterländischer Sinn mit deutscher Innigkeit weht uns aus den „Wartburgstimmen" (Dichtungen von Friedrich Ludwig) entgegen, Freiheitslust und deutsche Begeisterung, aber noch im romantischen Gewande. Dagegen hätten wir gewiß nichts einzuwenden, wenn nur das Kleid und der Körper besser zueinander paßten. Die schäumende Jugendlust nimmt noch den Mund voll und kommt so schwerer zum klaren Ausdruck Dessen, was sie will, als jene abgeklärten Sänger, welche die Gemüthswelt längst als ein Hinderniß auf dem Wege zur Freiheit abgeschüttelt haben. Dieser glaubt, hofft und liebt noch, sogar die Erinnerungen der Vorzeit, was ihm Andere gar zum Verbrechen anrechnen könnten. Wir nicht; aber auch die Gemüthspoesie kann sich zu einer reinen Klarheit durcharbeiten. Diese Lieder zeugen von einem Processe, der noch nicht entschieden ist. Was er will und wünscht, kommt in den meisten Gedichten nur noch als Stoßseufzer heraus; erst in den Liedern spricht er sich deutlicher aus. Wie der Titel zur Mehrzahl der Gedichte sich verhält, wird nicht ganz sichtbar. Zwar ruft der Dichter im Anfange die Wartburg an:

> Wie eine Warte stehst du da im Lande,
> Nicht drob, des Wandrers Ruh und Hab zu rauben,
> Nein lösen willst du der Bedrängten Bande
> Und schützen heut, wie einst, den freien Glauben.
>
> Wie ein Asyl stehst du verfolgter Streiter
> Für Menschenrecht und ew'ge Gotteswahrheit,
> Sie lockt dein Antlitz, so getrost und heiter,
> Dein Felsenhort und deines Himmels Klarheit

aber der geistige Zusammenhang der Dichtungen mit jener Burg, die er als Symbol der geistigen Freiheit betrachtet wissen will, ist nur ein lockerer; viele, die, ganz selbständig, gar nicht dahin gehören, sind nur gelegentlich hier untergebracht. Dem Titel nach hätte man eine poetische Geschichte der vielen Kämpfe um Geistesfreiheit, welche von der Wartburg herab über Deutschland sich verbreiteten, erwarten sollen; sie werden aber nicht einmal alle angedeutet. Es ist nur die allgemeine liberale Begeisterung der Gegenwart, die sich in scharfem Unmuth auch in diesem Sänger ausspricht. Er ruft die Germania an:

> Noch nennst du deine Großen jene Schwachen,
> Die freies Wort und Wahrheit nicht ertragen,
> Die fürchten, Geistersonnen anzufachen,
> Die zittern, wenn sie sehn die Herzen tagen.
>
> Noch nennst du deine Freien jene Sklaven,
> Die unersättlich sich in Lüsten weicheln,
> Und die am Markt, in Sälen und Conclaven
> Der Schmeichler Schar, wie falsche Hunde, streicheln.
>
> Noch nennst du Fromme jene Heuchlerrotten,
> Mit schönem Blick, in Kutte, im Talare,
> Die frech des Heiligsten im Herzen spotten,
> Die lästern Gott, im Werk und am Altare

und noch positiver an einer andern Stelle, nachdem er vom Fest zu Köln gehört und Alle zu einem neuen Dombaufeste aufruft:

> Der Dom wird nicht gebaut zu Köln am Rheine,
> Nicht wo die Elbe und die Donau fluten;
> Im Herzen tief versteckt das Grundgesteine,
> Im Herzen voll von heil'gen Geistesgluten.
>
> Je höher eures Geistes Schwingen dringen,
> Je näher sie in Gottes Näh sich wagen,
> So höher sich des Domes Säulen schwingen,
> So höher werden seine Kuppeln ragen.
>
> In euerm Geiste sollt ihr Den verehren,
> Der selbst ein Geist, den Raum und Zeit nicht fassen;
> Dem Geiste sollt ihr seinen Flug nicht wehren
> Und Euerm Herzen seine Freiheit lassen.

Wir empfehlen auch zu gutem Gebrauch das Schlummerlied, von Rom für Deutschland gesungen, das anhebt: „Schlafe, mein Kindlein, im stillen Gemach; schlafe, die liebende Mutter ist wach.“ Von den angehängten Balladen, welche zum Hauptgegenstande gar keinen Bezug haben, hätten mehre, die nur poetische Studien sind, füglich ungedruckt bleiben können; in andern ringt sich das Talent zu einer schönen Gestaltung durch. Das letzte Lied: „Das Kind und seine Mutter“, das wir freilich unter politischen Liedern dieser Art am wenigsten erwarteten, verdiente auch anderwärts Aufnahme, wo es der Strom der Zeit nicht mit sich fortspült.

Ein Publicist aus Königsberg tritt als Dichter auf, vielleicht weil in Versen Das noch zur Zeit erlaubt ist zu sagen, was in Prosa nicht mehr erlaubt ist. Die sibirischen Ostwinde, über Lithauens Haiden in Ostpreußen hineinwehend, haben dort von Alters her die Luft von mancherlei Illusionen gereinigt. Andere freilich bestehen daneben fort, wie sich ja eben die schroffen Gegensätze überall berühren. Die philosophische Luft hat aber auch das praktische Leben durchdrungen. Es wird bei den Dichtern und Politikern nicht geschwebelt und genebelt; wenn etwa bei den Herweghsfeiern einige zu weitschichtige Phrasen von Enthusiasmus mit in den Kauf gegeben wurden — sie wissen, was sie wollen. Nicht Alles, was sie wollen, wollen wir auch; aber wir achten Die, welche bei sich über ihren Willen klar geworden sind. Die Königsberger wollen unter Anderm, daß der Deutsche Partei nehmen soll; einer ihrer Professoren hat es neulich sogar vom Katheder herab ausgesprochen. Wir waren jüngst noch der Meinung, daß es ein Palladium des deutschen Ernstes und Freiheitssinnes sei, über der Partei zu stehen, nicht wie die Frösche im französischen Convent, die nur abwarteten, auf welcher Seite die Wagschale sinke, sondern als Götter und Richter in letzter Instanz; aber die letzten Zeiten haben uns fast eines Andern belehrt. Wo die Unken und Eulen zusammenrücken, sind auch die Lichtvögel gezwungen aneinander zu halten, um nicht zersplittert von der compacten Masse der Nachtunholde aus dem Felde geschlagen zu werden. Wie da der gemeinsame Feind in übel berechneter Strategik seine getrennten Feinde zwingt ein Corps zu bilden! Es ist gewiß, daß die besten Lehrer und Exercirmeister der Liberalen nicht ihre viel verschrienen und gefürchteten Verschwörer waren, sondern ihre blinden Gegner; diese bewaffneten, instruirten und machten schlagfertig ein Heer, das in seiner Compactheit unwiderstehlich ist; aber vereinzelt fechtend wäre es leicht zu überwinden gewesen. „Partei, Partei!“ ruft der königsberger Publicist aus:

> — ich habe sie genommen!
> Zu ihren Fahnen schwör' ich ernst und frei!
> Den freien Eid, ich halt' ihn ewig treu,
> Und von Begeistrung ist mein Herz entglommen!
> Mein Eifer sagt mir, daß ich würdig sei,
> Mein namenloses Leben ganz zu weihen
> Dem rühmlich ernsten Dienste der Partei;
> Es soll der schwache Sänger sich nicht scheuen!
> Ein festes Herz, das ist mein Hort,
> Und meine Waffe ist das Wort!

Den Maßstab des poetischen Werthes angelegt, steht der königsberger Publicist den andern Sängern nach, aber es ist etwas Eigenes, Frisches in der Resolutheit des Wollens, und wo dieses Wollen sich wieder eine eigene Sprache gebildet hat, wird es auch zu einer eigenen Poesie, welche ihren besondern Maßstab fodern darf. Kecke, lustige Lieder, scharfe nicht weit ausgeholte, aber ihr Ziel treffende Hiebe. Richtig gezielt, nicht mit einem Schuß den ganzen Vogel von der Stange holen wollend und darum fehlschießend, sondern mit sicherm Bewußtsein auf ein bestimmtes Glied angelegt. Große Flackerfeuer, das mit poetischen Böllern in die Luft Schießen, ob es einen Vogel oder einen Stern trifft, sind abgethane Dinge; man weiß sich hier schon an das Specielle zu halten. Diese löbliche Bestrebung auf das Bestimmte erweitert die Kenntnisse, zumal des Strebenden selbst, die hohlen Phrasen fallen weg, und es ist sehr viel für beide Theile gewonnen, wenn statt der düstern Melancholie, des schnaubenden Ohnmachtgrimmes der Scherz und Spott ihr Recht behaupten. Anmuthig klingt das „Philisterlied“; das trifft, wenn die Philister singen:

> Hört das freche Raisonniren
> Über Staat und Preßfreiheit!
> Kann das wol zum Guten führen?
> Sind die Leute recht gescheit?
>
> Denkt doch hübsch an Haus und Speicher,
> Strebet brav nach Brot und Lohn!
> Macht die Preßfreiheit Euch reicher?
> Sättigt Euch Constitution.

Auch das Lied „Die Conservativen“, in welchem es heißt:

> Nur den Männern von Vermögen
> Steht ein lautes Urtheil zu,
> Was dem Lande schaffet Segen,
> Was ihm Schaden bringt, was Ruh.

Das deutsche Reichspanier wäre zu schwer für eine Hand in unsern Tagen. Der Sänger läßt es schon in kleinen Fetzen zerstückt werden mit dem bekannten incompetenten Einheitsbunde, der in Friedenszeiten so sicher dasteht, aber:

> Wenn eine Zeit voll Krieg und Blut
> Einst predigt alte Lehre,
> Daß freier Völker treuer Muth
> Noch kräftger schützt als Heere.
>
> Wird dann das Volk, wenn Ihr es ruft,
> Sich wieder um Euch scharen?

Der Sänger läßt es antworten:

Ihr wart ja stets incompetent,
Wenn wir mit Bitten nahten:
Jetzt sind auch wir incompetent,
Mäht selber Eure Saaten.

Der Publicist als Beobachter entwirft kurze schlagende Bilder von den Zuständen, wie sie sind, oder ist das auch Declamation, wenn es heißt:

Sucht nur in Zeitungen und Kammern
Der Deutschen Freiheit schwache Spur;
Ihr findet nichts als ew'ges Jammern
Von Policei und von Censur!

Wir empfehlen das Lied „Die Bettler" zur Beherzigung. Das „unverbesserliche Geschlecht der Schranzen — unbelehrt durch die Geschichte — blind für des Schicksals Strafgerichte" ruft noch immer, nach dem Dichter, wo die Völker bittend nahen: Ne craignez pas ces gueux! Daß wir dem Dichter Unrecht geben könnten!

Je weiter wir in den „Zeitsignalen" blättern, um so vertrauter werden wir mit dem Dichter als Menschen. Seine Gefühle sind Wahrheit, die Sprache schwingt sich freilich nicht zu der Höhe, die andere Freiheitsdichter errungen haben, aber den Vorwurf, den, wie er sagt, seine Gegner ihm machen, sie wäre seicht, verdient sie nicht. Es ist die naive Ausdrucksweise, die von allen hohlen Phrasen sich losgespült hat, was uns mehr und mehr fesselt. Manches könnte kürzer, prägnanter sein; aber die ganze Art ist wahr, naiv. Weder geht ihm Gemüth, noch inniger Natursinn ab. Die naive Weise, in der er seine eigene Persönlichkeit, seine drückenden Verhältnisse und seinen frischen Muth uns vorführt, nimmt für ihn ein. Er ist begeistert für sein schönes, dem übrigen Deutschland so wenig bekanntes, Preußenland:

Ihr, die Ihr unser Preußenland
Für eine Wüste haltet,
O kommt hierher zum Ostseestrand,
Wo sich sein Glanz entfaltet!
Wo Euch der Park in seiner Pracht
Umhüllt mit heil'ger Urwaldsnacht,
Wo hoch wie Preußens Ehre
Das Ufer steigt vom Meere!
— — — — — — —
Seht dann das Meer, das ew'ge Meer!
Wie seine stolzen Wogen
Zum Ufer kommen rastlos her,
In stetem Drang gezogen!
Der ewigen Bewegung Bild
Ermahnt's den Menschen ernst und wild,
Daß vorwärts, vorwärts streben
Er soll im Erdenleben.

Das Lied „In der Schenke" ist freilich, was den poetischen Ausdruck anlangt, unbedeutend, das Ausgedrückte kann aber nicht oft genug ins Gedächtniß gerufen werden:

Ja, Preußenland, du schreitest
Dem Mannesalter zu!
Erhebst dich und geleitest
Zu Grab die Jünglingsruh!
Erwacht bist du vom Schlummer,
Wo ohne Gram und Leid
Du träumtest ohne Kummer,
In stiller Schläfrigkeit!

Eine allerunterthänigste Bitte schließt die Lieder. Der Dichter weiß nichts mit seinem Liederkram anzufangen, wo er sie anbietet, schilt man sie seicht und lahm. Der Verleger klagt, daß er sein Geld verloren:

Denn mehr noch als zwölfhundert Exemplare
Sie bleiben stehn als todte Waare!
Nichts rettet mich aus meiner Noth
Als einzig ein Verbot.
— — — — — — —
Bei den Ministern aller Potentaten
In unsern dreißig Bundesstaaten,
Fleh ich in meiner tiefen Noth
Um gnädiges Verbot.

Wir wollen ihm, auch wenn er abschläglichen Bescheid erhielte, wünschen, daß das Publicum ihn aus dieser Noth reiße. Die Lieder verdienen es. Es ist eine Wohlthat, wenn die gedrückte Brust noch scherzen kann.

W. Alexis.

Literarische Notizen.

Ein in russischer Sprache jetzt in Petersburg unter dem Titel „Galerie von Portraits und Biographien" erschienenes Werk verspricht viel belehrenden Stoff zur Kenntniß der Literaten und Künstler Rußlands zu liefern. Bisher war diese Seite der Literaturgeschichte sehr vernachlässigt; militairische Namen bildeten, wie in Kamensky's Werke über die berühmten Männer Rußlands, den Hauptstock der russischen biographischen Werke. Kamensky's eben genanntes Werk enthielt über die russischen Autoren nur sehr dürftige Skizzen. Auch das russische „Conversations-Lexikon", so ausgedehnt es auch angelegt ist, entspricht in dieser Hinsicht selbst mäßigen Anfoderungen nicht. Dagegen wird Sokoly's „Galerie" eine Reihe von Portraits und biographischen Skizzen bilden, welche ausschließlich Diejenigen betreffen, die sich in der Literatur und den schönen Künsten ausgezeichnet haben und von denen die meisten noch leben und thätig sind. Die Liste der Personen, welche hier charakterisirt werden sollen, ist von beträchtlicher Länge. Das „Athenaeum" macht hierbei die Bemerkung: „Ein Werk dieser Art wird besser geeignet sein, andere Länder mit dem jetzigen Zustande der russischen Literatur und Kunst bekannt zu machen, als Shaw's Vorbemerkungen zu dessen Übersetzung von Marlinsky's ‚Amalet Bek', welche in einer der letzten Nummern von ‚Blackwood's Magazine' begonnen hat. Auch irrt er in seiner Annahme, daß in England Niemand bis dahin von irgend einem der russischen Novellisten, welche er erwähnt, gehört habe, denn bereits vor einigen Jahren erschien eine Analyse von Bulgarin's ‚Dimitri' und Polevoi's ‚Lomonosoff', im ‚Foreigu quarterly review'. Da ‚Amalet Bek' unter Marlinsky's Erzählungen nicht blos die beste, sondern auch die einzige ist, welche englische Leser anspricht, so ist ihr Erscheinen in einem so weit verbreiteten Journal ein glücklicher Versuch zu nennen. Findet das englische Publicum daran Geschmack, so möchte wohl das Verlangen, auch mit andern Erzeugnissen der russischen Literatur bekannt zu werden, die Folge davon sein."

Francis Bowen gab zu Boston „Critical essays" heraus, die zuerst im „North american review" und andern transatlantischen periodischen Schriften mitgetheilt wurden. Das Werk bildet eine unterrichtende Übersicht über den gegenwärtigen Zustand der speculativen Philosophie in ihren hauptsächlichsten Streitpunkten. Besonders beschäftigt er sich mit dem Systeme Kant's und mit Locke, welchen er gegen seine kritischen Widersacher zu vertheidigen sucht. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 133. — 13. Mai 1843.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden. Erster bis dritter und fünfter bis achter Band. Berlin, Veit und Comp. 1839—40. Gr. 8. 9 Thlr. 2½ Ngr.

Erster Artikel.

Lieber hätten wir die Anzeige dieser erwünschten Sammlung von Arnim's Werken so lange verschoben, bis das ganze Werk erschienen und von der versprochenen Zugabe des Herausgebers — einem Umriß von dem äußern Leben des Dichters und Betrachtungen über sein geistiges Wirken — begleitet sein wird; aber andererseits erscheint es doch als Pflicht, die Freude über diese neue Ausgabe eines reichbegabten Dichters und den Dank gegen den Herausgeber nicht allzu lang zu verschweigen; auch ist das bis jetzt Erschienene schon ein reichlicher Gegenstand für die kritische Betrachtung, daher wir nicht länger zögern und das noch zu Erwartende einer spätern Besprechung vorbehalten wollen.

Wenn Arnim's Erzählungen bisher nicht in dem Maße, wie sie, verglichen mit so vielen heißhungrig verschlungenen Romanen und Novellen, verdienten, in Deutschland gelesen und bekannt geworden sind, so hat doch schon die mit Clemens Brentano gemeinschaftlich unternommene Sammlung und Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" Arnim's Namen seit vielen Jahren in ganz Deutschland rühmlich bekannt gemacht und ihm einen ehrenvollen Platz unter den verdienten Freunden und Beförderern älterer nationaler Poesie erworben. Daß uns in der preußischen Geschichte früherer und neuester Zeiten dieser Name öfters als ein ausgezeichneter begegnet, dies hat allerdings mit dem Werth und Verdienst von Arnim's Poesie nichts zu thun; doch ist es wol immer erfreulich und schön, wenn ein sonst schon bedeutender Familienname in Einem seiner Träger auch durch den poetischen Lorber geschmückt wird und somit den verschiedenen Interessen des Vaterlandes immer inniger und vielseitiger verwächst. Wichtiger ist ohne Zweifel für viele Freunde der deutschen Literatur der Umstand, daß Achim von Arnim der Gatte von Bettina war, von jenem wunderbaren „Kinde", welches im letzten Jahrzehnd so großes Aufsehen gemacht, so plötzliche und in der Hauptsache fast unbestrittene Triumphe errungen hat, welches kam und siegte! Ein solches poetisches Ehepaar ist gewiß an sich schon eine höchst merkwürdige und anziehende Erscheinung, und wenn auch in der deutschen Literaturgeschichte mehre ähnliche Fälle vorkommen, so findet man doch sonst, so viel dem Ref. bekannt ist, entweder keine so tiefe innere Geistes- und Gemüthsverwandtschaft neben unzweifelhafter Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit auf beiden Seiten, oder keine solche Richtung auf die Poesie im engern und höhern Sinne. Die dichterischen Schöpfungen Arnim's und Bettina's gemahnen uns wie aus Einer tiefen Quelle des Geistes, des Gemüths, der Phantasie, der Lebensanschauung entsprungen, und doch hat Jedes von Beiden seinem Eigenthum einen ganz scharfen, unterscheidenden Stempel seiner Eigenthümlichkeit, seines Geschlechts aufgeprägt. Gemeinsam ist Beiden das gesunde, reiche, von vielen Seiten erregbare, genußfähige Leben, der offene, empfängliche Sinn für die Natur im Großen und Kleinen, der den eigenen Reichthum mit der Schönheit der Gegenstände vermählt und sie oft erst durch seine Anschauungsweise verklärt, die glückliche, scharfe Beobachtung, welche Lebendigem und Leblosem das Charakteristische oder doch ein Charakteristisches abzulauschen, das Gewöhnliche von irgend einer Seite bedeutend zu machen versteht, die schlagende, kecke Schilderung und Bezeichnung, und was diesen Vorzügen meist zu Grunde liegt: die Frische, die Naturseligkeit und Kindlichkeit der Phantasie und des Gemüths, durch keinen gewaltsamen Zwang erstickt und eingeschüchtert, durch keine ertödtenden Formen des Herkommens abgenutzt und abgegriffen, woraus dann auch der bald harmlos bald übermüthig spielende Humor entspringt, welcher in seiner liebenswürdigsten Gestalt nicht ohne die höchste Geistesfreiheit, ohne eine kecke Erhebung über die Gegensätze des Lebens gedacht werden kann. Und doch — bei solcher Verwandtschaft, welche charakteristische Verschiedenheit. Am kürzesten läßt sie sich vielleicht so bezeichnen: Achim's männlicher Genius ist auf das Geschichtliche, und in der Kunst, in der Poesie mehr auf das Plastische, Bettina's weiblicher Genius ist mehr auf das Natürliche (versteht sich im weitesten Sinne) und in der Kunst mehr auf das Musikalische gerichtet. Wie ein zwangloses, leichtes Träumen, Erlebtes und Imaginirtes wunderbar vermischend, das Nächste und das Fernste mit glücklichster Kühnheit

verbindend, die sorgsamsten, treuesten Schilderungen eines beschränkten Stilllebens mit den wunderbarsten Ahnungen und philosophischen Phantasien verwebend, den schärfsten Verstand mit dem tollsten Muthwillen neckisch würzend, immer aber um den Mittelpunkt des eigenen Empfindung, des eigenen Gemüthes kreisend — so ist Bettina's Poesie, welche so heißen muß, trotz ihrer ungebundenen, ungeregelten Formlosigkeit nach dem Maßstabe einer kunstmäßigen Ästhetik. Achim's Genius strebt und ringt dagegen, über die Sphäre der Subjectivität hinauszukommen, sein Ich zurückzudrängen, Gestalten zu schaffen, den Gang der Welt, die Verwickelungen der Schicksale und deren geheime, höhere Lenkung zu veranschaulichen, der Sage und der Geschichte sich zu bemächtigen, dem menschlichen Leben nahe, ja in es hineinzutreten, seinen kleinen und großen Jammer, seinen tiefen Ernst zu ergründen und durch seine Darstellungen nicht blos die Phantasie zu vergnügen, sondern auch das Gemüth tiefer anzuregen, auf den denkenden, ernststrebenden, mit dem Leben kämpfenden Menschen zu wirken. So wandte sich Arnim zu den objectiven Kunstgestaltungen, zum Drama und besonders zur Erzählung; seine lyrischen Poesien, an welchen er reich ist, sind fast alle seinen Erzählungen einverwoben, und wenn Bettina's überschwänglichste Empfindungen und Ahnungen wie eine musikalische Phantasie fessellos dahinrauschen, ist Arnim bestrebt, die allerbesondersten, eigenthümlichsten Stimmungen und Gefühle in die strengere Form des Liedes, des Gedichts zu bringen, die leiseste, flüchtigste Empfindung zu verkörpern und festzubannen, dem Hauch und Seufzer des Gemüths Worte zu leihen. Die Vergleichung weiter auszuführen, müssen wir uns hier versagen; nur die Bemerkung finde noch hier eine Stelle: wenn Bettina eigentlich nur ihr eigenes Sein und Leben und ihre Gedanken und Empfindungen mittheilt, so fallen ihr gelegentlich treffliche objective Schilderungen ganz ungesucht von selbst zu, während es Arnim geschieht, daß sich in seine übrigens so reichen und verdienstvollen Schöpfungen, welche möglichst objectiv gehalten sein sollen und wollen, doch mitunter sein Ich, seine Subjectivität allzu sehr hineindrängt, wovon noch weiter die Rede sein wird. Endlich ist auch der Name des Herausgebers geeignet, für die Sammlung ein noch höheres Interesse zu erwecken. Die trefflichen Brüder Grimm haben in Erforschung und Würdigung der ältern deutschen Sprache und Literatur, des deutschen Glaubens und Lebens zum Theil neue Bahnen gebrochen und sich als Gelehrte Verdienste erworben, welche nicht auf die Schule und die Bibliothek beschränkt bleiben werden, oder geblieben sind, welche für die Sprache und Literatur unserer Nation, ja selbst für das Leben ihre Früchte tragen werden. Es muß die Theilnahme und das günstige Vorurtheil für die Schriften Arnim's verstärken, daß Einer dieser berühmten und verdienstvollen Förderer unserer ältern Nationalliteratur und echt deutscher Wissenschaft es ist, der die Herausgabe übernommen. Doch nicht blos der Freund ist es, welchem der Dichter schon im J. 1811 zusammen mit seinem Bruder Jakob eines seiner Bücher mit einem Gedicht zueignete und der nun diese Ehre mit einem Liebesdienst vergilt — es ist nicht blos der Freund, der die zerstreuten Werke und den Nachlaß des Freundes zusammenstellt und ordnet, es ist auch der Liebhaber und Pfleger einer wahrhaft deutschen, vaterländischen Sprache, Poesie, Literatur, Geistesbildung und Gesinnung, der die poetischen Schöpfungen eines höchst edeln, männlichen, echt deutschen Geistes mit der Empfehlung seines gediegenen, an den kräftigsten, keuschesten Dichtungen einer starken und gesunden Vorzeit geübten Urtheiles, mit seinem unbestochenen Lobe begleitet. Mit Wehmuth gedenkt er des zu früh geschiedenen Freundes, der immer „in voller Gesundheit, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, auf seiner Bahn gewandelt", und freut sich, Andern, denen er im Leben fremd geblieben, die Blüte einer reichbegabten Natur vorzuhalten. Er sagt:

Aus Arnim's Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem, unerkünsteltem Gefühl, wie aus reifer Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland durchdrungen. Sein Urtheil war fest, aber seine Gesinnung mild. Allem Parteiwesen fremd, hat er den Spaltungen der Zeit gegenüber die edelste Unabhängigkeit bewährt. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt; über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche, zur Abendröthe, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu preisen und auf den kommenden Tag zu hoffen. Seine Dichtergabe betrachtete er als eine Quelle, die in Lauterkeit aus der Brust ströme, der man einen ungehemmten Lauf gönnen müsse.

Dabei jedoch überschätzt W. Grimm seinen verstorbenen Freund nicht, er verschweigt nicht die Mängel seiner Poesie und will ihn nicht in eine höhere Ordnung von Dichtern erheben, als welcher er wirklich angehört. Er berührt die Ungleichheit, die nicht seltene Unangemessenheit von Gegenstand und Form, die Dunkelheit in seiner Poesie, aber er versichert: „Überall hat er die volle Wahrheit seiner Seele ausgesprochen, die er mit keiner Buhlerei nach Beifall befleckte."

Die vorliegenden Bände enthalten: „Novellen", zwei Bände, „Die Kronenwächter" in zwei Bänden, wovon der zweite noch zu erwarten ist; die „Schauspiele" und die „Gräfin Dolores" füllen je wieder zwei Bände. Noch sind zurück: „Ariel's Offenbarungen", „Die Gleichen", „Halle und Jerusalem", „Hallin's Liebeleben"*), „Landhausleben" und der „Wintergarten".

So unbestreitbar und treu wie nur irgend ein Dichter gehörte Achim von Arnim der romantischen Schule an, von welcher er einer der ausgezeichnetsten und fruchtbarsten Vertreter ist. Angeborene Stimmung und Neigung ebenso wie die Zeitverhältnisse zogen ihn zu dieser Schule hin. Geboren 1781, war er jung gerade in den Jahren, in welche die fröhlichste und glänzendste Schöpfungslust der Romantiker fällt, als deren Denkmal und Mittelpunkt man den „Musenalmanach" von 1802 betrachten kann. Die vielseitige, glänzende Phantasie und Ahnung aufregende Thätigkeit der Häupter dieser Schule mochte wol einen reichbegabten und beweglichen Jüngling

*) Da ein Auszug davon der „Gräfin Dolores" einverleibt ist, so wird dies wol aus der Sammlung wegbleiben.

mehr angezogen als die stillere, ernstere Thätigkeit, das weniger nach Effecten strebende Schaffen der gereiftern Dichter Goethe und Schiller, auch mochte sich mit den jüngern Dichtern leichter ein persönliches Verhältniß anknüpfen lassen. Jedenfalls sagte seiner Natur die romantische Richtung ganz besonders zu mit ihrer phantasievollen Ungebundenheit, mit ihrem Tiefsinn und ihrem Spiel, vorzüglich aber mit ihrer Richtung auf das Volksmäßige, das Deutsche, auf die Religion und auf das Mittelalter. Freilich, je mehr die Romantiker eine Schule ausmachten, desto mehr ist zu bedauern, daß so Viele, die zu ihnen gehörten, so wenig Schule und Zucht zeigten, und auch Arnim hätte gewiß gewonnen, wenn nicht die romantische Schule gar manche natürliche Eigenheit und Unart, die aus Bequemlichkeit oder Eigensinn entsprang, sonderbare Grillen, genialische Freiheiten, mystische Dunkelheiten, in welchen die Dichter selbst wol oft nur einen Sinn vermutheten, nachgesehen, oder gar als Vorzüge, als Zeichen der Originalität gebilligt hätte. Wenn dies ungezügelte Waltenlassen der Originalität — worein sich aber häufig Affectation mischt und nur eine falsche Manier erzeugt — für den psychologischen Kritiker interessant sein mag, indem es die Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen nach allen Seiten hin sich entwickeln, jede Laune und Idiosynkrasie sich gleichsam zum selbständigen Organismus ausbilden läßt: so muß der ästhetische Kritiker es doch tief beklagen, wenn hierdurch einem strengern, gleichförmig fortzubildenden und eine tiefere Originalität keineswegs unterdrückenden Charakter und Stil der Kunst Abbruch geschieht, wenn ihm die reichsten Talente entzogen werden. Dies auf Arnim angewendet — so ist er ohne Frage, für sich betrachtet, als poetisches Individuum, eine höchst ausgezeichnete und erfreuliche Erscheinung, eine Natur von ganz eigenem, scharfem Gepräge, von einem edeln Metall und Kern, ein Gemüth voll Fassung, Hoffnung und Begeisterung in einer verzagten, niedergedrückten, blassen Zeit, ein Mann, der an der Poesie festhielt, als die Prosa und Nüchternheit die Welt zu überschwemmen drohte. Faßt man aber seine Bedeutung für die deutsche Poesie und Literatur ins Auge, so muß man bedauern, daß er nicht tiefer in die Nation eingegriffen hat, aber man muß auch gestehen, daß der Grund hiervon in der Form und Eigenthümlichkeit seiner Schriften liegt. Um Größeres zu wirken, Classischeres zu schaffen, hätte er einer strengern Kunstform sich befleißigen, seine Gefühle und Gedanken zu größerer Klarheit herausarbeiten, sich von seiner Subjectivität, ohne den Kern seiner Gesinnung und Gefühle zu verletzen, mehr befreien müssen. Je nachdem man nun auf diesen oder jenen Standpunkt sich stellt, kann man über Arnim's Werke ein außerordentlich günstiges, oder aber ein vielfach tadelndes Urtheil fällen und beides mit triftigen Gründen belegen und unterstützen; eine billige und unparteiische Würdigung hat die Mitte zwischen den beiden Extremen zu suchen, sie darf sich durch die Einseitigkeiten der Schule und des Individuums nicht zu einer geringschätzenden Verwerfung hinreißen lassen, aber sie darf auch über den glänzenden und liebenswürdigen Vorzügen des Individuums nicht die Anfoderungen eines allgemein ansprechenden, im höchsten Sinne nationalen Stils und Charakters der Poesie aus den Augen setzen. Nur ein befangener Schul- und Sektengeist könnte Arnim den ersten Dichtern unsers Volks gleichstellen oder vorziehen, aber auch nur eine engherzige, pedantische Verblendung könnte seine Schöpfungen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt von mislungenen Versuchen, von Geschmacksverirrungen, durch falsche Theorien und Muster veranlaßt, betrachten wollen. Versuchen wir, Arnim nach unsern Kräften volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heinrich von England und seine Söhne. Eine alte Sage neu erzählt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr.

Heinrich von England und seine Söhne ist allerdings eine alte, bereits vielfach ausgebeutete Sage, oder Geschichte, wie man will; daß sie aber von der Verf. neu erzählt, oder bearbeitet wäre, müssen wir geradezu bestreiten. Wir sind sogar denselben Personen, denselben Verwickelungen und Verhältnissen in all ihren Einzelnheiten, Scenen und Verflechtungen, wie wir sie in dieser angeblich neu erzählten alten Sage gefunden haben, in einem weit ältern, gegenwärtig wol bereits längst vergessenen Romane „Walter von Montbarri" begegnet, und der Unterschied besteht lediglich darin, daß der Held hier „Walter von Montbarri" und bei unserer Verf. „Arthur von Montgomeri" heißt. Sollte etwa unsere Verf. jenen Roman, der, wo wir uns nicht irren, gleichfalls von einer weiblichen Feder herrührt, als Quelle bei ihrer neu erzählten alten Sage benutzt haben? Macht man übrigens keine Ansprüche auf tiefere psychologische Charakteristik der Personen, auf anschauliche Darstellung und Schilderung der Sitten und Verhältnisse jener Zeit, sowie der verschiedenen Schauplätze, auf denen die Geschichte abwechselnd spielt, so kann die leicht und anspruchslos gehaltene Erzählung genügen, und es läßt sich mindestens ihr nachrühmen: daß sie sich lesen läßt, wie viele tausend andere ähnliche Geschichten auch.

2. Die Gräfin von Choiseul-Praslin. Eine wahre Begebenheit aus der Zeit Ludwig's XV. von Paul Jacob. Aus dem Französischen von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir haben es offenbar einem bösen Sterne zu danken, daß wir es so häufig mit Übersetzungen elender Machwerke fremdländischer Zunge zu thun haben. Ein solches Machwerk ist nun auch die „Gräfin Choiseul-Praslin", dem der beigefügte Drucker: „aus dem Französischen übersetzt", schwerlich auf die Beine helfen kann, vollends wenn die Übersetzung so schlecht und schülerhaft ist als die vorliegende. Eine jämmerliche Geschichte! So jämmerlich und liederlich als die Zeit, der diese angeblich wahre Begebenheit angehören soll. Man verliert nichts dabei, wenn man sie nicht gelesen hat, gewinnt vielmehr die kostbare, unersetzliche Zeit, die man dabei auf eine unverantwortliche Weise verlieren würde.

3. Die Eroberung von Toulouse. Eine historische Novelle von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen übertragen. Leipzig, Binder. 1842. 8. 12 Ngr.

Wir haben der schlechten und erbärmlichen Geschichten und Novellen von deutschen Federn bereits zum Überfluß, und es wäre daher gar nicht nöthig gewesen, uns mit diesem erbärmlichen Machwerk des noch obendrein französischen Novellenfabrikanten Soulié bekannt zu machen. Zu beklagen ist, wer dazu

[illegible] gewesen, dies elende Dutzendstück zu übersetzen, seine Zeit und sein bischen Geist an ein solches Nichts zu vergeuden, und nicht minder zu beklagen ist, wer es zur Strafe seiner Sünden, wenn auch nicht hat lesen, so doch mindestens durchblättern müssen: denn hier wird er nicht einmal mit Hamlet sagen können: „Worte! Nichts als Worte!“ sondern: „Spreu! Nichts als leere Spreu!“ Schade nur um das verschwendete gute Papier und den verschwendeten guten Druck, denn das ist das einzige Gute an der ganzen sogenannten historischen Novelle des Herrn Soulié.

4. Liebe und Krieg, oder die Romantik des Soldatenlebens, von Eduard Quillinan. Aus dem Englischen übersetzt von Amalie Winter. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 3 Thlr.

Wieder eine Menge Papier und Druckerschwärze an die Übersetzung einer schlechten dreibändigen Geschichte verschwendet. Wie die Verschwörungen, geheimen Gesellschaften und sonstigen Abenteuerlichkeiten, die uns hier in reichlicher und bunter Menge von dem englischen Verf. aufgetischt werden, mit einer „Romantik des Soldatenlebens“ in Verbindung stehen, ist uns räthselhaft geblieben. Wir haben nichts von Romantischem in der ganzen Geschichte von Anfang bis zu Ende entdecken können; wol aber ist sie uns durch und durch als ein non plus ultra von Abgeschmacktheit und Langweiligkeit erschienen. Wohl Dem, der sie nicht zu lesen braucht. 21.

Eine englische Correspondenz über Berlin.

Das „Athenaeum“ enthält in einer seiner letzten Nummern eine recht interessante Correspondenz aus Berlin, welche sich besonders über die Aufführung der „Antigone“ ausspricht. Nachdem der Correspondent seine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für des Sophokles dramatischen Genius ausgedrückt hat, bemerkt er, daß ihm die Darsteller weit unter ihrer Aufgabe geblieben zu sein schienen, daß dies aber auch nicht anders sein könne. Madame Crelinger besitze offenbar eine große Praxis; ihre Attituden seien in der That oft bewunderswürdig gewesen, besonders in der Ruhe, und sie habe sich, je näher dem Schlusse, desto vollkommener gezeigt; aber es habe ihr doch etwas — er selbst wisse nicht was — gefehlt, um die verurtheilte Tochter eines gottgleichen königlichen Geschlechts, die sich unterwerfende und doch furchtlose Dienerin der Götter vollendet darzustellen. Die übrigen Darsteller scheinen ihm gar nicht in Betracht zu kommen. Von dem Chore, meint er, könne man nicht zu viel sagen; zuweilen sei der Gesang nicht vollkommen, aber doch im Ausdrucke stets gehalten, würdig, edel und schön gewesen, ganz gemacht, den Eindruck der mächtigen und ehrwürdigen Fabel hervorzubringen. Die mise en scène lasse sich gar nicht beschreiben, man müsse sie gesehen haben; einige Momente, besonders der Gesang an den Bacchus, wobei der Chor den Altar umkreise und seine Thyrsusstäbe schwinge, komme über Einen mit überwältigender Kraft und Feierlichkeit. Der Geschicklichkeit und Genialität, womit Mendelssohn seine Aufgabe löste, läßt der Correspondent vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, obgleich auch er mit vielen Andern der Meinung ist, daß sich die Musik zu selbständig hervordränge. Daß die Chöre gesungen und nicht gesprochen werden müßten, darüber, sagt er, sei kein Zweifel, wenn man die „Braut von Messina“, wie sie gewöhnlich dargestellt würde, gesehen hätte; das Zusammengewirr der Stimmen bringe selbst diese edeln und musikalischen Verse um ihren Reiz. Hiergegen bemerken wir, daß es doch nur einzelne Stellen und Schlußverse sind, welche der Chor mitsammen spricht, und da findet in der That ein sehr unharmonisches Gebrause und Gezische statt; aber dem größten Theile nach wird der Chor doch nur von den einzelnen Chorführern gesprochen, und wie z. B. der verstorbene Lemm die Aufgabe des Cajetan löste, machten diese mächtigen Rhythmen und Worte Schiller's einen intensivern und wenigstens nachhaltigern Eindruck als selbst die Musik: Mendelssohn's [illegible] hat der gewaltige [illegible] verschwindet.

Außerdem bemerkt der Correspondent noch, daß Jakob Grimm eine zweite Ausgabe seiner „Deutschen Mythologie“ vorbereite, und daß er, der Correspondent, neulich einige Fragmente aus der Autobiographie der beiden berühmten Brüder gelesen habe, die er in England bekannt machen wolle, damit man dort die Trefflichkeit, den Adel und die Einfachheit der beiden „literarischen Riesen“ kennen lerne, ihre rührende Familienliebe, ihr reines und erhabenes Gefühl für Natur, Vaterland, Freiheit und Humanität; es sei dies ein rührendes Abbild der besten Seite deutschen Lebens und Charakters. — Das Modell zu Rauch's Standbild Friedrich's des Großen erklärt er für ein Meisterwerk; Stellung, Ausdruck, selbst jene wunderbare Feinheit der Linien um den Mund seien vortrefflich. „Unser Fritz“ erscheine da, wie er lebte und sich bewegte, wie er blickte und zu Pferde saß; nichts sei hinzugefügt als ein Hermelinmantel, der in anmuthigen Falten über die eine Schulter herabhinge und die Trockenheit einer bekleidet dargestellten Figur mildere. Auch die liegende Figur des letztverstorbenen Königs, welche bestimmt sei, an der Seite der ebenfalls in Marmor gebildeten Königin Luise zu Charlottenburg zu ruhen, sei ein geniales Werk, der König liege da wie

— — a warrior taking his rest,
With his martial cloak around him.

Meisterhaft sei auch Rauch's Büste der Fürstin von Thurn und Taxis, welche, hiernach zu urtheilen, selbst die Königin Luise an Schönheit übertroffen habe, und eine liegende Statue der verstorbenen Königin von Hanover, der dritten Grazie in diesem herrlichen Trio. — Tieck, von seiner Krankheit wiederhergestellt, habe zwar seine Vorlesungen noch nicht wieder angefangen, aber sein Auge sei glänzend und seine Unterhaltung lebhaft.

Seltsam ist die Abschweifung, welche der Correspondent plötzlich von Berlin aus auf das Gebiet der schwedischen Literatur unternimmt, indem er sich auf eine Kritik der Romane der Frederike Bremer einläßt. Veranlassung hierzu gab ihm der Umstand, daß die Romane des Fräulein Bremer auch in das Englische übersetzt worden sind. Er lobt sie als eine Schriftstellerin von gesundem Menschenverstande, weiblichem Gefühl und Einsicht und trefflicher Schilderungsgabe, tadelt sie jedoch als eine sehr mittelmäßige Erzählerin, indem sie theils sehr geschwätzig, theils in der Erfindung so romantisch abenteuerlich erscheine, daß letztere Partien gegen das Hausbackene — der Correspondent bedient sich dieses deutschen Worts —, welches sich reichlich vorfinde, sehr seltsam abstächen. — Durch die Güte Waagen's, fährt er fort, sei er mit den neuen Erwerbungen für das Museum bekannt geworden; darunter sei besonders auszuzeichnen eine herrliche und kolossale Abnahme vom Kreuze, ein Werk des Sebastian del Piombo, nach einer Zeichnung von Michel Angelo. Interessanter noch seien die Sculpturen. Man müsse sich freuen, daß diese an der wälschen Küste gerettet worden. „Es ist trostreich“, sagt er, „zu sehen, daß England nicht das einzige Land ist, welches über sorglose und unkluge Consuln zu klagen hat. Der preußische Consul zu Livorno, welchem diese köstlichen Sachen anvertraut waren, hielt sie drei Wochen zurück und schiffte sie dann am Bord eines Fahrzeugs ein, dessen Capitain anerkanntermaßen ein schlechter Seemann war.“ 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1843.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden. Erster bis dritter und fünfter bis achter Band.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Bei Achim von Arnim finden sich gar manche, und zwar manche der schätzbarsten Eigenthümlichkeiten und Richtungen der romantischen Schule, in welcher sich so verschiedene, zum Theil schwer unter Einen Begriff zu vereinigende charakteristische Strebungen kundgaben. Die scheinbare oder wirkliche Ungleichartigkeit ihrer Tendenzen erklärt sich zum Theil daraus, daß die Häupter und Gründer derselben, so viel und geistreich sie theoretisirten und deducirten, doch häufig mit ihren Theoremen und Behauptungen erst hinter ihren Neigungen, Studien und productiven Stimmungen, welche wechselten, hinterdrein kamen und mehr von einzelnen Punkten als von allgemeinen Begriffen ausgingen, und dann das Einzelne und in seiner Art, in seiner Sphäre Wahre und Vortreffliche oft über Gebühr verallgemeinerten. Schön ist an den Romantikern ihr lebhaftes, tiefes Naturgefühl, dessen herrlichster, begeistertster Prophet L. Tieck war; dankenswerth ist ihr Verweisen und Dringen auf das Einfache, Natürliche, Naive im Menschen- und Volksleben, auf das Nationale und Vaterländische, ihr Bestreben, die deutsche Poesie und Literatur durch Eröffnung der Quellen und Schätze der alten, echten, einheimischen Sprache, Poesie, Geschichte, Sitte zu kräftigen und ihr eine ganz nationale Richtung zu geben, was auch durch die innigere Vermählung der Poesie mit der Religion bezweckt wurde; — ihre Vertheidigung und Erhebung der lebendigen, belebenden, individualisirenden Phantasie gegen die nüchterne, pedantische, engherzige, nivellirende Verständigkeit; und hinwiederum haben sie sich auch Verdienste erworben durch ihre belehrende, fördernde, fruchtbare Hinweisung auf die Literatur des Auslandes, auf Shakspeare, Cervantes, Calderon, durch die Kunst, mit welcher sie die deutsche Sprache in den schwierigsten, verwickeltsten Metern und Reimen mit den südlichen Sprachen wetteifern ließen; und auch durch ihre komischen, ironischen, humoristischen Schöpfungen und Versuche haben sie zur Bereicherung und Erweiterung eines in Deutschland wenig angebauten Feldes beigetragen. Was man bei so vielen Verdiensten und lobenswerthen Bestrebungen vermissen kann, ist hauptsächlich die, Einseitigkeiten und Launen ausschließende oder beschränkende künstlerische Besonnenheit und Mäßigung, der beharrliche, nachhaltige Ernst, an dessen Stelle man bei ihnen einen rasch auflodernden Enthusiasmus und einen genialen Übermuth findet, der doch hinter dem entschlossenen Muthe des ernsten Dichters im Erfolg weit zurückbleibt. Arnim schloß sich, wie gesagt, den schönsten und rühmlichsten dieser Richtungen und Bestrebungen mit Liebe und Eifer an; man findet bei ihm vorherrschend die Richtung auf das Nationale, das Deutsche, das tiefste, empfindlichste, zarteste Gemüth verbunden mit einer Phantasie, deren Kraft und Tugend nicht minder in der höchst lebendigen Veranschaulichung des Vergangenen und der Wirklichkeit, als in ganz freien und kecken Schöpfungen bewährt, die wärmste Liebe für ältere deutsche Geschichte, Sitte und Poesie, einen tief religiösen Sinn; und daneben auch eine überraschende Vertrautheit mit dem Leben und der Literatur fremder Nationen, ein ernstes Streben nach strengern Kunstformen in der Lyrik und den kecken, muthwilligen Humor der Romantiker. Der Humor aber ist ein gefährlicher und schwer zu behandelnder Dämon; nur den größten, gewaltigsten, sichersten Geistern ist es gegeben, ihn zu beherrschen und dann durch ihn die größten Wirkungen hervorzubringen; nur Solche vermögen ihn in ein wirkliches Kunstwerk aufzunehmen, ohne daß er es ihnen auseinandersprengt; Andere aber beherrscht der Dämon, den sie sich dienstbar machen wollen, reißt sie willenlos und halb bewußtlos mit sich fort und zerstört ihnen wenigstens jede Kunstform. Am meisten tritt der Humor in Arnim's dramatischen Arbeiten (Bd. 5 und 6; die größern Dramen fehlen noch in der Sammlung) hervor, mit deren Besprechung wir den Anfang machen.

L. Tieck mit seinen ironisch-polemischen und humoristischen dramatisirten Märchen im „Phantasus", mit dem „Octavian" und „Zerbino" war offenbar der Erwecker dieser Gattung; aber auch Goethe's „Jahrmarkt zu Plundersweiler" schlug zum Theil in diese Gattung ein, die sich daneben gewissermaßen an Shakspeare anlehnte. Arnim suchte ihr besonders ein nationales Gepräge aufzudrücken, theils durch die Wahl der Stoffe, theils durch die an die ältere deutsche Bühne erinnernde Form. Es sind im ganzen 11 Stücke, eine Posse, ein Schattenspiel, ein

Pickelheringsspiel, ein Hanswurstspiel, ein Puppenspiel, ein (komisches) Trauerspiel, ein (unbedeutendes) Nachspiel, ein heroisches Lustspiel (ganz und gar phantastisch), ein Schauspiel und ein Lustspiel, welche doch bis auf einen gewissen Grad dem festen Boden des wirklichen Lebens sich nähern, und ein größeres Drama, „eine Geschichte in vier Handlungen", mit einem leisen historischen Anflug. Unstreitig ist in diesen dramatischen Arbeiten eine Fülle von Humor, Witz, Geist, Phantasie und Gemüth enthalten, manche Charaktere sind sehr schön umrissen, oder durch einzelne Züge vortrefflich bezeichnet, und eine ungemeine Kraft, Lebendigkeit, Anschaulichkeit der Sprache hebt und veredelt oft das Gewöhnliche; aber wenn man mit Ergötzen und Lachen, mit Spannung und gelegentlich mit Rührung diese Bände durchlesen hat, bedauert man doch am Ende, daß so viel schöne und edle Kraft hier doch im Grunde an Possen und Tändeleien in einem übermüthigen Spiele verschwendet ist. Freilich war das Spielen mit den Gegenständen ein Fehler mancher Romantiker; die Ironie, von welcher sie so viel zu sagen wußten, brachte das mit sich; eine ungemeine, überlegene Kraft scheint sich darin auszusprechen, daß man von einem Stoffe sich nicht hinreißen läßt, daß man daraus macht, was man will, ihn in Scherz und in ein Nichts auflöst, als einen an sich nichtigen Träger der Kunst; aber höher steht doch gewiß der Ernst, der mit einem großen Gegenstande ringt und ihn am Ende ganz oder doch großentheils bewältigt; Kunst und Kraft, wenn sie wirklich echter Art und bedeutend sind, wachsen mit dem großen und würdigen Stoff, während sie sich an dem geringfügigen Gegenstand verzehren und verflüchtigen, jedenfalls keinen nachhaltig befriedigenden Eindruck hervorbringen. Die Schatten-, Hanswurst-, Pickelherings-, Puppenspiele und -Possen enthalten in der That köstliche Züge, echt komische Situationen, sie zeugen von einer äußerst glücklichen und fruchtbaren Erfindungs- oder Benützungsgabe; aber sie stehen in der jetzigen Zeit und Literatur, in der wirklichen Welt so gar fremd und unverständlich da; der harmlose Leser — denn aufführen kann man diese Sachen schwerlich — weiß oft gar nicht, Wer eigentlich verspottet, über Wen gelacht wird; und so weit sollte doch der Humor nicht potenzirt werden. Der Inhalt der Posse „Jann's erster Dienst" ist folgender: Der reiche, geizige Bauer Erdwurm jagt seinen faulen, tölpelhaften Sohn Jann fort, um sich anderswo Dienste zu suchen, unter den Wehklagen der Mutter um das dreißigjährige Kind. Jann findet sogleich Dienste bei dem Herrn des Dorfes, der an seinen plumpen, halb schlauen, halb tölpischen Reden und Späßen Gefallen findet; Jann wird sogleich von der Köchin, Jungfer Grethe, mit 11 Kindern, angeködert und muß sich mit ihr verloben. Birnen, die er dem Schwager seines Herrn bringen soll, frißt er selbst auf; dafür bekommt er, der nicht lesen kann, von Jenem eine schriftliche Anweisung auf eine Tracht Schläge, als gutes Trinkgeld. Er rühmt sich dessen gegen seinen Vater; dieser entreißt ihm die Anweisung, empfängt die Schläge, kommt heulend und scheltend zurück, Grethe kommt mit den 11 Kindern vom Schlosse gelaufen, wie der alte Erdwurm gerade dem Jann die empfangenen Schläge erstattet; sie kommen dem Jann zu Hülfe, überwältigen den Erdwurm und zwingen ihm seinen Segen ab, den er, mit Flüchen untermischt, ihnen gibt. In derselben Sphäre hält sich das Hanswurstspiel „Der wunderthätige Stein". Der mit gutem Grund auf seinen jungen Nachbar Wilhelm eifersüchtige alte Bauer Hans will einen Schwarzkünstler, der ins Dorf gekommen, wegen seiner häuslichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen. Wilhelm spielt die Rolle des Schwarzkünstlers mittels einer Vermummung; Hans bittet den vermeintlichen Teufelsmeister, ihm die Schelmengestalt des Wilhelm zu geben, damit er seine Frau auf die Probe stellen könne. Der begünstigte Nachbar gibt ihm einen Stein, der die Eigenschaft haben soll, ihm, wenn er ihn auf den Kopf legt, Wilhelm's Gestalt zu geben, und unterrichtet heimlich in aller Eile die Frau von der Rolle, die sie zu spielen hat. Der alte Hans versucht seine Frau, wird als Wilhelm von ihr derb und schnöde abgewiesen, ja geprügelt für seine Zudringlichkeit, in seiner eigenen Person aber, wenn er den Stein vom Kopf genommen, geliebkost und geschmeichelt, und nun freut er sich höchlich, durch den geringen Aufwand eines Goldstücks, das er dem Hexenmeister gegeben, die sichere Überzeugung von der Treue seiner Frau gewonnen zu haben. Manche komische Einfälle, derbe Witze und lustige Situationen kommen in diesen Possen vor, die freilich an sich keinen Werth, keine allgemeine Bedeutung haben und auch gar nicht ansprechen; es ist so rein nur um den komischen Effect, um das ungebundene Spiel der Laune zu thun, daß auch die sittlichen Verhältnisse, welche unserm Dichter in der That heilig sind, mit muthwilligem Leichtsinn behandelt werden. Dasselbe gilt von dem Schattenspiel „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies", wo ein Ritter von der runden Tafel dem stumpfsinnigen Kaiser vom Rhabarberlande seine Gemahlin entführt und ihm seinen Rath Kasper zusammenhaut. Das Stück ist in Versen geschrieben, mit einem satirisch-humoristischen Prolog, und polemisirt und ironisirt mitunter sehr ergötzlich gegen und über politische, philosophische und Humanitätsgrundsätze. Humor, Liebe, Poesie triumphiren über Pedanterei, Albernheit, Stumpfsinn und Langeweile. Im Pickelheringsspiel „Herr Hanrei und Maria vom langen Markte" will ein alter Geizhals ein junges Frauenzimmer heirathen, das sich anstellt, ganz Unschuld und Hingebung zu sein. Wie er kaum ihr den Rücken zukehrt, läßt sie sich mit einem bramarbasirenden Soldaten ein; der Alte stellt sich todt und erkennt mittels dieser List die Gesinnungen und Absichten seiner Braut, läßt sich aber doch wieder von ihr beschwatzen, bis sein von ihm verstoßener Sohn Peter zurückkommt und durch ein sonderbares Ungefähr die Braut heimführt, mit der er schon früher sehr vertraut gewesen. Das Hauptmotiv, der alte, geizige, verliebte und betrogene Hanrei, ist allerdings nicht neu. In dem Puppenspiel „Die Appelmänner" bedauert man beinahe den großen Aufwand

von schönen, kräftigen, ergreifenden Empfindungen und Gedanken für ein so seltsames, mitunter läppisches Thema. Der Dichter wollte darin „manchen scheinbaren Widerspruch in dem Gemüthe der Menschen zu einer wohlthuenden, befriedigenden Einheit bringen". Schwerlich aber wird Jemand in dem zwar reich ausgestatteten, doch tollen Puppenspiel einem solchen tiefern Sinne nachspüren. Nicht viel minder unwahrscheinlich und märchenhaft, aber doch ergötzlicher, von einem reinern Eindrucke begleitet ist die „Capitulation von Oggersheim", wo der fast allein in der von den Spaniern bedrohten Stadt zurückgebliebene Stadtschäfer mit Hülfe seines Weibes und seines Knaben die anrückenden Spanier täuscht und mit ihrem General Corduba eine sehr günstige Capitulation mittels sinnreicher Listen und Schlauheiten abschließt. Der einrückende General erkennt in des Schäfers Weib seine Tochter, und sein Sohn, welchem der Schäfer das Leben gerettet, hat dessen Schwester zu seiner Braut erwählt. So wunderlich Alles ist, so hat doch die Gestalt des Schäfers Warsch eine ansprechende, innere Wahrheit; er veranschaulicht recht schön, wie die Zeit der Gefahr und Noth den in einer anspruchslosen, aber gesunden und kräftigen Seele schlummernden Heldenmuth, Geistesgegenwart und Klugheit erwecken kann, wie da die Wahrheit und das Wesen über den conventionnellen Schein den Sieg davonträgt. Das bedeutendste Stück ist das vieractige Drama „Der Auerhahn". Der Landgraf Heinrich der Eiserne von Thüringen kommt nach dem Tode seines Vaters, mit dem er in Unfrieden gelebt, auf das Schloß Marburg, wo derselbe gestorben. Er trifft daselbst die jüngern, unehelichen Söhne seines Vaters, Ottnit, Franz und Albert, die er sehr barsch und grob anläßt und ihnen seinen Widerwillen nicht verhehlt. Mit Entrüstung vernimmt er den letzten Willen seines Vaters, wornach nicht nur die unehelichen Söhne reichlich ausgestattet werden sollen, sondern der auch verfügt hat, daß des Landgrafen eigene Söhne die ihnen nach ihrer Geburt zukommenden Bestimmungen vertauschen, der ältere, Heinrich, sich dem geistlichen Leben widmen, der jüngere, Otto, aber Erbe der Herrschaft werden solle. Auch hat der Todte seines Sohnes Tochter Jutta dem Ottnit zur Gattin zugedacht. Der eiserne Heinrich tobt und wüthet; seinen Sohn Otto schickt er nach Köln, um ein Geistlicher zu werden, den zarten, frommen, kranken Heinrich schilt er, entreißt ihn seinem lieben frommen Berufe, und wie er seiner Schwester Jutta sein geistliches Gewand überläßt, in das sie sich hüllt, um den Vater zu täuschen, haut er mit dem Schwert auf ihn im Zorn ein, sodaß der Sohn an der Wunde bald stirbt. Auf die Bitte des Sterbenden jedoch verschweigt der Kanzler dem Vater, daß er der Urheber von seines Sohnes Tode ist. Jutta entflieht, um nicht von ihrem Vater zur Ehe mit seinem Neffen Günther gezwungen zu werden. Sie trifft in ihrer geistlichen Verkleidung mit dem wilden Otto zusammen und sie schiffen den Rhein hinab, nach Kleve, wo Otto (der Schütz), ohne seinen hohen Stand zu erkennen zu geben, in einem Armbrustschießen Sieger wird, die Gunst des Hubertus von Kleve und die Liebe seiner Tochter Elisabeth gewinnt. Elisabeth und Jutta werden Freundinnen und legen sich miteinander, in ihren Kleidern, schlafen. Otto belauert sie, glaubt Elisabeth sich untreu, weil er Jutta noch immer für einen Mann hält und will Beide ermorden; durch Ottnit und Günther, die ihm nachgeschlichen, wird er abgehalten. Diese folgen nämlich dem Landgrafen, welcher seinen Sohn Otto zu suchen ausgezogen ist. Aber Elisabeth, im Schrecken, gelobt sich der heiligen Jungfrau und bleibt bei ihrem Gelübde, welches eigentlich schon ihre Mutter bei ihrer Geburt abgelegt hat. Otto geräth außer sich, faßt und ergibt sich dann, aber, von seinem Vater aufgestiftet, will er doch noch einen Versuch machen, seine Braut dem Kloster wieder zu entführen. In finsterer Nacht begegnet er vor dem Kloster seinem Vater, der soeben seinen Kanzler aus Zorn und Mistrauen getödtet hat, und Beide, einander nicht erkennend, tödten sich im Zweikampf. Ottnit, der Jutta's Gatte wird, erbt die Herrschaft; sein Vater hat seine Mutter heimlich sich trauen lassen und er ist vom Kaiser legitimirt. Der Wille des eisernen Landgrafen bricht sich an dem Willen des Schicksals, des Himmels. Seinen Titel hat das Stück davon, daß der Sage nach die Seele des Ahnherrn der Fürsten von Thüringen in eines Auerhahns Leib sollte übergegangen sein, und so lange dieser Vogel lebte, sollte das Haus der Fürsten bestehen. Am Anfange des Stücks aber hat Ottnit einen Auerhahn geschossen und etliche Federn davon Jutta geschenkt. Dieser Zug rückt auch dies Drama ganz in den Kreis des Phantastischen und Abenteuerlichen, dem es freilich sonst schon durch die ganze Art der Composition angehört, obwol hin und wieder eine tiefere Charakterzeichnung unverkennbar ist. Der eiserne Landgraf z. B. ist glücklich, wenn auch nicht ganz originell, angelegt, aber Skizzenhaftes und Caricirtes mischt sich dann immer wieder herein und läßt kaum ein tieferes, ruhiges Gefühl, einen festen und bestimmten Eindruck aufkommen. Auch der wilde Otto, der sanfte Heinrich, der edle Ottnit, der besonnene Günther, die kecke Jutta, die schwärmerische Elisabeth sind Gestalten, die einer besonnenern Ausführung wol werth gewesen wären. Aber es scheint beinahe, als habe der Dichter absichtlich in seiner Darstellung die rohe Einfachheit neben der ungebändigten Leidenschaftlichkeit und der Gemüthstiefe des Zeitalters, in welches er sein Drama verlegt, sich abspiegeln lassen wollen. Das Stück ist zwar in Prosa geschrieben, aber so, daß sich mit leichtester Mühe die metrische Form herstellen ließe.

Mit beharrlicherm Eifer und wol auch mit entschiedenerm Beruf als dem Drama widmete sich Arnim der Erzählung im weitesten Umfang. Das Gebiet der Erzählung ist ein sehr großes, und wenn sie allerdings in manchen Gattungen mit der nüchternsten Prosa zusammengrenzt und sich in der alltäglichsten Wirklichkeit verliert, und das selbst in Werken, denen es weder an Verdienst in mancher andern Beziehung, noch auch an Beifall fehlt — so muß man doch anerkennen, daß es auch

solche Gattungen gibt, welche entweder durch die Bedeutung der in ihnen veranschaulichten Idee, oder aber durch die kunst- und phantasievolle Behandlung und Darstellung der Poesie nahe gerückt werden, obwol sie durch ihre Form von ihr geschieden sind. Und zwar ist hiermit keineswegs nur, oder vorzugsweise, das Märchen gemeint, sondern solche Erzählungen, deren Factisches höchst natürlich sein mag. Ob überhaupt die ganze Gattung der Erzählung aus einer Entartung der Poesie stamme, bleibe hier dahingestellt. Genug, bei allen gebildeten modernen Nationen (bei den Griechen allerdings erst in den spätern Zeiten der sinkenden Literatur) finden wir Erzähler, deren Ruhm zum Theil mit dem von großen Dichtern wetteifert, wie Boccaccio, Cervantes; und gewiß gibt es eine Linie, wie schwer sie auch zu ziehen sein möchte, welche die Erzählung (Roman, Novelle oder wie sie heiße) von wirklichem poetischen Sinn und Werth scheidet von den entweder nur auf Unterhaltung und Vertreibung der Langeweile berechneten, oder den geistreichen und lehrhaften, bei welchen die Form der Erzählung mehr zufällig und willkürlich ist. Daß auch diese beiden letzten Arten von unendlich verschiedenem Werth sein können und sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Gattung der blos unterhaltenden Erzähler, ohne Ansprüche auf Poesie, gehört die große Mehrzahl der modernen Roman- und Novellenschriftsteller Europas an. Zu den lehrhaften und geistreichen Erzählern kann man mehre moderne Engländer rechnen; von Franzosen Fénélon und St.-Pierre; in Deutschland die Verf. von philosophischen, Künstler- und religiösen Romanen, Nicolai, Wieland, Hippel, Jung-Stilling, Klinger; in die Sphäre der Poesie haben sich als Erzähler unter den Deutschen, mehr oder minder, erhoben: Goethe, Jean Paul, L. Tieck, Novalis, Heinrich von Kleist (in einigen Stücken wol auch Callot-Hoffmann), Steffens und ganz gewiß auch Achim von Arnim. Es ist eben angedeutet worden, daß man zwischen zwei Arten der auf Poesie Anspruch machenden Erzählung unterscheiden könne; die eine wäre die, wo eine bedeutende philosophische oder geschichtliche Idee mit poetischer Freiheit und künstlerischem Sinne in einer erzählenden Darstellung veranschaulicht, aber nicht lehrhaft erörtert würde, die andere diejenige, worin ein merkwürdiges, durch Neuheit und Seltsamkeit Interesse erregendes Factum, sei es nun ein mehr äußerlich-historisches, oder ein innerlich-psychologisches, aufgefaßt und durch die lebhafte Hineinzeichnung eines von irgend einer Seite wunderbaren Ereignisses in die gewohnte Alltäglichkeit der poetische Sinn angeregt wird. Dies, scheint uns, könnte als Unterscheidung des Romans und der Novelle gelten, und es wäre damit zugleich auch die Wirkungsweise beider angedeutet; der Roman wirkt mehr ideell auf den ganzen Menschen, jedoch mittels der Phantasie, die Novelle mehr materiell und zunächst nur auf die Einbildungskraft. Der Roman will und soll die Welt abspiegeln und daher ein befriedigendes, abgeschlossenes Ganze sein; die Novelle will nur ein interessantes Einzelne herausgreifen und ein befriedigender Abschluß ist für sie weniger unerläßlich. Worin sich die Novelle von poetischem Verdienst von der nur unterhaltenden Erzählung unterscheide, dies ist schwer durch allgemeine Sätze zu bestimmen; wir sind versucht, als ein Hauptunterscheidungsmerkmal das Vorwiegen der Objectivität oder der Subjectivität zu nennen, und erklären dies näher so: die Novelle, ihrem Namen nach ursprünglich eine Neuigkeit, eine frappante Begebenheit, und zwar aus der Wirklichkeit, aus dem Leben, schließt sich mehr an die Geschichte an; sie sucht auf das gelegentliche Wunderbare, Poetische im Leben, im Lauf der Welt, in der Begegnung und Verkettung der Leidenschaften hinzuweisen und durch den Contrast der überraschenden Neuheit mit der anschaulichsten Wirklichkeit einen Effect hervorzubringen, auf den die Schicksale der Menschen und die Welt bewegenden Geist als auf einen poetischen hinzudeuten und die Person und Zuthat des Verf. tritt in den Hintergrund zurück; die Novelle berichtet Wirkliches, für das sie Glauben verlangt, oder wenn sie erfunden ist, so besteht ihr Verdienst darin, daß sie das Erfundene zur Anschaulichkeit des Wirklichen erhebe. Die unterhaltende Erzählung ist näher dem Märchen verwandt, und wie dieses geht sie darauf aus, der Einbildungskraft und dem Verstande nur überhaupt eine Nahrung zu geben; gegen die Wirklichkeit der erzählten Thatsachen ist sie gleichgültiger, ja die Erfindung gilt gerade für ein großes Verdienst des Erzählers, der sich wenig Mühe gibt, gewöhnlich auch nicht das Talent besitzt, durch sehr scharfe und anschauliche Zeichnung der Wirklichkeit, durch überraschende Localfarben und Töne eine wirkliche Illusion hervorzubringen. Die Bestätigung obiger Auffassung der Novelle finden wir z. B. in der Sammlung von Bülow „Das Novellenbuch", aus den novellistischen Schätzen aller Nationen, bei Boccaccio, Cervantes, und unter den neuesten deutschen besonders bei Goethe in einigen kleinern Erzählungen, und bei Heinrich von Kleist (weniger bei Tieck, der oft seinem dialektischen Geiste zu viel die Zügel schießen läßt), und nach diesen Mustern hat sich wol auch Arnim gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In einer der letzten von der Geographischen Gesellschaft zu Paris gehaltenen Sitzungen übergab Ferdinand Denis, einer der Conservatoren an der Bibliothek Ste.-Geneviève, der Gesellschaft die Büste des Dom Heinrich, Infanten von Portugal, zugenannt der Seefahrer. Diese Büste, von J. Dug ausgeführt, ist von genauer Portraitähnlichkeit, indem sie nach einem authentischen Portrait copirt ist, welches sich in einem köstlichen Manuscript der königlichen Bibliothek zu Paris befindet. Dies Manuscript enthält die Geschichte der Eroberung von Guinea, geschrieben von Gomez Eanez de Azuram, erstem Archivar des Königreichs Portugal. Verfaßt wurde sie im J. 1453 auf Befehl Alfons' V., des Afrikaners. Bis zum J. 1703 befand sich das Manuscript in spanischem Besitze, später betrachtete man es als verloren, bis gegen Ende des J. 1838 Ferdinand Denis es in der königlichen Bibliothek zu Paris wieder auffand.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1843.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden. Erster bis dritter und fünfter bis achter Band.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Von den bis jetzt erschienenen kleinern Novellen Arnim's fallen jedoch einige nicht ganz in die hier charakterisirte Gattung und sind mit märchenhaften, phantastischen Elementen, nicht eben zu ihrem Vortheil, wie uns dünkt, versetzt. Dahin gehören „Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien", ein in den Zeiten der französischen Revolution spielendes Märchen, das ganz natürlich und vernünftig beginnt, aber in den tollsten Spuk ausläuft, der doch mit dem Ernst und der Rührung des Inhalts sich nicht gut verträgt. „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber" heißt ein Sittengemälde und hat in der That eine Menge anziehender, überraschender und gemüthlicher Züge aus dem Leben sowie auch eine tüchtige und gesunde Moral; aber auch hier mischt sich ein phantastisches, wunderhaftes Element ein, das ganz unbeschadet dem Ganzen, hätte wegbleiben können. „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott" ist nicht gerade märchen- und spukhaft, aber humoristisch-phantastisch und ironisch; der Dichter macht sich lustig über das selbstgeschaffene, nur in der Einbildung und in der Übersättigung bestehende Unglück großer Herren, welchem in dieser Erzählung der lustige Sänger Halbgott, ein Bruder des Fürsten, ein fröhliches Ende macht. Ganz durchdrungen von dem phantastisch-märchenhaften Element ist die größere Erzählung „Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe". Diese Isabella ist die schöne, unschuldige Tochter des wegen falscher Beschuldigung eines Diebstahls gehängten Zigeunerfürsten Michael, welcher sein Volk in seine Heimat, nach Ägypten zurückführen sollen. Einer Weissagung zufolge soll ein Sohn Bella's und des künftigen Beherrschers des größten Theils von Europa, Karl's V., der Beherrscher der Zigeuner sein. In tiefer Unschuld, theils durch zufällige Verkettung von Umständen, theils durch die absichtlichen Berechnungen Anderer wird Bella mit dem jungen Fürsten bekannt und eine innige Liebe verbindet die Herzen Beider, und arglos folgt Bella der Weissagung und dem süßen Triebe der Natur; aber bald werden sie durch Misverständnisse sowie durch zauberhaften Spuk getrennt; Karl, zur Herrschaft berufen, reißt sein Herz von der Geliebten los und diese zieht an der Spitze ihres Volks, mit reinem Gewissen und mit einer frohen Hoffnung, in ihre Heimat, wo sie, des ehemaligen Geliebten mit Wehmuth, doch ohne Reue gedenkend, als Königin hochverehrt lebt und stirbt. Die ausschweifendsten Spukgeschichten, Märchen und abergläubischen Sagen von Alraunen, Golems (belebten Bildern), Bärenhäutern u. s. w. sind hier eingeflochten, sodaß Einem schwindlich und wüst darüber im Kopfe wird; aber das Geheimniß- und Ahnungsvolle, das Phantastische und Schauerliche, was in dem Leben, den Schicksalen, dem Glauben, den Überlieferungen und Sitten des merkwürdigen Volks der Zigeuner liegt, ist mit außerordentlichem Talent und Glück benutzt und dargestellt. Wahrhaft tragisch ist der Contrast des Titels und der Würde von Michael und Bella, die von den Ihrigen als Fürsten verehrt werden, mit ihrem Schicksale und ihrer Behandlung unter Fremden. Die Unschuld, die hohe Reinheit Bella's, ihre tiefe, innige Liebe, ihre gewaltige Naturkraft machen sie zu einer höchst rührenden Gestalt und die merkwürdigen spätern Geschicke Kaiser Karl's V. werden von diesem Märchen aus mit einem ganz eigenthümlichen Lichte beleuchtet. Die lebendigste Anschaulichkeit, die energischste und dabei doch zarte Färbung zeichnet die nicht geradezu märchenhaften Theile dieser Erzählung aus. Ganz im Ton der Novelle gehalten sind: die „Ehenschmiede", „Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings" und „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratenneau". Die erste Erzählung ist allerdings noch etwas excentrisch und abenteuerlich, allzu bunt und überladen und erinnert etwas an Callot-Hoffmann, doch herrscht neben dem allzu ausschweifenden Humor eine wirklich ergötzliche Laune. Der Verf. findet sich auf englisch-schottischem Boden so gut zu Hause wie auf deutschem. In der zweiten Erzählung ist eine recht gut erfundene und spannende Geschichte sehr artig vorgetragen, und der Charakter des Hofmeisters ist ebenso originell als anziehend — ein echter Novellencharakter. Nicht minder trefflich ist der tolle Invalide, der, in Folge einer Verwundung am Kopfe, die er früher in Deutschland erhalten und von welcher

er durch die Pflege eines deutschen Mädchens genesen ist, das er sodann geheirathet, wahnsinnig geworden, von dem Fort aus, wohin er als Feuerwerker geschickt ist, die ganze Stadt Marseille bedroht und ängstigt, bis sein treues Weib mit seinem Kinde es wagt, dem Wüthenden entgegenzutreten und den Sieg über den bösen Dämon davonträgt. „Gnade löst den Fluch der Sünde, Liebe treibt den Teufel aus", schließt diese Erzählung. Der französische Nationalcharakter ist hier und in der vorhergenannten Novelle recht glücklich und anziehend geschildert. „Die Majoratsherren" ist eine höchst wunderliche Erzählung. Ein sehr reicher, krankhaft verstimmter Majoratsherr kommt, um sein prächtiges, reiches Haus zu übernehmen. Er faßt eine Neigung für eine ihm gegenüberwohnende wunderschöne Jüdin, Esther, die von ihrer Stiefmutter zu Tode geplagt, am Tage ihrer Hochzeit mit einem armen Juden stirbt; der Schmerz, oder das Trinken aus einem Glase Wasser, das bei der Sterbenden gestanden und in welchem der Todesengel sein Schwert abgewischt haben soll, tödtet den Majoratsherrn. Sein Erbe wird ein blutarmer, alter Lieutenant, der einer alten Hofdame nunmehr seine Hand reicht, welcher er den Geliebten vor Zeiten im Duell getödtet. Aber beide leben aufs elendeste miteinander; nach ihrem Tode, unter der Franzosenherrschaft, kauft die böse Stiefmutter Vasthi das Haus und legt darin eine Salmiakfabrik an; so „trat der Credit an die Stelle des Lehnrechts". Interessant ist die Schilderung mancher Sitten, Bräuche und Meinungen der Juden. „Owen Tudor" führt diesen Namen von einer eingeflochtenen Episode, welche, weil ziemlich märchenhaft, weniger spannt als die Erzählung, welche den Rahmen bildet und deren Räthsel eigentlich nicht gelöst wird. „Angelica und Cosmus" hat uns am wenigsten angesprochen; es ist das Wiederfinden einer Mutter und ihres Sohnes, die vor vielen Jahren getrennt worden sind, da Letzterer das Kind eines ersten Gatten ist, mit welchem jene heimlich vermählt gewesen. Die Eifersucht des zweiten Gatten hat kaum einmal eine Begegnung erlaubt, bei welcher der Jüngling, in thörichtem Wahne, die zärtliche Liebe der Mutter ganz falsch gedeutet hat. Dies ist störend für das Gefühl. Auch sonst ist diese Erzählung wunderlich und ungleich.

Noch sind die zwei großen Erzählungen, die „Gräfin Dolores" und die „Kronenwächter" übrig, in welchen Arnim seine ganze reiche Kraft zusammengedrängt zu haben scheint. Diese umfassenden Werke nähern sich ziemlich dem Roman, wie ihn Jean Paul behandelt hat, verbinden aber den Ton seiner ernsten und seiner humoristischen Romane, des „Hesperus" und „Titan" auf der einen, des „Siebenkäs" und der „Flegeljahre" auf der andern Seite und neigen, statt zum Sentimentalen, mehr zum Phantastischen hin. Überhaupt läßt sich Arnim als Vermittler zwischen den Romantikern und Jean Paul ansehen, welcher doch bekanntlich dieser Schule nicht hold war, so Manches er mit ihr gemein hatte. An Berühmtheit können sich die genannten Werke von Arnim entfernt nicht mit denen von Jean Paul messen, und auch nicht an Popularität, obgleich es, fürchten wir, in neuern Zeiten Viele gab, die Jean Paul priesen und über ihn urtheilten, ohne seine größern Werke auch nur recht zu kennen, da deren Lecture schon eine größere Hingebung erfodert, als Manche ihnen zu widmen geneigt sein mögen. Dies Urtheil der Nation wird wol seinen Grund, es wird Recht haben; indeß fällt eine Vergleichung beider Autoren nicht in allen Stücken zum Nachtheil Arnim's aus. Rühmen darf man an Arnim die im Ganzen kernigtere, gediegenere, charaktervollere Sprache, gegenüber von Jean Paul's Sprüngen, Ausrufungen und geflissentlichen Unarten, das treuere Anschließen an das Positive und Wirkliche in Sitte, Geschichte, Religion, seinen Reichthum an Anschauungen aus dem Leben, während Jean Paul so unendlich viele Anspielungen und Notizen aus der Schule, aus allen ersinnlichen Wissenschaften herbeiholt; seine vertrautere Bekanntschaft mit den höhern Sphären der Gesellschaft, während er doch auch eine bewundernswerthe Kenntniß der Art und Sitten der niedersten Stände überall an den Tag legt, und endlich auch das Hinstreben seiner Erzählungen zur wirklichen Poesie, in welche sie gelegentlich, wie von einer unüberwindlichen Macht getrieben, übergehen. Gar manche Gedichte sind diesen größern, wie auch den kleinern Erzählungen einverwebt, als integrirende Bestandtheile, und sie sind theilweise von unbestreitbarem Verdienst durch Eigenthümlichkeit der Form und des Inhalts, durch die glückliche Kühnheit, womit sie, was für die Poesie zu fern oder zu nahe scheinen könnte, ergreifen und bewältigen, durch Tiefsinn und Zartheit nicht selten mit den schönsten Liedern von Tieck und Novalis wetteifernd. Aber häufig sind sie auch dunkel, unklar, mystisch, erscheinen wie ein den Leser neckendes und äffendes Spiel und führen wie in eine Sackgasse wunderlicher Gedanken und Empfindungen. Dieser poetische Hauch über und in Arnim's Erzählungen erklärt vielleicht, obwol in einer Hinsicht ein Vorzug, mit die geringere Gunst, die sie beim Publicum gefunden, denn viele behagliche Leser scheuen, wenn sie zum höchsten Genusse mit fast passivem Geist darauf loslesen, in einem Roman Verse, wenn sie nicht kurz sind wie auf einem Albumblatt, und klar wie Wasser, ärger als „der Teufel den Weihrauch" und geben eine so störende und anstrengende Lecture lieber auf. Diese Trägheit ist nicht löblich; aber auch wer davon frei ist, kann sich leicht stoßen an der Vermischung der Poesie mit der Prosa, weil sie etwas Zwitterhaftes an sich hat, zumal wenn die Poesie allzu oft, wenn sie sich am angemessensten Orte, einen Ruhe- oder Culminationspunkt bildend, oder sonst befriedigend motivirt, eintritt, zumal aber wenn sie nicht vollkommen klar und mit dem Ganzen harmonisch ist, wie z. B. bei Cervantes, oder in Goethe's „Wilhelm Meister". Die vorwiegende poetisch-phantastische Composition überhaupt bei Arnim sagt einem größern Publicum weniger zu als der elegisch-gemüthliche Charakter von Jean Paul's ernsten Werken. Jean Paul wendet sich zunächst an das gewöhnliche, allgemein-menschliche (vielleicht richtiger: an das deutsch-gemüthliche)

Bewußtsein, daß er dann allmälig, oft auch mit ra-schen, gewaltsamen Sprüngen und Übergängen, in einen Wirbel von süßen, schmerzlichen, erhebenden, schwärmerischen, träumerischen und schmelzenden Gefühlen und Ideen hineinreißt, doch immer wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückversetzt. So seltsam nun auch die Einführungen und Einkleidungen bei ihm sind, so wunderlich seine humoristischen Abschweifungen, so überschwänglich seine Entzückungen, so unberechenbar seine Launen, so bunt und regelbar seine Darstellung durch alle denkbaren Bilder, Vergleichungen, Anspielungen: ist doch das eigentliche Gewebe seiner Fabel einfach, plan, das gewöhnliche Bewußtsein ansprechend; meist ist es die Geschichte der Erziehung, der Bildung, der Liebe und Leiden von Jünglingen und Mädchen, wie alle gefühlvollere Jünglinge und Jungfrauen, unter veränderten äußern Verhältnissen, sein zu können glauben oder wünschen. Aber dies allgemein Menschliche (was wenigstens uns dafür gilt) in Gefühlen, Ahnungen, Gedanken, Strebungen und Leidenschaften hat Jean Paul mit bewunderungswürdiger Tiefe und Wärme dargestellt, er ist Unzähligen der beredte, begeisterte Deuter ihrer nur halb bewußten Empfindungen geworden, und das Feuer des tieffühlenden Autors verbindet sich mit der Glut jugendlicher Gemüther, die er in dem Paradies ihres eigenen Herzens erst recht einheimisch macht. Die allgemeine Menschennatur (innerhalb einer gewissen Bildungssphäre) hat er vortrefflich erkannt und geschildert, und wenn er als Philosoph tiefe und allgemeine Wahrheiten über sie aussprach, war er dabei auch Dichter genug, um einzelne Charaktere individuell genug schildern, sie mit eigenthümlichen Zügen ausstatten zu können. Arnim ist weniger Philosoph, weniger aufs Allgemeine gerichtet, das Individuelle zieht seinen poetischen Geist mehr an und es treten daher bei ihm bestimmte Ideen weniger klar hervor, sie sind wenigstens nicht so allgemein ansprechend wie bei Jean Paul. Die Anlage seiner Werke ist minder klar, man verliert eher den Faden, man wird von der Fülle von Gestalten und Gedanken, welche sich ohne die gehörige Entwickelung und Unterordnung unter einen übersichtlichen Plan herandrängen, beinahe erdrückt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein St.-Johannis-Tag in dem Pyrenäen-Departement des Arriège.

Der St.-Johannistag ist in den Departements des mittäglichen Frankreichs ein Fest, in welchem die Gebräuche des grauen Heidenthums den Gewohnheiten der christlichen Ära die Hand reichen; die Macht der Tradition ist hier nicht nur stärker gewesen als der Wechsel der Zeiten, sondern, was mehr ist, sie hat den durch abweichende Religionsmeinungen erzeugten Haß der Völker überwunden, und die Flammen, welche am 24. Juni in Frankreich von allen Plätzen der Dörfer und Städte zwischen dem Ocean und der Rhone zum Himmel emporlodern, sind nach der Versicherung St.-Bernhard's eine Überlieferung der Sarazenen und Türken. Court de Gebelin bestätigt die Meinung jenes Helden des Evangeliums, indem er behauptet, daß die von den Orientalen zu Bezeichnung ihres Jahresanfangs um die Zeit des Solstitiums angezündeten heiligen Feuer in die Johannisfeuer der Christen übergegangen seien. Mehr aber noch, als die Angabe jener beiden Gewährsmänner, welche vielleicht für den erwähnten Ursprung der Johannisfeier bei den Christen den Umstand, daß gerade die Bewohner der am längsten der Maurenherrschaft verfallen gebliebenen Provinzen des südlichen Frankreichs die größte Anhänglichkeit für die Flammen des 24. Juni zeigen. Der täglich mehr zunehmende Holzmangel wird in der Nacht St.-Jean vergessen und wenige Tage nach dem Feste schon sieht man in allen Pyrenäendörfern den Baum wieder erstehen, welcher verheißungsvoll der nächsten Festlichkeit entgegenharrt und um welchen sich demnächst ein großer Scheiterhaufen aufthürmen soll. Dieser Baum ist gewissermaßen die Panierfahne des Orts, der Ausdruck der allgemeinen Sympathie; um ihn reihen sich von Allen getheilte Wünsche und Hoffnungen für das nächste Jahr, an ihn schließt sich die Verschiedenheit der Formen an, welche die Sitte der Örtlichkeit seit Jahrhunderten für das Fest geheiligt hat. Hier ziehen Jung und Alt in Procession mit frommen Gesängen der Brandstätte zu, welcher das Segen des Priesters und die Gebete der Anwesenden eine höhere Weihe geben, und die vom Feuer nur halb verzehrten Reste des Holzes werden als wunderthätige Reliquien sorgsam gesammelt und am häuslichen Herde aufbewahrt; dort wieder vereinigt sich, weniger devot und der ungebundenen Fröhlichkeit ergeben, die Bevölkerung in ungeregelten Fluten um das heilige Feuer; Männer und Frauen wirbeln in bunter Reihe und, indem sie sich zum Kreise die Hände geben, jubelnd um die prasselnden Flammen; hier werfen sich junge Bursche und Mädchen Kränze und und ins Kreuz gebundene Blumensträuße zu und sagen sich so ohne Worte eine bis dahin verschwiegen gebliebene Zuneigung; dort springen die Gewandtesten über die hochaufschlagenden Flammen, die weniger Kühnen über die bereits der Asche verfallende Kohlenglut und glauben, daß der Sprung sie während des Jahrs vor mancherlei Krankheiten schütze; dort wieder wird die noch glühende Asche in alle Winde zerstreut, damit gleich-r das lauernde Unglück zerstreut sei.

Auch in St.-Girons, einem Städtchen des Pyrenäen-Departements Arriège, wo ich einen Theil des Sommers 1842 zubrachte, hatte ein riesiger Scheiterhaufen die ganze Einwohnerschaft um sich versammelt. Der jüngst verheirathete Ehemann hatte, dem Gebrauche treu, den großen Baum in der Mitte des Holzstoßes geliefert und der Präsident des Tribunals hatte die entzündende Fackel in das Reisig geschleudert. Bald war durch den Glanz der bis zu einer außerordentlichen Höhe sich erhebenden Flammen die mondhelle Nacht in tiefe Dunkelheit verwandelt, und es waren die zahlreichen Feuer, welche von der nahgelegenen malerischen Gebirgskette des Surrac und von andern Ausläufern der Pyrenäen in das Thal herableuchteten, zu Sternen zweiter Ordnung hinabgesunken; in dem Gezweige der den Schauplatz umgebenden Bäume und Hecken und in den Nischen, Fenstern und Sculpturen der nahen uralten Kirche St.-Vallier spielten magische Lichter, während ein wilder, von Hunderten junger Leute des Orts gebildeter Reihen sich reißend schnell um den brennenden Scheiterhaufen herumbewegte.

Heute sollten selbst Elemente des fernen Nordens sich brüderlich dem Feste des Südens beigesellen. Die Honoratioren des Städtchens versammelten sich zu einem Quartett, welches Schreiber dieses Aufsatzes seit kurzem in St.-Girons sich zu schaffen glücklich genug gewesen war und bei welchem die musikalische Organisation der Bewohner mittäglicher Länder bald den alten gediegenen Meistern deutscher Kunst, Beethoven, Haydn, Mozart, huldigend entgegengekommen war.

Das herrliche Allegro vivace des ersten der drei Haydn gewidmeten Quartetts von Mozart aus E-dur war eben verklungen, der königliche Anwalt wandte, fast erschreckt, die Augen nach der eben die nahe Mitternacht verkündenden Pendule und legte seufzend seine Bratsche in den Kasten, um, wie er sagte, durch seine Vorbereitung zum morgenden Verhöre noch einen Raubmörder zum Candidaten des Beils zu stempeln.

Der Präsident des Tribunals, ein junger liebenswürdiger Mann und leidenschaftlicher Verehrer der Musik, nannte solche Absichten der Gerechtigkeit eine Entweihung der Kunst und ergriff seinen Hut, um unter dem frischen Eindrucke des eben ausgeführten Meisterwerks die Ruhe und eine Nacht voll angenehmer Träume zu suchen; die Damen aber (denn selbst diese führte unter dem Schutze ihrer Männer und Mütter die seltene Erscheinung eines Quartetts zu St.-Girons in die profane Wohnung des Junggesellen) trennten sich nur ungern von der durch hochaufrankende Weinstöcke in einen dichtbelaubten Bogengang verwandelten Galerie, die, von den Glasthüren meiner Wohnung aus, auf der alten Stadtmauer entlang lief und meinen von Orangenblüten, Nachtviolen und Reseda duftenden Garten von der in voller Blüte stehenden und durch Nachtigallen bevölkerten Lindenallee der öffentlichen Promenade schied.

Ein unter dem allgemeinen Aufbruche von mir an einen jungen Maler aus Paris gerichteter Wink sagte diesem, meinem treuen Gefährten auf manchem Ausfluge ins Gebirge, daß ich noch heute ihm einen besondern Vorschlag zu machen habe. Nie hatte ich den oft Wochen lang in seinem Atelier begrabenen Künstler getäuscht, wenn ich, der unbeschäftigte, aber deshalb eben des Landes und seiner interessanten Eigenthümlichkeiten kundige Fremde, ihm eine Überraschung zu bereiten versprach. Auch ergriff er mit Lächeln, aber willig und ohne weiter mit Fragen in mich zu dringen, den Gebirgsstock, den ich ihm schweigend und geheimnißvoll darreichte; wenige Minuten später hatten wir schon die Stadt, von deren beiden Thürmen eben in langsamen Schlägen die zwölfte Stunde der Nacht herabklang, hinter uns.

In uns versunken, wol beide gleich sehr von dem Zauber der unter den Strahlen des Vollmonds schimmernden Juninacht beherrscht, wanderten wir schweigsam durch die taghellen, von grünenden Hecken eingeschlossenen Saatfelder und Weinberge des köstlichen und, gleich einem Korb voll Früchte und frischer Blumen, im Schoose seiner Berge ruhenden Thals von St.-Girons.

Wir mochten eine Viertelstunde in südlicher Richtung gegangen sein, als der diese Fluren bewässernde und in einem zerrissenen Felsenbette hinabstürmende Salat uns durch sein Rauschen seine größere Nähe ankündigte. Hier, in nur geringer Entfernung südlich von St.-Girons, endet mit einem großen Gutsgebäude die Region der fruchtbaren Ebene um die Stadt; das Thal erleidet hier eine jener plötzlichen Verengungen, welche einen der Charakterzüge der Pyrenäenwelt bilden. Eine Schlucht läßt dem Anbau nur wenig Raum noch zu seiner Entwickelung übrig; der Bergstrom rast dicht neben dem Wanderer hin, kahle, steinige Berge, auf welchen magere Heerden nur nothdürftige Nahrung finden, starren rechts und links von den Ufern des Stroms empor; zuweilen nur deutet dort oben noch ein kleines Gehölz oder ein vereinsamtes Gehöft eine den Schweiß des Menschen belohnende Strecke des Bodens an; hier und da wagt eine Mühle ihre in starke, massive Mauern eingeschlossene Industrie dem Strome anzuvertrauen, der vom Hochgebirge und dessen wandelbaren Launen das Gesetz empfängt; hier und da öffnet auch wol in den Flanken der Berge eine Höhle ihren nächtigen Schlund, neben welchem der durch die Scenerie umher verdüsterte Tag sich wieder aufhellt.

In dieser Einöde sahen wir, trotz der vorgerückten Stunde der Nacht, dennoch häufig in die weißen, selbst den Kopf durch eine Kapuze bedeckenden Mäntel des Landes eingehüllte Gestalten uns zur Seite herschleichen und, als die Zahl solcher zum Theil auf Krücken schwankender Nachtwandler sich mehrte, rief mein Begleiter aus: „Sie wollen mich zum Sabbat führen!" „Vielleicht", erwiderte ich, „wenn anders der Teufel an der Finsterniß sein Wohlgefallen hat, die ihre Fortdauer in dem Glauben der Einfalt gesichert sieht. Ich bringe Sie zu der sogenannten Fontaine du genou, die in der St.-Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr mit so wunderkräftigen Eigenschaften ausgestattet ist, daß sie die von Gebrechen heimgesuchten und nach Erlösung von denselben schmachtenden Anwohner der ganzen Umgegend zu sich hinzieht."

Ich hatte diese Erklärung zu unserm nächtlichen Streifzuge kaum geendet, als ein dumpfes Gemurmel von Menschenstimmen, wie das Grollen der halbberuhigten Meereswogen am Strande, zu unsern Ohren drang, noch ehe wir den Ort, von wo es ausging, unterscheiden konnten. Die Gegenstände vor uns wurden indessen mit jedem Schritte deutlicher und es entfaltete sich endlich in der Helligkeit des Mondlichts ein Schauspiel vor uns, wie ich ein ähnliches nicht gesehen habe.

Man denke sich eine wasserarme Quelle, die von den unwirthlichen Höhen des das rechte Ufer des Salat überragenden Gebirgs herabsteigt; am Fuße des letztern fängt eine kleine Vertiefung im Boden die wunderthätige Flüssigkeit auf. Um dieses Loch herum, dessen Wasser durch die sich zu seinem Gebrauche drängende Menge alsbald in dicken Schlamm verwandelt ist, ringen schreiend, bittend, drohend Hunderte von Menschen um den Vorrang; denn Keiner will die entscheidende Stunde von Mitternacht bis 1 Uhr und mit ihr sein Heil auf Erden, seine Gesundheit, vielleicht sein Leben verscherzen. Der Kränkere und Schwächere erliegt dem gesundern und kräftigern Nebenbuhler, die Niedergefallenen suchen sich kriechend einen Weg zwischen den Beinen der zum Ziel Gelangten und vor ihnen Stehenden zu bahnen. Bis weit hin von der Quelle ab sieht man auf der bloßen Erde, oder auf Karren oder Tragbahren durch ihre Leiden, oder durch ihr Alter zu jeder selbständigen Bewegung unfähig gewordene Männer und Frauen ausgestreckt und von der Freundschaft oder Liebe ihrer Angehörigen einen Raub an dem ersehnten Heilquell erwarten; hier und da liegen Kranke, welche bereits zur Quelle gelangt waren, oder aber bei dem allgemeinen Sturme jede Hoffnung aufgegeben haben, den Zweck ihrer Reise zu erreichen, von der Müdigkeit überwältigt und auf dem feuchten, kalten Boden in tiefen Schlaf versunken. Frauen, von der Überzeugung der hier allein noch möglichen Rettung beherrscht, vergessen jedes Gefühl der Scham und entblößen sich fast vollständig, um die leidenden Theile ihres Körpers in das wohlthätige Wasser der Quelle zu tauchen; Bursche von 15 — 16 Jahren suchen ganz nackend durch die dichte Masse der Gläubigen hindurchzudringen, um sich in dem schlammigen und eiskalten Wasser niederzuwerfen, Kinder von zwei bis drei Jahren werden durch ihre Mütter entkleidet und, trotz ihres herzzerreißenden Geschreis, der Frische der Nachtluft ausgesetzt und in die Fontaine du genou getaucht — so kann selbst das heiligste Gesetz der Natur, die Mutterliebe, durch den Aberglauben zum Mörder werden!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Geschichte Frankreichs.

Victor Hugo hat nur einen Griff in die französische Geschichte gethan, aber in mehren Scenen seines „Notre Dame" ist das mittelalterliche Leben aufs meisterhafteste gezeichnet. Sein Bruder Abel hat sich ganz der Geschichte Frankreichs zugewendet. Wir haben bereits mehre Werke aus seiner Feder erhalten, in denen er dieselbe auf eine würdige Weise behandelte. Namentlich hat seine „France historique et monumentale", sein letztes Buch, einen großen Beifall gefunden, den es auch wirklich verdient hat. Es ist gegenwärtig mit der 85. Lieferung abgeschlossen. Abel Hugo verdankt seinen Ruf, wie das wol zuweilen zu geschehen pflegt, nicht etwa lediglich seinem berühmten Bruder, sondern er würde sich durch seine gewissenhaften Arbeiten, auch wenn derselbe seinen Namen nicht unsterblich gemacht hätte, bekannt gemacht haben. Seine Werke sind zwar meistens nur Compilationen, aber dieselben sind mit Fleiß, Sorgfalt und Genauigkeit gemacht, und der Stil, in dem sie abgefaßt sind, ist lebendig und gewandt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1843.

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. In zwölf Bänden. Erster bis dritter und fünfter bis achter Band.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 135.)

„Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte, zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrien" füllt zwei starke Bände. Das Skelett dieser Erzählung ist dies: Ein Graf, Minister eines Fürsten, hat ein Schloß gebaut, welches den Neid dieses seines vieljährigen Freundes erregt und sie scheidet; der Graf verarmt, reist heimlich nach Indien ab, seine Gattin stirbt vor Kummer, und die zwei jungen Gräfinnen Klelia und Dolores leben allein, in kläglichster Armuth, auf dem von Gläubigern ausgeplünderten, im Krieg unverkäuflichen Schlosse und dessen Garten. Der junge Graf Karl, ein Mann von hohem Geist, tiefem Gemüth, vielseitigen Talenten und Kenntnissen, lernt sie auf einer Ferienreise kennen, verliebt sich in die jüngere, muthwillige, ungezogene, wilde Dolores und heirathet sie, nach einigen Entzweiungen und Versöhnungen, da er Erbe reicher Güter geworden ist. Sie leben in Freude und Herrlichkeit zuerst auf dem Lande, dann in der Stadt; aber der Charakter des innigen, gemüthvollen Grafen stimmt mit der ausgelassenen und launenhaften Dolores nicht recht zusammen; er wird oft von ihr verletzt und halb an ihr irre. In der Stadt schenkt sie dem Grafen einen Sohn und bleibt deshalb dort zurück, während der Gatte wieder aufs Land geht. Ein Marchese D.. ist ihr Hausfreund geworden; durch seine geselligen Talente, seinen Geist, durch magnetische Manipulationen und vermöge ihres eigenen Leichtsinns und ihrer Eitelkeit verführt er sie und verläßt sie dann. Er ist, wie sich nachher zeigt, der Gatte ihrer Schwester Klelia, ein spanischer Herzog von A..., den diese in Italien geheirathet hat und mit dem sie in Sicilien lebt. Der Graf, von Ahnung und Verdacht gequält, flieht, kehrt aber bald wieder zu Dolores zurück. Diese gesteht ihm ihre Schuld; er sucht seinen Tod dadurch herbeizuführen, daß er sie ein geladenes Gewehr auf ihn abdrücken läßt, wird aber nur schwer verwundet und genest. Er sucht auf einer Wallfahrt Beruhigung und trifft an dem Wallfahrtsort die reuevolle, ganz umgewandelte Dolores, die auch dort Erleichterung sucht. Eine herzliche Versöhnung erfolgt; doch verlassen sie Deutschland und reisen nach Sicilien zu Klelia, deren mysteriöser Gatte gestorben ist und sie ohne Kinder, aber im Besitz großer Güter zurückgelassen hat. Glücklich und beglückend leben die drei Menschen; Dolores gebiert dem Grafen zwölf Kinder und lebt ganz ihren Mutterpflichten. Der zweite Sohn, ein Jahr nach Dolores' Sünde geboren, geht, trotz aller Vorstellungen und Bitten seiner Ältern, im dreizehnten Jahr in ein Kloster. Das Glück der Familie erleidet eine Störung durch die Ankunft der Fürstin in Sicilien, welche für den Grafen eine heftige Neigung faßt, während er, ganz arglos, nur an ihrer Unterhaltung Gefallen findet. Dolores empfindet den tiefsten Kummer, aber um ihre Buße zu vollenden, will sie schweigend dulden. Das Misverständniß wird aufgeklärt, aber Dolores stirbt

an demselben Tage, in derselben Mitternachtsstunde, in welcher sie vor 14 Jahren die heilige Treue gegen Gott und ihren Mann gebrochen, jedoch innerlich beruhigt: sich erfreuend der unwandelbaren Liebe ihres Karls. Nie fühlte sie sich ihm so nahe; ihre Fehler waren ihr ein fremdes, abgelegtes Kleid, wie ihr Körper; sie fühlte sich durch ihre Buße ihrem Mann und der Welt versöhnt, sie scheute sich nicht, eine Ewigkeit zu bleiben, wie sie in den Augenblicken geworden, und ein Rückblick in das veränderliche, sterbliche Leben machte ihr Schmerz.

Schon dieser nackte Auszug mag beweisen, welch ein eigenthümliches und schwieriges Thema der Dichter sich für seine Erzählung gewählt hat. Es zeugt von einer ungemeinen Kühnheit, wenn ein Autor von so tiefem, sittlichem und religiösem Gefühl sich die Kraft zutraute, seiner Heldin nach einer solchen Schuld statt der Versöhnung durch alsbaldigen Tod, oder durch Scheiden aus der Welt in die Einsamkeit und Stille des Klosters, die Versöhnung im Leben, durch Liebe, Thätigkeit Pflichterfüllung zu Theil werden zu lassen, ohne daß ein störendes Gefühl zurückbleibe. Aber gerade durch die Tiefe und Innigkeit seines sittlichen und religiösen Gefühls ist ihm dies auf bewunderungswerthe Weise gelungen; die Versöhnung der Gatten durch Entsündigung von Oben ist meisterhaft motivirt und dargestellt. Auch die Verwandlung des ganzen Charakters der Dolores ist sehr schön gedacht. Der Charakter des Grafen ist ein Bild edler, ruhiger, starker Männlichkeit, und sein Streben,

seine Thätigkeit, seine Gesinnung treten uns nicht in allgemeinen Andeutungen, in nebelhaften Umrissen, sondern in anschaulich geschilderten concreten Verhältnissen klar und ansprechend entgegen. An diese Hauptpersonen aber hätte sich, unsers Bedünkens, der Dichter ausschließlicher halten, daneben nicht so gar viele andere, die jedenfalls zum Theil entbehrlich, oder zu weitläufig behandelt sind, auftreten lassen, die häusliche Familiengeschichte nicht so, wie er gethan, mit Staats- und Regierungsgeschichten und Intriguen und noch weniger mit abenteuerlichen, märchenhaften Elementen versetzen, er hätte sich vor den überwuchernden, gar nicht zur Sache gehörenden, nur zerstreuenden und störenden Episoden hüten sollen, so verdienstlich diese auch zum Theil an sich sind. Der Rahmen, ein ganz individuelles Bild aus dem sittlichen, dem Familienleben, war zu eng, um alles Das zu umfassen, was Arnim in diese Erzählung hineinlegen und zusammendrängen wollte, und mit Recht sagt wol Grimm darüber:

Was ihm die eigene Zeit bot, was er selbst sah und miterlebte, das hat er in dem Roman von der Gräfin Dolores niedergelegt, dessen reiche Belehrung nur von einer gewissen Überfülle, deren er sich nicht erwehren konnte, bedeckt wird.

Der darin enthaltene Reichthum von Ideen, Gefühlen und Anschauungen ist in Wahrheit fast unglaublich und sie überraschen ebenso oft durch Wahrheit wie durch Neuheit, aber es ist eben darum auch nicht so ganz leicht, sich darein sogleich zu finden; durch sie sowie durch die geschilderten Verhältnisse und die auftretenden Personen fühlt man sich in eine fremde Welt versetzt, in der man sich erst eingewohnen muß. Und wenn der Dichter das eine Mal seiner reichen und kecken Phantasie ganz freien Lauf läßt in den verwegensten Combinationen, in ausschweifenden Compositionen und übermüthigem Humor, so scheint er auch oft wieder genau die Wirklichkeit zu copiren in seltsamen, wunderbaren und lächerlichen Charakteren und Originalen, wie z. B. bei seinem Prediger Frank, bei dem Dichter Walter und dem wunderbaren Doctor (mit welchem Beireis gemeint ist). Wäre es in Arnim's Natur gelegen, ökonomischer zu verfahren, so hätte er aus dem Inhalt seiner „Dolores" leicht zwei und mehre Werke gestalten können, welche durch größere Einfachheit, Harmonie und Klarheit mehr befriedigt haben würden, als dies eine, überreichlich ausgestattete Werk, das aber doch auch in dieser Gestalt vollkommen geeignet ist, ebenso den reichen, vielumfassenden, tiefgebildeten, poetischen Geist des Dichters erkennen und bewundern zu machen, wie sein tiefinniges, frommes, liebevolles Gemüth im schönsten Licht zu zeigen. Nur eine kleine Probe von der ernsten Gesinnung in diesem Buche.

Ewige Gerechtigkeit, warum mußte sie (Dolores) sterben? Daß dir schaudere, Mensch, vor der Gewalt der göttlichen Leidenschaft, der allmächtigen Liebe, welche von der Jugend so oft in thörichtem Leichtsinn aufgesucht und ausgefodert wird; — daß dir nicht graue vor dem Tode, sterblicher Mensch, denn er ist dir gewiß; daß du gedenkest in ihm deines Lebens und dessen unerschöpflich reicher Erfahrung. Der Zukunft gehört alle Welterfahrung; möge Keinem ihre gute Lehre zu spät kommen; wer sich nicht verschließt, dem ist sie nicht verschlossen, in ihr lebt alles Vergangene ein vollkommnes Leben. Der Mensch steht aufgerichtet in der Welt, daß er sich umschaue mit offenen Augen; oft will er sich begnügen mit seinem Kreise; aber die Noth treibt ihn gewaltsam auf die Höhen, die seinen Blick erst beschränkten; da strahlt ihm das Licht der Welt, sie liegt unter ihm, die dunkle Erde scheint leuchtend, oben umschließt ihn das ewige Blau. Zu dem Lichte möchte der Mensch dann aufsteigen, da beweist ihm die irdische Schwere schwindelnd in ihm ihre letzte Macht: er fühlt, daß sie ihn stürzen kann, und er betet zu Allem, was ihn erhoben, daß es ihn nicht zu Schanden werden lasse. Da scheidet sich sein Wesen, das Blut aus tiefem irdischen Triebe aufwallend zur höhern, reinen Luft füllt den betenden, dürstenden Mund, der Mensch stürzt nieder, sein Göttliches steigt empor — dies ist der Tod auf den Höhen der Welt, so beschreiben ihn die Reisenden, die hohe Berge bestiegen.

Verwandte Empfindungen, aber noch ansprechender, klarer ausgesprochen und gleichsam unwillkürlich in Poesie übergehend, liegen in folgender Stelle der „Kronenwächter"; der seinem Tode sich nähernde Berthold sagt:

O wie so oft habe ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere, durch die himmlische Tiefe, daß ich der irdischen Schwere endlich auf immer entschliefe. Aber der Morgen löschte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus und des Alltäglichen Macht zwang die Ahnung der Nacht.

Doch von den „Kronenwächtern", von den Gedichten und dem noch zu erwartenden Reste der Sammlung werden wir in einem spätern Artikel noch berichten.

G. Pfizer.

Ein St.-Johannistag in dem Pyrenäen-Departement des Arriège.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Ich hatte, von dem Anblicke dieser unglaublichen Scene gefesselt, meinen Gefährten aus den Augen verloren; ich fand ihn auf einem Felsenstücke, etwas oberhalb der Quelle, wieder, wo er, begünstigt von dem Lichte des am wolkenlosen Himmel hinziehenden Monds, eifrig zeichnend mit Meisterhand bereits die Hauptgruppe dieses abenteuerlichen und mit den Zeichen aller Gebrechen belasteten Versammlung auf das Papier geworfen hatte.

Mein Freund war voll Dankbarkeit für mich; denn ich hatte ihm durch meine Auffoderung zu dieser nächtlichen Wanderung die Materialien zu einem Bilde verschafft, das bei der in Kunst und Literatur der Neufranken vorherrschenden Sucht nach dem Originellen, Außerordentlichen von der größten Wirkung sein mußte. Gern vertraute er sich mir daher zur weitern Führung an, als ich ihm einen zweiten Act des hier begonnenen Dramas verhieß.

Es handelte sich zuvörderst darum, vom rechten auf das linke Ufer des Flusses zu gelangen.

Wenn man auf einer Fahrt mit dem Dampfschiffe von Chalons nach Lyon mit Recht über die große Zahl herrlicher Kettenbrücken erstaunt, welche die beiden Ufer der Saone verbinden und daraus den vortheilhaftesten Schluß auf das Verdienst des heutigen französischen Gouvernements um die Verbindungen im Innern des Landes macht, so drängt das Departement des Arriège dagegen dem Beobachter die Überzeugung auf, daß dasselbe Gouvernement auch seine Stiefkinder zählt. Der intellectuelle und industrielle Zustand dieses Departements allein beweist, daß die wenigen dasselbe durchschneidenden größern Verbindungslinien erst seit kurzem entstanden sind; in den entlegenern Gegenden dieses Landes aber sind Vicinalwege die einzigen, für den Verkehr mit Fuhrwerk oft ganz unzulänglichen Communicationsmittel und, ein kleiner Fluß wird aus

Mangel an Brücken und Fähren oft auf weite Strecken ein Hinderniß.

Um meinen Freund einem neuen Bilde in Callot's Manier, das unser auf dem linken Ufer des Salat wartete, entgegenzuführen, standen nur zwei Wege offen, die Rückkehr nach St.-Girons, oder der Gang nach dem eine Stunde aufwärts am Flusse gelegenen Dorfe Laccurt, wo eine Brücke den Übergang möglich macht; ich wählte das letztere Auskunftsmittel.

Das mißtönende Geräusch der um die Fontaine du genou kämpfenden Gesellschaft von Krüppeln war bereits hinter uns verschollen und das Rauschen des allein noch die Stille der Nacht unterbrechenden Salat vollständig in seine Rechte zurückgetreten. Bald erweiterte sich die öde, enge Schlucht, in welcher wir entlang gingen, zum kleinen Wiesenthale. Der Mondschein warf die Schatten einer Reihe von Pappeln auf den grünen Plan, der Fluß schien seinen Zorn in der Ebene zu vergessen, durch die er bequem dahingleitet, und sein Toben bedeckte nicht mehr die süßen Töne der Nachtigallen, welche in Hecken und Gesträuch am Wege ein heimliches Plätzchen gefunden hatten; wechselnd zogen, als Boten besonnter Höhen, oder in ewigen Schatten gehüllter Klüfte des Gebirgs, bald warme, bald schneidend kalte Luftströme über uns hin und trugen uns den Duft des frischgemähten Heus der Wiesen entgegen, und die Stimme eines in treuer Wacht das Gehöft des Herrn umschreitenden Hundes schallte dann und wann von den Bergen nieder und sagte uns, daß die Fruchtbarkeit hier wieder sich aus der Ebene zur Höhe erhoben, hier wieder den größten Schmuck dieser Gegenden, die überall an den Hängen des Gebirgs zerstreuten Bauerhöfe mit ihrem Kranze von jungen Eichen und Fruchtbäumen, hervorgerufen habe.

Bald erschien die herrliche, in einen Mantel von Epheu eingehüllte und auf hohem Felsen thronende Burgruine über dem Dorfe Lacourt und bald war auch das schweigende Dorf selbst erreicht, in dessen durch die Nacht verödeten Straßen wir nur einigen geisterhaft an uns vorüberziehenden verspäteten Pilgern nach der Wunderquelle begegneten; dann überschritten wir die hoch sich über den Salat wölbende Brücke und eilten stromabwärts dem Dörfchen Eichel zu, das am südlichen Ende des Thalbeckens von St.-Girons sich hinbreitet.

Etwa zehn Minuten von Eichel entfernt liegt die durch uralte Linden und Ulmen beschattete Kirche des Dorfs. Von einer mäßigen Höhe herab beherrscht das kleine Gotteshaus eine köstliche, wie eine Bucht, ein Ankerplatz in den ausgeschweiften Fuß des Gebirgs hineintretende Wiesenstrecke und weiter hin das ganze blühende Thal von St.-Girons, an dessen nordöstlichem Thalrande man von hier in unbeschreiblich malerischer Form das Städtchen St.-Lizier mit seinem alten bischöflichen Palaste und vielen andern Ruinen ehemaligen Glanzes sich amphitheatralisch aufbauen sieht.

Wenn man das Kirchlein des Dorfes Eichel so entfernt von den Wohnungen der Menschen und namentlich seiner Pfarrkinder liegen sieht, fragt man sich, welch romantischer Baumeister den Platz dazu wol auserSehen haben möge, und die Legende antwortet, daß, als der Bau beschlossen war und alles Material im Dorfe aufgeschichtet lag, die Bauern jenes eines Morgens an dem Orte wiederfanden, wo jetzt die Kirche steht. Vergebens wurden die flüchtig gewordenen Balken und Steine an selbigem Tage wieder zurückgebracht; ein neues Wunder setzte dieselben in der folgenden Nacht abermals in Bewegung. In jener Zeit erstaunte Niemand über solche Dinge. Aber „Der Wille der Heiligen sei erfüllt!" riefen Jung und Alt und das Kirchlein erhob sich an der Stelle, wo es jetzt ins Thal herniederschaut; hierher nun wendeten wir unsere Schritte.

Die Stille, welche in der Umgebung des Tempels herrschte, war der Überraschung eines neuen Schauspiels günstig. Rings um die Kirche herum, in allen Zugängen derselben, auf dem Kirchhofe, unter der durch ein hölzernes Dach gedeckten Vorhalle lagen unzählige Pilger, in tiefen Schlaf versunken, die Armuth unbedeckt der feuchten, kalten Nachtluft ausgesetzt, die Wohlhabenheit, vor welcher selbst der Weg zum Kreuze sich dornenloser ebnet, mit großen Mänteln von der weißen oder braunen Wolle ihrer Heerden bedeckt.

Nur in der nächsten Nähe des Gotteshauses war nicht alles Leben erstorben. In den Nischen der Mauern, in den Winkeln der Säulen und Strebepfeiler kauerten um die dunkeln Gestalten der Priester zahlreiche Beichtende, welche die Schwelle des Heiligthums erst gereinigt von aller Schuld betreten wollten. Neunzehn Priester hatte die Umgegend heute hierher gesendet, um alle die Reuigen zu hören und zu entbinden, welche die Feier dieser Nacht hier zusammenführt; und doch genügte die Zahl der Beichtiger kaum ihrer Aufgabe.

Aus der Thür und durch die Fenster der Kirche drangen Ströme von Licht; denn die sonst so bescheidene entfaltet dies eine Mal im Jahre den strahlenden Glanz von Kerzen, den ihre stolzen Schwestern in den Städten katholischer Lande an Feiertagen fast ohne Ausnahme in ihren dunkeln Mauern bergen. Kaum war es möglich, die in dem engen Raume der Kirche zusammengepreßte Menge zu durchbrechen und zu der Bogenthür einer Treppe hinzugelangen, welche in eine unterirdische Kapelle hinabführt. Vier Schritt ins Gevierte, aber durch ein erdrückend niedriges Tonnengewölbe geschlossen, bilden die ganze Weite dieser eher einem Grabe als einem der Gottesverehrung geweihten Orte gleichenden Kapelle; ein Altar in derselben trägt zwei unförmliche Brustbilder; diese würden durch ihren grellen Farbenglanz und ihre geschmacklos reiche Vergoldung an die Götzen eines alten mexicanischen oder indischen Tempels erinnern, wenn sie nicht zu sehr den Zerrbildern glichen, welche den Modehändlerinnen unserer kleinen Städte zur Ausstellung der Hauben und Hüte dienen. Zwei Wachskerzen erleuchteten die Bildnisse, und vor diesen standen, von schmuziger Kupfermünze angefüllt, zwei Teller von Metall, deren Inhalt theils Zeugniß von der Armuth des Landes und der Opfernden ablegte, theils die Wahrheit bestätigte, daß noch jetzt die Heiligen der Kirche sich ihre Wohlthaten gern bezahlen lassen, wenn anders der blinde Glaube das Geschäft begünstigt.

Hatte das Gedränge um die Fontaine du genou und in der Kirche und ihren Umgebungen jede freie Bewegung erschwert, so war dies noch mehr in der Kapelle der Fall. An der Erde, in den Winkeln des beschränkten Raums, auf den Stufen des Altars lagen zahlreiche Schläferinnen (denn die große Mehrheit der Anwesenden bestand aus Frauen), welchen entweder die Kälte der Nacht diesen Zufluchtsort empfohlen hatte, oder welche das Treiben auf der engen Treppe verhinderte, den Ausgang wiederzugewinnen. Um den Altar aber war der Zudrang der Gläubigen besonders groß, denn hier erwartete dieselben abermals die Herstellung von allen körperlichen Leiden. Die Heilmethode erklärte zugleich, weshalb die hochrothen Wangen des heiligen Johannes, der seiner großen Praxis wegen hier in doppelter Gestalt erschien, zum Theil verwischt und mit andern, dem Maler fremden Farben bedeckt waren. Die Hülfe und Heilung Suchenden nämlich rieben mit ihren Händen den Kopf der Statuen und dann den Theil ihres Körpers, welcher mit einem Gebrechen behaftet war. Da aber leider alle Theile unsers Körpers der Sitz der Krankheit werden können, so hatte dies oft etwas höchst Widerwärtiges und selbst Unanständiges.

Ein Blick auf die Versammlung in der Kirche und Kapelle zeigte mir, daß jene größtentheils aus den Bewohnern der Umgegend von Massat, einer kleinen, tief im Gebirge nach der spanischen Grenze hin, fünf Stunden von St.-Girons gelegenen Stadt bestehe.

Die merkwürdige Bevölkerung dieser Gegend weicht, wie in der Tracht, so in Charakter, Sitte und Lebensweise von allen übrigen Franzosen des Mittags entschieden ab. Mit der Überlieferung einer der Wildheit nah verwandten Heftigkeit des Temperaments und mit der seltsamen äußern Form des Lebens hat der Bauer des Landes von Massat in seinen fast nie von

den [illegible] [illegible] [illegible] die religiösen Überzeugungen und den Aberglauben des Mittelalters sich treu und ungeschwächt erhalten.

Dem Spanier, mit dem er Thür an Thür wohnt, mehr als dem Franzosen verwandt, bewaffnet der Bewohner dieser Gegenden seine Hand in jedem Streite mit dem Messer, und nirgend sonst in Frankreich ist die Statistik der blutigen Verbrechen so reich als auf jener Scholle Landes, nirgend sonstwo ist der Glaube an Zauberer und Hexen und böse Geister so eingewurzelt wie dort, nirgend sonstwo ist die Bigoterie so unumschränkte Herrin als da.

Während die Tracht der Männer durch die hinten in Beutelform lang auf den Rücken hinabfallende gewebte Mütze von rother, brauner oder blauer Wolle, ferner durch das kurze Camisol von demselben Stoffe und mit blanken Knöpfen, dann durch die rothe Leibbinde, die aus Bindfaden geflochtenen Sandalen der Tracht des Catalanen sich nähert, bewahrt die Kleidung der Frauen nicht weniger einen von dem der übrigen Bewohnerinnen des Departements abweichenden Charakter.

Ein weißes leinenes und in ein Dreieck zusammengelegtes Tuch, das dergestalt um den Kopf geschlungen ist, daß die Zipfel hinten zwanglos herabhängen, ein Spencer von rothem, blauem, gewöhnlich aber grünem Tuche, welcher knapp um die Taille anschließt und hinten rund herum bis gegen die Hüften hin durch einen handbreiten Überfall über den Rock hinabgreift, ein schneeweißer Kragen von grober Leinewand, der auf die Schultern fällt, enge, kurze Ärmel, die unten einen Aufschlag haben, mit einer gelben oder rothen Borte eingefaßt sind und unter denen die Hemdärmel hervorkommen und sich bis an das Handgelenk fortsetzen, vor der Brust ein viereckiges Stück weißer Leinewand, das von den Schultern aus sich kleidsam nach der Taille zu verengt und unter einer oben eng zusammengezogenen und breit gestreiften Schürze endet, ein sehr kurzer, faltenreicher Rock, gewöhnlich von blauem Tuche, weiße Strümpfe und Lederschuhe, das ist der Anzug einer Bäuerin aus Massat.

Der Morgen graute, der östliche Himmel röthete sich leicht, die Sterne erbleichten und einzelne Vogelstimmen erwachten leise hier und da, als wir den Rückweg antraten.

„Wie ist es möglich", rief mein Begleiter, nachdem er eine Zeit lang nachdenklich neben mir hergeschritten war, „daß Priester, welche das Volk belehren und aufklären sollten, daß Priester des 19. Jahrhunderts solchem tollen Aberglauben Vorschub leisten und ihn durch ihre Gegenwart, durch ihr Ansehen befestigen können!"

„Der Einfluß und die Herrschaft über Andere sind eine große Versuchung für den Menschen", erwiderte ich, „und die Priester haben von jeher gezeigt, daß sie in dieser Beziehung Menschen waren; übrigens fühlen die Geistlichen des Landes den Vorwurf, welchen Sie ihnen machen, und entschuldigen sich mit der Unmöglichkeit, dem Unfug zu steuern. Es ist in der That vor kurzem noch in einem nahen Dorfe vorgekommen, daß der Geistliche fast von den Bauern ermordet worden wäre, weil er sich weigerte, beim Gewitter die Glocken läuten zu lassen und sein Dorf dadurch einer vermehrten Gefahr auszusetzen."

„Ich habe mir in Paris nicht träumen lassen", fuhr der junge Maler fort, „daß auf französischem Boden heutzutage noch ähnliche Dinge geschehen, auch wird mir es dort kaum Jemand glauben, wann ich zeichne oder erzähle, was ich in jener Nacht gesehen."

„Da eben liegt der Fehler", entgegnete ich, „in welchen die meisten meiner Landsleute verfallen; sie gehen nach Paris und, wann sie dort, am Herde der höchsten französischen Civilisation, sich umgesehen, bilden sie sich ein, das ganze Land und die Franzosen zu kennen; ich aber glaube, daß das der Weg ist, welcher am wenigsten zu diesem Zwecke führt. Das französische Centralisationssystem führt Alles, was in der Provinz ausgezeichnet und dadurch allein schon sich ähnlich ist, nach Paris, und sind ja in den dort so versammelten Elementen noch Spuren verschiedener Nationalität vorhanden, so verschwinden diese doch bald in der mächtigen Assimilation, welche die Hauptstadt über den ihr dargebotenen Stoff ausübt. Wer die Schattirungen des Landes kennen lernen will, der suche sie an ihrer Quelle. 57.

Bibliographie.

Irving, F. W. (William Fitz-Berth), Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 8. 2 Thlr.

Bilow, F. v., Geschichtliche Entwickelung der Abgabenverhältnisse in Pommern und Rügen seit der Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. Greifswald, Koch. Gr. 8 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Brentano, C., Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung. 2te Auflage. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 16. 10 Ngr.

Fröhlich, C. F., Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Zwei Bände. 3te verbesserte Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoeck, K., Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnissrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlichen Societät der Wissenschaften, am 12. Nov. 1842. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 5 Ngr.

Lieder eines Hanseaten. Wesel, Prinz. 8. 25 Ngr.

Neubürger, H., Encyclopädie der Buchdruckerkunst. 1ste Lieferung. (A—Formatlehre) Leipzig, Friese. Gr. 8. 15 Ngr.

Nöggerath, J., Die Entstehung der Erde. Eine Vorlesung. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. 10 Ngr.

Bunte Reihe. Eine Sammlung ausgewählter und interessanter Erzählungen, Novellen und Criminalgeschichten. 7tes und 8tes Bändchen. Leipzig, Binder. 8. 15 Ngr.

Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart, nachdem sie von der öffentlichen Meinung verworfen worden, nunmehr auch nach ihrer Grundlage, ihren Wahrscheinlichkeitsberechnungen, der Stellung der Directoren und den Manipulationen derselben vor den Schranken der Gerichte. Stuttgart, Becher. 8. 8¾ Ngr.

Ressel, W. J., Allgemeine Geschichte des Alterthums. Reichenberg, Pfeiffner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schattenrisse aus dem Jugendleben eines Arztes. Nach dem Englischen bearbeitet von G. Ernst. 2tes Bändchen. Leipzig, Binder. 16. Beide Bändchen 1 Thlr.

Schlichthörle, A., Beiträge zur Lehre von den Befugnissen der Gewerbsinhaber. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneider, J., Die Trümmer der sogenannten Langmauer. Ein Beitrag zur Alterthumskunde im Rheinlande. Mit einer Karte. 8. Trier, Gall. 8. 10 Ngr.

Schneitler, C., Walkenried, historisch und topographisch geschildert. Nordhausen, Schmidt. 8. 7½ Ngr.

Schwetschke, G., Paläographischer Nachweis der Unechtheit der kölner Freimaurerurkunde vom J. 1535. Mit drei Facsimiles. Halle, Gebauer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seydelmann, C., Blätter der Erinnerung für Freunde und Verehrer des Verewigten. Berlin, Voß. 8. 7½ Ngr.

Wackernagel, W., Zeitgedichte. Mit Beiträgen von B. Reber. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Leipziger Wechselarrest. Ein Beitrag zur Kenntniß des deutschen Rechtszustandes. Den hohen sächsischen Kammern vorgelegt zur Beherzigung, Prüfung und Abhülfe. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 10 Ngr.

Wedekind, Bertha, Anna Arnold, die Herrnhuterin. — Der Thurmwächter auf St.-Petri. Zwei Novellen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

Welcker, C., Ein staatsrechtlicher Injurien-Prozeß in actenmäßiger Mittheilung Manheim, Bassermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 137. — 17. Mai 1843.

Der deutsche Zollverein.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn man in dem deutschen Zollvereine die Keime einer bessern Zukunft Deutschlands erblicken und von seiner Fortbildung die Beförderung materieller Wohlfahrt, innerer Einheit und politischer Macht erwarten darf, so liegt gerade in der Vortrefflichkeit dieser Voraussichten eine dringende Auffoderung, die Festigkeit seiner Formen, die Bürgschaften für ein segenvolles Arbeiten in diesen Formen und die Mittel zur gänzlichen Überwältigung des alten Übels der Spaltung und Zerrissenheit näher ins Auge zu fassen. Es kreuzen sich hier die mannichfaltigsten politischen und nationalökonomischen Fragen, neben der Theorie spricht auch die untheoretische und sich deshalb für praktisch haltende Erfahrungsweisheit mit und ebenso behaupten auch Sonderinteressen und Sympathien und Antipathien ihren Einfluß. Es ist daher dankenswerth, wenn zur Lösung jener Fragen ein von diesen Beimischungen freier und von einer tüchtigen patriotischen Gesinnung zeugender Versuch gemacht wird, und ein solcher liegt in der obengenannten Schrift von Höfken vor.

Ursprünglich waren die Zölle lediglich ein Mittel, sich Einkünfte zu verschaffen, und für den Handel etwas Drückendes. Eine Zollvereinigung kann man daher im Grunde nur insofern eine Vereinigung zur Förderung des Handels und der Industrie nennen, als sie theils durch die Entfernung von Binnenzöllen und Einheit des Zollsystems jenen Druck der Zölle überhaupt erleichtert, theils aber — da jetzt bei dem Bestehen von Zollsystemen in andern Ländern ein eigenes Zollsystem, könnte man es überhaupt in finanzieller Hinsicht entbehren, in Rücksicht auf den eigenen Handel und die eigene Industrie nicht entbehrt werden kann — sie so einrichtet, daß sie eine Schutzwehr gegen die heutzutage statt der Kanonenschüsse in Gebrauch kommenden coups de tarif des Auslandes abgeben können. Nach den verschiedenen Verhältnissen des Handels ließ sich jener Druck durch Zölle mannichfach modificiren und vertheilen; man konnte den Absatz ausländischer Producte und Fabrikate erschweren oder ausschließen und somit Production oder Fabrikation des Inlandes begünstigen, man konnte durch Unterschiedsabgaben den fremden Handel ausschließen, und ebenso ließ sich durch Erschwerung oder Verbot der Ausfuhr von Gegenständen, welche der inländischen Industrie dienen konnten, für diese sorgen. Bei einer solchen Anwendung der Zölle für die Begünstigung des eigenen Handels und der eigenen Industrie ergaben sich denn sogleich die wichtigsten nationalökonomischen Fragen: die Zölle konnten theils mit Erreichung dieses Zwecks den Zweck, eine Quelle von Einkünften zu sein, ganz verfehlen, theils konnte eine Bedrückung der fremden Einfuhren zu einer gleichen Bedrückung des eigenen Handels führen, und selbst im eigenen Lande konnte die Begünstigung der Production oder Fabrikation schädliche Rückwirkungen hervorrufen. Allgemein gültige Regeln ließen sich in dieser Hinsicht nicht auffinden und Schaden oder Vortheil hingen immer von den Zeitverhältnissen, den besondern Verhältnissen des eigenen Landes, seiner Größe und seiner Hülfsquellen und von den Maßregeln ab, welche in andern Ländern ergriffen wurden. Die Handelspolitik verfuhr daher bis in die neueste Zeit immer nur nach Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsrücksichten, und wenn sie gewisse theoretische Grundsätze aufstellte, so waren diese theils nicht anwendbar und wurden auch nicht angewandt, theils aber — und hierin sind die Engländer besonders stark gewesen — suchte man damit die übrigen zum Festhalten an einem schädlichen Systeme, bei dem man seinerseits Vortheil hatte, zu verleiten.

Die europäischen Staaten haben seit Jahrhunderten auf diese Weise die Zölle mit Rücksicht auf Handel und Gewerbebetrieb angewandt und nur in Deutschland hat man erst in neuerer Zeit angefangen, diesen Gesichtspunkt nach seiner vollen Wichtigkeit ins Auge zu fassen. Den frühern Zustand in Deutschland, wo jede Regierung Zölle erhob, je nachdem sie gerade Einkünfte lieferten, und eine Masse von Binnenzolllinien den innern Verkehr in Fesseln legte, während die Industrie durch die Einfuhren des übermächtigen Auslandes niedergehalten wurde, diesen Zustand wollen wir hier nicht weiter schildern. Mit der Fortbildung des deutschen Zollvereins, welcher jetzt eine Bevölkerung von 27—28 Millionen einschließt, hat sich dieser Zustand geändert. Das ganze Zollvereinsgebiet wird durch eine Zolllinie eingeschlossen und der innere Verkehr ist frei. Der Tarif macht wenigstens eine Concurrenz der eigenen Industrie mit dem Auslande möglich und unter diesem Schutze hat sich dieselbe bereits bedeutend gehoben. Die

Freiheit des innern Verkehrs führt dann allmälig zu einer Gleichförmigkeit der Grundsätze über das Concessionswesen und die Gewerbepolicei, und noch dringender gebietet er die Einführung einer gleichen Handelsgesetzgebung, an welche sich nothwendig eine Gleichförmigkeit des Rechtszustandes überhaupt anschließen muß. Dieser innern Consolidirung der bisher so unglücklich zerspaltenen Verhältnisse entspricht aber die politische Stellung, welche die deutschen Staaten gegen das Ausland gewinnen müssen: statt der Ohnmacht der Vereinzelung und der Wahrnehmung besonderer mit denen der Gesammtheit nicht verträglicher Interessen darf man auch hier in Zukunft ein kräftiges, dem Auslande imponirendes Eintreten in die völkerrechtlichen Verhältnisse vor Augen haben.

Gerade diese Hoffnung einer Consolidirung der politischen Verhältnisse Deutschlands, welche man oft mit einer Art von Begeisterung zu hegen pflegt, fodert indeß zu einer etwas tiefer eingehenden Betrachtung auf. Unser politisches Leiden liegt in der Zersplitterung und in dem Conflicte der verschiedensten Sonderinteressen, in welchen die Kräfte, deren Verein die größte politische Macht der Welt bilden könnte, auf so bedauernswerthe Weise sich theilen. Der Zollverein stellt nur in Einer Beziehung, in den Zöllen und im Handel, eine Einheit her, und die Consequenzen dieser Einheit mögen zunächst Einheit der Gesetzgebung, eine tüchtige Ordnung der Verkehrsverhältnisse mit dem Auslande und allenfalls auch das Aufblühen einer deutschen Seemacht sein: in allen andern Beziehungen bleiben aber die jetzigen Verhältnisse dieselben und die Verfassungen der einzelnen Staaten und ihre Stellung zum Bunde dauern völlig unverändert fort. Schon aus der Stabilität dieser Verhältnisse werden für jene zunächstliegenden Consequenzen der Zollvereinigung Schwierigkeiten entstehen. Wie soll also, muß man fragen, das in einer Beziehung erreichte glückliche Resultat in allen Beziehungen heilsam wirken? Läßt sich eine solche Einwirkung der einen Sphäre auf die übrigen nicht nachweisen, so muß man in der That jene Hoffnungen von einem allseitig segensvollen Einflusse der Zollvereinigung für voreilig und übertrieben erklären. Die Antwort auf jene Frage liegt in einer Betrachtung der verschiedenen Functionen des gesammtorganischen Menschenlebens. Man hat sehr mit Unrecht den Staat oder die Sphäre des Politischen für den Inbegriff und die letzte Harmonie aller dieser Functionen ausgegeben, sodaß er — wie bei Hegel — Moral und Sittlichkeit und alle übrigen Entwickelungspunkte des Menschengeistes in sich enthält und die einzige Form ist, in welcher die Menschheit ihren weltgeschichtlichen Proceß, der alsdann folgerichtig blos in der Entwickelung des Staatlichen bestände, durchzumachen hat. Die übrigen Kreise materieller und geistiger Tendenzen, in denen sich das Menschheitsleben seinen Anlagen nach zu bewegen und fortzubilden hat, haben vielmehr eine gleiche Berechtigung und jene Fortbildung muß eine allseitige und harmonische sein. Neben dem Staate, neben dem öffentlichen und politischen Leben gelten daher die Sphären der Religion, der Moral, der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Industrie als völlig selbständige, und die Sphäre des Staats oder das politische Moment steht nur insofern am höchsten, als es allen übrigen Kreisen theils erst die Form der Allgemeinheit und der Synthese aus der Zersplitterung des Individualismus zu geben, theils ihnen die Bedingungen ihres Gedeihens zu verschaffen und endlich ihr harmonisches Verhältniß untereinander und zu dem Staate selbst zu erhalten hat. Jene Sphären überschreiten sogar die Grenzen eines besondern Staats und umfassen allgemein menschliche Interessen: zwängt sie der Staat in seine Grenzen ein, nimmt er dem Handel, der Industrie, der Wissenschaft und der Kunst ihren kosmopolitischen Charakter und färbt sie mit den Landesfarben, so entstehen Misgestalten und Zerrbilder. Die Harmonie aller dieser Kreise ist das Ziel der Menschheit, ihr nach dieser Harmonie hinstrebender Kampf ist der Verlauf der Geschichte, und der Obsieg und die Übermacht einer einzelnen Sphäre ist das Unglück der Menschheit. Im Oriente waltete in den Priesterstaaten die Sphäre der Religion vor und alle übrigen Seiten des Geistigen wurden erstickt und niedergehalten: in Phönizien und Babylon herrschten die materiellen Interessen und führten nach der Abtödtung des geistigen Nervs die Völker zum Ersticken im Schlamme des Materialismus. Im classischen Alterthum herrschte der Staat oder das Politische vor und absorbirte alle übrigen Sphären. In der christlichen Zeit rang das Religiöse mit dem Politischen, die Kirche mit dem Staate. Zuweilen herrschte das Politische in äußerlich gewaltsamer, also unvollkommener und blos einzelne Individuen treffender Bewältigung der Kirche, regelmäßig aber herrschte letztere und die Theologie war Wissenschaft par excellence, die Philosophie ihre Magd, und wer ihr opponirte, den verfolgte man unter der Benennung eines Ketzers als Hochverräther. Aus der Reformation gingen beide geläutert hervor; die Kirche, geläutert von der Weltlichkeit, der Staat von dem Irrthume, Glück, Frieden und Gerechtigkeit unter seinen Mitgliedern in das Jenseit des Himmelreichs zu verweisen. Seitdem ist der Staat frei und sucht die übrigen Sphären zu ordnen und in Harmonie mit sich zu erhalten. Schien ihm die Wissenschaft übermächtig und dem politischen Momente, d. i. der Aufrechterhaltung eines geregelten Fortgangs aller Functionen der Menschheit, gefährlich zu werden, so gab er der religiösen Sphäre weitern Spielraum. Jetzt erstarkt die Sphäre der materiellen Interessen und wird als dem Politischen ungefährlich, ja sogar mitunter in der Meinung, als würden dadurch die Gemüther von gefährlichen abstracten Raisonnements abgezogen und beruhigt, mithin unterwürfiger gemacht, gehegt und gefodert. Man hat wie das Religiöse, so die Sphäre der materiellen Interessen gleichsam als Gegner der abstracten Wissenschaft und ihrer dem Staate gefährlichen Consequenzen angesehen, die man stärken und heben müsse. Richtigerweise hat man indeß nur die Herstellung eines harmonischen Verhältnisses im Auge zu haben. Gelangten die materiellen Interessen zu einer wahren Herrschaft, so würden sie verderblich wirken, denn jede einzelne Richtung, sei

es die religiöse, die industrielle oder irgend eine andere Sphäre, gewinnt, wenn sie übermächtig wird, auch einen Einfluß auf die dem politischen Momente zukommenden Functionen und wird alsdann dessen Thätigkeit stören, dieselbe sich ausschließlich dienstbar machen und am Ende so gut wie ganz aufheben. Räumt man — in dem Glauben, ein materielles Interesse bei der jetzt bestehenden Ordnung sei die sicherste Bürgschaft gegen eine revolutionnaire Neuerungssucht — in Deutschland nur den materiellen Interessen eine politische Berechtigung ein, so wird man die bezeichnete Folge, die in Frankreich bereits fühlbar genug geworden ist, auch in Deutschland zu erfahren haben. Wol aber haben wir von einer Belebung der materiellen Interessen bis zu einem harmonischen Verhältnisse zu den übrigen Lebensfactoren auch für diese ein neues Erblühen zu erwarten: das Menschheitsleben ist ein Organismus, und die Heilung eines einzelnen erkrankten und erschlafften Gliedes dieses Organismus wird auch die von seinem fehlerhaften Zustande auf die übrigen zurückgefallenen Wirkungen aufheben. In Deutschland haben unter der Verkümmerung von Handel und Industrie und folgeweise des äußern Wohlstandes alle übrigen Gebiete mit leiden müssen. Die Bestimmung der Industrie ist es, das Natürliche und Stoffliche, dessen der Mensch bedarf, ihm immer gemäßer und dienstbarer zu machen und ihn am Ende immer mehr von der harten Arbeit, in welcher er der Erde seine physische Existenz abzuringen hat, zu befreien. Auf diese Weise verbinden sich die materiellen und geistigen Interessen. Die fortschreitende Wissenschaft fördert durch Entdeckungen die Industrie, und diese arbeitet der Wissenschaft in die Hand, indem sie das Natürliche veredelt und dem Menschen die harte mechanische Arbeit spart. Ebenso unzweifelhaft ist die Einwirkung des äußern Wohlstandes auf das öffentliche Treiben, auf Kunst, Religion und Sittlichkeit. Das ganze Leben wird freundlicher und regsamer, man wird sich nicht in der Flucht aus der harten und rauhen Gegenwart in die von dieser entferntesten Gebiete des abstracten Wissens zu retten suchen, die Gelehrsamkeit wird nicht mehr durch den darbenden und aller äußern Behaglichkeit entbehrenden Gelehrtenstand des vorigen Jahrhunderts repräsentirt werden, denn nur diejenigen Gelehrten werden darben, welche die Wissenschaft als Erwerbsmittel auszubeuten denken und sich in dieser Speculation verrechnen. Der fromme Glaube, daß sich der Arme und Elende trösten könne, weil in einem künftigen Himmelreiche die Güttervertheilung umgekehrt werde, wird sich endlich durchaus nicht halten: die Wünsche sowie die Kräfte werden sich einem rüstigen Arbeiten für gegenwärtige Interessen zuwenden und in dieser Richtung auf die lebendige Gegenwart müssen die Kräfte erstarken und öffentliches und Privatleben einen neuen Aufschwung gewinnen. Auf denjenigen Standpunkt, wo sie mit den übrigen Sphären in ein richtiges Verhältniß des harmonischen Zusammenwirkens treten, sind aber äußere Cultur, Handel und Industrie erst durch die hier zu einer Herstellung und Erhaltung dieses Verhältnisses berufene öffentliche Macht zu heben. Man hat wol von Freiheit des Handels und der Industrie in dem Staate gesprochen, als habe der Staat beide sich selbst zu überlassen, allein eine solche Ansicht ist nach der hier dargelegten Theorie durchaus verwerflich. Der Staat soll nicht in Handel und Industrie eingreifen und so wenig diese als die Kirche oder die Wissenschaft monopolisiren und zu Staatsanstalten machen, wol aber hat er sie durch von ihm ausgehende Maßregeln in das richtige Verhältniß zu den übrigen Elementen zu bringen, und wenn er hier in Rücksicht auf leere Freiheitstheorien die Sachen gehen ließe, wie sie wollten, so würde er gerade seine eigentlichste Function unerfüllt lassen. Was und wie viel in dieser Beziehung gethan werden müsse, hängt davon ab, wie groß oder gering die Disharmonie ist und wie kräftig oder gelinde also die Mittel zu ihrer Aufhebung sein müssen. Es leuchtet mithin ein, daß es thöricht ist, schlechthin eine bestimmte Regel, ein bestimmtes System, Schutz-, Reciprocitäts- oder Prohibitivsystem, oder gar ein System völliger Handelsfreiheit mit lediglich finanziellem Zwecke der Zölle zu empfehlen: was von alle diesem nothwendig ist, hängt von der Größe der aufzuhebenden Disharmonie und von der Wirksamkeit ab, die den zu treffenden Maßregeln an sich und den von andern Staaten gemachten Einrichtungen gegenüber zugetraut werden darf. Durch zu stark wirkende Maßregeln, z. B. Prohibitivzölle, kann gerade eine Disharmonie herbeigeführt werden, man kann damit Mangel an unentbehrlichen Artikeln oder einen künstlichen Flor der Industrie mit dem traurigen Anhange des Pauperismus und des Fabrikelendes hervorrufen; ebenso wenig aber darf man unter der jetzigen Lage der Dinge erwarten, daß sich die Sache ohne Zuthun und Hülfe von selbst machen werde. Handel und Industrie greifen weit über die Grenzen des einzelnen Staates hinaus, und dieser muß daher seine Einrichtungen auf Das berechnen, was außerhalb seiner Grenzen von andern Staaten geschehen ist, wenn er seine eigenen Interessen nicht diesen fremden Maßregeln preisgeben will. In dieser Rücksicht kann Deutschland schützender Zölle nicht entbehren.

(Der Beschluß folgt.)

Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Herausgegeben von August Stöber. Basel, Schweighauser. 1842. 8. 18¾ Ngr.

Die Literatur wie die Weltgeschichte hat ihre Männer des Leidens und ihre schmerzenreichen Frauen, die, hingerissen im Wirbel einer großen Zeit, dem Elend anheimfielen: jene, weil ihnen die innere Kraft gebrach, durch die Lebensstürme siegend hindurchzuschreiten; diese, weil eine unerklärliche Misgunst des Schicksals ihnen jede reizende Gabe der Natur zu einem Unheil, jede Blüte zu einem Keim des Leidens entwickelte. So Günther, Lenz, Hölderlin, Luise Brachmann und jene mit den schönsten Klängen echt deutscher Lyrik geheimnißvoll verschwisterte Friederike Brion. Und es ist, als fänden manche Leute einen schmerzlich anziehenden Genuß, inmitten des Reichthums glücklicher Gesangsheroen, jene verfallenen Schachte menschlichen Trübsals wieder aufzugraben und die dunkeln Wege zu beleuchten, die der Irrthum und die Selbsttäuschung und der Mismuth einst gewandelt sind. Wenn Hölderlin neue Geschichtschreiber seines Trauerlebens findet, so achten wir es recht und bil-

lie; man will den Grund der Seele, aus der so manche glühende Blume emporschoß, gern genauer kennen lernen. Aber Lenz, welchen Nachhall ließ er zurück im Vorüberrauschen seines Daseins, daß wir uns bemühen sollten, der Spur dieser Klänge lauschend nachzugehen? Er hat Vieles gestrebt und nichts erreicht; er hob ein Schwert und es zog ihn zu Boden. Dieß Schicksal theilt er mit Unzähligen, deren Geist reich genug war für ihren Umkreis, doch ärmlich den Foderungen der Nation gegenüber. Unsere Theilnahme wird ihm nur deshalb vor Andern, weil er, in die Bahn der Goethe'schen Sonne gerissen, einen kleinen Abglanz ihres Lichts empfing; denn das ist die Bevorrechtung geistiger Größe, daß sie auch das Kleine durch ihre Bevorrechtung adelt, wie der König von Spanien, wenn er in der Vertraulichkeit einen Diener mit Du anredete, ihn dadurch zum Granden erhob. Alle Bedeutung, die Lenz in der deutschen Literatur haben kann, hat ihren Mittelpunkt in Goethe's „Wahrheit und Dichtung"; seine eigenen Werke schlummern in den Einsiedeleien der Bibliotheken und sein Name hat nie im Volke widergetönt. Darum können wir das neue Werkchen von August Stöber nur als eine Gabe für die beschränkte Zahl der gründlichen Literaturhistoriker betrachten; diese mögen ihm den Dank dafür abstatten, den wir ihm nicht schulden.

Hätte Lenz eine hohe Stelle unter seinen Zeitgenossen eingenommen, so würde uns um deswillen auch sein inneres Leben anziehend erscheinen. Allein wir können in ihm wenig mehr sehen als einen Unglücklichen, der seine bittersten Verfolger im eigenen Busen trug; und wer untergeht im Kampf um Ruhm und Liebe, hat zu viele Leidensgefährten, als daß sein böses Geschick allein ihm die Theilnahme der Nachwelt sichern könnte.

Lenz durchschnitt auf seiner trüben Bahn mehrmals den Siegesweg Goethe's. Unser Büchlein schildert in einer geschichtlichen Einleitung und in Briefen von Lenz zumeist jenen Zeitraum, als er im Elsaß lebte und, nachdem Goethe das Verhältniß mit Friederiken abgebrochen, selbst mit einer Liebe sich ihr anschloß, die uns halb aus dem Herzen, halb aus dem Thätigkeitsdrange seiner Phantasie entsprossen dünkt. Öfters schon habe ich früherhin, zuerst in d. Bl., den Ruf der armen Friederike mit triftigen Beweisgründen gegen die Angreifer vertheidigt, die ihre Grabesruhe störten; aber ich gestehe offen, daß ich, nach den vorliegenden Briefen von Lenz, wenigstens in einer Hinsicht geirrt haben mag: Friederike scheint wirklich die Zuneigung von Lenz erwidert zu haben. Lenz schreibt am 3. Juni 1772:

„Heute reist Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder, auf 14 Tage, und wird vielleicht ein Mädchen dalassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der Liebe geschworen, nicht dazubleiben."

Und am 10. Juni:

„Es ging uns Beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit; und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich."

Und ähnliche Stellen in mehren Briefen. Es kommt nun darauf an, ob die Phantasie von Lenz, die nicht immer sich an die Ehrlichkeit der Prosa hielt, nicht in solchen Ausdrücken weiter ging, als vor einem billigen Schiedsgericht zu verantworten gewesen wäre. Ein Verhältniß zwischen ihm und Friederike bestand; ob es von ihrer Seite ein rein freundschaftliches war, oder so innig, als er es ausspricht, das mögen Andere entscheiden. Halten wir uns jedoch an die Andeutungen Goethe's, so können wir das Letztere keinenfalls annehmen.

Lenz fiel wenige Jahre, nachdem er Friederike kennen gelernt, in unheilbaren Wahnsinn. Ob erst hierdurch diese Verbindung sich gelöst, oder ob sie schon früher aufgehört, läßt das vorliegende Büchlein ungewiß. Kein froherer Stern leuchtete seinem Pfade mehr. Er starb als Bettler, von Almosen sich trotzig fristend, zu Moskau am 24. Mai 1792. Geboren war er zu Seßwigen in Liefland am 12. Januar 1750.

Das Werkchen von Stöber enthält außer der Lebensbeschreibung, und einer Anzahl von Briefen, die zum Theil als Vorboten eines Wahnsinns interessant sind, auch mehre Gedichte von Lenz, die in der Tieck'schen Ausgabe seiner Schriften fehlen; ferner Goethe's ursprüngliche Übersetzung der Ossianischen Gesänge, aus Friederikens Nachlaß abgedruckt, mit Beibehaltung der Goethe'schen Rechtschreibung; sodann die bereits bekannten Gedichte Goethe's an Friederiken. Als Beigaben sind noch ein Facsimile jener Goethe'schen Übersetzung und die Abbildung des alten sesenheimer Pfarrhauses zu erwähnen.

Hoffen wir, daß mit diesem Werkchen ein Abschluß jener unerquicklichen Bemühungen gekommen sei, die Spuren Goethe's in Irrungen des Herzens und Jugendverschuldungen aufzusuchen. Weder die Literatur noch die Psychologie gewinnen merklich dabei, wenn wir erfahren, was aus Friederiken geworden, nachdem Goethe sie verlassen; Goethe's Liebe zu ihr hat ihrem Namen Ewigkeit verliehen und das übrige gehört der Vergänglichkeit an. Die Stelle, wo ein Liebling der Götter einst in Begeisterung geweilt, ist uns auf immer heilig; aber welches Schicksal vor- und nachher dieselbe Stelle berührte, ist der Nachwelt durchaus gleichgültig.

L. Braunfels.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Spanische Dramen ins Französische übersetzt.

In Deutschland sind wir zuerst von A. W. von Schlegel auf die Meisterwerke des spanischen Theaters aufmerksam geworden, während man in Frankreich schon längst versucht hatte, einige derselben auf der französischen Bühne einzubürgern. Ja, Schlegel hat sich zum Theil, namentlich bei seiner Beleuchtung von Lope de Vega, vielleicht von einem seiner französischen Vorgänger gar zu sehr leiten lassen. Wir erwähnen unter denselben insbesondere du Perron de Castera und Linguet. Leider konnte sich aber vorzüglich Letzterer von der leidigen Manier, Alles über den modernen Leisten zu schlagen, gar nicht losmachen. Er verdrehte, veränderte und verballhornisirte daher nach Herzenslust. Gegenwärtig erhalten wir nun zum ersten Male eine Auswahl recht gut bearbeiteter spanischer Dramen und wir beeilen uns daher, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Wir meinen die „Chefs-d'oeuvres du théâtre espagnol", von Damas-Hinard. Besonders beachtenswerth sind die literarhistorischen Notizen, welche der Herausgeber seiner Übersetzung beigefügt hat. Dieselben zeugen von sehr gründlichen Studien und sind recht geschmackvoll geschrieben. An mehren Stellen weist Damas-Hinard einige der groben Irrthümer nach, welche Schlegel sich hat zu Schulden kommen lassen. Auch einige Versehen von Bouterwek werden im Vorbeigehen berichtigt.

Französische Werke über Irland.

Von den französischen Werken, welche Irland betreffen, heben wir vorzüglich zwei hervor. Es sind dies erstens die bekannte Schrift vom Deputirten Beaumont, der sich durch seine Werke über Nordamerika und namentlich durch seine Untersuchungen über das Sklavenwesen der Vereinigten Staaten einen bedeutenden literarischen Namen gemacht hat, und dann das Buch „De l'Irlande" vom literarischen Parteigänger Capo de Feuillide. Letzteres namentlich hat einzelne sehr interessante Partien und ist im Ganzen recht lesenswerth. Wir erhalten gegenwärtig die erste Lieferung eines umfassenden, illustrirten Werks, das ein vollständiges Bild dieses interessanten Landes geben soll. Es führt den Titel „L'Irlande au 19ième siècle". Die Kupfer sind zum Theil sehr gelungen und der Text, der von J. J. Prevost, einem der ehemaligen Redacteure der bekannten „Revue britannique", herrührt, scheint sehr belehrend. Der verdiente Comte Taylor, der bereits an unzähligen ähnlichen Werken Theil genommen hat, liefert zu diesem Buche, dessen Vollendung noch im weiten Felde steht, eine interessante Einleitung, in der er die Geschichte Irlands mit einigen allgemeinen geistreichen Zügen zeichnet.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1843.

Der deutsche Zollverein.

(Beschluß aus Nr. 137.)

Auf diese Weise würde nun in einem einzelnen Staate das Beleben der erschlafften materiellen Interessen den ganzen Staatskörper verjüngen: Deutschland ist aber kein einzelner Staat, sondern ein Verein selbständiger Staaten, und eben diese mangelhafte Einheit ist der Grund seines Zurückbleibens hinter den übrigen Weltmächten, in deren Reihe ihm der Eintritt erst durch die aus dem Zollvereine folgende festere Vereinigung zu sichern ist. Es handelt sich also darum, daß die commercielle Verbindung auch eine politische werde, und hier ist zuzugestehen, daß es zur Zeit an einem staatsrechtlichen Bande, welches theils die Handelseinheit fest und bleibend machte, theils eine festere politische Einigung daran knüpfte, noch fehlt.

Eben das Fehlen dieses staatsrechtlichen Bandes ist es, was bei Manchen, und auch bei Höffken, noch Besorgnisse erregt. Die Zollvereinigung beruht auf Verträgen, die nach Ablauf von 12 Jahren nach vorgängiger Aufkündigung erlöschen können. Die einzelnen zu treffenden Maßregeln sind ferner ebenfalls nur durch Vereinbarung zu erreichen: der Widerspruch eines Einzelnen hemmt Alle und eine Entscheidung nach Stimmenmehrheit findet nicht statt. Höffken erblickt die Abhülfe dieses Mangels einer festen Organisation in einer Ausbreitung des Zollvereins über ganz Deutschland, welche dazu führen wird, daß die Zollvereinigung in Übereinstimmung mit Artikel 19 der Bundesacte ein integrirender Theil der Bundesverfassung und der periodisch zusammentretende Zollcongreß zu einem permanenten Zollrath wird. Diese Aussicht hat in der That nichts, was gegen die Grundsätze des deutschen Staatsrechts verstieße: die Souverainetätsrechte der einzelnen Regenten werden auf keine mit jenen Grundsätzen unvereinbare Weise beeinträchtigt, wenn das Zoll- und Handelswesen Deutschlands durch bestimmte, vom Bunde ausgehende Principien geregelt und — ebenso wie das Militairwesen — der völlig freien Anordnung der einzelnen Staaten entzogen wird. Gibt es aber auch von dieser Seite her keine Schwierigkeit, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß das constitutionnelle Princip, die „Voraussetzung einer mitwirkenden Volksthätigkeit", dabei leiden dürfte. Diesen Punkt hat besonders Steinacker in einem im ersten Bande der Weil'schen „Constitutionnellen Jahrbücher" enthaltenen Aufsatze ins Auge gefaßt. Würde die Ordnung der Verkehrs- und Handelsverhältnisse der Autonomie der einzelnen Staaten entzogen und auf die Bundesgewalt übertragen, so fiele diese mitwirkende Volksthätigkeit natürlich hinweg. Dieselbe geräth überhaupt in Rücksicht auf die Zollverhältnisse schon jetzt in eine besondere Lage: die von den Staaten verabredeten Maßregeln bedürfen, wo man Constitutionen hat, der ständischen Zustimmung und werden den repräsentativen Körperschaften schon fertig und festgestellt vorgelegt, sodaß deren Zustimmung meist deshalb, weil die Folgen einer Verweigerung nicht wohl abzusehen wären, ertheilt werden muß. Bildete die Zollvereinigung einen Theil der Bundesverfassung und wäre die Ordnung der Zollverhältnisse eine Function des Bundes, so ließe sich hier an eine Mitwirkung durch Volksvertretung gar nicht denken. Eine solche Vertretung ist nur in einem einzelnen Staate möglich und ihre Einführung bei der Bundesgewalt würde daher die Veränderung dieser in eine deutsche Regierung und den völligen Umsturz der bestehenden Verfassung voraussetzen. Steinacker äußert deshalb die Idee, man könne den Zollcongressen ein constitutionnelles Element beimischen und ihnen eine aus Abgeordneten der einzelnen Staaten, sodaß vielleicht auf 100,000 Einwohner ein Abgeordneter käme, gebildete Versammlung gleichsam als zweite Kammer und vorerst nur mit berathender Stimme beigeben. Wir möchten indeß — ohne im mindesten eine reactionnaire Tendenz zu haben — den Constitutionalismus hier noch nicht so entschieden in den Vordergrund treten lassen. Gerade in Zoll- und Handelssachen hat eine mitwirkende Volksthätigkeit ihre ganz eigenen Bedenken. Es ist zwischen dem Interesse einzelner Personen und dem Gesammtwohle oft ein großer Unterschied vorhanden. Eine Vertretung im Sinne des constitutionnellen Princips bringt aber nur immer die besondern Interessen zur Sprache, und man sieht an dem Beispiele Frankreichs, daß eine entschiedene Geltung solcher Stimmen der Sonderinteressen in hohem Grade schädlich ist. Es kann also der Nutzen einer solchen Anstalt nur darin liegen, daß man die Wünsche, Bedürfnisse und Interessen des Volks erfährt; zu diesem Ende bedarf man aber keines constitutionnellen Instituts, sondern es gibt andere Anstalten, welche diesem Zwecke

besser genügen. Es darf hier an die englischen Parlamentsuntersuchungen und die französischen Enquêten erinnert werden, welche allenfalls zu dem nicht als Regierung, sondern nur als Versammlung unterhandelnder Beamten der einzelnen Staaten anzusehenden Zollcongresse besser passen als ein constitutionnelles Element. Jene englischen Untersuchungen sind oft in wahrhaft blindem Enthusiasmus gerühmt: sie sind in der That nichts als eine Auskunft, die durch den Mangel einer centralisirten Staatsverwaltung und die Unmöglichkeit, sich auf andere Weise officielle und glaubhafte Nachweisungen zu verschaffen, nothwendig gemacht wird. Der Zollcongreß kann auf beiweitem einfachere Weise die nöthigen Nachweisungen von den einzelnen Regierungen, denen es an Mitteln zu ihrer Herbeischaffung nicht fehlt, erhalten. Näher liegen uns also die französischen Enquêten, Untersuchungscommissionen, die von der Regierung — oder auch von der Deputirtenkammer — angeordnet werden und im ersten Falle unter dem Präsidium des Handelsministers thätig sind. Solche Commissionen würden auch in Deutschland vorkommen können, jedoch bei den Arbeiten des Zollcongresses natürlich nicht von einer Ständeversammlung, sondern von den Regierungen anzuordnen sein. Bis jetzt ist indeß ein Bedürfniß derselben noch nicht fühlbar geworden, da die Regierungen im Besitze der nothwendigen statistischen und anderer Notizen sind und nach den bestehenden Verwaltungseinrichtungen die übrigen in Frage kommenden Nachrichten meist ohne besondere Untersuchungscommissionen werden erhalten können.

Wir dürfen überhaupt bei den Ansprüchen an die Politik des deutschen Zollvereins nicht sanguinisch sein. Es ist gewiß sehr richtig, wenn man die jetzt erlangte Einheit in den bisher bestandenen staatsrechtlichen Formen zu pflegen fortfährt und die im Schoose der Zukunft liegenden politischen Consequenzen sich ruhig entwickeln und ins Leben treten läßt. Alsdann wird sich für diese Consequenzen die Form schon finden. Jetzt würde aber eine Einführung solcher Formen, mit welchen man nach den Begriffen der Gegenwart einen Inhalt politischer Einheit und regen öffentlichen Lebens verbindet, namentlich die Einführung constitutionneller Elemente in die Leitung der Vereinsangelegenheiten, nur die Hinstellung von Formen sein, die erst auf den Inhalt warten müßten und im besten Falle unnütz, im schlimmsten verderblich wären. Ebenso wenig darf man zu schnelle Resultate und zu scharfe Mittel in Bezug auf Hebung des Handels und der Industrie erwarten. Zölle sind namentlich in Deutschland blos ein Druck des Handels gewesen. Die neue Einrichtung des Zollwesens, welche zuerst von Preußen ausging, konnte zunächst nur den Druck, der in den Zöllen lag, so viel als thunlich erleichtern und man hatte einen segensreichen Erfolg mehr von der Ausbreitung und Arrondirung des Zollvereins als von der prohibitiven und schützenden Natur hoher Zölle zu erwarten. Eine Anfeindung des Auslandes durch Tarifsätze, ein plötzliches Erzwingen des Aufblühens einer allmälig kräftig werdenden Industrie konnte dabei nicht in der Politik des Zollvereins liegen, die theils finanzielle Zwecke, theils auch die Rücksicht, daß man die Gesammtheit nicht zu Gunsten Einzelner besteuern dürfe, zu wahren hatte. Nichtsdestoweniger wird auf dem eingeschlagenen Wege der Zweck, Deutschland am Welthandel zu betheiligen und so seine Macht und Blüte zu heben, gewiß erreicht werden, da es nicht fehlen kann, daß die immer mehr erstarkende Industrie und die dermnächstige Ausbreitung des Zollvereins bis an das Meer diesem eine Theilnahme an den Handelsvortheilen möglich machen werden, deren Reciprocität am Ende doch nur allen Prohibitiv- und Anfeindungszöllen der großen Handelsmächte als letzter zu erreichender Zweck zum Grunde liegen kann.

F. Liebe.

Dänemark und seine Könige bis zum Antritt des Oldenburger Hauses (1448). Vom Grafen Ernst Reventlow-Farve. Zwei Theile. Kiel, Schwers. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Weltgeschichte gleicht einem großen Epos, die Geschichten der Völker bilden die einzelnen Rhapsodien und die Schüler der Klio sind die Rhapsoden. Und wie alle Dichtungsarten sich auf das Epos als Urquell historisch zurückführen lassen, so bietet auch die Weltgeschichte den Stoff zu jeder Dichtungsgattung dar. Allein so wahr auch diese Behauptung vergleichungsweise sein mag, so wenig kann doch die Möglichkeit gedacht werden, daß entweder die Welthistorie oder auch nur eine Specialgeschichte sich zu einem wahrhaft poetischen Kunstwerke verarbeiten lasse. Man darf zwar wiederum behaupten, daß gewisse historische Erscheinungen einen absolut poetischen Charakter zeigen und daß die Darstellung derselben einen poetischen Schwung annehmen könne, ohne selbst in die Kunstform der Poesie gekleidet zu sein; aber dessenungeachtet muß, wie in der That auf der Hand liegt, die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, daß die poetische und historische Kunst je in Eins zusammenfallen könne. Der erste Grund ist der, daß die Quellen der Wahrheit beider verschieden sind: die Geschichte geht von der Anschauung äußerer Thatsachen aus, während die Poesie, obschon unter dem Einflusse äußerer Wahrnehmungen und Eingebungen bis zu einem gewissen Grade stehend — das kommt auf die Dichtungsgattung an —, aus innern Vorstellungen schöpft und freie Gebilde schafft. Daher ist schon aus dem Grunde die griechische Poesie reicher als die römische, weil der erstern eine viel reichhaltigere Mythe zu Gebote steht als der letztern. Die Geschichte ist beschränkt durch das äußerlich Gegebene, die Poesie dagegen frei durch das innerlich Werdende und Geschaffene. Mit einem Worte: die erstere hat es lediglich mit der Außenwelt, die letztere mit der innern Welt zu thun. Ein zweiter Grund ist folgender. Die Geschichtsdarstellung muß sich streng an die gegebene Zeitenfolge binden, die Poesie dagegen entweder an die, welche die erfoderliche Harmonie ihrer Vorstellungen und innern Anschauungen nöthig macht und der Darstellung Einheit gibt, oder sie entrückt sich namentlich in ihren höhern Potenzen der Zeit gänzlich. Daher das Gesetz: die Geschichtskunst bewegt sich fortschreitend auf dem Gebiete der Zeit so weit, als ihre Thatsachen gehen, das poetische Werk aber ist an Zeiteinheiten gebunden und wird nur frei in seiner Ideenwelt. Ein dritter Punkt ist noch dieser: der Geschichte liegt als erster Zweck die Belehrung ob, und dieser wird theils durch reine Erkenntniß der Thatsachen, theils durch Reflexionen erreicht; die poetische Kunst verfolgt zwar diesen Zweck auch, aber die Mittel, wodurch sie die Erreichung desselben möglich zu machen sucht, sind verschieden: sie gruppirt wählerisch gewisse Einzelnheiten zu einem Ganzen und bemüht sich, durch das Medium der Phantasie und des Gefühls einen Totaleindruck

hervorzubringen. Es bieten sich nun allerdings dem Dichter historische Erscheinungen dar, die an und für sich schon so poetisch sind, daß es beinahe nur der äußern Kunstform bedarf, um ein dichterisches Kunstwerk daraus zu schaffen. In diesem Falle kann ein Gedicht sogar als eine historische Quelle betrachtet werden, wie z. B. die „Pharsalia" des Lucan. Es kann aber auch ein historisches Sujet der poetischen Hebung bedürfen, wie z. B. die „Maria Stuart" von Schiller. Allein der erste Fall macht ebenso wenig eine allgemeine Geschichte möglich, als der zweite eine eigentliche historische Quelle sein kann. Versuche, umfangreichere Begebenheiten poetisch zu bearbeiten, sind im Alterthume von den Römern gemacht worden, z. B. von Ennius, Lucan und Silius Italicus. Es sind aber diese Versuche nicht blos deshalb ohne bedeutenden künstlerischen Werth, weil Ennius zu einer Zeit schrieb, in welcher die römische Poesie erst im Entstehen begriffen war und die beiden andern Dichter der Periode des verfallenden Geschmacks angehörten, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil das strenge Festhalten an der Geschichte den Dichter unfrei macht, während auf der andern Seite ein freies Gebahren des Dichters mit dem historischen Stoffe eine störende Collision mit der historischen Kenntniß erzeugen muß. Die Griechen mit ihrem feinen Takte und bei dem Reichthum ihrer Mythen haben dergleichen Versuche, so viel uns bekannt ist, gar nicht gemacht. Selbst ihr Roman, obschon seine Anfänge in das romantische Zeitalter Alexander's des Großen fallen, kehrte doch vielfach auf mythische Persönlichkeiten und Erzählungen zurück. Die Geschichtsliteratur des Mittelalters trägt bis ins 13. Jahrhundert eine mehr oder minder poetische Färbung an sich, aber gleichwol sind die schönsten Dichtungen dieses Zeitalters nicht aus einem reinhistorischen Grund und Boden hervorgewachsen, sondern reichen mit ihren stärksten Wurzeln in ein Zeitgebiet hinein, dessen Entfernung eine strenge Sonderung der Wahrheit von der Dichtung nicht mehr zuließ, um so weniger, da den damaligen Dichtern und Geschichtschreibern die historische Kritik beinahe ebenso unbekannt war, als unsere Geschicklichkeit geübt ist, mittels der großen Retorte unserer Philosophie die mythischen Substanzen zu einem historischen Äther zu sublimiren.

Nach diesen Erörterungen, die natürlich noch manchen Zusatz, noch manche Erweiterung erhalten müßten, wenn eine Erschöpfung des Gegenstandes erfoderlich oder hier thunlich wäre, glauben wir den Maßstab genommen zu haben, nach welchem das vorliegende Werk beurtheilt sein will. Wir können unser Urtheil in wenige Worte zusammenfassen: es bildet daßelbe kein poetisches Kunstwerk, sondern ein historisches Reimwerk. Es ist allerdings die Möglichkeit denkbar, die Hauptmomente einer Volksgeschichte oder die hervorstechendsten Charaktere, Ereignisse und Thaten poetisch aufzufassen, namentlich um sie desto leichter dem Gedächtnisse des Volks einzuprägen, allein eine solche streng chronologische Dichtung, wie sie der Verf. gegeben hat, ist ebenso wenig geeignet, Eindruck zu machen oder Begeisterung zu erregen, als geschichtliche Belehrung zu erzielen. Das Ganze leidet an Eintönigkeit, das Bedeutsamere verschwimmt in der großen Masse des Gleichgültigen oder Unbedeutenden und nur einzelne Momente, denen ein poetischer Charakter entweder schon inwohnt, oder leicht zu ertheilen war, heben sich hervor und unterbrechen auf eine angenehme Weise die Einförmigkeit. Diese letztere ist aber insbesondere theils vermöge der allgemeinen und langwährenden Individualität des Mittelalters hervorgerufen worden, theils dadurch, daß die ganze Darstellung sich chronologisch lediglich an die Könige und deren Schicksale und Thaten anknüpft. Von den edlern und bessern Regungen der Geister, die doch auch das dänische Mittelalter, namentlich in seiner zweiten Hälfte, aufzuweisen hat und die unter Kämpfen, Morden, Verrath und Verwüstungen dem beobachtenden und theilnehmenden Leser der Geschichte eine nicht minder nöthige als angenehme Erholung gewähren, zeigen sich nur geringe Spuren. Übrigens sind wir der Meinung, daß der Verf. der gesammten Darstellung noch dadurch wesentlich geschadet habe, daß er kurze, vierzeilige Jambenverse gewählt und nicht in einer Versart geschrieben hat, die durch ein umfänglicheres Rhythmensystem auf der einen Seite mehr Mannichfaltigkeit, auf der andern aber eine größere Einheit und größern Eindruck erzeugende Totalität zur Folge gehabt haben würde. Die kurzen Verse ermüden ebenso sehr bei dem Umfange des Werks, als sie die Zerrissenheit des Vortrags befördern und den Eindruck schwächen. Überdies schlägt die poetische Diction nur zu oft in Prosa oder in eine ungelenke Construction um und der Einfluß des Reims auf die gewählten Wendungen und Wörter ist nur zu oft sichtbar. Wir möchten das Ganze, um uns so bezeichnend als möglich auszudrücken, einen literarischen Bastard nennen: es ist weder reine Poesie, noch reine Geschichte, es ist von beidem etwas. Wir haben es um so lebhafter empfunden, wie wenig rühmlich die meisten Eigenschaften des vorliegenden Werks sind, da wir gleichzeitig mit der Lectüre der trefflichen Preisschrift Allan's über die Geschichte Dänemarks beschäftigt waren. Die edle prosaische Sprache dieses Schriftstellers besitzt eine ungleich stärkere Anziehungskraft als die Poesie oder richtiger die gereimten Verse unsers Verf. Aus einzelnen Stellen geht indeß hervor, daß demselben ein gewisses poetisches Talent inwohnen müsse; allein es scheint die Ausbildung zu mangeln, sowie die Überzeugung, daß Etwas, was einmal nicht poetisch ist, trotz aller Versification und alles Reimens, auch nicht Poesie werden könne.

Um nun unser Urtheil zu bestätigen, besonders insofern als wir oben bemerkten, daß ein historisches Factum, wenn ihm an sich schon eine poetische Anlage eigen sei, mit Leichtigkeit die dichterische Kunstform annehme, zugleich aber auch zum Beweis, daß dem Verf. das Dichtertalent keineswegs völlig abgehe, heben wir eine der besten Stellen des ganzen Werks aus, meinend, daß unsern Lesern mit einer guten Stelle mehr gedient sei als mit einer schlechten. Der König Erich Glipping wird bei Gelegenheit einer Jagd, auf der er sich verirrt hat, durch Verschworene ermordet (1286):

Ein kalter Wind durchdringet Jütlands Gauen,
Die Buchenwälder streifte er schon ab,
Und die gebräunten Eichenkränze schauen
Gesenkten Haupts auf das bemooste Grab.

Da kommt der Sturm, die Eichenkränze fallen,
Entblättert starrt des Waldes Riesenbaum,
Sein Schmuck, die Pracht der himmelhohen Hallen,
Verschwand, gleichwie des Lebens Blütentraum.

Und durch den Wald und durch die dunkle Haide
Schleicht eine finstre Schar im Mönchsgewand,
Als ob sie selbst den Schein des Mondes meide,
Nachdem der Sonne Licht in Nacht verschwand.

Den Geistern gleich verschwinden jene Schatten,
Als durch die Nacht tönt hell der Jäger Horn,
Die sich im dichten Wald verloren hatten
Und suchen eine Bahn durch Haid und Dorn.

Der König Erich ist's mit seinem Knappen,
Des Truges Ebenbild, er ist's und sinnt
Auf seinem schaumbedeckten Dänenrappen,
Wie er des Waldes Ausgang bald gewinnt.

Der König läßt sein Hifthorn stärker tönen,
Treu sendet es den Ruf durch Wald und Flur,
Doch Alles schweigt und nur die Eulen höhnen
Den König, welcher folgt des Knappen Spur.

Von Wiborg war er jagend ausgezogen
Und hatte sich in Haid' und Wald verirrt,
Durch Lügen seines Knappen schier betrogen,
Der wissentlich des Königs Sinn verwirrt.

Noch glänzt der Mond, doch schwarze Wolken ziehen
Und Luna birgt ihr keusches Angesicht,
Als wolle sie den Pfad des Truges fliehen,
Worauf den König führt der Bösewicht.

Und ziehend weiter unter dunkeln Fichten,
  Erreicht er, als das Auge klarer schaut,
— Der dichte Wald beginnt sich schon zu lichten —
  Ein Scheunendach von Holz und Haid' erbaut.

Hier will der König jetzt der Ruhe pflegen,
  Indeß sein Roß sich scheut und warnend schnaubt,
Doch muß es stumm sich hin zur Ruhe legen,
  Weil Gott ihm nicht die Rede hat erlaubt.

Doch fällt kein Schlaf auf König Erich's Glieder,
  Umhüllt von des Verrathes finstrer Nacht,
Indeß der Uhu schüttelt sein Gefieder,
  Sein Feueraug' die Mörder starr bewacht.

Die dreizehn an der Zahl, das Haus erreichen,
  Wie Wölfe, die sich einer Heerde nahn,
Und Alle, als des blut'gen Bundes Zeichen,
  Mit Kutten grauer Brüder angethan.

Stig Andersen winkt jetzt der Mörderbande,
  Graf Jacob, Palle und noch Andre mehr
Von Unzufriedenen im Dänenlande
  Stehn Alle harrend um den Führer her.

Doch als der Dolch in seinen Händen blitzet,
  So stürzt die gottvergeß'ne Mörderschar
Auf Erich, der im Stroh verborgen sitzet,
  Doch bald ein Opfer ihrer Dolche war.

Dann übergeben sie das Haus den Flammen
  Und eilen schnell nach allen Winden fort,
Indeß die Schreckensstätte bricht zusammen
  Und Asche deckt des grausen Mordes Ort.

Durchbohrt, zerfleischt von mehr als siebzig Wunden,
  Wird Erich, als das Morgenlicht erwacht,
Inmitten Schutt und Asche aufgefunden,
  Als grauses Opfer der Cäciliennacht.

Sein Roß entflieht und mit ihm Dänentreue
  Durch Wald und Gau, durchs ganze Vaterland,
Bis endlich Fürst und Volk, erfüllt von Reue,
  Von neuem eint der treuen Liebe Band.

Sowie das ganze Werk mit einer kurzen poetischen Dedication an die Königin von Dänemark beginnt, so endet dasselbe mit einem poetischen Schlußworte, das eines nordischen Skalden nicht unwürdig ist und jedenfalls dem Verf. zur Ehre gereicht. Auch wir wollen unsere Anzeige des Werks mit dem Schlußworte desselben beschließen:

Wer führte freundlich mich Berg auf Berg ab
Durch die Gefilde jener frühern Zeiten,
Wer war mein sichrer Trost, mein Wanderstab,
Der Vorzeit Meeresfluten zu durchschreiten?
Du nur allein, du gabst mir Kraft und Muth,
Und unbekümmert folgend deinen Spuren
Besang ich, schauend in die blaue Flut
Des Meers, der thatenreichen Vorzeit Fluren.
So sende ich auch dir mit Zuversicht
Des Ostseestrandes heimatliche Lieder,
Wo jede Woge rauschend zu dir spricht:
O Dahlmann, kehre bald zum Strande wieder.

60.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Shakspeare in Frankreich.

Wenn jetzt einige neuere französische Kritiker die Behauptung aufzustellen wagen, Deutschland, ja England selbst habe Shakspeare erst von Frankreich aus kennen lernen, so ist das wirklich ein starkes Stück. Als hätte nicht Voltaire den britischen Dichter als ein monstre der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und als hätten die Franzosen nicht die erbärmlichen Übersetzungen seiner Tragödien von Ducis auf dem Gewissen! Wirklich hat man erst seit einiger Zeit in Frankreich angefangen, die unsterblichen Werke Shakspeare's zu würdigen. So geschehe hier nur der Bearbeitung „Heinrich's IV." Erwähnung, die auf dem Theater des Odeon unter dem Titel „Falstaf" zur Aufführung gekommen ist. Die beiden jungen Dichter, Maurice und Vacquerie, von denen diese Arbeit herrührte, sind in den Geist des englischen Dichters eingedrungen. Leider sind auch sie von dem Wahne befangen, als müsse man Shakspeare für die französische Bühne erst zustutzen. So haben sie sich, wenn sie beim „Falstaf" schon gar zu willkürlich umsprangen, bei ihrer neuesten Arbeit noch stärkere Abweichungen vom Originale erlaubt. Statt nämlich eine einfache Übersetzung des köstlichen „Ende gut, Alles gut" zu geben, haben sie nur einzelne Züge daraus genommen und ein neues Stück gemacht, dem sie den Namen „Le capitaine Paroles" gegeben haben. Auf diese Art ist aus einem lebendigen Lustspiele eine bloße Silhouette geworden. Trotzdem kann man den Bearbeitern das Verdienst nicht streitig machen, daß sie einzelne Züge Shakspeare's auf das schlagendste wiedergegeben haben. Ein anderer talentvoller junger Dichter Namens Roger (er ist ein Sohn des verstorbenen Mitglieds der Académie française), der sich durch die bizarre Dichtung „Oléar" bekannt gemacht hat, scheint sich jetzt gleichfalls dem Studium Shakspeare's zu widmen. Die erste Frucht seines Umgangs mit dem größten Dichter der englischen Nation sind die „Beautés morales de Shakspeare" (Paris 1843). Im Ganzen ist die Übertragung des „Lear" und einzelner Scenen von „Heinrich IV.", die uns hier geboten werden, gelungen. Leider hat der Verf. sich genöthigt gesehen, einzelne Schönheiten seines Originals fallen zu lassen. Es läßt sich dies indessen, wenn in Versen und noch dazu in französischen Versen übersetzt wird, nie vermeiden. Roger ist Professor des Englischen am königlichen Collegium St.-Louis und hat vor kurzem einen Cyklus von Vorträgen über die englische Literatur vor einem gemischten Publicum gehalten, die sehr angesprochen haben.

Adelsalmanach.

Wenn es in Deutschland mehr als eine Adelszeitung gibt, so finden wir dies ganz natürlich. Aber in Frankreich, wo die Revolution reine Bahn gemacht hat, wollen uns dergleichen Erscheinungen Anachronismen dünken. Wir wissen deshalb auch nicht, ob der „Annuaire de la pairie et de la noblesse de France" von Borel d'Hauterive sonderlichen Anklang finden wird. Es wird in demselben nach Art des bekannten „Almanach de Gotha" eine Chronologie aller souverainen Häuser Europas und außerdem noch eine Genealogie der vornehmsten herzoglichen und fürstlichen Familien gegeben. Als Beilage erhält man ein „Précis historique de la pairie en France" und ein „Précis élémentaire de blason".

Die Aristotelische Philosophie.

Cousin hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, dem Studium der griechischen Philosophie in Frankreich einen neuen Aufschwung zu geben. Nach ihm haben sich einzelne Gelehrte in dieses weite Gebiet getheilt. So hat z. B. Barthélemy St.-Hilaire, dessen literarische Bestrebungen wir in d. Bl. zu wiederholten Malen erwähnt haben, seine ganze Kraft der Philosophie des Aristoteles zugewendet. An seine Schriften, die der Erläuterung dieses Philosophen gewidmet sind, schließt sich ein Werk an, von dem vor kurzem der erste Band die Presse verlassen hat. Es ist dies die Übertragung der „Metaphysik" des Aristoteles, von der zwar einige ältere französische Bearbeitungen existiren, von denen aber, so viel wir wissen, keine einzige im Druck erschienen ist. Die Verf. dieser neuen Übersetzung, zwei ehemalige Zöglinge der Ecole normale, Alexis Pierron und Charles Zévort, haben ihrem Werke, das mit Recht ihrem Lehrer Cousin gewidmet ist, mehre ausführliche Anmerkungen beigefügt, die auf die dunkelsten Partien der Aristotelischen Lehre ein helles Licht werfen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Erster Artikel.

1. Thalblumen. Gedichte von Fr. Ser. Schanza. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

In dem versificirten Vorwort bittet der Verf. den Leser, auf den kleinen, erstgeborenen (?) Nachen, den er durch die Wogen (der Poesie) leite, einen gewogenen Blick zu werfen, da es des Schiffers Zuversicht stärke, wenn er in die heilverheißenden Augen der Sterne blicke. Offenbar ist er ein Neuling im Kahnführen und ein etwas unbeholfener Schiffer. Das melodische Wellengesäusel will er durch pretiöse Ausdrücke (wie wir denn gleich in der ersten Nummer auf „säuselfrohe Tauben, Harmonienträume und Nachtigallgeflüster" stoßen) hervorbringen; aber er bedenkt nicht, daß es der Geist und nicht das Wort ist, was lebendig macht und Klänge schafft. Überdies sieht man den meisten Liedern die Mühwaltung, das Gemachte, die Geburtswehen an, und in den Romanzen offenbart sich eine unklare und schwülstige Redseligkeit. Den lustigen Brüdern ruft er warnend zu: „die Jugend flieht; darum genießt, was Okkasio (sic!) gibt, trinket, rauchet, tanzet und liebet", und S. 48 ruft er einer entfernten Wilhelmine zu:

> Es birgt die Sonn' ihr strahlendes Gefieder,
> Und sinkt bescheiden am Horizonte nieder,
> Doch nicht mit ihr mein Herz, das stets ein Kranz umflicht,
> Der stanig denkt (!!?): Vergiß mein nicht.

An dieser Probe wird der Leser errathen, weß Geistes Kind unser poetischer östreichische Schiffer sei, und wird zugleich bezweifeln, daß ein Auge mit Beifall auf den schlecht gezimmerten und schlecht geführten Kahn blicke.

2. Gedichte von Vincenz Zusner. Wien, Beck. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Hier offenbart sich eine Klarheit und in der Klarheit eine Gemüthlichkeit, die Jedermann verständlich wird und bei der man glaubt, die Sachen schon irgendwo gehört oder gesehen zu haben. Man suche nichts, was über die Sphäre des Alltagslebens hinausgeht, kein großartiges Bild, keine Plastik, keine kühnen Gedanken; hier ist nichts als fließende Verse, correcte Sprache, Reinheit des Reims, Singbarkeit der Weisen und lyrische Behäbigkeit. Die großen Lettern, das Format und das weiße Papier machen das Buch zur Lecture für Greise und Matronen geeignet, die mit unbewaffnetem Auge sonst nicht lesen können.

3. Blüten der Liebe. Von Wilhelm Torffstecher. Prenzlau, Vincent. 1843. 8. 25 Ngr.

Nicht gern sagen wir bei Sängern deutscher Lieder: nomen-omen; aber hier liegt's nahe. Der Verf. dieser Gedichte, an denen der Titel das Beste ist, fördert nirgend edles Metall zu Tage, sondern höchstens jenen schwarzbraunen vegetabilischen Brennstoff, der troz seines übeln Geruchs in vielen Gegenden unsers Vaterlandes ein Surrogat des Brennholzes geworden ist, und wenn er auch ästhetische Skandale vermeidet, so ist er doch ohne allen Beruf. Das Beste möchte „David's Klage" (S. 124) sein. In der alkäischen Strophe lassen sich dem Bildner viele Fehler nachweisen; die sapphische (S. 205) ist von seiner eigenen Erfindung. Ein Urtheil über sich selbst fällt er in „Verlegenheit" (S. 87):

> Spielen mag ich nicht,
> Träumen darf ich nicht,
> Handeln kann ich nicht,
> Lieben soll ich nicht,
> Klagen will ich nicht:
> So gelinget mir denn auch kein Gedicht.

4. Gedichte von C. E. Closter. Nürnberg, Stein. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

Mit weniger Selbstgefälligkeit als Hr. Torffstecher und nicht ohne Anlage für Episches auftretend, bietet dieser bairische Sänger in gar bunter Reihe, auf etwas graues Papier gedruckt, Romantisches, Erotisches und Naturgemälde, worin sich mancher Gedanke und manches Bild findet, das uns erhebt; aber häufig werden wir durch einen höchst prosaischen Gedanken wieder herabgezogen in die nüchternste Nüchternheit; indessen darf die Kritik keinen zu strengen Maßstab an diese Lieder legen, die, einem kurzen Vorwort zufolge, eigentlich nur dem Kreise einer engern Theilnahme bestimmt waren. Gut gehalten ist „Byron's letzter Trost" (S. 94).

5. Gedichte von A. S. W. Merlinau. Berlin, Mittler. 1842. Gr. 12. 10 Ngr.

In der ersten Nummer, einem Sonette, legt der Verf. dem Leser seines Geistes junge Blüten vertrauensvoll in die Hände, belehrt ihn, er singe nur von Treue und Vaterland, nehme mehr das Gemüth als den Verstand in Anspruch, wünscht herzlich, zu gefallen, und schließt mit der Versicherung, er werde sein Saitenspiel zertrümmern, wenn es Misfallen und Langeweile wecken sollte. Indessen hat es damit gute Wege; Hr. Merlinau, der ein junger patriotischer Berliner zu sein scheint, wird in dem etwaigen Tadler seiner patriotischen Akrostichen u. s. w. gewiß nur den hämischen Kritikus oder den blassen Neider wittern und wird weiter singen.

6. Rheinische Äolsharfe. Herausgegeben von Jakob Stang. Bonn, Habicht. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Das Büchlein gibt topographische Gemälde, rheinische Localromanzen, patriotische, erotische und gelegentliche Reime ohne Geist, worunter „Was brüllt?" (S. 87) das ist, was die französische Sprache coq-à-l'âne nennt.

7. Heemskerk's Seezug nach Gibraltar. Gedicht von A. Bogaers. Aus dem Niederländischen übertragen von F. W. v. Mauvillon. Rotterdam, Bädeker. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Im 16. Jahrhundert konnte es der Monarch Spaniens nicht über seinen Stolz gewinnen, die Freiheit und Unabhängigkeit Hollands anzuerkennen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts beschlossen die Staaten der Vereinigten Niederlande, diese Anerkennung zu erzwingen; sie rüsteten zu dem Ende eine Flotte aus, deren Commando sie dem Admiral Heemskerk übertrugen,

den Fremden [illegible] Thälern die religiösen Überzeugungen und den Aberglauben des Mittelalters sich treu und ungeschwächt erhalten.

Dem Spanier, mit dem er Thür an Thür wohnt, mehr als dem Franzosen verwandt, bewaffnet der Bewohner dieser Gegenden seine Hand in jedem Streite mit dem Messer, und nirgend sonst in Frankreich ist die Statistik der blutigen Verbrechen so reich als auf jener Scholle Landes, nirgend sonstwo ist der Glaube an Zauberer und Hexen und böse Geister so eingewurzelt wie dort, nirgend sonstwo ist die Bigoterie so unumschränkte Herrin als da.

Während die Tracht der Männer durch die hinten in Beutelform lang auf den Rücken hinabfallende gewebte Mütze von rother, brauner oder blauer Wolle, ferner durch das kurze Camisol von demselben Stoffe und mit blanken Knöpfen, dann durch die rothe Leibbinde, die aus Bindfaden geflochtenen Sandalen der Tracht des Catalanen sich nähert, bewahrt die Kleidung der Frauen nicht weniger einen von dem der übrigen Bewohnerinnen des Departements abweichenden Charakter.

Ein weißes leinenes und in ein Dreieck zusammengelegtes Tuch, das dergestalt um den Kopf geschlungen ist, daß die Zipfel hinten zwanglos herabhängen, ein Spencer von rothem, blauem, gewöhnlich aber grünem Tuche, welcher knapp um die Taille anschließt und hinten rund herum bis gegen die Hüften hin durch einen handbreiten Überfall über den Rock hinabgreift, ein schneeweißer Kragen von grober Leinewand, der auf die Schultern fällt, enge, kurze Ärmel, die unten einen Aufschlag haben, mit einer gelben oder rothen Borte eingefaßt sind und unter denen die Hemdärmel hervorkommen und sich bis an das Handgelenk fortsetzen, vor der Brust ein viereckiges Stück weißer Leinewand, das von den Schultern aus sich kleidsam nach der Taille zu verengt und unter einer oben eng zusammengezogenen und breit gestreiften Schürze endet, ein sehr kurzer, faltenreicher Rock, gewöhnlich von blauem Tuche, weiße Strümpfe und Lederschuhe, das ist der Anzug einer Bäuerin aus Massat.

Der Morgen graute, der östliche Himmel röthete sich leicht, die Sterne erbleichten und einzelne Vogelstimmen erwachten leise hier und da, als wir den Rückweg antraten.

„Wie ist es möglich", rief mein Begleiter, nachdem er eine Zeit lang nachdenklich neben mir hergeschritten war, „daß Priester, welche das Volk belehren und aufklären sollten, daß Priester des 19. Jahrhunderts solchem tollen Aberglauben Vorschub leisten und ihn durch ihre Gegenwart, durch ihr Ansehen befestigen können!"

„Der Einfluß und die Herrschaft über Andere sind eine große Versuchung für den Menschen", erwiderte ich, „und die Priester haben von jeher gezeigt, daß sie in dieser Beziehung Menschen waren; übrigens fühlen die Geistlichen des Landes den Vorwurf, welchen Sie ihnen machen, und entschuldigen sich mit der Unmöglichkeit, dem Unfug zu steuern. Es ist in der That vor kurzem noch in einem nahen Dorfe vorgekommen, daß der Geistliche fast von den Bauern ermordet worden wäre, weil er sich weigerte, beim Gewitter die Glocken läuten zu lassen und sein Dorf dadurch einer vermehrten Gefahr auszusetzen."

„Ich habe mir in Paris nicht träumen lassen", fuhr der junge Maler fort, „daß auf französischem Boden heutzutage noch ähnliche Dinge geschehen, auch wird mir es dort kaum Jemand glauben, wann ich zeichne oder erzähle, was ich in jener Nacht gesehen."

„Da eben liegt der Fehler", entgegnete ich, „in welchen die meisten meiner Landsleute verfallen; sie gehen nach Paris und, wann sie dort, am Herde der höchsten französischen Civilisation, sich umgesehen, bilden sie sich ein, das ganze Land und die Franzosen zu kennen; ich aber glaube, daß das der Weg ist, welcher am wenigsten zu diesem Zwecke führt. Das französische Centralisationssystem führt Alles, was in der Provinz ausgezeichnet und dadurch allein schon sich ähnlich ist, nach Paris, und sind ja in den dort so versammelten Elementen noch Spuren verschiedener Nationalität vorhanden, so verschwinden diese alsbald in der mächtigen Assimilation, welche die Hauptstadt über den ihr dargebotenen Stoff ausübt. Wer die Schattirungen des Landes kennen lernen will, der suche sie an ihrer Quelle. 57.

Bibliographie.

Arming, F. W. (William Fitz-Berth), Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 8. 2 Thlr.

Bilow, F. v., Geschichtliche Entwickelung der Abgabenverhältnisse in Pommern und Rügen seit der Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. Greifswald, Koch. Gr. 8 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Brentano, C., Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Erzählung. 2te Auflage. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 16. 10 Ngr.

Fröhlich, C. F., Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Zwei Bände. 3te verbesserte Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoeck, K., Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnissrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlichen Societät der Wissenschaften, am 12. Nov. 1842. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 5 Ngr.

Lieder eines Hanseaten. Wesel, Prinz. 8. 25 Ngr.

Neubürger, H., Encyclopädie der Buchdruckerkunst. 1ste Lieferung. (A — Formatlehre) Leipzig, Friese. Gr. 8. 15 Ngr.

Nöggerath, J., Die Entstehung der Erde. Eine Vorlesung. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. 10 Ngr.

Bunte Reihe. Eine Sammlung ausgewählter und interessanter Erzählungen, Novellen und Criminalgeschichten. 7tes und 8tes Bändchen. Leipzig, Binder. 8. 15 Ngr.

Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart, nachdem sie von der öffentlichen Meinung verworfen worden, nunmehr auch nach ihrer Grundlage, ihren Wahrscheinlichkeitsberechnungen, der Stellung der Directoren und den Manipulationen derselben vor den Schranken der Gerichte. Stuttgart, Becher. 8. 8¾ Ngr.

Ressel, W. J., Allgemeine Geschichte des Alterthums. Reichenberg, Pfeiffner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schattenrisse aus dem Jugendleben eines Arztes. Nach dem Englischen bearbeitet von G. Ernst. 2tes Bändchen. Leipzig, Binder. 16. Beide Bändchen 1 Thlr.

Schlichthörle, A., Beiträge zur Lehre von den Befugnissen der Gewerbsinhaber. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneider, J., Die Trümmer der sogenannten Langmauer. Ein Beitrag zur Alterthumskunde im Rheinlande. Mit einer Karte. 8. Trier, Gall 8. 10 Ngr.

Schneitler, C., Walkenried, historisch und topographisch geschildert. Nordhausen, Schmidt. 8. 7½ Ngr.

Schwetschke, G., Paläographischer Nachweis der Unechtheit der kölner Freimaurerurkunde vom J. 1535. Mit drei Facsimiles. Halle, Gebauer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seydelmann, C., Blätter der Erinnerung für Freunde und Verehrer des Verewigten. Berlin, Voß. 8. 7½ Ngr.

Wackernagel, W., Zeitgedichte. Mit Beiträgen von B. Reber. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Leipziger Wechselarrest. Ein Beitrag zur Kenntniß des deutschen Rechtszustandes. Den hohen sächsischen Kammern vorgelegt zur Beherzigung, Prüfung und Abhülfe. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 10 Ngr.

Wedekind, Bertha, Anna Arnold, die Herrnhuterin. — Der Thurmwächter auf St.-Petri. Zwei Novellen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

Welcker, C., Ein staatsrechtlicher Injurien-Prozeß in actenmäßiger Mittheilung Manheim, Bassermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1843.

Der deutsche Zollverein.

Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung von Gustav Höfken. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn man in dem deutschen Zollvereine die Keime einer bessern Zukunft Deutschlands erblicken und von seiner Fortbildung die Beförderung materieller Wohlfahrt, innerer Einheit und politischer Macht erwarten darf, so liegt gerade in der Vortrefflichkeit dieser Voraussichten eine dringende Auffoderung, die Festigkeit seiner Formen, die Bürgschaften für ein segenvolles Arbeiten in diesen Formen und die Mittel zur gänzlichen Überwältigung des alten Übels der Spaltung und Zerrissenheit näher ins Auge zu fassen. Es kreuzen sich hier die mannichfaltigsten politischen und nationalökonomischen Fragen, neben der Theorie spricht auch die untheoretische und sich deshalb für praktisch haltende Erfahrungsweisheit mit und ebenso behaupten auch Sonderinteressen und Sympathien und Antipathien ihren Einfluß. Es ist daher dankenswerth, wenn zur Lösung jener Fragen ein von diesen Beimischungen freier und von einer tüchtigen patriotischen Gesinnung zeugender Versuch gemacht wird, und ein solcher liegt in der obengenannten Schrift von Höfken vor.

Ursprünglich waren die Zölle lediglich ein Mittel, sich Einkünfte zu verschaffen, und für den Handel etwas Drückendes. Eine Zollvereinigung kann man daher im Grunde nur insofern eine Vereinigung zur Förderung des Handels und der Industrie nennen, als sie theils durch die Entfernung von Binnenzöllen und Einheit des Zollsystems jenen Druck der Zölle überhaupt erleichtert, theils aber — da jetzt bei dem Bestehen von Zollsystemen in andern Ländern ein eigenes Zollsystem, könnte man es überhaupt in finanzieller Hinsicht entbehren, in Rücksicht auf den eigenen Handel und die eigene Industrie nicht entbehrt werden kann — sie so einrichtet, daß sie eine Schutzwehr gegen die heutzutage statt der Kanonenschüsse in Gebrauch kommenden coups de tarif des Auslandes abgeben können. Nach den verschiedenen Verhältnissen des Handels ließ sich jener Druck durch Zölle mannichfach modificiren und vertheilen; man konnte den Absatz ausländischer Producte und Fabrikate erschweren oder ausschließen und somit Production oder Fabrikation des Inlandes begünstigen, man konnte durch Unterschiedsabgaben den fremden Handel ausschließen, und ebenso ließ sich durch Erschwerung oder Verbot der Ausfuhr von Gegenständen, welche der inländischen Industrie dienen konnten, für diese sorgen. Bei einer solchen Anwendung der Zölle für die Begünstigung des eigenen Handels und der eigenen Industrie ergaben sich denn sogleich die wichtigsten nationalökonomischen Fragen: die Zölle konnten theils mit Erreichung dieses Zwecks den Zweck, eine Quelle von Einkünften zu sein, ganz verfehlen, theils konnte eine Bedrückung der fremden Einfuhren zu einer gleichen Bedrückung des eigenen Handels führen, und selbst im eigenen Lande konnte die Begünstigung der Production oder Fabrikation schädliche Rückwirkungen hervorrufen. Allgemein gültige Regeln ließen sich in dieser Hinsicht nicht auffinden und Schaden oder Vortheil hingen immer von den Zeitverhältnissen, den besondern Verhältnissen des eigenen Landes, seiner Größe und seiner Hülfsquellen und von den Maßregeln ab, welche in andern Ländern ergriffen wurden. Die Handelspolitik verfuhr daher bis in die neueste Zeit immer nur nach Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsrücksichten, und wenn sie gewisse theoretische Grundsätze aufstellte, so waren diese theils nicht anwendbar und wurden auch nicht angewandt, theils aber — und hierin sind die Engländer besonders stark gewesen — suchte man damit die übrigen zum Festhalten an einem schädlichen Systeme, bei dem man seinerseits Vortheil hatte, zu verleiten.

Die europäischen Staaten haben seit Jahrhunderten auf diese Weise die Zölle mit Rücksicht auf Handel und Gewerbebetrieb angewandt und nur in Deutschland hat man erst in neuerer Zeit angefangen, diesen Gesichtspunkt nach seiner vollen Wichtigkeit ins Auge zu fassen. Den frühern Zustand in Deutschland, wo jede Regierung Zölle erhob, je nachdem sie gerade Einkünfte lieferten, und eine Masse von Binnenzolllinien den innern Verkehr in Fesseln legte, während die Industrie durch die Einfuhren des übermächtigen Auslandes niedergehalten wurde, diesen Zustand wollen wir hier nicht weiter schildern. Mit der Fortbildung des deutschen Zollvereins, welcher jetzt eine Bevölkerung von 27—28 Millionen einschließt, hat sich dieser Zustand geändert. Das ganze Zollvereinsgebiet wird durch eine Zolllinie eingeschlossen und der innere Verkehr ist frei. Der Tarif macht wenigstens eine Concurrenz der eigenen Industrie mit dem Auslande möglich und unter diesem Schutze hat sich dieselbe bereits bedeutend gehoben. Die

Freiheit des innern Verkehrs führt dann allmälig zu einer Gleichförmigkeit der Grundsätze über das Concessionswesen und die Gewerbepolicei, und noch dringender gebietet er die Einführung einer gleichen Handelsgesetzgebung, an welche sich nothwendig eine Gleichförmigkeit des Rechtszustandes überhaupt anschließen muß. Dieser innern Consolidirung der bisher so unglücklich zerspaltenen Verhältnisse entspricht aber die politische Stellung, welche die deutschen Staaten gegen das Ausland gewinnen müssen: statt der Ohnmacht der Vereinzelung und der Wahrnehmung besonderer mit denen der Gesammtheit nicht verträglicher Interessen darf man auch hier in Zukunft ein kräftiges, dem Auslande imponirendes Eintreten in die völkerrechtlichen Verhältnisse vor Augen haben.

Gerade diese Hoffnung einer Consolidirung der politischen Verhältnisse Deutschlands, welche man oft mit einer Art von Begeisterung zu hegen pflegt, fodert indeß zu einer etwas tiefer eingehenden Betrachtung auf. Unser politisches Leiden liegt in der Zersplitterung und in dem Conflicte der verschiedensten Sonderinteressen, in welchen die Kräfte, deren Verein die größte politische Macht der Welt bilden könnte, auf so bedauernswerthe Weise sich theilen. Der Zollverein stellt nur in Einer Beziehung, in den Zöllen und im Handel, eine Einheit her, und die Consequenzen dieser Einheit mögen zunächst Einheit der Gesetzgebung, eine tüchtige Ordnung der Verkehrsverhältnisse mit dem Auslande und allenfalls auch das Aufblühen einer deutschen Seemacht sein: in allen andern Beziehungen bleiben aber die jetzigen Verhältnisse dieselben und die Verfassungen der einzelnen Staaten und ihre Stellung zum Bunde dauern völlig unverändert fort. Schon aus der Stabilität dieser Verhältnisse werden für jene zunächstliegenden Consequenzen der Zollvereinigung Schwierigkeiten entstehen. Wie soll also, muß man fragen, das in einer Beziehung erreichte glückliche Resultat in allen Beziehungen heilsam wirken? Läßt sich eine solche Einwirkung der einen Sphäre auf die übrigen nicht nachweisen, so muß man in der That jene Hoffnungen von einem allseitig segensvollen Einflusse der Zollvereinigung für voreilig und übertrieben erklären. Die Antwort auf jene Frage liegt in einer Betrachtung der verschiedenen Functionen des gesammtorganischen Menschenlebens. Man hat sehr mit Unrecht den Staat oder die Sphäre des Politischen für den Inbegriff und die letzte Harmonie aller dieser Functionen ausgegeben, sodaß er — wie bei Hegel — Moral und Sittlichkeit und alle übrigen Entwickelungspunkte des Menschengeistes in sich enthält und die einzige Form ist, in welcher die Menschheit ihren weltgeschichtlichen Proceß, der alsdann folgerichtig blos in der Entwickelung des Staatlichen bestände, durchzumachen hat. Die übrigen Kreise materieller und geistiger Tendenzen, in denen sich das Menschheitsleben seinen Anlagen nach zu bewegen und fortzubilden hat, haben vielmehr eine gleiche Berechtigung und jene Fortbildung muß eine allseitige und harmonische sein. Neben dem Staate, neben dem öffentlichen und politischen Leben gelten daher die Sphären der Religion, der Moral, der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Industrie als völlig selbständige, und die Sphäre des Staats oder das politische Moment steht nur insofern am höchsten, als es allen übrigen Kreisen theils erst die Form der Allgemeinheit und der Synthese aus der Zersplitterung des Individualismus zu geben, theils ihnen die Bedingungen ihres Gedeihens zu verschaffen und endlich ihr harmonisches Verhältniß untereinander und zu dem Staate selbst zu erhalten hat. Jene Sphären überschreiten sogar die Grenzen eines besondern Staats und umfassen allgemein menschliche Interessen: zwängt sie der Staat in seine Grenzen ein, nimmt er dem Handel, der Industrie, der Wissenschaft und der Kunst ihren kosmopolitischen Charakter und färbt sie mit den Landesfarben, so entstehen Misgestalten und Zerrbilder. Die Harmonie aller dieser Kreise ist das Ziel der Menschheit, ihr nach dieser Harmonie hinstrebender Kampf ist der Verlauf der Geschichte, und der Obsieg und die Übermacht einer einzelnen Sphäre ist das Unglück der Menschheit. Im Oriente waltete in den Priesterstaaten die Sphäre der Religion vor und alle übrigen Seiten des Geistigen wurden erstickt und niedergehalten: in Phönizien und Babylon herrschten die materiellen Interessen und führten nach der Abtödtung des geistigen Nervs die Völker zum Ersticken im Schlamme des Materialismus. Im classischen Alterthum herrschte der Staat oder das Politische vor und absorbirte alle übrigen Sphären. In der christlichen Zeit rang das Religiöse mit dem Politischen, die Kirche mit dem Staate. Zuweilen herrschte das Politische in äußerlich gewaltsamer, also unvollkommener und blos einzelne Individuen treffender Bewältigung der Kirche, regelmäßig aber herrschte letztere und die Theologie war Wissenschaft par excellence, die Philosophie ihre Magd, und wer ihr opponirte, den verfolgte man unter der Benennung eines Ketzers als Hochverräther. Aus der Reformation gingen beide geläutert hervor; die Kirche, geläutert von der Weltlichkeit, der Staat von dem Irrthume, Glück, Frieden und Gerechtigkeit unter seinen Mitgliedern in das Jenseit des Himmelreichs zu verweisen. Seitdem ist der Staat frei und sucht die übrigen Sphären zu ordnen und in Harmonie mit sich zu erhalten. Schien ihm die Wissenschaft übermächtig und dem politischen Momente, d. i. der Aufrechterhaltung eines geregelten Fortgangs aller Functionen der Menschheit, gefährlich zu werden, so gab er der religiösen Sphäre weitern Spielraum. Jetzt erstarkt die Sphäre der materiellen Interessen und wird als dem Politischen ungefährlich, ja sogar mitunter in der Meinung, als würden dadurch die Gemüther von gefährlichen abstracten Raisonnements abgezogen und beruhigt, mithin unterwürfiger gemacht, gehegt und gefodert. Man hat wie das Religiöse, so die Sphäre der materiellen Interessen gleichsam als Gegner der abstracten Wissenschaft und ihrer dem Staate gefährlichen Consequenzen angesehen, die man stärken und heben müsse. Richtigerweise hat man indeß nur die Herstellung eines harmonischen Verhältnisses im Auge zu haben. Gelangten die materiellen Interessen zu einer wahren Herrschaft, so würden sie verderblich wirken, denn jede einzelne Richtung, sei

es die religiöse, die industrielle oder irgend eine andere Sphäre, gewinnt, wenn sie übermächtig wird, auch einen Einfluß auf die dem politischen Momente zukommenden Functionen und wird alsdann dessen Thätigkeit stören, dieselbe sich ausschließlich dienstbar machen und am Ende so gut wie ganz aufheben. Räumt man — in dem Glauben, ein materielles Interesse bei der jetzt bestehenden Ordnung sei die sicherste Bürgschaft gegen eine revolutionnaire Neuerungssucht — in Deutschland nur den materiellen Interessen eine politische Berechtigung ein, so wird man die bezeichnete Folge, die in Frankreich bereits fühlbar genug geworden ist, auch in Deutschland zu erfahren haben. Wol aber haben wir von einer Belebung der materiellen Interessen bis zu einem harmonischen Verhältnisse zu den übrigen Lebensfactoren auch für diese ein neues Erblühen zu erwarten: das Menschheitsleben ist ein Organismus, und die Heilung eines einzelnen erkrankten und erschlafften Gliedes dieses Organismus wird auch die von seinem fehlerhaften Zustande auf die übrigen zurückgefallenen Wirkungen aufheben. In Deutschland haben unter der Verkümmerung von Handel und Industrie und folgeweise des äußern Wohlstandes alle übrigen Gebiete mit leiden müssen. Die Bestimmung der Industrie ist es, das Natürliche und Stoffliche, dessen der Mensch bedarf, ihm immer gemäßer und dienstbarer zu machen und ihn am Ende immer mehr von der harten Arbeit, in welcher er der Erde seine physische Existenz abzuringen hat, zu befreien. Auf diese Weise verbinden sich die materiellen und geistigen Interessen. Die fortschreitende Wissenschaft fördert durch Entdeckungen die Industrie, und diese arbeitet der Wissenschaft in die Hand, indem sie das Natürliche veredelt und dem Menschen die harte mechanische Arbeit spart. Ebenso unzweifelhaft ist die Einwirkung des äußern Wohlstandes auf das öffentliche Treiben, auf Kunst, Religion und Sittlichkeit. Das ganze Leben wird freundlicher und regsamer, man wird sich nicht in der Flucht aus der harten und rauhen Gegenwart in die von dieser entferntesten Gebiete des abstracten Wissens zu retten suchen, die Gelehrsamkeit wird nicht mehr durch den darbenden und aller äußern Behaglichkeit entbehrenden Gelehrtenstand des vorigen Jahrhunderts repräsentirt werden, wenn nur diejenigen Gelehrten werden darben, welche die Wissenschaft als Erwerbsmittel auszubeuten denken und sich in dieser Speculation verrechnen. Der fromme Glaube, daß sich der Arme und Elende trösten könne, weil in einem künftigen Himmelreiche die Güterverthheilung umgekehrt werde, wird sich endlich durchaus nicht halten: die Wünsche sowie die Kräfte werden sich einem rüstigen Arbeiten für gegenwärtige Interessen zuwenden und in dieser Richtung auf die lebendige Gegenwart müssen die Kräfte erstarken und öffentliches und Privatleben einen neuen Aufschwung gewinnen. Auf denjenigen Standpunkt, wo sie mit den übrigen Sphären in ein richtiges Verhältniß des harmonischen Zusammenwirkens treten, sind aber äußere Cultur, Handel und Industrie erst durch die hier zu seiner Herstellung und Erhaltung dieses Verhältnisses berufene öffentliche Macht zu heben. Man hat wol von Freiheit des Handels und der Industrie in dem Sinne gesprochen, als habe der Staat beide sich selbst zu überlassen, allein eine solche Ansicht ist nach der hier dargelegten Theorie durchaus verwerflich. Der Staat soll nicht in Handel und Industrie eingreifen und so wenig diese als die Kirche oder die Wissenschaft monopolisiren und zu Staatsanstalten machen, wol aber hat er sie durch von ihm ausgehende Maßregeln in das richtige Verhältniß zu den übrigen Elementen zu bringen, und wenn er hier in Rücksicht auf leere Freiheitstheorien die Sachen gehen ließe, wie sie wollten, so würde er gerade seine eigentlichste Function unerfüllt lassen. Was und wie viel in dieser Beziehung gethan werden müsse, hängt davon ab, wie groß oder gering die Disharmonie ist und wie kräftig oder gelinde also die Mittel zu ihrer Aufhebung sein müssen. Es leuchtet mithin ein, daß es thöricht ist, schlechthin eine bestimmte Regel, ein bestimmtes System, Schutz-, Reciprocitäts- oder Prohibitivsystem, oder gar ein System völliger Handelsfreiheit mit lediglich finanziellem Zwecke der Zölle zu empfehlen: was von alle diesem nothwendig ist, hängt von der Größe der aufzuhebenden Disharmonie und von der Wirksamkeit ab, die den zu treffenden Maßregeln an sich und den von andern Staaten gemachten Einrichtungen gegenüber zugetraut werden darf. Durch zu stark wirkende Maßregeln, z. B. Prohibitivzölle, kann gerade eine Disharmonie herbeigeführt werden, man kann damit Mangel an unentbehrlichen Artikeln oder einen künstlichen Flor der Industrie mit dem traurigen Anhange des Pauperismus und des Fabrikelendes hervorrufen; ebenso wenig aber darf man unter der jetzigen Lage der Dinge erwarten, daß sich die Sache ohne Zuthun und Hülfe von selbst machen werde. Handel und Industrie greifen weit über die Grenzen des einzelnen Staates hinaus, und dieser muß daher seine Einrichtungen auf Das berechnen, was außerhalb seiner Grenzen von andern Staaten geschehen ist, wenn er seine eigenen Interessen nicht diesen fremden Maßregeln preisgeben will. In dieser Rücksicht kann Deutschland schützender Zölle nicht entbehren.

(Der Beschluß folgt.)

Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Herausgegeben von August Stöber. Basel, Schweighauser. 1842. 8. 18¾ Ngr.

Die Literatur wie die Weltgeschichte hat ihre Männer des Leidens und ihre schmerzenreichen Frauen, die, hingerissen im Wirbel einer großen Zeit, dem Elend anheimfielen: jene, weil ihnen die innere Kraft gebrach, durch die Lebensstürme siegend hindurchzuschreiten; diese, weil eine unerklärliche Misgunst des Schicksals ihnen jede reizende Gabe der Natur zu einem Unheil, jede Blüte zu einem Keim des Leidens entwickelte. So Günther, Lenz, Hölderlin, Luise Brachmann und jene mit den schönsten Klängen echt deutscher Lyrik geheimnißvoll verschwisterte Friederike Brion. Und es ist, als fänden manche Leute einen schmerzlich anziehenden Genuß, inmitten des Reichthums glücklicher Gesangsheroen, jene verfallenen Schachte menschlichen Trübsals wieder aufzugraben und die dunkeln Wege zu beleuchten, die der Irrthum und die Selbsttäuschung und der Mismuth einst gewandelt sind. Wenn Hölderlin neue Geschichtschreiber seines Trauerlebens findet, so achten wir es recht und bil-

ben; man will den Grund der Seele, aus der so manche glühende Blume emporschoß, gern genauer kennen lernen. Aber Lenz, welchen Nachhall ließ er zurück im Vorüberrauschen seines Daseins, daß wir uns bemühen sollten, der Spur dieser Klänge lauschend nachzugehen? Er hat Vieles gestrebt und nichts erreicht; er hob ein Schwert und es zog ihn zu Boden. Dies Schicksal theilt er mit Unzähligen, deren Geist reich genug war für ihren Umkreis, doch ärmlich den Foderungen der Nation gegenüber. Unsere Theilnahme wird ihm nur deshalb vor Andern, weil er, in die Bahn der Goethe'schen Sonne gerissen, einen kleinen Abglanz ihres Lichtes empfing; denn das ist die Bevorrechtung geistiger Größe, daß sie auch das Kleine durch ihre Bevorrechtung adelt, wie der König von Spanien, wenn er in der Vertraulichkeit einen Diener mit Du anredete, ihn dadurch zum Granden erhob. Alle Bedeutung, die Lenz in der deutschen Literatur haben kann, hat ihren Mittelpunkt in Goethe's „Wahrheit und Dichtung"; seine eigenen Werke schlummern in den Einsiedeleien der Bibliotheken und sein Name hat nie im Volke widergetönt. Darum können wir das neue Werkchen von August Stöber nur als eine Gabe für die beschränkte Zahl der gründlichen Literaturhistoriker betrachten; diese mögen ihm den Dank dafür abstatten, den wir ihm nicht schulden.

Hätte Lenz eine hohe Stelle unter seinen Zeitgenossen eingenommen, so würde uns um deswillen auch sein inneres Leben anziehend erscheinen. Allein wir können in ihm wenig mehr sehen als einen Unglücklichen, der seine bittersten Verfolger im eigenen Busen trug; und wer untergeht im Kampf um Ruhm und Liebe, hat zu viele Leidensgefährten, als daß sein böses Geschick allein ihm die Theilnahme der Nachwelt sichern könnte.

Lenz durchschnitt auf seiner trüben Bahn mehrmals den Siegesweg Goethe's. Unser Büchlein schildert in einer geschichtlichen Einleitung und in Briefen von Lenz zumeist jenen Zeitraum, als er im Elsaß lebte und, nachdem Goethe das Verhältniß mit Friederiken abgebrochen, selbst mit einer Liebe sich ihr anschloß, die uns halb aus dem Herzen, halb aus dem Thätigkeitsdrange seiner Phantasie entsprossen dünkt. Öfters schon habe ich früherhin, zuerst in d. Bl., den Ruf der armen Friederike mit triftigen Beweisgründen gegen die Angreifer vertheidigt, die ihre Grabesruhe störten; aber ich gestehe offen, daß ich, nach den vorliegenden Briefen von Lenz, wenigstens in einer Hinsicht geirrt haben mag: Friederike scheint wirklich die Zuneigung von Lenz erwidert zu haben. Lenz schreibt am 3. Juni 1772:

„Heute reist Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder, auf 14 Tage, und wird vielleicht ein Mädchen dalassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der Liebe geschworen, nicht dazubleiben."

Und am 10. Juni:

„Es ging uns Beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit; und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich."

Und ähnliche Stellen in mehren Briefen. Es kommt nun darauf an, ob die Phantasie von Lenz, die nicht immer sich an die Ehrlichkeit der Prosa hielt, nicht in solchen Ausdrücken weiter ging, als vor einem billigen Schiedsgericht zu verantworten gewesen wäre. Ein Verhältniß zwischen ihm und Friederike bestand; ob es von ihrer Seite ein rein freundschaftliches war, oder so innig, als er es ausspricht, das mögen Andere entscheiden. Halten wir uns jedoch an die Andeutungen Goethe's, so können wir das Letztere keinenfalls annehmen.

Lenz fiel wenige Jahre, nachdem er Friederike kennen gelernt, in unheilbaren Wahnsinn. Ob erst hierdurch diese Verbindung sich gelöst, oder ob sie schon früher aufgehört, läßt das vorliegende Büchlein ungewiß. Kein froherer Stern leuchtete seinem Pfade mehr. Er starb als Bettler, von Almosen sich trotzig fristend, zu Moskau am 24. Mai 1792. Geboren war er zu Seßwigen in Liefland am 12. Januar 1750.

Das Werkchen von Stöber enthält außer der Lebensbeschreibung und einer Anzahl von Briefen, die zum Theil als Vorboten eines Wahnsinns interessant sind, auch mehre Gedichte von Lenz, die in der Tieck'schen Ausgabe seiner Schriften fehlen; ferner Goethe's ursprüngliche Übersetzung der Ossianischen Gesänge, aus Friederikens Nachlaß abgedruckt, mit Beibehaltung der Goethe'schen Rechtschreibung; sodann die bereits bekannten Gedichte Goethe's an Friederiken. Als Beigaben sind noch ein Facsimile jener Goethe'schen Übersetzung und die Abbildung des alten sesenheimer Pfarrhauses zu erwähnen.

Hoffen wir, daß mit diesem Werkchen ein Abschluß jener unerquicklichen Bemühungen gekommen sei, die Spuren Goethe's in Irrungen des Herzens und Jugenderlebnissen aufzusuchen. Weder die Literatur noch die Psychologie gewinnen merklich dabei, wenn wir erfahren, was aus Friederiken geworden, nachdem Goethe sie verlassen; Goethe's Liebe zu ihr hat ihrem Namen Ewigkeit verliehen und das übrige gehört der Vergänglichkeit an. Die Stelle, wo ein Liebling der Götter einst in Begeisterung geweilt, ist uns auf immer heilig; aber welches Schicksal vor- und nachher dieselbe Stelle berührte, ist der Nachwelt durchaus gleichgültig. L. Braunfels.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Spanische Dramen ins Französische übersetzt.

In Deutschland sind wir zuerst von A. W. von Schlegel auf die Meisterwerke des spanischen Theaters aufmerksam geworden, während man in Frankreich schon längst versucht hatte, einige derselben auf der französischen Bühne einzubürgern. Ja, Schlegel hat sich zum Theil, namentlich bei seiner Beleuchtung von Lope de Vega, vielleicht von einem seiner französischen Vorgänger gar zu sehr leiten lassen. Wir erwähnen unter denselben insbesondere du Perron de Castera und Linguet. Leider konnte sich aber vorzüglich Letzterer von der leidigen Manier, Alles über den modernen Leisten zu schlagen, gar nicht losmachen. Er verdrehte, veränderte und verballhornisirte daher nach Herzenslust. Gegenwärtig erhalten wir nun zum ersten Male eine Auswahl recht gut bearbeiteter spanischer Dramen und wir beeilen uns daher, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Wir meinen die „Chefs-d'oeuvres du théâtre espagnol", von Damas-Hinard. Besonders beachtenswerth sind die literarhistorischen Notizen, welche der Herausgeber seiner Übersetzung beigefügt hat. Dieselben zeugen von sehr gründlichen Studien und sind recht geschmackvoll geschrieben. An mehren Stellen weist Damas-Hinard einige der groben Irrthümer nach, welche Schlegel sich hat zu Schulden kommen lassen. Auch einige Versehen von Bouterwek werden im Vorbeigehen berichtigt.

Französische Werke über Irland.

Von den französischen Werken, welche Irland betreffen, heben wir vorzüglich zwei hervor. Es sind dies erstens die bekannte Schrift vom Deputirten Beaumont, der sich durch seine Werke über Nordamerika und namentlich durch seine Untersuchungen über das Sklavenwesen der Vereinigten Staaten einen bedeutenden literarischen Namen gemacht hat, und dann das Buch „De l'Irlande" vom literarischen Parteigänger Capo de Feuillide. Letzteres namentlich hat einzelne sehr interessante Partien und ist im Ganzen recht lesenswerth. Wir erhalten gegenwärtig die erste Lieferung eines umfassenden, illustrirten Werks, das ein vollständiges Bild dieses interessanten Landes geben soll. Es führt den Titel „L'Irlande au 19ième siècle". Die Kupfer sind zum Theil sehr gelungen und der Text, der von J. J. Prevost, einem der ehemaligen Redacteure der bekannten „Revue britannique", herrührt, scheint sehr belehrend. Der verdiente Comte Taylor, der bereits an unzähligen ähnlichen Werken Theil genommen hat, liefert zu diesem Buche, dessen Vollendung noch im weiten Felde steht, eine interessante Einleitung, in der er die Geschichte Irlands mit einigen allgemeinen geistreichen Zügen zeichnet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

vor seine Seele und flößt ihm den Wunsch ein, das Land zu sehen, wo er duldete, wirkte, litt und starb. Er schifft sich nach Palästina ein. Ein türkischer Kaper und ein Seesturm bringen gleichzeitig Freiheit und Leben der Schiffenden in Gefahr. Das Schiff scheitert. Mittels eines Trümmers aus Holz gelingt es dem Helden, sich selbst und noch ein Individuum von der Mannschaft des Korsarenschiffs zu retten. Mitleidige Fischer nehmen den Muselmann und den Christen am Ufer auf. Der von Fortunat Gerettete ist der überaus reiche Ägypter Hassan, der, von Dankbarkeit durchdrungen, den finstern Retter seines Lebens mit in sein Vaterland nimmt, wo er ihn jedoch weder durch die Reize der afrikanischen Natursceneric, noch durch die rührenden Beweise freundlicher Theilnahme und Liebe von seinem Gram heilen kann. Wol aber scheint dies Zaide, Hassan's reizende Favoritin und Gemahlin, die er auf des Ägypters Landsitze bei Kahiro kennen lernt, zu vermögen. Er entbrennt in glühender Liebe zu ihr und sie zu ihm, und Beide verabreden einen Plan zur Flucht. Bevor dieser jedoch ausgeführt wird, führt ihn der gute, nichts Arges ahnende Hassan nach Ägyptens Pyramiden, die zu sehen er schon lange sehnlich verlangt hat. Wie nun Fortunat, über dunkeln Gedanken brütend, in einer Nacht auf der Spitze einer derselben liegt, erblickt er im Innern des kolossalen Wundergebäudes einen magischen Lichtglanz und hört zugleich seinen Namen rufen. Er steigt eine Treppe hinab. Ein zweitausend Jahre alter Greis, der Bildner und Beherrscher dieses wunderbaren unterirdischen Lichtreichs, belehrt ihn über das Wesen, die Bestimmung und das Loos der Staubgeborenen. Aber des Greises Ansichten unterscheiden sich in dieser Hinsicht wenig von denen des Fortunat, können des Letztern Stimmung nicht besser machen, noch ihn aussöhnen mit dem Leben. Am Schlusse der Unterredung beschenkt der Zauberer unsern Helden mit einem Kreuz, sagend (S. 48):

> Hier dieses goldne Kreuz nimm zum Geschenk von mir;
> Doch laß es nie von deinem Halse kommen.
> Nicht werthlos, wie ein andres Kreuz, ist's dir,
> Es kann zum größern Glück dir frommen.
> In welch' Geschöpf du wünschst, daß deine Seele fahre,
> Wenn Überdruß und Krankheit dich umweht,
> Du fährst hinein, wenn dies sich dreimal dreht.
> Sieh das Geschöpf nur an und denke dich hinein,
> Dann dreh' das Kreuz und du wirst in ihm sein.
> Nicht kann dir's rauben menschliche Gewalt,
> Dir folgen wird's in jegliche Gestalt.

Von diesem kostbaren Geschenke macht der unzufriedene Fortunat sogleich Gebrauch, indem er sich in einen Storch durch Wünschen und Drehen des Kreuzes verwandelt und die Hülle seines Menschenkörpers seelenlos liegen läßt am Fuße der Pyramide. Zaide hofft und harrt auf des Geliebten Wiederkehr, und wie man ihr dessen Leiche nun bringt, erdolcht sie sich in Verzweiflung. Indessen fliegt der Held mit einer Schar wandernder Störche zur Frühlingszeit über das mittelländische Meer, über Griechenland, Italien und die Alpen nach Deutschland, wo er sich auf dem Hause eines Predigers niederläßt und ein dastehendes Storchnest bezieht. In der Nacht bricht eine Feuersbrunst aus, in der der Sohn des Predigers den Flammentod findet. Mit neuem Unmuth und Erbitterung fliegt der Storch von dannen und zwar nach der Schweiz, wo er sich in einen Adler verwandelt, der nun, seinem wilden Gelüst folgend, schuldlose Thiere raubt und zerfleischt. Wie er das Kind den Armen einer zärtlichen Mutter entreißen will, rührt ihn der Jammer der unglücklichen Frau; er ahnt und sieht es, Liebe lasse sich nicht tödten; aber er fühlt auch, ihm selbst bleibe nichts als Vernichtung. Sein Wunsch, in einen starren Alpenfels verwandelt zu werden, geht mit des Kreuzes Hülfe in Erfüllung; sein Geist ruht erstarrt im todten Stein. Dies in wenigen Worten der Inhalt des Gedichtes. Wie gewandt nun aber auch der Verf. die Sprache zu behandeln weiß, wie frisch hin und wieder seine Naturschilderungen sind, wie gut die Anlage des Ganzen zu sein scheint, so wird er doch schwerlich irgend eines Lesers Erwartung befriedigen. Sein Fortunat ist ein moralisches Monstrum, ein psychologisches Unding. Des Helden Charakter motivirt seine Handlungen nicht, und der Schluß, wo ausgesagt wird, daß Gott einst allen Schmerz und jeden Zweifel, der das Menschenherz ängstigt, enden und des Lebens Räthsel lösen werde, söhnt das unbehagliche Gefühl nicht aus, mit welchem man das Buch aus der Hand legt.

(Der Beschluß folgt.)

Der kölner Dom als freie deutsche Kirche. Gedanken über Nationalität, Kunst und Religion beim Wiederbeginne des Baus. Von Moriz Carriere. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat die Gedanken über Nationalität, Kunst und Religion, welche er in dem vorliegenden Buche niedergelegt, auf eine etwas sonderbare Weise an den kölner Dom angeknüpft. Er sieht nämlich in dem Wiederbeginn des Baus das Symbol des neuerwachten deutschen Nationalbewußtseins, und da dieses nicht allein erscheint, sondern in seinem Gefolge alle geistigen Thätigkeiten der Nation sich ebenfalls hervorthun, glaubt er auch eine neue Kunst und eine neue Religion schon zu erblicken, deren wesentliche Elemente er weitläufig bespricht. Nun wissen wir Alle, daß man in den Zeitungen wenigstens den Dombau wirklich als das Zeichen der wiedererweckten Nationalität angesehen hat: aber es ist uns ebenso wenig unbekannt, daß man sich vielfach darüber lustig gemacht hat, und wir selbst sind der Ansicht, daß der Dombau nicht gerade als eine würdige Manifestation des Nationalgefühls angesehen werden dürfe. Da gibt es noch ganz andere Dinge, welche ein beiweitem großartigeres Symbol desselben sind, als z. B. Einführung der uralten germanischen Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Einführung der uralten germanischen Freiheit der Rede, Einführung des uralten germanischen Grundsatzes: wo wir nicht mit rathen, wollen wir nicht mit thaten, und dergleichen. Wie nun? wenn man diesen Dombau, der von allen diesen Dingen nichts gewährt, nur benutzt hätte, um das Volk von Nationalität reden zu machen, in der Hoffnung, dieses sei schon damit zufrieden, wenn es nur davon sprechen dürfe, auch wenn es von den wahrhaft nationalen Gütern keines besäße? wenn man das Volk mit einem Scheine von Nationalität habe beschäftigen wollen, um ihm den Kern derselben desto besser vorenthalten zu können? Bei einer solchen Voraussetzung, sieht man wol, wäre es sehr kühn, an den Wiederbeginn des kölner Dombaues die deutsche Nationalität knüpfen zu wollen.

Doch sehen wir von der Einkleidung des Buchs ab, welche wir tadeln, und gehen wir in den Gegenstand desselben näher ein, so müssen wir gestehen, daß dieser uns für jene auf vielfache Weise entschädigt. Was der Verf. über Nationalität und Patriotismus sagt, ist zwar nicht neu, aber es kann uns ein neuer Beweis sein, daß die rechten Ansichten darüber sich immer mehr unter den Gebildeten unserer Nation verbreiten, was gewiß für die Zukunft von unberechenbaren günstigen Wirkungen sein wird. Den Kern des Buchs bildet übrigens die Religionsansicht des Verf., bei welcher wir daher etwas länger verweilen wollen.

Es leuchtet bald hervor, daß seine Tendenz keine andere ist, als, der bloßen Negation der neuesten Kritik gegenüber, welche nicht nur die Auswüchse des Christenthums, sondern auch das Wesen desselben, ja sogar alle Religion bestreitet, diese letztere zu retten und ihr ihr Recht zu vindiciren. Dieses ist um so verdienstlicher, als bei dem bloßen Einreißen nichts herauskommt, ja eher zu fürchten steht, daß die deutsche Nation, von jeher durch ein tiefes religiöses Gefühl ausgezeichnet, sich mehr und mehr in die Arme der Reaction wirft, wenn sie sieht, daß sie bei der freiern Richtung keine Befriedigung ihres Bedürfnisses findet. Wir wollen damit nicht gesagt haben, als wünschten wir die Kritik in ihrem Laufe gehemmt: im Gegen-

besser genügen. Es darf hier an die englischen Parlamentsuntersuchungen und die französischen Enquêten erinnert werden, welche allenfalls zu dem nicht als Regierung, sondern nur als Versammlung unterhandelnder Beamten der einzelnen Staaten anzusehenden Zollcongresse besser paßten als ein constitutionnelles Element. Jene englischen Untersuchungen sind oft in wahrhaft blindem Enthusiasmus gerühmt: sie sind in der That nichts als eine Auskunft, die durch den Mangel einer centralisirten Staatsverwaltung und die Unmöglichkeit, sich auf andere Weise officielle und glaubhafte Nachweisungen zu verschaffen, nothwendig gemacht wird. Der Zollcongreß kann auf bei weitem einfachere Weise die nöthigen Nachweisungen von den einzelnen Regierungen, denen es an Mitteln zu ihrer Herbeischaffung nicht fehlt, erhalten. Näher liegen uns also die französischen Enquêten, Untersuchungscommissionen, die von der Regierung — oder auch von der Deputirtenkammer — angeordnet werden und im ersten Falle unter dem Präsidium des Handelsministers thätig sind. Solche Commissionen würden auch in Deutschland vorkommen können, jedoch bei den Arbeiten des Zollcongresses natürlich nicht von einer Ständeversammlung, sondern von den Regierungen anzuordnen sein. Bis jetzt ist indeß ein Bedürfniß derselben noch nicht fühlbar geworden, da die Regierungen im Besitze der nothwendigen statistischen und anderer Notizen sind und nach den bestehenden Verwaltungseinrichtungen die übrigen in Frage kommenden Nachrichten meist ohne besondere Untersuchungscommissionen werden erhalten können.

Wir dürfen überhaupt bei den Ansprüchen an die Politik des deutschen Zollvereins nicht sanguinisch sein. Es ist gewiß sehr richtig, wenn man die jetzt erlangte Einheit in den bisher bestandenen staatsrechtlichen Formen zu pflegen fortfährt und die im Schoose der Zukunft liegenden politischen Consequenzen sich ruhig entwickeln und ins Leben treten läßt. Alsdann wird sich für diese Consequenzen die Form schon finden. Jetzt würde aber eine Einführung solcher Formen, mit welchen man nach den Begriffen der Gegenwart einen Inhalt politischer Einheit und regen öffentlichen Lebens verbindet, namentlich die Einführung constitutionneller Elemente in die Leitung der Vereinsangelegenheiten, nur die Hinstellung von Formen sein, die erst auf den Inhalt warten müßten und im besten Falle unnütz, im schlimmsten verderblich wären. Ebenso wenig darf man zu schnelle Resultate und zu scharfe Mittel in Bezug auf Hebung des Handels und der Industrie erwarten. Zölle sind namentlich in Deutschland blos ein Druck des Handels gewesen. Die neue Einrichtung des Zollwesens, welche zuerst von Preußen ausging, konnte zunächst nur den Druck, der in den Zöllen lag, so viel als thunlich erleichtern und man hatte einen segensreichen Erfolg mehr von der Ausbreitung und Arrondirung des Zollvereins als von der prohibitiven und schützenden Natur hoher Zölle zu erwarten. Eine Anfeindung des Auslandes durch Tarifsätze, ein plötzliches Erzwingen des Aufblühens einer allmälig kräftig werdenden Industrie konnte dabei nicht in der Politik des Zollvereins liegen, die theils finanzielle Zwecke, theils auch die Rücksicht, daß man die Gesammtheit nicht zu Gunsten Einzelner besteuern dürfe, zu wahren hatte. Nichtsdestoweniger wird auf dem eingeschlagenen Wege der Zweck, Deutschland am Welthandel zu betheiligen und so seine Macht und Blüte zu heben, gewiß erreicht werden, da es nicht fehlen kann, daß die immer mehr erstarkende Industrie und die dereinstige Ausbreitung des Zollvereins bis an das Meer diesem eine Theilnahme an den Handelsvortheilen möglich machen werden, deren Reciprocität am Ende doch nur allen Prohibitiv- und Anfeindungszöllen der großen Handelsmächte als letzter zu erreichender Zweck zum Grunde liegen kann.

F. Liebe.

Dänemark und seine Könige bis zum Antritt des Oldenburger Hauses (1448). Vom Grafen **Ernst Reventlow-Farve**. Zwei Theile. Kiel, Schwers. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Weltgeschichte gleicht einem großen Epos, die Geschichten der Völker bilden die einzelnen Rhapsodien und die Schüler der Klio sind die Rhapsoden. Und wie alle Dichtungsarten sich auf das Epos als Urquell historisch zurückführen lassen, so bietet auch die Weltgeschichte den Stoff zu jeder Dichtungsgattung dar. Allein so wahr auch diese Behauptung vergleichungsweise sein mag, so wenig kann doch die Möglichkeit gedacht werden, daß entweder die Welthistorie oder auch nur eine Specialgeschichte sich zu einem wahrhaft poetischen Kunstwerke verarbeiten lasse. Man darf zwar wiederum behaupten, daß gewisse historische Erscheinungen einen absolut poetischen Charakter zeigen und daß die Darstellung derselben einen poetischen Schwung annehmen könne, ohne selbst in die Kunstform der Poesie gekleidet zu sein; aber dessenungeachtet muß, wie in der That auf der Hand liegt, die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, daß die poetische und historische Kunst je in Eins zusammenfallen könne. Der erste Grund ist der, daß die Quellen der Wahrheit beider verschieden sind: die Geschichte geht von der Anschauung äußerer Thatsachen aus, während die Poesie, obschon unter dem Einflusse äußerer Wahrnehmungen und Eingebungen bis zu einem gewissen Grade stehend — das kommt auf die Dichtungsgattung an —, aus innern Vorstellungen schöpft und freie Gebilde schafft. Daher ist schon aus dem Grunde die griechische Poesie reicher als die römische, weil der erstern eine viel reichhaltigere Mythe zu Gebote steht als der letztern. Die Geschichte ist beschränkt durch das äußerlich Gegebene, die Poesie dagegen frei durch das innerlich Werdende und Geschaffene. Mit einem Worte: die erstere hat es lediglich mit der Außenwelt, die letztere mit der innern Welt zu thun. Ein zweiter Grund ist folgender. Die Geschichtsdarstellung muß sich streng an die gegebene Zeitenfolge binden, die Poesie dagegen entweder an die, welche die erfoderliche Harmonie ihrer Vorstellungen und innern Anschauungen nöthig macht und der Darstellung Einheit gibt, oder sie entrückt sich namentlich in ihren höhern Potenzen der Zeit gänzlich. Daher das Gesetz: die Geschichtskunst bewegt sich fortschreitend auf dem Gebiete der Zeit so weit, als ihre Thatsachen gehen, das poetische Werk aber ist an Zeiteinheiten gebunden und wird nur frei in seiner Ideenwelt. Ein dritter Punkt ist noch dieser: der Geschichte liegt als erster Zweck die Belehrung ob, und dieser wird theils durch reine Erkenntniß der Thatsachen, theils durch Reflexionen erreicht; die poetische Kunst verfolgt zwar diesen Zweck auch, aber die Mittel, wodurch sie die Erreichung desselben möglich zu machen sucht, sind verschieden: sie gruppirt wählerisch gewisse Einzelnheiten zu einem Ganzen und bemüht sich, durch das Medium der Phantasie und des Gefühls einen Totaleindruck

hervorzubringen. Es bieten sich nun allerdings dem Dichter historische Erscheinungen dar, die an und für sich schon so poetisch sind, daß es beinahe nur der äußern Kunstform bedarf, um ein dichterisches Kunstwerk daraus zu schaffen. In diesem Falle kann ein Gedicht sogar als eine historische Quelle betrachtet werden, wie z. B. die „Pharsalia" des Lucan. Es kann aber auch ein historisches Sujet der poetischen Hebung bedürfen, wie z. B. die „Maria Stuart" von Schiller. Allein der erste Fall macht ebenso wenig eine allgemeine Geschichte möglich, als der zweite eine eigentliche historische Quelle sein kann. Versuche, umfangreichere Begebenheiten poetisch zu bearbeiten, sind im Alterthume von den Römern gemacht worden, z. B. von Ennius, Lucan und Silius Italicus. Es sind aber diese Versuche nicht blos deshalb ohne bedeutenden künstlerischen Werth, weil Ennius zu einer Zeit schrieb, in welcher die römische Poesie erst im Entstehen begriffen war und die beiden andern Dichter der Periode des verfallenden Geschmacks angehörten, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil das strenge Festhalten an der Geschichte den Dichter unfrei macht, während auf der andern Seite ein freies Gebahren des Dichters mit dem historischen Stoffe eine störende Collision mit der historischen Kenntniß erzeugen muß. Die Griechen mit ihrem feinen Takte und bei dem Reichthum ihrer Mythen haben dergleichen Versuche, so viel uns bekannt ist, gar nicht gemacht. Selbst ihr Roman, obschon seine Anfänge in das romantische Zeitalter Alexander's des Großen fallen, kehrte doch vielfach auf mythische Persönlichkeiten und Erzählungen zurück. Die Geschichtsliteratur des Mittelalters trägt bis ins 13. Jahrhundert eine mehr oder minder poetische Färbung an sich, aber gleichwol sind die schönsten Dichtungen dieses Zeitalters nicht aus einem reinhistorischen Grund und Boden hervorgewachsen, sondern reichen mit ihren stärksten Wurzeln in ein Zeitgebiet hinein, dessen Entfernung eine strenge Sonderung der Wahrheit von der Dichtung nicht mehr zuließ, um so weniger, da den damaligen Dichtern und Geschichtschreibern die historische Kritik beinahe ebenso unbekannt war, als unsere Geschicklichkeit geübt ist, mittels der großen Retorte unserer Philosophie die mythischen Substanzen zu einem historischen Äther zu sublimiren.

Nach diesen Erörterungen, die natürlich noch manchen Zusatz, noch manche Erweiterung erhalten müßten, wenn eine Erschöpfung des Gegenstandes erfoderlich oder hier thunlich wäre, glauben wir den Maßstab genommen zu haben, nach welchem das vorliegende Werk beurtheilt sein will. Wir können unser Urtheil in wenige Worte zusammenfassen: es bildet dasselbe kein poetisches Kunstwerk, sondern ein historisches Reimwerk. Es ist allerdings die Möglichkeit denkbar, die Hauptmomente einer Volksgeschichte oder die hervorstechendsten Charaktere, Ereignisse und Thaten poetisch aufzufassen, namentlich um sie desto leichter dem Gedächtnisse des Volks einzuprägen, allein eine solche streng chronologische Dichtung, wie sie der Verf. gegeben hat, ist ebenso wenig geeignet, Eindruck zu machen oder Begeisterung zu erregen, als geschichtliche Belehrung zu erzielen. Das Ganze leidet an Eintönigkeit, das Bedeutsamere verschwimmt in der großen Masse des Gleichgültigen oder Unbedeutenden und nur einzelne Momente, denen ein poetischer Charakter entweder schon inwohnt, oder leicht zu ertheilen war, heben sich hervor und unterbrechen auf eine angenehme Weise die Einförmigkeit. Diese letztere ist aber insbesondere theils vermöge der allgemeinen und langwährenden Individualität des Mittelalters hervorgerufen worden, theils dadurch, daß die ganze Darstellung sich chronologisch lediglich an die Könige und deren Schicksale und Thaten anknüpft. Von den edlern und bessern Regungen der Geister, die doch auch das dänische Mittelalter, namentlich in seiner zweiten Hälfte, aufzuweisen hat und die unter Kämpfen, Morden, Verrath und Verwüstungen dem beobachtenden und theilnehmenden Leser der Geschichte eine nicht minder nöthige als angenehme Erholung gewähren, zeigen sich nur geringe Spuren. Übrigens sind wir der Meinung, daß der Verf. der gesammten Darstellung noch dadurch wesentlich geschadet habe, daß er kurze, vierzeilige Jambenverse gewählt und nicht in einer Versart geschrieben hat, die durch ein umfänglicheres Rhythmensystem auf der einen Seite mehr Mannichfaltigkeit, auf der andern aber eine größere Einheit und größern Eindruck erzeugende Totalität zur Folge gehabt haben würde. Die kurzen Verse ermüden ebenso sehr bei dem Umfange des Werks, als sie die Zerrissenheit des Vortrags befördern und den Eindruck schwächen. Überdies schlägt die poetische Diction nur zu oft in Prosa oder in eine ungelenke Construction um und der Einfluß des Reims auf die gewählten Wendungen und Wörter ist nur zu oft sichtbar. Wir möchten das Ganze, um uns so bezeichnend als möglich auszudrücken, einen literarischen Bastard nennen: es ist weder reine Poesie, noch reine Geschichte, es ist von beidem etwas. Wir haben es um so lebhafter empfunden, wie wenig rühmlich die meisten Eigenschaften des vorliegenden Werks sind, da wir gleichzeitig mit der Lecture der trefflichen Preisschrift Allan's über die Geschichte Dänemarks beschäftigt waren. Die edle prosaische Sprache dieses Schriftstellers besitzt eine ungleich stärkere Anziehungskraft als die Poesie oder richtiger die gereimten Verse unsers Verf. Aus einzelnen Stellen geht indeß hervor, daß demselben ein gewisses poetisches Talent inwohnen müsse; allein es scheint die Ausbildung zu mangeln, sowie die Überzeugung, daß Etwas, was einmal nicht poetisch ist, trotz aller Versification und alles Reimens, auch nicht Poesie werden könne.

Um nun unser Urtheil zu bestätigen, besonders insofern als wir oben bemerkten, daß ein historisches Factum, wenn ihm an sich schon eine poetische Anlage eigen sei, mit Leichtigkeit die dichterische Kunstform annehme, zugleich aber auch zum Beweis, daß dem Verf. das Dichtertalent keineswegs völlig abgehe, heben wir eine der besten Stellen des ganzen Werks aus, meinend, daß unsern Lesern mit einer guten Stelle mehr gedient sei als mit einer schlechten. Der König Erich Glipping wird bei Gelegenheit einer Jagd, auf der er sich verirrt hat, durch Verschworene ermordet (1286):

Ein kalter Wind durchdringet Jütlands Gauen,
  Die Buchenwälder streifte er schon ab,
Und die gebräunten Eichenkränze schauen
  Gesenkten Haupts auf das bemooste Grab.

Da kommt der Sturm, die Eichenkränze fallen,
  Entblättert starrt des Waldes Riesenbaum,
Sein Schmuck, die Pracht der himmelhohen Hallen,
  Verschwand, gleichwie des Lebens Blütentraum.

Und durch den Wald und durch die dunkle Haide
  Schleicht eine finstre Schar im Mönchsgewand,
Als ob sie selbst den Schein des Mondes meide,
  Nachdem der Sonne Licht in Nacht verschwand.

Den Geistern gleich verschwinden jene Schatten,
  Als durch die Nacht tönt hell der Jäger Horn,
Die sich im dichten Wald verloren hatten
  Und suchen eine Bahn durch Haid und Dorn.

Der König Erich ist's mit seinem Knappen,
  Des Kruges Ebenbild, er ist's und sinnt
Auf seinem schaumbedeckten Dänenrappen,
  Wie er des Waldes Ausgang bald gewinnt.

Der König läßt sein Hifthorn stärker tönen,
  Treu sendet es den Ruf durch Wald und Flur,
Doch Alles schweigt und nur die Eulen höhnen
  Den König, welcher folgt des Knappen Spur.

Von Wiborg war er jagend ausgezogen
  Und hatte sich in Haid' und Wald verirrt,
Durch Lügen seines Knappen schier betrogen,
  Der wissentlich des Königs Sinn verwirrt.

Noch glänzt der Mond, doch schwarze Wolken ziehen
  Und Luna birgt ihr keusches Angesicht,
Als wolle sie den Pfad des Kruges fliehen,
  Worauf den König führt der Bösewicht.

Und fliehend weiter unter dunkeln Fichten,
Erreicht er, als das Auge klarer schaut,
— Der dichte Wald beginnt sich schon zu lichten —
Ein Scheunendach von Holz und Haid' erbaut.

Hier will der König jetzt der Ruhe pflegen,
Indeß sein Roß sich scheut und warnend schnaubt,
Doch muß es stumm sich hin zur Ruhe legen,
Weil Gott ihm nicht die Rede hat erlaubt.

Doch fällt kein Schlaf auf König Erich's Glieder,
Umhüllt von des Verrathes finstrer Nacht,
Indeß der Uhu schüttelt sein Gefieder,
Sein Feueraug' die Mörder starr bewacht,

Die dreizehn an der Zahl, das Haus erreichen,
Wie Wölfe, die sich einer Heerde nahn,
Und Alle, als des blut'gen Bundes Zeichen,
Mit Kutten grauer Brüder angethan.

Stig Andersen winkt jetzt der Mörderbande,
Graf Jacob, Palle und noch Andre mehr
Von Unzufriedenen im Dänenlande
Stehn Alle harrend um den Führer her.

Doch als der Dolch in seinen Händen blitzet,
So stürzt die gottvergess'ne Mörderschar
Auf Erich, der im Stroh verborgen sitzet,
Doch bald ein Opfer ihrer Dolche war.

Dann übergeben sie das Haus den Flammen
Und eilen schnell nach allen Winden fort,
Indeß die Schreckensstätte bricht zusammen
Und Asche deckt des grausen Mordes Ort.

Durchbohrt, zerfleischt von mehr als siebzig Wunden,
Wird Erich, als das Morgenlicht erwacht,
Inmitten Schutt und Asche aufgefunden,
Als grauses Opfer der Cäciliennacht.

Sein Roß entflieht und mit ihm Dänentreue
Durch Wald und Gau, durchs ganze Vaterland,
Bis endlich Fürst und Volk, erfüllt von Reue,
Von neuem eint der treuen Liebe Band.

Sowie das ganze Werk mit einer kurzen poetischen Dedication an die Königin von Dänemark beginnt, so endet dasselbe mit einem poetischen Schlußworte, das eines nordischen Skalden nicht unwürdig ist und jedenfalls dem Verf. zur Ehre gereicht. Auch wir wollen unsere Anzeige des Werks mit dem Schlußworte desselben beschließen:

Wer führte freundlich mich Berg auf Berg ab
Durch die Gefilde jener frühern Zeiten,
Wer war mein sichrer Trost, mein Wanderstab,
Der Vorzeit Meeresfluten zu durchschreiten?
Du nur allein, du gabst mir Kraft und Muth,
Und unbekümmert folgend deinen Spuren
Besang ich, schauend in die blaue Flut
Des Meers, der thatenreichen Vorzeit Fluren.
So sende ich auch dir mit Zuversicht
Des Ostseestrandes heimatliche Lieder,
Wo jede Woge rauschend zu dir spricht:
O Dahlmann, kehre bald zum Strande wieder.

60.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Shakspeare in Frankreich.

Wenn jetzt einige neuere französische Kritiker die Behauptung aufzustellen wagen, Deutschland, ja England selbst habe Shakspeare erst von Frankreich aus kennen lernen, so ist das wirklich ein starkes Stück. Als hätte nicht Voltaire den britischen Dichter als ein monstre der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und als hätten die Franzosen nicht die erbärmlichen Übersetzungen seiner Tragödien von Ducis auf dem Gewissen! Wirklich hat man erst seit einiger Zeit in Frankreich angefangen, die unsterblichen Werke Shakspeare's zu würdigen. So geschehe hier nur der Bearbeitung „Heinrich's IV." Erwähnung, die auf dem Theater des Odeon unter dem Titel „Falstaf" zur Aufführung gekommen ist. Die beiden jungen Dichter, Maurice und Vacquerie, von denen diese Arbeit herrührte, sind in den Geist des englischen Dichters eingedrungen. Leider sind auch sie von dem Wahne befangen, als müsse man Shakspeare für die französische Bühne erst zustutzen. So haben sie sich, wenn sie beim „Falstaf" schon gar zu willkürlich umsprangen, bei ihrer neuesten Arbeit noch stärkere Abweichungen vom Originale erlaubt. Statt nämlich eine einfache Übersetzung des köstlichen „Ende gut, Alles gut" zu geben, haben sie nur einzelne Züge daraus genommen und ein neues Stück gemacht, dem sie den Namen „Le capitaine Paroles" gegeben haben. Auf diese Art ist aus einem lebendigen Lustspiele eine bloße Silhouette geworden. Trotzdem kann man den Bearbeitern das Verdienst nicht streitig machen, daß sie einzelne Züge Shakspeare's auf das schlagendste wiedergegeben haben. Ein anderer talentvoller junger Dichter Namens Roger (er ist ein Sohn des verstorbenen Mitglieds der Académie française), der sich durch die bizarre Dichtung „Oléar" bekannt gemacht hat, scheint sich jetzt gleichfalls dem Studium Shakspeare's zu widmen. Die erste Frucht seines Umgangs mit dem größten Dichter der englischen Nation sind die „Beautés morales de Shakspeare" (Paris 1843). Im Ganzen ist die Übertragung des „Lear" und einzelner Scenen von „Heinrich IV.", die uns hier geboten werden, gelungen. Leider hat der Verf. sich genöthigt gesehen, einzelne Schönheiten seines Originals fallen zu lassen. Es läßt sich dies indessen, wenn in Versen und noch dazu in französischen Versen übersetzt wird, nie vermeiden. Roger ist Professor des Englischen am königlichen Collegium St.-Louis und hat vor kurzem einen Cyklus von Vorträgen über die englische Literatur vor einem gemischten Publicum gehalten, die sehr angesprochen haben.

Adelsalmanach.

Wenn es in Deutschland mehr als eine Adelszeitung gibt, so finden wir dies ganz natürlich. Aber in Frankreich, wo die Revolution reine Bahn gemacht hat, wollen uns dergleichen Erscheinungen Anachronismen dünken. Wir wissen deshalb auch nicht, ob der „Annuaire de la pairie et de la noblesse de France" von Borel d'Hauterive sonderlichen Anklang finden wird. Es wird in demselben nach Art des bekannten „Almanach de Gotha" eine Chronologie aller souverainen Häuser Europas und außerdem noch eine Genealogie der vornehmsten herzoglichen und fürstlichen Familien gegeben. Als Beilage erhält man ein „Précis historique de la pairie en France" und ein „Précis élémentaire de blason".

Die Aristotelische Philosophie.

Cousin hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, dem Studium der griechischen Philosophie in Frankreich einen neuen Aufschwung zu geben. Nach ihm haben sich einzelne Gelehrte in dieses weite Gebiet getheilt. So hat z. B. Barthélemy St.-Hilaire, dessen literarische Bestrebungen wir in d. Bl. zu wiederholten Malen erwähnt haben, seine ganze Kraft der Philosophie des Aristoteles zugewendet. An seine Schriften, die der Erläuterung dieses Philosophen gewidmet sind, schließt sich ein Werk an, von dem vor kurzem der erste Band die Presse verlassen hat. Es ist dies die Übertragung der „Metaphysik" des Aristoteles, von der zwar einige ältere französische Bearbeitungen existiren, von denen aber, so viel wir wissen, keine einzige im Druck erschienen ist. Die Verf. dieser neuen Übersetzung, zwei ehemalige Zöglinge der Ecole normale, Alexis Pierron und Charles Zévort, haben ihrem Werke, das mit Recht ihrem Lehrer Cousin gewidmet ist, mehre ausführliche Anmerkungen beigefügt, die auf die dunkelsten Partien der Aristotelischen Lehre ein helles Licht werfen.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 139. — 19. Mai 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Erster Artikel.

1. Thalblumen. Gedichte von Fr. Ser. Schanza. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

In dem versificirten Vorwort bittet der Verf. den Leser, auf den kleinen, erstgeborenen (?) Nachen, den er durch die Wogen (der Poesie) leite, einen gewogenen Blick zu werfen, da es des Schiffers Zuversicht stärke, wenn er in die heilverheißenden Augen der Sterne blicke. Offenbar ist er ein Neuling im Kahnführen und ein etwas unbeholfener Schiffer. Das melodische Wellengesäusel will er durch pretiöse Ausdrücke (wie wir denn gleich in der ersten Nummer auf „säuselfrohe Tauben, Harmonienträume und Nachtigallgeflüster" stoßen) hervorbringen; aber er bedenkt nicht, daß es der Geist und nicht das Wort ist, was lebendig macht und Klänge schafft. Überdies sieht man den meisten Liedern die Mühwaltung, das Gemachte, die Geburtswehen an, und in den Romanzen offenbart sich eine unklare und schwülstige Redseligkeit. Den lustigen Brüdern ruft er warnend zu: „die Jugend flieht; darum genießt, was Okkasio (sic!) gibt, trinket, rauchet, tanzet und liebet", und S. 48 ruft er einer entfernten Wilhelmine zu:

> Es birgt die Sonn' ihr strahlendes Gefieder,
> Und sinkt bescheiden am Horizonte nieder,
> Doch nicht mit ihr mein Herz, das stets ein Kranz umflicht,
> Der sinnig denkt (!!?): Vergiß mein nicht.

An dieser Probe wird der Leser errathen, weß Geistes Kind unser poetischer östreichische Schiffer sei, und wird zugleich bezweifeln, daß ein Auge mit Beifall auf den schlecht gezimmerten und schlecht geführten Kahn blicke.

2. Gedichte von Vincenz Zusner. Wien, Beck. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Hier offenbart sich eine Klarheit und in der Klarheit eine Gemüthlichkeit, die Jedermann verständlich wird und bei der man glaubt, die Sachen schon irgendwo gehört oder gesehen zu haben. Man suche nichts, was über die Sphäre des Alltagslebens hinausgeht, kein großartiges Bild, keine Plastik, keine kühnen Gedanken; hier ist nichts als fließende Verse, correcte Sprache, Reinheit des Reims, Singbarkeit der Weisen und lyrische Behäbigkeit. Die großen Lettern, das Format und das weiße Papier machen das Buch zur Lecture für Greise und Matronen geeignet, die mit unbewaffnetem Auge sonst nicht lesen können.

3. Blüten der Liebe. Von Wilhelm Torfstecher. Prenzlau, Vincent. 1843. 8. 25 Ngr.

Nicht gern sagen wir bei Sängern deutscher Lieder: nomen-omen; aber hier liegt's nahe. Der Verf. dieser Gedichte, an denen der Titel das Beste ist, fördert nirgend edles Metall zu Tage, sondern höchstens jenen schwarzbraunen vegetabilischen Brennstoff, der trotz seines übeln Geruchs in vielen Gegenden unsers Vaterlandes ein Surrogat des Brennholzes geworden ist, und wenn er auch ästhetische Skandale vermeidet, so ist er doch ohne allen Beruf. Das Beste möchte „David's Klage" (S. 124) sein. In der alkäischen Strophe lassen sich dem Bildner viele Fehler nachweisen; die sapphische (S. 205) ist von seiner eigenen Erfindung. Ein Urtheil über sich selbst fällt er in „Verlegenheit" (S. 87):

> Spielen mag ich nicht,
> Träumen darf ich nicht,
> Handeln kann ich nicht,
> Lieben soll ich nicht,
> Klagen will ich nicht:
> So gelinget mir denn auch kein Gedicht.

4. Gedichte von C. E. Closter. Nürnberg, Stein. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

Mit weniger Selbstgefälligkeit als Hr. Torfstecher und nicht ohne Anlage für Episches auftretend, bietet dieser bairische Sänger in gar bunter Reihe, auf etwas graues Papier gedruckt, Romantisches, Erotisches und Naturgemälde, worin sich mancher Gedanke und manches Bild findet, das uns erhebt; aber häufig werden wir durch einen höchst prosaischen Gedanken wieder herabgezogen in die nüchternste Nüchternheit; indessen darf die Kritik keinen zu strengen Maßstab an diese Lieder legen, die, einem kurzen Vorwort zufolge, eigentlich nur dem Kreise einer engern Theilnahme bestimmt waren. Gut gehalten ist „Byron's letzter Trost" (S. 94).

5. Gedichte von A. S. B. Merlinau. Berlin, Mittler. 1842. Gr. 12. 10 Ngr.

In der ersten Nummer, einem Sonette, legt der Verf. dem Leser seines Geistes junge Blüten vertrauensvoll in die Hände, belehrt ihn, er singe nur von Treue und Vaterland, nehme mehr das Gemüth als den Verstand in Anspruch, wünscht herzlich, zu gefallen, und schließt mit der Versicherung, er werde sein Saitenspiel zertrümmern, wenn es Misfallen und Langeweile wecken sollte. Indessen hat es damit gute Wege; Hr. Merlinau, der ein junger patriotischer Berliner zu sein scheint, wird in dem etwaigen Tadler seiner patriotischen Akrostichen u. s. w. gewiß nur den hämischen Kritikus oder den blassen Neider wittern und wird weiter singen.

6. Rheinische Äolsharfe. Herausgegeben von Jakob Stang. Bonn, Habicht. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Das Büchlein gibt topographische Gemälde, rheinische Localromanzen, patriotische, erotische und gelegentliche Reime ohne Geist, worunter „Was brüllt?" (S. 87) das ist, was die französische Sprache coq-à-l'âne nennt.

7. Heemskerk's Seezug nach Gibraltar. Gedicht von A. Bogaers. Aus dem Niederländischen übertragen von F. W. v. Mauvillon. Rotterdam, Bädeker. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Im 16. Jahrhundert konnte es der Monarch Spaniens nicht über seinen Stolz gewinnen, die Freiheit und Unabhängigkeit Hollands anzuerkennen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts beschlossen die Staaten der Vereinigten Niederlande, diese Anerkennung zu erzwingen; sie rüsteten zu dem Ende eine Flotte aus, deren Commando sie dem Admiral Heemskerk übertrugen,

welcher den Spaniern vor Gibraltar die Seeschlacht lieferte, die in diesem splendid ausgestatteten Buche besungen ist. Bogaers erlangte durch diese Schrift den von der holländischen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften ausgesetzten Preis. Hr. v. Mauvillon hat es zu Nutz und Frommen der Deutschen vortrefflich übertragen, und hat sehr wohl daran gethan, da wir bis jetzt mit vornehmer Gleichgültigkeit auf die Erzeugnisse niederländischer Poesie geschaut haben. Hätte ein deutscher Dichter indessen diesen Stoff so bearbeitet, wie hier zu lesen ist, so ist es die Frage, ob er den Preis erhalten hätte; denn wenn wir die patriotische Wärme hinwegnehmen, die aus dem Ganzen haucht, so bleibt ein winziger ästhetischer Werth und Gehalt, der noch obendrein durch den Mangel an epischer Kürze geschmälert wird.

8. Gedichte von E. Schellenberg, geb. Biedermann, Berlin, Reimer. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Eine Dame. Sie liebt zu reflectiren; doch wünschten wir diesen Reflexionen etwas mehr Geist. Das Gelegentliche erhebt sich kaum über Triviales und den Namen der deutschen Sappho wird sich die Verf. schwerlich ersingen.

9. Elmire und Ferdinand, oder: der Liebe Heldenmuth. Von Friedrich Graf Hochenegg. Leipzig, Hunger. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein im Bänkelsängerton, oder im Geist der Romanzen, gedruckt in diesem Jahre abgefaßtes Buch, in dessen Lecture wir nicht weiter als bis S. 34 kommen konnten — in der That unter aller Kritik.

10. Faust. Ein Gedicht von Woldemar Nürnberger. (M. Solitar.) Berlin, Logier. 1842. 8. 15 Ngr.

Obwol lesbarer als „Elmire und Ferdinand", wird die hier genannte Ilias post Homerum doch immer nur nürnberger Tand auf dem Bazar unserer neuern epischen Literatur bleiben, und wir bezweifeln beinahe, daß selbst derjenige Kunstrichter günstig darüber urtheilen wird, der im Stande sein sollte, von jeglicher Parallele mit dem gleichnamigen Goethe'schen Meisterwerke zu abstrahiren. Der hier auftretende Faust ist ein ganz gemeiner liederlicher Gesell, den zwar auch die Wissenschaft nicht befriedigt, der sich aber dem Mephisto nicht ergibt, damit ihm dieser den Wissensdurst lösche, sondern damit er ihm Mittel und Gelegenheit schaffe, die ungezähmten Lüste und Begierden zu befriedigen, die ihn verzehren. Das thut denn auch dieser wirklich gemeine, schmuzige, der Völlerei und Trunksucht ergebene Teufel redlich und schürt des Lehrlings unkeusches Feuer, indem er demselben in Hütten und Palästen Nahrung zuführt. Faust ist Medicus und Anatom; aber er hat die menschliche Natur nicht studirt, noch das psychische Wesen anatomirt; seiner Weltanschauung mangelt Originalität und Tiefe; die Ereignisse, selten gehörig motivirt, scheinen bunt zusammengewürfelt zu sein; die Charaktere sind mit einem unsichern, die Naturreize mit einem plumpen Pinsel gemalt; Anstand und Sitte wird oft verletzt; schuldlosen Jungfrauen muß das Buch ein Abscheu, heißblütigen Jünglingen wird es ein moralisches Gift sein. Nur der Schluß ist originell und selbst ergreifend; denn der Rabe des Hochgerichts, der dem an Geist und Leib zerrütteten Wüstling die Krücke in die welke Hand gibt, involvirt einen poetischen Gedanken. Die Verse verrathen hin und wieder Gewandtheit im Ausdruck, aber der Reim ist nicht immer rein; die Construction ist häufig regel- und geschmacklos; auch an Druckfehlern fehlt es nicht; Summa: dieser „Faust" konnte füglich im Pulte des Hrn. Nürnberger verschlossen bleiben.

11. Vermischte Gedichte von D. C. G. D. Hansemann. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1841. Gr. 12. 20 Ngr.

Zweck der Herausgabe des Buchs ist Unterstützung der Blindenanstalt in Hanover, weshalb auch voran ein langes Subscribentenverzeichniß; Geist des Buchs ist der der alten Schule; der Inhalt desselben besteht in 26 Geburtstagsgedichten an Verwandte, Freunde und hohe Gönner, in verschiedenen Epithalamien, Sonetten, Scherzgedichten, Neujahrsliedern, Oden und einer Übersetzung des Anfangs von Ossian's „Fingal". Möge der Ertrag recht reich sein!

12. Gedichte von Friedrich Ludwig. Kassel, Fischer. 1842. 8. 15 Ngr.

Diese von einer gewissen Jugendfrische angehauchten Lieder verrathen in ihren Frühlingsfreiheitsgesängen Naturliebe, in ihren religiösen [illegible] Frommen, in ihren erotischen [illegible] weiches Gefühl und in ihren vermischten Klängen eine gehaltene Phantasie; aber wir konnten nicht eines als ausgezeichnet notiren, und sie gehören in die Kategorie derer, die unbeachtet von den Wellen des Zeitstroms hinweggespült werden.

13. Gedichte von Henriette Braus. Barmen, Langewiesche. 1842. Gr. 12. 25 Ngr.

Wollen wir der Wahrheit die Ehre geben, und wir müssen das, selbst auf die Gefahr hin, der schönen Sängerin wehe zu thun, so gehören auch diese Lieder, aus denen sich einige Anlage für Episches kundgibt, zu den Blumen, die sie S. 217 dem Dichter darbietet. Ref. sagt mit dem Dichter:

> Mein Kind, warum wir Blumen wählen,
> Da ihre Schönheit kurz nur lacht?
> Kaum freut an ihnen sich das Auge,
> So welkt schon ihre Farbenpracht.

14. Gedichte von Wilhelm Stens. Bonn, Habicht. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein gebildeter Geist, eine wackere Gesinnung, ein frommes Gefühl lassen sich diesem Sänger nicht absprechen; aber damit läßt sich heutiges Tages im Reiche der Musen kein hoher Ehrenposten erklimmen; der Kunstrichter sowol als das verwöhnte Publicum verlangen mehr vom Dichter der Jetztwelt als Regelrichtigkeit in Reim und Metrum, und selbst mehr als was feiner Takt und eine blühende Phantasie geben. Als Typus und Grundton für die Mehrzahl der hier gebotenen Lieder erscheint uns „Glaube" (S. 7), „Auffoderung" (S. 21), „Elegie im Winter" (S. 172) und „Die Zufriedenen" (S. 61) überraschende Gedanken, neue Bilder, kühne Phantasieflüge sucht man vergebens. Des Erotischen findet sich wenig. Als Gelungenes notirten wir „Menschen und Natur" (S. 27), „An Louise" (S. 52); unter den Sonetten, die einen nicht unbedeutenden Theil des Großoctavbandes füllen, deuten wir beifällig hin auf Nr. 38 (S. 288), Nr. 40 (S. 290); unter den Ghaselen auf Nr. IV (S. 294); unter den übrigens unbedeutenden Distichen auf „Der Kranz" (S. 306), „Die Blinde" (S. 308). „Der Strom" (S. 97—165) ist in Form und Geist und in einigen Themen völlig der Schiller'schen „Glocke" nachgebildet und würde gewiß Beifall gewinnen, wenn dieser Strom nicht zu breit wäre und man nicht unwillkürlich an das Vorbild, wonach er gearbeitet ist, erinnert würde. Einige antik gemessene Stücke sind in metrischer Hinsicht mit Geschicklichkeit behandelt; um jedoch dem Verf. zu beweisen, daß wir seine Verse pflichtmäßig gewürdigt haben, weisen wir auf einige Verstöße in der Scansion hin; z. B. S. 28 im Hexameter hat er gemessen: „dastand", S. 253 im dritten Sonett heißt es: ich sehe mit Entzücken euch „hernahn", S. 43: „zuwinkt", S. 297: „nun rief Neptun", S. 293 ist ein Spondeus im zweiten Theil des Pentameters; in mehre Sonette laufen sechsfüßige Jamben, vgl. z. B. S. 273, 274, 278, 281, 282 und 283; in drei andere verirren sich Fünffüßler. Der Verf. halte diese Bemerkungen, namentlich in Bezug auf die Sonette, ja nicht für Pedantismus oder Splitterrichterei; Boileau, wenn er sonst noch als Autorität gilt, sagt: „Un bon sonnet vaut seul un long poëme."

15. Die Kriegskunst. Lehrgedicht in sechs Gesängen, aus dem Französischen Friedrich des Großen metrisch übersetzt von C. A. Springer. Berlin, Heymann. 1842. 16. 15 Ngr.

Der Übersetzer legt dieses didaktische Gedicht aus der Feder des großen Preußenkönigs dem Prinzen von Preußen als Opfer

patriotischer Gesinnung zu zeihen; aber wer wollte solche Gesinnung tadeln?

16. Blüten des Alters von Karl Lappe. Stralsund, Löffler. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Man wirft dem Alter Geschwätzigkeit, Tadelsucht der Jetztwelt und verdrießliches Wesen vor, und von einem dichtenden Greise behauptet man gewöhnlich, das zur Poesie nöthige Feuer sei in seiner Brust erloschen, er sei mithin unfähig, in dieser Hinsicht etwas zu leisten; diese Vorwürfe können den jovialen Greis nicht treffen, der dem Boden seines warm schlagenden Herzens viel bessere Blüten und Früchte abzugewinnen weiß, als seine Landsleute den sandigen Schollen des Pommerlandes. Wir hören hier das anmuthige Geplauder eines heitern, freundlichen Greises, dessen gemüthliche Reflexionen sich leicht in Rhythmus und Reim schmiegen, oft aber auch sich in ungebundener Rede ergeben, oder sogar Monologen gleichen, die alte Leute zu halten lieben; S. 65 stürzt er sich sogar in „Gute Nacht an mein Herz" ins Metrum und wieder hinaus, und wir meinen, in diesem Treiben offenbare sich eben sein Dichterberuf; in Folge eines unabweisbaren Dranges muß er sich ausschütten. Gewiß hatte er nie nöthig, die Verse an den Fingern abzuzählen; unbekümmert um Form und Metrum, gibt ihm der günstige Moment ungesucht beides. Doch steht dahin, ob diese gemüthlichen und kunstlosen Ergüsse vor den Augen moderner Kunstrichter und der Jugend Gnade finden; denn ein lebhaftes, das Auge bestechendes Farbenspiel haben sie nicht; sie sind Producte einer langen Erfahrung, einer prüfenden Weisheit, eines patriotischen Sinns, eines warmen Herzens, gedankenreich und kräftig. In „M. T. Cicero" (S. 80) wird er der Apologet des Alters:

Was wirft man doch dem Alter vor?
„Es hemmt die Wirksamkeit?" — Mit nichten!
„Aber das Gedächtniß wird geschwächt?"
Ich kenne noch die ganze Welt mit Namen.
„Dem Greise fehlt die Jünglingskraft?" —
Ich kann noch immer mehr, als wie man fodert.
„Das Alter darbt an sinnlicher Lust?" —
O schöne Gabe, wenn es uns von dem befreit,
Was unsre Jugendzeit erniedrigte.
„Der Tod ist vor der Thüre?" —
Auch Kinder sterben, Jünglinge und Männer.

Eine erste Leiche auf einem neuen Kirchhofe läßt er (S. 3) unzufrieden mit dem ihr angewiesenen Plätzchen sagen:

O, wie beneid' ich jene drüben,
Die gesellig wohnen, Wand an Wand,
Wie im Dorfe der Lebendigen:
Meine längstgestorbenen Ältern,
Meine vorausgegangenen Kinder,
Meine Bekannten und Nachbarsleute!
Werft mir von ihren vermorschten Särgen
Einen Splitter mit in die Gruft!
Es wird mir ein Trost sein!

Ebenso originelle Gedanken und Reflexionen finden sich (S. 10) in „Die Doppelgemeine", eine plastische Darstellung und lebendiges Gemälde einer Gemeine, die Sonntags zur Kirche geht, mit treffenden Hindeutungen auf kirchliche Zustände der Jetztwelt und die Geistlichen unserer Tage. Gehoben wird das Ganze dadurch, daß der Dichter mit den Lebendigen die früher verstorbenen Mitglieder der Gemeine zum Gotteshause ziehen und darin Platz nehmen sieht als unsichtbare Zuhörer und Beter. An den Pastor läßt er die Mahnung ergehen:

Schwarzer Mann, dort im Verschlusse,
Der du treten sollst auf die Höhe,
Uns verkünden das Wort des Allerhöchsten,
Einwandlos predigen und schallen
Eine Glockenstunde lang —
Bist du auch würdig bereitet?
Hast du auch gründlich studiret,
Vom Montage ab die ganze Woche?
In jeder müßigen Stunde
Gedanken geschöpft und gesichtet,
Prüfend aufgeschrieben, schwarz auf weiß,
Memorirt, was sich tüchtig bewährte?
Hast du das Gold des Mundes geschmiedet?
Führst du goldne Äpfel in silbernen Schalen?

Oder warest du weltlich gerichtet?
Tag' aus, Tag ein bis zum Sonntagmorgen?
Vertröstest dich und uns mit dem,
Was der Geist des Augenblickes
Dürftig genug zutröpfeln wird?

Sage nicht: „Ich sehe leere Bänke;
Wie soll hier Begeistrung sich entflammen?"
Dich soll die Stelle begeistern,
Nicht Hinz und Kunz, nicht Christel und Käthe.
Auch ist das Haus mit nichten leer,
Es ist vollgedrängt zum Ersticken.
Du siehst sie nicht; sie sehen dich,
Sie schöpfen lauschend jedes Wort,
Nehmen es mit in die einsame Stille.
Auch sind's ja nicht die Laien allein,
Zwanzig, dreißig Männer vom Fache,
Ein hochwürdiges Consistorium u. s. w.

Wie warm und verständig schwätzt und monologisirt er (S. 14) über „Bücher und Bilder"; wir würden das Stück für den Leser in seiner ganzen Länge hier abdrucken lassen, wäre der Raum uns nicht so sehr beschränkt. Dasselbe würden wir thun mit dem ansprechenden Idyll oder Kindermärchen (S. 16) „Mutter Tanne" überschrieben, das in naiver Darstellung ein Muster ist. Gleiches Lob gebührt dem Monologe, den (S. 42) ein sterbender Greis hält, woraus nur zur Probe die Worte des Scheidenden:

Mein Schöpfer und mein Herr,
Mein unumschränkter Gebieter und mein Richter,
Obwalter über den Wurm, der sich krümmt,
Den du jeden Augenblick
Nach erhabener Willkür
Verderben konntest und vernichten,
Wie du ihn hervorgerufen, ohne ihn zu fragen,
An unerkannte Gesetze ihn gebunden,
Eine Bahn ihn führest, die hinter ihm versinkt,
Während vor und neben ihm
Undurchdringliches Dunkel ruht —
Dem du aber für den Augenblick,
Ihm das aufdrungene Dasein zu vergüten,
Fröhlicher Genüsse Fülle,
Der Sonne wärmenden Glanz,
Eine Blütenwelt unter Sturm und Schloßen,
Der Freundschaft Täuschung und der Liebe Traum,
Die kleine Eitelkeit
Von Pracht, von Großthat, von berühmtem Namen —
Den Besänftiger und Versöhner Schlaf,
Und die buntfärbige Narrin Phantasie,
Als ein heiteres Spielwerk hingeworfen —
Laß mich, wenn es möglich wäre,
Laß mich enden ohne Angst und Schmerz!

Aber wunderbar, der mittlere Theil und das Ende des Buchs entspricht keineswegs dem Anfange. Seine Stoffe werden Bagatellen, er wird mitunter geschwätzig, des Witzes Pfeile sind unbefiedert und treffen nicht. Schon die Gedichte in pommerscher Mundart hätten wir herausgewünscht; wie widrig und unpassend ist die Ode nach Horaz im Plattdeutschen! Die biographischen Preislieder auf ausgezeichnete Pommeranen hätten wir ihm ebenso gern geschenkt, als die Nummern, die von S. 95 pommersche Städte und Ortschaften besingen, und der Verf. täuscht sich, wenn er behauptet, daß dergleichen örtliche und persönliche Poesien für das Ausland Interesse oder Werth haben. Die ganze Sammlung schließt mit „Kleine Zoroaster-

poesie", die auch einem großen Theile nach durch erkünstelte Wärme ausgebrütet ist. Bei alledem ist das Bessere überwiegend und der heitere, gemüthliche Greis braucht seine Lyra noch nicht an die Wand zu hängen. Heil Dem, welchem die Kälte des Alters dieses dulce lenimen senectutis nicht verstimmt!

17. Kornblumen. Gedichte von Ch. G. Ernst am Ende. Dresden, Sillig. 1842. 8. 1 Thlr.

Die elegische Saite klingt am reinsten auf dieser bescheidenen Lyra und wir möchten auf den in der ganzen Sammlung vorherrschenden Geist die sinnigen Schlußworte in der Widmung an die Mutter des jungen Sängers anwenden:

> Ob man auch Scherz im Maskenspiele fände:
> Im Scherze selbst liegt tief oft Ernst am Ende.

Hr. Ernst von Brunnow führt den Verf. durch ein freundliches Vorwort vor ein größeres Publicum; der Kornblumenkranzwinder selbst aber versichert in diesem Vorwort, auf hohe poetische Richtung, künstlerischen Schwung und vollendete Form mache keins seiner Gedichte Anspruch; seine Poesien sollten blos Zeugen einer innern Thätigkeit und jugendlichen Bewegung sein, indem ihm die Richtung nach außen durch körperliches Leiden und trübe Lebensverhältnisse ziemlich verschlossen geblieben sei; er betrachte Poesie überhaupt blos als ein Mittelglied zwischen Ideal und Leben und verzichte gern auf die Jüngerschaft einer Schule und auf den Ruf der Modernität. Solche bescheidene Äußerungen nehmen für ihn ein, auch bestätigt sich die Wahrheit dieses Selbstbekenntnisses in allen drei Abtheilungen des Buchs. In den Sonetten des ersten lyrischen Theils legt er seine Weltanschauung und seinen religiösen Sinn dar. In „Entschließung" (S. 37) geht die dunkle Färbung, mit der das Gedicht beginnt, zur Überraschung des Lesers, in einen heitern Lichtglanz über und ein gar freundliches und nettes Bildchen zeigt sich uns in „Maid und Vöglein" (S. 50), wenn sonst des Vögleins: Piep, piep! nicht Manchem zu spielend ist. Die erotischen Lieder entbehren aller leidenschaftlichen Glut und bieten nur Alltägliches in Anlage und Ausführung. Die Romanzen, Balladen und Erzählungen der zweiten Abtheilung sind schwach und wir konnten nicht eine herausheben; vielleicht flößt dagegen die dritte Abtheilung dem Psychologen ein eigenthümliches Interesse ein, indem der Stoff derselben aus dem Leben einer jungen Somnambule genommen ist, die im vorigen Jahre der Gegenstand der regsten Aufmerksamkeit für Dresdens Bewohner war. Der Verf. versucht hier die Erscheinungen des magnetischen Zustandes in ihren Stadien vor die Seele des Lesers zu stellen und gibt dazu auch ein erläuterndes Vorwort in ungebundener Rede. Blicken wir nun auf das ganze Kranzgewinde und beurtheilen dasselbe nach dem Eindrucke, den es auf uns macht, so müssen wir bekennen, mit einem andern Namen, als dem der anspruchlosen Kornblumen, konnte der Verf. am Ende seine Gedichte nicht füglich benennen; es genüge ihm, daß kein Lolch und keine Trespe darunter ist.

18. Sammlung deutscher Volkslieder. Herausgegeben von Wilibald Walter. Leipzig, Rein. 1841. 8. 1 Thlr.

Wer liebt nicht Volkslieder, wer kennt sie nicht? Sie enthalten in nuce die Lebensphilosophie des Volks, sie sind das Mittel einer vernünftigen Erheiterung bei der Arbeit Derjenigen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen, am Sonntage, am Feierabend des Werkeltags, in der Spinnstube, im Fabrikhause; sie machen Hochzeit- und Kindtauffeier lebendiger, und wir behaupten kühn, daß „Freut euch des Lebens" u. s. w.; „Blühe, liebes Veilchen" u. s. w.; „Arm und klein ist meine Hütte" u. s. w.; „Guter Mond, du gehst so stille" u. s. w. und das echt deutsche „Das waren mir selige Tage" u. s. w. von unendlich wohlthätigerm Einfluß auf die Sittlichkeit und Heiterkeit unsers Volks gewesen sind als die Erzeugnisse der Romantik oder die politischen Lieder der Neuzeit. Das hat man auch vor 40 und mehr Jahren erkannt und aus losen fliegenden Blättern einen Schatz deutscher Volkslieder mit Fleiß zusammengetragen. So thaten Herder, Büsching, von der Hagen und Brentano, späterhin Görres und Tieck, und neuerlich Wolff, Erlach und [illegible]. An die Genannten schließt sich unser Antholog an, indem er hier solche Lieder gibt, die er selbst auf Reisen aus dem Munde des Volks gehört hat und die, wie der Zusatz auf dem Titelblatt lautet, in keiner der bisher erschienenen Sammlungen zu finden sind. Indessen nimmt sich dieser Zusatz wie die Worte eines Aushängeschildes aus, das eine Waare dem Käufer anpreist; auch möchten wir die Vollständigkeit der Sammlung obgenannter Anthologen nicht in Zweifel ziehen. Es sind unter ihnen Einige, die gute Augen und Ohren zu ihrem Geschäft mitgebracht haben, und kaum glauben wir, daß Hr. W. Walter bei seinem Lucubriren und Entdeckungsreisen glücklicher als jene gewesen ist; auch haben wir in der That, wenn wir einige Provinzialvolkslieder und ein paar Eisenbahnlieder ausnehmen, die natürlich erst die Neuzeit erzeugt hat, nur Bekanntes gefunden. Möchte der Sammler nur nicht verschmäht haben, den beliebtesten Opernarien, die aus der „Zauberflöte", „Fanchon" und dem „Freischütz" in den Mund des Volks übergegangen sind, ein Plätzchen zu gönnen. Dagegen kann es wol sein, daß er von vielen bekannten Liedern neue und bessere Lesarten habe, die da verdienen, dem größern Publicum mitgetheilt zu werden; zu diesen gehören die Nummern 10, 17, 47, 52, 66, 93, 94, 96, 97, 101, 109, 161, 173 u. a. m. Trotz dieser neuen Lesarten ist aber diese Sammlung doch nichts als eine Nachlese, in welcher wir besonders das naivrührende „Es ist bestimmt in Gottes Rath", welches Mendelssohn-Bartholdy mit einer so entsprechenden Melodie ausgestattet hat, mit Vergnügen gesehen haben; herausgewünscht hätten wir dagegen Nr. 162 „Es waren vor Zeiten drei prager Studenten", da bei allem Witz und aller darin herrschenden Schalkheit doch immer eine unkeusche Gedanken- und üppige Phantasiebilder erzeugende Zweideutigkeit darin obwaltet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Eine dreibändige Novelle: „Ragland-Castle, a tale of the great Rebellion", von Mrs. Thomson (London 1843), spielt, wie schon der Titel anzeigt, in jener tiefbewegten und vielbeschriebenen Zeit, wo auf der einen Seite die ritterlichen Cavaliere standen, in Spitzen und Manschetten, mit langen Locken und feiner Sitte, auf der andern die glattgeschorenen Rundköpfe, die Männer, die Alles abschwuren, was nach Fleischlichkeit schmeckte, die eisengepanzerten Covenanters. Die Schilderung jener Zeit, oft eine graphische, bildet das Hauptinteresse des Buchs. Der eigentliche Roman ist verhältnißmäßig unbedeutend, ist die Liebesgeschichte einer jungen Dame, Blanch Somerset, und eines jungen Mannes, des in früher Kindheit ihr verlobten Edward Herbert. Wie Beide zusammen aufwachsen, wächst in Edward die Liebe, in Blanch die Abneigung. Herbert ist nicht der Mann nach ihrem Sinne. Er ist ein stattlicher, hochbegabter, tapferer Mann, aber nicht das Ideal des jungen, heißen, schwärmerischen Mädchens. Das findet sie unter den Rebellen, den Rundköpfen, als sie nebst ihrer Tante von ihnen gefangen genommen wird; der Glückliche heißt Sidney Godolphin. Den nähme sie, aber sie bekommt ihn nicht, und nachdem Herbert sie und das Schloß Ragland gegen General Fairfax ritterlich vertheidigt hat, reicht sie ihm die Hand, hoffentlich auch das Herz. 3.

Aus dem Spanischen übersetzt von A. G. de Lavigne und mit Anmerkungen und Vorrede versehen von Ch. Nodier, erschien: „Vie et histoire de Don Pablo de Ségovie, surnommé l'aventurier buscon", mit einer großen Anzahl Illustrationen von H. Emy. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

19. Gedichte von Heinrich Hoffmann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1842. 8. 26¼ Ngr.

Das Gedicht, durch welches der Verf. den Leser in seinen Musentempel einführt, ist „Die Rebellen“ überschrieben; diese Rebellen sind nichts Anderes als kleine, trotzköpfige Elfen, welche vom Dichter die Veröffentlichung der um ihn liegenden, mit Versen beschriebenen Blättchen erzwingen wollen und seine Einwände dagegen siegreich widerlegen. Er muß den sophistischen, obstinaten, neckischen Geschöpfen nachgeben, und so ward der Preßbengel in Bewegung gesetzt. Sonach haben Kritikus und Leser blos zu untersuchen und zu entscheiden: Thal der Verf. Recht, oder that er nicht Recht, daß er nachgab? Ref. aber erwidert auf diese Frage, daß nur der splitterrichternde Kritikaster oder der übellaunige Leser den Sänger wegen der Veröffentlichung dieser Verse und Lieder tadeln kann, besonders wenn man erwägt, daß Dichter überall nicht zu schweigen lieben und sich der Menge zeigen wollen, ach — und welche Dichter können heutzutage weder den Mund noch die Tinte halten! Die vor uns in manchen Rhythmen und angemessenen Weisen sich leicht bewegenden Gedichte brauchen überdies bei allen mitunterlaufenden Reimhärten, sowie bei allen hin und wieder verunglückten Ausflügen, vor einem größern Publicum nicht zu erröthen und können ruhig vor jedes kritische Tribunal treten. Unter den vermischten Gedichten der ersten Abtheilung deuten wir auf das „Gebet eines Gottes“ hin, und bemerken, daß dieses fruchtbare Thema sowol geistreicher als in größerer Ausdehnung bearbeitet werden konnte, da es eine Fülle von Gedanken erzeugt. Eines der vorzüglichsten ist, seiner Kürze ungeachtet, „Die Wüste“ (S. 30), wo die Menschenbrust mit der Wüste, das Herz mit dem steinernen Memnonsbilde verglichen wird. Die folgende Nummer: „Das Hünengrab“, schließt sich würdig an jenes an. Wir theilen zur Probe daraus die Schlußstrophen mit:

> Du Menschenherz, du bist die Halle,
> Ein weiter Trauerdom und doch so klein!
> Die Leichen seiner Kinder alle,
> Die liebsten, legt der Mensch in dich hinein.
>
> Es schlummern dort die goldnen Jugendträume,
> Des Jünglings Hoffen und sein freud'ger Muth,
> Der kalte Ernst bewacht des Grabes Räume,
> Auf dem als Grabstein die Erfahrung ruht.

Die zweite Abtheilung: „Aus des Frühlings gold'nen Tagen“, redet warm und kräftig vom Frühling der Liebe; aber der Titel klingt doch etwas pretiös und gesucht. In „Mit fröhlichen Gesellen“, dem dritten Abschnitt, treibt der Wein vor allem sein Wesen, und wenn es nachgerade unsern Dichtern schwer fallen muß, auf ein so oft variirtes Thema immer wieder neue Variationen zu schreiben, so können wir doch die hier geschriebenen nicht eben zu den verunglückten oder schon dagewesenen zählen. „Reimnoth“ (S. 99), „Das Gutenbergslied“ (S. 107) und „Jubiläum im Geisterreiche“ (S. 117) zeichnen wir als witzige, kräftige, gedankenreiche Gaben der Muse aus. Unter den „Balladen“ sind schwache, namentlich „Der Glockenguß zu Breslau“ (S. 150); besser gerathen ist „Die Nacht auf dem Meere“ (S. 143), „Die Elfenhochzeit“ (S. 173, der wir mehr epische Kürze jedoch gewünscht hätten) und das Beste ist „Das Märchen vom betrunkenen Riesen“ (S. 189), worunter nichts Anderes als der Scirocco zu verstehen ist. Um die Art der Behandlung zu zeigen, erlaube man, folgende Strophe daraus mitzutheilen:

> Es greift nach dem Glase der durstige Ries',
> Man hätte die ganze Stadt Paris
> Bequem mit dem Glase zugedeckt,
> Gleichwie man bei Tafel den Käs versteckt.
> Und es hätten alsdann die Franzosen
> Gezappelt wie Maden in Hosen.

In der letzten Abtheilung, betitelt „Aus dem Laienbuche“, hat uns „Das Herz auf dem rechten Flecke“, als ein ergötzlicher Schwank, am meisten zugesagt. Wir vermuthen, der Verf. habe noch eine ganze Menge mit Versen beschriebener Blättchen in seinem Pulte oder auf seinem Schreibtische liegen; sollten ihm nun die neckischen Elfen ihr ancora zurufen und er nachgeben, so wünschen wir ihm einen ebenso nachsichtigen Beurtheiler seiner Verse, als er hier gefunden hat.

20. Gedichte von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Wien, Pfautsch und Comp. 1842. 8. 1 Thlr.

Diese Gedichte wurden uns von einer jungen Dame warm empfohlen, und wir griffen deshalb mit freudiger Hast nach dem Buche, wie es zu gehen pflegt, wenn uns Jemand mit dem Darreichen des Buchs seine Brille leiht. In der That fanden wir die ersten Nummern genial, jugendfrisch, kühn, voll pikanter Bilder, den Reim höchst euphonisch, die Sprache mit Takt und Gewandtheit behandelt, und was etwa noch fehlte, als Gedankenreichthum, Einfalt, Natur und poetische Selbständigkeit, hofften wir auf den folgenden Blättern zu finden; aber unsere Hoffnung wurde getäuscht; im Weiterlesen fanden wir mehr Worte als Ideen, mehr Kunst als Natur, mehr Koketterie mit der Sprache als Gemüthstiefe oder Klänge, die durchs Ohr in die Seele bringen. Will man dieses Urtheil bestätigt finden, so lese man S. 21 „Am Nil“, S. 34 „Sonnenuntergang“, S. 35 „Die Nachtigall im Käfig“, S. 57 „Glaube, Hoffnung, Liebe“ und viele andere mehr. Der Sänger ersäuft gleichsam das Gefühl durch den Strom seiner Worte. Das Auge, welches so viel zu schauen hat, läßt das Herz nicht zum Empfinden kommen, und so verfehlt der Blick auf das feine, bunte Kunstgewebe am Ende doch die beabsichtigte Wirkung. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß der Verf. bei Freiligrath, Anastasius Grün und H. Heine in die Schule gegangen ist und wirklich etwas Tüchtiges da gelernt hat; diese Jüngerschaft offenbart sich oft und vielfach, wie gewandt er sie auch zu verstecken weiß. Eine-

ziemliche Anzahl Gedichte verrathen ihrer Anlage nach etwas Ausgezeichnetes, wie ihm denn ein schönes Talent keineswegs abzusprechen ist; aber der Anfang entspricht der Erwartung und dem Ende nicht, und man findet sich getäuscht durch den matten Ausgang mit stumpfer Spitze. Kurz, auf den ersten Anblick bestechen diese Gedichte; sie sind wie das Portrait des Dichters (es steht dem Titelblatte des höchst elegant ausgestatteten Buchs gegenüber), dessen Äußeres ebenso einnehmend sein muß, wie seine darunter befindliche Handschrift leicht, flüchtig und zierlich ist. Wir empfehlen daher das elegante Buch allen Damen, welche Gedichte und deren jugendfrischkräftige, ritterliche Verfasser lieben, auf das angelegentlichste.

21. Gedichte von Karl Georg Neumann. Aachen, Roschütz. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier haben wir, in scharfem Gegensaz mit dem vorigen, einen Dichter aus der guten alten Schule, der schon im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts durch die Töne seiner Lyra seine Hörer ergötzt und sein Spiel bis zum Jahre 1840 fortgesetzt hat. Wir mögen nun die von einem schönen Nationalgefühl erzeugten Lieder, unter denen sich ein „Preußisches Nationallied" (S. 11) auszeichnet, oder seine religiösen Ergüsse, oder die erotischen Blüten, oder die Naturschilderungen betrachten, so haucht uns immer der Geist deutscher Kraft und Gemüthlichkeit wohlthätig an, und aus dem ganzen Bestreben des gewiß nicht mehr jugendlichen Verf. (er ist preußischer Regierungs- und Medicinalrath außer Dienst) geht eine Pietät gegen die Musenkunst hervor, die er in guten und schlimmen Zeiten, ein halbes Jahrhundert lang, in treuer Brust gepflegt hat. Was ist namentlich dieser Dichter der frohsinnigen, studirenden Jugend durch sein bekanntes „Akademisches Trinklied" (S. 52): „Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude" u. s. w. geworden! Die Jahreszahl 1793 steht über dem Liede, es feiert mithin in diesem Jahre sein goldenes Geburts- und Jubelfest; 50 Jahre lang haben tausend und aber tausend Jünglinge aus diesem Freudenquell geschöpft, ohne zu wissen, wer das Bächlein desselben in ihre Kreise leitete. Ref. beklagt übrigens nichts mehr, als daß der Verf. die bessernde Hand an die Verse gelegt, alte, liebgewordene Lesarten verwischt und noch eine oder ein paar neue Strophen hinzugefügt hat. Ein Lied solcher Art muß im Lapidarstil stehen und Jedem, der ihm mit Meisel und Feile naht, müßte man warnend zurufen: Manum de tabula! Der Verf. kann im Bezug auf dasselbe mit allem Recht das Wort der Vorrede von sich sagen:

> Der Neid, den Lebenden gefährlich, schweiget,
> Verdienst wird nach dem wahren Werth geschätzt,
> Sobald der Jüngling seine Fackel neiget: –
> Dann leb' auch ich, von keiner Zeit verletzt.

Ein kleines Epos in drei Abtheilungen „Napoleon" besingt den Charakter, die Thaten und die wechselnden Phasen des Ruhms dieses Helden. Die freimaurerischen Gedichte und Reden werden den Geweihten gewiß willkommen sein. Die Übersetzungen und Nachahmungen aus und von dem Psalmisten, Salomo, Walter Scott, Byron und Horaz, dessen „Säcularfeier" wir hier auch lesen, schließen sich nicht unwürdig an ähnliche Leistungen in der Jetztwelt an, und unter den vermischten Gedichten der letzten Abtheilung möchten wir das Nachtgemälde mit der Bestattung der irdischen Reste Friedrich Wilhelm's III., welches hier unter der Überschrift „Berlin in der Nacht vom 11.—12. Juni 1840" gemalt ist, als gelungen dem Leser empfehlen.

22. Gedichte von Hermann Achenbach. Düsseldorf, Stahl. 1842. Gr. 12. 25 Ngr.

Im versificirten Vorwort sagt der Verf.: „Der Feuerstein der Jugend ist verschwunden, doch will auch, was das Alter schafft, so gerne noch aus seiner Haft befreit sein und entbunden." Mithin abermals ein Lyraspiel in alterswelker Hand. Die alte Schule ist hier weniger sichtbar; aber in dem Gegebenen zeigt sich Schülerhaftes und selbst Schülerthemata (z. B. S. 118 „Der Hund") sind behandelt. Mit großer Redseligkeit verbindet sich eine Reimfertigkeit, die aller Originalität entbehrt. Belege zu diesem Urtheil geben „Die Poesie" (S. 20), „Der Mann" (S. 46), „Die Feder" (S. 76), „Das Wasser" (S. 97), „Der Kranke" (S. 105) und „Der Flüchtling" (S. 146), welches überdies noch mancherlei Abgeschmacktheiten enthält; an letztern fehlt es auch der curiosen „Grabschrift auf Nikolai I." (S. 241) nicht. In Hinsicht der Sprache wäre auch noch mancherlei zu rügen, z. B. der wunderliche Plural von Cherub — „Cherubime" (S. 19), „beruht nur auf Gerüchte" (S. 190) und forçe (S. 272). Für das Elegische ist wenig Beruf da. Mit dem Scherzhaften geht es schon besser, und der Verf. bewegt sich auf diesem Gebiete leichter; man vergleiche darüber „Sonst und Jetzt" (S. 297) und „Das Verhör vor der Himmelsthür" (S. 274), obwol auch beide Stücke an einer gewissen Zerfahrenheit leiden, die den Lachkitzel dämpfen. Die Charaden und Logogryphen sind in Bezug auf Erfindung und Behandlung ohne Werth. Um jedoch nicht in den Ruf eines übellaunigen oder böswilligen Tadlers zu kommen und Gerechtigkeit zu erfüllen, deutet Ref. auf „Das Leben" (S. 69), die ersten fünf Strophen von „Der Genius der Zeit" (S. 133), „Schweden" (S. 166), „Der Abschied" (S. 218), „Der Ofen" (S. 209) und einige Verse aus dem „Reiseliede" (S. 242), als auf gelungene Würfe hin; auch will er hiermit der Pflicht und Wahrheit gemäß eingestehen, daß dem Verf. eine gewisse Fähigkeit zu poetischem Schaffen nicht abzusprechen ist.

23. Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden, von Friedrich Otte. Basel, Schweighauser. 1842. 8. 18¾ Ngr.

Die Worte auf dem Titel „Neue Sammlung" lassen auf eine frühere, von demselben Verf. herausgegebene, schließen, die wir jedoch nicht gesehen haben; gleicht sie indessen der vorliegenden, so ist ihre Erscheinung keineswegs zu beklagen und sie ist gewiß nicht zu Maculatur geworden; denn der Bildner und Sammler ist nicht ohne epische Anlage, trifft die glückliche Mitte zwischen nöthiger Ausführlichkeit und kräftiger Prägnanz in Wort und Vortrag der Romanzen, unter denen wenige bekannte sind, und alle seine Gemälde athmen Natur und Jugendfrische. Anders dargestellt oder gänzlich hinweggewünscht haben wir keine Nummer; auszeichnen möchten wir dagegen „Niklas von der Flüe" (S. 17), „Hans Holbein" (S. 45), ein gar ergötzlicher Schwank, „Ahasver" (S. 54), „Der wilde Jäger", ein Idyll (S. 66), „Enguerrand von Nondschatel" (S. 109) und „Gertrude von Belm" (S. 136). Die dem äußerlich auch wohlausgestatteten Buche angehängten historischen Anmerkungen werden Vielen willkommen sein.

24. Fortunat. Ein Gedicht in zehn Bildern. Von Theodor Scheerer. Leipzig, Hartung. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Wer hat nicht als Kind aus dem Munde einer Großmutter oder Tante von dem Fortunatus und seiner Wünschelruthe erzählen gehört? Wer hat sich dabei auf dem Flügel der Phantasie nicht in das Reich der Wunder tragen lassen? Der Fortunatus redivivus gegenwärtigen Buchs übt solchen Zauber nicht aus; Geist und Herz der großen Kinder, die dieses Märchen lesen werden, gehen wahrscheinlich leer aus; denn wir haben hier einen Grübler vor uns, dessen Herz den finstern Mächten trostlosen Zweifels verfallen ist, den Unzufriedenheit mit Gott, Welt und Schicksal unstät umhertreibt, dessen Leben eine chaotische Masse unmotivirter Handlungen und Ereignisse ausmacht und von dessen Ende sich das Auge unbefriedigt, ja unwillig wegwendet. Schon daß der frühe Tod eines geliebten Jugendfreundes ihm das Erdenleben völlig versäuert und verbittert und ihm eine menschenfeindliche Stimmung einflößt, die durch Nichts milder wird, ist unpsychologisch. Wir finden den Helden auf einem Felsen an Afrikas Meeresküste, finster brütend über dem Räthsel des Menschendaseins und jammernd über das Loos der Menschheit. Der wilde Kampf zweier Adler um eine Meeresbeute, in welchem der eine erliegt, bringt ihn auf mildere Ansichten und weichere Gefühle; des duldenden Heilands Bild tritt

vor seine Seele und flößt ihm den Wunsch ein, das Land zu sehen, wo er duldete, wirkte, litt und starb. Er schifft sich nach Palästina ein. Ein türkischer Kaper und ein Seesturm bringen gleichzeitig Freiheit und Leben der Schiffenden in Gefahr. Das Schiff scheitert. Mittels eines Trümmers aus Holz gelingt es dem Helden, sich selbst und noch ein Individuum von der Mannschaft des Korsarenschiffs zu retten. Mitleidige Fischer nehmen den Muselmann und den Christen am Ufer auf. Der von Fortunat Gerettete ist der überaus reiche Ägypter Hassan, der, von Dankbarkeit durchdrungen, den finstern Retter seines Lebens mit in sein Vaterland nimmt, wo er ihn jedoch weder durch die Reize der afrikanischen Naturscenerie, noch durch die rührenden Beweise freundlicher Theilnahme und Liebe von seinem Gram heilen kann. Wol aber scheint dies Zaide, Hassan's reizende Favoritin und Gemahlin, die er auf des Ägypters Landsitze bei Kahiro kennen lernt, zu vermögen. Er entbrennt in glühender Liebe zu ihr und sie zu ihm, und Beide verabreden einen Plan zur Flucht. Bevor dieser jedoch ausgeführt wird, führt ihn der gute, nichts Arges ahnende Hassan nach Ägyptens Pyramiden, die zu sehen er schon lange sehnlich verlangt hat. Wie nun Fortunat, über dunkeln Gedanken brütend, in einer Nacht auf der Spitze einer derselben liegt, erblickt er im Innern des kolossalen Wundergebäudes einen magischen Lichtglanz und hört zugleich seinen Namen rufen. Er steigt eine Treppe hinab. Ein zweitausend Jahre alter Greis, der Bildner und Beherrscher dieses wunderbaren unterirdischen Lichtreichs, belehrt ihn über das Wesen, die Bestimmung und das Loos der Staubgeborenen. Aber des Greises Ansichten unterscheiden sich in dieser Hinsicht wenig von denen des Fortunat, können des Letztern Stimmung nicht besser machen, noch ihn aussöhnen mit dem Leben. Am Schlusse der Unterredung beschenkt der Zauberer unsern Helden mit einem Kreuz, sagend (S. 48):

> Hier dieses goldne Kreuz nimm zum Geschenk von mir;
> Doch laß es nie von deinem Halse kommen.
> Nicht werthlos, wie ein andres Kreuz, ist's dir,
> Es kann zum größern Glück dir frommen.
> In welch' Geschöpf du wünschst, daß deine Seele fahre,
> Wenn Überdruß und Krankheit dich umweht,
> Du fährst hinein, wenn dies sich dreimal dreht.
> Sieh das Geschöpf nur an und denke dich hinein,
> Dann dreh' das Kreuz und du wirst in ihm sein.
> Nicht kann dir's rauben menschliche Gewalt,
> Dir folgen wird's in jegliche Gestalt.

Von diesem kostbaren Geschenke macht der unzufriedene Fortunat sogleich Gebrauch, indem er sich in einen Storch durch Wünschen und Drehen des Kreuzes verwandelt und die Hülle seines Menschenkörpers seelenlos liegen läßt am Fuße der Pyramide. Zaide hofft und harrt auf des Geliebten Wiederkehr, und wie man ihr dessen Leiche nun bringt, erdolcht sie sich in Verzweiflung. Indessen fliegt der Held mit einer Schar wandernder Störche zur Frühlingszeit über das mittelländische Meer, über Griechenland, Italien und die Alpen nach Deutschland, wo er sich auf dem Hause eines Predigers niederläßt und ein bestehendes Storchnest bezieht. In der Nacht bricht eine Feuersbrunst aus, in der der Sohn des Predigers den Flammentod findet. Mit neuem Unmuth und Erbitterung fliegt der Storch von dannen und zwar nach der Schweiz, wo er sich in einen Adler verwandelt, der nun, seinem wilden Gelüst folgend, schuldlose Thiere raubt und zerfleischt. Wie er das Kind den Armen einer zärtlichen Mutter entreißen will, rührt ihn der Jammer der unglücklichen Frau; er ahnt und sieht es, Liebe lasse sich nicht tödten; aber er fühlt auch, ihm selbst bleibe nichts als Vernichtung. Sein Wunsch, in einen starren Alpenfels verwandelt zu werden, geht mit des Kreuzes Hülfe in Erfüllung; sein Geist ruht erstarrt im todten Stein. Dies in wenigen Worten der Inhalt des Gedichtes. Wie gewandt nun aber auch der Verf. die Sprache zu behandeln weiß, wie frisch hin und wieder seine Naturschilderungen sind, wie gut die Anlage des Ganzen zu sein scheint, so wird er doch schwerlich irgend eines Lesers Erwartung befriedigen. Sein Fortunat ist ein moralisches Monstrum, ein psychologisches Unding. Des Helden Charakter motivirt seine Handlungen nicht, und der Schluß, wo ausgesagt wird, daß Gott einst allen Schmerz und jeden Zweifel, der das Menschenherz ängstigt, enden und des Lebens Räthsel lösen werde, söhnt das unbehagliche Gefühl nicht aus, mit welchem man das Buch aus der Hand legt.

(Der Beschluß folgt.)

Der kölner Dom als freie deutsche Kirche. Gedanken über Nationalität, Kunst und Religion beim Wiederbeginne des Baus. Von Moriz Carriere. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat die Gedanken über Nationalität, Kunst und Religion, welche er in dem vorliegenden Buche niedergelegt, auf eine etwas sonderbare Weise an den kölner Dom angeknüpft. Er sieht nämlich in dem Wiederbeginn des Baus das Symbol des neuerwachten deutschen Nationalbewußtseins, und da dieses nicht allein erscheint, sondern in seinem Gefolge alle geistigen Thätigkeiten der Nation sich ebenfalls hervorthun, glaubt er auch eine neue Kunst und eine neue Religion schon zu erblicken, deren wesentliche Elemente er weitläufig bespricht. Nun wissen wir Alle, daß man in den Zeitungen wenigstens den Dombau wirklich als das Zeichen der wiedererweckten Nationalität angesehen hat: aber es ist uns ebenso wenig unbekannt, daß man sich vielfach darüber lustig gemacht hat, und wir selbst sind der Ansicht, daß der Dombau nicht gerade als eine würdige Manifestation des Nationalgefühls angesehen werden dürfe. Da gibt es noch ganz andere Dinge, welche ein beiweitem großartigeres Symbol desselben sind, als z. B. Einführung der uralten germanischen Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Einführung der uralten germanischen Freiheit der Rede, Einführung des uralten germanischen Grundsatzes: wo wir nicht mit rathen, wollen wir nicht mit thaten, und dergleichen. Wie nun? wenn man diesen Dombau, der von allen diesen Dingen nichts gewährt, nur benutzt hätte, um das Volk von Nationalität reden zu machen, in der Hoffnung, dieses sei schon damit zufrieden, wenn es nur davon sprechen dürfe, auch wenn es von den wahrhaft nationalen Gütern keines besäße? wenn man das Volk mit einem Scheine von Nationalität habe beschäftigen wollen, um ihm den Kern derselben desto besser vorenthalten zu können? Bei einer solchen Voraussetzung, sieht man wol, wäre es sehr kühn, an den Wiederbeginn des kölner Dombaues die deutsche Nationalität knüpfen zu wollen.

Doch sehen wir von der Einkleidung des Buchs ab, welche wir tadeln, und gehen wir in den Gegenstand desselben näher ein, so müssen wir gestehen, daß dieser uns für jene auf vielfache Weise entschädigt. Was der Verf. über Nationalität und Patriotismus sagt, ist zwar nicht neu, aber es kann uns ein neuer Beweis sein, daß die rechten Ansichten darüber sich immer mehr unter den Gebildeten unserer Nation verbreiten, was gewiß für die Zukunft von unberechenbaren günstigen Wirkungen sein wird. Den Kern des Buchs bildet übrigens die Religionsansicht des Verf., bei welcher wir daher etwas länger verweilen wollen.

Es leuchtet bald hervor, daß seine Tendenz keine andere ist, als, der bloßen Negation der neuesten Kritik gegenüber, welche nicht nur die Auswüchse des Christenthums, sondern auch das Wesen desselben, ja sogar alle Religion bestreitet, diese letztere zu retten und ihr ihr Recht zu vindiciren. Dieses ist um so verdienstlicher, als bei dem bloßen Einreißen nichts herauskommt, ja eher zu fürchten steht, daß die deutsche Nation, von jeher durch ein tiefes religiöses Gefühl ausgezeichnet, sich mehr und mehr in die Arme der Reaction wirft, wenn sie sieht, daß sie bei der freiern Richtung keine Befriedigung ihres Bedürfnisses findet. Wir wollen damit nicht gesagt haben, als wünschten wir die Kritik in ihrem Laufe gehemmt: im Gegen-

theils, wir glauben, es ist gut, wenn ihr gestattet wird, so weit zu gehen, als sie will und kann. Denn nur dadurch wird zuletzt die Wahrheit an den Tag kommen. Zu gleicher Zeit aber ist es nach unserer Ansicht wünschenswerth, wenn dem Volke immer wieder in Erinnerung gebracht wird, daß noch Etwas da sei, an das es sich halten könne, daß nicht Alles in einem wüsten Chaos aufgelöst worden, daß gewisse leitende Ideen, die uns erheben und stärken, niemals ganz verschwunden seien. Dieses Verdienst hat nun der Verf.

Wir brauchen übrigens wol nicht erst zu bemerken, daß er hierbei keineswegs auf der Seite der Reaction steht oder sich ihr nähere. Sein Standpunkt ist ein durchaus freier, und er tritt der Orthodoxie wie dem Pietismus ebenso scharf, ja noch schärfer gegenüber und verlangt in religiöser Beziehung vollkommene Freiheit und Toleranz.

Daß man diese im 19. Jahrhundert noch fodern muß, ist freilich überraschend, und vielleicht könnte man uns entgegnen: sie seien schon längst gewährt, man brauche sie nicht mehr zu verlangen. Allerdings ist es wahr, daß man heutzutage wegen Heterodoxie nicht mehr geköpft, gerädert und verbrannt wird. Nichtsdestoweniger ist die Intoleranz im Wesentlichen in unsern Tagen noch ebenso arg wie im Mittelalter oder im 16. und 17. Jahrhundert. Wir rädern nicht, wir köpfen nicht, wir brennen nicht, aber setzen die Leute ab, entziehen ihnen ihre Besoldung und lassen sie verhungern sammt Weib und Kind. Oder wir stellen sie nicht an, wenn sie nicht unsere Ansichten mit dem Munde bekennen, und morden dadurch ihre Seele, weil sie mit dem Heiligsten ein schnödes Spiel treiben müssen: wir ziehen aus den Männern, welche Seelsorger sein sollen, Heuchler, was noch viel ärger ist, als wenn wir sie hinrichteten, weil sie nun ihre ganze Gemeinde vergiften. Wir haben lange uns weis gemacht, durch die Reformation sei das Princip der Gewissensfreiheit gerettet worden; wenn es aber je eine ungeheure Täuschung gegeben hat, so ist es diese. Der Staat hat nur das Heft in die Hand genommen, was ehedem die Kirche gehabt — wenigstens in den protestantischen Ländern hat er dies gethan — und führt nun über die Gewissen der Menschen ebenso die Policei, wie über ihr politisches Betragen. Der Staat kann sagen: Du mußt Dies und Das glauben; ich will es so! Und wenn du nicht glaubst, so mußt du auf deine Stelle verzichten! Wenn uns diese Tyrannei im Mittelalter begegnet, so schimpfen wir darüber; aber im 19. Jahrhundert darf sie ungestraft verübt werden. Es ist der größte Hohn, den man Gott anthun kann, so die Gewissen der Menschen, wo er nur allein gebietet, zu bestricken, sie mit selbstgemachten Satzungen gefangen zu halten. Dies wird nun freilich nicht anders werden, so lange der Staat die Religion als ein Stück seiner Policei oder vielmehr als ein Mittel der Policei betrachtet, oder betrachten darf. Aber die öffentliche Meinung hat sich schon laut dagegen erklärt und auch unser Verf. verlangt mit Entschiedenheit eine Trennung der Kirche und der Religion vom Staate.

Er schlägt dafür das Recht der Association der Gemeinden vor, d. h., er verlangt, daß nun die Menschen von gleichen Religionsansichten sich zusammenthun dürfen, um nach ihrer Weise und nach ihren Überzeugungen ihren Gottesdienst zu begehen, natürlich mit dem Recht, ihre eigenen Prediger zu wählen. Hierdurch, meint er, könnte man am ersten dem religiösen Indifferentismus begegnen. Denn dann würde Jeder mit Freude irgend einer kirchlichen Gemeinschaft angehören, wenn seinem Glauben nicht Zwang angethan würde. Er verweist hierbei auf Nordamerika, wo ähnliche Verhältnisse stattfänden, wo neben einer Unmasse von verschiedenen Sekten doch allenthalben ein großes religiöses Bewußtsein vorhanden sei. Bei uns, die wir schon so weit in diesen Dingen vorgeschritten sind, würden übrigens nicht einmal so viel verschiedene Religionsbekenntnisse entstehen, es würde sich viel einfacher Alles herausstellen; ja, wir haben die Hoffnung, daß es dann nicht lange mehr dauern würde, bis die Idee einer einigen freien deutschen Kirche, welche der Verf. ebenfalls in Aussicht stellt, ihre Verwirklichung fände. Diese Idee, welche eigentlich auch die ursprüngliche der Reformation war und daher gar nicht neu, welche besonders in der letzten Zeit zu häufig ausgesprochen worden, um sie nicht für die öffentliche Meinung halten zu dürfen, müßte freilich die Möglichkeit einer vollkommen freien Entwickelung des Einzelnen wie des Ganzen in sich schließen; man dürfte nur über gewisse allgemeine Sätze — und dies müßten solche sein, die in der menschlichen Natur selbst gegründet sind — übereinkommen, das Speciellere müßte man dem Ermessen jedes Einzelnen überlassen. Dann erst fände die große Idee, welche der Reformation zu Grunde lag, ihre Realisirung: dann erst könnten wir in Wahrheit von einer einigen Nation sprechen: dann erst könnte eine allseitige großartige Entwickelung auf dem Gebiete des menschlichen Geistes eintreten. So lange aber die elenden religiösen Spaltungen zwischen Katholiken und Protestanten bestehen, zwischen Rationalisten und Orthodoxen, zwischen Pietisten und den Männern der freien Richtung; und so lange die bornirte religiöse Partei vom Staate unterstützt und gehätschelt wird, so lange wird nichts aus uns Deutschen werden. Die Finsterlinge sind von jeher die Erbsünde der Menschheit gewesen. Haben wir jene einmal überwunden, wird es auch mit dieser besser aussehen. 43.

Literarische Notiz.

Am Schluß von Nr. 44 d. Bl. wird der „Histoire critique de la révolution Cartésienne" von Francisque Boullier (Paris 1842) als der ersten größern Arbeit eines jungen Philosophen, der zu großen Erwartungen berechtigt, bezeichnet. (Es ist eine vom Institut gekrönte Preisschrift.) Wie dieser preiswürdige Philosoph — ob das Beiwort „jung" hier zutreffe, möchten wir fast bezweifeln — auch mit der deutschen Philosophie, namentlich der Religionsphilosophie, wohlbekannt sei, bezeugt noch eine andere, von ihm und einem gleichgesinnten Freunde (Dr. Lortet) in demselben Jahre erschienene, wenn auch nur kleine Schrift, welcher aber ein größeres Verdienst als jener oben erwähnten dürfte zuerkannt werden müssen; denn man darf hoffen, daß die Wirkung namentlich im religiös-finstern Frankreich eine sehr heilsame sein wird. Diese kleine Schrift führt den Titel: „Théorie de Kant sur la religion dans les limites de la raison, ouvrage traduit de l'allemand par M. le Docteur *Lortet*; précédé d'une introduction par M. *Francisque Boullier*" (Paris 1842). Von den Dunkelmännern und von den Pfaffen, weder jenseit noch diesseit des Rheins, wird diese Schrift nicht gekrönt, aber von Lichtfreunden und den ächten Geistlichen wird sie freudig begrüßt werden. In der Einleitung, die eine helle Übersicht des Ganzen eröffnet, sagt Bouillier: „Le livre que nous publions est un abrégé de l'ouvrage de Kant, qui a pour titre: De la Religion dans les limites de la raison. Cet abrégé est généralement attribué à Kant lui-même, cependant comme la bonne foi de l'éditeur qui l'a donné sous le nom de Kant était un peu suspecte en Allemagne, il demeure à ce sujet quelques doutes que nous n'avons pu dissiper. Ce qu'il y a de certain et ce qui importe avant tout, c'est que cet abrégé est parfaitement exact. L'exactitude y est poussée à tel point que le plus souvent il est composé avec les phrases mêmes du grand ouvrage, sur lequel il a l'avantage de la clarté. Il a été imprimé pour la première fois à Riga, en 1796, c'est-a-dire après la seconde édition de la Religion dans les limites de la raison (1794). Mettre à la portée de tout le monde les principes moraux et religieux contenus dans ce petit abrégé, tel est l'unique but de cette préface." 63.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 140.)

25. Sieg des Kreuzes. Religiöses Epos in sieben Gesängen von J. B. Goßmann. Würzburg, Voigt und Mocker. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

In wohlklingenden Octaven, streng nach den Berichten der neutestamentlichen Synoptiker, durchdrungen von frommer Ehrfurcht gegen den Helden mit der himmlischen Siegesfahne, nicht weichend von den Ansichten und Satzungen seiner (der katholischen) Kirche, wird uns hier ein Gemälde aus den letzten Lebenstagen des Stifters des Christenthums von einem Dichter des Baierlandes aufgestellt, dem wir wenigstens schon dreimal auf dem Felde der epischen Literatur begegnet sind und dessen ästhetische Persönlichkeit und Leistungen wir in d. Bl. schon so weit, als der Raum zür Besprechung solcher Gegenstände es gestattet, gewürdigt haben. Früher bewegte er sich mehr in der Sphäre der Vaterlands- und Heimatsliebe, indem er Leben und Thaten von Helden aus bairischem Königsstamme besang; hier betritt er Siona's Gebiet und singt in sieben Abschnitten (Der Triumph, Das Abendmahl, Der Ölberg, Das Gericht, Das Kreuz, Die Nacht, Die Glorie) den Sieg des Kreuzes. Nun ist es zwar bekannt und allgemein angenommen, daß ein Dichter geboren wird und nicht werden kann; aber es bedünkt Ref. doch, als sei dem Verf. in den Jahren seiner Bestrebungen die Kraft zu poetischem Schaffen gewachsen und der Ton seiner Tuba klinge reiner und voller als früher. Ist das Werk auch keine „Messiade", so ist es doch ein Beitrag zur modernen epischen Literatur, auf dem kein Kunstrichter vornehm herabblicken wolle und das kein frommer christlicher Leser ohne Erbauung aus der Hand legen wird.

26. Iwan Krylow's Fabeln in acht Büchern. Aus dem Russischen von Ferdinand Torney. Mitau, Reyher. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Um zu zeigen, welche Sprache und welcher Geist in diesen Fabeln herrsche, theilen wir (S. 7) die vierte „Die Krähe und das Huhn" mit:

> Als einst Smolenskens Held
> Sich wider frechen Muth erst schlau verwahrt; gestellt
> Sodann das Netz den neu'n Vandalen,
> Und Moskau ihnen ließ zu Schreck und Qualen;
> Da schnürte, was die Stadt bewohnte, Groß und Klein
> Sein Bündel flugs, wie auf ein Zeichen,
> Um fort aus Moskwas Mauern zu entweichen,
> Wie Bienenschwärme querfeldein.
> Und eine Krähe sieht vom Dache dies Getümmel,
> Streicht ruhig doch den Schnabel dort.
> „Ziehst du, Gevatt'rin, denn, beim Himmel",
> Vom Fuder ruft's ein Huhn, „nicht fort?
> Schon naht der Feinde bunt Gewimmel,
> Ihr lärmend Wort!"
> „Hab' ich mit denen was zu theilen?"
> Spricht ihr prophet'scher Mund, „ganz dreist kann ich hier weilen;
> Ja, deine Schwestern mahnt die Pflicht;
> Doch eine Krähe kocht und brät man nicht.
> Drum soll vor jenen Gästen mir nicht bangen;
> Vielleicht kann ich durch sie sogar noch was erlangen,
> Ein Stückchen Käs', ein Knöchlein, und wer weiß ....
> Leb', Bäscheltantchen, wohl denn, gute Reis'!"
> Es folgt die Krähe keiner Gruppe;
> Doch statt Gewinnes bringet Noth
> Für sie Smolenskens Fürst, den Gästen — Hungertod.
> Sie selbst geräth noch in die Suppe. —
> So rechnet oft der Mensch für sich auch blind und dumm.
> Er tanzet nach der Hand des Glückes, wie's ihm scheinet;
> Doch wenn er sie zu fassen meinet —
> Dreht er sich in der Suppe um!

So unklar, plump, geschraubt und unharmonisch wie in obiger Probe Autor und Dolmetsch sich vernehmen lassen, sind sie durch das ganze, äußerlich elegant ausgestattete, dem russischen Minister der Volksaufklärung mit einem submissen Gedicht dedicirte, mit dem Portrait Krylow's geschmückte, ach, 20 Bogen starke Buch. Mehr als 20 Fabeln, alle wie die obige, konnten wir nicht lesen. Vielleicht folgen auf spätern Seiten besser erfundene oder besser erzählte. Wie sehr wünschen wir das!

27. Liederbuch der Lätitia. Breslau, Kern. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Es wäre unzart, wenn man an dieses, als Manuscript für die Mitglieder der breslauer Lätitia-Gesellschaft gedruckte Buch den gewöhnlichen Maßstab der Kritik legen wollte; aber thäte man es auch und ließe das Anathem (S. 51):

> Fern sei die Welt mit den steifen Philistern,
> Neidische Kritiker seien verdammt —

unbeachtet, so dürften doch die Männer, die ihr poetisches Contingent darin stellten, das öffentliche Urtheil durchaus nicht scheuen; denn es sind frische, gefällige, anmuthige Klänge, was uns hier entgegentönt. Die zahlreichsten Beiträge (es mögen überhaupt 50 und etliche Nummern sein) sind von Beyer, Grünig und Loewenstein und sie zerfallen in drei Abtheilungen: Gesellige Lieder, Trinklieder und Wanderlieder. Ein Anhang bringt uns außerdem sechs Lieder von Hoffmann von Fallersleben, welcher allerdings die übrigen Sänger in Schatten stellt. Sein „Lied an die Deutschen" (S. 103), welches beginnt: „Deutschland, Deutschland über Alles" u. s. w. möchten wir hervorheben und als das beste bezeichnen. Das Liederbuch enthält eine schätzenswerthe Beilage durch die Composition von sechs Liedern, von den Tondichtern Schnabel, Raymond und Brder, wobei wir blos bei der Composition des Loewenstein'schen „Champagnerliedes", wovon jede Strophe mit einem energischen: Puff! endet, fragen möchten, warum der Tondichter uns dieses energische Puff in seinen Klängen vorenthalten hat? Das Äußere des Buchs ist seiner vermuthlichen Be-

stimmung, ein Album für die Cäcilia-Genossen zu sein, vollkommen entsprechend. Die feine Lithographie, dem Titelblatt gegenüber, stellt mit passenden Emblemen der Freude die Mitglieder der Gesellschaft im Moment des vollen Freudengenusses dar; jedes Lied ist mit fein gedachten und gezeichneten Initialen versehen und unter jedem derselben sieht man eine entsprechende Vignette.

28. Gedichte von Karl Fink. Zweite Auflage. Köln, Welter. 1842. 8. 20 Ngr.

Der junge Doppelkünstler — sit venia verbo! — der gern mit seinem Namen ein sinniges Spiel treibt, sagt Hrn. J. B. Rousseau (S. 143):

> Tausend arme Vöglein fliegen dort und fliegen schüchtern hie,
> Können nirgend Ruhe finden, überall verscheucht man sie.
> Doch noch gibt es schöne Auen, die der Poesie geweiht,
> Wo im Hauche süßer Lieder endet jedes Erdenleid.
> Auen, wo der liebe Gärtner selber mit den Vöglein singt,
> Daß der Klang durch alle Welten und bis auf zum Himmel dringt.
> Und in solchen Gärten flog von Lieb' beseelt ich Fink:
> Gärtner wird wol nicht versagen seinen treuen armen Fink.

Das thut auch der so Angesungene nicht. Er thut noch mehr für das schüchterne Vöglein. In einem Prolog, in welchem er eine Galerie von deutschen Dichterportraits von Parcival und Titurel an bis auf Kerner und Brentano zeichnet und aufstellt, empfiehlt er mit warmer Theilnahme seinen Schützling dem Publicum und zeichnet zugleich sein Bild folgendergestalt:

> Der diese Lieder sang, gehört — Ihr werdet selbst es lesen —
> Zu denen nicht, die, schmuz'gen Sinns, die Zucht und die Sitte verbösen!
> Aus seinem Munde weht Friede nur und jener reine Ton,
> Durch den ein Dichter zum Ritter wird der Ehrenlegion.
> Noch lebt sein Herz, sein gemüthlicher Sinn in der Unschuld lichten Bezirken,
> Sein Himmel ist nicht mit den Houris gefüllt der opiumtrunkenen Türken,
> Er sieht nur Engel mit Lilienkleid und Vergißmeinnichtfittig allda,
> Und stimmt, aufjauchzend, entzückt, in ihr Hosianna, Halleluja!

Dann redet er von seinem biedern Herzen; er sei ein Hesse, aus Kassel; er führe den Pinsel, werde von Kennern gerühmt, auch sähe man wol an seinen Liedern, daß er sich auf Schmelz und Farbenreiz verstehe. Dann fährt er fort:

> Wohlan denn, kostet ihr Andern auch, was mir konnt' Freude bereiten!
> Mit vollen Glocken will ich nicht zu diesem Büchlein läuten, —
> Bescheiden ist noch Manches drin, wie dessen Sinn, der's schrieb:
> Allein auch Vieles ist so schön! so tiefgefühlt! so lieb!
> Verzeiht — mild Urtheil thut so wohl! — das Schwächere wegen des Festern,
> Und glaubet, unser Dichter wird, da die neun olympischen Schwestern
> Ihm doch einmal die Stirn geküßt, noch weiter streben hinauf,
> Wenn erst er nicht versucht, wenn ganz selbständig geht sein Lauf.

Zu dieser Freundesrecension setzen wir noch einige Andeutungen. Die Gedichte haben eine zweite Auflage erlebt, ein Beweis, daß sie gern gelesen worden sind. Unter den Romanzen und Balladen, die alle von eigener Erfindung zu sein scheinen, haben wir mit Vergnügen „Die letzte Reise" (S. 9), „Die Novembernacht" (S. 16) und „Die Leiter" (S. 45), als Stücke gelesen, die poetische Anlage und Dichterberuf bekunden und Zeugniß ablegen von dem Dasein innerer Wirksamkeit der Seelenkräfte, die einem Dichter eigen sein müssen. Schwach dagegen sind in dieser Rubrik „Die Gardine" (S. 49) und „Das Mädchen im Kapuzinergäßchen zu Würzburg" (S. 51), indem sich in ihnen, wie in vielen andern, eine jugendliche Unbeholfenheit offenbart, die Hr. Dr. Rousseau, sein Mäcen, Mangel an Selbständigkeit nennt. „Die Spinne und das Blümchen" (S. 72) ist gut erfunden, gehört aber nicht unter die Balladen, sondern ist eine Paramythie. Unter den Sagen involvirt die erste hier mitgetheilte: „Die Glocke zu Engiis", einen wirklich poetischen Gedanken, und die in der naiven Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts abgefaßten nehmen sich gut aus. Unter den vermischten Gedichten zeichnen wir aus „Seufzer" (S. 112), „Der Himmel" (S. [illegible]), „Thränen" (S. 126), und wie artig und nett der Verf. in seinem zierlichen Büchlein zu [illegible] weiß, ist in „Die Schule" (S. 152) also zu lesen:

> Wir alle gehn zusammen hier in die Lebensschul',
> Das Fatum sitzt als Lehrer auf finsterm Wolkenstuhl.
> Erfahrung sind die Bücher, die Thränen unsre Dint',
> Mit Blut wird corrigiret — wo grobe Fehler sind.
> Schwarz sind die Bücherdecken, und golden ist die Schrift.
> Zerbrechlich, weich, auch spröde ist unser Schreibestift.
> Der Rücken kleiner Menschen ist unser Schreibpult hier.
> Die Zungen dummer Leute sind unser Löschpapier.
> Die Thaten guter Christen sind unser Lineal.
> Die Folge krummer Zeilen ist des Gewissens Qual.
> Gar weise ist vertheilet die Zeit im Stundenplan,
> Sehn wir ihn auch kopfschüttelnd mit jedem Morgen an.
> Im Aug' und auf der Stirne steht offen die Censur.
> Da steht's, wie man gelebet, doch unauslöschbar nur.
> Danach wird nun gerichtet des Schülers Erdenlauf:
> Zuletzt schließt dann der Himmel den Fleiß'gen Prima auf.

Summa unsers Urtheils: In der Prima der poetischen Schule sitzt unser junge Sänger noch nicht; aber vielleicht wird er dahin versetzt.*) 61.

Von den neuesten Bereicherungen der deutschen Sprache.

Es ist nicht übel, wenn man sich von Zeit zu Zeit Rechenschaft gibt über Gewinn und Verlust seines Vermögens innerhalb eines gewissen größern Zeitraums, um eine Bilanz zwischen Vergangenheit und Zukunft abzuschließen. Auch mit den geistigen Gütern ist so ein Versuch zu Zeiten anzustellen — und was thun die Geschichten der Sprache, Literatur, Kunst, Wissenschaft u. s. w. anders, als die Vergangenheit mit der Gegenwart controliren? So ist es denn nicht ohne Interesse, auch einmal unser schönstes und gewissestes Gemeingut, die theure Muttersprache, darauf anzusehen, wie weit sie es in Folge der ungewöhnlichen Anstrengungen, die ihr das letzte Menschenalter zugemuthet, gebracht hat. Für heute genüge es, einmal vorläufig gewisser Einzelheiten zu gedenken in Bedeutung, Biegung und Verbindung der Worte. Einem Andern bleibe es vorbehalten, diesen Einzelheiten gegenüber ein Ganzes zu denken, aus dem jene erklärt und bestätigt werden mögen.

1. In der Biegung sind Änderungen eingetreten, die Einigen als Bereicherung, Andern, historisch Gesinnten als Verarmung gelten werden. Schon bei Luther finden sich neben und statt der edeln naturkräftigen sogenannten starken Formen der Verben manche geschwächte, deren Eintritt dem schönheitliebenden Ohre ein Verderb scheinen muß; diese Formen nehmen auch bei sorgfältigen Schriftstellern seit dem vorigen Jahrhundert zu. Ein kreuzbraver Mann aus jenem philiströsen Säculum, dem wir manche wunderliche Bestimmung des Sprachgebrauchs danken und sie sogar theilweise gesetzkräftig gemacht haben — Gott besser's! — der machte sogar den revolutionnairen Vorschlag, man solle doch, den Fremden, z. B. Franzosen, zu Gefallen, die Mehrzahl der unregelmäßig flectirten (ach! alles Starke war dem guten Herrn wider seine Naturregel) Zeitwörter abschaffen und zahme abgestutzte dafür einsetzen! Und dieser fromme Wunsch ist leider in Erfüllung gegangen bei folgenden Verben, die, wer weiß? ihre zahlreichen Nachfolger erwarten.

---

* Ein zweiter Artikel folgt im Monat Juli. D. Red.

Luther: [illegible] (Luthers [illegible]) statt: hieb, briet, mied.

Klopstock: rufte, ladete, statt: rief, lud.

Goethe: saugte, sproßte, statt: sog, sproß (von sprießen).

Schiller und Spätere: gedeihte, backte, schraubte, schnaubte, gleitete, kneipte, schallte, statt: gedieh, buk, schrob, schnob, glitt, kniff, scholl.

Unter den Substantiven, die bei Schiller geschwächt vorkommen, hebe ich hervor: der Willen, der Frieden, wo Goethe das Echte festhält: der Wille, der Friede. Die Dialekte haben zum Theil erhalten: der Lade, der Garte, der Schlitte. Den unorganischen Plural: die Läden, die Hämmer u. s. w. haben die nördlichen Volksdialekte nicht aufgenommen, während man dagegen in Böhmen hört: die Täge, und in Niedersachsen an der Weser: die Hünde.

2. Mannichfaltiger ist noch die Bereicherung der Wortbedeutungen und Zusammensetzungen, womit genau zusammenhängt die Aufnahme fremder Wörter. Man hat dem guten Campe seinen Purismus vorgeworfen: nur halb mit Recht. Denn ungeachtet seines abenteuerlichen Fanatismus hat er doch das Seine beigetragen zur Reinigung unsers herrlichen überreichen Sprachschatzes, und viele seiner Übersetzungen haben Bürgerrecht erworben. Heute thäte uns ein zweiter Campe noth, um dem philosophischen Jargon seine romanisirende Subject-Objectivität ideell und reell zu curiren, und wenigstens das überflüssige Esoterische, Precäre, Dubiöse, Relative, Reflexive, Generelle und Specielle in seine nothwendigen Schranken zurückzuverweisen. Schlimmer jedoch als diese Fremdwörter, die das deutsche Ohr als solche vernimmt und vielleicht allmälig ausscheidet, scheinen diejenigen Wortbildungen zu wirken, die aus einheimischen Stämmen gebildet, aber in neue unorganische Bedeutungen umgestempelt sind. Hier wird das heimische Gefühl nicht gröblich verletzt, obwol der feiner Hörende die Ungehörigkeit, wenn auch unbewußt, merkt. Der größte Theil dieser Wörter sind aus schlechten Übersetzungen entstanden und durch die Zeitungsschreiber eingeschwärzt. Man sieht ihnen oft das Linkische an und ahnt die fremde Zunge; es wäre ein Verdienst, diesen Bildungen zu entsagen, und auch in der Politik sein eigenes, das deutsche Wort, vernehmen zu lassen. Von dieser Art sind:

Unterstellen, recht niedlich übersetzt aus dem Holländischen onderstellen, welches wieder aus dem Französischen upposer matt genug nachgeahmt ist. Wir haben für dies Modewort längst ein altverständliches: vermuthen, oder gegentlich: unterlegen, voraussetzen.

Unterbreiten, noch entsetzlicher gebildet als Hyperbel es vorigen und ebenso entbehrlich. Gesetzentwurf unterreiten: warum nicht: vorlegen, zu Grunde legen?

überwachen. Das Holländische overwachting ward rüher nicht uneben mit Beobachtung. Bewachung übergt, der Nebenbegriff der Verantwortlichkeit ist in das olländische Wort willkürlich hineingetragen. Dies Wort ist hon aus den Zeitungen in die neunbändige Literatur der Frau n Paalzow eingedrungen.

Vorgesehen. Im „Code Napoleon" ist crime prévu a Verbrechen, das in den Gesetzen vorkommt, bezeichnet wird; wa das bezeichnete, genannte, fragliche. Vorgesehen heißt nst nur provisus, cautus.

Sich herausstellen ist zwar nicht übersetzt, aber doch mbartig für erscheinen. Goethe hat es zuerst, wo wirklich n Stellen die Rede ist. Das haben sich die Zeitungsschrei: sogleich gemerkt, um ein neues esoterisches Wort zu haben.

Herstellen bedeutet bei Goethe und den Classikern resti-, wieder in den vorigen Stand bringen. Die süddeutschen urnalisten gebrauchen es für einrichten, hinstellen, chen, und es gilt für vornehmer, zu sagen: es soll eine e Brücke hergestellt werden, statt gebaut (établir und ablir).

Vorgehen [illegible] persönlich praeire, oder unpersönlich accidere; aber [illegible] die augsburger „Allgemeine Zeitung" aus dem französischen [illegible] verdreht hat, so viel als verfahren. ([illegible] ist gegen den Minister Rudhart schonungslos vorgegangen, statt [illegible] mit ihm verfahren, umgegangen; a procédé mal avec etc.)

Voranschreiten bedeutet sonst praecedere, praegredi, anteire. In den heutigen Zeitungen liest man: bald soll der Bau des Doms voranschreiten, statt: vorwärtsgehen.

Vielleicht liegt in einigen dieser Bildungen süddeutscher Dialekt zu Grunde; wenigstens haben manche schweizer Blätter dergleichen im Übermaß, was sie zum Theil den westlichen Nachbarn entlehnt haben. Auffallend ist unter andern auch eine Menge zusammengesetzter Zeitwörter, die nichts bezwecken als eine unnütze Steigerung des Einfachen. Ein paar Beispiele genügen:

Zuwarten ist nichts weiter als warten, erwarten.

Andauern (auch im „Hamburger Correspondenten"); warum nicht dauern?

Anbestellen statt bestellen, soll das Gegentheil von abbestellen bestimmter andeuten.

Verdankung eines Berichts (schweizer Blätter).

Unter die mislichsten Erscheinungen aber rechnen wir einige derartige Zusammensetzungen, die entweder in sich unverständlich sind und also eines Commentars bedürfen, oder zur Zweideutigkeit neigen; beides Dinge, die in einer Ursprache gar nicht vorkommen müßten und auch im Ganzen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sehr selten sind. Es ist ein Ruhm, ein Vorzug der deutschen Sprache, daß jedes Wort eindeutig sei (den technischen Gebrauch natürlich ausgenommen) und aus sich selbst verstanden werde. Von den widerwärtigen Worten aus dieser Reihe nennen wir vorzüglich:

Demnächst soll bedeuten 1. ferner, nächstens; 2. sodann, in Folge dessen. Es bedeutet aber von Natur nur das Erste, d. h. dem (zu) nächst.

Beiläufig 1. was bei-läuft, d. h. nebenher, nebenbei; 2. in süddeutschen Blättern so viel als ungefähr, bei Zahlen gesetzt; eine complicirte Idee, daß die Zahl ungefähr bei dieser und jener u. s. w. herläuft! (beiläufig 100,000 Menschen). Nur das Erste ist natürlich und richtig.

Dermalig 1. jetzig, 2. resp. jedesmalig. Beides ist gleich gut und gleich schlecht. Wenigstens das Erste, das sich noch erklären läßt, müßte heißen: dasmalig, diesmalig.

Bislang, ein tragisch berühmtes Wort aus der hanoverschen Kammer von 1834! soll bedeuten: so lang bis hier, bisjetzt. Man könnte ebenso gut sagen bisgroß, bistief, bisdumm, es wäre nicht dümmer als jene reizende Zusammensetzung, um die sich eine harmlose Debatte zwischen den linguistischen Politikern entspann, wo endlich ein geborner Däne (Dr. Christiani) für das Wort fechtend siegte!

3. Endlich hat auch die Wortverbindung Änderungen erfahren, die nicht immer aus der angeborenen Natur unserer Sprache hervorgegangen sind. Den Franzosen nachgebildet ist:

Das Ministerium Thiers, Wellington, welche Redensart im Französischen nur aus dem Bedürfniß der Kürze bei der trostlosen Flexionsarmuth jener Sprache zu erklären ist, im Deutschen aber gar keinen Grund hat, als Nachäfferei; und dieser Redensart folgt das Häufiggehörte: der Proceß Laffarge.

Man kommt ist nicht deutsch für Einer, Jemand kommt, wie das französische on vient, on frappe. Leider hat auch Goethe diese rheinische Redensart. Eindeutig bedeutet das man immer die Verallgemeinerung (noch mehr als das Griechische τις): die Menschen überhaupt, die Allgemeinen, Unbestimmten, als: man sagt, man glaubt, man traut ihm nicht.

Und sehe ich nicht ein u. s. w. Diese Stellung des Satzes nach und ist schon ziemlich alt und hat in früherer Zeit

[illegible] Stellung in dem jetzt üblichen Gebrauche des und, die noch in Hans Sachs erscheint, z. B. Gerfelbis ich wort und daß du mir sagen möchtest u. s. w. Da aber dieser Gebrauch des und gänzlich verschwunden und diese Partikel jetzt rein coordinirend geworden ist, so ist jene Stellung für uns falsch geworden, und es kann keine andere Folge naturgemäß stattfinden als: und ich sehe nicht.

Die Tiefe ist dieses, das Grundlose, Unendliche zu bezeichnen. Diese und ähnliche Redensarten hat Hegel häufig. Das Bedürfniß neuer Ideendarstellung hat diesen großen Denker auch zu neuen Bildungen und Verbindungen der Worte gedrängt, die sich zuweilen durch ihre treffende Bedeutsamkeit hervorthun, oft aber auch dem eingeborenen Sprachgefühl verletzend sind. Die eben genannte Satzbildung ist nun zwar aus dem Zusammenhange genügend erklärt, doch hat sie etwas Widerhaariges an sich. Warum nicht statt: ist dieses etwa: hat dies zu bedeuten, daß es ist? hat die Bedeutung, zu sein?

Mit dieser Blütenlese ohne Blütenstaub sei es für heute genug. Wir wollen uns nicht wie Zionswächter geberden, welche das Alterthum und das Jahrtausend lang Gewesene sogleich heilig sprechen; aber das können wir auch nicht ertragen, daß uns jeder Horribiliscribifax mit einem Sack Neuerungen in die Thür tritt und mit der Anmaßung, dem Alten, Ursprünglichen eine neue Seite abgewonnen zu haben, wenn er uns nur die Ohren kreuzigt. 62.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Periodische Provinzialwerke.

Es ist eine alte, oft wiederholte Klage, daß in Frankreich das gesammte geistige Leben von der Hauptstadt absorbirt wird. Falsch aber wäre es, wenn man damit behaupten wollte, die Provinz sei aller literarischen Thätigkeit entblößt. Im Gegentheil zeigt sich in mehren Departements, namentlich im Süden, seit einiger Zeit eine rüstige Thätigkeit, die wir keineswegs ganz aus dem Auge verlieren dürfen. Wenn auch früher schon hier und da in der Provinz einzelne talentvolle Schriftsteller auftauchten, die sich in den mächtigen Strudel der Hauptstadt hinreißen ließen, so waren im Allgemeinen doch besonders die Departementaljournale nur matte Abdrücke von den Tagesblättern der Hauptstadt. Seit kurzem zählt nun die Provinz indessen schon einige Zeitschriften, die eine wirkliche literarische Bedeutung haben und die sich allmälig Luft machen werden. Wir erwähnen hier nur beispielsweise die gediegenen „Archives littéraires du Nord", die zu Lille herauskommen. Ein Seitenstück zu diesem periodischen Blatte, das schon eine Reihe von Jahren besteht, ist die neue „Revue du midi", die in Montpellier herauskommt. Das erste Heft, das uns vor kurzem zugekommen ist, verspricht sehr viel. Es enthält außer mehren kleinen Artikeln folgende Aufsätze: 1. „l'Orient et l'Occident", von Lallemand; 2. „Sur les traditions populaires carlovingiennes", von Achille Jubinal; 3. „Recherches sur la philosophie du droit", von Massot-Reynier u. s. w. Von den ästhetischen Beiträgen, die wir in dieser Revue gefunden haben, erwähnen wir namentlich einige geistreiche Verse vom bekannten Méry.

Sainte-Beuve.

Sainte-Beuve ist unstreitig der liebenswürdigste Kritiker des gegenwärtigen Frankreichs. Er hat sich bekanntlich eine eigene Gattung der Kritik, die man die psychologische heißt, geschaffen. Aber außerdem hat er sich durch umfassende literarische Arbeiten bekannt gemacht. Ganz neuerdings hat er erst wieder in seinem „Port-royal" sein bedeutendes historisches Darstellungstalent an den Tag gelegt. Schon früher hatte er dies indessen in seinem verdienstvollen „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au seizième siècle" gethan. Sainte-Beuve hatte bei der Ausarbeitung dieses Werks, von dem der „Globe" die ersten Bruchstücke brachte, einen speciellen Zweck. Er wollte nämlich nachweisen, daß die literarischen Bestrebungen der romantischen Schule, zu deren Hauptkämpfern er damals zählte, sich an einzelne Richtungen des 16. Jahrhunderts anknüpfen ließen. Somit ist dieses Werk, das auf sehr umfassenden Studien beruhte, zum Theil als eine Parteischrift zu betrachten. Darunter mußten natürlich einzelne Partien leiden, in denen die Ansichten der romantischen Schule gar zu schroff hervortraten. Wir meinen besonders die Stellen, in welchen den Dichtern des 16. Jahrhunderts Ideen und ästhetische Grundsätze untergelegt wurden, an welche sie wol schwerlich gedacht haben mögen. Wir haben deshalb zu unserer Freude bemerkt, daß Sainte-Beuve, der allmälig die Einseitigkeit der eigentlichen romantischen Schule überwunden hat, in der neuen Ausgabe, welche er von diesem Werke vorbereitet und von der bereits der erste Band herausgekommen ist, diesen Mangel zu tilgen sucht. Außerdem scheint es uns, so viel man nach einem flüchtigen Blicke urtheilen kann, als wenn der Verf. wesentliche Zusätze zur ersten Ausgabe gemacht habe.

Über den Ursprung des Menschengeschlechts.

Ein französischer Priester, Namens F. L. M. Maupied, hat es unternommen, die Wahrheit der Annahmen der heiligen Schrift über den Ursprung des Menschengeschlechts ausführlich nachzuweisen. Der Titel seines Werks lautet: „Prodrome d'ethnographie ou essai sur l'origine des peuples anciens, contenant l'histoire neuve et détaillée du bouddhisme et du brahmanisme" (Paris 1843). Der Verf. nimmt zuvörderst eine allgemeine Sündflut an und sucht dann, in Übereinstimmung mit der Bibel, darzuthun, daß das chaldäische Armenien die Wiege der nachsündflutlichen (postdiluvianischen) Menschenrace gewesen sei. Es scheint ihm unwiderleglich, daß alle verschiedenen Nationen von einem gemeinsamen Stamme herkommen. In diesem Falle muß natürlich eine Grundsprache existirt haben, welche ihm die semitische und zwar die alte chaldäische Mundart gewesen zu sein scheint. Dieser Theil seines Werks ist am ausführlichsten behandelt. Der Verf. gibt sich den Anschein, als habe er nicht nur eine ganz neue Wissenschaft, nämlich die Physiologie der Sprache, geschaffen, sondern er wendet sogar, um die Wahrheit seiner Annahmen nachzuweisen, ein eigends erfundenes Instrument an, das er „Glossometer" tauft. Von diesen Sätzen geht er nun weiter und stellt die Behauptung auf, daß der Buddhismus nichts sei als eine Umgestaltung der jüdischen Religion. Auch die Chinesen haben, nach Maupied, ihre Religion und ihre Philosophie nur aus zweiter und dritter Hand erhalten. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 142. — 22. Mai 1843.

Vitae CIII virorum illustrium qui saeculo XV extiterunt auctore coaevo *Vespasiano* Florentino. Praeit *Bernardini Baldi* de historia tractatus. Rom 1839. (Erst 1843 publicirt.)

Der gelehrte und unermüdliche Forscher in den Bibliotheken Italiens, Cardinal Angelo Mai, hat als Fortsetzung seiner aus den handschriftlichen Schätzen des Vaticans gezogenen Sammlungen ein „Spicilegium Romanum" herausgegeben, von welchem acht starke Grossoctavbände soeben (Februar 1843) erschienen sind, eine Fülle von lateinischen und griechischen Ineditis, von den Kirchenvätern an bis ins 16. Jahrhundert enthaltend. Einige Schriften in italienischer Sprache sind gleichfalls n dieser Sammlung mitgetheilt: die umfangreichsten und vichtigsten derselben enthält der oben angezeigte Band, 03 Lebensbeschreibungen berühmter Männer des 15. Jahrhunderts, von dem florentiner Buchhändler Vespasiano. Dieser Vespasiano ist ein in der italienischen Liteargeschichte keineswegs unbekannter Name: Muratori hat einer grossen Sammlung der „Scriptores Rerum Italic." wei von demselben verfasste Biographien der Päpste Eun IV. und Nikolaus V. einverleibt und dabei in Hincht der Schreibart bemerkt: omnia haec multa cum mplicitate scripta sed quae magnificam aliorum eloentiam pretio superent; ein Paar andere Lebensbereibungen, die der Cardinäle Cesarini und Albergati, s Agnolo Pandolfini und Fr. Filelfo, sind anderwärts druckt, verschiedene von den übrigen mehrfach benutzt orden; ins volle Licht wird sein grosses und eigenthümes, ja beinahe einziges Verdienst indess erst durch die enwärtige Publication gestellt, welche uns mit dem chen Schatze der durch ihn gesammelten Nachrichten, t einer Menge der interessantesten Züge, mit anspruchsn aber getreuen und lebendigen Charakterschilderungen annt macht. Bevor ich aber von dem Buche rede, ss ich des Autors gedenken, wobei die inhaltreiche rrede des Herausgebers den besten Leitfaden an die nd geben kann.

Als das Studium des classischen Alterthums in Ita- wiederaufzuleben begann, die Kenntniss der lateinin Schriftsteller und die Kunst, in ihrer Sprache sich zudrücken, im Vergleich mit Petrarca's Zeiten bedeu- erweitert und vervollkommnet wurden, während die griechische Literatur erst recht sich Bahn zu brechen anfing, war Florenz der Mittelpunkt dieser gelehrten Bestrebungen, welche, während sie nach einer Seite hin uneendlich förderten und über die letzte Epoche des italienischen Mittelalters einen Glanz verbreiteten, der nimmer erbleichen wird, andererseits die Entwickelung der Nationalliteratur hemmten, bis diese, genährt mit dem antiken Geist, aber wieder frei in Form und Bewegung, von neuem glänzend hervortrat. Jene Zeit, welche der Erfindung der Buchdruckerkunst nur um so wenig voranging, war auch die Zeit des Anlegens der grossen Bibliotheken im Occident: die Bildung begann sich so weit zu verbreiten und die literarischen Hülfsmittel wurden von Vielen so emsig gesucht und sie wurden so nothwendig, dass der menschliche Erfindungsgeist auch ohne sonstige äussere Veranlassung auf das Ersinnen einer bequemern und minder kostspieligen Vervielfältigungsweise, deren gesteigerte Production mit den gesteigerten Anfoderungen Schritt zu halten vermochte, angewiesen war. Dass das Sammeln von Büchern damals mit Mühe und mit grossen Kosten verbunden war, braucht nicht noch erst gesagt zu werden: die Zahl älterer Handschriften war verhältnissmässig gering und der Preis stand mit der Seltenheit im Verhältniss. Abschriften wurden deshalb in Menge gemacht: mancher Gelehrte copirte die Classiker für seinen eigenen Bedarf, und wir besitzen noch berühmte Beispiele davon; die Wohlhabenden liessen solche Copien verfertigen und die reichen Privatleute und Fürsten bestellten, als es Bedürfniss und Sitte ward, Bibliotheken anzulegen, ganze Sammlungen derselben, wie denn ein grosser Theil der Codices, die wir noch besitzen, aus diesen späten Zeiten stammt. Das Geschäft des Buchhändlers, der die Besorgung der Manuscripte übernahm, sei es, dass er neue Abschriften anfertigen liess, sei es, dass er den Verkauf älterer vermittelte, gewann dabei immer grössere Ausdehnung und Bedeutung. Denn, welche reiche Sammlungen angelegt wurden in Venedig, Mailand, Urbino, Rom, Neapel, namentlich in Florenz durch Cosimo den Alten, durch Palla Strozzi, Niccolò Niccoli u. m. A. ist aus den Schriftstellern jener Zeit bekannt und nachmals durch Bandini im „Specimen litt. Flor.", durch Mehus im Leben des Ambrosius Traversari, durch Tiraboschi in seiner „Literaturgeschichte", durch Fabbrucci in den Mis-

graphien Palla Strozzi's und Cosimo's und Lorenzo's de' Medici, durch D. Giorgi im Leben P. Nikolaus' V., endlich durch Roscoe, Shepherd und manche andere Neuere vollständig erläutert worden.

Ein solcher Buchhändler war der florentiner Vespasiano di Filippo, den man häufig nach Mehus mit Unrecht Da Bisticci nennt, und er macht seinem Stande die größte Ehre. Wann er geboren ward, ist ungewiß: er selbst erzählt, daß er zur Zeit, wo der Cardinal Cesarini vom baseler Concil abberufen, um der florentiner Kirchenversammlung beizuwohnen, in Florenz sich befand, ein junger Mensch war („di non molta età") und der Cardinal ihn veranlassen wollte, in den geistlichen Stand zu treten. Da er noch im J. 1493 lebte, erreichte er jedenfalls ein hohes Alter. Wie wenig er sich darauf beschränkte, mit dem mechanischen Theil seines Geschäfts sich zu befassen, zeigen die Schriften, die er hinterlassen, die Zeugnisse von Zeitgenossen (so schreibt unter Andern der berühmte Giannozzo Manetti: „Sei dotato di buono ingegno più che non si richiede all' arte") und die große Menge von Bekanntschaften, die er mit gelehrten und vornehmen Männern anknüpfte, wie die ehrenvolle Behandlung, die ihm von diesen zu Theil ward. Als Thomas von Sarzana, der als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, in Florenz verweilte, sah er diesen viel und leistete ihm manche Dienste; daß er, nachdem er Papst geworden, demselben noch hold war, zeigt die lebendige Schilderung, die Letzterer von einer Audienz bei Sr. Heiligkeit entwirft:

Kurze Zeit nach seiner Wahl — erzählt Vespasiano — begab ich mich zu ihm, eines Freitag Abends, wo er Audienz ertheilte, wie er einmal wöchentlich zu thun pflegte. Es war ungefähr um die erste Stunde der Nacht. Kaum war ich in den Audienzsal getreten, so bemerkte er mich und sagte mit lauter Stimme, ich sei willkommen und solle mich gedulden, da er mit mir allein sein wolle. Nicht lange Zeit verging, so wurde mir angezeigt, ich sollte mich zu Sr. Heiligkeit verfügen. Ich ging und küßte ihm der Sitte gemäß den Fuß, hierauf gebot er mir aufzustehen, stand selbst von seinem Stuhle auf und verabschiedete Jeden, indem er sagte, die Audienz sei nun zu Ende. Dann ging er nach einem geheimen Theil des Saales, neben einem Ausgange, der nach dem Garten führte; gegen zwanzig Doppelleuchter brannten, vier davon nahe bei Sr. Heiligkeit. Er winkte, man möge diese entfernen, und nachdem Alle weggegangen, begann er zu lachen und sagte zu mir: Vespasiano, hätte das Volk von Florenz wol geglaubt, daß zur Beschämung vieler Hochmüthigen aus einem zur Messe läutenden Priester ein Papst werden würde? Ich antwortete, die Florentiner würden glauben, daß Se. Heiligkeit um eigener Tugenden willen zu dieser Würde gelangt und daß sie Italien den Frieden wiedergeben werde. Darauf erwiderte der Papst: Ich bitte zu Gott, daß er mir gewähren möge, das auszuführen, was ich in Gedanken habe, nämlich den Frieden zu stiften und während meines Papstthums keiner andern Waffe mich zu bedienen als derjenigen, welche Christus mir zu meiner Vertheidigung gegeben — sein Kreuz, welches ich mein ganzes Pontificat hindurch führen will. Hierauf wandte er sich zu mir, indem er sagte: Du weißt, wie oft Cosimo de' Medici mir in meinen Nöthen Wohlthaten erzeigt hat, darum will ich ihn nun belohnen und werde ihn morgen zu meinem Depositar (Schatzmeister) ernennen. Man kann nicht irren, indem man dankbaren Leuten Gutes thut. Zur Zeit des Jubiläums geschah es wol, daß die mediceische Bank über 100,000 Gulden, die der Kirche gehörten, in Verwahrsam hatte, wie ich von glaubwürdigen Personen weiß, die dabei waren. Hierauf fuhr er fort: Ich will den Florentinern eine große Ehre erzeigen, morgen früh werde ich ihren Botschaftern in einem öffentlichen Consistorium Audienz ertheilen, wie man bei Kaisern und Königen zu thun pflegt. Diese Auszeichnung werde ich ihnen zu Theil werden lassen; und dann: Es wäre gut, den Ser Filippo di Ser Ugolino aus dem Exil zurückzurufen. (Dieser war ein Florentiner, dessen Leben unser Vespasiano geschrieben hat und dem der Papst wohlwollte, ohne aber seine Absicht zu seinen Gunsten durchsetzen zu können.) Ich redete ihm zu, er möge dies thun; er sagte: er wolle es sich als eine Gnade ausbitten, und so that er. Hierauf empfahl ich ihm Messer Piero degli Strozzi, damit er diesem ein Benefiz geben möchte. Er versprach es mir und erfüllte, was er verheißen. Mehrmals sagte er mir, ich sollte von ihm verlangen, was ich wünschte; unerfahren wie ich war, frug ich nichts. Nachdem ich längere Zeit bei ihm verweilt, sagte er: Bleibet diesen Abend hier, sodann rief er Messer Piero da Noceto und sagte: Morgen früh werdet Ihr mit uns essen. Er selbst ging dann ins anstoßende Zimmer und sagte: bleibt diese Nacht hier, worauf er (es war in den Fasten) das Abendessen auftragen ließ. Er bemerkte, daß der Hausstand Papst Eugen's völlig ausgeplündert worden sei und er die Betten für die Dienerschaft habe borgen müssen.

Papst Nikolaus brauchte den Vespasiano viel in literarischen Angelegenheiten und der Cardinal [illegible] nennt ihn dessen „Bibliopola". Auch dem Herzog Friedrich von Urbino ging er bei der Anlegung seiner berühmten Bibliothek, deren handschriftliche Schätze jetzt mit den Vaticanischen vereinigt sind, an die Hand, wie dem Cosimo de' Medici bei der gegenwärtigen Laurenzianischen Bibliothek und jener der Dominikaner von S. Marco, dem Alexander Sforza, Herrn von Pesaro, und mehrern Ausländern, geistlichen wie weltlichen Herren, die in Florenz Büchersammlungen zusammenbrachten. Dadurch kam er mit solchen Männern in genaue Berührung, und während er Fremden häufig als gelehrter Wegweiser in der Stadt diente, wie dem Grafen von Worcester, dem spanischen Gesandten, den er bei Lionardo Aretino einführte, dem Cardinal von Gerona, den Ministern König Alfons' von Aragon u. A., stand er mit Giannozzo Manetti, Ambrogio Traversari, Sozomeno von Pistoja, Victorin von Feltre u. A. in einem Verhältniß, das in manchen Fällen ein freundschaftliches genannt werden muß. Von diesen und Andern wurden zahlreiche Briefe an ihn gerichtet, die zum Theil auf uns gekommen sind. Die persönlichen Beziehungen, in denen Vespasiano zu so vielen ausgezeichneten Männern gestanden, und die vielen Nachrichten, die ihm über solche zugingen, die er nicht selber gesehen, veranlaßten ihn, von den berühmtesten derselben kurze Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen. Er spricht sich in der Vorrede zu seinen Biographien über die Gründe aus, die ihn dazu vermocht. Nachdem er geklagt, wie seit dem Tode Papst Nikolaus' und des Herzogs von Urbino der Eifer für die Wissenschaften abgenommen, fährt er fort:

Da ich in jener Zeit gelebt und so viele berühmte Männer gesehn, über die ich viele Auskunft erlangt, so habe ich, damit ihr Ruhm nicht untergehe, in kurzen Commentarien die Denkwürdigkeiten aller gelehrten Leute aufgesetzt, die ich damals gekannt, obgleich das Schreiben meinem Stande fremd ist. Zwei Beweggründe haben mich dazu angetrieben: der erste, damit die

Erinnerung an so würdige Männer nicht untergehen möge; die zweite, damit Der, welcher etwa Lebensbeschreibungen derselben lateinisch abfassen wollte, den Stoff dazu vorräthig finde.

Indem er so that, hat Vespasiano der Geschichte und der Literatur einen größern Dienst erwiesen, als er wol selbst vermuthete, wenn ihm auch erst jetzt, wo seine Biographien, die bisher fast sämmtlich Manuscript geblieben, durch den Druck bekannt geworden, die allgemeine Anerkennung, die er verdient, zu Theil werden wird. Von sehr Vielen unter Denen, über welche er uns Aufzeichnungen hinterlassen, besitzen wir zwar ältere wie neuere, zum Theil ausführliche und gelehrte Lebensbeschreibungen; aber nur durch einen Zeitgenossen, der Personen, Familie, Hauswesen, Verhältnisse kannte, der mit den Leuten geredet und sie in Glück und Unglück beobachtet, der in seiner Einfachheit nicht daran dachte, die Dinge mit andern Farben als mit denen auszumalen, die seinen Augen sich darboten, konnten wir so recht ins Innere, gewissermaßen in Haus und Studirzimmer eingeführt werden. Wir haben hier keine eigentlichen Biographien vor uns, kein Geburts- und Sterbejahr ist genannt, die chronologische Ordnung nicht befolgt, oft besteht das Ganze nur aus einzelnen Schilderungen und Charakterzügen; aber gerade diese Charakterzüge sind von so unendlicher Wichtigkeit und lassen uns das Menschliche an den Menschen so gut erkennen. Dazu kommt noch des Verf. eigenes Sein und Wesen, wie es in diesen Schriften sich klar ausspricht, seine liebevolle Natur, die Wärme, womit er die guten Eigenschaften Derer, von welchen er redet, anerkennt, das Hervorheben der moralischen Eigenschaften, die er beiweitem höher preist und bewundert als sonstige Vorzüge, so glänzend sie auch immer sein mögen. So sind diese Biographien äußerst schätzbare Beiträge zur Kenntniß jenes bewegten und ereignißreichen Jahrhunderts, und der Herausgeber verdient den lebhaftesten Dank für eine so schöne Gabe. Die Schreibart ist, wie gesagt, einfach und schmucklos; bisweilen ist sie etwas gar zu kunstlos, namentlich im Aneinanderreihen der einzelnen Begebenheiten und Bemerkungen; sonst ist, wenn man einige Eigenthümlichkeiten ausnimmt, die sich auch wol bei andern Florentinern jener Zeit finden, die Sprache rein und in ihrer naiven Ausdrucksweise reich an glücklichen Wendungen.

Was wir in dem vorliegenden Bande von Lebensbeschreibungen des Vespasiano finden, ist nach vaticanischen Handschriften gedruckt; vollständig ist indeß die Sammlung nicht, so fehlt das Leben des Bartolommeo Fortini, welches nach einem Codex der Riccardiana im vierten Bande des „Archivio storico Italiano" (S. 373 fg.), der unter der Presse befindlich, enthalten sein wird. Auch andere Schriften gibt's von unserm Autor, so Biographien berühmter Frauen seiner Zeit, der Paola Malatesta, der Herzogin von Urbino, Federigo's Gemahlin, der Cecilia Mantovana und mehrer Florentinerinnen u. A., endlich ein Lamento d'Italia, bei Otrantos Eroberung durch die Türken im J. 1480. Im gegenwärtigen Buche sind, wie der Titel angibt, 103 Lebensbeschreibungen enthalten, von denen 97 bisher ungedruckt. Sie sind in fünf Klassen getheilt: Päpste und andere regierende Herren (6), Cardinäle (16), Erzbischöfe, Bischöfe und andere Geistliche (29), Staatsmänner (20) und Gelehrte (32). Die Bemühungen des Herausgebers, einen lesbaren Text zu geben, verdienen alle Anerkennung; Noten und Verweisungen sind nur in seltenen Fällen beigefügt. Hätten solche, bei der ungeheuern Masse des gelehrten Materials, das sich auf diese Zeit bezieht, nur einigermaßen vollständig und somit nützlich sein sollen, so würden sie den Umfang des Buchs, das ihrer für den gewöhnlichen Gebrauch nicht bedarf, bedeutend vermehrt haben. In literarhistorischen Schriften findet sich das Hierhergehörige.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Manuela Aviles (aus: Brune et Blonde) von Pitre-Chevalier. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 11 Ngr.

Wieder eine Reisegeschichte! Der französische Herausgeber versichert uns in einer Einleitung über die nöthigen Eigenschaften eines vollkommenen Touristen, daß er so glücklich ist, einen Freund Z. zu besitzen (bisher hat nur das X, so viel uns bekannt ist, zur Bezeichnung unbekannter Größen gedient), der ein so merkwürdiger Tourist ist, daß er so wenig seine Denkwürdigkeiten als seine Reisebilder, Abenteuer, oder Briefe drucken läßt, unglücklicherweise aber dieselben seinen vertrautesten Freunden, unter Andern dem Herausgeber, erzählt hat. So erfahren wir denn durch diesen eins von den aller merkwürdigsten Reiseabenteuern dieses merkwürdigen Touristen, von dem unser Herausgeber mit echt französischer Suffisance versichert, daß er keine gedruckten Reiseberichte kennt, die mehr werth sind als seine einfachen Erzählungen, und daß er besser spricht als alle Bücher. Wäre nur Herr Pitre-Chevalier dem guten Beispiele des bescheidenen Touristen, der dreimal beide Hemisphären durchwandert hat, gefolgt, so wäre uns die undankbare Mühe, eine abgeschmackte Geschichte lesen zu müssen, erspart worden. Denn daß sie in Spanien spielt, scheint uns jetzt gar nicht mehr merkwürdig; eher würden wir es für merkwürdig halten, wenn sie auf der von dem ehrlichen Sancho Pansa weise regierten Insel Barataria spielte. Auch das können wir weder für neu noch merkwürdig halten, daß sie von Großmuth, Rettungsscenen, Lebensgefahren u. dergl. überfließt und mit einer Hochzeit schließt. Wenn aber der durch beide Hemisphären gewanderte Tourist Z. nichts Besseres und Gescheiteres zu erzählen weiß, so wird ihm hiermit ein ewiges Stillschweigen auferlegt. Zur Zugabe erhalten wir noch eine Geschichte von Jules Sandeau in den Kauf, deren, da sie von gleichem Kaliber wie die vorige ist, gedacht zu haben schon hinreichend ist, um sie als Das zu bezeichnen, was sie ist: nämlich eine literarische Seifenblase und Eintagsfliege.

2. Hermann. Eine Novelle von C. G. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. G. Ungewitter. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Von verschiedenen Seiten aus wird darüber geklagt, daß zu viel geschrieben und gedruckt werde, und dennoch werden wir noch obenein alljährlich mit Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen und sogar Schwedischen überschwemmt. Und wenn es noch werth- und gehaltvolle Sachen wären, mit denen uns bekannt zu machen es der Mühe lohnte, so möchte gegen diese Übersetzungsmanie wenig zu erinnern sein. Wenn es aber so ganz geist-, werth- und gehaltlose Erzählungen sind wie dieser schwedische „Hermann", dessen Verf. sehr wohl daran gethan hat, sich nicht zu nennen, dann hat einer wahrlich Ursache, auf das

[illegible] wider die leidige Übersetzungswuth zu protestiren. Es ist sothaner „Hermann" eine durch und durch schwindsüchtige Geschichte. Die Heldin derselben, Cäcilie, mit einem ungeliebten Manne verheirathet, stirbt zuletzt aus lauter Liebespein zu ihrem lieben Hermann an der Schwindsucht und Hermann geht auf Reisen. Wenn er nur nicht auf den unglücklichen Einfall geräth, als echter Tourist Reisebilder oder Reiseskizzen zu schreiben! Doch er scheint uns gleichfalls eine starke Anlage zur Schwindsucht gehabt zu haben, und wir hoffen daher, er wird seiner Cäcilie bald im Tode gefolgt sein. Wenigstens wäre es offenbar das Beste, was er hätte thun können. Noch besser aber, die ganze schwindsüchtige Geschichte wäre ungedruckt geblieben!

3. Niccolo de' Lapi oder die Palleschi und die Piagnoni von Massimo d'Azeglio. Nach dem italienischen Originale bearbeitet von Rudolf von Langenn. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. 4 Thlr.

Bereits sind von unsern allezeit fertigen Übersetzern die englische und schwedische Literatur ausgebeutet worden: es ist daher sehr natürlich, daß sie auch die italienische brandschatzen. Welch einen kostbaren Schatz, welch ein unsterblich Meisterwerk haben wir nicht in diesem „Niccolo de' Lapi" dem Herrn Übersetzer zu danken: er hat sich durch die Übertragung dieses unschätzbaren Meisterwerks ein unsterblich Verdienst um unsere Literatur erworben! Diese Novelle ist mit allen Apparaten zu einer historischen Novelle überreich ausgestattet: der Verf. macht immer Anstalten und wird niemals fertig, setzt beständig an und kommt niemals zur Sache! Das Ding sieht aus, als wäre es etwas, ist aber nichts. 21.

Historische Miscellen.

Der Papst Leo X. pflegte sich zuweilen von dem geräuschvollen Rom hinweg auf seinen etwa fünf Meilen entfernten, ruhigen Landsitz Malliana zu begeben, wo er einen großen Theil seiner Zeit dem Vogelfang und der Jagd *) widmete. Wenn er auf diesem Landgute ankam, so freuete sich jedesmal das Volk aus der ganzen Gegend, als ob es die reichste Ernte eingesammelt hätte. Seine Freigebigkeit ergoß sich über Alte und Junge, die ihn an der Heerstraße erwarteten, um ihm ihre ländlichen Gaben darzubieten. Er begnügte sich aber nicht damit, nur aufs Gerathewohl zu geben, sondern ließ sich oft mit den Leuten ins Gespräch ein, erkundigte sich nach ihren Bedürfnissen, zahlte die Schulden der Bejahrten, Unglücklichen oder Kranken, steuerte junge Mädchen aus und unterstützte die Versorger zahlreicher Familien; denn nach seiner Denkart stand einem großen Fürsten nichts mehr an, als Elend zu mildern und jedem Bekümmerten mit leichtem Herzen und froher Miene von sich gehen zu lassen. Daher sagt Erasmus (Epist. lib. I. p. 30) von diesem Papste, der noch überdies durch thätige und freigebige Ermunterung aller Wissenschaften **) und Künste die meisten Ansprüche auf die Achtung und den Dank der Nachwelt sich erworben hat: „Quantum romani Pontificis fastigium inter reliquos mortales eminet, tantum Leo inter romanos Pontifices excellit."

Petrus Pantoia de Ayala, ein Rechtsgelehrter von Toledo im 17. Jahrhundert, schrieb einen Commentar über den Titel „De aleatoribus" in den Pandekten und im Codex, war aber selbst ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er sogar das Landgut, auf welchem seine Ältern begraben waren, aufs Spiel gesetzt und verloren haben soll. Bei dieser Gelegenheit verdienen die von der Frau von Houlières über die Spielwuth verfaßten Verse, welche von Menage ([illegible]) bekannt gemacht worden sind, hier wol einen Platz:

Les plaisirs sont amers si tôt qu'on abuse,
Il est bon de jouer un peu,
Mais il faut seulement que le jeu nous amuse,
Un joueur d'un commun aveu
N'a rien d'humain que l'apparence,
Et d'ailleurs il n'est pas si facile qu'on pense,
D'être fort honnête homme et de jouer gros jeu.
Le désir de gagner qui nuit et jour occupe,
Est un dangereux aiguillon.
Souvent quoique l'esprit, quoique le coeur soit bon,
On commence par être dupe,
On finit par être fripon.

Ludwig Jakob a S.-Carolo, Bibliothekar bei dem ersten Parlamentspräsidenten Achilles de Harley zu Paris (gest. 1670), war ein Schriftsteller ohne Kritik und Urtheilskraft. In der von ihm herausgegebenen „Bibliotheca pontificia" (Lugd. 1643, 4.) läßt er sich sogar zu Schulden kommen, den Articulus Smalcaldicus zu einem Schriftsteller zu machen. Ihn übertrifft aber hierin gewissermaßen noch ein Schriftsteller der neuesten Zeit. Der (nun verstorbene) Dr. Philipp Joseph Mayr, Privatdocent der Rechte an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München, hat in seinem zu Landshut 1831 erschienenen „Handbuche des gemeinen und bairischen Lehnrechts", S. 293, Note 34, als Schriftsteller aufgeführt den „*B. Parens* de praescriptione adversus leges prohibitivas". Dieser B. Parens ist aber Niemand anders als der von Georg Ludwig Böhmer in den „Principiis juris feudalis", §. 272, Note c, angeführte Justus Henning Böhmer, der Vater Georg Ludwig's, den dieser als „beatus parens" immer anzuführen pflegte, den aber unter dieser Benennung der gedachte Verf. eines der neuesten Lehnrechtshandbücher zu einem von Niemand gekannten Schriftsteller gestempelt hat.

Nachdem in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts der römische Kaiser Postumus, gleich den meisten seiner Vorgänger, eines gewaltsamen Todes gestorben war, schwang sich Marius, ein ganz gemeiner Handwerker — vilissimus opifex, sagt Eutropius (9, 9), denn er war ein Waffenschmied —, auf den Thron, welchen er aber nur zwei Tage behauptete. Ein Soldat, der vormals in des Marius Werkstätte gearbeitet hatte und sich nachher von ihm zurückgesetzt sah, stieß ihm das Schwert mit den Worten in den Leib: „Dies Schwert ist von deiner eigenen Arbeit." Solche Befleckung der Majestät des römischen Kaiserthrons preßt dem Aurelius Victor in der Kaisergeschichte (33, 10) die Klage aus: „Nun war es aufs äußerste gekommen und Alles zum Untergange reif, nachdem solche Leute mit dem Thron und dem Preise der ausgezeichnetsten Verdienste ihr Spiel treiben konnten."

Als die spanischen Colonisten in Amerika bald nach ihrer Ansiedelung von den Ameisen unendlich zu leiden hatten und alle Versuche, diese Landplage zu tilgen, vergeblich waren, faßten sie den Entschluß, die Hülfe der Heiligen im Himmel anzurufen. Wie aber das Übel, gegen welche diese Hülfe in Anspruch genommen werden sollte, von ganz neuer Art war, so waren sie auch in Verlegenheit, an welchen Heiligen, als tüchtigsten Helfer, sie sich wenden sollten. Sie geriethen nun auf den Einfall, das Loos darüber den Ausschlag geben zu lassen. Dieses entschied für den heiligen Saturninus. Ihm zu Ehren wurden sonach große Festlichkeiten angeordnet, worauf, wie der spanische Geschichtschreiber Herrera versichert, das Ungeziefer auf der Stelle anfing seine Verheerungen einzustellen. 37.

---

*) Die Gesetze, welche den Geistlichen die Jagd verbieten (c. 1. 2. X. de clerico venatore), sind zwar durch gegentheilige Gewohnheit außer Anwendung gekommen; dennoch aber nahm Leo's Ceremonienmeister, Paris de Grassis, daran großen Anstoß, daß sein Gebieter bei solcher Gelegenheit Stiefeln zu tragen pflegte.

**) Ihm verdankt man ganz besonders die 1515 erfolgte Auffindung der fünf ersten Bücher der „Annalen" von Tacitus in der Abtei Korvei in Westfalen. Vergl. *Lipsius* ad Tacit. Annal. 2, 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1843.

Vitae CIII virorum illustrium qui saeculo XV extiterunt auctore coaevo *Vespasiano* Florentino. Praeit *Bernardini Baldi* de historia tractatus.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Um nun den Vespasiano kennen zu lernen, wird es das Beste sein, ihn in seinen Schilderungen von ein paar Männern, zu denen er in vielfacher Beziehung gestanden und denen er warme Anerkennung zu Theil werden läßt, den Lesern vorzuführen. Die Beschreibung der Lebensweise Herzog Friedrich's von Urbino möge den Anfang machen:

Im Verhältniß zu seinen Unterthanen — heißt es daselbst — benahm der Herzog sich auf eine Art, daß sie nicht Unterthanen schienen, sondern Söhne. Zu jeder Stunde des Tages konnten sie mit ihm reden und er hörte sie alle mit der größten Freundlichkeit an, antwortete ihnen und ließ sich nichts verdrießen. Waren es Dinge, die sogleich sich abmachen ließen, so that er es, sodaß sie nicht zum andernmal zurückzukehren brauchten; nicht viele Angelegenheiten blieben über den Tag hinaus unerledigt. Sah er Einen, der mit ihm zu reden wünschte, sich aber scheute, so ließ er ihn rufen und machte ihm Muth, sein Gesuch vorzubringen. Er benahm sich gegen seine Unterthanen so gnädig, daß, wenn er durch Urbino ging, Männer und Frauen niederknieten und sagten: Gott erhalte dich, o Herr. Oft ging er zu Fuße umher und von einer Werkstatt und Bude zur andern und frug die Handwerker und Künstler, wie es ihnen gehe, ob ihnen nichts fehle, und dies mit solcher Freundlichkeit, daß sie ihn liebten, wie man Vater und Söhne liebt. Seine Regierung bewirkte ganz unglaubliche Dinge: das Volk war wohlhabend, und er trug dazu bei, es so zu machen, indem er ihm durch die vielen Bauten, die er aufführen ließ, Arbeit verschaffte. In den Ortschaften seines Gebiets begegnete man keinem Bettler. Wurde irgend eines Vergehens wegen Einer verurtheilt, so war es leicht, Begnadigung vom Herrn zu erlangen: nur in einem Falle war er unerbittlich, bei Lästerungen gegen Gott, die Madonna und die Heiligen, wo er von Gnade und Barmherzigkeit nichts hören wollte. Seine Freundlichkeit erstreckte sich auf Alle. An Markttagen sah ich ihn auf den Platz gehen und die Frauen und Männer fragen, wie viel sie für das Mitgebrachte verlangten; dann sagte er scherzend: Ich bin der Herr und habe kein Geld bei mir, weiß aber, daß ihr mir keinen Credit geben würdet, aus Furcht, nicht bezahlt zu werden. Da waren denn die Landleute so froh darüber, daß der Herr mit ihnen gesprochen, daß er Alles, was ihm beliebte, mit ihnen hätte thun können. Ritt er umher, so begegnete er Keinem, den er nicht gegrüßt und gefragt hätte, wie es ihm gehe. Bald hatte er viele, bald wenige Begleiter; weder er noch Andere von seinem Hausstand trugen Waffen. Im Sommer ritt er, wenn er in Urbino sich befand, bei Sonnenaufgang mit vier oder höchstens sechs Pferden auf, mit einem oder zwei unbewaffneten Dienern; so legte er drei bis vier Miglien vor der Stadt zurück und kehrte nach Hause zurück, wenn Andere aufstanden. Bei seinem Eintreffen begann die Messe, der er beiwohnte, dann blieb er in einem Garten, dessen Thüren geöffnet waren, und gab bis zur Speisestunde Jedem Audienz. Wenn er bei Tische saß, blieben die Thüren offenstehen; Jeder konnte herbeikommen und der Herr speiste nie, ohne daß der Saal voll gewesen wäre. Je nach der Zeit ließ er sich vorlesen, während der Fasten aus geistlichen Büchern, sonst aus den Geschichten des Livius, alles in Latein. Die Speisen waren einfach zubereitet, Eingemachtes aß er nicht, des Weines enthielt er sich und trank nur etwas Fruchtwein, wie von Pomeranzen oder Äpfeln. Wer mit ihm reden wollte, konnte es während des Essens oder nachher thun. Nachdem das Essen vorüber war, trug ihm sein Appellationsrichter, ein ausgezeichneter Mann, die Proceßsachen in lateinischer Sprache vor, Sache nach Sache. Er entschied sie und ertheilte seine Beschlüsse gleichfalls lateinisch. Jener Rechtsgelehrte sagte mir, die Entscheidungen des Herrn wären solcher Art, daß Bartolo und Baldo nicht anderes Urtheil gesprochen haben würden.

Nachdem er im Sommer vom Tische aufgestanden und vor wie nachher Audienz ertheilt hatte, ging er in sein Zimmer, besorgte seine Angelegenheiten und ließ sich je nach den Zeiten vorlesen. Gegen die Stunde der Vesper kam er wieder zum Vorschein und hörte unterwegs Jeden an, der ihm etwas vorzutragen hatte. Wenn ihm dann noch Zeit blieb, besuchte er die frommen Nonnen von Sta.-Clara, deren Kloster er gebaut hatte, oder begab sich nach einem Franciscanerkloster, wo ein großer Platz und eine schöne Aussicht ist. Nachdem er hier angekommen, setzte er sich nieder und 30—40 Jünglinge zogen ihre Oberkleider aus und begannen Übungen im Werfen, Ringen u. s. w., was zu sehen der Mühe werth war. Liefen sie nicht gut, oder zeigten sie sich nicht gewandt, so tadelte der Herr sie; alles Dies that er, auf daß sie sich übten und nicht müßig blieben. Während dieser Spiele hatte Jeder Gelegenheit, mit ihm zu reden, und auch dies war ein Grund seines Verweilens. Wenn die Stunde der Abendmahlzeit heranrückte, so gebot er Allen, ihre Kleidung wieder anzulegen, was sie im Nu thaten. Zu Hause angelangt, war es Zeit zum Abendessen, wobei es zuging wie beim Mittagsmahl. Nachdem dies zu Ende, verweilte er noch einen Augenblick, für den Fall, daß Jemand ihm noch etwas vorzutraggen habe; war dies nicht, so zog er sich mit seinen vornehmsten Herren vom Hofe und Edelleuten in seine Gemächer zurück, wo er sich aufs freundlichste mit ihnen unterhielt. Bisweilen sagte er zu ihnen: Morgen früh will ich zeitig aufstehen und einen Spazierritt machen, um der Kühle zu genießen; Ihr seid noch jung und schlaft gerne lange und würdet sagen, Ihr kommt, und dennoch ausbleiben: legt Euch daher frühe nieder und jeder ruhe sich aus. Da gingen denn Alle weg und jeder freute sich der Leutseligkeit des Herrn. Eines Tages sagte er mir, daß Derjenige, welcher in einem Königreich oder Fürstenthum oder einer Republik, klein oder

groß, regiert, vor Allem leutselig sein müsse, und er tadelte Diejenigen sehr, die es nicht sind. Gäbe es auch irgend einen Herrscher, der seiner Natur nach solche Eigenschaften nicht besitze, so müsse er sich Gewalt anthun und sich zu ändern suchen. Denn die Leutseligkeit sei bei den Mächtigen das beste Mittel, Feinde in Freunde umzuschaffen; sei aber einer unfreundlich, höre er Die nicht an, welche ihn um Audienz bitten, oder höre er sie nur so an, daß er durchblicken lasse, er kümmere sich nicht um ihr Anliegen, so könne er leicht Freunde in Widersacher verwandeln, wovon er schon manche Beispiele gesehen. Seit lange hat Italien keinen Fürsten gehabt, welcher der Nachahmung so würdig gewesen wäre wie der Herzog von Urbino.

Eine andere Schilderung ist die des Palla Strozzi, eines der verdientesten und ausgezeichnetsten Bürger, die Florenz gehabt, dessen größter, vielleicht einziger Irrthum darin bestand, daß er, nach Machiavell's Ausspruch, „ruhig, gemäßigt und menschlich gesinnt, und mehr geeignet den Studien und Wissenschaften obzuliegen, als inmitten bürgerlicher Unruhen ein Parteihaupt zu sein", in der großen Krisis, wo es darum sich handelte, ob Albizzi oder Medici die Obergewalt haben sollten, schwach und unentschlossen sich zeigte und zwischen beiden Factionen stehen zu können glaubte, wodurch er sich und den Seinigen die Verbannung aus der Heimat zuzog, in die er nicht wieder zurückkehrte.

Messer Palla di Noferi degli Strozzi, einer Familie angehörend, die durch viele würdige Männer, die aus ihr entsprossen, hohen Adel erlangt hat, am meisten aber durch Messer Palla, der ihr durch seine großen Tugenden Ehre und Ruhm verschafft, war ein gelehrter Kenner der griechischen und lateinischen Sprache, denen er mit stetem Eifer oblag. Er war den Wissenschaften sehr hold und trug zu deren Fortschritten in Florenz mehr bei denn irgend ein anderer Mann. Da man in dieser Stadt ausgebreitete Kenntniß von der lateinischen Literatur besaß, nicht aber von der griechischen, so beschloß er diese letztere gleichfalls zu fördern. Darum that er Alles, was in seiner Macht stand, den Emanuel Chrysoloras zu veranlassen, nach Italien zu kommen, und zahlte einen bedeutenden Theil der Kosten. Als nun Emanuel auf solche Weise, und namentlich durch die Bemühungen Messer Palla's nach Florenz gekommen, fehlte es an Büchern, ohne die nichts zu machen war. Messer Palla sandte nun nach Griechenland und ließ auf seine Kosten eine große Menge Bücher herschaffen; die Kosmographie mit den Bildern ließ er aus Konstantinopel kommen, die Lebensbeschreibungen des Plutarch, die Werke Platon's und zahllose Schriften Anderer. Die Politik des Aristoteles gelangte erst durch Messer Palla nach Italien, indem dieser sie aus Konstantinopel verschrieb, und als Messer Lionardo sie übersetzte, bediente er sich des Exemplars, welches jenem gehörte. Dadurch, daß Messer Palla den Emanuel Chrysoloras auffoderte, in Italien sich niederzulassen, war er Veranlassung, daß Messer Lionardo von Arezzo von diesem Griechisch lernte, sowie Guerino von Verona, Fra Ambrogio Traversari, Antonio Corbinelli, Roberto de' Rossi, Messer Lionardo Giustiniani, Messer Francesco Barbaro, Pier Paolo Vergerio. Ser Filippo di Ser Ugolino, der nicht blos in der lateinischen Literatur vortrefflich Bescheid wußte, war ein Schüler Emanuel's und wurde zu jener Zeit für den gelehrtesten Mann unter den Lateinern gehalten. Niccolò Niccoli war sein Schüler, namentlich im Griechischen. Die Früchte des Kommens des Chrysoloras waren so reich, daß sie bis auf den heutigen Tag eingesammelt werden, und da Messer Palla dazu den Anlaß gegeben, verdiente und erwarb er sich das größte Lob seiner Großmuth. Messer Lionardo von Arezzo pflegte von ihm zu sagen, er sei der glücklichste Mann, den er in seiner Zeit gekannt. Denn er besaß Alles, was zur menschlichen Glückseligkeit erfoderlich ist, an Gaben des Geistes wie des Körpers. In beiden alten Sprachen war er sehr erfahren, von bewunderungswürdigem Verstande, schön von Körper und vollkommen in allen Theilen, sodaß Der, welcher ihn nicht kannte, nach dem bloßen Äußern hätte urtheilen müssen, dieser sei Messer Palla. Er hatte die schönsten und würdigsten Kinder in ganz Florenz, Söhne wie Töchter: die Söhne waren trefflich unterrichtet und von untadelhafter Aufführung, die Töchter erzogen unter Leitung der Madonna Marietta, einer der ausgezeichnetsten Frauen jener Zeiten. Er verheirathete sie an die ersten Leute der Stadt: eine nahm Neri Acciajuoli, eine andere Francesco Soderini, eine dritte Giovanni Rucellai, noch eine Tommaso Sacchetti, alle vier von würdigen Familien und reich an weltlichen Gütern, die der Stadt Zierde waren und blieben. Um seine Vaterstadt machte er sich sehr verdient und erlangte von ihr alle Würden, in der innern Verwaltung wie auswärts, die einem Bürger zu Theil werden können. Als Gesandter erhielt er viele ehrenvolle Aufträge und förderte dabei jedesmal den Nutzen seiner Heimat. Mit diesen Gaben verband er die größte Ehrbarkeit. Was vorerst seine Person betrifft, so war er der gesittetste und geachtetste Bürger, den die Stadt besaß, und ein Gleiches, wollte er, sollten auch seine Söhne sein. Damit nun dies nicht fehlschlüge, hielt er für letztere, mit reichlichem Gehalt, einen Lehrer Namens Giovanni von Imola, einen sehr gelehrten Mann. Gingen seine Söhne in der Stadt umher, so brauchte man nicht zu sagen, weß Kinder sie waren: ihr Äußeres war so würdig, daß sie von Jedem erkannt wurden. Als die hohe Schule in Florenz gänzlich umgeschaffen werden sollte und man wußte, welche Liebe Messer Palla Strozzi zu den Wissenschaften hegte, wurde er zu einem der Beamten der Universität ernannt. Da ordnete er in jeder Facultät den trefflichsten Unterricht an, der je in Florenz gewesen, und des Rufes so vieler berühmten Lehrer wegen kamen aus allen Theilen der Welt zahlreiche Schüler nach der Stadt. In jenen Jahren von 1422—33 befand sich die Stadt Florenz im glücklichsten Zustande, reich an gelehrten Männern in jeglichem Fach und voll trefflicher Bürger. Jeder bemühte sich, es dem Andern an Tüchtigkeit zuvorzuthun; in der ganzen Welt war der Ruf ihrer lobenswerthen Regierung verbreitet und Jeder zitterte vor ihrer Macht. Messer Palla hatte zur Unterweisung seiner Söhne, wie gesagt, stets die gelehrtesten Leute in seinem Hause gehalten und sah nicht nur darauf, daß seine Kinder in den Wissenschaften unterrichtet wurden, sondern vor allen in den guten Sitten. Außer Messer Giovanni von Imola hielt er noch Maestro Tommaso von Sarzana als Lehrer, der später Papst Nikolaus wurde. Dieser war der Erste, den er mit beträchtlichem Gehalt in sein Haus nahm, denn da derselbe zu Bologna studirte und es ihm an Geld mangelte, den Wissenschaften ferner obzuliegen, blieb er zwei Jahre lang im Hause zweier florentiner Bürger, deren einer Messer Rinaldo degli Albizzi war, Messer Palla di Noferi der andere. In diesen beiden Jahren gewann er so viel, daß er nach Bologna zu seinen Studien zurückkehren konnte. Während seines Pontificats sodann bezeigte er sich weder gegen Messer Palla undankbar, noch gegen Messer Rinaldo. Da er ihnen selbst seine Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, that er es gegen Messer Rinaldo's Söhne. Einem derselben, der nicht eigener Verschuldung wegen aus seiner Vaterstadt verwiesen war, ertheilte der Papst ein einkömmliches Amt, von welchem er ehrenvoll leben konnte. Den Messer Carlo Strozzi, Messer Palla's Sohn, der nach Rom gegangen war, machte er zu seinem geheimen Kämmerer, und dieser stand bei Sr. Heiligkeit und dem ganzen Hofe so sehr in Gunst, daß er, wie die allgemeine Stimme sagte, nach einem Jahre Cardinal geworden wäre, hätte nicht ein frühzeitiger Tod ihn dahingerafft. Dieser Jüngling war von solcher Art, daß er nicht nur eine Zierde seiner Familie war, sondern der gesammten florentinischen Nation, denn er bewies sich in seinen sämmtlichen Handlungen so tugendhaft, wie Alle thun sollten, die zu solcher Würde gelangen.

Um nun zu Messer Palla zurückzukehren, so war dieser von großer Bescheidenheit, sowol in seinem Privatleben wie in

seinen öffentlichen Ämtern. Er suchte dem Neid zu entfliehen, so viel er konnte, indem er wußte, welchen Schaden dieser in einer Stadt anrichtet und wie er wackere Männer verfolgt. Öffentlich ließ er sich nicht gerne sehen: auf den Platz (vor dem Palast der Signorie) ging er nie, wenn er nicht ausdrücklich dahin beschieden ward, ebenso wenig auf den neuen Markt. Ging er nach dem Platze, so begab er sich an Sta.-Trinità vorbei durch den Borgo Sto.-Apostolo dahin, verweilte nur kurze Zeit und verfügte sich gleich in den Palast. Er achtete die Zeit sehr hoch und ging nie auf Straße und Plätzen umher, sondern kaum war er zu Hause angekommen, so studirte er Griechisch und Latein und verlor nie seine Zeit. Da er die Wissenschaften sehr liebte, so hielt er immer bei sich wie außerhalb des Hauses Abschreiber, von den besten, die in Italien waren, für griechische wie lateinische Werke, und er kaufte Alles, was er von Büchern erhalten konnte, in allen Fächern. Es war seine Absicht, in Sta.-Trinità eine Bibliothek anzulegen und ein schönes Local dafür zu bauen; er wollte sie öffentlich machen, auf daß jeder nach seiner Bequemlichkeit sie benutzen könnte. Sta.-Trinità hatte er gewählt, weil das Kloster mitten in der Stadt liegt und Allen leicht zugänglich. Aber es kamen darüber die bürgerlichen Unruhen, die ihn des Vaterlandes beraubten und sein Vorhaben zu nichte machten.

Endlich möge hier eine Schilderung des Charakters und der Lebensweise des Dominicanermönchs Antonino stehen, den Papst Eugen zum Erzbischof von Florenz wählte, eine Würde, die er nur unter Androhung der Excommunication annahm und welcher er durch die Heiligkeit seines Wandels gleich große Ehre machte wie durch seine Gelehrsamkeit.

Nachdem Antonino von der Wahl in Kenntniß gesetzt worden, begab er sich nach San-Domenico bei Fiesole, wo er eine Zeit lang verweilte. Von dort schrieb er nach Rom und that Alles, um den Beschluß des Papstes rückgängig zu machen, aber dieser blieb fest und wollte von keiner Widerrede hören. Nach San-Domenico gingen viele Bürger, ihn zu bewegen, daß er das Erzbisthum annehmen sollte, indem sie ihm den Vortheil, der daraus erwachsen würde, vorstellten. Am Ende sah er sich genöthigt, des Papstes Willen zu thun. Als er die bischöfliche Kleidung anlegte, riethen ihm Viele, den langen Mantel mit der Schleppe zu tragen: er aber legte ein gewöhnliches Gewand an wie jeder Mönch, und da es sich einmal traf, daß man es um ein paar Finger länger gemacht, ließ er es abschneiden. Begegnete er einem Mönch, der einen schlechten Rock anhatte, so og er wol den seinen aus und gab ihn hin. Wie seine Kleiung war auch seine Lagerstätte wie die eines einfachen Mönhes. In seinem Schlafzimmer stand sonst nichts als ein alter ölzerner Stuhl und davor ein Pult, auf welchem er seine Werke chrieb. Im ganzen Hause waren keine gewirkten Tapeten oder onstigen schönen Gegenstände, an den Thüren wollte er keine erschläge, damit Jeder, der mit ihm reden wollte, frei zu ihm ntreten könnte. Die Sitze waren nackte Breter, welche er ets sehr reinlich halten ließ, damit Die, so sich darauf setzten, re Kleider nicht verderben möchten. Zwei Mönche wohnten i ihm im Hause; zum Vicar wählte er einen, der ihm an Vorefflichkeit des Wandels und der Sitten glich. Von Dienern ollte er nur so viele haben, als der äußere Bedarf erfoderte; ferde hielt er nicht, sondern nur ein kleines Maulthier, wels er in Sta.-Maria nuova geborgt hatte. In jener Zeit befen sich die Einkünfte seines Erzbisthums auf 1500 Scudi. avon nahm er, was eben hinreichte, sein Hauswesen zu führen, mlich 500 Goldgulden, die übrigen 1000 gab er den Armen. n bischöflichen Hof ordnete er von neuem, indem er Alles schaffte, was auch nur im entferntesten einem Schatten von monie ähnlich sah. Bei den Ordinirungen wollte er selber gegen sein und ließ die Weihen nur nach vorgängiger Prüg an Die, welche er für würdig hielt, ertheilen. Er verbot Denen, welchen die Weihe erhielten, unter irgend einem Vorwande Geld zu nehmen: nur der Notar, welcher die Bescheinigung über die Ordination auf einem Pergamentblatt ausstellte, erhielt dafür fünf Soldi und nicht mehr. So ordnete er selbst das Kleinste. Für die Geistlichkeit, bei welcher große Unordnung eingerissen, erließ er viele Verhaltungsregeln; so schaffte er die gesohlten Schuhe und das lange Haupthaar ab. Jedes Jahr besuchte er seinen Sprengel, und so zwar, daß den Kirchen, die er visitirte, keine Kosten daraus erwuchsen. Er verordnete, daß jeder Priester ein Breviar haben sollte, und schrieb darin mit seiner Hand und verzeichnete sie alle mit Nummern in einem Hefte, auf daß sie nicht verkauft oder sonst veräußert werden könnten. Um, wie gesagt, den Kirchen keine Auslagen zu verursachen, ging er, ohne sich vorher anzusagen, und es lag ihm nicht viel am Essen oder Sonstigem, wofern er für das Seelenheil sorgen konnte. Er strafte und besserte viele sittenlose Prälaten; die widerspenstigen entsetzte er ihrer Benefizien, wenn er fand, daß sie unverbesserlich waren. Durch Bitten war nichts von ihm zu erlangen: was gerecht und ehrbar, bewilligte er ohne dies. Ansehen der Person galt nichts bei ihm, er ließ Armen wie Reichen Recht widerfahren und benahm sich gegen Alle gleichmäßig und ohne einen Unterschied zu machen. Die Nonnenklöster in seinem Sprengel reformirte er nach strengern Grundsätzen. Überhaupt verfuhr er so, daß er ein Erzbisthum, welches er in größter Unordnung vorfand, dermaßen geordnet hinterließ, daß es nicht einen Priester gab, welcher nicht seine Pflicht erfüllt hätte. Als eines Tages einer unserer Bürger, der einflußreichste Mann, den die Stadt damals hatte, Cosimo de' Medici, zu ihm ging, ihm eine Angelegenheit zu empfehlen, die in der erzbischöflichen Curie entschieden werden sollte, gab er ihm zur Antwort, dies sei unnöthig: habe er Recht, so werde er Recht finden, sowie er, so der ärmste Bürger in Florenz. Er stand in großem Ansehen und solcher Verehrung, daß, wenn er umherging in seinem einfachen Mönchsgewande, mit geringer Begleitung, Jeder niederkniete, an dem er vorbeikam. Und ohne Pferde, ohne Dienerschaft, ohne Kleiderpomp, ohne Aufwand im Hause, war er geehrter, als wenn er mit der Pracht, welche die Mehrzahl der Prälaten an den Tag zu legen pflegt, sich gezeigt hätte. Nicht nur in Florenz galt seine Autorität so hoch, sondern auch am römischen Hofe: denn die Päpste Eugenius und Nikolaus sandten ihm viele Fälle zur Entscheidung zu, und die Päpste wie das Cardinals-Collegium und der gesammte Hof richtete sich nach seinem Urtheil.

Diese Proben mögen hinreichen, von dem Geist und der Darstellungsweise des Verf. einen Begriff zu geben. Es braucht nur noch hinzugefügt zu werden, daß diese Galerie von Bildnissen alle berühmten Zeitgenossen Vespasiano's umfaßt, vorzugsweise die Florentiner, aber auch viele andere Italiener und einige Ausländer, so den Cardinal von Cues (Cusanus), über den freilich nur wenige Worte gesagt sind, den Cardinal von Portugal, der in Florenz starb und in der Kirche S.-Miniato al Monte begraben liegt, Alvar de Luna, den Bischof Johannes von Fünfkirchen u. A. Ein Tractat über die Geschichte, von Bernardino Baldi, Abt zu Guastalla und Verf. der bekannten und geschätzten Lebensbeschreibungen der Herzöge Friedrich und Guidubald I. von Urbino, 1611 geschrieben und bisher ungedruckt, ist dem Buche vorgesetzt.

Alfred Reumont.

Eine Reliquie von Immermann.

Als Immermann im Jahre 1821 als Divisionsauditeur zu Münster stand, speiste er nebst einigen Freunden, zu denen auch Einsender gehört, an der Table d'Hôte des Herrn F. Oberrecht zur Stadt Amsterdam. An dem Ferdinandstage, dem Namenstage des Gastgebers, wurde diesem im Namen der ganzen Tisch-

gesellschaft folgendes, von Immermann verfaßte, scherzhafte Gratulationsgedicht überreicht, und da dasselbe weiter nicht bekannt wurde, so werden die zahlreichen Freunde des leider zu früh dahingeschiedenen genialen Dichters es in d. Bl. nicht ungern mitgetheilt sehen. Schließlich sei noch bemerkt, daß der am Ende ausgesprochene Wunsch vor etwa zwei Jahren fast buchstäblich in Erfüllung gegangen ist. 23.

O du, der jeden Tag verschiedne Magen füllt
Mit Fleisch und mit Gemüs', mit Braten zahm und wild,
Der würdig obenan bei Tische präsidirt,
Den Segen seiner Kost an sich hauptsächlich spürt,
Dem unterwürfig ist so Magd, als auch Marqueur:
Es gratulirt dir heut Civil und Militair!
Civil und Militair sind sonsten oft im Streit:
Wenn Eins die Glocke schlägt, dann schweiget jeder Neid;
Civil und Militair setzt sich geruhig hin
Und nur auf Speis' und Trank gerichtet ist der Sinn.
Den Hunger stillen ja sechs Schüsseln leicht und rasch,
An Wasser fehlt es nicht in Wein- und Wasserflasch.
Ein Jeder kriegt so viel, als er nur kann vertragen,
Kein Stand hat ob des andern je sich zu beklagen.
Ein Friedensheiligthum! Und Oberrecht ist Priester,
Die zwei Marqueure sind des Friedenstempels Küster.
Heil! Heil! dem großen Mann, der solche Eintracht schuf,
Der schwitzend Fleisch tranchirt, im edelsten Beruf;
Heil aber auch dem Tag, der ihm den Namen reichte!
O, daß er oftmals noch dem Hochgeschätzten leuchte!
Ihr Götter, schützet ihn und seinen ganzen Stamm!
(Ich meine unsern Wirth zur Stadt von Amsterdam)
Laßt es an seinem Tisch sich stets von Essern mehren,
Bewegt der Menschen Herz, bei ihm oft einzukehren,
Und laßt noch funfzig Jahr hindurch ihn Contos schreiben.
Auf welche Niemand ihm je mag was schuldig bleiben;
Zuletzt erstick' ihn dann im Fett ein sanfter Tod! —
Dies wünscht, Herr Oberrecht, dir deine Table d'hôte.

Bibliographie.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. IV. Zeitungen, Ehrechtsreform, Öffentliche Meinung. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Brach, W., Preußenlieder. Köln, Eisen. 8. 15 Ngr.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 2te Sammlung. Adorf, Verlags-Bureau. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bulwer's, E. L., Sämmtliche Werke. 44ster und 45ster Band. Der letzte Baron. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. 1ster und 2ter Theil. Aachen, Mayer. Gr. 12. Preis für 44sten bis 47sten Band, das vollständige Werk enthaltend, 4 Thlr.

Busch, G. F., Morando Morandini, der furchtbare und unerschrockene Land- und Seeräuber, oder: Der Todtenritter. Eine höchst abenteuerliche Räubergeschichte. Drei Theile. Nordhausen, Fürst. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Danzer, A. E., Geschichte von Marienbad. Mit Dr. Nehr's Portrait und vier lithographirten Ansichten. Prag 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Dingelstedt, F., Wanderbuch. II. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, K. A. F., Geistliche Lieder zu Erbauung. Wismar, Schmidt und von Cossel. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Lange's, J. P., Gedichte. Essen, Bädeker. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Laurop, C. P., Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdliteratur Deutschlands in geschichtlichen, und allgemeinen Umrissen dargestellt. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 22½ Ngr.

Liederbuch für Turner. Herausgegeben von H. Zimm. Parchim, Hinstorff. 16. 5 Ngr.

Lucas, C., Der Zigeuner. Roman. Berlin, Rubach. 8. 2 Thlr.

Maimonides' (Rambam) diätetisches Sendschreiben an den Sultan Saladin. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin für Ärzte und Freunde des classischen Alterthums, mit kritischen und sacherläuternden Noten. Herausgegeben von *D. Winternitz*. Wien, Braumüller u. Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Mickiewicz, A., Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—42. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. (2 Theile oder 4 Abtheilungen.) 1ster Theil 1ste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mundt, T., Gesammelte Schriften, Novellen und Dichtungen. 1ster Band. Leipzig, Einhorn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Proben schleswig-holsteinischer Preßfreiheit, oder die deutsche im Kampfe mit der dänischen Presse. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rank, J., Aus dem Böhmerwalde. Leipzig, Einhorn. Gr. 8. 1 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 25ste Lieferung: Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von L. Roß. 2ter Band: enthält Andros, Syros, Myconos, Amorgos, Astypaläa, Nisyros, Knidos, Kos, Kalymnos, Telendos, Leros, Patmos, Samos, Ikaros, Delos, Rhenäa, Gyaros, Belbina. Mit einem Kupfer, einer Karte und mehren Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, U. R., Das Wesen der Erziehung im Elementarunterrichte mit besonderer Berücksichtigung der Muttersprache. Jena, Cröker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Schreckensjahre von Lindheim. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts. Für das Christenvolk erzählt. Hanau, König. 8. 7½ Ngr.

Schubert, G. H. v., Der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel. Eine Erzählung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Kl. 8. 5 Ngr.

Sonnenschmidt, F. H., Über die Redaction eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches und die in dieser Hinsicht dem Zollvereine beizulegende Bedeutung. Greifswald, Koch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sparre, K. v., Deutschland und die Städteordnung und die Landgemeindeordnung. Gießen, Heyer's Verlag. Gr. 8. 12½ Ngr.

Stegmayer, C., Die Schlacht bei Essegg. Historisches Schauspiel in vier Aufzügen. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 8. 18¾ Ngr.

Steiger, K., Pretiosen deutscher Sprüchwörter mit Variationen. Ein Angebinde auf alle Tage des Jahrs. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die neuern Straf- und Besserungs-Systeme. Erinnerungen aus einer Reise durch bemerkenswerthe Gefängnisse in Algier, Spanien, Portugal, England, Frankreich und Holland. Von J. R. von M——. Mit vier radirten Zeichnungen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Thal, K. von, Das gebratene Herz oder die Gräfin von Rabenhaupt. Romantische Darstellung aus der Vorzeit. Mit Abbildung. Nordhausen, Fürst. 8. 26¼ Ngr.

Humoristische Vorträge. Gesammelt von L. Weyl. Berlin, Verlagsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Ysemer, F. Th., Der Predigtamts-Kandidaten Noth und Klage. Ein Sendschreiben an die evangelische Kirche des preußischen Staates. Berlin, Hermes. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 144. —— 24. Mai 1843.

Kunstbestrebungen der Gegenwart. *)

Toleranz. — Katholische und protestantische Kunstauffassung.

Man kann wol mit Bestimmtheit behaupten, daß alle Kämpfe, welche in der neuern Zeit in geistiger wie materieller Hinsicht geführt worden sind und es noch werden, ihren tiefsten, ja im weitesten Sinne genommen ihren einzigen Grund darin haben, daß man sich bis jetzt nicht über die Auffassung und Bedeutung des Wortes **Toleranz** klar geworden, und ehe die Menschheit sich nicht bequemen wird einzusehen, daß wahre Duldung nicht das Ergebniß einer geringern Schätzung, zu welcher der Drang der Umstände, die Nothwendigkeit, uns zwingt,
ondern nur das Resultat der gegenseitigen **Achtung**
ein muß, nie von einem wirklichen Frieden der Völker
ınd Confessionen die Rede sein kann.

Alle Gleichheitstheorien lassen sich am Ende auf die-
en Punkt zurückführen; der ganze Drang der Gegen-
part, der Kampf der Stände gegeneinander, der Streit
er Stände gegen den Thron, die Reibungen der Natio-
en, endlich der Zwiespalt der Religionsmeinungen, alle
ezwecken, können vernünftigerweise nichts Anderes be-
vecken als die **Gleichachtung** des Menschen im In-
vidunm, Gleichachtung der Stände vor Thron und
esetz, Gleichachtung der Nationen, Gleichachtung der
onfessionen unter sich.

Die Gegenwart kann viel ertragen, aber gegen die
orte: **Alleinniggroß, Alleinigherrschend, All-
nigbeglückend** erhebt sie sich wie ein bäumendes
oß und knirscht die Zügel, weil eine individuelle Über-
bung darin liegt, welcher die Menschheit entwachsen ist.
s Bedürfniß erfand man das juste milieu, welches
r in der Anwendung oft die schreiendste Intoleranz
rd, indem man häufig als **Princip** befolgt, was
s nur **Resultat** sein sollte; als Princip ist Mittel-
sigkeit und Erschlaffen die Folge, als Resultat Bewe-
ıg und Thätigkeit, wie sie zur Erhaltung der Welt
hig. Der Fürst halte die Wage und seine Pflicht ist,
sehen, daß der gesetzmäßige Gang der Schalen nicht gestört werde; legt aber eine Partei so viel in die Schale, daß die andere emporgeschnellt wird, so soll er nicht eingreifen, es ist die höchste **Intoleranz**, um der Ruhe willen dergleichen zu thun, denn was auf Erden wirklich mehr in die Wage zu legen hat, soll auch mehr gelten; wo nicht, so wird der Erfolg sein, daß Gewicht sich auf Gewicht häuft, bis die Stricke zerreißen und die eine Schale sich von dem Wagebalken trennt.

Wenn eine Nation in Wahrheit mehr Kräfte besitzt als andere, so wird sie schon, ohne es selbst auszusprechen, dafür erkannt und geachtet, das sehen wir an England; Frankreich hingegen usurpirte gegen Recht und Sitte die Herrschaft über Europa, Unterwerfung hieß die Münze, wofür es seine prahlerische Freiheit und Gleichheit hergab. In seinen frühern Zustand zurückgebracht, krankt es jetzt an der Idee, mehr Rechte zu besitzen als andere Nationen, **die erste zu sein**, und nur deshalb gerieth es in die isolirte Stellung, weil **Selbstüberschätzung** stets eine **geringere Schätzung** von der übrigen Welt zur Folge hat.

Der Mensch im Naturzustande ward als Herr der Schöpfung geboren, aber wenn er in die Gesellschaft der Menschen eintritt, so wird er einsehen müssen, daß Gott außer ihm noch einige andere Herren der Schöpfung erschaffen, und sich demgemäß fügen; Dasselbe gilt von den Meinungen und Ansichten der Massen, Dasselbe von den **Religionen**. Vor der Reformation konnte sich der katholische Cultus mit mehr Recht den alleinseligmachenden nennen, denn es war in der Christenheit noch kein anderer von wirklich entschiedenem Vorzug vorhanden; seitdem aber ein dreißigjähriger Krieg gezeigt hatte, daß es eine Partei gäbe, welche zu unterdrücken man nicht die Kraft besitze, so mußte man sich entschließen sie zu **dulden**, freilich war es damals nur in dem Sinne der Nothwendigkeit und der mindern Schätzung; nachdem übrigens die Erfahrung von Jahrhunderten gelehrt hat, daß Millionen von Menschen durch die protestantische Religion beglückt und zufrieden gelebt haben, so muß sich bei jedem denkenden Katholiken diese Duldung mit dem Gefühle der Achtung paaren, und wenn es nicht geschieht, so wird der Kampf so lange fortdauern, bis es geschieht.

Jeder Mensch, der sich zu einem Glauben bekennt, aus Überzeugung bekennt, kann es nur, wenn er für

*) Vgl. Nr. 55 d. Bl., wo in dem Aufsatz „Die protestan-
e Kirche" die Ansichten des Verf. dieses Aufsatzes, des Archi-
n A. **Hallmann**, über den Bau protestantischer Kirchen
einem Mitarbeiter d. Bl. beurtheilt wurden. D. Red.

sein *Individuum* diesen Glauben als alleinbeseligend erkannt hat, es mag auch, aus echter Liebe und Mitgefühl, der Wunsch in ihm entstehen, daß seine Mitmenschen diesen Glauben mit ihm theilen möchten; aber wenn er einsieht, daß viele desselben, mit den gleichen Geistes-[illegible], mit dem gleichen Talente, mit ähnlicher Überzeugung, wie er den seinigen, einem andern Glauben nachleben, so wird die Realisirung seines Wunsches eine Überhebung seiner selbst, eine anmaßende *Intoleranz*. Überlassen wir vorläufig die Schlichtung von dergleichen Differenzen der Zeit, machen wir übrigens von dem, uns nicht abzuleugnenden Rechte, die Welt aus unserm protestantischen Gesichtspunkte betrachten zu können und uns in diesem Sinne auszusprechen, Gebrauch!

Manchem wird es vielleicht unnöthig scheinen, solche gewöhnliche und theilweise ausgemachte Wahrheiten hier als Einleitung zu wiederholen; doch wollte ich sie aus zwei Gründen nicht fortlassen, erstens weil ich sie als Stützpunkt für das Folgende gebrauche, zweitens weil eine auf welthistorischen Wolken thronende, nur dem Anblicke des Überirdischen, Unmöglichen und Unerklärbaren zugewandte Betrachtungsweise, wie sie in Deutschland beliebt wird, das Gewöhnliche, d. h. das Praktische vergißt und oft absichtlich ignorirt.

Es ist nun eine unumstößliche Wahrheit und Thatsache, daß die Kunst bei allen Völkern, vom höchsten Alterthume an, sich stets den Religionen aufs innigste angeschlossen, ja sich ihnen gemäß entwickelt habe, indem die Künste dazu dienten, die der Masse unverständlichen Ideen zu versinnlichen und zu erklären. Um so mehr ist es deshalb zum Verwundern, daß bei der Sucht nach Tiefe unter uns Deutschen es noch so selten zugegeben worden, daß eine Kunst, welche dem Protestantismus dienen soll, eine wesentlich andere sein müsse als die, welche dem katholischen Cultus dient, um so mehr zu verwundern, da der Hauptunterschied der Confessionen in der *Form* liegt und die Kunst doch bekanntlich ihre einzigste Ausdrucksweise in der Formenwelt hat.

Dieser Umstand ist es, der leider zu deutlich zeigt, wie wenige Menschen es gibt, die den Muth und die Kraft haben, über gewisse Sachen sich Klarheit zu verschaffen, indem ihnen ein dunkles Gefühl sagt, daß sie sich auf unrechtem Wege befinden, daher Vieles aufopfern müssen, um auf einem andern desto mehr zu gewinnen. So ging denn das Bestreben der meisten bessern Künstler und Gelehrten der letzten Zeit dahin, die am deutlichsten hervortretenden Blößen in den Kunstbestrebungen möglichst zu verdecken, durch erborgte, der Vergangenheit entrissene glänzende Fetzen, ohne die Wahrheit öffentlich einzugestehen, daß sie dadurch der Gegenwart ein ihr unwürdiges Gewand umgehängt haben. Eine Erkenntniß, die allerdings wol großer Opfer werth ist, haben uns die Anstrengungen und Forschungen der letzten Decennien unwiderruflich gebracht, nämlich: daß es ebenso wenig in der Kunst als überhaupt in allen irdischen Dingen und Betrachtungsweisen etwas *Alleinigwahres*, *Alleinigschönes* u. s. w. gibt, sondern, daß dieses Alleinige nur in der Gottheit begründet, von ihr aber in den verschiedensten Strahlen ausströmt und in sie zurückfließt. Man hat erkannt, daß, da jede Kunstepoche ihre besondern Schönheiten darbietet, die Kunst etwas unendlich Höheres sei, als sie in einzelnen Richtungen offenbart. Die Kunst im höchsten Sinne ist die verkörperte, [illegible] geistige Schöpfungskraft des menschlichen Geschlechts, sie wird also mit den verschiedenen Geschlechtern steigen und fallen, entstehen und vergehen, sie wird das Abbild der Empfindungs- und Auffassungsweisen der verschiedenen Geschlechter bleiben, wie die Geschlechter selbst die mannichfache Unendlichkeit des Schöpfers widerspiegeln.

Nur Abgeschlossenheit kann solche Äußerungen hervorrufen, „daß die wahre Kunst nur der Kirche allein dienen dürfe", nur Mangel an Tiefe solche, welche besagen, daß „das Reich der Schönheit allein das Feld der Kunst sei und sie mit religiösen Meinungsverschiedenheiten wenig zu thun habe". Beide Ansichten sind im engern Sinne falsch, in der weitesten Bedeutung der Worte wahr, aber die eigentliche Wahrheit schwebt über beiden erhaben; denn die Kunst kann und soll nur das *Göttliche* deuten helfen, und ihr Reich ist unendlich, wie die Gottheit in jedem Geschöpfe nach Verhältniß unendlich groß erscheint.

Die Kunst des Mittelalters war durchaus *symbolisch* und diente, wie gesagt, dazu, der geistig ungebildeten Masse sinnlich vorzustellen und sichtlich zu erklären, was sie geistig nicht zu fassen im Stande war; deshalb war auch zunächst die Schönheit der Darstellung insofern Nebensache, als die Deutlichkeit, die Verständlichkeit des *Darzustellenden* Hauptzweck war. Es erklärt sich also von selbst und ist höchst interessant, es allmälig in dem Gange der Kunstentwickelung zu erkennen, daß die rohesten und dann wiederum die Zeiten des Verfalls für die religiösen Darstellungen die grassesten und barbarischsten Gegenstände wählen, anfangs um die feinere Eindrücke übersehenden Augen zu fesseln, später um die übersättigten zu reizen oder zu blenden. Ebenso natürlich ist es, daß die Blüte der christlichen Kunst in die Mitte dieser Zeit fällt, wo also die Darstellung den Grad der Schönheit erreicht hatte, um das gebildete Auge zu befriedigen, ohne durch den Reiz der Darstellung die tiefere Bedeutung des Gegenstandes zurückzudrängen; denn es ist nicht zu vergessen, daß die christliche Kunst nie das Göttliche selbst darzustellen beabsichtigte, sondern nur die *christliche Lehre zur Erkenntniß des Göttlichen* dem Volke anschaulich machen wollte; die christliche Kirche diente, um einen Vergleich zu gebrauchen, der Menschheit in demselben Sinne wie dem Kinde die Bilderfibel, um zu lernen, wie denn überhaupt jede Kirchenform ihr Ziel erreicht, sobald sie ihre Heerde so weit geführt hat, ihr Verhältniß und ihre Stellung gegen Gott und die Welt in Wahrheit zu würdigen und demgemäß zu leben.

Für Alle, welche an einen Fortschritt des menschlichen Geschlechts glauben, mußte also ohne Frage der Zeitpunkt einmal eintreten, wo diese Art des Unterrichts mit einer höhern vertauscht zu werden gewünscht würde, wie der

Mensch, [illegible] über das Gelesene nachzudenken, wie in allen christlichen Orden verschiedene Stufen, wie sogar schon im Alterthume bei jedem Tempel verschiedene Grade bestanden und die Eleusinischen Geheimnisse sicher nichts Anderes sein konnten als eine formlosere Fassung der Glaubenslehren. Es gab daher auch schon vor der Reformation Viele, denen das für sie hohl gewordene Formenwesen lästig und überflüssig erschien, sie mußten anfangen, in den Bildern, um sie zu bewundern, etwas Anderes zu bewundern als den Gedanken, der zum Grunde lag, nämlich die Darstellungsart selbst; so wurde die Schönheit in den Kunstleistungen ein neuer Cultus, neben dem ursprünglichen, für Die, welche im Stande waren, sich zu dieser Höhe emporzuarbeiten. Aber selbst diese Richtung hatte ihre Zeit und die Kunst entwuchs der Kirche und kehrte in das große und wirkliche Leben zurück; denn sie hatte ihre Aufgabe vollendet, sie hatte durch der Wirklichkeit entlehnte, aber für das zu Erklärende symbolische Formen die Lehre verstehen gemacht: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott."

Die mittelalterliche Kunst wie überhaupt der katholische Cultus hatte die Menschheit so weit geführt, daß sie im Stande war, das Wort ohne Symbolik zu verstehen, da geschah die Reformation, der Protestantismus trat auf und unterscheidet sich durch nichts vom Katholicismus als dadurch, daß er auf Entfernung dieser Mittelglieder, welche hinfort mehr verwirrten als nützten, drang. Christen bleiben wir nach wie vor, nur suchen wir unser Verhältniß zum Schöpfer jetzt durch das Wort zu erklären, und wir fanden, daß durch die Schärfe des Wortes sich der Erkenntniß der Wahrheit in der Lehre von Gott unendlich näher kommen lasse als durch die bildliche Darstellung; die Wissenschaft tritt hinzu und beginnt Das für den Protestantismus zu thun, was die Kunst dem Katholicismus geleistet, die Predigt stellt sich an die Stelle der Bilder: durch die Leuchte der Wissenschaft suchten die Protestanten ihre Begriffe aufzuhellen und ihren Glauben zu läutern; nach vielen Irrthümern, wie bei allen menschlichen Dingen vorkommen, wurden wir endlich zur letzten Stufe geführt, die der Mensch auf Erden zu ersteigen haben wird, nämlich: einzusehen, daß die Gottheit selbst ebenso unerfaßbar für unsere geistigen Augen, als das Innere der Sonne es für unsere körperlichen bleiben wird; beide schweben über uns, aber wie die Sonne in dem Segen ihrer Wirkungen zu erkennen ist, offenbart sich die Gottheit in der Gesammtheit ihrer Schöpfungen, und unsere Religion ist, zu erkennen, daß Gott jedem seiner Geschöpfe innewohne, und ihn in seinen Geschöpfen selbst zu verstehen und zu verehren; so tritt die Religion wirklich ins Leben wieder ein und wird die Welt, welche sie bis jetzt fast ausschließlich als in der Kirche wohnend betrachtet, in Wahrheit beleben und beglücken, Kunst und Wissenschaften beginnen das ungleich größere Werk, statt das Göttliche durch Gleichnisse es nun durch das Geschöpf im Geschöpfe selbst zu erklären.

Im Allgemeinen ist diese Art [illegible] ein Ideal, jedoch, sofern es die Kunst betrifft, beweist die Betrachtung hinreichend, daß die Kunst im protestantischen Sinne nie eine symbolische Kraft gleich der des Katholicismus sein kann und sein wird. Denn will man in protestantischen Kirchen Bilder anbringen, so kann das im protestantischen Geiste nicht geschehen, um symbolisch etwas damit zu versinnlichen, sondern nur um an ein für den Entwickelungsgang unsers Glaubens wichtiges Ereigniß zu erinnern. In diesem Sinne feiert auch der wahre Protestant das heilige Abendmahl, er erhebt sich zur Besserung durch die Erinnerung an die Größe Desjenigen, der es einsetzte. Nur in diesem Sinne habe ich für den Dom in Berlin (wenn er nämlich gebaut werden sollte) Malereien und zwar auf Goldgrund gewünscht, indem ich damit nur eine Andeutung des Entwickelungsganges der Christenheit bis auf uns beabsichtigte, welche gleichsam als Hintergrund für die sich im Leben der Gegenwart bewegenden Gestalten dienen sollte; sowie man danach strebt und es gerne hat, eine Legende im Urtexte zu lesen, ohne jedoch jedes Wortbild für buchstäblich zu nehmen. Der katholische Cultus hat, während die Zeiten und die Menschen sich änderten, seine Form beibehalten; für diese Kirchenform bestreite ich nicht, daß Vorstellungen in der Art und Weise, wie Overbeck sie schafft, die geeignetsten sein mögen; aber ob sie noch den Eindruck hervorbringen, den die Malereien in der Zeit hervorbrachten, welcher sie entlehnt sind, darauf müssen Katholiken antworten, möglich, daß es für einen Theil derselben der Fall ist, aber die Geschichte lehrt, daß die Masse der Gebildeten dieser Kirche jener Symbolik entwachsen war, denn auf dem Felde des Katholicismus selbst entstand ja die sogenannte Ausartung der Kunst, ein sicheres Zeichen für das Bedürfniß eines andern Zustandes: dies Factum der Geschichte kann man nicht umstoßen. Für den flüchtigen Überblick könnte es auffallen, daß ich die Darstellungen von Cornelius in der Ludwigskirche zu München einen Fortschritt der Kunst genannt habe, indem sie doch derselben Richtung, welche Overbeck verfolgt, angehören, und was die Ausführung betrifft, die letztern den erstern durchaus nicht nachstehen. Die Overbeck'sche Richtung erzielt aber, wie der Meister es selbst ausgesprochen, die Zurückführung der Kunst in jene ältere mehr symbolische Darstellungsweise des Mittelalters, während Cornelius, mit mächtigerm und stärkerm Geiste bemüht gewesen, die ganzen verschiedenen Darstellungsarten der katholischen Kunst zusammenzufassen und in der Decoration der Kirche die ganze katholische Kirchenlehre selbst zu symbolisiren. Es ist als eine Zusammenfassung aus allem, oft zerstreut Vorkommenden, in dieser Hinsicht ein Fortschritt, aber auch zugleich eine Grenze, denn so gerne ich bereit bin anzuerkennen, daß es schwerlich einen Künstler fernerhin geben wird, der dies mit mehr Geist und Kraft vollführen dürfte, so sehr bin ich überzeugt, daß eine ähnliche Darstellung die beabsichtigte Wirkung gänzlich verfehlen muß und deshalb für die Folge überflüssig sein wird,

Dann sie belehrt, aber erfreut den Geist nicht, sie deutet, aber erwärmt nicht, denn sie belehrt und deutet nicht in dem Grade, kann es nicht, als es die Schrift selbst kann, und die Kunst erscheint am ohnmächtigsten, wo sie am höchsten hinaufsteigen wollte.

Ich kann es nicht genug herausheben, wie das Geäußerte lediglich eine Betrachtung aus protestantischem Standpunkte, aber nicht im entferntesten eine Herabsetzung jener Richtung sein soll; dem sie paßt, der folge ihr; ich bin nur bemüht zu entwickeln, daß für Protestanten die Kunstbestrebungen auf einem ganz andern Felde liegen als in der Kirche speciell genommen, daß der Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Kunst nicht etwa ein kleiner, auf unbedeutender Meinungsverschiedenheit beruhender, sondern ein gewaltiger, das ganze Gebiet der Kunst verändernder sei, und endlich, daß man aufwachen möge aus diesem Irrthume und nicht ferner der protestantischen Kunst dadurch aufzuhelfen sich bestrebe, ihr Dinge anzukleben, die keinen Zusammenhang mit ihrem innern Wesen haben. So wenig der protestantische Gottesdienst von katholischer Kirchenform haben will, so wenig kann die protestantische Kunst von katholischer Auffassungsweise gebrauchen.

Es thut mir wehe, daß man z. B. in Berlin nicht zur Klarheit über diese Grundzüge kommen will, deshalb in der Beförderung und Beschäftigung der Künste stets schwankt und so die von katholischer Seite oft ausgesprochene Behauptung zur Wahrheit macht: „der Protestantismus sei der Förderung und dem Gedeihen der Kunst entgegen". So ist für den denkenden Menschen gar nichts daran gelegen, ob die Form eines protestantischen Domes mit irgend einer bestimmten Form der Vergangenheit übereinstimmt, wol aber, ob ein neuer Dom seinen für die jetzige Generation leisten sollenden Zweck hinlänglich erfülle. Wenn eine Basilikenform vor 1000 Jahren zweckmäßig war, so ist es deshalb nicht nöthig, daß sie es jetzt noch sei; man thut am besten, sich dem wahrhaft natürlichen Gange der Geschichte zu unterwerfen, auf diesem Wege gelangt man zu Resultaten, welche nicht als etwas der Gegenwart Entfremdetes plötzlich in die Zeit einschneiden, man kann sich aus dem Überkommenen das möglichst Benutzbare heraussuchen und es anwenden; ein solches habe ich bei dem von mir entworfenen Plane versucht, ohne den Glauben, das Beste geleistet zu haben, aber wol in der Überzeugung, dem richtigsten Principe zu folgen. Weder im Leben der einzelnen Menschen noch in dem Gange der Jahrhunderte negirt man ungestraft ganze Epochen, und wenn das im Allgemeinen wahr ist, so ist es ebenfalls in der Kunst. Es ist auffallend, daß in einer Zeit, wo man fortwährend mit welthistorischer Bedeutung um sich wirft, man es nicht einsehen will, daß kein Schritt der Geschichte ohne eine solche Bedeutung ist, indem jeder Schritt ein endliches Resultat vorbereitet oder fördert, es könnte also füglich die welthistorische Bedeutung beiseite geschoben werden, als etwas ganz Alltägliches, man würde dann völlig [illegible] als Bestimmter auftreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Auch politische Poesie!

In einem Dorfe von Mittel-Deutschland bildete sich vor etwa einem Jahre eine Schauspielergesellschaft, und auch der Dichter der nöthigen Trauer-, Schau- und Lustspiele fand sich in der Mitte derselben; sie spielten anfangs in dem eigenen, dann auch in den benachbarten Dörfern. Schreiber dieses kam bald nach einer solchen Aufführung in die Gegend und erfuhr hier von einem alten Bauer, daß er zwar den Titel des Stücks nicht mehr wisse, sein Inhalt aber sei folgender gewesen: Um eine Krone streiten zwei Prätendenten, der Bürgerkrieg bricht aus und der eine Kronbewerber ist bereits dem Unterliegen nahe; da verspricht er nicht nur, sondern erläßt sogleich für den Fall seines Sieges eine höchst freisinnige Verfassung. Das wirkt entscheidend: in kürzester Frist ist sein Gegner von allen Anhängern verlassen und der liberale Fürst ergreift unter allgemeinem Jubel das Scepter. Nun sage man noch, daß in der Menge des Volks kein Sinn für freie Verfassungen lebendig sei!

Etymologisches.

Marode, Marodiren leitete man in der Kindheitsperiode der Etymologie wie so manches andere Wort aus dem Hebräischen her, später von einem Volksnamen. Eine andere Ableitung ist in den abenteuerlichen „Simplicissimus" enthalten. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges habe ein Graf Merode ein Regiment gesammelt, welches aber aus dem allererbärmlichsten Gesindel zusammengesetzt gewesen sei und sich, statt durch seine Kriegsthaten, nur durch Betteln, Rauben und Plündern ausgezeichnet habe, deshalb habe man zuerst die Leute dieses Regiments, dann alle Soldaten, die, vom Heere sich trennend, ein ähnliches Leben führten, Merodebrüder genannt, und so sei dies Wort allmälig in allgemeinen Gebrauch gekommen. Das orthographische Bedenken, welches man gegen diese Ableitung haben könnte, wird dadurch beseitigt, daß im „Simplicissimus" selbst bald Merode-, bald Marodebrüder geschrieben ist. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 145. —— 25. Mai 1843.

Kunstbestrebungen der Gegenwart.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

Nach dieser Abschweifung treten wir der protestantischen Kunstauffassung etwas näher: Overbeck hat in seiner Behauptung, welche die Künstler so sehr frappirte, „daß Rafael's Hand in das verbotene Reich gegriffen habe", von dem Standpunkte, wo die Religion in der Kirche allein wohnt, ganz recht; nach unserer Lesart will es freilich nichts Anderes heißen, als daß Rafael wol eingesehen habe, daß Gott nicht allein durch die Lehre, sondern durch das Geschöpf unmittelbar erklärt und verstanden werden könne, und strenge genommen war Rafael in der spätern Ausübung seiner Kunst schon mehr Protestant als Katholik. Am deutlichsten tritt dieser Contrast in der Schule von Athen hervor, wo durchaus nichts mehr symbolisch, sondern alles natürlich erscheint, wo aber, durch die Anschauungsweise der Zeit, noch das Streben sichtbar ist, den Begriff oder sozusagen die Erklärung des wissenschaftlichen Schaffens darzustellen, dieser Zusammenhang aber durch die Zusammenstellung von einer Menge in sich vortrefflicher, jedoch eigentlich ohne Beziehung aufeinander dastehender Gestalten nicht hinlänglich sich ausspricht. Dieses Bild bedeutet nichts mehr, es ist etwas, d. h. es ist kein Symbol, sondern Wirklichkeit, es bedeutet nicht die Wissenschaft, denn Wissenschaft oder Philosophie lassen sich nicht malen, sondern nur in ihren Wirkungen erkennen, es stellt uns einzelne Männer in ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen dar, und diese Gestalten sah Rafael mit seinen Augen im Leben sich ebenso bewegen, ob sie nun gerade dasselbe Costum getragen, ist gleichbedeutend. So sind die Rafael'schen Madonnen keine Mütter Gottes, nach dem strengen Begriff der Kirche, sondern es sind göttliche Mütter, d. h. Gestalten des Lebens, in denen sich das Göttliche der menschlichen Natur auf das vollkommenste ausspricht; nach dem Principe der katholischen Kirche können sie im strengsten Sinne keine Andacht mehr erwecken, nach protestantischer Anschauungsart können sie anbetungswürdig sein, indem sie auf die Herrlichkeit Gottes auf die edelste Weise hindeuten. Nach unserer Denkart erhebt sich der Mensch mit der Seele und die Seele erhebt sich bei jeder Ahnung der Gottheit, denn sie ist ein Theil von ihr: ein Strahl der Morgensonne öffnet die Kelche der Blumen und als Dankopfer strömen sie ihren Duft aus! Deshalb genießt der wahre Künstler das Leben mehr als viele andere Menschen, weil er die Fähigkeit hat, mehr durch das Göttliche in der Natur angeregt zu werden, und durch die Wirkung seiner Werke kann und will er nichts bezwecken, als die Masse der Menschen, welche diese Empfänglichkeit nicht besitzt, durch sein Gebilde als Mittelglieder auf das göttliche Dasein hinzuweisen; insofern ist denn auch die protestantische Kunst symbolisch, indem sie nur das individuelle Abbild des Göttlichen an die Stelle des Schöpfers selbst setzt; in diesem hohen Sinne sagt auch Goethe:

> Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß,
> Das Unzulängliche hier wird's Ereigniß,
> Das Unbeschreibliche hier wird's gethan,
> Das ewig Weibliche zieht uns hinan!

Die protestantische Kunst soll und will keine Wunder darstellen, die wir weder begreifen noch sehen können, will keine Unmöglichkeiten darstellen, sondern nur die Wunder, welche uns auf jedem Schritt entgegentreten, wenn wir sie nur sehen wollen; wir brauchen gar keine andere Wunder als die wirklichen, um unsern Glauben zu stärken, darum geschehen auch wahrscheinlich jetzt keine unnatürlichen mehr.

Die Kunst im protestantischen Sinne will ähnliche Gefühle und Eindrücke hervorrufen als die Natur selbst, aus künstlerischem Standpunkte fragen wir nicht, was soll jener Baum bedeuten, wir fühlen die Schönheit desselben und freuen uns darüber; wir fragen nicht, weshalb steht der Berg da? wir sehen ihn und sind entzückt über sein Dasein; wir grübeln nicht beim Anblick des Meeres, das unsere Füße bespült und in unabsehbarer Ferne mit dem Azur des Himmels verschwimmt, die Seele jauchzt auf und strebt der Unendlichkeit nach, und wenn es Momente gibt, wo der Mann in der Umarmung des Weibes selig ist, so fragt er nicht, was ist Liebe? er fühlt sie und denkt nichts! Es ist ganz unmöglich, in den Anblick von Naturschönheiten versunken zu sein, ohne an etwas Anderes zu denken als das Göttliche, was darin ausgedrückt erscheint; deshalb ist auch jeder Kunstgenuß desto stärker, je unmittelbarer er mit dem Gefühle aufgefaßt werden kann, und wird schwächer und schwächer, je mehr der Verstand oder gar das erlernte Wissen dabei den

Commentar machen muß; solche Darstellungen erfreuen nicht, sie interessiren nur.

Das Feld der protestantischen Kunst ist also vorzugsweise die Wirklichkeit, worunter nicht nur etwa unsere jetzige Lebensweise zu verstehen, sondern überhaupt das Leben des menschlichen Geschlechts, in allen Epochen, mag es in dieses oder jenes Gewand gehüllt sein, das ist im weitesten Sinne gleichbedeutend; die Geschichte der Menschen, d. h. die sichtliche Offenbarung Gottes, im Entwickelungsgange der Schöpfung, das Leben, und da sich das Leben am stärksten in den Thätigkeiten der Geschöpfe, in den körperlichen und Seelenbewegungen der Menschen charakterisirt, die Handlung, die Thaten. Eine solche Kunstauffassung nähert sich in gewisser Hinsicht der Kunst des Alterthums, nur daß wir z. B. die Naturkräfte nicht als Götter in menschlicher Gestalt darstellen, sondern daß wir das Göttliche der Naturkraft durch sie selbst am deutlichsten ausgedrückt und erklärt erkennen. Dies bezieht sich zunächst auf die sogenannte leblose Natur, wir ziehen es vor einen Strom zu malen statt des Flußgottes, lieber den Baum statt der Dryade, lieber die Quelle statt der Nymphe, lieber das Meer selbst als den Neptun u. s. w.; dieser Art von Symbolik sind wir ebenso wol entwachsen als der christlichen. Sofern aber die menschliche Gestalt und das Thun der Menschen stets der Hauptgegenstand der Kunst bleiben wird, so können wir bei der Darstellung derselben uns immerhin bemühen, die herrlichen Antiken zu erreichen und wo möglich zu übertreffen.

Ein schlagendes Beispiel für unsere Betrachtungsweise gibt uns die Architektur, auch schon deshalb die erste der Künste, weil sie nur des Gefühls bedarf, um aufgefaßt und empfunden zu werden. Der Beschauer fragt nicht: Was ist es, das mich beim Eintritt in eine schöne Kirche erhebt? Warum oder was bedeutet es, daß mich der Eindruck einer schön geschmückten Halle oder eines geschmackvollen Saales erfreut? und er genießt die Wirkung dieser Kunst deshalb nicht weniger, weil er sich das Wirkende nicht zu erklären versteht. In der Architektur sind es überdies nicht einmal die Formen der Natur selbst, sondern nur die ewigen Gesetze des Gleichgewichts und der Statik, wonach die Welt sich hält und bewegt, durch den Menschen dürftig nachgeahmt, und wie viel ergreifender könnte die Wirkung der andern Künste sein, denen es erlaubt ist, sich in Formen der Natur unmittelbar auszudrücken.

Ein Kunstwerk kann dem Künstler viele Anstrengung und Kopfbrechen kosten, er kann unendlich viel gedacht und geschafft haben, um es zu erzeugen, aber er soll dadurch den Beschauer gleichsam der Mühe überheben und ihm das Resultat seiner Anstrengungen geben, statt zu verlangen, daß man ihm auf seinem Wege dazu folge. Ein großer Philosoph sagt z. B. die Wahrheit sei einfach, aber statt Das, was er für wahr hält, und das, wenn es wahr ist, der Menschheit doch nur allein nützen kann, als ein Resultat in wenig Worte zu fassen, muß er ein halbes Jahr Vorlesungen darüber halten, wo den Zuhörern von dem Wuste von Gegenständen und Stoffen, Begriffen und Definitionen der Kopf so zu schwindeln anfängt, daß sie das bischen Wahrheit ganz aus den Augen verlieren. Eine ähnliche Wirkung üben ungeheuer tiefgedachte undarstellbare Unmöglichkeiten, worin man nur zu oft das Höchste der jetzigen Kunst zu finden für gut hält, auf das unglückliche Publikum aus, und da die Künstler erster Classe, d. h. die Historienmaler, bemerkt haben, daß das Publicum vor ihren Bildern vorübergeht wie vor leeren Mauern, so ist es Mode geworden, in die Ecken der Gemälde erklärende Anschlagszettel anzuhängen, ein offenbarer Fortschritt gegen die byzantinische Urzeit der christlichen Kunst, wo den unerklärlichen Figuren die Zettel aus dem Munde hingen.

Ebenso wenig als der Staat Soldaten halten soll, nur um Soldaten zu haben, sondern zur Aufrechthaltung der Gesetze und zur Vertheidigung des Vaterlands, ebenso wenig soll ein Kunstwerk seiner selbstwillen geschaffen werden, sondern zunächst um zu wirken, und diese Wirkung muß keine nur einzelne Individuen, sondern die größere, bessere Masse der Menschen erfassende sein, d. h. das Bild muß verständlich sein und deshalb einfach; diese Einfachheit bezieht sich übrigens nicht auf die Menge der Figuren oder auf den Reichthum der Scenerie, sondern auf die Einfachheit der Handlung und des Gegenstandes, mit andern Worten, es muß natürlich sein. Es gibt wol jeder Mensch von Gefühl zu, daß ihm ein einzelner vollendet gemalter Kopf lieber sei als eine Composition von 30 — 50 Figuren, bei denen die Schönheit der Darstellung vernachlässigt ist; es mag nun den Einsturz der Welt darstellen, es erschüttert und erfaßt nicht mehr darum, sondern weniger als der einzige Kopf, denn in ihm allein kann eine ganze Welt liegen!

Nach unserer Betrachtungsart verdient Alles, was überhaupt edele und nach den verschiedenen Abstufungen der Bildung und Empfänglichkeit gute Empfindungen und Eindrücke hervorrufen kann, dargestellt zu werden und wird—seiner Wirkung um so mehr gewiß sein, je ausgezeichneter, je vollendeter, je harmonischer der Vortrag und die Darstellungsart ist. Das absichtliche Herabsetzen der Vollendung in der Malerei ist eine Thorheit, eine Impotenz Derjenigen, welche, weil sie nicht können, aus der Malerei gerne eine Zeichen- oder Componiranstalt machen möchten; wenn ich zu sagen hätte, sollte mir fortan Niemand mehr malen, der das Praktische der Malerei gering achtet, er möge denn lieber ein Denker werden, ein Maler ist er nicht. Man wird einen Jeden auslachen, der da behauptet ein Dichter zu sein, und seine sehr schönen Gedanken nur in hinkenden Versen oder in holperigter Prosa zu Tage fördert; ein poetischer Mensch kann er sein, aber, um wirklich schöne Gedanken in vollendeter Form zu geben, gehört sich's, außer der Gabe noch die Geisteskraft zu haben, die Gedanken vom Haupte bis zur Feder gehen zu lassen und dabei nichts von der Frische derselben einzubüßen, darin erst zeigt sich das wahre Genie! Auf diese Art gibt es viele Künstler! sie können nur ihre Kunst nicht treiben! Kann der Künstler, der Maler denken, nun so suche er sich die Kraft

zuzeigen, das Bild seiner Gedanken so unmittelbar als möglich wiederzugeben; wenn er dagegen, durch unendliches Cartonzeichnen ermüdet, endlich zum Malen kommt, so muß ihn das natürlich langweilen, indem er sich selbst genöthigt ist zu copiren und die Farbe und das sogenannte Machwerk nur so beigibt wie der Schlächter den Knochen bei gekauftem Fleisch.

Für gefühlvolle Augen wird geistvolle Form immer mehr Bedeutung haben als formloser Geist; zu vollendeter Form gehört aber nicht blos Zeichnung, sondern der geistvollste, der gefühlvollste, der innigste Pinsel; jedoch da liegt der Stein des Anstoßes, das läßt sich nicht mit dem Verstande auffassen, so weit reichen Schulen und Akademien nicht. Das Machwerk, was da gelehrt werden kann, ist freilich nur ein hohles; jetzt sind die meisten Kunstwerke freilich nichts als zusammengeflickte Schulmaximen und Systeme, kluge Denker verschanzen sich hinter einem unübersteiglichen Bollwerke von Stil und hoher Auffassung und schlagen die Seele zurück; laßt der Jugend die Freiheit, wieder seelenvolle Menschen zu werden, und ihr werdet seelenvolle Künstler und Kunstwerke haben!

Es ist merkwürdig, wie die Verschrobenheit ganze Generationen durchdringen kann; so hat man noch vor kurzem darüber gestritten, ob die Wissenschaft dadurch einbüße, daß sie sich verständlich auszudrücken bestrebte und so mehr Allgemeingut der Nation würde. Ebenso ist es mit der Kunst, man wagt es zu behaupten, ohne verhöhnt zu werden, daß die höhere Kunst sich nicht mit Darstellung des jetzigen Lebens befassen könne! Was in aller Welt will denn Wissenschaft und Kunst, wenn sie es sich nicht zum Höchsten anrechnen, der Nation, der Welt möglichst zu nützen; was will denn Poesie? Will sie sich selbst vergöttern? Statt einer Masse politischer Bänkelsänger, wäre es nicht besser, wenn Leute, welche die Sprache in der Gewalt haben, sich bemühten, eine gediegene Sprache in der Journalistik einzuführen, um dadurch zu zeigen, daß die Intelligenz in Deutschland wirklich höher stehe als in andern Ländern, statt daß jetzt dadurch gerade das Gegentheil bewiesen wird. Es hat mehr Werth für die Menschheit, wenn der Bürger am Abend oder in seiner Ruhezeit durch werthvolle Aufsätze, die sein Leben und Treiben behandeln, unterhalten wird, als diese Unterhaltung nur allein im sogenannten Reiche der Poesie für möglich zu denken, und er dadurch gezwungen wird, sich aus seinem reellen Zustande herauszusehnen, statt sich darin glücklich zu fühlen. Die Sucht nach Luxus ist im weitern Sinne nur die Folge davon, daß die Kunst nur allein dem Luxus dient.

Es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß in Berlin, wo die Elite der Gelehrten und somit die einsichtsvollsten Männer beisammensitzen, nicht einer, nicht ein Einziger auftritt, und anstatt sich in dem Gebäude seiner Theorien zu bespiegeln, es vorzieht, das allgemeine Verlangen nach Klarheit, den Wunsch eines edeln Königs nach einer würdevollen Besprechung der wahren Interessen des Landes durch eine gediegene Zeitschrift zu beschäftigen, nicht einmal den immensen Einfluß zu rechnen, den ein ähnliches Unternehmen einem Manne von Charakter verschaffen würde; sonst gäbe es doch [illegible] genug in der Welt, es wird also eine Ohnmacht zum Grunde liegen, denn die Presse ist frei genug, das beweisen einzelne anderweitige Erscheinungen. Man brüstet sich mit deutscher Tiefe und verwechselt Tiefe mit Gelehrsamkeit, man begnügt sich auf dem Katheder alle Entwickelungsphasen der Geschlechter ab ovo bis auf uns zu demonstriren, aber man findet seine Belohnung nicht in dem Nutzen dieser Anstrengungen, sondern nur in dem Beifall der Zuhörer, den Tischreden bei Festschmäusen, oder dem Orden oder Titel, welchen der Hof schickt. Das Schreiben ist doch sonst bei Gott nicht die schwächste Seite der Deutschen, man sieht aber hieraus um so deutlicher, wie überallemaßen jämmerlich es bei uns bestellt ist, sobald es sich um Nutzen und Praxis handelt.

Es ist an der Zeit, daß Künste und Wissenschaften heruntersteigen von eingebildeter Höhe und den Traum aufgeben, sich wegzuwerfen, wenn sie der Nation zu Herzen sprechen; gerade weil ich die Kunst unendlich hoch achte, wollte ich lieber meine ganzen Entwürfe und Studien zerreißen, meine Pinsel zerbrechen und mit der Hand das Land bauen, statt Kunstwerke fördern zu helfen, die weder erwärmen noch nützen. Es hat lange genug gedauert, daß man sich bemüht hat, Kunst und Wissenschaft dem Leben möglichst zu entfremden und ihre Höhe in der Unverständlichkeit zu suchen, sie müssen sich dem Leben wieder nähern oder sie sterben. Die alten Höhlen der Vorurtheile, die sogenannten Schulen müssen zusammenstürzen und ihre Aushängeschilder System und Stil als etwas Lächerliches abgerissen werden, es muß in Deutschland in geistiger Hinsicht eine Schlacht geschlagen werden, wie die bei Jena für die schönstexercirte Armee der Welt, ehe Deutschland praktisch wird und sein wahres Bedürfniß erkennt, und wie Preußen durch die Kraft eines tapfern und ungeschulten Volks gerettet wurde, so wird es z. B. die Kunst durch die Richtung, die man jetzt am geringsten achtet, denn sie ist in diesem Augenblicke die einzig gesunde, sie wird es durch die Männer, die man der Kunst gefährlich nennt, weil die Kaste, welche die alleinige und erste Kunst gepachtet zu haben glaubt, schon eine Ahnung hat, daß sie unterliegen müsse und auch schon theilweise unterlegen ist.

Wenn das Junge Deutschland seinen Credit verloren, so geschah es, weil ein großer Irrthum dabei zu Grunde lag, nämlich eine Überhebung der Jugend über das Alter. Das Alter kann so wenig ohne die Jugend oder das Neue fertig werden als die Jugend ohne das Alter, sie ergänzen einander; aber es gibt eine Epoche im Leben, welche weder an Jugend noch Alter speciell geknüpft ist, es ist die Reife. Ein reifes Deutschland thut noth, weder ein junges noch ein altes, es braucht in keiner materiellen Verbindung zu stehen und braucht keine Anführer; aber sein Streben sollte sein, durch klare Darlegung der Verhältnisse den Einbildungen der Jugend und des Alters die Wage zu halten, sein Organ sei die Presse

sein Wirkungskreis das praktische Leben. Fassen wir nun nochmals das Gesagte zusammen, so soll die protestantische Kunst den Beweis liefern, daß wahre Poesie im wirklichen Leben sei, nicht außerhalb des Lebens, daß das Göttliche in den Geschöpfen selbst, nicht von den Geschöpfen getrennt existire, und zwar in einem Sinne, der die Kunst nicht zum bloßen Abschreiben der Natur erniedrigt, sondern in dem Sinne des folgenden Spruches:

> Nicht, was ich sehe, will ich wiedergeben,
> Nein, was ich fühlte, wie ich sah!
> Zu formen strebt' ich jenes innre Leben,
> Was aus dem Spiegel meines eignen Ichs
> Mir von der Wirklichkeit zurückgeworfen.

(Der Beschluß folgt.)

Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands von Ludolf Stephani. Mit sechs Steindrucktafeln. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1843. 8. 24 Ngr.

Schon durch andere, in neuester Zeit erschienene Reisebeschreibungen, z. B. von Roß, Ulrichs u. s. w., hat es sich klar herausgestellt, welchen Nutzen dieselben für nähere Kenntniß Griechenlands, des gegenwärtigen sowie des alten im neuen, und sowol in geographischer und archäologischer Hinsicht als in andern allgemeinern Beziehungen, wenn nur sonst die Reisen mit Aufmerksamkeit, Umsicht und Genauigkeit gemacht werden und die Reisenden im Besitze der erfoderlichen Kenntnisse sich befinden, zu gewähren im Stande sind. Auch die vorliegende Reisebeschreibung durch einen Theil des nördlichen und nordöstlichen Griechenlands vermag unsere Kenntniß davon zu vermehren, zu bereichern und zu berichtigen, besonders auch insofern, als sie namentlich die Insel Euböa zum Gegenstande hat, die noch wenig von Reisenden besucht und untersucht worden ist, die z. B. auch Brandis im ersten Theile seiner „Mittheilungen über Griechenland" weniger in den Kreis seiner Reiseskizzen gezogen und die dennoch in mancher Rücksicht beachtet und näher untersucht zu werden verdient. Allerdings hat nun der Verf. der vorliegenden Reise vorzugsweise das Alterthum und was sich von ihm auf Euböa, sowie in den andern, von dem Reisenden besuchten Königreichs Griechenland in Inschriften u. s. w. erhalten hat, ins Auge gefaßt; indeß berücksichtigt er auch die Gegenwart des Landes und Volks, und es ist in jener, wie in dieser Hinsicht Manches aus der Reise zu lernen. Namentlich auch in Betreff der alten Geographie ist dies der Fall. Umständlicher verbreitet sich der Verf. über die Lage alter Städte, nach den mehr oder weniger erhaltenen Spuren derselben, z. B. über die Lage des alten Herakleia nicht nicht weit von den Thermopylen, über die Stelle des alten Kolonos u. s. w., und es wird dabei natürlich auch über alte Architektur und Sculpturen berichtet. Außerdem sind des Verf. Mittheilungen besonders in Ansehung erhaltener Inschriften von nicht geringem Interesse und er theilt davon viele, zum Theil schon bekannte, zum Theil unbekannte von Werth, mit. Unsere bisherige Kenntniß Griechenlands in geographischer Beziehung erscheint auch nach Demjenigen, was Stephani in Folge seiner Untersuchungen ausspricht, noch als ziemlich mangelhaft, und z. B. selbst den Karten von Griechenland von Kiepert werden im Allgemeinen und Einzelnen manche Unrichtigkeiten nachgewiesen. Von Dem, was aus den Mittheilungen in vorliegender Reise besonders der Gegenwart Griechenlands angehört, will Rec. hier nur Dessen gedenken, was über einzelne Sitten und Gebräuche im Leben des Volks, deren manche das alte Griechenland gänzlich unverändert und wohlerhalten im neuen erscheinen lassen, über den Volksgesang, den Tanz und das Volkslied der heutigen Griechen gesagt wird. Auch einige Volkslieder von nicht gewöhnlicher Erfindung werden hier, je doch nicht durchgängig richtig, in der Originalsprache mitgetheilt. Im Ganzen ist es dem Rec. auch aus dieser Reise klar geworden, daß, wie viel auch bereits von Seite der griechischen Regierung für die materiellen Interessen des Landes, die hier zunächst nach Lage der Sache ins Auge zu fassen waren, geschehen sein mag, doch jedenfalls noch mehr hätte geschehen können, z. B. durch Anordnung allgemeinnützlicher Maßregeln im Betreff des Anbaus des Landes, der Communicationswege u. s. w.; aber noch weniger geschieht in dieser Hinsicht, so scheint es, von Seiten des Einzelnen und von freien Stücken. Und doch ist das Land, nach Allem, was von Reisenden berichtet worden, so vielversprechend; aber freilich ist es Pflicht des Menschen, das Seine dazu beizutragen und den Schatz, der in dem Boden ruht, zu heben. Es scheint, daß namentlich auch in Griechenland der Sinn für das Allgemeine noch gar zu sehr durch den Egoismus des Einzelnen — diese Frucht des frühern türkischen und selbst des nationalen Despotismus einzelner Kasten — zurückgehalten wird; daß die Tugend des echten, aufopfernden Patriotismus zwar in Griechenland keineswegs fremd ist, aber daß sie doch nicht so allgemein gefunden und geübt wird, als es zur wahren Wiedergeburt des Landes und Volks wünschenswerth und nothwendig ist. Die echte Tugend des Patriotismus dürfte freilich auch anderwärts in unserer Zeit gar zu sehr mangeln. 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zu Gosselin's „Bibliothèque d'élite" gehört folgendes Werk: „L'heptaméron, ou histoire des amants fortunés; nouvelles de la reine Marguerite de Navarre. Ancien texte, publié par *Claude Gruget*, dans l'édition originale de 1559; revu, corrigé et publié, avec des notes et une notice, par le bibliophile *Jacob*." Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen der Königin Margaretha und Clemens Marot bestand. Beide wechselten untereinander Rondeaux, scherzhafte Zuschriften, poetische Episteln. Marot nannte die Königin seine mieux aimée, schilderte sie in folgendem Verse:

Corps féminin, coeur d'homme et tête d'ange!

und sagte an einer andern Stelle:

Je l'aime tant que je n'ose l'aimer.

Er soll auch wirklich von ihr geliebt worden sein; doch macht man den Glücklichen auch zum begünstigten Liebhaber der Diana von Poitiers. Was die Novellen der Königin betrifft, so lassen sie sich mit denen des Boccaccio, obgleich die Form ihnen nachgebildet ist, gar nicht vergleichen: Boccaccio war ein Dichter, ein Künstler, ein Schöpfer; Margaretha erfindet nichts, sie erzählt blos. Merkwürdig daran ist jedoch die Polemik gegen die Geistlichkeit, der alle in diesen Novellen geschilderten Verbrechen und Laster aufgebürdet werden. Daher ist der Eifer erklärlich, womit man diese Novellen unter der frivolen antireligiösen Regierung Ludwig's XIV. wieder aufsuchte und las. Einige fromme Kritiker des modernen Frankreichs sind deshalb über die ziemlich wohlfeile Wiederauflage dieser Novellen entrüstet, sie fürchten, daß der irreligiöse Geist, im Namen der Königin Margaretha und auf ihr Beispiel gestützt, neue Nahrung erhalten möchte.

Der Verf. des Werks „La vie militaire sous l'empire", des „Chasseur conteur", des „Almanach du chasseur", Herr Eleazar Blaze, gab heraus: „Histoire du chien chez tous les peuples du monde", wobei er nicht blos die Profanen, wie Homer, Aristoteles, Xenophon, Herodot, Plutarch, Ovid, Horaz, Virgil u. s. w., sondern auch die Bibel, die Kirchenväter und den Koran zu Hülfe gerufen hat. Der Verf. hat hierauf 20 Jahre Studium verwandt! 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1843.

Kunstbestrebungen der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 145.)

Sehen wir nun, inwieweit die Thatsachen der Geschichte mit dieser Richtung zusammenfallen: Seit der Reformation sind alle Kunstarbeiten sowol von Katholiken als Protestanten (die Sachen der Reaction natürlich abgerechnet) wenn nicht in jenem Sinne, doch dem Resultate nach in dem Sinne geschaffen, sich der Natur so viel wie möglich anzuschliessen, man mochte sie nun durch eine griechische oder romantische Brille ansehen, das gilt für unsern Standpunkt im Grunde gleich; ferner behandeln die bessern und zahlreichsten Darstellungen der neuern Kunst geschichtliche Facta, und wenn man biblische Gegenstände gewählt, so sind diese (mit Ausnahme der Productionen der Reaction) auch nur im Sinne geschichtlicher Facta dargestellt. Trotzdem daß man es sich von der katholischen Partei und sonderbarerweise auch von der protestantischen angelegen sein ließ, die sogenannte, alleinig hohe Historienmalerei mit besonderer Parteilichkeit zu unterstützen, so haben alle diese bedeutenden Anstrengungen das Resultat herbeigeführt: den Geschmack an dergleichen Kunstsachen, statt zu heben, von Jahr zu Jahr geringer zu machen; und wie bei den Einnahmen die Zahlen am besten beweisen, so beweisen sämmtliche Ausstellungen, daß unter 100 Gemälden kaum 1 oder 2 sind, die jener Richtung angehören und welche, trotz des Gejammers der Recensenten, dennoch wenig berücksichtigt werden. Man gibt sich so gerne das Ansehen, die öffentliche Meinung zu ehren, ich dächte, sie wäre deutlich genug! Die sich für Auserwählte in der Kunst halten, suchen sich dadurch zu entschädigen, daß sie z. B. die sogenannte Genremalerei verächtlich behandeln; so hörte noch kürzlich aus dem Munde eines unserer ersten Künstler, daß Ingres, der doch die altchristliche und altgriechische Kunst nur in einer grauen Grimasse wiedergibt, der erste Maler Frankreichs sei, nur weil er dieselben Grundsätze mit ihm theilt, während jener Mann die vortrefflichen Gemälde von Delaroche mit ziemlich wegwerfender Miene nur Genrebilder nennt.

Ist man gezwungen den allgemeinen Drang der Völker nach Gleichstellung vor dem Gesetze zu achten, nun so sehe ich nicht ein, weshalb in der Kunst nicht eine gleiche Unparteilichkeit herrschen soll, warum eine Kunst, die die Nation erfreut, hinter einer, die nur einem sehr beschränkten Kreise gefällt, zurückstehen soll. In protestantischen Staaten müßte billigerweise über die Richtung der protestantischen Kunst kein Zweifel herrschen, obwol man in Berlin mit dem Entschluß darüber noch nichts weniger als aufs Klare gekommen zu sein scheint. Man läßt Schinkel's Compositionen am Museum von andern Künstlern ausführen (beiläufig eine sehr würdige Aufgabe für Künstler, wenn sie selbst etwas leisten können), sie behandeln mythologische Gegenstände, sind aber in einem allgemein menschlichen Sinne aufgefaßt, gut also! Man baut ein zweites Museum, um allerlei Sammlungen und auch sämmtliche Gypsabgüsse von Antiken hineinzustellen, und schafft die noch fehlenden Gypse mit großen Kosten an; nun, man wird alsdann Ruhe haben können, also auch gut! Endlich will man Gruppen auf die Schloßbrücke stellen, welche Beziehung zu dem letzten Befreiungskampfe haben sollen, und obwol schon Blücher, Bülow, Scharnhorst und bald auch Friedrich der Große in der Nähe stehen, weiß man, statt lebendige Gruppen aus dem Kampfe selbst darzustellen, welche das Volk zum höchsten interessiren müßten, nichts Besseres zu thun, als die Mythologie aus dem nahestehenden Museum „Wache heraus" machen zu lassen, um der Nation zu erklären, daß die vorgestellten nackten Jünglinge Preußen sind, welche für das Vaterland gefallen. Bei einem zweiten Falle, wo die Entscheidung vom Publicum unmittelbar abhing, hat man sich geweigert Beiträge zu einem Monumente im Thiergarten zu geben, was, von einer Commission gebilligt, durch drei tanzende Mädchen an den verstorbenen König erinnern sollte, und lieber gewünscht die einfache Gestalt des edeln Königs selbst hinzustellen!! Das heißt verdeutscht nichts Anderes als „wir wollen keine Mythologie in unserm Treiben, wir wollen keine Symbolik und Allegorie, wir wünschen Natur und Wahrheit". Über den berliner Dom (von dem kölner Dombau will ich hier schweigen) ist noch zu wenig Bestimmtes bekannt, um sich Anmerkungen darüber zu erlauben; aber wenn es wahr ist, daß Cornelius, der doch nicht mehr zu den Jüngsten gehört, Cartons zu den Fresken, welche ein muthmaßliches Campo santo zieren dürften, zeichnen soll, das noch nicht einmal zu bauen angefangen, so können sich die jüngern Künstler auf eine der Schinkel'schen

ähnliche Erbschaft fressen; das sind Ergebnisse der überirdischen Richtungen, man verachtet das Machwerk und verlangt dennoch, daß man Künstler dazu auferziehe, um die Gedanken Anderer auszuführen, also sie in dem eigenen Sinne zu Handlangern macht; das hieße nicht die Kunst heben, das hieße sie zu Grunde richten!!

Genug! Gleichachtung der Kunstbestrebungen ist es, was wahre Künstler verlangen können! Sollte die Verblendung in gewissen Regionen auch diese Achtung versagen, so fahrt nur frisch fort, ihr Künstler Deutschlands! welche ihr der Darstellung des markigen und herrlichen Lebens huldigt, fahrt fort, uns die Harmonie der Landschaft, den Zauber, der in jeder Gegend der Erde, in jeder Bewegung der Thierwelt, die Poesie, die in jeder Regung des menschlichen Körpers und Lebens, sei es in der Gegenwart, sei es durch die ernsten Thaten der Geschichte, in Bilderwerken vorzuführen, der fühlende Theil der Nation wird euch mit Enthusiasmus danken, mit Wärme die Hand Derer drücken, die ihn mit Aufrichtigkeit auf das Schöne des Daseins hinweisen, und die knöcherne, kalte Hand, die aus Gräbern hervorlangt, um das Leben zu vernichten, mit Verachtung zurückstoßen! Und Ihr, Edele und Großherzige unter den Deutschen, laßt Euch nicht herab, verschrobene Alterthumsforscher gleichsam zu den Mäklern und Dolmetschern Eurer Gefühle zu machen, sagt nur Eure Meinung frisch und frei und schämt Euch nicht ferner, daß Euch sogenannte untergeordnete Bilder gefallen, muntert uns auf durch Eure Theilnahme, Euch mehr und mehr zu geben, Euch höher und höher zu führen, bis Ihr keiner Führer mehr bedürft!

Diese Gleichachtung der Künste soll sich aber nicht in einer bloßen Duldung von Seiten des Staats, sondern auch in gleichmäßiger Förderung der Künste bethätigen; wenn man höhern Orts bei diesem oder jenem Maler oder Bildhauer jener Richtung ein Bildchen oder eine Statuette bestellt, damit er nicht verhungert, das ist keine Förderung, d. h. mit lahmen Kaninchen einen Granitblock fortschaffen wollen! Wenn es erkannt wird, und es muß erkannt werden, daß die Bestrebungen der Gegenwart nicht allein ihren Mittelpunkt in der Kirche finden, sondern daß die Kirche sich weiter ausgedehnt im Staate, so muß, wie jeder Stand des Reiches an der Verwaltung Theil zu nehmen wünscht, auch jeder Zweig der Kunst zu gleichmäßiger Beschäftigung berechtigt sein. Von dieser Idee durchdrungen, habe ich den Plan zu einem Staatsverwaltungsgebäude für Preußen vorgeschlagen, weil es ein der Gegenwart würdiger Kunstvorwurf, die heiligsten Interessen der Nation durch die Kunst, die hohen Interessen der Kunst durch ihre Beziehung auf die Regungen der Nation adelt!

O! über die geistige Blindheit! man gibt zu, weil man es sieht, daß der Strom so lange schwillt, bis er ein unnatürliches Bollwerk niederwirft; man weiß, daß das unschuldige Wasser die Luft verpestet, wenn es eingefangen und ohne Bewegung dasteht, die heitere Luft zerschmettert Eisen, wenn man sie künstlich zusammenpreßt, und dem Geiste, der höchsten Kraft der Menschen, traut man weniger Resistenz zu und zweifelt, daß die ewigen Naturgesetze nicht jede Fieber des Daseins durchdrängen. Man kann durch künstliche Mittel den wirklich stärkern Geist einem Simson gleich fesseln, man kann ihn blenden und der Welt entziehen, aber bei der ersten Gelegenheit erfaßt er die Träger des usurpirten Daches und reißt sich und Andere in die allgemeine Vernichtung, die man herbeiführte, indem man sie verhindern wollte! Für Diejenigen, welche sich die Augen mit Gewalt zuhalten, ist es nöthig die Flamme so zu schüren, daß sie durch die Finger dringt. Noch sind für Kunst und Wissenschaft diese Zustände nicht da, aber die deutlichsten Spuren davon liegen am Tage, der regierende Geist in Norddeutschland ist nichts Anderes als ein zurückgehaltener, durch Schulmaximen verstockter, sich in Vernichtung sättigender und sich durchfressender Geist; denn kein Mensch hat mehr Freude an den Werken Anderer, wenn er seine Thätigkeit gehemmt und seine Werke mit Geringschätzung behandelt sieht.

Man wähle! man suche im vollen Maße das Wesen seiner eigenen Sache zu verstehen; die Kunst des Protestantismus könnte groß dastehen, wenn sie dem Fortschritt huldigte, wo nicht, so wird sie dahinkränkeln und verdient kein besseres Schicksal, als zum Gespötte der ganzen Christenheit, als ein Popanz auf einer Kuhhaut im Triumphzuge der katholischen Kunst zu Tode geschleift zu werden! A. Hallmann.

Ältere französische Literatur.

Louise Labé (geb. zu Lyon 1526, gest. ebendaselbst 1566).

Um das Jahr 1550 versammelte sich zu Lyon auf der Höhe von Fourvières (Forum Veneris), in dem Hause eines Herrn von Lange, einer der berühmtesten Dichtervereine Frankreichs während der Blütezeit des literarischen Föderalismus, wo die Poesie mit Freude und Erhebung aus tausend Kehlen in allen französischen Provinzen erklang als wahre Volks- und Menschendichtkunst, nicht als bloße Hof- und Stadtpoesie, wozu sie durch das später eintretende Centralisationssystem in Sachen des Geschmacks und der Literatur einschrumpfte. Zu den Celebritäten jener Lyoner Dichterakademie gehörten Etienne Dolet, Maurice Scève, Pernette du Guillet, Clémence de Bourges und Louise Labé. Von diesen drei dichtenden Frauen stand Louise Labé, von dem Gewerbe ihres Mannes die schöne Seilerin (la belle cordière) genannt, mit Recht im größten Ruf und Ansehen, ebenso sehr wegen ihrer poetischen Arbeiten als wegen ihrer feinen Manieren und anmuthigen Geistesgaben.

Sie war die Tochter eines gewissen Pierre Charly oder Charlin, seiner Profession nach Seiler und Bürger, ein wohlhabender Mann in bedeutenden Geschäften mit Marseille, wohin Lyon damals den ganzen Marinebedarf an Tau- und Seilwerk lieferte. Wie er zu dem Beinamen Labé gekommen, weiß man nicht. Er wohnte in der Rue de l'arbre sec und besaß vor dem Stadtthor auf dem Territorium la Gella ein acht Hufen großes Grundstück, wo er sich eine kleine Villa angelegt hatte. Bereits Vater eines blühenden, kräftigen Knaben, empfing er auch noch 1526 vom Himmel das [illegible] einer Tochter, die unter dem Namen Louise aus dem Bad der heiligen Taufe gehoben ward. Da die heranwachsende Kleine sich mit jedem Tage zu einem immer seltenern Wunder von Schönheit und Artigkeit ausgestaltete, wollten die Eltern in ihrer Erziehung eher Verschwendung als Sparsamkeit üben und ließen sie frühe in allem unterrichten, was damals Mädchen von

[illegible] Louise [illegible] in den [illegible] Unterrichts eine [illegible] Innigkeit und Fassungsgabe. Sie sang bezaubernd und componirte die von ihr gedichteten Lieder selbst. Dabei verstand sie Griechisch, Lateinisch, Italienisch und Spanisch und machte in allen diesen Sprachen hübsche Verse. Sie war ein musicirendes Genie und eine Meisterin in der Kunst, die zierlichsten Bilder „mit der Nadel zu malen“:

> Louise ha voix que la musique avoue;
> Louise ha main qui tant bien au luth joue;

und in ihrer dritten Elegie sagt sie, was das Sticken anlange, so hätte sie es in der „Rosenzeit ihrer Jugend“ vollkommen aufnehmen können mit der

> — — — qui, plus docte que sage
> Avec Pallas comparoit son ouvrage.

Kaum 15 Jahre alt, war Louise allgemeiner Gegenstand des Stadtgesprächs und der Ortsbewunderung, ebenso gepriesen und gefeiert als die gepriesensten und gefeiertsten Frauen ihrer Zeit, Cathérine de Vauzelles, Louise Sarrazin, Pernette du Guillet, Claudine Péronne, Jeanne Creste und Jeanne Gaillarde. Von nun an beginnt auch das an Abenteuern aller Art überreiche Leben der Dichterin.

Die Hindernisse, die Lehnwesen und Geistlichkeit ehedem dem raschen Gange der Cultur in den Weg gelegt hatten, waren um diese Zeit (1542) größtentheils beseitigt. Viel Leben und Bewegung herrschte auf dem Gebiete der Forschung. Das Studium der alten Römer war in Italien schon früher aufgelebt, durch die aus Konstantinopel nach dessen Fall flüchtenden Gelehrten ward nun auch die Sprache der Griechen und ihre heitere Weltansicht daselbst bekannt und das neu aufgehende Licht strahlte bald nach Frankreich herüber. Vornehmlich erwarb sich der berühmte Grieche Laskaris, von Franz I. nach Paris berufen, durch Verbreitung des griechischen Alterthums bleibende Verdienste. Vor Franz I. gab es vielleicht keinen einzigen Franzosen, der Griechisch verstand; nun fing man an Hellenist zu werden, wie man jetzt Orientalist wird. Man studirte die Alten mit Andacht, mit unbedingter Hingebung, mit religiöser selbstaufopfernder Verehrung und Liebe. Die mittelalterliche Denk- und Sinnesart befriedigte nicht mehr. Wie früher der Gebrauch der Feuergewehre, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Entdeckung von Amerika, die Einführung des Postwesens den Krieg, den Handel, den Verkehr, das ganze gesellschaftliche Leben gewendet und gewandelt, so hatten die Erfindung der Buchdruckerkunst, die tiefere Einführung des römischen Rechts, das Studium der alten Literaturen gegen den Anfang des 16. Jahrhunderts in Frankreich, wie in ganz Europa, eine mächtige Erschütterung in der Geisterwelt bewirkt und die Übereinstimmung in der Lebensanschauung zwischen der Kirche und den Höchstgebildeten aufgehoben. Nach der Freiheit des Gedankens, nach der intellectuellen Emancipation aus den Banden des mittelalterlichen Papstthums strebten bald mit klarer Erkenntniß, bald in dunklerm Sehnen die Geister, und die Producte der classischen Welt wurden nur deswegen mit so großem Enthusiasmus aufgenommen und studirt, mit solchem Heißhunger verschlungen und assimilirt, weil die von diesem Enthusiasmus ergriffenen Geister die Befriedigung ihres eigenen innersten Geistesbedürfnisses in ihnen fanden, die Erlösung und das Auferstehungsfest ihrer eigenen Vernunft in ihnen feierten und die hohe Genugthuung hatten, sich im Andern bei sich zu fühlen. Nur das Wort der Verständigung fehlte noch und fehlte so lange, bis der Mönch aus Wittenberg den Blitz in die Welt schleuderte, der in allen Geistern zündete.

Das Mittelalter endigt, die Neuzeit hebt an. Die neuerwachten Verstandeskräfte, sich trennend von der religiösen Gesinnung und Begeisterung, treten dominirend hervor; die Gemüthskräfte ruhen. Die Zeit, wo Kaiser- und Papstthum stark und mächtig waren, wo die stets schlagfertige, christlich europäische gehorsame Ritterschaft auf einen Wink des Kirchenoberhaupts für Ablaßverheißungen und [illegible] auf den Himmel sich für des gottlosen Islamismus Unterdrückung und des heiligen Grabes Befreiung in den Kampf stürzte; die Heldenperiode des Christenthums, wo die alten mythischen Götterkriege unter den Menschen um die Götter zurückkehrten und die Weltgeschichte ein zweites großes Epos, eine christliche Iliade, erhielt, wozu jede der europäischen Nationen einen Gesang lieferte — dieses heroische Zeitalter ist zu Grabe gegangen; das Jahrhundert der Doctoren und Humanisten, die kritische und wissenschaftliche Periode des Christenthums hat begonnen; alle Kräfte zersplittern sich in den unseligen Religionsstreitigkeiten, in biblischer Exegese und scholastischen Spitzfindigkeiten. Es lag in der Natur der Sache, daß die Frauen länger als die Männer dem dominirenden Übergewicht des neuen Geistes entzogen und dem zurückwirkenden Einfluß der alten Lebensansicht verfallen blieben. Um eben diese Zeit stiftet Clément Marot in Frankreich, neben der wissenschaftlichen und philologischen Forschung, eine romaneske, galante Poesie, welche die Damen schnell ergriffen und in ihr ritterliches Denken und Fühlen verweben. Louise Labé ist das vollständigste Musterbild einer weiblichen Künstlernatur, oder, wie die ungalanten Engländer sagen, eines Blaustrumpfs im 16. Jahrhundert, und eine so blühende Erscheinung in der poetischen Literatur der Franzosen, daß es Niemanden gereuen wird, sich mit den lyrischen Erzeugnissen und den romantischen Erlebnissen dieser merkwürdigen Dichterin bekannt gemacht zu haben.

Von entschlossenem Charakter, lebendigem Temperament, raschem Wesen und unabhängiger Stellung, dabei für Herren- und Frauendienst, Wallfahrt und Kreuzzug schwärmend, empfand Louise bald ein großes Misbehagen an dem stillen, weichlichen und friedlichen Stadt- und Familienleben und entfloh, als Soldat verkleidet, aus dem älterlichen Hause mit den Truppen des Dauphin, die auf ihrem Marsche nach Perpignan gerade durch Lyon kamen. Dieser kecke Mädchenstreich macht ihre Lebensbeschreiber sehr verlegen; höchst wahrscheinlich, sagen sie, hatte entweder ihr Vater oder ihr Bruder eine Anstellung im Heere, eine wohlgemeinte Vermuthung, die alle Anerkennung, indeß eine zuverlässigere Gewährleistung verdient, als die zweideutige Aussage eines bewundernden Biographen. Wie dem nun auch sein mag, Louise, noch nicht 16 Jahre alt, befand sich, in der Kleidung eines Kriegers, bei der Belagerung von Perpignan (1542), schlug sich gleich den Tapfersten und hieß im ganzen Lager der Capitain Loys. Ein gleichzeitiger Dichter vergleicht sie mit den berühmtesten Heldenweibern des griechischen und römischen Alterthums, mit Semiramis, Penthesilea, den Amazonen u. s. w.

> Louise ainsi furieuse
> Et laissant les habits mols
> Des femmes, et envieuse
> Du bruit, par les Espagnols
> Souvent courut, en grand'noise
> Et maint assaut leur donna,
> Quand la jeunesse françoise
> Perpignan environna.
> Là sa force elle desploie
> Là de sa lance elle ploye
> Le plus hardi assaillant,
> Et, brave dessus la selle,
> Ne démontrait rien en elle
> Que d'un chevalier vaillant.
> Ores là forte guerrière
> Tournait son destrier en rond:
> Ores en une carrière
> Essayoit s'il estoit pront:
> Branlant en flot son panache,
> Soit quand elle se jouoit
> D'une pique ou d'une hache,
> Chacun prince la louoit:
> Puis ayant à la senestre
> L'espée ceinte, à la dextre

La dague enrichie d'or,
En s'en allant toute armée
Ell' sembloit parmi l'armée
Un Achille, ou un Hector.

Diesem galanten und brillanten Portrait fügen wir noch ein zweites, von der Dichterin selbst entworfenes und ihrer dritten Elegie entlehntes bei:

Qui m'eust vu lors en armes fiere aller,
Porter la lance, et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieux,
Piquer, volter le cheval glorieux,
Pour Bradamante, ou la haute Marphise,
Soeur de Roger, il m'eust, possible, prise.

Ließe es die Geschichte zu, so könnten wir hier irgend eine fabelhafte Chronik hinzudichten und ein weitläufiges Gerüst zu einem glänzenden Ritterroman, nach Art der fränkischen Chronik des Erzbischofs Turpinus aufrichten; allein die nackte Wahrheit dringt uns das Geständniß ab, daß Perpignan damals vom Herzog von Alba vertheidigt wurde, gegen den alle Tapferkeit des Capitain Loys nichts auszurichten vermochte.

Der „Parnasse des Dames" behauptet: „Cupido hätte im Lager vor Perpignan der Louise aufgelauert und sie überwältigt." Jedoch findet diese Behauptung bei andern Lebensbeschreibern der schönen Seilerin gegründeten Widerspruch und jene Überwältigung dürfte erst nach der Rückkehr von der verunglückten Belagerung Perpignans anzusetzen sein. Von den reichsten Freiern und vornehmsten Anbetern ihrer Poesie, Schönheit und Tapferkeit umschwärmt, weit und breit von Fremden und Einheimischen aufgesucht, wehrte sich Louise lange gegen alle Liebe. Aber eines Tages, erzählt sie, habe Amor, durch hartnäckige Widerspenstigkeit erbost, seinen Pfeil mit aller Macht gegen ihre zarte Hülle abgedrückt, die ein viel zu schwacher Harnisch, um das Herz gegen einen Schützen zu decken, der beständig Sieger sei. Nach der ersten Bresche sei Amor in den Platz gedrungen, habe allen Frieden daraus gebannt, mache ihr unaufhörlich zu schaffen und gönne ihr weder Rast noch Ruh. Das Alles beschreibt sie in leicht anmuthigen und fließenden Versen:

— — Amour ne put longuement voir
Mon coeur n'aimant que Mars et le sçavoir;
Et me voulant donner autre souci,
En souriant, il me disoit ainsi:
„Tu pense donc, ô lyonnaise dame,
Pouvoir fuir par ce moyen ma flame;
Mais non feras; j'ai subjugué les dieux
Es bas enfers, en la mer et ès dieux."
— — — — — — — —
Ainsi parloit, puis tout échauffé d'ire
Hors de sa trousse une sagette il tire,
Et décrochant de son extreme force
Droit la tira contre ma tendre écorce,
Faible harnois, pour bien couvrir le coeur
Contre l'archer qui toujours est vainqueur.
La breche faite, Amour entre en la place,
D'où le repos premièrement il chasse;
Et le travail qu'il me donne sans cesse,
Boire, manger et dormir ne me laisse.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Unter den vielen Schriftstellerinnen der Gegenwart — wie viele sind ihrer? — gibt es doch nur wenige, welche die Fähigkeit der Mrs. Trollope besitzen, den menschlichen Charakter mit fester, kräftiger, unverzagter Hand zu zeichnen. Sie faßt ihren Gegenstand tüchtig an, nimmt ihm ohne Scheu und Complimente alle conventionnelle Hüllen ab und die Maske dazu, wenn er eine trägt, damit männiglich sein visage sehe, zieht ihm dann nöthigenfalls auch die Haut ab, und ist das noch nicht genug, [illegible] sie ihn bis auf die Knochen [illegible] die complicirte moralische Maschine, die [illegible] Räder, Federn und Hebel, die niederträchtigen Motive, die anscheinend so wunderbar edle, so merkwürdig tugendhafte Handlungen zu Tage gefördert haben. In Folge dieser seltenen, mit männlicher Entschlossenheit geübten, von bitterm Sarkasmus begleiteten, mit souverainer Verachtung aller gesellschaftlichen Rücksichten in Anwendung gebrachten Fähigkeiten ist die Trollope eine der am meisten mishandelten, aber eine der gelesensten Novellistinnen. Also wird auch ihr neuestes Erzeugniß gelesen werden: „Hargrave, or the adventures of a man of fashion" (3 Bde., London 1843). Und wer darin die angedeuteten Eigenthümlichkeiten erwartet, kann sich stellenweise irren. „Hargrave, oder die Abenteuer eines fashionabeln Mannes" ist eine allerliebste Liebesgeschichte, die auf einem Felsvorsprunge am Mummelsee bei Baden-Baden anfängt, in den lustigen Salons von Paris sich fortsetzt und glücklich da endet, wo sie angefangen hat. Hargrave, der eitle, selbstsüchtige Elegant, ist ein echtes Charakterbild, ebenso echt, wenn er sich in feinen Cirkeln bewegt, deren Mittelpunkt er bildet, in der höchsten pariser Gesellschaft den Ton angibt und durch seine fashionable Extravaganz der Welt Sand in die Augen streut, als wenn er sich krümmt und windet unter der Seelenfolter drohender Schande, freundlich lächelt und Artigkeiten stammelt, während die Angst, seine verwegenen und gelungenen Bübereien entdeckt zu sehen, ihm den Angstschweiß auf die Stirn treibt und die Kehle zuschnürt, er dann einsam und gedemüthigt auf dem alten Schlosse Gernsbach seinen hochfliegenden Planen entsagt, ein religiöser Heuchler wird und sein glanz- und ereignißvolles Leben in der Abgeschiedenheit eines spanischen Klosters endigt. Gleich echte, aber lieblichere Charakterbilder sind die zwei schönen Stiefschwestern, Adele und Sabina, weiblicher Stolz und weibliche Sanftmuth. Hargrave's Schwägerin, Madame Hautrivage, repräsentirt die heitere, lustige Französin, die zwar über den großen Wendepunkt des Weibes hinaus, aber immer noch eitel ist auf ihre achtsam gepflegten Reize. Enfin, das Buch unterhält.

Mrs. Maberly gehört zu den modernen Novellisten, die nicht wie der alte Walter Scott die Geschichte als Mittel zum Zweck, sondern zur Colorirung gebrauchen. Ein historischer Roman dieser Gattung ist ihre „Melanthe, or the days of the Medici, a tale of the fifteenth century" (3 Bde., London 1843). Die Scene liegt in Konstantinopel unter der Regierung des letzten Konstantin. Elphenor, von Konstantin's Vater ihm zum Vormunde bestellt und, wie es scheint, der einzige ehrliche Mann in Byzanz, hat die Gunst des Monarchen verloren und sich auf sein Landhaus zurückgezogen. Während er hier die falschen Regierungsmaßregeln bedenkt und bedauert, erhält er um Mitternacht Besuch. Konstantin ist es, der Kaiser, der ihn bittet, an den Hof zurückzukehren. Elphenor verspricht es und bei der am folgenden Tage stattfindenden Wahl des Oberkammerherrn wird das Amt zu allgemeiner Erstarrung Elphenor übertragen. Hierauf geht er als Gesandter zu Mohammed II., der Konstantin's Anträge unter der Bedingung bewilligt, daß der Kaiser ihm erlaube, am Gestade des Bosporus an einer beliebigen Stelle sich eine Burg zu bauen. Wider Elphenor's Rath gesteht das der Kaiser zu und Mohammed wählt Elphenor's Landhaus. Nun geschieht, was Letzterer befürchtete. Mohammed rückt vor Konstantinopel; die Stadt und der Kaiser fallen; Elphenor's Gemahlin, Ida, wird in den Harem des Sultans geschleppt und, weil sie ihm ihre Gunst verweigert, von ihm erdolcht. Dies, sozusagen, der Prolog des Romans, der erst mit dem zweiten Bande anhebt und das in die Geschichte der Medici verwebte Schicksal Melanthe's erzählt, Tochter Ida's und Elphenor's. Mit Hülfe von Schere, Papier und Kleister können aus „Melanthe" sehr bequem ein halbes oder ganzes Dutzend Melodramen fabricirt werden. Und sie würden nicht die schlechtesten sein, dafern sie dem Originale gleichen, über welchem kein Leser so leicht einschlafen dürfte. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 147. —— 27. Mai 1843.

Reiseliteratur.

Erster Artikel.

Seit fast einem Jahr haben sich Reiseskizzen und Reisebeschreibungen auf dem kritischen Secirtische des Referenten dergestalt angehäuft, daß er fast verlegen und verwirrt dieser bändereichen, bunten, in den Farben aller Himmelsgegenden schillernden Büchermasse gegenübersteht. Es gilt hier, in wenigen Worten Geist und Charakter der verschiedenen Schriften anzudeuten und im Übrigen durch pikante Auszüge die Bücher für sich selbst sprechen zu lassen; denn dies ist der beste Prüfstein für den Werth einer Reisebeschreibung, daß sie zu interessanten Auszügen Gelegenheit bietet. Manches sonst unbedeutend scheinende, in Stil und Darstellung verwahrloste Buch enthält oft hier und da eine mittheilbar interessante Notiz, welche der Beachtung werth ist, ohne daß man dieser einzelnen Notizen wegen dem Leser zumuthen darf, sich das Buch anzuschaffen und durchzulesen. Letztere, zum Theil etwas mühselige Pflicht ist die des Berichterstatters. Andere größere, auch wol durch gefällige Darstellung bemerkenswerthe Schriften enthalten dagegen wieder eine so große Menge interessanter Angaben, Thatsachen oder Betrachtungen, daß es hinreicht, auf den Werth des Buches im Allgemeinen aufmerksam zu machen, vielleicht nur eine einzige Probe, welche für den Geist und die Darstellungsweise des Verf. bezeichnend ist, mitzutheilen, im Übrigen aber dem Leser die Lecture des Buches zu empfehlen. Man begleite nun den Berichterstatter von Nordamerika nach Italien, von da durch einen Seitensprung nach Spanien, von da nach England, von England nach dem Morgenlande, nach Ägypten, Syrien, Persien, Ostindien, den Sundainseln, dann nach Algier, endlich, nachdem wir eine Station in den Alpen und im Heimatlande gemacht, nach Petersburg. Man sieht, die Reise ist nicht die kleinste und schreitet in gewaltigen Sprüngen und Umwegen fort. Aus Achtung für den Namen und das Talent des Verf. stellt der Berichterstatter voran:

1. Amerika. Von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1843. 16. 1 Thlr.

Diese durch charakteristische Darstellungs- und Anschauungsweise ausgezeichnete Reiseschrift bildet den 40.—42. Theil von Boz' sämmtlichen Werken, in der bei Weber erscheinenden Übersetzung. Die Vorrede ist in so gewandtem Deutsch und mit solchem Esprit geschrieben, daß sie dem Irländer Moriarty, wenn sie ihn allein zum Verf. hat, alle Ehre macht; sie scheint fast mehr Jungdeutschland als Altengland anzugehören. Der Übersetzer oder Veranlasser und Oberaufseher der Übersetzung ist ein persönlicher Freund von Dickens, der ihm wenige Tage vor der Abreise nach Amerika sagte, daß er mit einem lebhaften Vorurtheil für die Amerikaner über den Ocean gehe und in seinen Ansichten durch eigene Anschauung bestärkt zu werden hoffe. Dieses günstige Vorurtheil wurde auch im Allgemeinen nicht getäuscht, obgleich sich Boz dadurch ebenso wenig, wie durch die ihm bei seinem Besuche in Amerika gespendeten Ehren über die mancherlei Mängel und Schattenseiten des nordamerikanischen Landes und Volks irreführen ließ. Indeß hätte er ohne jenes so günstige Vorurtheil, ohne die ihm geschenkte ehrenvolle Aufnahme, die jedem deutschen Schriftsteller der Gegenwart den Kopf — vorausgesetzt, daß er Kopf hätte — verrückt haben würde, noch eine größere Anzahl von Mängeln und Gebrechen entdeckt. Man darf gerade gegen eine Geliebte nicht blind sein, aber man liebt sie doch so, daß dem Liebenden sogar ihre Untugenden und Unschönheiten unwillkürlich als Vorzüge erscheinen, und während der Eine oder Andere Das oder Jenes an ihr auszusetzen hat, meint der Liebende, gerade dies sei ihr eigenthümlichster Liebreiz, man müsse sie nur so innig kennen wie er — obgleich er sie von Allen vielleicht am wenigsten kennt, denn je mehr man eine Geliebte liebt, desto weniger kennt man sie und mit der Erkenntniß nimmt schon die Liebe ab. Indeß ist es von vornherein unmöglich, daß ein so klar blickender scharfsichtiger Geist wie Boz Nordamerika nicht auch in einzelnen Mängeln erkannt, in der Erkenntniß dieser seiner Geliebten Fortschritte gethan und mithin in seiner Liebe etwas weggelassen haben sollte. Er wird, wenn er aufrichtig sein will, gestehen müssen, daß auch Nordamerika ein aristokratisches Land ist (von den südlichen Sklavenstaaten gibt er es ohnehin zu), wenn auch die Aristokratie aus ganz andern Elementen besteht als in England, daß aber die nordamerikanische Aristokratie, als aus den engherzigen Elementen des Gelderwerbes und Geldbesitzes hervorgegangen, beiweitem den Schwung, die geistige Größe, die edelmännische Tugend nicht hat wie die eng-

lische. Was Nordamerika für die Ausgleichung der Stände — denn seine Aristokratie bildet bei dem ewigen Wechsel, den die Geldspeculation bedingt, keinen eigentlichen Stand — für alle Principien des Gemeinwohls und der Gemeinnützigkeit, für alle materiellen Interessen gethan, ist so ruhmvoll, daß man darüber kein Wort weiter verlieren darf; aber wo ist seine Kunst, seine Poesie, diese feinduftigsten Blüten eines gebildeten freien Volks? wo auch nur die gefühlvolle Poesie im geselligen Verkehr? und was hat es auf dem Felde der Wissenschaften, namentlich der speculativen, so Großes gethan? Ist bei dem Deutschen zu viel Theorie, so ist bei dem Nordamerikaner zu viel Praxis, obgleich diese gerade die Göttin ist, vor welcher die moderne Menschheit auf den Knien liegt. In einigen Jahrhunderten wird auch Nordamerika sein Mittelalter und mit ihm eine Menge Misbräuche haben, welche ihm vielleicht ebenso viel Beschwerden machen werden, als uns die Misbräuche und Mängel, die unser Mittelalter uns überlieferte.

Der Berichterstatter hat manche Hypothese über die räthselhafte Zukunft Nordamerikas auf dem Herzen; er muß aber so geschwind als möglich abbrechen, um zu Boz zurückzukehren. Seiner edeln menschenfreundlichen Gemüthsrichtung gemäß läßt sich Boz keinen Gang verdrießen, um in Nordamerika die Stätten des menschlichen Elends, die Kranken-, Irren- und Gefangenhäuser kennen zu lernen. Tiefrührend ist z. B. die Erzählung von Laura Bridgman, die, nachdem sich ihre Intelligenz rasch entwickelt, von einer furchtbaren fünf Wochen lang wüthenden Krankheit ergriffen wurde, wobei sich Augen und Ohren entzündeten und deren Inhalt auslief. Erst im vierten Jahre erlangte sie ihre vollkommene Gesundheit wieder, aber sie war blind, taub und stumm, ihr Geruchssinn gänzlich zerstört, ihr Geschmack abgestumpft und nur der Gefühls- und Tastsinn war ihr übrig geblieben als der einzige sinnliche Rapport zwischen ihr und der menschlichen Gesellschaft. Wie man ihr aber durch diesen ihr allein übriggebliebenen Sinn Ideen und Kenntnisse zuführte und sie sogar schreiben lehrte, dies ist so merkwürdig, daß wir den Leser auf das Buch verweisen müssen, da es uns offenbar zu weit führen würde, wenn wir den allmäligen Bildungsgang des armen Mädchens und die dabei zur Anwendung gekommene Methode hier mittheilen wollten. Boz beschreibt ihre äußere Erscheinung folgendermaßen:

Ihr Antlitz strahlte von Intelligenz und Vergnügen. Ihr Haar, von ihren eigenen Händen geflochten, war um einen Kopf geschlungen, dessen geistige Fähigkeiten in dem schönen Contour und der hohen freien Stirn herrlich sich ausdrückten; ihr Anzug, von ihr selbst geordnet, war ein Muster der Nettigkeit und Einfachheit; die Arbeit, an der sie eben gestrickt, ruhte neben ihr; ihr Schreibebuch lag auf dem Pulte, auf das sie sich stützte. — — Gleich den andern Bewohnern des Hauses hatte sie ein grünes Band um ihre Augen gebunden. Eine Puppe, die sie angekleidet hatte, lag neben ihr auf dem Boden. Ich hob dies Spielwerk auf und sah, daß sie ein grünes Band, wie sie selbst trug, gemacht und der Puppe um die Augen gebunden hatte.

Gegen das System der einsamen Absperrung der Gefangenen erklärt sich Boz mit jener edeln Wärme, die ihm, dem Anwalt der Elenden und Unglücklichen, eigenthümlich ist. Seine Schilderung der in solchen einsamen Zellen Begrabenen, welche er besuchsweise kennen lernte, ist ebenso malerisch und lebendig als ergreifend. Die Schlußbemerkung theilen wir mit:

Auf dem hagern eingefallenen Antlitz eines jeden dieser Gefangenen lag derselbe Ausdruck. Ich weiß nicht, womit ich ihn vergleichen soll. Er hatte etwas von jener gespannten Aufmerksamkeit, die wir auf den Gesichtern der Blinden und der Tauben sehen; gemischt mit einer Art von Entsetzen, als hätte man sie im Geheimen erschreckt. In jeder kleinen Kammer, die ich betrat, und an jedem Gitter, durch das ich sah, glaubte ich dasselbe grausende Antlitz zu schauen. Es lebt in meiner Erinnerung, wie mit der Zauberkraft eines merkwürdigen Bildes. Führt mir hundert Menschen vor, und wenn nur Einer darunter ist, der nicht lang aus einer solchen einsamen Zelle befreit ist — ich will ihn augenblicklich erkennen.

Die traurigen Folgen dieses allen Geist und selbst die Sinne, namentlich den Gehörsinn, abstumpfenden, mehr als die Todesstrafe peinigenden Systems des Schweigens und der einsamen Absperrung sind von Boz so überzeugend ans Licht gestellt, daß sowol die Unzweckmäßigkeit als Unmenschlichkeit dieses Systems auch von Denen erkannt werden müssen, die es bisher wenn auch nicht für das menschlichste, doch für das zweckdienlichste gehalten haben.

Hat die Erfahrung, der Augenschein Boz zum Gegner der einsamen Absperrung gemacht, so ist er natürlich schon von Gemüthsart und aus Princip Gegner der Sklaverei, jener offenen Brandwunde am Körper der vereinigten Freistaaten, in die man nicht erst die Finger zu legen braucht, um sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen. Mit zornbegeisterten Worten donnert Boz gegen dies alle Phrasen von nordamerikanischer Freiheit und Philanthropie Lügen strafende System:

Die elende Aristokratie einer unechten Republik — ruft er aus — erhebt ihre Stimme und ruft: „Die öffentliche Meinung ist mächtig genug, um solche Grausamkeiten zu verhindern, wie Sie anführen." Öffentliche Meinung! Ja, die öffentliche Meinung in den Sklavenstaaten ist für die Sklaverei! Ist es nicht wahr? Die öffentliche Meinung in den Sklavenstaaten hat die Sklaven in die barmherzigen Hände ihrer Herren gegeben. Die öffentliche Meinung hat die Gesetze gemacht und den Sklaven ihren Schutz verweigert. Die öffentliche Meinung hat Dornen in die Geißel geflochten, das brandmarkende Eisen geglüht, die Büchse geladen, den Mörder geschützt. — — Die öffentliche Meinung hat vor wenigen Jahren in der Stadt St.-Louis einen Sklaven am langsamen Feuer geröstet; und die öffentliche Meinung hat bis auf diesen Tag jenen ehrenwerthen Richter im Amt erhalten, der den Geschworenen, die zusammenberufen waren, um über die Mörder zu urtheilen, erklärte, daß ihre scheußliche That eine Äußerung der öffentlichen Meinung sei, und daß sie demnach nicht bestraft werden könne durch die Gesetze, welche die öffentliche Meinung geschaffen hätte. Die öffentliche Meinung war es, welche diesen Lehrsatz mit einem Geheul wilden Beifalls begrüßte und die Gefangenen befreite, daß sie herumgingen in der Stadt als Männer von Ansehen und Einfluß, wie sie vorher gewesen waren.

Wir lassen hier einige der bezeichnendsten Zeitungsannoncen folgen, worin entflohene Sklaven mit der rohesten und schändlichsten Aufrichtigkeit signalisirt sind und deren Boz eine große Anzahl zusammengestellt hat:

Entflohen, die Negerin Caroline. Hatte ein eisernes Halsband an, mit einem einwärts gekrümmten Eisenstachel.

Davongelaufen, ein Negerjunge, etwa zwölf Jahre alt; trug ein Hundehalsband mit „De Lampert" darauf eingegraben.

Davongelaufen, ein Negerweib und zwei Kinder; wenige Tage, ehe sie entfloh, brannte ich sie mit glühendem Eisen auf die linke Wange. Ich habe versucht, den Buchstaben M auszudrücken.

Entflohen, ein Neger, Henry; das linke Auge ist ausgeschlagen, hat auf und unter dem linken Arm Dolchstiche und viele Narben von der Hetzpeitsche.

Durchgegangen, eine Negerin, Rachel. Hat alle Zehen an den Füßen, außer der einen großen Zehe verloren.

Davongelaufen, ein Neger, Arthur. Hat eine große Schmarre über Brust und beide Arme, von einem Messer; schwatzt immer von Gottes Allgüte.

Entflohen, Sam. Ist vor kurzem durch die Hand geschossen und hat mehre Schußwunden in der linken Seite und im linken Arm.

Entflohen, der Neger Hower. Hat einen eisernen Ring um den linken Fuß. Ditto Grise, sein Weib, mit Ring und Kette am linken Bein.

Entflohen, ein Negermädchen, Mary. Hat eine kleine Narbe über dem Auge, mehre Zähne ausgeschlagen, den Buchstaben A auf Stirn und Wange eingebrannt.

Entflohen von der Pflanzung des James Surgette, folgende Neger: Randel, hat ein Ohr gestutzt; Bob, hat ein Auge verloren; Kentucky Tom, hat ein Kinnbackenbein gebrochen.

Funfzig Dollars Belohnung für den Flüchtling Jim Blake. An jedem Ohr ein Stück abgeschnitten und den Mittelfinger ditto bis zum zweiten Gliede.

Fünfundzwanzig Dollars Belohnung für die Negerin Sally. Sie geht, als wäre sie zum Krüppel geschlagen.

Davongelaufen, ein Neger, Namens Ivory. Hat ein kleines Stück von jeder Ohrspitze weg.

Und so Wunde auf Wunde, Narbe auf Narbe, Brandmal auf Brandmal, Verstümmelung auf Verstümmelung. Man sieht, daß die Plantagenbesitzer für jene besondern Kennzeichen zu sorgen wissen, die in unsern Signalements so oft fehlen, weil wir die Natur allein walten lassen und keine künstlichen Mittel in Anwendung bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ältere französische Literatur.

Louise Labé.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Die erste Liebe Louisens fiel auf einen armen Ritter von unbedeutender Herkunft, der im französischen Heere in Italien diente und seinen lyoner Schatz bald vergaß. Dieses unglückliche Liebesverhältniß verbreitete einen schwermüthigen Anflug über Louisens ganzes Leben, verlieh ihr aber einen schönen lyrischen Schwung und begeisterte sie zu mehren ungemein rührenden Klagen im elegischen Genre. Hier eins von ihren Sonetten als Probe:

Tant que mes yeux pourront larmes répandre,
Pour l'heur passé avec toi regretter,
Et que pouvant aux soupirs résister,
Pourra ma voix un peu se faire entendre;

Tant que ma main pourra les cordes tendre
Du mignard luth, pour tes graces chanter;
Tant que l'esprit voudra contenter
De ne vouloir rien, fors que toi comprendre;

Je ne souhaite encore point mourir:
Mais quand mes yeux je sentirai tarir,
Ma voix cassée et ma main impuissante,

Et mon esprit en ce mortel séjour,
Ne pouvant plus montrer signe d'amante,
Prirai la mort de me ravir le jour.

Eben darauf bezieht sich folgende merkwürdige Stelle aus einer ihrer Elegien, die zugleich als Beleg dienen mag für den außerordentlichen Ruf, worin die schöne Seilerin zu Lyon, die zweite Sappho, wie sie von ihren Schmeichlern genannt wurde, nicht blos in Frankreich, sondern auch im Auslande stand, zu jener blühenden Zeit, wo hübsche Verse so enthusiastische Verehrer erweckten und den vertrautesten Umgang mit Königinnen, Prinzessinnen und den vornehmsten Damen einleiteten. Louise wendet sich an den treulosen Freund:

Déjà deux fois, depuis le promis terme
De ton retour, Phebé ses cornes ferme,
Sans que de bonne ou mauvaise fortune,
De toi, ami, j'aie nouvelle aucune.
Si toutefois, pour estre enamouré
En un autre lieu, tu es tant demouré,
Si sçais-je bien que t'amie nouvelle
A peine aura le renom d'estre telle,
Soit en vertu, beauté, grace et faconde,
Comme plusieurs gens sçavants par le monde
M'ont fait à tort, ce croy-je, estre estimée;
Mais qui ferait taire la renommée?
Non seulement en France suis flattée
Et beaucoup plus que ne veux exaltée;
La terre aussi que Alpe et Pyrenée
Avec la mer tiennent environnée,
Du large Rhin les roulantes arènes,
Le beau pays auquel or te promènes,
Ont entendu (tu me l'as fait accroire)
Que gens d'esprit me donnent quelque gloire.
Goute le bien que tant d'hommes désirent;
Demeure au but où tant d'autres aspirent,
Et crois qu'ailleurs n'en auras une telle.
Je ne dis pas qu'elle ne soit plus belle;
Mais que jamais femme ne t'aimera,
Ni plus que moi d'honneur te portera.
Maints grands seigneurs à mon amour prétendent,
Et à me plaire et servir prests se rendent;
Joustes et jeux, maintes belles devises
En ma faveur sont par eux entreprises,
Et néanmoins, tant peu je m'en soucie,
Que seulement ne les en remercie.
Tu es tout seul tout mon mal et mon bien;
Avec toi tout et sans toi je n'ai rien;
Et n'ayant rien qui plaise à ma pensée,
De tout plaisir je me vois delaissée;
Et pour plaisir, ennui saisir me vient:
Le regretter et pleurer me convient;
Et sur ce point j'entre en tel déconfort,
Que mille fois je souhaite la mort.
Ainsi, ainsi, ton absence lointaine,
Depuis deux mois, me tient en cette peine,
Ne vivant pas, mais mourant d'un amour,
Lequel m'occit dix mille fois le jour.
Reviens donc tost, si tu as quelque envie
De me revoir encore un coup en vie;
Et si la mort, avant ton arrivée,
A de mon corps l'aimante ame privée,
Au-moins un jour viens, habillé de deuil,
Environner le tour de mon cercueil.
Que plust à Dieu que lors fussent trouvés
Ces quatre vers en blanc marbre gravés:
„Par toi, ami, tant vecus enflammée,
Qu'en languissant par feu suis consumée,
Qui couvé encore sous ma cendre embrasée,
Si ne la rends de tes pleurs apaisée."

Von ihrem Geliebten verlassen und von Bewerbern gedrängt, entschied sich Louise endlich für einen Gatten und heirathete den reichen Seilermeister Ennemond Perrin. Das schmucklose Haus auf der Höhe von Fourvières wurde nun mit

einer prächtigen Wohnung in der Rue Confort vertauscht, wo Louise Labé täglich die geistreichsten und galantesten Männer in Lyon um sich versammelte und als Königin von Geistes Gnaden stets von einem glänzenden Hofe gleichzeitiger Celebritäten umgeben war. Hôtel und Park Ennemond Perrin's gehörten zu den größten und schönsten in Lyon; Armidens Lusthaine sind bei Tasso kein so himmlischer Aufenthalt als Louise Labé's Lustwäldchen bei einem gleichzeitigen ungenannten Dichter. Tausenderlei Reize und Lockungen nahmen alle Sinne gefangen; weiße Lilien verzierten Majoranrabatten, mit Thymian eingefaßt, in grünen, von Muscatweinlaub überwachsenen Bogengängen, an deren Ränder Rosmarin und Rosengebüsche hinaufrankten. Olivensetzlinge, allerlei ausländische Pflanzen und Gewächse sproßten in Baumschulen in der herrlichsten Sonnenlage; im Hintergrund des Gartens umschattete verstohlenes, heimliches Gebüsch und verschwiegenes, düsteres Laubwerk einen bepolsterten Rasen, wo sich am liebenden Herzen so süß die ganze Welt vergaß; im Mittelgrunde Waldpartien, von Nachtigallen, grünen Hänflingen und andern Singvögeln belebt; überall Springbrunnen, geschmückt mit Rittersporn, Maaßliebchen, Ringelblumen,

> D'herbe tousiours verdoyante,
> Peinte de diverses fleurs,
> Qui en l'eau descendoyante
> Mesloient leurs belles couleurs.

Duverdier in der „Bibliothèque française" ist nicht gut zu sprechen auf Louise Labé und sucht ihr mit aller Gewalt etwas anzuhängen und abzustreiten; er sagt, sie wäre allzu galant und gar nicht schön, und die Männer von Geist, welche sie an sich gezogen, wären blos durch eine schöne Büchersammlung und durch „Collationen von ausgesuchtem Naschwerk" in ihrem Kreise festgehalten worden. Diese gehässigen Splitterrichtereien rühren höchst wahrscheinlich von neidischen Feindinnen her, denen Duverdier als gefälliges Verleumdungsorgan diente. Denn die schroff entgegengesetzten Meinungen und Urtheile über die Verdienste und Vorzüge aller gelehrten und dichtenden Frauen des 16. Jahrhunderts lassen vermuthen, daß zwischen den damaligen schöngeistigen Cirkeln lebhafte Feindseligkeiten obwalteten und die Literaturhistoriker nicht ganz unbefangen ihre Stimme abgaben, wenn es sich um gleichzeitige Celebritäten handelte, die nicht zu ihrer Coterie gehörten.

Louise Labé hatte zu viel Freunde, um ihre Feinde zu fürchten; ausgelassen und neckisch, foderte sie oft unvorsichtig oder maliziös den unversöhnlichsten Haß heraus. Die Damen von Lyon vergaben ihr nie den ihnen zugeschleuderten Vorwurf der Unwissenheit und Frivolität; und nicht sowol aufgebracht über Louisens kriegerische und galante Abenteuer, als erbost über die unverhohlen geäußerte Geringschätzung, rächten sie sich durch Aufhetzung aller Schriftsteller, die Louise von ihrem Hofe entfernt hielt und deren Huldigungen sie verschmäht oder bespöttelt hatte. Duverdier und Calvin (denn auch Calvin hat ihr in seinen „Tractätchen" starke Grobheiten gesagt) gingen aus verschiedenen Gründen auf die gegen Louise Labé angezettelte Cabale ein, und Bayle hat Duverdier's Angaben auf Treue und Glauben angenommen. Louise schadete sich vollends durch den unbesonnenen Freundschaftsbruch mit der eifersüchtigen Clémence de Bourges, der Tochter des Finanzgenerals in Piemont, Herrn von Myons im Dauphiné u. s. w., einem Edelfräulein von größtem Ruf und vornehmster Verschwägerung mit den ersten Familien in Lyon.

Was auch ihre Verleumder und Verkleinerer von ihrem allzu großen Hange zur Galanterie, von ihrem unbedeutenden Werth als Dichterin sagen, so viel steht fest, daß Louise Labé in der poetischen Literatur des 16. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz einnimmt und verdient. Es bedarf nur der Lecture ihrer Schriften, um Louise Labé als Dichterin zu lieben und hochzuschätzen; die günstigen Berichte der Zeitgenossen, welche ihr im Leben nahe standen, sind völlig überflüssig und die böswilligen Anschuldigungen, welche Duverdier und nach ihm Bayle über sie haben drucken lassen, fallen in den Augen der Urtheilsfähigen wol nur auf neidische Feindinnen, vielleicht auf schriftstellernde Frauen und Nebenbuhlerinnen zurück; c'est que ces dames filaient aussi, wie Lafontaine sagen würde.

Die älteste Ausgabe der Werke Louise Labé's ist 1556 zu Lyon gedruckt; ebendaselbst wurde vor ungefähr 15 Jahren eine neue Ausgabe veranstaltet. Louise Labé widmet ihre Schriften der Clémence de Bourges; in einer kurzen Vorrede äußert sie den Wunsch, die Frauen möchten sich endlich der Vormundschaft entwinden und in Kunst und Wissenschaft mit den Männern wetteifern. Das Thema ist nicht neu, und obschon sich das 19. Jahrhundert die Ehre dieser Galanterie beimißt, so haben doch Guillaume Postel, der Skeptiker Cornelius Agrippa und neuerlich der Akademiker Thomas dieses liebenswürdige Paradoxon in Frankreich abgehandelt. Zu einer Zeit, wo die Männer Verse machten wie die Weiber, konnten diese übrigens ganz füglich eine hohe Stelle in dem flatterhaften Parnasse ansprechen, wo Jean de la Taille, Etienne Dolet, Mellin de Saint-Galois und Clément Marot saßen.

Hätte Louise nichts hinterlassen als ihre kleine Gedichtsammlung, so verdiente sie deswegen allein schon Ruf und Namen. „Le débat de folie et d'amour" wird von allen Biographen als ihr vorzüglichstes Gedicht gerühmt, und es gibt in der That nicht leicht etwas Artigeres als dieses kleine Drama, in Form einer gerichtlichen Verhandlung, wo Jupiter präsidirt und Apollo die Liebe und Mercur die Thorheit mit dem beredtesten Eifer vertheidigt. Von den gewichtigen Gründen der beiden Sachwalter betroffen, wagt der vorsitzende Richter keinen Urtelsspruch zu Gunsten einer der betheiligten Partien zu fällen, und vertagt die hochwichtige Angelegenheit auf dreimal siebenmal 900 Jahre, bedeutet indeß den streitenden Parteien so lange in Frieden und Eintracht zu leben, und daß die Thorheit inzwischen die blinde Liebe überall hingeleiten und ihre treue Führerin sein solle; — ein ebenso geistreich erdachter als unerwarteter Bescheid.

In Rücksicht auf innern Werth, Naivetät des Gefühls, Trefflichkeit der Form und Energie des Stils sind zwar die Gedichte der Louise Labé keineswegs mit denen der Clotilde de Surville (geb. 1405, gest. 1495) zu vergleichen, zeichnen sich aber durch Wahrheit der Empfindung, liebenswürdige Nachlässigkeit, leichte Anmuth und auch in technischer Beziehung aufs vortheilhafteste von denen der meisten ihrer Zeitgenossen aus und bezeugen eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Geistesbildung. Anstatt über Louise Labé's Werth als Dichterin uns hier weitläufig auszulassen, theilen wir zum Beschluß noch ihr letztes Sonett mit, worin sie sich gegen ihre Feindinnen wegen des an ihr getadelten Hanges zur Galanterie auf eine rührende Weise entschuldigt:

> Ne reprenez, dames, si j'ay aymé;
> Si j'ay senti mile torches ardentes,
> Mile travaux, mile douleurs mordantes:
> Si en pleurant j'ay mon tems consumé.
>
> Las! que mon nom n'en soit par vous blasmé;
> Si j'ay failli, les peines sont présentes;
> N'aigrissez point leurs pointes violentes:
> Mais estimez qu' Amour, à point nommé,
>
> Sans votre ardeur d'un Vulcan excuser,
> Sans la beauté d'Adonis accuser,
> Pourra, s'il veut, plus vous rendre amoureuses,
>
> Et ayant moins que moy d'occasion,
> Et plus d'estrange et forte passion:
> Et gardez vous d'estre plus malheureuses.

Ich weiß nicht, welcher französische Dichter des vorigen Jahrhunderts diese allerliebsten Verse zugestutzt und verstümmelt hat, um sie dem poetischen Toiletten- und Boudoir-Geschmack der Damen der Regentschaft genießbar zu machen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1843.

Reiseliteratur.
Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Wenden wir uns zu heitern Schilderungen, so ist es namentlich die meisterhafte Schilderung der Seekrankheit, welche im ersten Bande als ein komisch-tragisches Genrebild hervortritt. Hübsch ist auch folgendes Gespräch, welches Boz in einer Kutsche zu seinem höchsten Ergötzen mitanhörte. Ein Herr mit einem Strohhut guckt aus dem Wagenfenster:

Strohhut (zu dem untersetzten Hörer mit dem braunen Hute). Ich rathe, das ist Richter Jefferson, nicht?

Braunhut (schaukelt sich immer noch und spricht sehr langsam und ohne alle Betonung). Yes, Sir.

Strohhut. Warmes Wetter, Richter.

Braunhut. Yes, Sir.

Strohhut. Hatten ein paar kalte Tage letzte Woche.

Braunhut. Yes, Sir.

Strohhut. Yes, Sir.

Eine Pause. Sie betrachten einander mit sehr ernsthaftem Gesicht.

Strohhut. Ich rathe, Ihr habt die Sache mit dem Gemeinderichter jetzt abgemacht?

Braunhut. Yes, Sir.

Strohhut. Wie fiel das Verdict aus, Sir.

Braunhut. Für den Angeklagten, Sir.

Strohhut (fragend). Yes, Sir?

Braunhut (betheuernd). Yes, Sir.

Beide (nachdenkend und auf den Boden blickend). Yes, Sir.

Wieder eine Pause; sie sehen sich wieder an, noch ernster als vorhin.

Braunhut. Die Kutsche kommt heut ein Bischen spät, rath' ich.

Strohhut (zweifelnd). Yes, Sir.

Braunhut (die Uhr herausziehend). Yes, Sir; fast zwei Stunden zu spät.

Strohhut (zieht die Augenbrauen in größtem Erstaunen in die Höhe) Yes, Sir.

Braunhut (entschieden, indem er die Uhr wieder einsteckt). Yes, Sir.

Alle übrigen Innenpassagiere (unter sich). Yes, Sir.

Kutscher (sehr mürrisch). 's ist nicht wahr.

Strohhut (zum Kutscher). Nun, ich weiß nicht, Sir. Es hat ziemlich lange gedauert mit den letzten 15 Meilen. Das ist Factum.

Da der Kutscher nicht antwortet und offenbar keine Lust hat, über eine Sache zu streiten, die ihm so ganz und gar gleichgültig ist, so sagt ein anderer Passagier: „Yes, Sir; worauf der Herr mit dem Strohhut in Anerkennung seiner Höflichkeit erwidert „Yes, Sir!" Der Strohhut fragt hierauf den Braunhut, ob er nicht meine, daß die Kutsche, in der er sitze, neu sei? worauf der Braunhut abermals erwidert: „Yes, Sir!"

Strohhut. Ich glaubte es auch. Ziemlich starker Firnißgeruch, Sir?

Braunhut. Yes, Sir.

Alle übrigen Innenpassagiere. Yes, Sir.

Braunhut (zu der Reisegesellschaft überhaupt). Yes, Sir.

Man sieht, daß es den Nordamerikanern ein wenig an Ideen und Worten fehlt und daß ihre Unterhaltung ohne ihr langweiliges Yes gar kein belebendes Princip haben würde. Aber auch bei Boz muß man, wie in den meisten tagebuchähnlich fortschreitenden englischen Reisebeschreibungen manches weniger Interessante und sogar Triviale mit in den Kauf nehmen.

2. Rückblicke auf Amerika, oder: Bekenntnisse eines ausgewanderten Poeten. Von F. R. Eylert. Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 4 Thlr.

Mit einer gewissen Leichtigkeit und Leichtfertigkeit eines modern vagen Talents geschrieben, enthält dies Buch erst im zweiten Bande einige beachtenswerthe Notizen über des Verf. Aufenthalt in Amerika. Ob er seine eigenen Schicksale oder die eines Freundes schildert, ob diese Schicksale, worauf ihr ausgeprägt novellistischer Charakter zu deuten scheint, nicht zum Theil erdichtet oder erlogen sind, bleibe dahingestellt. Jedenfalls geht der ausgewanderte Poet sehr aufrichtig zu Werke. Er schildert uns im ersten Bande seinen Lebenslauf in Berlin, der sich durch seine eigene Schuld sehr mislich gestaltete, seine unglückliche Verheirathung, die erfolgte Ehescheidung u. s. w., seine Schmausereien in Hamburg, seine Überfahrt von hier nach Neuyork, er nennt sich selbst einen sinnlichen Menschen, den von früher Jugend auf ein unwiderstehlicher Drang fort und fort in die Wirthshäuser gezogen habe, der aus Sinnlichkeit immer feig gewesen sei und auf der Universität jedes Duell, wie auch später jedes Flußbad aus Furcht vermieden habe u. s. w. Dabei viel müßiges Hin- und Hergerede über Dichter und Dichtkunst, über Dies und Jenes, über Etwas und noch Etwas. Manche Citate zeugen von der classischen Bildung des Verf., obgleich Darstellung und Stil gar keine classische Gediegenheit, vielmehr nur den zweideutigen Charakter moderner Lockerheit und Zerfahrenheit haben. Mitten unter wüstem und losem Geschwätz stößt man plötzlich auf eine überraschend richtige Bemerkung,

auf Spuren eines schönen, wahren, tiefen Gefühls, was uns um so mehr beweist, der ausgewanderte Poet, wahrscheinlich Eylert selbst, sei eine wohl unterrichtete, aber durch falsche Erziehung misleitete, durch Sinnlichkeit, durch haltlose Grundsätze, durch die zerstörenden oder abschwächenden Einflüsse der Zeit getrübte, aus ihren Wurzeln gerissene, mit sich zerfallene, aber von Hause aus gut organisirte und für Besseres befähigte und berufene Persönlichkeit. Dabei ist er Fatalist, seine Ansicht ist: was sein soll — muß geschehen! Und zur Bewahrheitung erzählt er folgenden allerdings interessanten Fall:

Ich kannte einen außerordentlich ehrbaren und gesetzten Mann, welcher durchaus keine Anlage zu Verbrechen verrieth und dem doch jedesmal der Anblick eines Gefangenhauses ein so grausenhaftes Entsetzen zuzog, daß er in Krämpfe fiel. Und dieser ehrbare gesetzte Mann ist als gemeiner Verbrecher im Zuchthause gestorben. Wir können uns dergleichen dunkle räthselhafte Gefühle nicht erklären — setzt der Verf. hinzu —, aber es hat Alles in der Welt einen innern geheimnißvollen Zusammenhang.

Gewiß mehr Zusammenhang als des Verf. Charakter und vorliegendes Werk. Am besten lassen sich die Partien lesen, in denen er die vielen Unglücksfälle erzählt, welche ihn in Nordamerika trafen. Überhaupt schildert er uns Nordamerika als ein Nachtstück der staatlichen Einrichtung und des geselligen Verkehrs:

Alle noch so unschuldigen Vergnügungen und Ergötzungen des Lebens sind Verbrechen und Frivolitäten in diesem Lande der Freudlosigkeit. Ich frage, was übrigbleibt? Sind wir in einer Welt des Todes oder des Lebens, in einer Schöpfung der Freude oder der Trauer? Diese Kopfhängerei führt die Republik sicher nicht zur Ewigkeit.

Und ferner:

Niedrige Gesinnung, Lug, Trug und unbegrenzte Habsucht sind auch heute die natürlichen und unvermeidlichen Wirkungen des Krämergeistes, der wie eine Sündflut die Tiefen und Höhen der amerikanischen Gesellschaft überschwemmt. Jede unschädliche Leidenschaft, jedes moralische Gefühl stumpft sich ab in dem täglichen Jagen nach möglichst großem und unmittelbarem Gewinn. Jedes Verdienst, jede empfehlende Eigenschaft, jeder Vortheil der bürgerlichen Stellung wird zum Gegenstande der merkantilen Speculation. Das Gold ist der Ruhm, das Gold die Ehre dieses Landes. Für Gold erreicht man hier literarische Erfolge, erwirbt man artistischen Ruf; für Gold erkauft man politischen Einfluß und Macht, um sie seinerseits wucherlich auszubeuten; selbst die Ehe ist hier ein kaufmännischer Contract, die Liebe hat ihren bestimmten Tarif und das göttliche Genie verdingt sich dem Mammon. — Statt der vermittelnde Bote der Consumtion und der Production zu sein, hat sich der Handel zum despotischen Gesetzgeber beider gemacht. Ihm steht der Geldreichthum zu Gebote, und er weiß ihn so gut zu benutzen, daß er das Steigen und Fallen im Waarenpreise nach Gutdünken bewirkt, daß er nicht selten den Producenten zwingt, ihm um die Hälfte des Werthes Das zu verkaufen, was im folgenden Augenblick der Consument genöthigt ist, ihm um den doppelten und dreifachen Preis abzunehmen u. s. w.

Die nordamerikanischen Abenteuer brechen in der ersten Hälfte des zweiten Bandes kurz, das Ganze schnappt novellistisch ab, sodaß das Buch, in sich unfertig, überhaupt noch nicht fertig zu sein scheint.

3. Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838—40. In Gesellschaft des Ritters Franz Anton von Gerstner unternommen von Clara von Gerstner. Leipzig, Hinrichs. 1842. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der in Eisenbahnangelegenheiten oft und rühmlichst genannte Ritter von Gerstner starb bekanntlich zu Philadelphia 1840, „als ein Opfer zu angestrengten Fleißes und zu großer Thätigkeit", wie die Verf. dieses Werks sagt. Clara von Gerstner hat unter Leitung und Beihülfe ihres Gatten aus Notizen diese Reisebeschreibung zusammengestellt, die sich durch eine für eine Frau bewundernswerthe Objectivität bemerkbar macht, besonders die nordamerikanischen Eisenbahnen im Auge behält und an statistischen Angaben reich ist, obgleich doch sonst die Statistik den Frauen, die an Liebesverhältnissen in der Regel mehr Geschmack finden als an Zahlenverhältnissen, wenig zuzusagen scheint. Insofern ist das Buch, so reiz- und farblos es geschrieben ist, doch von Wichtigkeit und Interesse und ganz geeignet, diese Nordamerikaner, die wir unmöglich liebenswürdig finden können, doch ihrer erstaunlichen und riesenhaften Unternehmungen wegen in unserer Achtung hochzustellen. Hier ein Beispiel: Um Neuyork mit besserm Trinkwasser zu versehen, beschloß man, nach mancherlei Untersuchungen und Versuchen, einen 40 Meilen von Neuyork in den Hudson mündenden Fluß, Namens Croton, nach Neuyork zu leiten. 1835 begann man den Bau. Dieser besteht in nichts Anderm als der Herstellung eines 40½ Meilen langen unterirdischen Kanals (Aquäducts), der, in einem Niveau fortlaufend, bald über die tiefsten Thäler setzt, bald durch Felsen und Hügel geht und das Wasser auf eine Anhöhe innerhalb der Stadt in ein großes Reservoir leitet, welches 5 Acres einnimmt und 20,000,000 Gallons Wasser faßt. Die Dimensionen des Aquäducts sind: 6 Fuß Breite am Boden, 7 Fuß am obern Theile und 8—10 Fuß Höhe; er ist durchaus 4 Fuß hoch mit Erde bedeckt, damit das Wasser im Winter nie friere. Im April 1840 waren erst 26 Meilen vollendet und die Ausführung der schwierigsten sowie kostbarsten Arbeiten stand damals noch bevor. Nach dem Berichte eines Ingenieurs dürfte der Bau, mit Einschluß einer Brücke über den Harlaren-River Ende 1843 beendigt sein. Die Kosten werden sich vielleicht auf 10 Mill. Dollars belaufen, am 1. Jan. 1840 waren bereits nahe an 4 Mill. verausgabt. Wir erwähnen noch, daß man Herrn von Gerstner und seine Gattin überall mit großer Zuvorkommenheit und Gefälligkeit aufnahm, besonders in Boston, wo es Sitte ist, vornehme empfohlene Fremde zuerst zu besuchen. Die Damen sind hier alle musikalisch und mehre sogar mit dem Deutschen so vertraut, daß sie sich mit der Übersetzung der Schiller'schen Tragödien beschäftigten. In einigen Familien bemerkte Frau von Gerstner einen auffallenden Anstrich von Aristokratie; sie haben häufig die Wände ihrer Parlours mit Portraits ihrer Vorfahren geschmückt und sind stolz darauf, von den Engländern abzustammen.

4. Reise durch Salzburg und Tirol nach Italien. Zweiter Band. Düsseldorf, Schreiner. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon bei Gelegenheit des ersten Bandes*) haben wir auf diese inhaltreiche, kenntnißvolle und in der Darstel-

*) Vgl. Nr. [illegible] d. Bl. f. 1841. D. Red.

lung treffliche Reisebeschreibung die Aufmerksamkeit unserer Leser zu leiten gesucht. Der Verf. ist, wie sich von jedem höher Gebildeten, für die Schönheiten der Architektur, der Landschaften und des Himmels Empfänglichen, mit Geschmack und Sinn für die Künste, mit hingebender Liebe für ursprüngliches Volksleben Ausgerüsteten von selbst versteht, ein begeisterter Verehrer Italiens. Unter Anderm erklärt er sich aufs entschiedenste gegen das vielverbreitete Vorurtheil, daß die Völker des südlichen Europa weniger kräftig und stark als die nordischen seien:

Im Gegentheil — sagt er — wir sehen am gemeinen Mann durch ganz Italien von der Lombardei bis Neapel einen wahrhaft normalen Körperbau, Alles ist muskulös, fest, voll Kraft, ohne jedoch übermäßig dick und fleischig zu sein, die Glieder gerade, wohl proportionirt und zierlich. Ohne Zweifel stehen dagegen viele Gegenden Deutschlands, besonders des nördlichen Deutschlands recht sehr zurück. Dazu kommt noch der Anstand, die ungezwungene Haltung, eine natürliche Anmuth in allen Bewegungen, und ein fester, elastischer, nicht schwerfälliger Gang, welches Alles dem Italiener angeboren zu sein scheint, endlich noch die charakteristischen, markirten, klugen, durchgängig fein geformten Gesichtszüge, gerade das Gegentheil von jenen platten, viereckigen, nichtssagenden Gesichtern, jenen breiten Nasen, großen Mäulern und stieren grauen Augen so mancher deutschen Bauern, wie wir sie etwa auf Ostade's Bildern sehen u. s. w.

Der Hauptgrund davon scheint ihm in der Begünstigung des italienischen Klimas und der daraus hervorgehenden Verschiedenheit der Lebensweise zu liegen.

Die arbeitende Classe in Deutschland — sagt er — muß, besonders auf dem Lande, schon von frühester Jugend an die schwersten Arbeiten den ganzen Tag hindurch vom Morgen bis zum Abend verrichten und ist dabei der rauhesten Witterung schonungslos ausgesetzt. Manche gewinnen dadurch wol einen hohen Grad von Stärke, die Glieder werden gestählt, aber sie werden auch vor der Zeit ungelenkig, steif und die Züge alt; die unaufhörliche mühevolle Anstrengung wird das Grab aller Schönheit. Dazu kommen denn noch im Winter, abwechselnd mit Eis, Schnee, Sturm und Kälte draußen, die heißen, dumpfen, oft feuchten und räucherigen Stuben im Hause, und in vielen Gegenden das Schlafen unter schweren und erhitzenden Federbetten, endlich und hauptsächlich die Unmäßigkeit und Völlerei, der abscheuliche Branntwein, dessen Consumtion in der neuesten Zeit wegen seiner übergroßen Wohlfeilheit so enorm zugenommen hat! Dies Alles fällt in Italien fast gänzlich weg.

Ganz ohne Zweifel — fährt der Reisende fort — lebt das Volk in Italien (trotz seiner großentheils schlechten Regierungen) um vieles glücklicher. So z. B. klagt man häufig und vielfältig über Mangel an Industrie und Fabriken, und wahr ist es, daß davon in ganz Mittel- und Süditalien, in Neapel und Rom, nicht viel zu finden ist. Sind aber die Leute deshalb weniger glücklich? Wer das Leben der Arbeiter in vielen Fabrikstädten Deutschlands aus eigener Anschauung kennt, wer nicht blos etwa auf einer flüchtigen Reise die sich von Jahr zu Jahr vermehrenden schönen Gebäude und palastähnlichen Häuser und den äußern Schein jenes Reichthums, den nur Einzelne, nämlich die Fabrikherren, erlangen, während die Arbeiter nur kümmerlichen Tagelohn gewinnen, sondern wer auch gesehen hat, wie diese Leute jeden Tag vom frühesten Morgen bis an den späten Abend ihr freudenloses Geschäft betreiben, wie selbst zarte Kinder schon, vielleicht unter grausamer Disciplin, dazu angehalten werden, wie sie dabei ihrem physischen und moralischen Verderben entgegengehen, wie die bleichen Gesichter und der schwache Körperbau ein jammervolles Zeugniß von dem allmäligen Entschwinden der Gesundheit bei ganzen Familien, Generationen, ja ganzer Orte und Gegenden geben, wer es weiß, wie dann die sonntägliche Erholung dieser Leute im Genuß des Branntweins besteht, und wie gerade diese Fabrikgegenden bei weitem die meisten Verbrechen aller Art erzeugen, — der wird Italien wegen des ihm fehlenden Fabrikwesens u. s. w. nicht allzu sehr bedauern!

Schon eine Vergleichung der Bewohner der südbairischen Alpen, der Steiermärker und Tiroler mit den Bewohnern der norddeutschen Fläche führt zu ähnlichen Resultaten. Den Inhalt des zweiten Bandes dieser Reisebeschreibung bilden die Reise von Rom nach Neapel, der Aufenthalt zu Neapel, die Rückreise von Neapel nach Rom, der zweite Aufenthalt zu Rom, die Reise von Rom nach Florenz, der Aufenthalt zu Florenz, die Reise von Florenz nach Genua, der Aufenthalt zu Genua und Turin, die Reise über Genf und Neufchatel zurück.

Lebhaft — so schließt der Verf. sein durchweg anziehendes Reisewerk — gedachte der Geist des herrlichen Landes, schon jetzt sehnte sich das Herz wieder dahin zurück, und dieses Sehnen, dieses Heimweh wird mich nicht verlassen, so lange mein Fuß auf dieser Erde wandelt, wo auch das Geschick mir einst eine andere Heimat verleihen wird. — — Und wie man sich in der Erinnerung noch der seligen Stunden erfreut, die man einst, und wär's auch vor Jahren, in der süßen Nähe der Geliebten verlebt hat, Stunden, in denen uns ein Blick aus ihrem feuchten Auge, ein Druck der Hand, ein Berühren unserer Wange mit dem dunkeln Lockenhaar in Entzücken setzte, so auch werden mir die in jenem Lande verlebten Tage vorschweben, jene Tage, an welchen ich in Tivolis lieblichen Olivenhainen, in Roms schwermüthiger Campagna und an Amalfis holdseligen Felsklüften einsam umherstreifte, an welchen ich in offener Barke, von den Wogen geschaukelt, die göttlichen Gestade Parthenopes umschiffte und der Blauen Grotte Wunder sah! In meiner Phantasie werden sich die imposanten gewaltigen Städte, diese glänzenden Sterne Italiens, in all ihrer Pracht wieder aufbauen, jenes romantische in dem Schoose der Fluten geborene Venedig, jenes Genua mit seinen hellen Palästen, die ernstgrandiosen Festungen dieses sonst so lieblichen Florenz, das stille, große, ruinenerfüllte Rom und das rauschende prächtige Neapel, und wie eine traumhafte Zauberwelt werden meinem Auge noch jene unerreichbar schönen Farbentöne vorschweben, welche in jenem Feenlande Erde, Himmel und Meer verklären!

So muß es doch wahr sein, was Jemand bemerkte: daß, wer Italien gesehen, nie mehr ganz unglücklich, aber auch nie mehr ganz glücklich sein könne. Freilich, wer als eine Pelzstiefelseele nach Italien geht, den wird auch Italien nicht neu versohlen können!

(Der Beschluß folgt.)

Übersetzer, hört, hört!

Ein charmantes Buch — muß übersetzt werden — ist: „The wives of England" (London 1843). Das Buch ist der Königin Victoria gewidmet. In England wie auch wol in andern Ländern erfodert eine solche Dedication specielle Erlaubniß, und hat die Verf. diese nicht durch einen besondern Kunstgriff erlangt, so muß die Königin sie gewährt haben, nachdem sie statt des Buchs blos das Vorwort gelesen, in welchem sie „the highest example to her countrywomen", das höchste Muster ihrer Landsmänninnen, genannt wird. Entgegengesetzten Falls ist die Erlaubniß nach Allem, was über die Königin verlautet, eins der vielen unlösbaren weiblichen Räthsel. Der Titel: „Die Gattinnen Englands", kann eine Schilderung derselben erwarten lassen. Das Buch ist aber ein Rathgeber für, eine Epistel an die englischen Frauen, oder vielmehr an die schöne Hälfte

jeder civilisirten Nation, folglich auch der deutschen. Schon deshalb verdient es gegenwärtige Anzeige. Bevor ein Mädchen Gattin wird, muß sie heirathen. Also erstes Capitel: „Gedanken vor der Heirath.“ Da predigt die Verf. den Grundsatz: „Des Weibes Liebe kann nach der Verheirathung steigen, die des Mannes nicht.“ Wenigstens hätte sie Ausnahmen gestatten sollen, zumal gerade die Ausnahmen der schönste Triumph des Weibes sind. Aber nein, keine Ausnahmen. Und wenn es später heißt: „Keines Mannes Herz wird vor der Verheirathung gewonnen“, so kümmere ich mich nicht, ob das die Meinung der Königin vor ihrer Vermählung gewesen, möchte aber gern von der Verf. erfahren, wenn das Herz gewonnen werden kann, das nach der Verheirathung nicht mehr zu lieben vermag als vorher. Dagegen lobe ich zwei ihrer Rathschläge. Sobald Ihr verlobt seid, sagt sie, „denkt in Betreff aller Eurer übrigen Liebesangelegenheiten, vorüber ist vorüber“. Das ist brav. Und auf derselben Seite: „laßt keine schlecht berathene Neugier Euch verlocken, dem frühern Wandel des Verlobten in Betreff solcher Angelegenheiten zu genau nachzuspüren“. Sehr richtig; seid froh, daß Euch Einer nimmt und hätte er auch manchen Frieden gestört und manches Herz gebrochen. Seite 38 wünscht die Verf., „der jungen Frau einige kluge Worte ins Ohr zu flüstern“. Als Mann wollte ich nicht horchen und bat eine junge Frau, die klugen Worte zu lesen und mir ihr Urtheil zu sagen. Sie sagte, die Worte schienen ihr ziemlich klug zu sein. Warum sie dabei erröthete, weiß ich nicht. Im Capitel „Charakteristik der Männer“ heißt es: „Der Charakter eines edeln, erleuchteten und wahrhaft guten Mannes besitzt eine Kraft und eine Erhabenheit, die Dem, was wir die Natur und Eigenthümlichkeit der Engel glauben, so nah verwandt ist, daß, wie kein Gefühl die Bewunderung und die Achtung zu übertreffen vermag, welche die Betrachtung eines solchen Charakters erwecken muß, so auch keine Sprache im Stande ist, das auszudrücken. Unter dem Einflusse eines solchen Mannes leben zu dürfen, ist ein Vorrecht der seltensten Art; seinem Gespräche lauschen zu dürfen, ein ununterbrochener Genuß. Aber in seinem Herzen zu wohnen, sich mit ihm zu berathen und die erwählte Gefährtin seiner Freuden und seines Kummers zu sein — es ist schwer zu bestimmen, ob in einem so bevorzugten, so gesegneten Weibe das Gefühl der Demuth oder das Gefühl der Dankbarkeit vorherrschen soll.“ Bravo, sagte ich zu erwähnter jungen Frau, das lasse ich gelten. O ja, antwortete sie, aber wo findet man einen solchen Mann? Ich sah sie groß an und schwieg. Ich thue das stets, wenn ich nichts zu erwidern weiß. Und wie die junge Frau lächelte, als ich auf der folgenden Seite in unbesonnener Hast die Worte ablas: „Wahr ist freilich, daß man gelegentlich Männer findet, die, genau zu reden, weder edel, noch erleuchtet, noch überhaupt gut sind.“ Aber nicht lange, so kam das Lachen an mich, S. 76 bei der Stelle: „Die Liebe des Weibes wurde offenbar geschaffen, um zu dienen; die des Mannes, um bedient zu werden.“ Bald nachher berichtigt die Verf., was sie einen unter den Männern sehr verbreiteten Irrthum nennt. „Der Beruf des Mannes veranlaßt ihn täglich zu einiger Arbeit, zu irgend einer Anstrengung für die Subsistenz seiner Familie, und er bildet sich da oft ganz ehrlich ein, er arbeite für seine Frau.“ Das nennt die Verf. einen argen Irrthum und versichert, der Mann würde ebenso emsig arbeiten, wenn er auch gar keine Frau hätte, if he had no wife at all. Ob sie recht hat? Niemand wird ihrer Behauptung widersprechen, daß es „die natürliche Charakteristik weiblicher Liebe in deren verfeinerten und praktischen Entwickelung, stets Etwas zu thun, das dem Gegenstande ihrer Neigung gefällt oder ihn glücklich macht“. Sie belegt das mit den aus dem Leben gegriffenen Beispielen eines Lieblingsgerichts und der Gestattung des Sophas zum Mittagsschläfchen. Zu besonderer Beherzigung empfiehlt sie Folgendes: „Es ist ohne Zweifel ein unveräußerlicher Anspruch aller Männer, ob gesund oder krank, reich oder arm, klug oder dumm, mit Achtung behandelt und in der Häuslichkeit hoch gestellt zu werden. In dem letzten Falle mag die Erfüllung dieser Pflicht allerdings ihr Schweres haben. Da indessen kein Mann durch die Verheirathung seinen Verstand oder seine Sinne verliert, so muß das Weib, das ihn sich zum Gefährten erkoren, die Folgen ruhig hinnehmen. Mag er daher auch noch so dumm sein, er hat doch ein Recht auf ihre Achtung, denn sie hat sich ja freiwillig in eine Lage gebracht, die sie ihm nothwendig unterordnet.“ Wenn dann die Verf. zum Trost bemerkt: „welche Frau sich selbst zu beherrschen weiß, kann auch ihren Mann beherrschen“, so ist dagegen weiter nichts einzuwenden als etwa die an Nürnberg erinnernde englische Redensart: First catch your hare, Erst fange den Hasen. Doch jeder aufrichtige Mann wird den Weihrauch zu stark finden, daß „die große, vorragende Eigenthümlichkeit im Charakter des Mannes sein Adel, mit andern Worten, seine Befreiung von jenen zahllosen Kleinlichkeiten sei, welche die Schönheit des weiblichen Lebens verdunkeln und dessen Reinheit beschmutzen. Von allen ihren verstohlenen Ränken, von all ihrem heimlichen Neide, von all ihrer erbärmlichen Misgunst ist der Mann frei.“ Wollte Gott, Frau Verfasserin, Sie sprächen wahr. Aber ich versichere Sie, es gibt unter uns viele — Ausnahmen. Noch Eins, und ich bin fertig. Seite 203—205 wird den Frauen gerathen, ihren „verirrten“ Männern zu verzeihen. Das mag klug sein; aber wie steht es um die Moralität und was wird Königin Victoria dazu meinen? Die Verf., deren Namen ich übrigens nicht weiß, citirt oft ihre frühern Werke: „Die Töchter Englands“ und „Die Frauen Englands“. Solche Citate lassen nicht gut. Gleichwol, da sie gut schreibt, würde ich mich freuen, wenn es ihr gefiele, auch die „Tanten“, „Cousinen“ und „Großmütter“ Englands zu schreiben. 14.

Miscellen.

In der L. 1. §. 5. D. De extraord. cognit. (50, 13) ist der Grundsatz aufgestellt: „Quaedam, tametsi honeste accipiantur, inhoneste tamen petuntur.“ Welchen Misbrauch hiervon ein gewisser Abgeordneter gemacht, lehrt nachstehendes Geschichtchen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts: Der Fürst von *** sandte einen Abgeordneten an die Höfe zweier benachbarten Fürsten, um deren Streitigkeiten beizulegen. Der Versuch gelang und der Streit wurde geschlichtet. Der eine dieser Fürsten gab dem Abgeordneten bei seiner Abreise ein Geschenk von 100 Dukaten. Dankbar nahm dieser es an, erbat sich aber ein schriftliches Zeugniß, daß er 200 Dukaten als Ehrensold erhalten habe. Dieses wurde ihm auch (was freilich nicht zu loben war) ohne weitern Anstand ertheilt. Mit diesem Zeugniß begab sich nun der Abgeordnete an den Hof des andern Fürsten, woselbst er nicht unterließ, die Freigebigkeit des fürstlichen Hofes, von dem er eben komme, zu rühmen, seine Lobsprüche mit Aufweisung des schriftlichen Zeugnisses belegend. Um sich nicht übertreffen zu lassen, gab man nun auch hier dem der Täuschung sich freuenden Abgeordneten 200 Dukaten.

Das römische Recht gestattet nicht, sich unerlaubter Eidesformeln zu bedienen, wie denn namentlich in der Nov. 77, Cap. 1, §. 1 verboten ist, beim Haupt und Haar Gottes zu schwören. Das kanonische Recht hingegen läßt auch ganz unpassende Eidesformeln zu. „Nos canonicum jus sequimur“, sagten die Juristen der Vorzeit und wiesen auf die ältern Christen hin, welche sich, wie aus Dufresne's „Glossar. med. et inf. latinitat.“, v. Juramentum, S. 166, zu ersehen ist, der abgeschmacktesten Eidesformeln bedienten, z. B. „Ich schwöre bei meinen Waffen; bei meines Vaters Seele; bei allen Nationen; bei den Zähnen Gottes; bei St.-Jakob's Lanze; bei Christi Grab; bei Gottes Kehle; bei Gottes Haupthaar; bei Gottes Zunge; bei des Kaisers Bart“ u. s. w. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1843.

Reiseliteratur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 148.)

5. Reiseberichte und -Gedichte. Erinnerungen aus den Sommerwanderungen 1841 von L. Rellstab. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieser „Reiseberichte und -Gedichte" ist uns als Berichterstatter immer sehr willkommen, weniger als Dichter. In letzterer Eigenschaft verliert er sich nur zu oft in einen etwas äußerlichen, abgelebten Apparat der Romantik; aber da, wo er die unmittelbare Gegenwart, die Erscheinungen der Zeit raisonnirend betrachtet, sind seine Mittheilungen meistens von tüchtigem Schrot und Korn, während ihm bei der Auffassung und Schilderung gewisser die Empfindung aufregender Gegenstände jenes romantische Element sehr zu statten kommt, ndem es seinem Stile Wärme und Färbung ertheilt. Glücklicherweise ist in dieser Reisebeschreibung wol nur Weniges gedichtet oder erdichtet, aber auch dies Wenige hätte fortbleiben sollen, da es den Leser auch gegen manches Wahre und nicht Erdichtete mistrauisch machen ann. Der Verf. bemerkt in der Vorrede wahr und treffend, daß die wunderlich formlose Form seiner Reisebeschreibungen weniger ein Product eigener Willkür als ins der Zeit sei, die man in näherer oder entfernterer hnlichkeit bei fast allen thätigen lebenden Schriftstellern, eimischen und fremden, die einander nicht nachahmten, s ein gleichzeitig Erzeugtes antreffe. Rellstab hat eine höne Summe von Kenntnissen und Erfahrungen angemmelt, und da er außerdem ein aufrichtiger und ehrher Schriftsteller ist, darf man ihm auch Glauben enken, während man jetzt gegen so viele Autoren auf r Hut sein muß. Daß er hier und da zu einseitig bjectiv anschaut, wollen wir nicht leugnen, wo aber ire ein raisonnirendes Buch überhaupt von diesem Fehfrei? Außerdem machen Rellstab's Reiseschriften stets en sehr behaglichen, nirgend verletzenden oder verbitnden Eindruck, obgleich man ihnen andererseits den orwurf einer allzu großen Behaglichkeit machen darf. o sich aber etwas Trübes den Blicken darbietet, da schmäht er auch nicht, dies trübe Element zur öffenten Kunde zu bringen und sich in seiner Darstellung spiegeln zu lassen. Bemerkenswerth ist seine Betrachtung über die verdüsterte Stimmung des gegenwärtigen Wiens. Freilich gibt er zu, daß er vielleicht eine trübe Periode getroffen, wo durch ein Zusammenwirken trauriger und drückender Ereignisse die Gemüther im Allgemeinen gereizt waren und man die Dinge schwärzer sah, härter beurtheilte als gewöhnlich. Sein Aufenthalt in Wien fiel nämlich mit der Zeit zusammen, als die Gemüther noch allgemein durch die große finanzielle Krisis bewegt waren, welche der eben kundgewordene Bankrott des Hauses Geymüller erzeugt hatte.

Doch selbst nach Abzug dieser Erhöhung allseitiger Misstimmung — sagt der Verf. — bleibt doch ein Resultat übrig, das eine tiefe Spaltung und Unterhöhlung verräth und viele Zustände als im grellsten Widerspruch zwischen ihrem äußern Schein, der so glänzend, lockend und behaglich ist, und ihrem innern Sein, das uns in vielen Theilen von weit um sich greifender, herb nagender Krankheit ergriffen dünkt, darstellte. — Der sorglose fröhliche Sinn der Östreicher, den man sonst bei Hohen und Niedern antraf, war wie ausgestorben; ein dumpfes Misvergnügen blickte aus Aller (!?) Zügen, verrieth sich in Aller Gesprächen; in den untergeordneten Ständen dagegen trat jenes Element achtloser Roheit, die wir vormals vielmehr in Norddeutschland, zumal in Berlin, in den Massen antrafen, ungleich schärfer und allgemeiner hervor, als es mir ehedem jemals erschienen war. Und von jener harmlos herzlichen Gutmüthigkeit, die sonst durch Sprache, Sitten, Geberden und Handlungen so wohlthat, ist uns leider gar wenig bemerkbar geblieben. Das heißt, vorzugsweise in Wien, in den größern Städten überhaupt; auf dem Lande konnten wir uns dieses wohlthuenden Sinnes der Bevölkerung noch vielfach erfreuen.

Hiermit bringt er auch einzelne Erscheinungen in der Literatur, wo sie von hohen Gesellschaftssphären ausgingen (z. B. Anastasius Grün), in Verbindung. Daß sich ein anderer Geist in Östreich regt, ist aus vielen Symptomen erkennbar; der Geist der Zeit ist einmal ein so feines und penetrantes Fluidum, daß es auch durch die kleinsten Luftlöcher eines sonst so dicht verschlossenen Körpers wie Östreich dringt; nur fragt sich, ob die bloße Verstimmung, die sich übrigens auch außerhalb Östreich findet, diejenige Stimmung ist, aus welcher etwas Großes als Niederschlag der Niedergeschlagenheit erfolgen könne. In Östreich beschäftigen den Reisenden vorzüglich die Eisenbahnen, für die der Verf. schon früher als Publicist aufs dankenswertheste gewirkt hat, indem in Preußen kaum ein anderer Schriftsteller jene Popularität besaß, die, wie die Popularität Rellstab's, ganz dazu sich geeig-

net hätte, die Sympathie für die große Angelegenheit der Eisenbahnen in weitern Kreisen zu verbreiten. Der zweite Band macht uns in meist interessanter Weise hauptsächlich mit Triest, Venedig, Mailand, dann mit der Reise über das Stilffer Joch und mit München bekannt.

6. Buch der Reisen. Bilder und Studien aus Italien, der Schweiz und Deutschland. Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Wien, Pfautsch und Comp. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kaum hätte Referent geglaubt, daß der ihm als ziemlich sentimentaler Novellist bekannte Verf. dieses Buchs sich einer hinlänglich objectiven Betrachtungsweise hingeben könne, wie sie in diesem Buche, welches aus einer Reihe unverbundener Skizzen besteht, vorwaltend ist. Was kann trockener und objectiver sein als des Verf. Definition des Handels, womit er ein „Handel und Schiffahrt" betiteltes Capitel beginnt? Sie lautet:

Handel ist jene Gattung menschlicher Thätigkeit, wodurch die Erzeugnisse der verschiedenen Länder und Völker dem Orte, wo sie zu verzehren, zu verwenden kommen, zugeführt werden.

Diese Definition ist doch wirklich ebenso klar als wässerig. Und dazu, wahrscheinlich nach der östreichischen Grammatik, die Wendung „wo sie zu verzehren, zu verwenden kommen". Nein, mein Lieber! wohin man kommt, nicht wo man kommt, sagt man bei uns in Deutschland; oder wollte Verf., wie wir vermuthen, Dasselbe sagen, was wir mit der Phrase ausdrücken: zur Verwendung kommen? Man sagt ja nicht: „das Buch kommt zu besprechen", sondern „das Buch kommt zur Besprechung", Herr Ritter von Tschabuschnigg kommt zur Abfertigung u. s. w. Ich lasse mich sonst nicht gern auf Grammatik betreffende Zurechtweisungen ein; hier geschah es jedoch, weil wir solche und ähnliche Verstöße bei einem Manne, der sonst von tiefem Wissen, ja gelehrten Studien in seinem Buche manche Zeugnisse ablegt, nur um so auffallender fanden. Das Buch enthält zuvörderst Bilder aus dem Venezianischen: „Baccanale am Lido", „Die Lagunen", „Villa Petrarca in Arquà"; ferner aus Triest: „Carnevale", „Handel und Schiffahrt", „Der Hafen", „Sartorello", „Die Hochzeit der Mandriara"; Bilder aus einer Schweizerreise: „Catull's Villa am Gardasee", „Die Borromäischen Inseln", „Das Chamounythal", „Der Genfer See", „Berner Oberland"; Bilder und Studien aus Deutschland; Italienische Studien; Bilder und Studien aus Italien und Sicilien: „Spoleto", „Ponte molle", „Das jüngste Gericht", „Villa Mills", „Berenice", „Das Thal der Egeria", „Ein Diner im Venustempel zu Bajä", „Die Tänzerinnen und Kentauren von Pompeji", „Ausflug nach Pästum", „Cisa" (ein sarazenisches Lustschloß bei Palermo), „Die Katakomben zu Palermo", „Eine Terrasse in Messina", „Sibylla von Cumä". Bei unsern Radicalen wird der Verf. kein Glück machen. Man höre folgende Worte, die man jetzt selten vernimmt:

Schön und ersprießlich ist es auch, daß es nicht einen deutschen Staat, sondern einen deutschen Bund gibt. So findet jede Neigung, jede Anlage um so leichter ihren Schauplatz; hundert Musenstädte blühen, aber keine Centralstadt zerstreut oder verdirbt die deutsche Jugend. Die Säfte der Intelligenz pulsiren gleichmäßig vertheilt über die ganze Oberfläche. Nach alt hergebrachter Weise schreitet die deutsche Bildung und Gestaltung weiter; weise Fürsten und treue Völker arbeiten daran in redlichem Einverständnisse. Unser Deutschland hat noch keinen Tyrannen. Leise und mild wie Pflanzensäfte treiben die Lebenskräfte in seinen Adern; jeder Fortschritt ist organische dauernde Errungenschaft. Es mag sich nicht mit Blutkitte fremdartige Flitter ansetzen. Aber der Wunderbalsam der Weltweisheit wird in seinem Schoose ausgekocht. Deutschland ist die Vorrathkammer der Systeme. Es erwägt immer auch den Gegensatz; darum treten seine Thesen nur allmälig und vorsichtig ins Leben.

O ihr Herwegh und Prutz, Prutzianer und Herweghianer, kommt hierher, schaut und lest: Deutschland hat noch keinen Tyrannen! Da habt ihr nun gesungen und euch angesungen und angeliedelt, und seid beschmaust und betoastet worden und habt einen entsetzlichen Staub aufgewühlt von Königsberg bis Zürich, in Weimar und Polkwitz, und trotz eurer tyrannenfressenden Strophen wagt Ritter von Tschabuschnigg die Behauptung: Deutschland hat noch keinen Tyrannen!

7. Des Kriegscommissair Pipitz Reise nach Italien. Ein komischer Roman von Eduard Boas. Vier Theile. Mit 12 Bildern. Stuttgart, Scheible. 1841. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Ein närrisches Buch! Pipitz, ein verrückter Philister, der durchaus nicht unsern Planeten Erde, sondern Wasser nennen will, weil dieser Planet mehr Wasser- als Landfläche enthält, der nicht die Sonne sagt, sondern der Sonne, und wieder die Mond statt der Mond, weil seiner Ansicht nach die Sonne das männliche, der Mond das weibliche Princip sei, reist mit seiner Tochter Blanda nach Italien, wo sie mit noch drei jungen Leuten, Agathon, Leo, Camill, mit dem Baron Pappelstamm und dessen Gattin Liddy wie noch mit mehren andern Männlein und Weiblein zusammentreffen, sodaß an dem Webestuhl des Buchs die Fäden des — meist komischen — Romans hin- und wiederschießen. Die Formlosigkeit hat sich wol bald nicht so extravagant gezeigt als in diesem dicken viertheiligen Buche; denn außerdem, daß der Roman sich immer fortspinnt, daß die Reisebeschreibung, indem jeder hier Auftretende, seiner Individualität gemäß, über Italien in seinen Briefen schwätzt, sich mit dem Romane verkuppelt hat, so hat auch der Verf. noch manches gerade bei ihm vorräthige Manuscript eingelegt: so mehre satirische Vorreden zu fingirten Büchern, eine Novellenskizze unter dem Titel „Hyperion und Phaeton", einen lustigen Briefwechsel zwischen einem Verleger und dem Verf. u. s. w. Ein Buch, welches mithin für viele Publica geschrieben ist, wird schwerlich ein Publicum für sich gewinnen, welches gleichsam für das Buch seiner Liebe und Zuneigung ins Feuer gehen muß. Recht böse kann man aber dem Verf. für seinen Mischmasch auch nicht sein, da er ihn mit vieler Behaglichkeit und Gemüthlichkeit an das Tageslicht gefördert hat und ein gewisser Zug von guter Laune, von Bonhommie durch das Gezeuge hindurchgeht. Wer das sächsische Gericht, „Allerlei" genannt, für einen Leckerbissen hält, der wird allenfalls auch dieses Buch verdauen kön-

nen. Manche Beschreibungen und Schilderungen sind recht frisch und farbig, leiden aber durch ihre Umgebungen und ersticken im Wuste des Ganzen. Beigegeben sind zwölf Federzeichnungen von Risle.*)

H. Marggraff.

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Zweiter Theil. Von dem ersten punischen Kriege bis Augustus. Leipzig, Engelmann. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Insoweit es sich um Roms älteste Zeiten handelt, ist ein jeder von den vielen Gelehrten, die uns immer und immer wieder mehr oder weniger umfassende Werke über römische Geschichte darbieten, mit sich darüber einig, daß er entweder gegen Niebuhr polemisiren oder doch dessen berühmtem Werke Zusätze, vermeintliche Berichtigungen und Erläuterungen anzuhängen habe. Bei der Anzeige des ersten Theiles des vorliegenden Buches haben wir berichtet**), wie weit die Kräfte und Mittel reichen, womit ausgestattet der Verf. der eben angedeuteten Aufgabe zu entsprechen gesucht hat. Dort ist bemerkt worden, wie wir jeden Beruf, über römische Geschichte ein bedeutendes Wort abzugeben, Demjenigen absprechen müssen, welchem die Kenntniß des römischen Rechtes abgeht, und gezeigt haben wir, wie Hr. von Kobbe ihrer so gänzlich baar ist, daß man bei ihm an ein Verständniß dieses allerwichtigsten Bestandtheiles der römischen Zustände nun einmal gar nicht denken darf. Weitere Belege zur Rechtfertigung der harten Behauptung liefert der vorliegende zweite Theil. Da wo Hr. v. Kobbe auf S. 72—76, also auf fünf nicht einmal vollen Seiten hinter der Erzählung von den drei punischen Kriegen einen „Innere Verhältnisse" überschriebenen Abschnitt folgen läßt, finden wir in rechtshistorischer Beziehung folgende, wahrhaft lächerlich dürftige Notizen: „Seit dem Jahre 510 (244) wurde noch ein zweiter Prätor gewählt, um die Streitigkeiten der Fremden zu entscheiden. Die Vermehrung der Provinzen gab Anlaß zu weiterer Vermehrung der Prätoren. So wurden 527 (227) noch zwei Prätoren für Sardinien und Corsica ernannt; im J. 557 (197) noch zwei für Spanien. Die Gerichtsbarkeit der Prätoren erstreckte sich nur auf Privatstreitigkeiten; zu Criminalsachen wurden eigene Quästoren vom Volke bestellt, jedoch ward gewöhnlich eine solche Untersuchung einem Prätor übertragen. Die öffentlichen Bekanntmachungen der Prätoren bildeten bald eine der wichtigsten Quellen des Rechts und ihre Entscheidungen dienten dazu, die strengen Formen des alten Rechtes zu mildern. Seitdem Flavius die alten Rechtsformeln bekannt gemacht hatte, waren von den Patriziern neue Proceßformeln erfunden; auch diese wurden durch die Bekanntmachungen des Sextus Aelius Catus (352, 202) Gemeingut. Schon früher (500, 254) hatte Tiberius Coruncanius, der erste plebejische Oberpriester, Jedermann, also nicht allein junge Patrizier, zu seinen Rechtsbelehrungen zugelassen und seitdem wurde diese Gewohnheit allgemeiner." Was hat, fragen wir, ein Leser, der nicht mehr als Hr. von Kobbe von der Sache versteht, begriffen, wenn er diese Worte gelesen?

Hinter dem vorletzten, „Augustus" überschriebenen Abschnitt folgt unter der Rubrik „Sitte und Bildung" der letzte, sechs Blätter starke, dessen letzte fünf Seiten zum hundertsten und aberhundertsten Male abgebeteten und nachgeschriebenen Notizenkram aus der römischen Rechtsgeschichte enthalten. Hier wiederholt sich die bemitleidenswerthe, der historischen Schule nachgesprochene Behauptung: Cicero sei kein Rechtsgelehrter von Fach gewesen, obschon der Unterscheidung in Rechtsgelehrte von Fach und nicht von Fach alle Realität in den römischen Zuständen abging, wo Das, was wir Rechtsgelehrsamkeit nennen, nichts Anderes als Rechtspraxis, aber eine so geistreiche Praxis war, daß sie über der Rechtsgelehrsamkeit unserer Zeit, bemessen wir diese nach den Leistungen des juristischen Schriftstellers, welcher zuletzt jenes unverständige Urtheil über Cicero zu rechtfertigen gesucht hat, ebenso hoch steht, als über des Batteux Kunsttheorie die, man verstatte den Ausdruck, Kunstpraxis des Homer. Cicero soll kein Rechtsgelehrter von Fach gewesen sein, und dennoch wird gleich darauf in der nämlichen Periode behauptet, dessenungeachtet müßten „zu gelehrter Kenntniß des römischen Rechtes seine Reden in öffentlichen Angelegenheiten und vor Gericht, sein Briefwechsel, seine Werke über Beredtsamkeit und Weltweisheit, seine Logik und seine Sittenlehre täglich benutzt werden". Welchen Sinn kann es haben, dem Juristen das stete Studium der Werke Cicero's anzuempfehlen, wenn dieselben nicht allüberall durchdrungen sind von Kenntniß des gleichzeitigen Rechtszustandes? Übrigens beweist, wer so etwas behaupten kann, daß er zu Vervollkommnung seiner Rechtskenntniß zuverlässig nicht täglich Cicero's Werke benutzt hat, denn sonst müßte er doch wol auch einmal auf die „Topica" gestoßen sein und bemerkt haben, wie Cicero, der diese Schrift während einer Seereise und also gewiß ohne allen sogenannten gelehrten Apparat ausarbeitete, um seinem großen juristischen Zeitgenossen, dem C. Trebatius das Verständniß der Aristotelischen Topica in angemessener Form zu eröffnen, unerschöpflich ist, jeden Satz mit treffenden juristischen Beispielen zu belegen. Warum soll nun aber trotz alledem Cicero kein Jurist gewesen sein und so das Unmögliche möglich gemacht haben, als Staatsmann und römischer Redner groß und berühmt ohne die allerausgezeichnetste römische Rechtskenntniß geworden zu sein? Darum, weil er zu verständig und einsichtsvoll gewesen ist, um nicht zu erkennen und auszusprechen, daß die Jurisprudenz keinen Anspruch auf den Namen einer Wissenschaft hat, sobald wir den Begriff Wissenschaft in echt wissenschaftlichem Sinne auffassen, und weil er geglaubt hat, der Werth ihrer Leistungen werde nur im Gebiete der Praxis erkennbar. Das haben dem trefflichen Manne die Juristen nicht verzeihen können, das kränkt den Dünkel der historischen Schule und darum predigt sie den Ohren der Einsichtslosen, was Hr. von Kobbe in den Worten nachspricht: Cicero sei kein Jurist von Fach gewesen.

Indeß wir lassen nunmehr des Hrn. von Kobbe Unkenntniß des römischen Rechtes ein für allemal bei Seite liegen und wie wir der Anzeige des ersten Theiles eine größere Bedeutsamkeit als diejenige, welche die Schrift selbst in Aussicht stellte, dadurch zu geben gesucht haben, daß wir im Allgemeinen über Forschungen in römischer Geschichte sprachen, insoweit dieselben sich mit Roms ältesten, nur unvollständig zu wirklich historischen gewordenen Zeiten beschäftigen, so bietet auch der vorliegende zweite Theil erwünschte Gelegenheit, näher auf die wichtige Frage einzugehen, was denn nun neuere Geschichtschreibung auf einem Felde leisten könne, auf dem ihr bereits des Livius, Polybius, Plutarch u. s. w. ruhmgekrönte Häupter vorausgegangen sind? Man könnte sagen: keine von den bedeutendsten Schriften der alten Historiker ist uns vollständig erhalten worden und also haben wir von dem ersten punischen Kriege an — denn mit diesem beginnt Hr. von Kobbe den vorliegenden zweiten Theil — nur insofern eine ununterbrochen zusammenhängende römische Geschichte, als wir uns dieselbe aus den erhaltenen, sich gegenseitig ergänzenden Bestandtheilen jener berühmten Werke zusammensetzen. Indeß, warum soll Jemand sich bemühen, damit Andere durch ihn einen Zweck erreichen, den Jeder für sich allein und mit der allerbelohnendsten Mühe erreichen kann, indem er die alten Schriftsteller in derjenigen Verbindung liest, welche den Bericht der Schicksale und Thaten Roms ihm in stetigem Zusammenhange der chronologischen Aufeinanderfolge liefert? Somit gelangen wir, die Frage von diesem Gesichtspunkte aus zu lösen versuchend, zu keinem normirenden Principe. Wol aber scheint ein solches nachstehenden Betrachtungen erreichbar.

Allgemeines Einverständniß, darf man annehmen, herrscht in unsern Tagen darüber, daß historische Forschungen, noch so

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

**) Vgl. Nr. [illegible] d. Bl. f. 1841. D. Red.

meisterhaft durchgeführt und überzeugend dargelegt, dennoch keine Geschichte, nur die Vorarbeit zu einer Geschichte sind, diese in der Erzählung von Thatsachen besteht, welche, wie jede Erzählung, ihren höchsten Werth dann erlangt, wenn sie zu lebendiger Darstellung wird. Wo aber bleibt dann die Grenzscheide zwischen Poesie und Geschichte? Nicht kann sie auf der erstern metrischen Form beruhen, indem, wie schon Aristoteles in Cap. 9 der „Poetik" bemerkt, Herodot's neun Bücher, obschon in ihnen die antike Geschichtschreibung im nächsten Zusammenhange von dem Epos zur Historiographie fortschreitender griechischer Bildung erscheint, sich dennoch zu keinem Gedichte durch die Umsetzung in metrische Sprache umwandeln würden. Er sagt aber ebendaselbst über jenen Unterschied zwischen Geschichte und Poesie Folgendes: „Die Poesie ist philosophischer und höher stehend*) als die Historie. Denn die Poesie drückt mehr das Allgemeingültige, die Historie das den Einzelnen Betreffende aus." Wer nun den Eindruck sich zurückrufend und vergegenwärtigend, den die voraristotelischen Historiker und deren größter, Thucydides, auf ihn gemacht, damit vergleicht, wie Iliade, Odyssee und der Sophokleische Ödipus ihn angeregt haben, und wie das Interesse, das wir in Thucydides' Darstellungen an den Ereignissen des peloponnesischen Krieges und an den handelnden Personen nehmen, dennoch nicht gleichkommt dem befriedigenden Genusse, womit das Concrete in jenen Werken der Poesie uns durchdringt, indem dessen Betrachtung uns zugleich eine Weltanschauung eröffnet, der wird jene Äußerungen des Aristoteles hinreichend verstehen, um gemeinschaftlich mit uns weiter auf ihr fortzufußen. Wol werth, genauer erwogen zu werden, scheint es nämlich, ob Aristoteles seinen Ausspruch würde modificirt haben, hätte die historische Literatur seiner Tage ein Werk aufzuweisen gehabt, in dem die Historiographie bereits diejenige Höhe hätte erreicht gehabt, auf welcher wir sie in dem römischen Tacitus erblicken, dessen Darstellungen keine poetische an Klarheit und Lebendigkeit übertreffen könnte, während dieselben zugleich, anstatt Belehrungen zu geben, uns auf einen Standpunkt stellen, auf dem wir sie uns nicht sowol abstrahiren, als vielmehr auf dem Wege unmittelbarer Anschauung sie erkennen. Dennoch würde Aristoteles das Nämliche gesagt haben. Denn auch der Taciteischen Geschichtschreibung dient das Concrete nicht zum Organ, um das Allgemeingültige zur Anschauung zu bringen, sondern dieses ist ihr das Organ, durch welches sie jenem höhere Bedeutung verleiht, insoweit dasjenige Gebiet des Realen, das sie sich zur Bearbeitung ausgesehen, es verstattet. Sie bleibt also abhängig von dem Stoffe. Nicht völlig frei, kann sie auch nie völlig zur schönen, zur freien Kunst werden. Der Geschichtschreiber verhält sich zu dem Dichter, wie zu sich selbst ein und derselbe Baukünstler sich verhält, dem hier mit unbeschränkten Mitteln eine Kathedrale, dort für eine im voraus abgemessene Summe ein Palast zu irgend einem Zwecke des bürgerlichen Lebens aufzuführen wäre übertragen worden. In einem wie in dem andern Werke würde sich der Baustil eines Palladio kundgeben, mehr aber in jenem als in diesem seine Künstlergröße. In Schiller's „Wallenstein" müssen wir die höher stehende Gattung anerkennen, obschon auch in der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" der Dichter des „Wallenstein" ganz er selbst ist. Um nichts weniger aber hat der Historiker seine Aufgabe vollständig nur dann gelöst, wenn das als ein Reales ihm äußerlich Gegebene, das zu behandeln er ausgewählt hat, uns, insoweit dies möglich war, in künstlerischer, in poetischer Darstellung vor das Auge tritt. Von diesem Standpunkte aus angesehen, d. h. mit Tacitus verglichen, scheinen Ref. allerdings diejenigen alten Historiker, welche für uns Quellen der römischen Geschichte bis Augustus sind, nicht durchaus das Maß einer unübertrefflichen Vollendung erreicht zu haben, und somit wäre es wenigstens denkbar, daß eine ganz neue deutsche Geschichte Roms vom ersten punischen Kriege an bis zu und mit Augustus geschrieben würde, welche durch die Darstellung Anspruch hätte, ihren Platz neben den classischen Historikern einzunehmen. Die äußern Gründe, weshalb es mit diesem Gedanken, menschlichem Absehen nach, bei dem bloßen Gedanken bleiben wird, läßt Ref. bei Seite liegen, um auf eine Stelle bei Hrn. von Kobbe zu verweisen, welche dessen Darstellungsgabe in das gebührende Licht setzt, nämlich auf den S. 280—290 enthaltenen, „Cäsar's Tod" überschriebenen Abschnitt. Dem Ermessen des Lesers überläßt Ref., ob sich jenes tragische Ereigniß in irgend einer der unzähligen neuern Geschichten Roms, sobald nur der Verf. nicht eben wortkarg gewesen ist, weniger erbaulich als von Hrn. von Kobbe vorgetragen findet. Hier etwas zu leisten, das des Anerkenntnisses könnte versichert sein, war kein Genius, sondern nur das Talent erfoderlich, in historischer Form zu reproduciren, was in dramatischer Shakspeare für jeden mit echter Receptivität Begabten auf poetisch höchst anregende Weise gedichtet hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ottfried Müller übersetzt in Bd. 1 der „Geschichte der griechischen Literatur", S. 479, Note 1, das σπουδαιότερον gedankenvoller, Gottfried Hermann dagegen S. 24 seiner Ausgabe der „Poetik" *excellentius*.

Notizen.

Der mittelalterliche Frauencultus hat den Gelehrten schon viel Kopfbrechens gemacht. „Die Liebe", sagte noch neuerlich Giambattisto Ajello in seiner Abhandlung „Della muliebrità dei tempi di mezzo", „war das vornehmste Element der Poesie in der mittlern Zeit. Allein, wie soll man sich dieses Phänomen erklären?" Dieses Phänomen! Der Genannte bekämpft die Ansicht, als sei die Frauenliebe eine Folge der Religion, der Marienverehrung gewesen. Mit Recht! Die Sache ist natürlich umgekehrt: Das Christenthum des Mittelalters, das alles Diesseitige als ein Jenseitiges der Verehrung darbot, hat auch die irdische Liebe zum Weibe in eine himmlische verwandelt. Ein neuerer Philosoph bemerkt ganz richtig, daß der Protestantismus das himmlische Weib hinweggenommen, indem er das irdische wieder in das Herz schloß. Bedarf die Liebe zum Weibe einer Erklärung? Oder bedarf es einer Erklärung, daß das Herz den Gegenstand seiner Liebe vergöttert? O der Gelehrten, die den Wald vor allen Bäumen nicht sehen. Hier ein Beitrag zu euern tiefsinnigen Untersuchungen aus Immermann's letzten Romane: „In so bitterer Pein fand er das große Gesetz der Liebe, welches dem Liebenden ewig seine Stelle zu den Füßen der Geliebten anweist, und wäre diese eine aus dem Staube hervorgegangene Bäuerin. Habe du die Schätze des Moguls, grüne der Lorberkranz des Ruhms um deine Schläfe, führe du Salomo's geisterbeherrschenden Ring, kröne dich der Reif der Hoheit — die Geliebte wird, und nicht im abgeschmackten Gleichniß, sondern in der Wahrheit und Wirklichkeit deine Königin sein."

Die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft ist in unsern Tagen wieder sehr im Schwange. „Die christliche Ordnung", sagt Hr. Eschenmayer (in seinen „Grundzügen einer christlichen Philosophie"), „erfodert eine ganz andere Construction, als der Vernunft- und Naturzusammenhang uns darbietet. Um sie zu finden, müssen wir über unser Selbstbewußtsein hinausgehen und einem weit höhern Element den Zutritt gestatten, das nicht in uns erzeugt ist." Ist das nicht wirklich, um aus der Haut zu fahren? Mephisto sagt wiederum:

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

In einem Bericht über die zillerthaler Gemeinde zu Erdmannsdorf wird unter den Ursachen, welche 66 Tiroler bewogen haben, wieder abzuziehen, folgende angeführt: „Bangigkeit wegen des zeitlichen Fortkommens, also (!) Mangel an festem Glauben." Allah ist groß! 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1843.

Holländische Preislieder von J. P. Heije, nebst einem Vorwort über holländische Sprache und Literatur.

Es gereicht gewiß der Holländischen Gesellschaft für freie Künste und Wissenschaften das ernste Streben, die Lyrik ihres Vaterlandes auf eine höhere Stufe zu erheben, zur größten Ehre. Vielleicht war es ihr nicht entgangen, daß, seitdem der Lafontaine ihrer Literatur, „Vater Cats" (1577—1660) der Schöpfer ihrer vaterländischen Poesie, und seitdem der Freund des Hugo Grotius, Hooft (1581—1647), der Begründer ihrer Prosa geworden waren, und, seit ihr Pindar und Shakspeare, der geniale van der Vondel (1585—1647) durch, wenn auch hier und da rohe, doch volle und oft sehr schöne Naturlaute die Herzen ihrer Vorfahren gerührt, abgesehen von einigen empfindungsreichen und wohllautenden Liedern von Tollens und von einigen originellen und kräftigen Gesängen des ebenso talentvollen als fruchtbaren Bilderdijk (geb. 1756) und von einigen Oden Feith's (geb. 1753) und Kinker's und einiger anderer meist noch lebenden Dichter, wie Arntzenius, Helmers, Strick van Linschoten, Loots, Messchert, Spandaw, Staring van den Wildenbosch, Withuis u. m. A., den Priestern der heimischen Polyhymnia es an Weihe und Kraft und an derjenigen Harmonie des Ausdrucks gebrach, welche die Dichtungen einer musikalischen Behandlung fähig macht. Darum stellte sie eine Preisaufgabe, welche von Dr. J. P. Heije so gelöst worden ist, daß seine Lieder gekrönt und im Th. 2, Stück 1, S. 1—96 der „Nieuwe Werken der Hollandsche Maatschappij van Fraaije Kunsten en Wetenschappen" (Leyden 1841) durch den Druck bekannt gemacht worden sind. In dem „Voorberigt" wird ausdrücklich gesagt: „dat het den Auteur minder te doen was om Lof als Dichter in te oogsten, dan wel om door zijne proeve te trachten het muzijkaalelement te ontwikkelen en te veredelen." Da macht es uns denn ein wahres Vergnügen, dieses edle Bestreben als ein sehr gelungenes bezeichnen zu können, besonders in den „Liederen" von S. 1—54, welchen von S. 55—78 „Zangen" oder Gesänge und von S. 79—96 „Gewejde poëzij" oder Hymnen und Psalmen folgen, die wir einer spätern Mittheilung, zugleich mit Berücksichtigung der trefflichen geistlichen Lieder van Alpen's und der neuesten Erscheinungen im Gebiete der christlichen Hymnologie in andern Ländern Europas, an einem andern Orte vorbehalten.

Wir glauben uns aber durch den Abdruck einiger Lieder Heije's in möglichst treuer und geschmackvoller Übersetzung um so mehr des Dankes der Leser versichert halten zu können, sowol darum, weil uns der Genuß von Früchten der holländischen Literatur so überaus selten geboten wird, daß selbst ein Professor der neuern Literatur an einer namhaften Universität Deutschlands, O. L. B. Wolff, in den „Vorlesungen über die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit" (Leipzig 1832) S. 391 über Mangel an Hülfsmitteln klagen konnte, als auch wegen der eigenthümlichen Schönheit dieser kleinen Gedichte, die sich durch edle Einfalt und Einfachheit, durch eine das Herz rührende Innigkeit und Sinnigkeit, durch fließende Versification und reine Sprache, und hier durch Anakreontische Lieblichkeit, dort durch Theokritische Anmuth und Naivetät, und öfter endlich durch eine dem Volkslied angemessene epische Haltung sehr vortheilhaft vor andern Erzeugnissen der jüngern holländischen Muse auszeichnen, in welchen es nicht immer gelungen ist, zur Tiefe und Fülle die edle Simplicität und Anmuth, zur Popularität die Würde, zur Herzlichkeit die Grazie und zur Kraft des Gedankens oder zu dem Phantasiereichthum der Erfindung die Schönheit der Sprache in angemessener Versform und wohlklingendem Ausdruck zu finden, noch auch einer geistlosen Reimerei und dem Abwege schwächlicher Empfindelei, oder, wie es bei Swanenburg so sehr misfällt, einem lächerlichen Bombast auszuweichen.

Die Motive der Lieder von Heije sind Wein, Liebe, Frühling, Jagd und häusliches oder religiöses Leben und hier und da dem Soldatenstand und andern Verhältnissen des Lebens entnommen, und wenn wir darin weniger Stärke und Bedeutung wahrnehmen, als bei den obengenannten ältern und bei jüngern Dichtern wie Trips, Huizenga, Bakkers u. A., so finden wir, neben hinreichender Entschädigung dafür, leicht den Grund in den Motiven selbst, deren Behandlung bald jugendliche Frische, bald zarte elegische Wehmuth athmet. Auch ist im Allgemeinen rühmlich zuzugestehen, daß sich der Dichter den Versuchungen allzu getreuer Naturnachahmung, wie sie leider zu oft die niederländischen Dichter und Maler von der schönen Wahrheit in die hausbackene, fleisch-, frucht- und

blumenreiche Wirklichkeit hinabgezogen hat, glücklich zu entziehen gewußt hat, vielleicht in dankbarer Erinnerung an die edeln Bestrebungen Bellamy's und seiner Freunde, die es für eine um so höhere und nothwendigere Verpflichtung der holländischen Künstler in Bild und Wort erkannten, das Gefühl für ideale Schönheit zu nähren und zu pflegen, je mehr sie durch klimatische Bedingungen des Bodens und durch physische und politische seiner Bewohner von dem Himmel, den sie wie über ihren Landschaften auch über ihren Dichtungen durchsichtig in schönen Farbentönen schweben lassen sollten, zur Erde hinabgezogen und gleichsam hinabgedrückt zu werden Gefahr laufen, also daß aus Schäferbildern und Schäfergedichten leichter als anderswo Schäfereibilder und Schäfereigedichte werden.

Denn wenn irgendwo so besonders in Holland bestätigt sich die Thatsache, daß jedes Kunstgebild den Charakter und die Farbe des Bodens trägt, dem es seine Entstehung, seine Pflege und Erscheinung verdankt.

Sagen doch selbst Willems in „Verhandeling over de Nederduijtsche Taal en Letterkunde" (Antwerpen 1819), Th. 2, S. 11, und Brandt im „Leven van Vondel", S. 5, von dem in Köln geborenen aber in Amsterdam erzogenen und durch seine eigenthümlichen Lebensverhältnisse, Ansichten und Schicksale so merkwürdigen Vondel: „Hij was wel buiten Holland gebooren, maar met hollandsch melk opgevoed, en door geduurige inwooninge een Hollander en Amsterdammer geworden", und in der That stellt kein Dichter so die Verschmelzung einer echtdeutschen und, um so zu sagen, ins Holländische übersetzten Kraftnatur dar, als eben dieser Vondel, von dem man wie von Hercules sagen kann, daß er das Glück gehabt, zugleich an einer unsterblichen und an einer sterblichen Brust gesogen zu haben. Aber das sinnliche Trachten nach unten, um dessentwillen ein ebenso unfeines als wahres deutsches Wortspiel die niederländische Kunst eine niederträchtige genannt hat, und das bald mehr bald weniger behagliche, ja üppige Verweilen in den zwiebel-, obst-, wildpret- und heerdenreichen Auen und fetten Marschen der niederländischen Ebenen setzt den Dichtern und Künstlern große Schwierigkeiten entgegen, weil den umnebelten Augen leicht die Höhenpunkte des antiken Menschenlebens, der Parnaß und Helikon nicht nur, sondern auch die seligen und beseligenden Lichthöhen des Olympos entschwinden, und mit ihnen zugleich das Streben, zur Fülle die Kraft, zur Gestalt die Bedeutung, zur Naturwirklichkeit und Naturtreue die ewige Wahrheit und Schöne, zu oder vor oder lieber statt der Moral die individuell dargestellte und durch sich selbst redende Handlung, und endlich zu der idyllischen Anmuth zugleich die heroische Erhabenheit*) hinzuzufügen. Wenn nun aber der holländische Pegasus leichter zu Falle oder in den Fall kommt, in den Ergasterien und Phrontisterien des Alltagslebens die Flügel wo nicht zu verlieren, doch nicht zu gebrauchen und, seine göttliche Abkunft, seine himmlische Heimat vergessend, die klare Quelle des Genius zu trüben, desto eifriger und angestrengter und beharrlicher*) muß die Muse, die bekanntlich ohnehin der Fittige zu entbehren pflegt, darauf bedacht sein, ihren hohen Beruf sich unausgesetzt vorzuhalten, unter Anführung des aus Trümmern durch das Licht immer neues Leben hervorrufenden Apollon, zugleich mit den Wächtern des Olympos, den früchtespendenden Horen, und ihren holden Schwestern und den beständigen Begleiterinnen Aphroditens, den Chariten, erfreuend und erhebend, die ewigen Freudenfeste der Olympier zu zieren und zu erhöhen.

Je inniger und aufrichtiger wir es nun bedauern, sagen zu müssen, daß es selbst dem für seine Zeit großen Cats, ebenso wie Huygens, Kamphuyzen u. A. zum gerechten Vorwurf gereicht, statt der verkörperten und anschaubaren Ideale uns nur Materie in poetischen Schalen, nur Stoff in versificirter Gewandung, und, um ein Beispiel anzuführen, die Liebe (es ist nicht genug zu beachten, daß bei der Aphrodite der Alten die Schönheit um der Gottheit willen, die Chariten aber um der Schönheit selbst willen da waren) nicht als solche, d. h. als eine Göttliches wirkende Göttin, sondern als eine, wie Bowring**) sagt, gute Eheleute machende und folgsame Kinder zeugende, also blos praktische menschliche Frau dar- und hingestellt zu haben — desto freudiger begrüßen wir die Aufmunterung der ehrenwerthen Holländischen Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften, durch welche sie den fast allgemeinen Übelständen zu begegnen sucht, die den Genuß auch ihrer besten Gedichte mehr oder weniger beeinträchtigen, und welche bei Vondel's Kraft, Fülle und Originalität, bei Hooft's Würde, Harmonie und Anmuth,

---

*) Der Parnaß nicht nur wird von den Alten bieeps genannt, sondern von Spätern auch der Kraftmuskel des Oberarms.

*) Denn im ruhigen und klaren Beharren und Ausharren bei dem für wahr und gut und schön Erkannten zeigt sich vorzugsweise die Wesenheit und Kraft des Genies, dessen zweite — die active oder productive — Eigenschaft die selbständige Darstellungsgabe ist, gegenüber dem, obwol hell, doch nicht lange flackernden Strohfeuer eines allzu geschäftigen, extensiv flachen, ebenso nüchternen als kalten, bald moralisirenden, bald raisonnirenden, bald docirenden Dilettantismus, der entweder in eine mit verständiger Berechnung poetische Mosaiktheilchen zusammensetzende und zusammenstellende Rechenexempelmacherei, oder in eine die erborgten und sorgfältig geglätteten Flitter und Fetzen aus dem Kramladen der von gesuchten, geschraubten und hochtrabenden Redensarten vollgestopften sogenannten poetischen Prosa zusammensuchende und zusammennähende, oder den todten Gliedermann und Puppenkopf in ängstlicher Sorgfalt auf metrisch-rhythmische Füße und auf theils antike theils moderne Postamente setzende schulgerechte Nachahmerei, oder in eine romantisch oder elegisch schwindsüchtelnde Sentimentalität der Stimmung und der Darstellung, oder in das innerlich bankerotte falsche Pathos, oder in eine rhetorisch auf- und zustutzende an sich trockene, haidebewässernde und haidebeblümelnde Didaktik, oder in eine ebenso oft trübe und trübselige als wässerige und mehr an Dornenstacheln als Rosen reiche Tendenzpoesie oder Epigrammatik u. s. w. ausartet. — Die Sonderbarkeit dieser Ausdrücke wird Jeder mit der guten Absicht entschuldigen, dadurch in gerechtem Un- und Widerwillen eben jenes vielköpfige unheilschwangere Ungeheuer und dessen Viel und Vielerlei schaffendes oder vielmehr erzeugendes und gebärendes Unwesen einigermaßen zu zeichnen und zu charakterisiren.

**) Bowring in dem Buche „Sketch of the language and litterature of Holland" (Amsterdam 1829) sagt: „He has no other notion of love than that it is meant to make good husbands and wives, and to produce pains-taking and obedient children."

bei Feith's sanfter und gefühlvoller und bei Bilderdijk's so erhabener und wohltönender, bei Hoogvliet's, Smit's und der beiden van Haren so reinfließender und wohlversificirter Sprache doch immer den göttlichen Hauch vermissen lassen, der immer mit demselben Geiste erfüllt, mit welchem er der Dichterbrust entstiegen ist. Sowie nun, was die Form betrifft, durch die Bemühungen des vortrefflichen Übersetzers Feitama die Versification sehr gefördert und gebildet und auch durch Andere, und zwar bei Gedichten, um nur Einen zu erwähnen, durch Bilderdijk's Übersetzung des „Königs Ödipus", und bei Prosaikern durch Vondel's Tacitus und in glücklichen Übertragungen Anderer auf eine Weise in Anwendung gebracht worden ist, die um der überwundenen Schwierigkeiten willen eines doppelten Lobes würdig erscheint: so wird gewiß auch der poetische Geist immer mehr gewinnen, neben der vorzugsweise praktischen Richtung des Volks und seines Lebens und Wesens, durch **Benutzung der Mittel**, die dazu geeignet sind, denselben immer mehr und mehr zu wecken, zu beleben, zu bilden, zu stärken, zu adeln und zu erhöhen, und besonders den dichterischen Erzeugnissen ihrer vaterländischen Muse an Inhalt und Form immer mehr Werth und Würde zu verleihen und auch bei den andern Nationen Europas mehr Eingang, Beachtung und Anerkennung zu verschaffen.

Diese Mittel sind aber vorzüglich drei, welche, wenn wir aus einigen Andeutungen richtig schließen, von den Holländern selbst als die wichtigsten Hebel ihrer Sprache und Literatur angesehen werden. Zunächst ist es der **bildende Geist des rechtverstandenen Alterthums**, das, zugleich und zu gleicher Zeit mit den Regungen staatsbürgerlicher Selbständigkeit und Freiheit die Gemüther erhoben und die Geister genährt und gestärkt hat durch die Ideale menschlicher Bildung, durch die unvergänglichen Antiken in Wort und Bild, die den Völkern immer wie sonnebeleuchtete Hochgebirge in verklärter Hoheit und mit verklärender Macht vor- und in die Dämmerungen und Niederungen des Lebens hineingeleuchtet haben. Wenn nun irgend ein Volk der Welt ein reiches Vermächtniß in dieser Beziehung geerbt hat, so sind es -- wir sagen es mit dem lebhaftesten Gefühle dankbarer Anerkennung — vor Allen die Holländer; aber je bedeutender dieses Erbtheil ist, das ihnen die erleuchtetsten und hochgefeiertsten Alterthumsforscher seit mehren Jahrhunderten hinterlassen haben, desto größer und dringender ist die Auffoderung und Mahnung, die an sie ergeht, mit solchem Pfund auf das Beste zu wuchern und dasselbe für die Veredlung ihrer eigenen Sprache und zur Vergrößerung und Erhöhung ihres eigenen Sprachschatzes und Schriftthumes auch hinfort immer mehr und mehr zu verwenden.

Das zweite Mittel, ihrer Sprache und Literatur mehr Werth und Würde zu geben, scheint uns die **Aufmunterung der Dichter zur Förderung der religiösen Poesie** zu sein. Wenn es nicht zu leugnen ist, daß die Naivetät der holländischen Sprache, als einer ausgebildeten niedersächsischen oder plattdeutschen Mundart, deren Laute und Ausdrücke bisweilen dem unbefangensten Leser oder Hörer, besonders aber dem Deutschen, der den Maßstab seiner Muttersprache mitbringt und zur Vergleichung mit der holländischen fast immer genöthigt wird, bisweilen possirlich und komisch erscheinen und klingen, dem würdevollen Vortrage religiöser Empfindungen und Gedanken großen Eintrag thut: um so höher steigert sich die Verpflichtung der holländischen Dichter, dem Mutterlande nicht nur, sondern dem Geschmacke und dem musikalischen Ohre des Weltpublicums gegenüber, dieser Schwierigkeit alle Kraft entgegenzusetzen, um ihre Sprache immer mehr zu adeln und durch Wohllaut und Wohlklang für den möglichst reinen und harmonischen und würdigen Ausdruck der höchsten Gefühle empfänglich zu machen. Da ich diesen Gegenstand an einem andern Orte einer ausführlichern Besprechung zu unterwerfen gedenke, wie er denn die ernstlichste Berücksichtigung verdient und in Anspruch nimmt, so gehe ich sofort zur Andeutung des dritten Mittels über, durch welches die holländische Sprache und Literatur zu heben sein möchte. Dieses besteht in einem **gründlichen und von aller Vorliebe und von jedem Vorurtheil freien Studium der Geschichte eben dieser Sprache und Literatur, in Verbindung mit einer unparteiischen Forschung über die historische Entwickelung des holländischen Volks- und Staatslebens**. Und da möchte denn vor allen Dingen, um auf Eins besonders aufmerksam zu machen, die Lautlehre einer sorgfältigen Prüfung ebenso bedürftig als fähig und würdig sein, um, wenn es, oder vielmehr so weit es überhaupt bei einer lebenden und constituirten Sprache möglich ist, mit verständiger Hand allmälig hinzuzuthun und mit schonender ebenso hinwegzunehmen, was irgend, ohne den ursprünglich und substantiell inwohnenden Genius zu verletzen, zur Reinigung, Veredlung und Vereinfachung einiger Laute und Formen der Sprache beizutragen sein möchte. Sollte die Besorgniß, welche Einige hegen, ganz und factisch gegründet sein, daß es wegen unübersteiglicher Hindernisse unausführbar sei, das Material oder den Sprachkörper und dessen Gliederungen auf die angedeutete Weise, besonders aber (was ich, um nicht misverstanden*) zu werden, nochmals ausdrücklich hinzufüge) bei manchen anstößigen und übellautenden Wörtern, **allmälig** zu verändern, so wird es nie möglich werden, die Sprache wohl-

*) Daß dieses kein Hirngespinnst eines vom Sprachleben träumenden unpraktischen philologischen Stubenhockers sei, sondern ein aus vieljähriger besonnener Betrachtung und Vergleichung der Sprachen und ihrer Geschichte hervorgegangener und wirklich ausführbarer Gedanke und Vorschlag, dieses wird, um nur zwei Beispiele anzuführen, nicht nur durch das Herrschendwerden des Hochdeutschen in der Schrift- und Umgangssprache, sondern vorzüglich auch durch die Verbesserung und Veredelung des Neugriechischen auf der Grundlage der altgriechischen Sprache vollkommen bewiesen und außer Zweifel gesetzt. Es bedarf nur des kräftigen festen Willens und einiger tüchtiger durch Naturgabe und durch Sprachbildung und durch Thatkraft gleich ausgezeichneter Führer, welche im Volke und in der obenerwähnten ehrenwerthen Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften den rechten Ton auf die rechte Weise angeben und den rechten Weg zeigen, indem sie denselben selbst gehen.

lautender und musikalischer zu machen, und die Vertreter der holländischen Sprache in gebundener und ungebundener Rede hätten dann zugleich ein Verdammungsurtheil ausgesprochen, das ihr Organ für unfähig erklärt, das Erhabene in würdevoller Haltung und in ungetrübter Form auszudrücken und darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Obschon, wie gedacht, Ref. der Hoffnung entsagt, jemals eine neuere römische Geschichte, der jene höchste Trefflichkeit nachzurühmen wäre, das Licht der Welt erblicken zu sehen, bleibt es doch sehr wohl möglich, daß eine solche erschiene, die wenigstens in einer Hinsicht leistete, was jene zu leisten hätte. Damit ist Folgendes gemeint. Was von Thaten und Begebenheiten dem römischen Schriftsteller in seiner denselben nähern Stellung wichtig war, das ist es nach mehr als tausend, ja zweitausend Jahren entweder gar nicht mehr, oder nur im mindern Maße für uns, besonders sobald es sich um römische Geschichte im Allgemeinen, nicht um die geschichtliche Entwickelung dieses oder jenes einzelnen Instituts handelt. Belehrend und darum wichtig für uns ist in römischer Geschichte nur, was den ethischen und intellectuellen Standpunkt des Römerthums und dessen Umwandlungen im Laufe der Zeit charakterisirt, von welchem Standpunkte aus betrachtet Roms Politik und seine Kriege nicht merkwürdig an sich, sondern nur insofern es sind, als entweder in ihnen sich jener tiefere geistige Gehalt ausspricht oder sie in ihren Wirkungen und erzielten Resultaten zu Momenten wurden, in Folge welcher der Römer intellectuelles und sittliches Leben sich umwandelte. Ausgehend von dieser Überzeugung, hätte der Historiker das allermeiste der factischen Einzelheiten eines Livius und Polybius von der Hand zu weisen und, auf die entscheidenden Hauptbegebenheiten sich beschränkend, diesen eine umständlichere Wiederholung nur dann zu schenken, wenn ihr näheres Detail bedeutende Individualitäten charakteristisch ausgeprägt darstellt oder dasselbe, durch seine Eigenthümlichkeiten fähig, die Phantasie anzuregen, bei ausführlicherer Schilderung eine wichtige Thatsache fester dem Gedächtnisse einbrückt. Vor Allem aber müßte er eingedenk sein, daß nach dem Verlaufe von Jahrhunderten die politische Geschichte allgemeingültige Wichtigkeit nur insofern behält, als sie von der Geschichte des menschlichen Geistes sich nicht trennen läßt, für alle Zeiten nur diese von unzerstörbarer, allgemeingültiger Wichtigkeit bleibt und also kein, auch nicht der geringste Zug darf übersehen werden, wodurch uns die Eigenthümlichkeit römischen Sinnes, römischer noch jetzt die gesammte Welt in unendlich vielen Beziehungen durchdringender Bildung kann anschaulich werden.

Beurtheilen wir des Hrn. von Kobbe Verfahren auf Grundlage obiger Bemerkungen, so können wir unmöglich dasselbe loben, ja es erscheint, wie Ref. an einigen Beispielen zeigen wird, völlig principlos. Während wir z. B. (vgl. S. 4) durchaus billigen müssen, daß die originelle Methode nicht ist übergangen worden, welche die Römer ersonnen, auf dem festen Lande den Seedienst einzuüben, gleichsam um dann erst in das Wasser zu gehen, wenn sie schwimmen könnten, begreifen wir nicht, warum Hannibal's Zug über die Alpen (S. 20 u. 21) mit folgenden Worten abgethan bleibt: „Durch eine Kriegslist bewerkstelligte Hannibal den Übergang über die Rhone, ließ nach einem Reitergefechte die Römer unangegriffen, zog den Strom hinauf und lagerte nach vier Tageszügen auf der Insel, wo Rhodanus und Isara zusammenfließen. Hier benutzte Hannibal die Zwistigkeiten zweier fürstlichen Brüder der Allobroger, sich einen Anhang zu schaffen; von hier trat er den berühmten Zug über die Alpen an, die er, wahrscheinlich über den kleinen St.-Bernhard sein Heer führend, in funfzehn Tagen überstieg." Hier wäre Ausführlichkeit am Platze gewesen, um eine Wirkung hervorzubringen, welche jener vergleichbar wäre, die bei Livius' trefflicher Schilderung eben dieses Alpenüberganges gewiß schon auf der Schule die Mehrzahl unserer Leser mächtig ergriff. Dafür entschädigt nicht S. 21 u. 22 die ellenlange Note, welche hinsichtlich der Streitfragen, die durch Hannibal's Zug über die Alpen sind veranlaßt worden, literarische Notizen liefert, deren Vollständigkeit Ref. nicht zu beurtheilen wagt, die aber selbst bei erschöpfender Vollständigkeit nur ein kriegsgeschichtliches Interesse haben und überdies, einem solchen zu genügen, materiell zu dürftig und nichtssagend sind. Dagegen ist empfehlenswerth die Kürze, womit (S. 24 u. 25) von der Schlacht am Trasimener See und der bei Cannä kaum mehr gesagt wird, als daß die Römer total geschlagen wurden. Denn in unserer Zeit bleibt für Jeden, der nicht gelehrter Militair ist, es gleichgültig, ob sich noch ermitteln lasse, welcher Art die Taktik war, die jenes Tages siegte, und andererseits die, welche besiegt ward. Allein welches Princip mag wol den Hrn. von Kobbe bei Auswahl des Stoffes geleitet haben, wenn er uns (S. 35) folgende, die Phantasie unangeregt, des Lesers Urtheil unbeschäftigt lassende, überdies auch nicht einmal als unmittelbar reich an Folgen erscheinende und darum dem Gedächtnisse unaufhaltbar wie Wasser einem Siebe entfallende Notizen zu lesen gibt: „Unter dem Consulate des jüngern Fabius und des Sempronius (541, 213) wurde der Krieg in Italien ohne großen Nachdruck geführt. Fabius, unter Leitung seines beim Heere gebliebenen Vaters, nahm Arpi in Apulien ein, Sempronius unterwarf mehre Städte in Lucanien und Bruttium. Dagegen belagerte Hannibal Tarent und nahm diesen wichtigen Ort mit Ausnahme der Burg durch List ein. Die römische Besatzung zog heimlich nach Brundusium. Auch Metapont unterwarf sich den Karthagern. Im folgenden Jahre, als Q. Fulvius Flaccus und Appius Claudius Pulcher Consuln waren (542, 212), erlitt Hanno bei Benevent eine Niederlage, in Folge welcher die Römer zur Belagerung Capuas schritten. Als der Proconsul Grachus aus Lucanien anrückte, um das Belagerungsheer zu verstärken, wurde er durch die Verrätherei eines Gastfreundes, der ihn zu einer Zusammenkunft mit den Häuptern der Lucanier geleitete, in die Hände numidischer Reiter geliefert und von diesen nach tapferer Gegenwehr erschlagen. In dem nämlichen Jahre kamen die beiden Scipionen in Spanien um. Um Capua zu entsetzen, gab Hannibal die Belagerung der Burg von Tarent auf, vernichtete ein von M. Centenius Penula angeführtes Heer und schlug den Consul Fulvius." Diese Stelle ist zugleich ein trefflicher Beleg für die totale Farblosigkeit in dem Stile des Hrn. von Kobbe; denn vollkommen ihr ähnliche könnte, wenn es darauf ankäme, Ref. aus diesem zweiten Theile abdrucken lassen. Daß endlich für das Hauptsächliche, historische Darstellung römischen Geistes und römischer Bildung, Hr. von Kobbe gar keinen Sinn hat, beweist der Umstand, daß er, nachdem Cicero's Ermordung berichert worden, statt eines jeden Wortes über Cicero, als größte literarische Notabilität Roms, über einen Mann, der vielleicht nicht sowol um des Einflusses willen wichtig ist, den er auf Roms Bildung gehabt hat, als vielmehr weil er als Repräsentant der literarischen Bildungsfähigkeit Roms kann angesehen werden, uns S. 323 unter Nr. 27 mit folgender Note beschenkt: „Über Cicero's Schriften, Reden, Rhetorik, Briefe, Philosophie, Staatswissenschaft, Religion, Dichtkunst enthaltend und betreffend, vergl. die neueste Übersicht von Ersch und Gruber, Sect. 1, Th. 17, S. 210—242."

Nach alledem außer Stand, zu berichten, was denn nun eigentlich des Hrn. von Kobbe Zweck und Absicht bei Ausarbeitung dieses zweiten Theils gewesen, wurden wir erfreut sein, wirkte Dasjenige, was wir, dazu veranlaßt durch gegenwärtige Anzeige, über die Aufgabe der neuesten römischen Historiographie bemerkt haben, überzeugend auf die Verfasser zuverlässig in nicht ferner Zeit und zahlreich uns bevorstehender anderweiter Schriften über den nämlichen Gegenstand. 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1843.

Holländische Preislieder von J. P. Heije.
(Beschluß aus Nr. 150.)

Wenn es nun in der Malerkunst dem befreundeten Nachbarvolke, wie die gediegenen politischen Bilder von den Belgiern Gallait und Biefve beweisen, möglich geworden ist, Meisterhaftes, Vollendetes und Großes zu leisten, so dürfte auch den Holländern der Erfolg ihrer Bemühungen nicht abzusprechen sein, wenn sie auf dem Gebiete der Sprache und Literatur nur das Bessere und Höhere ernstlich wollen und zu erreichen streben. Da scheint uns aber nur in einem Umstande das Heil zu liegen, und dieser ist die unbefangene Annäherung an das Mutterland, von welchem es doch vor noch nicht so langer Zeit die Sprache nicht blos, sondern — ich wage es, den alten Streit mit dem Buchdrucker Coster zu berühren — sogar die ersten gedruckten Buchstaben und Bücher erhalten oder genommen hat. Sind die Holländer nicht stark genug, ihrer politischen Selbständigkeit unbeschadet, diese Thatsache factisch anzuerkennen und der Verbesserung und Veredelung ihrer Sprache zu Grunde zu legen, so wird es ihnen, wie den deutschen Schweizern, nie gelingen, ihre Mundart zu einer schönen, kräftigen und Würdevolles würdig ausdrückenden Sprache zu erheben, und ihre religiöse und heroisch-epische Poesie (die Romanzen, die ihnen besonders gelingen, schließe ich aus) wird nie auf die Beachtung und Nachahmung der andern civilisirten Völker Europas gegründeten Anspruch machen können.

Diese Angelegenheit aber scheint uns von einer solchen Wichtigkeit zu sein, daß wir theils in einer besondern Abhandlung darauf zurückkommen werden, theils in der Anzeige des vortrefflichen Nationalwerkes: „Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w., herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich" (Berlin, Schlesinger), worin auch die verschiedenen Mundarten Hollands vertreten sind, eines ebenso belehrenden als unterhaltenden Buchs, in welchem mit hingebender Liebe und unsaglicher Ausdauer Proben der Mundarten der verschiedenen deutschen Völkerstämme gesammelt und erläutert werden.

Hier folgen nun einige der Heije'schen Lieder, von welchen bereits manche, z. B. Nr. 14, 22, 27, 32 und andere, durch den rühmlichst bekannten Componisten Franz Commer in Berlin, der unlängst, zugleich mit Bennett in London, Mitglied der Niederländischen Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst geworden ist, in Musik gesetzt worden sind.

Das Lied (Nr. 1, S. 3).

Frei, der Lüfte Athem gleich,
Launenvoll wie ihre Bilder,
Heute wie die Stürme wilder,
Morgen leisen Seufzern gleich,
Sei, o Lied, in Freud' und Schmerzen
Balsam für gerührte Herzen.

O daß Hollands Poesie
All' die Milde tiefe fließen,
All' die Fülle möchte gießen
In die süße Melodie,
Daß du Ohren dann und Herzen
Balsam sei'st in Freud' und Schmerzen!

Des Herren Haus (Nr. 2, S. 4).

Aus den graubemoosten Hallen
Dringt der Glocken heller Schall:
Kommt denn, ihr bedürft es all',
Laßt im Chor die Stimme schallen.
Kommt, zieht Kreuz und Kummer aus,
Legt es ab in Gottes Haus.

Wie ihr weintet, wie ihr batet,
Thrän' und Bitte hört man dort;
Ruhe leiht des Herren Wort,
Wie euch Mühe auch beladet.
Dort flieht aller Erdenbraus:
Friede wohnt in Gottes Haus.

Einfalt, Unschuld kehrt da wieder
In das Herz von Gott entbrannt.
Jedes schwere Erdenband —
Legt es an der Schwelle nieder.
Bist — o flieh' Palast und Klaus' —
Gottes Kind in Gottes Haus.

Thränen (Nr. 3, S. 5).

Wie mächtiglich entzücket
Die Thräne das Gemüth,
Die aus der Tiefe sprüht,
Wenn's wahre Reue drücket!

O Balsam für die Schmerzen,
Du — lindernd mit Geduld —
Nimmst schweren Druck der Schuld
Vom tiefgebeugten Herzen.

So Leid wie Freud' vereinen
Kann nur der Erde Sohn:
Cherubs vor Gottes Thron
Beneiden uns das Weinen.

Erdgeist (Nr. 38, S. 48—49).

„Mein Kind! der Fels ist steil und frei,
Und unten strömt die Flut so graus;
Der Erdgeist stellt dort Blümchen aus
Auf Moos und Epheu mancherlei;
Doch pflücke keins! — Frau Maartens Kind
Hat jüngst die Kühnheit schwer gebüßt,
So du mich liebst! — geh', sag' geschwind
Zum Vater, daß die Mutter grüßt!"

Das Kind kam an den steilen Hang,
Das Kind kam an den wilden Fluß:
Da noch der Mutter letzter Gruß
Beim Flutgetös ins Ohr ihr drang.
Doch auf der braunen Felsenwand
Sieht sie ein reizend Blümchen stehn,
Mit weißem Kelch und goldnem Rand,
Und duftend so betäubend schön.

Und ihr behagt der süße Duft;
Mit schüchtern-scheuem Fuß sie wankt,
Und zaudernd hin und wieder schwankt,
Als riefen Harfen durch die Luft:
„O pflück' mich, pflück' mich, art'ges Kind!
Für dich der Duft, für dich die Glut!
Pflück' mich: des Vaters Angebind
Bin ich, mir ist dein Vater gut."

Das Mädchen streckt die kleine Hand,
Das Mädchen reckt den kleinen Fuß,
Und stürzt hinunter in den Fluß,
Der schäumend schlug die steile Wand. —
War's nicht, als ob's dort höhnisch klang,
Wie Spottgelächter aus dem Fluß,
Als tief hinab das Mädchen sank?...:
„Bring' doch dem Vater meinen Gruß!"

Maitrank (Nr. 32, S. 41). *)

Im Grün, im Grün,
Auf schwellendem Rasen gesessen,
Die Becher gefüllt mit dem goldgelben Wein
Von dem Rhein;
Die Sorgen vergessen
Im Grün!

Im Grün, im Grün!
Ob unten der Stromfürst auch brande,
Doch wählen wir, über dem Wasser, den Wein
Von dem Rhein,
Gelagert am Strande
Im Grün!

Im Grün, im Grün,
Den duftigen Maitrank genossen,
Die Kräuter der Berge gemengt mit dem Wein
Von dem Rhein;
Zum Rand voll gegossen
Im Grün.

Der Landsknecht (Nr. 17, S. 34).

Drei Würfel und ein Kartenspiel,
Das ist im Frieden uns're Wehr;
Im Krieg ist's Schwert und Lanzenstiel,
Schwert scharf und kurz und lang der Speer.
Nicht Gnad' im Spiel noch in dem Feld,
Das ist's, womit's der Landsknecht hält.

Ein Becher voll mit Wein vom Rhein,
Das ist im Frieden unser Trank.
Im Kriege mag es Wasser sein,
In Feindes Land auf harter Bank;
Doch Wein im Frieden und im Feld,
Das ist's, womit's der Landsknecht hält.

Ein Mädchen, das fein küssen kann,
Das ist im Frieden unser Fang;
Im Krieg da ist's ein Hengstgespann,
Mit Zeug von Gold und Silber blank.
Guter Fang im Frieden und im Feld,
Das ist's, womit's der Landsknecht hält.

Doch was im Frieden ihn gereut,
Das ist: zu sterben auf dem Bett.
Der Tod, der ihn am meisten freut,
Ruft ihn mit schmetternder Trompet'.
Er fall' im Kampf auf freiem Feld,
Das ist's, womit's der Landsknecht hält.

Verwelkt (Nr. 33, S. 42).

Dort unten an dem tiefen Rhein
Steht dicht im Wald ein Eichenstamm.
War's dort nicht, wo mein Schatz hin kam,
Und schwur mir ewig treu zu sein?

Der Baum trug üppig Blatt an Blatt,
Die Äste Vöglein mannichfach.
War's dort nicht, wo den Eid sie brach,
Und Andre küßt' an meiner Statt?

Noch fließt hinab der tiefe Rhein;
Der Eichenstamm ist dürr und still.
Ach! Wenn der Tod mich nehmen will,
So möcht' ich dort begraben sein.

Die Schlummernde (Nr. 14, S. 18).

Wohin mein Fuß auch wandeln mag,
Am liebsten mag er weilen
Dort wo Maria schlummernd lag,
Frei vor der Sonne Pfeilen.
Die Nachtigall im Busche singt
In süßem Weh' befangen.
Das Lüftchen um ihr Moosbett springt,
Holdstreichelnd ihre Wangen.

Und tönen denn nur um das Moos
Die Nachtigallenlieder?
Und küßt so hold das Lüftchen blos
Die lilienweißen Glieder?
Gewiß ist ihrer Augen Licht
Dem Fragenden entgangen:
Er sah das süße Lächeln nicht,
Noch ihre Rosenwangen.

Mailied (Nr. 12, S. 15).

Blumen tragen alle Hage,
Düfte wehen überall,

---

*) Dieses einfache Gesellschaftslied ist schwerer zu übersetzen gewesen als die andern Lieder alle zusammen genommen, wegen der gänzlichen Abweichung der weiblichen Reime in beiden Sprachen.

In der ersten Strophe:

Op t'donzige lager van zoden

(zoden und das englische sod für Rasen ist aus unserer Sprache verschwunden), und

De sorgen ontvloden

In der zweiten:

Bruist ginder de koning der stroomen —
Gevlijd aan zijn zoomen,

wo das Wort gevlijd nicht von vleijen schmeicheln, kosen, plaudern, noch von vlijt, fleißig getrunken, sondern von vlijen ordnen, gereiht, im Kreise sitzend, abzuleiten ist.

Endlich in der dritten:

Den geurigen Meidrank gedronken, —
Ten borde geschonken,

wo ich früher so hatte:

Mit würzigem Maitrank getränket, —
Zum Rand voll geschenket.

Und der Nachtigallen Klage
Zert am klaren Wasserfall.
Sieh des Frühlings Erdenkuß!
Süßer Sänger, klag' nicht länger!
Warum misch'st Du, immer bänger,
Trauerklagen zum Genuß?

Die Hütte auf der Haide (Nr. 36, S. 45).

Die Mutter und ihr Kind
Sie schliefen beide;
Auf Hügeln, auf der Haide
Blies der Wind.
Das Leimenhüttchen krachte,
Doch Mutter nicht noch Kind
Erwachte.

Ganz arm und ungeliebt sie sind:
Das Leben
Hat wenig Lust gegeben
Der Mutter und dem Kind.
Kein Engel mocht' sie umschweben,
Und nur der Schlaf, der Armen Freund,
Saß an dem Lager eben.

Und rauher stößt der Wind
Das Hüttchen hin und wieder,
Stürzt's nieder
Auf Mutter und auf Kind ....
'S ist einsam auf der Haide,
Die Mutter und das Kind
Sie schlafen beide.

Ein altes Liedchen (Nr. 22, S. 28).

Man kann nicht allzeit lustig sein,
Oft nutzt ein traurig Wesen.
Ach! wären alle Wasser Wein,
Mich dünkt', ich würd' genesen.
Doch müßten deine Lippen
Vor allen davon nippen,
Mein lieblich Mägdelein.

Ich hab' 'ne Hütt' von Tannenholz,
Ein Rohr, ums Wild zu jagen.
Ach wären alle Berge Gold,
Mein Herz, ich ging' dich fragen.
Doch kann auf Königsthronen
Kein treuer Liebchen wohnen
Als in dem grünen Wald.

Die weiße Frau (Nr. 40, S. 52—53).

„Was irrst du, Mägdlein, trüb' und bang
Im Lockenhaar, von Ort zu Ort?
Was irrst du trüb' und einsam dort,
Dem sonn'gen Hügelrand entlang?"

Ich spielte fröhlich auf der Flur,
Und lief den bunten Faltern nach.
Zu spät, zu spät da sucht' ich ach!
Auf weiter Au' der Mutter Spur.

Mein Haupt ist von der Sonne heiß,
Die Lippen mir vom Durste glühn!—
„Ich weiß die Brombeern in dem Grün,
Den kühlsten Born im Wald ich weiß."

Das weiße Weib spricht manches Wort,
Und sagt, bei manchem süßen Blick,
Daß sie mit Frucht und Trank erquick',
Und — trieb das arme Mädchen fort.

Die Mutter irrte hin und her,
Bei Nacht und Tag, bei Tag und Nacht.
Sie hat im Haus so lang' gewacht; —
Das Mädchen kehrte nimmermehr.

F. Hauthal (gen. F. F. Franke).

Notice sur le roman en vers des sept sages de Rome. Paris 1839.

Über dieses kleine nur in 65 Exemplaren gedruckte Schriftchen, das mir jetzt erst zugekommen, mögen mir ein paar Worte vergönnt sein. Der Verf., der sich S. 34 G. B. unterzeichnet und dem Vernehmen nach Gustav Brunet in Bordeaux ist, erwähnt gleich auf der ersten Seite in einer Anmerkung, daß er sich bei meinem Werke über den „Roman des sept sages" nicht aufhalten wolle, da Loiseleur Deslongchamps alles für einen Franzosen Interessante aus meiner Einleitung seinem Werke über denselben Gegenstand einverleibt habe. „Mais nous ne nous y arrêterons pas, car tout ce qu'elle offre d'intéressant pour un lecteur français, se retrouve dans l'excellent Essai de M. Loiseleur Deslongchamps sur les Fables indiennes" ꝛc. Allerdings hat das zum Theil seine Richtigkeit, indem Hr. Loiseleur meine Einleitung sammt Druckfehlern und andern Irrthümern fleißig ausgebeutet hat. Herrn G. B. war das aber noch nicht hinreichend, denn er sagt S. 4: „Cette dernière publication (meine Ausgabe nämlich) étant d'un prix assez élevé, et ne convenant guères qu'aux personnes familiarisées avec la langue allemande, nous avons eu l'idée d'offrir aux amateurs de notre ancienne littérature un extrait que nous nous sommes amusés à en faire, et que prudemment nous avons fait imprimer à petit nombre." In diesem löblichen Vorsatz beginnt er nun mit der Bemerkung, welche indeß nicht, wie man nach der eben angeführten Note vermuthen sollte, aus dem Text, sondern aus meiner Einleitung, bei der Hr. G. B. sich „nicht aufhalten" wollte, genommen ist, der von mir erstmals herausgegebene „Roman des sept sages" sei „la plus ancienne rédaction connue de cet ouvrage en une des langues modernes". Hr. G. B. legt hier dem Werke einen Werth bei, den es nach meiner Ansicht nicht hat; er hat nämlich S. XLII die Worte „die älteste, vollständig erhaltene Bearbeitung" übersehen; ich halte nämlich den Dolopathos für älter, den wir jedoch bekanntlich nur noch fragmentarisch besitzen.

Ohne gehörige Rechenschaft über den Inhalt der ganzen Dichtung werden sodann S. 6 einzelne Stellen aus dem Eingang (Z. 1—4, 9—12, 21—42), ferner die Geschichte vom Trost der Witwe (Z. 3680 fg.), endlich die vom Zauberer Virgilius (Z. 3924 fg.) mitgetheilt, leider ohne Berücksichtigung der von mir schon in meiner Ausgabe S. XLV fg. gegebenen Verbesserungen. So steht, um nur ein paar Beispiele zu geben, Z. 3 et sample statt Essample. Z. 3693 lies contiaus. In den darauf folgenden Zeilen ist die Interpunction meiner Ausgabe unpassenderweise verlassen. Ebenso Z. 3717, 3892 fg., 3931, 3950. Die Z. 3781 habe ich schon S. XLVIII verbessert. Z. 3875 steht ia statt i a. Z. 3927 lies nigremanche. Z. 4058 nimmt Herr G. B. v für eine Zahl, statt für das Adverb. Z. 4059 lies despendes? Z. 4068 lies Adont dist li rois maintenant: signor, entendes mon samblant.

Nach diesem Auszug aus dem metrischen Roman kommt Hr. G. B. auf die altfranzösischen Fortsetzungen, zunächst das Buch „De Markes de Romme" zu sprechen und erzählt, wie P. Paris darüber bemerke, es enthalte zwölf Erzählungen. „Nous allons en transcrire un tel qu'il se trouve dans le manuscrit 4096." Merkwürdige Sympathie! Hr. G. B. fällt auf das nämliche Beispiel, das ich S. LXX—LXXIII meiner von ihm nicht benutzten Einleitung gegeben habe und welches er, nicht ohne Unrichtigkeiten, gleichfalls abdruckt. Weiter kommt er auf die Branche de Cassiodorus: „Laissant à plus habiles que nous le soin de l'exploiter, nous ne renoncerons pas cependant à ouvrir à-peu-près au hasard, le manuscrit 4096, et nous lui emprunterons l'historiette suivante". Wahrscheinlich war der Band von frühern Benutzern her noch an derselben Stelle gewöhnt aufzufallen, denn der Zufall führt Hrn. G. B. wiederum auf die gleiche Geschichte, die ich in meiner Einleitung S. LXXXIII fg. aus dieser Branche ausgehoben habe,

Räthselhaft bei der Sache ist nur die S. 30 stehende Bemerkung: „Nous sommes dans l'impossibilité de consulter les manuscrits.“

Weiter macht sich Hr. G. B. mit der Sage von den beiden Freunden zu thun, adoptirt S. 28 die von mir S. ccxxxiii gegebene Deutung der Namen, deutet aber miles unrichtig mit guerrier statt chevalier. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß das altfranzösische Gedicht über diesen Gegenstand sich handschriftlich auch auf der karlsruher Hofbibliothek, der gedruckte französische Prosaroman auf der tübinger Universitätsbibliothek befindet.

Daß der Verf. den Kaiser Octavian, Magelone, Ritter Galmy u. s. w. als Episoden des frankfurter Buchs der Liebe aufführt, daß unser Wirnt von Gravenberg zum Wirich, der Engländer Ellis zum Ellies wird und dergleichen, kann nach dem Bisherigen nicht auffallen. Nous ne nous y arrêterons pas. Nur über die spanische Romanze von Vergilios, welche auch in Ochoa's „Tesoro“ S. 1 abgedruckt steht und welche Hr. G. B. mit unserm Zauberer Virgilius in Verbindung bringt, bemerke ich noch, daß mir diese beiden Virgile nicht zusammen zu gehören scheinen.

Am Schlusse des Schriftchens bemerkt Hr. G. B. über mein Werk: „Nous hasarderions volontiers la réproduction de l'ouvrage dont nous nous sommes bornés à détacher deux fragments; mais“ u. s. w. Sollte sich derselbe wirklich ernstlich versucht fühlen, diesen Plan auszuführen, so ist nur zu wünschen, daß dies zu einer Zeit geschehe, wo die oben berührte impossibilité de consulter les manuscrits nicht mehr stattfindet, denn Verbesserungen bedarf mein in großer Eile dem Manuscript entraffter Text wol, und ich werde solche stets freudig begrüßen, könnte dem Hrn. G. B. in diesem Fall auch die Freude lassen, meine 246 Seiten füllende Einleitung auszubeuten und hinterher zu versichern, ich habe den Text nu et sans aucun éclaircissement gegeben. Adelbert Keller.

Bibliographie.

Anton, F. C., Wörterbuch der Gauner- und Diebessprache. Mit besonderer Hervorhebung der verschiedenen Klassen von Räubern, Dieben und Diebeshelern und Bemerkungen über ihre Verbrechen und Machinationen. 2te verbesserte Auflage. Magdeburg, Baensch. 8. 7½ Ngr.

Arndt, E. M., Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. Gr. 8 2 Thlr. 7½ Ngr.

Barth-Barthenheim, J. L. E. Graf v., Östreich's Schul- und Studienwesen mit besonderer Rücksicht auf die Schul- und Studienanstalten im Erzherzogthume Östreich unter der Enns. In 2 Abtheilungen. Wien, Braumüller u. Seidel. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Becker, A., Die Volksphilosophie unserer Tage. Neumünster, Heß. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ausführlicher Bericht über das articulirte Verhör und die erhobene fiscalische Anklage gegen die Herren Jambers, Wurmb, Hocker und Meldau in puncto erlassener, verfaßter und verbreiteter Pasquille gegen das höchstpreisliche Obergericht und verschiedene Mitglieder der hochweisen Hamburger Senats. Öffentlich verlesen im Hamburgischen Niedergericht am 13. März 1843. Altona, Heilbutt. 8. 5 Ngr.

Der Bravo. Erzählung in Versen vom Verfasser des Mauren und des Renegaten. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1842. Gr. 8. 17½ Ngr.

Breier, E., Die Hussiten in Lubitz. Roman. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dobeneck, Magdalene Freifrau v., Briefe und Tagebuchblätter aus Frankreich, Irland und Italien, mit einem kleinen Anhang von Compositionen und Gedichten. Nürnberg, Raw. Gr. 12. 1 Thlr.

Drobisch, Th., Thron und Herz. Historischer Roman. Leipzig, Peter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Le Droit canon, et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'Allemand, par *Henri Jouffroy*. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Erübrigungsfrage des bairischen Staatsrechts. München, Franz. Gr. 8. 5 Ngr.

Eybam, J., Die Erscheinungen des Magnetismus in ihrer Verbindung miteinander. Nach den neuesten Entdeckungen im Gebiete des Elektro-Magnetismus und der Inductions-Elektricität, für Freunde der Naturwissenschaften und besonders für Ärzte ausführlich dargestellt. Mit 60 Abbildungen. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Frantz, C., Grundzüge des wahren und wirklichen absoluten Idealismus. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gegen den Strom. Tonette. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 15 Ngr.

Goldsmith's, O., Gedichte, deutsch von A. Böttger. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Fest. Gr. 16. 20 Ngr.

Knapp, A., Gedichte. Neueste Folge. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Kromm, J. J., Die evangelisch-protestantische Nationalkirche Deutschlands. Ein ernstes Votum einer ernsten Zeit. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 8. 11¼ Ngr.

Kudraß, K. J., Religiöse Dichtungen. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kugler, F., Vorlesungen über die Systeme des Kirchenbaues gehalten am 4. März 1843 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Mit 7 Abbildungen. Berlin, Gropius. Gr. 8. 10 Ngr.

Mädler, J. H., Leitfaden der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Magha's Tod Çiçupala. Ein sanskritisches Kunstepos. Übersetzt und erläutert von *C. Schütz*. 1ste Abtheilung Übersetzung, Gesang I—XI. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Norden, M., Erzählungen. 2 Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Penseroso, Das schöne Mädchen am Gmünder See. Novelle. 3 Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ausgewählte Predigten schwedischer Kanzelredner des neunzehnten Jahrhunderts. Aus dem Schwedischen von E. Genzken. 1ster Theil: Auswahl aus den Predigten des Erzbischofs Wallin. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 1 Thlr.

Rau, K. H., Zur Kritik über F. List's nationales System der politischen Ökonomie. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 15 Ngr.

Reiner, J., Genealogie des Hochfürstlichen Hauses Hohenzollern. Ein Beitrag zur Geschichte desselben. Stuttgart, Beck u. Fränkel. Gr. 8. 20 Ngr.

Schauer-Novellen von F. Kleophas. 2 Bände. Leipzig, Peter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schweiz und ihre Bundesverfassung. Zürich, Literar. Comptoir. Gr. 8. 7½ Ngr.

Über Befestigungen zur neuern Kriegführung. Mit einer Karte von Europa und 14 Plänen. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vorschläge zu einer den alten und neuen Zwiespalt der Stände versöhnenden Reorganisation des Adels. 2te Auflage. Berlin, Gropius. Gr. 12. 10 Ngr.

Wildner, Edler von Maithstein, Die ungarischen Publicisten über die Broschüre: „Ein Haupthinderniß des Fortschritts in Ungarn.“ Wien, Gerold. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wittcke, B. J. T., Die Verpflichtungen, Berechtigungen und Wünsche des preußischen Arztes. Ein Beitrag zu Reform der Medicinal-Verfassung Preußens. Erfurt, Müller. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Bülow-Cummerow.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Von Bülow-Cummerow. Zweiter Theil. Jena, Frommann. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Daß der Verf. ein gescheiter, von der Natur mit tüchtigen Anlagen ausgestatteter und dieselben zu gebrauchen verstehender Mann sei, haben wir schon bei der sehr ausführlichen Beurtheilung des ersten Theils seines Werks in d. Bl. bekannt*), und erhalten durch diesen zweiten Theil Veranlassung, dies Urtheil nicht nur zu bestätigen, sondern sogar die Beschränkungen und Vorbehalte wegzulassen, welche wir das erste Mal hinzuzufügen nicht umhin konnten. Der Verf. hat seine Zeit gut benutzt; man sieht, daß er über die Gegenstände seiner Schrift weiter und reiflich nachgedacht, daß er die ihm gemachten Ausstellungen wohl erwogen und dazu benutzt hat, um tiefer und zusammenhängender in die Sachen einzudringen, mit einem Worte, daß er zu begründeten Ausstellungen weniger Anlaß gegeben, vielmehr fast überall die Anerkennung seiner Ansichten von deren richtiger Auffassung und Beurtheilung sich erworben hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine Schrift, wie der Verf. veröffentlicht hatte, eine große Aufmerksamkeit auf sich zog und vielerlei Anfechtungen erfuhr. Als ein weiser und bedächtiger Mann erweist derselbe sich schon dadurch, daß er durch diese letztern sich im mindesten nicht aus seinem Gleise und ruhiger Erwägung hat bringen lassen, ebenso wenig aber sie gering geschätzt und übersehen, und daß er, was schon zur Annehmlichkeit der Form ungemein beiträgt, es vermieden hat, auf das Einzelne einzugehen und es zu beantworten, vielmehr solches auf allgemeine Betrachtungen und wichtige Momente von ihm gebracht und zusammengefaßt worden ist. Solchergestalt brauchte er weder Geständnisse darüber abzulegen, wo er belehrt worden, was sich von selbst aus der anderweitigen Behandlung der Dinge ergibt, noch durfte er in Nebenbetrachtungen und Besonderheiten eingehen, wodurch Abirrungen von den Hauptfragen herbeigeführt wurden.

Der Verf. selbst classificirt die Schriften, welche die seinige hervorgerufen hat, und stellt (S. VII) in die erste Linie „die interessanten und mannichfachen Besprechungen der Tagesblätter und Zeitschriften, die so wesentlich dazu beitragen, ein politisches Interesse zu erwecken und die Ansichten des Publicums über die behandelten Gegenstände zu berichtigen". Dieser Anerkennung uns erfreuend, werden wir in der ausgesprochenen Absicht auch diesen zweiten Theil mit derselben Ruhe und Parteilosigkeit durchgehen und beurtheilen, als bei dem ersten unser Bestreben gewesen ist; aber wir werden uns weit kürzer fassen, weil wir meistentheils nur zu berichten, nur wenig zu widerlegen haben, indem wir fast überall mit dem Verf. nunmehr übereinstimmen. Selbst Jenes erleichterte er uns dadurch, daß er die Geschicklichkeit besitzt, den Inhalt seiner Ausführungen in wenige treffende Schlagworte zusammenzudrängen, deren Anführung es nur bedarf, um unsere Leser auf die Standpunkte des Verf. zu führen.

Über die drei allgemeinsten und wichtigsten Gegenstände seines Buchs legt der Verf. sein Glaubensbekenntniß in der Einleitung offen und unumwunden ab. Nach seiner Ansicht, die er jedoch ausdrücklich nur für seine individuelle erklärt, ist

1) der um die Hegemonie Preußens angeregte und geführte Streit entweder ein Hader um ein Phantom oder um eine ausgemachte und nicht abzuändernde Sache, je nachdem man den Sinn jenes fremden Wortes faßt. Denn Preußen kann nach seiner ganzen Lage niemals im Schilde führen, sich eines Einflusses und einer Gewalt zu bemächtigen, durch welche die übrigen Staaten in Deutschland gefährdet oder in ihrer Hoheit beeinträchtigt werden könnten. Preußen bedarf ebenso sehr der Einigkeit und

*) Vgl. Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

des Zusammenwirkens mit dem übrigen Deutschland, als umgekehrt dieses sich nicht verhehlen kann, daß es des Zusammenhaltens mit Preußen bedarf und ohne dieses ohnmächtig sein würde.

Darin etwas Kränkendes zu finden, wenn Preußen eine Schutzmacht oder der Vorfechter von Deutschland genannt wird, beweist eine so reizbare Empfindlichkeit, daß man dahinter einen krankhaften Zustand besorgen muß, weil außerdem es den Braunschweiger oder Sachsen nicht verletzen könnte, des schützenden Beistandes des stärkern Bruders zu gedenken. Denn in der Familie findet keine Eifersucht statt.

Ist auch das deutsche Volk lange noch nicht eine Familie, thut es ihm doch sehr noth, es zu werden.

2) Für Preußen selbst ist der Verf. der Meinung, daß es (S. xvi) noch nicht an der Zeit sei, eine vollkommen ausgefeilte Verfassungsurkunde zu entwerfen, sondern die Aufgabe der Zeit nur darin bestehe, das Material zu einer solchen zusammenzutragen und gewisse Vorurtheile zu bekämpfen, die dem Baue entgegenstehen, sowie gewisse Ansichten zu bevorworten, welche unter allen Verhältnissen wahr bleiben und deren Eingang wohlthätig auf die weitere Entwickelung wirkt. Daß die Verschiedenheit der An- und Absichten so groß ist, macht eben, weil die Verfassung sich noch in der Entwickelung befindet und keinen festen Anhaltepunkt gibt. Die Überzeugung des Verf. aber ist es, daß für Preußen die heilsamste Verfassung in der ständischen Monarchie liegt, wenn diese sich vollkommen principgemäß ausgebildet haben wird, und zwar möglichst auf historischer Grundlage, allein mit nothwendiger Berücksichtigung der vorgeschrittenen Zeit, des Bildungsgrades des Volks und der Verhältnisse nach außen.

Wir fodern eine starke, d. h. in ihrer Bethätigung uneingeschränkte und unbehinderte Regierung, bekennen uns aber als entschiedensten Gegner des Absolutismus, weil dieser antimonarchisch, außergesetzlich ist, und weil es selbst gegen die Religion streitet, eine Regierung mit und nach Willkür zu führen oder führen zu lassen. Denn der Monarch, welcher von Gottes Gnaden regiert, oder nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich ist, muß sich auch die göttliche Regierung zum Vorbilde nehmen, in welcher es keine Willkür gibt, sondern eine unwandelbare Ordnung der Dinge. Da es indessen keine einseitigen Rechte geben kann, sondern diese an Pflichten geknüpft sind, so glauben wir, es liege im wechselseitigen Interesse des Monarchen, wie des Volks, daß sie durch die Verfassung scharf bestimmt werden.

Hiermit widerspricht sich der Verf. aber selbst, wenn er meinte, es sei noch nicht an der Zeit, die Landes- oder Regierungsverfassung dermalen schon vollständig zu bestimmen. Denn welcher Unterschied soll hier zwischen den Beschaffenheitsworten: vollständig und scharf obwalten? In einem Verfassungsgesetze hängt alles Einzelne, was den Rechtszustand der Regierung und des Volks betrifft, genau zusammen, weil sie ein organisches Ganze ausmachen, in welchem jeder Theil den Zustand und die Thätigkeit eines jeden andern bedingt, sodaß es unmöglich ist, gemessene Bestimmungen für den einen zu geben und dabei die übrigen unbestimmt zu lassen. Es ist mithin ein ganz unausführbarer Gedanke, eine Verfassung stückweis und in verschiedenen Abschnitten einzuführen oder zu haben, was nur Stück- und Flickwerk und für ein zusammengefugtes Ganze ganz unbrauchbare Materialien zusammenbringen und den Rechtszustand nicht ordnen, sondern verwirren und verdunkeln würde. Ist es für den Staat — und jeder Staat besteht in seinem Volke mit seiner Regierung — von wichtigem Belange, daß sein Rechtszustand, d. h. eben die gegenseitigen Pflichten und Rechte, möglichst genau bestimmt werden, und ist unleugbar das öffentliche Wohl das erste und höchste Staatsgesetz, so heißt solches mit andern Worten nichts Anderes aussprechen, als das Gebot der möglichst vollständigen Bestimmung der ganzen Verfassung. Eine absolute Vollkommenheit ist von Menschen weder zu begehren, noch würde sie für sie taugen. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen ist sein Zustand und seine Würde; darum muß ihm in allen Stücken und zu jeder Zeit Dasjenige genügen, was in ihr zu beschaffen ist, aber auch nicht schlechter, leichtfertiger und seichter, als es in ihr zu gewähren ist. Nie kann es einen abgeschlossenen und unveränderlichen Zustand geben; eine Rechtsvorschrift dafür, welche davon oder darauf ausginge, würde eben darum schon eine unmenschliche und rechtswidrige sein. Aber ebenso sehr streitet es mit der Vernunft und dem Rechtsgebote, nicht zu schaffen und herzustellen, was dieselben erheischen, so gut, als es zu liefern ist. Denn es bleibt eine Versündigung an Gott und an der Menschheit, sich dem zu entziehen, es unter irgend einem Vorwande zu verschieben, es ungethan sein zu lassen.

Es kommt ganz und gar auf Eins heraus, wie man sich den Entstehungs- und Rechtsgrund der obrigkeitlichen Gewalt vorstelle, ob aus einem Vertrage, oder aus göttlicher Bestimmung hervorgehend. Denn Derjenige, der aus Gottes Gnade auserkoren ist, der Regent Anderer, das Oberhaupt seiner Unterthanen zu sein, wird dadurch kein Unmensch, sondern ist vielmehr das Haupt einer menschlichen Gesellschaft, welche in keinem Gliede ihre Vernunft und Würde verleugnen kann, deren Haupt vielmehr dasjenige Glied vorstellen muß, in welchem die Gebote der Vernunft zum klarsten Selbstbewußtsein kommen, in denen sich der Wille Gottes kundbar macht. Von Gottes Gnaden, oder nach seinem gnädigen Willen und Bestimmung, nach göttlicher Anordnung, Regel und Gesetz, will Alles gleich viel sagen. Die Pflicht gegen Gott schließt alle Pflichten gegen den Nächsten von selbst in sich, wie denn die Gebote: Liebe Gott und Liebe den Nächsten wie dich selbst, von gleichem Werthe und Inhalte sind, weil wir unsere Liebe gegen Gott nur durch die Erfüllung unsers Berufs unter unsern Nebenmenschen erweisen können. Ein von Gott auf seine Stelle berufener Monarch ist also ein Diener des Höchsten mit dem und in dem Berufe, seine aus seiner Stellung fließenden Obliegenheiten nach Kräften zu erfüllen, an Gottes Stelle seine Unterthanen zu regieren, die Gesetze Gottes und der Vernunft unverbrüchlich und unerläßlich zu beobachten und geltend zu machen, und solchergestalt gesetzmäßig zu regieren, von Willkür, Neigung, Laune oder Leidenschaft aber sich nicht beschleichen zu lassen, so viel an ihm ist. Er ist von Gottes Gnaden dessen Werkzeug nur insoweit, als er

diesem seinem Berufe nachlebt und ihn erfüllt; im entgegengesetzten Falle wird er eine Plage, welche die Vorsehung über die Menschen sendet, um sie zur Erkenntniß und Besserung zu bringen, auch sich davor zu schützen. So wenig eine göttliche Regierung in Willkür denkbar ist, so wenig kann es einen Stellvertreter Gottes auf Erden geben, der ohne Gesetz und Richtschnur über Menschen gebietet. Alle Verschiedenheit zwischen Regierung und Despotismus, zwischen Monarchie und Tyrannei besteht in dem Vorhandensein oder dem Mangel des Gesetzes. Ohne Gesetzlichkeit ist nirgend eine Rechtmäßigkeit der Regierung vorhanden, mithin die Verpflichtung unleugbar, im Privat- wie im Staatsrechte alle Verhältnisse durch Gesetze zu regeln. Weil aber die Stellvertreter Gottes auf Erden nicht, wie Er Selbst, Alles wissen und unwandelbar ewige Gesetze aus sich entnehmen können, sondern weil sie, als Menschen, nur nach Maßgabe ihrer Einsichten und Erkenntniß des Rechten dasselbe zum Gesetze erheben können, muß jede menschliche Gesetzgebung in die Zeit eintreten und mit ihr fortschreiten, sonach ihrer Natur nach veränderlich sein, doch aber unverbrüchlich, so lange sie gilt, weil es außerdem kein Gesetz sein würde. Weil ferner Menschen nicht lediglich im Geiste und dessen Vernunfterkenntniß leben, sondern vermöge ihrer leiblichen Erscheinung auch unter Umgebungen und Umständen, welche auf ihre Zustände und Entschließungen einwirken, muß es eine doppelte Rechtsquelle unter den Menschen geben, die Vernunft und die Geschichte, oder die Folge von Begebenheiten, aus denen ein Rechtsverhältniß sich entwickelt hat. Da das Entstehen und Bestehen eines jeden Rechts in der Wirklichkeit dadurch bedingt ist, daß es dem Charakter und den Erfodernissen des Rechten und Gerechten überhaupt entspricht, und da der vernünftige Geist das Wesentliche und Vergängliche, alle zeitlichen und geschichtlichen Beschaffenheiten aber das Vergängliche und Unwesentliche ausmachen, so stellt sich dadurch von selbst die Regel für die Geltung des Vernunft- und des historischen Rechts heraus. Dieses geht jenem in der Beobachtung, jenes diesem in der Geltung vor; es kann geschichtlich nichts zum Rechte werden oder bestehen, was seinem Wesen nach Unrecht ist; wodurch aber kein Unrecht geschieht, das muß beobachtet werden, sobald ein Recht darauf erworben wurde. Es hindert um deswillen auch ein bestehendes Recht die Eingehung einer entgegengesetzten Verpflichtung.

Ob das geltende Recht ein geschriebenes oder ungeschriebenes sei, muß für seine Gültigkeit ganz gleich sein, mithin auch einerlei, ob das positive Recht durch Vertrag oder Vorschrift der Gesetzgebung ausdrücklich, oder durch Herkommen und Gewohnheit stillschweigend aufgekommen und eingeführt worden ist. Dagegen bringt es die Bestimmung und der Zweck alles Gesetzes mit sich, daß es gewiß, also deutlich und bestimmt, sein müsse, weil die Ungewißheit die Nothwendigkeit der Beobachtung ausschließt. Eben hieraus folgt die gebieterische Nothwendigkeit der schriftlichen Abfassung und Aufbewahrung der geltenden Gesetze, mit Einschluß aller Verfassungsbestimmungen, damit sowol über das Vorhandensein als über die Fassung und den Inhalt der zur Richtschnur dienenden Vorschriften aller Zweifel, Widerspruch und Unsicherheit nach Möglichkeit vermieden, vielmehr außer Anfechtung gestellt werde, was geschichtlich Rechtens geworden sei, und in welcher Art, damit ferner, was geschichtlich noch unbestimmt geblieben, durch die Gesetzgebung der Vernunft zu Jedermanns Befolgung vorgeschrieben werde. Denn die menschliche Vernunft ist ihrer Natur nach keine untrügliche Fertigkeit in der Rechtserkenntniß nach ihrem ganzen Umfange, sondern nur eine durch den Gebrauch zu vervollkommnende Anlage dazu, sodaß das Maß der Vervollkommnung über den Grad der Gediegenheit der Erkenntniß entscheidet, mithin unter den Einsichten Mehrer die Gesetzgebung anzugeben hat, was, weil ihr entsprechend, Alle verbindend sein soll und muß. Es steht folglich keineswegs in dem Belieben der Regierungen, die Landesverfassung durch eine möglichst vollständige, bestimmte und zuversichtliche Verfassungsurkunde, oder auch Urkunden, ins Klare zu stellen, sondern solches ist eine ihr durch ihre Stellung auferlegte Obliegenheit, der sie sich ohne gerechten Vorwurf nicht entziehen mag. Wir sind hiernach mit dem Verf. nicht allein hierüber völlig einverstanden, sondern rechnen es ihm noch besonders zum Verdienste an, daß er die scharfe Bestimmung der gegenseitigen Rechte und Pflichten für unumgänglich nöthig erachtet hat. Denn gewöhnlich ist bisher immer nur von den Rechten, und gar nicht von den Pflichten die Rede gewesen. Aber nicht blos darum, weil Rechte und Pflichten immer wechselseitig sind, sondern hauptsächlich darum, weil im Mangel positiver Entstehung alle Rechte des natürlichen Staatsrechts nur aus den Verpflichtungen, als Mittel und Bedingungen ihrer Erfüllung, hervorgehen und niemals weiter gehen, sodaß ihr Umfang dadurch genau bemessen wird, sollten die Pflichten stets den Rechten vorausgeschickt, oder auch nur jene aufgeführt werden, indem die gegenüberstehenden Rechte daran von selbst abzunehmen wären. Man erachtet leicht, welch eine große Reform in der Behandlung und dem Erfolge des ganzen Staatsrechts daraus hervorgehen würde, wenn dasselbe zum Vorwurfe erhielte, vor allen Dingen den Umfang und die Leistungsart der Verpflichtungen der Regierungen gegen die Unterthanen, und ebenso umgekehrt, festzustellen. Es würde hiermit ganz von selbst das Jagen nach Erweiterung der Rechte und das Außerachtlassen der Obliegenheiten darüber sich verlieren und an dessen Stelle die Aufsuchung und Ermittelung des Pflichtenkreises und der durch diesen begrenzten Rechtssphäre treten. Welcher unaussprechliche Gewinn für die Ausbildung des Rechtssinnes!

Wenn nun der Verf. fortfährt:

> Es folgt hieraus, daß der rechtliche Verfassungszustand niemals einseitig verändert werden kann und daß, wie dem Monarchen die ganze ausübende Macht zu Gebote steht, um seine Rechte zu schützen, auch den Ständen die Befugniß zustehen muß, die ihrigen zu wahren, wobei wir uns in der Beantwortung der Frage, wie dies zu bewerkstelligen, von Denen trennen, welche solches durch die Theilung der Staatsgewalt, Verantwortlichkeit der Minister und jährliche Steuerbewilligungsbefugniß zu erzielen meinen:

so müssen wir ihm aus den Gründen, die wir schon beim ersten Theile entwickelt haben, ebenfalls beipflichten. Wenn er aber weiter behauptet:

daß die Stände, wenn sie sich regelmäßig zu versammeln befugt sind, durch das moralische Gewicht allein so viel Einfluß erhalten, die Verfassung zu schützen und den möglichen Anmaßungen der Bureaukratie entgegenzutreten, vorausgesetzt, daß

a) das Verfassungsgesetz die Pflichten und Rechte scharf und umfassend bestimme, auch nur vermöge gegenseitiger Zustimmung abgeändert werden könne; ferner daß

b) nicht blos die Sonderinteressen der Provinzen, sondern auch die allgemeinen des ganzen Volks von den Ständen wahrgenommen werden; endlich

c) daß nicht ein oder einige bevorzugte Stände den Beruf haben, die Vertretung aller wesentlichen Interessen der Gesammtheit zu führen, vielmehr die jetzigen zwitterhaften Elemente der Aristokratie eine solche Reform erfahren, um in der That eine Stütze der Monarchie abzugeben, ohne auf Bevorzugung vor Andern gebaut zu sein oder in Kasten- oder Curienwesen auszuarten:

so müssen wir dafür halten, daß auch unter diesen Voraussetzungen, ja selbst unter der Gewährleistung der durch Preßfreiheit gesicherten öffentlichen Meinung, worauf der Verf. später noch kommt, das moralische Ansehen der Standschaft allein noch keineswegs genüge, Eingriffen, Übergriffen und Übertretungen der Verfassung vorzubauen. Die Geschichte Spaniens, Englands, Hollands, Schwedens, Dänemarks und selbst die Geschichte der preußischen Landstände liefern den Beweis davon. Selbst die ausdrückliche Erklärung der Entbindung von der Unterthanentreue bei eintretender Verletzung des Verfassungsrechts, welche in Spanien, in Pommern und in Preußen eingeführt waren, genügen dazu nicht. Die Umstände sind immer viel mächtiger als alle menschliche Cautelen. Gleichwol ist es vollkommen richtig, daß den Ständen zur Aufrechthaltung der Verfassung durchaus keine physische Gewalt, auch nicht einmal die Steuerversagungsbefugniß, eingeräumt werden dürfe, weil eine organische Macht gegen die andere einen fortwährenden Kriegszustand unterhalten würde. Wem aber die Geldmittel entzogen werden können, wird eben dadurch machtlos, was die Staatsgewalt nie sein darf. Es ist mithin wahr, daß das Ansehen und die Macht der Stände lediglich eine moralische sein dürfe, d. h. eine geistige und durch Rechtsvorstellungen geleitete. Damit eine solche aber sich ausbilden, Platz greifen und sich behaupten könne, sind noch andere Bedingungen erfoderlich als die vom Verf. aufgeführten. Dahin gehört vor allen Dingen, daß a) in der Verfassung selbst sowol der Grundsatz ihrer Abänderlichkeit nach Maßgabe der sich verändernden Umstände und Einsichten, als auch die Form der Ausführung derselben angeordnet sei, dergestalt daß diese nicht lediglich von der freiwilligen Übereinstimmung der Regierung und der Stände abhängig ist, sondern im Falle deren Entstehung sie selbst durch eine von beiden Theilen eingesetzte und parteilose Schiedsbehörde ergänzt werden kann; ferner b) daß allerdings die Regierung von den Verwaltungsbehörden wol unterschieden sei und, während die erstere unverantwortlich ist, die Verantwortung der letztern nach dem Gesetze niemals unwirksam gemacht werden kann; endlich c) daß die Stände ganz und gar den Charakter eines das ganze Volk und Reich vertretenden Ausschusses, mitnichten der Wahrnehmung gesonderter Interessen und Abtheilungen erhalten und behaupten, solchergestalt das Volk ihren Committenten und Rückhalt ausmacht, und im ganzen Volke Gemeingeist, Freimüthigkeit, bürgerliche Ehre und Loyalität angefacht wird und sich ausbreitet, was sich von selbst findet, wenn alle ständischen Verhandlungen und von ihnen betroffenen Staatsangelegenheiten stets als eine gemeine Angelegenheit des ganzen Volks öffentlich verhandelt und die Verlautbarungen der öffentlichen Meinung in keiner Weise unterdrückt oder behindert werden. Es fehlt noch sehr viel daran, daß ein solcher Geist bei uns der Geist des Volks sei; aber wie hätte er auch aufkommen sollen? Man gebe ihm nur Luft und Sonne, so wird er schon emporwachsen!

Die Größe, die Macht und die Würdigkeit eines Volks beruht aber in den kernhaften Bestandtheilen seiner Ausbildung; und von einer jeden Regierung ist zu verlangen, daß sie ganz vorzüglich ihre Aufmerksamkeit diesem Punkte zuwende. Ihre Selbsterhaltung, ihre Ehre fodern es. Ein frivoles und indolentes Volk wird ebenso verächtlich als ein dummes, schlaffes und knechtisches. Eine Handvoll Engländer erzwang von 300 Millionen Chinesen einen schimpflichen Frieden mit der Bewilligung alles Vorgeschriebenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Walter Scott sagte eines Tages zu Thomas Moore, sie könnten Beide sich gratuliren, in der Literatur bereits festen Fuß gefaßt zu haben, und gestand aufrichtig, daß an dem Tage, wo er das sagte, es zwanzigmal schwerer sei, sich in der Schriftstellerwelt hervorzuthun als vor zwanzig Jahren. Das gilt fortdauernd und in gestiegenem Maße; viele unserer heutigen Dichter könnten sich gratuliren, wären sie ihre eigenen Großväter. Hätte Thomas Powell seine im verflossenen Jahre herausgegebenen Gedichte — „Poems, by Thomas Powell", London 1842 — vor einem kleinen Menschenalter erscheinen lassen, er säße längst auf einem Ehrenplatze im Tempel der Dichtkunst; jetzt muß er vielleicht mit einem Seitenbänkchen fürlieb nehmen, und wer weiß, ob gegenwärtige Notiz nicht die erste ist, die seinen Namen nach Deutschland trägt. Jedenfalls verdient er das Überschiffen. Ich will das mit einem seiner kleinsten Gedichte belegen:

Die Harfe und der Dichter.

The wind, before it woos the harp,
Is but the wild and tuneless air;
Yet as it passes through the chords,
Changes to music rare.

And so the poet's soul converts
The common things that round him lie
Into a gentle voice of song —
Divinest harmony.

Sweet harp and poet, framed alike
By God, as his interpreters,
To breathe aloud the silent thought
Of every thing that stirs.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1843.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

3) Sowol für Preußen als für Deutschland überhaupt rklärt sich der Verf. entschieden als ein Verehrer des Fortschritts, der reformatorischen und allmäligen Umgestaltung der bestehenden Zustände in bessere und allgemein zufriedenstellendere. Er begehrt aber diese Besserung nach allen Richtungen hin gleichmäßig und für das Bedürfniß Aller, „weil nur aus dem Ineinandergreifen des Lebendigen und der Bewegungen, die es erzeugt, ein vollkommenes Ganze rwachsen kann". Insbesondere verlangt er ungetrübte Gerechtigkeit, religiöse Duldsamkeit und Gleichheit in den Ansprüchen, sodaß keine Beschränkung der Benutzung geistiger oder physischer Thätigkeit und Vermögens stattfindet. Eine Gleichheit der Zustände dagegen zu erstreben, erachtet r für Wahnsinn.

Mit diesen Gesinnungen ist Hr. v. Bülow-Cummerow an seine Arbeit gegangen und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß sie denselben entspricht. Sie zerfällt n drei Hauptabtheilungen, von denen die beiden erstern Preußen für sich, die letztere das gesammte Deutschland, on welchem jenes einen Theil ausmacht, beleuchten. Der rstere behandelt die politische Stellung und die Verfassung Preußens, der zweite beschäftigt sich mit einigen wichtigern Gegenständen der Verwaltung.

Vollkommen wahr ist es (S. 7): „daß der großen Masse, folglich den untersten Classen des Volks diejenigen Verhältnisse die wichtigsten sind, die es am nächsten berühren, und daß es ihm meist mehr werth ist, sich in diesen frei und selbständig bewegen zu können, wie dies die ändische Monarchie gestattet, als ein Antheil an der Landesregierung, von welcher es nichts versteht": Panem et circenses! ist nur ein Misbrauch dieser Beobachtung, er eine ganz richtige Folgerung daraus. Das Volk an und darf für sein Bedürfniß und selbst für seinen Genuß die möglichste Sorgfalt verlangen und solche ihm gewidmet werden, ohne daß es sich selbst mit der Sorge Gewährung zu befassen hat. Diese erheischt viele Kenntnisse und wenigstens allgemein den Grad von Geistesbildung, welcher die Verbindung des oft sehr verborgenen Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen zu ersehen vermag. Schon daraus folgt die Nothwendigkeit Ausschließung der großen Masse des Volks von allen Berathungen über Gesetzgebung und Verwaltung; es muß schon ein höherer Grad von Geistesbildung obwalten als unerlaßliche Bedingung der Theilnahme. Doch selbst solche Theilnahme muß immer so gestaltet sein, daß dadurch die Regierung selbst in ihrer rechtmäßigen Bewegung auf keine Weise behindert oder beklemmt wird; am wenigsten darf ihr irgend ein Theil der vollen Staatshoheit und Regierungsgewalt vorenthalten oder entzogen werden. „Nur da, wo die Regierung stark ist und die Verfassung mit dem Bedürfnisse und dem Bildungsgrade des Volks übereinstimmt, mithin von ihm begriffen wird, kann auch dem Volke freie Bewegung gestattet werden. Eine Regierung, welche in ihrem Innern zerrissen ist, kann weder nach innen noch nach außen stark sein, weil die Kraft in der Einheit beruht." Eine Verfassung mit obersten Regierungsbehörden, unter denen die Hoheit vertheilt ist und deren Macht durch ihr Gegeneinanderwirken im Gleichgewichte gehalten werden soll, kann natürlich nur ein Schaukelsystem erzeugen und trägt das Bestreben gegenseitiger Hemmung dergestalt in sich, daß deren Überwindung das nächste Augenmerk einer jeden Theilgewalt wird, hinter welche das Gemeinwohl zurücktreten muß. Die Einführung irgend eines Veto in die Verfassung eines Landes heißt, nach Verhältniß seiner Macht, das Leben und die organische Thätigkeit des ganzen Staatskörpers mehr oder weniger hemmen und aufhalten und den öffentlichen Zustand zu einem polnischen machen, der gar keinen andern Ausgang haben konnte, als entweder den Untergang des Staats oder seine eigene Vernichtung durch eine Insurrection, welche jedes Veto überwältigte. Daraus folgt ganz von selbst, daß das Staatsrecht den Landständen keine entscheidende, sondern nur eine berathende Stimme bewilligen kann. Der Unterschied ist wichtig: „ob der Schutz der Erhaltung der verfassungsmäßigen Freiheiten in einer Widerspruchsbefugniß der Stände, in dem Steuerverweigerungsrechte und in der Appellation an die physische Gewalt des Volks enthalten ist, oder nur in Vorstellungen und Protestationen der Landesvertretung, in der Berufung auf die Heiligkeit der Verträge und auf die Verpflichtung zur Gerechtigkeit, also in einer Appellation an die moralische Macht der öffentlichen Meinung". Wie das Geistige die Mutter alles Lebens, aller Kraft und Gestaltung ist, so muß in dieser geistigen Macht eine weit größere

Gewähr und ein viel ausrichtenderer Antrieb liegen, als in jener mehr physischen. Das ist so sehr gegründet, daß eben die öffentliche Besprechung der Landesangelegenheiten die Hauptsache bei der ganzen ständischen Einrichtung ist und von viel größerm Belange als die Beschlußfassung. Wer irgend eine Kenntniß davon hat, wie es bei den Wahlen zuzugehen pflegt, wird schwerlich sich dem Wahne hingeben, daß die Stände jemals den Inbegriff der höchsten geistigen Notabilitäten des Volks ausmachen werden. Am wenigsten kann die Mehrheit der Stände in allen den verschiedenartigen Gegenständen der Landesverwaltung so unterrichtet und so bewandert sein, daß die Abstimmung der Mehrheit die größte Weisheit an den Tag bringe. Zu diesem Zwecke bedarf die Regierung um deswillen überall nicht der Berathung mit den Ständen, da sie von den für jedes Fach eigens angeordneten Behörden gründlichere und wissenschaftlichere Gutachten erfodern und erwarten kann. Überhaupt muß die Regierung die höchste Intelligenz im Staate sein und verstellen, weil sie dessen Oberhaupt sein soll, und hat deshalb den Beruf, in allen Zweigen sich mit den kenntnißreichsten und geschicktesten Männern zu umgeben und sie zu ihren Werkzeugen zu machen. Solcher eine andere Intelligenz noch beizugesellen, könnte nur als zwecklos erscheinen. Keineswegs aber ist eine Gewährleistung unnütz, daß die Regierung auch diesem ihren Berufe wirklich nachkomme, daß sie in der That die größte Staatsweisheit zu ihrer Verfügung habe und daß ihre Anordnungen und Gesetze dies bestätigen, indem sie keine Blößen geben, welche von dem im Volke verbreiteten Verstande eingesehen, aufgedeckt und dargethan werden. Es ist unstreitig von großer Erheblichkeit, daß dies nicht nur in jedem einzelnen Falle zuvor geschehe, bevor das Tadelnswerthe Gesetzeskraft erhält, sondern daß auch überhaupt die gesammte Staatsdienerschaft in der Überzeugung lebe und handle, solchergestalt beaufsichtigt und bewacht zu werden. Denn sie besteht insgesammt aus Menschen, und Menschen bleiben nicht nur dem Irrthume ausgesetzt, sondern auch dem Egoismus unterthan, der so unmerkbar und so leise, aber so ausdauernd seine Einwirkung geltend macht, daß er wie der Tropfen den Stein aushöhlt. Mittels dieses Einflusses derselben ist es eine allgemeine und unausbleibliche Erscheinung, daß in der Beamtenschaft sich der Geist der Bureaukratie und Hierarchie einwurzelt und in dem Maße wuchert, als ihm Raum gegeben wird. Der Regent selbst kann ihn allein nicht verhindern, weil er außer Stande ist, die ganze Verwaltung genügend zu durchschauen und zu beobachten. Dazu müssen ihm die genügenden Kenntnisse, die Zeit zum Eindringen und Aufsuchen alles Einzelnen und selbst die Lust fehlen, weil er zu den Dienern, die er selbst ernennt, Vertrauen haben muß und eben dieses Vertrauen der Wachsamkeit Scharfblick schwächt. Viel, sehr viel kann dem Regenten anempfohlen und sein Beifall und seine Genehmigung dafür erlangt werden, was dem hundertfältigen Auge des Volks in seiner Gebrechlichkeit nicht entgehen wird. Eben darum hat der Verf. auch darin ganz recht, daß eigentlich die Staatsweisheit gebietet, die Promulgation der Gesetze ihrer Publication allemal voranzuschicken (S. 104), das heißt, die zu erlassenden gesetzlichen Bestimmungen noch vor ihrem Erlasse zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, damit Jedermann sich vorher darüber auszusprechen, zu warnen oder Besseres anzurathen vermöge. Je verbreiteter und lebendiger der Patriotismus ist, desto weniger wird der Nutzen davon ausbleiben. Indessen soll die Verfassung solches nicht dem Belieben der Einzelnen und dem Zufalle anheimgeben, sondern eine Einrichtung treffen, vermöge welcher diese öffentliche Kritik und Besprechung mit Nothwendigkeit erfolgt und die Regierung in den Stand setzt, das gesetzliche Organ der öffentlichen Meinung zu vernehmen, bevor sie sich entschieden ausspricht oder Dinge unternimmt, die nicht immer wieder ungeschehen gemacht werden können, wenn sie hinterdrein erst inne wird, wie verkehrt sie waren.

Überhaupt ist die eigentliche und wahre Stellung der Landstände der Bureaukratie gegenüber, nicht der Regierung gegenüber. Die letztere steht und soll über beiden stehen, und beide für sie geschickte und sich ausgleichende Werkzeuge zur Erreichung ihres Zwecks abgeben. Nur die ganz fehlerhafte Vorstellung von einer Trennung oder Theilung der Staatsgewalten konnte die Stände in allen bisher ins Leben getretenen Verfassungen, nach dem Vorgange der englischen, in eine ganz falsche Stellung bringen. England büßt lange schon diese irrige und verderbliche Einrichtung und wird sie noch schwerer büßen, wenn das Oberhaus seine regierende und isolirende Stellung zu behaupten fortfährt. Dem germanischen Geiste ist solches historisch fremd. In den Ländern deutschen Ursprungs hat sich, wo sich eine Standschaft ausgebildet hat, dieselbe ihrer eigentlichen Bestimmung gemäßer gestaltet. Historisch treu gibt der Verf. den Geist deutscher Verfassung, wie er sich seit der Urzeit her durch mancherlei Umformungen hindurch in seinem Wesen immer erwiesen hat, dahin an (S. 94): daß nie eine Willkürherrschaft oder absolute Oberherrlichkeit, noch eine unumschränkte Verwaltung durch die Staatsdienerschaft stattgefunden hat, vielmehr die Freiheit der Nation unbedingt anerkannt worden ist und zu ihrem Schutze ein geordneter Rechtszustand und eine Berathung mit den Ständen bestand, welche, obgleich in sich gegliedert und vermöge des Corporationsgeistes geschieden, doch als Staatskörper zu einer Gesammtheit verschmolzen waren und den Übergriffen der Fürsten und der Staatsdienerschaft widerstanden. Diese vaterländische Beschaffenheit ist denn also dasjenige historische Moment, an welches jede Umgestaltung und Neubildung sich anfügen und auf dessen reinere und wirksamere Herstellung sie ausgehen muß, um dem deutschen Charakter angemessen zu sein und echte deutsche Freiheit zu schirmen.

Gegenwärtig ist überall, wo die Standschaft ihren politischen Einfluß eingebüßt hat und nachdem der Erbadel von der Höhe seines Ansehens herabgesunken ist, die Bureaukratie die einzige noch mächtige Aristokratie. So auch in den preußischen Ländern, und deren Stellung ist um so drohender, da einerseits ihre gegliederte Einrichtung ihr einen hierarchischen Halt und Festigkeit gibt, andererseits

ihre Stellung zwischen Fürst und Volk sie in den Stand setzt, nach beiden Seiten jenen Feld abzugewinnen (S. 41). Schon einmal hat Deutschland die Erfahrung gemacht, daß die Beamtenschaft, die keine Nebenanstalt in ihren genau bestimmten Schranken erhält, eine sich selbst beigelegte und allmälig erweiterte Selbständigkeit zwischen das Staatsoberhaupt und das Volk einschob, zunächst letzteres unterdrückte, daraus aus unmittelbaren Unterthanen des Reichs Unterthanen ihrer Obrigkeiten machend und sie in der Masse jenem entziehend, hiernächst aber mit dieser Macht den Kaiser selbst ausplünderte und ihn so rein auszog, daß ihm kaum noch Lumpen seines Glanzes blieben, welche endlich geringschätzig weggeworfen wurden. Diese große Lehre der Geschichte warnt sie vergeblich? Schon hat in Preußen der immer mehr überhandnehmende Nepotismus und Begünstigung einen tüchtigen Schritt zu demselben Ziele gemacht, und die Beamtenschaft, soweit sie ihren Einfluß üben kann, ist es sichtbar, welche Alles aufbietet, die Ausbildung einer wirksamen ständischen Verfassung zu hintertreiben, indem sie recht gut fühlt, daß es solche Stände sind, welche sie in ihren Schranken zu erhalten, deren Überschreitung zu rügen und den leisen Übergang aus der Dienerschaft durch die Beantheiligung an der Herrschaft bis zu deren Erlangung zu verhindern vermag. Der Antagonismus der Bureaukratie gegen die Standschaft ist also ein natürlicher, und gerade deren Verhinderungsneigung ein redender Beweis für das Bedürfniß der letztern.

Der Grund, daß für ihre Fortbildung noch so wenig geschehen, möchte nicht sowol in einer allgemeinen Abneigung, handelnd aufzutreten, als vielmehr in der irrigen Ansicht sich auffinden, daß man nur einer Abwehr gegen öffentliche Manifestationen bedürfe, um den unthätigen Zustand zu erhalten, in welchem man sich behaglich befindet, weil er keine Anstrengungen nöthig macht. In der Verwaltung, meint man, beruhe alle Kraft, und man bedürfe deshalb keiner andern Hülfen. Es gibt Zeiten, die schönen Sommertagen gleichen, wo man sich in der Natur der schmeichelnden Lüfte erfreut und nicht daran denkt, daß Sturm und Regen, Gewitter und Orkane auch kommen werden. Solche Träume unter Verhältnissen, in denen Preußen 1843 sich befindet, sind überaus gefährlich. Im Jahre 1806 träumte Preußen auch so und zerknickte. Der Sturm rüttelte und erweckte die Kraft des Volks, und durch sie erstand die Monarchie. Wer das erhabene Haus der Hohenzollern auf die Macht der Bureaukratie bauen will, baut auf keinen Felsen, sondern auf losen Sand, den die Fluten wegspülen, wenn sie einbrechen. Davor wolle Gott den König und das Volk bewahren! Deshalb ist es hohe Zeit, vom Sande weg, auf den Felsen zu bauen.

Ein braves, tapferes, freies, seines Werthes und seiner Stärke sich bewußtes, auf sein Bürgerthum stolzes, in seinem Könige nicht seinen Herrn, aber sein Oberhaupt verehrendes Volk, die hochschlagende Brust des ehrenfesten Bürgers, das ist die Brustwehr, welche einem Felsen gleicht, an dem jedes Geschoß abprallt.

Man gehe allen Klagen und Beschwerden über den jetzigen Zustand der Dinge auf den Grund, was ergibt sich als die letzte Veranlassung dazu? Entweder ist es die Unsicherheit des Rechtszustandes und die politische Nichtachtung des Staatsbürgers, oder es ist die Überhebung und Unterdrückung der Staatsdienerschaft. Alle Unzufriedenheit, welche sich kund gibt, wird in diese beiden Rubriken zu fassen sein, und alle Erscheinungen der Zeit finden darin ihre Erklärung.

Eine höchst merkwürdige Thatsache, welche zeigt, wie von Seiten der Bureaukratie Alles hintangesetzt wird, um nur nicht die Ausbildung der Standschaft um einen Schritt weiter kommen zu lassen, führt der Verf. an, die wir ihm im guten Glauben nachzuerzählen kein Bedenken tragen können, da er für alle seine Angaben redlich einzustehen betheuert hat (S. 138). An dem ersten Ausschußtage, dem auch die Begutachtung des anzulegenden großen Eisenbahnnetzes vorgelegt worden war, mußte natürlich es auch in Erwägung kommen, ob es angemessener sei, diese Unternehmung durch die Regierung in Ausführung bringen zu lassen oder sie der Privatindustrie auf Actien zu überweisen. Bereits hatte sich eine große Zahl der Stände für das Erstere ausgesprochen, als die fernere Discussion durch die amtliche Erklärung abgebrochen wurde, daß die Regierung auf keinen Fall bauen würde, mithin man nur zwischen einer gänzlichen Verzichtung auf die Sache oder Actien zu wählen habe. Am Schlusse der ganzen Verhandlung wurde indessen doch ohne weitere Aufnahme der Erörterung zugelassen, versuchsweise noch über jene Frage abzustimmen, wobei sich denn 51 Stimmen für die Ansicht des Regierungscommissars, und 48 dagegen, ergaben, nach der Versicherung des Verf. weil viele Ständemitglieder bei der vorangegangenen kategorischen Erklärung es für unnütz erachteten, sich gegen dieselbe auszusprechen. Den verborgenen Grund dieses Verfahrens aber erblickt er darin, daß zum Baue auf Kosten der Regierung eine Summe Geldes erfoderlich sein würde, die nicht in Bereitschaft ist, und daß die Aufnahme einer neuen Staatsschuld nicht ohne Zustimmung der Reichsstände würde erfolgen können, welche zu dem Ende ins Dasein gerufen werden müßten.

Es handelt sich hier sonach um zwei Lebensfragen, um die Ausbildung der Verfassung und um die großartigste Beförderung der Industrie und der Landesvertheidigung. Zwischen diesen beiden Lebensfragen findet ein Conflict der nachtheiligsten Art statt, dessen Folge wol sein kann, daß beide unerledigt bleiben. Von wo die hemmende Kraft ausgeht, ist nicht dunkel. Die Verwaltung ist im Besitze der Macht; es scheint, daß sie abermals ihre Stärke der landesväterlichen Absicht des Monarchen gegenüber geltend gemacht habe. Sie scheint sich haben verleiten zu lassen, lieber die günstige Gelegenheit aufzugeben, sich als eine wohlthätige Beschützerin der ihr anvertrauten größten Landesinteressen zu bewähren, als eine innigere Verschmelzung des Königs und seines Volks durch eine Ständeversammlung zu Stande kommen zu lassen. So urtheilt man auswärts, so im eigenen Volke. Von dieser Macht, dieser gefährlichen Macht handelt es sich hier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei neue französische Tragödien.

Die wichtigsten Erscheinungen neuerer Zeit im Gebiete der dramatischen Literatur Frankreichs sind „Lucretia“ von Ponsard und „Judith“ von Madame de Girardin. Die Arbeit des jungen talentvollen Dichters der erstern dieser beiden Tragödien

wird, abgesehen von ihrem Kunstwerthe, schon durch die ganz bestimmt darin ausgesprochene, der neuesten Schule entgegengesetzte Richtung stets einen bedeutenden Platz in der Entwickelungsgeschichte der französischen Poesie einnehmen. Die von Victor Hugo vertretene ultraromantische Schule verwarf die in Racine zu ihrer Blüte gediehene altfranzösische Tragödie gänzlich, ohne Berücksichtigung der in ihr ruhenden trefflichen Keime. In jener Zeit politischer und literarischer Revolutionen wurde Alles niedergerissen, weil es alt war, und alle neuen Bauten mit um so größerem Enthusiasmus begrüßt, je directer und auffallender der Gegensatz war, welchen sie zu dem Zerstörten bildeten. Anstatt die jede freie Bewegung hindernden Fesseln der strengen Kunstgesetze ein wenig zu lösen und zu erweitern, warf man sie ganz ab und setzte Regellosigkeit an die Stelle der Regungslosigkeit; anstatt die zugespitzte Überkünstelung auf die einfache schöne Natur zurückzuführen, ließ man die Natur in ungebändigter Kraft mit ihrer ganzen Zugabe der Rohheit und Häßlichkeit hervortreten. So wurde Starrheit nicht zu Würde, höfische Gesuchtheit nicht zu zarter Feinheit veredelt, sondern durch Ungeschlachtheit und groben Witz ersetzt. Gründliches Nachdenken und richtiger Takt ließen Herrn Ponsard in seiner neuen Tragödie den Mittelweg zwischen diesen Extremen einschlagen. Seine Figuren sind nicht moderne Franzosen, die über ihr Gallakleid eine antike Toga gehängt und auf ihr duftendes Toupet einen Eisenhelm gedrückt haben, auch nicht rohe, halbnackte Heiden, die in der Sprache civilisirter Menschen Zeugniß von ihrer thierischen Kraft und Leidenschaft ablegen, sondern wirkliche Römer aus der Königsperiode mit großen Herzen und starken Leidenschaften, voll Verstand und Thatkraft. Der in Worten, Stein und Farben so oft behandelte Stoff ist, wie ihn uns die Geschichte überliefert, schon an sich ungemein dramatisch; und der Dichter zeigt seinen sichern Blick und sein richtiges Gefühl namentlich auch darin, daß er möglichst wenig an demselben gekünstelt, sondern sich streng an die Erzählung des Livius gehalten und ihre einfache Größe treulich wiedergegeben hat. Einzelne Figuren nur hat er im Sinne der neuern Anschauungsweise deutlicher hervorgehoben und in der Charakterzeichnung genauer ausgeführt, jedoch ohne Beeinträchtigung ihres Verhältnisses zum ganzen Gemälde. Außer Brutus, dem Träger des ganzen Trauerspiels, erwähne ich hier nur den Sextus Tarquinius, welchen der Verf. mit Meisterhand zum römischen Don Juan gestempelt. Die von mehren französischen Kritikern als eine überflüssige Episode bezeichnete Scene, in welcher er der Cumäischen Sibylle den Ankauf der prophetischen Bücher verweigert, ist zur Abrundung dieses Charakters ganz nothwendig und erinnert vielfach an den Besuch des steinernen Gastes bei Don Juan, der, wie Sextus, den Himmel verspottet und die Hölle verachtet. Die weiblichen Figuren treten, nach der Natur der römischen Sitten, bei dem eigentlich Historischen der Handlung mehr in den Hintergrund; selbst Lucretia, das Ideal einer römischen Matrone, ist mit ihrer Aufopferung nur der letzte Tropfen, den Brutus mit geschickter Hand in den vollen Becher der Volksunzufriedenheit fallen läßt und ihn dadurch zum Überströmen bringt. Die Sprache in dieser neuen Tragödie ist kräftig und klar, die Gedanken schön und die Verse wohlklingend. So gelangte sie denn, nachdem Herr Ponsard die beiden letzten Acte etwas abgekürzt hatte, im Odeon zur Aufführung und erntete, trotz mannichfacher Cabale, den wohlverdientesten Beifall, welcher dem jungen Dichter gewiß auch in Zukunft nicht fehlen wird, wenn er fortfährt, sich seines schönen Talents mit derselben Besonnenheit und Mäßigung zu bedienen.

Dieselbe eben angedeutete Richtung hat, wenn auch mit weniger Sicherheit, die Verf. der „Judith" eingeschlagen. Das Bestreben der Dichterin, die dramatische Literatur der Franzosen auf den richtigen Weg hinzulenken, ist allseitig anerkannt und gewürdigt worden, wenn auch ihr Talent zur Hervorbringung eines Meisterwerks nicht hinreichte. Den ebenfalls vielfach behandelten und dargestellten biblischen Stoff hat Madame de Girardin umformen zu müssen geglaubt; sie hat die einfachen Motive verändert und die kräftigen Gestalten der alten Überlieferung mit dem Schmucke moderner Empfindungen und Gefühle behängt. Eine bei dem weiblichen Gemüthe leicht verzeihliche Scheu vor der Nacktheit gewaltiger Leidenschaften und gewaltsamer Handlungen veranlaßte die Verf. vielleicht zur Anwendung künstlicher Deckmäntel. Dadurch aber, daß dem Leser das Raisonnement aufgedrängt wird, geht für ihn alles Rührende und Ergreifende verloren, dessen die einfache Erzählung, wie sie die Bibel mittheilt, so reichlich überströmt. Die Schleier um solche Stoffe sind wie die Papierhöschen an nackten Marmorstatuen. Das Schöne ist nicht verletzend, und nur Verletzendes muß den Blicken entzogen werden. Freilich aber wohnt nicht in jeder Hand so viel bildender Takt und Zartheit, um höchste Kraftäußerungen schön darstellen zu können. So sind auch in diesem Drama, das übrigens einzelner Schönheiten nicht entbehrt, namentlich die Charaktere der Judith und des Holofernes durch empfindsame Schnörkeleien abgeschwächt, und der Effect der ganzen Katastrophe erhebt sich kaum zu der durch eine gewöhnliche Salonsintrigue erregten Spannung. In deutscher Sprache ist derselbe Stoff beiweitem besser behandelt worden. Trotz aller Mühe, die sich Herr von Girardin in seiner „Presse" und in den ihm befreundeten Journalen gab, gelang es daher doch nicht, der Arbeit seiner Gattin ungetheilten Beifall zu verschaffen, und selbst die Anstrengung und das Talent von Fräulein Rachel vermochten es nicht, die Äußerungen des Misbehagens bei der ersten Darstellung im Théâtre français zu unterdrücken. 65.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Ein Hr. Massey, meldet der „Reading Adler" in Pennsylvanien, machte Versuche mit dem Pflanzen des Welschkorns und erlangte folgende Resultate: Er nahm eine kleine Quantität von dem zum Pflanzen bestimmten Welschkorn und weichte es in eine Auflösung von Salpeter ein, wovon er fünf Reihen pflanzte; der übrige Theil des Feldes wurde ohne diese Vorbereitung bepflanzt. Der Erfolg war unglaublich, die fünf mit Salpeter gepflanzten Reihen gaben eine reichere Ernte als 25 von den andern Reihen. Die fünf waren unberührt vom Wurme, während fast alle andern stark von seiner Verwüstung gelitten hatten.

Die Zeitungen aus den westlichen Staaten von Amerika melden, daß dort jetzt viel Brennöl aus Welschkorn bereitet wird. Das Korn wird nämlich zermalmt und in Gährung gebracht und während derselben sondert sich das Öl von den mehligen und sonstigen Bestandtheilen ab und schwimmt obenauf. Dieses Öl soll ebenso gut brennen wie das beste Spermacetiöl und keinen widrigen Geruch verbreiten. Die Überbleibsel bei der Fabrikation geben überdies noch vortreffliches Viehfutter.

Die Einwohner des Staats Michigan legen sich bereits bedeutend auf die Obstbaumzucht. Aus einer Baumschule in Ypsilanti wurden in diesem Frühjahr allein über 18,000 Stück Obstbäume verkauft und ein Obstbaumhändler in jener Gegend hat berechnet, daß in diesem Staate im laufenden Jahre wenigstens 50,000 Obstbäume angepflanzt worden sind.

Aus Wareham in Massachusetts wird berichtet, daß die Fischer im Agawamflusse in einem Nachmittage die fast unglaubliche Anzahl von 320,000 Häringen fingen. Diese Fische steigen im Frühjahr aus dem Meere in die Flüsse Neuenglands, um dort zu laichen, und zwar in so dichten Massen, daß man sie mit Eimern ausschöpfen kann. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 154. — 3. Juni 1843.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Noch an einem andern Beispiele wollen wir zeigen, wie ganz unvermerkt, ja zuweilen absichtswidrig, die Bureaukratie ihre Ansichten und Plane der Regierung unterzuschieben und dieselbe dazu zu bereden, ihr damit aber die Macht aus der Hand zu winden und ihrer entschiedensten Absicht entgegenzuwirken weiß. Es beweist dies der Entwurf des neuen Strafgesetzbuches, den man sich dadurch ungemein leicht gemacht hat, daß es einmal vermieden worden ist, auf irgend eine Begriffsbestimmung der Verbrechen einzugehen, und zweitens, daß dem richterlichen Ermessen ein ungeheurer Spielraum in der Wahl der unbestimmten Strafen eingeräumt worden ist. Beides kann nur den Erfolg haben, die richterliche Subjectivität auf den Richterstühlen auszudehnen und die Objectivität davon zu verdrängen, oder, mit andern Worten, den Verruf der ständigen Gerichte zu vermehren und die Sehnsucht nach Geschworenengerichten zu befördern, ganz sicher gegen die Absicht der Regierung. Der wesentliche Unterschied der ständigen Gerichte und der Jury ist eben kein anderer, als daß jene objectiv und diese subjectiv zu Recht sprechen, das heißt, daß jene den Thatbestand, über den sie richten sollen, unwandelbar festzustellen und ihn demnächst unter allgemein feststehende gesetzliche Bestimmungen unterzuordnen bemüht sind, indem sie die Übereinstimmung der Merkmale an jenem mit den Kennzeichen in diesen nachweisen; wogegen diese die Auffassung des Thatbestandes sowol als die Urtheilsbildung der individuellen Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit eines jeden Richters ohne irgend einen Nachweis darüber anvertrauen. Wo folglich wahre und zuverlässige Rechtshegung allein stattfinden kann, und wo ein bloßes Schaugepränge, durch welches die Veränderlichkeit der Subjectivität unter dem Anscheine einer großen Achtung des Rechts und der Gerechtigkeit versteckt wird, ist unschwer zu begreifen. Dennoch ist seit einiger Zeit das Verlangen nach Geschworenengerichten und mündlicher Verhandlung überlaut und allgemein geworden, so sicher es aus dem eben angeführten Grunde auch ist, daß eben diese Erscheinung geradezu unser Urtheil über den innern Gehalt der ständischen Beschlußfassungen bestätigt. Die Welt will betrogen sein, ist ein bekannter Satz; und wer am besten Komödie zu spielen versteht, betrügt sie am leichtesten. Denn alle Welt läuft lieber ins Theater als in eine Lehrstunde; ein „Nathan der Weise" oder „Hamlet" aber hat heutzutage auch keinen Zulauf; Oper und Ballet sind im Geschmacke der Zeit. Schon um deswillen wird die Jury größern Beifall finden als ständige Gerichte, bis das Volk unter dem Beile einer Sternkammer fühlen wird, wozu sie brauchbar ist. Weil aber diese Erfahrung uns Deutschen noch abgeht, so meinen die Meisten in diesem Institute dasjenige Mittel zu erkennen, durch welches eines der gewichtigsten Mittel der öffentlichen Gewalt in die Hände des Volks gebracht und dadurch ein Theil der demselben zur Ungebühr vorenthaltenen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausgeglichen werden würde. Daß dies die Haupttriebfeder des Begehrs nach dieser, aus der ersten Kindheit der Rechtspflege herstammenden Anstalt, aber auch des ernsten Widerstandes der Regierungen, darauf einzugehen, in sich enthalte, kann keinem tiefer blickenden Auge entgehen. Wenn man nun aber Gesetzbücher herausgibt, welche für den allerwichtigsten Theil der Rechtsbestimmung, nämlich der Classification der verschiedenartigen Vorgänge, gar keine Vorschriften enthalten, macht man es eben dadurch so weit unmöglich, objective Rechtssprüche zu geben, und verwandelt damit ganz von selbst die Natur der ständigen Gerichte in Geschworenengerichte. Die unausbleibliche Folge dieses großen Rückschritts der Gesetzgebung kann nur der sein, daß entweder durch authentische Bestimmungen, durch wissenschaftliche Erklärungen und durch einen sich ausbildenden Gerichtsgebrauch nach und nach die gemachte Lücke wieder ausgefüllt wird, bis sich am Ende die Nothwendigkeit ergibt, aus allem desfallsigen Wuste wiederum eine neue ergänzende Gesetzsammlung auszuziehen, oder aber daß es ganz und gar in das Begriffs- und Erkenntnißvermögen jedes Richters gestellt wird, was er aus jedem Vorgange zu machen für angemessen hält, solchergestalt aber die buntscheckigsten Urtheile zu erleben und die Rechtspflege dem Zufalle zu überantworten. In dem einen, wie in dem andern Falle werden die häufigsten Klagen und Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Die allermeisten Menschen fühlen wol, daß und wo sie der Schuh drückt, aber wissen darum noch nicht, warum er drückt und wie dem abzuhelfen ist? Nur die sehr gut unterrichteten bleiben nicht bei der nächsten Wirkung stehen, sondern ergründen

die entferntere Ursache davon. Es kann mithin auch nicht fehlen, daß jene Unzufriedenheit den Übelstand der bestehenden Rechtspflege und der Beschaffenheit der Gerichtshöfe beimessen werde, da diese doch ganz unschuldig daran sind, vielmehr das neue Strafgesetzbuch die ganze Schuld auf sich hat. Die gemeine Meinung wird also die ständigen Gerichte um so mehr noch verdammen und um so sehnsüchtiger nach der Jury schreien. Vielleicht daß die Regierung am Ende nachgeben zu müssen glaubt!

Zwar hat keine einzige der sämmtlichen Provinzialständeversammlungen diesen Mangel des Gesetzentwurfs aufgefaßt und gerügt; aber dadurch, daß er ihnen vorgelegt worden, ist doch uns die Gelegenheit gekommen, ihn zur Sprache öffentlich zu bringen, die weitere Erwägung Denen anheimgebend, denen sie zusteht. Auf diese Weise beschränkt sich die Sphäre der Berathung nicht blos auf den Kreis der Ständeversammlung, sondern erstreckt sich mittelbarerweise über Alle, welche sich berufen fühlen, ihre Stimme zu erheben. Dies und der davon unablösliche Gewinn an Erwägungen und Einsichten ist der unschätzbare Vortheil des Daseins von Landständen, in deren Mitte sich am Ende meist doch zusammendrängen muß, was Brauchbares von irgendwoher zu Tage gefördert wird, und wodurch es unmöglich wird, daß die Bureaukratie in Einseitigkeit oder Dummheit oder Unlauterkeit versinke. Je ernstlicher vielmehr die Stände ihre Bestimmung erfüllen, desto unausweichlicher befindet sich die Regierung, sich mit der größten Intelligenz und Rechtschaffenheit zu umgeben. Günstlinge, Blender und Leute ohne Verdienst können da nicht am Platze bleiben. Umgekehrt, wenn die Stände nicht blos eine berathende, sondern eine beschließende Stimme haben, bilden sich bald Parteiungen und Parteianführer nicht um der Sachen willen, sondern lediglich zu dem Zwecke, um dadurch zu einem Ansehen zu gelangen, durch welches die öffentliche Macht genöthigt wird, sich mit den einflußreichen Leuten zu befreunden, ja sich ihnen in die Arme zu werfen und ihnen die Leitung der Geschäfte anzuvertrauen. Dieses gefährliche Parteispiel, das immer bösartiger wird, je länger es dauert, wird wieder zur ersten Rücksicht aller vorzunehmenden Schritte, worüber die Angelegenheiten der Landeswohlfahrt in den Hintergrund treten müssen. So offenbart sich abermals, wie sehr der Schein trügt, und wie dem Lande durch Stände mit berathender Stimme weit mehr gegeben wird als mit entscheidender.

Indessen ist nicht außer Acht zu lassen, daß hierbei nur von der Wirksamkeit der Stände für die Gesetzgebung und solche Einrichtungen, welche das Land angehen, die Rede war, und daß eben diese Wirksamkeit nur einen Theil des ständischen Berufs ausmacht. Einen zweiten Theil desselben erfüllt ihre Obliegenheit zur Bewahrung und Vervollkommnung der Landesverfassung selbst, wie schon erwähnt ist, und wobei es sich von selbst versteht, daß ihre Beschlußfassung eine maßgebende sein muß. Eben dies ist auch der Fall in Betreff des dritten Theils der Wirksamkeit der Stände, der in der Controlirung der gesammten Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen besteht. Der Verf. gedenkt nur eines kleinen Theils dieser Wirksamkeit, nämlich des Petitions- und Beschwerderechts und der Vorlegung der Rechnungen über den Staatshaushalt, damit die Stände dadurch von diesem vollständige Kenntniß erlangen und die Überzeugung der Verwendung des Staatsvermögens zum Besten des Landes. Allein das Geld ist nicht das Wichtigste; die immateriellen Güter stehen noch höher. Wie es nöthig ist, daß die Verwaltung über die Anwendung und Verwendung jenes öffentliche Rechenschaft gebe, so auch über den Gebrauch, die Erhaltung und die Verbesserung dieser. Die bürgerliche Ehre und Freiheit, die Anstalten zur geistigen Ausbildung und zur Beförderung der Sicherheit in allen Beziehungen, zum Flore des Ackerbaus, des Gewerbes und Handels, die Rechtspflege und Policei im ganzen Umfange sind Dinge von dem höchsten Interesse für alle Landesbewohner, folglich auch für die Beobachtung des Ausschusses derselben, durch welchen das Landesinteresse vertreten werden soll. Dabei ist das Unterlassen schwieriger wahrzunehmen als das Begehen, aber von nicht geringerer Wichtigkeit; und das Wichtigste von Allem ist die Heilighaltung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit, daß durchaus nichts den Ständen verborgen gehalten oder ihnen über irgend etwas vollständiger Nachweis versagt werden darf, was in der Staatsverwaltung geschehen oder unterlassen worden ist, sobald sie darnach Erkundigung anstellen. Die Öffentlichkeit ist das genügende, aber auch allein ausreichende Palladium der Landeswohlfahrt. Alles Gute läßt sie sich gern gefallen; alles Arge scheut sie und sucht das Geheimniß. Es gehört also zur ständischen Wirksamkeit, darauf zu sehen, daß die Verfassung und die zu ihrer Sicherung festgestellten Freiheiten oder Rechte weder unmittelbar angetastet noch mittelbar unterwühlt werden; daß im ganzen Staate und dessen Verwaltung nirgend eine Ungesetzlichkeit stattfinde, noch unerlaubte Willkür; daß jede Beschwerde über eine Behörde gehörig untersucht und ihr gebührend abgeholfen werde; endlich daß die Aufmerksamkeit auch darauf gewendet werde, was unbeachtet geblieben, aber nicht bedeutungslos ist. So weit nun vermöge dieser Controle von den Ständen Anträge gemacht werden, die auf zu nehmende allgemeine Maßregeln abzielen, greift dies in die Gesetzgebung ein, bei welcher den Ständen nur die Berathung und die Verlautbarung der Wünsche des Landes zugebilligt werden kann. Anders verhält es sich bei Beschwerden über unmittelbare oder mittelbare Verletzungen der Verfassung, über begangene Gesetzwidrigkeit, Pflichtvergessenheit oder unerlaubte Willkür. Die Befugniß, dergleichen zu rügen und auf Abstellung zu dringen, würde zu einem leeren Gebelle werden, wenn ihr nicht das Recht auf Achtung derselben zur Seite stände. Die Regierung darf keine gegründete Beschwerde zurückweisen. Darüber aber, ob dieselbe gegründet sei oder nicht, können freilich weder die Stände noch die Regierung, welche durch ihre Billigung auf die Seite einer angeklagten Staatsbehörde tritt, einseitig absprechen, weil beide Richter in eigener Sache sein würden. Nichts ist eine so lächerliche und zugleich ärgerliche Komödie, als wenn Minister, über welche Kla-

gen geführt werden, dieselben unter dem Namen des Regenten für unstatthaft erklären, den Ständen Verweise geben oder sie ausschmähen. So unverletzlich die Würde und Person des Regenten sein muß, ebenso auch das Ansehen der Landesvertretung. Die Verfassung muß dafür Vorsehung treffen, daß nur in solchen Formen verkehrt werden darf, welche dieser wechselseitigen Ehrerbietung keinen Eintrag thun, und daß ein materieller Streit, der durch Unterhandlung nicht zur Ausgleichung gebracht werden kann, auf unparteiische Weise durch einen obersten Staatsgerichtshof zur Entscheidung und zum Austrage komme, damit kein Zwiespalt erwachse, der immer weiter klafft, je weiter die Spaltung geht. Ohne einen solchen hat das ganze Gewölbe der Verfassung keinen Schlußstein.

Auch von Denen, welche die Richtigkeit der aufgestellten Erfodernisse begreifen, glauben Manche, es möchte gut sein, nicht damit auf einmal hervorzutreten, sondern sich in einer gewissen Halbheit zu halten und nur stückweis nach und nach immer Weniges herauszugeben, das man allenfalls, wenn es zu unbequem würde, wieder zurücknehmen könne. Ein solches Spiel zu treiben, scheint mehr als gewagt; denn die Verhältnisse der Regierung zum Volke sind zu ernst, um daraus ein Spielwerk zu machen. In allen Beziehungen gibt es nichts Tadelnswertheres als die Halbheit. Die Bedingung aller socialen Verhältnisse ist die Unterordnung des Willens aller Einzelnen unter das allgemeine feste Gesetz. Wenn nun den Fürsten die Aufgabe geworden ist, den gesetzlichen Zustand aufrecht zu erhalten, so setzt dies doch das Vorhandensein solcher Bestimmungen voraus, in denen nothwendig auch der Umfang ihrer eigenen Obliegenheiten und Befugnisse fest bestimmt sein muß. Fehlen sie, so entbehrt die Regierung der Hauptstütze, auf welcher sie ruht, und zugleich die moralische Kraft, welche aus der innigen Vereinigung von König und Volk hervorgeht und welche den Thron gegen den Parteigeist, den Ehrgeiz und den Egoismus zu schützen vermag.

Denn fehlen sie, so waltet nicht das Gesetz, sondern Willkür; unter jenem ist der Staatsbürger Unterthan, unter dieser Sklave.

Je schärfer und zuverlässiger die Grenzen der Befugnisse einer jeden Stellung, eines jeden Verhältnisses im Staate bestimmt sind, um so gesicherter ist die Ordnung der Dinge und die Festigkeit des Staatsverbandes. Denn nichts ist conservativer als die Gesetzlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen in Deutschland im 15. Jahrhundert.

Wie die Franzosen im 17. Jahrhundert auf Ludwig's XIV. Befehl in Deutschland gehaust, wo ihre Brandfackel am Rheine und Neckar leuchtete, ist weltkundig; weniger bekannt sind ihre frühern Einfälle über die deutsche Grenze, die sich damals noch weit jenseit des Rheins ausbreitete.

Als Wilhelm von Dieſt, Erzbischof zu Strasburg, von dem Dombechanten und einigen Capitularen gefangen gesetzt und selbst auf das Gebot des Concils zu Kostnitz nicht sogleich in Freiheit gesetzt ward, da hatten seine Freunde für ihn thätig gewirkt, daß der Kaiser Sigismund durch einen strengen Befehl die Loslassung des Bischofs erzwang. Ob dieser unmittelbaren Antheil an der Ankunft der französischen Kriegsleute hatte, die in einzelnen Banden das Land umher durchzogen und durch einen Herrn von Finstingen aus dem Lothringischen über Zabern in das Elsaß geführt wurden (1439), läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Diese Truppen hatten vorher unter dem Befehl eines Grafen von Armagnac gestanden, man gab daher dem ganzen Haufen diesen Namen, den die Rheinländer in Arme Gecken umwandelten.

Sie hatten die Nacht um Zabern in den Dörfern gelegen und erschienen am frühen Morgen vor Strasburg. In fünf Haufen um die Stadt aufgestellt, hoffend, die Bürger würden herauskommen; doch wehrte dies der Hauptmann Rüle Barpfennig, den die Bürger gewählt hatten. Nur etwa 600, meist gemeines Volk, gingen hinaus, wurden aber übel aufgenommen; 50 blieben todt, viele wurden gefangen und mußten sich lösen. Die räuberischen Horden zogen nachher weiter, theils nach Hagenau und Brummt, theils aufwärts auf Molsheim, Roßheim, Andlau; sie plünderten und verbrannten über 100 Dörfer und schlugen todt, wer ihnen in den Weg kam. Sie fanden nirgend Widerstand; man hatte sich keines Überfalls versehen und war nicht darauf gefaßt. In Strasburg befestigte man sich alles Fleißes, hieb die Bäume rings um die Stadt ab, zündete die Häuser auf der Gänseweide an und hielt starke Wacht. Nachdem sie sich bei Schlettstadt versammelt, 16,000 Mann zu Roß, zogen sie nach dem obern Elsaß, „hatten 600 schöne Weiber bei sich auf Pferden und viele Wagen und Karren mit gestohlenem Gut". Zwar folgten ihnen 300 Pferde des Pfalzgrafen Ludwig und wol 10,000 Mann Landvolk, die in der Landvogtei und in der Stadt Strasburg zusammengebracht waren; nachdem sie aber vernommen, daß die Armagnacs fortgezogen waren, begaben sie sich auch wieder nach Haus. Jene raubten und plünderten alle Kirchen und Klöster, nahmen Kelche und Monstranzen und mordeten, wen sie antrafen; nach drei Wochen zogen sie wieder über das Gebirge nach Lothringen. Sie sollen bei dem Abzuge von den Herren und Grafen von Lichtenberg, Ochsenstein, Lützelstein, Solms und Andern angegriffen und 2000 erschlagen worden sein; doch behielten sie das Feld und zogen nach Frankreich.

Als das Concil zu Basel und der östreichische Krieg noch währte (das dem Herzoge verbündete Zürich hatte 1443 untergelegen und Bern bedrohte die Vorlande des Herzogs), da wandte sich Kaiser Friedrich III. an seinen Schwager, Karl VII. von Frankreich, und bat ihn, nach Beendigung des Kriegs mit England die Armagnacs, welche der gemeine Mann Arme Gecken nennte, ihm zu Hülfe heraus zu schicken, die Schweizer damit zu bemmen, auf daß andere Völker hören mögen, ihren Königen und Herren Gehorsam zu leisten. Zu solchem half der Adel im Lande meisterlich und griffen tapfer auf die Schweizer; hiermit meinte auch Kaiser Friedrich und Papst Eugenius, das Concilium zu Basel zu verstören, jeder sah auf seinen Nutzen, aber der Armen ward nicht gedacht.

Während die Schweizer vor Zürich und Frundsberg lagen, kam König Karl mit seinem Sohne Ludwig, dem Dauphin, nach Lothringen, foderte Metz, Toul, Verdun und viel andere Städte, so zum Reiche gehörten, auf, schickte seinen Sohn voraus in das Elsaß (im März 1444) und ließ andeuten: „daß Strasburg und die ganze Landschaft bis an den Rhein zu Frankreich gehöre (?); begehrte: man wolle im Elsaß 24,000 Mann aufnehmen, habe im Übrigen nichts wider das Reich vor, sondern sei von dem Kaiser wider die Schweizer zu Hülfe gerufen."

Im August 1444 zog der Dauphin mit 32,000 Pferden auf Mömpelgard, daher ließen die im Concil von Basel es den Zürichern wissen, die zum Schutz herbeizogen, aber an der Birs 600 Mann verloren. Zum zweiten Male von den Franzosen angegriffen, wurden sie bei St.-Jakob's Kapelle fast ganz aufgerieben und zerstreut; sie hatten 1100 Todte, doch die Feinde nicht weniger, denn die Schweizer hielten sich mannlich und sagte der Dauphin, „daß er mit denselben keine Schlacht mehr begehrt zu wagen". Gern wären die von Basel den guten redlichen Leuten zu Hülfe gekommen, der Dauphin aber hatte 8000 Pferde auf den Halt gestellt, sie und die Stadt zu überfallen, wenn sie sich herausbegeben hätten.

Die Östreicher führten den Montgommeri mit 6000 Pferden nach Rheinfelden, Lauffenburg und Waldshut, da zogen die vor Frundsberg eilig ab, schätzten die Stadt um eine große Summe und wollten über den Schwarzwald ins Breisgau; doch weil der Landvogt den Wald und alle Wege verhauen lassen,

mußten sie zurück gen Altenkirchen zum Dauphin. Die übrigen lagen zu Munstrol, Demerkilch und Ensisheim.

Hier hatte Papst Felix eine Zusammenkunft vorgeschlagen, auf der ein Vergleich zu Stande kam: daß die Eidgenossen dem Dauphin 41,000 Gulden erlegen und damit einen Frieden erkaufen sollten, der zwar verbrieft und versiegelt, aber nicht gehalten ward.

Der Dauphin foderte den Bischof von Strasburg zu sich nach Ensisheim, um von ihm Rustach und Egisheim einzubekommen. Er gab ihm den letztern Ort. Die Übergabe von Herlisheim erzwang der Dauphin durch die Drohung: den Herrn von Hattstädt köpfen zu lassen; ebenso ergab sich St.-Pölten nach zweimaligem vergeblichen Stürmen, weil ihr Oberster erschossen ward. Nachdem die Franzosen aller Flecken und Dörfer um Strasburg sich bemächtigt hatten, kamen Briefe von dem Herrn von Brissac und dem königlichen Kämmerer Veronne mit dem Ansuchen: daß sie ungehindert aus- und einreiten und für ihr Geld zehren könnten; doch ward es höflichst zurückgewiesen. Sie fielen darauf in die Karthause, wo die Mönche 1000 Fl. Brandschatzung zahlen mußten.

Bald darauf kam der Marschall Johann von Finstingen mit 4000 englischen Reitern unter dem Obersten Macle herein, die in Wirtersweiler nachteten und dann weiter zogen. In Markolsheim, dem Bischof von Strasburg gehörend, fanden sie keinen Widerstand, wol aber in Rheinau, das von Strasburg aus besetzt war und tapfere Gegenwehr leistete; woselbst auch ein Anführer der Franzosen erschossen ward.

Die Stadt Roßheim hatten sie mit harten Bedrohungen aufgefodert, während fünf auf der Mauer stehende Bürger es weiter bringen konnten, ward einer derselben an einer Zinne erschossen, worüber die andern Bürger dergestalt erschraken, daß sie etlichen mit Leitern über die Mauer geholfen und auch mit ihnen das Thor inwendig geöffnet haben. Als die Armagnacs so in die Stadt gekommen, schwuren die Bürger dem Marschall, der verhieß ihnen zwar, daß er sie bei ihren Freiheiten wollte bleiben lassen, da die Gecken aber Alles inne hatten, spielten sie den Meister über der Roßheimer Leib und Gut. Auch Schloß und Städtchen Bischofsheim fiel in ihre Hände; in Wangen hingegen schlugen die Bürger den Sturm ab und zogen sich dann in das Schloß zurück, wo nun die Franzosen sich mit Quartier und Essen gegen Bezahlung begnügten. Dambach leistete drei Tage lang unerschrockene Gegenwehr, obgleich der Dauphin selbst zugegen war und die Mauer an zwei Orten mit Geschütz beschießen ließ, wobei er selbst durch einen Pfeil am Knie verwundet ward. Die Einwohner bekamen freien Abzug mit Allem, was ein Jeder auf einem Pferde fortbringen konnte. Das hielt man ihnen so lange, bis sie vors Thor kamen, da nahm man ihnen dasselbe auch. Ebenso erging es den Einwohnern von Westhofen, die sich mit den Räubern um das halbe Gut vereinigt hatten. „Wie sie aber jenes hatten, nahmen sie das andere auch."

Nachdem sie sich der meisten kleinern Orte bemächtigt hatten, verlegte der Dauphin seine Reiterei in dieselben: die Spanier nach Egisheim, die Engländer nach Roßheim und die Franzosen in die andern, zusammen 29,580 (oder nach einer andern Urkunde 33,300 Pferde). Er selbst nahm 2000 Reiter zu seiner Begleitung, als er zu dem Herzog von Lothringen reiste. Von den in der Umgegend von Strasburg zurückgebliebenen sagt die Urkunde: „Die Armenyacken betrugen sich, als ob das Land heidnisch wäre und die Leute darin alle ungläubig, Mörder oder Ketzer. Denn sie schonten Niemand, weder in Kirchen, Klöstern, geweihten oder gefreiten Orten, in Städten, Dörfern oder auf dem Felde, wenn sie an die Leute kommen, sie seien geistlich oder weltlich, Priester oder Laien, Männer, Frauen, Knaben, Töchter, Kinder alt und jung, schlugen und stachen sie viel zu Tode: einigen rissen sie ihre Kehlen ab, einige erschossen sie, einige hieben oder stachen sie wund und ließen sie für todt liegen, einige nahmen sie gefangen und marterten und peinigten sie jämmerlich, einigen banden sie Hände und Füße zusammen und ließen sie so gebunden Tag und Nacht liegen, daß Haut und Fleisch durchschnitten wurden und die Bande bis auf die Knochen gingen. Etliche tödteten sie selbst, wenn sie sahen, daß sie sich gelähmt hatten, andere starben vor Kälte im Winter, oder erfroren Hände und Füße, denn sobald sie Jemand fingen, zogen sie ihm Schuh und Kleider aus, nahmen, was daran gut war, und ließen die Gefangenen nackend. Mehre verbrannten in den angesteckten Häusern, wo sie gebunden lagen und ihnen die Bösewichte nicht heraushalfen; andere ließen sie Hungers sterben, wenigstens mußten sie Hunger und Durst leiden, und waren in Kisten oder Fässer eingesperrt. Denen es noch wohl ging, die mußten am Tage arbeiten, was ihnen geheißen ward; des Nachts wurden sie wieder in den Kerker gebracht. Wer da klagte, daß er wegen Armuth nichts geben könne, der ward über Tag gequält mit Schlägen, Fußtritten und dergleichen. Wer Lösegeld bot, aber es zur bestimmten Zeit nicht aufbringen konnte, über die wurden sie ergrimmt, schnitten ihnen den Hals ab, hingen sie auf, ersäuften sie oder prügelten sie zu Tode."

„Sie nothzüchtigten und misbrauchten Frauen, Kindbetterinnen und Kranke, besonders Jungfrauen, denen sie die Hände auf den Rücken banden. Etlichen sperrten sie die Beine über Wannen und schnürten ihnen die Füsse an die Handhaben. So mishandelten sie eine nach der andern und begingen auch sonst mit Weibern mancherlei böse Üppigkeit und verfluchte Muthwilligkeit, desgleichen nie mehr gehört ward und auch zu grob ist, zu schreiben."

Sie raubten und brannten auf solche Art täglich im Lande, wo sie nur in die Städte, Schlösser oder Dörfer kommen konnten; ohne Rücksicht, ob die Stadt oder das Schloß befreit oder von oben her verbrieft war. Sie waren Herr und Meister; gab man ihnen nichts, so nahmen sie selbst, jagten die Leute aus ihren Häusern und vertrieben sie aus der Stadt oder dem Schlosse. Viele gingen freiwillig fort, verließen Haus und Hof und wanderten mit Weib und Kind als Bettler fort, ihr Habe und Gut hinter sich lassend, das die Armagnacs verwüsteten und vergeudeten.

Als nun der Winter kam, hatten sie einen Landstrich von mehr als 20 Meilen eingenommen, wo sie in den Städten lagen und Nahrung und Fütterung vom Lande herbeischleppten. Es fehlte an fördernden Anstalten, sie zu vertreiben; denn was geschehen, war nicht hinreichend, wenn sich auch einzelne Heldenthaten, dem räuberischen Volke Widerstand zu thun. Zwar wurden viele desselben von jenen erschlagen, erschossen, gefangen und ertränkt, sodaß die Anführer, als sie endlich nach Lothringen fortzogen, den Verlust über 10,000 Mann berechneten, unter denen mehr als 1000 Herren und Ritter waren, die in den blutigen Schlachten mit den Schweizern gebliebenen mit eingeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 155. — 4. Juni 1843.

Bülow-Cummerow.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Nicht nur das Bedürfniß einer geschriebenen Verfassung hat somit der Verf. klar gemacht, sondern sich auch über die leitenden Grundsätze bei deren Schöpfung richtig erklärt. Was in einem lebenden Wesen selbst lebendig werden soll, muß sich an das Bestehende anschließen und mit demselben dergestalt vereinigen, daß die Verbindung eine ganz innige wird. Überall folglich darf im Staatsleben keine Einrichtung nach blos theoretischem Ermessen getroffen werden, sondern nur in historischer Anknüpfung und Entwickelung dergestalt, daß das Bestehende genöthigt wird, sich von innen heraus in der beabsichtigten Art umzugestalten. Dagegen darf das Bestehende darum, weil es entstanden ist, noch keinen Anspruch auf Fortbestand und ungestörte Fortdauer machen, weil die Zustände unter den Menschen beiweitem mehr ohne Vernunft und wider die Vernunft sich gestalten, als mit und nach der Vernunft. Diese aber ist für Vernunftwesen immer der Leitstern und die Regel, nach deren Grundsätzen also alles Historische beurtheilt, gewürdigt und ihm untergeordnet werden muß. Darum muß also, was geschieht, zeitgemäß geschehen (S. 94), das heißt auf die Weise, daß das Bestehende nicht gewaltsam über den Haufen geworfen und vernichtet, sondern daß ihm eine solche Richtung und Thätigkeit gegeben wird, daß es der Einrichtung zuwächst und sie selbst verwirklicht, welche den Anfoderungen einer richtigen Politik (Staatsweisheit) entspricht, welche nie und nirgend aus den Augen gesetzt werden darf, und deren Geboten zu genügen, allerdings kein Opfer zu schwer fallen darf. Überall hierbei ist aber noch zu bedenken, daß nicht die äußere Erscheinung, sondern die innern Verhältnisse, Kräfte und Triebfedern der Dinge das Wesentliche derselben ausmachen und deshalb weniger jene, als diese zu kennen und zu beachten sind. Ebenso wichtig ist die Bemerkung, daß unter der Regel, das Historische zu ehren, ebenso wenig ein Festhalten der Gegenwart als eine Zurückführung auf irgend einen frühern Zustand gemeint sein könne (S. 93). Was vorübergegangen und erstorben ist, liefert eben damit den Beweis, daß ihm die Lebenskraft ausgegangen ist, die kein Mensch irgend einem Stoffe einflößen kann, außer durch die Aufnahme desselben in die einfachsten Elemente eines organischen Körpers.

Nichts Historisches hat einen abgeschlossenen Zeitpunkt; was zu einer Zeit war, ist in einer andern nicht; insofern man sich an die äußere Form hält, kann man zu keinem historischen Resultate gelangen. Möchte aus der Vergangenheit gewählt werden, was da wolle, so kommt man auf Zustände, die in die Gegenwart nicht mehr passen, die sich entweder aufgelöst oder geläutert haben oder des Todes verblichen sind, und aus deren Grabe erst der Mittelstand und die Landeshoheit, diese Hauptbestandtheile der Ausbildung der deutschen Monarchien, hervorgegangen sind, welche, nachdem sie gemeinschaftlich die Todten begraben haben, sich selbst als Demokratie und Souverainetät noch einander gegenüberstehen und miteinander ringen, anstatt in Eintracht und Gemeinschaft ihr Werk weiter zu vollbringen.

Hierzu kommt, daß der preußische Staat aus einer großen Menge von einzelnen, auf sehr verschiedene Weise zusammengebrachten Landestheilen besteht, von denen die meisten ein sehr verschiedentliches Recht aufzuweisen haben. Die Frage, wie es mit dem geschichtlichen Rechte der durch Eroberung erworbenen Provinzen stehe, kann auf sich beruhen bleiben, weil, insofern es bei der Erwerbung zugesichert worden, dieses Maß gibt und im Gegentheile es ebenso ausgemacht ist, daß die Eroberung nicht durch den König allein, sondern als Oberhaupt und mit den Kräften des Staats gemacht worden ist, daß sie folglich dem erobernden Staate gehört und dem Rechtszustande der Bürger desselben keinen Eintrag thun kann. Umgekehrt vielmehr müssen diese Provinzen als in den Staatsverband solidarisch aufgenommen, in dessen Rechtszustand ebenfalls mit eintreten und desselben theilhaftig werden. Aber welches Recht der verschiedenen Landestheile und welche Zeit seiner Geltung soll zur historischen Grundlage für die Verfassung des Ganzen dienen? Einige Provinzen besitzen sogar ein geschriebenes Recht, durch welches die Souverainetät des Fürsten überaus beschränkt ist. Gleichwol folgt daraus, daß es seit des Großen Kurfürsten Zeit nicht mehr vollständig und seit Friedrich's des Einzigen Zeit gar nicht mehr beobachtet und ihm nachgelebt worden ist, auf keine Weise, daß es aufgehört habe. Wie jetzt die Macht sich davon einseitig entbunden hat, könnten veränderte Zeitumstände eine Berufung darauf wieder herbeiführen. Damit es von Rechtswegen nicht mehr zu Recht fortdauere, muß also ein Rechtsgrund angeführt werden können, der die Rechtsverfagung erst rechtfertigt. Dieser ist allerdings vorhanden und beruht in dem höchsten Staatsgesetze, daß in einem Staate nichts Rechtens

sein kann, womit die Erhaltung und die Wohlfahrt des Staats nicht besteht. Dies unbedingt zugegeben, ist jedoch ebenso ausgemacht, daß die Anwendung dieser formellen Regel auf concrete Verhältnisse und die Umgestaltung einer bestehenden und geschriebenen Verfassung nicht der einseitigen Bestimmung der Regierung anheim gegeben, sondern nur durch Vergleich und Vereinigung mit den gesetzlichen Vertretern des Landes festgestellt werden kann. Schon die Klugheit gebietet deshalb ebenso wie das Recht, der preußischen Regierung ihr Rechtsverhältniß auf rechtlichem Wege baldmöglichst und zu einer Zeit zu ordnen, wo man ihr willig entgegenkommt und gern jedem billigen Begehren entsprechen wird. So ist es in Würtemberg geschehen und der Segen dieser Pflichterfüllung ist dort nicht ausgeblieben. Früher oder später kommt die Angelegenheit doch zur Sprache. Es ist aber nicht weise, es darauf ankommen zu lassen und die Zeit abzuwarten, wo man Rede stehen muß und wo die Noth dazu treibt, auf Das einzugehen, was verlangt wird, sondern es ist weise, dem zuvorzukommen und eine Zeit des Friedens und der Ruhe, des gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens, der Besonnenheit und des Schweigens stürmischer Bewegungen im Innern oder von außen zu benutzen, um der Ungewißheit, den Zweifeln und den Besorgnissen ein Ende zu machen und durch eine verglichene feste Rechtsbestimmung die Eintracht und das Einverständniß zu begründen, in welcher das Volk mit seinem Oberhaupte und der König mit seinen Unterthanen zu einer moralischen Person verbunden sind. Es ist jetzt noch dafür eine so günstige Zeit, daß fast zu bezweifeln ist, sie möchte jemals wiederkehren, und daß noch in Vergessenheit kommen kann, was schon verabsäumt worden ist.

Unstreitig endlich ist es, daß, wenn eine Volks- oder Landesvertretung der Regierung zum Heile des Staats zur Seite stehen muß, dieselbe nur ihrer Aufgabe Genüge leisten kann, wenn sie in der That eine vollständige Vertretung in sich schließt. Da kommt denn die viel besprochene Frage zum Vorschein, was vertreten werden muß und wie und in welcher Art? Der Verf. hält dafür (S. 26), daß die gegenwärtige Einrichtung dem Zwecke, der Verfassung eine größere Festigkeit zu geben, darum nicht zusage, weil a) übersehen worden ist, daß ein durch Verschuldung, Verkäuflichkeit höchst beweglich gemachter Grundbesitz nicht das Patronat der Stabilität führen kann; b) weil die zu schwache Vertretung des Mittelstandes und seiner wichtigen Interessen denselben unbefriedigt läßt, wenigstens eine Theilnahmlosigkeit erzeugt, die in Opposition übergehen kann; und weil c) der erste Stand, der, früher mit so vielen Vorrechten ausgestattet, seine Stellung nicht hat behaupten können, sie noch weniger gegenwärtig zu vertheidigen vermag. Mit klarer Einsicht misbilligt es demnach der Verf., daß der Grundbesitz nach der dermaligen Einrichtung nicht blos das wichtigste, sondern im Grunde das ausschließliche Moment der Befähigung zur Standschaft abgibt in der irrigen Meinung, die Stabilität dadurch zum Principe der ständischen Thätigkeit zu machen. Denn der Hausbesitz in den Städten ist überall kein solcher Grundbesitz, welcher den Besitzer an den Boden bindet (S. 23); vielmehr ist ein bedeutender Gewerbebetrieb oder ein Stadtamt beiweitem bindender. „Es war eine gewisse Ängstlichkeit, durch die Ereignisse zur Zeit der Gestaltung der Provinzialstände, welche auf diese Idee gebracht und welche sich seitdem als völlig grundlos erwiesen hat." Eine viel wichtigere Berücksichtigung ist darüber ganz unbeachtet geblieben. Das ist die Vertretung des Handels und des Gewerbes nach den Körperschaften, in welche sich im germanischen Geiste derselbe von selbst zusammenfügt, wo er daran nicht behindert wird. Ohne dergleichen Corporationen bleibt der zweite und dritte Stand immer nur eine Sammlung vereinzelt Stehender und wird zu keinem organischen Theile eines Staatskörpers, wozu ein Zusammengehen und Ineinanderwachsen der gleichen Einzelnheiten unumgänglich ist (S. 32).

Richtig an sich ist die Berufung des großen Grundbesitzes zur Standschaft, jedoch nur unter der Bedingung, daß ebenderselbe durch seine Dauer eine heimatliche Gesinnung erzeugt hat, welche ihn theuer und werth macht. Wo hingegen durch künstliche Mittel der Verschuldung der Boden mobilisirt worden ist und nur noch eine Waare des Marktverkehrs abgibt, schafft er so wenig heimatlichen Sinn als jede andere Handelswaare (S. 26). „Noch ist freilich die Zeit zu kurz, um schon alle die leidigen Wirkungen des eingetretenen Güterschachers herbeigeführt zu haben; doch werden und können sie nicht ausbleiben." Sie sind eine nothwendige Folge der schlechten Maxime, den Geldvortheil im Güterpreise hauptsächlich zu beachten, da doch im Staate viel gewichtigere Rücksichten zu bedenken sind, welche sich zwar nicht nach Zahlen, aber nach ihrer Gewichtigkeit bemessen lassen. Die Staatspolitik, welche erst die übeln Wirkungen der Verhältnisse und Einrichtungen aus der Erfahrung entnehmen und kennen lernen muß, um ihnen sodann wieder abzuhelfen, gleicht einem Hausarzte, der den Familiengliedern alle beliebigen Diätfehler gestattet, um immer Kranke zu curiren zu haben. Da waltet niemals der Zustand allgemeiner Gesundheit, Wohlbefindens und Kraftgefühls. Das ist die Aufgabe der Staatsweisheit, die absehbaren Folgen jedes Zustandes vorherzusehen und ihn darnach zu regeln, um die heilsamen zu fördern, den schlimmen aber vorzubeugen.

Auch bei dem ländlichen Grundbesitze ist über dessen Überschätzung nach jenem Principe die politische Stellung des Adels ganz aus den Augen verloren worden, der als solcher gar keine Standschaft mehr genießt, vielmehr von Jahr zu Jahr durch den Gutshandel daraus immer mehr verdrängt wird. Doch ist der Erbadel eine historische Bildung, die noch Bestand hat und deshalb nicht auf die Seite geschoben werden darf. Er allein ist in der That derjenige Stand, welcher den Abstand zwischen Fürsten und Unterthan vermittelt, indem der Adelige, wie jener, nur Gott und der Verfassung seines Vaterlandes seine politische Stellung zu verdanken hat, außerdem aber im Rechte allen Staatsbürgern gleich steht und mit ihnen in Gemeinschaft. Darum ist auch die Erblichkeit ein wesentliches Erfoderniß dieses Instituts. Freilich aber hat unser

Adel eine ganz schiefe Stellung erhalten und ist durch sie ein Stein des Anstoßes geworden (S. 46).

Dem Schutze des Vaterlandes in der Vertheidigung der Rechte der Krone wie der Freiheiten des Volks sich ganz zu widmen, das ist sein wahrer Beruf. Um aber diesen erfüllen zu können und der Gesellschaft dadurch nützlich zu werden, bedarf er einer Stellung, die ihm eine Einwirkung auf die Landesangelegenheiten verschafft, wozu er sich die erfoderlichen Kenntnisse erwerben, sein Vermögen zu Rathe halten, durch ansehnlichen Grundbesitz mit dem Lande verwachsen sein und der Bewahrer der feinen Sitte und der Schicklichkeit bleiben muß. Nicht die (meist ganz unbekannten) Thaten der Vorfahren, sondern nur die eigenen werthvollen Leistungen können einen Anspruch auf ausgezeichnete Achtung rechtfertigen. Eine unabhängige Stellung und die Enthaltung von einseitigem Brotstudium oder Gewerbsbetriebe muß ihm eine allgemeine Bildung gewinnen und diejenige Freiheit des Geistes und Festigkeit des Willens bewahren, ohne welche er seinen Beruf nicht erfüllen kann. Wenn wir hiernach von Dem, wie es sein sollte, auf das herüberſehen, wie es ist, bekennen wir offen, daß eine Wiedergeburt durchaus nöthig ist. Bis jetzt ist dies so wenig erkannt, daß die Errichtung von Familienfideicommissen erschwert und belastet ist. Will der Adel eine Bedeutung behalten, muß er selbst auf Errichtung von Majoraten bedacht sein und einer wahrhaft adeligen Gesinnung sich wieder befleißigen. Nur ein auf großen und unverschuldeten Grundbesitz gegründeter, wenig zahlreicher und durch Sitte und Kenntnisse sich ehrenwerth machender Adel vermag eine dem Lande ersprießliche Aristokratie abzugeben. Was dem entgegensteht, muß also abgestellt werden.

Auf den Begriff der Aristokratie führt der Verf. überhaupt die Bedingungen der Vertretung in der Standschaft zurück (S. 30). Er versteht darunter eine jede Gemeinschaft Mehrer, so ein Sonderinteresse in ihrer öffentlichen Stellung haben und hegen, jedoch mit demselben sich dem allgemeinen Wohle einfügen und unterordnen. Alles also, was ein mit dem Gemeinwohle unverträgliches und ihm widerstrebendes Interesse bewahrt, ist davon ebenso ausgeschlossen, als umgekehrt Alles, was an sich Gemeingut und von allgemeinem Interesse ist, da solches von Denen schon mit vertreten wird, welche daneben noch ein eigenes Interesse wahrzunehmen haben. Hiernach beschränkt der Verf. die zur Standschaft berufene Aristokratie, außer dem Adel, auf den Grundbesitz, Handel und Industrie, welche corporativ ihre Vertreter zu den Ständen abordnen sollen. Dagegen verwirft er ganz alle besondere Vertretung der geistigen Interessen, insbesondere der Intelligenz und Religion, weil solche eine Angelegenheit aller Staatsbürger sind und deshalb keiner absonderlichen Vertretung bedürfen (S. 51). Wir pflichten ihm bei, insoweit es sich um die Beachtung der geistigen Güter selbst handelt, also um die Grundsätze und den geistigen Betrieb der Wissenschaften und Religionen. Insoweit dieselben aber durch äußere Anstalten im Staate eine Stellung behaupten und zu moralischen Personen geworden sind, denen Rechte und Pflichten beiwohnen, müssen diese auch im Ganzen bei der Gesetzgebung und den Staatseinrichtungen berücksichtigt werden, und es ist deren Vertretung in den Ständen nothwendig, damit dies wahrgenommen und das Eigenthümliche ihrer Stellung gehörig zur Sprache gebracht werde. Es gilt dies vor allen solchen Gemeinschaften, welche Corporationsrecht haben und welchen eben darum wegen ihrer besondern Persönlichkeit ein Bedürfniß und ein Anspruch auf unmittelbare oder mittelbare Vertretung nicht abgesprochen werden kann. Akademien, Universitäten und die in jedem Staate öffentlich anerkannten, nicht aber die blos geduldeten, Kirchen mögen ihre Abgeordneten zur Standschaft stellen. Der Nutzen davon hat sich in Sachsen schon zu Tage gelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Franzosen in Deutschland im 15. Jahrhundert.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Kaiser Karl IV. hatte zwar sich auf einem Reichstage zu Nürnberg mit den Fürsten berathen und an den König von Frankreich geschrieben, um der lästigen Gäste los zu werden, deren man nun nach beendigtem schweizer Kriege nicht mehr bedurfte. Gleichzeitig wendete sich Herzog Ludwig von der Pfalz an den Dauphin und bekam zwar eine freundliche Antwort, der aber die That nicht entsprach, denn es wurden mittlerweile noch verschiedene Städte und Schlösser von den Franzosen eingenommen und fürs erste behalten. Daher waren einige Reichsfürsten der Meinung: man müsse die Räuber mit Gewalt aus Deutschlands Grenzen verjagen; allein es fehlte Einigung und gemeinschaftlicher Entschluß. Zwar wurden einige Fürstentage gehalten, in Mainz, in Nürnberg und in Trier, der Herzog Ludwig ward zum Oberbefehlshaber ernannt des Reichsheers, das die Franzosen aus dem Lande treiben sollte, das aber niemals zusammenkam. Mehre der Fürsten waren gegen die Gewalthandlung: der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Erzbischof von Mainz, der Markgraf von Baden, die Erzbischöfe von Köln und Trier drangen auf gütlichen Vergleich. Die beiden Letztern kamen nach Strasburg und verlangten: „man solle die französischen Gesandten beim Concil zu Basel nach Strasburg kommen lassen, um sich mit ihnen wegen des Abzugs der Franzosen aus dem Elsaß und dem Oberlande friedlich zu einigen.“ Der Rath der Stadt aber wollte sich nicht dazu verstehen, sondern sagte: „die Franzosen seien keine Leute, die Frieden und Bündniß halten; man achte es am besten, daß man den Schluß zu Nürnberg nachsetzte (auf die sogenannten Armen Gecken unverweilt loszugehen), so würde man des unnützen Volks binnen acht Tagen ledig werden können.“*) Dazu aber waren die beiden Kurfürsten nicht geneigt — sie mußten für ihre Länder Alles fürchten! —, sie setzten sich auf ein Schiff und fuhren wieder nach Speier, wo sich zwar viele Kriegsleute versammelt hatten und nach Strasburg zogen, doch endlich wieder auseinander gingen, weil Herzog Ludwig nicht kam, der sie anführen sollte. Ohnehin fehlte es an Unterhalt, weil auch um den Andreastag (12. Dec. 1444) so viel Schnee fiel, daß alle Straßen unwegsam wurden.

Es blieb den Strasburgern nichts übrig, als möglichst sich selbst zu helfen. Ihre Söldner, die auf dem Kochersberge lagen, machten deshalb fast täglich Streifzüge gegen die Plünderer, nahmen ihnen den Raub wieder ab und machten Gefangene, die sie nach der Stadt brachten und gewöhnlich daselbst ertränkten. Sie erschwerten ihnen dadurch die Fütterung und zündeten einige ihrer Quartiere und die Mühlen an, die sie erreichen konnten. In Gayspolzheim überfielen 150 Strasburger 800 Gecken, die daselbst Getreide ausgedroschen und auf Wagen geladen hatten, nahmen ihnen über 200 Pferde, viele Harnische und allen Raub ab, womit sie sich in das Schloß zogen und das Dorf durch Feuerpfeile anzündeten, daß die Räuber nach Roßheim zurückgehen mußten. Eine andere Partei von 400 Fußknechten ging

*) Die grausame, empörende Behandlung der Einwohner abgerechnet, findet sich Ähnliches in den J. 1812 und 1813 in Rußland und in dem Frankreich befreundeten Sachsen wieder.

auf Scharlesbergheim, und weil die Feinde gewichen waren, nahm sie zehn Fuder Wein, alles Hausgeräth, Pferde und Vieh und zündete das Dorf an. Dasselbe geschah auch durch 1000 Mann mit Wangen; dann durch die Bauern im Weilerthale, die den Engländern 60 Pferde und zwei große Säcke mit Silbergeschirr und vielem Gelde abnahmen. 200 strasburgische Reiter und 1400 zu Fuß griffen das Schloß von Marlenheim an, gingen über den zugefrorenen Graben und erstiegen die Mauern auf Leitern; 36 Franzosen wurden erschlagen, ihre Pferde und Waffen genommen und zuletzt das Schloß angezündet. Sie wurden zwar auf dem Rückwege nach Strasburg von den Franzosen verfolgt und angegriffen, bildeten aber von ihren 100 Wagen zwei Reihen, zwischen denen die Schützen im Fortziehen scharmützelten. Da that man zwei Schüsse mit Klotzbüchsen auf den Feind, der eine fehlte, der andere traf und tödtete fünf Personen. Da ihnen 3000 Mann aus Strasburg zur Unterstützung entgegenkamen, gingen die Franzosen zurück und ließen jene ungehindert in die Stadt.

Ein Haufen Bauern vom Kaiserstuhl und der Umgegend, 630 Köpfe, kamen bei Markolzheim über den Rhein, erschlugen einige Franzosen und zogen nach Schlettstadt. Ihnen folgten noch 100 andere, die auf 40 feindliche Reiter stießen, von ihnen geschlagen und theils auf der Flucht getödtet, theils in den Rhein gejagt, 40 aber gefangen nach Markolzheim gebracht wurden, denn Viele hatten weder Harnisch noch Gewehr, selbst keine Hosen und Schuh, „gleich andern öden verlorenen Buben, die nackt und blos Sommer- und Winterszeit waren". Die übrigen 630 Bauern zogen dann in guter Ordnung zurück über den Rhein, daß ihnen die Feinde nichts anhaben konnten.

Am 20. Januar 1445 (St.-Erhard's-Tag n. St.) legte sich Ludwig, der Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Baiern, mit dem Erzbischof Ruprecht vor Strasburg und 700 geharnischten Reitern vor Tagesanbruch in ein Versteck bei Illkirchen und überfielen 2000 Franzosen, die auf Fütterung nach Blaesheim ritten. Diese hatten 300 Todte und verloren 12 Gefangene, unter denen der Capitain Mettelin auf 15,000 Fl., Amé von Valberg auf 4000 Fl. und Aufferet Lebrave auf 2000 Fl. Lösegeld geschätzt wurden, nach dessen Bezahlung sie frei waren. Zwar bekamen die Franzosen Hülfe und verfolgten die Strasburger, die ihnen aber schnell entgingen und mit Verlust eines einzigen Mannes die Stadt erreichten.

Als sie nachher im April mit 8000 Pferden und vielem Gepäck durch das Leberthal zogen, hatten sich 500 Fußknechte unter vier Hauptleuten zusammengethan und sich bei Heilige Kreuz aufgestellt, wo der Weg einige Schlagbäume hat und so enge ist, daß nur zwei nebeneinander reiten können. Nachdem nun ein großer Theil der Franzosen hindurch war, fielen die Deutschen über die Hinteren her, nachdem sie die Schlagbäume niedergezogen, daß sie weder vorwärts noch rückwärts kommen konnten. Mit Feuerröhren und Armbrüsten beschossen, mit großen Steinen geworfen und mit langen Spießen erstochen, verloren hier die Franzosen gegen 300 Mann, 416 Pferde, 80 ganze Harnische und viel andere Rüstungen, 9 große Büchsen (Kanonen), 3 Tonnen Pulver, viel Schilde, 3 fliegende Fahnen, mehre Säcke mit Silbergeschirr und 60,000 Fl. in Golde. Gefangene hatten sie mehre und zwei Frauen, die sie nach Schlettstadt brachten. Die noch in Markolzheim Zurückgebliebenen wollten deshalb nicht über das Gebirge gehen, sondern marschirten am Palmsonntage im flachen Lande aufwärts. Sie hatten bei einem Gefechte 50 Gefangene bekommen, die sich nicht mit Geld lösen konnten, nahmen sie theils mit nach Frankreich, sagend: sie wollten sie dort an die Juden verkaufen; die andern wurden aufgehangen.

Als sie nun endlich abzogen, nachdem sie noch in dem Gebiete des Herrn von Lichtenberg acht Dörfer abgebrannt, wo zu Dettweiler und Lützelhausen auf den Kirchthürmen gegen 40 Weiber und Kinder, die sich dahin geflüchtet, ein Raub der Flammen wurden, foderten sie noch starke Brandschatzungen mit Bedrohung des Anzündens der verlassenen Ortschaften; so wurden Oberzheim, Ruffach, Markolzheim, Heilige Kreuz, Ensisheim, Hesingen, Hegenheim und noch viele andere Städte, Dörfer und Klöster vom Feuer verzehrt. Die im Pfirther Amt gaben 3000 Fl., damit sie verschont wurden. Für Weshofen und Bergleithenheim wurden 500 Fl. gezahlt. Von den Strasburgern foderte der französische Marschall Jalvignes Geld, daß er ihre Häuser in Rosheim verschonte; weil es doch der Magistrat nicht erlaubte, Geld aus der Stadt zu schicken, unterließ er es. Auch Niederenheim blieb unversehrt, obgleich der Besitzer, ein Herr von Landsberg, die gefoderten 1000 Fl. nicht zahlte; um Dambach zu retten, sandte der Bischof dem Obersten zwei schöne Pferde. Außerdem wurden beim Abziehen nebst Ruffach, Markolzheim, Heilige Kreuz, Ensisheim das Schloß, Hesingen, Hegenheim und viele andere Städte, Dörfer, Schlösser und Klöster dem Feuer übergeben, wobei Hunderte von Einwohnern elend umkamen, die sie mit den Händen und Füßen an die Wände und Thüren genagelt hatten und so verließen. Vorher hatten sie bei Vertreibung der Einwohner die nützlichen Handwerker, Müller, Bäcker, Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Maurer und Zimmerleute zurückgehalten und ihnen ihre Arbeit reichlich bezahlt. Beim Ausmarsch aber nahmen sie ihnen Alles wieder ab, und oft doppelt so viel, als sie verdient hatten. Doch wurden sie unterwegs vom Grafen von Blamont, Marschall des Herzogs von Burgund, angegriffen und über 300 getödtet.

Sobald die Armen Gecken die Grenzen des Reichs verlassen hatten, ging man auf Die los, von denen sie begünstigt worden waren. Johann von Finstingen ward von dem Grafen von Lützelstein und von den Strasburgern angegriffen, die ihm neun Städtchen wegbrannten. Doch Walther von Tame, der wegen Wasselnheim sein Lehnsmann war, stand ihm treulich bei, eroberte Alsweiler, mordete Mann und Weib und zündete den Ort an. Die Strasburger, mit dem Grafen Lützelstein und dem Herrn von Lichtenberg gingen dann, mit dem Markgrafen von Röthel vereint, mit 800 Kriegsleuten über den Rhein gegen den Herrn von Lupfen zu Kynsheim, dessen Gebiet sie beschädigten, Engen gewannen und ihn selbst gefangen bekamen.

Auch die Schweizer suchten sich am Herzog Albrecht von Östreich zu rächen, sie belagerten 1445 Rheinfelden und eroberten es nach vier Wochen. Sie zogen dann herab gegen Breisach mit 8000 Mann zu Roß und zu Fuß, um die östreichischen Länder, das Suntgau und das Hartgebirge zu verheeren, sowie es die Kriegssitte jener Zeit war.

Die nach Frankreich zurückkehrenden Armagnacs wurden bezahlt und verabschiedet. Karl VII. errichtete dafür die sogenannten Ordonnanz-Compagnien, vielleicht die ersten stehenden Soldaten, auch im Frieden! 67.

Literarische Notizen aus England.

Der Verf von „Shakspeare and his friends", Folkestone Williams, gibt heraus: „Lives of the princes of Wales, heirs to the British throne, from the most authentic private and public sources." Der erste Band, mit Illustrationen versehen, ist bereits vollendet und umfaßt die Lebensbeschreibungen von Eduard von Caernarvon, später König Eduard II., von Eduard von Windsor, später König Eduard III., und von Eduard von Woodstock, der Schwarze Prinz genannt.

Erschienen sind: „The life and times of John Reuchlin, the father of the german reformation", von Francis Barham, Herausgeber von Collier's „Ecclesiastical history" und mit diesem auch im Format correspondirend; „The life and times of Girolamo Savonarola, illustrating the progress of the reformation in Italy during the fifteenth century", mit dem Motto von Taylor: „The world knows nothing of its greatest men." 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1843.

Bülow=Cummerow.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Da der Verf. in der zweiten Abtheilung seiner Schrift nicht die Staatsverwaltung einer allgemeinen Beurtheilung nach Grundsätzen hat unterziehen, sondern nur einzelne, für die Zeitgegenwart vorzüglich wichtige, Gegenstände hat herausheben wollen, meinen wir, uns hierbei auf eine bloße Inhaltsanzeige mit der allgemeinen Bemerkung beschränken zu sollen, daß, wenn wir auch nicht Alles, doch das Allermeiste aufrichtig unterschreiben. Es sind 1) die Aufhebung der Vererbpachtungsbefugniß der Rittergutszubehörungen durch die Cabinetsordre vom 28. Juli 1842, womit der Verf. sehr unzufrieden ist, weil sie in den minder bevölkerten Provinzen der noch unentbehrlichen Ansiedelung von Colonisten in den Weg tritt, 2) der das freie Grundeigenthum nutz- und zwecklos hemmende Lehnsverband in Pommern, 3) die Vereinfachung des Hypothekenwesens und die Unverantwortlichkeit des Mangels gesetzlicher Abschätzungsgrundsätze für das unbewegliche Eigenthum, 4) die Anlage eines großen Eisenbahnnetzes durch das ganze Land, deren große Wichtigkeit in industrieller, commerzieller und militairischer Beziehung der Verf. auseinandersetzt und daraus folgert, daß sie ganz und gar von der Staatsverwaltung besorgt werden müsse, 5) die Wohlthätigkeit des königlichen Erlasses an der Salzsteuer, endlich 6) die Grundlosigkeit der Klage über Überbürdung der westlichen Provinzen in der Grundsteuer, welche in dieser Abtheilung abgehandelt worden sind. Bei der Berechnung, durch welche diese letztere erwiesen wird, sind allerdings die Einkünfte aus den Domainen dem Grundsteuereinkommen hinzugerechnet, aber auch nach deutschem Rechte mit vollem Fuge, weil darnach das Domaniale kein uneingeschränktes Eigenthum der Landesherren war, sondern aus den Einkünften die allgemeinen Verwaltungskosten neben dem Hausstande der fürstlichen Familie bestritten werden mußten und nur das Fehlende vom Lande noch zugeschossen und aufgebracht werden durfte. Es gehören also nicht blos die Domaineneinkünfte, sondern auch der Ertrag der Regalien in die Berechnung. Es bedingt z. B. einen erheblichen Unterschied im Werthe des Grundeigenthums, ob den Besitzern blos die Oberfläche oder auch das angehört, was unter derselben liegt, ob sie Fossilien haben dürfen oder nicht?

Eine einzige allgemeine Bemerkung können wir nicht ganz unerwähnt lassen. In einem so ausgedehnten Lande, wie Preußen ist, kann das Centralisationssystem es nicht vermeiden, auf allgemeine Maßregeln zu gerathen, welche für den größten oder doch einen sehr großen Theil des Staatsgebiets gut, für einen geringern aber schädlich sind. Dies zu erwägen und in Betrachtung zu bringen, ist ganz eigentlich die Aufgabe der Oberpräsidenten und der Provinzialstände. Alsdann ist zu erwägen, ob und welche Ausnahmen oder Modificationen räthlich sind oder ob das Kleinere dem Größern zum Opfer gebracht werden müsse und in welcher Art es dafür anderweitig schadlos zu halten sei? Alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen, macht sie für viele Füße ungangbar.

In der dritten Abtheilung betrachtet der Verf. diesmal nicht sowol das Verhältniß Preußens zum übrigen Deutschlande, sondern die Gesammtheit des politischen Zustandes im ganzen deutschen Vaterlande. Ist der Verf. in der Behandlung dieser Materie in der Form des Vortrags darum etwas weniger ansprechend, weil derselbe zu viel in die Breite gezogen ist, so wird dies durch die Wichtigkeit und lobenswerthe Freimüthigkeit seiner Betrachtungen reichlich vergütigt. Es will darum das Buch selbst gelesen sein, indem es ganz unmöglich ist, durch einen Auszug den Inhalt zur Anschaulichkeit zu bringen. Nur vermöge einzelner Züge kann ein Vorschmack davon erzeugt werden, in welcher Weise das Ganze gehalten ist.

> Die Zerrissenheit Deutschlands in viele große und kleine Länder und der Verfall des Ansehens und der Macht des Kaisers mußte die natürliche Folge haben, daß durch die Fürsten, die sie regierten, weniger die Interessen des ihnen untergebenen Volks, als das ihrer Häuser gewahrt wurden. Dadurch mußte sich das Wesen und der Grundgedanke der alten germanischen Verfassung durchaus verändern, in der das Volk eine Gesammtheit bildete, in seiner Freiheit durch seinen Antheil an der Regierung und durch das Recht des Landes geschützt.

So ist es dahin gekommen, was eine lange Gewohnheit geworden war, daß das Interesse der deutschen Fürsten und ihrer Häuser als das Ziel aller Politik, das Volk nur als das Mittel zu ihrer Verfolgung, die Beamten des Landes nicht sowol als Staatsdiener denn als Fürstendiener angesehen wurden. In der That bezeichnet der Titel des höchsten Beamten im ersten deutschen Staate genau die Rangordnung seiner Bestimmungen: der Haus-

Hof- und Staatskanzler! Solchergestalt mußte die Einheit des deutschen Volks in den Sonderinteressen der einzelnen Regierungen sich auflösen und untergehen. Als Napoleon dies weislich benutzt und die Trennungen der Deutschen von Deutschen so weit getrieben hatte, daß sie mit brudermörderischer Hand einander zu unterjochen sich ihm hingaben, wurde man die betrübten Folgen dieser Spaltung inne, bereute sie und wendete sich wieder dem erstarrten Gedanken der Einheit und in ihr der Kraft des deutschen Volks zu, der in den Gemüthern wieder auflebte, angefacht wurde und Großes bewirkte. Als durch die Anstrengungen, Opfer und Tapferkeit des einig zusammenwirkenden deutschen Volks die Gauen des Vaterlandes von der Fremdherrschaft befreit und die Fürsten von ihrem Tyrannen erlöst waren, da erfüllte Dank für solche Leistungen die Seelen der nach Wien zum Friedenscongresse sich begebenden Fürsten und Diplomaten. Es war ein allgemeiner Gedanke, daß nur durch die Einheit Deutschlands dasselbe vor ähnlicher Gefahr sicher gestellt werden könne und daß für das gesammte deutsche Volk, dessen öffentlicher Rechtsstand durch die Auflösung des Reichs zerrüttet und umgestürzt war, die Gewährleistung eines solchen eine unableugbare Pflicht sei. Von diesem Geiste und von dieser Absicht zeugen die Acten des Congresses deutlich aus seiner ersten Periode.

Allein die Regungen bloßer Gemüthlichkeit halten nicht aus und nicht Stich bei dem Auftreten der Politik. Was lange Gewohnheit zur andern Natur gemacht hatte, mußte bald jene Regungen beschwichtigen; die versammelten Fürsten waren als solche, nicht als die Vertreter ihrer Völker beisammen; sie beruhigten sich selbst und Andere damit, daß ihnen unbenommen bleibe, daheim freiwillig zu gewähren und einzuführen, was als eine Verpflichtung gegen den Bund einzugehen ihnen bedenklich wurde. Die in einem ritterlichen Sinne, der jedoch in Staatsgeschäften schlecht an seinem Orte ist, von den Fürsten einander gegebene Zusage (S. 204), daß alle für das gesammte deutsche Vaterland zu treffenden Einrichtungen durch einmüthigen Beschluß gefaßt werden sollten, hemmte bald das freisinnigere Bestreben, hinderte das Zustandebringen einer Vereinbarung und verschaffte der bedächtigen und arglistigen Behutsamkeit die Oberhand. Außer in Polen ist dergleichen noch bis dahin unerhört gewesen! Eine zweite unglückselige Übereilung brachte aber den Zunder der Uneinigkeit und der Misgunst in die Versammlung, indem die Aufrechthaltung der Theilung Polens die Territorialausgleichung in Deutschland zur Folge hatte. Denn nichts ist geeigneter, die Menschen zu entzweien, als wenn es sich um Mein und Dein handelt (S. 204). Dieser Hader wurde so groß, daß, wenn es nicht Napoleon beliebt hätte, in aller Geschwindigkeit von Elba aus Paris wegzunehmen, nicht abzusehen gewesen wäre, welches Ende die Theilung der Löwenhaut genommen haben würde. So indessen wurde die gemeinschaftliche Sorge der Gegenwehr der Bewegungsgrund, alle Anlässe des innern Unfriedens zu beseitigen. Die Ländertheilung wurde nun vermöge abgenöthigter Nachgiebigkeit bewerkstelligt und alle andern Gegenstände, worüber man sich noch nicht verständigt hatte, wurden zur weitern Verhandlung nach erfolgter Abwehr des Feindes Aller ausgesetzt. So kam die Bundesacte zu Stande, in welcher über die politische Gestaltung Deutschlands, die organischen Einrichtungen zu ihrer Ausführung und Behauptung und besonders über die Gewährleistung des öffentlichen Rechts des deutschen Volks gar sehr wenig, im Grunde nichts festgestellt wurde, was nicht schon in der That bestand. Die Wiener Schlußacte sollte das beabsichtigte große Werk der Gründung eines ganz neuen Staatskörpers des deutschen Bundes ergänzen und vollenden; aber auch da beschäftigte man sich nur mit Dem, was unumgänglich oder nach den umgewandelten Ansichten und Absichten abgemacht werden mußte, und behielt alles Übrige den weitern Berathungen des Bundestags vor, durch welchen nun seit beinahe 30 Jahren noch nichts zu Stande gebracht worden ist, was den Rechtszustand und die organische Ausbildung des Ganzen angehe.

Wie wenig eine solche Bundesacte den gerechten Erwartungen entsprechen konnte, darüber täuschte sich von Anfang an Niemand. Es wurde selbst von vielen Theilnehmern des Bundes anerkannt und Verwahrungen deshalb ins Protokoll niedergelegt, namentlich von Hanover, Preußen, Luxemburg und Nassau (S. 216). Wie die Sache jetzt steht, ist zwar ein Schutz- und Trutzbündniß der Bundesmächte unter sich abgeschlossen, allein der große Zweck einer Wiedergeburt Deutschlands zu einer Einheit und zu einem Staatskörper, der Vereinigung aller deutschen Volksstämme zu einem Ganzen und der Sicherung eines allgemeinen bürgerlichen Rechtszustandes ist unerreicht geblieben (S. 325). So, wie die Sachen stehen, können sie keiner der Erwartungen entsprechen, die man billig gefaßt und gehegt hat, da dem Bunde nicht nur die unerläßlichen organischen Gesetze fehlen, sondern auch die Kraft, sich Geltung zu verschaffen. Das deutsche Volk hat jetzt keinen andern Schutz als den guten Willen und die Gerechtigkeitsliebe seiner Fürsten; und wie wenig das Gesetz über die Handlungsweise der Fürsten selbst entscheidet, beweisen die Ereignisse in Braunschweig, Kassel und Hanover. Ein Grundgesetz des Bundes ordnet landständische Verfassungen an; in Oldenburg, Schwarzburg-Sondershausen (und Preußen) sind die Regierungen noch absolut. Die freie Schrift, die dem deutschen Volke zugesichert ist, hängt noch von den Ansichten der einzelnen Regierungen ab, und weder über den Gebrauch noch Misbrauch bestehen zureichende gesetzliche Bestimmungen. Ja, die materiellen Interessen des deutschen Volks zu schützen, ist der Sorge eines neuen Nebenbundes überlassen geblieben; der Zollverein hat nur darum sich bilden müssen, weil auf dem Bundestage ein solcher nicht zu Stande zu bringen gewesen wäre.

Es ist indessen weit gefehlt (S. 208) zu meinen, daß Stammverwandtschaft und gleiche Sprache schon hinreichen, eine Volkseinheit herzustellen; denn weiter ist den deutschen Völkern nichts Gemeinschaftliches geblieben, da der Bund nicht für sie, sondern lediglich für die Bundesglieder besteht. Soll der Zweck erreicht werden, wird es

unerläßlich, das Band durch Einheit des öffentlichen Rechts, durch Gemeinsamkeit der Verfassungsformen, durch Gemeinschaft der Gesinnung, durch Betheiligung in Leid und Freud, durch umfassenden innern freien Verkehr im Spirituellen und Materiellen, durch zusammenwirkende und übereinkommende Anstalten, mit einem Worte durch ein allgemeines Interesse zu verknüpfen, da eine Einheit der Regierung und der Verwaltung herzustellen nicht mehr angeht. Außerdem sind alle Worte und Redensarten über Einheit und Einigkeit Deutschlands hohle Phrasen und ein Deutscher ist ein Wort ohne politische Bedeutung. 59.

Übersetzungen aus dem Russischen.

Das beste Zeichen der Anerkennung für eine junge Literatur ist, daß man es werth findet, einzelne Erzeugnisse derselben in fremde Sprachen zu übersetzen. Für die russische Literatur ist diese Zeit noch von jungem Datum (denn einzelne Gedichte und prosaische Aufsätze können hier nicht in Anschlag gebracht werden); aber die Zahl der Übertragungen nimmt in starker Progression zu. So liegen vor uns wieder drei solche Schriften:

1. Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit, ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Übersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet von E. Wilhelm Wolfsohn. Erster Band. Gedichte. Erste Abtheilung. Leipzig, Fort. 1843. Gr. 8. Preis für die erste und zweite Abtheilung 2 Thlr. 15 Ngr.

Der etwas ausgebreitete Titel besagt so ziemlich Alles, was im Buche steht, und die Leser werden also nicht zweifelhaft darüber sein, was sie hier finden können. Es ist hier mehr als Übersetzung, wie anfangs bezweckt gewesen zu sein scheint; es wird ein Gesammtbild der russischen Belletristik zu geben versucht. Die ebenfalls gedehnte Vorrede des Verf. bezweckt, nach seinem Worten, nichts mehr als den Leser „vertrauensvoll mit der Geschichte dieses Buchs bekannt zu machen und ihm den Standpunkt anzugeben, auf welchem er den beurtheilenden Leser gern sehen möchte". Er schiebt die etwaigen Unvollkommenheiten seines Buchs „so unbescheiden" auf Zeit und Umstände, indem er einerseits über den Mangel an Hülfsmitteln für den in Deutschland Lebenden klagt, andererseits aber noch einst Besseres liefern zu können hofft, wenn er nämlich erst in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Unter dem Titel „Übersichtliches" gibt der Verf. in acht Abschnitten die auf dem Titel versprochene historisch-kritische Übersicht. Die beiden ersten Abschnitte, über Poesie, Kunst, Literatur im Allgemeinen, gehören nicht in das Buch, der Verf. mag womit immer sich entschuldigen. Ebenso dünkt uns der Abschnitt III über die Slawen und die Vorgeschichte derselben und der übrigen Völker Rußlands überflüssig; V, altslawische Mythologie, gehört nur in die Anmerkungen wo es nöthig; Volksgeist und Volkscharakter der Russen (IV) kann eher am Orte sein, sowie VI die russische Sprache. Nur hätte sich der Verf. besser vor Irrthümern hüten sollen, wie z. B. S. 24 fg. Cyrill stellte das „slawonische (?) Alphabet" zusammen und brachte mit Method viele seiner Übersetzungen zu Stande, bevor er nach Mähren kam. Schon aus den Zeiten vor Peter dem Großen findet man die jetzt im Russischen geltende Schreibart, Peter war also nicht ihr Urheber; am wenigsten kann man sagen, er „reinigte, vervollständigte das Alphabet der Volkssprache", denn diese hatte gar kein Alphabet und wurde mit der Cyrillica (Kirchenschrift) geschrieben. Die Eintheilung der russischen Sprache und des russischen Volks nach den Mundarten ist in der Bestimmung der Grenzen der einzelnen sehr unbestimmt und von den neuesten Forschungen Sacharow's, Nadjezdin's und Schafarik's sehr abweichend. Die unter VII aufgezählten ältesten Denkmäler der Schriftsteller haben eine Sprache, die von dem (heutigen) Russischen himmelweit verschieden ist, da fast sämmtliche Schriften dieser Reihe im Kirchendialekt geschrieben wurden. Erst mit VIII fängt, unserer Ansicht nach, der Verf. die Geschichte der russischen Literatur an. Er spricht von dem „Liede von Igor's Heereszug", von der „Geschichte des gottlosen Zaren Mamaj", alte Dichtungen, die schon mehr das russische Gepräge an sich tragen. Das Bedürfniß des Theaters erzeugte zuerst einzelne Anfänge der dramatischen Dichtung. Den Einfluß Peter's des Großen verkennt der Verf. ganz, nach unserer Meinung vernichtete Peter durch seine fremdartigen Institutionen alles Nationalleben und jeden Aufschwung, den der russische Geist vor ihm genommen, ein Schlag, von dem sich die russische Nationalität nur langsam erholte. Ebenso verkannt scheint uns die Stellung Kantemir's; besser scheint der Verf. die berühmtern Schriftsteller, Lomonosow, Derjawin, Karamsin, besonders auch Jakowsky aufgefaßt zu haben, über welche letztere Beide er sich weit und breit ergeht, sodaß ihm wol bei den biographischen Notizen, die er doch von diesen wird geben müssen, nichts übrig bleiben wird, als das Gesagte zu wiederholen. Überhaupt wird dieses öfters vorkommen müssen, weil sich der Verf. viel mehr an die Namen der Literaten als an das Wesen und den Charakter der Literatur und ihrer allmäligen Entwickelung hält. Der Verf. hätte besser gethan, die Übersicht erst nach Vollendung des ganzen Buchs zu geben. So viel wir indeß gegen manche Einzelnheiten zu erinnern hätten, so finden wir doch im Ganzen den Gang der russischen Literatur glücklich und entsprechend gezeichnet. Freilich ist die Übersicht dadurch etwas lang geworden; denn die Gedichte fangen erst mit dem „Vom Zuge Igor's" auf S. 173 an, sodaß jene ziemlich die Hälfte der ersten Abtheilung einnimmt. Außer dem genannten Liede, das mit seinem, wie uns scheint, allzu ausgedehnten Commentare ganze 54 Seiten einnimmt, finden wir noch 32 Volkslieder und fünf aus Kirscha Danilow, endlich vier Dichtungen von Lomonosow und sechs von Derjawin. Über das Volkslied überhaupt, sowie über das russische insbesondere, entwickelt der Verf. eigenthümliche Ansichten, die wir ihm lassen müssen, so sonderbar sie bisweilen klingen. Bei den Volksliedern sind nicht selten die Melodien angegeben. Die Übersetzung der Dichtungen ist sehr getreu und dabei ungemein fließend, der beste Theil des Buchs, das dem Minister Uwarow gewidmet ist.

2. Der Novize. Von M. Lermontoff. Aus dem Russischen übersetzt von Roman Freiherrn Budberg-Benninghausen. Berlin, Besser. 1842. 8. 15 Ngr.

Ein Kaukasierkind, das von einem russischen General gefangen genommen wurde, bleibt in einem Kloster in Grusien zurück, wo sich ein Mönch desselben annimmt und es vom Tode rettet. Allein der der Kaukasierseele angeborene Durst nach Freiheit verzehrt den Jüngling in den engen Klostermauern; er weiß zu entschlüpfen, irrt drei Tage in der Einöde herum, immer nach den weißen Bergen des Kaukasus, dem Ziele aller seiner Wünsche und Gedanken, den Blick gerichtet. Am dritten Tage endlich sieht er sich plötzlich in dem Thale, wo sein Klosterkerker steht, wieder angelangt. Verzweiflung und Ermattung überwältigen ihn; halbtodt sinkt er nieder, wird so gefunden und in das Kloster zurückgebracht. Der Gram verzehrt indeß in kurzem seine Lebenskraft, auf dem Todtenbette schildert er dem Mönche, der ihn als Kind gepflegt, die ganze Qual seines Zustandes; seine unvertilgbare Sehnsucht nach Freiheit, nach der Heimat, dem Kaukasus. Es sind dies herrliche Bilder voll Kraft und Leben, voll Wahrheit und tiefen Gefühls. Man sieht aus dem Gedichte, wie viele Russen das Verhältniß ihres Vaterlandes zu den Völkern des Kaukasus anzusehen gewohnt, und muß sich nicht selten wundern über die Entschlossenheit, mit welcher der Verf. von Freiheit und dergleichen spricht. Auch dieses Buch mag Manchem dazu dienen, daß er besser den

Geist kennen lerne, der gegenwärtig unter den gebildeten Russen, besonders der jüngern Generation herrscht. Die Übersetzung ist fließend und rein, an vielen Stellen jedoch matt und prosaisch. Der Herr Übersetzer scheint zu letzterm überhaupt viel Anlage zu haben, wie man unter Anderm aus dem alles höhern Schwunges baaren Widmungsgedichte ersehen kann.

3. Elisabeth Kulman, Phantasie von Alexis Timofeew. Aus dem Russischen übersetzt von K. F. v. G. Leipzig, Friese. 1842. Lex.-8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Ein bereits 1837 in Petersburg gedrucktes Buch, das aber jetzt als Novität versendet wird. Die Schicksale dieses höchst merkwürdigen Mädchens sind so ziemlich allgemein bekannt; sie machte zu ihrer Zeit ein so außerordentliches Aufsehen, daß sich der Ruf von ihr alsbald in den weitesten Kreisen verbreitete. Zur Vervollständigung und gleichsam als bleibendes Denkmal schrieb der bekannte Ästhetiker, Prof. Nikitenko eine Biographie der Elisabeth Kulman, welche in vorliegendem Buche als Vorrede mitgetheilt wird. Das Gedicht von Timofeew, eine der zartesten und gefühlreichsten Schöpfungen der russischen Literatur, hat nun das Leben dieser jugendlichen, echt weiblichen Seele zu seinem Gegenstand. In 15 dramatischen Scenen stellt der Dichter Elisabeth in den verschiedensten Verhältnissen dar, wo sich ihre engelgleiche Seele auf die mannichfaltigste Seele offenbart. Das Gedicht hat in der That vortreffliche Stellen. Die ausgezeichnete Übersetzung wird nicht wenig dazu beitragen, auch in Deutschland Freunde einem Dichtergeiste zu erwerben, welcher in Rußland zu den vortrefflichsten gehört.

J. P. Jordan.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Reich an interessanten Angaben sind die „Recherches statistiques sur Paris" des Grafen Chabrol de Volvic. Von besonderm Interesse sind darin die Documente in Betreff des Wahnsinns und seiner Ursachen. Namentlich ist das Resultat überraschend, daß bei dem weiblichen Geschlechte, welches man sich doch mit einer so lebhaften Phantasie, mit so zärtlichen Gefühlen, mit so großer Empfindsamkeit ausgestattet denkt, die moralischen Ursachen nicht so großen Einfluß auf die Entstehung des Wahnsinns haben als die physischen. Die Untersuchungen haben die in der Salpetrière von 1815—20 behandelten wahnsinnigen Frauen zum Gegenstande. Unter 1000 hatten während dieser Zeit 307 ihren Verstand durch Krankheiten verloren, denen in Folge der Pubertätsentwickelung, der Mutterschaft und des Alters ihr Geschlecht ausgesetzt ist; die Lähmung, die Epilepsie, die Ausschweifung, die Trunksucht u. s. w. figuriren in dieser vergleichenden Tabelle mit der Zahl von 445; außerdem gab es etwa noch 100 unbekannte Ursachen; diese abgezogen, kamen auf 1000 nur 112 wahnsinnige Weiber, die entschieden aus moralischen Ursachen ihren Verstand verloren hatten. Und unter diesen haben die religiösen Ideen, deren Einfluß bei dem weiblichen Geschlechte so allgemein und oft so tief zu sein scheint, unter 1000 nur 11 zum Wahnsinn gebracht; die Liebe — wer sollte es glauben! — die Liebe, dieser mächtige Hebel all ihres Denkens, Fühlens, Handelns, ja ihres ganzen Daseins, die unglückliche Liebe, zählt unter 1000 wahnsinnigen Weibern nur sechs! Wie viel Frauen dagegen lassen unsere Romanschreiber in ihren Büchern wahnsinnig werden! Freilich halten sich diese auch nicht an medicinische Schriften und statistische Tabellen, die aller Romantik meist in so hohem Grade spotten. Ebenso merkwürdig stellt sich das Verhältniß für die wahnsinnigen Männer im Bicêtre. Unter 1000 hatte die Religion 30 (9 mehr als unter den Weibern), die Liebe 43 (37 mehr als unter den Weibern), der Ehrgeiz 76 wahnsinnig gemacht. Man wird erstaunt sein zu hören, daß der Handel nur 16 Narren gemacht hatte, und zwar nicht unter 1000, wie wir als Durchschnittszahl angenommen hatten, sondern unter 1763 im Bicêtre behandelten Wahnsinnigen; dagegen befanden sich darunter 98 Künstler, sodaß sich der Ausspruch: die Künste sind nicht für die Gesundheit erfunden, rechtfertigt. Merkwürdig ist auch die Thatsache, daß unter den wahnsinnigen Weibern sich allein 356 Wäscherinnen, Stickerinnen und Nähterinnen befanden, sodaß ein Journal die Frage aufwirft, ob nicht die Putzsucht, genährt durch den Anblick so vieler Schmuck- und Putzsachen und durch die Unmöglichkeit des Besitzes, die entferntere erste, wenn auch nicht nächste und letzte Veranlassung zur Verwirrung ihrer Begriffe gewesen sei. Auch unter den wahnsinnigen Männern war die Zahl derer sehr bedeutend, die sich mit Kleiderverfertigung, Luxusgegenständen u. s. w. beschäftigten; sie belief sich auf 388.

Alphons Ribe gab heraus: „Esclave et liberté; existence de l'homme et des sociétés en harmonie avec les lois universelles", aus zwei Bänden bestehend, wovon der erste bereits vollendet ist. Das Werk ist nach folgendem seltsamen Schema gearbeitet:

État de nature.

Liberté.	Inégalité.
Opposition, combat.	Destruction ou esclavage.

La société se forme par

Le despotisme.	L'esclavage.
Intelligence, ordre.	Travail, bien être.

Les sociétés tombent en décadence par l'abus du despotisme et par

La souveraineté du peuple.	La liberté.	L'égalité.
Ignorance, désordre.	Opposition, combat.	Opposition aux lois universelles.

La perfection est dans

L'aristocratie.	Le patronage.	La famille.
Intelligence, Grandeur des peuples.	Protection, Bien être.	Union d'intérêts, Développement.

Zu den interessantesten Reisebeschreibungen, welche in jüngster Zeit in Frankreich erschienen sind, gehört ohne Zweifel des Admirals Dupetit-Thouars Werk „Voyage au tour du monde". Sehr reich an interessanten Thatsachen, ist es zugleich auch in einem anziehenden und eleganten Stile geschrieben. Zu den pikantesten Partien des Werks gehören die Capitel, welche Chile und Peru gewidmet sind und die Beobachtungen enthalten, welche der Admiral während einer dreijährigen Station an den Küsten dieser Länder gemacht hat. Noch hat kein früherer Reisender so anziehende Gemälde von dem geselligen Leben in diesen interessanten und blühenden südamerikanischen Staaten geliefert. Die Sitten der Frauen, das Costume u. s. w. sind darin von einem feingebildeten Weltmanne geprüft und geschildert, der seine gesellige Bildung in den Salons von Paris erworben hat. Auch der Geograph und Naturforscher finden in diesen Bänden einen reichhaltigen Vorrath an werthvollen Nachrichten und Notizen.

Der Verf. der „Études sur les réformateurs", L. Reybaud, gab heraus: „La Polynésie et les îles Marquises, voyages et marine, accompagnés d'un voyage en Abyssinie et d'un coup d'oeil sur la canalisation de l'Isthme de Panama." Auch erschien ein Illustrationswerk „Les îles Marquises; climat, productions, moeurs des habitants, par un capitaine au long cours", mit 100 Vignetten und Portraits.

Bereits sind mehre Lieferungen der „Rois de France" vom Grafen Horace de Viel-Castel erschienen. Dies mit Klarheit und Methode geschriebene Werk enthält zugleich die Portraits sämmtlicher Könige Frankreichs, gestochen nach den Gemälden im Museum zu Versailles.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1843.

Briefe über die Marquesas-Inseln.

Die so unerwartete Besetzung der Marquesas-Inseln durch die Franzosen hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa plötzlich auf diesen bisher ziemlich unbeachteten Punkt unserer Erdkugel hingewendet. In allen Ländern horchte man auf, forschte nach den Ursachen, erwog die Folgen. Frankreich, leicht erregt, triumphirte erst und unterrichtete sich dann über die Beschaffenheit dieser Territorial-Vermehrung. Alles, was hierin zur Belehrung dienen, zur Aufklärung beitragen kann, wird jetzt von den Franzosen mit dem regsten Eifer aufgesucht und ergriffen. So verschlang man die Sammlungen von Notizen und Documenten über die Marquesas-Inseln von Dumoulin, Desgraz und einigen Andern, wiewol sie nur sehr unvollständige Mittheilungen über die Geographie, die Geschichte dieser Inseln und einige Sitten ihrer Bewohner machen; so auch reißt man sich jetzt um die umfassendern „Lettres sur les îles Marquises", welche soeben bei den Gebrüdern Gaume in Paris erschienen sind.*) Der Verf., ein Priester aus der Jesuitengesellschaft des Sacrés coeurs, war in den Jahren 1838—42 als Missionnair auf diesen Inseln und theilt alle seine während dieser Zeit gemachten Beobachtungen und Erfahrungen einem seiner Freunde in sieben Briefen mit. Die Form ist überaus kunstlos und einfach, zuweilen sogar etwas schwerfällig; doch ersetzt der Inhalt reichlich, was bei der Behandlung des Stoffs zur Erhöhung des Interesses versäumt worden ist. Alle Mittheilungen tragen das Gepräge der ungeschminkten Wahrheit, ihre Genauigkeit zeigt von scharfer Beobachtungsgabe und Gewissenhaftigkeit, die Besprechung der Beobachtungen von gesundem Urtheil. Nur der Athem christlicher Liebe, der das ganze Buch durchweht, die mit strenger Sittlichkeit gepaarte, Alles umfassende Milde in den Worten dieses Mitglieds der Gesellschaft Jesu dürfte etwas verdächtig erscheinen, wenn man sie mit seiner oft bis zur gehässigen Kälte gesteigerten Lauigkeit gegen die Missionnaire anderer Religionszweige zusammenhält. Bei Erwähnung derselben dringt aus seinen Worten ein mit Mühe zurückgehaltener Haß hervor, ein neidisches Misbehagen bei dem nothgedrungenen Zugeständnisse ihres heilsamen Wirkens und eine Art von Schadenfreude bei der Berichtung ihrer Fehlgriffe und ihrer gescheiterten Unternehmungen. In diesem Geiste deutet er auf alle protestantischen Missionnaire und auf die Emissaire der Bibelgesellschaften, welche er als rein commercielle Unternehmungen bezeichnet. So bespricht er die von Spanien, von Nordamerika, namentlich aber die von England ausgegangenen Bekehrungsversuche, gegen welches letztere Land selbst dieser von aller Politik entfernte Franzose, dieser dem Heile der ganzen Menschheit sich opfernde Priester seinen alten, eingewurzelten Nationalhaß auf keine Weise zu unterdrücken vermag. Daher macht es denn auch keinen besondern Eindruck auf den Leser, wenn der Verf. die Erfolge der katholischen Missionen über die Gebühr hervorzuheben und darzuthun sucht, wie ihre Diener allein es wären, die von dem eigentlichen Zwecke ihrer Sendung ganz durchdrungen und sich ihrer Lebensaufgabe: „Verbreitung religiöser und moralischer Aufklärung, geistiger Civilisation", deutlich bewußt seien. Dieser Beigeschmack verbittert den ruhigen Genuß der sonst einfachen und natürlichen Erzählung interessanter Erfahrungen; der argwöhnisch gewordene Leser vermuthet hinter jeder Naivetät eine schlau versteckte Absicht, er sieht in jedem frommen Seufzer eine Berechnung und muß einen gewissen Grad von Selbstbeherrschung anwenden, um von dem Verf. und seinen persönlichen Reflexionen gänzlich abstrahiren und sich den rein historischen Mittheilungen ungestört überlassen zu können.

Diesen letztern wollen wir, der innern Eintheilung des Buchs folgend und an dieselbe anlehnend, einige allgemein interessante Punkte entnehmen, wobei wir der Gelegenheit, die Anschauungs- und Auffassungsweise des würdigen Paters Mathias zu beurtheilen, nicht ausweichen werden. Einige concentrirte Lichtstrahlen auf diesen entfernten Inselpunkt fallen zu lassen, die ihn in seinem jetzigen Zustande beleuchten und ihn durch das Fernrohr des Journalismus auch deutschen Augen näher zu rücken, dürfte nicht nur die allgemeine Wißbegierde befriedigen,

*) Der vollständige Titel dieser Briefe ist: „Lettres sur les îles Marquises, ou Mémoires pour servir à l'étude religieuse, morale, politique et statistique des îles Marquises et de l'Océanie orientale par le Père *Mathias G*···, prêtre de la Société des Sacrés coeurs (Picpus), missionnaire de l'Océanie, récemment arrivé de ces îles."

sondern auch manchen Irrthum berichtigen und manche Dunkelheit aufhellen.

Das Buch beginnt mit einer geographischen Einleitung, die durch eine sehr anschauliche Karte näher erläutert wird. Wir lernen darin Namen und Lage aller Inseln der ganzen Gruppe kennen und heben daraus nur die wichtigsten hervor. Die Hauptinsel wurde von dem Contreadmiral Dumont-d'Urville (der in dem Eisenbahnunglück vom 8. Mai 1842 mit seiner Familie so jammervoll ums Leben kam) nach der Aussprache der Eingeborenen Nouka-Hiva, von Hrn. de Tessan aber, nach dem Namen des französischen Entdeckers dieser Inselgruppen, Marchand genannt. Jedoch wird dieser letztere Name jetzt vorzugsweise der von den Franzosen noch nicht besetzten Insel Ua-Pou beigelegt, welche auch, nach der Bedeutung dieser Worte, les Deux-Pics heißt. Neben dieser Insel ist die in Bezug auf Flächeninhalt und Bevölkerung bedeutendste Ohiva-Oa, auch Dominica genannt. In Schönheit und Fruchtbarkeit jedoch wetteifert die südlichste der ganzen Gruppe Fatu-Hiva oder Madalena mit der am meisten nach Osten gelegenen Ua-Uka um den Preis. Letztere wird auch, nach dem Namen des Schiffes, auf welchem Marchand das Meer durchfuhr, Solide genannt. Diejenige Insel, auf welcher die Franzosen ihre erste Niederlassung durch Errichtung eines Forts befestigten, heißt Tahuata oder Santa-Cristina de Mindana. Die Fruchtbarkeit, das herrliche Klima, die pittoreske Lage und die sonstigen einzelnen Naturschönheiten aller dieser Inseln rühmt der Verf. bereits bei dieser Gelegenheit außerordentlich und kommt später in seinen Briefen noch oftmals darauf zurück.

Der erste der nun folgenden sieben Briefe enthält die Geschichte des Archipels der Marquesas-Inseln, welche der bei allen Gelegenheiten schulmäßig-methodisch verfahrende Klosterlehrling in fünf Epochen eintheilt.

Die fabelhaften Zeiten vor Entdeckung der Gruppe sind durch eine wohlorganisirte Mythologie und durch Sagen von eigenthümlichem Charakter belebt. Der Verf., welcher dieser Nebelperiode den ersten Abschnitt widmet, zeigt die wunderbare Ausbildung dieser heidnischen Götterlehre durch Aufführung einer vollständigen genealogischen Tabelle von dem ältesten Stammvater O-te-Paona und dessen Frau O-te-Koena herunter bis auf Datee, der Felsen und Gesteine aus dem Meere angelte und sie über die Erde vertheilte. Von diesem geht das Geschlechtsregister durch zehn Generationen bis auf den dort sehr berühmten Tiki, den Erfinder der Bildsäulen und der Tätowirung, und dessen noch berühmtern Sohn Otii-Tapu, nebst seiner Frau Ohina-Ua, von welchem erlauchten Paare sich fast alle Könige der verschiedenen Inseln abzustammen rühmen; denn auch hier, wie bei den meisten andern Völkern, verschmilzt die Tradition die ersten Anfänge der Geschichte mit den Göttersagen. Merkwürdig ist der hier in der ältesten Zeit vorkommende, jedoch später verschwundene Gebrauch der ehelichen Verbindung zwischen Bruder und Schwester, wie denn überhaupt mancherlei mysteriöses, von der äußersten Natureinfachheit zur äußersten Bizarrerie überspringendes Wesen dieser eigenthümlich herausgebildeten Religion, das sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, an die antiken, namentlich an die altägyptischen Sitten oft lebhaft erinnert.

Die zweite Geschichtsepoche umfaßt die allmälige Entdeckung der Inseln. Der Spanier Mindana war der Erste, der 1595 einige Inseln dieser Gruppe betrat und ihr den Namen Marquesas-Inseln gab; dies geschah zu Ehren des Marquese von Mendoza, Generalgouverneurs von Peru, der Mindana zu näherer Besichtigung der Inselgruppe Salomon ausgesendet hatte. Daher stammen noch die spanischen Namen derjenigen vier Inseln, die er besuchte: Dominica, Madalena, Santa-Cristina de Mindana und San-Pedro. Im J. 1773 landete Cook dort. Im J. 1791 wurden zwei nach jener Gegend gerichtete Expeditionen mit günstigem Erfolge gekrönt. Der Amerikaner Ingraham aus Boston entdeckte nämlich einen Theil der nordwestlichen Gruppe mit Nuku-Hiva, auf welcher Insel jetzt die Franzosen ihr zweites Fort, das Fort Collet, angelegt haben, und in demselben Jahre fand und benannte Marchand, Capitain des marseiller Handelsschiffs Solide, die Inseln Masse und Chanal. Des Letztern merkwürdige Reise wurde später von Hrn. de Fleurieu beschrieben und veröffentlicht. Im J. 1792 kam Lieutenant Vancouver auf dem Walfischfange dort an; 1797 Capitain Wilson, der beauftragt war, alle diese Inseln mit protestantischen Missionnairen zu versehen; 1798 Capitain Farming und endlich 1804 Krusenstern. Letzterer entführte damals von dort den bekannten Franzosen Cabry, aus Bordeaux gebürtig, der bei einem Schiffbruche in die Hände dieser Wilden gerathen war, die Tochter des Königs geheirathet, sich tätowirt, ganz die Sitten jener Horden angenommen hatte und damals eines ihrer einflußreichsten Häupter war. Nach langen Reisen betrat derselbe 1817 Frankreich wieder, wurde Ludwig XVIII. und dem Könige von Preußen vorgestellt und starb plötzlich, 42 Jahr alt, im September 1822 zu Valenciennes, wo er auch, trotz der Bemühungen der Stadt Douai, welche seinen Körper für ihr Museum erwerben wollte, begraben liegt. Den Lauf dieser interessanten Entdeckungsgeschichte der Marquesas-Inseln, auf deren Hauptpunkte wir in diesem kurzen, wenngleich möglichst vollständigen Abrisse nur hindeuten, unterbricht der Verf. hier plötzlich und bildet, gleichsam mitten im Satze, einen neuen Abschnitt, in welchem er eine Epoche der Hungersnoth in diesem Archipel beschreibt und dann fortfährt, über die fernere Ankunft fremder Seefahrer in demselben zu berichten. Die erwähnte Hungersnoth fällt zwischen die J. 1806 und 1812. Aus einer den Eingeborenen nicht bekannten Ursache blieben nämlich plötzlich alle Früchte, namentlich die wichtige Brotfrucht, aus und, ihrer Versicherung nach, verschwanden selbst die Fische. Als nun die wenigen auf den Inseln befindlichen zahmen Schweine und das Wild verzehrt waren, machten der Hunger und die Anthropophagen-Gewohnheiten der Eingeborenen ihnen den Ge-

dünken sehr natürlich, sich untereinander selbst zu essen. Es entstand der schrecklichste Kampf, in welchem nicht nur Einzelne, sondern ganze Stämme übereinander herfielen. Eine Mahlzeit war des Sieges Preis und das noch athmende Opfer wurde des Starken Speise. Nach Aussage der Eingeborenen raffte dieser gräßliche Zustand etwa zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung hinweg, was durch die enorme Differenz in den Bevölkerungsangaben der verschiedenen Seefahrer, die vor und nach dieser Katastrophe die Inseln besuchten, bestätigt wird. Während Nuku-Hiva früher 10,000 Seelen zählte, hat es jetzt nur 4—5000. Im J. 1821 landete der amerikanische General Porter (derselbe, der später Gesandter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel war) in Nuku-Hiva. Da die Vereinigten Staaten während seines 15 Monate dauernden Aufenthalts daselbst gerade mit England im Kriege begriffen waren, so fing er sieben vorbeisegelnde englische Schiffe ein und zwang deren Mannschaft, ihm sowol bei Errichtung eines Forts, als auch zur Ausführung seines Vorhabens behülflich zu sein, alle Häupter der Insel unter einem Fürsten zu vereinigen. Sein Plan misglückte jedoch und er segelte unverrichteter Sache wieder ab. Nach ihm waren folgende die hauptsächlichsten Landungen auf den Marquesas-Inseln: Im J. 1825 der amerikanische Lieutenant Paulding; der protestantische Geistliche Stewart, der einen interessanten Bericht von seinem dortigen Aufenthalte erstattete, langte 1829 auf dem Schiffe le Vincennes dort an; im März 1830 der englische Capitain Waldegrave und im Januar 1831 der englische Capitain Pendleton, welcher in Nuku-Hiva den Engländer Morisson unter ähnlichen Verhältnissen bei den Wilden eingebürgert vorfand, in denen der Franzose Cabry bei ihnen gelebt hatte. Der Besuch des Contreadmirals Dumont-d'Urville auf dieser Inselgruppe ist aus seiner „Voyage pittoresque" bekannt, welche 1834 in Paris erschien.

In der vierten Epoche behandelt der Verf. die Ankunft und den Aufenthalt von Protestanten, namentlich von Engländern, Schotten und Amerikanern. Das Auftreten derselben bei diesen Völkerschaften fällt in den Zeitraum von 1830—40, während welcher Jahre mehre Bibelgesellschaften sich bemühten, die Inseln mit Missionnairen zu versehen. In diesem und dem folgenden Abschnitte befindet sich der Verf. in seinem eigentlichen Elemente. Er theilt mit einem gewissen Behagen mit, daß bis 1833 alle derartigen Versuche gänzlich verunglückten, die Geistlichen gemishandelt, die von ihnen mitgebrachten Frauen, durch die sie besser zu wirken hofften, verspottet und geschändet, sie selbst beraubt und endlich vertrieben wurden. Er erzählt ferner, daß im J. 1839 ein junger Missionnair, Namens Tomson, mit großen Hoffnungen und Entwürfen dort angekommen sei, die jedoch wie Nebelwolken in der Sonnenhitze einiger mühe- und gefahrvoller Monate verschwanden — und er mit ihnen. Nur einem unvermählten Hrn. Talworthy war es gelungen, festen Fuß zu fassen und sich Achtung und Freundschaft zu erwerben, die jedoch der Verf. nicht sonderlich zu theilen scheint. Dieser protestantische Geistliche befand sich noch 1841 in guten Verhältnissen auf den Marquesas-Inseln.

(Der Beschluß folgt.)

Der zweite Theil des „Faust" englisch von Gurney.*)

Der treffliche kritische Übersetzer des ersten Theils des Goethe'schen „Faust", A. Hayward, sagt in dem Vorwort einer der letztern Ausgaben: „Man empfahl mir von mehren Seiten, nun den ganzen ‚Faust' zu übersetzen, und als das vollständige Werk angekündigt wurde, hatte ich auch gar nicht übel Lust dazu; aber als ich es durchlas, überzeugte ich mich, daß die Scenen zu vereinzelt dastehen, um großes Interesse zu erregen, und daß die ganze Poesie nicht Substanz genug hat, um eine Übersetzung in Prosa zu ertragen." Er widerräth sogar den Engländern, aus Verehrung für den ersten Theil, den zweiten zu lesen, weil jener so vollkommen und erschütternd mit Margarethens Gefängnißscene abgeschlossen sei, daß die im vagen Reich der Träume und Ideen sich bewegende Fortsetzung den Eindruck nur schwächen könne.

Seitdem sind wenigstens drei englische Übersetzungen des zweiten Theils den zehn bis zwölf Übersetzungen des ersten Theils gefolgt. Wir konnten durch die Proben der frühern, welche wir bisher Gelegenheit hatten zu sehen, nicht davon überführt werden, daß Hayward Unrecht gehabt habe. Wie sollte der Engländer dem phantastisch-labyrinthischen Gewebe des reflectirenden Dichtergreises folgen, wo der Deutsche selbst Mühe hat, ihm in die Höhen und Tiefen und in die seltsamen Schluchten und Klüfte nachzugehen, in denen er, anscheinend in willkürlichster Laune, lustwandelt.

Ein junger Engländer, Archer Gurney, der, wie wir hören, längere Zeit in Deutschland zugebracht und sich in Weimar und andern Orten mit deutschem Sein, Wesen und deutscher Denkart vollkommen vertraut gemacht hat, hat sich nun daran gewagt, den zweiten Theil vollständig und in Versen — nicht zu übersetzen, er hat ihn — wiedergegeben, rendered from the German. Wir lesen in der That diese Wiedergabe mit steigender Verwunderung, wie es einem Engländer möglich wurde, Das der praktischen britischen Nation in fließenden Versen verständlich zu machen, was der ideologischen deutschen unklar geblieben ist. Hören wir ihn aber erst selbst, wie er über das Gedicht spricht:

„Während die Schönheit einzelner Stellen und Scenen im zweiten Theile des ‚Faust' von Niemand geleugnet wird, sind doch Viele der Meinung, daß wenig positiver Sinn, kaum irgend etwas von einer festen Tendenz, keine Lehre über Gutes und Böses aus diesem außerordentlichen Werke verblicke. Man behauptet, es sei nur eine Zusammenhäufung von Scenen, von denen jede, für sich genommen, allerdings großes Verdienst habe, die aber durchaus nicht genugsam untereinander verbunden wären, um ein abgeschlossenes Ganze zu bilden. Ich theile diese Meinung nicht; und ich will versuchen, in so wenig Worten als möglich des Autors Plan und Gegenstand in dieser wahrhaft wunderbaren Production zu verfolgen."

Einige Zeit sei nach Margarethens Tode verstrichen, und Faust, auf die Erde zurückgekehrt, suche unter Mephistopheles' Leitung nach neuen Ergötzungen. Aber sein Verlangen sei noch immer kein reines und edles, er suche immer nur nach Glück und Wohlbehagen und nicht nach der Tugend, nicht mittels des unsterblichen Geistes, sondern durch sinnliche Regungen. Er verliebt sich in den von ihm heraufbeschworenen Schatten der Helena und sucht, um ihren Besitz zu erringen, die classische Walpurgisnacht auf. Vom wahren Ideal, dem romantisch-christlichen Gretchen, welche zu begreifen und deren überragenden Werth zu ergründen er nicht im Stande gewesen, sich abwendend, suche er nun das Glück beim falschen Ideal, bei der

---

*) Faust. A Tragedy. Part the second. Rendered from the German of Goethe by *Archer Gurney*. London 1842.

classischen Helena, welche ihm nicht stehe und welche er leichter begreifen könne. Aber nach Euphorion's Tode, dem Kinde ihrer gegenseitigen Sinnenglut, kehre Helena in den Hades zurück; die Bande der sinnlichen Liebe seien leicht gebrochen, und von der Schönheit, welche nicht von der Tugend begleitet werde, könne ihr enttäuschter Verehrer nicht wahre Treue erwarten. Jetzt erst werde Faust inne, daß die Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit gewährt, flüchtig und eitel seien, und vom Kaiser zum Herrn über das dem Meere abgewonnene Land gesetzt, arbeite er rastlos für ein durch ihn freies und glückliches Volk und sterbe im Gefühle wahrer Seligkeit. Der Wille des Himmels sei nun erfüllt. Durch Sünden und Sorgen sei der rastlos arbeitende Sterbliche endlich zum Quell der Gnade gediehen. Die Scene, wie die Engel den bösen Feind und seine Geister abtreiben, sei im Sinn der alten Mysterien aufgefaßt. In der letzten Scene, in welcher der alte katholische Himmel uns vor Augen geführt wird, habe der Autor gefühlt, daß das Werk da schließen müsse, wo es begonnen, in den Regionen der himmlischen Seligkeit, aber sein richtiges Gefühl habe ihm gesagt, daß es unschicklich sei, die Gottheit auch nur in einer Gestalt ihrer Dreieinigen Vertreter erscheinen zu lassen. Um deshalb habe Goethe mit großem Takt und Urtheil die Jungfrau Maria, without too much shocking the reader, gewählt.

Seltsam nun, ja wunderbar sei es, daß Jemanden alles Dies zwecklos und rein visionnair erschienen, und daß er danach noch meinen können, der zweite Theil habe nur geringe Verbindung mit dem ersten und gewähre keine genügenden Resultate. Im ersten Theile erfahren wir aus dem Prolog, daß der Ewige von Faust erwartet, er werde die Mächte der Finsterniß besiegen. Aber wir sehen ihn dem Geiste des Bösen unterliegen, wir sehen ihn Gretchen, das Symbol der Unschuld und Tugend, zerstören. So lasse uns der Schluß des ersten Theils in völliger Ungewißheit, ob der irrende Sünder den Weg zur Erlösung finden werde. Der zweite Theil löse diese Zweifel und zeige, durch welche Mittel dieses große Resultat erreicht werde — durch wahre Herzensgüte und Liebe. Welchen schönern und genügendern Schluß könne das Räthsel finden. Freilich, der Geist, in welchem Faust diese Mildthätigkeit ausübt, sei nicht ganz die, wie wir sie wünschen; er sei zu selbständig, denke zu viel an sich und zu wenig an seinen Schöpfer. Aber man müsse hinsichts dieser und ähnlicher Mängel Nachsicht haben mit dem Werke eines Mannes, der geboren und erzogen worden in der sogenannten deutschen Schule des Rationalismus. Faust enthalte nicht die volle Wahrheit, aber einen guten Theil der Wahrheit. Jedenfalls sei die Grundlehre, die man aus dem Werke lese, klar, und die sie nicht lesen wollten, müßten mit Absicht blind sein. Es beweise, daß die Glückseligkeit nie durch selbstische Freude errungen werde; daß aber das Verarbeiten des Ichs in der Liebe zu unsern Mitmenschen, indem man alles mögliche Gute für sie schaffe, das wahre Mittel zur Glückseligkeit sei. „Und dies ist eine große und wichtige Wahrheit. Es ist wahr, daß die Selbstverleugnung nur gesucht und erlangt werden kann mittels des Glaubens an den Erlöser. Es ist wahr, daß Goethe, der Rationalist, dieses Mysterium nicht ergründen konnte. Aber wenn wir sein Werk mit rechtem Geiste lesen, wird uns manches Gute daraus entgegenblicken. Es ist schon viel, zu wissen, daß die Freude am Glücke Anderer uns zu unserer eigenen Glückseligkeit leitet. Die Selbstentsagung, wenngleich nur eine theilweise, ist ein Mittel, um zur Selbstvollendung zu gelangen. Und diese Lehre lehrt Faust."

So meint der Engländer. Was Goethe wol dazu gesagt haben würde, wenn er diese Übersetzung noch erlebt hätte! Vielleicht ein vornehmes: „Nun, das ist ja auch gut. Es läßt sich jedes Ding von vielen Seiten betrachten, und uns freut es, daß dieser Engländer auch von seiner aus eine Meinung darüber zu äußern unternommen hat." Herr Gurney schreibt für Engländer, und uns kann es nur freuen, wenn das räthselhafte, wunderliche und wunderbare Werk auch einen Briten so angezogen, daß er sich gedrungen fühlt, seinen Landsleuten den Schlüssel zum Räthsel zu liefern. Unser Geschäft ist es nicht. Damit sei nicht gesagt, daß er nicht schließt. Wir würden indeß Das, was er öffnet, uneröffnet der Deutung eines Jeden überlassen haben, da für uns das Räthselhafte und die Poesie in andern Theilen des Gedichts ruht und dasselbe überhaupt etwas Anderes und mehr ist als die Allegorisirung eines sittlichen Gedankens. Welche Welt von durchlebten Gedanken und Anschauungen gingen als Schatten vor dem innern Gesicht des Dichtergreises vorüber, und in contemplativer Ruhe streckte er hier den Zauberstab aus und rief: Steh und verweile! bei andern fuhr er mit der Hand durch die Lüfte und rief: Vorüber! Und dies wogende Meer, diese bewegte Welt, diese große Laterna magica großer Ideen, Kämpfe und Zeitströmungen soll zu einem dürren, dürftigen moralischen Rechenexempel werden! Aber der Engländer hat Recht. Er schrieb für sein Volk und dieses Volk will ein praktisches Ziel, eine kirchlich-orthodoxe Moral sehen; ohne diese keine Poesie, wenn sie gelten soll.

So übersetzte Herr Gurney für die Engländer und hat für sie einen „Faust", zweiten Theil, erst geschaffen, einen, der ihrem religiös-sittlichen Anschauungsvermögen zusagt und so deutlich und faßlich ist, wie sie es von einem Gedichte verlangen. Wunderbar! rufen auch wir, und es ist ihm gelungen, Das fest zu machen, was für uns locker ist, und den Reiz, der für uns im Unbestimmten ruht, ins Bestimmte zu übertragen. Ist das nun das Lob der Dichtung, die so reich und vielgestaltig ist, so entgegengesetzte Behandlungen über sich ergehen zu lassen, oder ein Lob des Verf., der das Widerstrebendste zu seinem Zwecke zu benutzen weiß? Und, noch wunderbarer! der Engländer hat ein dichterisches Gemüth und eine allegorisch-poesiereiche Sprache; er hat sie so wohl zu verwenden gewußt, daß auch wir Deutsche mit Lust seiner fließenden, wohltönenden Diction folgen, die vieles von Dem zur deutlichsten Anschauung bringt, was das Original im Unbestimmten läßt. Mit einem Wort, das Englische liest sich besser, frischer, fließender, klarer, als viele der räthselhaften, im Abstracten sich umwindenden Verse Goethe's. Vom ersten Theile konnte man nicht sagen, daß eine Übersetzung das Original an naiver Ausdruckskraft auch nur erreicht habe. Auch hier mögen Manche entsetzt über unsern Spruch zurückfahren und behaupten, er hat mit einer rauhen Maurerkelle die schönen Hieroglyphen übertüncht. Möglich hier und da; nun aber sind es für den Betrachter keine Hieroglyphen mehr, sondern er sieht ihm Wohlgefälliges und Verständliches. Zu einem Tempelbau gehört Mancherlei, Mysterien und Sätze, die so lichtvoll und klar sind, daß sie Jedem zum Herzen sprechen, eben wie der Wege zum Himmelreiche viele sind.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Handbuch der französischen Archäologie.

Der Graf von Montalembert, der ein eifriger Verehrer der bildenden Künste ist, hat vor kurzem in einem Aufsatze eine ganze Anzahl von Privatpersonen, die mit vandalischer Hand zur Zerstörung ehrwürdiger Überreste der Vorzeit beigetragen haben, öffentlich an den Pranger gestellt. Allerdings ist es bedauernswerth, wenn, wie dies nur zu häufig geschieht, alte Bauwerke, die ein künstlerisches Interesse haben, oder an die sich historische Erinnerungen knüpfen, dem Boden gleichgemacht werden. Aber mit allen Declamationen gegen diese Verheerungen wird weniger ausgerichtet, als wenn man das Volk für diese Denkmale der Vergangenheit zu interessiren sucht. Es handelt sich also vor Allem darum, der großen Menge das Studium der alten Monumente zu erleichtern. Wir wollen deshalb hier auf einen Abriß der archäologischen Wissenschaft aufmerksam machen, der ohne oberflächlich zu sein, doch in einer einfachen, allgemein verständlichen Sprache gehalten ist. Wir meinen die „Éléments d'archéologie nationale précédés d'une histoire de l'art monumentale chez les anciens", von Louis Batissier (Paris 1843).

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1843.

Briefe über die Marquesas-Inseln.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Endlich geht der Verf. zum letzten Abschnitte dieses historischen Überblickes, zur Epoche der katholischen Missionnaire über. Nachdem der französische Admiral Dupetit-Thouars, der jetzt auf diesen Inseln eine französische Colonie gegründet hat, 1838 die ersten katholischen Missionnaire dahin gebracht, worüber er selbst in seinem Werke „Voyage autour du monde en 1836—38" (Paris 1841) ausführlich Auskunft gibt, kam 1839 eine Verstärkung französischer Missionnaire dort an, über deren Empfang das auf den Sandwich-Inseln gedruckte englische Journal „Sandwich Island Gazette" und das „Journal of commerce" vom 27. April 1839 Bericht erstattet. Diese Gesellschaft, unter der sich auch der Verf. befand, hatte guten Fortgang, taufte viele Eingeborene und veröffentlichte ihre Erfolge in den „Annales de la propagation de la foi". Gleichwol benutzten die alten Götzenpriester ihren immer noch mächtigen Einfluß nicht selten zur Verursachung neuer Rückfälle, blutiger Aufstände und selbst langwieriger Kriege, bei welchem Bestreben ihnen die Ankömmlinge leider nur zu oft durch zu schnelle und zu gewaltsame Maßregeln in die Hand arbeiteten. Denn das Volk der Marquesas-Inseln ist, wie der Verf. der Briefe versichert, stolz, mit lebhaftem Sinn für Unabhängigkeit und Gerechtigkeit begabt und treibt die Behauptung seiner herkömmlichen Rechte bis zur äußersten Hartnäckigkeit. Da es sich eher vernichten lasse, als der Gewalt weiche, so, räth der Verf., müsse bei seiner Leitung mit besonderer Milde und Mäßigung verfahren werden; dann aber könne man der günstigsten Resultate versichert sein, denn es verbinde mit Stärke eine eigenthümliche Größe und Erhebung der Seele, welche in ihren Äußerungen von Duldung und Großmuth nicht selten Achtung und Bewunderung abnöthige.

Wenn es in dieser Berichterstattung über das vorliegende Buch in unserm Zwecke lag, den historischen Mittheilungen des Verf. mit möglichster Genauigkeit zu folgen, so können wir uns dafür bei der Besprechung der sechs folgenden Briefe um so kürzer fassen, da das Hervorheben einzelner interessanter Punkte aus dem innern Leben der Insulaner zur Vervollständigung und Berichtigung desjenigen Bildes, das man sich bisher von ihrer Lebensweise gemacht, genügen dürfte.

Die Marquesas-Insulaner erinnern, wie schon erwähnt, in ihren Religionsbegriffen und Religionsgebräuchen, welche der zweite Brief behandelt, vielfach an die der ältesten Völker. Ihre unbestimmten religiösen Ideen, deren schwankende Umrisse sich nicht leicht in den festen Rahmen eines Systems fassen lassen, legen sich um das Gerippe einer ausführlichen genealogischen Tabelle ihrer Götterfamilie, an deren einzelne Glieder sich diejenigen Sagen anknüpfen, die in ihren Überlieferungen noch heute die Grundlage ihres Glaubens bilden und ihnen als Religionsvorschriften gelten. Es stellt sich bei der Betrachtung derselben der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an Lohn und Strafe nach dem Tode heraus. Der Lohn Derer, welche die Erfüllung keiner Vorschrift versäumt und kein Verbot übertreten haben, besteht, in einem obern Reiche, besonders in Ruhm und Wohlleben. Die in das untere Reich Gebannten scheinen dagegen keiner besondern Strafe zu unterliegen, außer daß sie hin und wieder genöthigt sind, dasselbe zu verlassen, um die Lebendigen zu plagen. Das obere Reich wird von den guten, das untere von den bösen Göttern beherrscht, von denen die letztern Menschen verzehren, besonders aber die Augen derselben lieben. Ihre Opfer, denen man besondere, verborgene Tempel gewidmet hat, sind in der Regel nur gefangene Feinde, welche schnell und ohne Qual vor dem Altare getödtet werden. An dem Göttermahle aber nehmen nur die Priester, die Häuptlinge und die ausgezeichneten Krieger des Volks Theil, sodaß die Anthropophagie keineswegs eine grausame Sitte aller Insulaner, sondern vielmehr nur ein Opfer zu sein scheint, dem sich die Ersten und Muthigsten zur Besänftigung der bösen Götter in abergläubischer Furcht unterziehen. Denn jedes Unglück, jede Krankheit und Beschwerde, die den Einzelnen oder das ganze Volk trifft, wird dem unmittelbaren Einwirken böser Götter zugeschrieben. Der Verf. erzählt, daß im ersten Jahre seiner Anwesenheit im Archipel allein auf Nuku-Hiva 20 Menschenopfer stattgefunden hätten, ohne daß die damals noch sehr einflußlosen Missionnaire im Stande gewesen wären, diesem Greuel ein Ziel zu setzen. Da die Priester und Priesterinnen, welche bis zu einem gewissen Grade im Cölibat leben, dem Volke die Gebote der Götter durch Vorgebung einer unmittelbaren Inspiration mittheilen, während welcher, wie einst bei der Pythia und

noch jetzt bei den Derwischen, jedes ihrer Worte ein nothwendig zu befolgender Orakelspruch ist, so bedienen sich die Könige derselben, um ihren Befehlen und Verboten durch den religiösen Nimbus schnellern Eingang zu verschaffen und desto unbedingtern Gehorsam zu sichern. Unser rechtgläubiger katholischer Verf. hält sie daher sonderbarerweise entweder für Halbnarren oder für schlaue Betrüger und behauptet, daß sie dem Volke nicht Achtung, sondern Furcht einflößen. Die allgemeinste und gebräuchlichste Form für alle Verbote ist das sehr umfassende Gesetz Tapu, das eine eigenthümliche Ähnlichkeit mit alten israelitischen Vorschriften und Gebräuchen hat. Es besteht nämlich bald in dem entweder fortlaufenden oder auf gewisse Tage beschränkten Verbote, diese oder jene Speise, Früchte, Bäume oder andere Gegenstände zu berühren, bald darin, gewisse Orte, Personen oder auch nur Körpertheile gänzlich der Gottheit zu weihen. Ebenso wie einzelne Vorschriften erinnern auch die Feste an die religiösen Gebräuche anderer Völker; namentlich die Herbstfeste, welche mit den römischen Lupercalien in vieler Beziehung große Ähnlichkeit haben. Sie sind gewissermaßen der Gipfel der ausgelassenen Freude, die sich kurz vorher milder und menschlicher bei Gelegenheit der großen Erntefeste über alle Völkerschaften verbreitete. Während dieser Tage sind alle Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen aufgehoben und werden bis zu dem Grade vergessen, daß sogar die Mitglieder solcher Völkerschaften, die miteinander in Fehde liegen, sich gegenseitig zu diesen Festen besuchen. Doch bricht auch hier die kannibalische Wildheit diese Anthropophagen wie ein Blitz hervor, der den ganzen Himmel dieses Friedens und dieser Freude grell durchzuckt. Jeder fremde Gast nämlich muß bei den Feinden wohl auf seiner Hut sein und sich vor Beendigung der Festlichkeiten nach Hause retten. Denn in dem Augenblicke, in welchem das Fest endet, ist es erlaubt, über die Fremdlinge herzufallen, sie zu erwürgen und, gleichsam als die leckerste Erntefrucht, zu verspeisen. Trotz solcher unnatürlichen Auswüchse wohnt im Gemüthe dieser Wilden eine außerordentliche Kraft und Tiefe der Poesie, die namentlich auch in ihren religiösen Gesängen auf eine wunderbare Weise hervortritt. Text und Melodie sind außerordentlich einfach (oft besteht der erste nur aus drei Worten und die zweite aus einer Abwechselung zwischen drei verschiedenen Noten), doch ergreifen sie stets auf das mächtigste das Herz durch ihre feierliche Würde und Erhabenheit. Die Priester, welche diese Lieder immer verfassen, oft auch im Augenblicke extemporiren, singen dieselben zuweilen ganze Nächte hindurch in starkem Chor, unter der andächtigsten Aufmerksamkeit der versammelten schweigenden Menge. Die schauerliche Eindringlichkeit eines solchen nächtlichen Chorgesanges wird noch durch die Begleitung vermehrt, welche allein in einer starken, tiefen Pauke besteht, deren dumpfer Ton, weithin durch die Thäler und Berge dröhnend, wie Glockenton die Gemüther zur Andacht mahnt und die Fernen herbeiruft.

In dem dritten Briefe bespricht der Verf. den moralischen und politischen Charakter der socialen Relationen und zwar, wie er wiederum sehr genau unterscheidet, der verschiedenen Stämme unter sich, in einem Stamme und in der Familie. Die socialen Relationen der verschiedenen Stämme unter sich reduciren sich auf die Art ihrer Kriegführung und ihrer Friedensschlüsse. Beide, wenig abweichend von den auch bei andern Wilden hierin beobachteten Gewohnheiten, bieten nichts sonderlich Interessantes dar. Wol aber die ganz feudalistischen Verhältnisse, welche die verschiedenen Abstufungen der Glieder eines Stammes zusammenhalten und absondern. Diese treten besonders zur Zeit eines Kriegs deutlich hervor. Der König versammelt als oberster Feldherr seine Häuptlinge zu einem Feldzuge um sich, diese wieder ihre Untergebenen u. s. w. bis zur gänzlichen Vervollständigung eines förmlichen Heerbannes. Auch hierbei fehlt der Einfluß der Priester nicht, wie denn überhaupt die weltliche und geistliche Macht hier mit mehr Vorsicht und Überlegung Hand in Hand gehen, als dies in den einst auf gleicher Bildungsstufe stehenden europäischen Reichen der Fall war. Die Erblichkeit der Königswürde in männlicher und weiblicher Linie ist eine Consequenz der bei den Insulanern hierin allgemein herrschenden Grundsätze, welche sich besonders in dem deutlichen Begriffe und der sorgfältigen Vermeidung einer Misheirath, wie auch namentlich in einem Gesetze aussprechen, welches als eine Fortsetzung und Erweiterung des vorzugsweise in England und Deutschland bestehenden Instituts der Majorate angesehen werden kann. Dieses höchst wichtige Gesetz, welches nicht nur alle Zersplitterung des Vermögens, sondern auch alle Erb- und Thronfolgestreitigkeiten verhindert und in ihrer Wurzel zerstört, bestimmt, daß alle Rechte und Besitzungen des Vaters auf den ältesten Sohn sogleich nach seiner Geburt übergehen, sodaß der Vater nur der Vormund und Verweser der Rechte und des Eigenthums seines Sohnes bleibt, dem er bei seiner Großjährigkeit Alles zu übergeben verpflichtet ist und sich dann nur als seinen ersten Vasallen anzusehen hat. Zwar wird hierdurch die väterliche Autorität in der Familie sehr geschwächt, doch ist dies bei der allseitig ungehinderten Ausbildung und bei der ganz der Natur überlassenen Erziehung der Kinder hier von geringem Nachtheile. Den Nachtheil, welcher hierbei durch gesteigerte Ehrsucht und Herrschbegierde für die Fortpflanzung, für die Vermehrung der Bevölkerung aus diesem Gesetze erwachsen könnte, beseitigt hier wieder die überall frei waltende Natur, welche ihren Fundamentaltrieben über alle kleinlichen Leidenschaften entspringenden Rücksichten den Sieg verleiht. Die Natur ist diesem Volke von der Wiege aus Amme und Erzieherin. Den Kindern läßt man die unbedingteste Freiheit des Willens, sobald sie nur gehen können. Sie entwickeln sich frei vor den Augen des ganzen Stammes, der bei der Beobachtung ihrer ersten Regungen und lebhaftesten Neigungen diejenigen Grundgesetze der Natur täglich zu studiren scheint, welche allen seinen Handlungen und Gesetzen stets zur Richtschnur dienen sollen. Wer dächte hierbei nicht an die lacedämonische und atheniensische Erziehung! Natürlich führt diese unbedingte Herrschaft, welche der sinnlichen Natur eingeräumt wird, zu

einem an Epikuräische Grundsätze streifenden Materialismus. Das Bedürfniß und die Fähigkeit zu genießen ist bereits bis zu einem solchem Grade gesteigert, daß der gewöhnliche Lebensgang dieser Wilden in einer fortlaufenden Reihe von Vergnügungen besteht, welche bei uns mit dem Namen Feste bezeichnet werden. Die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse, als Essen, Baden u. dgl., wird zur Lust erhöht, welche nur die Ruhe unterbricht; selbst der Tod eines Familienglieds wird Veranlassung zu einem Feste. Aus dieser Berücksichtigung der Naturtriebe und der Beobachtung ihrer Gesetze ist eine Menge von Gewohnheiten und Bestimmungen erwachsen, welche mit europäischen Einrichtungen und Ansichten vielfach im Widerspruche stehen. Da z. B. die Ehe auf keinem religiösen Gebrauche beruht, so ist die Scheidung sehr leicht und gewöhnlich. Desgleichen ist es einer Frau gestattet, mit Erlaubniß ihres Mannes Handlungen zu vollziehen, welche das Christenthum Ehebruch nennt. Der Natur gemäß kommt es ferner viel seltener vor, daß ein Mann zwei Frauen, als daß eine Frau zwei Männer hat. Jedoch herrscht in allen diesen Dingen eine außerordentliche Willkür, wie denn überhaupt in keiner Weise eine policeiliche Aufsicht auf diesen Inseln existirt. Die Staatsgewalt tritt mit ihrer Macht, die allein in ausgebreiteten Familienverbindungen besteht, nur in ganz außerordentlichen Fällen ins Mittel. Bei unbedeutendern Veranlassungen verschafft sich Jeder selbst sein Recht; er holt sich z. B. die gestohlenen Sachen vom Diebe wieder, oder läßt sich den doppelten Werth dafür ersetzen. Doch kommt Diebstahl, da fremdes Eigenthum nicht leicht zu verbergen ist, selten vor. Geschickt ausgeführt, ist er, wie in Sparta, erlaubt und nicht entehrend; namentlich wird er gegen Ausländer begünstigt, denen man ihr Eigenthum selten zurückerstattet. Mord ist in Friedenszeiten ganz unerhört. Den natürlichen Tod erwartet man stets mit so großer Ruhe und Sammlung, daß sogar Jeder, wie sein anderes Hausgeräth, sich auch seinen Sarg bereitet und ihn, wie ein ganz nothwendiges Meubel, in seine Hütte stellt. Dennoch ist bei den Begräbnißceremonien auch eine gewisse Zeit dem Wehklagen der Angehörigen gewidmet, wie eine andere den Schmausereien und den bei dieser Gelegenheit üblichen obscönen Tänzen, welche von nackten Frauen ausgeführt werden. Dem Todten wird die schön tätowirte Haut abgezogen und in dem geheimen Familienarchive als Heiligthum aufbewahrt. Der eben erwähnte, vielfach ausgeschmückte Sarg wird bei der Bestattung nicht in die Erde versenkt, sondern, luftdicht verschlossen, in dem Todtenhause der Familie an Seilen frei in der Luft aufgehängt und, wie bei den alten Deutschen, von Speisen und Waffen umgeben. In die Erde verscharrt zu werden, ist eine Schmach, die nur kinderlos gestorbenen Frauen zu Theil wird.

Die folgenden vier Briefe, wenngleich sie für manchen Zweig der Wissenschaft Interessantes enthalten, berühren wir hier nur kurz, zur Vervollständigung des Ganzen mit wenigen Worten ihren Inhalt andeutend. Eine ausführliche Besprechung desselben würde zu weit über die diesen Mittheilungen gesteckten Grenzen hinausführen.

Der vierte Brief bespricht die Arbeiten der Insulaner und ihre industriellen Kunstfertigkeiten. Der Verf. beschreibt hierin aufs genaueste ihre Wohnung, Nahrung und Kleidung. Diese Hauptbedürfnisse, an welche sich bei andern Völkern alle Kunst und Industrie knüpft, befördern hier um so weniger die Entfaltung derselben, als der Mensch auf diesen glückseligen Inseln sich gegen die Natur nicht schützen und ihr nichts abringen darf. Sie bietet in ihrer Milde Alles fertig und im Überflusse dar und gibt daher sehr wenig Auffoderung zu irgend einer Geistes- oder Körperthätigkeit. Die Cultivirung des Tabacks und des Maulbeerbaums sind die einzigen, den Luxus befördernden Arbeiten, und ihre einzigen Kunstproducte sind: Diademe von Hahnenfedern, Fächer von Knochen, Götzenbilder, Pfeifen, Ohrringe und die Tätowirung. Die meiste Industrie und Kunst findet sich bei denjenigen Stämmen, welche von fremden Schiffen am wenigsten besucht werden, da die Bewohner der besuchten Küsten durch Eintausch die Erzeugnisse europäischer Industrie ohne Mühe und eigene Anstrengung erwerben. Hierbei verdient noch eine eigenthümliche Tauschwaare erwähnt zu werden: die Scham. Die Frauen der Insulaner zahlen mit ihren Gunstbezeigungen die Waaren der Europäer. Es ist dies eine vollständige und unglückliche Ausbildung der Prostitution, welche jedoch in ihrer ganzen Immoralität hier nur von Seiten der Männer verübt wird, bei den wilden Frauen jedoch, im Zusammenhange mit den Sitten ihres Volks, ganz den Charakter der glücklichen Unschuld an sich trägt. Wenn diese erst der Erkenntniß gewichen sein wird, dann wird der künstliche Riesenkörper „Civilisation" mit seinem schwarzen, langgestreckten Schlagschatten auch die noch helle Brust dieses fernen Völkleins verdunkeln.

Der fünfte Brief enthält Bemerkungen über die Sprache der Insulaner und die Idee einer Grammatik derselben. Die Mittheilungen des Verf. geben einen vollständigen Begriff von der Sprache, welche sehr viel Musik zu enthalten scheint und in der Art ihrer Beugung und Behandlung einen guten Geschmack und ein feines Ohr verräth. Gleichwol ist die eigentliche Musik bei diesem Volke nicht sehr ausgebildet. Fast alle Melodien beschränken sich auf die Abwechselung unter höchstens drei Noten und ihr Instrumentenreichthum besteht in der Pauke, einer mit drei Löchern versehenen Flöte, die durch den Hauch der Nase geblasen wird, und in einer Art Holzharmonika, welche mit der von Gusikow viele Ähnlichkeit hat. Besonders ausgebildet bei beiden Geschlechtern findet sich hier die Kunst der Beredtsamkeit, und zwar erlauben die Insulaner vernünftigerweise, im Gegensatze mit Europa, den Frauen, ihr unbestrittenes Talent zu dieser Kunst auszubilden und zum Besten ihrer Mitmenschen, als Advocaten oder dergleichen, öffentlich anzuwenden. Ihre poetischen Gesänge sind erhaben, volltönend und in kurzen alliterirten Versen. Neuerdings haben die Missionnaire ihnen auch geistliche Lieder und Stellen aus der Bibel, wie es scheint, mit Glück in ihre Sprache übersetzt.

Die komische Pedanterie und das systematisch Linirte in dem Geiste und der Anschauungsweise des Verf.

verleitet denselben in seinen Anmerkungen über den wissenschaftlichen Standpunkt der Insulaner, von welchem er im sechsten Briefe ein Bild entwirft, zu allerlei lächerlichen und thörichten Anmerkungen. Er hätte diesen sein Buch verunstaltenden Brief ganz fortlassen sollen. Wir überspringen ihn daher ganz, wie auch den letzten, der von den Arbeiten der katholischen Missionnaire handelt, da wir schon oben Genügendes darüber mitgetheilt, und bemerken nur noch zum Schlusse, daß das ganze ebenso interessante als verdienstvolle Werk des Pater Matthias würdig und passend abgeschlossen wird durch die wörtliche Mittheilung des merkwürdigen Berichts, welchen der Contreadmiral Dupetit-Thouars an den Marineminister über die Besitznahme der Marquesas-Inseln, am 28. Juni 1842, erstattete, und aus welchem wir erfahren, daß die Insulaner eigentlich nur durch die Furcht vor der Rache der Amerikaner, wegen Tödtung einiger Männer, bewogen worden sind, sich unter Frankreichs Schutz und Botmäßigkeit zu begeben.

A. Roerdansz.

Der zweite Theil des „Faust“ englisch von Gurney.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Wir haben es also mit einer freien Übersetzung zu thun, frei im vollsten Sinne des Worts, wo der Übersetzer wieder zum Dichter für seine Nation wird. Einzelne Beispiele mögen es zeigen. Die Nymphen im Chor umschließen den großen Pan:

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan.

Ihr Heitersten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umschwebet ihn;
Denn weil er ernst und gut dabei,
So will er, daß man fröhlich sei.

Each mortal man
To Earth must bow;
Behold him now
The mighty Pan!

Ye gracefull maids around him fly
In lightsome mirth and revelry;
He sees you dance, with joy elate,
For he is good as he is great.

Das war frei übersetzt, aber der folgende Gesang der deputirten Gnomen ist mehr als das; er ist aus der Goethe'schen Specialliebe für mineralogisch-geologische Processe in das allgemein Menschliche übergedichtet:

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunkeln Grüften
Troglodytisch unser Haus
Und an reinen Tageslüften
Theilst du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hierneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.

Dies vermagst du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

When the dark red ore is lying
In the mountains gloomy cave,
We its secret haunts descrying,
O'er them rods of magic wave.

Ope the rock, and forth the treasures
From their home to earth we bring;
Thou receivest them, king of Pleasures
Round the gold in heaps dost fling.

In this hall a wondrous fountain
Even now we chanced to find;
Pearly lake and ruby mountain
Never stores like theese combined.

Gold and gems, like waves are flowing —
Thou, o king their guardian be!
So on all the world bestowing
What we Gnomes bestow on thee.

Wie trefflich und charakteristisch Herr Gurney auch zu übersetzen weiß, dafür folgende Stelle aus den komischen Partien. Der Gelehrte spricht:

Ich seh sie deutlich, doch gesteh' ich frei,
Zu zweifeln ist, ob sie die rechte sei.
Die Gegenwart verführt ins Übertriebne;
Ich halte mich vor allem ans Geschriebne.
Da les' ich denn, sie habe wirklich allen
Graubärt'gen Trojas sonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier.
Ich bin nicht jung und doch gefällt sie mir.

I see her clearly, to say the truth,
I still must doubt if she be she in sooth.
The present often may deceive our eyes,
And pasts long chronicles far more I prize.
Here then, I read that all Troys greybeards thought her
Worthy to be a Venus' self the daughter;
This rule apply a tailor might or tinker,
I am not young, and get most beauteous think her.

Es würde nicht schwer fallen, noch zahlreiche Stellen aus den lyrischen und drastischen Partien auszuziehen und andere aus den Dialogen, in welchen die Reflexion mit der sinnlichen Auffassung so eigenthümlich wunderbar, wie eben nur im Goethe'schen „Faust“, verschwistert ist, und die alle in Frische und Kräftigkeit von dem Übersetzer wiedergegeben sind. Wie reich ist die englische Volkssprache an Ausdrücken für sinnliche Auffassungen, daß unsere deutsche Muttersprache durch die Berührung mit ihr, wenn sie in Abstractionen sich verirrt, sich immer wieder kräftigen und zu den Naturlauten zurück könnte leiten lassen. Wie mancher Deutsche zu seiner Belehrung die Hayward'sche Übersetzung des ersten Theils gelesen haben wird — die kurzen praktischen Noten derselben verdienten ins Deutsche übersetzt zu werden —, so könnte auch Mancher, wenn nicht zur Belehrung, doch zur Anfeuerung im Nachdenken, diese Gurney'sche Übertragung in die englische Eigenthümlichkeit studiren. Wie die verwandten Völker in ihren Sinnesrichtungen sich theilen, davon ließen sich hier merkwürdige Belege sammeln. Der starre conservative Brite, der Highchurchman, kann, trotz seiner Bewunderung für Goethe, doch unmöglich dessen Bewunderung für Lord Byron theilen und müht sich in den Noten ab, das Lob, welches der deutsche Dichter ihm spendet, fortzuwischen. Byron im Grabe wird es sich gefallen lassen können. Der Anklang für den Dichter ist, aus den britischen Grenzen hinaus, ein europäischer geworden. Er läßt sich nicht mehr fortstreichen aus der Geschichte unserer intellectuellen Entwickelung. Seltsam aber, daß die englische Nation, in ihrer engherzigen Beurtheilung Byron's, ihm nur die ähnliche engherzige Beurtheilung, die er an Shakspeare verübte, vergilt. Sehr beachtenswerth sind auch die Winkelzüge, durch welche der englische Übersetzer mit Bewußtsein und Geschick anstößige Bilder und lüsterne Anspielungen umgeht, welche ein englisches Ohr nicht anhören könnte, ohne daß man ihm um deshalb vorwerfen darf, daß er falsch übersetze.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 159. — 8. Juni 1843.

Rückert als dramatischer Dichter.

Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte von Friedrich Rückert. Erlangen, Heyder. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Als Rückert zuerst unter den Dichtern Deutschlands auftrat, war er durchaus ein Sohn der Zeit und widmete ihr in seinen „Geharnischten Sonetten" und in seinem „Kranze der Zeit" die werthvollsten Erstlinge seiner Kraft; bald jedoch zog er seine Dichtung, theils wol aus innern, theils auch, wie Gustav Pfizer in der bekannten Schrift „Uhland und Rückert" andeutet, aus persönlichen, jedoch den edelsten persönlichen Beweggründen, von dem Schauplatze zurück, auf dem sein Volk kämpfte und mehr noch litt als kämpfte. So war seine Stellung zur deutschen Dichtung, trotz seiner großen Fruchtbarkeit, trotz der hohen Trefflichkeit, die ein unbefangener Beurtheiler vielen seiner Leistungen nicht absprechen kann, gerade ein Vierteljahrhundert lang eine durchaus einsame und, ebenso sehr in Beziehung auf die von ihm gewählten Stoffe als auf deren Behandlungsweise, fast außer Zusammenhang mit der übrigen deutschen Dichterwelt. Jetzt endlich, wo man doch wol nicht mit Unrecht die Kraft jugendlichen Schöpferdrangs in ihm wo nicht für erloschen, doch für allmälig erlöschend halten darf, scheint er sich in gewissem Grade den Bestrebungen der Zeitgenossen wieder zuzuwenden, da er plötzlich und gewiß allen Kennern seiner frühern Arbeiten überraschend den zahlreichen jugendfrischen Kräften sich zugesellt, die jetzt von allen Seiten dem Drama zuströmen. Schon bald nach Rückert's Übersiedelung in das nördliche Deutschland verbreitete sich das Gerücht von dramatischen Arbeiten des Dichters; dann erschienen im „Morgenblatt" Bruchstücke eines der armenischen Geschichte entnommenen Trauerspiels, die aber bei der verwickelten Anlage des Ganzen noch zu keinem Urtheile befähigten; jetzt endlich liegt sein erstes vollständiges Drama vor, welches nach dem Gesagten wol zu eingehender Betrachtung auffodern muß.

Hat sich Rückert mit dieser Arbeit der Richtung unserer Zeit insofern wieder genähert, daß auch er dem lebhaft erwachten Eifer für dramatische Richtung ihr Recht zuzuerkennen scheint, so ist er doch zugleich auch seinem bisherigen Standpunkte nicht untreu geworden. Dies zeigt zunächst die Wahl seines Stoffs. Während die übrigen Dramatiker unserer Tage entweder historische Stoffe behandeln, die uns theils durch ihren vaterländischen Gehalt, theils durch ein mächtig ergreifendes psychologisches Intresse nahe stehen, oder solche Stoffe ganz neu erfinden, welche durch Abspiegelung unserer socialen Zustände anziehen und so zur Lösung schwebender Lebensfragen das Ihrige beitragen: ist Rückert, was Zeit und Ort seines Drama betrifft, in derselben Ferne stehen geblieben, in der er sich schon lange hält. Und der Unterzeichnete muß leider gestehen, daß er schon darin einen Misgriff erkennt, der alle Wirkung dieser Dichtung selbst bei den größten sonstigen Vorzügen unmöglich machen würde. Ein Drama, welches fesseln und wirken soll, muß zunächst schon ein bedeutendes stoffliches Interesse erregen können: dies ist aber von einer dramatischen Geschichte Saul's und David's durchaus nicht zu erwarten, da sie uns von frühester Jugend an viel zu bekannt ist, als daß sie die Theilnahme der Neuheit in Anspruch nehmen könnte. Noch mehr aber muß ein wirksames Drama immer irgend einen Punkt treffen, in dem es die Gefühle, die Wünsche, die Bedürfnisse der Zuschauer oder Leser berührt und befriedigt; dies kann „Saul und David" nicht erreichen, da es einer längst abgeschlossenen Welt angehört, aus der keine Gedankenbrücke in unsere Zeit führt, noch dazu einer Welt, deren charakteristisches Kennzeichen eine eng beschränkte, streng ausschließende Volksthümlichkeit ist, aus der sich allgemeine, ewig wahre Gedanken und Gefühle nicht entwickeln lassen, wie dies im hellenischen Alterthume der Fall ist, welches deshalb auch niemals einer poetischen Behandlung unfähig werden wird. Hier wäre es höchstens durch eine gänzliche Umgestaltung des Stoffs möglich gewesen, eine große, ewige Idee zum leicht erkennbaren Mittelpunkte des Ganzen zu erheben; daß Rückert dies nicht gethan hat, wird sich weiter unten zeigen.

Müssen wir sonach die Wahl des Stoffes für eine unglückliche erklären, so bliebe deswegen doch immer noch die Möglichkeit, daß „Saul und David" ein künstlerisch hoch vollendetes Meisterwerk wäre, und es wird deshalb nöthig sein, näher darzulegen, auf welche Weise Rückert seinen Stoff behandelt hat.

Entnommen ist derselbe dem ersten Buche Samuelis und dem Anfange des zweiten und vertheilt in ein Vorspiel „Saul's Erwählung" von drei Aufzügen und das

Drama selbst von fünf Aufzügen. Die Form ist durchaus metrisch, großentheils gereimt und in verschiedenen Versformen wechselnd, die, dem Inhalte und den sprechenden Personen gemäß, Rückert's längst anerkannte Meisterschaft in Handhabung der dichterischen Formen von neuem bewähren.

Das Vorspiel enthält das Verlangen des jüdischen Volks nach einem Könige, Saul's Salbung durch Samuel, des Erstern Sieg über die Ammoniter bei Jabes in Gilead und die darauf folgende allgemeine Anerkennung seines Königthums. Das Drama selbst beginnt 20 Jahre später, wofür Luther's Bibelübersetzung nur einen Zeitraum von zwei Jahren hat. Hier erscheint Saul sofort als der mistrauische, fast geisteskranke Fürst im Zwiespalt mit Samuel; David kommt an Saul's Hof und erschlägt den Goliath, wird vor Saul's Grimm flüchtig, und so führt uns der Gang des Drama, bis nach Saul's und Jonathan's Fall David den Thron besteigt und auch die wenigen noch übrigen Anhänger der Familie Saul's sich unterwerfen; David's großartige Plane und seine Milde gegen die Unterworfenen machen den Schluß. So hat sich also Rückert aller eigenen Erfindung ganz und gar bis auf die leiseste Spur offenbar absichtlich enthalten, um dem gegebenen Stoffe mehrfach bis zur Wörtlichkeit treu zu bleiben. Aber nicht nur den Stoff selbst hat er ganz unverändert beibehalten, sondern auch die Behandlungs- und Darstellungsweise ist ganz dieselbe wie in seiner Quelle; und deshalb führt sein Werk nur den Namen Drama, ohne irgend eine andere Eigenschaft desselben zu besitzen, als daß es aus einer Reihe, durch den Zusammenhang des Stoffs verbundener Dialogen besteht, was freilich nur die allergeringste und äußerlichste Bedingung ist, die das Drama zu erfüllen hat. Es fehlt diesem Drama dagegen erstens ganz an Handlung: wie die Quelle, nach der Rückert gearbeitet hat, eine Chronik ist, so besteht sein Drama aus einer Reihe von Auftritten, in denen die verschiedenen Personen abwechselnd die Stelle des Chronisten einnehmen; alle eingreifenden und handlungsreichen Ereignisse erfahren wir lediglich durch die Erzählung dritter Personen, so den ersten Sieg Saul's, so die Salbung David's, die Besiegung des Riesen, den Ausbruch von Saul's Zorn, den Fall Saul's und Jonathan's. Es findet sich deshalb in dem ganzen Werke auch nicht eine durch eine große Handlung bewegte und belebte Scene, denn auch die, wo Saul zum König gewählt wird, bewegt sich der Natur der Sache nach nur in Wechselreden, und wo sonst Handlungen sichtlich vorgeführt werden, sind nur einzelne Vorfälle und Personen dabei ohne wesentliche Entscheidung für das Ganze betheiligt.

Wir müssen jedenfalls annehmen, daß diese Eigenthümlichkeit des Werks von dem Dichter beabsichtigt worden ist, und es fehlt nicht an den glänzendsten Beispielen, die zu seiner Rechtfertigung angeführt werden zu können scheinen. Bei diesen tritt dann aber, um nur an Goethe's „Iphigenie" und „Tasso" zu erinnern, immer der Fall ein, daß der Stoff selbst einen solchen Reichthum an Handlung nicht bietet wie die Geschichte Saul's und David's, und daß zweitens der Mangel an äußerer Handlung durch innere Handlung, d. h. durch die ausgeführte Darstellung eines reichen und bedeutenden Gemüthszustandes der auftretenden Personen reichlich aufgewogen wird. Dies ist aber in Rückert's Drama keineswegs der Fall, denn es im Gegentheil an scharfer Charakterzeichnung der einzelnen Hauptpersonen und psychologischer Motivirung ganz fehlt; diese fehlt allerdings auch der biblischen Erzählung, aber sie ist eben kein Gedicht, sondern eine Chronik.

Fassen wir die Hauptpersonen in dieser Beziehung näher ins Auge: Saul erscheint im Vorspiel als eine heldenkräftige Natur in bescheidener und unscheinbarer Umhüllung. Als König ist er plötzlich zu einem launenhaften, geisteskranken Tyrannen umgewandelt, der selbst von sich sagt (S. 140):

> O Herr,
> Daß du mich hast verlassen, fühl' ich wohl,
> Doch nicht, warum du mich verlassen hast.

Und leider weiß es der Leser ebenso wenig, denn der in der biblischen Erzählung liegende Abfall von der theokratischen Verfassung seines Volks wird nirgend hervorgehoben. David erscheint bald als kindlich unbefangener Knabe, bald als schlau berechnender Kronprätendent, ohne daß ein Übergang vermittelt wäre; namentlich aber vermissen wir in ihm die Kraft des unbedingten Gottvertrauens, die die biblische Erzählung bei aller Einfachheit so schön in seinen Charakter zu legen weiß; und der Versuch, dieses auch hier wiederzugeben, der durch das Einlegen mehrer metrisch bearbeiteter Psalmen, einer darunter in Form eines Sonetts (S. 280), gemacht wird, ist mislungen, weil er mit allen Übrigen nicht zusammenstimmt. Samuel ist eine ganz und gar unklare Gestalt, dessen Stellung weder zu Saul noch zu David man deutlich verstehen kann. An einzelnen Stellen zwar scheint der Zwiespalt zwischen Saul und Samuel oder zwischen Königthum und Priesterherrschaft als Grundidee des Ganzen hervortreten zu wollen, was dann allerdings eine fruchtbare und naheliegende Anwendung auf unsere Zeit gestatten würde; aber dieser Gedanke ist viel zu schwach angedeutet, als daß man auch nur eine derartige Absicht des Dichters mit Sicherheit annehmen könnte. Am consequentesten durchgeführt sind die beiden Gestalten des Edomiters Doeg und Jonathan's: Ersterer aber spielt als Aufreizer und Zuträger Saul's eine zu untergeordnete Rolle, als daß er einer solchen poetischen Bevorzugung würdig wäre, und verschwindet gegen das Ende des Drama's spur- und wirkungslos; und die Consequenz des Letztern besteht blos darin, daß er durchweg weich, sentimental, allenfalls zu Thaten persönlicher Bravour, aber nirgend zu einem höhern Aufschwunge fähig erscheint.

Da sich sonach ein wahrhaftes Verdienst dieses Drama's weder in der Wahl des Stoffs, noch in der Benutzung desselben, noch in der Charakterisirung der einzelnen Personen, oder einer leitenden Grundidee nachweisen läßt, so werden die Vorzüge, welche es besitzt, nur

von der Art sein können, daß sie der lyrischen Poesie angehören, und dies ist ja auch das Feld, auf dem sich Rückert seinen schönsten und reichsten Dichterruhm erworben hat; ein Drama aber, dessen Vorzüge auf solchem Boden ruhen, verliert den richtigen Standpunkt und nähert sich entweder der Oper oder dem Oratorium. Und namentlich letzterm nähert sich das in Rede stehende Drama sehr entschieden, nicht nur durch zahlreiche lyrische Elemente, nicht nur durch den biblischen Stoff, sondern auch durch den erwähnten Mangel an psychologischer Entwickelung, die auch in den Oratorien weder gefunden noch gefodert zu werden pflegt. Den lyrischen Partien aber, die in diesem Drama vorkommen, läßt sich große dichterische Schönheit gar nicht absprechen; so z. B. den Wechselreden, die in dem dritten Aufzuge des Vorspiels von den Bürgern zu Tabes chorartig gehalten werden, als sie zuerst von den Feinden rettungslos bedroht scheinen, dann Saul's Verheißungen neue Hoffnung erwecken und endlich diese auf das herrlichste erfüllt werden. Ebenso läßt sich noch von mehren Theilen der Dichtung sagen, daß sie, für sich betrachtet, ganz geeignet sind, Rückert's alten Ruhm zu erneuen; nur von dem Ganzen können wir dies nicht behaupten.

Ich bin der Überzeugung, daß Rückert dies sein neuestes Werk absichtlich so, wie es vorliegt, gestaltet hat, indem er von ganz andern Principien dabei ausgegangen zu sein scheint, als ich nach meinen Ansichten bei Beurtheilung eines Drama in Anwendung bringen kann. „Saul und David" gehört in allem Wesentlichen derselben poetischen Richtung an wie Rückert's „Leben Jesu", d. h. einer Richtung, welche sich darauf beschränkt, einem gewählten Stoffe das äußere Gewand der Dichtung umzuhängen, ohne weder an dem Stoffe selbst eine dichterische Thätigkeit zu üben, noch auch bei der Wahl eines Stoffs irgend eine andere Rücksicht als die der subjectiven Neigung zu nehmen, namentlich nicht die, ob ein Stoff, der, an sich betrachtet, einer der großartigsten sein kann, einer dichterischen Behandlung für unsere Zeit und für unser Volk fähig ist. Es ist dies aber die Folge theils jener oben erwähnten Vereinsamung und Beschaulichkeit, in die sich Rückert je länger je mehr zurückgezogen, theils wol auch der vielfach und mit seltener Meisterschaft geübten Übersetzungskunst, die dem eigenen Talente nicht förderlich sein kann. Sehr schade ist es, daß einer der wenigen lebenden Dichter, deren Zahl zu der der Versemacher gerade in umgekehrtem Verhältniß steht, einen solchen Standpunkt eingenommen hat und immer entschiedener einzunehmen scheint, der seinen neuesten Arbeiten die Anerkennung, die auch der Unterzeichnete bei andern Gelegenheiten Rückert's frühern Arbeiten freudig gezollt hat, zu versagen zwingt!

W. A. Passow.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Untersuchungen über die Nerven.

Lobende Anerkennung verdient die zweite vielfach verbesserte, vermehrte und umgestaltete Ausgabe von P. Flourens': „Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés" (Paris 1842). Der Verf., ein Schüler des berühmten Naturforschers Cuvier und sein Nachfolger als beständiger Secretair der Akademie der Wissenschaften, hat in dieser neuen Ausgabe alle Arbeiten vereinigt, welche er früher über das Nervensystem einzeln herausgegeben hatte; er hat dieselben coordinirt und durch neue Untersuchungen erweitert und dadurch dem Ganzen mehr Einheit gegeben. Außer vielen neuen Thatsachen, welche diese Ausgabe vorzüglich interessant machen, verdient seine Methode beachtet zu werden. Der allgemeine Fehler der ehemaligen Experimente, die man über das Gehirn anstellte, bestand darin, daß man sich solcher Verfahrungsarten bediente, welche complicirte Resultate gaben. Das erste Verdienst des Herrn Flourens ist, so zu Werke zu gehen, daß er die Theile isolirt, wodurch er sich einen sichern Begriff von den Grenzen der Veränderung machen kann. Er hat ganz bestimmte Organe verstümmelt oder weggerissen und ist auf diese Weise zu weit sicherern Ergebnissen gekommen als seine Vorgänger; denn er hat eingesehen, wenn die Phänomene complicirt sind, man sie zerlegen, mithin die Organe voneinander trennen, d. h. alle verschiedenen Theile genau voneinander unterscheiden muß. Seine alten Entdeckungen sind in dieser neuen Ausgabe des Werks von neuen Beweisen unterstützt und mit neuern Untersuchungen vermischt. Durch Anwendung dieser Methode ist Flourens zu zahlreichen Resultaten gekommen, die wir hier nicht analysiren können. Mit einem Wort, diese neue Ausgabe, die als ein neues Werk zu betrachten ist, muß die Aufmerksamkeit der Physiologen auf sich ziehen; sie macht dem berühmten Verf. in jeder Weise Ehre.

Über die römische Verfassung.

Von Herrn Rougarède de Fayet ist in Paris neuerdings ein „Essai sur la constitution romaine" erschienen. In diesem kleinen Werke, welches nur ein Bruchstück eines größern, künftig erscheinenden über die alte Geschichte der römischen Verfassung in Gallien ist, sucht der Verf. dem Leser die verschiedenen Veränderungen, welche die römische Constitution im Laufe ihrer successiven Revolutionen erfahren hat, vor die Augen zu stellen und die Grundbestandtheile dieser Verfassung mit den Staatsverfassungen der neuern Völker zu vergleichen. Man sieht, daß er den berühmten Verf. des Werks „Esprit des lois", Montesquieu, fleißig studirt hat und diese kurze Übersicht der Veränderungen der römischen Verfassung zeugt von Fleiß und Kenntnissen. Seinen politischen Betrachtungen fehlt es weder an Scharfsinn noch an Richtigkeit; die geographischen und militairischen Details geben Beweise von Gelehrsamkeit. Mehre Charaktere sind gut skizzirt, wie die von Marius, Sulla, Augustus und Tiberius. Die Regierungen des Tiberius und des Caligula beschließen diese Arbeit, welche nur die Vorläuferin einer größern, ausführlichern über denselben Gegenstand ist.

Eine neue Geschichte von Frankreich.

Ein der Beachtung nicht unwerthes Werk ist C. Jauffret's „Histoire de France" (Bd. 1—4, Paris 1840—42). Da der Verf. nicht selbst Geschichtsforscher ist, so hat er sich begnügt, die vorzüglichsten Geschichtswerke der neuern französischen Schule, vorzüglich die von Thierry, Michelet und Sismondi fleißig zu studiren und als Quellen zu benutzen, um eine weniger bändereiche Geschichte seines Vaterlandes für das gebildete Publicum, dem es zum Studium größerer Werke an Muße fehlt, zu schreiben. Sein Werk, welches mit den ältesten Zeiten anfängt und bis zu der französischen Revolution gehen soll, wird wol wenigstens zehn Bände stark werden. Der erste Theil, der mit der Regierung Clodwig's anfängt, schließt mit einem allgemeinen Gemälde von der Regierung der Franken nach der Eroberung. Der zweite Theil enthält die Geschichte der Karolinger bis zur Erlöschung ihres Geschlechts in Frankreich im 10. Jahrhundert. Der dritte Theil geht von Hugo

Capet bis zum Tode von Philipp August, der vierte führt uns bis zur Regierung Philipp's III. am Ende des 13. Jahrhunderts. Das Werk zeugt von Fleiß und Talent; nur der Stil des Verf. bedarf noch der Feile. 16.

Bibliographie.

Altmann, A. L., Gedichte. Wien, Gerold. Gr. 8. 25 Ngr.

Berg, O., Sklaverei, Seeherrschaft und die preußische Staatszeitung. Ein Nachtrag zu meiner Schrift: „Nordamerikas Stellung zum Quintupel-Traktat am 20. Decbr. 1841." Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 15 Ngr.

Buhl, L., Fragen der innern Politik und Verwaltung. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Butziger, G., D und T, oder Durst und Tod, oder Naß und Blaß oder Sitis und Satis. Faßliches. Mit einem nichtfaßlichen Anhange. Leipzig, Peter. 8. 22½ Ngr.

Carnevalsfeier der Hallenser Lumpia. Frei nach Goethe's Faust von Sturmfeder. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Jackowitz. 8. 10 Ngr.

Der alte Demagog, oder Abenteuer und Schicksale eines Weltbürgers. Vom Verfasser der Chronique scandaleuse des päpstlichen Hofes. Leipzig, Peter. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Egon Ein Roman von Gustav vom See. 3 Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Die Entscheidungsgründe der Juristenfacultät zu Jena, zu ihrem Erkenntnisse im Reichsgräflich Bentinck'schen Successionsstreite, im Auszuge mit Anmerkungen. Oldenburg, Stalling. 8. 12½ Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fahne, A., Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des kölner Domes und der bei diesem Werke thätig gewesenen Künstler. Mit Urkunden, architektonischen Abbildungen und einer Karte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 12½ Ngr.

Follen, A. A. L., Das Nibelungenlied im Ton unserer Volkslieder. 1ster Theil: Siegfried's Tod. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Haupt, A., Bamberger Legenden und Sagen. Bamberg, Reindl. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Heller, R., Eine neue Welt. 2 Theile. Altenburg, Pierer. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hofmann, J. C. K., Des Herrn Julius Wiggers Beruf zum öffentlichen Ankläger in der lutherischen Kirche, geprüft. Rostock, Stiller. 8. 7½ Ngr.

Humboldt's, W. v., gesammelte Werke. 3ter und 4ter Band. Berlin, Reimer. Gr. 8. 4 Thlr.

Jahrbücher der deutschen Turnkunst. Herausgegeben von K. Euler. 1stes Heft. Danzig, Anhuth. Gr. 12. 7½ Ngr.

Kähler, C. N., Keine Kirchen-Agende! Ein Ausruf. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Karsten, C. J. B., Philosophie der Chemie. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten. Aus dem Russischen übersetzt von F. Bodenstedt. Leipzig, Kollmann. Gr. 12. 1 Thlr.

Kühne, F. G., Mein Carneval in Berlin 1843. Braunschweig, Westermann. 8. 25 Ngr.

Die Liberalen der Gegenwart und ihr Streben nach Preßfreiheit. Ein Zeitthema, vom volksthümlichen Standpunkte aus beleuchtet durch einen preußischen Staatsmann. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 12. 12½ Ngr.

Lodore. Von dem Verfasser des „Frankenstein". Nach dem Englischen von der Übersetzerin von Frauenlohn und demselben Zweck gewidmet. 2 Bände. Altenburg, Pierer. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Klaus der Dümmpelz. Roman. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lyncker, F., Künstlerleben. Ein dramatisches Gedicht mit Genien. In fünf Aufzügen. Leipzig, Goetz. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Die sächsische Schweiz. Sagen-Spiegel. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 8. 25 Ngr.

St. Nelly, Blüten aus Tetschens goldenen Auen. 3 Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine unpolitische Neujahrspredigt. Den Parteien des Kantons Zürich gehalten von Jedediah Gaudelius Enzian. Winterthur, Steiner. 4. 2½ Ngr.

Nitzsch, K. W., Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Kiel, Schwers. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Otto, Louise, Ludwig der Kellner. Roman. 2 Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Petition an die hohe Ständeversammlung des Königreichs Sachsen, betreffend den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen. Leipzig, Leo. Gr. 4. 6 Ngr.

Petition an dieselbe um Herstellung eines angemessenen und wirksamen Rechtsschutzes für das Eigenthum dramatischer Autoren und Operncomponisten an ihren Werken, gegenüber den Bühnendirectionen. Leipzig, Leo. Gr. 4. 5 Ngr.

Protestantismus und Kirchenglaube. Bedenken eines Laien an die protestantischen Freunde. Glogau, Flemming. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Der Proceß Caumartin-Sirey-Heinefetter. Von einem Augenzeugen. Leipzig, Herbig. Kl. 8. 15 Ngr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften. 10ter Theil. (3tes Buch. Westasien.) 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. — Auch unter dem Titel: Die Erdkunde von Asien. 7ter Band. 1ste Abtheilung: Das Stufenland des Euphrat- und Tigrissystems. Berlin, Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Rust, J., Wie entgeht man der Armuth? Eine Anweisung, wie man mit Sicherheit zu einem ehrenhaften Wohlstande gelangen, also sich vor Armuth bewahren und selbst wieder entreißen kann. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schober, C., Buch der Jugend. In Sonetten und Liedern. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 20 Ngr.

Schubar, L., Louise. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Serbien, Rußland und die Türkei. Berlin, Schröder. 8. 20 Ngr.

Sommer, F. v., Karl der Zweite, König von England. Ein historischer Roman, nach Quellen bearbeitet. 2 Theile. Berlin, Morin. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Struve, G. v., Die Geschichte der Phrenologie. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Über Todesstrafen, Behandlung der Strafgefangenen und Zurechnungsfähigkeit, mit besonderer Rücksicht auf den Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Großherzogthum Baden. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 5 Ngr.

Taschenbuch für angehende Fußreisende. Eine der deutschen Jugend gewidmete Frühlingsgabe. Jena, Frommann. Gr. 12. 7½ Ngr.

Über die Banken. Von einem schwedischen Fürsten. Deutsch von F. E. Feller. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Wehl, F., Berliner Wespen. 1stes Heft. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 5 Ngr.

Weinholz, K., Die speculative Methode und die natürliche Entwickelungsweise, erwogen. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hierzu eine Beilage: **Gräße gegen die literarische Zeitung, 1843, Nr. 19.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1843.

Über flämische Literatur.

Wir Deutschen haben bisher in mehr denn einer Hinsicht den Flämingen großes Unrecht gethan, wenn wir über ihre junge Literatur uns Urtheile erlaubten. Die meisten Berichterstatter über dieselbe waren zu wenig mit ihr vertraut und faßten die Einen blos ihre rhetoricale Schattenseite allein und einzig ins Auge, während die Andern, nur einige bessere ihrer Productionen kennend, sie mit übertriebenen Lobsprüchen beehrten. Beide sagten uns viel Wahres, aber mit all dem Wahren kamen wir immer noch nicht ins Klare.

Wenn wir das Wort hier noch einmal aufnehmen und eine nähere Beleuchtung der flämischen literarischen Bestrebungen versuchen, so glauben wir uns dazu in etwas befugt; mehrjähriger Aufenthalt in Belgien setzte uns in Stand, die Sache in der Nähe zu beobachten und uns recht innig vertraut mit ihr zu machen. Daß an keine Parteilichkeit von unserer Seite zu denken ist, daran brauchen wir wol nicht zu erinnern.

Am füglichsten vermeinen wir das ganze Gebiet der flämischen Literatur in drei Schulen vertheilen zu können: es sind die altrhetoricale, deren Gebiet Westflandern und deren Hauptstadt Brügge; die sich mehr nach Holland hinneigende genter classische, auf deren Fahne Vondel und Bilderdijk prunken, und die antwerpener romantische. Man könnte noch eine vierte annehmen, die orthodoxkatholische — im Gegensatze zu den beiden letztvorhergehenden, die wir dann als halbliberal und durchaus-liberal bezeichnen müßten —, aber diese war bisher noch so wenig productiv, daß wir glauben besser zu thun, wenn wir von ihr gänzlich schweigen, oder ihrer nur in wenigen Worten beiläufig gedenken.

Was die Altrhetoricalen betrifft, da meint es kein Mensch besser mit der Sprache und der Literatur als sie, aber keiner trägt auch beiden weniger zu. Unberührt von Allem, was um sie herum in der Welt vorgeht, schwärmen sie götterselig in dem alten Olymp umher und tummeln ihren Pegasus auf dem vielbetrappelten Helikon. Ihre Specialliteratur ist die reichste von der Welt: da gibt es Heldengedichte zu Hunderten, Dramen zu Tausenden und Oden und andern kleinen Kram zu Millionen; Alles in wohlabgezählten Heldenversen (Alexandrinern). Sie schreiben große Dichterwettkämpfe aus und schenken den Siegern goldene und silberne Medaillen und frische grüne Lorberzweige. Kurz, es ist ein herrliches Leben unter diesen Leuten; sie gehen mit der Unsterblichkeit um wie ein Schulknabe mit seinem Butterbrot; der dürftigste Landschulmeister stellt sich kühn neben Homer, das winzigste Krämerlein sieht Horaz mit Geringschätzung an. Alles, was nur neu heißt, ist ihnen in der Seele verhaßt. „Die Saat der Neomanen hat stark um sich gegriffen", sprach der Präsident der ostender Rhetoricaner am letztvergangenen 4. September, als er die Preisaustheilung eröffnete, „aber wir werden uns ihr entgegenstemmen und unsere Rhetorica wieder auf den altehrwürdigen Fuß zurückbringen, auf dem sie in den goldenen Tagen unserer Väter stand." Und als man auf dem genter Sprachcongresse den größten Rhetoricalen, den Apotheker van Loo*) aus Brügge fragte, ob er die Regeln der reinern Orthographie, welche die königliche Commission**) anrieth, annehmen wolle, sagte er: „Nein, die alte Orthographie finde ich in meinem Tetraglotton und in meinen Rudimentis und in meinem Katechismus; ihr entsagen und meinem Glauben entsagen, das ist für mich eins und dasselbe."

Aus diesem Wenigen schließe man auf den Gehalt der Leistungen der Schule. Doch wir würden uns an unsern Lesern versündigen, wollten wir ihnen ein Pröbchen derselben vorenthalten. Hier denn ein ganz frisches, das Willkommengedicht, mit welchem der Dekan der ostender Kammer seine Wartburgs-Kämpfer am 4. Sept. vorigen Jahres begrüßte:

Meine Herren und Kunstfreunde!

Seid herzlich willkommen, ihr berühmten Harfner, seid tausendmal willkommen auf unserm Redesaale; auf diesem Saale, wo man die Göttersprache sich paaren hört mit der glänzenden Dichtkunst unserer Muttersprache. Ja, unsere Muttersprache, das Flämische, so reich an Worten, so sanft fließend an Ton, an der der Belgier sich hält, sie soll stets der

---

*) Dieser gab eben seine seit [illegible] angekündigte „Dichtkunst oder Prosodia" heraus, ein Werk von [illegible] Heldenversen, in vier Gesänge vertheilt und mit vielen lateinischen und selbst einem griechischen Citate ausgestattet. Von dem letztern scheint der Autor jedoch wenig verstanden zu haben. Wir führen ein Verschen zur Probe an: „Ist es nicht die holde Aurora Tithonus junge Braut, die uns den Osten mit Rosenfingern entschließt?" u. s. w.

**) Über den Orthographie-Krieg Näheres in einer folgenden Mittheilung.

Felsen sein an Thetis' Gestaden, auf welchem der Barde von Ostende seinen Tempel baut.

Kommt denn, Söhne Apollo's, zu kämpfen um die Lorbern; kommt, tretet in Minerva's Geleite in die Schranken; wir bieten frohen Empfang den Rederijkern, die ihre Vernunft und ihre Zeit auf Sprache und Dichtung wenden.

Die ihr das Vorurtheil in so kräftigen Zügen malet und seine unglücklichen Folgen in all ihrer Gräßlichkeit beschriebet, ihr, die ihr den Vortheil der Emsigkeit leuchten ließet, euer Lob müßte durch Fama überall verbreitet werden.

O ihr Säulen der Kunst, euch bieten Themis' Hände den Lorber, der eurer wartet für eure Scharfsinnigkeit; glänzende Ehrmedaillen decken hier die Wände; wahre Bruderliebe weihte sie für die Sieger.

Tretet heran und leset zu eurer Ehre eure preisbaren Werke; die ostendische Gesellschaft mit dem Wahlspruche „Was reif, was grün", die euch brüderlich und wohl empfangen soll, wird auf dem Helikon mit euch der Weisheit pflegen.

Wir müßten hier eigentlich noch Erklärungen zu manchem in diesem theils mit ungeheuerm Enthusiasmus empfangenen und theils mit mühsam verhaltenem Lächeln begrüßten Meisterwerke geben, ziehen jedoch vor, statt derselben eine kurze Skizze des Preiskampfes selbst mitzutheilen, die unsern Lesern jedenfalls willkommener sein dürfte. Haben wir doch in Deutschland nicht mehr Gelegenheit, ein solches Fest zu sehen, und würde doch gar Manchem der Mühe zu viel sein, darum einen Ausflug nach Belgien zu machen.

Wollte und will eine Rederijkerskammer einen Wettkampf ausschreiben, so sendet sie an all ihre Schwestern und an die bekanntesten Harfner einen gedruckten Brief, in welchem sie die Preisfragen und andere Bedingungen des Kampfes mittheilt; ein solcher Brief heißt eine Preiskarte. Obenan auf demselben steht der Titel der Gesellschaft, ihm folgen nach einer kleinen Einleitung, in der Tag und Stunde des Kampfes bestimmt werden, die Fragen, welche zumeist didaktischer Natur sind. Folgende waren die von Ostende:

Erste Frage: „Die unglücklichen Folgen des Vorurtheils", ein Dichtwerk von 100—120 Heldenversen.

Zweite Frage: „Der Vortheil der Emsigkeit", eine fünfstrophige Ode in Versen freier Wahl.

Dritte Frage: „Eine Kammerfrage", in 8—12 Heldenversen.

Ehe wir weiter gehen in unserer Analysirung der Preiskarte, müssen wir noch einige Aufklärungen geben. Der Inhalt der beiden ersten Fragen läßt den anders räthselhaften Sinn der dritten Strophe des Willkommengedichts nicht mehr dunkel. Kammerfrage ist ein alter Kunstterminus. Um nämlich sicher zu sein, daß die Kämpfer auch ihre Gedichte selbst gefertigt hatten, mußten sie in dem Kunstsaale ein Gedicht schreiben; dies geschah meistens auf dem Knie und darum hieß man dies Kniestück oder, weil es in der Kammer gefertigt war, Kammerfrage. Wer in einem Gedichte die festgesetzte Zahl von Versen überschreitet, der kann nicht gekrönt werden, wäre seine Arbeit auch die meisterlichste von der Welt. So hatten die bekannten flämischen Dichter van Duyse und Rens einmal mitgerungen, aber der Erste statt 150 Versen 157 eingesandt; des Zweiten Ode hatte sechs Strophen statt fünf und ihre Gedichte blieben unbeachtet, obwol sie sonst beiweitem die besten waren. Doch nun zurück zur Preiskarte.

Die folgenden Preise sollen den Siegern überreicht werden:

Erste Frage, erster Preis: Eine goldene Medaille. Zweiter Preis: Eine silberne Medaille.

Zweite Frage, erster Preis: Eine silberne vergoldete Medaille. Zweiter Preis: Eine silberne Medaille.

Dritte Frage, erster Preis: Eine silberne Medaille. Zweiter Preis: Eine silberne Medaille.

Dann folgen noch silberne Medaillen für den glänzendsten Einzug — worüber später mehr —, die größte Zahl von Mitgliedern bei dem Zuge, die von fernsten kommende Gesellschaft, den besten Leser, den besten Sänger und die beste Schrift. Nun kommen die ferneren Bedingungen. Wer einen Preis haben will, muß bei dem Kampfe gegenwärtig sein; die Leser müssen eine der Antworten auf die erste Frage prima vista herunterlesen; die Sänger eine Antwort auf die zweite Frage heruntersingen und natürlich selbst die Melodie machen; die Schreiber wenigstens 60 Zeilen einsenden, alle Gedichte auf Ministerpapier in Folio geschrieben sein. Zum Schlusse der Preisaustheilung folgt ein Ball. Damit sind wir aber noch nicht zu Ende, denn nun kommen noch die Preise für die Declamatoren; doch damit wollen wir unsere Leser verschonen und ihnen nur noch den Schluß der Karte geben: „Also geschehen in Sitzung vom 3. April 1842. Gezeichnet N. Vorsitzer, N. Dekan, NN. Kunstrichter, N. Secretair." Bei den ältern Kammern kamen noch hinzu der Prinz, Hauptmann, Schatzmeister u. s. w.

Der Tag des Preiskampfes selbst ist für die Stadt, in welcher der Streit gefeiert wird, ein echtes Volksfest. Alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt und mit Draperien verziert. Fahnen in allen Farben wehen aus der Höhe, Triumphbogen erheben sich zu Dutzenden, die meisten mit gewaltig großprahlerischen Inschriften. Endlich kommt denn der Zug, der die fremden Mitkämpfer am Thore abholt und mit ihnen zum Kunstsaale zieht; wir wollen den ostender uns ansehen.

Voran schreitet die Stadtmusik, hinter ihr kommen die Schützengilden vom Stahlbogen, dem Handbogen und der Büchse, jede mit ihren Wappen und Fahnen. Folgt der besondere rhetoricale Zug, an dessen Spitze der Narr — denn einen solchen hat jede Rederijkerskammer —, die Standarte und die Fahne. Dann Fama mit einer riesigen Trompete — Mädchen mit sinnbildlichen Vorstellungen auf großen Schildern — andere mit den neun Provinzen — die Wappen der Stadt, des Königs und der Königin — zwei Mamluken — Schilder mit den Ehrendenkmünzen — noch ein [illegible] und noch zwei Mamluken mit dem Wappen der Gesellschaft — die Kämpfer — der Vorstand der Gesellschaft — und endlich ihr Pedell. Ungleichlicherweise fanden sich am Thore keine fremden Kammern; die nur den

Preis des glänzenden Einzugs mit Trommel und Fahne und Wappen gerungen hätten, und so ging denn der Zug zum Saale.

Das Urtheil über die eingegangenen Dichtungen fiel gar sonderbar aus, doch echt rhetorical immer. Ein greiser Siebziger trug die drei ersten Preise davon und das war kein Wunder bei den greisen Richtern: diese fanden des alten Gesellen Stücke unvergleichlich, weil der Mann ganz grenzenlos mit dem Olymp sich herumgeschlagen und dabei, wie sich einer der Kunstrichter ausdrückte, „recht kräftig dreingesprochen hatte". So hieß es unter Anderm in dem gekrönten Gedichte vom Vorurtheil: „Es wirkt aus Eigennutz, aus Rachsucht, Wuth und Neid, derweil es knirscht und rast und grinst und heult und beißt" u. s. w.

Noch viel könnten wir sagen von dem Jubel, mit welchem die Gekrönten in ihren Städten empfangen, welche Feste ihnen zu Ehren angestellt werden, doch wir hielten uns wol schon zu lange bei dem leeren Formelwesen auf. Wir wenden uns denn zu der zweiten Schule.

Während wir in den Rhetoricalen einen lebensmüden Greis sehen, der noch die letzten Kräfte aufbietet, um die seit so manchem Jahrhundert geliebkoste Gunst bei Ehren zu erhalten und der dennoch sehen muß, daß ihr Reich vergangen ist und daß bald seine letzten Trümmer schwinden werden, so tritt in der genter Schule ein muthiger Sohn jenes Alten vor uns, ein recht gesetzter Mann. Gleich fern von veralteter Form wie von zu sehr jugendlich brauserischem Wesen, von orthodoxem Katholicismus wie von wildem Atheismus, behauptet Gent eine gemäßigte Mitte, der freilich mitunter die flammende Glut, der Adlerschwung der Begeisterung ein bischen fehlt, die jedoch immer noch einen genügenden Theil Lebenswärme läßt, um aufs segensreichste für kräftiges Gedeihen der Sprache und Literatur zu sorgen. Sehr nützlich wirken auf die Schule die ohne Ende ihr auf das Haupt gerichteten Streiche der französischen Partei; diese halten sie stets wach und munter; ihnen just haben wir die Bittschriftenbewegung zu Gunsten des Flämischen zu danken, die vor zwei Jahren ganz Belgien fast in Aufruhr brachte. Seit Gent den Sprachcongreß über die Orthographie entscheiden sah, erhielt es noch einen andern Feind in einem halb flämischen und halb französischen Club, dessen Hauptsitz nun Brüssel geworden ist; doch ist dieser beiweitem weniger gefährlich als die ganz französisch gesinnten Anhänger des Hofes. Der Hauptvorwurf, den dieser Club Gent macht, ist, daß es sich zu sehr nach Holland hinneige und dadurch das Bestehen des Flämischen als eigene Sprache gefährde.

Wie unsinnig dieser Vorwurf erscheinen mag, so liegt doch immer etwas Wahres darin; freilich bezieht sich das Wahre nicht auf die Orthographie, im Gegentheil, es ist nur sehr zu wünschen, daß beide Dialekte, das Flämische und Holländische, bald zu einem einigen Niederdeutsch verschmelzen; wir verstehen vielmehr unter der Hinneigung die fast abgöttische Verehrung einiger Schriftsteller Hollands und besonders des bei uns schon seit lange gepriesenen Bilderdijk, den Gent nun einmal in aller Gewalt nachäffen zu wollen scheint. Wir könnten bei dem Dichter immer noch ein Auge zudrücken, [illegible]ten sie ihn nur als Gelehrten — und wie tief stehe der gute Mann als solcher —, oder sögen sie nur den mitunter gar köstlichen Saft, der in so vielen seiner Gedichte sich wirklich in reichem Maße findet, mit andern Worten; gingen sie behutsamer mit seinen Arbeiten zu Werk; daran ist aber nicht zu denken, Bilderdijk und die Bibel, das ist eins und dasselbe; seine dümmsten Dummheiten sind noch Orakelsprüche für sie. Einer der schlimmsten Punkte in dieser Hinsicht ist der durch Bilderdijk neu bestärkte Gebrauch der Alexandriner. Mit allem Rechte sagt Snellaert im „Belgischen Museum", IV, S. 28:

> Was ist eintöniger als unsere Heldenverse? Welche Versart läßt weniger Mannichfaltigkeit zu als sie, die noch so wenigen Helden ein Leben gesichert haben? sie werden stets unserer Literatur hinderlich bleiben.

Was hilft aber alles Predigen, wo Bilderdijk sprach, die Heldenverse ließen die allergrößte Abwechselung zu und die Hexameter der Griechen und Römer wären nicht würdig, ihnen die Schuhe aufzulösen; wo er und Vondel so viel tausend Heldenverse schrieben. Wir Deutschen haben bekanntlich den Alexandriner schon seit lange verlassen; den Einwurf scheint Bilderdijk oft gehört, wenigstens zu hören gefürchtet zu haben, darum schrie er uns sammt und sonders in seiner gewöhnlichen höflichen Manier für stockdumm aus und sagte, bei uns sei nie ein guter Alexandriner geschrieben worden. Freilich kannte der ehrliche Mann unsere Literatur so gut als gar nicht, aber das ist keinem Niederdeutschen und am allerwenigsten einem Genter einzupredigen; er hat es gesagt, damit ist die Sache abgemacht. Dieser Übelstand macht, daß die besten Producte aus Gent unendlich verlieren und für den mündlichen Vortrag nun einmal ganz und gar verloren sind: ein Drama in Heldenversen ist die fürchterlichste aller Torturen. Es ist in der That recht ergötzlich, sich mitunter ein solch Gedicht näher anzuschauen; man sieht deutlich, wie der Verf. beim Niederschreiben stets in dem, bei der Länge des Verses natürlich in die Mitte fallenden Ruhepunkt sank und später überall flickte und lappte, um die Cäsur wieder wegzubringen.

So reich an Dichtern, als die Rhetoricalen, ist Gent nicht, doch mag es stolz auf seine wenigen sein. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf dieselben.

Der älteste und in anderer Beziehung auch bekannteste ist Willems, in Deutschland besonders geschätzt durch seine Ausgaben des flämischen „Reinhart" und der „Schlacht von Woringen" von Jan van Heelu. Der treffliche Mann hängt mit einer wahrhaft rührenden Liebe an seiner Sprache, für welche er selbst keine Verbannung scheute, denn anders mögen wir seine einstige Versetzung aus dem schönen Antwerpen nach dem trüben Eecloo nicht nennen; kein Wunder darum auch, wenn ihn seine Landsleute buchstäblich auf den Händen tragen. Wir hatten Gelegenheit, einer uns tief rührenden Scene in

dieser Beziehung beizuwohnen. Als das dem Sprachcongresse sich anschließende Festmahl geendet war und die fremden Gäste sich entfernt hatten, da schlossen sich die Fläminge in engerm Kreise zusammen und Willems' Wohl galt ihr erster Toast; dann aber nahte ein jeder ihm und drückte einen herzlichen Kuß bei herzlicher Umarmung auf den edeln Mund, der so oft die Rechte der Sprache während gesprochen hatte. Außer dem „Belgischen Museum", welches Willems schon seit einer Reihe von Jahren mit größtem Beifalle edirt, und vielen Ausgaben älterer Sprachdenkmäler danken wir ihm vorzüglich eine recht gute Geschichte der flämischen Literatur. Seine Übersetzung des „Reinhart" ist zu einem wahren Volksbuche geworden und erlebte bereits mehre Auflagen; nebst ihr findet sich noch eine Menge von kleinern Gedichten von ihm in verschiedenen Sammlungen.

Am fruchtbarsten als eigentlicher Dichter ist Prudenz van Duyse, ein anerkannt großes Talent. Seitdem er zuerst mit einer Sammlung von Poesien in Holland auftrat, steht er geachtet und geehrt, wie dort so in Flamland. Am vorzüglichsten ist er in der Ode, in der es ihm wenige Niederländer gleich thun; doch handhabt er auch die Ballade und Legende mit vielem Glücke; von einer der letztern, dem genter „Beginchen", gab Eduard Duller eine Übersetzung in der „Europa". Als Theaterdichter ist er schwach, wenig besser, obgleich ungemein bitter und scharf als Satiriker. Die allgemeine Erbsünde, der Heldenvers, verdirbt viel an ihm, aber da ist nichts daran zu bessern, denn er ist einer der riesenhaftesten Schwärmer für den „göttlichen" Bilderdijk. Gleichen Fehler theilt mit ihm Karl Ladeganck, nebst ihm der begabtesten Einer. Dieser findet seit einiger Zeit gar eine Schönheit darin, den Alexandriner in zwei monotone Theile zu theilen; wir haben lange stumm darob gestanden. Wie abscheulich sein Gedicht auf die Unabhängigkeit von Belgien — übrigens auch Antwort auf eine Preisfrage der Regierung —, so rein poetisch ist sein „Burgschloß von Zomergem". Als Jurist gab er eine Übersetzung des Napoleonischen Gesetzbuchs. Philipp Blommaert ist ein ziemlich kalter Dichter, wie sehr warm er für die ältere Literatur glüht; Beweise für das letztere sind seine altflämischen Gedichte des 12.—14. Jahrh. und seine Ausgaben des Theophilus und des Lebens von Sanct-Amand. Auch F. Rens kann es zu hoher Wärme nicht bringen und sein einziges Verdienst bleibt mitunter nur die Form, in der er Meister ist; was man ihm übrigens als dem Herausgeber einer jährlich erscheinenden Art von Musenalmanach zu danken hat, das weiß jeder Fläming wohl.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Zur historischen Literatur, die Theilung Polens betreffend.

Seitdem Thiers in der Deputirtenkammer seinen Unwillen über die Theilung Polens erneuert und von Friedrich dem Großen gesprochen hat, glauben manche Zeitblätter, die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen zu dürfen, auf dieses Thema zurückzukommen, sei es auch nur um den Exminister historisch zu berichtigen. Wir können dieses insofern nur billigen, als jede Andeutung darüber, von wo jene größte aller Ungerechtigkeiten des vorigen Jahrhunderts ausgegangen ist und wer den innern Zwiespalt in dem unglücklichen Lande der Polen Jahrzehnde lang unterhielt, um auf die erste Ungerechtigkeit eine zweite und dritte folgen zu lassen, um so willkommener sein muß, als bisher vielleicht Unschuldige falschem Verdachte hierunter ausgesetzt worden sind. Unsere Leser erlauben wir über dieses stets wichtig bleibende Capitel der Weltgeschichte auf Dasjenige aufmerksam zu machen, was Dr. R. Lorentz, Director des Gymnasiums zu Luckau, im vierten Theile seiner „Allgemeinen Geschichte der Völker und ihrer Cultur" (Elberfeld 1840) darüber sagt. Nachdem der Verf. mit vieler Freimüthigkeit und großem Rechte von Friedrich dem Großen sagt: „Nur im Lande Preußen selbst theilte man nicht ganz die Bewunderung, welche das Ausland auch noch dem alternden Könige zollte, dem die ganze Bedeutsamkeit seines Staats auf den Schultern des Kriegsheers zu ruhen schien", spricht er sich über die Theilung Polens natürlich mit Unwillen aus, nennt schon das Bündniß 1764, wodurch die Anarchie Polens garantirt worden sei, geradezu „einen Schandflecken". Dem östreichischen Minister Kaunitz läßt er die Gerechtigkeit widerfahren, daß er sich am längsten geweigert habe, auf den ungerechten Zerstückelungsplan einzugehen, und erst durch die Alternative: Krieg mit Rußland oder Theilnahme an der Beute, dazu bestimmt worden sei. Von dem Benehmen Preußens bei der zweiten Theilung sagt Hr. Lorentz: „Ruhig sahen die Polen im Vertrauen auf den Beistand Preußens 100,000 Russen ihren Grenzen zuziehen. Aber sie erkannten es, daß ein Volk seine Rettung zunächst durch sich selbst suchen müsse, und erfuhren, daß die Gunst der Höfe und die Freundschaft der Starken wandelbar sei. Preußens Freundschaftsverhältniß zu Polen war nicht ganz uneigennützig gewesen, es scheute neue Anstrengungen, wo es keinen Ersatz zu erwarten hatte, und schien das revolutionnaire Princip in Polen zu fürchten, das mit französischen Ideen übereinstimmte."

Die Schweiz und der Fürstabt Mauriz von St.-Blasien.

In dem zu Schaffhausen erschienenen Supplement zu Johann von Müller's sämmtlichen Werken, herausgegeben von Maurer-Constant u. s. w., wird ein Brief mitgetheilt, worin Fürstabt Mauriz schon im J. 1796 sich mit folgenden Worten klagend über die Schweiz ausspricht: „Der große, aber unsichtbare Bund zum Umsturz aller Religion und der monarchischen Staaten ist wirklich kein Unding, sondern besteht in seiner ganzen fürchterlichen Größe. Er hat nicht nur alle Censuren, sondern auch alle Buchhandlungen unter seinen Despotismus gebracht. Alle Werke, die nicht den Charakter dieses Bundes an der Stirne führen, sind zur Guillotine verurtheilt." In einem andern Briefe vom Februar 1798 theilt der Fürstabt Mauriz mit, daß eine ungeheure Masse von Aufruhrszetteln und Emissarien im Lande herumfliegen. Er findet den Mercantiltheil der Schweiz von schiefen Grundsätzen durchdrungen; „es mangelt in der Schweiz an Einheit, an Energie, an Muth." Nach der Schilderung immer trüber werdender Ansichten sagt er: „Wie freut es mich, daß ich die alten Grundsätze, in denen ich erzogen worden, rein in meinem Herzen bewahrt habe! wie freut es mich, daß ich ein Geistlicher von dem alten Schlage bin." In einem Briefe, den derselbe Fürstabt 1785 noch als Archivar geschrieben, kommt folgende von wahrhaft prophetischem Geiste dictirte Stelle vor: „Den Bewohnern der Schweizerklöster ist zu wohl, daher sie auf dem Gebiete der Wissenschaft wenig leisten; man darf ihnen einige äußerliche Unruhen wünschen, um sie arbeitsamer und fleißiger zu machen." 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 161. — 10. Juni 1843.

Über flämische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 160.)

Zwei wackere Frauen schließen sich diesen Herren an. Maria van Ackere, geborene Doolanghe, riß schon seit lange die Fläminge hin durch ihre ungemein anmuthigen und duftigen Lieder; schade nur, daß ihr immer noch ein leiser Anstrich ihrer rhetoricalen Erziehung bleibt. Jetzt ruht sie so ziemlich und nur zuweilen noch bringt ein Ton von ihr aus dem fernen, einsamen Dixmuiden, dessen Bewohner sie in der That vergöttern. Viel kräftiger, frischer und origineller steht eine Genterin da, Frau Courtmans. Diese schrieb und las bis zum zwanzigsten Lebensjahre nur französisch; kaum daß sie Flämisch sprechen konnte. Da aber ergriff sie mit einem Male der wieder in Flandern erwachende Nationalgeist; die Franzosen flogen in die Ecke und sie stürmte daher im flämischen Liede. Wo sie noch in Preiskämpfen auftrat, da mußte sich Alles beugen, ausgenommen — zu Ostende, wo ein grauer Siebziger ihr der Fünfundzwanzigerin drei Preise streitig machte. Nach Allem, was wir bisher von ihr sahen und hörten, zögern wir nicht, ihr das ausgezeichnetste Talent zuzuerkennen, dem wir noch in Niederland begegneten; nur bedarf es freilich noch recht fleißiger Studien. Sie bereitet eben eine Sammlung ihrer Gedichte zur Herausgabe vor; wollte Gott, daß sie uns darin mit Heldenversen verschonte.

Wir mögen nicht wohl von Gent scheiden, ehe wir nicht noch einiger Männer gedenken sollten, die, wenn auch nicht als Dichter, doch als Gelehrte, einen höchst bedeutenden Einfluß auf das Flämische bisher ausübten: es ist Dr. Snellaert und Professor Bormans. Der Erstere erwarb sich schon einen guten, klangvollen Namen durch seine treffliche Abhandlung über die Geschichte der flämischen Literatur bis auf Albert und Isabelle, welcher die brüsseler Akademie die goldene Medaille zuerkannte. Wenige durchschauen gleich ihm die noch immer vielfachen Gebrechen der jungen Literatur, keiner spricht sich so offen über dieselben aus, als er es in dem von ihm redigirten „Konst- en Letterblad" seit drei Jahren that. Daß er auf diese Weise einen höchst unangenehmen Stand haben muß, ist nicht schwer einzusehen; aber wir müssen es zu seiner Ehre sagen, er behauptet sich recht brav und rüstig auf demselben. Vom Professor Bormans besitzen wir außer kleinern Abhandlungen nur ein größeres Werk: es ist seine Kritik der bei der königlichen Orthographie-Commission eingegangenen Abhandlungen; aber dies eine Buch nur muß ihm den glänzendsten Namen sichern. Eine solche Tiefe und Gründlichkeit, wie wir da fanden, kam uns fast noch in keinem niederdeutschen Werke entgegen; neben Bormans zerfließt der riesige Bilderdijk nebst noch einem guten Dutzend seiner Collegen in Nichts. Als lateinischen Philologen lernten wir Bormans gleich vortheilhaft kennen durch seine Noten zum „Reinardus vulpes", den Mone herausgab. Auch den genter Hochlehrer d'Hulster mögen wir billigerweise nicht übergehen; wie er zuerst mit Willems sich auf der Lyra versucht, so sahen wir ihn zuletzt noch in der königlichen Commission mit demselben sitzen und eine Abhandlung über Behaegel's Sprachkunst herausgeben.

Wenden wir uns denn nun zu dem weniger gesetzten und ernsten, mehr wild dahinbrausenden romantischen Antwerpen. Da herrscht einstweilen noch allgewaltig rothglühende Liebe und rothströmendes Blut: Alles „wallet und siedet und brauset und zischt", denn es mengt sich viel Wasser mit noch mehr Feuer; doch steckt immer noch Poesie in dem muntern Völkchen und mitunter recht viel Poesie, wie sehr dies die katholisch-pietistischen Löwener ableugnen wollen. Es ist wahr, gehen die Antwerpner noch einige Zeit so fort, dann sehen wir von dort aus noch blutende Nonnen mit Dolch und Lampe, oder den einen oder andern Ritter Boso den Fürchterlichen von Schreckenstein; aber neben solch grimmigen Producten werden sich immer noch andere edlere erhalten. Sieht Conscience seinen „Löwen von Flandern" — den uns Andrée eben übersetzte — noch einmal genau an, dann haben wir in demselben wahrlich einen der besten Romane, die noch geschrieben wurden. In de Laet besitzt Antwerpen einen sehr guten Romandichter. Van Rijswijck hat sein Auge nur auf das Volk gewendet und scheint einzig für dieses schreiben zu wollen; kein Wunder daher, wenn er mitunter etwas gar zu Blumauerisch drein tappt. Bis jetzt können wir ihm nur einen sehr geringen Theil des Lobes zuerkennen, mit dem ihn die damit gar freigebigen „Grenzboten" überhäuften. Hätte er nicht sein soeben erschienenes „Vaterunser" geschrieben, wir würden ihm kein langes literarisches Leben prophezeien können. Van Kerk-

hoven, der Herausgeber des „Nordstern“, ist gewaltig platt und thäte besser, die Leser des Blattes mit seinen Producten zu verschonen. Wie sehr fruchtbar der genter Theaterdichter van Peene ist, so kann er sich doch in all seinen Stücken nicht über das ganz Gewöhnliche erheben; besser macht es ein junger Antwerpener, E. Rossaels, dessen bisherige Arbeiten bedeutende Anlagen zeigen und uns noch viel hoffen lassen.

Ein letztes Wort denn über Löwen. Dies besitzt einen poetisirenden und prosaisirenden Studentenverein, dessen wahrhaft würdiger Vorsitzer der hochverdiente Geistliche Professor David ist. Wir sahen nebst einer guten Geschichte von Belgien und einer gleich braven flämischen Grammatik noch manche schöne Abhandlung von ihm in seinem „Vermittler“, nebst dem „Konst- en Letterblad“ die beste flämische Zeitschrift. Von dem Vereine selbst kennen wir wenig; die Studenten sind zu sklavisch unterdrückt, als daß sie sich frei und kräftig entwickeln könnten. Wer von ihnen wagte, ins Theater oder zum Tanze zu gehen, wer es sich einfallen ließe, an einen Schläger zu denken, der dürfte sicherlich auf keine Absolution in der Osterbeichte Anspruch machen und wie sähe es dann mit seinen Testimonien aus!

Was aus diesen so verschiedenartigen Bestrebungen endlich hervorgehen wird, das ist wol leicht abzusehen. Sind die letzten noch übrigen Stützen der Rhetorikkammern gesunken, dann werden diese sich entweder ganz auflösen, oder sich in einfache literarische Gesellschaften umbilden, wie dies schon an mehren Orten und unter andern in Antwerpen geschehen ist. Was die alten Kammern der Sprache und Literatur so häufig waren: letzte Asyle, wohin beide flüchten konnten, das mögen sie ihnen in der Umwandlung immer bleiben, werden es jedoch hoffentlich nicht sobald sein müssen, denn die Liebe und Lust am Flämischen nimmt in demselben Grade zu, als der Widerwille gegen französischen Leichtsinn sich mehrt. Ob Gent noch lange mit Dichtern prunken wird, weiß ich nicht; dafür wird es um so kräftiger für eine wissenschaftliche Literatur sorgen, die in der That bis jetzt noch schlecht bestellt ist. Antwerpen muß ausbrausen, dann haben wir recht Gutes von ihm zu erwarten; in ihm wird die Poesie zuletzt ihren Hauptsitz haben. Löwen wagen wir nicht ein günstiges Prognostikon zu stellen, es müßte denn keine liberale Partei mehr geben und die Verfassung der Universität eine andere werden und beides ist in den nächsten Jahren wol noch nicht abzusehen. Vielleicht empfängt die Literatur von dort aus noch einige sprachwissenschaftliche Werke oder, geht es weit, ein paar castrirte Geschichtsbücher; dabei wird es aber auch bleiben, denn der Predigten und Katechismen und Gebetbücher, die von da und von Mecheln zu Hunderten kommen, mögen wir nicht wohl gedenken.

Jedenfalls ist nun einmal ein Grund gelegt und eine Bahn bald zu brechen. An Eifer und gutem Willen fehlt es nicht, könnte derselbe nur immer auf richtigem Wege gehalten werden. Vielen Nutzen bringen in letzterer Beziehung die großen genter und antwerpener Literaturvereine; ein kürzlich noch zu Brüssel gestifteter wird hoffentlich seinen beiden Brüdern kräftig in die Hand wirken. Noch Eins aber bleibt zu eringen, die Einführung der Sprache auf den flämischen Universitäten; könnten die Flämminge dies zu Wege bringen, dann wäre ihnen gänzlich geholfen. Das aber sieht der französisch-gesinnte Hof zu gut ein und darum bietet er im Verein mit den Ministerien Alles auf, um jede Frage darnach gleich als Frage zu ersticken, ehe sie noch zu einer Discussion in den Kammern gelangen kann. Daß dies höchst ungerecht ist, leidet keinen Zweifel, doch es ist nun einmal so und Besseres muß die Folge bringen.

J. W. Wolf.

Franz von Fürstenberg.

Franz von Fürstenberg. Dessen Leben und Wirken nebst seinen Schriften über Erziehung und Unterricht. Von Wilhelm Esser. Münster, Deiters. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Lebensgeschichte ist so einfach und schlicht geschrieben als es der Charakter und das Wesen des ausgezeichneten Mannes waren, der ihr Gegenstand und Inhalt ist. Denn es ist nicht das geräuschvolle Leben und Wirken eines gewaltigen Eroberers, oder eines mächtigen Geistes, der etwa die Geschicke Europas in der Weise eines Richelieu oder Mazarin gelenkt hätte, das uns hier vorgeführt wird, sondern das Leben und Wirken eines Mannes, der in einem beschränkten Wirkungskreise mit beschränkten Mitteln und mit mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen kämpfend dennoch eine wahrhaft große und segensreiche Wirksamkeit geübt hat.

Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von Fürstenberg, einem der ältesten adeligen Geschlechter Deutschlands angehörend, ward am 7. Aug. 1728 auf seinem väterlichen Stammgute Herberingen in Westfalen geboren. Wie das Meiste bei Erziehung und Unterricht auf die Geistes- und Charakteranlagen ankommt, d. i. wie selbst die beste Erziehung und der sorgfältigste Unterricht bei dem Mangel an Geistes- und Charakteranlage nur sehr wenig, dagegen bei vorhandener Geistes- und Charakteranlage selbst die nachlässigste Erziehung und der mangelhafteste Unterricht sehr viel ausrichten und bewirken können, zeigt auch das Beispiel unsers Fürstenberg, um dessen Erziehung sich der Vater wenig kümmerte und dessen Unterricht er einem zufällig auf der Landstraße aufgegriffenen Kärner, der einen lateinischen Fluch ausgestoßen hatte und ehemals Theolog gewesen war, anvertraute. Dieser Pädagog betrieb den Unterricht mit einer wahren Donnerstimme und mit so heftigen Gesticulatonen, daß der Tisch umfiel und die in der Nähe befindliche besorgte Mutter in das Schulzimmer stürzte und dem ungestümen Eiferer heftige Vorwürfe machte. Doch der Sohn ruft ihr beruhigend zu: „Geh' nur, Mutter, es ist besser, der Tisch bekommt's, als wir.“ Dennoch mag diese energische Weise des Erziehers viel zur Entwickelung jener Energie des Charakters beigetragen haben, durch die sich unser Fürstenberg in der Folge in seinen Verhältnissen als Minister und als Curator des Schul- und Unterrichtswesens im Münsterlande so sehr auszeichnete. Inzwischen hat ihn so wenig, wie überhaupt irgend einen großen Mann, die Schulstube, sondern nur das Leben zum großen Manne erzogen. Denn nachdem ihm bereits im 20. Jahre seines Alters (1748) eine Prebende an dem hochstiftlich münsterschen Domcapitel zu Theil geworden war, brachte ihn sein Verhältniß als Domherr während des Siebenjährigen Krieges, dessen Schau- und Tummelplatz zum Theil das Münsterland war, nicht nur mit den Feldherren der beiderseitigen Heere, sondern auch mit den ausgezeichneten und bedeutenden Männern in Berührung, die sich besonders bei dem

von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig befehligten verbündeten Heere befanden, als namentlich mit dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und dem General Heinrich Lloyd. Fürstenberg, an Geist, Gemüth und Charakter ein Wahlverwandter von diesen beiden, durch Originalität des Geistes und Charakters, sowie durch ihre großen Kenntnisse in der Kriegswissenschaft und Staatskunst ausgezeichneten Männern, mußte sich natürlich bald durch die Bande der unzertrennlichsten und innigsten Freundschaft mit ihnen verbunden finden, und es konnte nicht fehlen, daß der freundschaftliche Verkehr mit solchen Männern, der gegenseitige Ideen- und Gedankenaustausch unter und mit ihnen einen wichtigen und für das ganze Leben entscheidenden Einfluß nicht nur auf die Bildung seines Charakters, sondern auch auf die ganze Richtung seiner Ideen und Ansichten über politische Verhältnisse und Zustände, sowie auch in Bezug auf die Regierung und Verwaltung eines Staats, insbesondere aber in Bezug auf die Stellung und die Interessen der kleinen deutschen Staaten in ihren Verhältnissen zu den größern hatte. Es wurden bei unserm Fürstenberg sowol durch den freundschaftlichen Umgang mit den beiden genannten ausgezeichneten Männern, die mit ihm übereinstimmende Ideen und Ansichten hatten, als auch durch die furchtbaren Verheerungen und Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges, deren Augenzeuge er war und die nur zu lebhaft an die grauenvollen Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges erinnern mußten, in dieser Beziehung Ideen und Ansichten geweckt, die über seine Zeit hinauslagen und daher von derselben weder begriffen noch gewürdigt wurden. Wie der so originelle und ausgezeichnete Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe über seiner Zeit stand, so auch Fürstenberg, der mit jenem die Ansicht theilte, daß die Abwehr ähnlicher Greuel und Schrecknisse von den deutschen Staaten und überhaupt die Rettung des deutschen Reichs, der deutschen Volksthümlichkeit und Unabhängigkeit den fremden Mächten, namentlich Frankreich gegenüber, nur dadurch möglich werden dürfte, daß man das Volk wehrhaft und waffengeübt mache. Wenn man die Schilderung liest, die uns der Verf. vorliegender Schrift von den Greueln und Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges in jenem Theile unsers deutschen Vaterlandes durch feindliche und freundliche Heere gibt — in andern Theilen des deutschen Vaterlandes, die ein Schau- und Tummelplatz jenes furchtbaren Krieges waren, waren sie natürlich nicht minder groß —, von den unsaglichen Erpressungen und Plackereien, die sich beide Theile gegen das Land und dessen Bewohner auf die schonungsloseste Weise erlaubten, und wodurch es fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, so begreift man vollkommen, wie ein so großsinniges, feuriges und vaterlandsliebendes Gemüth wie das unsers Fürstenberg es war, und ein Geist wie der seine, wol auf den Gedanken von einer allgemeinen Volksbewaffnung, als dem einzigen Mittel geführt werden konnte und gewissermaßen werden mußte, durch dessen Anwendung sich allein mit Erfolg die Abwendung o großer Übel und so schwerer Heimsuchungen von dem deutschen Vaterlande hoffen ließ: nämlich durch die Bildung von Volkseeren. Indem er diese Ideen späterhin in seiner Eigenschaft ls Minister in dem kleinen Münsterlande in Anwendung zu ringen versuchte, war er gewissermaßen ein Seher in die Zuunft. Allein es ging ihm, wie es noch Jedem ergangen ist, en seine Zeit nicht begreift: man verlachte oder verspottete ine militairischen Einrichtungen und Anordnungen und betrachte sie entweder nur als eine seltsame Grille oder gar als eine icherliche Don Quixoterie, und freilich, sofern man sie nur in rer vereinzelten Beziehung auf das kleine Münsterland auffaßte, nnten sie leicht als solche erscheinen. Es bedurfte erst so groer, schwerer und nachdrücklicher Erfahrungen und Lehren, wie die verhängnißvollen Jahre von 1806 und 1807 in ihrem efolge hatten, um solchen kühnen und großartigen Ideen ellung und allgemeinen Eingang zu verschaffen.

Schon in seinem 34. Jahre ward Fürstenberg nach ner durch die erwähnten Verhältnisse und Beziehungen erlangten tüchtigen Ausbildung, bei der er größtentheils sein eigener Lehrer gewesen war, als Minister, Geheimer Conferenzrath, Generalvicar und Curator der höhern Lehranstalten an die Spitze aller Angelegenheiten des Münsterlandes gestellt (1762), und in diesem umfassenden Wirkungskreise entfaltete er bis zu seinem Ausscheiden als Minister (1780) nach allen Seiten und Richtungen hin die großartigste und umfassendste Thätigkeit, um das in allen Beziehungen fast gänzlich zu Grunde gerichtete Land wieder in seinen blühenden Zustand der öffentlichen Wohlfahrt zu versetzen. Die Lösung dieser großen und schweren Aufgabe gelang ihm über Erwarten und sein Wirken erscheint in dieser Beziehung als so wahrhaft groß, daß er sich dadurch einen ausgezeichneten Platz unter den großen deutschen Charakteren vollkommen verdient und erworben hat.

Er fand bei dem Antritt seines Ministeriums den Wohlstand des Landes durch die Greuel des Siebenjährigen Kriegs nicht nur fast ganz vernichtet, sondern es noch außerdem mit den drückendsten Schulden belastet. Ferner drückten alle Gemeinheiten und den größten Theil der einzelnen Unterthanen überhäufte Schulden, wozu noch kam, daß sie durch Einquartirungen und Fouragirungen, durch Lieferungen und Contributionen erschöpft, daß ihre Gebäude und Ackergeräthe zerstört, ihr Pferde- und Viehstand zu Grunde gerichtet waren und die Äcker öde und verwüstet lagen. Dem Minister von Fürstenberg gelang es durch die ganz einfache Maßregel einer nicht drückenden Personenschatzung, die es ihm ungeachtet mancherlei Schwierigkeiten, Hindernisse und Einwendungen, die von Seiten einzelner Stände, namentlich der Geistlichkeit des zweiten Ranges, dawider erhoben und gemacht wurden, einzuführen glückte, den zerrütteten Wohlstand des Landes binnen kurzem in all seinen Theilen wiederherzustellen und die Schulden zu tilgen. Auch die Verschönerung der Hauptstadt war, nachdem dem Hauptbedürfnisse des Landes durch Tilgung der Schulden genügt war, sein Verdienst und Werk, indem er die Festungswerke demoliren ließ.

Ebenso verdient wie um eine verbesserte Militairverfassung, worüber wir uns schon ausgesprochen haben, machte sich der Minister Fürstenberg um die Verbesserung des Medicinalwesens und der Justiz; kurz, er war nicht blos der Wiederhersteller, sondern auch der Reformator des kleinen Staats, da ihm Kurfürst Maximilian Friedrich völlig freie Hand in Bezug auf die Landesverwaltung ließ. Aber sogar eine noch größere, eingreifendere und umfassendere Wirksamkeit war ihm in dieser Beziehung in Aussicht gestellt, da ihm der Kurfürst, der sich bereits demjenigen Alter zu nähern anfing, wo ihm ein Coadjutor erwünscht sein mußte, mehrmals erklärt hatte, daß er in dem Hochstift Münster keinen Andern als ihn zu seinem Nachfolger wünsche, und daß, falls zunehmendes Alter oder sonst andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dies nie anders thun werde, als wenn er sich zuvor versichert halten könne, daß die Wahl des Domcapitels auf Fürstenberg fallen werde. Da diese Gesinnung des Kurfürsten allgemein bekannt war, so wurde Fürstenberg bereits überall als künftiger Regent betrachtet und dieser durfte sich seinerseits der frohen Hoffnung hingeben, dereinst als Landesfürst, Bischof und Reichsfürst für die Plane, die seine ganze Seele füllten, in größern Kreisen und mit mehr Nachdruck wirken zu können. Inzwischen war bereits die Aufmerksamkeit der Höfe von Wien und Berlin auf die Wahl eines Coadjutors für die Länder des Kurfürsten von Köln und Münster gelenkt worden, noch ehe dieser einen Coadjutor begehrt hatte, indem jener sich für den jüngsten Sohn der Kaiserin Maria Theresia, Maximilian Franz, um die Coadjutorie bewarb, dieser aber bei der damals zwischen beiden Höfen bestehenden für Deutschland so unglücklichen Rivalität jenen Bestrebungen des wiener Hofes entgegenwirkte und sie aus allen Kräften zu vereiteln suchte, um eine Vermehrung des östreichischen Einflusses im nordwestlichen Deutschland zu verhüten. Nicht ohne Interesse ist die in dem vorliegenden Werke gegebene historische Darstellung von dem Gange der Verhandlungen in Bezug auf diese für die damalige Zeit sehr wichtige politische Dinge, sowie

von dem dabei von beiden Seiten in Gang gesetzten Intriguenspiel, in dem zuletzt die diplomatische Gewandtheit des kaiserlichen Gesandten, Grafen Metternich von Winneburg, den Sieg über die preußischen Unterhändler Dohm und den General Wolfersdorf davontrug; hauptsächlich deshalb, weil diese beiden genannten Männer manchen diplomatischen Misgriff und manche diplomatische Unvorsichtigkeit begingen, und weil Friedrich der Große nicht gesonnen war, es um dieser Angelegenheit willen, so unangenehm ihm auch die Wahl eines östreichischen Erzherzogs zum Coadjutor des Erzstifts Köln war und sein mußte, zu einem ernstlichen Bruche mit Östreich kommen zu lassen. So ward denn der Erzherzog Franz Maximilian als einstimmig gewählter Coadjutor des Erzstifts Köln, sowie auch des Hochstifts Münster proclamirt.

In Folge dieser Wahl des Erzherzogs Franz Maximilian ward der Minister von Fürstenberg, der bei dieser ganzen Angelegenheit die edelste und uneigennützigste Vaterlandsliebe bewährt hatte, als solcher von dem Kurfürsten Maximilian Friedrich, jedoch mit Beibehaltung seines Gehalts von 1000 Dukaten und des Generalvicariats sowie der Direction des Schulwesens entlassen. Es konnte dies keineswegs als eine Ungnade angesehen werden, in die etwa der Minister Fürstenberg bei dem Kurfürsten wegen der Rolle gefallen wäre, die er bei dieser Anlegenheit gespielt hatte, als es vielmehr nur als die ganz natürliche und nothwendige Folge von dem Umstande, daß in diesem Wahlkampfe diejenige Macht und Partei den Sieg davongetragen hatte, der er am eifrigsten und mit der größten Entschiedenheit nicht aus selbstisch kleinlichen Rücksichten auf seine eigenen persönlichen Wünsche und Aussichten, sondern aus wahrer, voller Überzeugung von den Interessen des Landes, die er dadurch gefährdet glaubte, widerstrebt hatte. Als eine zarte Berücksichtigung für den ausgezeichneten Mann muß es übrigens erscheinen, daß das Ministerium im Münsterlande die ganze spätere Dauer der kurfürstlichen Regierung hindurch unbesetzt blieb, was natürlich auch ihm nur angenehm sein konnte.

Der Minister von Fürstenberg konnte seitdem seine ganze, volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Verbesserung des Schulwesens und der Schulen widmen, und er that dies mit voller Seele. Um ihn gleichsam in seinem warmen Eifer und in seinen großartigen Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft noch mehr anzuregen und zu unterstützen, fügte es sich, daß er um diese Zeit die Bekanntschaft einer durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Frau hohen Standes, nämlich der Fürstin Amalia von Gallitzin, geborenen Gräfin von Schmettau, Gemahlin des russischen Gesandten im Haag, machte, die sich bald zu der unauflöslichsten und innigsten Freundschaft zwischen beiden gestaltete, dergestalt, daß sie ihr anfängliches Vorhaben, sich am Genfersee niederzulassen und dort ganz der Erziehung ihrer Kinder zu leben, aufgab und sich in Münster niederließ, um sowol den ihr unentbehrlich gewordenen Umgang Fürstenberg's zu genießen, als auch sich seines Raths in dieser Beziehung zu bedienen. Beide übten gegenseitig aufeinander einen großen und wichtigen Einfluß aus, der sich für unsern Fürstenberg unter Anderm auch dadurch geltend machte, daß er durch seine freundschaftliche Verbindung mit dieser ausgezeichneten und eigenthümlichen Frau in Berührung und Verbindung mit vielen der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, die in dem Hause der Fürstin eine gastliche Aufnahme fanden, gebracht ward, in die er sonst schwerlich gekommen sein möchte. Dahin gehörten namentlich der Philosoph Hemsterhuys, Jacobi, der Philosoph von Pempelfort, der originelle Hamann aus Königsberg, sowie auch Goethe, der sich auf der Rückreise aus der Champagne, wohin er den Herzog von Weimar begleitet hatte, einige Tage im Hause der Fürstin aufhielt. Im J. 1800 kam noch der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hinzu, der mit seiner Familie seinen Wohnsitz in Münster genommen hatte und hier nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern zur katholischen Religion übertrat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Eine Geschichte unserer Zeit.

Von dem Verf. des Werkes: „The court and times of Frederick the Great" erschien der erste Band einer: „History of our own times", mit Illustrationen. Aus der Vorrede entnehmen wir folgende Stelle: „Dies Werk wird alle jene außerordentlichen Scenen der französischen Revolution aufrollen und die Ereignisse der langen Reihe von Kriegen derselben, welche in allen Theilen des Erdballs auf diese Revolution folgten, die Selbstbefreiung der spanisch-amerikanischen Colonien, die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche, der kühntrotzige aber unglückliche Aufstand der Polen, das Verpflanzen der französischen Krone auf einen neuen Zweig des Hauses der Bourbons, die Gründung des Königreichs Belgien und die grausamen Bürgerkriege in Spanien bilden die neuern Züge in diesem großen bewegten Drama. Es ist wol kaum nöthig hinzuzufügen, daß die Mittel, durch welche das Glück und die Macht des britischen Reiches während dem von Stufe zu Stufe ausgebreitet und befestigt wurden, die besondere Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers in Anspruch nehmen werden. Kurz, er wird streben, in populairer Form eine glaubwürdige und unparteiische Chronik aller wichtigen Ereignisse zu liefern, welche im Laufe der letzten 50 Jahre geschahen." Man sieht schon aus dieser Stelle, daß die Ereignisse in Deutschland, Das, was 1830 und später in Braunschweig, Sachsen, Hessen u. s. f. geschah, die innern politischen und mercantilen Entwickelungen in Deutschland, die religiösen Spaltungen, der Zollverein u. s. w., wie gewöhnlich in Geschichtswerken fremder Zunge, höchstens eine nur beiläufige Rolle spielen werden; denn Deutschland ist in der citirten Stelle nicht einmal angedeutet. Man betrachtet Deutschland in politischer Hinsicht immer noch wie ein unreifes Kind, welches da lallt, wo andere Völker verständlich sprechen; aber man versteht uns im Auslande nicht, weil wir so durch- und untereinander raisonniren, daß wir uns selbst nicht verstehen, und unsere kleinlichen Particularinteressen eine großartige Nationalentwickelung nicht zu Stande kommen lassen. Mögen die Leiter unserer stillen und gemüthlichen Entwickelungen bedenken, daß sie unsern Credit im Auslande befestigen, wenn sie durch liberale Institutionen das Volk in sich festigen, jede engherzige Ansicht aufgeben und nicht das bloße Geschrei um deutsche Einheit, sondern die Sache und das Wesen der deutschen Einheit fördern. Die Ehre der deutschen Nation vor der Weltgeschichte wie vor dem Auslande zu vertreten, ist doch wahrlich eine würdige Aufgabe, welche des Schweißes der Edeln werth ist!

Eine poetische Reise durch Ostindien.

„Days in the East" heißt ein Gedicht von J. H. Burke, worin die Erinnerungen eines Offiziers von der Armee der Ostindischen Compagnie versificirt sind, Erinnerungen an eine Reise von Bombay aus durch mehre der westlichen Provinzen Indiens. Das Gedicht ist am Bord des Schiffs entstanden, auf welchem der Verf. nach England zurückkehrte; er wollte sich dadurch die Langeweile vertreiben, welche bei einer so langwierigen Seereise unvermeidlich ist; außerdem litt der ehrenwerthe Kriegsmann noch an einer Kränklichkeit, welche ihm das Klima Ostindiens zugezogen hatte. Das Gedicht erscheint wie ein zweiter abgedämpfter „Childe Harold" und ist ganz in derselben Weise und Stanzenform, aber natürlich nicht im entferntesten mit dem poetischen Geiste desselben geschrieben. Das Gedicht mag für einen Invaliden ein ganz ersprießliches Mittel gegen die Langeweile einer Seereise gewesen sein; aber dasselbe Mittel hat nicht bei jedem Kranken denselben Erfolg, und obgleich das Publicum auch an Ennui zu leiden scheint, wird das Gedicht nicht im Stande sein, das Publicum so von dieser Krankheit, an der man nicht stirbt, zu heilen, wie es den Verf. davon erlöste; vielmehr möchte es das Übel nur steigern. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1843.

Neueste Sprichwörter-Literatur.

1. Le livre des proverbes français, par *Le Roux de Lincy.* Zwei Bände. Paris 1842.
2. Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française, en rapport avec des proverbes et des locutions proverbiales des autres langues. Par *P. M. Quitard.* Paris 1842.
3. Klosterspiegel in Sprichwörtern, Spitzreden, Anekdoten und Kanzelstücken. Bern, Jenni Sohn. 1841. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen. Herausgegeben von G. O. Marbach. Mit Holzschnitten. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.
5. Pretiosen deutscher Sprichwörter, mit Variationen von Karl Steiger. Ein Angebinde auf alle Tage des Jahres. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie uns die Pflanzenwelt mit ihren zahllosen, in reizender Mannichfaltigkeit immerfort neu aufsprießenden Blättern, Blumen und Früchten immerfort von neuem anzieht, daß wir uns auch des Bekanntesten und Alltäglichsten zu seiner Zeit erfreuen und dessen gebrauchen, so behalten auch die Sprichwörter ihren immerfort neuen Reiz im Ganzen und Einzelnen; sie vergegenwärtigen uns Erfahrungen, Gemüthszustände, Begegnisse ganz ebenso lebhaft, wie uns z. B. Kornblumen das Bild eines wogenden Getreidefeldes vor die Seele bringen und ein Strauß von Haideblumen uns im Geist die ganze Herrlichkeit von Wald und Fels erschließt.

Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es weniger auffallend, daß auch in unsern Tagen, wo sowol Theorie als Praxis, mehr großhändlerisch auftretend, den Kleinhandel der Sprichwörterweisheit nur so über die Achseln anzusehen gewohnt sind, dennoch das Gebiet der letztern noch immer so emsig durchforscht und bearbeitet wird und die Theilnahme der Gebildeten an diesen Dingen keineswegs erkaltet ist, wie solches die sich fast drängenden Erscheinungen dieser Art doch wol genugsam bezeugen.

Nr. 1. Das erste uns vorliegende Werk: „Le livre des proverbes français", von Le Roux de Lincy, zeichnet sich vor allen seiner Art sowol durch Vollständigkeit als Anordnung aus und zeugt von guter Kritik und einer außerordentlichen Belesenheit. Es zerfällt in 15 Abschnitte, in welchen die Sprichwörter und Redensarten, ihrem gleichmäßigen Inhalte nach, alphabetisch zusammengestellt sind. So enthält die erste Serie: „Les proverbes sacrés", „Dieu, Jésus-Christ", „Personnages de l'Ancien et du Nouveau Testament", „Apôtres", „Saints", „Papes", „Evêques", „Prêtres", „Moines", „Religions diverses autres que la religion catholique", „Diable", „Mythologie ancienne et moderne". Wir theilen die Überschriften dieses Abschnitts deshalb so vollständig mit, um es anschaulich zu machen, wie umfassend der Plan dieser Arbeit ist; denn ganz ebenso reichlich sind die Überschriften der übrigen 14 Abschnitte, deren Haupttitel folgende sind: 2) und 3) „Proverbes relatifs à la nature physique", 4) „Relatifs aux animaux", 5) „Relatifs à l'homme", 6—14) Proverbes historiques", und alle die, welche sich auf Politik, Stände, Krieg, Jagd, Spiele, Gesetzgebung, Handel, Gewerbe, Sitten u. s. w. beziehen, 15) „Proverbes relatifs à la morale".

Der Zweck des Verf. war nicht blos, die Sprichwörter seines Volks zu sammeln, sondern auch, was ungleich schwieriger sein mußte, den Ursprung und die Zeit der Entstehung jedes einzelnen Sprichworts, so weit dies möglich war, urkundlich nachzuweisen, theils aus gedruckten Werken, theils aus zum Theil sehr alten Handschriften; sowol von jenen als diesen wird, von S. LXXXVII—CXX, ein sehr interessantes Verzeichniß mitgetheilt. Mit Erklärung und Auslegung der Sprichwörter hat sich der Verf. weniger befaßt, um den Fehler der meisten Arbeiten dieser Art zu vermeiden, da man Alles deuten und erklären will, mag es klingen oder klappen, biegen oder brechen, wo denn genug närrischer Gelahrtheit und unnützen Scharfsinns zu Tage kommt.

Der kurzen Vorrede folgt ein „Essai sur la philosophie de Sanche" von Ferdinand Denis. Man definire die Sprichwörter schlecht als die Weisheit der Völker; sie seien vielmehr nichts Anderes, als nur die lebendige Stimme der Menschheit, „de cette humanité qui parle, pleure ou rit toujours, et qui ne se taira jamais". Die Sprichwörter seien deshalb auch gleichzeitig mit dem ersten Leiden und Sehnen des Menschen; sie seien entstanden, als er es zuerst gewagt habe, sich über sein Elend zu trösten und sich über seine Tyrannen lustig zu machen. Weniger sentimental und gründlicher ist dagegen, was S. VIII gesagt wird: „Manches Sprichwort, das noch jetzt gang und gebe ist in Indien wie bei uns, darf man wol als vorsündflutlich betrachten, sodaß es uns ebenso

Kunde gibt von der Weisheit Henoch's, wie uns Cuvier's Mastodonten einen Beitrag geben zur Naturgeschichte aus Noah's und Methusalem's Zeiten." Noch wahrer ist der Satz S. XIII: „Si ce sont les philosophes qui inventent les proverbes, c'est le peuple qui les formule." Desto weniger aber können wir damit einverstanden sein, wenn der Verf. am Schluß seines Versuchs dazu auffodert: „de faire bien vite d'autres proverbes", damit die künftigen Jahrhunderte uns nicht weniger, wie wir unsere Vorfahren, deshalb zu loben haben möchten. Sprichwörter lassen sich nicht so bien vite hinmachen und Gott bewahre uns vor solchen neu gemachten. S. XXVII wird unser Lichtenberg angeführt, als „le grand faiseur de proverbes allemands", ein seinen Landsleuten gewiß höchst neues Prädicat des geistreichen Mannes, welches Hr. Denis indeß wol unfehlbar auf eine sehr überraschende Weise zu vertreten wissen würde.

Dem „Essai" folgt eine sehr ausführliche Einleitung von S. XXIX—LXXXV. Untersuchungen über die französischen Sprichwörter; Charakter der ältesten und Prüfung der Sammlungen derselben vom 12.—15. Jahrhundert. Was von den ältesten Sprichwörtern der Franzosen, gilt auch überall von den unserigen, wie das denn auch bei der nahen Verwandtschaft beider Nationen nicht anders sein kann. Unsere Gebräuche, Sitten, unsere Geschichte haben den Text geliefert zu einem großen Theile unserer Sprichwörter, welche wir jedoch auch noch zwei andern nicht weniger reichen Quellen zu danken haben: 1) der Bibel, namentlich den Schriften des Königs Salomon; 2) den classischen Schriftstellern des Alterthums. Von den Distichen des Dionysius Cato hat man schon eine Übersetzung in französischen Versen vom 12. Jahrhundert; ebenso alt ist die erste Handschrift von den grotesken Dialogen in gereimten Sprichwörtern zwischen dem weisen König Salomon und dem nicht weniger gescheiten Tölpel Markulph, dessen derbe, markige Witze einige Jahrhunderte hindurch dem augbedrängten Volke zu großem Trost und Gelust dienten. So haben die Franzosen auch dieselbe alte Sammlung von Sprichwörtern in je vier gereimten Versen (Quatrains), welche bei uns bis ins 17. Jahrhundert hinein, unter dem Titel „Der alten Weisen Exempelsprüche" so vielfach gedruckt und wiedergedruckt wurde und welche bei jenen unter dem Titel „proverbes aux philosophes" bekannt ist.

Der Einleitung folgt eine „Bibliographie des proverbes" von S. LXXXVII—CXX, welche uns die bedeutenden handschriftlichen Schätze dieses Fachs in der königlichen und in der Bibliothek des Arsenals zu Paris kennen lehrt. Das Verzeichniß der betreffenden gedruckten Werke weist indeß nur diejenigen nach, welche der Verf. zu seiner Arbeit benutzt hat.

Was nun die Sammlung der Sprichwörter selbst betrifft, so ist auch hier wie in allen derartigen Sammlungen, durchaus kein Unterschied gemacht worden zwischen dem Sprichwort und der sprichwörtlichen Redensart, obgleich dieser Unterschied so bedeutend ist und so wesentlich wie etwa der zwischen Frucht und Blatt eines und desselben Baums; beide sind freilich Eines Stamms, aber sehr verschiedenen Werths und völlig verschiedener organischer Geltung. Wenn wir nun das Sprichwort gar wohl mit Blüte und Frucht zu vergleichen haben, so werden wir bei den sprichwörtlichen Redensarten fast von selbst an die Fülle des Laubwerks denken, welches nur im Ganzen als ein Lebensorgan wirkt, während jede einzelne Frucht an und für sich eine selbständige Lebenskraft enthält. So beginnt das vorliegende „Buch der französischen Sprichwörter" gleich in der ersten Zeile nicht mit einem Sprichworte, sondern mit der pariser sprichwörtlichen Redensart: „Il est de l'abbaye de Longchamp", welche, mittels einer spöttelnden Anspielung auf eine Örtlichkeit, verblümt weiter nichts sagt, als: „Er hält sich gern zu den Damen." Diese Redensart, welche durch Ausdruck und Bild das unverkennbare Gepräge der feinern Geselligkeit hat, wollen wir hier nur gleich als Beispiel einer eigenen Reihe von Redensarten bemerklich machen, welche wir als Salonsredensarten bezeichnen möchten, an welchen die Franzosen großen Überfluß haben, während sie in deutschen Sammlungen so gut wie gar nicht vorhanden sind. Wir können überhaupt aus der im Allgemeinen vorherrschenden Eleganz des Ausdrucks der französischen Sprichwörter wol mit vollem Rechte annehmen, daß dieselben weit mehr aus dem höhern Gesellschaftsleben in die niedern Kreise sich verbreitet haben, während unsere deutschen Sprichwörter und Redensarten mehr unmittelbar im Volke selbst so derb, schlicht und naiv ausgeprägt wurden. Es ist ein wesentlicher Zug im französischen Nationalcharakter, daß auch der geringe Mann es gewissermaßen für Moral hält, von der Courtoisie der höhern Stände sowol im Benehmen als in der Rede, so viel als möglich anzunehmen, während bei uns der niedere Stand weder Neigung noch Geschick dafür hat und vielmehr sich durch ein massives sittliches Selbstbewußtsein zur Opposition gegen Alles, was vornehm ist, angereizt fühlt, wozu denn freilich des Deutschen Vorliebe zu dem bequemen Sichgehenlassen wol das Ihrige beiträgt. Nur der Franzose hat das Wort gêner in seiner eigenthümlichen Bedeutung, ebenso in den vornehmsten wie in den geringsten Kreisen. Hiermit steht es im engsten Zusammenhang, daß der Franzose nach politischer Freiheit zu ringen nicht müde wird, während der Deutsche, im Behagen seiner ethischen Freiheit, seiner politischen mit ausdauernder Ruhe entgegensieht. Ein leuchtendes Zeugniß der ethischen Freiheit des Deutschen sind seine zahllosen, uralten Sprichwörter und Redensarten wider Päpste, Pfaffen, Mönche, Nonnen, Klöster, Heilige, Juristen, Junker, Ritter und Edelleute. Welche Masse von Schimpf, Hohn, Witz und Spott der allerderbsten, empfindlichsten Art wird schonungslos über Alles ausgegossen, was seinen ethischen Freiheitssinn beleidigt. In dieser Hinsicht sind die französischen Sprichwörter fast stumpfsinnig zu nennen; sie begnügen sich mit harmlosen Witzen und scherzhaften Ausfällen auf die Schwächen des Adels, sowie der Heiligen und der Diener der Kirche. Überhaupt sind die französischen Sprichwörter witziger, spitziger, sauberer; die deutschen dagegen sinniger, inniger,

derber und gehen mehr auf die Sache; wenn z. B. der Franzose das Wort hat: „Le diable est trop subtil" (aus dem 15. Jahrhundert, vgl. Bd. 1, S. 9), so sagt das deutsche Sprichwort: „Der Teufel ist subtil und spinnt doch grobes Garn" (Körte, Nr. 5870), wodurch des Teufels Subtilität näher charakterisirt und zugleich wacker blamirt wird.

Die Sprichwörter sind hier, wie schon gesagt, ihrem Inhalte nach, in 15 Serien abgetheilt und in jeder Serie unter sich, nach dem Anfangsbuchstaben entweder des ersten oder des Hauptworts, alphabetisch geordnet. Nur die historischen, sowie die auf Örtlichkeiten oder Persönlichkeiten sich beziehenden, und die aus Anekdoten entstandenen Sprichwörter sind kurz, aber immer genügend erklärt. Ein Hauptverdienst aber dieser Sammlung ist, daß bei jedem Sprichwort nachgewiesen wird, in welcher Handschrift oder in welchem gedruckten Werke man solches am frühesten finde, in welches Jahrhundert also dessen schriftliches oder buchliches Erscheinen zu setzen sei: ein Nachweis, der bei allen denjenigen Sprichwörtern, welche wir nicht offenbar den griechischen und römischen Classikern oder der Bibel verdanken, von mannichfachem Interesse ist, je nach dem Gesichtspunkte, von welchem aus man diese zum Theil so köstlichen Blüten des Menschengeistes zu betrachten denkt. Jene classischen Urquellen der Sprichwörter sind leider vom Verf. fast gar nicht beachtet, während er seinen Fleiß nur auf die Ausbeutung der ältesten französischen Handschriften und Drucke verwendet hat und zwar mit einer so gewissenhaften Kritik, wie man es nur immer wünschen kann. In dieser Hinsicht hat dieses Werk unendliche Vorzüge vor dem in gleichem Sinne angelegten des verstorbenen Eiselein, welches in Nr. 3 d. Bl. f. 1841 beurtheilend angezeigt worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Franz von Fürstenberg.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Fürstenberg, mit dem Gedanken der Verbesserung des Schul-
wesens ernstlich beschäftigt, suchte nicht allein durch Lecture
und Beobachtung Dessen, was ihm nahe lag, sondern auch durch
Reisen in verschiedene Gegenden Deutschlands seine Einsichten
und Kenntnisse des Schulwesens zu erweitern. So besuchte er
unter Andern 1788 in Gesellschaft der Fürstin Gallitzin und des
Philosophen Hemsterhuys das Pädagogium in Halle. Unstreitig
dienten solche Reisen und solche Besuche zur Bereicherung seiner
pädagogischen Kenntnisse und Einsichten, und er mag daraus
t den ersten Gedanken zu mancher nützlichen Reform des Schul-
wesens in seinem Vaterlande geschöpft haben.

Fürstenberg hatte noch am Abend seines Lebens den
Schmerz, das Werk seines ganzen Lebens zusammenstürzen zu
sehen. Es brach nämlich um diese Zeit jener ganz Europa in
seinen Grundfesten erschütternde furchtbare Vulkan der franzö-
sischen Staatsumwälzung aus. Es war wol natürlich, daß der
hochbejahrte, bereits damals (1789) sechzigjährige Greis, dessen
t schon längst hinter ihm lag, sich mit der neuen Ära, die
jener ungeheuern Katastrophe begann und sich nur mittels
Umsturzes des Alten Bahn brechen konnte, nicht zu verstän-
digen vermochte, vielmehr mit derselben zerfiel, indem ihm natür-
lich der Umsturz der alten Ordnung der Dinge, mit der er ver-
wachsen gewesen war, als ein Umsturz der göttlich-sittlichen
Weltordnung erscheinen mußte. So war es denn wol natürlich, daß Fürstenberg ein entschiedener Gegner der französischen Staatsumwälzung und der neuen Ideen, die sie in ihrem Gefolge mit sich führte, ward. Auch er lächelte nur mitleidig darüber, daß man dem jungen, sechsundzwanzigjährigen Bonaparte den östreichischen Graubärten gegenüber den Oberbefehl über ein Heer anvertraute. Seine Äußerung, die er einst gegen mehre bei ihm versammelte Professoren machte: „Geben Sie Acht, meine Herren, die östreichischen Graubärte werden den Knaben schon zurecht setzen", erinnert an die fast ähnliche Äußerung, die die Königin von Sardinien nach dem Waffenstillstand von Cherasco über Tafel zu dem jungen General Bonaparte machte, indem sie demselben ihre Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß man einem so jungen Manne bereits einen Oberbefehl anvertraut habe, worauf Bonaparte kalt und gemessen antwortete: „Madame, en quatorze jours j'aurai Mil-an." Inzwischen kam Fürstenberg zur Erkenntniß seines Irrthums, indem er in einer ähnlichen Versammlung von Professoren, überrascht, wie wol ganz Europa, von den unerwartet glänzenden Siegen des jungen Feldherrn über die Graubärte, äußerte: „Hab' ich mich ganz versehen, meine Herren, der Knabe liest nach eigenen Heften"; vielleicht hatte er sich hierbei an Hannibal erinnert, der in einem gleich jugendlichen Alter den Oberbefehl über ein Heer erhalten und seinen unsterblichen Zug über die Pyrenäen und Alpen unternommen hatte. Gleichwol vermochte er sich nicht mit dem jungen, kühnen und ehrgeizigen Feldherrn zu versöhnen: sein Instinct mochte vielleicht in ihm den Mann errathen oder ahnen, der ganz Europa aus seinen Fugen reißen würde. Als ihm nämlich einst ein Buchhändler ein Bildniß Bonaparte's in großem Format zur Ansicht brachte, wies er es höchst unwillig mit der Äußerung zurück, er habe diesen Teufel schon in kleiner Gestalt, und bedürfe eines so großen nicht.

In Folge des Luneviller Friedens (1801) ward das Erzstift Münster säcularisirt und an Preußen zur Entschädigung überwiesen, und die letzte münsterische Fürstenwahl, die nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Franz (27. Juli 1801) durch Erwählung des Erzherzogs Anton Victor in der Hoffnung vorgenommen worden war, jenes Schicksal dadurch vielleicht noch von dem Erzstifte abwenden zu können, kam nicht zur Ausführung, indem sich der Erzherzog der auf ihn gefallenen Wahl entzog.

Fürstenberg nahm auch noch unter der preußischen Regierung, die ihm die wohlverdiente Achtung und Anerkenntniß im vollen Maße zu Theil werden ließ, an dem guten Fortgange der Studien einigen Antheil, besuchte zuweilen die Lehrstunden und wohnte den Prüfungen bei. Schmerzlicher noch für ihn waren die hierauf folgenden spätern Zeiten. Denn in Folge des Tilsiter Friedens kam Münster zu dem neu gebildeten Königreiche Westfalen, späterhin zum Großherzogthume Berg, und endlich zum französischen Kaiserreiche. Hiermit schien unserm Fürstenberg Alles, wofür er gelebt und gewirkt hatte, dem Untergange geweiht zu sein. Dazu kam noch, daß ihm viele befreundete Seelen bereits in das bessere Leben vorangegangen waren, und daß namentlich das Hinscheiden seiner Freundin, der edeln Fürstin von Gallitzin, seinem Alter eine reiche Quelle des schönsten Trostes geraubt hatte. So mußte er denn freilich zu jenem Standpunkte religiöser Resignation geführt werden, die uns zuletzt einsehen läßt, wie Goethe mit Recht bemerkt: „daß uns die Welt wenig oder nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen und in einem immer beschränktern Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse". Allein wenngleich er es kein Hehl gegen seine Freunde hatte, daß er sich mit Sehnsucht dem Augenblicke seiner Auflösung entgegensehne, so herrschte dennoch in seinem ganzen Wesen die Milde und Ruhe eines Weisen und Christen. Was die Persönlichkeit und den Charakter dieses ausgezeichneten Mannes in seinem kräftigen Alter betrifft, so möge man hierüber die schöne Schilderung lesen, die der Verf. seiner Lebensgeschichte S. 285 aus Dohm's „Denkwürdigkeiten" mittheilt.

Fürstenberg's Wunsch nach einer baldigen Auflösung ging am 16. Sept. 1810 Morgens um 6¾ Uhr in Erfüllung, wo er im 82. Jahre seines Alters an Altersschwäche, jedoch bei völliger Geisteskraft sanft entschlief. Seine Gebeine ruhen auf dem Gottesacker zu Münster vor dem Kreuze. Die Grabstätte wird durch einen einfachen Stein mit einer entsprechenden Inschrift bezeichnet. Daß übrigens Fürstenberg mit vollem Rechte von sich sagen konnte: „Herr, du hast mir fünf Talente gegeben, siehe, ich habe fünf andere damit gewonnen" (Matth. 25, 20), wie es in seinem Sterbezettel heißt, dürfte wol am klarsten und unwiderleglichsten aus dem kurzen Abriß hervorgehen, den wir hier nach dem vorliegenden Buche von seinem Leben und Wirken gegeben haben.

Was Fürstenberg's Verdienste und Wirken um und für das Schul- und Unterrichtswesen seines Landes betrifft, so verweisen wir auf Das, was hierüber der Verf. unter der Rubrik „Fürstenberg's Verdienste um die Verbesserung der Lehranstalten" gründlich und ausführlich mittheilt. Müssen wir hier die sich nach allen Richtungen hin erstreckende großartig umfassende Thätigkeit des Ministers Fürstenberg bewundernd anerkennen, indem er das Schul- und Unterrichtswesen in allen seinen Theilen verbesserte, umgestaltete, erweiterte und vervollkommnete, so werden wir die Ansichten und Grundsätze, die er in seinen Schriften über den Volksunterricht darlegt, fast noch mehr bewundern müssen, nicht nur wegen der Reife der Einsicht und des Urtheils, die sich darin in das Wesen und die Bedingungen eines guten und zweckmäßigen Volksunterrichts klar und lichtvoll ausspricht, sondern auch insbesondere deshalb, weil sie weit über sein Zeitalter hinausliegen und sich selbst gegenwärtig noch als praktisch brauchbar in vieler Beziehung bewähren dürften. Nach Fürstenberg zerfällt der Volksunterricht in zwei Theile: 1) in Religions- und Sittenlehre, und 2) in Das, was die Gesundheit und bürgerliche Nahrung betrifft. Er geht von dem ganz richtigen und natürlichen Grundsatze aus, daß es vor allen Dingen darauf ankommen werde, die religiösen und sittlichen Grundwahrheiten in ihre Begriffe zu zerlegen, ehe und bevor man die Frage erörtern könne, wie diese Wahrheiten dem Unstudirten anschaulich gemacht werden könnten, und er vollzieht hierauf diese Analyse der religiösen und sittlichen Begriffe mit einer Klarheit und Schärfe, die von dem tiefdenkenden, philosophisch gebildeten Geiste dieses ausgezeichneten Mannes den sprechendsten Beweis gibt. Nicht minder bewährt er sich in der Untersuchung von der „Methode des Unterrichts" wie ein Mann von Fach, der nicht blos durch Theorie, die hier nur einen bedingten Werth hat, sondern auch praktisch durch Erfahrung und Beobachtung gebildet ist.

Die Methode des Unterrichts ist eine zwiefache; nämlich einmal eine objective, die sich nothwendig aus und nach der Natur des Lehrobjects bestimmt, und dann eine subjective, die sich theils aus der Individualität des Lehrers ergibt, theils nach der Individualität des Schülers bestimmen muß. Der Hebel gleichsam, auf dem Unterricht und Erziehung ihrer Wirkung und ihrem Erfolge nach beruhen, ist also ein tüchtiger Lehrer, d. i. ein solcher, der nicht blos das nöthige Material (Wissenschaft und Kenntnisse), sondern auch die Form (Methode) vollkommen in seiner Gewalt hat und zugleich ein entschiedenes Lehrtalent und eine darauf beruhende Lehrgabe besitzt. Fürstenberg verlangt nun von dem Volkslehrer nichts weniger, als: 1) eine gründliche Kenntniß seiner Religions- und Sittenlehre; 2) eine gründliche Menschenkenntniß („Die wesentlichen psychologischen Wahrheiten", bemerkt er hierbei, „müssen ihm ganz anschaulich bekannt sein, damit er dieselben den Kindern auf eine helle, leichte Art vortrage"); 3) zwar keine gelehrte, mit unnöthigen Kunstwörtern beladene Logik, aber dennoch eine deutliche Erkenntniß der wenigen allgemein vorkommenden Gesetze des Denkens, um sie sich in Absicht auf seinen Vortrag deutlich zu machen; 4) die Kenntniß der allgemeinen Neigungen, Tugenden, Fehler und ihrer Zeichen, sowie auch des Individuellen seiner Schüler; 5) Rechnen, die ersten Anfangsgründe des Feldmessens und Desjenigen, was dem gemeinen Manne von der Mechanik zugute kommt; 6) einen geschmeidigen Vortrag und das Talent, auszufragen; 7) endlich Ernst, Liebe, Geduld, Bescheidenheit, Arbeitsamkeit, wahren Eifer, oder gar Begeisterung für sein Amt und diese Religion. Wie viel dies von einem Lehrer gefodert heißt, und wie selten man einen Lehrer in der Wirklichkeit antreffen werde, der diesen Foderungen ganz oder auch nur zum großen Theil entspricht, leuchtet wol von selbst ein und wird auch von unserm Fürstenberg anerkannt, indem er bemerkt, wie wenig man sich versprechen könne, „gute Schullehrer ohne eine gute Schullehrerschule" zu erhalten.

Nicht minder beachtungswerth und tief gedacht ist Das, was Fürstenberg über die „Bildung des Seelsorgers" sagt, dem er naturgemäß die oberste Aufsicht und Leitung über das Volks-, Schul- und Unterrichtswesen anvertraut wissen will, und in der That stehen Schule und Kirche in einer so engen und innigen untrennbaren Verbindung zu- und miteinander, daß sie nicht wohl voneinander getrennt werden können.

Dies mag hinreichen, um einen ungefähren Begriff von dem hohen Werthe Fürstenberg's als Mensch, Staatsmann und Gelehrter, sowie auch von dem reichen und mannichfachen Interesse dieser Geschichte seines Lebens und Wirkens zu geben; der Verfasser hat durch sein werthvolles Werk unsere Literatur wahrhaft bereichert.

N.

Bemerkung.

Vor kurzem lasen wir irgendwo aus der Feder eines denkenden Kopfes, der das griechische Alterthum genau kennt, die Worte: „Warum fällt es denn noch Keinem ein, aus den griechischen Tragödien die erhabenste, schönste Sittenlehre darzustellen? Es thut es aber Einer gewiß bald. Da fehlt kein Jota." Es sind bereits, wie auch an demselben Orte kurz vorher bemerkt wurde, ernste Anfänge gemacht worden, uns das griechische Alterthum wieder herauszufördern; diese Anfänge haben sich auch nicht blos auf das Alterthum selbst, nicht blos auf das Besondere, das Nationalgriechische in ihm beschränkt, sondern zugleich auf das Allgemeine, das rein Menschliche, das Sittliche in ihm sich erstreckt, und gewisse hyperorthodox-christliche Sittenrichter haben es vergeblich versucht, dem griechischen Alterthume im Allgemeinen den Besitz einer erhabenen Sittenlehre streitig zu machen. In der neuesten Zeit hat die Aufführung der Sophokleischen „Antigone" auf einigen Theatern Deutschlands erwünschte Gelegenheit gegeben, die Wahrheit obiger Behauptung, daß in den griechischen Tragödien die schönste und erhabenste Sittenlehre sich finde, an einem Beispiele kennen zu lernen. Es ist dies wol auch besonders hervorgehoben worden und jedenfalls ist es schon dieser Erkenntniß wegen ein nicht geringes Verdienst Dessen, der die Aufführung der „Antigone" vermittelt hat, ein nicht geringes Verdienst um das griechische Alterthum. Neben der ästhetischen Schönheit der griechischen Tragödie, die auch in der Übersetzung nicht hat verloren gehen können, wennschon sie in dem Originale noch herrlicher sich offenbart, ist es vorzüglich die ethische Würde, die sittliche Schönheit in der griechischen Tragödie, die besonders dem modernen Trauerspiele gegenüber hervorgehoben werden muß, als das Wesen der griechischen Tragödie selbst. Namentlich auch in dieser Hinsicht, was den sittlichen Inhalt der griechischen Tragödie anlangt, kann unsere — wir wollen es hoffen, im Werden begriffene — moderne tragische Dichtkunst sehr viel lernen, mehr als unsere modernen Dichter selbst vermuthen.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1843.

Neueste Sprichwörter-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Nr. 2: Quitard's „Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes" ist nach Plan, Zweck und Bearbeitung durchaus vom vorigen unterschieden und als „Dictionnaire" beiweitem weniger vollständig als jenes. Der Verf. erkennt nur Das als Sprichwort an, was der von Erasmus davon aufgestellten Definition entspricht: „Celebre dictum scita quadam novitate insigne", eine Definition, welche indeß mehr auf des Erasmus Blumenlese aus den alten Classikern paßt, welche er eine Sammlung von Sprichwörtern zu nennen beliebte, als daß sie das eigentliche Wesen des Sprichworts erschöpfend charakterisirt. Dem Verf. sind also pikante Wendung und origineller Ausdruck die wesentlichen Kennzeichen des wirklichen Sprichworts. Damit aber sein „Dictionnaire" nicht gar zu dünn ausfalle, habe er sich nicht eben streng an jene Definition gehalten. „Mon Dictionnaire", sagt er, „est consacré à ces maximes d'une sagesse traditionelle, à ces formules du sens commun qui, jetées dans la circulation universelle, forment la monnaie courante de la raison et de l'esprit des peuples, à ces expressions pleines d'allusions, à des faits curieux, singulières à force d'être naturelles, et dont la vulgarité ne détruit pas le sel." Sein Zweck sei ganz besonders der gewesen, alles Das zusammenzustellen, „qui peut servir à étudier l'histoire des moeurs par l'histoire des expressions". Im geraden Widerspruche mit diesem seinem löblichen Vorhaben, hat der Verf. jedoch alle die Sprichwörter und Redensarten von seiner Sammlung ausgeschlossen, „qui se trouvent souvent dans la bouche des gens sans éducation", welche Leute dann gleich näher als „la canaille" bezeichnet werden (S. XII). Hierdurch hat sich der Verf. in eine ganz falsche Stellung gegen die Sprichwörter gebraucht, die nach Dem, was er unter „éducation" versteht, so gut wie gar nichts fragen, weil ihnen von dieser Seite her so viel wie gar nichts zugute kommt, während ihnen das Leben, die fröhliche Armuth, die Regsamkeit und Betriebsamkeit des niedern demokratisch-derben und rücksichtslosen Volks den kräftigsten und reichsten Nahrungsstoff zuführen. Während jene prude „éducation" die Sprichwörter höhnisch über die Schultern ansieht und sie ausschließt aus ihren Zirkeln, flechten ihr die Sprichwörter einen strohernen Bart, drehen ihr einen Zopf, ziehen ihr das Hälmlein durchs Maul, weisen ihr die Feige, bohren ihr gar einen Esel und behalten immer die Lacher auf ihrer Seite, wenn sie so hin und her geängstet wird. Der Verf. scheint es ganz vergessen zu haben, daß die Sprichwörter eben in ihrer Gesammtheit ein sehr getreuer Sitten-, Leiden- und Freudenspiegel ihres Volks und ihrer Zeit sind, nicht etwa besonders in Bezug auf irgend ein Erziehungs- und Bildungsprincip dieser oder jener Standesgenossen, sondern vielmehr ein umfassendes Bild des gesammten Volksbewußtseins nach allen Richtungen hin; er sagt ja selbst (S. VIII): „Les proverbes d'un siècle expliquent ses goûts, ses habitudes, et l'originalité spéciale, qui le différencie de tous les autres. En changeant de qualités ou de vices, la société change de proverbes", woher es denn auch komme, daß die Sprichwörter so oft einander geradezu widersprechen und theils für, theils wider eine und dieselbe Behauptung eifern.

Gewiß hat der Verf. sehr Recht, daß die Sprichwörter, qui expriment des sentiments universels, sich immer und überall wiederfinden, daß sie allen Völkern gemein sind ihrem Inhalt nach, wenngleich in ihrer Form verschieden; aber er zieht daraus offenbar einen falschen Schluß, wenn er behauptet: man sehe daraus, daß nicht etwa ein Volk dergleichen Sprichwörter vom andern entlehnt habe, sondern daß dieselben bei jedem Volke und in jedem Lande selbständig erblüht seien, hervorgetrieben par le seul fait du sens commun; die Verschiedenheit der Form scheine zu beweisen, daß hier keine „traduction" stattgefunden habe. Dies wird schon dadurch hinreichend widerlegt, daß wir gerade die allgemeingültigen Sprichwörter fast alle von den Griechen und Römern und aus der Bibel überkommen haben, zwar nicht eben „übersetzt", wol aber so, wie der sens commun jedes Volks sich dieselben allmälig mundrecht gemacht hat. Wie wir von den Griechen, haben diese von den alten morgenländischen Völkern Sprüche der Weisheit überkommen und sich angeeignet; es war keineswegs nöthig, daß jedes Volk es erst hinreichend an sich selbst erfuhr, z. B. wie bedenklich es sei, Jedem ohne weiteres unbedingt zu vertrauen, um das Sprichwort zu haben: „Trau, schau, wem"; eben par le seul fait du sens commun verbreitete es sich als Erfah-

rungssatz von einem Volke zu dem andern, bei welchem es sich nun als Sprichwort der Warnung und Lehre geltend machte. Nur höchst selten ist es nachzuweisen, wie, wann und wo ein altes Sprichwort zuerst entstanden ist; wie man ja denn auch meist vergeblich darnach fragt, wie ein fein fremdes Kräutlein in unsern Garten gekommen sein mag? Wo aber ist der Wind oder das Vöglein, von dem wir darüber genaue Auskunft erhalten könnten! Allerdings wäre es höchst interessant, wenn wir jedes Sprichwort in seiner ursprünglichen Gestalt kennen lernen könnten: „Ils seraient le plus curieux monument du progrès des premières sociétés; ils jetteraient un jour merveilleux sur l'histoire de la civilisation, dont ils marqueraient le point de départ avec une irrécusable fidelité.“

Bei manchen Sprichwörtern hat Hr. Quitard die denselben entsprechenden in andern Sprachen beigefügt, so unter andern auch einige deutsche, die sich denn wunderlich genug ausnehmen, z. B. (S. 406) zu dem Sprichworte: „Le fou se trahit lui-même“, heißt es: „Le proverbe allemand qui correspond au notre est très-spirituel: Der Kukuk seinen einigen Namen ruft aus.“ S. 585: „Les Allemands se servent d'un proverbe assez plaisant pour marquer la force de la patience: Geduld uber Windet Sauer kraut.“ Zu dem Worte: „Tendresse maternelle toujours se renouvelle“, heißt es (S. 665): „Ce charmant proverbe est aussi allemand: Mutterlub! ist immer neu“*); auf dem Druckfehlerblatte findet man dies ergötzlich also berichtigt: „Page 665, ligne 3, Mutterlub! lisez: Mullerlieb!“ Gleichen Schlags ist Alles, was sonst noch Deutsches vorkommt: S. 149 „L'abbaye de Kedlinbourg en Allemagne.“ Alles Deutsche schmeckt den Franzosen noch immer nach barbares du Nord; das Sprichwort „C'est un pauvre hère“ zapft unser deutsches „Herr“ an und bedeutet: „C'est un homme sans mérite, sans considération.“ S. 451 wird berichtet, daß unser edles „Roß“ im Französischen rosse geworden ist, welches Schindmähre bedeutet, und unser „Buch“ ist in bouquin verschimpft, was unserm „alter schlechter Knaster“ entspricht. Nicht weniger anzüglich ist das Sprichwort S. 633: „Travailler pour le roi de Prusse —; c'est travailler sans recevoir aucun salaire. Il est question du gros Frédéric Guillaume I“, welcher nun, nach Voltaire's Darstellung, als ein véritable Vandale geschildert wird. Wie Vieles haben die Franzosen noch zu lernen und zu vergessen, um sich zu dem Standpunkte erheben zu können, von welchem aus wir Deutschen andere Länder, Völker, Sprachen und Sitten gerecht und gründlich zu beurtheilen und zu benutzen wissen. Gründlichkeit gehört nun aber einmal nicht zur éducation des Franzosen!

Um sein Buch für die Leser genußreicher, unterhaltender zu machen, hat der Verf. die meisten Sprichwörter erklärt par des citations précieuses et significatives puisées dans nos classiques. Es schien ihm intéressant et curieux, zu zeigen, welchen Nutzen die großen französischen Autoren häufig aus den Sprichwörtern gezogen haben, indem sie die in denselben enthaltenen Keime zu den schönsten, glücklichsten Gedanken und Ausdrücken zu entfalten verstanden. In der Erklärung der Sprichwörter ist indeß hier eher zu viel als genug geschehen; kein einziges ist unerläutert geblieben, wo dann das Triviale, Langweilige nicht ausbleiben kann. Im Ganzen aber ist diese Sammlung reich an witzigen, geistvollen Anekdoten, Einfällen und Reminiscenzen, welche der sehr belesene Verf. unter Anderm auch aus den vollströmenden Quellen der französischen Memoiren-Literatur trefflich zu schöpfen gewußt hat. Übrigens sind die Meinungen über das Mehr oder Weniger bei Sammlung und Erläuterung der Sprichwörter unendlich verschieden, selbst auch unter Denen, die sonst in Rücksicht des Princips völlig einverstanden sind; es ist überall nur zu wahr: „Les gens du même avis ne sont jamais d'accord.“

Einige Proben von des Verf. Art und Weise der Behandlung werden unsere Leser hier gewiß gern mitgetheilt sehen. Bei Gelegenheit der Sprichwörter über den Bart gibt er uns eine Rede über die Geschichte des Barts, aus welcher wir Folgendes entnehmen:

> La barbe devint même une décoration glorieuse décernée aux veuves argiennes qui, sous la conduite de la noble Télésilla, avaient vengé la meurtre de leurs maris. Le décret rendu à ce sujet établissait, que ces veuves, en se remariant, auraient le droit de porter une barbe feinte au menton, quand elles entreraient dans la couche nuptiale. Ce décret, cité par Plutarque, est assurément un des plus remarquables qui aient jamais été faits. Il suffirait seul pour prouver combien les Grecs étaient plus sages que nous dans le choix des insignes qu'ils accordaient à la valeur. Ces insignes, ils les prenaient parmi les attributs de la virilité, tandis que nous allons les chercher parmi les ornements de femmes. Nous n'offrons que des rubans à nos héros; ils donnaient des barbes à leurs héroines.
>
> Oui, c'est un fait digne de la plus sérieuse considération, que la barbe se montra constamment auprès du berceau des empires, et le rasoir auprès de leur tombeau.
>
> Honneur à ces incomparables jeunes gens qui ont si bien préludé à la restauration de la barbe par la guerre contre les perruques! Quelle gloire pour eux d'être barbus dans un siècle où les barbons n'ont point de barbe!

S. 159 finden wir folgende Geschichte der Jakobinermütze, welche vielen unserer Leser gewiß auch neu ist. Früher war le bonnet rouge ein Attribut des hohen Adels: „Il porte“, oder auch: „Il est bonnet rouge“ sagte man von Einem, welchen man als von gutem Adel bezeichnen wollte. Wunderlich genug ward späterhin le bonnet rouge ein schimpfliches Abzeichen der Galeerensträflinge und aller schweren Verbrecher überhaupt. Als nun aber einige Soldaten des Schweizerregiments Chateau-Vieux, welche 1790 zu Nancy revoltirt hatten und deshalb zu den Galeeren verurtheilt worden waren, bald darauf von den Revolutionshelden befreit und in ihrem Sträflingshabite im Triumph nach Paris eingeladen wurden, wo man ihnen zu Ehren glänzende Feste gab, da ward ihre rothe Galeerenmütze einer Bürgerkrone gleichgeachtet; jeder Patriot beeilte sich, sich damit zu schmücken; sie ward als Freiheitsmütze anerkannt, nachdem sie der berühmte Maler David, welcher ihr die antike phrygische

*) Es soll das Sprichwort sein: Muttertreu wird täglich neu.

Form gab, der [illegible] der Freiheit aufs Haupt gesetzt hatte.

Nr. 3. Dieser „Klosterspiegel" hält uns, was leider immer noch noth thut, alle Greuel des Klosterlebens und Mönchthums dicht vor Augen, damit wir fein wachsam bleiben und nicht etwa glauben mögen, es habe nunmehr weiter keine Gefahr damit. „Die neuen Kirchenväter von Zürich und ihre lächerlichen Diakonen von Luzern" beweisen uns toll genug das Gegentheil, wie wir ja auch noch anderwärts jetzt in Deutschland Zeichen und Wunder genug sehen, daß das Papstthum heimlich noch immer Steine genug hinter sich wirft, die sich unvermerkt in Mönche, Klöster und Jesuiten verwandeln. Es ist thöricht und eitel, die Sturmglocken zur Freiheit in Schwung zu bringen, so lange es noch ein Recht des Pfaffenthums ist, selbst geheiligte Glocken gebieterisch zum Kirchenjoch zu läuten!

Das deutsche Sprichwort hat seit Jahrhunderten nichts schärfer aufs Korn genommen als das Pfaffen- und Klosterthum, und wenn es in der Heftigkeit und Bitterkeit seines Grimms fast keine Schranken finden kann, so ist das nur ein um so wahrhafteres Zeugniß von dem sittlichen Freiheitssinn unsers Volks, welches selbst zur Zeit der mächtigsten Kirchentyrannei sich nicht scheute, die Kirchengreuel schonungslos aufzudecken und mit den schärfsten Ruthen des Abscheus und Zorns furchtbar zu züchtigen.

Die Bemerkung — sagt die Vorrede —, daß sich das Alles nur auf frühere Zeiten beziehe und die Klöster heutiges Tages anders seien als früher, ist dahin abzufertigen: 1) daß nachstehende Ausbrüche und Belege aus allen Zeiten bis auf die gegenwärtige gesammelt sind und also fortwährend die begründete und darum herrschende Meinung über die Klöster waren; 2) ist es eine historisch und literarisch beurkundete Thatsache, daß die Klöster allerdings seit dem 12. Jahrhunderte nicht immer auf demselben Punkte, aber doch immer gleich weit hinter der Cultur, Moral und Wissenschaft der Zeit stehen geblieben sind.

Mögen darum die Enkel sorgfältig auf die Geisterstimmen der Voraltern achten und darnach handeln!

Nr. 4 endlich ist eine anspruchlose Sprichwörterlese im Sinne eines Volksbuchs „gedruckt in diesem Jahr". Die Sprichwörter, ohne alle Vorrede oder sonstige Zugabe, sind einigermaßen alphabetisch geordnet und frisch hintereinanderweg, ohne Absatz; jedoch haben etliche einen Holzschnitt über sich, der hier und da witzig genug ist, aber von dem vorausgesetzten Leser nur selten möchte verstanden werden. Das thut aber nichts, genug, daß die Bilder wol dazu beitragen, den sehr wohlfeilen Sprichwörterschatz dem Volke in die Hand zu spielen, welches ja Laune genug zu haben pflegt, um sich die zum Theil schnurrigen Figuren nicht nur kurzweilig, sondern auch wol sinnreich auszulegen.

Nr. 5 ist eins von den gutgemeinten Büchern, deren Weisheit, Tugend und Frömmigkeit überaus wohlfeil sind und die weder schaden noch nutzen. Werthlose Pretiosen für geringe Leute, die sich Sonntags gern zu etwas mehr herausputzen, daß Jungfern für Demoisellen gelten können und Demoisellen für Fräuleins. Solche witz- und spitzlose Sätze wie: „Der Fleißige hat immer was zu thun." „Wir sind allenthalben in Gottes Hand." „Jeden drückt was." „Die Alten sollen das Bergsteigen den Jungen befehlen." „Die Glocken klingen viel anders, wenn einem ein lieber Freund gestorben ist." „Manches Gebäude zeigt, wie man kein Geld an ihm gespart, sondern nur Verstand." „Wo Natur protestirt, da mag die Kunst nicht durchdringen" u. s. w, gelten dem Verf. nicht blos für Sprichwörter, sondern sogar für Sprichwörter-Pretiosen. Mit seinen „Variationen" ist es nicht besser beschaffen. Die Variation zu dem Sprichworte „Auch der beste Gaul stolpert einmal" beginnt also:

Dann aber wird ihm tüchtig aufgewirt. Ist er ein Sattelpferd, bringt er ja den ganzen Postwagen ins Unglück. Dann macht er auch dem Rittmeister, der ihn zugeritten hat, wenig Ehre u. s. w.

Dagegen endet die Variation auf „Es braucht viel Schaufeln, die Wahrheit zu vergraben" um so weniger schlicht, vielmehr höchst prächtig, also:

Die Wahrheit ist ein Vesuv. Wer will einen Vesuv begraben? Du meinst, er sei erloschen. Hörst du denn nicht, wie er seit lange warnt und droht, und plötzlich wird er sich umgürten das glühende Flammenschwert, wird dastehen mit dem weithin leuchtenden Sternenkranz, ein Held und Sieger die Feinde unter seine Füße gebracht auf ewig begraben und verschüttet.

Es ist schauerlich mit anzusehen, wie ein sonst so wohlmeinender Autor den Vesuv, einen Helden und Sieger, erst mit glühendem Flammenschwert umgürtet und mit weithin leuchtendem Sternenkranze schmückt und ihn dann dennoch gleich nachher unter der Überwucht seiner Construction auf ewig begräbt und verschüttet. Der Himmel wolle doch jeden Helden und Sieger, namentlich aber die Wahrheit, vor solchen Freunden bewahren!

Doch, wie schon gesagt, „auch der beste Gaul stolpert einmal", und wenn er auch das beste Herz hat; es wäre hart, ihm dafür „tüchtig was aufzuwixen", besonders hier, wo nur von einem Buche die Rede ist, was er nur so ganz behaglich in aller Unschuld niederschrieb, für gute Seelen, bei denen es Einem gar nicht einfällt, ihnen ein Denken zuzumuthen; für gute, ordentliche Menschen, die gern mit aufgeweckten Köpfen ihres Schlages tabagiren und was auf ihre Religion, auf ihre Stiefeln und Haare halten: außen fix, innen nix; außen straff und glatt, innen schlaff und matt, überall aber langweilig.

Wilhelm Körte.

Bücherfabrikation.

Wir wollen nicht die Geheimnisse unsers Handwerks ausplaudern, behüte! Es ist jedoch eine zu merkwürdige Sache, nur vom politisch-ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet, welche Fortschritte die edle Büchermacherkunst gemacht hat, seitdem das British Museum in der neuen großartigen Weise eröffnet worden ist. Wir erinnern uns recht gut der Zeit, da das einzige, enge, kleine Lesecabinet, rechter Hand, wenn man eintrat, gerade so viele Studenten beherbergte, als ihrer Raum fanden, um ihre Füße auf den langen messingenen Steg zu setzen, gerade so viel einzelne Personen, als Haufen von Hunderten jetzt daselbst anzutreffen sind. Das Museum hat jetzt eine dop-

pelte Bestimmung: es ist nicht blos die große Niederlage von Rohstoff, sondern es ist auch die Fabrik, durch welche der literarische Heißhunger des unersättlichen lesenden Publicums bedient wird, das Reservoir, aus welchem der Weisheitsstrom (wie auf der hübschen Vignette vor Bohn's Katalog in treuem Conterfei zu sehen) stürzt, rauscht, fließt, sprudelt, sprüht, spritzt, rinnt und tröpfelt, so weit die englische Zunge reicht. Wenn die Bibliothek des Museums einen Monat lang geschlossen wäre, so würde der ganze Bücherverfertigungsbetrieb stillstehen, und es wäre möglich, daß nicht weniger als tausend Menschen, die für ihr tägliches Brot auf ihre Feder angewiesen sind, sich in Noth und Elend gestürzt sähen. Zur Zeit der mühsamen Umstellung, welche kürzlich stattfand, hat die Rücksicht auf eine solche Gefahr die Beamten des Instituts (deren mühevolles Tagewerk das Publicum nur wenig zu würdigen weiß) bewogen, so große und dankenswerthe Anstrengungen zu machen, um die Anstalt offen und die Fabrik im Gange zu erhalten, ohne eine einzige Autorgarnhaspel zum Stocken zu bringen.

Dieser Zustand unserer Literatur hat, wie so manches andere Phänomen unserer zusammengeflickten Existenz, eine sehr traurige Seite, aber auch eine sehr komische: traurig, wenn man bedenkt, wie Viele, die zu einem bessern Loose geboren wären, durch unsere jetzigen socialen Verhältnisse zu einer Körper und Geist zerstörenden Sklaverei verdammt sind; komisch, wenn man es mit ansieht, wie eine der höchsten Gaben des Menschen praktisch ausgebeutet wird, gleich der rohesten mechanischen Kraft. Einer der hauptsächlichsten Werkführer bei der Bücherfabrikation hatte neulich eine Schrift im Erziehungsfache unter Händen; als die Rede darauf kam, was für Bücher er zu diesem Behufe anschaffen müßte, antwortete er: „Ach was, Bücher! Bücher, lieber Herr, braucht's halt dazu nicht. Auf die Manier werden der Art Sachen nicht gemacht. All so was, mein lieber Herr, macht man im British Museum. Ich hab' da einen capitalen Kerl für Dergleichen, lieber Herr! jung, voll Feuer und Genie, fix von der Hand, Herr! der Ihnen in acht Tagen, sag' ich Ihnen, eine Reihe Quartbände so rein ausquetscht, daß für keinen Dreier Material drin bleibt!" Und wahrhaftig, durch diesen compendiösen Ausquetscheproceß werden neun Zehntel alles Materials gewonnen, das in den gemeinnützigen und lehrreichen und Volks- und Jugendschriften zu Tage kommt, womit wir überschüttet werden.

Eine andere zahlreiche Classe im Museum bilden die „Bearbeiter" (Translators). Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß die gewöhnliche Bedeutung des Wortes Translator, nämlich im Sinne des Übersetzers aus einer Sprache in die andere, nur eine von vielen ist, die man in den Wörterbüchern angeführt findet. Johnson zählt sechs Bedeutungen auf; wer aber eine siebente kennen lernen will, welche noch nicht im Wörterbuch steht, der muß nach Saffron Hill und Chick Lane gehen, woselbst er eine sehr nützliche Classe von geschickten Handwerkern wohnhaft finden wird, „Bearbeiter alter Schuhe" (translators of old shoes) in der Kunstsprache genannt, die neue Oberleder auf alte Sohlen und neue Sohlen unter alte Oberleder flicken und dergestalt das alte Stück in ein neues umarbeiten. *) Das Meiste, was im British Museum „gemacht" wird, ist gerade diese Art von „Bearbeitung". Es gibt da z. B. eine Classe sehr sinnreicher Schriftsteller, welche die vordem beliebten Novellen der Minerva-Druckerei in neue „umarbeiten", indem sie die Anlage nehmen, das Canevas, wie die Franzosen sagen, und mit Figuren nicht im Geschmack unserer Altvodern, sondern im heurigen ausfüllen.

Nun kommen wir zu den „Übersetzern" im gewöhnlichen Wortsinne; diese zerfallen in drei Classen. Erstlich die Übersetzer, welche einsichtsvoll, mit ihrem Gegenstande bekannt und mit beiden Sprachen eng vertraut, wie Mrs. Austin, den Autor, den sie übertragen, so gewandt in der fremden Zunge reden lassen, als spräche er in seiner eigenen. Zu solchem Übersetzen wird ein ebenso eigenthümliches Talent wie zu Originalarbeiten erfodert, nur daß es seinen Rang vielleicht um einen Grad tiefer in der Hierarchie der Literatur einnimmt. Zweitens die Übersetzer, welche, bei leidlicher Vertrautheit mit ihrer Muttersprache und einiger Bekanntschaft mit der fremden, Verstand und Takt genug besitzen, um zu merken, wo sie nicht Bescheid wissen. Diese helfen sich dann mit einer Grammatik, suchen die schweren Ausdrücke im Wörterbuche nach, oder erholen sich vielleicht bei einem Freunde Raths; und wenn ein gut gewähltes Buch von einem Übersetzer dieser Kategorie „herumgekriegt" sich auch vielleicht steif und mager liest, so ist doch die Arbeit nicht ohne Nutzen für die Menge Derer, welche den Autor nur mit Hülfe eines Dolmetschers vernehmen können. Drittens die Classe Derer, welche nur eben im Stande sind, ein schlechtes Englisch zusammenzustoppeln, und dabei nicht im Stande, zu erkennen, wo sie das Original nicht verstehen, so unwissend also, nicht einmal zu wissen, daß sie unwissend sind. Dies etwa sind die Classen der Bücherfabrikanten im British Museum. 48.

*) Das Wortspiel ist in dieser ganzen Stelle unübersetzlich. Translate übersetzen, umsetzen, versetzen, umarbeiten. Um es wenigstens annäherungsweise auszudrücken, ist oben statt „Übersetzer" das Wort „Bearbeiter" gewählt.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Übersetzung von Geßner's „Tod Abel's" und Wieland's „Oberon".

Es gibt gewisse deutsche Classiker, von denen, obgleich sie bei uns fast ganz vergessen scheinen, oder die, wie der geistreiche Dr. Mises sagt, die obersten Reihen in unsern Bibliotheken einnehmen, in Frankreich Jahr aus Jahr ein neue Übersetzungen erscheinen. An der Spitze derselben steht der ehrwürdige Geßner und namentlich sein „Tod Abel's", von dem bereits unzählige französische Bearbeitungen vorhanden sind. Auch das verflossene Jahr hat die Zahl derselben wieder vermehrt. Wie es heißt, hat die Herzogin von Orleans eine Auswahl der Geßner'schen Idyllen übersetzt, die im Manuscripte zum Druck bereit liegen soll. Neben Geßner ist Wieland noch eine von den Autoritäten, die jeder Franzose, wenn er auch noch so wenig von der deutschen Literatur versteht, doch zu citiren weiß. Übrigens ist dies kein Wunder, da von mehren seiner Werke recht gute Übersetzungen existiren. Wir haben gegenwärtig eine neue Bearbeitung seines „Oberon" anzuführen, die soeben die Presse verlassen hat. Der Verf. derselben, Auguste Jullien, scheint gut in den Geist seines Originals eingedrungen zu sein.

Französische Bearbeitung der nordischen Geschichte.

Die Geschichte der „Révolutions des peuples du Nord" ist mit dem vierten Bande, der vor kurzem erschienen ist, abgeschlossen. Der Verf., J. M. Choppin, der bereits durch einen Abriß der russischen Geschichte bekannt ist, hat sein Werk auf eine würdige Weise zu Ende geführt. Der dritte Theil beginnt mit einer allgemeinen Schilderung der Weltlage im 15. Jahrhundert. So gelungen diese Partie auch im Allgemeinen ist, so ließe sich doch Manches daran aussetzen. Wir haben unter Anderm bemerkt, daß der Verf. den wendischen Volksschlag, der doch mit den nordischen Nationen durch die nächste Blutsverwandtschaft verbunden ist, gänzlich übersehen hat. Wir erwarteten ferner, daß der Verf. uns über einige Punkte der neuern Geschichte Rußlands unbekannte Aufschlüsse geben würde, weil ihn seine frühere Stellung — er war Secretair des ehemaligen russischen Gesandten Kurakin — in den Stand setzte, Notizen zu sammeln, die nicht für Jedermann zugänglich sind. Er schlüpft aber absichtlich über die Partien hin, wo er sich hätte compromittiren können, sodaß das Bild, das er von Rußland entwirft, dürftiger ausfällt als der Theil seines Werks, welcher der Geschichte der übrigen Länder gewidmet ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1843.

Über den Scheintod.

Die Unterscheidung des Scheintodes vom wirklichen Tode; zur Beruhigung über die Gefahr, lebendig begraben zu werden. Von Fr. Nasse. Bonn, Habicht. 1841. Gr. 8. 10 Ngr.

Obgleich die Liebe zum Leben dem Menschen, wie jeglichem Geschöpfe eingeboren ist, das Gegentheil davon, der Lebensüberdruß aber den abnormen Zuständen zugezählt werden muß, so läßt sich doch der Abscheu vor dem Tode überwinden.

> Der Tod
> Ist Gebot,
> Das versteht sich nun einmal,

sagen wir mit Goethe und beugen uns unter das unvermeidliche Schicksal, ja, wenn es gilt, unser bischen Leben einer großen Idee zum Opfer zu bringen, so können wir uns ihm sogar mit Muth und Freudigkeit in die Arme werfen. Nur möge er uns, wenn es möglich, rasch und mit kräftigem Arme fassen, die Pulse des sterbenden Herzens nicht langsam in seinen Händen ausschlagen lassen. Dies scheint wenigstens der Wunsch der Mehrzahl zu sein und nicht leicht stirbt ein Mensch eines raschen, sanften Todes, daß er nicht von Vielen deshalb glücklich gepriesen würde. Langes Siechthum, Schmerzen und Qualen und alle Vorkehrungen, deren sich der Unerbittliche bedient, um endlich den letzten Rest des Lebens abzutödten, vorzüglich aber jene Momente, in denen der Mensch zwischen Leben und Tod hin und wieder schwankt, sind es, die Alle fürchten, von denen Alle gerne verschont sein möchten, wenn die Stunde des Sterbens naht. Kein Herz bleibt unbewegt, wenn es diese letzten Kämpfe, diese krampfhaften Schwingungen des erlöschenden Lebens erblickt, und nur erst wenn der letzte Hauch der geängsteten Brust entflohen, wird unsere Brust wieder ruhig und wir preisen den Entschlafenen glücklich, daß er überwunden hat und seiner Qualen ledig ist. Nur ein Gedanke trübt noch unsere Ruhe: ist er auch todt, den wir soeben aus dem Leben scheiden sahen? wer bürgt uns dafür, daß Kämpfe, wie wir sie soeben vor uns sahen, auch immer dem wahren Tode in die Arme führen?

In der That gibt es kaum ein schrecklicheres Bild als das eines im Grabe Wiedererwachenden. Zwischen enge Breter eingezwängt, über, unter und neben sich die undurchdringliche Erde, keine Spanne Raum, um nur den Versuch zur Befreiung aus dem fürchterlichsten aller Kerker zu wagen, undurchdringliche Finsterniß, keine Luft als der kleine Rest, der gerade noch hinreicht, die unaussprechlichen Qualen des Daseins auf wenige Stunden zu fristen und dazu der Gedanke, mitten unter verwesenden Leichen zu liegen und auf die qualvollste Weise verschmachten zu müssen!

> O, wach' ich auf, werd' ich nicht rasend werden,
> Umringt von all' den greuelvollen Schrecken,
> Und toll mit meiner Väter Glieder spielen?
> (Shakspeare's „Romeo und Julie".)

Der schmerzlichste Tod von Henkers Hand ist nur ein Kinderspiel gegen dieses Verschmachten im Grabe; es tröstet wenigstens dabei der Gedanke an die Gewißheit eines baldigen Sterbens und das brechende Auge sieht noch Menschen um sich und kann seinen Blick noch hinaufrichten nach dem tröstlichen Lichte. Lebten wir noch zu den Zeiten der Griechen und Römer, so wären wir aller Sorge um das Erwachen im Grabe überhoben. Aber auch jetzt noch gibt es viele Nationen der Erde, die, wol doch nur aus einer gewissen Scheu vor dem Gedanken daran, ihre Todten nicht beerdigen, sondern auf andere Art der Vernichtung preisgeben. In Siam, Cochinchina und bei den Birmanen werden nur die Leichname der armen und gemeinen Leute beerdigt, bei den Hindus die Verehrer des Schiwa begraben, die des Wischnu hingegen verbrannt. Auch die Tschuktschen, Jakuten, Japanesen, Tibetaner, einige peruanische Stämme und die Eskimos verbrennen ihre Todten. Auf mehren Inseln der Südsee läßt man sie auf hohen Gerüsten verfaulen; ebenso halten es die Tschaktas, worauf ihre Priester das Fleisch ablösen und verbrennen, die Knochen aber an der allgemeinen Begräbnißstelle aufbewahren. Die Kamtschadalen stecken die Leichname von Kindern in hohle Bäume und die Samojeden hängen sie in Wiegen an Bäumen auf. Die Tibetaner, Siamesen und mehre nordamerikanische Stämme tragen die Todten auf Hügel und Gebirge, wo sie den Elementen und Raubthieren preisgegeben sind. In Tibet werden die Vornehmen einbalsamirt, die Armen ins Wasser geworfen. Die Birmanen nehmen die Eingeweide heraus, füllen den Körper mit Spezereien, überziehen ihn mit Wachs, dann mit Harz, endlich mit Flittergold, verbrennen ihn aber nach einigen Monaten. Auf Otaheite wird der Körper nach

Entfernung der Eingeweide mit wohlriechenden Ölen balsamirt u. s. w. Uns erscheinen zwar alle diese verschiedenen Methoden, die Leichname aus dem Kreise der Lebendigen zu entfernen, roh und barbarisch, aber gestehen müssen wir doch, nicht eine darunter erfüllt unsere Brust mit dem beengenden Gefühl, das uns bei dem Gedanken an das Versenken in die finstere Erde und an ein mögliches Wiedererwachen ergreift. Dennoch aber wird die einfache Sitte, die Todten in die Erde zu begraben, bei allen civilisirten Völkern die herrschende bleiben und sie würde sicher auch die zweckmäßigste sein, wenn nur einmal das Mittel aufgefunden wäre, alles Lebendigbegraben für immer zu verhüten.

Aber ist denn auch die Furcht, noch lebend in die Erde versenkt werden zu können, so gegründet, als Viele wähnen? Hat man uns nicht, wie bei so vielen Dingen, mit erdichteten und ausgeschmückten Zeitungsnachrichten und Märchen erschreckt, von deren Wahrheit, bei Lichte betrachtet, am Ende Niemand etwas wissen will? sind auch Menschen, die man für todt hielt, im Grabe wiedererwacht? Manche glauben nun einmal nicht daran und widerstreiten können wir ihnen nicht, daß bei solchen Erzählungen viel leeres Geschwätze und Dichtung mitunterläuft und daß Fälle der Art, wenn sie wirklich vorkommen, schwer zu constatiren sind. Aber leugnen können sie nicht, wenn sie anders dem darüber vorhandenen geschichtlichen Stoff einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, daß Scheintodte außerhalb des Grabes wieder ins Leben zurückgerufen worden sind, und zwar unter ihnen solche, die nicht nur Stunden, sondern Tage in diesem scheintodten Zustande zugebracht haben. Gerne geben wir, insbesondere für die letztern Fälle die Seltenheit zu, aber genug, sie sind vorgekommen und was über der Erde, kann auch unter ihr geschehen. Käme aber auch unter 100,000 Todesfällen nur einer vor, wo ein für Todtgehaltener im Grabe wiedererwachte und eines zweiten so grauenvollen Todes verbliche, so wäre es die Menschheit sich und ihrer Ruhe schuldig, ähnliches Unglück nach allen Kräften von sich abzuwenden.

Abgesehen aber auch von der Wahrheit oder Unwahrheit solcher Fälle, so ist hauptsächlich die Möglichkeit derselben wissenschaftlich zu erörtern und die Frage zur Entscheidung zu bringen, inwiefern der wahre Tod aus äußern Zeichen am Leichname sicher zu stellen ist oder nicht. Da der Gegenstand für jeden Menschen von hohem Interesse ist und auch eine für den Laien faßliche Explication zuläßt, so möge es uns hier vergönnt sein, etwas tiefer in denselben einzugehen. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die verschiedenen Erscheinungen, welche wir gewöhnlich an dem Leichnam wahrnehmen, wenn der letzte Lebensfunke erloschen ist. Sie treten vornehmlich in drei verschiedenen Abschnitten auf, von denen der erste den Zeitraum der Erschlaffung, der zweite den der Erstarrung und der dritte den der Auflösung darstellt. Doch folgen diese Zeiträume nur bei mittlerer Temperatur und bei mäßigem Grade der Feuchtigkeit so regelmäßig aufeinander. Bei Kälte und Trockenheit überwiegt die Erstarrung und der todte Körper vertrocknet, statt zu faulen, bei äußerer Wärme und bei vollsaftigen Körpern dagegen tritt die Auflösung früher ein und es kommt gar nicht zur Erstarrung. Der erste Zeitraum beginnt mit dem Erlöschen aller Bewegungsfähigkeit. Selbst die stärksten Reize, Kitzeln mit der Feder an der Nase und am Schlunde, Stechen mit Nadeln unter die Fingernägel, Salmiakgeist an die Nase gehalten, Auftröpfeln von brennendem Siegellack auf die Herzgrube u. s. w. vermögen keine Bewegungen mehr hervorzurufen, auch das stärkste Licht keine Zusammenziehungen der Pupille zu bewirken. Mit der Bewegungsfähigkeit erlischt auch das Respirationsvermögen und der Blutlauf. Ein vor Mund und Nase gehaltener Spiegel läuft nicht an, eine vorgehaltene Flaumfedcr oder Lichtflamme bleibt unbeweglich und ein auf die Herzgrube gesetztes, mit Wasser gefülltes Gefäß zeigt keine Spuren von Athmungsbewegungen; Herz- und Arterienschlag hören auf, eine geöffnete Vene gibt kein Blut mehr. Dabei werden alle Theile des Körpers schlaff, verlieren an Volumen und sinken ein, so namentlich Schläfe und Wangen; die Augen sinken in ihre Höhlen zurück, die Nase wird spitz, die Hornhaut schlaff und trübe; die Gelenke werden biegsamer, die innern Höhlen durch das Einsinken der in ihnen enthaltenen Eingeweide geräumiger, die Muskeln schlaffer; aller Lebensturgor verschwindet, der Leichnam wird an den Stellen, wo er aufliegt, platter und nimmt von den Körpern, auf denen er liegt, Eindrücke an, der Bauch wird mehr in die Breite gedehnt, der Unterkiefer sinkt herab, das Auge ist halb geöffnet; die Schließmuskeln leisten keinen Widerstand mehr und die Höhlen, zu denen sie gehören, stehen offen. Das Blut zieht sich aus den äußern feinen Gefäßen zurück in die Stämme der Venen, theils weil das Leben zuerst in der Peripherie erlischt und die Kraft des Herzens nicht mehr zureicht, es bis in die letzten Verzweigungen zu führen, theils weil es durch den Druck der engern Gefäße oder der äußern Luft nach innen getrieben wird. Daher wird die Haut bleich, gelblich, besonders an der Nase, den Wangen, Ohren, Ellnbogen, Knien und Fersen, und wenn man ein Kerzenlicht hinter die Hand eines Todten hält, so erscheint nicht jener röthliche Schimmer, wie er sich im Leben zeigt. Auch die Augenlider, Lippen, Mundhöhle, Nasenhöhle und Brustwarzen werden bleich. Der schwerere Theil des Blutes senkt sich nach unten in die tieferliegenden Theile des Körpers und bildet hier die sogenannten Todtenflecken, die auf den äußern Druck verschwinden, allmälig aber wieder erscheinen und keine Ergießung außerhalb der Gefäße zeigen. Auch in innern Organen, Lungen, Leber, Darmkanal u. s. w., senkt sich das Blut nach den tiefern Stellen. Allmälig erkaltet der Leichnam und nimmt erst langsam, gemeiniglich erst 15—20 Stunden nach dem Tode, die Temperatur des ihn umgebenden Mediums an. Verschieden ist dies jedoch je nach den, dem Tode vorangehenden Krankheiten, nach Jahreszeit u. s. w. Die äußern Theile erkalten am frühesten, und zwar zuerst Hände und Füße, Lippen, Nase, Schultern, Knie, dann Leisten, Achselgruben und Nacken; hierauf erst die Rumpfhöhle, und

zwar zuletzt die Gegend über und unter dem Zwerchfelle: Die wässerigen Theile des Körpers verdunsten, sodaß man sie in der Kälte in Form eines Dampfes von der Oberfläche und besonders aus den Öffnungen der Schleimhäute, am stärksten aber aus der geöffneten Bauchhöhle aufsteigen sieht. Der Leichnam nimmt dadurch an Volumen und Gewicht ab, die Haut wird trockener und die der Oberfläche nahen Flüssigkeiten zäher. Auch das Blut wird 24—36 Stunden nach dem Tode dicklicher und dunkler, sodaß es, besonders an tiefer liegenden Stellen, eine schwarzrothe, klumpige oder sulzige Masse darstellt. Die Hornhaut des Auges wird weißlich, die Flüssigkeit desselben trübe und die Pupille mehr schwarzgrau. Auch die serösen Häute verlieren ihre Durchsichtigkeit. Gegen das Ende dieses Zeitraums fangen auch die organischen Flüssigkeiten an sich zu scheiden und durch die Wandungen durchzuschwitzen; namentlich dringt die Galle durch die Gallenblase in das benachbarte Zellgewebe, wäßrige Feuchtigkeit in die von serösen Häuten gebildeten Höhlen, Blut durch die Gefäßwände in die Substanz der Organe u. s. w., wodurch seröse und blutige Infiltrationen entstehen.

Alle diese Erscheinungen treten in allmäliger Folge, nie zugleich auf, ja es muß aus manchen Umständen gefolgert werden, daß das Leben nie in allen Theilen zugleich erlischt, sondern daß, während es in den Centralorganen bereits aufgehört hat, es noch in einzelnen Regionen fortglimmt und sich in einzelnen, unzusammenhängenden Erscheinungen kundgibt. So dauert nach erloschener Bewegung die Fähigkeit der Muskeln, ohne durch ungewöhnliche Reize zu Bewegungen veranlaßt zu werden, noch eine Zeit lang fort. Prochaska sah die Muskeln bei einem menschlichen Leichname eine Stunde nach dem Tode noch zittern und bei Reizung sich zusammenziehen, und Autenrieth sah den mehre Stunden nach dem Tode abgeschnittenen Fuß eines an Lungensucht Verstorbenen auf galvanische Reizung sich bewegen. Diese Reizbarkeit erlischt aber in manchen Organen früher, in andern später; nach Nysten zuerst in den Arterienkammern des Herzens, die die meiste Muskelkraft besitzen, dann in den willkürlichen Muskeln, hierauf im linken und zuletzt im rechten Venensacke, dessen Lebenskraft noch durch das Zuströmen des Blutes von den Hohlvenen aus erhalten wird. Aber auch noch auf andere Weise offenbart sich das noch fortglimmende Leben in muskulösen Organen. Steckt man ein Stück Fleisch von einem soeben geschlachteten Thiere in den Gehörgang, so hört man ein Rauschen, das sich mit dem gänzlichen Absterben des Fleisches verliert. Auch Starrkrampf und Kinnbackenkrampf dauern zuweilen bis zum Eintritt der Fäulniß fort; desgleichen die peristaltische Bewegung der Gedärme und die Zusammenziehungen des Uterus, sodaß man Frauen noch nach dem Tode hat gebären sehen. Aus der Cholerazeit her werden sich manche Leser noch erinnern, daß einzelne Glieder der daran Verstorbenen noch Stunden lang nach dem Tode zuckten. Geköpfte Vögel laufen noch in derselben Richtung fort, die sie zuvor genommen hatten, und geköpfte Frösche fahren fort sich zu begatten. Endlich sah man Todte schwitzen und Ref. war selbst Zeuge eines Falles, wo man an mehren Körperstellen einer weiblichen Leiche noch geraume Zeit nach dem Tode einzelne Schweißtropfen wahrnahm, die, weggewischt, sich wieder erneuerten. Man hat früher diese, wenngleich seltene Erscheinung zu den Erdichtungen gezählt, sie läßt sich aber ebenso wenig wegdemonstriren, als das Wachsen der Zähne bei Kindern und das der Haare und Nägel nach dem Tode.

Der zweite Zeitraum in der Reihe der Verwandlungen, welche der Leichnam durchläuft, beginnt, wenn anders die Temperatur der ihn umgebenden Luft nicht zu hoch ist, gewöhnlich 12 Stunden nach dem Tode, bei Kindern aber etwas früher, und zeichnet sich durch ein eigenthümliches Phänomen, die Erstarrung aus. Es beginnen nämlich jetzt alle Organe sich zusammenzuziehen; die Haut wird fester, das Zellgewebe und die Bänder fest und wie zusammengezogen, Ohr- und Nasenknorpel pergamentartig steif, die Eingeweide dichter, Herz und Gefäße enger; das Fett erstarrt, wird talgartig, sodaß, wenn man an einer Stelle des Körpers, unter welcher Fett liegt, mit dem Finger drückt, eine Grube zurückbleibt, die sich besonders in der Kälte lange erhält; das Blut in dem Herzen und Gefäßen zieht sich mehr zusammen, namentlich aber in den Schlagadern, und in dem linken Herzen, in der Aorta und in der Lungenvene bilden sich polypenartige Gerinnsel. Die auffallendste Erscheinung aber ist, daß alle Gelenke ihre Beweglichkeit verlieren und der ganze Körper steif und länger wird, als er im Sterben gewesen. Die Steifheit beginnt zuerst am Rumpfe und Halse, dann an den obern, endlich an den untern Gliedmaßen, und zwar bei dem Menschen gewöhnlich 12 Stunden nach dem Tode, nimmt allmälig zu, dann wieder ab und verschwindet nach vier oder fünf Tagen in derselben Ordnung wieder, wie sie begonnen hatte. Es ist diese Erscheinung noch nicht hinreichend erklärt, jedenfalls aber ist sie eine Äußerung der noch fortdauernden lebendigen Muskelkraft und hat ihren Sitz in den Muskeln, denn, nach Nysten, erfolgt sie auch, wenn die Haut abgezogen ist, oder die Gelenkbänder durchschnitten und die Gelenksäcke entleert oder mit Wasser gefüllt sind, tritt dagegen nicht ein, wenn die Muskeln quer durchschnitten sind, sodaß die Gelenke nach Durchschneidung der Beugemuskeln streckbar, nach Durchschneidung der Streckmuskeln biegsam bleiben. Sonderbar ist es, daß sich die Muskeln dabei in einem ebenso festen, verkürzten und verdickten Zustande befinden, wie sie es bei willkürlicher Bewegung sind, ohne daß man deshalb die Erstarrung der lebendigen Bewegung gleichstellen könnte; denn Augen und Mund öffnen sich mehr als im ersten Zeitraume, ungeachtet die aufziehenden Muskeln des Unterkiefers mehr Kraft haben als die herabziehenden, und der Ringmuskel der Augenlider stärker ist als der Aufhebemuskel. Auch hat ein erstarrter Muskel, nach Busch's Versuchen, eine stärkere Cohäsion und trägt ein zwölfmal schwereres Gewicht als ein sogleich nach dem Tode ausgeschnittener; wird aber die Erstarrung durch äußere Gewalt überwunden, so kehrt sie nicht wieder; wird ein star-

res Glied mit Gewalt gebogen, oder ein gebogenes gestreckt, so bleibt es beweglich.

So lange die Starrheit dauert, bemerkt man noch keine Fäulniß. Mit ihr beginnt der dritte Zeitraum; alle noch an den Proceß des Lebens streifenden Erscheinungen erlöschen nun, denn obschon die allgemeinen Bedingungen derselben, Wasser, Luft und Wärme, mit denen des Lebens identisch sind, so ist sie doch ein rein chemischer Vorgang, durch welchen Form und Structur des organischen Körpers zerstört und er selbst dem anorganischen Reiche hingegeben wird. Die nähere Betrachtung dieses Processes bleibt hier ausgeschlossen, da es uns nur zunächst um ein treues Bild der dem Leben näher stehenden und dem Leben im latenten Zustande verwandten Erscheinungen zu thun sein mußte, die Fäulniß aber als die Grenzscheide anzusehen ist, mit welcher der eigentliche Tod, der Übergang des Leibes in die allgemeine Form der Materie, der Elemente, beginnt.

Man sollte meinen, bei einer solchen Mannichfaltigkeit von Merkmalen des Todes, wie wir sie oben in ihren Grundzügen aufgeführt, könnte über die Gewißheit desselben in vorkommenden Fällen kein Zweifel entstehen und eine Verwechselung mit dem lebenden Zustande müßte kaum möglich sein. Und doch ist es so. Die ausgezeichnetsten Ärzte älterer und neuerer Zeit stimmen darin überein, daß es unter allen angeführten Zeichen des Todes kein einziges untrügliches gibt als die Fäulniß, und wenn auch der Kenner aus der Gesammtheit der Zeichen sich noch vor Eintritt der Fäulniß von der Gewißheit des eingetretenen Todes zu überzeugen im Stande sein sollte, so vermag er dies doch nur im Verlauf der Zeit und mit Hülfe anzustellender Versuche, zu denen die Gelegenheit, die Örtlichkeit, die Zeit u. s. w. nicht immer günstig sind; auch sind nicht alle Todtenbeschauer Kenner.

Schon der bekannte Zustand, welchen wir Ohnmacht nennen, gleicht in seinen äußern Erscheinungen sehr dem Tode und steht ihm auch, seinem Wesen nach, in vielen Fällen nahe. Dem Ohnmächtigen vergehen Hören und Sehen, die Muskeln versagen ihren Dienst und der Körper sinkt, dem Gesetz der Schwere zufolge, zusammen, kein Puls ist mehr zu fühlen, die Haut, besonders im Gesicht, wird eiskalt und bleich, die Physiognomie verändert sich und wird der eines Todten ähnlich, die Augen schließen sich und wenn man sie öffnet, so führen sie doch dem Sensorium keine äußern Bilder zu, die Schließmuskeln der Harnblase und des Mastdarms hören zuweilen auf zu wirken, das Athmen, wenn es auch im geringen Grade fortdauert, wird doch nicht bemerkt, ebenso das Schlagen des Herzens. In einem ähnlichen Zustande beharren unter den Thieren die Winterschläfer Monate lang; ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung, ohne Ausleerungen, ohne merkliches Athmen sind sie einem Zustande hingegeben, der dem Tode vollkommen gleich ist und sich nur dadurch von ihm unterscheidet, daß nur ein geringer Grad von Kreislauf im Innern des Körpers fortdauert und daß die Fähigkeit, von der zurückkehrenden äußern Wärme wieder ins Leben zurückgerufen zu werden, noch nicht erloschen ist. Obgleich nun der Mensch in Hinsicht seines organischen Baus von diesen Thieren mannichfaltig abweicht, so kann er doch durch krankhafte Einwirkungen in einen ähnlichen Zustand von Scheintod versetzt werden, ja es können die oben angeführten Zeichen des Todes bei ihm größtentheils vorhanden sein, und er kann leben, sowie im Gegentheil die meisten fehlen können und er doch todt sein kann. Neugeborene Kinder kommen zuweilen ohne alle merkbare Zeichen des Athemholens und des Kreislaufs zur Welt, verharren längere Zeit in diesem Zustande und werden doch wieder zum Leben erweckt. Dem Ref. gelang es einst ein solches Kind, das die Hebamme bereits von der Mutter getrennt und als todt bei Seite gelegt hatte, zum Erstaunen aller Anwesenden, durch fortgesetzte Belebungsversuche wieder ins Leben zurückzurufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Joh. Chr. Gottsched gab im J. 1736 seine „Ausführliche Redekunst, geistlichen und weltlichen Rednern zu gut" heraus. Da in derselben einige Spöttereien über den damals herkömmlichen homiletischen Schlendrian und damit Zusammenhängendes vorkamen, so wurde der Verfasser vor den kurfürstlichen Kirchenrath gefodert, um sich wegen der vielen anstößigen Dinge, die der studirenden Jugend zum Ärgernisse gereichten, zu verantworten. Der gelehrte Professor wußte darauf, wie er selbst erzählt, nichts Anderes vorzuschlagen, als daß er alle seinen Obern misfälligen Stellen, ja Alles, was von der geistlichen Beredtsamkeit handle, auslassen wolle. Mit dieser Erklärung gab man sich zufrieden und verbot die angeschuldigte Ausgabe nicht einmal, doch mußte Gottsched noch versprechen, die neue Ausgabe dem Dekan der theologischen Facultät zur Durchsicht vorzulegen und in einer akademischen Gelegenheitsschrift die Bemerkung einfließen zu lassen, daß er es den Studenten nicht widerriethe, auch homiletische Vorlesungen zu hören. Die vier spätern Auflagen der „Ausführlichen Redekunst" lassen die Kanzelberedtsamkeit in der That ganz unberücksichtigt.

Eine der ältesten deutschen Schriften über und für Bücherverbote ist gewiß folgendes, 1581 in München mit kaiserlichem Privilegium gedruckte Buch: „Tractat Herrn Gabriel Putherbeien von Thuron u. s. w. Von verbot unnd auffhebung deren Bücher unnd Schrifften, so in gemain ene nachtheil unnd verletzung des gewissens, auch der frumb und erbarkeit, nit mögen gelesen oder behalten werden. Erstlich bey lebzeiten Kaiser Carls des V. im Latein beschrieben, diser zeit aber von wegen des werck nutzbarkeit, in das hoch Teutsch getrewlich und verstendlich transferirt." In der Vorrede des Übersetzers werden zwei Gattungen schädlicher Bücher bezeichnet, Romane wie der „Rollwagen" und der „Amadis von Gallia" und Luther's Schriften, namentlich seine Postille und seine Tischreden. Das Werk selbst besteht aus drei langen und langweiligen Dialogen, vollgestopft von geschmackloser Gelehrsamkeit und beruhend auf echt inquisitorischem Zelotismus, der vor Allem die Unfehlbarkeit des Papstes lehrt und blinden Gehorsam gegen denselben verlangt, gegen Luther und Calvin nicht heftig genug losziehen kann und nebenbei alle schönen Künste als Teufelswerk verbannt. Das Buch ist Denjenigen zu empfehlen, die in unsern Tagen mit Erneuerung ähnlichen Geschreibsels eifrig beschäftigt sind; ihnen wird ohne Zweifel gefallen, daß hier als der kürzeste Weg zu Vertilgung schlechter Bücher das Verbrennen der Schreiber und Drucker empfohlen wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 165. — 14. Juni 1843.

Über den Scheintod.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Unterwerfen wir die einzelnen Zeichen des Todes einer aufmerksamen Prüfung, so ergibt sich auch hieraus ihre Unsicherheit und Trüglichkeit. Puls- und Herzschlag können auf längere Zeit dem Finger unfühlbar werden, ohne daß deswegen immer der Tod erfolgt. Bei hysterischen Ohnmachten können sie oft stundenlang vermißt werden und die Kranken bald darauf wieder frisch und gesund erwachen. Bei manchen Ohnmachten fühlt man die schwachen Herzbewegungen dann nicht, wenn der Kranke auf dem Rücken liegt, weil sich das Herz mehr nach hinten senkt. Manche Menschen haben so kleine Schlagadern oder ihr Verlauf an der Handwurzel ist so ungewöhnlich, daß man ihren Schlag gar nicht fühlt. Ref. kannte zwei solche Menschen, bei denen im ganz gesunden Zustande an dieser Stelle kein Puls zu entdecken war. Berryat berichtet in der „Histoire de l'Académie des sciences" vom J. 1748 von einer Frau, bei der auch bei völliger Gesundheit und bei der stärksten Bewegung oder Erhitzung des Körpers, an keinem Theile, selbst nicht an der Brust, ein Pulsschlag zu fühlen gewesen sei, aus welchem Grunde ihr mehre Ärzte in Krankheiten aus Irrthum das Leben abgesprochen hatten. Das Athmen wird bei manchen hysterischen Ohnmachten gleichfalls vermißt. Es sind Fälle vorgekommen, wo sich weder eine vor die Nase gehaltene Flaumfeder noch eine vor Mund und Nase gehaltene Flamme bewegte, noch ein mit Wasser gefülltes und auf die Brust gestelltes Glas die geringste Wellenbewegung verrieth, und doch war das Leben in solchen Fällen nur latent und konnte wiederangefacht werden. Dasselbe geschah bei manchen Erhängten und Ertrunkenen, bei denen der Athmungsproceß längere Zeit ganz unterbrochen worden war.

Ein noch trüglicheres Zeichen des Todes ist der Mangel an Empfindung. Es gibt krankhafte Zustände, namentlich manche Schlagflüsse, Epilepsien, Katalepsien u. s. w., bei denen alle äußern Reize, selbst das Brennen des Körpers ohne alle Äußerungen von Empfindung angewendet werden können, und das Leben dauert doch fort. In den alten Hexenprocessen kommen Fälle vor, wo Menschen gegen Stoß und Hieb, gegen Kneipen und Brennen ganz unempfindlich blieben und sogar unter den entsetzlichsten Martern der Tortur einschliefen und keine Schmerzen empfanden. Der heilige Augustin erzählt von einem Priester, Namens Restitutus in Calama, daß er nach Belieben sich dadurch, daß er einen Jammerton nachahmte, so den Sinnen entziehen konnte, daß er einem Todten gleich dalag und nicht nur Kneipen und Stechen gar nicht fühlte, sondern auch einmal ohne schmerzliche Empfindung und ohne nachherige Wunde mit Feuer gebrannt wurde. Man bemerkte auch keinen Athem bei ihm und er selbst sagte, daß er nur laute Stimmen wie aus der Ferne hörte. Bruhier berichtet von einer jungen Kaufmannsfrau, die man am dritten Tage beerdigen wollte, daß man auf Verlangen ihres Mannes derselben noch tiefe Einschnitte gemacht und Schröpfköpfe darauf gesetzt habe. Nachdem man deren schon 25 fruchtlos gesetzt und bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, brachte es endlich der 26. Einschnitt dahin, daß die Frau über Schmerzen schrie. Ein Beweis, wie wenig genügend die neuere königlich baierische Verordnung, nach welcher jedem Todten ein tiefer Einschnitt in die Fußsohle gemacht werden soll, zur Verhütung des Lebendigbegrabens ist.

Wie die Empfindung, so fehlt auch bei manchen Scheintodten die Bewegung, sodaß sie Tage lang ohne alle Lebenszeichen daliegen; ja auch die äußere Wärme, die ja auch bei Ertrunkenen und Erfrorenen fehlen kann, ohne daß sie deshalb unwiderruflich todt sind, kann bis zu einem Grade erlöschen, sodaß der Körper eine Marmorkälte annimmt und doch noch Lebensfähigkeit besitzt.

Die Todtenstarre beweist ebenso wenig gegen das noch fortdauernde Leben. Man hat Menschen sich wiedererholen sehen, die in harten Wintern wie ein Scheit Holz starr gefroren waren. Auch solche, die in kaltem Wasser ertrunken sind, werden ganz steif, und doch sind darunter manche wieder ins Leben gerufen worden. Aber auch krankhafte Zustände haben eine solche Starrheit in ihrem Gefolge, namentlich gehört hierher der Starrkrampf (tetanus); sie ist daher keineswegs ein nur dem gewissen Tode zukommendes Merkmal. Umgekehrt ist aber auch der Nachlaß der Muskelthätigkeit, das Herabsinken der untern Kinnlade, die Unthätigkeit der Schließmuskeln u. s. w. kein solches Zeichen, denn das erstere kommt auch bei scheintodten Kindern vor, die wieder zum Leben kommen, und unwillkürliche Harn- und Darmausleerungen kommen auch bei Ohnmachten vor.

Endlich ist auch das Brechen der Augen oder die Verdunkelung der Hornhaut nur ein sehr ungewisses Kennzeichen, und es gibt krankhafte Zustände, bei welchen nach dem Tode die Hornhaut noch so durchsichtig bleibt wie im Leben. Schon Portal bemerkt, daß bei Erstickten und bei Solchen, die keines langsamen Todes gestorben sind, die Augen zuweilen noch am dritten Tage nach dem Tode hell und sogar heller sind, als sie selbst im Leben waren.

Selbst die Fäulniß, obwol unter allen das sicherste Kennzeichen des wahren Todes, erfodert zu ihrer Unterscheidung in einzelnen Fällen große Aufmerksamkeit und scharfe Sinne, denn auch Gesicht und Geruch können sich täuschen. Es können einzelne Glieder, z. B. in Folge des Brandes, faulen, ohne daß der Tod im Ganzen eingetreten ist. Die beginnende Fäulniß reicht daher nicht immer hin, einen Verstorbenen für wirklich todt zu erklären. Schon der große Haller sagt: „Ich halte nicht dafür, daß die anfangende Fäulniß für ein gewisses Zeichen des wirklichen Todes angenommen werden könne, da sie nicht selten sogar im lebenden, dem Tode nahen Menschen so vorhanden ist, daß dieser selbst seinen nahen Todeszustand vorausgerochen hat."

Unsere Leser mögen hieraus ersehen, daß selbst die Zeichen des Todes, die man als die vorzüglichsten herausgehoben hat, keineswegs über alle Zweifel erhaben sind und in uns jede Befürchtung vor dem Wiedererwachen im Grabe zu zerstreuen vermögen. Andere, weniger gewichtige, auf deren nähere Prüfung wir uns hier nicht einlassen können, vermögen es begreiflicherweise noch weniger. Angenommen aber auch, daß die Gesammtheit aller Erscheinungen des Todes die Gewißheit seines Eintritts zu verbürgen vermöchte, in wessen Hände würde man in jedem einzelnen Falle den Ausspruch über Leben und Tod legen können? Doch gewiß nur in die der Ärzte, und zwar unter ihnen wieder nur in die der erfahrensten, gewissenhaftesten, mit den schärfsten Sinnen ausgerüsteten, umsichtigsten. Daß aber eine solche Todtenschau, wenigstens in kleinern Orten nicht ausführbar ist, leuchtet von selbst ein. Wir müssen daher diese an die des Faches wenig oder gar nicht Kundigen, an Wundärzte zweiter Classe, Bader u. s. w. übertragen. Aber sind diese zu einem solchen Geschäfte, was wahrlich keine oberflächlichen medicinischen Kenntnisse erfodert, geeignet? glaubt man sie abrichten zu können, Das zu sehen und zu erforschen, was oft nur dem geübtesten Auge mit Mühe gelingt? Wol mögen ihre Kenntnisse für gewöhnliche Fälle ausreichen, aber für diese sind wir gerade ihres Ausspruchs am wenigsten bedürftig, sondern wir wollen in solchen Fällen Gewißheit haben, wo die Merkmale ungewiß, täuschend, wo die Grenzen zwischen Leben und Tod schwer aufzufinden sind. Angenommen aber auch, dergleichen Leute wären diesem Geschäfte gewachsen, so sind sie nicht einmal an allen Orten zu haben, es muß daher die Todtenschau auf dem Lande den in den Städten wohnenden Chirurgen und Badern übertragen werden. Das scheint leicht ausführbar, entspricht aber, wie sich Ref. aus Erfahrung überzeugt hat, durchaus nicht dem Zweck einer solchen Todtenschau. Um zu bestimmen, ob ein Verstorbener etwa noch im Scheintode liege, muß die Besichtigung der Leiche sogleich vorgenommen, um dagegen zu bestimmen, ob die Leiche der Erde übergeben werden darf, kann sie erst nach mehren Tagen wiederholt werden, ja oft reichen dazu mehre Tage nicht hin, weil die Fäulniß später eintritt. Eine einmalige Besichtigung ist daher in keinem Falle zureichend, sondern es müssen deren mehre vorgenommen werden. Kommt der Leichenschauer zu früh, so kann er keine Erlaubniß zur Beerdigung ertheilen, kommt er zu spät, so kann indessen die Fäulniß solche Fortschritte gemacht haben, daß sie die Lebenden belästigt, ihnen schädlich wird und der Leichnam kaum unter Leichenbegleitung zur Erde bestattet werden kann. Die Vergütung, die ein Leichenschauer für seine Mühe erhält, ist begreiflicherweise auf dem Lande so gering, daß man ihm nicht zumuthen kann, seine Besuche, besonders im Winter, bei schlechter Witterung und schlechten Wegen zwei, drei und mehre Male zu wiederholen, er kommt daher ein, höchstens zwei Mal, stellt den Beerdigungsschein aus und die Sache ist abgethan; mit welcher Garantie für den wirklichen Tod des zu Untersuchenden ist leicht zu ermessen. Wir leugnen dabei durchaus nicht, daß eine solche Leichenschau nicht auch ihren Nutzen hat, daß namentlich dadurch nicht verborgene Verbrechen, Versäumnisse u. s. w. ans Licht gezogen werden können, aber vor dem möglichen Lebendigbegraben ist sie kein hinreichender Schutz.

Hätten wir nur ein einziges sicheres Zeichen des gewissen Todes oder könnten wir unsern Leichenschauern einen Lebens- oder Todtenmesser in die Hand geben, mit dem sie die verschiedenen Grade des noch bestehenden Lebens oder beginnenden Todes abmessen könnten, wie man etwa mittels des Aërometers die verschiedene Schwere geistiger Flüssigkeiten abwägt, so wäre uns geholfen; Beides aber gehört noch zu den vielen Dingen in der Welt, die wir suchen und bis jetzt noch nicht gefunden haben. Gedacht und versucht ist darüber mancherlei worden; so hat namentlich schon vor 50 Jahren der Engländer Kite als Prüfungs- und Wiederbelebungsmittel die Elektricität vorgeschlagen und späterhin Creve und Heidmann dies mit dem Galvanismus gethan, ja Struve zu diesem Zwecke einen eigenen galvanischen Apparat, von ihm Galvanodesmus oder Lebensprüfer genannt, erfunden, allein die Vorschläge dieser Männer sind sämmtlich nicht zur allgemeinen Anwendung gekommen und die Geschichte der Medicin hat sie nur noch gleich alten Waffen in einer Rüstkammer aufbewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Beiträge zur Gelehrten-, Kirchen- und politischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, aus Originalbriefen dieser Zeit von J. Voigt. Königsberg, Bornträger. 1841. Gr. 8. 3 Thlr.

Durch zufällige Umstände verhindert, in diesen Blättern das vorliegende schätzbare Werk gleich nach seinem Erscheinen zu besprechen, darf Ref. voraussetzen, daß dasselbe den Männern

von [illegible] bereits hinreichend bekannt und als ein reichhaltiger Beitrag zur Geschichte jenes Zeitalters, dessen Fundgruben noch immer nicht erschöpft sind, bestens empfohlen sei. Aber diese anziehende Sammlung von Urkunden und Denkmälern des gewaltigen Geistes, welcher ein neues Zeitalter für die Kirche und die Staaten heraufführte, eine neue Welt zu gestalten begann, verdient auch in einem weitern Kreise, bei Allen, welche die ernste und fruchtbare Betrachtung einer großen Vergangenheit lieben, Eingang zu finden. Anschaulicher, unmittelbarer als in vielen historischen Darstellungen spiegelt jener Geist, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht blos rumorte, sondern auch, folgereich bildend und schaffend, die edelsten und freiesten Gemüther bewegte, in den Briefen aus derselben Periode sich ab und man fühlt sich so lebendig in jene Zeiten versetzt, daß ihr Verständniß dadurch wesentlich gefördert wird.

Einleitend erinnert der Herausgeber, dessen gelehrter Fleiß schon mannichfach für gründliche Geschichtsforschung ersprießlich gewesen, an Ranke's Äußerung in der Vorrede zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", daß man künftig die neuere Geschichte vornehmlich aus den Relationen der Augenzeugen und den echtesten unmittelbarsten Urkunden auferbauen werde, und dazu wird auch diese Briefsammlung das Ihrige beitragen. Aber sofern dieselbe als Geschichtsquelle dienen soll, möchte man wünschen, daß die Briefe in ihrer eigenthümlichen Schreibart mitgetheilt worden wären; einem größern Kreise von Lesern sind sie indeß allerdings dadurch, daß Herr Professor Voigt sie in die Sprache unserer Zeit übersetzte und abkürzte, mundrecht und zugänglicher gemacht worden. Man darf darauf rechnen, daß nur Überflüssiges und Geringhaltiges weggelassen und dadurch zweckmäßig nicht nur die Lecture erleichtert, sondern auch verhindert worden ist, daß das ohnehin starke Volumen nicht allzu abschreckend anwachse.

Die Anordnung des reichhaltigen Materials können wir nur billigen. Voran stehen kurze, aber für den Zweck des Ganzen hinreichende Andeutungen zur Charakteristik jenes Herzogs Albrecht, welcher, als der dritte von zehn Söhnen Friedrich's des Ältern, Markgrafen von Anspach und Baireuth, schon im zwanzigsten Lebensjahre Hochmeister des Deutschen Ordens ward, und nachdem er in kräftiger, vorurtheilsfreier Überzeugung vom Geist der Reformation ergriffen und durchdrungen worden, frei zur evangelischen Lehre sich bekennend, das Hochmeisterthum Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelte. Aus der Zahl der 85 Gelehrten, mit denen der Herzog in mehr oder minder traulichem Verkehr stand, sind hier 21, meist Theologen, ausgewählt, deren Briefe am vollständigsten im Geheimen Archiv zu Königsberg aufbewahrt sind und das größte historische Interesse haben möchten. Der Titel nennt diese Einundzwanzig „die berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation", was jedoch dahin beschränkt werden muß, daß auch einige minder berühmte, aber allerdings ausgezeichnete Männer hier auftreten und die beiden Koryphäen, Luther und Melanchthon, obwol auch sie mit dem Herzog in Briefwechsel standen, übergangen sind, aus dem guten Grunde, weil ihre Sendschreiben an ihn bereits anderwärts durch den Druck bekannt gemacht wurden. Zum bessern Verständniß der Briefe sind denselben kurze Nachrichten von den Lebensumständen und der Stellung ihrer Verfasser vorangeschickt, die ausgewählten Fragmente ihrer Mittheilungen aber durch erläuternde Zwischenreden des Herrn Herausgebers zu einem Ganzen verbunden. Die Sendschreiben selbst, obwol nicht vollständig vorliegend, bieten doch ein treues Bild der Denkart und Gesinnung jedes Einzelnen dar. Die eingewebten Bruchstücke aus den Briefen des Herzogs sind nicht minder anziehend als die meisten übrigen und verdienten in vollem Maße nicht nur aufbewahrt, sondern auch in einem größern Kreise bekannt gemacht zu werden, wie sie denn als höchst achtenswerthe Zeugnisse von dem Seelenadel des erlauchten Herrn erscheinen.

Man kann nicht ohne die lebendigste und freudigste Theilnahme solche Urkunden des innern und äußern Lebens eines Fürsten betrachten, der unter den Stürmen einer tiefbewegten Zeit, im Kampfe mit mannichfach widerwärtigen Verhältnissen, im Drange vielfältiger Sorgen und Geschäfte einer sich neu gestaltenden Regierung die höchsten Angelegenheiten des Lebens nie aus den Augen verliert und Muße zu gewinnen weiß, sich rüstig fortzubilden, mit vielen auswärtigen Gelehrten in regen Verkehr zu treten, nicht nur ihre häufigen Zuschriften mit unermüdlichem Wohlwollen zu empfangen und dem Inhalt derselben die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, sondern auch in der Regel bald und umständlich zu beantworten. Bei entschiedener Vorliebe für die Theologie bewahrte er doch ein lebhaftes Interesse auch für andere Wissenschaften, die höchste Achtung für gründliche Gelehrsamkeit und erwarb sich selbst ein reiches Maß von Wissen und Einsicht. Wenn er in seiner Hinneigung zur Astrologie und in seinem Wohlgefallen an der Nekromantie und Nativitätsstellung von dem Wahne und den Vorurtheilen seines Zeitalters abhängig blieb, so war ihm diese Schwachheit mit vielen achtbaren Zeitgenossen gemein, und er erhob sich in anderer Beziehung hoch über den noch herrschenden Aberglauben. Dem geläuterten evangelischen Glauben und dem großen Werk der Kirchenreformation mit ganzer Seele ergeben, forschte er fleißig in der Schrift und scheute die Mühe nicht, weitschweifige und schwerfällige Commentare, auch lateinische, ausdauernd zu lesen. Um das hellere Licht, das ihm aufgegangen war, überall in seinem Lande zu verbreiten, gründete er mit unermüdlichem Eifer und mit einer bei seinen eben nicht glänzenden Finanzverhältnissen um so ehrenvollern Municifenz Schulen, auf deren Gedeihen er, mitten unter vielen Regierungssorgen, unablässig bedacht war, und die Universität Königsberg, der er bis an sein Ende, durch manche widerwärtige Erfahrungen nicht erkaltet, die liebevollste und thätigste Vorsorge widmete. Um für dieselbe tüchtige Lehrer und für die erledigten Bischofssitze und Pfarreien gelehrte und treue Seelsorger zu gewinnen, trat er mit so vielen berühmten Gelehrten des Auslandes in brieflichen Verkehr, indem er entweder sie selbst zur Annahme der vacanten Stellen zu bewegen suchte oder ihren Rath und Beistand zur Berufung geeigneter Männer erbat.

Viele der ausgewählten Briefe in der Voigt'schen Sammlung beziehen sich zumeist auf solche Vacanzen, aber sie sind, der Einförmigkeit desselben Gegenstandes ungeachtet, nichts weniger als langweilig. Denn recht anschaulich charakterisiren sie die Denkart und Gesinnung des Herzogs und der damaligen Gelehrten. Man kann sich einigen Unbehagens und Misfallens nicht erwehren, wenn man immer wieder wahrnimmt, wie so viele, fast die meisten berühmten Männer, mit denen der großmüthige Fürst in nähere oder entferntere Beziehung trat, sein Wohlwollen und seine immer bereitwillige Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen, um für sich eine flüchtige Gabe oder größere Unterstützung zu erbetteln oder herauszulocken. Zu ihrer Entschuldigung dient wol die in Folge der damaligen Zeitverhältnisse oft höchst beschränkte, drückende, ja peinliche Lage vieler Gelehrten, die Unsicherheit ihrer Existenz, die Kargheit ihrer Besoldung und bei den Theologen insbesondere der oft rasche Wechsel ihrer Stellung, da sie um der Lehre und des Bekenntnisses willen von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz getrieben wurden, zumal während der Interimsstreitigkeiten und der Religionskriege. Auch ist in Anschlag zu bringen, daß damals Manches unverfänglich und unanstößig war, wogegen jetzt unsere Ansichten und Gefühle sich sträuben. Doch muß man die Geduld und Dienstfertigkeit des Herzogs, der, wo es irgend möglich war, nicht leicht die erbetene Hülfe versagte, wie er auch mit unerbetener oft entgegenkam, ebenso sehr bewundern, wie man den Mangel an zarter Rücksicht und rechtem Ehrgefühl an manchem der Gelehrten beklagen möchte. Da legt es der eine auf ein vergüldetes Becherlein, der andere auf 100 oder 50 oder auch nur auf 25 Gulden an; einige begehren zur Herausgabe gelehrter Werke, die bei dem damaligen sehr unvollkommenen Zustande des Buchhandels nur durch Vertrag mit einem Buchdrucker auf eigene Kosten des Autors in Selbstverlag erscheinen konnten, oder zur Fortsetzung wissenschaftlicher Studien

und Expectanten, oder zur Rettung aus häuslicher Verlegenheit, auch wol zu einem Hausbau oder zur Anschaffung der noch fehlenden Fenster in dem neuen Hause, größere oder kleinere Unterstützungen, oder ein Darlehn von 100, auch wol 6—700 Thlr., und erneuen, wenn die begehrte Entscheidung verzieht oder nicht ganz befriedigend ist, immer wieder ihr Anliegen mit merkwürdiger Unverschämtheit. Der gute Herzog hilft, wo er kann, verspricht bisweilen auch mehr als er bei dem schwankenden Zustande seines Kammervermögens halten kann, und Mancher muß auf die zugesagte Summe lange warten, sie immer wieder in Erinnerung bringen, endlich wol auch ganz auf den Empfang verzichten, weil der gnädige Fürst zwar die Zahlung angeordnet hat, die Kammer sie aber nicht leisten kann oder nicht will.

Diejenigen, deren Bekanntschaft der Herzog nicht selbst suchte, die er nicht zuerst mit einer Zuschrift begrüßte, bahnten sich den Weg zu ihm durch die Vermittelung anderer, ihm schon Befreundeter, am häufigsten durch die Dedication eines gelehrten Werkes, mit dem sie ihn überraschten. Er nahm solche Zueignungen immer dankbar an, und da sein lebhafter und aufrichtiger Eifer für Wissenschaft und Kunst, seine Freude an ausgezeichneten Leistungen und an den Fortschritten der Studien nicht ganz frei war von der Eitelkeit, als Förderer alles Guten und Schönen, als Protector der Gelehrten öffentlich anerkannt und gerühmt zu werden, so ließ er es nicht nur gern geschehen, sondern veranlaßte wol auch selbst, daß man Werke, denen er einen besondern Werth beimaß, oder die berühmt zu werden versprachen, ihm dedicire. So sind kaum je irgend einem andern Fürsten so viele große und kleine, erbauliche und gelehrte, gute, mittelmäßige, auch mislungene Bücher zugeeignet worden wie dem Herzog Albrecht.

Zu manchen Schriften aber gab er auch selbst die erste Veranlassung. Denn er nahm, wie an den aufblühenden Wissenschaften und an der neuen Gestaltung der Kirche, ihrer Lehre und Verfassung, so an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit zu lebhaften Antheil, als daß er nicht begierig gewesen wäre, entweder das Gutachten der Männer, die ihm vorzügliches Vertrauen einflößten, zu vernehmen, oder auch sie zu bewegen, daß sie öffentlich für diejenige Meinung sich erklärten, der er selbst huldigte. Dies war besonders bei den Osiander'schen Streitigkeiten der Fall, die ihm selbst so nahe angingen, so tief berührten, so mannichfach beunruhigten. Dieser ärgerliche Streit ist charakteristisch für das Zeitalter. Es war noch ein harter Kampf nach außen zu bestehen, die Existenz der evangelischen Kirche noch so mannichfach bedroht und gefährdet, ein muthiges Zusammenhalten und friedliche Verständigung der viel angefochtenen Gemeinden und ihrer Vorsteher das dringendste Bedürfniß; und doch erhitzten sich die Gemüther, die auf Einem Grunde, an Einem Werke bauten, so gar leicht, daß aus einem kleinen Funken rasch eine große und verwüstende Flamme sich entzündete. Nicht nur eine geringe Abweichung von dem herrschenden Lehrbegriff, auch eine eigenthümliche Gestaltung und Entwickelung des Dogmas, die mit jenem nicht buchstäblich übereinstimmte, etwas hinzuzuthun oder davon zu nehmen schien, ein ungewöhnlicher Gedanke, ein verfängliches Wort regte damals das reizbare Geschlecht der Theologen, einen oft nur zu fleischlichen Eifer auf und riß Laien wie Geistliche zu heftigem und hartnäckigem Widerstande mit fort. Es war eben eine Zeit allgemeinen und feurigen Kampfes, da denn in tiefentbrannter Kampfbegier die Waffen gleich ungestüm gegen Freund und Feind sich richteten und der Freund leicht selbst als der ärgste Feind erschien. Osiander's früher Tod versöhnte seine erhitzten Gegner nicht; die Wunde blutete und eiterte noch fort, als Der, welcher bei redlichem Streben, ursprünglich wider seinen Willen, die Ursache derselben gewesen, schon allem Kampf entnommen, zu seiner Ruhe eingegangen war. Sagt man, der Herzog hätte sich in diese theologischen Händel nicht mischen sollen, so vergißt man, daß es rein unmöglich war, ruhiger Zuschauer zu bleiben und daß, zumal in jener Zeit, die am wenigsten ein ruhiges Zusehen, einen bequemen Indifferentismus zuließ, Jeder, auch der Fürst, der allerdings über den Parteien stehen und von ihren Wirren sich frei erhalten sollte, selbst wenn er vermittelnd eintrat, doch irgend eine entschiedene Meinung sich erringen und mit dieser der einen oder der andern Partei sich zuneigen mußte. Daß er den von ihm berufenen, redlichen, aber streitlustigen und eigensinnigen Andreas Osiander gegen die ungestümen Angriffe seiner Collegen in Schutz nahm, das kann ihm um so weniger zum Vorwurf gereichen, da er sich keineswegs zum Richter über den theologischen Streit aufwarf, sondern von beiden Parteien klare, unumwundene Erklärungen ihrer Meinung, sowie von auswärtigen Theologen gründliche Gutachten begehrte und Alles aufbot, um den gestörten Kirchenfrieden wiederherzustellen. Meint man aber, er hätte, um den ärgerlichen, verderblichen Streit gleich im Entstehen zu unterdrücken, den Kämpfern alsbald Schweigen gebieten sollen, so möchte dies mit dem Princip der Lehrfreiheit schwerlich zu vereinigen sein. Es ist nur zu rühmen, daß, während manche seiner Zeitgenossen, die noch nicht zur evangelischen Freiheit hindurchgedrungen waren, gern eine päpstliche Autorität sich angemaßt und widerwärtige Meinungen nicht blos mit dem Schwert des Geistes, sondern auch mit den schnöden Waffen der Inquisition und der Ketzergerichte bekämpft hätten, Herzog Albrecht zur Unterdrückung der Meinungsverschiedenheit und der ihn tiefbekümmernden Zwietracht seiner Theologen gewaltthätiger Mittel sich nicht bedienen mochte.

Es würde sich der Mühe lohnen und wol manchem Leser willkommen sein, wenn wir aus der Schatzkammer, die hier aufgethan ist, allerlei Perlen, Edelsteine und Erzstufen, von denen, neben einigem losen Gestein und geringhaltigem Metall, eine reiche Auswahl sich darbietet, zur nähern Beschauung hervorhöben. Wir dürfen aber den Raum dieser Blätter, die vielen und verschiedenartigen Bedürfnissen genügen und das reiche Gebiet der neuesten Literatur umfassen sollen, nicht mehr als billig in Anspruch nehmen; und so müssen wir uns begnügen, von den Correspondenten des Herzogs und von dem Inhalt ihrer Briefe Einiges anzudeuten, was mehr zum Lesen der ganzen Sammlung reizen als es überflüssig machen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1843.

Über den Scheintod.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Hr. Geheimer Medicinalrath Nasse hat uns in der obengenannten Schrift ein neues Unterscheidungsmittel des Scheintodes vom wirklichen Tod dargeboten. Der Verf. ist als guter und scharfsinniger Beobachter bekannt und sein Name hat einen guten Klang in der Wissenschaft, weshalb wir uns doppelt aufgefodert fühlen müssen, seinem Vorschlag ein williges Ohr zu leihen. Die Gründe, auf die er sich stützt, sind, wie sich dies erwarten läßt, nicht aus der Luft gegriffen, sondern haben Gehalt und Erfahrung zur Basis. Der Wunsch, ein sicheres Prüfungsmittel des wahren Todes zu finden, wird aber noch mehr durch die Lecture seines Schriftchens gesteigert und die Trüglichkeit aller Zeichen des Todes, wie sie hier von einem Kenner und tüchtigen Physiologen gezeichnet wird, kann die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden nur vermehren. Er zeigt nämlich unter Anderm, daß die beiden Erfodernisse zum Athmen, einathmungsfähiges Blut und das Dasein einer zum Athmen tauglichen Luft mit dem letzten Athemzuge keineswegs hinweggenommen werden; daß nach dem letzten Athemzuge noch eine beträchtliche Menge Luft in den Lungen zurückbleibt, woraus das in ihnen befindliche Blut einen, wenn auch nur geringen Theil des zur Unterhaltung des Lebens nöthigen Einflusses schöpfen kann; daß selbst bei in Wasser Verunglückten die Haut noch den Sauerstoffantheil der in dem Wasser aufgelösten Luft verzehre; daß die Blutbewegungen, wenn auch in einem schwachen Grade, noch nach dem Stocken der Herzthätigkeit fortdauern; daß 10, 15—20 Stunden und zuweilen noch mehr dazu gehören, ehe der Körper bei einer mittlern Temperatur seiner Umgebungen um 12 Grad von seiner Normalwärme herabsinkt, und daß die sinkende Wärme, so lange sie sich in der Nähe des normalen Standes hält, noch die Acte, in denen das Leben besteht, unterhalten könne; daß, Messungen bei Verstorbenen zufolge, die innere Wärme sich nach dem Aufhören des Athemholens und dem Ausbleiben des Pulses noch ein paar Stunden lang und darüber in der Nähe derjenigen Stufe, die sie bei jenem Aufhören inne hatte, zu erhalten pflegt und erst dann rascher weiter sinkt; daß endlich Geistesverrichtungen und Muskelreizbarkeit noch fortdauern u. s. w.

Alles dieses dient zur Unterstützung unserer obigen Annahme, daß das Leben nie in allen Theilen zugleich erlischt, sondern stufenweise, höchst wahrscheinlich aber auch nicht in allen Fällen in derselben Stufenfolge der verschiedenen Organe; es belehrt uns aber auch, daß wir bei jedem neuen Prüfungsmittel auf der Hut sein müssen, ob es auch das Leben aller Organe in seine Sphäre einschließe.

Das Prüfungsmittel unsers Verf. gründet sich auf Messungen der thierischen Wärme.

Die Wärme, die der lebende Körper in sich erzeugt, entspringt aus dem innersten Lebensorgane, worin Athmen, Blutbewegung und Nerventhätigkeit in ihm zusammenwirken; sie gehört nicht einem einzelnen Theile, sondern dem Ganzen an; sie läßt sich in einem Theile aufsuchen, der mitten im Körper liegt; sie ist, wenn auch in den äußern Theilen in fortwährendem Schwanken, doch von diesem desto freier, je näher der Ort, an dem man sie aufsucht, dem Herzen liegt; sie kann zu jeder Zeit zwischen dem Aufhören des Athemholens und dem Eintritt der ausgemachten Fäulnißzeichen gemessen werden, und setzt uns dadurch in den Stand, ihrem fortschreitenden Sinken von Grad zu Grad zu folgen und so den Verlauf der nach jenem Aufhören sich aneinander reihenden Zustände, und nicht blos das Ende dieser Reihe, zu erkennen.

Wo die innere Wärme in einer Umgebung, die minder warm ist als der Körper eines anscheinend Gestorbenen, von dem Aufhören des Athemholens an in Einem fort von Stunde zu Stunde sinkt und damit über 20 Grad hinabgeht, da ist man anzunehmen berechtigt, daß wirklicher Tod eingetreten sei.

Als den zum Messen der innern Wärme des Körpers am besten sich eignenden Ort bedient sich der Verf. des Magens. Das Instrument, mit welchem die Messung bewerkstelligt wird, ist ein Fischbeinstab, an dessen einem Ende ein kleines Thermometer in der Richtung des Stabes befestigt ist. Die in einer Glasröhre eingeschlossene Scala des Thermometers geht nur bis 40 Grad. Die Kugel ist von einer durchbrochenen Kapsel aus dünnem Blech umgeben. Für Kinder sind Länge des Stabes und Größe der Thermometerkugel nach Verhältniß kleiner.

So sinnreich nun aber auch dieses ganze Verfahren erscheint und so überzeugend die Zweckmäßigkeit desselben von dem Verf. dargestellt wird, so lassen sich doch dagegen manche nicht ungegründete Zweifel erheben. 1) Steht seiner allgemeinen Anwendung der Mangel an hinreichender Erfahrung entgegen. Die wenigen Versuche, die der Verf. an Thieren und an menschlichen Leichen angestellt hat, können uns nicht genügen, sie müssen vervielfältigt und

hauptsächlich an Menschen, die an den verschiedensten Todesarten verstorben, wiederholt werden. So z. B. ist, nach des Verf. eigener Angabe, noch bei keinem Scheintodten, der an den äußern Theilen vor Kälte starr war, die innere Wärme untersucht worden; ebenso an keinem an Verblutung Verstorbenen u. s. w. Gerade solche Körper aber müßten vor allen andern geprüft werden. 2) Fragt es sich, ob mit der innern Wärme auch alles Leben, namentlich das sensorielle, erlischt. Der Verf. meint zwar, wie es sich auch nach dem Absterben des Körpers mit der Dauer des Bewußtseins verhalten möge, an das erkaltete Gehirn könne keines mehr geknüpft sein, allein wir kennen ja das Minimum von Wärme nicht, bei dem noch Reste psychischer Thätigkeit bestehen können. Ohne Zweifel verhält sich dies auch nicht bei allen Individuen gleich. Kann nicht z. B. in jenen wunderbaren ekstatistischen Zuständen, von denen neuerlich wieder Ennemoser („Der Magnetismus im Verhältnisse zur Natur und Religion", 1842) mehre merkwürdige Fälle erzählt, bei denen auf lange Zeit das Bedürfniß, Nahrung zu sich zu nehmen, die Ausleerungen, das Wachsen der Haare und Nägel gänzlich aufhörte und kein Puls an der Hand und an den Carotiden mehr zu fühlen war, ja selbst bei 13 Grad Kälte Tag und Nacht kein Fenster geschlossen werden durfte, kann da nicht auch die innere Wärme bis auf einen Grad herabsinken, wo bei andern Menschen schon der Tod erfolgen würde, und dabei doch die geistige Kraft fortdauern? Wissen wir doch gar nicht, ob überhaupt und welches Verhältniß zwischen den psychischen Thätigkeiten und der Zu- und Abnahme des Wärmegrades im Gehirn besteht, daher auch die von dem Verf. (S. 56) angeführten Versuche keine entscheidende Kraft haben. Sollte sich aber auch 3) das Verfahren des Verf. als sicheres Prüfungsmittel des wahren Todes bewähren, so zweifeln wir doch sehr an seiner allgemeinen praktischen Anwendbarkeit. Er sagt zwar, es mache bei einiger Übung keine Schwierigkeit, das Instrument durch den Schlund in den Magen einzuführen, ja das Einbringen desselben sei so leicht, daß, wo ein Arzt fehle, auch ein Nichtarzt es verrichten könne, allein andere dabei zu berücksichtigende Umstände und Cautelen machen uns dies sehr unwahrscheinlich. Es muß jedesmal bei seiner Anwendung darauf Rücksicht genommen werden, ob der Tod durch plötzliche Entziehung des Athemholens, wie Erhängen, Untergehen im Wasser, Kohlendunst, oder allmälig durch Krankheiten, die zur Abnahme der Wärme vor dem Aufhören des Athemholens Zeit gelassen haben, erfolgt sei; es muß genau auf die Temperatur der umgebenden Atmosphäre geachtet, die Messungen müssen öfter wiederholt werden; soll das Instrument noch während der sogenannten Todtenstarre eingebracht werden, was zur vollen Sicherheit des zu fällenden Urtheils anzurathen ist, so muß, damit während dieser Starre der Mund für das Einbringen hinreichend geöffnet sei, vor dem Eintritt derselben ein Stück Kork oder ein anderer nur wenig nachgiebiger Körper zwischen die Kinnladen gesteckt werden u. s. w. Alle diese Umstände fodern einen der Sache kundigen Mann, was unsere Todtenschauer, namentlich auf dem Lande, nicht sind und wol schwerlich je werden, abgesehen davon, daß, wenn sie auch die erfoderliche Geschicklichkeit dazu erlangen könnten, sie um den geringen Lohn, der ihnen für das ganze Geschäft zu Theil wird, sich nicht zu solchen zeitraubenden Versuchen verstehen würden. In ihren Händen würde daher die Sache bald zu einem leeren Schlendrian und zu einem noch unsichereren Prüfungsmittel werden als das Kriterium der Fäulniß, worauf sie bis jetzt angewiesen waren.

Dürfte nun aber auch das Nasse'sche Prüfungsmittel schwerlich zu einer allgemeinen Anwendung kommen, so bleibt es doch immer ein sehr schätzbares Mittel für den Mann vom Fache. Dieser wird dem Verf. sowol für die Erfindung als für die ausführliche und scharfsinnige wissenschaftliche Ausführung des Gegenstandes zum Danke verpflichtet sein.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Da die Briefe nach den Namen ihrer Verfasser in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, so beginnt der originelle Kaspar Aquila, welcher wegen seines kühnen Eifers gegen das kaiserliche Interim verfolgt, mannichfach umhergetrieben, im Jahre 1560 als Superintendent in Saalfeld starb. Seine Briefe, deren eigenthümliches Gepräge in den mitgetheilten Fragmenten etwas verwischt ist, weil die seltsamen Schnörkel, Randglossen, Citate in mancherlei Sprachen, die gelegentlichen Einfälle und Abschweifungen, mit denen er seine Schriften auszustatten pflegte, weggelassen sind, bewähren ihn als einen glaubenseifrigen, einsichtsvollen, redlichen und kräftigen Mann; sie beziehen sich zumeist auf die Osiander'schen Streitigkeiten und sind übrigens für die Geschichte jener Zeit von geringer Bedeutung.

Johannes Brenz, der gründlich gelehrte und vielseitig gebildete, durchaus tüchtige schwäbische Reformator, der im Jahre 1570 als Propst zu Stuttgart starb, rechtfertigt durch seine anziehenden und reichhaltigen Briefe, die über die wichtigsten Zeitverhältnisse und theologischen Streitigkeiten sich verbreiten, den wohlverdienten Ruhm, welchen seine Zeitgenossen und auch spätere Geschlechter ihm zuerkannt haben. Um des Interims willen, dem er entschieden sich widersetzte, vom Kaiser bedroht und verfolgt, aber unerschrocken und standhaft im Bekenntniß der Wahrheit beharrend, fand er bei dem Herzoge Ulrich von Würtemberg Schutz. Auch Herzog Albrecht bot in seinem Lande ihm eine sichere Zuflucht und ehrenvolle Anstellung an. Dies veranlaßte zuerst den Briefwechsel, in welchem beide zwanzig Jahre lang, mit immer gleichem gegenseitigen Vertrauen sich einander mittheilten und insbesondere auch die Osiander'schen Streitigkeiten verhandelten. Brenz war einer der Wenigen, die von dem Herzog nichts begehrten; selbst ein reiches Geschenk, welches der fürstliche Gönner für eine willkommene Dedication ihm zusendete, wies er mit edler Uneigennützigkeit zurück, sowie er auch die wiederholten, zum Theil sehr großmüthigen Vocationen nach Preußen aus Liebe zu seinem Vaterlande und im Gefühl der Wichtigkeit seiner heimatlichen Stellung ablehnte.

Johannes Bugenhagen, nach seinem Vaterlande auch Dr. Pommer genannt, der Ordner des braunschweigischen, hamburgischen, lübeckischen, holsteinischen und dänischen Kirchenwesens, gestorben 1558, als Professor und Generalsuperintendent zu Wittenberg, trat in brieflichen Verkehr mit dem Herzog, den er persönlich kennen gelernt hatte, zunächst durch Verwendung für hülfsbedürftige Studirende, die er der Gnade des großmüthigen Fürsten empfahl. Als im Jahr 1547 der Religionskrieg ausbrach und schwere Drangsale Wittenberg nahten, lud auch ihn der Herzog nach Preußen ein; er aber harrte Gott vertrauend und standhaft in der Prüfung aus. Seine Briefe, in denen ein starker Glaube und heiterer Ernst sich ausspricht,

enthalten interessante Notizen über die Zeitverhältnisse. Später mochte eine Meinungsverschiedenheit zwischen Bugenhagen und seinem fürstlichen Freunde eine gegenseitige Kälte veranlassen; der Briefwechsel ward seltener, der Herzog aber knüpfte ihn selbst wieder an, hauptsächlich um ein Gutachten im Osiander'schen Streit von ihm zu erhalten, welches der ehrliche Pommer auch freimüthig und rückhaltlos ertheilte.

Joachim Camerarius, der vertrauteste Freund Melanchthon's. Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, durch gründliche Studien der alten Classiker gebildet, gestorben 1574 als Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Leipzig. Ein ebenso tüchtiger Mathematiker wie Philolog, beschäftigte er sich auch mit der beliebten Nativitätsstellerei, durch welche er zuerst dem Herzog empfohlen ward. Bald aber lernte dieser seine ausgezeichnetern Fähigkeiten kennen und achtete ihn sehr hoch, suchte ihn auch für das neue Pädagogium in Königsberg zu gewinnen. Der Briefwechsel bezieht sich zunächst auf diese dem Fürsten sehr theure Anstalt. Nachmals fanden sich in den Osiander'schen Streitigkeiten, in den feindseligen und gehässigen Beschuldigungen, welche Melanchthon's Widersacher gegen diesen, von dem Herzog wie von Camerarius geehrten und geliebten Mann verbreiteten, und in den wechselnden Zeitverhältnissen immer neue Veranlassungen zu gegenseitiger Mittheilung, die jedoch keinen neuen Aufschluß über das kirchliche und politische Leben jener Zeit enthält.

Johann Carion, Professor der Mathematik in Frankfurt a. d. O., zuletzt am Hofe Kurfürst Joachim's I. in Berlin, wo er schon 1537 in noch jugendlichem Alter starb. Der Ruhm, den er durch die Aufstellung von Nativitäten, Revolutionen (im astrologischen Sinne) und Prognostiken sich erworben, empfahl ihn dem Herzog, der ihn sehr werth hielt. Ihr Briefwechsel bezog sich zunächst auf diese astrologischen Träumereien, die von beiden sehr ernsthaft behandelt wurden, nachher auch auf einige Geschäftsverhältnisse. Als auswärtiger Geschäftsträger des Herzogs meldet Carion diesem auch manche interessante Notiz über politische Ereignisse und eigene Beobachtungen beim Aufenthalte des Cardinals, Kurfürsten Albrecht von Mainz in Halle, bei der vom Kurfürsten Joachim ihm anvertrauten Mission an den königlichen Hof von Polen und bei andern Gelegenheiten. Bitter beklagt er sich, daß man in Polen gegen ihn als Gesandten so gar wenig generös gewesen, da er nicht mehr „als 16 Ellen losen schwarzen Damast, der nicht über 10 Gulden werth, und nicht einmal vom König selbst, sondern von einem der Diener desselben zum Geschenk erhalten habe"; darum bittet er den Herzog, derselbe wolle ein Brieflein an die königliche Majestät schreiben und ihm in forma meliori commandiren: „Was sollte es schaden einem sogewaltigen Könige, wenn ich auch schon 100 Ungarische Gulden von ihm kriegte und ich weiß, so es mit Fleiß angezeigt würd, ich bekäme sie. — — Die Ochsen stehen gar am Berge mit mir; das macht das Doctorat und mein Bauen, welches ich vergangenes Jahr schwerlich in meinem Hause gethan. O so der Guckuck anging, wär ich ein Marter- Angst- Freyherrgeselle; bitte E. F. G. wolle einen Steinwurf thun; so ich etwas kriegte, würde es meinem gnädigen Herrn sehr wohlgefallen, auch der Königin; denn ihre Gnaden ist sehr gut mit mir." Zum Schlusse kommt er wieder auf diese Sache zurück: „Ich bitte nochmals, E. F. G. wolle mir, wie ich im Anfang gemeldet, mit einem Fiedermäuslein aufs beste bei der königlichen Majestät zu Polen behülflich sein, denn hundert Gulden sollten mir wohl erspriellich seyn." Der Herzog antwortete: er möchte ihm gern behülflich sein, er wisse aber nur nicht, wie es anzufangen, da es am polnischen Hofe viel anders zugehe als an andern Höfen. Er rathe ihm daher, etwas zu Ehren des Königs zu ediren und ihm durch einen Herrn am Hofe überreichen zu lassen, und dabei zu erinnern, daß er der Erste gewesen, der die Heirath der königlichen Prinzessin Hedwig auf die Bahn gebracht u. s. w.

Johannes Crotus, der geniale Verfasser eines großen Theils der „Epistolae obscurorum virorum", der Vertraute Ulrich's von Hutten, mit Luther befreundet, erst ein eifriger Förderer der Reformation und ein Freund des Lichts, darum auch dem Herzog Albrecht, der sechs Jahre lang seines persönlichen Umgangs sich freute und ihn sehr werth hielt, empfohlen, nachmals, da er Rath des Cardinals Albrecht in Mainz geworden, wieder in den Schoos der römischen Kirche zurückgesunken, ein reichbegabter Mann, aber dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen, enthüllt in den Briefen an den Herzog seinen Überdruß an den theologischen und kirchlichen Streitigkeiten, die Besorgnisse, mit denen sie ihn erfüllten, und sein lebhaftes Verlangen auf Wiederherstellung des tief erschütterten Kirchenfriedens. Er theilt dem Herzog eine Geheimschrift mit, in der er künftig ihm schreiben wolle. Mit redlicher Freimüthigkeit meldet er im Jahr 1531 dem Herzog seine Rückkehr zur römischen Kirche und motivirt diesen Schritt durch Gründe, welche den Verdacht, daß er denselben nur zum Schein oder in selbstsüchtigen Absichten gethan, nicht zulassen.

Veit Dietrich, 14 Jahre lang Luther's Tischgenosse, Reisegefährte, Mitarbeiter, bis an das Ende ein geliebter und treuer Freund, ein Mann von Geist und Gemüth, Kraft und Milde, gründlicher Gelehrsamkeit und frommem Eifer, als Pfarrer an der Sebaldskirche in Nürnberg gestorben nach langen Leiden im 42. Lebensjahre 1549. Er hatte einen Ruf, welchen der Herzog an ihn ergehen ließ, abgelehnt, aus Dankbarkeit für das ihm bezeugte Vertrauen seine Summarien über das Alte Testament dem erlauchten Herrn dedicirt und dafür ein ansehnliches Geschenk mit freundlicher Erwiderung empfangen. Seitdem blieben Beide in ziemlich lebhaften schriftlichen Verkehr. Vom Herzog wiederholt zu umständlichen Mittheilungen über kirchliche und politische Verhältnisse Deutschlands aufgefodert, berichtet er ihm getreulich, was ihm von dem Colloquium und dem Reichstage zu Regensburg 1542, von der Kirchenreformation des Erzbischofs von Köln, Graf Hermann von Wied, von der Ausbreitung der evangelischen Lehre, von dem Heereszuge des Kaisers gegen Jülich, von dem neuen Religionsgespräch zu Regensburg 1546, an welchem Dietrich persönlich Theil nahm, und sonst über die deutschen Kirchenangelegenheiten kund geworden. Die Briefe sind sowie die Antworten des Herzogs sehr interessant. Dieser bewies auch nach Dietrich's frühem Tode der Familie desselben tröstende und hülfreiche Theilnahme.

Johann Draconites (Drach), ein Mann von ausgezeichnetem Talent und großer Gelehrsamkeit, aber von unruhigem Geist und wunderlichem Wesen, nahte dem Herzog zuerst mit der Darbringung des ersten Theils seines Buches, „Aller Verheißungen Figuren und Gesichte", wofür ihm ein Danksagungsschreiben und 20 Thlr. übersendet, aber, wie man später entdeckte, von einem Collegen unterschlagen wurde. Nachdem er mehre Ämter bekleidet, von denselben aber vertrieben worden oder freiwillig geschieden war, berief ihn der Herzog zur Präsidentschaft des Bisthums Pomesanien. Er nahm mit Freuden den Ruf an, zögerte aber lange, das Amt anzutreten, bat, nachdem er nur kurze Zeit dasselbe verwaltet hatte, um Urlaub zur Vollendung seines großen Werks, die „Biblia pentapla", kehrte auf wiederholte Auffoderung nicht zurück, begehrte aber immer wieder die Auszahlung seines Gehalts und Unterstützung zum Druck seines kostspieligen Unternehmens, ward endlich vom Herzog des Amtes entsetzt und starb in Wittenberg 1566. Der Briefwechsel zwischen Beiden bezieht sich nur auf die angedeuteten Verhältnisse und ist übrigens unbedeutend.

Paul Eber, Melanchthon's geliebter und treuer Freund, Berather und Gehülfe, vielfältig gebildet, neben der Theologie, Philosophie und Philologie auch Mathematik und Astronomie zu lehren tüchtig, gestorben 1569 als Professor, Generalsuperintendent und Pfarrer an der Stadtkirche in Wittenberg. Seine Briefe enthalten Gutachten über Gelehrte, welche der Herzog zu berufen beabsichtigte, Nachrichten über Melanchthon und die theologischen Streitigkeiten der Zeit, auch über die Grumbach'schen Händel, Rechtfertigung der wittenberger Theologen gegen die Verunglimpfung und Verdächtigung ihrer Rechtgläubigkeit, Verhandlungen über das Bemühen des Fürsten, ihn auf einige

Zeit zur Berathung über die kirchlichen Angelegenheiten nach Preußen zu ziehen, wozu der Kurfürst von Sachsen die Einwilligung versagte. Der Herzog bewies ihm beständiges Vertrauen und Wohlwollen und erfreute ihn wiederholt mit ansehnlichen Geschenken.

Leonhard Fuchs, einer der berühmtesten und tüchtigsten Ärzte seiner Zeit. Der Herzog suchte ihn als Leibarzt für den König von Dänemark zu gewinnen. Fuchs widmete und sendete ihm einige Schriften und nahm seine Unterstützung zur Herausgabe eines großen lateinischen Werkes mit Abbildungen in Anspruch, starb aber 1566 als Professor der Medicin in Tübingen, bevor sein Gesuch erfüllt werden konnte.

Georg Hartmann, ein genialer Mechanikus, den ausgezeichnete Kenntniß in der Mathematik und Physik in den Stand setzten, Werke zu liefern, welche in seiner Zeit Bewunderung und Staunen erregten. Seine Briefe tragen das lebhafte Colorit des unermüdlichsten Eifers; er lebte und webte in seinem frei gewählten Berufe, der ihm viele Auszeichnungen, auch bei Kaiser und Königen, doch nur karge Unterstützung gewann. Aber auch manche interessante Zeitung von kirchlichen und weltlichen Händeln theilte er dem Fürsten mit, der ihm für seine Astrolabien, Quadranten, Horologien fürstlich belohnte und auch ihm bethätigte, wie freudig er an wissenschaftlichen Bestrebungen Theil nahm.

Kaspar Hedio, ein freimüthiger und standhafter Bekenner der evangelischen Wahrheit, ausgezeichnet als Theolog und Historiker, wie als Seelsorger, starb 1552 als Professor der Theologie und erster Pfarrer am Münster zu Strasburg. Die Übersendung seiner Ausgabe der Homilien des Chrysostomus, wofür der Herzog ihm 100 Dukaten schenkte, leiteten den mehrjährigen Briefwechsel ein. Einen Ruf nach Preußen lehnte er zwar ab, sein fürstlicher Gönner aber bewahrte ihm das treueste Wohlwollen und Vertrauen und lud den hochgelehrten Mann immer wieder ein, ihn „mit seinen Briefen zu besuchen". Diese Briefe gehören zu den reichhaltigsten der vorliegenden Sammlung; sie liefern manche interessante Notiz und ein anziehendes Detail von den kirchlichen und politischen Verhältnissen aus der Zeit von 1539—46.

Justus Jonas, der Ältere, der mit Recht gepriesene Mitarbeiter an dem großen Werke der Reformation, Professor der Theologie in Wittenberg, später Pastor in Halle, von dort vertrieben, Hofprediger in Koburg, endlich Superintendent in Eisfeld, wo er 1555 starb. Der Herzog hatte auf seiner Reise in Deutschland ihn persönlich kennen gelernt und bat ihn nachher um ausführliche Nachricht über Luther's letzte Lebenstage. Später wandte Jonas, aus Halle durch den Krieg vertrieben, lange unstät herumwandernd, in großer Bedrängniß Hülfe bittend, sich an den großmüthigen Fürsten; welchen Erfolg dies gehabt, findet sich nicht aufgezeichnet.

Justus Jonas, der Jüngere, des Vorgenannten Sohn, nicht karg begabt, aber unstäten, projectreichen Geistes, eitel und hoffährtig, wodurch seine guten Eigenschaften verdunkelt und Viele ihm Feind wurden. Er hätte als gelehrter Jurist viel wirken konnen, aber er zog es vor, als Agent und Botschafter mehrer Fürsten Ansehen, Einfluß und ein günstiges Loos zu erstreben. In Wittenberg, wohin er von Leipzig sich wendete, ließ ihn die juristische Facultät nicht aufkommen, weil er sie durch seinen Dünkel verletzt haben mochte. Sein ganzes Leben war eine Kette von Sorgen und Nöthen, immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten, Planen und Anstrengungen, sich Hülfe zu schaffen; trotz seiner Eitelkeit schämte er sich nicht, um Hülfe zu betteln, oft sehr zudringlich und ungestüm. Dies erfuhr besonders der großmüthige Herzog Albrecht, dem er schon durch seinen ehrwürdigen Vater empfohlen war und in dessen Gunst er sich einzuschmeicheln wußte. Zehn Jahre lang (seit 1557) stand der allezeit geschäftige und dienstwillige, aber auch stets bedürftige und begehrliche Jonas mit seinem erlauchten Gönner in ununterbrochenem Briefwechsel, dem seine Thätigkeit, sein meist gesundes Urtheil, seine Erfahrungen, seine Verbindungen mit Gelehrten und an verschiedenen Höfen mannichfachen Reiz gewährten. Was der Herausgeber daraus mitgetheilt hat, das ist Alles ebenso anziehend, zum Theil für die Zeitgeschichte ergiebig, wie charakteristisch für den Verfasser, dem man nie herzliches Mitleid versagen kann und von dem man doch eine günstigere Meinung gewinnt, als sonst wol über ihn verbreitet sein mag. Durch sein amtliches Verhältniß zu dem Herzog von Gotha in die Grumbach'schen Händel verwickelt, wenigstens der Theilnahme an denselben verdächtig, ward er auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen eingekerkert, zwar auf hohe Verwendung wieder freigelassen, aber nach Eroberung der Stadt Gotha in Kopenhagen, wohin er sich geflüchtet und wo er alsbald eine Anstellung erhalten hatte, verhaftet und nach kurzem Proceß 1567 enthauptet.

Georg Major (Meier), der fromme und gelehrte Freund und Mitarbeiter Luther's und Melanchthon's, gestorben als Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg 1574, war für den fürstlichen Gönner der Gelehrten, vornehmlich der Theologen, ein zu wichtiger Mann, als daß er mit demselben nicht auch in Verbindung hätte treten sollen. Eingeleitet ward dieselbe 1547 durch Major, welcher seine erbauliche Bearbeitung der Psalmen dem Herzog zusendete und ihm zugleich ankündigte, daß er ihm seine Homilien über den Römerbrief zu dediciren beabsichtige. Von häuslicher Noth bedrängt, die ihn nie verlassen zu haben scheint, freute er sich der 30 Gulden, welche er dafür zum Geschenk erhalten, und dankte aufs verbindlichste, sowie später für andere Unterstützungen, die er durch vertrauliche Darstellung seiner Armuth und Bedrängniß veranlaßte. Die Interimsstreitigkeiten, an denen er selbst lebhaften Antheil nahm, boten immer neuen und reichen Stoff zu brieflichen Mittheilungen, in denen sich auch andere interessante Nachrichten über die kirchlichen Angelegenheiten finden, insbesondere auch über die Verhandlungen wegen der Theilnahme der Protestanten am tridentiner Concilium, und über die Verketzerungen der Wittenberger durch Flacius und andere Eiferer. Die Osiander'schen Streitigkeiten konnten in diesem Briefwechsel auch nicht unberührt bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Eine Anzeige von Victor Hugo's „Le Rhin" im „Quarterly review" schließt wie folgt: „Daß eine Saat großer politischer und mehr als politischer Umgestaltungen gegenwärtig in Norddeutschland keime, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Deutschland, das Vaterland des Schießpulvers, des Buchdrucks und Luther's, könnte leicht wieder die Welt in Gährung bringen. Davon sind wir überzeugt und können die Franzosen überzeugt sein, daß, welche Umgestaltungen auch bevorstehen, doch stets in Deutschland Ein Herz und Sinn sein wird, jeden Hügel, jedes Thal, jede Stadt, jeden Thurm, woran sich deutsche Nationalerinnerungen knüpfen, zu vertheidigen. Dynastien mögen neu errichtet oder umgestürzt werden, eine deutsche Republik oder ein deutsches Reich möge sich bilden, Frankreichs Macht ist hin auf deutschem Boden, hin für immer. Sobald es gelten wird, das Banner des Arminius zu entfalten, wird jede Eifersucht und Nebenbuhlerschaft zwischen Fürst und Fürst, zwischen Staat und Staat, zwischen Volk und Volk sich beschwichtigen. Der Deutsche Bund wird durch das Blut des Feindes gekittet werden, und sobald die Welschen sich erkühnen, anzugreifen, wird ganz Deutschland sich in dem Ruf vereinen: „Sie sollen ihn nicht haben u. s. w." Von Becker's Rheinlied wird eine englische Übersetzung beigefügt, wovon wir hier die erste Strophe mittheilen:

No — they shall never win it,
Our free, our German stream;
No — though like starving ravens,
They Rhine-ward, Rhine-ward scream.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1843.

Über den Scheintod.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Erwägen wir nun die Unsicherheit aller bisher vorgeschlagenen Prüfungsmittel des wahren Todes, so werden wir unwillkürlich wieder auf die Einführung von Leichenhäusern hingewiesen, denn unter allen Zeichen des Todes bleibt immer das untrüglichste die Fäulniß, sonach auch das Abwarten derselben das sicherste Schutzmittel gegen das Lebendigbegraben. Frei von allen Mängeln sind freilich auch diese Anstalten nicht. Hören wir namentlich, was unser Verf. ihnen zum Vorwurf macht:

Schon die Kosten, welche die Errichtung und Unterhaltung eines Leichenhauses, sowie die Besoldung der dabei angestellten Personen erfodert, sind ein wichtiger Punkt; nur die Bewohner der Städte können eines haben, die des platten Landes müssen darauf verzichten. Daß die Regierungen überall welche anlegen sollen, gehört zu den frommen Wünschen. Es kommt hinzu, daß Darbietung von Leichenhäusern und Benutzung dieser zwei sehr verschiedene Dinge sind. Es gibt ja Städte, in denen man mit beträchtlichen Kosten ein Leichenhaus anlegte und Wärter und Arzt dabei anstellte, in welches aber Niemand oder höchstens alle ein bis zwei Jahre Einer hineingebracht wird, weil die Kranken selbst es verboten oder die Verwandten dagegen sind. Und ist es denn durchaus zu tadeln, wenn liebende Angehörige Bedenken tragen, die Gestorbenen der Wachsamkeit von Wärtern anzuvertrauen, über deren Berufstreue es keine Controle gibt, obschon diese Treue, die Tage und Nächte nicht ermüden soll, in der Langeweile des Dasitzens, in unabwehrbarer Schläfrigkeit und der leicht entstehenden Meinung, es werde doch Keiner wiedererwachen, so große Versuchungen zu erleiden hat? Nur die Phantasie kann sich ein solches Haus erbauen, wo nicht blos die Wächter in der Wachsamkeit auf das Verhalten der Leichen und der Erhaltung der nöthigen Wärme Alles thun, was sie thun sollten, sondern wo auch der Arzt, wenn das Bedürfniß seiner schnellen Hülfe eintritt, sich augenblicklich an Ort und Stelle findet. Daß der Wiedererwachende sich jedesmal durch Bewegungen, durch das Anziehen von Fäden, die zu einer Glocke führen, verrathen werde, ist eine auf die Unkenntniß solcher Fälle gegründete Erwartung, wo Scheintodte volles Bewußtsein hatten und sich doch nicht regen konnten. Ja, der Wiedererwachte kann, wenn der Scheintod in einen der ihm angrenzenden Zustände, in Ohnmacht, tiefen Sopor, Starrsucht übergegangen, schon wieder schwach athmen, ohne daß er die Fähigkeit, die Gliedmaßen willkürlich zu bewegen, wiedererlangt hat. Gefährlich ist aber, daß der Verschiedene wenige Stunden, nachdem er aufgehört Athem zu holen, von dem Lager, das ihm für die Erhaltung seiner Wärme so günstig ist, weggenommen, daß er wol gar im Winter über die Straße, wo ihm doch die Athmungswege gegen die kalte Luft nicht verschlossen werden dürfen, gebracht werden soll, daß er, wenn er noch Bewußtsein hat, es empfinden muß, aus der Mitte seiner Angehörigen hinweg unter Leichen versetzt zu sein, daß er in der Atmosphäre von Verwesenden (denn schwerlich kann man doch jeder Leiche ein eigenes Zimmer geben) selbst mehre Tage lang bleiben muß. Diese ganze Zeit wird nun aber blos mit dem müßigen Warten, ob er wieder erwacht oder ob die Zeichen von Fäulniß an ihm merklich werden, hingebracht; erst der Ablauf dieser Probezeit soll entscheiden, ob er während derselben noch Lebensfähigkeit hatte, freilich etwas spät, wenn es nicht nöthig war, den Transport ins Leichenhaus mit ihm vorzunehmen.

Manche dieser Einwürfe sind leicht zu beseitigen. So sind die Kosten für Errichtung und Unterhaltung eines Leichenhauses gar nicht so bedeutend, wenn man sich statt eines kostbaren Baues eines einfachen Hauses bedient. Auf dem Lande reichen schon ein oder ein paar geräumige Zimmer in irgend einem öffentlichen Gebäude hin. Den Angehörigen, welche ihre Todten nicht sogleich ins Leichenhaus bringen wollen, kann man ja ohne Bedenken gestatten, sie so lange bei sich zu behalten, als sie wollen, vorausgesetzt daß dies in einem erwärmten Zimmer geschieht und daß sie dann nach Verlauf dieser Zeit doch noch zur Sicherheit in das Leichenhaus gebracht werden.

Beiweitem gegründeter sind die Einwürfe hinsichtlich der Berufstreue der Wärter, des Mangels an schneller ärztlicher Hülfe, der Unzulänglichkeit der Mittel, um die leisen Bewegungen eines Wiedererwachenden zu entdecken, des Transports der Leiche im Winter, und gern geben wir zu, daß selbst ein wohleingerichtetes Leichenhaus nicht alle die Bedingungen erfüllt, die zur leichtern Wiederbelebung eines Scheintodten erfoderlich sind; aber man vergesse nicht, daß es sich ja nicht allein um diese Wiederbelebung, sondern hauptsächlich um die Verhütung des Wiedererwachens im Grabe handelt, diese aber kann, unsers Bedünkens, nur durch das Leichenhaus sicher erzielt werden. Der Gedanke ist traurig, daß ein Scheintodter im Leichenhause aus Mangel an schneller und zweckmäßiger Hülfe dem wirklichen Tode anheimfallen oder daß der kleine Rest von Leben durch den Transport im kalten Winter vollends vernichtet werden soll, aber er kann gar nicht in Vergleich gesetzt werden mit den Schrecknissen, die unsere Phantasie bei dem Gedanken an ein Wiedererwachen im Grabe erfüllen. Wir meinen, die Mehrzahl der Menschen wird uns in diesem Punkte beistimmen. Daß Viele noch gegen die Leichenhäuser eingenommen sind, liegt theils darin, daß man ihnen das Recht, ihre Todten

noch einige Zeit im Hause zu behalten, verweigern will, theils darin, daß man die Sache noch nirgend mit dem gehörigen Ernste angefaßt und besonders da, wo man Leichenhäuser eingerichtet, noch nicht daran gedacht hat, das Volk über ihre Zweckmäßigkeit auf mündlichem und schriftlichem Wege zu belehren, endlich auch darin, daß die Männer vom Fache sich noch über die Sache streiten und so den Laien noch die Wahl lassen, sich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen. Alles Neue findet Widerspruch, weil es nicht das Alte ist. Hätten es uns die Engländer nicht vorgethan, wir hätten auch noch keine Dampfmaschinen, keine Gasbeleuchtung u. s. w. Vielleicht lehren sie uns nächstens auch, wie man die besten Leichenhäuser bauen müsse, und wir, die Priorität der Erfindung und Ausführung unserm alten Hufeland wahrend, bauen sie nach.

Karl Hohnbaum.

Zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Andreas Osiander, der muthige, aber auch streitsüchtige Eiferer für evangelische Wahrheit, hatte die ersten Funken der Erkenntniß derselben durch seine Predigten zu Nürnberg, als der damalige Hochmeister des Deutschen Ordens dort verweilte, in der empfänglichen Seele des jungen Fürsten geweckt und dieser war dessen in treuer Dankbarkeit eingedenk. Als Albrecht in Preußen die kirchliche Reformation, die zugleich eine politische war, begonnen hatte, wendete sich Osiander an ihn mit der Bitte, ihm aus Rußland eine vollständige Liturgie der griechischen Messe in getreuer Übersetzung zu verschaffen, weil er derselben zur Bekämpfung der Misbräuche in der römischen Kirche bedurfte. Später fand er andere Veranlassung, die Bekanntschaft mit dem Herzog zu erneuern, und näherte sich ihm immer wieder, wol nicht ohne die Absicht, eine Zuflucht in Preußen unter den Wirren der Zeit sich zu sichern. Endlich aus Nürnberg vertrieben und unstät umherirrend, richtete er aus Breslau, wo er eine bleibende Stätte zu finden vergebens gehofft, an den Herzog das Gesuch um Aufnahme und Anstellung in seinem Lande. Sie ward ihm sogleich gern gewährt (1549), und der Herzog erwies ihm von da an die höchste Achtung und thätigste Theilnahme. Aber mit seinem Auftreten begann auch der hitzige Streit, der den Rest seiner Tage verbitterte; er starb schon 1552 schmerzlich beklagt von seinem fürstlichen Gönner. Die mitgetheilten Brieffragmente sind nicht von Bedeutung.

Kaspar Peucer*), der reichbegabte und gelehrte Schwiegersohn Melanchthon's, als Arzt und Mathematiker ausgezeichnet, in die kryptocalvinischen Streitigkeiten verwickelt, um welcher willen er, ein beklagenswerthes Opfer der damaligen Verbitterung der Gemüther, fast 12 Jahre lang (bis 1586) in harter Gefangenschaft schmachten mußte. Er starb im hohen Alter, als fürstlich anhaltischer Leibarzt zu Dessau 1602. Nach Melanchthon's Tode schrieb der Herzog an Peucer einen vortrefflichen Trostbrief und schenkte ihm und seinem Schwager, Philipp Melanchthon, die 100 Thaler, welche zu einem Becher bestimmt waren, mit dem der gütige Fürst den ihm theuern Todten hatte erfreuen wollen. Der oft lang unterbrochene Briefwechsel berührt einige kirchliche Streitigkeiten und enthält auch Andeutungen zur Genealogie der Grafen von Zollern, auf des Herzogs Begehr von dem geschichtskundigen Peucer zusammengetragen.

Erasmus Reinhold, ein ausgezeichneter Mathematiker, Professor in Wittenberg, von dort durch die Pest vertrieben, starb in seiner Vaterstadt Saalfeld 1553, erst 42 Jahre alt. Durch Melanchthon und Andere dem Herzog ausgezeichnet empfohlen, empfahl er sich diesem auch selbst durch seine gelehrten Werke und Sendschreiben. Letztere enthalten zumeist Nachrichten von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Gesuche um Unterstützung, deren er bei einer sehr kargen Besoldung, bei der geringen Anerkennung und der noch geringern Entschädigung, welche den mathematischen Studien zu Theil ward, für sich und seine Familie bedurfte. Er fand an dem Herzoge einen allezeit willigen, aber nicht immer vielvermögenden Geber und empfing von Zeit zu Zeit freilich nicht ausreichende, doch ehrenvolle Geschenke. Er begehrte aber vornehmlich die nöthigen Mittel zur Herausgabe eines großen astronomischen Werks, dem er mit wahrer Begeisterung und Selbstaufopferung sich hingab, namentlich der Tabellen der Himmelsbewegungen, welche zu Ehren des großen Kopernicus und des Herzogs unter dem Titel „Tabulae Prutenicae" erscheinen sollten. Einer seiner Freunde deutete dem großmüthigen Fürsten an, daß er wol auf eine Beisteuer von 1000 Gulden sich Rechnung mache; man habe ihm zwar gerathen, das Werk dem Kaiser zu dediciren und den Titel „Tabulae Carolinae" zu wählen; er wolle es aber lieber zu Lob und Ehre des erlauchten Herzogs von Preußen „Tabulae Prutenicae" überschreiben. Der Herzog antwortete: „Wir haben hiebevor Reinholden schon nicht wenig Hülfe geleistet, und solches um des gemeinen Gutes und der Förderung der löblichen Künste willen gerne gethan, wolltens auch noch in allem Thunlichen unbeschwert sein. Weil wir aber mit merklichen und sehr vielen Ausgaben sonderlich zu diesen Zeiten beladen sind, können wir unserer jetzigen Gelegenheit nach Magister Reinhold's Anfoderung, die allzu hochgestellt ist, nicht willfahren." Um aber das Vorhaben nicht gehindert zu sehen und um zu zeigen, „daß wir die Künste lieben, sind wir dahin entschlossen: wo ihm noch mit 500 Gulden zu helfen ist, welche auf kommende Zeit und Termin an gewissen Orten geliefert werden sollten, wollten wir ihm solche in Gnaden reichen lassen, des Verhoffens, weil wir mit dem, was zuvor geschehen," und mit diesen 500 wol volle 1000 Gulden auf Reinholden wenden, er werde in Betracht obgemeldeter unserer jetzigen Gelegenheit damit zufrieden sein". Reinhold erwiderte, er zweifle nicht, daß, wenn der Freund die Sache mit dem Herzog mündlich hätte verhandeln können, Alles wol weit besser ausgefallen sein würde; „jedoch nehme ich die Munificenz des erlauchten Fürsten, womit er freundlich die 500 Gulden versprochen, mit dem dankbarsten Herzen und schuldiger Ehrfurcht an". Dann wünschte er, der Herzog möchte sich bewegen lassen, die Summe sofort innerhalb eines Jahres auszahlen zu lassen, damit er sie so besser für seine Kinder anlegen und sein Leben etwas bequemer einrichten könne. Er hoffe auch, der Herzog werde, wie es für die Dedication irgend eines trefflichen Werks löbliche Sitte der Fürsten sei, ihn noch gnädig bedenken, „seys mit einem Kleide oder irgend einer andern Ehrengabe". Es soll dabei dem gnädigen Herrn bemerkbar gemacht werden, daß in dessen Namen ihm bisher mehr nicht, als 232 Gulden gezahlt und außerdem zwei vergoldete Trinkbecher überreicht worden, sodaß er im Ganzen etwa 300 Gulden von Sr. Durchlaucht erhalten habe. Man wird diese Zudringlichkeit weniger anstößig finden, wenn man die Noth der Zeit und besonders den damaligen Zustand des Buchhandels bedenkt. Eigentliche Verleger gab es nicht, der Schriftsteller suchte einen Drucker zu gewinnen, der die Kosten und das Risico übernahm, aber in der Regel kein Honorar zahlte; ein solches ward allein durch etwaige Ehrengeschenke für die Dedication und die weitere Versendung an Fürsten und Vornehme erreicht. So erschienen freilich Wissenschaft und Kunst häufig wie ein Handwerk, das nach Brot geht, und auch feiner fühlende Gelehrte trugen kein Bedenken, sich einen Ehrensold von den Reichen und Mächtigen zu erbetteln, weil die Meinung und Sitte der Zeit daran keinen Anstoß nahm. Der Druck des Reinhold'schen großen Werks schritt langsam fort, wie die Ausarbeitung selbst; endlich sendete der fleißige Mann seinem fürstlichen Gönner die

---

*) Sein Geschlecht blüht fort in dem jetzigen Oberconsistorialpräsidenten Friedrich Peucer zu Weimar und dessen Söhnen.

Dedicationsepistel in Abschrift, mit der Bitte, ihm zu melden, ob sie in solcher Fassung seinen Beifall habe. Der Herzog war damit zufrieden und versprach nun, die 500 Gulden (den Gulden zu 21 Groschen meißnisch oder unserer preußischen Münze zu 30 Groschen), vom Erscheinen des Werks an, innerhalb fünf Jahren erlegen zu lassen, wogegen Reinhold nicht nur die „Tabulae Prutenicae", sondern auch alle andern Werke, die er nachher auszugeben beabsichtigte, ihm dediciren sollte. Reinhold dankte verbindlichst und nahm das Anerbieten an, „obwol anderwärts vielleicht auf eine viel reichere Spende zu hoffen gewesen wäre". Endlich im J. 1551 konnte Reinhold dem Herzog ein gedrucktes Exemplar seiner astronomischen Tabellen, auf die er fast sieben Jahre gewendet, übersenden, wobei er denn bat, daß ihm von den 500 Gulden zu Anfang des nächsten Jahres 200 ausgezahlt werden möchten. Der Herzog dankte sehr verbindlich und bewilligte die Auszahlung der 200 Gulden. Reinhold starb in großer Armuth, bevor die noch fehlenden 300 Gulden entrichtet worden. Die Vormünder der verwaisten Kinder, auch die Fürsten von Sachsen, die Gräfin Katharina von Henneberg u. A., verwendeten sich für die Erfüllung der zugesagten Summe; aber die fürstliche Rentkammer zögerte, sodaß noch im J. 1565 Reinhold's Sohn den Herzog, dessen gutmeinenden Willen seine Finanzen nicht unterstützten, um die Abtragung des alten Restes angehen mußte. Wir verweilten bei diesem Artikel etwas länger, weil in ihm die Verschiedenheit jenes Zeitalters von dem unserigen anschaulich sich abspiegelt.

Georg Spalatin, der vielseitig gebildete Theolog, Historiker, Alterthumskenner und Dichter, gestorben als Superintendent und Hofprediger in Altenburg 1545, trat im J. 1540 in Verkehr mit dem Herzog, da dieser ihn bat, ihm „eine rechte und wahre Abconterfeiung" des sächsischen Stammbaums, welchen Friedrich der Weise im Schlosse zu Wittenberg hatte malen lassen, und daneben „einen gründlichen, klaren, schriftlichen Bericht, gegen gebührliche Vergleichung" zu verschaffen. Spalatin erfüllte des Herzogs Wunsch und empfing dafür einen schönen silbernen Becher. Auch der Auffoderung, ihm von Zeit zu Zeit über die kirchlichen und politischen Händel Nachricht zu senden, entsprach er und gab zunächst Kunde von den Religionsverhandlungen auf dem regensburger Reichstage 1541. Des Herzogs Einladung, zu ihm nach Preußen zu kommen, mußte er ablehnen, weil er treu an seinem Fürstenhause und Lande hing. Dagegen bat er ganz demüthig, der Herzog wolle ihm „sein und seiner ehelichen Gemahlin Contrafactur auf einem Tüchlein sammt ihren beiden Wappen, um sie in seiner Lieberei zu seinem ewigen Gedächtniß neben anderer Könige, Fürsten u. s. w. Contrafacturen und Bildnissen zustellen, auch einst bei guter Gelegenheit ein wenig weißen Agtstein (Bernstein) senden; denn der meiner lieben Hausfrau und mir durch den Herrn Bischof zu Marienwerder vor zwei Jahren zugeschickte ist mehrentheils Schwangern und andern Kranken zu Dienst verbraucht". Diesem Briefe folgten, ehe eine Antwort kam, mehre, in welchen sich Nachrichten über Karl's V. Feldzug gegen Tunis, über die sächsische Kirchenvisitation, an der Spalatin selbst thätigen Antheil nahm, über die Reichstagsverhandlungen in Nürnberg (1542) zur Beschleunigung der Reichshülfe gegen die Türken, über den Kampf der schmalkaldischen Bundesgenossen gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, über den Feldzug des „Franzosen, der den Namen Christianissimus ebenso wie der Papst den Sanctissimus hat", gegen Mailand. Beigefügt ist wiederholt die Bitte um etwas weißen Agtstein und um das Conterfei des Königs von Dänemark. Bernstein sendete der Herzog mehr als einmal. Die erbetenen Bilder versprach er.

Victorin Strigel, der gelehrte und wackere Schüler Luther's und Melanchthon's, als Professor in Jena durch den wüthenden Eifer des Matthias Flacius auf barbarische Weise gefangen gesetzt, nach drei Jahren zwar aus dem Kerker entlassen, aber auch dann weder seinem Amte noch dem vollen Genusse der Freiheit wiedergegeben, in Leipzig, wohin er sich geflüchtet, von Armuth und Krankheit bedrängt, endlich zur Professur der Theologie berufen, aber auch dort verketzert und abgesetzt, endlich Professor der Ethik in Heidelberg, wo er schon 1569 starb. Herzog Albrecht hatte sich mehrjährig recht angelegentlich, aber vergeblich bemüht, ihn für sein Land zu gewinnen, und mit fürstlicher Munificenz ihn unterstützt. Auf eine Anfrage, ob er eine deutsche Ausgabe des Neuen Testaments mit Anmerkungen Sr. F. H. dediciren dürfe, antwortete Albrecht: „Uns ist es nicht allein nicht zuwider, daß Ihr uns dasselbe Werk zuschreibt, sondern wir nehmen es auch, doch nicht der Meinung, uns selbst andern christlichen hohen Potentaten damit vorzuziehen, von Euch zu gnädigem Willen und Dank an, und wollen uns nicht allein gegen Euch hinwieder dankbar zu erzeigen wissen, sondern sofern wir Etwas in unserm Vermögen hätten, wodurch solch christliches Werk um so viel besser und eher gefördert und ans Licht gebracht werden möchte, sollte an uns und unserm gnädigen Willen nichts erwunden werden. Wir wünschen daher, Ihr wollet in Euerm Vorhaben fortfahren und bei der unterthänigen Gewogenheit gegen uns beharren." Der Briefwechsel Beider verbreitet sich fast nur über Strigel's Berufung nach Königsberg und seine persönlichen Angelegenheiten, ist aber anziehend als Zeugniß der echt christlichen Humanität des Herzogs und als Urkunde des damaligen Zeitgeistes.

Martin Chemnitz, der zufällig zuletzt gestellt ist, einer der ausgezeichnetsten und tüchtigsten Theologen seiner Zeit, überlebte den Herzog, mit dem er vieljährig in sehr vertraulichem Verkehr gestanden, um 18 Jahre; er starb als Superintendent zu Braunschweig 1586. Er hatte in Königsberg seine Studien fortgesetzt, war dort Rector an der Domschule und dem Herzog persönlich bekannt, auch wegen seiner mannichfachen Kenntnisse und wackern Gesinnung sehr werth geworden. Albrecht, der ihn ungern aus seinem Lande scheiden gesehen, war unablässig bemüht, ihn zurückzurufen. „Wiewol wir wissen", schrieb er ihm, „daß Ihr Gottlob! dortigen Orts mit einem guten Dienst, stattlichem Unterhalt und reichem Auskommen versehen seid, so sinnen wir doch an Euch mit besondern hohen Gnaden, Ihr wollet um der Ehre Christi willen und uns in diesem unserm betagten Alter (da wir Eure Person gern um und bei uns wissen wollten) zu gnädigem Gefallen, auch diese von Gott also ausersehene Vocation willig angelegen sein lassen und bei uns in Dienst eintreten. Wir wollen Euch zu einem solchen Amte gebrauchen, welches Euch rühmlich und ehrenvoll sein soll, und Euch auch einen Unterhalt verordnen und reichen lassen, woraus Ihr nicht allein unsere Gnade spüren, sondern auch ein gutes und danknehmendes Gefallen haben werdet" u. s. w. Da Chemnitz den Ruf ablehnen mußte, so wendete der Herzog sich wiederholt an den Magistrat der Stadt Braunschweig und bat ihn dringend, ihm den trefflichen Mann und dessen Collegen Mörlin zu überlassen; der Magistrat erlaubte aber nur, daß Beide auf einige Monate sich nach Königsberg begaben, um dem Herzog im Anordnen des Kirchenwesens beizustehen. Dort erneute sich das Anbringen, sich ganz dem Lande zu widmen, und da sie, dem Magistrate noch verpflichtet, darauf nicht eingehen konnten, erschien gleich nach ihrer Heimkehr eine herzogliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Hofmarschall stand, in Braunschweig, um beide Geistliche und den Magistrat für die Wünsche des Herzogs zu gewinnen. Die eigenhändigen Sendschreiben desselben kann man nicht ohne lebhafte Theilnahme und Rührung lesen. Auch die gesammte Landschaft, die Stände Preußens, erließen ähnliche dringende Auffoderungen an die Betheiligten. Wirklich bat nun Mörlin um seine Entlassung und zog nach Preußen, wo er sogleich zum Bischof von Samland ernannt ward. Chemnitz rechtfertigte in seinem ebenso bescheidenen als beredten Antwortschreiben an den Herzog und die Stände seine Weigerung mit den triftigsten Gründen, die der Herzog anerkannte, ohne auf seinen Plan ganz zu verzichten. Da Albrecht am 20. März 1568 starb, erneute sein Sohn und Nachfolger, Herzog Albrecht Friedrich, die Werbung bei Chemnitz, der aber durch sein Gewissen sich verpflichtet achtete, in

seinem Amte aufzuheben. Sein [illegible] ist auch ein schönes Zeugniß seines hellen Geistes, tiefen Gemüthes und demüthigen Sinnes.

Diese Andeutungen des Inhalts der reichen Briefsammlung genügen, Diejenigen, welche sie noch nicht kennen, auf dieselbe aufmerksam zu machen, und zu beweisen, daß Hr. Professor Voigt durch ihre Herausgabe ein sehr achtbares Verdienst sich erworben hat. Gewiß wird es Niemand bereuen, durch den 40 Bogen starken Band, der ebenso viel Belehrung wie Unterhaltung gewährt, sich durchzuarbeiten. Ref. wenigstens hat mit immer gleichem Interesse das Ganze zweimal gelesen und sendet dem Herrn Herausgeber Gruß und Dank, die einzige Rüge sich erlaubend, daß die Schreibart bisweilen etwas nachlässig erscheint, während übrigens der Bearbeitung des gegebenen Stoffs rühmlicher Fleiß gewidmet ist.

F. A. Koethe.

Bibliographie.

Allen, C. F., Lehrbuch in Dänemarks Geschichte, zum Schulgebrauch. Übersetzt von C. A. Villaume. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 27½ Ngr.

Becker, K. F., Ausführliche deutsche Grammatik als Commentar der Schulgrammatik. 2ter Band. 2te neu bearbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M., Kettembeil. Gr. 8. 1ster und 2ter Band 5 Thlr.

Beleuchtung einer von dem Herrn Canonicus von Bruchhausen zu Osnabrück am Sonntage nach dem Reformations-Jubelfeste gehaltenen Controverspredigt. Nebst einigen Bemerkungen zu der Schrift: „Wo ist Licht und Freiheit?" und zu den Controverspredigten der Herren Pfarrvicar Thiele, Kaplan Seling und Dompastor Beckmann. Von einem evangelischen Geistlichen im Königreiche Hanover. Jena, Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Ehe im Geiste Christi und die gemischten Ehen. Aus der ungrischen Handschrift des Weltpriesters Horárik. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Georgi, F., Lehrbuch der Universalgeschichte mit vorangehender Methodik und fortlaufenden Winken für die Behandlung des Gegenstandes zunächst in Bürgerschulen und Schullehrerseminarien, sodann aber auch in Gymnasien. Mit einem Vorwort von H. Leo. 1ster Band. 2tes Heft: nebst vorausstehendem Beispiel specieller Behandlung des Unterrichts in der Universalgeschichte, zur Veranschaulichung der Foderung, daß derselbe sein soll „die Construction des Menschengeistes". Halle, Anton. 8. 5 Ngr.

Goehring, C., Polen unter russischer Herrschaft. Reisen und Sittenschilderungen aus der neuesten Zeit. 3 Bände. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Griepenkerl, W. R., Ritter Berlioz in Braunschweig. Eine Charakteristik dieses Tondichters. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Holst, J. G., Feierklänge. Eine Sammlung religiöser Gedichte. Flensburg 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Huber, F., Lebensbilder. I. Flensburg 1842. 8. 22½ Ngr.

Ist Östreich deutsch? Eine statistische und glossirte Beantwortung dieser Frage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 10 Ngr.

Köhle, G. F., Über die Reform der protestantischen Kirchenverfassung mit besonderer Beziehung auf Würtemberg. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Lamennais, Amschaspands und Darvands. Deutsch von J. Rudolphi. 2 Theile. Leipzig, Peter. Kl. 8. 2 Thlr.

Leo, C. F., Gaunerstückchen der neuesten Zeit. Zur Warnung und Belehrung. Leipzig, O. Wigand. Kl. 8. 21 Ngr.

Lexikon sämmtlicher Buchhändler und Buchdrucker aller Länder seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die neueste Zeit, herausgegeben von J. C. St. Schmaltz und C. F. Vogel. 1ste Lieferung. Leipzig, Schmaltz. Gr. 8 10 Ngr.

Löhe, W., Die Mission unter den Heiden. Zwei Gespräche zur Belehrung des Volks geschrieben. Nördlingen, Beck. 16. 5 Ngr.

Orelli, C. v., Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Palacky, F., Die Grafen Kaspar und Franz Sternberg, und ihr Wirken für Wissenschaft und Kunst in Böhmen. Vortrag, gehalten in der Versammlung der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 15. December 1842. Prag, Kronberger und Rziwnatz. Gr. 4. 15 Ngr.

Ratisbonne, T., Geschichte des heiligen Bernhard. Aus dem Französischen übersetzt von C. Reiching. In 2 Theilen. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 17½ Ngr.

Rauchenstein, R., Zur Einleitung in Pindar's Siegeslieder. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte. 4 Theile. 6te Ausgabe mit 18 Kupfern. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr.

Rosenheyn, M., T. Tasso und Rosaura Piretti. Drama in 5 Acten. Marienwerder 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Sagen von den Abenteuern Karl's des Grossen und seiner Paladine, der Ritter von der Tafelrunde. Aus den ältesten spanischen Romanzen im Versmasse der Originale übersetzt von *E. Brinckmeier*. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 12. 1 Thlr.

Salomon, G., Das verklärte Bild der Freiheit. Ein Kanzelvortrag am Passahfest des Jahres 5603. Hamburg, Geber. Gr. 8. 10 Ngr.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tags von einem vieljährigen Beobachter. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Die Seydlitz-Schlacht bei Zorndorf am 25. Aug. 1758. 2te Auflage. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 10 Ngr.

Die deutschen Sieben. Dem sächsischen Volke geweiht von G. Rechten. Frankfurt a. M., Körner. Gr. Lex.-8. 5 Ngr.

Sophocles' Antigone. Metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von *F. Rempel*. Hamm, Schulz. Gr. 8. 12½ Ngr.

Toiletten-Romane des Auslandes. Für deutsche Leserinnen herausgegeben von G. N. Bärmann. 1stes bis 3tes Bändchen: Zephyrina, die schöne Zigeunerin. Eine merkwürdige Geschichte, dem Spanischen des Don Pedro Maria de Olive nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 3 Thlr.

— — Derselben 4ter und 5ter Band: Eine Krone für Karl den Kühnen durch A. L. G. Toussaint. Übersetzt aus dem Holländischen von Hierunda. Zwei Theile. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 12. 2 Thlr.

Trendelenburg, A., Raphael's Schule von Athen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Bethge. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die aristokratischen Umtriebe, zur Verständigung über die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Veuillot, L., Der heilige Rosenkranz in Gedichten und Betrachtungen. Aus dem Französischen übersetzt von C. Vogt. Tübingen, Laupp. Gr. 16. 11¼ Ngr.

Wahrheiten mit und ohne Schleier. Von einem deutschen Verbannten. Paris. 8. 25 Ngr.

Westermayer, A., Die katholische Kirche und ihr Proselytismus. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Westmorland, Graf von, Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien. In das Deutsche übertragen vom Gr. C. v. d. Goltz. Berlin, Asher und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1843.

Diane. Ein Roman von A. v. Sternberg. Drei Theile. Berlin, Lesecabinet. 1842. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser merkwürdige Roman ist schon vielfach besprochen; auch von politischen Blättern. Man hat seine Stellung zu den großen Zeitfragen über Aristokratie und Demokratie hervorgehoben und sich auf der einen Seite gewundert, wie der Verf., den die öffentliche Meinung in ein bestimmtes Parteilager verwies, plötzlich einen Streifzug gegen seine eigene Partei, und mit so schonungslosem kecken Humor unternehmen können. Auf der andern hat man ihm vorgeworfen, es sei nur ein Scheingefecht, und statt das Übel bei der Wurzel anzugreifen, habe er damit nur cavaliermäßig gespielt. Er habe die Faulheit der socialen Zustände in ein Licht gestellt, wie es ein demokratischer Schriftsteller, dem die Galle überlaufe, nicht vermöge; aber statt mit kräftigen Armen sie zu schütteln, habe er mit Glacéhandschuhen nur die Gardinen und Schleier gelüftet. Und worauf endlich laufe das ganze Treiben hinaus? Daß Alles beim Alten bleibe und der aristokratische Held seine Braut nach allen möglichen Romanentrübsalen heimführe. Wir sehen es als keinen Fehlgriff an, daß die politische Literatur auch von der ästhetischen Notiz nimmt und wie die Erscheinungen des Lebens auch die der Dichtung beobachtet, kritisirt und in ihren Katastern denselben einen Rang anweist. Keine Erscheinung des Lebens darf jetzt mehr isolirt für sich dastehen, sie ist ein lebendiges Glied des Gesammtlebens und muß sich gefallen lassen, auch von Solchen beurtheilt zu werden, welche auf einem ganz andern Standpunkte stehen, als von dem sie ausging, von dem aus sie betrachtet zu sein wünschte. Auch die Poesie muß sich das gefallen lassen, auch ihre Producte sind Producte der Zeit, und sie muß die Stürme und Winde ertragen können, von welcher Seite sie auch herwehen; sonst ist sie eine Kunstblume, die hinwelkt. Namentlich aber muß der Roman, in seiner echtesten Bedeutung, als Spiegelbild eines, wenn nicht ganzen Nationallebens, doch eines großen, socialen Segments desselben, auch vor der politischen Kritik sich nicht scheuen. Auch er ist inficirt von den Gedankenströmungen seiner Zeit, oder er ist ein Unding, eine Nach- und Fehlgeburt, die bald verkümmert. Davon ist kein Roman ausgeschlossen, von der „Schwedischen Gräfin" Gellert's und „Sophiens Reisen von Memel nach Danzig" bis zu den Romanen der Gräfin Hahn und der Frau v. Paalzow. Sie alle liefern und werden unsern Nachkommen noch mehr liefern Documente über die gesellschaftlichen Zustände der Zeit, nicht immer der, wohin der Dichter die Fabel verlegt hat, sondern derjenigen, in welcher er schrieb. Welche wunderbare Aufschlüsse wird z. B. „Wilhelm Meister" den kommenden Geschlechtern nicht über das Theater, sondern darüber liefern, wie der Geist ihrer Vorfahren zu Ausgang des 18. Jahrhunderts sich nur und allein mit dem Theater, als damaligem einzigen Repräsentanten ihres öffentlichen Lebens, ihrer Wünsche und Gedanken beschäftigte.

Aber es wäre Unrecht, der politischen Kritik allein das Recht einräumen zu wollen, Dichtwerke der Zeit zu beurtheilen, weil sie der Zeit angehören. Eine ästhetische Kritik muß neben derselben und unabhängig von ihr existiren, wie das dulce neben dem utile, das καλον neben dem ἀγαθον sein selbständiges Recht hat. Hier wollen wir die politische Tendenz des neuesten Sternberg'schen Romans aus dem Spiel lassen und einmal nur die ästhetische und psychologische Seite ins Auge fassen. Merkwürdig ist dieser Roman, abgesehen von seinen Tendenzen, durch seine Gestalt, indem er ein echter Roman im alten Sinne des Worts ist, einer, in welchem Menschen und Handlungen die Hauptsache, das Raisonnement die Nebensache ist. Ein Roman, nach dem Generationen vor uns dürsteten, weil er in buntem Wechsel spannende Situationen, eine interessante Handlung, haarsträubende Begebenheiten, bange Erwartungen, überraschende Entwickelungen und neben den ernsten tiefern Charakteren lustige Gestalten und Auftritte uns vorführt. Das ist eine abgethane, falsche Art, werden Viele einwenden; wir sind fortgeschritten und eine geläuterte Ästhetik hat uns gelehrt, daß wir das wahre Interesse in Anderm zu suchen haben, als in den Laterna-Magica-Bildern von interessanten Begebenheiten, die uns vorübergaukeln und nichts zurücklassen als eine flüchtige Erholung. Die Aufgabe eines tüchtigen Romans ist heute eine weit andere als zu Fielding's Zeiten. Das ist sie allerdings; aber wo diese Aufgabe so oft verpfuscht worden, darf uns eine gelungene Lösung der alten Aufgabe, die

viel einfacher war, einmal erfreuen. Daß Sternberg Anderes schaffen, daß er sich auf die ästhetische Höhe der Zeit stellen kann, hat er anderwärts bewiesen, mit Glück, mit Unglück. Nun fällt es ihm einmal ein, von dieser Höhe wieder herabzusteigen und einen Roman zu schreiben, was unsere Väter einen Roman nannten, freilich zu einer Zeit, als die Romane für eine gefährliche, die Phantasie verderbende, Lecture galten und gute Aeltern sie ihren Söhnen und Töchtern aus den Händen rissen. Jetzt gibt man sie ihnen allenfalls in die Hände, damit sie Menschen und Völker, Thaten und Sitten und Länder und Meere kennen lernen. Die Romane, welche diese Bestimmung erfüllen, stehen freilich höher. Aber die sie nicht erfüllen, womit füllen sie sich und erfüllen den Leser? Besser als Wüsten zu durchackern, worin auch diese Wüsten bestehen mögen — in unverdauten Gedanken, Empfindungen, in Sandmeeren oder in Wassermeeren —, auf alte Weise von Stadt zu Stadt, von Wirthshaus zu Wirthshaus kutschiren und überall absteigen, sich erfrischen und erholen. Soll denn darum, weil unsere Romane sich jetzt würdigere Aufgaben stellen, der alte Durst nach Unterhaltung verbannt sein! Ein tendenz-, ein historischer, ein ethnographischer und geographischer Roman, der nicht zugleich unterhält, ist und bleibt eine Misgeburt. Warum soll nun nicht ein Dichter, zur guten alten Zeit zurückkehrend, die Unterhaltung zur Haupt- und die Länder- und Völkerkunde zur Nebensache machen? Wenn Sternberg es nicht schon sonst gethan, hier durch den Wurf allein, durch diese Caprice hätte er sein Dichterthum bewiesen. Ein Dichter, ein wahrer, darf nicht immer verhängten Zügels mit dem Winde rennen wollen, er muß bisweilen den Pegasus zwischen die Schenkel nehmen und ihn auch seitwärts und gegen den Wind rennen lassen. Dürstet nicht einen Jeden zuweilen nach dem alten Quell der Geschichten aus der Kinderstube, was soll der Dichter den Durst überwinden! Wir möchten das Wunderbare ganz aus der Dichtung verbannen; läßt es sich denn aus dem Leben ganz verbannen? Und rächt es sich nicht für die ihm widerfahrene Zurücksetzung durch den nicht zu überwindenden Kitzel nach dem Schrecklichen und Grauenhaften. Criminalgeschichten liest Jeder gern.

Aber die Wahrheit ist doch die Hauptsache. Ohne Zweifel; aber auch die Wahrheit läßt sich verschiedenartig angreifen und in ein sehr verschiedenes Licht stellen. Einer gewöhnlichen Kritik wird es nicht schwer fallen, in diesem Roman „Diane“ eine lange Reihe von Verstößen gegen die Wirklichkeit und von Unwahrscheinlichkeiten herauszufinden. Schon wer in Berlin bekannt ist, wird schwerlich vor dem Halleschen Thore ein Wirthshaus finden wie der in diesem Romane gefeierte Schwan; solche Bierbrauer wie Herr Pädus, auch die Schwanenwirthin selbst sind selten. Noch weniger möchte man in ganz Berlin ein Exemplar dieser Mignon-Diane auftreiben. Die Fürsten und Fürstinnen in Pommern sind sehr selten, und ein Exemplar mit solchen componirten Namen: Windisch-, Wündisch-, Send- und Ohne-Sendheim, welches den Tag über schliefe und die Nacht durch mit Glacéhandschuhen wachte, ist in der Nähe von Kolberg ebenso unmöglich, als dort in Wahrheit keine Feudalschlösser mit Thürmen und Zugbrücken zu finden sind, welche die Aussicht aufs Meer haben. Die reichen geadelten Banquiers benehmen sich auch anders, als hier ein Gutsbesitzer thut, und endlich gehören so complicirte Familienintriguen wie diejenige, auf welcher die Fabel des ganzen Romans, wie die Thür in der Angel, sich dreht, zu den bei unsern bürgerlich-policeilich controlirten Verhältnissen aller ungewöhnlichsten Vorkommenheiten. Wenn man diesen Maßstab der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit einmal an den Roman legen will, so dient ihm auch nicht zur Rechtfertigung, daß diese einzelnen Unwahrscheinlichkeiten zuweilen wirklich im Leben vorfallen; denn der Künstler hat nicht die Aufgabe, wenn er den Horizont malen will, die meteorischen Erscheinungen und seltene grelle Wolkencompositionen wiederzugeben, sondern vielmehr die Zustände und Licht- und Schattenwirkungen, wie sie in der Regel da sind und ein Klima charakterisiren.

Aber muß man denn diese Anfoderungen an jedes Dichtwerk stellen? Dieser Roman mit seiner kecken Erfindung will kein Spiegelbild der wirklichen Zustände sein. Der Dichter will einmal springen, er fliegt sogar von Blume zu Blume, von der Lilie zur Butterblume; ihm war es gewiß ein Ergötzen, als er schrieb, eine Seelenerholung. Will der Leser, der sich mit ihm ergötzt und erholt, plötzlich eine finstere Miene ziehen und sich fragen: was war es denn eigentlich, was dich ergötzte? hast du auch recht gethan, dich so rückhaltlos der Lustigkeit hinzugeben, da es doch nur Seifenblasen waren, und du mußt dir gestehen, daß die gute Mehrzahl des Gelesenen weder vorgefallen ist, noch vorfallen kann? Es ist Schade, sage ich, daß die Kinder nicht mehr Seifenblasen spielen. Auch von den Dichtern wünschte ich es, daß sie etwas Abwechselung in die Monotonie brächten. Im politischen Ernst schreiten auch unsere Dichter unverkennbar vorwärts, aber ein kleines Zwischenspiel thäte doch gut, eine Erholung von der Arbeit. Man ginge wieder um so rüstiger nachher daran. Herr v. Sternberg hat viel gethan. Seine „Diane“ ist ein Product, in dem er mit ursprünglicher Laune den Sauerteig des Lebens, die Hypochondrie der Tendenzen, die Bitterkeit der Systematik überwunden hat. Und wäre der Roman durch und durch unwahr, um dieses angenehmen Intermezzo wegen könnten wir es ihm vergeben.

Ist aber die Unwahrheit so entschieden? Das Unwahrscheinliche und Unwirkliche kann man freilich mit den Händen greifen, und es fällt vielleicht nur deshalb noch mehr auf, weil es bunt vermischt ist mit Scenen aus der Wirklichkeit, die getreu nach der Natur copirt sind. Was kann man sich Lebendigeres, Wahreres denken als die Scene in der Postkutsche, den schlaftrunkenen Offizier, dem das Schicksalskind in den Wagen gehoben wird, und er schläft darüber ein und hält es für einen Traum! Was ist der socialen Natur mehr abgestohlen als die wirrwarrvolle Empfangsstube im Postgebäude, die Frau, welche den jungen Offi-

[illegible] und Andere? Die Poesie gestattet diese Mischung. Aber sie verlangt doch Wahrheit, nur daß der Maßstab ein anderer ist, als welchen das große, richtende Publicum gewöhnlich anlegt. Sie verlangt eine innere, psychologische Wahrheit, welche uns über die Willkürlichkeiten, die die Phantasie sich erlaubt, hinwegführt und die nicht willkürlichen Verstöße des Talents vergessen macht. Und diese Wahrheit ist in der Hauptsache da.

(Der Beschluß folgt.)

Wien und München.

Eine Parallele.

Was ist das öffentliche Leben Wiens? Was ist der Charakter dieser Stadt? Alle Tage Sonntag, immer das gebratene Huhn im Topf, le peuple s'amuse, der liebe Bauch die Gottheit; ein ewiges Drängen und Jagen nach Vergnügen, daß man nicht weiß, wo am Ende Alles hinauswill. Eine öffentliche Meinung, mit dem Gewicht und dem Einfluß anderer großen Städte, gibt es in Wien nicht. Öffentlichkeit findet sich allenfalls nur auf der Börse, wo allgemeiner Zutritt gestattet ist, und so geringfügig die Sache scheint, liegt tiefer Ernst darin. Die Policinelltheater im Wurstelprater müssen still, ohne Dialog, nur mit Pantomine abgehalten werden. Ich habe die hauptsächlichsten Vergnügungsörter in und vor der Stadt besucht und Anlaß gefunden, den vielgestaltigen Festen, die mit Musik, Theater, Feuerwerk und Illumination unter pomphafter Ankündigung abgehalten werden, beizuwohnen. Zu Tausenden waren überall die Wiener versammelt, eine anständige Fröhlichkeit war über sie ausgebreitet, und die stille Behaglichkeit ihres Zustandes sprach sich in Geschmack und Gehör am deutlichsten aus. Den Tönen des Orchesters lauschte Alles mit rührender Andacht und nach dem letzten Bogenstrich erscholl das lauteste Bravo, Händeklatschen und Dacaporufen. In der Pause bis zum neuen Tanz waren die Backen in Bewegung, und wir selbst wurden von der Allgemeinheit des Appetits angesteckt. Ausbrüche der Brutalität und Gewalt habe ich nie wahrgenommen; die Gesellschaft verhielt sich in jener ruhigen gelassenen Stimmung, die weniger von dem Princip der Ordnung als von einer Abwesenheit der Neigung, von einer Unbekanntschaft seiner Kräfte, von einer negativen Tugend herrühren möchte. Der Wiener scheut das Außerordentliche, weil er, vom Herkömmlichen beherrscht, sich den kritischen Momenten im Leben nicht gewachsen fühlt. Wie überhaupt eine passive Sinnlichkeit bei ihm vorwiegt, so sagt ihm auch eine etwas schlaffe Moral mehr zu als der strenge sittliche Ernst. Erschlaffung der höhern Geisteskräfte, Schwäche des Willens, Herabstimmung der persönlichen Menschenwürde und die Abwesenheit jenes edeln Stolzes, den das Gefühl geistiger Freiheit gibt, verdunkeln die lichten Partien des östreichischen Volkscharakters und lassen den Menschenfreund auch die bessern Eindrücke nicht ungetrübt genießen. Was ihn trösten kann, ist, daß jene Flecken nur aufgedrückt, nicht angeboren sind.

Für den Fremden ist der erste Gang in Wien auf die Policei. Es sieht da aus wie in dem vielverschlungenen Räderwerk einer Maschinenstube, denn kaum wird eine Behörde sein, deren Arbeit umfassender, verzweigter und verwickelter wäre. Man zeigt den gegen Abgabe des Passes am Thore erhaltenen Passagierschein vor, um eine Aufenthaltskarte zu lösen. Bevor sie ertheilt wird, hat der Fremde folgendes Examen zu bestehen: Was ist der Zweck Ihres Aufenthalts in Wien? Wie lange werden Sie bleiben? Haben Sie die Mittel zur Subsistenz und bei welchem Banquier sind Sie accreditirt? Von dem Genannten wird noch ein besonderes Zeugniß verlangt. Erst nach stricter Beantwortung dieser Fragen erhält man die Erlaubniß zum Aufenthalt, um deren Verlängerung je nach vier Wochen nachgesucht werden muß. Es mag Manchem dieses Verfahren [illegible] erscheinen, und es sei fern von mir, [illegible] zu reden. Allein die Beamten, welche hierin nur die Vorschriften des Staats befolgen, trifft kein Vorwurf; denn wenn sich ein unangenehmer Auftrag noch in möglichst gefälliger Weise vollstrecken läßt, so kann dies die übrige Policei bei der östreichischen lernen. Ich habe nirgend größere Höflichkeit und Zuvorkommenheit gefunden. Über die östreichische Policei, besonders die geheime, sind so viele Fabeln verbreitet worden, daß man meinen sollte, die eine Hälfte der Menschen habe nichts Anderes zu thun, als die andere Hälfte auszukundschaften, zu denunciren, und hinter jedem Schritt und Tritt des Fremden folge die Spürnase des Spions. Wäre es nicht wegen der Ordnung und Sicherheit, die überall herrschen, man würde kaum glauben, daß jenseit der Stadtmauer eine Policei, außer der Grenze, existire. England ausgenommen, gibt es vielleicht kein Land, wo die persönliche Freiheit weniger beschränkt wäre. Auf die Volksredner und öffentlichen Politiker muß man allerdings verzichten und als Fremder sich des Urtheils über die Regierung, ihr System und die Machthaber, desgleichen eines Glaubensbekenntnisses, das dem modernen Franzosenthum — unstreitig der schlechtesten Empfehlung in Wien — angehört, enthalten. Thut man das, was hier ja in Mangel an Gelegenheit so leicht ist, so darf man sicher sein, im Gebrauch seiner bürgerlichen, naturgemäßen Freiheit durch keine der pedantischen Quälereien gestört zu werden, wie solche häufig in andern Ländern vorkommen. Es gibt in Wien keine Policeistunde, kein allgemeines Verbot des Rauchens. Man gefällt sich, statt mit einer kleinlichen, pedantischen, dünkelhaften Amtsgewalt zu prahlen, mit der ruhigen, gemessenen Handhabe der Ordnung und Sicherheit im Großen und Wesentlichen. Mit einem Worte, die Handhabung der Policei in Wien ist musterhaft und allgemein nachahmungswerth.*)

München macht den ersten Eindruck eines schönen kräftigen Jungen, der so schnell emporgeschossen ist, daß ihm die alten Kleider viel zu eng geworden sind. Man lacht ihm aber nicht ins Gesicht, erstens weil er tüchtige Fäuste hat und sie zu brauchen weiß, und zweitens weil man ihn gleich seines braven, echtdeutschen Aussehens halber liebgewinnt. Dabei weiß der Junge kaum etwas von seiner Schönheit und Kraft, wenigstens bekümmert er sich nicht darum. Gesund ist er von Leib und Seele, er schafft, trinkt und küßt wie der Wiener, aber er singt auch Alpenlieder aus voller Brust. Er weiß noch nichts von Reflexion, bildet sich gar nichts ein auf seine Frömmigkeit, kann kein Französisch und verabscheut den Thee. Aber eine neue Welt hat sich in München ausgebaut. Ja, ich möchte fast glauben, daß die Extreme Simplicität, die Abwesenheit aller Kritik und Negation, alles hohlen, modernen Wesens nothwendig waren, um in München Das zur vollendeten Anschauung zu bringen, was für ewig einen Abschnitt im Bildungsgange des deutschen Volks ausmachen wird — die deutsche Kunst. Sie hat ihren Sitz in München aufgeschlagen; nehmen Sie München weg und es bleiben viele geschickte Maler, aber keine eigenthümliche, keine deutsche originelle Kunstrichtung! Das klingt fad und doch ist es wahr, weder Düsseldorf, Berlin, noch Dresden oder Wien haben eine Schule, die als solche einen bleibenden Moment bildet. Nachdem ich sie alle gesehen, oder kennen gelernt, nebst den übrigen bedeutenden Kunststädten, als Rom, Paris, London, so kam ich erst auf den Satz, daß Das, was die deutsche Kunst als solche von jeder andern unterscheidet, entschieden blos in München zu finden oder von dort ausgegangen sei. Haben auch bedeutende Künstler in neuerer Zeit München verlassen, sogar der genialste — Cornelius —, so blieben doch ihre Werke dort, die Schöpfungen ihres kräftigsten Mannesalters, mit all der imponirenden Nachwirkung, die sie haben mußten. Das verdankt München vornehmlich seinem König. Ludwig von Baiern ist groß genug,

---

*) Vergl. Scherrer's „Reise nach Östreich im Sommer [illegible]" ([illegible]).

das Genie zu erkennen und ihm alle Mittel zur genialischsten Thätigkeit an die Hand zu geben. Als Kronprinz schon verwendete er mit glühender Kunstliebe seine Ersparnisse auf die Erbauung jenes herrlichen Kunsttempels, der Glyptothek, die ewig ein Muster bleiben wird. Sie war die erste jener Reihe großartiger Prachtbauten, wie deren kaum irgend ein Regent so viele und gelungene errichtet hat. In 100 Jahren wird man staunen, wie es einem einzigen Fürsten, der nur über mäßige Kräfte zu verfügen hatte, möglich war, so viel zu schaffen, ohne Baiern durch die Kosten dieser Schöpfungen zu belasten. Es gibt kein deutsches Land, das blühender wäre von einem Ende bis zum andern, und nirgend gibt es vielleicht so wenig Arme, als in Baiern und namentlich in München, wo die großen Summen, welche die öffentlichen Gebäude und Paläste u. s. w. kosten, zum größten Theil in die Hände der arbeitenden Classe, der Maurer, Steinhauer u. s. w. kommen. Tausende haben eine sorgenfreie Existenz und Gelegenheit zur vollen Ausbildung ihrer Fähigkeiten bei diesen großartigen königlichen Unternehmungen erhalten. München ist dadurch groß und berühmt geworden, und dennoch eine Stadt geblieben, wo billiger gebaut und verhältnißmäßig billiger gelebt wird als irgendwo.

Indem wir diese Züge jenen Skizzen aus München entnehmen, welche in einigen Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" zu Anfang dieses Jahres geliefert worden sind, wollen wir unsererseits aus eigener Wahrnehmung hinzufügen, daß für Das, was das Leben des Volks selbst betrifft, also Wohlfeilheit des Auskommens, bürgerliche Freiheit, Vergnügungen, Geselligkeit und überhaupt alles Das, was drei Viertel unsers Daseins ausmacht, keine Stadt in Deutschland mehr Gutes und Ungezwungenes bietet als München. Der Bürgerstand in München ist zu neuer freierer Bewegung vorgerückt. Man kann nicht sagen, er sei noch politisch todt; für drei Viertel seiner Glieder würde die Neigung zum Politisiren mehr ein Schaden als ein Nutzen sein, während er überall so viel Freiheit, Kenntniß und Verdienst hat, sich für sein Gewerbe, seine Gemeinde, ja für sein Vaterland kräftig, tüchtig und freisinnig auszubilden. Thut das der Bürger in München nicht, so wird er dort auch unter die Philister, Feiglinge und Schmarozer gezählt. Auch vom Adel in München kann man sagen, daß er aus seiner Lethargie und der Nachäfferei des Auslandes ziemlich herausgetreten ist. Wir finden seine Glieder unter den Gelehrten, Dichtern und Künstlern; er fühlt, daß er nach dem erhabenen Vorbilde seines Königs vor Allem recht deutsch bleiben muß, wenn er als Adel gelten will. Baierns Verfassung erzieht die Münchner zur Nationalität, ihre Freiheit macht sie national und ihre Nationalität macht sie frei. Das Ausland hat daher sehr unrecht, wenn es neben Wien und Berlin München nur höchstens in Beziehung auf Kunst erwähnt. Wirkt auch in München bis jetzt noch nicht der Geist, der den Friedrich's II. mit dem Herzen Joseph's II. in Eins verbindet, so kann es doch noch dahin kommen; denn München ist bei manchem Dunst und Nebel doch eine Sonne, unter der ein fester Körper gedeiht. Es will der Geist von Baiern, der in München thront, keine Kaiserkrönungen und Prunkflimmer mehr, wol aber Thatsachen, Gesetze, Tüchtigkeiten. Er begreift, daß Baiern so wenig wie jeder andere Staat ohne Fortschritte sich ernähren, sich stärken, ja sich erhalten kann; dieser Geist sieht ein, daß nur Unterricht, Wissenschaft und Religion dauernde Wurzeln im Staatsleben treiben, und daß für das industrielle Leben nichts zu gewinnen ist durch den individuellen Ehrgeiz, Alles aber durch die Benutzung der allmächtigen Zeit und durch die weise Lösung ihrer Räthsel, die sie als Sphinx den Mächtigen der Erde zur Lösung aufgibt. Münchens Geist, indem er große Güter nur um große Mühen eintauscht und festhält, läßt München wachsen trotz aller fehlerhaften Reactionen, trotz aller einzelnen Rückschritte, trotz aller nicht vollzogenen Wünsche, trotz falscher Ansichten, trotz gemachter [illegible], irrender Furcht vor dem sogenannten Mönch- und Pfaffenthum.

64.

Literarische Notizen.

Eine neue Monatsschrift erscheint zu London vom Mai ab unter dem Titel „Tegg's London magazine". Wie gewöhnlich wird in der Ankündigung gegen alle bisherigen Unternehmungen dieser Art in einer Weise zu Felde gezogen, als seien diese keinen Schuß Pulver werth, während die neue Monatsschrift eben das Pulverfaß sei, um damit alle frühern periodischen Schriften in die Luft zu sprengen. Es heißt in der Ankündigung, daß der Buchhändler und Herausgeber — und welcher Buchhändler schützt nicht solche Motive vor? — von den edelsten Beweggründen geleitet sei, er habe erkannt, daß die bisher bestehenden zahlreichen periodischen Schriften ihrem eigentlichen Zwecke nicht entsprächen, indem sie den Geschmack verdürben u. s. w.; in dieser neuen Monatsschrift solle dagegen eine gesunde Speise geboten werden. Unerschöpflichen Stoff lieferten die merkwürdigen Entdeckungen zu See und Land, die wundervollen Erfindungen und Vervollkommnungen u. s. f. Es sollen darin enthalten sein: Beschreibungen aus der Naturgeschichte, mit besonderm Bezug auf das Thier- und Pflanzenreich in den neuen Colonien, historische Details in Betreff der Costume, Gebräuche und Zeitvertreibungen früherer Epochen, indem sie mit denen der jetzigen Zeit verglichen werden; biographische Skizzen; Productionen der Einbildungskraft und Artikel von allgemeinem Interesse, welche sich kaum classificiren lassen; „all diese Gegenstände und unzählige andere, die zu bezeichnen und zu rangiren unmöglich ist, von den tüchtigsten Köpfen und geübtesten Federn bearbeitet und erläutert durch die ausgezeichnetsten Holzschnitte und Kupferstiche, werden, wir hoffen und glauben es, zusammen ein Magazin von einer noch unübertroffenen Vollendung bilden." Zu den wichtigsten Gegenständen, auf welche die Redaction ihr Hauptaugenmerk richten will, wird noch die Geschichte des Menschen in seinem socialen Zustande gezählt, wobei die Verschiedenheiten der menschlichen Racen, die Einflüsse von Klima und Erziehung in besondern Betracht genommen werden sollen. Noch glaubt „Tegg's London magazine" sich ein vorzügliches und unterscheidendes Verdienst dadurch zu erwerben, daß es monatliche Preise für die besten Artikel über aufgegebene Themata aussetzt — kurz, es ist ein vielversprechendes Journal. 18.

Aus anonymer, aber sehr gewandter Feder ist eine dreibändige Novelle: „The Scottish heiress" (London 1843). Bei aller Einfachheit der Intrigue ist die Durchführung sinnreich, die Sprache klar und deutlich. Verhältnißmäßig treten wenige Personen auf. Keine ist unnütz und jede gehört an den Platz, wo sie steht. Die Gesammtheit bewegt sich meist in der höhern Gesellschaft, ohne daß der Leser mit Vornehmthuerei geschoppt wird, und wer in niederer Sphäre rangirt, bekundet das nicht durch Gemeinheiten. Laut Titels ist „eine schottische Erbin", d. h. ein reiches schottisches Mädchen, die Heldin der Erzählung. Das Hauptinteresse concentrirt sich aber in Kenneth Glyne, ebenfalls einem Schottländer, ein braver, hochsinniger junger Mann, dessen Fehler aus demselben heißen Blute entspringen, das die schönsten Tugenden erzeugt. Er widmet sich der Rechtswissenschaft und es handelt sich darum, der reichen Erbin, Miß Helen Ruthven, den Besitz von Gütern zu sichern, um welche ihr Oheim, Sir Edgar Ruthven, im Bündniß mit einem schurkischen Advokaten, auf den Grund ihrer unehelichen Geburt sie bestehlen will. Natürlich siegt der junge Rechtsmann, und — ja so, der oder die Verf. bittet, das dénouement nicht zu verrathen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1843.

Diane. Ein Roman von A. von Sternberg. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 168.)

„Diane" heißt der Roman, denn Diane ist der Name des armen geraubten Kindes aus einer großen Familie, deren wunderbare Verwickelungen und Schicksale den Haupthebel des Romans im engern Sinne bilden. Diane, das liebliche Kind, wird uns auch in den mannichfachsten Situationen vorgeführt, zerlumpt auf der Landstraße, untergebracht in einem Bürgerhause, zur Magd erzogen, dienend für alle mögliche Personen, endlich sogar im Gefängnisse, eines Verbrechens angeklagt. Immer tritt ihre kindlich-liebliche, gesunde Lichtnatur heraus, und wie sich das von einem Romane von selbst versteht, wird das verlorene Kind doch zuletzt erkannt und reich und glücklich, wie ein Poet, d. h. ein Romanendichter, seine Helden glücklich machen muß. Das Publicum will es haben. Aber die eigentliche Heldin des Romans ist nicht Diane, sondern Judith, eine ganz neue, eigenthümliche Erscheinung im Felde der Romantik, deren Durchführung den psychologischen Scharfblick, das Geschick und den Takt Sternberg's bekundet. Judith ist die Tochter eines Verbrechers. Auch sie erscheint zuerst auf der Landstraße, in Lumpen gehüllt, ein flüchtiges Bettelmädchen. Verfolgt mit ihren Angehörigen durch die Diener der Gerechtigkeit, bemächtigt sie sich des Briefes, der jenem andern Kinde, der Tochter der großen Familie, die Wege zur Anerkennung, zum Glücke bahnen soll. Daß es ihr gelingt, sich in das höhere Leben einzuschleichen, ist nicht das Wunderbare und das Geschickte, sondern daß sie, in der gebildeten Welt erzogen, bei ihrem Schuldbewußtsein — sie hat selbst an falschem Papiergelde mitgearbeitet — sich in den höhern Lebenskreisen zu behaupten, ihr Glück durch Klugheit zu ertrotzen und — unsere Theilnahme sich zu erwerben weiß! Wie sie es ertrotzt, verräth eine seltene Charakterstärke; aber das Motiv, freilich durch den Charakter des alten Generals wieder motivirt, streift aus den Grenzen des bürgerlichen in den romanhaften Roman. Möglich, auch hier und da vorgekommen ist eine solche Greuelthat, wie in Hütten so in Palästen. Aber ein Vater, der seinen Sohn im Jähzorn erschießt, weil er eine die Ehre der Familie verletzende Handlung zu begehen im Begriff ist, ist ein Thema, welches ins Hochtragische überstreift. Es erfodert die ganze Kraft und Aufmerksamkeit des Dichters, um es uns wahrscheinlich, natürlich vorzuführen. Wenn kein Drama, so müßte der Roman sich darum drehen, es müßte das Mittel- und Hauptstück sein, nicht eine Nebengabe, etwas beiläufig, in einem gelegentlichen Nachtstück Abgefertigtes. Wie gesagt, es mag in der Wirklichkeit vorgekommen sein, daß ein aristokratischer Vater auf einem einsamen Jagdschloß seinen Sohn umgebracht, weil er eine nicht standesmäßige Heirath schließen wollte; dieser gigantische Vater aber müßte die Hauptperson, der Träger einer großartig gehaltenen Dichtung sein, und erfoderte doch noch die ganze Geschicklichkeit eines modernen Dichters, um uns Das in einer modernen Dichtung begriffs- und gefühlsgerecht zu machen, was wir, in die antike Welt verrückt, weit leichter hinnehmen. Aber als Episode in einem humoristischen, von Witzstrahlen blitzenden und mit lachenden Farben gemalten Roman nimmt es sich wie ein finsterer Spuk aus, der nicht dahin gehört. Freilich verkennen wir nicht die Ironie der Nemesis, daß derselbe Senior einer aristokratischen Familie, welcher das größte Verbrechen begeht, einen Kindesmord, um die Schande von derselben abzuhalten, nachher moralisch gezwungen wird, in eine Heirath des Erben der Familie mit der Tochter eines gemeinen Verbrechers zu willigen, und um deswillen, weil der Schatten des Gemordeten ihn verfolgt und die Entdeckung droht. Aber hätte sich ein solches, d. h. ein ähnliches Schuldbewußtsein nicht auch ohne die gräßliche That denken lassen. Der vortrefflich angelegte Charakter des Alten würde dadurch an innerer Wahrheit, an großartigem Interesse gewonnen haben. Vielleicht daß der Alte nur die Mörderhand gegen den Sohn erhoben hätte, ein Zufall wäre dazwischengetreten, oder die bessere Besinnung, aber der Sohn wäre doch in unmittelbarer Folge umgekommen und moralisch lastete auf dem Alten die Wirkung? Jedenfalls wäre durch eine solche, oder ähnliche mildere Wendung die psychologische Aufgabe, die Judith würdig zu zeichnen, eine größere geworden. Wie anders, wie bedeutungsvoll stände diese schon jetzt geniale Schöpfung des Dichters, wenn sie nicht blos durch die Drohung und die zufällige Wissenschaft von einem Familienverbrechen sich den Eintritt in die Familie ertrotzte, sondern durch

die außerordentliche Lage, in welche zuerst ein Betrug, dann die Umstände sie versetzten. Das wäre eine große Aufgabe gewesen, welche die Dichtung weit über den gewöhnlichen Romanenzuschnitt erhoben hätte. Alsdann wäre es auch möglich gewesen zu zeigen, wie ein von Natur edler Charakter sich nicht allein über die Misère des Lebens, sondern durch Kraft und Bewußtsein auch über die Erinnerung an das Verbrechen wegsetzen, erheben und eine dauernde Stellung im Leben für sich erringen kann. Das wäre eine noch größere psychologische Aufgabe geworden, die Aufgabe eines echten Zeitromans, vielleicht auch eine christliche. Dann hätte die arme Judith nicht mit ihrem blutigen Tode für das Verbrechen ihrer Kinderjahre nach dem alttestamentarischen oder fatalistischen Glauben büßen müssen. Eine gereinigte Judith, in voller Klarheit des Bewußtseins, mitten in der großen Welt, anerkannt in ihrem Ursprunge, und doch groß, geehrt, gebietend; das wäre — vielleicht ein Traum, wie die Dinge stehen, aber ein schöner Traum, dessen Realisirung aus dem Gesichtspunkt der Ideen des Fortschritts und denen des christlichen Läuterungs- und Regenerationsprocesses nicht unmöglich erschiene. Daß er sich dies Thema nicht stellte, darum hadern wir nicht mit dem Dichter, denn auch Judith, wie sie ist, ist eine hoch interessante Erscheinung, ihr letztes Auftreten in Rom als Diplomatin, als Sonne eines glänzenden Lebens, als Verf. eines Memoire, welches den neuen Kampf zwischen Rom und Preußen schlichten soll, ist zwar eine bitter-geistvolle Wendung, aber so epigrammatischer Natur, daß sie nur lose mit dem Bisherigen zusammenhängt.

Freilich ist dieses epigrammatische Auseinandergehen überhaupt ein Fehler des Romans — wohlverstanden des Romans, nicht des Dichters. Der Fäden wurden ihm zu viele, als daß er sie alle einzeln und ordnungsmäßig abspinnen sollen. Er half sich also mit geistreichen Impromptus, die alle den Dichter nicht verkennen lassen, der mit seinen reichen Lichtern nach Wohlgefallen und Bequemlichkeit spielt und immer noch etwas Brillantes gibt, wo es auch nur Stückwerk ist. So sind gerade im letzten Theil die glänzendsten Schilderungen, aber kein Gemälde mehr; Nachtstücke, Idyllen, Satiren Alles bunt durcheinander gewürfelt. Er wollte es, oder es war ihm so bequem; wir tadeln es nicht, aber wir wünschten, daß eine so reiche Kraft, die, wie dieser Roman verräth, noch solche Fülle in sich hat, sich einmal an die Arbeit setzte, um ein großes, durchgeführtes Gemälde auf psychologisch historischem Boden (wir meinen damit keinen historischen Roman) zu entwerfen und zu vollenden. Dazu gehört freilich Arbeit, Studien, Ausdauer.

An den rothen Fäden, die bald dünn, bald dicht nach allen Winden sich hinziehen — es wird ungemein viel gereist —, reihen sich Perlen und Korallen der mannichfaltigsten Art, echte, böhmische Steine und solche, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie falsch sind. Um von den ganz falschen anzufangen, so ist der Advocat Lobmeyer eine sehr unglückliche Gestalt, da sie kaum als Caricatur noch in der Romanenwelt Gültigkeit hat. Ein solcher Sachwalter kommt um ein Jahrhundert in Berlin, Preußen, vielleicht in ganz Deutschland zu spät. Die berliner Advocaten sind eine Menschenclasse, die um ihrer Eigenheiten und — aber glänzenden — Schwächen willen wol ins Romanenfach zu [illegible] taugen, aber sie costumiren sich nicht aus der Polterkammer abgelegter Bösewichter und Geizhälse, die sogar Mörder dingen und falsche Criminalklagen machen, ihr Reich ist der flimmernde Schein, die Chaussée d'Antin von Berlin. Sie sind befähigt zu Allem, was in der Mode glänzt, nur nicht schmuzige Knicker und gemeine Angeber zu spielen. Ebenso ist es eine arge Versündigung, preußische Criminalräthe zu solchen raffinirten Bösewichtern zu machen, welche unschuldige Mädchen ins Criminalgefängniß stecken, um sie zum Eingehen in ihre Absichten zu zwingen, eine Versündigung, welche sich kaum mit der poetischen Licenz entschuldigen läßt. Auch die berliner Bierbrauer sehen wol etwas anders aus als Herr Pädus; wogegen die gute Frau Sempel guten Theils der Natur abgestohlen ist. Eine kostbare Figur ist die Dichterin, und was nicht an ihr Natur wäre, ist von dem Dichter so geschickt supplirt, daß es wieder Natur werden muß. Nur in einem Punkte, glauben wir, irrt er. Nämlich in der Versicherung zum Schluß, daß ihre Romane keine zweite Auflage erlebt hätten. Gerade diese Dichtungen von Damenhand, wo es nur übermenschlich edle und übermenschlich schlechte Charaktere gibt, erleben zweite Auflagen, von Romanen dagegen, wo die Menschen als Menschen dargestellt werden, ist mir dies noch nicht bekannt. Die Dame mit dem wahnsinnigen Haushalt ist freilich, sowie sie erscheint, nur Phantasie, aber es ist nur eine feine, dichterische Destillation einer nur zu wahren Wirklichkeit. Ist doch ihr Gegenstück, die elegante, liebenswürdige Französin, die Gräfin Senneterre, mit ihrer für alles Interessante abgerichteten Poppäa, mit ihrer vollendeten Liebenswürdigkeit und Güte ohne Herz, nur ein Gegenstück, und dies Gegenstück ist aus der wahrhaften Wirklichkeit nur herausgeschnitten. Die Pietisten in Königsberg gehen nur als flüchtige Erscheinung vorüber. In Berlin glaubt man viele bekannte Gestalten zu erkennen, so namentlich die schöne Schauspielerin Charlotte Hermann, welche, unsers Erachtens, sich durch diese Portraitirung nur geschmeichelt fühlen dürfte. Auch in ihrer Gesellschaft treten, für den Roman zwar nur kurz lebende, aber sehr wahr gezeichnete Persönlichkeiten hervor, die sich aber nicht eben geschmeichelt fühlen dürften. Was das Romaninteresse betrifft, so wird dasselbe durch die Scenen im alten Schlosse an der preußischen Küste auf höchste gesteigert; hier überkommt den Dichter eine Weihe, die es fast bedauern läßt, daß er nicht einen ganzen Roman in diesem Geiste ausgeführt hat, und die Hauptperson, der alte General erhebt sich zu einer erhabenen Größe. Die Scenerien, die Naturschilderungen, der Dialog wird alles Hautrelief. Im dritten Theile, wo die Misère der Gefängnißscenen einen breiten Raum mit ihrem unwahrscheinlichen und unwirklichen Beiwerk einnimmt, sinkt dies wieder, um sich in Rom in einer andern Art — wie wir

oben angeführt, ist sie mehr epigrammatisch als dramatisch und episch — noch ein Mal zu haben. Die Idyllen des zweiten Theils sind tief gefühlt und leicht hingehaucht, der Sonnenschein spielt lieblich auf dem Morgenthau, die Abendwinde flüstern durch die Lindenblüten, es ist viel dichterischer Schmelz und psychologische Wahrheit da; aber sie scheinen uns dort nicht recht am Platze, nach den drastisch mächtigen Scenen an der Ostseeküste. Sie hätten früher kommen müssen; und sollten sie nach dem Vorangegangenen versöhnend wirken, so müßten nicht die Scenen in Rom nachher kommen oder gar das wilde Nachtstück auf der Brücke, von der Vater und Sohn ins kalte Wasser stürzen, ein Nachtstück, das wie ein Meteor erscheint, um zwei Figuren fortzuschaffen, die den Dichter vielleicht verdrossen und mit denen er deshalb auf recht bizarre Weise abfahren wollte. 10.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Söltl. Dritter und letzter Theil. Briefe und Berichte. — A. u. d. T.: Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland. Hamburg, Meißner. 1842. 8. 2 Thlr.

In unserer Anzeige der beiden ersten Theile dieses durch Freisinnigkeit und gute Darstellung empfehlungswerthen Buchs in Nr. 196 u. 197 d. Bl. f. 1841 vermißten wir die urkundliche Nachweisung mehrer von Hrn. Söltl angeführten Actenstücke, Briefe und Nachrichten. Diese Ausstellung hat der Verf. in dem vorliegenden Theile zu beseitigen gesucht und eine ansehnliche Anzahl von Briefen und Berichten aus den verschiedenen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs mitgetheilt, theils vollständig, theils in Auszügen und Übersetzungen aus dem Lateinischen, Englischen oder Französischen, sodaß sie auch von künftigen Geschichtschreibern des Kriegs noch besser benutzt und an ihren gehörigen Orten eingereiht werden können als hier, wo sie lose und ohne Zusammenhang stehen. Für die interessantesten Beiträge halten wir die Briefe des Ludwig Camerarius, von denen bereits Moser („Patriotisches Archiv für Deutschland", Bd. 5, S. 12) Kenntniß gehabt und sie benutzt hat, jedoch ohne seine Quelle zu nennen, und die jetzt auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München verwahrt werden. Diese Briefe eines der treuesten Anhänger des pfälzischen Hauses und wärmsten Freundes der Reformation lassen uns tiefe Einblicke in das Getriebe der damaligen Zeit thun und erfüllen jeden Leser mit hoher Achtung gegen den seinem fürstlichen Hause so unerschütterlich anhänglichen, frommen, einsichtsvollen und gelehrten Staatsmann, aber auch mit Trauer und Wehmuth über das traurige Schicksal der pfälzischen kurfürstlichen Familie — „ein schmählich Denkmal der gefallenen Größe", wie der Dichter sagt. Da wir aus diesen Briefen keine Auszüge geben können, so wollen wir nur bei einer und zwar besonders wichtigen Angelegenheit aus Camerarius' Leben verweilen. Bekanntlich gilt er für Den, der den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz am dringendsten zur Annahme der böhmischen Königskrone gerathen habe. Camerarius gedenkt in zwei Schreiben an seinen Landesherrn vom 17. und 27. Februar 1621 (S. 144) und noch ausführlicher in einem im September 1622 geschriebenen Briefe (S. 170—173) solcher „gegen ihn gerichteter, bedräulicher und beschwerlicher Reden, als ob er vor andern alles gegenwärtigen Jammers, Blutvergießens und Zerrüttung ein Ursacher sei und neben andern den Kurfürsten vielfach verleitet und in diese Weitläufigkeit und Beschwerung eingeführt habe". Dann fährt er fort: „Dieses Alles geht mir tief zu Herzen, peinigt mich auch wol oft in die Gedanken, ob nicht etwa für mich und die Meinigen darin am besten sein solle, mit E. K. M. Belieben und gnädigsten Consens mich hinführo der bisher gehabten Function und Geschäfte zu entschlagen und wo es Gott gefällig, im Exil privatim irgendwie mein Leben zu schließen. E. K. M. werden mir selbst das Zeugniß gerne und gnädigst geben, daß, so viel die Annahme der böhmischen Krone anlangt, ich kein Anderes und Mehreres gerathen, als das gesammte Bedenken, welches E. K. M. von Herrn Großhofmeister, Kanzler und geheimen Rath vom Wahltag zu Frankfurt nach Amberg geschickt worden, in sich hält." In das Entlassungsgesuch wollte Friedrich aber auf keine Weise willigen. Er bedauert es in einem von Hrn. Söltl aus dem Originale mitgetheilten Schreiben vom 21. November 1622 sehr, daß Camerarius wegen seiner ihm geleisteten treuen Dienste so vielen Kummer und Verdruß habe erfahren müssen. „Du hast dich aber desselben nicht so hoch anzunehmen, sondern deiner Unschuld dich zu getrösten und des Zeugnisses deines Gewissens, daß du dich jederzeit gegen Uns und gegen das gemeine Wesen also erzeigt und im Werk erwiesen hast, wie es einem treuen aufrichtigen Diener zusteht. In welcher Betrachtung denn, und dieweil wir nie ein Anderes an dir verspürt, Wir hingegen dessen resolvirt sind, daß bei allen Gelegenheiten, unangesehen Unsers gegenwärtigen betrübten Zustandes, Wir dennoch mit all den Mitteln, die Uns noch übrig, bei dir halten und dich nach Vermögen schützen und vertreten wollen; in alle Weg aber hättest du bei dieser Gelegenheit deiner wohl wahrzunehmen und sehen Wir gern, daß, sobald du dein Hauswesen in Sicherheit und Richtigkeit gebracht, du unserm vorigen Schreiben gemäß dich bei uns einstellen thätest" (S. 174).

Unter den übrigen Aufsätzen ist die Erzählung von Philipp Camerarius' Gefangenschaft in den Kerkern der Inquisition zu Rom (1565) recht interessant, obschon eigentlich nicht zur Sache gehörig. Dasselbe gilt von der Rede des lothringischen Gesandten vor Papst Sixtus V. im J. 1589, in der ein ausführlicher Plan zur Unterdrückung der Evangelischen in Deutschland entwickelt ist. Mit welcher Umsicht dieselbe Absicht, namentlich in Beziehung auf das Kurfürstenthum Sachsen, in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs festgehalten worden ist, zeigt ein Sendschreiben des Obersten Wolf von Mansfeld an den kaiserlichen Beichtvater Lämmermann. Eine größere Anzahl von Actenstücken sind über die Verhältnisse der Union und der Liga mitgetheilt, durch die unter andern das klägliche und zaghafte Benehmen des Königs Jakob I. von England aufs neue bestätigt wird. Ebenso erhellt die Langsamkeit der Verhandlungen auf dem Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück, die Masse der diplomatischen Förmlichkeiten und vor allen der mächtige Einfluß der französischen Gesandten aus den Berichten der bairischen Gesandten, Krebs und Haslang, an den Kurfürsten Maximilian zur vollen Genüge. Zwei gleichzeitige Schreiben über den Tod des Markgrafen Johann Ernst von Jägerndorf und des Herzogs Christian von Braunschweig ergänzen in erwünschter Weise die bisherigen Nachrichten.

Über Gustav Adolf, seine Plane, seine Feldzüge in Deutschland, namentlich über die Schlacht bei Leipzig und die Gefechte bei Nürnberg ist nichts Neues von Wichtigkeit in verschiedenen Briefen, Berichten und Auszügen aus Zeitungen angeführt. In den Nachrichten über den Tod des Königs findet sich der Verdacht, als sei der König durch Meuchelmord gefallen, nirgend erwähnt, wol aber beharrt Hr. Söltl (S. 343, 348, 354, 446) mit Hartnäckigkeit bei seiner frühern Angabe (Th. 2, S. 205, 207), daß Gustav Adolf nicht auf dem Schlachtfelde bei Lützen gestorben sei, sondern erst in Naumburg, wohin man ihn nach seiner Verwundung gebracht, und wo er noch bei seinem Leben Alles in einer erbaulichen Rede so angeordnet habe, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte. Aber wir müssen unsern Widerspruch ebenso bestimmt wiederholen, als es vor zwei Jahren geschehen ist, obgleich Hr. Söltl ihn wohl zu kennen scheint, aber ihm mit einer Erwiderung zu begegnen nicht für gut gehalten hat. Denn erstens sind die von ihm angeführten Nachrichten aus Briefen, fliegenden Blättern und Zeitungen durchaus keine

amtlichen Schreiben, sondern sämmtlich von Privatpersonen im Augenblicke großer Bestürzung geschrieben, und auch die Stelle aus einem von Schwanthaler Hrn. Sölti mitgetheilten alten Buche verdient nicht die Beachtung, welche ihr der Verf. beilegt. Wer mit seinem Gedächtnisse noch 30 Jahre zurückgehen kann, muß sich erinnern, welche falsche Nachrichten über die Schlachten der Befreiungskriege nicht blos geschrieben, sondern auch aus Briefen und vertraulichen Mittheilungen damals gedruckt worden sind. Jeder, der etwas erlebt oder erfahren zu haben glaubt, hält es für wichtig genug, um seinen nähern Bekannten schnell Nachricht zu geben, und ist im Augenblicke eigener, durch große Ereignisse hervorgerufener Berechnung nicht immer ängstlich besorgt, die Wahrheit erst genau festzustellen. In keiner andern Weise sind die von Hrn. Sölti mitgetheilten Nachrichten entstanden. Zweitens aber ist doch höchst auffallend, daß sich in Naumburg so gar keine Sage oder Spur über ein so wichtiges Ereigniß, als der Tod Gustav Adolf's in den Mauern dieser Stadt gewesen wäre, erhalten haben sollte, während doch eine so genaue Relation über den Tod des königlichen Pagen von Leubelfing mit Angabe des Hauses, wo er gestorben ist, und des Arztes, der ihn behandelt hat, in derselben Stadt verblieben und auch im Kreisblatte dieser Stadt vom J. 1826, Nr. 36, abgedruckt worden ist. Wir können noch hinzusetzen, daß ein angesehener Geschichtsforscher daselbst, C. P. Lepsius, uns versichert hat, auch nicht die geringste Spur von dem Tode Gustav Adolf's in Naumburg bei seinen Forschungen wahrgenommen zu haben. Unstreitig ist also von dem Briefschreiber bei Sölti Weißenfels mit Naumburg verwechselt worden, was bei der Nähe dieser Städte, die ja beide zum Kurfürstenthum Sachsen gehörten, bei der wol nicht gerade zu großen Kenntniß der Topographie Deutschlands unter den schwedischen Offizieren und endlich, weil die königliche Leiche durch Naumburg nach Leipzig geführt worden ist, gar nicht so unwahrscheinlich ist. Eine Vergleichung des Königs mit Epaminondas und die Lust am Rhetorisiren hat die Nachricht von erbaulichen Reden erzeugt, welche der König sollte gehalten haben, wobei die Schwere und Tödtlichkeit seiner Wunden (Unmöglichkeit, daß ein todtwunder Mann mehre Stunden weit habe transportirt werden und nachher noch so zusammenhängend reden können) gar nicht in Anschlag gebracht worden ist. Aber auch solche Geschichten sind vom sterbenden Cyrus an erfunden und geglaubt worden. Drittens wissen die besten schwedischen Schriftsteller, namentlich Rühs und Geijer, nichts von den Entdeckungen des Hrn. Sölti, und derselbe thut Unrecht den letztern, genauen und in Dingen seines Landes wohlunterrichteten Schriftsteller der Leichtgläubigkeit zu beschuldigen, wodurch denn dieser Vorwurf nur mit um so stärkerm Gewichte auf ihn selbst zurückfällt. Wir meinen also, daß die bisherige, gut beglaubigte Erzählung, nach welcher Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde bei Lützen den Heldentod gefunden hat, seine irdischen Überreste aber am Tage nach der Schlacht nach Weißenfels gebracht und dort einbalsamirt sind, durch Hrn. Sölti in keiner Weise erschüttert worden ist.

Was übrigens noch die Briefe, auf die unser Verf. so großes Gewicht legt, betrifft und unsere Zweifel über die Glaubwürdigkeit ihrer Verf., so erwähnen wir nur, daß auf S. 356 von einer Bewachung des königlichen Leichnams zu „Grimma in Meißen", d. h. im meißner Lande geschrieben wird, die aber gar nicht stattgefunden hat. Ferner wird nach Aussage des erwähnten Schwanthaler'schen Buchs der königliche Leichnam zu Wittenberg „mit 15,000 Pferden" eingebracht (S. 446). Wenn das kein Druckfehler ist, so hätten wir hier ein Zeugniß für die Stärke der schwedischen Cavalerie im J. 1636, das doch wol selbst Hrn. Sölti bedenklich vorkommen müßte, um so mehr da auf der folgenden Seite nur „ein stattlicher Comitat schwedischen Volkes zu Roß und zu Fuß" erwähnt wird, der den Leichnam von Eulenberg (st. Eilenburg) nach Wittenberg geleitet hat.

9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Übervölkerung.

Schon längst waren die Nationalökonomen von dem Gedanken beunruhigt worden, daß die immer mehr wachsende Bevölkerung das Wohl der Staaten gefährden könne. Indessen war Malthus der Erste, der in seinem „Essay on the principles of population" energische Maßregeln in Vorschlag brachte, um dieser Flut, die von Jahrhundert zu Jahrhundert höher steigt, einen Damm entgegenzusetzen. Diese berüchtigte Schrift, in der unter Anderm angerathen wird, gegen die Wuth der ansteckenden Krankheiten keine Vorkehrungen zu treffen, weil dieselben als ein leichter Aderlaß für einen gar zu übervölkerten Staat zu betrachten seien, diese Schrift, sagen wir, verletzte jedes Gefühl der Menschlichkeit gar zu sehr, als daß die Principien, auf denen sie beruht, von irgend einer Regierung hätten ins Leben gesetzt werden können. So haben denn andere nationalökonomische Schriftsteller diese wichtige Frage auf eine praktischere Art zu zu lösen gesucht. Unter den neuen Werken, in denen die Frage, wie der immer mehr überhandnehmenden Bevölkerung angemessene Schranken gesetzt werden könnten, beleuchtet wird, verdient eine Broschüre von Charles Laudon besondere Beachtung. Sie führt den Titel: „Solution du problème de la population et de la subsistance" (Paris 1843). Das Mittel, welches der Verf. in Vorschlag bringt, besteht in der Verlängerung des Stillens der Kinder. Ohne Zweifel würde dasselbe, wenn es sich allgemein einführen ließe, die gewünschten Folgen haben, weil bekanntlich der Fall einer Schwangerschaft, so lange die Mutter ihr Kind noch stillt, als eine seltene Ausnahme zu betrachten ist. Dabei scheint aber der Verf. einen wichtigen Punkt übersehen zu haben. Die Verlängerung des Stillens bis auf drei Jahre, die er anrathen möchte, würde nämlich bei den arbeitenden Classen schwerlich Eingang finden. Die Mütter, welche bisweilen schon wenige Tage nach ihrer Niederkunft ihren oft anstrengenden Geschäften nachgehen müssen, würden nämlich unmöglich im Stande sein, die anhaltende Last des verlängerten Stillens zu tragen. Außerdem dürfte dadurch doch auch wol die Gesundheit der Wöchnerinnen gar zu sehr geschwächt werden. Es ist also auf ein anderes Mittel zu denken, wie diesem „embonpoint des sociétés", wie es der bekannte Bellart nannte, zu steuern ist.

Souvestre's neuester Roman.

Emile Souvestre zeichnet sich vor den übrigen französischen Romanschreibern besonders durch die moralischen Tendenzen seiner Werke aus. In seinem letzten Romane: „Le mât de cocagne" (2 Bde., Paris 1843) wird die Gesellschaft als eine Kletterstange vorgestellt, welche nur von den Kühnsten und von Denen, welchen jedes Mittel recht ist, erklimmt wird. Dieselben schlagen von vornherein Gefühle, Grundsätze und Alles, was ihnen hinderlich sein könnte, in den Wind und haben nur das Ziel, das sie erreichen wollen, im Auge. Souvestre drückt die Idee, die ihm vorgeschwebt hat, am Schlusse seines Werkes mit klaren Worten aus. Er sagt: „Wissen Sie, mein Bester, was die Moral von der ganzen Geschichte ist?" „Nein", entgegnete der Generalprocurator. „Dies beweist, daß bartlose Knaben in der Politik die Hauptrolle spielen, und daß man, um sich in die Höhe zu schwingen, es gerade so machen muß, wie sie, wenn sie eine Kletterstange erklimmen wollen." „Was thun sie denn, Herr Doctor?" „Nun, sie beschmieren die Stange mit Koth." Souvestre zeichnet in seinem Romane einen jungen Mann, der kein Mittel verschmäht, sich aufzuschwingen, der sein Wort und seine Pflicht mit Füßen tritt und der endlich sein Glück macht, und einen Andern, der sich nicht entschließen kann, nur einen Fußbreit vom Wege seiner Pflicht abzuweichen und der daher, ungeachtet seiner wirklichen Verdienste, stets in einer gedrückten Lage bleibt. Es ist dies eine alte Geschichte, „doch bleibt sie ewig neu".

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 170. — 19. Juni 1843.

Eine Reise in das Fegefeuer des heiligen Patricius.

(Nach einem ungedruckten Manuscript in romanischer Sprache.)

Es ist bekannt, wie aus der Verschmelzung der durch die Barbaren in das römische Reich getragenen Idiome mit dem lateinischen sich die romanischen Sprachen entwickelten und wie dann die romanisch-provenzalische Sprache bald siegreich alle ihre Schwestern überstrahlte; in unglaublich rascher Entwickelung erreichte dieselbe ihre fast drei Jahrhunderte dauernde Blütenzeit, um während dieser Periode fast die Universalsprache der Dichtkunst zu werden. Die Höfe der Fürsten, die Burgen der Ritter, die Hörsäle der Städte ertönten von den wohllautenden Klängen, in denen die Troubadours, oft selbst Fürsten und Ritter, die Empfindungen des eigenen Herzens, oder die Thaten der Helden sagten, oder auch wol in den sogenannten Sirventes die Geisel der Satire gegen die Verirrungen der Zeit schwangen. Ebenso rasch, wie die Sprache der Troubadours sich zu ihrer Höhe erhoben hatte, ebenso schnell sank sie wieder zu ihrer Wiege, dem vielgetheilten patois ihres Vaterlandes, des mittäglichen Frankreichs, herab. Die Werke der provenzalischen Dichter gingen gleichzeitig mit diesem Sinken der Form in die Reihe der den todten Sprachen angehörenden Werke über, um hier lange Zeit fast im Staube der Vergessenheit begraben zu bleiben. Wenn nun dies an den Poesien der Troubadours in Erfüllung gegangene Schicksal uns insofern natürlich und gerecht erscheint, als jene ihrem Inhalte nach meistentheils unbedeutend, nur Spiele mit dem Reime in anziehender Form und nur ein glückliches Zeichen des Fortschritts in ihrer Zeit sind, so ist es auf der andern Seite begreiflich, daß die den Poesien zur Seite stehenden Romane als historische Documente länger vor der Vergessenheit bewahrt blieben.

Seitdem in neuerer Zeit die historischen Studien in Frankreich einen bedeutenden Aufschwung genommen, hat sich namentlich eine vom lebhaftesten Interesse begleitete Rückkehr zu den Werken der romanisch-provenzalischen Schriftsteller geoffenbart. Deutschland, dessen ebenso tiefer als umfassender wissenschaftlicher Sinn keine Frage der Forschung fremd bleibt, hat den neuesten Arbeiten der französischen Geschichtsforscher und Philologen seine Theilnahme nicht versagt und ich glaube daher, daß die Übersetzung eines höchst interessanten und bis jetzt ungedruckt gebliebenen Manuscripts vom J. 1466, dessen Mittheilung ich der Güte des Besitzers, Marquis v. C. zu Toulouse, verdanke, dem geneigten Leser nicht unwillkommen sein wird. Die Naivetät des Verf. jener handschriftlichen Erzählung, die anziehende Schilderung längst verschollener Sitten und Gebräuche dürften, ohne der Sonderbarkeit des Gegenstandes zu gedenken, allein hinreichen, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln.

Das Manuscript enthält außer der hier mitgetheilten „Reise des Ritters Perilhos in das Fegefeuer des heiligen Patricius" noch eine in Versen geschriebene beißende Satire auf die Bestrebungen des 13. Jahrhunderts und endlich die „Versuchung des heiligen Tindal". Der Umstand, daß jener erste Theil der Handschrift im J. 1621 durch einen Irländer, übersetzt zu Lissabon unter dem Titel erschien: „Historiae catholicae Iberniae compendium a Philippo Ossulevano Bearro Iberno Ulissipone", spricht für die Wahrhaftigkeit der in dem Berichte des Ritters Perilhos enthaltenen Mittheilungen über den frühern Zustand Irlands.

Der Mangel an einem brauchbaren Wörterbuche der romanischen Sprache (denn die Arbeiten von Raynouard und Roquefort sind weit entfernt, sich ihrem Zwecke auch nur zu nähern), häufige in dem Manuscripte vorkommende Fehler gegen die Orthographie haben mich über den Sinn einiger wenigen Stellen des Originals in Unsicherheit gelassen; ich habe diese zweifelhaften Stellen unter dem Texte bemerkt. Wenn ich dem geneigten Leser sage, daß selbst die mit meinem gelehrten Freunde, dem in den romanischen Sprachen hochbewanderten Prof. Moquin Tandon zu Toulouse gepflogene Rücksprache über die angezeigten Schwierigkeiten keine befriedigende Lösung herbeigeführt hat, so darf ich für solche Mängel meiner Arbeit um so mehr auf die Nachsicht der Kritik rechnen.

Für den Leser, welcher nie von dem Fegefeuer des heiligen Patricius gehört hat, muß ich, behufs bessern Verständnisses des Manuscripts einige erklärende Worte vorausschicken. Es ist mir, während ich mit meiner Übersetzung beschäftigt war, gelungen, mich in Besitz eines höchst abenteuerlichen Werks zu setzen unter dem Titel: „Histoire de la vie et du purgatoire de St.-Patrice, mise en

françois par le Père Philippe de Bouillon de l'ordre de St.-François" (Paris 1643). Ich entlehne diesem, durch seinen Inhalt und mehr noch durch die in jedem Worte sich aussprechende innige Überzeugung des Verfassers von der Wirklichkeit seines Gegenstandes höchst merkwürdigen Buche die hier folgenden Notizen über St.-Patricius und sein Fegefeuer.*)

Nach dem Père Bouillon ward der heilige Patricius in einem englischen Dorfe Namens Emptor geboren und von seinen dem Christenthume ergebenen Ältern heimlich getauft. Schon in der frühesten Jugend des Kindes deuteten Wunder, welche dasselbe verrichtete, auf seine spätere Sendung hin. Nach vielfachen absonderlichen Schicksalen ward der nachmalige Heilige von dem Papste gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts mit der Bischofswürde und dem Auftrage beehrt, das Christenthum in Irland zu verbreiten. Des neuen Bischofs Predigten hatten aber nicht den erwünschten Erfolg und das inbrünstige Gebet des Apostels bewog Gott, ein sichtbares Wunder zu Gunsten der bis jetzt so fruchtlos gebliebenen Arbeiten seines Dieners zu thun. Es ist, erzählt der Père Bouillon weiter, im nördlichen Irland eine Insel mit einem tiefen See, dessen Wasser besondere Heilkräfte hat. Ein Theil dieser Insel ist eine malerische Wildniß, zwischen deren hohen und mit Gletschern bedeckten Gebirgen ein anmuthiges Thal ruht. Eine von schroffen Felsen umgebene Höhle bildet das Ende des Thals, und diese Höhle eben umschließt das Wunder, wodurch Gott die verstockten Heiden des Landes von der Wahrheit und Kraft des Christenthums zu überzeugen beschlossen hatte. Der Mensch kann hier bei seinen Lebzeiten zum Fegefeuer eingehen und, wenn er, mit unerschütterlichem Glauben an Gott ausgerüstet, den Versuchungen der Dämonen und den von den letztern über den Pilger verhängten Schmerzen widersteht, gereinigt von seinen Sünden an das Licht des Tages zurückkehren. Ein Kloster der Augustiner hat sich in der Nähe der Höhle erhoben und der Prior desselben bewahrt den Schlüssel zu einer Pforte, welche den Eingang in die Höhle schließt. Erst nach Erfüllung eines von St.-Patricius selbst vorgeschriebenen Ceremoniels und unterstützt durch die Gebete der frommen Väter des Klosters, geht der muthige Wallfahrer, der sich fest genug in seinem Vertrauen auf Gott glaubt, in die verhängnißvolle Pforte ein; nur Wenige aber sind aus derselben zurückgekehrt. Der Bericht dieser Wenigen genügt indessen, das Dasein des Fegefeuers des heiligen Patricius außer Zweifel zu stellen.

*) Ausführlichere Nachrichten über diesen Gegenstand finden sich in „Voyage du puy de St.-Patrice, par *Claude Nourry*" (Lyon 1506); „Erreurs et préjugés, par *Salgues*" (Paris 1813); „Le livre de l'Espurgatoire traduit du latin en 2300 vers françois, par *Marie de France*". Die im J. 1321 verstorbene Verfasserin war die Gemahlin Philipp's des Kühnen und durch ihren Geist und ihre Anmuth zu ihrer Zeit so berühmt, wie sie durch diese in ihren poetischen Nachlaß übertragene Eigenschaften noch jetzt bekannt zu sein verdient; Roquefort hat 1820 eine Ausgabe ihrer Werke veranstaltet. Drei englische Mönche, Heinrich um 1130, Saltrey und Jocelin am Ende des 12. Jahrhunderts, haben ebenfalls über St.-Patricius und sein Fegefeuer geschrieben.

Et quoique l'église catholique, notre mère commune — setzt Bouillon hinzu — ne nous oblige pas sous peine d'anathème à croire comme article de foy que cette caverne se rencontre dans le monde, neanmoins nous en avons des traditions si authentiques, on en produit des arguments si convainquants, des raisons si puissantes que c'est un acte de piété chrétienne d'y ajouter foy etc.

Der Verf. des Werks, dem diese Zeilen entlehnt sind, geht dann zu einer umständlichen Beschreibung des Innern der Höhle über und beschreibt namentlich die gräßlichen Strafen, welche in dem von der Höhle eingeschlossenen Fegefeuer über die Seelen der Sündigen verhängt werden. Die zahlreichen bizarren Gemälde, welche, die Versuchung des heiligen Antonius oder die Hölle darstellend, sich in fast allen Bildergalerien deutscher Museen vorfinden, sind der treue bildliche Abdruck der in dem Pater Bouillon und dem Reiseberichte des Ritters Perilhos enthaltenen Schilderung des Fegefeuers, zu welchem die Grotte des heiligen Patricius für die Lebenden den Eingang bildet. Ich verweise den geneigten Leser daher, um meiner Arbeit nicht eine zu große Ausdehnung geben zu müssen, auf jene Gemälde oder auf die sich in diesem Punkte fast copirenden und vorhin citirten Werke, und beschränke mich in der Übersetzung nur auf die Theile der Reise des Ritters Perilhos, welche durch die Schilderung der Sitten der Zeit und der damaligen Irländer von besonderm Interesse sind:

Reise in das Fegefeuer des heiligen Patricius.

Magni Patris sunt miranda merita Patricii
Cui Dominus ostendit locum purgatorii
Quo viventes se expurgent delinquentes filii.*)

Alte irische Hymne.

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Amen. Im Jahre der Geburt unsers Herrn 1398, am Abend der heiligen Marie vom September**), nachdem ich den Segen des heiligen Vaters Benedict XIII.***) erhalten, reiste ich, Raymund, durch die Gnade Gottes Vicomte v. Perilhos und Roda†), Herr der Baronie Serret, von Avignon ab, um mich nach dem Fegefeuer des heiligen Patricius zu begeben.

Da alle Menschen in der Welt begierig sind, wunderbare und seltsame Dinge zu wissen und da natürlich diejenigen, welche man durch eigene Anschauung kennen lernen kann, angenehmer sind als die, welche man nur durch Hörensagen weiß, so hätte aus diesem Grunde ich, der ich in meiner Jugend mit dem Könige Karl††) von Frankreich auferzogen ward (fery noyrit), welchem mich mein gnädiger Herr Vater (der sein Admiral und Kammerherr und an jenem Hofe war) überließ, gleich allen Rittern und Edelleuten des Königreichs und sonstiger Länder, gern die wunderbaren, verschiedenartigen und seltsamen Dinge kennen gelernt, die man in der Welt sieht. Es

*) Bewunderungswürdig sind die Verdienste des großen Vaters Patricius
Dem der Herr den Ort des Fegefeuers offenbarte,
In welchem seine sündigen Kinder noch lebend sich von der Schuld reinigen möchten.

**) Heißt so wegen eines im September zu Ehren der heiligen Jungfrau gefeierten Festes.

***) Benedict XIII. aus dem aragonischen Hause Luna residirte zu Avignon, während der durch das Concil zu Konstanz entsetzte Papst Bonifaz zu Rom herrschte.

†) Die Ruinen der Schlösser Perilhos und Roda existiren noch in Roussillon.

††) Karl V.

lag mir sehr am Herzen, mich mit eigenen Augen in Kenntniß von Dem zu setzen, was ich von mehren Rittern hatte sagen hören. Und ich begann in der That auf Abenteuer auszugehen in allen Ländern der Christen und Ungläubigen, Sarazenen oder Anderer von verschiedenen Sekten, die in der Welt sind und zu denen man sich vernünftigerweise hinbegeben kann.

Und, da ich durch die Gnade Gottes den größten Theil der seltsamen und wunderbaren Dinge, welche ich hatte erzählen hören, gesehen habe, sowol zu Lande als zu Wasser, so kann ich mit Wahrheit Zeugniß davon ablegen. Ich bin großen Gefahren, Ausgaben und vielen Anstrengungen ausgesetzt gewesen; ich bin Gefangener in den Landen der Christen und Sarazenen gewesen; ich werde nicht von diesen Abenteuern sprechen, weil sie dem Gegenstande, von dem ich handeln will, fremd sind; ich werde nur von der Reise in St.-Patricius Fegefeuer, das in Irland ist, reden, welche Reise ich mit der Hülfe Gottes gemacht und vollführt habe, so gut sie irgend einer seit dem Tode des heiligen Patricius gemacht hat.

Ich werde diese Erzählung in vier Artikel eintheilen. Ich werde zunächst erzählen, warum St.-Patricius das Fegefeuer einrichtete; zweitens, an welchem Orte es ist; drittens, warum ich mir in den Kopf setzte, in das Fegefeuer einzudringen; viertens, die Dinge, welche ich in dem genannten Fegefeuer gesehen oder gefunden habe, aber nur diejenigen, welche geoffenbart werden dürfen; denn es gibt deren einige, welche nicht gottgefällig wäre, wenn ich sie bekannt machen wollte, da dies nicht thunlich wäre der Gefahr wegen, welche daraus für den Offenbarenden und die, denen sie geoffenbart worden wären, erfolgen könnte, was unvermeidlich wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Das classische Alterthum für Deutschlands Jugend. Eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer. Übertragen von Heinrich Weil. Berlin, Veit u. Comp. 1843. 8. 22½ Ngr.

Wenn auch Bücher und Menschen selten halten, was sie versprechen, so gibt es doch Ausnahmen, wie zu allen Regeln. Hier haben wir eine Schrift anzuzeigen, die mehr hält als sie verspricht; sie kündigt sich als Jugendschrift an, und bietet nahrhafte, gute Speise für Männer. Allerdings ist dies auch die Absicht des Verf., wie wir aus der Vorrede ersehen: „Der Titel widmet dies Buch der Jugend Deutschlands; allein dies gilt nicht nur Denen, die jung an Alter und Erfahrung, sondern Allen, die jung sind an Geist und Herz, am innern Menschen. Für diese Alle sind die noch frischen, unverwelkten Blüten aus der kräftigen Zeit des Menschengeschlechts, die man mit einem wenig bezeichnenden Namen das Alterthum nennt. Nichts ist alt an jener Zeit als die Ruinen ihrer Bauwerke: in Wahrheit sind wir die Alten, jene die Jungen; noch heutzutage lebt in ihren Schriften, trotz des Staubes der Bibliotheken, trotz der ertödtenden Gelehrsamkeit der Erklärer, ihr Geist nach Jahrtausenden in ewiger Jugend, ist noch immer für Alle, die dafür empfänglich sind, — und empfänglich dafür ist jeder wahre Mensch, — ein nie versiegender Born der Verjüngung."

Groß, unermeßlich groß ist der Reichthum der alten Literatur, und es war eine schwierige Aufgabe, aus ihr eine gute und zugleich für den Laien anziehende Auswahl zu treffen. Doch hat der Verf. sie würdig gelöst und in seiner trefflichen Übertragung ein Buch zusammengestellt, das der Jugend ergötzlich und dem reifern Alter willkommen ist, ein Buch, das in seinen, mit Geist und Geschmack ausgesuchten Bruchstücken die Griechen und Römer uns viel näher bringt und viel deutlicher darstellt, als es die vollständige Übersetzung eines ganzen Werkes aus dem Alterthum vermöchte.

Die Übertragungen sind fast in jeder Hinsicht gelungen; sie sind treu und doch deutsch, sie schmiegen sich in Geist und Wort dem Schriftsteller an. Man erkennt in ihnen jede Eigenthümlichkeit, Xenophon in seiner Kindlichkeit, Herodot als liebenswürdig geschwätzig, Thucydides in seiner stillen Erhabenheit, Tacitus in schneidender und gedankenschwerer Kürze, Plato tiefsinnig und phantasiereich, Anakreon in seiner unvergleichlichen Naivetät, Sophokles in hoher, würdiger Genialität. Wir erlauben uns, aufs Gerathewohl einige Proben mitzutheilen.

Epiktet: Die Rollen des Lebens.

„Bedenke, daß du ein Schauspieler bist, in einem Stücke, dessen Beschaffenheit von dem Willen des Meisters abhängt. Will er es kurz, so wird es kurz; will er es lang, so wird es lang. Will er, daß du einen Bettler spielest, so suche auch den Bettler mit Anstand zu spielen; ebenso einen Lahmen, einen Fürsten, einen Unterthan. Denn das steht bei dir, die gegebene Rolle gut zu spielen; sie zu bestimmen, steht bei einem Andern."

Demosthenes: Aus der Rede für den Kranz.

„Wem die Unglücksfälle der Hellenen ein Mittel waren, sich berühmt zu machen, der verdient eher den Tod zu leiden, als einen Andern anzuklagen; und wessen Vortheil übereingestimmt hat mit dem Vortheil der Feinde des Staates, der kann unmöglich dem Vaterlande wohlgesinnt sein. Das beweisest du auch durch dein Thun und Treiben, durch dein Handeln im öffentlichen Leben und wiederum durch dein Nichthandeln. Ist die Frage über Etwas, das euch förderlich zu sein scheint, — stumm ist Äschines. Ist etwas hinderlich gegangen, und so wie es nicht sollte, — gleich kommt Äschines: wie die Schäden und Gebreste; wenn ein Übel den Körper heimsucht, dann regen sie sich. . . . . Wenn ich nun sprechen wollte: ich bin es, ihr Athener, der euch dazu vermocht, der Vorfahren würdige Gesinnungen zu hegen, — dann dürfte mich Jedermann mit vollem Rechte tadeln. Nun aber thue ich dar, daß diese Entschließungen euch angehören; zeige, daß auch vor mir die Stadt von solchem Sinne beseelt war: nur an den Diensten, welche das Einzelne der Ausführung erfoderte, nehme auch ich einen Theil in Anspruch. Dieser aber, der gegen Alles, was gethan wurde, als Kläger auftritt, der euch aufreizt, mir unhold zu sein, weil ich Schrecken und Gefahren über die Stadt gebracht hätte, — dieser trachtet nicht allein, mir die gegenwärtige Auszeichnung zu entreißen, sondern raubt auch euch den Preis aller Folgezeiten. Denn wenn ihr mit der Verurtheilung des Ktesiphon zugleich meine Staatsführung verdammt, so wird es aussehen, als ob ihr gefehlt, nicht als ob ihr durch eine Unbill des Glücks das Geschehene erlitten hättet. Allein ihr könnt, ihr könnt nicht gefehlt haben, Männer von Athen, indem ihr für die Freiheit und Erhaltung des gesammten Vaterlandes Kampf und Gefahr bestehen mochtet, ich schwör's bei den Helden von Marathon, unsern Ahnen, und bei den Kämpfern in Platää's Ebenen, und bei den Streitern in Salamis' und Artemisiums Gewässern, und bei den Andern, die zahlreich unter den Grabmälern des Staates ruhen, den tapfern Männern, welche die Stadt alle, ohne Unterschied, derselben Ehre würdig achtete und bestatten ließ, alle, Äschines, nicht die Glücklichen unter ihnen, nicht die Siegreichen allein. Mit Recht. Gethan haben sie alle, was tapferen Männern ziemte; das Glück ist ihnen geworden, wie der Gott es einem Jeden beschieden."

Die Schwierigkeiten, welche die Übertragung poetischer Stücke bot, hat der Verf. mit großem Geschick überwunden; ja, er hat es gewagt, hierin mit unsern tüchtigsten Meistern zu wetteifern, und besteht die Vergleichung nicht unrühmlich. So weisen wir z. B. auf die Stellen aus Virgil's „Landbau", welche sich in der Weil'schen Übersetzung neben der Voß'schen sehen lassen dürfen. Freilich ist man seit Voß' Auftreten in der Behandlung von Sprache und Versbau um ein gutes Theil weiter gekommen und dem Spätern wird Vieles leicht, wo der Frühere mit tausend Mühen erst Schöpfer werden mußte.

Als interessante Probe möge hier die Übertragung eines Anakreontischen Gedichts stehen, welches auch Goethe schon wiedergegeben hat. Nur müssen wir bemerken, daß Goethe sich die Arbeit etwas bequemer gemacht hat, indem er das ursprüngliche

Versmaß (◡◡◡́◡—◡◡́◡) in einfache Trochäen umwandelte, was unser Verf. nicht durfte.

An die Cicade.

Goethe.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebst!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern stehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme.
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Der Verfasser.

O wie neid' ich dich, Cicade,
Wenn in hohen Baumeswipfeln,
Von dem Tröpfchen Thaues trunken,
Du ein König thronst und singest.
Es gehöret dir ja Alles,
Was du schaust in Feld und Wiese,
Was die Horen wechselnd bringen;
Bist der Ackersleute Freundin,
Die du keinem Pflänzchen schadest;
Bist geehrt von allen Menschen,
Du des Sommers süßer Bote!
Ja, es lieben dich die Musen;
Ja, es liebt dich Phöbus selber,
Hat dir süßen Sang verliehen.
Und das Alter quält dich nimmer,
Der Gesänge weise Freundin,
Unbeschwerdet, fleischlos, blutlos,
Ja den sel'gen Göttern ähnlich.

In entschiedenem Vortheil ist unser Verf. in seiner meisterhaften Übertragung der größern Hälfte des „Oedipus" von Sophokles. Er ist genauer wie Donner, schließt sich in Sprache und Rhythmus viel inniger an das edle Wesen des erhabenen Griechen und hat sich in Bezug auf das Versmaß keine der Lässigkeiten erlaubt, an denen die Donner'sche Übersetzung so reich ist; zugleich ist er deutscher und klarer. Es thut uns leid, daß die Grenzen dieser Besprechung zu enge gesteckt sind, als daß wir von Beiden hier noch eine Probe mittheilen könnten. So schließen wir nur mit dem Wunsche, daß das Buch nicht blos, was nicht fehlen wird, in den Kreisen der Schulmänner und Gelehrten, sondern in denen der Gebildeten überhaupt die Verbreitung finden möge, die es verdient; dann wird es unzweifelhaft das Seinige zur Förderung eines edlern Geschmackes in der Literatur beitragen. 68.

Literarische Notizen aus England.

Eine englische Kritik von Mrs. Gore's neuestem Romane „The money-lender" (3 Bde., London 1843) fängt ungewöhnlich galant folgendermaßen an: „Reizende, reizende, reizende Mrs. Gore. Unbezweifelt ist sie unter den neuern Novellisten die große Zauberin. Ihr jüngstes Werk „Der Geldverleiher" ist das gewaltigste Erzeugniß ihrer Feder; der Stil voll Nerv und Sehne, eine Menge kräftiger Schilderungen und jeder Charakter ein Muster jener vollendeten Portraitirfertigkeit, welche mit Recht den Ruhm der schönen, talentreichen Verf. ausmacht. Auf jeder Seite, wo Abednego Osaletz, der Geldverleiher, erscheint, tritt er gleichsam aus der Leinwand vor den Leser. Er ist eine jener

Souls made of fire, children of the sun,
With whom revenge is virtue."

Jedenfalls ist die Persönlichkeit des Geldverleihers eine rara avis. Er debutirt damit, daß er einem jungen Gardeoffizier, der ihn um 300 Pf. St. „anpumpt" und dafür eine in drei Jahren gefällige Verschreibung mit landesüblichen Zinsen ausstellt, 400 Pf. St. in die Tasche steckt. Solche Geldverleiher gibt es nirgend. Sein Bureau, wo er dieses Geschäft abschließt, ist eine fast unmeublirte, erbärmliche Stube. Ebenso erbärmlich ist das Häuschen in einer londoner Nebengasse — und welche schauderhafte Gassen sind das —, wo er seelenallein und dem Tode nahe wohnt. Ein paar Blätter weiter gibt er in seinem stattlichen, aufs feinste meublirten Hotel, Bernard Street, Russel-square, einigen der reichsten Geldmänner der City ein Diner, und was für ein Diner! Kein Kaiser, kein König, kein Fürst, kein Epikur, kein Heliogabal, kein Lucull hat ein besseres gegeben. Von Millionen wird gesprochen, als lägen sie eben zum Aufheben in der Straße. So geht es fort, bis zuletzt ans Tageslicht kommt, daß die Mutter des erwähnten Gardeoffiziers Abednego's erste und alleinige Liebe gewesen, daß sie von ihrer Familie gezwungen worden, dem Obersten Annsley ihre Hand zu geben, und daß dies den unglücklichen Liebhaber bewogen hat, durch Geldverleihen sich zur Geisel der Aristokratie zu machen. Der junge Annesley heirathet Abednego's Schwestertochter und damit löst sich der Haß und das Gelübde des Geldverleihers.

Bulwer's neuester Roman „The last of the Barons" (3 Bde., London 1843) soll sein letzter sein. So verkündet er im Vorworte. Auch gut, falls er Wort hält. Bulwer's Romane sind nirgend, am wenigsten in Deutschland unterschätzt, an vielen Orten und namentlich von vielen Leserinnen überschätzt worden. Kunst- und Geisteswerke ersten Ranges sind sie nicht. Der gute Baronet hat von vornherein seine Fähigkeiten und seine Zukunft von einem falschen Standpunkte aus gesehen, hat beide mit dem Maßstabe der lächerlichsten Eitelkeit gemessen und sieht sich nun getäuscht. Fähigkeiten besitzt er, das ist nicht zu leugnen, seltene Fähigkeiten, aber beiweitem nicht so überschwengliche, als er von jeher geglaubt hat und noch glaubt. In logischer Folge entspricht die gefundene Anerkennung nicht seiner Erwartung und so empfängt die undankbare Welt seine letzte Gabe. Unglücklicherweise — für Bulwer — ist sie nicht geeignet, die undankbare Welt in Reue und Verzweiflung zu stürzen. „Der letzte Baron" leidet in Auffassung und Behandlung an allen Gebrechen seiner Vorgänger. Die mit der Geschichte Adam Warner's — Warner ein Philosoph? Warum nicht gar! — in Verbindung gebrachten Begebenheiten und die dem letzten Baron, dem Grafen von Warwick, auf der Ferse folgenden Ereignisse laufen bisweilen parallel nebeneinander und berühren sich bisweilen, vereinigen sich aber nirgend, nicht einmal in der Schlußkatastrophe. Das war unerlaßlich und ist mithin eine starke Unterlassung. Der ganze Adam Warner scheint verzeichnet und auch an seiner Tochter Sibylla offenbaren sich falsche Striche. Die Umstände, unter welchen Beide sterben, sollen pathetisch sein — sollen, darin liegt der Fehler. Der Verf. hat nicht genug zu thun geglaubt, und was den Leser rühren soll, empört ihn. Zugleich beeinträchtigt es die außerdem sehr schöne und echt pathetische Todesscene des großen Grafen und seines würdigen Bruders und Waffengefährten. Daß Bulwer diese geschrieben, darauf darf er stolz sein. Überhaupt gebietet der Charakter des Grafen von Warwick unbedingte Achtung und fodert die Sympathie als ein Recht. Wo sich aber etwas theatralisch geberdet, agirt nicht Warwick, sondern Bulwer. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1843.

Eine Reise in das Fegefeuer des heiligen Patricius.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Es folgt nun die Erzählung von der Errichtung des Fegefeuers durch Vermittelung des heiligen Patricius, ersten Priors des früher erwähnten Klosters der Augustiner, wie wir jene schon durch den Pater Bouillon kennen. Der Ritter fährt dann folgendermaßen fort:

Es ereignete sich, daß, während ich mit dem Papste war, der obengenannte König Jean, mein natürlicher Gebieter, starb. Obgleich in den Willen Gottes ergeben, war ich doch so ergriffen und betrübt durch diesen Todesfall, wie ein treuer Diener es nur durch den Verlust seines Herrn sein kann. Ich nahm mir von diesem Augenblicke an vor, nach dem Fegefeuer des heiligen Patricius zu gehen und in dasselbe einzudringen, um zu erfahren, so fern dies möglich, ob mein gnädiger Herr in dem Fegefeuer wäre und welche Strafen er erduldete. Zu diesem Ende rief ich mir alle Dinge und Urtheile ins Gedächtniß zurück, welche ich von verschiedenen Personen über dies Fegefeuer hatte sagen hören, und nach einigen Tagen der Absicht, mich nach dem genannten Fegefeuer zu begeben und in dasselbe einzudringen, vertraute ich dem Papste alle meine Plane an; er wies diese Idee ernstlich zurück und foderte mich auf, für nichts in der Welt eine ähnliche Unternehmung zu versuchen; außer Dem, was er selbst mir sagte, ließ er mich mit mehren Cardinälen, seinen Vertrauten, sprechen und namentlich mit zweien derselben, von welchen der eine seinen Namen von Tarascona führte und aus dem Geschlechte der Calmeilho war und von welchen der andere Josua von St.-Atena hieß.

Alle zusammen redeten mir mit so viel Nachdruck zu, daß ich Mühe hatte, zu widerstehen.

Einige Tage nachher versicherte ich den Papst, daß ich diese Reise nicht aufgeben würde, und darauf, nachdem ich seinen Segen erhalten hatte, reiste ich am Tage St.-Mariä im September des obigen Jahres ab und trat meinen Weg durch Frankreich an.

Ich ging nach Paris an den Hof des Königs*), dessen Kammerherr ich war, sowie ich es bei seinem Vater gewesen, der mich in meiner frühesten Jugend ernährt hatte. Der König von Frankreich, sein Bruder und seine Onkel, der Herzog von Berri und der Herzog von Burgund, gaben mir Empfehlungsschreiben an den König von England mit, welcher Schwiegersohn des Königs war, und an andere Herren desselben Landes. Auf Grund jener Heirath fand ein Waffenstillstand von 30 Jahren statt.

Ich reiste von Paris ab und kam mittels meiner Tagereisen zu Calais an, woselbst ich mich nach England einschiffte; ich kam daselbst am Tage aller Heiligen an. Ich begab mich auf den Weg nach London, indem ich durch St.-Thomas von Canterburi passirte.

*) Karl VI.

Zu London erfuhr ich, daß der König*) sich in einem großen Park befände (ein Gehege wie der Wald von Vincennes bei Paris), 20 Meilen von Oxford, woselbst sich große Universitätseinrichtungen befinden. Die Engländer nennen jenen Ort Estancfort. Der Park ist sehr schön; der König hat daselbst ein sehr schönes und festes Haus mit weitläufigen Gemächern. Und der Briefe wegen, welche ich vom Könige von Frankreich hatte, ward ich sehr gut aufgenommen und man erwies mir große Ehre. Der König ließ mich sicher durch sein ganzes Königreich geleiten, welches ich, mit Ausnahme von zehn Tagen Aufenthalts bei ihm, ohne mir Ruhe zu gönnen, durchreiste. Ich begab mich also auf den Weg und kam in einer Gegend mit Namen Gesterrire**) an, welches in der Provinz Wales ist. Ich miethete in der Stadt Kister***) ein Schiff, um nach Irland überzusetzen. Nachdem ich an der Küste von Wales hinaufgesegelt war, landete ich an einem Orte Namens Olyet†), von wo ich mit günstigem Winde aufbrach, um über den Golf zu setzen; ich kam an der Insel Arman††) an, welche zur Zeit des Königs Artus dem Könige der 100 Ritter zugehörte. Heutigen Tages ist sie gut bevölkert und gehört dem Könige von England. Von da setzte ich meine Reise fort, stets bei gutem Wetter und landete nach einer Überfahrt von wenigen Tagen in Irland, in Angesicht der Stadt Belvi†††), welche ziemlich groß ist.

Ich fand daselbst den Grafen von Marche, leiblichen Vetter des Königs von England; ich machte ihm Mittheilung von meinem Reiseplan. Er nahm mich, den Briefen des Königs und der Königin von England zufolge, sehr ehrenvoll auf; er suchte sehr mich von meinem Vorhaben abzubringen, aus zwei Gründen: der erste, weil ich eine bedeutende Strecke Wegs zurückzulegen hatte und weil ich durch die Länder wilder Völkerschaften reisen mußte, in welche man kein Vertrauen setzen konnte. Der zweite Grund war die große Gefahr des Eindringens in das Fegefeuer, wobei mehre gute Ritter verloren gegangen, ohne daß sie je wiedergekehrt wären, sodaß ich also für nichts in der Welt Gott versuchen und mich selbst täuschen möchte.

Der genannte Graf machte mir, nachdem er sich alle Mühe gegeben, mich von meiner Reise abzubringen, und als er mich entschlossen sah, einige von seinen Pferden und Kleinodien zum Geschenke und gab mir ferner zwei von seinen Edelleuten mit, deren einer, Namens Johann Dimi, mich durch das Gebiet

*) Richard II., welcher sich mit Karl's Tochter Isabella, als diese acht Jahr alt war, vermählte.

**) Chestershire.

***) Chester.

†) Olyet, wol Holyhead.

††) Arman — die Insel Man.

†††) Belvi ist vielleicht Belfaß, oder Ballivir in der Grafschaft Armagh.

führte, welches dem Könige von England in Irland gehört, und während des ganzen Ritts mich nichts verausgaben ließ, obwol er die Bezahlung ganz gegen meinen Wunsch übernahm. Der andere Edelmann hieß John Talabot, welcher die Sprache von Irland wußte und mein Dolmetscher war, und alle Beide hatten den Auftrag, mich zum Erzbischof von Armanhac zu bringen, und so thaten sie.

Selbiger ist Primas auf der Insel und hat das Ansehen eines Papstes; ich fand ihn in der Stadt Dionbary, welche so groß ist wie Puicerda oder Taragona. Meine Führer stellten mich dem Erzbischof vor, welchem ich die Briefe des Königs und der Königin von England und die des Grafen von der Marche übergab, und der genannte Erzbischof empfing mich sehr gut und erzeigte mir große Ehre und, als er meine Absicht erfahren hatte, misbilligte er sehr meine Reise und vermahnte mich sehr, nicht weiter davon zu sprechen (de non y anar dizen), daß außer der Gefahr, welche mit dem Eingehen in das Fegefeuer verbunden sei, weder er noch irgend sonst Jemand mich bei der Reise durch das Gebiet des Königs Yrnel, noch anderer Herren sichern könne, durch deren Länder ich zu passiren hätte, bevor ich bis zum Fegefeuer gelangte, und wenn ich mich nicht mit bestimmtem Vorwissen verderben wollte, so möchte ich es um Nichts in der Welt versuchen.

Und darauf führte er mich in die Sacristei der großen Kirche und ermahnte und bat mich inständigst, daß ich um Nichts in der Welt in das genannte Fegefeuer eindringen möchte, erwähnte mir viele Gefahren und Ärgerniß, welche Verschiedenen in dem Fegefeuer widerfahren, die sich in ihr Verderben gestürzt, und dann sagte er mir alle Gefahren, welche daraus hervorgehen könnten und wirklich darin wären, worauf ich antwortete, je nachdem Gott es mir eingab, versichernd, daß ich nie meine Reise aufgeben würde.

Und als er sah, daß er mich von meinem Entschlusse nicht abbringen könne, gab er mir alle Anweisungen, die ihm zu Gebot standen, und gab mir seine Beistimmung und ließ mich beichten und ich erhielt von seiner Hand in größter Heimlichkeit unsern Herrn und er sagte mir, daß er im Laufe der Woche in einer Stadt Namens Dandela sein würde und so that er.

Ich reiste sofort von ihm ab und war in der genannten Stadt und von da sandte ich an den König Yrnel, welcher in der Stadt Armanach war; dieser ließ mir in der That einen Geleitsbrief zukommen und einen seiner Reiter und noch einen andern Boten, um mich zu führen, bis ich bei ihm wäre.

Und der Erzbischof kam an dem erwähnten Tage und führte 100 Soldaten, welche auf ihre Weise bewaffnet waren, mit sich, um mich zu begleiten, und gab mir einen andern Dolmetscher bei, einen leiblichen Vetter von Johann Talabot, welcher sich Thomas Talabot nannte, und mit den 100 Bewaffneten betrat ich das Gebiet der wilden Heiden, welche unter der Herrschaft des Königs Yrnel stehen.

Und als ich fünf und einige Stunden geritten war, wagten die Bewaffneten nicht weiter mit vorzudringen, da sie mit jenen in großer Feindschaft waren, sodaß sie auf einem Hügel halten blieben, und ich nahm Abschied von ihnen und ritt weiter und nachdem ich ungefähr noch eine halbe Stunde weiter gereist war, fand ich den Connetabel des Königs Yrnel an der Spitze von 100 auf ihre Weise bewaffneten Reitern, mit welchem ich Zwiesprach hielt und mich dann von ihm trennte und zum Könige begab, welcher mich nach ihrer Weise wohl aufnahm und mir ein Geschenk an Mundvorrath machte, das in Ochsenfleisch bestand; denn sie essen weder Brot, noch trinken sie Wein, denn sie haben dergleichen nicht und trinken Wasser, und die großen Herren trinken Milch ihres vornehmen Standes wegen (per nobleza) und einige von ihnen Fleischbrühe.

Und deshalb, weil ihre Sitten uns sehr fremd sind, werde ich Euch, so kurz ich kann, etwas von ihren Zuständen und Gebräuchen erzählen und von Dem, was ich beim Könige sah, bei welchem ich das Weihnachtsfest auf meiner Rückreise zubrachte, obgleich ich, als ich das erste Mal auf meinem Hinwege mit ihm zusammen war, genug davon gesehen habe. Die Königswürde ist erblich und es gibt mehre Könige auf der Insel, welche so groß wie die Insel England ist und der größte Herrscher ist Yrnel und alle andern stammen aus seinem Geschlecht her.

Dieser hatte 90 Mann zu Pferde, indem die Pferde mit einem Kissen gesattelt waren, und jeder trägt einen aufgeschlitzten Mantel, je nachdem es ist*); sie bewaffnen sich mit Panzerhemden und Gürtel und ein Halsstück von eisernen Maschen und runde Hauben von Eisen. Sie haben Degen und Messer und sehr lange Lanzen, jedoch sind diese sehr dünn nach Art der alten Lanzen und zweischneidig. Die Degen sind denen der Sarazenen ähnlich, welche wir genezes nennen; der Degenknopf und das Kreuz sind von anderer Art; der Knopf hat die Gestalt einer ausgestreckten Hand.

Ihre Messer sind lang und gebogen, so dick wie ein kleiner Finger und schneiden sehr gut ein. So ist die Form ihrer Waffen.

Einige bedienen sich einer Art von Bogen, welche halb so lang wie die Bogen in England sind und dennoch ebenso stark wirken wie die englischen. Sie sind sehr tapfer und seit langer Zeit führen sie mit den Engländern Krieg und der König von England kann mit ihnen nicht zu Ende kommen, obgleich sie noch verschiedene andere Fehden haben.

Ihre Art zu kämpfen gleicht der der Sarazenen und sie schreien dabei, wie diese.

Die großen Herren sind mit einem Rocke ohne Futter, der bis aufs Knie hinabreicht und oben, nach Art der Weiber, weit ausgeschnitten ist, bekleidet und sie tragen große Kappen, welche bis auf den Gürtel hinabfallen, und die Kleider haben eine Capuze, die so eng ist, wie ich gesagt habe.**)

Sie tragen weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hosen, sie legen die Sporen an ihre bloßen Fersen an, und in diesem Zustande war der König am Weihnachtstage und ebenso alle Geistliche und Ritter, Bischöfe, Abbés und große Herren.

Das Volk geht einher, wie es kann, schlecht gekleidet, doch tragen die Vornehmsten desselben Mäntel von Wolle und zeigen alle Theile bloß, so Frauen, als Männer.

Die armen Leute gehen nackend, obschon sie alle von jenen Mänteln tragen, sie seien gut oder schlecht.

Und ebenso waren die Damen, die Königin, ihre Tochter und ihre Schwester gekleidet und trugen einen Gürtel.

Die Fräulein der Königin, deren Zahl sich auf 20 belief, waren ohne Schuhe, gekleidet, wie ich es Euch oben gesagt habe, und ließen Alles, was sie hatten, mit so wenig Scham sehen wie ihr Gesicht.

Es waren mit dem Könige an 3000 Pferde und viel arme Leute, welchen der König große Almosen in Ochsenfleisch austheilte. Sie gehören zu den schönsten Männern und Frauen, welche ich in irgend einem Theile der Welt gesehen habe.

Sie säen kein Getreide, noch ernten sie Wein; sie leben nur von Ochsenfleisch und die großen Herren trinken Milch und die andern Fleischbrühe und das Volk Wasser und sie haben genug, die einen, wie die andern mit allem ihren Fleische, sei es von Ochsen, oder von Kühen und Pferden.

Am Weihnachtstage hielt, nach der Aussage der Dolmetscher und einiger Andern, welche Lateinisch sprechen konnten, der König großen Hof; dennoch bestand sein Tisch nur aus auf der

*) Der Sinn der Worte sagon que es (selon qu'il est) ist mir an dieser Stelle dunkel geblieben; vielleicht will der Verf. damit sagen: der eine so, der andere so.

**) Et porto los vestitz la cogula aysei estrecha coma le dit. Es ist sehr zweifelhaft, ob die obige Übersetzung richtig ist: kein Wörterbuch wies das Wort cogula nach und keiner der von mir befragten Romanisten konnte mir Aufschluß darüber geben; einige Wörter, welche Wurzeln von cogula sein konnten, führten zu der Übersetzung Capuze. Los vestitz kann Nominativ und Accusativ sein; ich habe es hier als Nominativ genommen.

Erde ausgebreiteten Binsen, aber neben ihn ward zarteres Kraut gelegt, um den Mund abzuwischen.*)

Es ward ihm das Fleisch auf Stöcken gebracht, wie man eine Tragbahre trägt; du kannst denken, wie seine Pagen gekleidet waren, Gott weiß wie!

Die Thiere fressen, anstatt Hafer, nur Gras und Blätter von Stachelbeeren, welche man ein wenig zerbricht wegen der Dornen, die an den Blättern sitzen. Und dies genügt, was ihre Kleidung anbetrifft, und vermeine ich nicht weiter davon zu reden.

Der König nahm mich sehr wohl auf und schickte mir einen Ochsen und Salz; denn Brot und Wein gab es an seinem ganzen Hofe nicht. Als großes Geschenk ließ er mir zwei Kuchen zukommen, die so dünn waren wie Eisenkuchen und sich bogen, wie nicht gebackener Teig. Sie waren so schwarz wie Kohlen, aber sie waren sehr schmackhaft.**)

Der König gab mir einen Geleitsbrief, um durch sein Gebiet und durch sein Volk zu Fuß und zu Roß zu passiren, und er sprach viel mit mir, indem er mich vielfach befragte über die Könige und namentlich über den König von Frankreich und von Aragonien und Castilien und über ihre Kleidung und ihre Lebensweise und, wie es mir seinen Worten nach schien, hielt er die Kleidung in seinem Lande für die beste und vollkommenste in der Welt.

Ihre Häuser sind gemeiniglich und meistentheils nahe bei den Ochsen und sie wechseln jene der Weide wegen, wie die Alanen der Berberei und des Landes Soudan und sie treiben sie jeden Tag aus ihren Städten, indem sie alle zusammen gehen.

Ich reiste vom Hofe des Königs ab und zog meines Weges durch verschiedene Gegenden bis in eine Stadt Namens Processio; die Einwohner derselben fügen Niemand ein Leides zu und halten St.-Patricius in Ehren und dies seit langer Zeit schon. Die Königreiche und Könige betrachten jene Stadt als unverletzlich.

Und die Pilger, welche dorthin gehen, sind gehalten, daselbst ihre Thiere zu lassen; denn weder Pferde noch andere Thiere würden die Berge und Gewässer passiren können, und so ging ich von da zu Fuß nach der Stadt, wo die Priorei und in der Priorei das Fegefeuer ist. Es ist da ein großer und tiefer See, wo die genannte Insel sich befindet; das Wasser ist gut zum Trinken.

In dem See sind mehre andere Inseln. Das Wasser steht so hoch über der Insel, daß auf den höchsten Bergen kaum ein Mensch durch das Wasser hindurchgehen kann; und oft hat man das Wasser bis an die Knie, sodaß man zu Fuß große Mühe hat durchzukommen, und daß es um so mehr zu Pferde ein Wunder wäre, wenn ein Mensch durchkommen könnte.

Als ich von Processio abreiste, wollten der Herr des Orts, welcher ein großer Herr ist, und sein Bruder, die beide eine große Verehrung für St.-Patricius haben und sehr bereit sind, sich den Pilgern nützlich zu beweisen, mich zum Kloster begleiten, woselbst ich sehr wohl aufgenommen wurde.

Ich setzte in einer Barke von einem ausgehöhlten Baumstamme über den See; denn andere Barken waren nicht vorhanden. Der Herr von Processio und der Prior, welcher dort war, blieben beisammen. Und sobald ich im Kloster war, fragten sie mich, ob ich in das Fegefeuer eingehen wollte, und ich antwortete ja!

Und dann begannen sie mich eindringlich zu ermahnen, daß ich ja nicht hineingehen und Gott versuchen möchte, da es sich nicht nur um den Leib, sondern auch um die Seele handele, welche viel mehr werth sei, und sie nannten und zeigten mir die Gräber Derer, welche dabei umgekommen seien.

Und, da sie meinen festen Entschluß sahen, setzten sie mir auseinander, und dies zwar namentlich der Prior, es sei angemessen, daß ich nach den Vorschriften des Klosters, wie solche St.-Patricius und seine Vorgänger angeordnet und, gemäß dem von dem heiligen Patricius handelnden Capitel, verführe. Und so that ich nach den Vorschriften und, wie sich's gebührt, mit großer Andacht, ganz sowie Diejenigen thun, welche Krankheits- oder anderer Gefahren halber, auf den Tod gefaßt sind; und nachdem dies Alles vollbracht ist, haben sie die Gewohnheit, Den, welcher in das Fegefeuer einfahren will, in großer Procession in die Kirche zu führen.

Und die ganze Zeit über vermahnten sie mich inständig, daß ich doch um nichts in der Welt hineingehen, sondern auf meinen Eingang verzichten möchte, und daß ich, um meine Sünden abzubüßen, mich lieber in einen religiösen Orden begeben möchte, um den Brüdern zu dienen, oder, um Mönch zu sein, und daß ich mich nicht in so große Gefahr begeben möchte.

Und, nachdem, wie ich vorhin erwähnt habe, alle durch St.-Patricius erlassene Verordnungen in der Kirche erfüllt sind und dies Alles dergestalt geschehen, wird von allen Geistlichen, welche in der Umgegend zu haben sind, ein Requiem über Denjenigen gesungen, welcher einfahren soll, und ganz so, wie es sich gehört, thaten sie mit mir.

Als ich in der Kirche war, sprach ich mit einem meiner Neffen, dem Sohn meiner Schwester, welcher aus der Familie von Sentelha und Doctor ist, und ferner mit meinen beiden Söhnen, von welchen der ältere Loys, der andere Ramon hieß. Und sammt meinen Begleitern und Dienern bereiteten sie sich zur Rückkehr vor, im Fall Gott über mich verfügen sollte. Und ich übergab dem Herrn Bernat v. Sentelha, meinem Neffen, mein Testament, welches ich in Majorca verfaßt hatte. Und, als Alles so vollführt war, fragte mich der Prior, der Herr von Processio und die Klosterbrüder, wo ich für den Fall, daß ich umkäme, begraben werden wollte, und ich antwortete, daß die Erde die Begräbnißstätte der Todten sei und daß ich sonach ihnen die Wahl überlasse, und sie führten mich in Procession zur Pforte des Fegefeuers und ich schlug dort vier zu Rittern, unter welchen meine beiden Söhne waren; die beiden Andern waren ein Engländer, Namens Monsenhor Thomas und der Andere der Monsenhor Peyre Masco aus dem Königreiche Valencia. Und dann sangen sie die Litanei und gaben mir Weihwasser und der Prior öffnete mir die Thür und sagte mir vor allen Anwesenden folgende Worte: Ihr seht den Ort, in welchen Ihr eindringen wollt; aber, wenn Ihr meinen Rath hören wollt, so werdet Ihr umkehren und auf irgend eine andere Art Buße thun für Euer Leben in dieser Welt; denn viele Menschen sind hineingegangen, die nie zurückgekommen und so mit Leib und Seele verloren gegangen sind, weil sie nicht ein festes Vertrauen auf Gott und Jesum Christum gehabt und so nicht die Qualen, welche da unten sind, haben ertragen können. Wenn Ihr indessen durchaus hineingehen wollt, so will ich Euch sagen, was Ihr finden werdet.

Und hierauf erwiderte ich ihm, daß ich mit Gottes Willen eingehen werde, um mich von meinen Sünden zu reinigen.

Da sagte er mir: Von der Höhle will ich Euch nichts sagen; denn Eure Augen werden finden; aber an einer gewissen Stelle wird Gott seine Boten senden, welche Euch von Allem unterrichten werden, was Ihr thun sollt, und sie werden alsbald von dannen gehen und Euch wohlbehalten zurücklassen, wie Ihr gegenwärtig seid und wie sie mit Denen gethan haben, so vor Euch hineingegangen sind.

Und darauf nahm ich von Allen, welche gegenwärtig waren, Abschied und küßte sie auf den Mund und empfahl mich Gott und ging hinein und hinter mir folgte ein Ritter, Na-

---

*) Lingard, in seiner Geschichte von England, erzählt, was die obigen Angaben über den Culturzustand in Irland bestätigen möchte, daß vier irische Könige, welche während der Feldzüge Richard's II. in den Jahren 1394—95 sich diesem unterworfen, nur mit Mühe bewogen werden konnten, Hosen anzuziehen.

**) Der oben übersetzten Periode gehen die Worte voraus: E ero doomada e de terra; diese Stelle hat mir unübersetzbar geschienen; wahrscheinlich hat der Copist des Originalmanuscripts hier einen Fehler in seine Abschrift gebracht. Mit einiger Versetzung der Buchstaben, könnte man übersetzen: Und sie waren in der Erde bereitet, gebacken.

mons Monsenhor Guilhem, Hr. v. Coucy, welcher der größte Herr und seine Gemahlin die größte Dame in der Umgebung der Königin von England, einer Tochter des Königs von Frankreich, waren. Und er machte alle die Dinge, welche sich beim Eintritt in das Fegefeuer zu thun ziemt, mit mir durch, wie ich selbst gethan hatte.

Die Klosterbrüder foderten uns nachdrücklich auf, nicht miteinander zu sprechen. Und, obgleich die mir gemachten Mittheilungen, die vielfach erwähnten Gefahren, die verschiedenen Qualen, durch welche alle Die, welche hineingegangen, verloren gewesen und gestorben waren, mir einige Zweifel in Herz und Geist trugen, ließ doch der feste Wille, den ich hatte, meiner Sünden ledig zu werden, mich Alles vergessen, was mir hätte zustoßen können.

Ich empfahl mich den wirksamen Gebeten der Guten und rüstete mich mit Vertrauen und Glauben, so viel ich konnte, und bezeichnete mich mit dem Zeichen des Kreuzes und empfahl mich Gott und ging ein zum Fegefeuer und mein Gefährte nach mir.

Und der Prior verschloß die Thür und kehrte mit den Geistlichen in die Kirche zurück.

Hier nun beschreibt Perilhos weitläufig die verschiedenen Strafen und Martern, welche er im Fegefeuer über die Seelen der sündig Verstorbenen verhängt gesehen hat; er hält sich jedoch die ihn versuchenden Dämonen durch sein inbrünstiges, an Jesum Christum gerichtetes Gebet fern. Der Verf. des Manuscripts ist hier vollkommen übereinstimmend mit den früher citirten alten Schriftstellern und mit den diesen Gegenstand darstellenden alten deutschen Malern, auf welche ich mich ebenfalls in meinem Vorworte bezog. Ich glaube also diesen Theil des Manuscripts übergehen zu dürfen, ohne das Interesse an dem Ganzen zu beeinträchtigen. Perilhos fährt dann folgendermaßen fort:

Und ich sah viele von meinen Kameraden und viele, die ich kannte, und manche von meinen Verwandten und Verwandtinnen.

Und daselbst sah ich den König Don Juan von Aragonien und den Bruder Franz Delpueg, vom Orden der Minoriten des Klosters zu Gerona. Ich sah auch die Donna Aldosa de Queralc, meine Nichte, welche noch nicht gestorben war, als ich mein Land verließ und deren Tod ich noch nicht wußte.

Alle diese befanden sich auf dem Wege zum Heil, aber für ihre Sünden waren sie noch in der Pein. Die größte Strafe, welche meine Nichte zu erdulden hatte, war für das Schminken ihres Gesicht bei ihren Lebzeiten. Der Bruder Franz, mit welchem ich sprach, erlitt seine größte Strafe für eine Nonne, welche er aus einem Kloster entführte, und er würde verdammt worden sein, wenn er nicht durch die große Reue und Zerknirschung gerettet worden wäre, die er über seine Sünden fühlte, sowie durch die während seines Lebens angestellten Büßungen.

Und ich sprach auch viel mit dem Könige, meinem Herrn, welcher durch die Gnade Gottes auf dem Wege des Heils war. Den Grund, weshalb er litt, will ich nicht sagen; ich führe nur an, daß die großen Könige und Fürsten, die in der Welt sind, sich vor allem Andern hüten sollen zu Vergnügen, oder Gunsten irgend Eines oder irgend Einer Recht zu sprechen.

Noch andere Männer und Frauen von dem Geschlechte, aus welchem ich entsprungen bin, sah ich da; ich würde nicht von ihnen reden, wenn nicht, um Gott zu danken; denn sie sind auf dem Wege zum Heil; wollte Gott, daß wir unter dieser Zahl wären, wenn wir nicht besser können.

Wenn in der Welt die Menschen wüßten, wie die Sünden gestraft werden, sie ließen sich lieber in kleine Stücke schneiden, als daß sie dergleichen zu begehen wagten.

Nachdem der Wanderer den Schauplatz der Qualen durchschritten hat, kommt er an eine Thür, die von Azur und köstlichem Gestein schimmert; Wohlgerüche strömen aus derselben hervor, als sie sich einer Procession öffnet, welche zu seinem Empfange dem Ritter Perilhos entgegenkommt und ihn in ein feenhaftes, von übernatürlichem Lichte strahlendes Land voll grünender Wiesen, mit Früchten beladener Bäume, voll Blumen und rieselnder Bäche führt. Perilhos wird durch zwei Erzbischöfe, die ihm Erläuterungen und weise Lebensregeln geben, an eine Thür geleitet, durch die er in das Eingangsgewölbe zum Fegefeuer zurückgelangt. Er schläft hier aus Erschöpfung ein; ein Donnerschlag erweckt ihn; seine Augen fallen zunächst auf seinen Gefährten, welcher glücklich, wie er selbst, zurückgekehrt ist. Dann öffnet sich die Thür der Höhle und die beiden Pilger werden mit großen Freudenbezeigungen von der Geistlichkeit des Klosters empfangen und in die Kirche zurückgeführt, wo sie ein Dankgebet für den ihnen gnädig gewährten Schutz an Gott richten.

Perilhos kehrt auf demselben Wege, auf welchem er gekommen, in sein Vaterland zurück; er bringt das Weihnachtsfest, wie schon früher erwähnt, beim Könige Ornel zu, verweilt einen Tag im Schlosse des Grafen von der Marche, stattet dem König und der Königin von England einen Besuch ab und begibt sich durch die Picardie an den Hof des Königs von Frankreich; seine Erzählung endet folgendermaßen:

Und ich blieb daselbst (d. h. am Hofe des Königs von Frankreich) an sieben Monate auf Befehl des Papstes und ich war mit dem Könige bei den Turnieren, welche er dem Kaiser von Deutschland gab, der auch König von Böhmen war*); der König von Navarra**) war auch dabei und verschiedene Herzöge und große Herren.

Und als der König nach Paris zurückgekehrt war, reiste ich ab und ging nach Avignon zurück zum Papste, welcher mich auf ausgezeichnete Weise empfing.

Jetzt bitten wir unsern Herrn Jesum Christum, welcher alle Dinge in seiner Gewalt hat, daß er durch seine heilige Gnade uns dergestalt in der Welt leben lasse, daß wir uns von unsern Sünden reinigen und am Ende, in der Stunde des Todes und Hinscheidens, die Strafen vermeiden mögen, so Ihr habt erzählen hören, und daß wir mögen zu jenem Ende gelangen, welches niemals aufhören wird.

Und mögen Alle, welche diese Erzählung lesen, beten für mich, den Vicomte v. Perilhos und Roda. Amen.

Toulouse, im April 1843.

W. v. Rhetz.

*) Wenzeslaus hatte im Jahre 1397 eine Zusammenkunft mit Karl VI. zu Rheims.

**) Karl III. von Navarra.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1848.

Historische Übersicht des Zustandekommens der norwegischen Constitution.

Von Münch-Räder.*)

Als König Friedrich VI. im Kieler Tractat den 14. Januar 1814 und in den darauf folgenden öffentlichen Acten jedem Recht auf die Krone Norwegens entsagte, war es gewiß keineswegs seine Meinung, die absolute Macht, welche er von seinen Vorfahren als die lebende Erinnerung der Irrthümer und Vergehen, List und Schwachheit der Vorzeit ererbt hatte, dem Volke zurückzugeben. Die Rechte, welche die Actenstücke von 1660 und 1661 dem oldenburgischen Stamm übertragen hatten, wurden von seinem Haupt einstimmig und dem bestehenden Grundgesetz zuwider, durch die Noth gezwungen, dem schwedischen Hofe überlassen, dessen Leiter, Karl Johann, stark durch die außerordentlichen Dienste, welche er dem gegen Napoleon vereinten Europa erzeigt, und auf den Bund, in welchem Rußland, England und mehre Mächte die Abtretung Norwegens garantirt hatten, fußend, am Ziel seiner Wünsche, der Vereinigung der skandinavischen Halbinsel unter Einem Scepter, zu stehen hoffte. Dieser Gedanke, den Schweden Jahrhunderte genährt und seit Gustav's IV. Fall mit Eifer zu realisiren gesucht hatte, war von Karl Johann mit Interesse aufgefaßt, und mit einer Kühnheit, welche dieser Feuerseele eigen war, hatte er beschlossen durch eine solche Begebenheit eine neue Ära zu begründen, und Strahlen des Ruhms über ihren Anfang ausgießend, die Legitimität seiner neuen Dynastie zu befestigen. König Friedrich entband das norwegische Volk am 18. Jan. seines Eides und der Pflicht gegen sich und foderte es auf, sich der schwedischen Herrschaft ruhig zu unterwerfen. Die Norweger, welche Friedrich liebten und zugleich im Ganzen sich mit dem freundlichen dänischen Volk sehr gut vertrugen, fühlten sich bitter gekränkt durch diese Abtretung, deren Nachricht, obgleich man sie lange geahnet, unerwartet und unsicher — wie ein Blitz — durch das Land fuhr; und Manche glaubten sich, obgleich gewiß mit Unrecht, von ihrem König getäuscht und verrathen, der noch am 3. Sept. 1813 erklärt hatte, daß er sich keinen schimpflichen und unsichern Frieden durch das Opfer seiner treuen und tapfern Normänner erkämpfen wolle. Die Zahl Derer war klein, welche diese Begebenheit gleich als die glücklichste seit undenklichen Zeiten zu schätzen wußten, und einsahen, daß diese Handlung die wohlthuendste war, welche wir dem oldenburgischen Stamm danken; Wenige faßten es gleich, daß der hoffnungsvollste Moment seit der unglücklichen Verbindung mit Dänemark der war, worin sie aufgelöst ward. Aber Alle waren darin einig, die Abdication König Friedrich's anzunehmen, waren froh, ihres Eides förmlich entbunden zu sein, und erkannten ihn von seinen Pflichten gegen das Volk ebenso befreit, wie er schon erklärt hatte, sie nicht länger erfüllen zu können; das norwegische Volk gab ihn auf, wie er es aufgegeben hatte. Doch auf eine Abtretung an Schweden wollten wir uns nicht einlassen; der absolute König konnte ebenso wenig wie der König der Könige all seine Macht einem Andern übertragen; das absolute Dominium konnte nur Friedrich's III. Nachkommen und keinem Andern zukommen; denn ihm allein hatten unsere Vorväter sich und ihre Nachkommen mit Gut und Blut überantwortet. Dieser Grund ward indeß wenig oder gar nicht hervorgehoben, wenigstens nicht auf diese Art, während andere weniger unbestreitbare bei den spätern Verhandlungen in den Vordergrund geschoben waren; wir sagten z. B., daß wir nicht nöthig hätten, Befehlen zu gehorchen, weil wir unsers Eides unbedingt entbunden seien, und daß wir gerade durch diese Weigerung den ersten Act unserer wiedergegebenen Selbständigkeit ausübten, wohingegen man uns wissen ließ, daß die Lösung nur bedingt aufzufassen sei. Wir sagten weiter und belegten es mit den Beispielen Spaniens und anderer Länder, es sei im Völkerrecht anerkannt, daß kein König sein Reich weggeben könne; wir wären ein eigenes Volk und wären immer, wie sehr auch unsere Rechte gekränkt, als Unterthanen eines eigenen Reichs angesehen; wogegen sich dann wieder einwenden ließ, daß unser Land doch im Grunde nichts Anderes als ein Theil des dänischen Staats gewesen und mit dessen übrigen Provinzen sich in gleicher Lage befunden habe. Mehr als alles Raisonnement wirkte auf Männer, die sich immer als frei angesehen hatten, das unmittelbare Gefühl der Herabwürdigung beim Em-

*) Nach der im Jahr 1841 in Christiania herausgekommenen Schrift des Verf.: „Den norske Constitutions Historie og Varsen."

pfang der Nachricht, daß man in der Ferne, wo das Vaterland so manchmal zerstückelt und getheilt, jetzt damit geendet habe, dieses selbst und Alles, was ihnen lieb war, an Jemanden zu veräußern, den sie von Herzen haßten. Sie wurden so wenig durch die legitimistischen Principien und Terminologien beruhigt, daß sie eher bei dem Gedanken, „mit vollem Eigenthumsrecht" überantwortet zu werden, von Indignation überwältigt wurden und gerade in diesem bittern Gefühl den Beweis dafür fanden, daß es darauf ankomme, die heiligen Menschenrechte zu vertheidigen, die höher stehen als das durch Gewalt und Zwang bestimmte Recht.

Was nun auch die Gründe waren, der Kieler Tractat ward damals ebenso wenig wie jemals später von den Norwegern anerkannt. Gleichzeitig mit der Nachricht scheint fast überall der Gedanke an Widerstand gewesen zu sein, und Prinz Christian Friedrich, der seit dem Frühjahr 1813 das Land in der Eigenschaft eines Statthalters verwaltet hatte und wahrscheinlicherweise, wenn er gewollt, den Schweden bedeutend in die Hände hätte arbeiten können, hörte lieber auf die Stimme seines Gewissens und Volks als auf die des überwundenen Königs. Schon im Januar, ehe noch das Volk, außer Christiania, die Bedingungen des Friedens näher kannte, trat er eine Reise nach Drontheim an, unterhielt sich auf dem Wege dahin mit dem Volk und erfuhr so seine Stimmung. Überall äußerte man Abscheu vor dem schwedischen Joch, an manchen Orten standen Alte und Junge mit Thränen in den Augen, segneten den geliebten Fürsten, während sie ihm aus innerster Überzeugung Treue im Leben und Tode gelobten. In Drontheim zeigte er gleich nach seiner Ankunft deutlich, daß er seinen Beschluß gefaßt habe: er erklärte nämlich am 5. Febr. öffentlich: „Norwegen soll ungetheilt und unbezwungen bestehen. Ich bin unzertrennlich von Norwegen; mein Vertrauen habe ich auf das norwegische Volk gesetzt, meine Hoffnung auf Gott; die Liebe des Volks soll mein Lohn sein!" Dagegen ward damals noch nicht öffentlich von einer Staatsverfassung gesprochen oder gesungen. Die Selbständigkeit des alten Norwegens und der Prinz waren immer Gegenstand der Toaste und der Refrain der Lieder. Inzwischen hatte doch der Gedanke an die Wiedergewinnung der Volksfreiheit beim Volk Eingang gefunden und dem Prinzen fehlte es auf dieser Reise nicht an Gelegenheit, dies zu erfahren. Als man merkte, daß der Prinz die Alleinherrschaft aufrechterhalten wollte, verbreitete sich eine unruhige Stimmung; drohende Gerüchte von wirklichen Unruhen und von Volksversammlungen unter der Anführung einzelner Patrioten waren im Umlauf, und der Prinz fand sich veranlaßt auf seiner Reise nach Christiania hinunter, ungefähr fünf Meilen von dieser Stadt, in Eidsvold, anzuhalten, wohin er mehre angesehene Männer berief, um ihren Rath zu hören. Hier kamen nun Carsten und Peder Anker, Amtmann Collet, Professor Treschow, Oberstlieutenant Haffner, Bischof Beck, Agent Nielsen, Professor Sverdrup u. A. zusammen; Alle oder wenigstens die meisten von Christiania. In dieser Versammlung war es, daß er die gereiftesten Ansichten darüber hörte, auf welche Basis das Staatsrecht Norwegens für die Zukunft gegründet werden müsse. Der Prinz hatte geglaubt, daß er, als nächster Thronfolger nach König Friedrich's Abdication, seine Herrschaft auf das Königsgesetz begründen und so fortfahren könne, als legitimer von Gottes Gnaden eingesetzter Fürst davon Gebrauch zu machen. Doch der Meinung war die Majorität nicht, die Rechte des oldenburgischen Namens wurden durch das Vorhergegangene als unwiderruflich erloschen angesehen. Das Recht des Volks war das Einzige, das noch bestand; sollte das, durch so manche Unglücksfälle niedergedrückte Volk sich noch mit der Kraft erheben und zu den harten Opfern bereit sein, die erfodert wurden, um den Ausgang des bevorstehenden Kampfes einigermaßen zu sichern, so mußte ein neues Agens für die Kraftanstrengungen, ein neues und mächtig beseelendes Princip zur Entwickelung des Volkslebens, ein Gegenstand für den Enthusiasmus aller Bürger geschaffen werden. Insonderheit war es Professor Sverdrup, dem es glückte den Prinzen zu überzeugen, daß die Souverainetät jetzt beim Volk sei. Er fand sich zuletzt in der Versammlung ein, da er erst am Morgen desselben Tages von Christiania herberufen war; nachdem er zum Prinzen gerufen war, äußerte er seine ihm entgegengesetzte Meinung und nach einer vierständigen lebhaften Discussion erklärte der edle Fürst sich auf ebenso liebenswürdige als rührende Weise überzeugt, und übertrug ihm, Mehre der Versammlung gleichfalls zu überreden. Später kam der Prinz selbst in diese und erklärte seine jetzt veränderte Ansicht. Sverdrup entwickelte des Fürsten Auffoderung zufolge aufs neue seine Meinung. „Dies ist das *Rechte*", rief Treschow aus, der vorher unsicher gewesen war. Beck, der für die absolute Macht des Prinzen sich entschieden hatte, ging gleichfalls zu der Meinung der Mehrheit über, sodaß, so viel man weiß, C. Anker und Haffner allein dagegen blieben.

Am 18. Febr. kam der Prinz nach Christiania zurück, und wenig Tage nachher erschien ein Theil der zu Eidsvold discutirten Acten, der offene Brief und die Bekanntmachung vom 18. desselben Monats, worin erklärt ward, daß die Nation beschlossen habe, sich Schwedens König nicht zu unterwerfen, daß der Prinz vorläufig den Titel des Regenten mit all der Machtvollkommenheit annähme, von der Friedrich VI. sich losgesagt hatte, und daß die von der Nation gewählten Repräsentanten sich am 10. April in Eidsvold versammeln sollten, um eine neue Regierungsform festzusetzen; „von dieser", heißt es in der Bekanntmachung an das norwegische Volk, „wird es abhängen, ob ich ferner die Stellung einnehmen soll, zu welcher der Wunsch der Nation mich in dieser Stunde ruft". In einem Circulair an die Bischöfe ward erklärt, „daß dem norwegischen Volk, dem sein ursprüngliches Recht, selbst die Regierungsform zu bestimmen, zurückgegeben sei, jetzt durch Einträchtigkeit seine Selbständigkeit handhaben könne"; und dann angeordnet, daß das Volk, im Tempel des Herrn versammelt, aufgefodert werden

solle, auf die Handhabung von Norwegens Selbständigkeit einen Eid abzulegen; der Segen des Himmels solle von den Predigern über das norwegische Volk herabgefleht und der Tag selbst als ein Bettag angesehen werden. Dann sollten auch Repräsentanten gewählt werden, welche die Adressen an den Regenten zu überbringen und die Constitution des Landes zu bestimmen hätten. Auf dem Lande ward in jeder Gemeinde die Wahl zweier Männer unter den angesessenen Beamten und größern wie kleinern Landbesitzern angeordnet; der eine der Gewählten sollte ein Bauer sein. Alle diese, auf solche Weise gewählten Männer jedes Amts ernannten wieder drei Männer, um dasselbe in der Reichsversammlung zu vertreten. In den Städten fand gleichfalls eine doppelte Wahl statt, wo mehre Gemeinden waren, aber wo nur eine war, war die Wahl direct; eine jede Stadt sandte einen Repräsentanten, die vier Stiftsstädte ausgenommen, deren jede zwei bis vier Deputirte. Die Wahlberechtigten in den Städten waren Beamte und Bürger. Da das Militair großentheils von seiner Heimat entfernt lag, wurden für die Beikommenden besondere Wahlen veranstaltet. Von den verschiedenen Unterabtheilungen wählte eine jede zwei Wahlmänner (einen eingeborenen Offizier und einen zu den untern Classen gehörigen Landmann), welcher für jedes Regiment und für jedes Corps zwei, für den Seetat vier Deputirte auswählten — zur Hälfte Offiziere, die übrigen untergeordnete Militairs.

Dies war das Wahlsystem, wodurch Christian Friedrich am schnellsten und sichersten sich mit den wahren Repräsentanten des Nationalwillens umgeben zu können glaubte. Am 22. Febr. schon schwor das Bürgermilitair und die Garnison in Christiania auf dem Markt der Stadt den Eid, und am 25. legte der Prinz vereint mit der Gemeinde in der Erlöserkirche den Eid ab, Norwegens Selbständigkeit zu handhaben und Blut und Leben für das geliebte Vaterland einzusetzen. Von allen Seiten des Landes liefen Berichte über die Vaterlandsliebe und die Einstimmigkeit ein, womit man dem unglücklichen Vaterlande Treue gelobte, besonders scheinen die Bewohner Bergens und Drontheims sich durch ihren Eifer und Vertrauen ausgezeichnet zu haben. Letztere schossen Geldmittel zusammen, die sie zur Disposition des Prinzen stellten, und ihrem Beispiele folgten später, nachdem der Prinz König geworden war, die von Christiania, Drammen, den Oster-Risoer-, Moß-, Skien- und Porsgrund, Arendal, Frederikshald, Konger, Tönsberg, dem ager Kirchspiel, das nordenfjeldsche Infanterieregiment, sammt mehren Städten, Districten und Corporationen; die Damen in Drontheim und dem Oster-Risoer opferten außerdem Geschmeide und Geld zu Norwegens Krone. Unter all diesem Enthusiasmus und diesen Huldigungen hatte man sich zum Werk der Constitution vorbereitet; Privatmänner hatten für eine gute Abhandlung über die künftige Regierungsform des Landes eine Prämie von 6000 Thlr. ausgesetzt; und ein Journal ward gegründet zur Aufbewahrung von Beiträgen, die für Norwegens zukünftige öffentliche und private Gesetzgebung von Wichtigkeit sein dürften.

Alle hier im Lande waren indeß nicht einig; es fanden sich auch Manche, die mit dem Gang, den die Sachen nahmen, nicht zufrieden waren, diese waren nämlich keine absoluten Widersacher einer Vereinigung mit Schweden, sondern fanden den Kampf sowol schonungslos als unnütz, wenn man ohnedies die vortheilhaften Bedingungen erreichen konnte. König Karl hatte schon in seiner Proclamation vom 8 Febr., welche wie Alles, was verhandelt wurde, gewissenhaft vor die Augen des Volks gelegt ward, versprochen, eine Constitution zu geben, gegründet auf Nationalrepräsentation und Steuerbewilligungsrecht, „die schönsten Rechte, welche einem edeln und tapfern Volke zukommen", und es schien natürlich, wenn die Repräsentanten der Nation, nachdem sie alle Kräfte des Volks aufgeboten und eine kriegerische und ernste Haltung angenommen, sich in Unterhandlungen einließen, sie dann für die Zukunft dem Lande sicherere Garantien zuwege bringen würden, als wenn sie unsere Interessen ganz vereinten mit denen des Prinzen Christian Friedrich, dessen Verhältniß zu Dänemark ihnen eine Wiederanknüpfung der unseligen Verbindung mit diesem Reiche wahrscheinlich machte. Im Ganzen wurden doch die Ideen dieser kaltblütigern, aber zum Theil auch tiefer schauenden Männer keineswegs von der Masse des Volks getheilt, und später in der Reichsversammlung stellten Sverdrup, Falsen, der Pastor Rein und viele ausgezeichnete Männer sich ihnen entgegen. Friede war wol der allgemeine Wunsch und Drang Aller, aber der Haß gegen die Schweden und das Mistrauen in ihre Versprechungen war doch noch viel stärker. Die persönliche Liebenswürdigkeit Christian Friedrich's machte ihn zum Abgott des Volks, seine Aufrichtigkeit und völlige Hingebung für die Sache, welche er als seine allein ansah, die Liebe und das Vertrauen, das er dem Volke bewies, und seine Achtung für dessen Rechte, dies Alles hatte ihm die Herzen gewonnen und nöthigte Die, welche nicht glaubten, daß man an ihn die Hoffnung auf Erlösung des Vaterlands knüpfen dürfe, sich zurückzuhalten und die größte Vorsicht zu zeigen, um nicht als Verräther angesehen zu werden. Obgleich ihre Anzahl nicht ganz unbedeutend war und angesehene und ausgezeichnete Männer, wie Graf Wedel-Jarlsberg, die Kammerherren Lövenskjold und Peder Anker, die Prediger Wergeland und Grogaard u. A. sich unter ihnen befanden, verhielten sie sich sogar in der Reichsversammlung zum Theil passiv. Diese ward, nach gehaltenem Gottesdienst am 11. April vom Prinzen eröffnet, der in seiner Rede wieder aussprach, daß es ihr Beruf sei, den Grund zu einer Verfassung zu legen und sie Norwegen zu geben, und trug darauf an, daß sie selbst wöchentlich ihren Präsidenten wähle und einen Comité zur Fortsetzung des Constitutionsvorschlages ernenne. *) Ein Fürst, der so ohne Rückhalt

*) Der Vorschlag zu unserm Grundgesetz ging also ebenso wenig, wie dieses selbst, von Prinz Christian aus; uneigennützig und edel, erleichterte er die Arbeit durch Wegräumung der äußern Hindernisse, doch dem Volk selbst überließ er die Ehre seiner Ausführung und vermied jeden Schein, auf seine souverainen Be-

die Gerechtsame der Repräsentation anerkannte, konnte nicht in Conflict mit Männern gerathen, die ihn ehrten und seine redlichen Absichten kannten; deshalb waren fast alle einig, Mäßigung zu zeigen und sich jedes vorläufigen Proclamirens ihrer Souverainetät zu enthalten. Selbst Graf Wedel — welcher unter der Discussion wegen einer Dankadresse es unwürdig erklärte, zu zweifeln, daß die Souverainetät des Volks jetzt bei der Versammlung ruhe — war so gegen das Amendement, daß die Versammlung, indem sie den Prinzen bat, bis auf Weiteres die Regierung fortzusetzen und ihm dazu förmlich Macht und Mündigkeit mittheile, ihre Machtvollkommenheit decretiren möge. Später zeigte sich indeß weniger Einigkeit in der Versammlung, als es darauf ankam, eigentlich zu bestimmen, wie strenge sie sich an ihre Vollmachten halten sollte, die meistens nur darauf ausgingen, daß die Deputirten die Staatsverfassung bestimmen sollten, oder ob sie auch in allen Beziehungen, wo sie selbst wolle, unmittelbar in die Staatsverwaltung eingreifend auftreten und jegliche Mittel zum Wohl des Vaterlands anwenden könnten. Jetzt galt die Frage nicht mehr eine Form, sondern eine wichtige Realität. Es ward indeß dieser Punkt durchaus nicht consequent erledigt, denn Die, welche das Vaterland und Christian Friedrich für unzertrennlich ansahen und fürchteten, daß eine dictatorische Reichsversammlung die Energie in den Veranstaltungen des Prinzen hemmen werde, und vielleicht zugleich die Möglichkeit davon erwogen, daß die Majorität sich durch den Gang der Begebenheiten günstiger für die von den Schweden verlangte Verbindung stimmen lassen möchte, behaupteten, daß die Vollmachten allein die Basis für die Befugniß der Repräsentation bilden, aber sie handelten selbst dagegen.

So setzten sie mehre auf die supponirte dictatorische Befugniß gegründete Maßregeln durch, indem sie eine neue Zettelemission decretirten und die Zettel zu einem gewissen Curs garantirten, wohingegen sie sich auf jene Grundsätze beriefen, wenn es galt, die Vorschläge der Gegenpartei zu stürzen. Am wärmsten ward der Streit, als der Sörenskriver Falsen eine vorläufige Bestimmung darüber vorgeschlagen hatte, daß die Versammlung, sobald die Constitution fertig und der König gewählt sei, als aufgelöst angesehen werden solle. Die Opposition wollte, daß die Reichsversammlung, „die Seele des Reichs, dieses klopfende Herz des Reichs," nicht getrennt würde, so lange das Schicksal desselben noch wankte; im Gegentheil solle sie sich aufs genaueste von den äußern Verhältnissen unterrichten, und wenn etwas Wichtiges vorfallen sollte, dahin sehen, ne quid detrimenti respublica caperet. Löwenskjold, Wergeland u. A. redeten mit so überzeugender Kraft, daß die Wagschale bei der Votirung gerade 55 gegen 55 stand, sodaß es allein durch die Decision des Präsidenten war, daß Falsen's Vorschlag angenommen ward. Die Opposition bestand übrigens meistens aus ungefähr 30 Mitgliedern, etwas mehr als der vierte Theil der ganzen Repräsentation. Gegen diese kleine Masse Andersdenkender entwickelte sich allmälig eine ziemlich starke Bitterkeit und Argwohn; man nannte sie Schwedischgesinnte und fürchtete, daß sie keine echten Vaterlandsfreunde seien, was besonders vom Graf Wedel-Jarlsberg galt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

schlüsse einzuwirken. Wenn König Christian VIII. es, so weit bekannt, nicht nöthig gefunden hat, der in Dänemark so oft wiederholten Behauptung, unsere Verfassung gegeben zu haben, zu widersprechen, so ist dies wol nur geschehen, um nicht als ein Solcher misverstanden zu werden, der die ehrenvolle Rolle, welche er hier in jener Zeit spielte, verleugnete; und vielleicht dürfen wir es auch als einen Beweis ansehen, daß König Christian VIII. die Handlungen, wodurch er Norwegens Wiedergeburt durch eine demokratische Verfassung beförderte, unter seine liebsten und stolzesten Erinnerungen zählt.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters.

Wir dürfen die philosophischen Bestrebungen der Franzosen nicht mehr ganz außer Acht lassen. Namentlich zeigt sich unter den jüngern Gelehrten, die von Cousin angeregt sind, ein großer Eifer für das Studium der Geschichte der Philosophie. Wir haben unter Andern einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der Philosophie des Mittelalters erhalten, auf den wir hier aufmerksam machen wollen. Es ist dies eine Schrift unter dem Titel: „Le rationalisme chrétien à la fin du 11ième siècle, ouvrage qui a obtenu à l'Académie française la première médaille du prix de traduction", von H. Bouchitté. Dieses kleine Werk gibt zuvörderst eine sehr gelungene Übersetzung der zwei bekannten Abhandlungen von Anselm von Canterbury („Monologium" und „Proslogium"), welche die Quintessenz des mittelalterlichen Rationalismus bilden, und dann noch sehr gediegene Einleitungen und Anmerkungen, die ein klares Licht auf diese Periode der Geschichte der Philosophie werfen. Besonders gelungen ist der Abschnitt, in dem der Verf. das Wesentliche der Philosophie des Anselm von Canterbury in unserer modernen philosophischen Sprache wiedergibt. Bouchitté, der Professor der Philosophie am königlichen Collegium zu Versailles ist, hat sich bereits durch zwei interessante Denkschriften bekannt gemacht, in denen er die Geschichte der Beweise vom Dasein Gottes entwirft und die in den „Mémoires des savants étrangers" der Académie des sciences morales et politiques abgedruckt sind.

Französische Übersetzung des Martial.

Die französische Literatur hat einige gute prosaische Übersetzungen von den griechischen und römischen Dichtern, während die meisten versificirten Bearbeitungen ganz ungenießbar sind. In der Regel sind nämlich dieselben so verändert und verwässert, daß man das Original kaum zu erkennen im Stande ist. Gegenwärtig fängt man nun an, auch bei den poetischen Übertragungen sich etwas strenger an den Text anzuschließen und überhaupt mehr den Foderungen der Kritik nachzukommen. In dieser Beziehung ist eine neue Bearbeitung von Martial vortheilhaft zu erwähnen. Sie führt den Titel: „Epigrammes de Martial traduites en vers français par M. *Dubos*; précedées d'un essai sur la vie et les ouvrages de Martial par *J. Janin*" (Paris 1842). Dubos, der ein ehemaliger Professor des Collége Louis le Grand ist, hat sich mit dem Geiste seines Autors sehr vertraut gemacht und fällt nur an wenigen Stellen in nichtssagende Umschreibungen. Leider hat er sich, „um des Anstandes willen", abhalten lassen, alle Epigramme zu übertragen, indem er den Martial von allem Unzüchtigen zu säubern versucht hat. Wir lieben diese „castrirten Ausgaben", wie sie ein geistreicher Philolog nennt, eben nicht sehr. J. Janin entwirft uns in seiner Einleitung ein sehr lebendiges Bild vom römischen Leben unter Domitian. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1843.

Historische Übersicht des Zustandekommens der norwegischen Constitution.

Von Münch-Räder.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Das Constitutionswerk selbst hatte unterdeß nicht geruht. Schon am 12. April wurden Mitglieder des Constitutionscomité gewählt, nämlich Oberst Hegermann, Sörenskriver Falsen, Professor Sverdrup, Jakob Aall, Pastor Rein, Capitain Motzfeldt, Etatsrath Rogert, Graf Wedel-Jarlsberg, Justizrath Diriks, Pastor Wergeland, Oberstlieutenant Stabell, Zollprocurator Omsen, Propst Schmidt, Kammerherr und Oberst Petersen und Propst Middelfart; sie wählten Falsen wieder zum Präsidenten. Am 16. April ward schon auf Vorschlag des Comité ein Theil allgemeiner Grundsätze über die Theilung der Macht, über Religions-, Preß- und Gewerbefreiheit angenommen; rücksichtlich des erstern Punktes ward erklärt, daß der Regent des Landes den Titel eines Königs führen und seine Würde erblich sein sollte; rücksichtlich des letztern ward keine Bevorzugung gestattet. Gegen den Königstitel ward Verschiedenes geäußert, und 31 Mitglieder wollten nicht, daß hierüber eine Bestimmung festgesetzt werden sollte, weil sie bezweifelten, daß die Nation Vermögen besäße, eine so glänzende Würde zu unterhalten. Daß das Volk durch seine Repräsentanten die Gesetzgebung und das Steuerbewilligungsrecht ausüben solle, ward einstimmig angenommen. Am 4. Mai trat der Comité mit seinem Vorschlag zu dem eigentlichen Grundgesetz hervor, wozu er theils direct fremde Constitutionen benutzt hatte (in den Details sehr die schwedische, wie wenig man auch von ihrer eigentlichen Grundlage annahm), theils die von Vielen eingekommenen Versuche und Vorschläge. Ein solcher war von Sörenskriver Weidemann, ein anderer vom Propst Wergeland, einer (anonym) von dem Schweden Gyllenborg u. s. w.; der Entwurf, welcher am meisten benutzt wurde, war von dem Sörenskriver Falsen und Lector (jetzt dänischer Geheimer Staatsrath) Adler und in dem früher erwähnten Journal abgedruckt. Aus dem Wergeland'schen Entwurf ward der Name Storthing aufgenommen, obgleich man gefürchtet haben soll, daß er beim Nennen desselben wie entgegengesetzt von Smaathing (Kleinigkeit) klingen und so ins Lächerliche fallen möchte. Die Arbeit des Comité ward in der Reichsversammlung gleich zur Verhandlung gezogen, und unter Diriks, später Falsen's Präsidium in solcher Eile discutirt, daß man am 11. fertig ward und das Werk einem Comité von drei Mitgliedern überliefert wurde, um es „in Stil und Ordnung" zu bringen. Zur Beförderung der Eile trug nicht wenig bei, daß der Entwurf sich so viel wie möglich auf allgemeine Sätze beschränkt, ohne in die Details und die genauere Anwendung, die immer so leicht Streit zwischen den Interessen weckt, einzugehen; war gleichwol hier und da eine Frage, die mit ernstlicher Uneinigkeit drohte, so setzte man sie aus und überließ ihre Erledigung dem nächsten Storthing, welche Verfahrungsweise um so mehr mit den Wünschen des Hofes und der Majorität übereinstimmte, als sie allein die schnelle Auflösung der Versammlung hoffen ließ, ehe schlimme Nachrichten die Gemüther beunruhigen und möglicherweise der damaligen Minorität die Macht in die Hände spielen konnten. Auf diese Weise umging man die Frage wegen des Adels und der Wehrpflicht. Man überließ der Zukunft gleichfalls, über die verschiedenen Functionen des Odelsthing und Lagthing einig zu werden, nachdem es durch Mehrheit von zwei Stimmen abgemacht war, daß der Storthing in diese beiden Kammern getheilt werden sollte. Gegen den Antrag des Comité, der im Wesentlichen angenommen wurde und daher im Ganzen ebenso demokratisch als unser jetziges Grundgesetz war, opponirte man, nicht so sehr aus dem Grunde, daß er in dieser Richtung zu weit gehe, als aus dem entgegengesetzten. So wollten Einige, daß kein Beamter ohne Urtheil abgesetzt werden könnte, durchaus völlige Gewerbfreiheit decretirt, keine Orden ausgetheilt und daß der König nicht Krieg erklären können sollte, wenn der Staatsrath einstimmig dagegen sei; alles dies wurde indeß mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Auch gegen das Odelsgericht ward vergebens geredet; die Bestimmungen wegen des Wahlrechts und der Zutritt zu Beamtenstellen wurden indeß nach vielen Discussionen verändert. Ein paar Bestimmungen waren politischer Natur und gaben Anlaß zu Erneuerungen des Principstreits zwischen der Majorität und den sogenannten Schwedischgesinnten. Der Comité hatte nämlich vorgeschlagen, daß der König nicht allein Lutheraner sein, sondern es auch immer

gewesen sein sollte; obgleich diese, gewiß sehr unpassende Bestimmung darauf ausging, die Freiheit der Königswahl zu beschränken, und außerdem persönlich auf den schwedischen Kronprinzen angelegt schien, ging sie doch gegen 33 Stimmen durch. Die Opposition sank sogar bis auf 11 herab, als sie verlangte, daß es dem König durchaus verboten sein solle, irgend eine andere Krone anzunehmen, welcher Vorschlag natürlich die Absicht hatte, den Prinzen Christian Friedrich in die Nothwendigkeit zu setzen, gleich und schließlich zwischen Norwegen und Dänemark zu wählen; die Majorität hingegen fand es hinreichend, die Annahme einer fremden Krone an die Genehmigung des Storthing zu binden. Das gegen Dänemark herrschende Wohlwollen zeigte sich bei dieser wie bei mehren Gelegenheiten unter den Mitgliedern der stärksten Partei; einige wollten sogar, daß Dänen als Beamte angestellt werden könnten, wenigstens so lange wir nicht hinlänglich mit Candidaten versehen seien.

Der Redactionscomité war fertig und verlas seine Arbeit am 16. Mai, der man ohne weiteres beitrat, ohne sonderlich Gewicht auf die Freiheit zu legen, womit der Comité sein Geschäft behandelt hatte; bei dieser Gelegenheit verschwand auch die Bestimmung der Religionsfreiheit aus dem Grundgesetz.*) Der 17. Mai war dafür festgesetzt, daß die Repräsentanten die Constitution und die Wahl des Königs unterschreiben sollten. Doch ward man allein mit letzterm fertig, und dies vom 17. Mai datirte Exemplar, das dem König überreicht wurde, war nur im Namen der Versammlung von ihren Beamten unterschrieben, die vollständige Unterschrift fand erst Tags darauf statt. Der 17. Mai ist, wie bekannt, immer als das Datum dieses Grundgesetzes angesehen worden; und als solches wird der Tag auch im Titel des jetzt geltenden Grundgesetzes betrachtet.

Die Wahl Christian Friedrich's zum König war einstimmig; doch waren Verschiedene, welche es ferner noch als übereilt ansahen, einen König zu wählen, und deshalb diesen Act ausgesetzt wünschten; es war nur, weil die Majorität bestimmt eine Wahl verlangte, daß diese „natürlich den Prinzen wählte". Die Opposition war ungefähr 16 Mann. Nach der Abstimmung rief der Präsident Sverdrup aus: „Der alte Königsstuhl Norwegens ist wieder errichtet, auf dem Adelstens und Sveras das alte Norwegen mit Weisheit und Kraft regierten. Gott schütze das alte Norwegen!" Der letzte Wunsch ward feierlich von der tief gerührten Versammlung wiederholt. Eine Adresse, in welcher die Königswürde und die Constitution dem Prinzen angeboten ward, wurde ihm durch eine Deputation zugesandt und die wartende Versammlung erhielt gleich die Antwort, daß er etwas Zeit zur Überlegung verlange, doch an Christi Himmelfahrt, am 19. Mai, seine Erklärung abgeben und die Versammlung schliessen wolle. Dadurch war angedeutet, daß kein Abschlag zu befürchten sei.

An dem bestimmten Tage fand Se. königl. Hoheit sich, vom Staatsrath und seiner übrigen Suite begleitet, in der Reichsversammlung ein. Seine Rede begann so:

Norweger, der hohe Beruf, zu dem das Vertrauen Eurer Mitbürger Euch erwählte, ist erfüllt. Die Basis der norwegischen Constitution ist gelegt. Die Nation hat durch Euch ihre ausgewählten Männer, ihre Gerechtsame gehandhabt, sie für die Zukunft befestigt und durch eine weise Vertheilung der Macht die Bürgerfreiheit und Ordnung im Staat gesichert, welche zu erhalten die ausübende Macht pflichtig und vermögend ist. Die für andere Staaten theuer erkaufte Erfahrung hat die Repräsentanten des norwegischen Volks gelehrt, die Regierungsform in gleichem Grade vor dem Gepräge des Despotismus als vor dem Misbrauch einer Volksregierung zu schützen. Das alte Königreich verlangt einen König, der aber ebenso wenig in Form als That Despot sei. Nein, der erste Freund und Vater seines Volks muß er sein.

Mitten in der Rede schwur er den Eid, übereinstimmend mit der Constitution und den Gesetzen regieren zu wollen, nachdem er erklärt hatte, daß er die Krone Norwegens als die Gabe eines treuen und aufrichtigen Volks annähme. Er erinnerte an seinen großen Vorgänger Christian IV., wünschte, daß sein Geist ihn begleiten möchte, und gelobte, daß sein Beispiel dem Herzen seines Sohnes früh eingeprägt werden solle.*) Darauf foderte er die Versammlung auf, die Constitution gleichfalls zu beschwören, und erst nachdem dies geschehen, schloß er seine schöne herrliche Rede. Zum letzten Male versammelte man sich am 20. Mai, um das Protokoll zu unterschreiben und voneinander Abschied zu nehmen. Nach Auffoderung des Commandeur Fabricius schlossen diese Männer eine Freundschaftskette, indem ein Jeder dem Mann zur Linken die rechte und dem zur Rechten die linke Hand reichte, und in dieser Stellung riefen sie: „Einig und treu, bis in den Tod!" worauf sie sich mit Wehmuth, Viele mit Thränen, trennten.

So endete diese denkwürdige Versammlung, die in der Stunde der Gefahr den Grund zu einem Werk legte, das später unser Glück und Stolz gewesen ist; sie war, wie alle nach absoluter Monarchie folgenden constituirenden Versammlungen, demokratisch gesinnt und im höchsten Grade liberal, doch verband sie mit dieser Gesinnung mehr Mäßigung als irgend eine aller jener, deshalb arbeitete sie auch Etwas aus, das die Probe bestand, während die Werke der andern bald im Strom der Zeit versanken. Dieser kleine Haufe, vom Getümmel der Städte entfernt, in einem Lande, das durch die Natur wie durch feindliche Sperrung abgesondert, war im eigentlichen Verstande darauf hingewiesen, Muth, Trost und Kraft zum Wiederaufleben des Vater-

---

*) Letzteres soll indeß nur ein Abschreibefehler gewesen sein. Der Schreiber Sunde des Regentschaftssecretair von Holten sollte es, als das Grundgesetz fertig war, eilig ins Reine schreiben und übersah diese Zeile.

*) Dabei deutete er auf die Portraits hin, die im Saale aufgehängt waren. Der neue kleine Kronprinz war in Lebensgröße, in einem Garten mit einem Federball spielend, dargestellt. Dies Gemälde war Tags zuvor aus dem Auslande angekommen.

lands allein in seiner eigenen Vaterlandsliebe, Besonnenheit, Klugheit und Einigkeit zu suchen. Diese letztere war freilich weit entfernt, vollständig zu sein, doch für die Hauptsache, das Wohl des Vaterlands und die Wiederaufrichtung der Bürgerfreiheit, glühten Alle mit gleichem Eifer.*) Prinz Christian theilte fast die ganze Zeit seines Aufenthalts in Eidsvold mit der Reichsversammlung, ohne indeß eine Einwirkung auf ihre Verhandlungen zu versuchen, deren völlige Freiheit er achtete; doch kann man wol annehmen, daß die Majorität sich durch die persönliche Nähe stärker fühlte und zum Theil in neuem Vertrauen durch die Ermunterungen, welche von der nächsten Umgebung des Prinzen ausgingen, belebt wurde, wie sie seinerseits auch ihn in seinen Vorsätzen stärkte. Der Prinz ließ sich nie in Parteikampf ein, sondern trat nur versöhnend auf, indem er die Bitterkeit zu mindern und die Gemüther zu vereinen strebte. Er soll sogar gesucht haben, den angesehensten Kämpfer der überwundenen Opposition, den Grafen Wedel, zu vermögen, einen Platz im Staatsrath anzunehmen; doch dieser, der sich sehr zurückhielt, seit er sah, daß die Sachen und der Ton eine andere Richtung nahmen als er es wünschte, wollte sich auf so etwas in dem neuen Königthum nicht einlassen.

Am 19. Mai fertigte König Christian Friedrich**) eine Bekanntmachung an das norwegische Volk aus. Man vergleiche diesen schönen Act, so reich an Liebe und Dank gegen das Volk, mit König Christian's VIII. Patent bei seiner Thronbesteigung in Dänemark, es ist interessant, den Unterschied zwischen des gewählten Königs Ansprache zu einem freien Volk und der Sprache zu sehen, welche ein absoluter Monarch gegen angeerbte Unterthanen führt:

> Geliebtes norwegisches Volk! — so begann die Bekanntmachung — empfange den ersten und innigsten Gruß deines Königs! Wir haben in der Reichsversammlung mit Freude eines freien und unabhängigen Volks erste Gerechtsame, seine Regierungsverfassung zu bestimmen, ausüben sehen, so weit Menschen beurtheilen können, mit der Überlegung, dem Vaterlandssinn, welcher jetzt, mittels der Constitution, die Bürgerfreiheit und des Staats Ehre und Wohl sichert.

So begann das denkwürdige Actenstück.

Am 22. Mai hielt der König seinen Einzug in Christiania, das ihn mit einem nationalen und kirchlichen Fest empfing; dies war gerade der Jahrestag seiner ersten Ankunft in Christiania. An demselben Tage ernannte er nicht weniger als 33 Hofleute. Die Kammerherren konnten aber nicht mit Schlüsseln versehen werden; unter ihnen findet man die Namen Krampe, Schouboe, Hegermann, Vargas-Bedemar, v. Holten, Brock. Der Staatsrath Haxthausen ward Oberhofmarschall. Man sieht, der junge König vergaß nicht, was zu einem rechten und echten Königthum gehört. Ein Hof gehörte dazu, man kannte damals keinen Bürgerthron, und das Volk fand sich deshalb ohne weiteres in diesen Staat.

Wie geliebt war dieser Fürst als Prinz, wie vergöttert als König! Noch kann man den Abglanz eines reinen unvermischten Enthusiasmus genießen, wenn man mit Männern des Jahres 1814 spricht. Es war eine große herrliche Zeit. Nichts ist schöner als eine Bevölkerung, die von Einem mächtigen Gedanken, dem frei zu leben oder mit Ehre zu sterben, beseelt ist; und so war dies still und bedachtsame, in einsamen Bergthälern aufgewachsene Volk. Die große Masse der Nation zeigte sich rein verwandelt. Das Dichten und Trachten eines Jeden schien darauf auszugehen, wie man seinem Vaterlande am besten dienen könnte; Alles war wie in diesen einen großen Gedanken, das Wohl des Vaterlandes, aufgelöst; in diesem Volk, das durch Hunger und mehre Jahre Krieg decimirt war, war jeder Knochen voll Mark, jede Muskel voll Kraft, wo es galt das alte Norwegen in seiner äußersten Noth zu retten. In Augenblicken solcher Gefahr weht der Genius des Volkes mit gewaltigem Flügelschlag und bläst dies heilige Feuer an, dessen Glut unter der Kleinlichkeit des Alltagslebens so oft gedämpft scheint und wovon doch ein einzelner Funke hinreichend ist, das Vertrauen eines ganzen Lebens zu befestigen und den Glauben an die Vorsehung zu stärken.

Lange Zeit hindurch kamen fast täglich hundertweis neue Nationalkämpfer nach Christiania und wurden von dort an die Grenze gesandt; sie trugen die einfache neu angenommene norwegische Uniform, grau mit grünen Aufschlägen, mit dem Stolz freier Männer, und kein Kummer war in ihren Zügen zu erblicken; nur der Sieg prägte sich in ihrem Antlitz aus. Sie träumten von Triumph. Diese kühnen und frischen Jünglinge von den Bergen machten viel Aufsehen in unsern Gassen, aber man sah sie nicht lange, denn sie eilten mit großem Eifer hinaus, nur fürchtend, daß die Schweden ihres Weges gegangen sein möchten, ehe sie kämen; sie wollten ihren Vätern nicht nachstehen, die Muth gezeigt und zu Aufopferungen bereit gewesen waren, wo es galt, viel zweifelhaftere Güter als die, welche 1814 auf dem Spiel standen, zu vertheidigen. Mit einem solchen Volk und einer solchen Armee hätten Wunderwerke ausgerichtet werden können, wenn sie von einem talentvollen Feldherrn angeführt wären, der auf sie allein baute und fußte. Aber Christian Friedrich hatte es mit so manchen der besten und ausgezeichneten Fürsten gemein, daß er im Frieden größer war als im Kriege. Dies war, obgleich unter gewöhnlichen Verhältnissen das Beste, hier nicht der Fall; denn die Umstände waren außerordentlich. Er hatte großes Talent, hatte selbst die Proclamationen ge-

---

*) Eidsvold ist jetzt durch eine Nationalsubscription das Eigenthum des Volks geworden; dieser Ort wird kaum von irgend einem Norweger ohne ein Gefühl von Pietät und Ehrfurcht vor den heiligen Erinnerungen betreten.

**) Dies war bei uns sein Name; er war nicht in Folge des Rechts seiner Vorväter König, seine Legitimität war anderer Art als die ihre, weshalb er sich auch an ihre Reihe mit keiner Zahl anschloß. An Christian Friedrich denkt das Volk noch mit Ehrfurcht; für Christian VIII. hingegen hat es keine Sympathien, da dieser Name und dieser Fürst ihm fremd ist.

schrieben, bei denen die Herzen des Volks schwollen, gab ihnen selbst diese schönen Wendungen voll Energie, die so großen Anklang fanden, wohin sie nur kamen; doch Heerführer war er nicht. Er besiegte die Herzen seines Volks und brachte es dahin, daß Hohe und Niedere ihm mit einer Ehrfurcht huldigten, die mit der constitutionnellen Gravität unvereinbar gewesen, wenn es nicht so klar am Tage gelegen hätte, daß sie aufrichtig und mit der innigsten Herzlichkeit gepaart war. Der Enthusiasmus, der für Christian Friedrich herrschte, war ganz beispiellos und in unsern abgekühlten Zeiten unglaublich; Alles trug dazu bei, das Volk für ihn zu exaltiren. Er war frei von jenem aristokratischen Hochmuth, der die Erdengötter aus untergeordnetern Classen so oft auszeichnet. Seine Reisen von Ladegaard, wo er sich meistens aufhielt, machte er in einer einfachen Cariole mit einem Burschen hinten darauf; nicht selten sah man ihn in den Straßen Christianias spazieren, von Bauern umgeben, die ihm folgten und sich sogar an seinen Rockschößen festhielten, während sie ihm ihre Liebe bezeigten und ihre Noth klagten; er gab ihnen dann, im Mangel von Anderm, wenigstens ein freundliches Wort, das sie mehr als viel Geld tröstete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plan eines gegenseitigen Bücheraustausches zwischen verschiedenen Staaten.

Die unerschütterliche Ausdauer, mit welcher Alexandre Vattemare seit Jahren die Ausführung seines Planes zu einem gegenseitigen Austausche von Büchern verfolgt, zeigt recht deutlich, welche Gewalt eine Idee, für die wir begeistert sind, über uns bekommen kann. Hr. Vattemare hat zuerst den Plan entworfen, zwischen verschiedenen Staaten eine gegenseitige Mittheilung der verschiedenen Gegenstände, die in ihren Bibliotheken, ihren Archiven oder Museen in größerer Anzahl vorhanden sind, zu organisiren. Bis jetzt hat dieses Project, ungeachtet der unbestreitbaren Nützlichkeit, die es bietet, noch keine officielle Sanction erhalten, und es hat daher, obgleich es sich Vattemare zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, noch immer nicht ins Werk gesetzt werden können. Vergeblich hat er es im J. 1836 und im J. 1839 den französischen Kammern vorgelegt. Er verlangte zwei Dinge, zuerst daß die Kammern eine Anzahl der auf ihre Rechnung gedruckten Documente zu seiner Disposition stellen, und zweitens, daß sie eine Commission ernennen sollten, um den Entwurf zu einem regelmäßigen Austausch zwischen den verschiedenen Nationen, den er auf einem großen Fuße organisiren wollte, zu prüfen. Der letzte Plan, den er der Deputirtenkammer vorlegte, erstreckte sich nicht nur auf Gegenstände der Wissenschaften und Künste, sondern er wollte, daß auch gewisse Producte des Bodens und der Industrie in diesem gegenseitigen Austausche begriffen sein sollten. Beide Entwürfe wurden zwar auf eine für ihren Verf. sehr schmeichelhafte Art von den Kammern entgegengenommen, sind aber bis jetzt völlig unbeachtet geblieben. Indessen ist das Übereinkommen, das 1838 zwischen der französischen Deputirtenkammer und dem englischen Parlamente geschlossen ward und in Folge dessen man sich die wichtigsten gedruckten Staatspapiere gegenseitig mittheilte, zum Theil auf Rechnung des Eifers, den Vattemare zur Verwirklichung seines Planes entfaltet hat, zu setzen. Dieser Austausch der gedruckten Documente zwischen den verschiedenen Nationalversammlungen hat seitdem von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung erhalten, sodaß er, so viel wir wissen, gegenwärtig zwischen den Ständeversammlungen Englands, Frankreichs, Belgiens, Badens, Württembergs und Portugals im Gange ist. Indessen hat es Vattemare dabei nicht bewenden lassen. Er hat vor keinem Opfer, diesem ersten Schritte eine größere Ausdehnung zu geben, zurückgebebt. Zu diesem Zwecke ist er eigens in allen Ländern umhergereist. Überall und selbst in den Staaten, wo, wie in der Türkei, die wissenschaftlichen Bestrebungen nur eine kümmerliche Unterstützung finden, hat er Verbindungen angeknüpft, die für seine Sache von Interesse sind. Die Sympathie, die ihm von allen Seiten gezeigt ward, gab ihm Muth, seinen Plan unaufhörlich zu verfolgen. So begab er sich, als ein Deputirter auf der Tribune sagte, daß es wünschenswerth sei, wenn ein ähnlicher Austausch der Staatsdocumente, wie er zwischen den meisten übrigen constitutionnellen Staaten bereits stattfinde, auch mit den Vereinigten Staaten eingeleitet würde, sofort nach Amerika. Hier ward Vattemare mit einem wahren Enthusiasmus empfangen. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Album zu sehen, das er von seiner Reise mitgebracht hat. Man glaubt seinen Augen nicht trauen zu können, wenn man die zahllosen Beweise von der Begeisterung sieht, die sein Vorschlag bei den Nordamerikanern, die wir uns als von materiellen Interessen ganz absorbirt vorzustellen pflegen, erregte. Die Nützlichkeit seines Plans wird in langen Journalartikeln und in Lobgedichten gefeiert. Von Nordamerika begab Vattemare sich noch nach Havanna, wo die Patriotische Gesellschaft bereit war, mit ihm in Verbindung zu treten.

Der große Enthusiasmus, welchen dieses Project eines gegenseitigen Bücheraustausches zwischen den verschiedenen Staaten im ganzen Auslande gefunden hat, scheint auch auf Frankreich wieder zurückzuwirken. Nach vielen vergeblichen Schritten hat sich Hr. Vattemare jetzt endlich eine beträchtliche Anzahl der gewünschten Staatsdocumente verschaffen können, und er schickt sich gegenwärtig, wie es heißt, an, dieselben persönlich an ihre Bestimmung zu bringen. Indessen kann man sich nicht verhehlen, daß diese vereinzelten Versuche ohne große Wirksamkeit bleiben, so lange sie nicht auf einer regelmäßigen Basis begründet werden. Wir hören, daß Hr. Vattemare gesonnen ist, sich zum dritten Male an die Kammern zu wenden, um dieselben dringend aufzufodern, in dieser wichtigen Angelegenheit die Initiative von Frankreich ausgehen zu lassen. 6.

Notiz.

Französische Urtheile über den Zustand von Ägypten.

Es pflegt sehr häufig zu geschehen, daß die öffentliche Meinung, nachdem sie irgend etwas als unbedingte Wahrheit angenommen hat, mit einem Male zum Gegentheile überspringt. In Frankreich namentlich ruft stets übertriebenes Lob einen übertriebenen Tadel hervor. So können wir die neueste Schrift über Ägypten, „Egypte sous Mehemet Ali“, von P. N. Hamont (2 Bde., Paris 1843), in welcher Mohammed Ali nicht mit den günstigsten Farben gezeichnet ist, als eine unfehlbare Folge der gar zu emphatischen Apologie, die der bekannte Clot-Bey vor einiger Zeit herausgegeben hat, betrachten. Hamont, von dem die „Revue de Paris“ bereits vor einiger Zeit mehre schätzenswerthe Aufsätze gebracht hat, kennt Ägypten aus eigener mehrjähriger Anschauung. Er begnügt sich, dem bombastischen Lobe der Verehrer Mohammed Ali's bestimmte Facten gegenüberzustellen. Frankreich wird aus diesem Werke, das gewiß manchen Widerspruch finden wird, diesen vielgepriesenen Schützling von einer ganz neuen Seite kennen lernen. Indessen bemerken wir schon seit geraumer Zeit, daß die französischen Blätter nicht mehr vom Pascha, „der das Licht der Civilisation in Ägypten angezündet hat“, so viel Wesen machen als vor zwei Jahren. Sollte man sich vielleicht schämen, ihn so schmählich in der Klemme sitzen gelassen zu haben? 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1843.

Historische Übersicht des Zustandekommens der norwegischen Constitution.

Von Münch-Räder.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

Unser jetziger König ist auch geliebt, und keiner des oldenburgischen Stammes hat vielleicht verdient, es in dem Grade zu sein. Wir erkennen seinen edeln Charakter und seine ausgezeichneten Eigenschaften. Aber Christian Friedrich stand uns näher; ihm fehlte die imposante Vergangenheit Karl Johann's und ward uns dadurch mehr gleich; er hatte nichts Fremdartiges, er war unter uns der beste, seine Sorgen waren unsere, sein Herz schlug dem unsern in den gemeinsamen Bedrängnissen entgegen. Diese Unglücksfälle, die das Schicksal uns sandte und die er mit uns theilte, knüpften das Band zwischen Fürst und Volk fest. Im Kriege war dies nicht genug, ein Anführer war erforderlich, Ordnung und Kraft in der Verwaltung, Mittel. Alles fehlte. Die Armee lag auf der Grenze und verzehrte ihren kleinen Vorrath, während sie wartete, bis die Schweden stark genug waren, sie anzugreifen. Den Festungen fehlte es an Ammunition, den Magazinen Proviant, den Lazarethen Ärzte, kurz, sie waren fast von Allem entblößt. Das Transportwesen war miserabel, und das Korn, was man hatte, war zum Theil ungemahlen, da die Mühlen fehlten. Dies Alles mußte eine niederschlagende Wirkung üben; der Eifer kühlte sich auch wirklich in den Gegenden, die den mannichfaltigen und immer neuen Leiden, welche der Kriegszustand mit sich führt, am meisten ausgesetzt waren, bald ab. Dazu kam die Mäßigung der Schweden und der alliirten Mächte, ihre Versprechungen, die nicht verfehlen konnten, einigen Eindruck zu machen, da sie ein starkes Gepräge von Wahrheit trugen. Schon seit mehren Jahren hatten die Schweden gesucht die Norweger zu bewegen, Dänemark zu verlassen und sich mit ihnen zu verbinden. Emissaire, sowol wirkliche als unechte*) durchstrichen das Land mit Proclamationen und um 1814 nahm das Wesen natürlich zu. Es scheint indeß nicht etwas bewirkt zu haben; doch das Betragen der schwedischen Armee, als sie in unsere Grenzen eingerückt war, hatte größern Einfluß auf die Stimmung. Man überzeugte sich, daß die Schweden nicht so schlimm seien, als der Haß des Volks sie geschildert; es ward bekannt, die schwedische Gefangenschaft sei durchaus nicht schrecklich. Die kampflustige Armee mußte sich außerdem auf höchsten, für sie unbegreiflichen, Befehl immer zurückziehen, selbst da, wo sie den Sieg als leicht und sicher ansah. Dadurch verloren sie theilweise das Vertrauen auf ihre Anführer. Es zeigte sich Insubordination; eine Truppenabtheilung brach sogar auf und ging in ihre Heimat. Nur auf einzelnen Punkten — besonders wo der Oberbefehl nicht nahe war — kam es zum ernsten Kampf und die Norweger bestanden da mit Ruhm.

Der Mangel an Energie in der Verwaltung wurde ohne Zweifel zum Theil durch die Diplomatie veranlaßt; selten nur hat es einem kürzlich frei gewordenen Volk genützt, sich damit einzulassen. Wir hatten gehofft, daß die Großmächte Europas hinsichtlich Norwegens nicht im Ernst die Grundsätze geltend machen würden, gegen welche sie gerade mit so viel Glück gekämpft zu haben behaupteten. In England war die Stimmung für uns, in beiden Häusern des Parlaments ward große Sympathie für unsere Sache geäußert. Von Wynne, Whitbread, dem kürzlich verstorbenen Lord Durham u. A. ward es scharf getadelt, daß man im Verein mit Schweden durch Hunger auszurichten suchte, was mit Waffen nicht erreicht werden konnte, und Lord Grey erklärte im Oberhause, daß niemals der britische Charakter mehr befleckt sei als durch die Handelsweise des Ministeriums gegen Norwegen. Er bewies durch die Zeugnisse von Grotius, Puffendorf und Vattel, daß der Widerstand Norwegens vollkommen rechtlich sei und mit dem Völkerrecht übereinstimmte, zeigte, daß es nicht, wie man von schwedischer Seite zu verbreiten suchte, Dänen seien, die Norwegen durch Gewalt und Verführung beherrschten. Die Lords Grenville, Holland, Essex, Roslyn, Clifton, Wenthworth, Fitzwilliam, Stanhope, Lauderdale und Norfolk, wie die Herzöge von Sussex und Glocester erklärten sich mit Grey gegen das Verfahren der Regierung, aber sie ließ sich nicht bewegen. Man begnügte sich einen Agenten, Morier, nach Norwegen zu senden, um die Reichsversammlung zu benachrichtigen, daß England seine Ver-

*) In einem seiner Briefe an Graf Adlersparre klagte König Karl XIII. schon 1810, daß ein öffentlich verurtheilter Dieb in Norwegen sich für einen seiner Emissaire ausgegeben.

pflichtung gegen Schweden erfüllen, aber vermitteln wolle, daß den Norwegern die constitutionnellen Gerechtsame, die sie wünschten und welche der britische Tractat mit Schweden zum Theil bedingt hatte, gesichert würden. Er kam indeß erst am 5. Juni nach Christiania, also nachdem die Versammlung aufgelöst war. Diese hatte vor Europa Norwegens Selbständigkeit erklärt und Schweden nur eine enge Alliance angeboten; deshalb konnte keine Übereinkunft vor der Zusammenberufung einer neuen Reichsversammlung stattfinden. Dies ward auch sowol Morier als den später (am 30. Juni) angekommenen Commissairen, oder wie sie sich auch nannten, Kriegsherolden von Östreich, Rußland, England und Preußen erklärt. Diese entgegneten, daß des General Bennigsen's Armee und ein russisches Truppencorps zu Schwedens Disposition gestellt und eine allgemeine Seeblockade bestimmt sei; sie boten aber eine partielle Aufhebung der Blockade sammt Waffenstillstand an, wenn Christian Friedrich seine Rechte in die Hände des Volks niederlegen wolle, das Land zwischen Glommen und der schwedischen Grenze bis auf weiteres neutral erklärt und die Festungen von Schweden besetzt würden. Christian Friedrich erklärte sich zu dem ersten bereit, wie auch seinen Einfluß anzuwenden, um eine Vereinigung mit Schweden, wenn das Grundgesetz anerkannt würde, zu Stande zu bringen. Die Überlieferung der Festungen ward aber für unmöglich und gegen die Constitution streitend erklärt, wo hingegen er doch bereit war, sie zu räumen und der Bewachung der Bürger zu überlassen; doch daneben erklärte er, sein Schicksal von dem des Volks nicht trennen zu wollen, wenn es den Widerstand der Versöhnung vorzöge. Da man nicht einig werden konnte, reisten die Commissaire fort, um dem König von Schweden zu überlassen, inwieweit er sich auf die norwegischen Bedingungen einlassen wolle. Am 28. meldeten sie wieder, daß der König von Schweden nicht darauf eingehe, worauf derselbe, der kurz vorher die Versammlung von Eidsvold als gesetzwidrig erklärt hatte und dagegen dem Kronprinzen aufgegeben, in seinem Namen die Stände zusammenzurufen, um ihnen ein Grundgesetz vorzuschlagen — nun auf die von den Commissairen gestellten Bedingungen einging; wie weit er unsere Verfassung anerkennen wollte, ward nicht geäußert. Man hatte gewiß viel Ursache zu beklagen, daß die Reichsversammlung nicht beisammen geblieben war; der Streitpunkt wegen der Festungen wäre dann entweder überflüssig geworden oder hätte ohne Blut abgemacht werden können. Jetzt war es nicht möglich. Die Kriegsbegebenheiten, die am 27. Juli begannen, brachten es bald mit sich, daß eine jener Festungen, Frederiksstad, am 4. Aug. capitulirte; die Schweden, deren Napoleonischer Heerführer seine Truppen auf einzelnen Punkten zu sammeln wußte, um dadurch seine Überlegenheit beim Angriff zu sichern, drängte die Norweger in den südlichsten Theil des Landes zurück, wogegen das in der Nähe von Kongsvinger eingerückte schwedische Corps am 5. August geschlagen ward. Am 7. wurde schwedischer Seits Waffenstillstand vorgeschlagen; am 14. ward Waffenstillstand und Convention geschlossen. Frederiksstern sollte überliefert werden, der Storthing wegfallen, die ausübende Macht vorläufig unter einem Vorwande dem Staatsrath übertragen und die Krone in die Hand der Repräsentation niedergelegt werden. Der König von Schweden gelobte dagegen, die Constitution anzunehmen, und behielt sich nur vor, die Veränderungen vorzuschlagen, welche eine Vereinigung mit Schweden erheischten; alle vorhergegangenen Drohungen wurden zurückgenommen. Die schwedisch-englisch-russische Blockade ward gleich nach dem Waffenstillstand aufgehoben und der König von Dänemark widerrief das strenge Verbot gegen Kornausfuhr, der Kronprinz von Schweden sandte sogar, zur Hülfe der Nothleidenden, einige Schiffsladungen Korn, die indeß nicht angenommen wurden. Der Waffenstillstand wurde streng gehalten und ein in dem Nordenfieldschen entstehendes Misverständniß mit kluger Eile ausgeglichen. Die Nationalversammlung trat am 7. Oct. zusammen und wurde Tags darauf vom Staatsrath durch eine königliche Rede eröffnet, worin der traurige Zustand *) des Landes geschildert und Se. Maj. bewogen ward, seine Zufriedenheit und persönlich glückliche Stellung aufzuopfern, um das geliebte Vaterland gegen Verheerung zu bewahren und ihm seine constitutionnelle Verfassung zu sichern. Am 10. desselben Monats legte er den förmlichen Act, worin er für sich und seine Nachkommen **) abdicirte, in die Hände einer Storthingsdeputation und ging an demselben Tage an Bord, um das Land zu verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Borrow und die Bibel in Spanien.

Der auch in d. Bl. als Verf. des geachteten Werks über die Zigeuner in Spanien genannte Engländer Borrow hat unter dem etwas seltsamen Titel: „The Bible in Spain, by *George Borrow*" (3 Bde., London 1842), ein anderes Werk veröffentlicht, von welchem das „Athenaeum" nicht mit Unrecht versichert, es sei beinahe das außerordentlichste Buch, das seit lange in der englischen oder in irgend einer Sprache erschienen. Es erzählt im Wesentlichen die fünfjährigen Bemühungen des Verf., als Agent der British and Foreign Bible society in London eine spanische Bibel in Madrid drucken zu lassen und in Spanien zu verbreiten. Es enthält im Ganzen wenig aus der persönlichen Geschichte des Verf.; doch selbst dies Wenige beweist, daß seine Abenteuer fabelhaft-romantisch gewesen. Auch ist das Buch kein regelmäßiger, bei A anfangender, bei Z aufhörender Bericht; Gesehenes und Erlebtes wechseln in bunten, vortrefflich gemalten Bildern, und gerade in dem Fragmentarischen liegt ein Hauptreiz des Buchs. Gegenwärtige Anzeige bezweckt hauptsächlich eine Übersicht des vom Verf. Erstrebten.

---

*) Dieser Zustand war um so bedenklicher, da ein großer Theil des Volks — wie gewöhnlich nach einem unglücklichen Kriege — sich als von seinen eigenen Landsleuten verrathen ansah. Die allgemeine Erbitterung, die sogar tumultuarische Auftritte veranlaßte, wurde durch die Einleitung von Untersuchungen gegen einige Anführer des Feldzuges beruhigt; mehre von ihnen wurden auch später verurtheilt.

**) Die letzte Clausel „und seine Nachkommen" war ursprünglich nicht darin, doch ward sie hinzugefügt, nachdem Etatsrath Treschow in einer Privataudienz auf diesen Mangel aufmerksam gemacht hatte.

Mitte November 1835 landete Borrow in Lissabon und verlor keine Zeit, die mitgebrachten portugiesischen Bibeln und Neuen Testamente nach Möglichkeit abzusetzen. Einen Theil gab er den Buchhändlern in Commission, eine Partie ließ er hausiren tragen und mit dem Reste machte er sich nach Evora auf den Weg — Evora die erste Stadt Portugals jenseit des Tajo, einst der Sitz eines Zweigs der Inquisition. Auf dem Wege dahin wäre der Verf. bei einem Haar im Tajo ertrunken und ebenso kurz entging er den Räubern. Früh am Morgen verließ er mit einem Maulthiertreiber und dessen Neffen seine Nachtherberge in Aldea Gallega. „Der Mond schien hell und der Morgen war eisig kalt. Wir wurden bald von fünf oder sechs Reitern überholt, die scharf zuritten, jeder eine lange Flinte am Sattel. Ich fragte den alten Mann, wozu diese kriegerische Armatur. Er antwortete, die Straßen seien sehr schlecht — was so viel heißen sollte als voll Räuber — und daß jene deshalb sich zur Vertheidigung bewaffnet. Sie bogen bald rechts nach Palmella ein." Mismuthig steigt Borrow ab und versucht ein Gespräch mit dem alten Manne. „Er kannte nur ein Thema ‚die Räuber', und die Greuelthaten, die sie in der Gegend zu verüben pflegten, die wir eben passirten. Seine Geschichten waren schauderhaft. Ich setzte mich also lieber wieder auf und ritt voraus. Nach anderthalb Stunden kamen wir aus dem Walde in eine wilde, abscheuliche, durchkreuzte und mit Gestrüpp bewachsene Landschaft. Die Mäuler hielten an einem seichten Sumpfe, um zu saufen, und beim Umherschauen erblickte ich rechts eine eingestürzte Mauer. Der Führer sagte, es seien die Ruinen von Vendas Velhas, des alten Gasthofs, einst der Aufenthalt des berühmten Räubers Sabocha. Ich stieg ab, ging hin und fand die Spuren eines Feuers und eine zerbrochene Flasche. Also waren die Söhne des Raubes noch vor kurzem hier gewesen. Ich ließ ein Neues Testament und einige Tractätchen zurück und machte, daß ich fortkam." Ein anderes Mal begegnet der Verf. folgendem hübschen Beweise von Straßensicherheit. Ein portugiesischer Fidalgo zieht vom Lande in die Stadt. „Und hätten sie die Schätze Indiens durch die arabische Wüste geschafft, mit größerer Vorsicht hätte es nicht geschehen können. Voran ritt der Neffe mit gezogenem Säbel, Pistolen in den Halftern, die gewöhnliche lange spanische Flinte am Sattel. Hinter ihm marschirten sechs Mann in Fronte, Musketen auf den Schultern und jeder ein Beil im Gürtel, wahrscheinlich bestimmt, wenn es zum Handgemenge käme, die Räuber bis zur Brust zu spalten. Dann folgten sechs Wagen, darunter zwei Caleschen, in denen der Fidalgo und seine Töchter. Die übrigen waren bedeckte Karren, anscheinend mit Hausgeräthe. Zu beiden Seiten jedes dieser Wagen ging ein bewaffneter Bauer, und der Sohn, ein Bursche von vielleicht 16 Jahren, führte die Nachhut, die aus ebenso viel Mann bestand wie die Vorhut unterm Befehle seines Cousin. Die Soldaten waren glücklicherweise leichte Reiterei, wunderschön beritten, und sprengten nach allen Richtungen, um, falls der Feind in der Nähe lauere, ihn aus seinem Versteck zu treiben."

Die Ziegenheerde auf Monte Moro — die Nachtscene in Evora, wo der Verf. mitten in einer sehr gemischten Pascher-gesellschaft — der Flüchtling, der zitternd und bebend sich von Hexen gejagt glaubt und Rosemarin in seinen Hut legt, damit sie ihn nicht finden sollen — der von der Nacht überfallene Reitersmann, der nicht weiß, ob rechts oder links: — lauter herrliche Schilderungen, die hier unberücksichtigt bleiben müssen.

In Evora findet der Verf. einen Buchhändler, der den Verkauf der Bibeln und Testamente übernehmen will. Diesem vertraut er die Hälfte seines Vorraths; die andere Hälfte gibt er dem Regierungssecretair, der gemeinschaftlich mit dem Gouverneur die Begründung einer Schule beabsichtigte, in welcher die Heilige Schrift zur Basis des Unterrichts gemacht werden sollte. Während seines Verweilens in Evora ging der Verf. täglich zu dem Brunnen, wo die Maulthiertreiber und alle zur Stadt kommenden Landleute ihre Thiere tränkten. Mit Jedem suchte er ein religiöses Gespräch anzuknüpfen. Aber nicht Einer, versichert er, hatte eine Bibel gesehen und kaum ein halbes Dutzend hatten vom Inhalte derselben einigermaßen einen Begriff. Doch hörten sie insgesammt seinen diesfallsigen Mittheilungen aufmerksam und wenigstens anscheinend mit großem Interesse zu. Unter den Landleuten, namentlich in Portugal, ist der Glaube an Hexerei noch sehr stark, und Viele tragen deshalb Amulete, die von den Mönchen gefertigt und verkauft werden. Daraus könnte man auf fortdauernden Einfluß der Mönche schließen. Allein Borrow behauptet auf das bestimmteste, daß sowol in Spanien als in Portugal der Mönchseinfluß in raschem Sinken sei. Sogar die Pascher in Evora sprachen vom Priesterthume und Mönchswesen mit dem größten Abscheu und versicherten einhellig, daß sie lieber sterben als sich wieder einem Joche fügen wollten, das ihnen ehedem den Nacken wund gerieben.

Ungefähr 14 Tage nach seiner Rückkehr von Evora nahm der Verf. seinen Weg über Badajoz nach Madrid. Unmittelbar jenseit der Grenze trifft er einen Haufen spanische Zigeuner und einer, Antonio, der auch in dem frühern Werke vorkommt, bietet sich zum Führer an. Eine gewisse Vorliebe für Zigeuner und der Wunsch, alle Eigenheiten dieses seltsamen Volkes kennen zu lernen, veranlassen den Verf. das Erbieten anzunehmen, und so reist er auf einem kleinen, den Zigeunern gehörigen Pferde eine ganze Woche, à la Zigeuner, bald im Felde, bald im Walde, heute in einer Stadt, morgen in einem Dorfe übernachtend. An drolligen Auftritten fehlt es da nicht. In Merida rasten Beide drei Tage im Hause einer alten Zigeunerin, die dem Verf. eine Menge wunderbare Geschichten erzählt von den Mauren und von Ausbrüchen aus Gefängnissen, von Räuberheldenthaten und von ein paar Vergiftungsabenteuern, an welchen sie in ihrer Jugend Theil gehabt. Zuguterletzt trägt sie dem Verf. ihre Enkelin zur Frau an und widerlegt mannhaft jede Entschuldigung, mit welcher er den zärtlichen Antrag ablehnt. Er kommt indessen ohne Frau davon. Antonio findet es aber aus bewegenden Gründen rathsam, den Städten, die nun in ihrem Wege liegen, aus dem Wege zu gehen. Borrow setzt also seine Reise allein fort und überholt bei Talavera einen Reisenden, den größten und dicksten Mann, der ihm in Spanien vorgekommen. Er ist nicht nach der Landessitte gekleidet, spricht jedoch gut Castilisch. Aber im Laufe des Gesprächs entschlüpft ihm ein Wort, das den Moresco verräth, und daran knüpfen sich Eröffnungen, die in Betreff des Zustandes dieser Menschen in Spanien denkwürdige Thatsachen ans Licht bringen.

Kaum in Madrid angelangt, suchte der Verf. um die Erlaubniß an, das Neue Testament in castilischer Sprache drucken zu lassen. Der englische Gesandte, jetziger Lord Clarendon, gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den damaligen Premier, Mendizabal, und damit verfügt sich Borrow auf dessen Bureau. „Mehre Personen wurden vor mir eingelassen. Endlich kam die Reihe an mich und ich trat ein. Mendizabal stand hinter einem mit Papieren bedeckten Tische, die Augen fest auf diese gerichtet. Da er von mir nicht die geringste Notiz nahm, hatte ich Muße, ihn zu betrachten. Er war ein starker, athletischer Mann, noch größer als ich, der ich ohne Schuhe sechs Fuß zwei Zoll messe. Seine Gesichtsfarbe war frisch, seine Züge fein und regelmäßig, seine Nase complete Adlernase und seine Zähne glänzend weiß. Obschon kaum 50 Jahr alt, war sein Haar ganz grau. Er trug einen prächtigen Morgenrock mit einer goldenen Kette um den Hals und Maroquinpantoffeln. Sein Secretair, ein schöner Mann mit einem klugen Gesichte, der, wie ich später erfuhr, in der englischen und spanischen Literatur sich einen Namen erworben, stand am Ende des Tisches, Papiere in den Händen. Nach beiläufig einer Viertelstunde schlug Mendizabal plötzlich die Augen auf, ein Paar durchdringende Augen, und ließ sie mit einem besonders stechenden Ausdrucke auf mir ruhen. Meine Audienz dauerte ziemlich eine Stunde. Als ich mich verabschieden wollte, sagte er: ‚Ihr Gesuch ist nicht das erste der Art. Seit ich an der Spitze der

Regierung stehe, bin ich in ähnlicher Weise von Engländern gepeinigt worden, die sich evangelische Christen nennen und jetzt Spanien überschwemmen. Seltsame Bethörung, die Euch mit Bibeln in den Händen über Meer und Land jagt! Mein bester Herr, Bibeln brauchen wir nicht. Wir brauchen Flinten und Pulver, die Rebellen zu bezwingen, und brauchen vor Allem Geld, die Truppen zu bezahlen. Sobald Sie uns diese drei Dinge bringen, sollen Sie herzlich willkommen sein; so lange jenes nicht, können wir Ihre Besuche wirklich entbehren, wie groß auch die Ehre.'" Nach dem bald darauf erfolgten Ministerwechsel erneuerte Borrow sein Gesuch, fand aber im Secretair des Herzogs von Rivas einen entschiedenen Gegner. Selbst eine Introduction des Marineministers Gallano an den Herzog, von welchem die gewünschte Erlaubniß abhing, half zu nichts. Der Verf. sah sich bei der Audienz ein zweites Mal getäuscht. Mit der Revolution von La Granja endete sein erster Aufenthalt in Spanien. Er eilte nach England, mit seinen Freunden einen neuen Bibelfeldzug zu berathen, und kehrte über Cadix, Sevilla und Cordova nach Madrid zurück. Hier wurde ihm Seiten des Ministeriums zu verstehen gegeben, daß eine förmliche Erlaubniß zum Druck der Bibel zwar unthunlich sei, man jedoch ein diesfallsiges Unternehmen nicht hindern wolle, und darauf ließ der Verf. 5000 Exemplare drucken. „Ich hatte bereits beschlossen", schreibt der unermüdliche Bibelagent, „zuvörderst eine Zahl Abdrücke in den madrider Buchhandlungen niederzulegen und dann fortzureiten, das Testament in der Hand, das Wort Gottes unter den Spaniern zu verbreiten, nicht in den Städten allein, sondern auch auf den Dörfern, nicht unter den Kindern der Ebene allein, auch unter den Kindern der Hügel und Berge. Ich wollte Altcastilien besuchen, ganz Galicien und beide Asturien durchstreifen, in allen großen Städten Bibeln zurücklassen, in die geheimsten und verborgensten Schlupfwinkel dringen, dem Volke von Christus erzählen, ihm den Inhalt seiner Schrift erklären und das Buch Denen in die Hände geben, die meines Erachtens Nutzen daraus ziehen könnten. Das Gefährliche einer solchen Reise verbarg ich mir keineswegs. Möglich, daß mich das Schicksal des heiligen Stephan ereilte. Wer darf sich aber einen Anhänger Christi nennen und Gefahr fürchten im Streite für ihn, den er seinen Meister nennt?"

Das blieben nicht Worte und Entschlüsse; der Verf. machte sie zur That und verwendete darauf einen großen Theil des J. 1837. Aber ohne sehr bedenkliche Gefahren ging es auch nicht ab. Er gerieth unter Banditen und wurde von den Carlisten ausgeplündert. Ein christinischer Alcalde hingegen nahm ihn für Don Carlos und wollte ihn auf der Stelle erschießen lassen. Trotz alledem verlor er seinen Zweck nie aus den Augen und konnte im Ganzen mit dem Resultate zufrieden sein. Die Buchhändler in Salamanca, Leon, Compostella und andern Städten sagten ihm ihre Mitwirkung zu und an Leute niedern Standes verkaufte er selbst eine beträchtliche Menge Testamente. Durch den Erfolg kühn gemacht, eröffnete er bei seiner Rückkunft in Madrid einen eigenen Bibelladen, benachrichtigte davon das Publicum mittels Straßenanschläge, nach englischer Weise und zum Staunen der Spanier auf buntem Papier in ellenlangen Buchstaben, und annoncirte es außerdem in allen Tageblättern und Zeitschriften. Das war des Guten zu viel. Madrid gerieth in Aufregung und das gleichzeitige Erscheinen des Evangeliums in spanischer, Zigeuner- und biscayischer Sprache hetzte der Regierung die Pfaffen dergestalt auf den Hals, daß sie ein peremtorisches Verkaufsverbot erließ. Anonyme Briefe drohten dem Verf. Ermordung, dafern er den Verkauf seiner „jüdischen Schriften" nicht einstellte, und nicht lange, so mußte er ins Gefängniß wandern. Er kam jedoch bald wieder frei. Merkwürdig ist jedenfalls, wie sehr die Spanier oft nach Bibeln verlangten. Von vielen Belegen nur einige. Als Borrow eines Abends sich und sein Pferd im Tajo badete, „sammelte sich am Ufer ein Haufe Volks und schrie: ‚Komm heraus aus dem Wasser, Engländer, und gib uns Bücher; hier ist das Geld.' Dabei streckten die armen Leute ihre Hände aus, in denen sie kleine Kupfermünzen hielten vom Werthe eines Pfennigs. Unglücklicherweise hatte ich keine Testamente. Aber Antonio, der in meiner Nähe, hatte eins. Er zeigte es und augenblicklich rissen sie es ihm aus den Händen und balgten sich darum. Häufig geschah es, daß arme Landleute, die gern Testamente haben wollten und kein Geld besaßen, Lebensmittel zum Austausch brachten, Kaninchen, Obst und Gerste, und ich machte es mir zur Pflicht, sie nie zu täuschen." Ein alter Schulmeister spendete seinen letzten Real, um seinen Scholaren ein Dutzend Testamente zu schaffen. „Unterm Portico dort sitzt ein Bauer und liest. 84 Jahre sind über sein Haupt gegangen und er ist fast ganz taub. Dennoch liest er das zweite Buch Matthäi mit lauter Stimme. Vor drei Tagen bestellte er ein Testament. Er konnte das Geld nicht auftreiben und eben erst hat er 30 Pfennige gebracht."

In Folge von Krankheit, die einen Luftwechsel rathsam machte, ging Borrow ein zweites Mal nach England, war aber schon am letzten Tage des J. 1838 wieder in Spanien und wählte zu Fortsetzung seines Werks die Dörfer östlich von Madrid. Die Geistlichkeit war jedoch nicht müßig gewesen. Sie hatte sich über sein Treiben bei der Regierung beschwert und diese befahl den Alcalden sämmtlicher Dörfer von Neucastilien, jedes zum Verkauf ausgebotene Testament wegzunehmen. Hierdurch nichts weniger als entmuthigt, verließ Borrow jene Gegend, wendete sich nach Madrid, schickte Bibeln von Haus zu Haus und verkaufte in 14 Tagen nahe an 600. Sonderbar genug war einer seiner eifrigsten Colporteurs ein Geistlicher. So oft er ausging, hatte er eine Bibel unterm Gewande, die er dem Ersten, der ihm begegnete und einigermaßen wie Geldhaben aussah, zum Kauf anbot. Wenn sich nun der Verf. von der auf solche Art bewirkten Verbreitung der Heiligen Schrift einen mächtigen und wohlthuenden Einfluß auf die Denkweise der Spanier verspricht, so — könnte das einem frommen Wunsche gleichen und zweifelhaft sein. Wenn er aber anführt, daß in zwei madrider Kirchen jeden Sonntag das Neue Testament regelmäßig ungefähr 20 Kindern erklärt wird, von denen jedes selbst eine Bibel besitzt, so — hat er für seine Hoffnung allerdings Grund. Mitte April 1839 waren alle Bibeln abgesetzt und Madrid, wie es schien, mit Testamenten gesättigt. Also nahm Borrow die noch übrigen nach Sevilla, verkaufte 200 Stück und begab sich mit dem Reste über Cadix und Gibraltar nach Tanger, um den letzten Vorrath unter die in dortiger Gegend wohnenden Christen zu vertheilen. Damit — man kann nicht sagen schließt, sondern — bricht seine Erzählung ab.

14.

Literarische Notiz.

Wenige Gedichte haben in den letzten 15 Jahren so viel Beifall und Käufer gefunden wie „The course of time" von dem Schotten Robert Pollok. Es erschien 1827, ist bereits durch die sechszehnte Auflage gegangen und hat einen Absatz von 40,000 Exemplaren gehabt. Wer daher für die Geschichte des Gedichts und für den Dichter sich interessirt, der lese: „Life of Robert Pollok, by his brother, David Pollok" (Edinburg und London 1843). Der Dichter wurde den 19. Oct. 1798, sein Gedicht unter körperlichen und finanziellen Leiden geboren. Er starb in der Nähe von Southampton am 18. Sept. 1827 und ruht auf dem Kirchhofe zu Millbrook unter einem Denkmale, dessen Kosten aus den für ihn zu einer Reise nach Italien gesammelten Beiträgen bestritten worden sind. Er war das siebente von acht Kindern eines wenig bemittelten Landwirthes zu North-Moorhouse im Kirchspiel Eaglesham der Grafschaft Renfrewshire.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1843.

Historische Übersicht des Zustandekommens der norwegischen Constitution.

Von Münch-Räder.

(Beschluß aus Nr. 174.)

Die Stimmung, die in der Reichsversammlung geherrscht hatte, fand nicht mehr statt. Wol war man der verlangten Vereinigung im Ganzen sehr abgeneigt und mistrauisch; was sich unter Andern bei der Menge von Subscriptionen für den Fall der Erneuerung des Krieges zeigte; doch auf der andern Seite konnte man die Vortheile einer Verbindung mit Schweden als die gebietende Nothwendigkeit Dessen, was Europa foderte, ebenso wenig leugnen. Jetzt trat Wedel-Jarlsberg mit Eifer und Kraft auf, um seine Ansichten geltend zu machen, indem er die Aufklärungen über den Zustand des Reichs, die von einem vom Storthing niedergesetzten Untersuchungscomité mitgetheilt waren, benutzte. Er bewies, daß wir mit 20,000 Mann schlecht gekleideter und schlecht genährter Truppen und einigen wenigen Schiffen nicht hoffen konnten, eine Armee von 40,000 Mann, die durch englisches Geld in sehr gutem Zustande war, unter dem Commando Karl Johann's stand und von einer bedeutenden Seemacht unterstützt war, zu besiegen; wir ständen ohne Vereinigungspunkt, ohne Alliirte, ohne geübte Generäle, ohne Handel, ohne Schiffahrt, ohne Finanzen gegen die größten Mächte Europas. Er zeigte, daß eine isolirte Selbständigkeit sehr unglücklich sei und überdies in einem so kleinen Staat nur dem Namen nach stattfinden könne; wobei doch jede Verbindung mit einem andern Lande als Schweden ein Unding sein würde. Besonders scharf sprach er sich gegen eine Wiedervereinigung mit Dänemark aus, „dessen politisches System so streitend gegen das Interesse Norwegens ist, dessen zerrüttete Finanzen lange ein Sprichwort geworden sind, dessen verwickeltes Collegialwesen allen Geist tödtet, dessen verderbliche Charakterlosigkeit uns schon allzu sehr angesteckt hat, dessen Kleinmüthigkeitsgeist bei uns nur zu viele Spuren hinterlassen hat"; zuletzt entwarf er eine Schilderung der Vortheile, die unsere bewahrte Selbständigkeit und Freiheit unter einem mit Schweden gemeinsamen König bieten würde. Der Landrichter Nansen und Andere vereinten sich diese Verbindung als vortheilhaft zu schildern, und am 20. Oct. wurden die wichtigen Beschlüsse gefaßt, welche Norwegens Zukunft bestimmten. Bis auf Eine Stimme erklärte der Storthing sich berechtigt, den Beschluß zu fassen, den er selbst in Betreff einer neuen Königswahl am zweckmäßigsten finde; — Etwas, das übrigens mit andern historischen Daten zu beweisen scheint, daß der Storthing zunächst sein Recht, das Grundgesetz zu verändern, aus diesem selbst herleitete, anstatt, was gewiß das Richtigste gewesen wäre, es auf die neue Befugniß zu thun, welche die Nation ihren Repräsentanten gegeben hatte, rücksichtlich der Foderungen Schwedens das Nöthige vorzunehmen. Man bestimmte gegen fünf Stimmen, Assessor Hagerup, Consul Konow, Capitain Motzfeldt, Secretair Christie und Pastor Dahl, daß Norwegen als selbständiges Reich unter Einem König mit Schweden vereint werden solle, jene fünf referirten alles auf den von ihren Committenten (in der Stadt Bergen und dem nördlichen Bergenhusamt) ausdrücklich zu erkennen gegebenen Willen. Während der Storthing sich für berechtigt ansah, das Grundgesetz zu verändern, wo er fand, daß Veränderungen nöthig seien, betrachtete er es im übrigen doch ohne Ausnahme als geltend. Den Thron sah er als erledigt an und brachte die Bestimmung des Grundgesetzes für diesen Fall: dem Staatsrathe als Inhaber der executiven Macht zwei neue Mitglieder zuzuordnen und den Eid derselben, die Constitution aufrecht zu halten, welche diese freilich der Umstände wegen gern vermieden hätten, entgegenzunehmen, zur Anwendung. Als der Staatsrath dem Storthing die Erledigung verschiedener Regierungssachen überlassen wollte, erhielt er dieselben mit der Weisung zurück, daß sie unter die executive Macht sortirten. Andererseits hielt der Staatsrath sich doch keineswegs mit Strenge innerhalb der Linie, die er sich vorgezeichnet hatte, sondern erlaubte sich sogar, ein oder das andere minder Wesentliche, das dem Verein eigentlich nicht zukam, bei der Modification des Grundgesetzes zu bestimmen. Im Ganzen hatte man wol einen sehr unklaren Begriff davon, was derselbe nothwendigerweise erfodere. Streng genommen, bedurfte es gar keiner Veränderungen, damit Schwedens König zugleich der unsere würde, und nur sehr wenige, um diese Verbindung dauernd zu machen, und sie wurden meistens nur vorgenommen, theils damit beide Reiche vor dem übrigen Europa als Einheit aufgestellt werden könnten,

theils und vornehmlich um das Reich gegen die Inconvenienzen zu sichern, welche durch den gewöhnlichen Aufenthalt des Königs außerhalb seiner Grenzen entstehen könnten, wie auch gegen die Gefahren der Freiheit, welche unser Mistrauen uns verspiegelte. So traf es sich auch, daß, wenn man Seiten Norwegens allzu starke Garantien foderte, die schwedischen Commissaire, welche mit dem Storthing unterhandelten, oder, wie es hieß, ihm Aufklärung mittheilten, zu den bisher bestandenen grundgesetzlichen Bestimmungen zurückgingen und verlangten, daß diese auch ferner gültig sein sollten, wenn man sich mit solchen Veränderungen begnügen wolle, in welche König Karl einwilligen würde. So war dies der Fall, als die Rede auf die Disposition des Königs über die Kriegsmacht kam, welche man norwegischer Seits — nach einem Vorschlag von Motzfeldt, Nansen u. A. — allen möglichen Einschränkungen *) unterwerfen wollte, von denen indeß doch nur einige durchgingen. Hier wie im Ganzen wurde schwedischerseits die größte Mäßigung bewiesen und die größte Vorsicht angewandt, um dies wichtige Werk zu Ende zu bringen, das auf so mannichfaltigem Fundament von Nothwendigkeit und freier Erkenntniß, von Bitterkeit und Mistrauen, mit kaltem Nachdenken und Berechnung vereint, aufgeführt wurde. Niemand liebte damals die Vereinigung, man erkannte nur ihren Nutzen. Man wurde, nachdem das Grundgesetz im Ganzen wieder durchgegangen war, am 4. Nov. mit der Umarbeitung fertig. Der Storthing hatte alle seine Beschlüsse in pleno gefaßt, die ganze Zeit unter dem Präsidium des Sörenskriver Christie. Am selben Tage wurde eine Erklärung an König Christian Friedrich ausgefertigt, in der man seine Abdication anerkannte und ihn seines Eides entband. **) Auch empfing man von den schwedischen Commissairen am 4. Nov. die Erklärung, daß sie das Grundgesetz im Namen des Königs annähmen, worauf man gleich die Königswahl vornahm, welcher Act nach dem Vorgefallenen natürlich nur Formalität sein konnte, die beobachtet wurde, um die durch das Grundgesetz vom 17. Mai bestimmte Ordnung und Regel so viel als möglich aufrechtzuhalten. Das Grundgesetz selbst ward erst am 7. Nov. von dem erwählten Comité, das sie am 3. zur Bearbeitung erhalten, beendet. Der Storthing machte auch den Entwurf zu einer Acte, wodurch das Grundgesetz vom König angenommen und dann von dem Storthing in dessen Namen publicirt werden konnte; aber der König, der diesem nicht beitrat, faßte selbst eine Bekanntmachung vom 10. Nov. ab, worin erklärt ward, daß er, nachdem er zum constitutionellen König gewählt sei, das Grundgesetz annähme, bestätige und bekräftige, sowie es zufolge der Übereinkunft mit seinen Commissairen beschlossen sei. Doch daneben nahm der Storthing selbst am 16. eine Intimation an, worin er beschlossen und festgesetzt zu haben erklärte, daß statt der von der Reichsversammlung gegebenen Constitution die jüngst angenommenen theils auf diese gebaute, theils bei Veranlassung der Vereinigung angenommenen Bestimmungen gelten und daß alle Beikommenden sie wie Norwegens Grundgesetz zu achten und zu befolgen hätten, und diese Intimation ward jetzt in den Grundgesetzausgaben als die eigentliche Einleitung angesehen.

Gleich nach der Königswahl kam Karl Johann mit seinem Sohn, von norwegischen Jägern escortirt, nach Christiania; er fand sich gleich im Storthing ein, wo er durch die nachgiebigsten Erklärungen das durch die Begebenheiten verwundete Nationalgefühl beruhigte und den Königs constitutionellen Eid ablegte; auch die Mitglieder des Storthing leisteten bei derselben Gelegenheit der Constitution und dem König den Eid. Wol ward es nothwendig gefunden, daß ein Schwede (Graf Essen) zum Statthalter ernannt wurde, doch in den Staatsrath — dessen alte Mitglieder blieben, Aall ausgenommen, der seinen Abschied suchte — wurden sieben der Männer aufgenommen, welche thätigen Antheil an der Entwickelung der Begebenheiten zum Theil als Widersacher Schwedens genommen hatten, nämlich P. Anker (als Staatsminister), Wedel-Jarlsberg, Treschow, Diriks, Krogh, Motzfeldt und Hegermann (als Staatsräthe), während andere wie Christie, Fabricius, Fasting, Holst, Löwenskjold, Sibbern, Hagerup, Krebs und Fleischer, die alle theils als Repräsentanten in Eidsvold oder im Storthing fungirt, theils sich im Kriege ausgezeichnet hatten, gleichfalls Beweise der Gnade und des Vertrauens erhielten. Am 26. Nov. ward der Storthing vom Kronprinzen mit einer Rede aufgelöst, die durch einige Worte des Präsidenten, welche die Hoffnung ausdrückten, daß der neue Fürst bald die Liebe des Volks zu erwerben wissen werde, beantwortet wurde. Dies war die Schlußscene in dem großen Act, durch den Norwegens Freiheit und Glück gesichert ward. Die Wünsche Christie's fingen schon an in Erfüllung zu gehen, denn der Kronprinz Karl Johann gewann die Herzen durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit, seine aufrichtige Liberalität und das Vertrauen, das er Denen bewies, die vor kurzem noch seine Feinde gewesen waren.

Das Grundgesetz selbst umfaßt nicht vollständig alle Fundamente unsers constitutionellen Rechts; als es die in Schweden für die Thronfolge geltenden Regeln annahm, bestimmte es, daß dieses Landes Successionsordnung von 1810 in der Übersetzung beigefügt werden sollte. Um einige nähere Bestimmungen in Betreff der Organisirung einer gemeinsamen obersten Regierung auf den

*) Doctor Neumann wollte sogar eine Clausel eingeführt haben, daß Norwegen nie offensiv und nicht einmal defensiv Krieg gegen Dänemark führen dürfte, wenn nicht Norwegen selbst von Dänemark angegriffen würde; doch fiel dieser Vorschlag weg, da angenommen wurde, daß kein Angriffskrieg ohne Einwilligung des Storthing geführt werden könne.

**) An demselben Tage stieg Christian Friedrich nach einer stürmischen Überfahrt bei Aarhuus ans Land. In seinem Gefolge befanden sich Graf Bargas-Bedemar, Major von Brooch, Capitain Holsten und Lector Adler; auch der Staatssecretair von Holten hatte Norwegen verlassen. Beweise von der Liebe und dem Bedauern des Volks begleiteten diesen Fürsten in Norwegen selbst nach Niederlegung der Krone; im Storthing ward eine Dankadresse vom Etatsrath Treschow vorgeschlagen, vom Bischof Beck eine Apanage und von dem Consul Konow sogar ein Marmormonument; doch kam man zu keinem Beschluß.

Fall der Thronerledigung, der Unmündigkeit des Königs oder seiner Untauglichkeit zum Regieren, wie auch für den ersten Fall in Betreff der Königswahl, zuwege zu bringen, ward bestimmt, daß zum nächsten Storthing oder Reichstag ein Gesetz vorgeschlagen und in dieser Veranlassung besonders das wichtige Princip der völligen Gleichheit der beiden Reiche ausgesprochen werden sollte. Im J. 1815 kam ein solches Gesetz heraus, das indeß mehr die Wiederholung und nähere Bestimmung mancher Dinge enthielt, die schon im Grundgesetz festgesetzt waren, doch auch für Schweden eine Art Interesse haben konnten. Als Unionsdocument erhielt dies Gesetz vom 6. Aug. den Namen einer Reichsacte.

Unter den Quellen zu unserm constitutionnellen Recht kann man, außer den hier angeführten Anordnungen, das Gesetz von 1816 und ein gleiches von 1821 rechnen. Durch das Gesetz von 1821 ist ein Zusatz zum Grundgesetz geschehen; mit Ausnahme dieses ist niemals irgend eine Veränderung an dem Grundgesetz vom 4. Nov. 1814 vorgenommen, ungeachtet der unendlichen Masse von Vorschlägen, welche sowol von Seiten des Königs als Privater herausgekommen sind. Besonders seit 1824 ist es Princip geworden, dies so viel wie möglich unverändert zu erhalten, selbst wenn wir seine Mängel erkennen, und so ist es uns allmälig ein heiliges noli me tangere geworden. Wir wollen die Quellen unsers öffentlichen Rechts so rein und klar als möglich erhalten und sie gegen das gewöhnliche Schicksal menschlicher Werke sichern, indem wir sie mit der Ehrfurcht umhegen, die man dem Alten und stark Geprüften schuldet. Das Recht ist unleugbar das ehrwürdigste und stärkste, das sich aus sich selbst oder aus dem Volk, ohne Hülfe positiven Gebots entwickelt hat.

Zur Geschichte der deutschen Literatur.

1. Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. Von J. W. Schäfer. Erster Theil. Von den ältesten Zeiten bis auf Opitz. Bremen, Schünemann. 1842. Lex.-8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.
2. Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen National-Literatur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium, von K. Fr. Rinne. Zwei Theile. Leipzig, Hartung. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Zwei sehr verschiedene Arbeiten auf demselben Felde und, im Allgemeinen wenigstens, zu demselben Zwecke. Hr. Schäfer beabsichtigt möglichst gedrängte Darstellung; bei der Andeutung der Unterschiede, die sein Werk von den bekannten Werken Anderer habe, sagt er ausdrücklich vom Gervinus'schen Auszug aus dem größern Geschichtswerke, es unterscheide sich derselbe wesentlich dadurch von seiner Arbeit, daß jener die Prosaliteratur ausschließe. „Man wird", sagt er in der Vorrede S. VII, „nicht alles vorhandene Material, wie in einem Repertorium der Literatur, gesammelt finden, sondern es schien mir wichtiger, in den hervorstechenden Erzeugnissen des jedesmaligen Zeitalters den Bildungsgang der Nation nachzuweisen, dieselben nach Inhalt und Form kurz zu charakterisiren, ihrem Verhältniß zueinander, den Fäden, die von dem einen zum andern leiten, nachzuforschen, und dies Zusammenwirken geistiger Kräfte, so viel mir möglich, in kleinen Bildern zu veranschaulichen." Der Entwickelungsgang, den der Verf. in diesem ersten Theile verfolgt, ist folgender: er behandelt die Zeit bis zu Opitz in den Büchern, zuerst die älteste Zeit bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts; dann Übergang der Dichtung in die Hände der Laien und Blütezeit des Epos wie der Lyrik, hierauf Untergang der höfischen Kunstdichtung und Geltung des Meistermäßigen in Poesie und Prosa; endlich das Zeitalter der Reformation, Ausbildung der Prosa, Anfänge der Gelehrtenpoesie. Die einzelnen Bücher zerfallen in Capitel, welche aber nicht nach einzelnen Personen oder Dichtungen, sondern nach ganzen Sphären oder Gattungen abgetheilt sind, z. B. das zweite Buch: Dichtungen des 12. Jahrhunderts, deutsches Nationalepos, Blüte des höfischen Kunstepos, höfische Lyrik, Lehrdichtung, Prosaliteratur. Fortlaufende literarhistorische Anmerkungen verleihen dem Buche noch größern Werth. Neben der guten Übersichtlichkeit verdient hervorgehoben zu werden, daß es zweckmäßige Inhaltsangaben der einzelnen bedeutendern Dichtungen enthält.

Das zweite Werk kündigt sich als „innere" Geschichte der deutschen Literatur an. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß diese Geschichte meist nur als äußere historische Wissenschaft vorgetragen werde, wie denn zu einer durchaus innerlichen Behandlung derselben selbst nach den Arbeiten von Rosenkranz und Gervinus in der That die literarischen Hülfsmittel noch nicht ausreichen, am wenigsten aber sich einer methodischen Anordnung nähern. Über die vom Verf. gewählten Gesichtspunkte bei dem Versuche einer solchen innern Geschichte spricht er sich selbst (Vorrede S. VI) so aus: „Nachdem daher der allgemeine Gesichtspunkt, unter welchem, der absoluten Bestimmung gemäß, die Entwickelung einer Literatur überhaupt, sowie der besondere historische festgestellt war, unter welchem die Entwickelung der deutschen Literatur zu betrachten ist, mußte weiter das concrete Gesetz derselben als Princip zu Grunde gelegt werden, dessen Richtigkeit sich sogleich daran bekunden mußte, daß alle einzelnen Erscheinungen sich als organische Entfaltung desselben ergaben und daß ihre natürliche und sichere Erklärung von dem Centralpunkte des Ganzen mit Leichtigkeit hervorfloß. Denn nur so kann sich mit der Erkenntniß des Einzelnen die Anschauung von dem Verhältnisse des Besondern zum Allgemeinen befestigen und sich an dem concreten Stoffe die absolute Wahrheit vergegenwärtigen; nur so kann der Jüngling sich seinem Volke und seiner geistigen Bestimmung gegenüber praktisch erfassen und nur so also das Verlangte erzielt werden: nationale, religiöse oder Welt- und Geschmacksbildung." In Consequenz dieser Grundsätze hat der Verf. von dem Stofflichen nur so viel aufgenommen, als zur Vorstellung von dem Ganzen und dazu nöthig war, um daran den geistigen Fortschritt in seinem lebendigen Bezuge auf das Princip aufzuzeigen. Bei einer solchen Erörterung mußten ferner, wie sich der Verf. selbst ausdrückt, „alle literarischen Erzeugnisse, an denen nun der Fortgang nachgewiesen war, in ihrer gattungsmäßigen Entfaltung wie ein vom Principe ausgehender, in seine unendlichen Arme sich zerschlagender, seine Gemeinsamkeit aber doch immer kund gebender Nervenstrom erscheinen. Endlich mußten sich bei einer solchen Darstellung angewandte Ästhetik, Poetik, Rhetorik, ja selbst Prosodik und Metrik — Wissenschaften, die der deutsche Unterricht nur durch großen Misverstand systematisch abhandeln kann — von selbst in das Ganze verweben, sodaß sich, was davon dem Schüler zu wissen nöthig ist, ihm ohne besondern Ansatz von selbst einpflanzt." Das Buch ist sehr philosophisch durchgearbeitet und verdient große Beachtung. Bei dem eng geschlossenen Organismus desselben können wir, selbst wenn es der Raum d. Bl. verstattete, hier nicht auf Einzelnheiten eingehen. 56.

Bibliographie.

Ambrosch, J. A., über die Religionsbücher der Römer. Bonn, Marcus. Gr. 8 10 Ngr.

Asher, A., A bibliographical essay on the Scriptores rerum germanicarum. Berlin, Asher und Comp. 4 maj. 4 Thlr.

Audin, J. M., Geschichte des Lebens, der Lehren und Schriften M. Luther's. Nach der 2ten Ausgabe des franzö-

[illegible] Delphinats. Mit einer Vorrede von A. Egger. 2te Aufl. Augsburg, M. Rieger. Gr. 8. 1 Thlr.

Berad, C. S. T., Wappenbuch der preussischen Rheinprovinz mit Beschreibung der Wappen. Nachtrag zu den Wappen des immatrikulirten Adels. Bonn, Marcus. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Betrachtungen über die heilige Gottesliebe. Aus dem Italienischen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Kl. 8. 7½ Ngr.

Fünfzig Beweggründe, warum die katholische Religion allen andern vorzuziehen sei. Von Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Ler.-8. 7½ Ngr.

Bibliothek französischer Kanzelberedtsamkeit. Eine Sammlung ausgewählter Predigten der vorzüglichsten katholischen Kanzelredner Frankreichs. Musterbilder für Kanzelredner aller Confessionen und Erbauungsbuch für katholische Christen. 3ter Band. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bischof, G., Populaire Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, aus den Gebieten der Geologie, Physik und Chemie, im J. 1842 gehalten vor den gebildeten Bewohnern von Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolko der Löwe. Erzählung aus der schlesischen Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 25 Ngr.

Carlopago, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Carus, C. G., Atlas der Cranioscopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. 1stes Heft, enthaltend auf zehn lithographirten Tafeln die Abbildungen der Kopfformen Schiller's, Talleyrand's, eines Grönländers, eines Cretin's, Napoleon's, eines alten Skandinaviers, eines Kaffern und eines Bali, sowie zwei Tafeln übereinander gezeichneter Contoure dieser Köpfe. Leipzig, Weichardt. Kl.-Fol. 6 Thlr. 10 Ngr.

Dalberg, Maria Feodora Freifrau von, Ein Phantasieleben und seine Folgen. Roman. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Die Aristokraten. Ein Roman. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duller, E., Maria Theresia und ihre Zeit. 1stes Heft. Wiesbaden, Beyerle. Gr. 16. 7½ Ngr.

Eichler, L., Jonas. Eine Schneider-Idylle. Leipzig, Baumgärtner. 8. 10 Ngr.

Eisenhart, H., Philosophie des Staats, oder allgemeine Socialtheorie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Encyklopädie der gesammten Volksmedicin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben von *G. F. Most.* 1stes Heft. (A — Brennnessel.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Forster's, G., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. (In neun Bänden.) 1ste Lieferung. (1ster, 6ter und 7ter Band.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Frandsen, P. S., C. Cilnius Mäcenas. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gäbler, B., Die vollständige Liturgie und die 39 Artikel der Kirche von England nebst einer Einleitung. — Anhang: die Liturgie der protestantisch-bischöflichen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

[illegible] und [illegible]. [illegible] Deutschland reif zu einer Reorganisation? Ein [illegible] an das deutsche Volk. Von W. M. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Zeitstimmen. Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Lübeck, Aschenfeldt. 8. 15 Ngr.

Hauber, J., Die Verfolgungen der Mönche, Einsiedler und aller geistlichen Ordensstände. Dargestellt in Erzählungen aus der Geschichte aller christlichen Jahrhunderte. Ein Lese- und Erbauungsbuch für die Freunde des klösterlichen Lebens. Augsburg, M. Rieger. 8. 11¼ Ngr.

Hecht, E., über Sabbath- und Feiertagsschulen und deren Einrichtung. Fulda, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herrmann, B., Georg Herwegh und die königlich preussischen Hofpoeten. Herrn Fr. W. Beniken gewidmet. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 3¾ Ngr.

Hüllmann, K. D., Staatswirthschaftlich-geschichtliche Nebenstunden. Bonn, Marcus. Gr. 8. 25 Ngr.

Jean Paul's Levana oder Erziehlehre. Eine Zusammenstellung der schönsten und wichtigsten Stellen. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Kannegießer, K. L., Iphigenia in Delphi, Schauspiel in 3 Acten, mit einem Vorspiele: Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele: Iphigenia's Tod. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 12 Ngr.

Kirchner, K. M., Ich weiß an wen ich glaube. Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern. Mit einem Stahlstiche. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Landerer, X., Beschreibung der Heilquellen Griechenlands. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 20 Ngr.

Mendelssohn's, M., gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften. Herausgegeben von Prof. G. B. Mendelssohn. (In sieben Bänden.) 1ste Lieferung: 1ster bis 3ter Band. Mit Mendelssohn's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Moore's, T., poetische Werke, deutsch von L. Hickert. 2te vermehrte Ausgabe in fünf Bänden. Mit dem Portrait des Dichters. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 16. 2 Thlr.

Reinhardt, Lina, Stunden-Blumen. Eine Novellenreihe. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Schuldenmachen der Justizbeamten. Beleuchtung der allgemeinen Verfügung des Herrn Justizministers Mühler vom 24. Januar 1843. Gewidmet allen nicht etatsmäßigen Justizbeamten. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schwartz, K., Der Bruderkrieg der Söhne Ludwig's des Frommen und der Vertrag zu Verdun. Nach den Quellen dargestellt. Fulda, Müller. 4. 27½ Ngr.

Sostmann, Wilhelmine, Der Buchstabe des Gesetzes. Ein Roman. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soulié, F., Der Paradies-Feigenbaum. Aus dem Französischen übersetzt von W. du Roi. 2ter Band. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 1 Thlr.

— — Die Schule des Lebens. Roman nach Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait. Nach dem Französischen von E. Rumann. 2ter Band. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tarnowski, L., Küchenknecht und Viscount. Eine historische Novelle. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 25 Ngr.

— — Die Schleuderer an der Haselmattkäse. Eine Schweizernovelle aus dem 14. Jahrhundert. — Der blutige Osterjubel. Ein italienisches Volksbild aus dem 13. Jahrhundert. Zwei Novellen. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 25 Ngr.

Berg, A, Erichsen, der edle Flüchtling. Eine historisch-romantische Erzählung aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Zwei Theile. Berlin, C. G. Lüderitz. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 176. — 25. Juni 1843.

Reiseliteratur.

Zweiter und letzter Artikel.*)

8. Andalusien. Spiegelbilder aus dem südspanischen Leben. Aus den Briefen eines jungen Deutschen. Herausgegeben von W. Häring (W. Alexis). Berlin, Lesecabinet. 1842. 8. 1 Thlr.

Eine der anziehendsten Schriften, welche der Strudel der Reiseliteratur in jüngster Zeit auf die Oberfläche ihrer wogenreichen Flut gefördert hat. Mehre Skizzen daraus erinnern wir uns bereits in irgend einer deutschen Zeitschrift oder Zeitung gelesen zu haben, die uns schon damals nicht wenig interessirten. Mit Recht macht der Herausgeber und Vorredner auf die im Gegensatze zu der Blasirtheit der vornehmen Touristen doppelt erfreuliche ursprüngliche und gemüthliche Anschauungskraft des Jünglings, auf seinen gesunden, kindlich-frommen Sinn, auf die Liebenswürdigkeit seines anspruchslosen Charakters aufmerksam. Diese Briefe waren natürlich nicht für den Druck geschrieben, cursirten aber in Abschriften auch außer den Kreisen seiner Verwandten und Freunde und erregten den Wunsch, sie durch den Druck auch einem größern Publicum bekannt gemacht zu sehen. Der junge Mann willfahrte gern dem Verlangen seiner Freunde und wünschte nur, daß eine schriftstellerische Feder in der Heimat die nöthigen Umarbeiten vornehme, welche familiaire Mittheilungen und Herzensergießungen an nächststehende Freunde fodern, sobald sie vor ein größeres Publicum treten. Der Herausgeber gewann nun einen jüngern Schriftsteller, welcher sich mit voller Liebe der Arbeit unterzog. Was persönliche Verhältnisse betrifft, so wurden diese andern Personen zugetheilt, hier und da, wo sich Lücken spüren und in den Briefen nur Andeutungen auffinden ließen, wurde Einzelnes ergänzt und ausgeführt nach den mündlichen Mittheilungen eines Freundes, der den Verf. der Briefe und Malagas Örtlichkeit und Verhältnisse näher kannte. Der Verf. selbst hat die Herausgabe nicht mehr erlebt; er starb an wiederholten Blutstürzen und zu rascher neuer Bluterzeugung. Seine oft rührend ausgesprochene Hoffnung auf Genesung unter Malagas südlichem Himmel hat ihn getäuscht, er starb, als er gerade die besten Aussichten hatte, in Gemeinschaft mit bewährten jungen Freunden ein eigenes Geschäft anzufangen. Mit ehrender Auszeichnung wie kaum je ein Fremder, den der Tod in Malaga überraschte, wurde er zur letzten Ruhestätte geleitet, ein gerade zufällig an diesem Tage in Malaga gelandeter preussischer Prinz folgte aus eigenem edeln Antriebe der Leiche seines jungen, ihm persönlich unbekannten Landsmanns. Nicht leicht ist es einem Fremden vergönnt gewesen, so tiefe Blicke in das spanische Familienleben zu thun, da seine musikalischen Talente — der Verstorbene galt in Malaga als der beste Virtuose auf dem Pianoforte — ihm zu allen angesehenen Familienkreisen in Malaga Eintritt verschafften. Er belauschte daher manche kleine intime Züge, die dem vornehmen Touristen, welcher Tourist aus Profession oder Langeweile oder Fashion ist, zu entgehen pflegen, und gerade diese kleinern Züge ertheilen diesen Darstellungen einen ungemeinen Reiz, eine pikante und eigenthümliche Färbung. Gleich im dritten Capitel stößt der Leser auf eine lebendige Schilderung eines Stiergefechts, dem der Verstorbene beiwohnte, die in ihrer frischen Haltung jedem Romanschriftsteller, der ein Stiergefecht als Episode zu behandeln hätte, Ehre machen würde; überhaupt läßt sich in diesen Briefen an vielen Stellen eine tüchtige Productionsgabe nicht verkennen. Der Verf. sah bei dieser Gelegenheit den gefeiertsten Stierfechter Spaniens, den Don Montes, der auch ein großes Werk über die Kunst des Stierfechtens herausgegeben hat. Mehr als 14,000 Menschen umdrängten den Kreis.

Der allenthalben überlaute Pöbel — sagt der Verf. — war hier gar mit Instrumenten zum Lärmenmachen bewaffnet, mit Blechhörnern, unsern Nachtwächtertuten ähnlich, um das Brüllen der Stiere nachzuahmen, Trommeln und Pfeifen, um durch die schallendsten Töne das wilde Thier noch zu reizen. Viele schwingen Piken, Fahnen, Tücher, um das Auge des gehetzten Thieres zu blenden, und alle diese Instrumente, im Sturme der Erwartung jenes unvergleichlichen Schauspiels probirt, das ist ein Anblick, ein Lärm, der durch Auge und Ohr die Seele zu einer Wildheit reizt, die einem Schauspiel wie das kommende vorangehen muß, wenn man darin, gleich dem Spanier, das größte Vergnügen der Welt genießen will. Nicht minder stürmisch, wenn auch mit enormer Grandezza geht es auf den Logen ringsum zu. Die stolzen Spanierinnen, weniger schön, aber weit leidenschaftlicher noch, als sie verschrien sind, liegen weit über die Brüstung gelehnt und verschlingen mit gierigem feurigem Auge jede Anstalt zu dem herrlichen Vergnügen, das ihnen bevorsteht. Die schwarzseidenen Kleider, die schim-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 147—149 d. Bl. D. Red.

gen Schleier, von der glänzenden Haartour herabwehend, bis zur Taille, umschließen die üppigen Formen. Wie so ganz eigen ist der Teint, eine eigenthümliche Mischung von Fettgelb und Rosa, und diese Mischung so hell und rein, so ganz geeignet, den Ausdruck der Augen, die lebhaften Mienen zu unterstützen.

Endlich erscheint Don Montes:

Wo er auftritt, jubelt das Volk; das deutsche Wort Jubel ist aber für den spanischen Enthusiasmus nicht genug. Vielleicht sagt Euch das deutlicher, was Don Montes bedeutet, wenn ich Euch sage, daß sein Portrait in jedem Damenzimmer hängen muß. Der Gefeierte, mit einem Worte, der erste Mann Spaniens, der schlanke Don Montes ist es, der gelbliche, überreich geputzte, wie er jetzt vor uns stand, das stechende kleine Auge rundum mit einer gefährlichen Hast werfend und stolz dankend für den lärmenden Beifall, mit dem sein Auftreten schon begrüßt wurde.

Und weiter, als der gehetzte Stier einige Pferde durch den Stoß seiner Hörner niederstreckt:

Bravo! Bravo! wie wild jubelt das Volk über diese Heldenthat! O, ich wollte, Ihr sähet diese glühenden Gesichter, diese verzerrten, blutdürstigen Mienen des Pöbels, diese geballten Fäuste, diese lechzenden Mäuler, selbst der zahnlosen Greise! Und die zarten Frauen, wie lebensgefährlich werfen sie sich über die Brüstung, händeklatschend, bravorufend. Sie erschöpfen sich in Lobesausrufungen über das wilde Ungethüm, das bis zu solcher Wuth emporgestachelt wurde. Welche Wonne, welche Wollust in den Zügen! Das Auge sieht sich nicht satt an den Zuckungen der sterbenden Pferde.

Charakteristisch für die Nation war die Theilnahme, welche der Flügel fand, den sich der Verstorbene aus Deutschland schicken ließ. Ein ganzer Schwarm folgte dem Flügel und seinen Trägern, bis er vor dem Hause stand. Hier mußte der junge Deutsche einen Walzer von Strauß aufspielen und wieder einen Walzer, und Walzer auf Walzer, bis ihm der Schweiß von der Stirn lief. Die Träger ergriffen dabei jeder eine zunächst stehende Magd und schwenkten sich mit ihr auf spanisch nach dem Takte des deutschen Tanzes auf offener Straße herum. Später besuchte ihn ein Kapellmeister, ein Organist und ein für den geistlichen Stand bestimmter junger Mensch. Nach Verlauf mehrer Stunden entfernten sich die Herren unter vielen Complimenten über sein Spiel, aber bald trat, mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen, der junge Mensch wieder ein. „Señor! Señor!" rief er in höchster Aufregung, „nur den Anfang noch ein Mal, nur den Anfang, und dann kann ich's auswendig. O, Herr, Ihr vergebt mir! Nur den Anfang!" Der junge Deutsche fragte, welche Pièce er meine? und spielte, da ihm darauf keine bestimmte Antwort gegeben werden konnte, alle Stücke der Reihe nach noch einmal durch. Endlich traf er das rechte, es war eine Melodie aus Weber's „Oberon".

Wenn ich jemals die Wirkung einer Musik gesehen — erzählt der Verf. —, sie jemals selbst empfunden, so war es hier. Den Componisten konnte nicht jede Note so durchglüht, so durchzogen, so durchbebt haben, wie hier den jungen Menschen; er bewegte sich, als ob jeder Ton die einzelnen Glieder seines Körpers heben und senken machte, Alles, jede Nuance spiegelte sich in seinen Zügen wider, die Augen zitterten, lachten, weinten, blitzten und schwammen wieder weich dahin, wie die Melodie, und mit der Feenwelt schwebte ein Heer der zärtlichsten Geister um ihn. — — Als ich geendigt hatte, saß er mit geschlossenen Augen, gesenktem Haupte da und hatte die Hände mit den gespreizten Fingern weit vor sich hingestreckt.

Und als er bereits die Thür wieder in der Hand hatte, flehte er noch einmal: „Señor, o Señor! Daß ich den Anfang nicht vergesse! Nur den Anfang spielt noch einmal!" Der Deutsche willfahrte ihm; mit den Worten: „Die heilige Jungfrau segne Euch!" eilte der Spanier hinaus; Jener rief nach, er möge nur so oft wiederkommen, als ihm beliebe; mit der traurigsten Miene von der Welt kehrte dieser um. „Señor!" rief er, „ich darf nicht! Ach, Ihr spielt ja, wie die Heiligen es nicht besser können, und doch darf ich nicht allein zu Euch gehen!" „Hat man es Euch verboten?" „Ihr seid ja — ein Ketzer!" sagte er und ging betrübt von dannen.

An einer andern Stelle widerlegt er den jetzt weit verbreiteten Irrthum, daß die Spanier des Katholicismus überdrüssig wären. Aber welch eine Religion! Ein Lastträger erzählt ihm voller Seelenruhe, er habe ein silbernes Crucifix geraubt, sei aber gleich davor auf die Knie gefallen, habe es um Verzeihung gebeten und gesagt, er wolle es in bessere Hände verkaufen, als in denen es sich jetzt befände, habe es damit geleistet, daß er es zu einer sehr frommen Dueña bringen werde, die werde es in vollen Ehren halten und des Tages sechs Mal ihr Gebet davor verrichten, und dann habe er sich aus einem Theil des Erlöses ein hölzernes Crucifix gekauft, wie es „einem Manne seines Standes zukomme" und somit den letzten Zorn des gestohlenen silbernen beschwichtigt. Ein Landsmann und Freund des Verf. sah einst beim Abendläuten auf dem Hofe einen bejahrten Mann knien, der sich mit der Rechten bekreuzte, während er in der Linken einen schnurrenden Kater am Rückenfell festhielt; eine ganze Masse Jungen umgab ihn kniend und alle verrichteten ihre Andacht in gewöhnlicher Weise; nach Beendigung derselben aber gewahrte der Deutsche, daß der Alte in der Rechten, mit der er sich bekreuzigte, eine Maus hat, die er nun am Schwanze dem Kater um den Kopf schwingt und damit sein Auditorium belustigt. Oder ein Bursche verrichtet sein Gebet und heftet zwei vor ihm knienden alten Weibern die Röcke zusammen, während diese, ihre Sündenbekenntniß fortsetzend, dem Burschen mit der Faust ins Antlitz fahren. Noch eine Conversation zwischen spanischen Damen sei uns erlaubt hier mitzutheilen; sie ist einmal gedruckt, warum sollten wir, als Berichterstatter, Anstand nehmen, sie mitzutheilen, da sie so ausnehmend charakteristisch ist? Sie lautet:

Erste Dame: Ponto (ein Hundename) ist gestern auch wieder die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen. Mir scheint's, als wenn er in seine Mutter verliebt ist. Haben Sie es nicht auch bemerkt, Don Guiglielmo? Sie wissen doch, seine Mutter gehört drüben der Donna Castillo.

Der Deutsche: Vielleicht, daß er nur aus kindlicher Liebe eine Visite gemacht hat.

Zweite Dame: Ach, Unsinn! Schöne kindliche Liebe. Der Bediente konnte sie neulich kaum mit dem Stock auseinander treiben.

Dritte Dame: Und was ist denn das so Großes. Adam und Eva haben's ebenso gemacht wie jetzt Ponto und alle Hunde.

Der Deutsche: Mein Adam und Eva —

Erste Dame: Lieber junger Mensch, ich weiß, was Sie sagen wollen, das läuft aber Alles, im Grunde genommen, auf eins hinaus. Menschen sind Menschen und Thiere sind Thiere; der Mensch ist aber auch ein Thier, das wissen wir ja alle, nur kein so schmuzig Thier.

Der Deutsche: Der Mensch aber hat edlere Beweggründe —

Man ließ ihn jedoch nicht ausreden.

„Schöne edle Beweggründe!" kicherte die erste Dame. „Als Adam der Eva nachlief, wollt er sie nicht ins Kloster bringen!"

„Die Thiere sind nur nicht verschämt, das ist der einzige Unterschied", sagte die Zweite.

„Ach, was Scham und Schande!" rief die Dritte. „Das ist doch nur Ziererei bei den Menschen. Wären wir noch im Paradiese, so wären wir Alle wie Adam und Eva!"

Dies geschah in einer großen Tertulla und der Verf. versichert, daß er nichts ausgelassen, gemildert, verstärkt oder hinzugesetzt habe. Indeß ist Ähnliches auch von andern Reiseschriftstellern berichtet worden. Man sieht, daß es in den spanischen Gesellschaften natürlicher und weniger jüngferlich und delicat hergeht als in unsern Theegesellschaften — natürlicher freilich, als man billigen darf, aber auch ungeschminkter und ungenirter. Könnten wir den Spanierinnen etwas von unserer Pruderie und Delicatesse ablassen, so möchten wir uns als Gegengeschenk doch etwas mehr Natur und Frische für unsere deutschen Damen ausbitten. Die Spanierinnen haben deshalb auch ein mächtigeres Gefühl, weil sie nicht so leicht wie die deutschen Damen Anwandlungen von Ohnmacht unterworfen sind.

9. Erinnerungen aus England. Aus der Januar-Reise 1842. Von Eduard Freyberg. Berlin, Krause. 1842. Gr. 8 15 Ngr.

Ein dünnes Büchlein, worin, wie der Verf. sagt, die Gegenstände, wie sie sich ihm zeigten, naturgetreu — ohne Schmuck und ohne Flitterwerk gemalt worden sein sollen. „Mag es sein", setzt er hinzu, „daß in dem Nebel, der das englische Babylon undurchdringlich verhüllte, mancher Gegenstand sich finsterer ausnahm, als er von Andern bei klarem Sonnenschein gesehen wurde" — wir setzen hinzu, auch bei klarem Verstande; denn verständig ist es wol nicht, London von vornherein als das englische Babylon zu bezeichnen; wie, wenn einmal ein englischer Reisender Berlin das preußische Babylon nennen wollte? Der Verf. bezweckte durch seine Schrift die Liebe für Preußen und seine Institutionen zu befestigen. Wir lieben den preußischen Nationalstolz nicht, aber wir achten ihn wenigstens und um so mehr, da die Preußen in Deutschland das einzige Volk sind, das einigen Nationalstolz, diese Quelle so vieler tüchtiger Entwickelungen, besitzt. Aber dieser Stolz grenzt nur allzu häufig an Eigendünkel, Großsprecherei und anmaßliche Eitelkeit; man verkennt absichtlich die größern und freisinnigern Institutionen des Auslandes, um einheimischen viel kleinern und engherzigern Institutionen das Wort zu reden. Bei dieser Richtung ist jeder Fortschritt gehemmt, wenn nicht unmöglich; man würde sich sogar bald genöthigt sehen, von preußischen Chinesen zu sprechen. Dr. Freyberg ist ganz von der Atmosphäre umgeben, welche die Begleitung des Königs von Preußen bei seiner Pathenreise nach England umgab. Er gehörte dieser Geleitschaft an. Alles in England erscheint ihm Grau in Grau. In den Tabagien besonders vermißt er das „fröhliche heitere" Deutschland.

England — sagt er — ist groß und mächtig, seine Flaggen wehen in allen Theilen der Welt, und doch ist es uns lieb, ein Land zu bewohnen, das nicht so reich und mächtig im Handel und in der Politik, aber reicher und mächtiger an jedweder Tugend ist, die das Zusammenleben der Menschen bedingt und erheitert.

Und als er dem freien Albion Lebewohl sagt, meint er:

Aufrichtig gesagt, geschah es ohne Bedauern, denn wenn uns auch manche fröhliche und belehrende Stunde gegönnet ward, so hatten wir doch auch so viel Niederschlagendes und wenig Erbauendes gesehen, daß wir uns herzlich nach unserm theuern Preußenland, dessen Fehler anderswo am Ende noch Tugenden werden, zurücksehnten.

Wie aber, wenn es Jemand einfiele, zu behaupten, daß selbst die Tugenden des „theuern" Preußenlandes anderswo am Ende noch zu Fehlern würden? Eins möchte so richtig sein als das Andere. So viel, um den Geist und die Tendenzen dieses ziemlich unfertig geschriebenen Büchleins zu charakterisiren. Sein Inhalt ist unbedeutend. Die paar Tage, welche der Verf. in England zubrachte, reichen eben nur hin, um das Land zu verkennen, statt zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Übungen zur mittelhochdeutschen Grammatik. Mit Anmerkungen und einem Glossarium von K. A. Hahn. Frankfurt, Brönner. 1843. 8. 1 Thlr.

Das Studium unserer altnationalen Literatur und der altdeutschen Poesie insbesondere hat in neuerer Zeit sich zu einer Bedeutung erhoben, daß ein wahrhaft Gebildeter billig Bedenken tragen muß, diesen Gegenstand als etwas Überflüssiges, als eine zu fern liegende Curiosität von sich zu weisen. Und gewiß wäre bei dem vielen Trefflichen, was unsere alte Literatur bietet, die Theilnahme daran und die Kenntniß derselben viel verbreiteter, wenn nicht die Sache ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hätte, die wir nicht leugnen wollen, um nicht einen gar zu leichtfertig Herzutretenden zu täuschen, die aber doch im Ganzen weit nicht so groß und unübersteiglich sind, als man sich gemeiniglich vorstellt. Allerdings möchte ein Autodidakt in diesem Fache vor wenigen Jahren noch schlimmer daran gewesen sein, als etwa bei dem Studium einer der romanischen Sprachen, und auch jetzt noch würden wir die Leitung eines geschickten Lehrers, wo sie zu erreichen ist, für diese Fächer vorzugsweise empfehlen. Sei es mit oder ohne Lehrer, möchte folgender Plan für das Studium des Altdeutschen zu empfehlen sein. Ich setze voraus, daß man sich zuerst und vorzugsweise zum Mittelhochdeutschen wende, das, wie Herr Hahn in seiner „Grammatik" S. v sagt, uns nach Heimat und Zeit, in die es gehört, am nächsten liegt und dem vor Allem dadurch eine überwiegende Theilnahme gebührt, daß wir hier unsere ältere Literatur am reichsten und allseitigsten entfaltet sehen, daß, während andere Dialekte zum Theil nicht viel mehr als prosaische Übersetzungen darbieten, in dem Mittelhochdeutschen uns meist lebendige Poesie entgegentritt. Hier, wenn wir nach innerm Gehalte und bleibendem Werthe fragen, lassen sich Werke nennen, denen die übrigen germanischen Dialekte nichts Gleiches oder Höheres entgegenzustellen vermögen. Gedichte wie die „Nibelungen" und „Gudrun", „Parzival" und „Tristan", oder die Lieder Walther's von der Vogelweide sind die schönsten Zierden altdeutscher Poesie und noch

lange nicht, wie sie es verdienen, unter uns verbreitet. Die Darstellung der mittelhochdeutschen Dichter ist meist gewandt und zierlich, voll Wärme und Gemüths, auch naiv zwar, wie man sie gerne nennt, doch öfter ebenso ausgedacht und berechnet. Dazu kommt eine gebildete, im Ausdruck höchst mannichfaltige Schriftsprache, die zwar an Vollständigkeit der Endungen und Ableitungen und was dergleichen sinnliche Vorzüge sind, ältern Mundarten natürlich weit nachsteht, allein indem sie gerade absichtlich das Alterthümliche sowie auch das zu Provinzielle möglichst zu vermeiden sucht, indem sie in manches bisher Schwankende mehr Consequenz hereinbringt, gewinnt sie ein reineres festeres Gepräge als z. B. das Althochdeutsche. Ebenso mögen ihr in syntaktischer Hinsicht durch Abschleifung der Flexionen manche Constructionen verloren gegangen sein; die sind aber leichter zu verschmerzen, wo so viel Geschick und Eleganz herrscht. Diejenigen unter uns besonders, welche sich mit allerlei Vorurtheilen diesen Denkmälern nähern, müssen sich wunderbar betroffen fühlen durch den günstigen Eindruck einer so cultivirten Sprache. Für den Anfang dieser Studien wüßten wir keine passendern Hülfsmittel anzurathen, als die 1842 gleichfalls in Frankfurt a. M. erschienene „Mittelhochdeutsche Grammatik" von Dr. Hahn und die in der Überschrift genannten dazu gehörigen Übungen. Die letztern enthalten zuerst einzelne abgerissene Beispiele, welche die Regeln der Grammatik nach einer geordneten Zusammenstellung zur Anschauung bringen sollen, über welche aber freilich Manche einen nähern Nachweis vermissen werden; sodann ist Material zur eigentlichen Lecture geboten. Mit Recht hat sich der Verf. hier nur an die erzählende Poesie, als die leichtere gehalten, auch nur wenige Stücke gewählt, jedoch sein Augenmerk meist auf die vorzüglichsten Gedichte gerichtet und daraus ansehnliche Partien, zu Ernst und Scherz, entnommen, nämlich aus dem „Iwein", dem „Parzival", dem „Wilhelm", dem „Tristan", aus den „Nibelungen", aus des „Strickers Pfaffen Amis" und endlich die Erzählung vom „Weinschwelg". Den Schluß des Büchleins macht ein sorgfältiges Glossar und einige Anmerkungen. Mit diesen „Übungen" hat uns Hr. Hahn ungefähr Das wieder, und in verbesserter Gestalt geboten, was früher Lachmann's „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts" (Berlin 1820) war, auf deren erfoderlich gewordene neue Auflage der Verf. im Interesse von W. Wackernagel's „Altdeutschem Lesebuch" verzichtet hat. Allein Wackernagel's Buch hat jenes Werk zwar in sich verschlungen, aber nicht ersetzt, denn es fehlte seither ein tüchtiges kleines, wohlfeiles, für Anfänger geeignetes Lesebuch. Hat der Anfänger die genannten zwei Werke Hahn's gründlich durchgearbeitet, so wird es ihm nicht schwer werden, an die Lecture des ganzen Nibelungenliedes zu gehen, wobei ich nur vor Lachmann's zweiter Auflage desselben warnen möchte, da die Unterscheidung der für unecht erklärten Strophen durch den Druck den Leser verwirren und den ersten unmittelbaren Genuß des großen Kunstganzen stören muß. Ebenso wird es dann leicht werden, über das mittelhochdeutsche Sprachgebiet hinauszugehen und durch die Lecture von Wackernagel's trefflichem „Lesebuche", mit Zuziehung eines literarhistorischen Compendiums, etwa des Koberstein'schen, sich ein lebendiges Bild von dem ganzen Entwickelungsgange unserer Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zu verschaffen. Dabei werden dann Grimm's „Grammatik", „Mythologie", „Rechtsalterthümer" und andere Werke mit Nutzen und ohne Schwierigkeit zugezogen werden und von da an wird sich der Leser selbst weiter helfen. 7.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Legitimistische Schriften.

Jean Paul sagt, daß es Menschen gäbe, denen das Schicksal bei ihrer Geburt ein Ei lege, an dem sie ihr ganzes Leben brüten müßten. Er meint damit z. B. Diejenigen, deren Namen die Zielscheibe unaufhörlicher Witzeleien sind. So kann auch sagen, daß es eine gute Anzahl von Schriften gibt, die unmittelbar den Spott herausfodern. Wie kann man z. B. seinem Buche einen Titel geben, wie: „Riens qui vaillent. Extraits du portefeuille d'un carliste, trouvé sur le chemin de Holy-Rood" (Paris 1843). Wenn der Verf. wirklich der Meinung gewesen wäre, daß die Bruchstücke, welche er dem Publicum bietet, nichts taugen, so hätte er sie gar nicht schreiben oder wenigstens nicht drucken lassen sollen. Dieses kleine Werk, von dem wir bis jetzt drei Nummern erhalten haben, gehört auch in der That zu jenen nichtssagenden Kleinigkeiten, die auf dem literarischen Markte völlig unbeachtet bleiben und nur in befreundeten Cirkeln Anerkennung finden. Ein Seitenstück zu dieser Schrift bildet ein anderes Werk, das ganz in demselben Geiste geschrieben ist. Wir meinen „Les proscrits, album d'un rêveur" von Achille Gallet (Paris 1843). Indessen zeigt dieses Taschenbuch, das, wie schon sein Titel andeutet, legitimistischen Erinnerungen gewidmet ist, offenbar von größerm Talent als die vorhererwähnte Schrift. So machen wir namentlich auf eine „Pélerinage au mont Valérien" aufmerksam, die sehr gut geschrieben ist. Wir stellen mit diesen beiden Werken, die beide vorzüglich für das Faubourg St.-Germain berechnet sind, die neueste Schrift des vielbekannten Vicomte d'Arlincourt zusammen, die soeben unter dem Titel „L'Etoile polaire" (2 Bde.) erscheint. Der edle Vicomte hat kein Mittel verschmäht, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses jüngste Product seiner Feder zu ziehen, sodaß das Publicum vielleicht verblendet genug ist, darauf neugierig zu sein. Schon früher hatte er es sich einmal mehr als 20,000 Fr. kosten lassen, um seinem einzigen dramatischen Stücke den ephemeren Triumph einer einmaligen Darstellung zu sichern. Wenn man sieht, wie seine verschrobenen und geistlosen Romane fast in alle Sprachen übersetzt sind, so sollte man meinen, daß sie wirkliches Aufsehen erregt hätten und daß sie wenigstens von einigem poetischen Gehalte wären. Aber weder das Eine noch das Andere ist der Fall, und wenn von jedem seiner Werke mehre Auflagen erschienen sind, so kommt dies daher, weil der hochgeborene Schriftsteller seinen literarischen Ruf tüchtig zu „exploitiren" versteht. Wie man in Deutschland von seinen Reiseeindrücken so viel Wesen hat machen können, ist wirklich unbegreiflich. Aber vielleicht sind sie in der Übersetzung wenigstens insofern leserlicher als im Original, daß die gar zu verschränkten Perioden etwas zugestutzt sind. Der Vicomte d'Arlincourt hat sich in eine so verdrehte Manier hineingeschrieben, daß man, wenn man nur einigermaßen in den Geist der französischen Sprache eingedrungen ist, kaum einen Satz von ihm lesen kann, ohne zu lachen.

Schul- und Familienbibeln.

Es sind schon unzählige Versuche gemacht, die Bibel nach dem Bedürfnisse der verschiedenen Alter und Bildungsstufen zuzustutzen. So haben wir in Deutschland eine beträchtliche Anzahl von Schullehrer-, Familien- und andern Bibelausgaben, die zum Theil ihrem Zwecke entsprochen haben. Auch in Frankreich fängt man jetzt an, Gottes Wort auf alle mögliche Art zuzurichten. Zuerst haben wir die prachtvollen, mit Kupfern und Goldschnitt versehenen Ausgaben „pour les gens du monde". Von den verschiedenen Familienbibeln, die in neuester Zeit herausgekommen sind, heben wir besonders die vom Abbé Orsini, „La bible des familles, à l'usage des gens du monde" (Paris 1843) hervor, die mit vieler Umsicht angelegt zu sein scheint. Nur ist es uns störend aufgefallen, daß der Herausgeber jedesmal, wo er sich Veränderungen im biblischen Texte erlaubte, Das, was von ihm selber herrührt, mit Cursivlettern hat drucken lassen. Auf den ersten Blick kann dies angemessen erscheinen; wenn man aber bedenkt, daß dies meistens solche Stellen sind, die sich für die Lectüre der Jugend nicht eignen, so wird man einsehen, daß man dieselbe gerade durch den auffallenden Druck veranlaßt, aus Neugierde die bezüglichen Stellen in irgend einer andern Ausgabe nachzusehen. Auf diese Art wird also der Zweck gerade verfehlt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1843.

Reiseliteratur.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

10. Erinnerungen an England. 1841. Von K. F. H. Marr. Braunschweig, Meyer sen. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. dieses im Ganzen interessanten, doch auch manches müßige und unerhebliche Beiwerk und Detail auftischenden Buchs liefert von England ein dem eben besprochenen Buche gerade entgegengesetztes Bild. Alles erscheint ihm in Großbritannien im rosenrothesten Lichte; der neblige Himmel Londons hängt ihm voller Geigen und Flöten; das ganze Land ist ihm ein Tischlein deck dich von Austern, Plumpudding, Delicateßwaaren, Porter und Ale. Den schaudererregenden Berichten zum Trotz, welche von Engländern selbst ausgingen und das Elend der arbeitenden Classen in den Fabrikdistricten, in den Kohlengruben, in gewissen verwahrlosten Theilen der üppigen Hauptstadt selbst nachgewiesen haben, behauptet der Verf.:

Blicke ich in die von Arbeitern besuchtesten Orte, so kann ich mich nicht genug über das gute Aussehen der Leute, über das schöne Brot und schmackhafte Bier, welches sie genießen, wundern. Es gibt Nachrichten, die, wie gewisse Thiere, Hermaphroditen sind und sich selber befruchten und fortpflanzen, möge nun eine Wahrheit ihnen zum Grunde liegen oder nicht. Vielleicht existirt kein Land, wo Gold in allen Ständen so verbreitet ist wie in diesem; es muß jeden Ausländer überraschen, bei Personen Sovereigns zu sehen, wo er kein Sixpences vermuthete.

Ob aber der königlich hanoversche Hofrath auch wirklich die Stätten gesehen hat und gesehen haben konnte, wo das Elend und die Armuth, nach den Berichten Aller, hausen sollen? Ein Engländer, welcher in Berlin nur die wissenschaftlichen Anstalten, die Theater, einige öffentliche viel besuchte Orte frequentirt und nur die fashionabeln Stadttheile kennen gelernt hat, wird freilich von dem Elende in den entfernteren Theilen, in den Winkelstraßen, in den Dachstuben und Kellerlöchern keinen Begriff haben. Trotzdem freuen wir uns, daß der Verf. bemüht ist, die Hochachtung für England bei uns zu mehren und zu steigern. Auch Referent hält das englische Volk, bei aller Schattenseite von nationalem Egoismus, unphilosophischer Engherzigkeit und schroffer Orthodoxie, für das erste, kräftigste und, trotz aller chartistischen Unruhe, in sich gefestigtste Volk der Welt, für das, welches im Handeln das consequenteste, im Denken das praktischste ist, welches sich seiner selbst am bewußtesten und sichersten ist und weiß, was in jedem Augenblicke noththut. Selbst seine Mängel dienen nur dazu, um es zu einem Volke zu machen, während in andern Ländern, namentlich in Deutschland, hohle Theorien, individuelle, dem Grundcharakter der Nation zuwiderlaufende Ansichten, philosophische Träumereien über einen Zustand, der vielleicht noch Jahrhunderte über den gegenwärtigen hinausliegt, Alles unterhöhlende Jugendthorheiten, altväterische Verstocktheiten und eitle selbstgefällige Raisonnements den Boden für volksmäßige Freiheit untergraben, den man auf einem positivern, gesetztern Wege eher erreichen würde. Führen wir zu dem Zwecke noch einige Stellen aus der vorliegenden Schrift hier an. Von der Universität zu Oxford sagt der Verf.:

Ich finde hier ein allgemeines Gefühl von Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Zufriedenheit, wie man solches anderswo auf Universitäten in jetziger, dem unabhängigen Gelehrtenstande so ungünstigen Zeit nicht leicht antrifft. Die Lehrer brauchen, äußerer Vortheile wegen, nicht nach Beifall zu ringen; das sonst wol sich äußernde kleinliche Treiben und Haschen nach Zuhörern kennt man nicht. Hier erscheint überhaupt die Wissenschaft, wie ihre Vertreter, nicht im Dienste Einzelner oder des Staates; der freie unabhängige Mann sucht sich eine höhere Bildung zu erwerben und diese wird ihm durch freie unabhängige Männer. Die Beförderung zu den reichbegabten einträglichen Stellen geht von den Corporationen selber aus. Wenngleich hierbei manche persönliche und nepotistische Einflüsse mitsprechen mögen, so ist es doch im Allgemeinen eine anerkannte Thatsache, daß nur Männer, welche sich als Gelehrte und Lehrer einen entschiedenen Ruf erworben und wegen ihres Charakters in öffentlicher Achtung stehen, dazu gelangen.

An einer andern Stelle:

Die Scheidung der Bürgerlichen von den Adeligen fällt in einem Lande nicht auf, wo das Herkommen, das Recht, der Besitz in so hoher Achtung steht. Ein Anfeinden der Stände findet nicht statt. Man läßt Jedem das Seine, achtet die landesüblich angeerbten Vorzüge und ist nur eifersüchtig auf Das, was Allen gemeinsam zukommt. Es ist dieses ein tiefliegender Zug des Nationalcharakters, aus dem sich viel herleiten und erklären läßt. Bei dem Selbstgefühl, das Alle in sich tragen, bei dem Bewußtsein, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich seien, daß jeder Engländer auf jedem Punkte der Erde von seinem Lande Schutz und Beistand zu erwarten habe, bei der Aussicht, die jedem Befähigten gegeben ist, die höchsten Ehrenstellen des Landes zu erreichen, bei der fast gleichförmigen Art, wie sich fast alle haben, tragen, kleiden, herrscht dennoch eine so strenge Absonderung in Dem, was die einzelnen Classen der Gesellschaft

scheidet oder auszeichnet, eine solche ruhige, von aller Aufblähung und Verhöhnung ferne Unterordnung unter die äußern Abzeichen des Ranges, der Geburt, ja des Vermögens, daß in andern Ländern, wo das ganze Verhältniß gerade ein umgekehrtes ist, dieses kaum begreiflich erscheint.

Ferner:

Ich sehe es immer mehr ein, man muß die englischen Verhältnisse, weil sie so historisch, so durchgebildet, durch Gegensätze so zerrieben und wieder so scharf gespalten sind, an Ort und Stelle kennen lernen. Betrachtet man die öffentlichen Blätter, die literarischen Verhandlungen, ja die socialen Erscheinungen, so tritt Einem der Zwiespalt der Parteien in allen Formen und Farben entgegen. Die eifrigsten und lautesten sind aber die politischen. Die Politik ist ein Gegenstand, woran Alle theilnehmen, sie ist die tägliche Nahrung, die Speise des Lebens. Das Interesse an ihr ist nicht wie auf dem Continente ein verpöntes, sondern eines, das sich von selbst versteht. Auch wird der lebhafteste Antheil nicht als ein unberufenes Mitsprechen, als ein Bekritteln der Regierungsmaßregeln, oder gar ein Conspiriren gegen die Gesetze und Verfassung des Landes angesehen, sondern als ein natürliches, angeborenes, rechtmäßiges Erwärmtsein für Principien und Fragen, die mit dem Wohle der Individuen, des Staats, der Menschheit innigst zusammenhängen.

Und:

Was mich jeden Tag von neuem überrascht, ist die Ordnung in diesem anscheinenden Chaos. — — Wahrlich, wer im Übermuthe und Unverstande der Jugend sich berufen wähnt, die Ordnung der Staaten umzukehren, die Welt, wäre es auch durch gewaltthätige Mittel, zu verlassen und seinen beschränkten Gesichtskreis der großen Gesellschaft aufzubringen, der komme hierher, um Unterwerfung unter das Bestehende, Respect vor der herrschenden Sitte zu lernen. Vierzehn Tage in London zugebracht, sollten, meine ich, eher vermögen, einen Solchen eines Bessern zu belehren, als ebenso viele Monate auf einer Festung, hinter Wachen und Eisengittern.

Allerdings, gewaltsam und durch Festung und Eisengitter läßt sich der Sinn für politische Ordnung und Anständigkeit nicht hervorrufen, wenn er nicht organisch mit Staats- und Volksleben verwachsen und zwischen Volk und Regierung das Verständigungs- und Bindemittel ist.

II. Reiseskizzen aus dem Morgenlande. Zweibrücken, Ritter. 1841. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Ertrag dieses Werks ist zum Vortheil der Missionen bestimmt, eine Angabe, welche Ref. über den Charakter des Buchs irre führte. Er vermuthete eine durchgehend christliche Tendenz, und obschon das Buch viele dahin einschlagende Stellen enthält, ist es doch auch ebenso reich an weltlichen Beobachtungen, Volks- und Ortbeschreibungen, Anekdoten und Charakterzügen. Der Verf. scheint von hohem Stande und Vermögen zu sein und deshalb auf seiner Reise viele Vergünstigungen genossen zu haben. In Beirut wurde er sogar dem Pascha Soliman, dem Renegaten, vorgestellt, der sich seines Namens erinnerte und dem Reisenden erzählte, Marschall Ney sei bei dessen Großvater angestellt gewesen und durch diesen ermuthigt worden, in den Soldatenstand zu treten. Daß er bairischer Unterthan ist, geht besonders aus folgender auch in anderer Hinsicht interessanten Stelle hervor:

Es ist mir lieb, daß den Baiern durch die Reise Prinz Maximilian's ein guter Ruf vorangeht, der leider! den Deutschen, anderer hohen Reisenden wegen, schon verloren gegangen war. Einer von diesen Herren, dem es an Geld mangelte, misbrauchte die vom Vicekönig erhaltene Vollmacht auf seltene Weise. Er ließ verschiedene Sklaven auf Rechnung des Paschas kaufen, verkaufte sie Tags darauf und steckte den Ertrag ein.

Der Verf. reiste von Rom nach Jerusalem, um, wie er sagt, das ärmliche Jerusalem mit dem ihm verwandten, prächtigen Rom zu vergleichen. Den interessantesten Theil der Schrift bildet des Verf. Aufenthalt in Ägypten und Reise auf dem Nil; diese Partie ist an pikanten und zum Theil neuen Nachrichten sehr reich. Von der summarischen und rapiden Gerechtigkeitspflege Mohammed Ali's erzählt der Reisende folgendes Beispiel:

Hier zu Lande trifft man viele schön gewachsene Jünglinge an, welchen ein Auge oder ein Finger fehlt. Die Väter, im Bunde mit den Barbieren, ließen ihnen in ihrer Kindheit die Finger abnehmen oder Gift in das Auge legen, um sie vom Soldatendienste zu befreien. Mohammed Ali merkte die List, weil in einem und demselben Dorfe sich so Viele befanden, welchen der Daumen fehlte und die immer die nämliche Ausrede vorschützten. Er ließ daher allen Barbieren und allen Vätern solcher Daumenlosen den Kopf abschlagen; seitdem blieb dies Befreiungsmittel ohne Anwendung.

Einmal hörte der Reisende einen Häuptling das um ihn versammelte Volk folgendermaßen anreden:

Lumpengesindel! ich habe schon vielen der Eurigen den Kopf abschneiden, die Zunge ausreißen lassen, ich habe welche ertränken, peitschen und verbrennen lassen, noch bessert Ihr Euch nicht; ich ersinne deshalb ein anderes Mittel: ich werde Euch nunmehr sägen lassen!

Hierauf mußte ein jubelndes Beifallzeichen erfolgen. Der grausame Bei Defdadar ließ dem Schmiede, der sein Leibroß schlecht gehufet, dieselben schlechten Eisen anschlagen; ein andermal ließ er das Fleisch seiner Metzger um den nämlichen Preis, als ihr geschlachtetes, weil sie dies zu theuer verkauft hatten, in den Straßen feilbieten. Mohammed Ali, der diesen Bei zuletzt selbst fürchtete und doch nicht absetzen durfte, lud ihn zu sich ein und ließ ihm vergifteten Kaffee reichen. Defdadar, welcher die Absicht des Paschas merkte, entblößte seinen Sarras und fuhr auf ihn ein. Mohammed besänftigte ihn, schmeichelte dem Stolzen und brachte es zuletzt dahin, daß Defdadar dennoch die Kaffeeschale leerte.

Die katholische Anschauung des Reisenden macht sich hier und da in sehr eclatanter Weise Luft; ja, es sind ihm sogar, wenn man ihm glauben will, einige Mirakel zugestoßen. Als die Barke, auf welcher er nach Syrien übersetzte, bereits im Umschlagen war, betete sein Sklave die christlichen Worte, die er ihn gelehrt: „Jesu Maria!" mit heller Kindesstimme von der Kajüte herab und schlug dabei das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da neigte sich das Schiff, wie geheißen, in seine gehörige Lage. Man hat aber auch Beispiele, daß in solchen Fällen alle an Maria und die Heiligen gerichteten Gebete nichts gefruchtet haben und daß das Schiff dennoch mit Mann und Maus unterging. Vielleicht steht aber der Reisende beim Himmel besonders gut angeschrieben, was wir jedoch nicht weiter untersuchen können und wollen. In Syrien gibt es ein Feld voll erbsenartiger Steine, die wirklich einmal Erbsen waren und, um einen Bauer zu strafen, vom Himmel in Steine verwandelt wurden.

Der Reisende untersuchte sie genau und überzeugte sich von dem Fortbestehen dieses „möglicherweise geschehenen" Wunders. Seine zur Schau getragene christlich-katholische Demuth hält ihn keineswegs ab, in vornehmer Verachtung der anders Glaubenden auf diese und die protestantischen Ketzer zu sticheln. Das neue Griechenland gefällt ihm ebenso wenig wie das alte; „denn", fragt er, „wenn waren denn die alten Griechen so vollkommen, sie, die sich im Geiste nicht einmal über das Irdische erheben konnten?" O Sokrates! o Plato! steigt herab und nehmt diesen Menschen in Zucht und Schule! Aber in Italien, um Loretto herum, da ist das wahre Paradies.

Der bloße Anstrich von Bildung, welcher die hochmüthigen Nordländer auszeichnet, mit denen ich auf meiner Reise zusammenkam, hatte mir einigermaßen die Fremde verleidet; allein hier — in Italien — war wieder Alles Liebe und Empfindung; ein demüthiges Volk, voll Einfalt, hatte seiner himmlischen Fürsprecherin alles Kostbare geopfert, ihre Wohnung mit Edelsteinen bekleidet u. s. w.

12. Der Kriegsschauplatz in Indien und Lebensbilder aus dem Osten. Von Henry Edward Fane. Aus dem Englischen von E. Richard. Aachen, Mayer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dieses Reisewerk trägt den Charakter der englischen Reiseschriften überhaupt: objective Anschauung, Schilderung mehr des Gegenständlichen als des Zuständlichen, und trockenes tagebuchmäßiges Fortschreiten. Gerade diese Eigenschaften verleihen jedoch den englischen Reisewerken in mancher Hinsicht größern Werth, als deutsche und französische Reiseschriften durch ihren in der Regel mehr subjectiv anschauenden und raisonirenden Charakter je erreichen können; wir setzen hinzu: in mancher Hinsicht, denn die Subjectivität und das Raisonnement eines selbständigen kräftigen Charakters kann oft von hohem Werthe sein und dem Buche jenes lebendige Colorit ertheilen, welches den englischen Reisewerken zum großen Theile abgeht. Gegenwärtige Schrift ist jedoch noch um Vieles trockener, als sonst die englischen Reisewerke zu sein pflegen; wenigstens herrscht, trotz interessanter Einzelnheiten, in der ersten Hälfte des Buchs diese Trockenheit und Windstille. Und doch hat der Übersetzer die zwei Bände des englischen Originals, welches unter dem Titel „Five years in India, comprising a narrative of travels in the presidency of Bengal, a visit to the court of Runjit Sing, a residence in the Himalaya mountains, an account of the late expedition to Cabul and Afghanistan, voyage down the Indus and journey over land to England" erschienen ist, „nach Ausscheidung einer Masse trivialer Aufzeichnungen", in einen Band zusammengezogen. Am interessantesten gestaltet sich das Werk vom zwölften Capitel ab, wo über den verhängnißvollen Kriegszug gegen Kabul und Afghanistan im J. 1839, namentlich über die merkwürdige und ruhmvolle Einnahme der Stadt Ghisnie Bericht erstattet wird. Fane kann uns hier wie überhaupt als ein authentischer Ref. gelten, da der damalige Oberbefehlshaber in Indien, Sir Henry Fane, sein Oheim und er dessen Aide-de-Camp war. Von größerm Werthe freilich mögen solche Reisewerke, namentlich die über Ostindien, für den Engländer sein, da Ostindien ein Hauptterrain der britischen nationalen Thätigkeit ist, da der Brite gern bis ins Einzelnste die Stätte kennen lernen wird, auf dem seine Landsgenossen leiden, kämpfen und siegen, und da jedem Einzelnen die Möglichkeit, daß dieses Terrain auch der Schauplatz seiner eigenen Wirksamkeit werden könne, nicht außer Berechnung liegt.

13. Drei Jahre in Persien und Reiseabenteuer in Kurdistan von Georg Fowler. Übersetzt von E. Richard. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1842. Lex.-8. 3 Thlr.

Den Grundcharakter der englischen Reisebeschreibungen spiegelt zwar auch dieses anziehende Werk ab, aber doch nicht ohne individuelle Färbung und eigenthümliche Auffassung. Die objective Anschauung, den realen Charakter hat es zwar mit dem Buche von Fane gemein, aber der Verf. steht auf einer höhern wissenschaftlichen Stufe und schreibt nicht ohne ein gewisses literarisches Ziel und Bewußtsein; er war nicht, wie Fane, einem größern Kriegszuge zugetheilt, er reiste nicht einmal in Gesellschaft, sondern allein aus Lust und Neigung, und so hat sein Werk einen abenteuerlichen Charakter, eine lebhafte frische Färbung erhalten und ist für die Kenntniß des persischen Landes und seiner Bewohner überaus wichtig. Der Verf. dieser Reisebilder befand sich dreimal in Persien, zuerst 1829, dann wieder 1833, endlich vom J. 1836 bis zum Schlusse des J. 1838. Ein englisches Review sagt von ihm:

Herr Fowler hatte ganz eigenthümliche Gelegenheit zu genauerer Erkennung der Volksweise, da ihn so wenig Zwang der Etikette, als Drängen von Geschäften belastete; mit Geistesheiterkeit fügte er sich dem Beschwerlichen, genoß das Angenehme und war vor Allem bereit und befähigt, seine Reisezüge nach allen Richtungen zu bezahlen — keine geringe Empfehlung bei den Persern.

Wir wagen nicht, den Reisenden Schritt für Schritt zu begleiten, obgleich er uns eine interessante Localität nach der andern, eine interessante Figur nach der andern kennen lehrt; wir würden, wollten wir auch nur das hervorstechend Interessanteste im Auszuge mittheilen, statt Spalten Bogen füllen müssen. Wir erwähnen jedoch, daß das Bild, welches der Verf. von den Persern entwirft, keineswegs ein schmeichelhaftes und liebenswürdiges ist. Sie erscheinen uns in diesem Bilde außerordentlich höflich und gefällig, aber innerlich bis zum Grunde demoralisirt, kriechend, habsüchtig, heuchlerisch und lügnerisch. Die Grausamkeit der Herrscher, wie der Rechtspflege überhaupt läßt alle europäischen Begriffe von orientalischer Gewaltsamkeit hinter sich zurück. Der Verf. erzählt:

Während meines Aufenthalts in Teheran wurde ein Verbrecher bei den Beinen an zwei emporgerichteten Stangen aufgehängt und vom Scharfrichter, in Gegenwart des Schah buchstäblich in zwei Hälften zerschnitten. Diese Art der Todesstrafe ist in Persien gewöhnlich, sie wird Schikih genannt und vom Oberscharfrichter vollzogen, der ein gar gewichtiger Beamter und immerwährend um die Person Seiner Majestät ist. Zuweilen vollführen sie auch noch jene aus dem Alterthum herstammende Hinrichtung, welche der Sage nach zuerst bei Bessus, dem Mörder des Darius, zur Anwendung kam; — es werden nämlich

die Wipfel zweier junger Baumstämme zusammengebogen und mit Stricken festgebunden. Hierauf wird der Schuldige herbeigeführt, seine Schenkel an die Wipfel der Bäume gebunden und dann die Stricke zerschnitten; durch die Gewalt und Federkraft ihres Aufschnellens wird des Verurtheilten Körper durchrissen und dessen abgesonderte Theile bleiben an jedem der Bäume hängen. Andere Strafarten in Persien erinnern in gleichem Grade an das barbarische Zeitalter. Ausstechen der Augen ist ein sehr alterthümliches Verfahren. Verstümmelung der Gliedmaßen, Durchbohren der Zunge und Nase mit Pfriemen sind einige der Zeichen königlicher Ungunst; unter den Todesstrafen zählt auch das Fortschleudern aus der Mündung eines Mörsers.

Bekannt ist der barbarische Gebrauch, welcher verlangt, daß bei jeglicher Thronbesteigung eine Menge Schlachtopfer königlichen Blutes fallen müssen, oder daß wenigstens die Augen der unglücklichen Sprößlinge geopfert werden. Ein vornehmer Engländer, erzählt Fowler, berichtet folgenden rührenden Beleg zu dieser Thatsache:

Bei seinem Besuche eines der Prinzen, der damals noch ein ganz junger Mensch war, fand er diesen mit verschlossenen Augen, und mit beiden Händen, gleich einem Blinden, nach seinem Kalium oder Wasserpfeife umhertappend, welche sein Diener ihm darreichte. Nach kurzem Weilen sagte der Fremde: Was machen Sie, Prinz? leiden Sie an Augenübel? — O nein, antwortete der Knabe, ich übe nur Blindsein. Sie wissen, daß bei meines Vaters Ableben wir Alle getödtet oder uns doch die Augen ausgestochen werden, deshalb versuche ich, ob ich im Stande sein würde, ohne diese fertig zu werden.

Von dem scheußlichen grausamen Agha Mohammed Khan, dem Begründer der Kadjaren-Dynastie, wird Folgendes erzählt:

In Kerman hatten die Einwohner Aufstand gegen ihn erhoben und einen seiner Widersacher, Lutf Ali, bei sich in Schutz genommen; ihnen legte er als Zwangssteuer die Entrichtung einer Anzahl Säcke voll ausgestochener Augen auf. Man gibt an, daß mehr als 7000 Menschen diese Verstümmelung erlitten, um die gefoderte Masse voll zu machen; noch jetzt erwähnt man in Persien den Umstand als unbezweifelte Thatsache, daß er, als die ausgestochenen Augen auf Tragtellern zu ihm gebracht und vor ihm auf den Boden hingeschüttet wurden, mit dem Ende seiner Peitsche sie umwühlte und an seiner Unmenschlichkeit sich ergötzte.

Seine bis ins Kleinliche getriebene Habsucht kam seiner Grausamkeit gleich. Hiervon folgendes Beispiel:

Der Schah war leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd; eines Tages aufgebracht darüber, einen Hirsch, auf den er geschossen, nicht erlegt zu haben, wurde er zornig und ärgerlich. Bald darauf kam ein Bauer des Wegs, der ein Stück Wild auf der Schulter trug. Da rief der Schah aus: „Oho, der Mensch hat mein Wild getödtet — schneidet ihm die Ohren ab!" Der arme Bauer, aus ganz entgegengesetzter Richtung kommend und in völliger Unwissenheit über Seiner Majestät Fehlschießen, that Einrede gegen fragliche Behandlung, gleichwol entblößten die Ferraschen ihm die Ohren, um ihr Messer anzusetzen. Da sagte er: „Gemach, schneidet nur ein kleines Stück von jedem Ohr und ich will Euch alles Geld geben, das ich in der Tasche habe" — der Betrag desselben war vier Rial, etwa sechs englische Schillinge. Dieses Anerbieten, welches der Schah mit angehört hatte, reizte ihn; er fragte: „Was sagt der Bauer?" Das Erbieten ward wiederholt. Da sprach der Schah: „Ich will einen bessern Handel mit dir abschließen, gib mir das Geld und deine Ohren sollen dir ganz erhalten werden!"

Andere pikante Nachrichten sind die über das weibliche Geschlecht in Persien, die er aus dem Munde einer an einen persischen Vornehmen verheiratheten Engländerin erhielt, über die Unwissenheit der Weiber, die Eifersucht der Männer u. s. w. Interessant ist auch sein Zusammentreffen mit dem deutschen Gelehrten Schulz, der von der französischen Regierung ausgeschickt worden war, Antiquitäten im Morgenlande zu sammeln, und der auch eine Menge Keilinschriften, wovon 42 aus seinen Papieren bekannt geworden, mit rastlosem Eifer copirte. Der unglückliche deutsche Gelehrte, welcher später von argwöhnischen Eingeborenen hinterrücks mit mehren seiner Diener todtgeschossen wurde, war, wie Fowler sagt, von Allen, die ihn kannten, höchlich geschätzt, besaß einen tiefen Reichthum von Gelehrsamkeit und Weltkenntniß und trotzte in seinem eifervollen Forschen nach Alterthümern allen Hindernissen. In der Nähe der Stadt Djulamenek, wohin er gegen den Rath aller seiner Freunde gegangen war, fand er seinen Tod, obgleich das Oberhaupt ihn mit ausnehmender Gastfreundschaft empfangen und ihm ein — verrätherisches — Geleite mitgegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Zur Geschichte Englands im 18. Jahrhundert.

Mit Portraits und Illustrationen ausgestattet erschien in London „George Selwyn and his contemporaries", mit Memoiren und Briefen von Lord Holland, Fox, Horace Walpole, Lord Grantham, Lord Macartney, Lord Auckland, Bischof Warburton, Viscount Bolingbroke, Viscount Sidney, Lady Diana Beauclerk u. s. w. Herausgeber ist J. Heneage Jesse, Verf. der „Memoirs of the court of England under the Stuarts" und „The court of England under the houses of Nassau and Hanover". In der Anzeige des Verlegers, Richard Bentley, heißt es: Es seien in diesen Briefen das Hof- und Stadtleben wie der Karten- und Jockeiclub von St.-James während der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts dargestellt. Diese Briefe seien wie die von Horace Walpole, denn sie rührten von einem verwandten Geiste her, voll von Anekdoten, Bonmots und Persiflage. An der Spitze stehe Walpole's Freund, der unnachahmliche George Selwyn, das Idol der damals existirenden Clubs. Mit diesen Briefen seien die all jener merkwürdigen Personen verbunden, deren eigenthümlicher Charakter, Humor und Witz dem Hofe und den Cirkeln während der Regierung Georg's III. einen so ausgezeichneten und durchaus englischen Charakter verliehen hätten. Derselbe Verleger kündigt als nächstens erscheinend an: „Letters of Horace Walpole, earl of Oxford. to Sir Horace Mann, resident at the court of Florence, from the year 1760 — 85" (3 Bde.), nach den Originalmanuscripten zuerst veröffentlicht. Die Herausgabe dieser Briefe vertraute der verstorbene Lord Holland im J. 1833 dem verstorbenen Lord Dover an. Man stand damals an, das Ganze zu veröffentlichen, und wollte wenigstens mit dem Tode Georg's II. abschließen, da einige unmittelbare Abkömmlinge von Personen, die in diesen Briefen anekdotisch geschildert werden, noch am Leben sein mochten, ein Misstand, der jetzt, nach Entscheidung der überlebenden Executoren des verstorbenen Grafen von Waldegrave und mit Zustimmung des gegenwärtigen Grafen, als gehoben zu betrachten ist.

Ein seltsames Buch ist die „History of ancient America, anterior to the time of Columbus" von George Jones, worin die Identität der Ureinwohner Amerikas mit den Tyriern und Israeliten und die Einführung des Christenthums eben dort durch den Apostel Thomas nachzuweisen gesucht wird. Der erste Band trägt den Titel „Tyrian era"; zwei Bände werden noch nachfolgen. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1843.

Reiseliteratur.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

14. Bilder aus dem Orient. Von J. J. F. Pfyffer zu Neueck. Zürich, Schulthess. 1842. 8. 22½ Ngr.

Dieses etwas ärmlich ausgestattete Buch enthält eine Reihe von Skizzen, welche früher im „Wanderer durch die Schweiz" erschienen und, besonders bei des Verf. Freunden, so viel Beifall fanden, daß er, dadurch aufgemuntert, sie ohne weitere Bindung zu einem Büchlein zusammenstellte. Diese Skizzen betreffen Java und die Sundainseln und sollen besonders dazu dienen, die vielen unrichtigen Vorstellungen, welche über diesen Winkel der Erde herrschen und ihn fast zu einem Fabellande machen, zu berichtigen, da er jene Gegenden aus eigener mehrjähriger Anschauung genau kennen gelernt zu haben versichert. Solche tolle und falsche Nachrichten, welche über Ostindien in jüngster Zeit selbst in politischen Zeitungen verbreitet wurden, sind die von Tigern, die corpsweise ausrücken und den Truppen Gefechte liefern, von Affen, welche sich beigehen lassen, Weibspersonen zu rauben und auf die Bäume in ihre Nester zu schleppen u. s. w. Da lese der Verf. erst das neueste Werk von dem bekannten anonymen Verf. der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", worin die Affen truppweise die Mädchen verfolgen und sich mit den Männern in förmliche Schlägereien einlassen! Freilich ist das genannte Buch des Anonymus ein Roman, aber daß man selbst die Affen zu Romanenhelden erhoben hat, ist bis auf dieses jüngste Beispiel unerhört gewesen. Dies nebenbei! Noch bemerkt Pfyffer:

> Laharpe und Caillot in ihrem Werke „Land- und Seereisen", nach der vierten Auflage (!!) von W. Hammer ins Deutsche übersetzt, schreiben in ihrer Schilderung von Java kein Wort von den Hauptstädten der Insel, wie z. B. Batavia, Samarang, Surabaya, Cheribon, Sura di Karta u. s. w., melden dagegen, Balambuan sei eine berühmte, befestigte Stadt; sie sprechen von Joariam, das nicht einmal dem Namen nach besteht, als von einem Seehafen u. s. w.

Schade, daß des Verf. eigene Skizzen einen so zerstreuten und mehr gelegentheitlichen Charakter tragen! Es sind darunter manche interessante, nur sind sie zu bunt untereinander geschüttelt, wie in einem Kaleidoskop. Die Darstellung hat im Ganzen wenig Fülle und Glanz, aber in ihrer Simplicität desto mehr Glaubwürdigkeit. Vielleicht ist es manchem Leser angenehm, einen Begriff von dem musikalischen Wohllaut der malaiischen Sprache zu erhalten; wir theilen daher einige Strophen aus einem Liede eines Panton (Minnesängers) mit, denen wir die Übersetzung Pfyffer's folgen lassen:

> Tempo dulu ada Radja,
> Kras, besa ke satu gadja;
> Bertinggal di Kota Bali,
> Piki prang sa robu Kali.
>
> Murong Kita punja hatie,
> Selab itu Radja mati;
> Djatoh ke pohon waringie
> Sama jekal alus tinghi.
>
> In der Vorzeit war ein König,
> Wie ein Elefant groß und kräftig;
> Er wohnte in der Stadt Bali
> Und zog wol tausendmal in Schlachten.
>
> Unser Herz ist betrübt
> Über den Tod dieses Fürsten;
> Er fiel wie ein Waringibaum
> Mit seinen erhabenen feinen Haarlocken.

Auch der Laie wird erkennen, wie wohlgereimt und wohlgemessen diese malaiischen Verse sind.

Die Unzuverlässigkeit der Weißen in Liebessachen ist bei den indischen Schönen zum Sprichwort geworden; sie singen:

> Bebo kali blandah bilang
> Hati guwa, sinar matah!
> Tapi tjinta lakas hilang
> Tjuma tjinggal katà katà!

Zu deutsch: „Tausendmal spricht der Weiße: O, du mein Herz! du meine Geliebte! Allein die Liebe verschwindet schnell und es bleiben nur leere Töne."

Von der öffentlichen Tänzerin (Rongin, Bedoio) meint Pfyffer, daß sie, in der Nähe betrachtet, wol viel Ähnlichkeit mit dem europäischen Freudenmädchen habe, doch sei sie zum Unterschiede weder zudringlich noch unverschämt. Die Rongin will nicht einmal den Schein von Unsittlichkeit auf sich ruhen lassen und weiset rohe Zumuthungen oft mit dem Refrain eines Lieblingsliedes zurück:

> Laen dari njanje, Rongin tra tahu,
> Laen dari main, Rongin tra mahu.
>
> Anders als singen, kann die Rongin nicht,
> Anders als spielen, will die Rongin nicht.

Daß die Missionnaire auf den Sundainseln so wenig Erfolg haben, schreibt er zum Theil ihrer häufig groben

und unglaublichen Unwissenheit zu. So lieh einmal ein holländischer Gelehrter bei der Fahrt nach Batavia auf dem Schiffe einem Missionnair Stuart's „Römische Geschichte" und erhielt sie nach ein paar Tagen mit der Bemerkung zurück: „Er sei kein großer Liebhaber der Mitelegie!" (Mythologie) — Derselbe sandte, an der Küste von Sumatra ausgeschifft, ein eigenhändig geschriebenes Billet an Bord, unter Anderm des Inhalts: „Schicket mir die die große Kist mit heisernen Banden!"

15. Bilder aus Algier und der Fremdenlegion von G. von Rosen. Kiel, Bünsow. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verf. sagt im Vorworte: Man solle hier nicht kunstgerechte Gemälde erwarten, aus dem Pinsel eines begabten und begünstigten Malers, nicht auch detaillirte Zeichnungen aus dem Reißstahl forschender Techniker, nur Skizzen enthalte seine Mappe, flüchtig hingeworfen in der Mitte eines bewegten Treibens, zumeist aus der niedrigen Sphäre des Soldatenlebens. Später ging der Verf. mit der Fremdenlegion, als diese durch einen merkwürdigen Act „philippistischer Politik" der Königin von Spanien abgetreten wurde, nach Spanien, wo sie der Sache der Königin die bedeutendsten Dienste leistete, stets in den vordersten Reihen focht, der Schrecken der Karlisten in Catalonien und Navarra war, aber bald von 7000 Mann auf 1000 Krieger, meist durch Wunden für den Dienst unfähig, zusammenschmolz. Wie sie in Algier die Willkür der Franzosen erdulden mußte, so litt sie nun nicht minder unter der Undankbarkeit der spanischen Regierung. Rosen, selbst in einem Treffen verwundet, wurde mit den Übrigen ohne weiteres plötzlich entlassen und brachte nichts weiter in die Heimat mit, als eine Kugel in der Hüfte und seine Erinnerungen an das langweilig mühselige Lagerleben in Algier und an das bewegte Kriegsleben in Spanien. Vorliegende nicht uninteressante Schrift soll eigentlich nur einen Vorläufer zu einem Buche über des Verf. Abenteuer in Spanien bilden, worin auch über die unglückliche Expedition des Basken Munagorri, an welcher der Verf. als Offizier Theil nahm, berichtet werden soll. Wir können hierzu den Verf. nur aufmuntern. Seine Schilderungen sind ebenso anspruchslos einfach als lebendig. Leider fehlte es ihm in Algier an Gelegenheit, seinen kriegerischen Sinn zu bethätigen; Lager errichten, mit Schaufel und Hacke statt mit der Flinte umgehen, im Blockhaus bivouakiren — dies waren die Hauptbeschäftigungen, zu denen man den größern Theil der unglücklichen Fremdenlegion in Afrika verwandte. Damrémont selbst, an den sich der Verf. persönlich zu wenden hatte, rieth ihm von seinem Vorhaben, in die Fremdenlegion zu treten, wohlmeinend ab, indem er äußerte, daß ein junger Mensch, der wie Rosen von gutem und gebildetem Stande zu sein scheine, sich unmöglich im Dienste der Fremdenlegion wohlbefinden könne; er möge, da es noch Zeit sei, seinen Entschluß aufgeben und sobald als möglich in seine Heimat zurückkehren. Interessant ist seine Unterhaltung mit einem Secretair des Intendanzbureaus zu Toulon, der sein Signalement zu entnehmen hatte. Dies geschah in folgendem Zwiegespräch: Ihr Name? — Friedrich. — Vorname? — Friedrich. — Wie, mein Herr! zweimal Friedrich? — Nicht anders, mein Herr! — Aber — wo sind Ihre Papiere? — In den Händen des Herrn Großmajors. — Gut! Gebürtig aus? — Dänemark! — Dänemark — Dänemark in Deutschland? — Nein, mein Herr! in Dänemark! — Ist das eine freie Stadt? — Wenn Sie erlauben, ein Königreich. — Ihr Stand? — Student. — Alt? — 21 Jahr. — Sie kommen von wo —? — Von Brasilien. — Brasilien!? Das muß weit sein, viel weiter glaube ich als Algier. — Einige Meilen weiter, mein Herr! — Kamen Sie zu Lande aus Brasilien? — Nein! zu Meer, mit Ihrer Erlaubniß u. s. w.

Einem Deutschen schwindelt vor dieser crassen französischen Unwissenheit, die man kaum glauben dürfte, wenn sie nicht, was auswärtige Geographie betrifft, schon durch hundert andere Beispiele constatirt wäre. Von Joseph Bernell, dem bekannten Anführer der Fremdenlegion, entwirft er folgendes Bild:

Sein Äußeres hatte, wie schon bemerkt, eine Ähnlichkeit mit dem Napoleon's, dessen Landsmann er auch war. Seine kleine gedrungene Gestalt, sein schwarzes schlichtes Haar, seine scharfblickenden schwarzen Augen erinnerten unwillkürlich an den großen Mann, den er selbst in Manieren und Stellungen nachahmte, wie er überhaupt auf die Ähnlichkeit stolz zu sein und so viel ihm möglich dafür zu thun schien. (Später in Spanien ahmte er Napoleon auch durchaus in seinem Costum nach, trug die großen Reiterstiefeln, den kleinen weltgeschichtlichen Hut und die capote grise. Dabei ritt er ein falbes Pferd. Die hierdurch noch vermehrte Ähnlichkeit zog ihm oft die größte Bewunderung und Beifall zu.) Bernell, der sich für die Legion außerordentlich interessirte und dem sie eine vorzügliche Organisation und Gleichstellung mit allen übrigen französischen Regimentern verdankt, die sie in mancher Hinsicht sogar übertraf, war immer erfreut, zahlreiche Detachements für sein Corps ankommen zu sehen, und verfehlte nie, selbst dieselben zu inspiciren und ihren Zustand sich anzusehen. — — Oft versuchte er auch, einige Fragen auf Deutsch an den Einen oder Andern zu richten, was denn freilich gar drollig herauskam und ihm selbst großen Spaß zu machen schien.

Noch eine gewiß stichhaltige Bemerkung über die deutschen politischen Flüchtlinge erlauben wir uns mitzutheilen:

Die deutschen politischen Flüchtlinge — sagt der Verf. — haben nirgend in Frankreich Depots; dennoch findet man deren überall und so auch hier (in Toulon); sie zeichnen sich gewöhnlich dadurch aus, daß sie ihre excentrischen Ideen nirgend zu verbergen wissen, und dennoch, trotz der allgemeinen Sympathie der Franzosen für politische Opfer, im Allgemeinen wenig Anklang finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Philipp I., König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Von Christian Birch. Zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1843. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.*)

Der Umstand, daß der, von welchem Standpunkte aus man ihn auch betrachten mag, immer höchst merkwürdige Mann, dessen Lebensschilderung uns hier vorgeführt wird, noch lebt und regiert, ist nicht die einzige Schwierigkeit, die der Verf. dieses interessanten Werks bei der Behandlung und Anordnung des Ganzen vorgefunden hat. Schon bedenklich genug war es, die innere Entwickelung der Ideen, die Anschauungsweise und die

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 12 d. Bl. f. 1842. D. Red.

Empfindungen dieser Persönlichkeit zu verfolgen und zu schildern in ihren eigenen Beziehungen; noch mehr gegenüber den großen und erschütternden Zeitereignissen, die alle auf Ludwig Philipp's Leben nachhaltigen Einfluß übten, auch als er noch von unmittelbarer Theilnahme davon entfernt war. Dies Alles war die Aufgabe des Verf. im ersten Bande, der das Privatleben des Herzogs von Orleans schilderte, bis zum Ausbruch der Julirevolution. Wir haben zu seiner Zeit bei der Anzeige davon in d. Bl. die Haltung des Verf. bei seiner schwierigen Aufgabe rühmend erwähnen können. Bei dem zweiten Bande, der mit der Ernennung Ludwig Philipp's zum Generalstatthalter beginnt, erweitert sich die Sphäre und wird der Gehalt des Gegenstandes ein anderer. Während der Verf. bis dahin den Stoff suchen, einem unter den Schichten historischer Begebenheiten verborgenen Privatleben nachgehen mußte, drängt sich nun der Stoff stürmisch hervor, und der Verf. muß gleich anfangs sich feststellen, wenn er nicht davon überwältigt werden soll, sodaß sein eigentlicher Gegenstand, die Persönlichkeit des Königs, ihm aus den Augen gerückt würde. Denn eine nicht geringe Schwierigkeit entspringt daraus, daß der Verf. das Leben des Königs der Franzosen schildern, nicht die Geschichte Frankreichs schreiben soll. Wäre Ludwig Philipp ein König des Parlaments, Vollstrecker und Schirmer der dort ohne ihn, wol auch gegen ihn gefaßten Beschlüsse, wäre er eine Art Staatsdecoration, wozu Herr von Cormenin und die Coalitionen ihn gern machen möchten, sodaß er nur zu Zeiten, wenn gerade das constitutionnelle Räderwerk einer königlichen Beglaubigung bedürftig, dazu käme, um nach vollzogener Form wieder in seine königliche Häuslichkeit zurückzutreten und von dort aus zuzusehen, wie seine Minister und das Parlament die Regierung verwalten, dann allerdings wäre es leicht, den König als Person und die Vorgänge seiner Regierung auseinander zu halten. Allein es ist zur Genüge bekannt, daß Ludwig Philipp es verstanden hat, die ihm zugedachte Stelle des leidenden Königthums abzulehnen und aus der stets genau beobachteten Legalität sich einen Schild zu schaffen, unter dessen Schutze es ihm gelungen ist, einen Tunnel zu führen unter dem brausenden Strom des zornglühenden Parteigewühls, in welchem er bis jetzt seine Macht geborgen hält. So oft auch die Flut versuchte, in seinen Bau einzudringen, stets gelang es ihm, sie zurückzuweisen. Wenn man daher eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Königs der Franzosen geben will, so muß allerdings die Geschichte Frankreichs seit der Julirevolution nothwendig mit in den Kreis des Bildes treten. Hier aber gilt es, die Hauptfigur nicht in der Staffage untergehen zu lassen und die Composition des Gemäldes so zu entwerfen, daß der massenhafte Stoff sich in richtiger Gliederung sondert, ohne daß die Theile ineinander verschwimmen. Durch richtige Anwendung dieser Methode bedingt sich eine wesentliche Eigenschaft des Ganzen, Klarheit der Entwickelung und richtige Scenirung der Gruppen in diesem bunten Drama der Zeit; sie mußte maßgebend werden für den Werth des Ganzen. Wir wollen nun gleich von vorn herein sagen, daß es unserer Ansicht nach dem Dr. Birch gelungen ist, diese Bedingung zu erfüllen, und daß er damit den Beweis eines in der That nicht sehr häufigen Talents gegeben hat; denn man muß in der Politik und in der Geschichte einen nicht geringen Standpunkt einnehmen, um über einen so schwierigen Boden ein Straßennetz werfen zu können, das uns in den Stand setzt, die rechten Wege, die zu einem Ergebniß führen, finden und einhalten zu können.

Die Generalstatthalterschaft behandelt der Verf. mit Sorgfalt und Vollständigkeit, obwol sie nur neun Tage dauerte. Aber diese hatten allerdings das Gewicht von Jahren. Wir sehen, wie Ludwig Philipp ebenso klug als kühn die Wege bereitet, die zu einer Entscheidung führen müssen, und unaufhaltsam die Hindernisse hinwegräumt, die sich ihm entgegenstellen. So war der Zug des Generalstatthalters nach dem Stadthause am 31. Juli ebenso kühn als klug, denn er überraschte die Stadthaus-Partei, an deren Spitze Lafayette stand, die zwar nicht zahlreich, aber in ihrem Bereiche gefährlich war; er brach ihre Opposition durch feierliche Verkündigung der Proclamation der Deputirtenkammer. Der Verf. sagt darüber:

„Es war Revolution, am Tage nach einem blutigen Kampfe, und die übererregten Gemüther der Misvergnügten waren ganz bereit, durch einen Handstreich den Beschluß der Mehrheit zu vernichten, der ihrer idealen Vorstellung von Volksglück hindernd in den Weg trat. Und nun nahte der Herzog von Orleans, unbewaffnet und in friedlicher Umgebung, dem bis an die Zähne bewaffneten Stadthause. Sie vergaßen aber, daß eben hierin eine Macht lag, denn ein kühnes und unbedingtes Vertrauen, wie es hier gezeigt wurde, enthält einen stummen Aufruf an die Ehre des Gegners, vor dem auch der wildeste unwillkürlich stutzt. Lafayette mußte hier den Ausschlag geben. Die Orleans'sche Partei der Deputirtenkammer kannte ihn wohl und wußte ihn zu behandeln. Man hatte nicht versäumt, schon am 29. Nachmittag, wo der Sieg des Volks entschieden war, Anhänger des Generalstatthalters in die Umgebung Lafayette's zu bringen. Es schmeichelte seiner Gier nach Volksthümlichkeit, daß seine Stimme als unerlaßlich geschildert wurde, um dem Vorschlage der Generalstatthalterschaft die Billigung der Volkspartei zu sichern. Dann stellte man ihm vor, daß er eine große Verantwortlichkeit auf sich lade, wenn er dem einzigen Mittel zur Beruhigung des Augenblicks Hindernisse in den Weg lege; die Plane des absoluten Königthums würden dadurch nur gefördert werden; bei der Einstimmigkeit der Abgeordneten aber in der Berufung des Herzogs, für die sich eine überwiegende Mehrheit in der Bürgerschaft ausgesprochen, würde durch einen Widerspruch Lafayette's eine Spaltung der Revolution offenbar werden und aus alle diesem könnte nur Anarchie entstehen. Ohnedies sei die Generalstatthalterschaft eine vorläufige Maßregel, die noch immer zuließe, daß man alle Freiheit republikanischer Nationalgerechtsame mit der künftigen Regierungsform verbinde, über die noch entschieden werden solle. Lafayette, Republikaner aus Gesinnung, aber auch aus Gewohnheit, war dabei immer Edelmann in den Umgangsformen geblieben. Er betrachtete die Unabänderlichkeit seiner Grundsätze als einen Ehrenpunkt und wollte ihnen auch Geltung verschaffen, aber nicht mit der rauhen Unbedingtheit eines Fanatikers, sondern mit der feinen Zulässigkeit eines Mannes der großen Welt. Daß der greise Freiheitsheld zweier Welttheile nun den ersten Besuch eines Fürsten vom königlichen Geblüte empfangen sollte, der auch unter der dreifarbigen Fahne gefochten, deutete gleichsam auf eine Wahlverwandtschaft des Geschicks, die unwillkürlich den Edelmann für den ehemaligen General der Republik und den Republikaner für den Prinzen gewinnen konnte."

Der Verf. weist aus den Geständnissen der Republikaner selbst nach, daß es nie ein Stadthaus-Programm gegeben, daß zwar die dort versammelten Patrioten ein solches entworfen hatten, welches aber nie dem König vorgelegt wurde. Lafayette, der es bei einer Audienz in der Tasche hatte, war entzückt von der Leutseligkeit des Generalstatthalters und umstrickt von seinem gewinnenden Worte; darum behielt er es auch in der Tasche, indem er für unschicklich hielt, „ein unziemliches Mistrauen an den Tag zu legen" einem Prinzen gegenüber, der so vortrefflich gesprochen hatte über die amerikanischen Institutionen. Die Darstellung des Verf. deutet vortrefflich an, mit welcher feinen Berechnung Ludwig Philipp die Schwächen des alten Generals zu benutzen verstand, und, gleich als ahnete er, welche bedrohliche Handveste „der Freiheitsheld zweier Welttheile" in der Tasche barg, ihn gar nicht dahin kommen ließ, sie herauszulangen. Es fehlt überhaupt nicht an Stellen, die deutlich genug zu erkennen geben, daß der Verf. recht gut weiß, wie die Taktik beschaffen ist, die bisweilen in Anwendung gebracht wurde; und wenn er hier und da mit sympathetischer Tinte schrieb, im Vertrauen, ohne Zweifel, auf ein chemisches Talent des Lesers, so darf die Kritik ihm wol dessen Rechnung tragen, daß er den Lebenslauf eines Lebenden zu schildern hatte. Der Verf. wirft die Frage auf: „Konnte der Herzog von Orleans den

Wunsch Karl's X. erfüllen, die Thronbesteigung des Herzogs von Bordeaux verkünden? Wurde nicht durch das Aufgeben der Legitimität die Volkssouverainetät thatsächlich und grundsätzlich festgestellt, und dadurch für immer der Bestand des Throns dem Schwanken eines wogenden Volkswillens anheimgestellt?" Um nicht in den Anführungen zu weit zu gehen, müssen wir auf das Buch selbst verweisen und bemerken nur, daß die Beantwortung mehr objectiv, vom Standpunkte der Franzosen aus, gegeben wird, indem der Verf. sagt: „Was man auch gegen die obige Schlußfolgerung einwenden mag und auch von einem außerhalb der schlichten Wirklichkeit genommenen Standpunkte einwenden kann, die Franzosen hatten zu viele Dynastienwechsel erfahren, als daß nicht eine solche praktische Vorstellungsweise sich bei der überwiegenden Mehrheit festgestellt haben sollte." Wir wollen nicht behaupten, daß die Sache abgethan ist, wie der Verf., der seine persönliche Ansicht gar nicht gegeben zu haben scheint, es entwickelt; aber daß es in einem Gemälde, wie er es zu entwerfen hatte, nicht helfen kann, eine Ausführung der Schulsätze aufzustellen, damit sind wir einverstanden.

Geistreich aufgefaßt und in der Ausführung vollkommen gelungen ist ohne Zweifel die Art und Weise, wie Dr. Birch die Stellung Ludwig Philipp's unmittelbar nach der Thronbesteigung schildert, und die wir hier mittheilen wollen.

„Ludwig Philipp empfing die Krone durch eine Revolution, aber nicht von einer Revolution. Er war nicht das gekrönte Haupt der Revolution, nicht ein König der Barrikaden, wozu rasende Fanatiker ihn gerne machen wollten und wie Legitimisten ihn gern schelten. Er hatte ohne Zweifel eine feste und klare Anschauung von der Sendung, die ihm geworden war, wenn er auch, wie alle Andere, von den Ereignissen überrascht, im ersten Augenblicke nicht übersehen konnte, ob alle Bedingungen ihm sogleich zu Gebote stehen würden, die unerlaßlich waren, um den Weg einzuhalten, den er mit klarem Bewußtsein als den rechten anerkannte. Er wußte, was er wollte und was er sollte, aber er wußte nicht, ob er es gleich konnte. Noch sollten die Elemente der verschiedenen Richtungen, welche Geltung verlangten, sich um den neuen Thron gruppiren und ihre Kräfte versuchen, bis es sich herausstellte, mit wem der König es versuchen konnte."

„Es ist schwer für Alle, die nicht Ähnliches erfahren haben können, sich einen Begriff zu machen von den Gefühlen und Ansichten eines Prinzen, der, entsprossen aus einem der ältesten Fürstengeschlechter, geboren auf einem Vulkan, entwurzelt durch eine politische Springflut, die den staatlichen, religiösen und moralischen Boden in einer Alles gleichmachenden Anschwemmung versandete, auch in der Verbannung nicht den Zusammenhang mit dem Vaterlande verlor, und der nun, nach einer neuen Erschütterung zur Herrschaft berufen, sich bemühte, den gesunden Boden Frankreichs wiederzufinden, aus dem allein ein neues Staatsleben hervorblühen kann. Das Bürgerthum war die Macht, welche siegreich aus der Julirevolution hervorgegangen war; und nicht die überraschende Thatsache des Siegs belehrte den König davon, denn während der ganzen Restauration war er ein scharfsichtiger Beobachter gewesen von der Entwickelung dieser Macht, welche, nach Napoleon's Sturz zum Bewußtsein ihrer Bedeutung gelangt, unter Ludwig's XVIII. Charte ihre politische Erziehung begonnen hatte, im Kampfe gegen die rückgängigen Bestrebungen unter Karl X. alle intelligenten Kräfte, die eine Zukunft in sich trugen, angezogen und an ihre Spitze gestellt hatte und im gesetzlichen Widerstande hinlänglich erstarkt war, um die Gegner des Gesetzes von dem Boden zu verdrängen, den sie mit ungesetzlichen Mitteln behaupten wollten. War nun auch der Umsturz des Bestandenen nicht ursprünglich in der Abwehr des Bürgerthums als Absicht enthalten gewesen, so war es doch nicht davor zurückgetreten, als die Fehler der Gegner ihm keine Wahl gelassen hatten. Es konnte aber nicht vollbracht werden, ohne daß andere Kräfte sich mit dem Bürgerthum verbanden, die mit ihm nur augenblicklich darin übereinstimmten, daß die Gewalt der Rompflichtigen Geistlichkeit und des lehnsüchtigen Adels, welche die Volksfreiheiten zum Vortheil einer von ihnen überflügelten Regierung einziehen wollten, gebrochen werden müsse. Nachdem dies geschehen war, foderten nun die Helfer des Bürgerthums einen Lohn, bedrohlich genug, um die Errungenschaft des Siegs zu gefährden; die Abrechnung konnte bedenklich werden. Das Bürgerthum hatte seinen König bekommen; und die Patrioten, welche den alten König vertreiben halfen, zwar nicht ihre Republik, aber sie hatten in die Erklärung, welche den Thron errichtet, ungelöste Fragen hineingestellt, bei deren vorgeschriebenen Lösung sie hofften, eine demokratische Grundlage unter den Thron des Bürgerthums einzuschieben. Eben die Eile, womit die Bürgerschaft zur Errichtung des neuen Königthums trieb, hatte die Patrioten begünstigt in Erlangung von Vorbedingungen ihres Einflusses, deren gewichtige Bedeutung der Generalstatthalter wohl erkannt hatte, die indeß Manchen von der Bürgerschaft nicht sehr verfänglich erschienen, sodaß sie billigten, was sie nachher auf ihre eigenen Kosten zurückweisen mußten. Der König wußte schon vor seiner Thronbesteigung, mit welchen Gefahren er zu thun haben werde, und vom ersten Tage an faßte er sein Ziel scharf ins Auge; aber so lange bis er die Zuverlässigkeit der Mittel, welche ihm zu Gebote stehen würden, erforscht hat, sehen wir ihn die Dinge mehr an sich kommen lassen, als ihnen offenbar vorbeugend entgegentreten. Im Cabinete warnte er vor Maßregeln, deren Misbrauch ein Ordnungssystem erschüttern konnte, er zeigte ihre Tragweite und soll öfter geäußert haben: Je vous attends à l'épreuve; aber er ließ seine Minister die Probe Dessen bestehen, was sie unter ihrer Verantwortlichkeit riethen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Unter den Neuigkeiten der französischen Presse sind hervorzuheben: „L'Angleterre, l'Irlande et l'Écosse, souvenirs d'un voyageur solitaire, ou méditations sur le caractére national des Anglais, leurs moeurs, leurs institutions, leurs établissements publics, l'association britannique, aussi que d'autres sociétés savantes et les inventions nouvelles en fait de sciences et d'arts" (2 Bde.). Ferner das in Lieferungen erscheinende Werk: „L'ancienne Auvergne et le Velay" von A. Michel. Der Inhalt theilt sich in Geschichte, Archäologie, Sitten und Topographie. Die Ausstattung ist prachtvoll; 36—40 Monatslieferungen, jede sieben oder acht Bogen stark und mit vier Kupfern und Lithographien geschmückt, werden drei Bände bilden. Eine Dame, Hortensie Allart, gab eine „Histoire de la république de Florence" heraus, in welcher man die Männlichkeit des Stils rühmt, der jedoch etwas nach moderner Überkraft schmeckt, erklärlich, da die Dame zu denjenigen Individuen gehört, welche eine politische Emancipation des weiblichen Geschlechts begehren und natürlich in ihren Schriften die möglichsten Kraftanstrengungen machen, um der Energie des Mannes, wenigstens scheinbar, durch kecke Behauptungen und heftigen Stil gleichzukommen, wo nicht sie zu überbieten. Mit dem achten Bande ist beschlossen „Histoire de la révolution française", vom Vicomte F. de Conny, Mitglied der Deputirtenkammer zur Zeit der Julirevolution, und mit dem vierten Bande: „La révolution, le consulat, l'empire et la restauration etc. jusqu'à 1841." Von J. B. Dechalotte erschien: „Soult et Brougham, glorieux pacificateurs de l'Europe"; von A. Blanqui: „Précis élémentaire d'économie politique suivi d'une biographie des économistes", welches Werk ein Bestandtheil der „Encyclopédie portative" (54 Bde.) ist; von Artaud de Montor, ehemals Gesandten in Rom: „Histoire du pape Léon XII"; und vom Vicomte de Beaumont-Vassy: „Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne", ein Werk, welches auf zehn Bände berechnet ist und dessen erster Band Belgien und Holland zur Aufgabe hat. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1843.

Reiseliteratur.
Zweiter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 178.)

16. Norddeutsche Reise von Otto Friedrich Wehrhan. Dresden, Naumann. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

Der als strenggläubiger Altlutheraner bekannte Verf., welcher seine religiösen Überzeugungen im J. 1835 mit Untersuchungs- oder Kerkerhaft zu Liegnitz büßte, reiste von Dresden nach Hamburg, wohin er einen Ruf als Pastor angenommen hatte. Eine Anzahl Lutheraner separirten sich von der hamburger Kirche, schrieben an Wehrhan, daß die Union stattgefunden, und foderten ihn auf, die Stelle eines Predigers bei ihnen anzunehmen. Als er jedoch hinkam und der Sache auf den Grund ging, erkannte er bald, daß von einer kirchlichen Union der Lutheraner und Reformirten durchaus nicht die Rede sei, und daß der Schritt, welchen jene Separirten gethan, jedenfalls zu frühe geschehen, mindestens also ein unzeitiger sei. Indem er, sagt der Verf., nicht auf die Subjectivitäten in einer Anstalt, sondern auf deren Princip zu sehen pflege, habe er sich verpflichtet gefühlt, dies ganz neu creirte Pastoramt nicht anzunehmen, ja nicht einmal anzuerkennen. In diesem Buche, zusammen mit seiner früher erschienenen „Umschau", glaubt er einen ziemlich vollständigen und nach bestem Wissen getreuen Überblick der aus eigener Anschauung kennen gelernten kirchlichen Verhältnisse des protestantischen Deutschlands gegeben zu haben. Wir fürchten jedoch, daß dieser Überblick zum großen Theile auch ein falscher Blick sei; einmal sind die Ansichten des Verf. auf der einen Seite im hohen Grade subjectiv, auf der andern stützen sie sich zu beharrlich auf den biblischen Autoritätsglauben. Die Autorität der Bibel ist so ehrwürdig, daß darüber nichts weiter zu sagen ist; wollte man aber alle Entwickelungen der Menschheit unter das Commando der Bibel stellen, so würde ein Stillstand und mithin ein Rückschritt unvermeidlich sein; der Bibelglaube, wenn er durch nichts gemäßigt ist, macht hart, unduldsam, despotisch, allen Besserungen und Fortentwickelungen abgeneigt. Dies beweist der Verf. mit seinem eigenen Beispiele. Er vertheidigt z. B. die Todesstrafe und stützt sich dabei auf Moses' bekanntes Gebot „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden". Schlimm genug, wenn wir nach so vielen Jahrtausenden noch nicht über Moses hinaus sein sollten! Die Erfahrungssätze, die er zur Vertheidigung der Todesstrafe in Anwendung bringt, sind durchaus ungenügend. Die groben und großen Verbrechen, worauf bisher Todesstrafe stand oder noch steht, haben sich mit der zunehmenden Civilisation und der damit zusammenhängenden mildern Rechtspflege allerdings vermindert, wenn auch die Zahl der kleinern Verbrechen im Wachsen sein mag. Auf bloße Zeitungsnachrichten sollte der Verf. ohnehin bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht so viel geben; Zeitungen sind sehr selten reine Geschichtsquellen, da sie, belogen, oft wieder lügen oder nur vorübergehende, aus momentanen Umständen entspringende Erscheinungen berücksichtigen. Diese biblische Härte Wehrhan's spricht sich namentlich in seiner Schutzrede für Beibehaltung der Sklaverei aus. Auch hier ist sein Hauptargument ein biblisches; Sklaverei und Sklavenverkauf, sagt er, herrschten schon zu Jesu Zeiten, Jesus kannte sie und verwirft sie nirgend, folglich muß es (oder darf es wenigstens) Sklaven geben. Dieser Umstand soll nun, trotz ganz veränderter Verhältnisse, trotz der fortgeschrittenen geistigen Bildung und davon abhängigen innern Entwickelung und Reinigung des Christenthums, auch für uns beweisend sein! Der Verf. sagt im Vorworte: „Was ich hierüber geschrieben, halte ich für in der Heiligen Schrift begründet, und wenn ich anders geschrieben, so hätte ich geheuchelt; sollte ich aber geirrt haben und eines Bessern überzeugt werden, so will ich gern der Wahrheit Gehör geben." Er führt hierbei die Worte Luther's an: „Man lasse die Geister aufeinander platzen", denn so, meint er, werde die Wahrheit hervorgetrieben. Aber fühlt denn der Verf. nicht, daß er die ihm so göttlich dünkende Heilige Schrift dadurch, daß er sie bei Vertheidigung eines von allen menschlich, recht und billig Denkenden gebrandmarkten Instituts wie die Sklaverei zum Grunde legt, wenn nicht schändet, doch in Miscredit bringt? und kann letzteres in seinem Plane liegen? Gewiß nicht! Wer aber seinem Zwecke entgegenarbeitet, handelt mindestens unbesonnen und unklug. Der Verf. führt auch mehre Fälle von glücklichen Sklaven an, die sich gerade unter mildern Herren im Wohlsein befinden; wir verweisen aber den Verf. auf das Capitel in Boz' „Amerika", welches über

die Sklaverei handelt und woraus wir in Nr. 147 d. Bl. ein paar schlagende Proben gaben, und wenn ihm dann nicht die Augen über dies fluchwürdige Institut der Sklaverei aufgehen, so müssen wir den Verf. mit dem schwarzen Staar des blindesten Bibelglaubens behaftet erklären. Der Verf. ist aber nicht stets so biblisch gesinnt; von S. 81—88 spricht er über das Essen und Trinken in Hamburg, über Aalsuppe, Heidelbeersuppe, dicke Grütze u. s. w. und über das Rauchen als denjenigen Genuß, „der so zu sagen den Übergang von körperlichen zu geistigen Genüssen macht". Die Ansicht des Verf. ist: Zu Jesu Zeiten gab es Sklaven, folglich dürfen wir auch Sklaven halten; aber so gut könnte man sagen: Zu Jesu Zeiten rauchte man nicht, folglich darf Herr Otto Friedrich Wehrhan auch nicht rauchen!

17. Östreich im Sommer 1842 von H. Scherer. Ulm, Stettin. 1843. 8. 22½ Ngr.

Ein broschürenähnliches Schriftchen, welches bereits in den „Zeitinteressen" mitgetheilt worden. Der Verf. hat dadurch, daß man ihn als Plagiarius, Nachdrucker u. s. w. anklagte, daß der würtembergische Advocatenverein gegen ihn eine Erklärung veröffentlichte, des Inhalts, Scherer sei von genanntem Verein nicht nach England geschickt, um Documente über das englische Gerichtsverfahren zu sammeln, ein nicht beneidenswerthes Renommée erlangt. Vorliegende Schrift trägt mehr den Charakter eines politischen oder vielmehr politisirenden Pamphlets als einer Reisebeschreibung, obgleich sich des Verf. politische Betrachtungen auf die von demselben im J. 1842 gemachten Reiseerfahrungen stützen und die besuchten Localitäten darin eine Rolle spielen. Im Ganzen ist die Schrift für Östreich wohlwollend abgefaßt, obschon der Verf. die Schwächen der Verwaltung nicht verhehlt und namentlich den obwaltenden Überfluß an Censur und Mangel an Theaterfreiheit rügt. Unter Anderm erzählt der Verf., daß im „Egmont" an der Stelle, wo das Volk seinen Helden mit dem Lebehoch der Freiheit begrüßt, gerufen werden muß: Es lebe die Zufriedenheit! Der Verf. selbst hörte, daß Leporello im ersten Finale des „Don Juan" die Maskenfreiheit weglassen und dafür die Schönheit singen mußte. Im Ganzen genügt es, wenigstens die Existenz dieser Schrift durch diese kurze Anzeige dargethan zu haben.

18. Reiseskizzen. Episteln an Madame von H. Heine's Nachfolger. Zwei Theile. Hamburg, Nestler und Melle. 1842. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dies unangenehm witzelnde, liederlich gedachte und stilisirte Buch trägt das Motto: „Nehmt's, wofür ihr wollt; ich weiß, wofür ich's gebe"; wahrscheinlich für ein mittelmäßiges Honorar, denn sonst ist das Buch für gar nichts zu nehmen noch zu geben. Ein Nachfolger Heine's! Man höre diesen Nachfolger Heine's:

Eigentlich, Madame, sollte ich Ihnen gar nicht schreiben und am wenigsten diese Briefe, da Sie vor mehren Jahren einmal mein Herz zerrissen, worüber ich nachher oft herzlich gelacht habe, weil es mit den zerrissenen Herzen und Tugenden wie mit zerrissenen Hosen geht — verzeihen Sie, Madame, daß ich von Beinkleidern rede; aber Sie sind ja verheirathet — man flickt sie wieder.

So lautet der saubere Anfang dieser schmuzigen carikirten Copie der Heine'schen „Reisebilder".

Der Anfang des zweiten Briefes lautet:

Ich habe diese Nacht sehr schlecht geschlafen, Madame, oder auch sehr gut; ich weiß es selbst nicht. Eigentlich schlief ich gar nicht, denn ich lachte beständig, oder ich habe geschlafen und habe im Traum immerfort gelacht. — — Und worüber habe ich denn gelacht? Ich habe darüber gelacht, daß es heutigen Tages so leicht ist, ein Buch zu schreiben, das seinen Beifall findet, wenn man nur Übermuth genug hat, dem Publicum, vor welches man sonst nicht anders als in Escarpins und mit vielen demüthigen Reverenzen trat, in Schlafrock und Pantoffeln, in höchster Burschikosität entgegenzutreten. Nun, das Publicum, dies vielköpfige Ungeheuer, will es ja nun einmal so, und ihm geschehe daher, wie Recht ist. Die Sache wird so einem Vierziger durchaus nicht schwer gemacht, wenn er sich nur auskleiden will und den Studenten oder den jungen Doctor noch einmal durchspielen mag.

Der Verf. ist also von der literarischen und moralischen Nichtswürdigkeit seines Buches überzeugt und dies kopflose Ungeheuer wagt dem vielköpfigen Ungeheuer, dem Publicum, diese unumstößliche Wahrheit schamlos zu gestehen. Das Buch ist des Besprechens nicht werth und eigentlich schon vergessen, aber es ist für uns immer noch wichtig als Maßstab für die Ungezogenheit, welche sich deutsche Schriftsteller dem Publicum gegenüber erlauben. In keinem andern Lande ist dergleichen möglich, und diese Ungezogenheit, diese schmuzige Witzelei, diese bequeme Sudelei, diese katzenjämmerliche Beschaffenheit des Humors — wo finde ich Worte, dieses demoralisirte Unwesen genügend zu brandmarken? — hat Niemand weiter veranlaßt als Heine, der zwar unter seines Gleichen immer noch als König dasteht, aber als ein König, der sich in seinem Witze betrinkt, in seinem Humor bis zum Ekel übersättigt, mit den Nymphen der Straße verkehret, Sitte, Geschmack, Gesetz, Anstand übermüthig mit Füßen tritt, seinen an sich etwas schäbigen Königs- und Purpurmantel in den Koth schleudert und ihn erst in diesem unsaubern Zustande unter seine Nachfolger vertheilt. Nicht sowol Heine ist daran Schuld als seine Anbeter von ehemals, die er innerhalb und außerhalb Kanaans, unter Juden und Nichtjuden hatte und zum Theil noch hat. Man nenne mir die Literatur irgend eines Volks zu irgend einer Zeit, welche wie in den letzten Jahren die deutsche durch einen solchen Wust von liederlichen, herz-, gemüth-, geschmack-, gesinnungs- und talentlosen, an der Krücke eines faulen und ekelhaften Witzes lahmenden Schriften verunstaltet worden ist! Zu dieser Schand- und Schundliteratur gehört obiges Buch, aus dem wir noch schnell eine poetische Ergießung mittheilen wollen, damit man den Verf. auch von dieser Seite kennen lerne. Dieses Poem lautet:

Madame, Sie haben mein junges Herz
Gar bitter gekränket; indessen
Erschieß' ich mich nicht, und hab' meinen Schmerz
In hundert Austern vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Ludwig Philipp I., König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Von Christian Birch. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Mit Laune ist die Lage des ersten Orleans'schen Ministeriums Denen gegenüber beschrieben, die Verlangen trugen, sich dem neuen Königthume anzuschließen.

„Kaum hatten diese Minister ihre Amtsthätigkeit begonnen, so wurden sie überflutet von der Plage aller Minister, von einem Schwarm von Stellenjägern, die lästiger sind als die Fliegen im Herbst, und von denen die Meisten fast so bereit sind, Alles um eine Anstellung zu thun, wie die Fliegenwedler eines Sultans. Präfecten, Unterpräfecten, alle absetzbare Beamte, die es nur irgend konnten, ließen ihre Provinzen im Stich, die sich administriren mochten, wie es immer ging, und lagen auf den Landstraßen, um nach Paris zu kommen. Wurden sie abgesetzt? Oder hatten sie Hoffnung, beibehalten zu werden, oder gar zu steigen? Einer neuen Regierung mußte man sich persönlich vorstellen, mußte selbst der Herold seiner Verdienste sein und von diesen brachte Jeder beträchtlichen Vorrath mit. Von allen Ecken und Enden Frankreichs kamen die öffentlichen Wagen in Paris an, vollgestopft mit Bittstellern geringerer Sorte, die am grauenden Morgen nach ihrer Ankunft im schwarzen Frack, das dreifarbige Band im Knopfloche, eine ungeheure Cocarde am Hut, von hoffnungszitternden Händen erwartungsvoller Provinzialmütter und -Frauen gefertigt, Papiere und Zeugnisse in der Brusttasche, nach den Ministerhotels stürzten, um mit unabweisbarer Beharrlichkeit an der Cabinetsthüre eines Vorzimmers Tage lang zu kleben. Die Minister und ihre Secretaire konnten sich zu keiner Thür hinausretten, ohne an der Schwelle über solche Stellenjäger zu stolpern, die mit Präfectur- und Staatsanwaltsstellen anfingen und sich zuletzt mit einer Tabacksconcession begnügten. Hier offenbarte sich sogleich ein Hauptgebrechen der Staatsgesellschaft, welches 15 Jahre eines constitutionnellen Systems nicht gemindert hatte. So war es unter dem Kaiserthum, unter der Restauration, beim Beginn der Julireglerung, und so ist es noch. Es ist unglaublich, welche Gier man hat, sich dem Budget anzuschließen. Die bekannte Empfehlung ‚Je suis le bâtard de votre apothicaire' hatte nur Variationen bekommen; es waren nun natürliche Söhne der Eroberer der Bastille, Oheime von polytechnischen Schülern, aber immer Bewerber um ein Amt oder ein Ämtchen um jeden Preis. Eine traurige Erscheinung, in solcher Weise, wo sie immer vorkommen mag, und sie zeigt sich mehr oder weniger überall, aber kaum in solchem Überschwange wie in Frankreich."

Als Gegensatz zu Denen, die sich so der neuen Dynastie an den Hals warfen, finden wir etwas weiter hin:

„Nur das Volk verlangte nichts — als Arbeit. Es ist eine rührende und sehr zu beherzigende Erscheinung, daß der gemeine Mann nach dem Kampfe stillschweigend zurücktrat, die Gräber der Gefallenen und die verwundeten Kameraden in den Spitälern, aber kein Vorzimmer besuchte und nichts wollte von allen Herrlichkeiten, welche die Regierung zu vergeben hatte, für die er dem Tode getrotzt, als das bescheidene Loos eines nicht arbeitslosen Arbeiters. Das pariser Volk hat sich im Kampfe großartig gezeigt und seine Uneigennützigkeit bei der Preisvertheilung nach dem Siege ist eine sybillinische Mahnung für die Zukunft, die man nicht überhören möge, da man ihm eben nicht mit dem Beispiel der Genügsamkeit vorangeht, und es doch zuletzt lernen könnte, auch seinen Preis zu machen. Ich weiß wohl, daß mit dem Unkengeschrei trüber Warnungen nichts gethan ist; ich weiß, daß wir so ziemlich Alle rathlos stehen vor der Aufgabe, die eine Hülfe verlangt, welche nicht Einer, sondern nur Alle gewähren können; ich weiß, daß sie nicht in politischen Formen liegt, sondern nur aus einem geläuterten Geiste der Gesellschaft hervorgehen kann, aber die Geschichte müßte herzlos sein, wenn sie bei so schneidenden Gegensätzen, wie sie hier einander gegenüberstanden, nicht daran erinnern wollte, daß das Unglück Diejenigen treffen mußte, welche sich keiner Schuld bewußt waren und denen man die Früchte des Siegs vorwegnahm mit dem bösen Troste, daß das nicht anders sein könne. Das eben ist das größte Unglück, daß es in der That jetzt nicht anders sein kann, während es doch anders werden muß."

Neu und scharfsinnig sind die Bemerkungen des Verf. über die eigenthümliche Lage des diplomatischen Corps in Paris während der Julirevolution und nach der Thronbesteigung der neuen Dynastie. Es wird nachgewiesen, wie entscheidend hier ein Formfehler wurde und von welcher Bedeutung das Verbleiben der fremden Gesandtschaften in Paris für die neue Ordnung der Dinge war.

Der Verf. behandelt die Frage der persönlichen Regierung des Königs, die er für heilsam hält, wegen der politischen Richtung der Franzosen im Allgemeinen, bei welcher ohne die persönliche Dazwischenkunft des Königs es der Bewegungspartei gelungen wäre, einen allgemeinen Krieg herbeizuführen. Er schildert uns dabei die Franzosen in Beziehung auf ihre politische Richtung in folgender Weise:

„Die Franzosen sind geistvoll, beweglich, leidenschaftlich und unbedenklich einer großen Aufopferung fähig — aber, was die große Mehrheit betrifft, meist nur für einen naheliegenden Zweck, dessen Ergebniß bald sich als Nationalerwerb an Ruhm, Glanz und Anerkennung eines vorwiegenden Einflusses auf andere Nationen ausweisen muß, wenn der Eifer nicht erkalten, die Beharrlichkeit nicht schwanken soll. Sie haben große politische Erfahrungen gemacht, aber sie wenden sie mehr auf Andere als auf sich an. Stets betrachten und empfinden sie ihre eigenen politischen Zustände nach dem Maßstabe des Einflusses, den sie auf Andere dadurch erlangen können. Es ist in ihnen ein Drang, der sie treibt, die Verwickelungen ihres staatlichen Befindens nach außen zu tragen, statt sie am eigenen Herde durchzuarbeiten und zu lösen. Sie fodern als ein Recht die Initiative der Civilisation, würden aber viel größere Ansprüche darauf haben, wenn sie nicht immer noch meinten, daß der Fortschritt mit einem Artilleriepark verkündigt werden müsse und daß die Civilisation nur in d e r Form für Europa heilsam sei, die sie in Frankreich angenommen habe. Das meinten, wie ich wohl weiß, nicht alle Franzosen, und es hat Frankreich nie an hervorragenden und einsichtsvollen Männern gefehlt, welche das rechte Verhältniß bei sich und in der Fremde, die Vorzüge und die Gebrechen aller Orten erkannten und verstanden. Allein, wie sie auch immer darzuthun sich bemühten, daß die Größe Frankreichs aus der innern Entwickelung und einer regelmäßig durchdringenden politischen Bildung hervorgehen müsse, und daß diese die wahre und glorreiche Propaganda sei, stets wurden sie überflügelt von Denen, welche diese nur für möglich und gesichert hielten, wenn die Bedingung der äußern Größe erfüllt sei."

Weiterhin sagt er noch in diesem Betreff: „Ist es nicht seltsam, daß die Franzosen von jedem neuen Freiheitsbaume, mit dem sie Versuche anstellen, sogleich Ableger in alle Welt schicken wollen, ehe er bei ihnen Wurzel geschlagen und ehe sie durch Acclimatisirung eine Gattung davon herangezogen haben, die bei ihnen sich fortpflanzt und Früchte trägt?"

Wir finden endlich in diesem Bande vorzüglich wichtige Untersuchungen über die Regierungsmaßregeln bis zum Fieschi'schen Attentat und über die daraus hervorgegangenen Septembergesetze vom J. 1835. Das Wirken Ludwig Philipp's erscheint hier als auf Erhaltung des Königthums gerichtet, wobei er sich allerdings genöthigt sah, seine Macht allmälig zu erweitern, durch Mittel, welche unter den gegebenen Verhältnissen unerlaßlich waren, sollte der Staat nicht seine Centralkraft verlieren, sollte er nicht den Wirren der Parteien und ihren haltungslosen Theorien preisgegeben werden. Der Verf. verhehlt nicht, wie der König bei diesem Bestreben sich eine größere Gewalt erwarb, als der Geist der Verfassung von 1830

ihm ertheilte. Allein mit Recht wird anerkannt, daß, wenn dabei von einer Schuld die Rede sein sollte, diese nur auf Rechnung Derer zu schreiben sei, welche als Bevollmächtigte der Nation nicht verstanden, constitutionnelle Fürsorge zu treffen, die Bedürfnisse der Nation, d. i. Ordnung und Gesetzmäßigkeit, zu sichern. Während die Parteien in den Kammern redselig um das goldene Vließ des Einflusses in die Regierung kämpften, war die Revolution werkthätig beschäftigt, das Königthum sammt dem Kammerthum durch Laufgräben zu unterminiren und bei günstiger Gelegenheit in die Luft zu sprengen. Kamen diese unterirdischen Arbeiten irgendwo zum theilweisen Ausbruch, so waren die Gesetzgeber davon überrascht, wie von einer, in ihre Theorien und Praktiken nicht passenden, von ihnen nicht vorausgesehenen Gewalt, die ohne ihre Erlaubniß hervortrat. Der König dagegen hatte weder das Treiben in der Kammer noch das Wühlen außerhalb derselben aus den Augen verloren. Er hatte zugleich die Mittel erkannt, das Übel niederzuschlagen und die Ordnung zu sichern. Wenn er nun diese Mittel von den Gesetzgebern foderte, einer Gefahr zu begegnen, an welche sie nicht gedacht hatten, so mußten sie, im Gedränge zwischen den Folgen ihrer Kurzsichtigkeit und der voraussehenden Klugheit des Königs, ihm wol Alles bewilligen, was sie nur hätten versagen können, wenn sie, unabhängig vom Könige, eine wirkliche Macht besessen hätten. Wir glauben daher gern, was der Verf. behauptet, daß der König damals von den Volksvertretern noch mehr, als er verlangte, hätte erhalten können. Auf welche Weise sich die Dinge zu Gunsten der königlichen Macht gestalteten, nicht, wie Viele glauben, durch die Ränke des Hofs, sondern durch die verständige Berechnung des Königs, der die Dinge herankommen ließ und erst im entscheidenden Augenblicke hinzutrat, um die Macht, die er Allen vorenthielt, auf gesetzmäßigem Wege sich von Denen bestätigen zu lassen, deren unabsehbarer Wortkampf von den Ereignissen nachdrücklich unterbrochen und als unzeitig erwiesen wurde, dies Alles, der Hauptgrund aller Bewegung jener Tage, wird vom Verf. ins volle Licht gestellt und der schielenden Ansicht der Parteien entrückt. Überzeugend für jeden Unbefangenen ist seine klare Nachweisung, wie die Thatsachen sich aus ihren Keimen naturgemäß entwickelten; rühmend anzuerkennen ist seine Gewandtheit, die Thatsachen, seinem Zwecke und ihrem Zusammenhange gemäß, zu gruppiren und als geordnetes Ganze einer gründlichen Beurtheilung zugänglich zu machen. 15.

Mancherlei.

Gervinus in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ (Thl. 2, S. 295) bemerkt über Nürnberg, es seien dessen reiche Bürger im 15. Jahrhundert bürgerlich in ihrer Lebensart geblieben, und: „Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städten für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er vorher mit scholastischen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um so größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luther's und nach der neugebotenen Schrift.“ Überhaupt läßt sich das Christenthum, welches der Reformation eigen, als ein Bürgerliches, im Gegensatz zu dem Königlichen und Kaiserlichen des Papstthums begreifen. Es hat weniger Prunk, Aufzüge, Feste und die Geistlichen, mit hinreichend mäßigen Einkünften, stehen als Familienväter mitten in der Bürgerreihe. Den Großen und Mächtigen mußte dies wunderlich dünken, da sie sonst Alles viel besser gehabt als gemeine Bürger durch Seelenmessen, Ablaß, fromme Stiftungen, und man darf staunen, daß sie in damaliger Zeit zum Theil von Bürgersinn und Bürgerlichkeit so fortgerissen wurden, um die Reformation zu befördern. Kommt aber Aristokratismus und Hoffinn bei ihnen und bei reichen Bürgern zum Durchbruch, so wird der Eifer für protestantisches Christenthum sinken und die Gewogenheit für Katholicismus steigen. Dies scheint in unserer Zeit der Fall; denn Spitzfindigkeiten und Dogmen, welche ebensowol im Protestantismus sich eingefunden haben als im Katholicismus, können über Liebe und Abneigung nicht entscheiden. Der Elberfelder Krummacher predigte in Berlin: „ein wahrer eigentlicher Christ gehe durch die Welt incognito, wie ein großer Herr, seines höhern Ranges sich vollkommen bewußt“; und gewiß muß ihm dann die Lust ankommen, seine Glorie zu zeigen, wie Krummacher selber, der, mit dem Aufsehen, welches er in Bremen gemacht, noch unbefriedigt, auch auf den Kanzeln der Königsstadt bewundert sein wollte. Da wird nun Roms Auffoderung lauten und muthmaßlichen Eingang finden: „Kommt her zu mir, theure Incognitos, Aristokraten, laßt eure unsichtbare Kirchenhoheit zu einer sichtbaren werden, damit ihr auf den Stühlen leuchtet vor dem Bürgerthum der Gemeinen!“

Wie Christus im Sinn der höchsten religiösen Liebe spricht: „Liebet eure Feinde“; wie er hinzusetzt (Luk. 6, 32): „so ihr liebt, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber“: — so spreche man im Sinne der höchsten weltlichen Liebe: „Liebt euern Nächsten, auch wenn er keine liebenswürdigen Eigenschaften, ja selbst vielleicht widerliche besitzt; denn so ihr liebet die Eigenschaften, welche euch gefallen, was Danks habt ihr davon? Solches thun auch die Lieblosen und ergötzen sich an Demjenigen, was sie belustigt.“ Das höchste Gut des irdischen Daseins ist eine uneigennützige Liebe, und diese ist bleibend und unabhängig von Eigenschaft, vom Alter, vom Geschlecht und währet bis in den Tod. Aber das höchste Irdische ist so selten im Leben als das christliche höchste Überirdische, und jenes wäre gleichsam ein Vorbild des letztern.

„Es hört und liest sich selber Gott in Dichtern!“ — singt ein neuerer deutscher Poet. Also weiter: Gott hört und betet sich selber auf den Kanzeln, Gott hört und speculirt sich selber auf philosophischen Kathedern, er lobt und preist sich selber in David's Psalmen, er büßt und kasteit sich selber in frommen Klöstern, beurtheilt und verdammt sich selber in Ketzerrichtern; hört sich in einer Allocution des Papstes, liest sich in jeder Dogmatik, jedem Gesangbuch. Die Menschen aber hören und lesen Nichts von sich, sondern Alles von Gott, wobei nur zu verwundern, daß ihre Hörerei und Leserei nicht besser ausfällt. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1843.

Reiseliteratur.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 179.)

19. Wanderleben am Fuße der Alpen. Den Reisenden am Genfersee gewidmet von Emma von Niendorf. Heilbronn, Drechsler. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Absichtlich lassen wir auf das wüste Buch des Heiniamers diese Reiseschrift einer, wir glauben jungen, vermuthlich auch hübschen, jedenfalls aber liebenswürdigen, mit Gemüth, Phantasie und dichterischer Anschauung begabten Dame folgen. Ihr Buch ist uns weniger seines objectiven Inhalts als der sich darin aussprechenden Individualität und Subjectivität wegen interessant und gehört zu derjenigen Gattung von Schriften, welche man in Frankreich die intime genannt hat. Die Verf. verinnerlicht Alles; ja, die Natur selbst erscheint in ihren Schilderungen fast nur wie ein Reflex ihres Innern. Diese deutsche Naturauffassung — welche übrigens leicht auf Abwege führen kann und selbst in der Malerei die süßlichsten und mystischsten Gebilde veranlaßt hat, indem man das Leblosefte selbst zu einem activ geistigen Leben zu steigern suchte — charakterisirt sie selbst im Gegensatze der französischen wie folgt:

Nur ausnahmsweise werden Deutsche und Franzosen sich verstehen, wenn es sich von der Natur handelt. Sie sehen die Natur nicht wie wir mit dem Herzen, nur mit den Augen und mit dem Geiste an, können meist nur den guten Geschmack würdigen und nach diesem Maßstabe die Gestalt der Felsen, die Farbe des Sees beurtheilen; durchblättern die Natur wie ein kostbares in unverständlicher Sprache geschriebenes Buch. Die Franzosen leben nicht in der Natur, sie leben in der Convenienz und ganz absorbirt von der Realität. Es ist solche Zerstreuung, so bunter Lärm, daß alle offenbaren Träume, alle Dichtungstimmen darin ungehört verklingen. Die Franzosen bleiben mit der Natur stets im Conversationston; es ist kein Liebesbündniß, ja nicht einmal Freundschaft. Darum haben jene es auch in Beobachtung des Charakters, in der Analyse der Leidenschaften, in der ganzen Seelenanatomie so weit gebracht, weil sie scharf das Auge nur auf den Menschen und seine socialen Verhältnisse richten. Er ist ihre einzige Natur in dem Steinmeere Paris.

Das ist geistreich und meist auch richtig, und mag auch von ihrem gewandten Stile ein Beispiel sein; aber diese Art, zu betrachten und zu stilisiren, entgeht der Gefahr, manierirt zu werden und in Phrasen auszulaufen, nicht leicht, auch nicht bei der Verf. Man höre, wie sie fortfährt:

George Sand allein scheint den Zauber zu besitzen, dem die Natur Rede steht. In den Schriften der genialen Französin rauscht's wie von Wasserfällen; Lawinen donnern drein, Sonnenpfeile blitzen; glühendes Abendsonnengold schwebt um einsame Schneegipfel; Tönen und Düften zieht durch die unbewegte Luft.

Mit Erlaubniß, schöne Dame! das sind Phrasen, wie sie auf dem Markte der Literatur jetzt täglich feilgeboten werden, poetische Windbeutel und Bonbons, die im Munde zerrinnen, und es bleibt nichts von ihnen übrig als höchstens ein süßlicher Nachgeschmack. Wenn man zu George Sand's Schriften sagen kann: Ihr seht aus wie eine Alpengegend! muß man mit demselben Rechte doch auch zu einer Alpengegend sagen können: Du siehst aus wie die Schriften von George Sand! Und das wäre doch wahrlich ein Weniges verrückt. Zuweilen geräth die Verf. in wirklich kindische Phantasiespiele, z. B. wenn sie sagt:

Wie lange noch und der Dampf trägt Völker im Fluge durch die Luft! dann wird es keine Vögel mehr geben — sie werden wegbleiben, wie die Fische aus dem Wasser wegblieben, das die Räder peitschen —

aber, mein Himmel! selbst angenommen, daß Luftdampffahrten kein Traum wären, wo sollen denn die Vögel bleiben? Glaubt die Verf., daß unsere Luftdampfschiffe so zahlreich sein werden wie Fliegen oder Mücken, daß Jeder seine eigene Luftdampfequipage haben wird? Auch die Fische sind, trotz der Räderschläge, noch immer im Wasser geblieben und nicht aufs Land gezogen. Nein, im Namen der Vögel stattet Ref. der Verf. für die herzliche Theilnahme, die sie ihnen widmet, seinen Dank ab, muß sie aber zu beruhigen suchen, denn die Vögel werden sich zuletzt an die Luftdampfwagen gewöhnen, und die Luft ist ja so weit, so weit, und der Vogel so geschwind. Die Verf. malt ihren Traum noch weiter aus:

Tage können kommen, wo die schmetternde Lerche und die süße Nachtigall nur mehr eine Sage sind. Die ganze Natur mag zuletzt den Menschen nur mehr wie sein verlorenes Paradies gelten. Das ist gerade das Dämonische in Allem, was das Hirn des Menschen unabhängig vom Herzen hervorbringt. Das Hirn will ohne Gott schaffen, und dieser kann doch, weil er selbst kein Gott ist, nicht ohne Gott sein — die alte Geschichte vom gefallenen Engel. Tage können kommen, wo an solch' alten Münster (den strasburger), wie an Lerche und Nachtigall, kein Vernünftiger mehr glaubt.

Wie die Verf. beliebt — nur rathen wir ihr, den süddeutschen Provinzialismus „nur mehr", den wir jetzt sehr häufig in Schriften von Süddeutschen finden, mit dem richtigeren „nur noch" künftig zu vertauschen. Oder

ist die Zeit schon da, wo man an das Hochdeutsche „nur noch" nicht mehr glaubt, wie man künftig an Münster, Nachtigallen und Lerchen nicht mehr glauben wird? Man sieht, die Verf. neigt sich zu Grübeleien und Träumereien hin, und mit dieser Hinneigung hängt auch ihre Mystik, ihr Glaube an Gespenstererscheinungen, Ahnungen und Traumerfüllungen zusammen. Zugleich ist sie persönliche Freundin und schwärmerische Verehrerin Justinus Kerner's und erzählt in dessen Geschmack mehre Anekdoten aus dem Geisterreiche, die Ref. auf sich beruhen lassen muß, da er wol unter den sogenannten Geistreichen jetziger Zeit, aber nicht in den Geisterreichen Bekanntschaften angeknüpft hat. Aber psychologisch interessant ist der Fall von einer Kindsmörderin zu Bern, die zum Tode verurtheilt, aber mit funfzehnjährigem Gefängniß, wenn dies eine Gnade ist, begnadigt wurde. Ihre Mutter kam auf freiem Felde nieder, wollte das neugeborene Kind umbringen und hielt es schon über den Brunnen, als das Kind zu weinen anfing, wodurch die Mutter von der beabsichtigten That zurückgeschreckt wurde. Die Verf. meint, dieser einzige Moment habe vielleicht den Sündenfluch auf die Seele des Kindes übergehen lassen. Der Vater Magdalena's, so hieß das Mädchen, war Metzger; Magdalena hatte daher häufig Gelegenheit, Blut zu sehen, und sie sah es gern; wo Blut war, da stand sie, da starrte sie hin; es dünkte ihr wunderschön, schöner wie Gold. Das Göttlichste ist Blut! sagte sie oft. Seltsame Warnungen gingen ihrer That vorher. Der Geliebte, welcher sie zur heimlichen Berathung über die Schritte erwartete, die das drohende Verhältniß foderte, verirrte sich und kam dreimal zum Hochgericht. In der Nacht vor dem Morde sah Magdalena im Traum drei kleine Kinder auf einem Tische liegen, die sie ermordete und denen das so gut that; dies entschied. Nach dem Geständniß ihrer That war sie plötzlich ein anderes Wesen; sonst roh, gewaltsam, leichtsinnig, erschien sie nun fast kindlich zart; Blut konnte sie fortan nicht sehen. Sie wurde Unteraufseherin im Gefängniß, verrichtete ihre Pflichten mit liebevollster Treue und wirkte auf die Sittlichkeit der übrigen Gefangenen aufs wohlthätigste.

Das Buch ist in einem eigenthümlich abrupten, flüchtig geistreichen, oft kindlich naiven Stile geschrieben, bildet zu den Schriften unserer blasirten emancipirten Touristinnen den vollkommensten Gegensatz und gibt, wenn auch weniger zum Nachdenken, doch zum Nachsinnen und Nachfühlen häufige Gelegenheit.

20. Petersburger Skizzen. Von Treumund Welp. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1842. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es ist nicht leicht, über dieses interessante Werk ein treffendes Urtheil zu fällen, so lange man nicht selbst die geschilderte Localität und Nationalität an Ort und Stelle und nach langer Prüfung kennen gelernt hat, also die Ansichten und oft kecken Behauptungen des Verf. auf Treu und Glauben hinnehmen muß. Was ist daran wahr, was nicht? Was ist in Rußland schwarz, was sah der Verf. schwarz? Hob er absichtlich die Schattenseiten Rußlands hervor oder drängen sich diese in einer Weise auf, daß auch der unbefangene Beobachter sie nicht verschweigen kann? Der Verf. polemisirt an einer Stelle gegen Kohl, indem er meint: jedem mit dem Gegenstande genauer Bekannten trete bei der Lectüre des Kohl'schen Buchs klar vor Augen, daß dessen Verf. offenbar nur kurze Zeit in Petersburg gelebt, daß man ihn gut aufnahm, ihm Alles in der Rosabeleuchtung vorführte, daß er endlich mittels Benutzung schon vorhandener gedruckter Quellen sein Werk zusammengestellt habe; auch macht er darauf aufmerksam, daß der anfangs bei Kohl hervortretende Enthusiasmus sich im Verfolge immer mehr abdämpfe, ein Umstand, der auf die Vermuthung führe, sein Werk sei nach einem Tagebuche verfaßt und dabei die allmälig sich eingefundene, herabgekommene Stimmung beibehalten worden. Treumund Welp, ein Pseudonymus, scheint allerdings mit Petersburg in eine intime Bekanntschaft getreten zu sein; er hatte vertrauten Umgang mit russischen Literaten und hohen Beamten; er ist der russischen Sprache, wie er sagt, ziemlich mächtig; er weiß mit Schärfe und Verstand aufzufassen, steht aber an Anmuth und Lebendigkeit der Darstellung Kohl weit nach, ist ein geschwätziger Anekdotenjäger und im hohen Grade medisant, freilich auch gerade deshalb amusant. Er ist kenntnißreich, spitzig und witzig, scheint auch von der Wahrheit seiner Aussprüche innig überzeugt zu sein; nur fehlt es seiner Gesinnung an einer gewissen Generosität, seiner Darstellung an Kürze, seiner Auffassung an Gemüth und Gefühl. Der Verf. ist von Kopf bis zu Fuß der nackte kritische Verstand und alle Vorzüge des Buchs liegen nach dieser Seite hin. Des Interessanten findet sich übrigens im Buche so viel, daß wir es mit gutem Gewissen Jedem zur Lectüre empfehlen können.

Den Überschriften nach enthält der erste Theil: „Ein Gang durch Gastinoi Dwor und Schtschugin Dwor", „Sommerpromenade und ein Sonntag in Petersburg", „Das Fest in Peterhoff", „Eine Winterpromenade", „Frühlingspromenade durch einen Theil der Stadt", „Rußlands Manufacturen- und Fabrikwesen", „Handel und Zollwesen", „Die Behörden". Man sieht schon aus dem Inhaltsverzeichniß des ersten Theils, wie mannichfaltig die Gegenstände sind, die der Verf. erörtert, wobei es nur wunderbar bleibt, daß ein und derselbe Mann in allen Branchen so bombenfest sein sollte, um über die verschiedensten Gegenstände ein gründliches Urtheil abgeben zu können; denn während er im ersten Theile über Rußlands Manufacturen und Fabriken u. s. w. urtheilt, spricht er mit eben demselben Selbstvertrauen im zweiten Theile über die petersburger Policei, über die Lohnhuren, die Branntweinspacht, die russische Geistlichkeit, Unterrichts- und Bildungsanstalten u. s. w., im dritten dagegen über Musik und Theater, über Literatur und Literaten, über Censur und Censoren und andere ganz verschiedene Gegenstände.

Da das Hauptinteresse des Buchs in anekdotenähnlichen Mittheilungen beruht, so führen wir denn einige an. Alles in Rußland bezieht sich auf den Zar, dem der Verf. großes Lob spendet, der aber aufs raffinirteste hintergangen wird und dagegen nie zur gründlichen Ein-

sicht in die ihm nächstliegenden Verhältnisse und Interessen gelangen kann, wie der Verf. zu verstehen gibt. Es ist niemals ein Policeiofficiant zu sehen; wenn sich der Kaiser auf der Promenade befindet, aber wol vor- und nachher, ja der Verf. sah bei solchen Gelegenheiten einige Policeiröcke sich vor dem Kaiser in nahe offenstehende Häuser so lange verstecken, bis dieser vorüber war, und bemerkte genau, wie die Träger der mit Recht verschrienen Uniformen durch Thürlücken alles Vorgehende beobachteten. Redet der Kaiser, was er häufig thut, Jemand auf der Straße an, so fällt die Policei sofort über den Angeredeten her, um ihn auszufragen, was der Monarch gewollt? So redete einst der Kaiser einen beliebten Schauspieler des französischen Theaters auf der Straße an und, kaum vom Monarchen verlassen, sollte der Schauspieler den herbeieilenden Policeibeamten Rechenschaft von Dem geben, was er gewollt habe. Der Künstler aber antwortete rasch: „Seht! dort geht er noch, fragt ihn selbst!" Der Universitätsdirector zu Kasan, Fürst Mussin-Puschkin, ließ das Local der Universitätsbibliothek fast ein halbes Jahr Allen und Jedem verschließen, weil dasselbe neu angestrichen worden und man den Wunsch hegte, Seiner Majestät bei dessen zu erwartendem Besuche diese Sauberkeit vor Augen zu bringen. Minister Uwaroff ließ eine geraume Zeit in den Wintermonaten alle Räume des neueingerichteten Universitätsgebäudes täglich heizen, obgleich gerade Holztheuerung stattfand und während dieser Zeit gerade Ferien waren, blos weil man einem Besuche des Kaisers entgegensah. Alles liegt der Policei daran, genau zu erfahren, welche Straßen der Kaiser auf seinen Promenaden berühren werde, und dann wird Alles daran gesetzt, den Koth, der sonst vielleicht das ganze Jahr hindurch liegen geblieben sein würde, aufzuräumen. Wo der Hof die Wahrheit hört, verschließt er ihr das Ohr nicht. Hiervon erzählt Welp folgendes Beispiel:

Der Thronfolger und dessen Umgebung fand vor mehren Jahren Geschmack daran, Füchse, denen man vorher die Zähne ausgebrochen hatte, durch Hunde hetzen zu lassen und es wurde zu dieser Morgenunterhaltung auch der kaiserliche Leibarzt, Staatsrath Reinhold, eingeladen. Einmal und wenige Augenblicke Zeuge gewesen, unterließ der würdige Mann fernere Besuche, demzufolge der Thronfolger ihn um die Ursache seines Wegbleibens befragte. Ohne Umschweife erklärte derselbe die Beschäftigung für eine des Prinzen unwürdige, und seit diesem Tage sollen keine dergleichen mehr stattgefunden haben.

Hieran schließt der Verf. folgende seltsame Mittheilung:

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., ward oft ungeduldig, wenn sein Reitpferd im Sommer nach den Fliegen schlug. Servilisten veranstalteten daher, daß die Pferde eigens zur Ertragung des Fliegenstichs dressirt wurden, indem man sie mit Honig bestrichen in die Sonne führte und da zweckdienlich bearbeitete.

Einige der interessantesten Capitel tragen die Überschriften „Der Leibherr", „Das russische Volk in Petersburg" und die „Deutschen in Petersburg". Die Russen, namentlich die russische Dienerschaft, kommen dabei übel weg. Jene schildert er als kriechend, schlau, gewinnsüchtig, von flacher Gutmüthigkeit, bei aller Schlauheit stupid. Mit vollem Rechte, sagt er, rühme man die leichte Auffassungsgabe der Russen, aber weniger habe man bisher den natürlichen Begleiter dieses Talents, die Oberflächlichkeit, hervorgehoben; der Russe schmiege sich in Alles, eigene sich Alles an, wenn er gezwungen werde oder seinen Vortheil dabei zu machen denke; allein er bemächtige sich der Gegenstände nur mechanisch, ohne geistig einzudringen. Schimpfwörter, wie „Sohn einer Hündin", gelten ihm fast als Schmeicheleien; der gemeine Russe weiß es nicht anders. Eine Excellenz, die von einem gemeinen Russen auf der Straße angerannt wurde, fuhr ihn mit dem wenig schmeichelhaften Ausrufe „Schwein!" an, worauf dieser gemüthlich antwortet: „So ist es; entschuldige, Väterchen!" Der Gehorsam des gemeinen Russen geht bis zu Stupidität. So erzählt er von einem Diener, dem sein Herr einen Brief zur Besorgung gab. Der Diener mußte über die Newa; er konnte aber, da ihm sein Herr Geld mitzugeben vergessen hatte, die Überfahrt nicht bezahlen, und sprang nun mit höchster Lebensgefahr von Eisscholle zu Eisscholle, um den ihm gewordenen Auftrag pünktlich zu erfüllen. Die Deutschen führen, nach des Verf. Ansicht, in dem an sich freudenlosen Petersburg ein ziemlich tristes monotones Leben; kurz, das Resultat dieses Buchs ist die Warnung: „Nur nicht nach Norden!"

H. Marggraff.

Altdeutsche Literatur.

1. Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersetzt und erläutert von K. Simrock. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 5 Thlr.
2. Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Übersetzungen desselben versehen von J. G. T. Grässe. Zwei Hälften. Erste Hälfte, die ersten 140 Geschichten enthaltend. Dresden, Arnold. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Der Froschmäusler. Komisch-didaktisches Gedicht von G. Rollenhagen. Neu herausgegeben von Roderich Benedix. Mit Steinzeichnungen von Levy Elkan. Wesel, Klönne. 1841. 8. 1 Thlr.

Das Bestreben, die literarischen Denkmäler unserer nationalen Vorzeit immer bekannter und zugänglicher zu machen, greift in erfreulicher Weise mehr und mehr Platz. Diesem Bestreben gehören die vorliegenden Übertragungen an. In Nr. 1 gibt uns der bekannte und glückliche Übersetzer der „Nibelungen" und des Walther von der Vogelweide auch den größten Dichter, nicht, wie Friedrich Schlegel meinte, der Deutschen überhaupt, doch des deutschen Mittelalters, dergestalt wieder, daß er mit Beibehaltung des Versmaßes Zeile für Zeile in unsere Sprache so überträgt, wie er sie in der seinigen erfand. „Wohl weiß ich", sagt er in der Einleitung (S. 505), „wie viel ich wage, indem ich Werke des 13. Jahrhunderts in ihrer ursprünglichen Gestalt dem 19. biete; aber das Wagniß wäre größer gewesen, wenn ich sie dieser eigenthümlichen Gestalt entkleidet hätte, denn schwerlich würde ich ihnen eine, dem Inhalte gemäßere geliehen haben." Wir müssen dem Übersetzer beipflichten, wenn wir gleich nicht verkennen mögen, daß es schwierig sei, auf diesem Wege seinen Gedichten allgemeinere Zugänglichkeit anzubahnen. Dem Zeitgeschmacke wird die vorliegende Übersetzung nicht ganz mundrecht sein; es steht indeß zu hoffen, daß es Manche gebe,

[illegible] das minder [illegible] — das [illegible] nicht behagt, weil es nicht [illegible] geläufig ist — [illegible] und eine gewisse Strenge der Form, eine gewisse Eintönigkeit der Lectüre nicht verschmähen, um den Kern der Poesie, der in diesen Gedichten liegt, zu genießen. Gilt es doch überhaupt nur eine anfängliche Überwindung, selbst für die Vornehmen, um alsbald das Treffliche, dessen in Wolfram von Eschenbach's Dichtungen so Vieles enthalten ist, ungestört inne zu werden. Der Übersetzer hat einige Anmerkungen beigefügt, die an den schwierigsten Stellen Erläuterungen verschaffen; nicht minder verdienstlich ist die Einleitung über Leben und Werke des Dichters, die zugleich tiefer in den historischen und literarhistorischen Zusammenhang beider Dichtungen eingeht.

Der rühmlich bekannte Literarhistoriker Gräße hat in Nr. 2 den Anfang einer Übersetzung des bekannten Historienbuchs veröffentlicht, das unter dem Namen der „Gesta Romanorum" eine Hauptrolle im Mittelalter spielt. Er beabsichtigte, wie er in der Vorrede berichtet, eine Ausgabe desselben, stand aber, als er von Keller's gleicher Arbeit Kunde bekommen, davon ab und wendete seine Bemühungen einer Übertragung zu, welche nicht blos alle Erzählungen der alten lateinischen Drucke, sondern auch der englischen, lateinisch noch ungedruckten Redaction enthalten soll. Er benutzte zu diesem Zwecke auch eine mehrfach abweichende Handschrift von 63 Geschichten der Gesta, die ihm Jakob Grimm mittheilte; ingleichen will er in einer beigefügten Abhandlung seine Entdeckungen und Meinung über den wirklichen Verf. dieses Buchs anhängen, sowie seine bibliographischen Notizen über Ausgaben u. s. w. beifügen (Vorrede S. VII). Ist gleich nicht zu verkennen, daß, wie auch der Übersetzer bemerkt, in dieser Sammlung sehr schöne, größtentheils noch unbenutzte Stoffe für Novellen liegen, und läßt sich auch sonst dem verdeutschten Buche manches Interesse nicht absprechen, so ist doch in Zweifel zu ziehen, ob eine Übersetzung eines in lateinischer (mithin einer weit zugänglichern als der althochdeutschen) Sprache geschriebenes Werk so nöthig oder auch nur räthlich gewesen sein möchte. Zudem läßt sich ein Buch, wie dieses, nicht mit Genuß hintereinander fortlesen, da sich manche Wiederholungen und Längen finden. Indeß wollen wir damit keineswegs über den Werth des Unternehmens im Allgemeinen ungünstig aburtheilen, um so mehr, da sich derselbe in seinem ganzen Umfange erst nach Vollendung des Werks und Beifügung seiner verheißenen Zugaben genügend beurtheilen läßt.

Wir kommen zu Nr. 3, einer Übersetzung einer zumeist politischen Satire, deren Bedeutung der Übersetzer wol zu hoch anschlägt, wenn er sie mit „Reineke Fuchs" parallelisirt. Hier ist Manches gegen das Original geändert. Formell, indem der Übersetzer zwar die unrhythmischen Verse nicht in rhythmische umarbeitete, aber doch sie insoweit änderte, als sie keine gleiche Anzahl von Sylben mehr haben, um von Umwandlung der Orthographie und Interpunction nicht zu sprechen; materiell, indem er etwas über ein Viertheil des Buchs wegließ, nämlich alle Erzählungen aus dem Alterthume, alle Beziehungen auf das Papstthum, ferner die allzu derben Stellen und zuweilen einzelne Zwischensätze, die das Verständniß nur erschweren, ohne von wesentlicher Bedeutung zu sein. Es ist kaum zu leugnen, daß damit das Ganze dem modernen Geschmacke und Verständniß näher gebracht worden; allein fraglich bleibt es, ob dieses Verdienst, noch mehr, ob der Beifall, den sich der Übersetzer dafür bei dem großen Publicum versprechen darf, die Bedenken aufwiegt, die ihm Seiten der Wissenschaft, und nicht mit Unrecht entgegengestellt werden dürften. 56.

Literarische Notizen aus England.

Über den Beruf unserer Zeit für das Drama.

Der Recensent einer neuen Tragödie von Henry Tailor (Verf. des „Philipp van Artevelde") „Edwin the Fair" spricht im „Quarterly review" unserer Zeit die dramatische Fähigkeit ab, [illegible] das [illegible] Stück [illegible] hat. Es ist wahr, daß bei uns wenigstens nichts echt Dramatisches gedeihen will, sei es, daß die Talente für dieses Fach, sei es, daß diesen das anregende Interesse des Publicums fehle; wo ein wahres Talent auftaucht, widmet es sich nicht der Arbeit unmittelbar für die Bühne, und die Bühne andererseits fehlt dem Talente, das ihr zustrebt, nicht offen: nirgend fügen sich die Elemente zusammen, welche zu einer kräftigen Entwickelung des Dramas unerlaßlich sind. Merkwürdig ist es nun, hierüber auch aus England eine Stimme zu vernehmen. Der erwähnte Recensent versucht es, einige der wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung, welche er als eine allgemeine Erscheinung der Zeit ansieht, ans Licht zu ziehen. Unsere Zeit, sagt er, ist eine Zeit des Geldmachens. Der Industrialismus ist nicht sehr geeignet, weder den dramatischen Instinct in der Masse zu nähren, noch den Dichtern dramatischen Stoff zuzuführen. Die Welt ist zu geschäftig, zu zerstreut: es fehlt ihr der Humor, es fehlt ihr die heroische Anlage, der Zug zu dem Schmerz, dem Kampf und zu allen tragischen Momenten hin. Ferner leidet die Zeit, zum wenigsten in den Sphären der verfeinerten Bildung, an einer durchgehenden Kränklichkeit: die Seelen ziehen sich scheu in sich zurück und vermögen nur einer subjectiven Poesie sich noch hinzugeben; das krankhafte Wesen führt zur Eigensucht, diese zur Selbstsucht, und der Selbstsüchtige hat kein Mitgefühl. Sodann ist unsere Zeit zu metaphysisch. Und endlich gebricht es ihr an den Tugenden, welche das Wachsthum des Dramas begünstigen, an Sitteneinfalt, Ernst, Kraft und Derbheit, [illegible] der Leidenschaft und jener Spannkraft, durch welche der [illegible] aus dem Unglück und dem Leiden neu gestärkt und selbstbewußter wie seiner selbst mächtiger hervorgeht. Wir gehen vielleicht ins Theater, von dem Rufe eines berühmten Schauspielers angezogen, oder von der Pracht der Decorationen, oder zum Zeitvertreibe, oder aus Grille, aber das Beste und das Tiefste im Drama ist an uns weggeworfen. Das Drama gehört der [illegible] zwischen Periode einer Nation an: mit dem Auftreten der [illegible] rirenden Mächte, der ausgebreiteten socialen Interessen ist es darum gethan. 48.

Ein polnisches Journal in England.

Was man nicht Alles erlebt und aus England bekommt! Jetzt ein in Glasgow erscheinendes polnisches Journal. Es führt den Titel: „Rozmaitości Szkockie, pismo poświęcone cnocie, naukom, użytkowi, i rozrywce", was auf Deutsch heißt: „Schottische Miscellen, eine der Sittlichkeit und Literatur, dem Nutzen und Vergnügen gewidmete Zeitschrift." Herausgeber ist ein in Glasgow wohnhafter Pole. Wer soll diese polnische Zeitschrift lesen? Die polnischen Expatriirten in England! Das wäre wahrscheinlich eine Rechnung ohne den Wirth. Engländer! Lieber Himmel, wer versteht denn in England polnisch! Kümmern doch selbst wir in Deutschland uns wenig darum. Kurz und gut, die „Schottischen Miscellen" sind für Polen bestimmt, sollen nach Polen exportirt und dort à Heft für drei polnische Gulden (15 Ngr.) verkauft werden. Rußland, sei wach! Da lauert Verrath, Revolution, Liberalismus. Nein, ganz und gar nicht, und das ist mit das Merkwürdigste an diesem in Glasgow herauskommenden Journale. Auf das sorgfältigste soll Alles vermieden werden, was den Russen Anstoß geben könnte. Nicht eine einzige politische Reflexion, nicht eine einzige [illegible] Anekdote, nichts, was der schärfste, d. h. ängstlichste russische Censor streichen würde. Der Inhalt soll sein: moralische Versuche, Erzählungen, häusliche Skizzen, Beschreibungen merkwürdiger Kunstgegenstände, Entdeckungen und deren praktische Anwendung, Notizen über Fabriken, topographische Zeichnungen und Anekdoten. Das erste Heft bringt einen Bericht über Queen's College in Glasgow (ein neues Erziehungsinstitut für Mädchen), die Beschreibung eines schottischen Hauses, eine Mittheilung über die beste Erzeugungsart des Gases zur Erleuchtung von Städten u. s. w. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1843.

Madame Calderon de la Barca über das Leben in Mexico.

Unter dieser Aufschrift heißt es in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 10. April d. J.:

Die Frau eines nach Mexico gehenden spanischen Gesandten hat sich dem Zuge . . . . der Touristen angeschlossen und ihr eben publicirtes Reisejournal ist so lebendig geschrieben, daß ein paar Auszüge auch hier nicht an unrechter Stelle sein möchten. Ihr Gemahl ist des Deutschen ganz mächtig und hat den „Oberon" metrisch ins Spanische übersetzt; sie selbst ist von Geburt eine Schottin.

Damit stellt der Berichterstatter dem klugen Leser anheim zu errathen, wo und in welcher Sprache das „Reisejournal" erschienen ist, ob spanisch und in Spanien, weil die Verfasserin „die Frau eines spanischen Gesandten", ob deutsch und in Deutschland, weil „ihr Gemahl des Deutschen ganz mächtig", ob englisch und in England, weil sie „von Geburt eine Schottin". Die Wahrheit ist, daß das Buch zuvörderst kein Reisejournal, sondern laut Versicherung des Hrn. W. H. Prescott, bekannten Verfassers einer trefflichen „Geschichte Ferdinand's und Isabellens", aus wirklich geschriebenen und der Publicität nicht bestimmten Briefen zusammengesetzt, daß diese Briefe englisch geschrieben und das Buch ursprünglich in Nordamerika, der jetzigen Heimat der Verf., unter dem Titel: „Life in Mexico, during a residence of two years in that country, by Madame *C— de la B—*" erschienen und 1843 von Chapman und Hall in London für ihre wohlfeile „Foreign library" nachgedruckt worden ist. Den Namen der Dame hat der Berichterstatter richtig herausgefunden, theils mittels der gegebenen Anfangsbuchstaben „C— de la B—", dann mittels der von der Verf. häufig genug wiederholten Bemerkung, daß sie die Gemahlin des „Señor Don A. C. de la B—, Minister plenipotentiary and Envoy from H. C. M. to the Republic of Mexico", und drittens mittels der leichten diplomatischen Weisheit, daß es ein Herr de la Barca war, der zu Ende des Jahres 1839 der Republik Mexico die spanische Anerkennung ihrer Unabhängigkeit überbrachte. Bei dieser Sendung begleitete die Verf. ihren Gemahl, blieb bis Ende 1841 in Mexico und hatte allerdings durch ihre gesellschaftliche Stellung ausgezeichnet gute Gelegenheit, nicht blos die Sitten und Denkweise der Mexikaner, sondern überhaupt Alles kennen zu lernen, was für das Ausland Interesse haben kann. Sie hat die günstige Gelegenheit vollständig benutzt, d. h. auf ihre Art. Sie überläßt Andern, insoweit es nicht bereits geschehen, die Trümmer von Mexicos einstiger Größe zu entdecken, den Vorhang aufzurollen, hinter welchem die Geschichte dieses „Ägyptens des Westens" verborgen liegt, seine Künste, seine Literatur, seine Tempel und seine in Waldesdunkel begrabenen Städte den staunenden Augen der alten Welt zu offenbaren. Ihre Provinz sind Skizzen aus dem Leben in Mexico, malerische Scenerien und kleine Reiseabenteuer, Alles ohne Ziererei und in heiterer Laune den Freunden daheim brieflich berichtet, bisweilen mit etwas Pfeffer und Salz, immer jedoch nur die Oberfläche streifend und vorzugsweise äußere Gegenstände und locale Ereignisse berührend. Im Ganzen erhebt sich also das Buch nicht über das leichte, flüchtige Geplauder, wie es einer gebildeten Frau bei der Unterhaltung mit ihren Freunden in die Feder läuft. Aber es hört sich hübsch zu, ruhe sich bequem dabei aus, und das hat auch seinen Werth.

Die Verf. landet in Veracruz, sieht und beschreibt das glückliche Gemisch von Pomp und Lumpen, das allen Nationen spanischer Abkunft eigen ist, und gelangt per Diligence wie gewöhnlich in vier Tagen nach Mexico — wie gewöhnlich, wenn die Diligence weder zusammenbricht, noch von Räubern verzögert wird, was beides keineswegs ungewöhnlich ist. In der Nähe von Mexico erwartet eine ungeheuere Menschenmasse zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde Seine Excellenz sammt Gemahlin.

Wir wurden ersucht, eine sehr stattliche Carosse zu besteigen, ganz Carmoisin und Gold, am innern Himmel das Wappen der Republik, der Adler und der Nopal, in goldener Stickerei. Vier edle weiße Rosse zogen uns. Inmitten dieses unermeßlichen Geleits von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir in der Stadt Montezuma's unsere Entrée.

In einer freundlich gelegenen Villa vor der Stadt, ziemlich comfortable, erblickt die Verf. aus den Fenstern auffallend charakteristische Gegenstände, insonderheit merkwürdige Menschengruppen,

bronzefarbene Männer, ein Stück wollene Decke ihre einzige Hülle, auf den Köpfen leicht balancirte irdene Gefäße, genau von der Farbe ihrer Haut, sodaß sie im Ganzen wie terra cotta-Figuren aussehen; die Gefäße sind mit weißem Zuckerwerk oder weißen Fettpyramiden gefüllt; Weiber in ihren rebosos und kurzen, doppelfarbigen Röcken, meist über und über

setzen, gleichwol um den Saum des Unterrocks ein Spitzenbesatz; keine Strümpfe und schmuzige weiße Atlasschuhe, für ihre kleinen braunen Füße ein wenig zu kurz; Herren zu Pferde auf mexicanischen Sätteln mit ihren sarapes; umherlungernde leperos (Bettler), wandelnde Lumpenbündel, die ans Fenster kommen und mit verstellter Stimme erbärmlich um Almosen bitten, oder im Bogengange liegen, faulenzend Luft und Sonnenschein schluckend, oder stundenlang im Schatten der Mauer oder an der Thüre in der Sonne sitzen; indianische Weiber, mit ihren engen Röckchen von dunkelm Zeuch und dem wirren, mit rothem Band durchflochtenen Haar, die, um zu ruhen, ihre Körbe absetzen und inzwischen bedachtsam das Haar ihrer kupferfarbigen Sprößlinge untersuchen.

Madame Calderon erfährt bald, daß ein wichtiger Etikettenpunkt berücksichtigt sein will.

Alle Neuankommende, gleichviel wes Ranges und Standes, sogar die fremden Gesandten, müssen jede einigermaßen angesehene Familie der Hauptstadt in feierlicher Druckschrift von ihrer Ankunft benachrichtigen und sich und ihr Haus zur Disposition stellen. Wer das nicht thut, bleibt unbeachtet und ungekannt.

Also wurden flugs Karten ausgeschickt und zu allen Stunden strömte Besuch ein. Jetzt handelte es sich um das erste öffentliche Auftreten. Man kam überein, daß es bei Gelegenheit eines zum Besten der Armen im Theater stattfindenden Balles geschehen sollte, und da der Ball ein bal costumé war, entstand die schwierige Frage: wie sich kleiden? Madame Calderon wählte den Anzug einer Bäuerin aus Poblana, und die ausführliche Beschreibung, die sie davon gibt, rechtfertigt die Wahl. Ich empfehle das Costum für Maskeraden, versteht sich an Orten, wo die Maskeraden noch en masque besucht werden. Aber die Frau Gesandtin irrte sich.

Gestern — schreibt sie — besuchte mich der Präsident in großer Uniform und in Begleitung seiner Adjutanten. Er blieb etwa eine halbe Stunde, freundlich wie immer. Bald nachher kam mehr Besuch, und als wir glaubten, daß er zu Ende, und wir zu Tisch gehen wollten, wurden der Staatssecretair, der Kriegsminister, der Minister des Innern und Andere gemeldet. Und weshalb denken Sie, daß die Herren kamen? Mich zu beschwören bei Allem, was Gefahr drohe, die Idee eines Poblanaanzugs aufzugeben! Sie versicherten uns, die Poblanas seien im Allgemeinen femmes de rien; sie trügen keine Strümpfe, und die Frau eines spanischen Gesandten dürfe ein solches Costum, und wäre es für einen Abend, schlechterdings nicht anlegen. Ich holte die Kleidung, zeigte deren Länge und wie anständig; half nichts, und da ich nicht zweifeln konnte, daß die Herren recht hätten und nur aus Güte die Mühe über sich genommen, so gab ich mit guter Miene nach und dankte dem Cabinetsrathe für seine zeitige Warnung, obwol nicht ohne Besorgniß, daß in diesem Lande des Säumens es schwer halten würde, mir ein anderes Costum zu verschaffen. Kaum waren sie fort, so erschien Señor — im Auftrage einiger der ersten hiesigen Damen, die wir nicht einmal kennen und die dringend gebeten hatten, mir als Fremden die Gründe mitzutheilen, warum ein Poblanaanzug, besonders bei einer so öffentlichen Gelegenheit wie der Ball, hier zu Lande nicht gestattet werden könne. Ich war für mein Entwischen wirklich dankbar.

Nach ihrem ersten öffentlichen Erscheinen sah die Verf. täglich etwas Interessantes. Die vielen religiösen Feierlichkeiten amusirten sie ungemein. Amusirten sie, sage ich, denn nicht allein, daß sie selbst sich so ausdrückt, scheint auch ihrer Erzählung zufolge die Religion in Mexico eine Art Drama zu sein, das täglich aufgeführt wird. In der Charwoche erreicht es seinen Glanzpunkt. Da ruht jedes Geschäft; von allen Seiten strömen die Landleute herbei; die prächtigsten Processionen bewegen sich durch die Straßen.

Es kann nichts Malerischeres geben als Mexico am Grünen Donnerstage. Kein Wagen darf fahren. Genöthigt also zu Fuß zu gehen, benutzen die Damen diese Gelegenheit, den ganzen Reichthum ihrer Toilette zu entfalten. Sie tragen an diesem Tage nur Sammet und Seide. Diamanten und Perlen spazieren durch die Straßen. Die Mantillen sind von weißer oder schwarzer Blonde, die Schuhe von weißem oder buntem Atlas.

Die Kirchen waren zum Erdrücken voll; die Orgeln spielten feierliche Melodien und in funkelndem Geschmeide lagen tausend Andächtige vor den Altären. Den schönsten Anblick gewährte die Kirche des Santo-Domingo.

Sie glich einem kleinen Paradiese oder einer Schilderung in den Arabischen Nächten. Alle Stufen zum Altar waren mit Töpfen der erlesensten Blumen besetzt, mit Orangenbäumen voll Blüten und Früchte, mit Rosengesträuch voll Blüten und Knospen, mit Krystallschalen voll gefärbtem Wasser und mit Früchten aller Art. Käfige voll herrlicher Singvögel hingen an der Wand und in den Zwischenräumen wahrhaft gute Gemälde. Ein heiterer Teppich bedeckte den Boden, und statt der gewöhnlichen Figur des gekreuzigten Heilands lag quer vor dem Altar ein kleines Christuskind, lieblich in Wachs bossirt, mitten zwischen Blumen, rings von Engelchen umgeben. Denken Sie sich dazu die Musik aus „Romeo und Julie" und Sie können sich vorstellen, daß das Ganze mehr einer Opernscene als einer kirchlichen Feierlichkeit glich. Jedenfalls versichere ich Sie, daß ich nie etwas Hübscheres und Phantasiereicheres gesehen habe als den Moment, wo das durch die bunten Scheiben fallende Licht der untergehenden Sonne Alles in Rosenglut tauchte, Vögel und Blumen, Früchte, Gemälde und Engel.

Die nächste von der Verf. beschriebene Scene gehört nach Italien, der Heimat romantischer Schaudergeschichten.

Ich machte neulich einen Besuch, von dem ich Ihnen sagen muß. Es war bei der reichen Señora —, deren erste Visite ich noch nicht erwidert. Sie war zu Hause und ich wurde in ein großes Zimmer geführt, wo ich zu meiner Überraschung die Lampen, Spiegel u. s. w. mit schwarzem Krepp verhüllt fand, wie das bei Todesfällen hier Sitte ist. Also vermuthete ich, daß Jemand in der Familie gestorben wäre und ich meine Besuchszeit sehr übel gewählt. Dennoch setzte ich mich, und mein erster Blick fiel auf etwas Fürchterliches, dem Sopha, wo ich saß, gerade gegenüber. Sechs Stühle waren aneinander geschoben und ausgestreckt lag darauf eine Gestalt, anscheinend ein todter Körper, ungefähr sechs Fuß lang, in schwarzes Tuch geschlagen, nur die Füße dadurch sichtbar, daß sie das Tuch emporstießen. Schrecklich, schauderhaft! Und da saß ich, die Augen auf dieser geheimnißvollen Erscheinung, mich in Muthmaßungen erschöpfend, wessen Leiche es wol sein könne. Der Herr vom Hause? Richtig, der war sehr lang, sehr kränklich, konnte schnell gestorben sein. Daß ich angenommen worden, war kein Gegenbeweis. Denn während der ersten neun Tage nach einem Todesfalle wird das Haus von Freunden und Bekannten nicht leer, und die Witwe, die Waise, die ihres Kindes beraubte Mutter muß in ihrem ersten bittern Schmerze die Beileidsbezeigungen von Allen und Jedem empfangen. Man scheint hier nicht zu wissen, daß es einen Schmerz gibt, der sich nach Einsamkeit sehnt. Je länger ich saß und dachte, desto unheimlicher wurde mir. Auch schien die Luft immer beklemmender zu werden und ich wünschte aus Herzensgrunde, daß ein lebendes Wesen kommen möchte. Sogar mich wegzustehlen, fiel mir ein, nur fürchtete ich Anstoß zu geben, und meine Nerven waren dermaßen gereizt, daß, als die Señora endlich eintrat, ich von meinem Sitze auffuhr, als hätte eine Pistole geknallt. Sie trug

ein breites Musselintuch und einen kleinen Shawl; das war keine Trauer. Nach den üblichen Eingangscomplimenten erkundigte ich mich angelegentlich nach dem Gemahl, immer einen Seitenblick auf der mysteriösen Gestalt. War ziemlich wohl. Und die Kinder? Hatten eben die Pocken gehabt, waren bedeutend krank gewesen. „Nicht gefährlich?“ sagte ich zögernd, denn sie konnte ja einen großen Sohn haben und hatte ihre andern Kindern gemeint. „Nein“, aber die Kinder ihrer Schwester waren gefährlich krank gewesen. „Keins verloren? hoffe ich.“ „Keins.“ Ich war so zerstreut, daß die Unterhaltung hinkte, ich fragte und antwortete, ohne zu wissen was, bis ich endlich zufällig fragte, ob die Dame bald aufs Land gehe. „Nicht um zu bleiben. Wir gehen morgen, nur um einen Santo Cristo — eine Figur des Gekreuzigten — hinzubringen, der für die Kapelle gefertigt worden ist“, und dabei blickte sie auf die Gestalt, „deshalb ist auch, wie Sie sehen, das Zimmer schwarz behangen“.

Der Handel mit solchen und ähnlichen Figuren, aus Wachs, Holz und anderm Material ist sehr beträchtlich, dagegen in den bessern Zweigen der schönen Künste ein großer Abfall bemerkbar. Überall Flitter, das Nützliche Nebensache, schönes Äußere u. s. w. Das Lied singen wir auch in Deutschland. Prunkende Processionen ziehen durch Mexicos Straßen; die Straßen sind schlecht gepflastert und ungeheuer schmuzig. Die prächtigsten Kirchen stehen Jedem offen; der Fußboden ist von einer Beschaffenheit, die vor züchtigen Lesern sich nicht beschreiben läßt. Das Wenige, was die Verf. von der Erziehung erwähnt, zeigt diese auf niederer Stufe. Literatur existirt eigentlich gar nicht; ein Paar magere Zeitungen und eine Monatsschrift füllen die Liste der laufenden Tageserscheinungen. Man vertreibt sich die Zeit außer dem Hause mit Bällen, Maskeraden und Feten. Regelmäßiger Fleiß ist nicht anständig und alle Feldarbeit in den Händen der Indianer und der freigelassenen Farbigen. Das Einfangen von Stieren und Stiergefechte stehen fortwährend unter den Volksbelustigungen obenan. Die Verf. war einmal Zeuge.

Drei oder vier Stiere werden beigetrieben. Sie machen einen Augenblick Halt und messen den Gegner. Blos mit dem Lasso bewaffnet, galoppiren die Reiter heran und mit dem wilden, höhnenden Rufe: „Ah toro!“ fodern sie die Stiere zum Kampf. Die Stiere hauen den Boden und stürzen wüthend auf die Pferde, verwunden sie oft beim ersten Angriff. In gestrecktem Galopp geht es die Runde, Stiere und Reiter; die Zuschauer schreien und brüllen. Der Reiter wirft den Lasso. Der Stier schüttelt das Seil vom Kopfe, wiegt die Hörner und galoppirt weiter. Aber sein Schicksal ist entschieden. Nieder fährt das wirbelnde Seil, umschlingt seinen starken Hals. Er wird geworfen, kämpft wüthend, bohrt in Wuth und Verzweiflung den Kopf wiederholt in den Boden. Dann werden seine Beine gefesselt und ein Mann, das glühende, zischende, zu einem Buchstaben ausgeschnittene Eisen in der Hand, brennt ihn auf der Seite zum Zeichen, daß er nun dem Herrn des Bodens eignet. Manche Stiere erdulden das Märtyrerthum mit spartanischem Heldenmuth; kein Laut entschlüpft ihnen; andere, sobald das Eisen ins Fleisch dringt, stoßen ein langes Gebrüll aus, das weit über das Land schallt. Dann werden sie losgebunden, stehen wieder auf, und gleich gebrandmarkten Kains treibt man sie fort, damit sie andern Platz machen.

Bei dem Stiergefechte, welches die Verf. sah, wurden acht edle Thiere, eins nach dem andern, zu Tollheit gehetzt, dann getödtet und die Menge klatschte und jubelte.

Im Allgemeinen — sagt die Verf. — ist es ein schönes Schauspiel, die Gewandtheit unterhaltend; nur das Verwunden und Martern des Stiers thut Einem innerlich weh. Es kann nicht gut sein, das Volk an solche blutige Anblicke zu gewöhnen.

Man sollte es beinahe glauben.

Unersättlicher Hang zu Vergnügungen, fehlerhafte Erziehung, Mangel an Industrie, Schwäche der Regierung und eine Art Deficit an gesundem Menschenverstande haben die Republik Mexico zu Dem gemacht, was sie in den Augen der Verf. ist — ein klein wenig besser als eine Bande Marktschreier, Bettler und Räuber. Es nimmt nur Wunder, wie ein solcher Staat bestehen kann. Inzwischen ist kein Grund vorhanden, die Angaben der Verf. zu verdächtigen. So klagt sie unter Anderm über die Schwierigkeit, Dienstleute zu bekommen, die arbeiten wollten, besonders wenn sie ihnen die Erlaubniß verweigerte, nebenbei ihrem penchant zu folgen und schmuzige weiße Atlasschuhe zu tragen.

„Warum seid Ihr aus Euerm Dienste gegangen, wo Ihr monatlich 12 Dollars hattet?“ hörte ich eines Tages Jemand eine zerlumpte Bettlerin fragen. „Ach“, antwortete sie, „wüßtet Ihr nur, welche Wonne es ist, nichts zu thun“

Und so denkt und handelt die Mehrheit. Wie ist es aber einem solchen Volke gelungen, sich von Spanien unabhängig zu machen? Die Verf. antwortet:

Dere is nothink like trying, wie der alte Perruquier sagte, als er, um Georg IV. eine Perücke eigener Erfindung zu überreichen, in einem kleinen Boote der königlichen Yacht nachruderte, die vom schottischen Ufer aus noch sichtbar war.

Die Verf. hat Recht, es geht nichts über das Versuchen. So versuchten denn die spanischen Colonien, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, und bei der Unentschiedenheit, wer am bornirtesten, ob Mutter oder Tochter, gab es unter dem Titel Krieg eine Menge Mannschießen, wenig Verlust an Menschen, viel Verlust an Eigenthum, große Mühseligkeiten, kleine Resultate. Das Ende war eine Verschlechterung der geselligen Zustände und für das Eingerissene kein Aufbau. Zuerst die Revolution 1810 mit Fortsetzungen und Veränderungen bis zu ihrer Todesstunde 1819; dann Iturbide's Revolution 1821; dann der Ruf: Freiheit — grito de libertad — aus den Kehlen der Generale, „benemeritos de la patria“, Santana und Victoria 1822; das Föderativsystem 1824; die entsetzliche Revolution von Acordada und Plünderung Mexicos 1828; das Centralsystem 1836 und die Revolution der Föderalisten 1840: in 19 Jahren drei Regierungsformen und zwei Constitutionen, — es geht nichts über das Versuchen.

Eine Revolution heißt in Mexico ein Pronunciamento und scheint dort leichter zu Stande gebracht als eine Straßenbalgerei in Deutschland. Die Verf. erlebte die von 1840 und man kann die Beschreibung des tragischen Ereignisses nicht ohne Lachen lesen. Leider ist sie zur Mittheilung zu lang. Der Präsident, der damals von den Pronunciados beim Mittagsschläfchen gefangen und in das Kloster des heiligen Augustin einlogirt wurde, war General Anastasio Bustamente, sein politischer und siegreicher Nebenbuhler Antonio Lopez de Santana. Über diesen gibt die Verf. einige interessante Notizen.

Von Person ist er ein anständiger, gut aussehender, einfach gekleideter Mann, mit einem Anstrich von Trübsinn und einiger-

[illegible]nischen Invalid. Seine Gesichtsfarbe ist gelb, seine großen schwarzen Augen sanft, aber durchdringend, und der Ausdruck seiner Mienen anmuthig. Nur bisweilen, am häufigsten wenn er von seinem Beine sprach, das unter dem Knie abgenommen ist, zuckte etwas in seinem Auge, das Einen erschreckte. Übrigens sind seine Manieren ruhig und anständig, er im Ganzen ein weit zierlicherer Held, als ich erwartet hatte.

Ob es ihm möglich sein wird, Ruhe und Frieden zu stiften, läßt die Verf. sich nicht abmerken. Bekanntlich hat der talentvolle Gutierrez Estrada wegen der in Druck ausgeführten Behauptung, daß die einzige Rettung für Mexico die Errichtung einer constitutionnellen Monarchie unter einem fremden Fürsten, sich genöthigt gesehen, die Flucht zu ergreifen. Es scheint also, daß dieses Mittel noch zur Zeit keinen Anklang findet, und ist das der Fall, so wird Mexico vermuthlich unter Santana oder einem andern glücklichen Soldaten die Feuerprobe eines militairischen Despotismus bestehen müssen, bevor es constitutionnelle Freiheit genießen oder auch nur begreifen kann. Das ist für ein so schönes, gesegnetes Land eine trübe Zukunft; es ist aber eine, die auch der Verf. beim Scheiden vorgeschwebt zu haben scheint. Sie schließt mit den Worten:

Es wird uns unmöglich sein, Mexico ohne Bedauern zu verlassen. Mexico bedarf nur eine feste Regierung, um eins der ersten Länder der Welt zu werden. Santana hat viel in seiner Gewalt. Reste à savoir, welchen Gebrauch er davon machen wird. Vielleicht hat er in der Ruhe der letzten Jahre, die er auf seinem Gute zugebracht, sich etwas ausgesonnen. Sonderbar, indem wir kleine Übel zu umgehen suchen, stürzen wir in ungekannte Klüfte des Elends. Aber im geheiligten Namen der Freiheit läßt jeder Misbrauch sich ertragen.

14.

Bibliographie.

Abert, A., Die evangelisch-lutherische Kirche in Schlesien, seit den Unions-Versuchen jüngster Zeit. Liegnitz, Reisner. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bonhard, C., Die Civilehe, oder Beantwortung der Frage: Ist deren Einführung in christlichen Staaten nothwendig oder wünschenswerth? Gießen, Ferber. Gr. 8. 5 Ngr.

Bruchstück aus dem Thema vom Anschluß des Königreichs Hannover an den Zollverein. Bremen, Heyse. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Döderlein, L., Reden und Aufsätze. Ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie. Erlangen, E. Enke. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Droste zu Vischering, C. A. F., über den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Münster, Theissing. 8. 1 Thlr.

Faber, H., Humoresken. Mit drei Lithographien. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr.

Funk, J. L., Die Hauptpunkte des evangelisch-protestantischen Kirchenregiments. Lübeckisches und Allgemeines. Eine Gratulationsschrift. Lübeck, Rohden. Gr. 8. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gladstone, W. E., Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche. Nach der 4ten Auflage des Originals. Eingeführt durch A. Tholuck. übersetzt von J. Treuherz. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Hellmuth, P., Kampf und Frieden. Erzählungen. Altona, Hammerich. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hurter, F., Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Immermann, K., Dramen und Dramaturgisches. — A. u. d. T.: Schriften 14ter Band. Düsseldorf, Schaub. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kromm, J. J., Der historische Christus in seinem Verhältnisse zu Gott, zu sich selbst und zu der Menschheit betrachtet. Eine historisch-kritische Abhandlung zur Streitfrage des 19. Jahrhunderts. Hamburg, Schuberth und Comp. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

London. Ein Handbuch für Reisende von *J. F. Neigebaur* und *E. A. Moriarty*. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Maltitz, A. von, Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bremen, Schünemann. 8. 18¾ Ngr.

Miller, T., Heinrich II. und die schöne Rosamunde. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Perlen. Eine Sammlung geistreicher Gedanken aus den classischen Schriften der Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener und Deutschen. Von K. W. S. Leipzig, Weinedel. 8. 10 Ngr.

Pitre-Chevalier, Aliénor, Priorin von Lok-Maria. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Heinrich's IV. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Studien über die Bretagne. 5ter und 6ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologisch-politische Denkschrift in Briefen von einem Protestanten. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. Kl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rodt, E. v., Die Feldzüge Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr.

Schuberth, J., Musikalisches Fremdwörterbuch zum Gebrauch für Tonkünstler und Musikfreunde. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg, Schuberth und Comp. Kl. 16. 7½ Ngr.

Siguier, A., Die Größe des Katholicismus. Aus dem Französischen. Mit einem Vorworte von einem katholischen Geistlichen in Würtemberg. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Steinmann, F., Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. 2ter Theil. 3tes und 4tes Heft. Cassel, Hotop. 8. 1 Thlr.

Sydow, F. v., Der junge Mann von Welt. Regeln des Anstandes, feiner Lebensart, wahrer Höflichkeit, Lebensweisheit und Weltklugheit. Jungen Männern, welche in die Welt treten, gewidmet. Sondershausen, Eupel. Gr. 12. 15 Ngr.

Thürmer, J., Versuch die Anhänger Hegel's und Schelling's durch eine vernunftgemäße Offenbarungslehre zu versöhnen. Berlin, Herbig. Gr. 8. 12½ Ngr.

Becqueray, F. G., Eine Stunde wahrer Andacht, oder Blütensammlung aus der katholischen Religion. Ein Andachts- und Belehrungsbuch. Zugleich als Zugabe zu meinem motivirten Glaubensbekenntnisse. Herausgegeben nach dessen Tode. Mit einem Stahlstiche. Regensburg, Manz. Kl. 8. 18¾ Ngr.

Vögeli, H. H., Die Leibesübungen hauptsächlich nach Clias. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wasserschleben, H., Die evangelische Kirche in ihrem Verhältnisse zu den symbolischen Büchern und zum Staate. Breslau, Hirt. Gr. 8. 10 Ngr.

Willkomm, E., Eisen, Gold und Geist. Ein tragikomischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 30. Juni 1843.

Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Üchtritz. Zweiter Band. Düsseldorf, Schreiner. 1840. 8. 1 Thlr.

Der erste Band ist in d. Bl. hinlänglich, ausführlich und anerkennend besprochen worden*); über den zweiten dürfen wir uns um so eher kürzer fassen, da wir uns mit der Anzeige desselben ein wenig verspätet haben, offenherzig gestanden, weil sich Ref. wenig dazu gedrängt fühlte. Auch der Kritiker hat, wie der Dichter, seine Stunden, seine Anregungen, seine Hervorbringungs- und Rastzeiten, seine Lieblinge; er fühlt sich geneigt, das Urtheil über Bücher, die ihn kalt oder gleichgültig lassen, so lange als möglich zurückzuhalten. Diesem zweiten Bande ist keineswegs Werth und Bedeutung abzusprechen, aber er leistet Das lange nicht, was der erste auch für den zweiten und die etwa noch folgenden Bände versprach, es fehlt ihm der innere Drang der Nothwendigkeit, aus dem der erste Band ersichtlich hervorgegangen war; und so versetzte er auch den Berichterstatter nicht in jenen aufgeregten Zustand der Ab- oder Zuneigung, der ihn drängt, sich sobald als möglich seiner Gedanken darüber zu entladen. Hr. v. Üchtritz ist, um so zu sagen, nicht bei der Stange geblieben; er setzt sein begonnenes Werk nicht eigentlich fort, er setzt nur an, bald dieses, bald jenes Fragment, lauter kleine Krystallisationen einer Reflexion, die ihm unter den Händen zerbricht. Die weitläufige Betrachtung über Goethe nehmen wir aus, aber auch diese bildet nur ein größeres Bruchstück in einem Buche, worin der Leser Aufschlüsse über Kunst- und Künstlerleben in Düsseldorf erwartet und sich dafür sammelt und stimmt. Was, fragen wir, hat eine Abhandlung über Goethe von 140 Seiten mit Düsseldorf gemein? Das mag Alles sehr schön und wahr sein, was da ausgesprochen wird, und es ist auch zum Theil sehr schön und wahr, aber nur hier, nur in einem Buche über düsseldorfer Kunst will man dergleichen nicht lesen; man hat keine Anregung dazu und jede Abhandlung setzt bei dem Leser eine Anregung voraus. Der erste Band war offenbar ein Werk der Liebe, des Drangs, der Nothwendigkeit; man sah, daß der Verf. sein Herz ausschütten wollte; er suchte ein Publicum, er fand es; aber wir fürchten, daß ihn dieser zweite Band um dies Publicum und das Publicum — vielleicht leider! — um die folgenden Bände bringen wird. Schade wenigstens, daß der Verf. seinen Aufsatz über den Maler Lessing, der so schön im ersten Bande, wenn auch etwas breit begann, nicht vollendet hat! Das wäre doch Etwas! Aber, wie der Verf. erklärt, hat das unerfreuliche Aufsehen, welches das Erscheinen des ersten Bandes in einem Theile der düsseldorfer Künstlerwelt gemacht, Lessing selbst zu dem Wunsche vermocht, diese Aufregung, wenigstens in Beziehung auf seine Persönlichkeit, nicht wiederholt zu sehen. Die Publication des noch ausstehenden Schlusses soll daher bis auf gelegenere Zeit erspart werden. Jene Aufregung, durch einen unschuldigen Aufsatz hervorgebracht, ist abermals ein recht kläglicher Beweis von der deutschen Kleingeisterei! Der Kritiker kann es in Deutschland leider Keinem recht machen; beleidigt er einen Künstler, einen Schriftsteller, einen Schauspieler nicht durch den Tadel, den er ihm als Arznei zu verschreiben sich verpflichtet fühlt, so beleidigt er ihn wenigstens durch das Lob, das er seinem Mitkünstler, Mitschriftsteller oder Mitschauspieler spendet. Es ist wie mit der Frau Basenschaft in kleinen Städten; du beleidigst jede Frau Muhme und Base, wenn du nur die Haube einer Zweiten lobst. In Deutschland kann zwar der Gelobte außerordentlich viel ungehöriges Lob, und je mehr desto besser, vertragen, nur der Nichtgelobte das noch so kärglich gespendete, aber verdiente Lob nicht, welches einem Andern zu Theil wird. Wir können uns in die unerquickliche Lage, in welche sich Hr. v. Üchtritz nach dem Erscheinen des ersten Bandes versetzt sah, recht gut hineindenken. Er hat in die Coterien der düsseldorfer Künstlerschaft wie in einen Haufen voll Ameisen, in ein Nest voll Schlangen, in eine Zelle voll Wespen und Hummeln gestochen, die nun alle an ihm emporkriechen, ihn umzischen, ihn begeifern, ihn umsummen und umbrummen. Da hat er alle Hände voll zu thun, nur die aufgereizten Ungethüme zu besänftigen, zu beschwichtigen, abzuwehren und unschädlich zu machen. Dieser Umstand trübt auch allerdings die erste Hälfte dieses Bandes, welche speciell auf die düsseldorfer Kunst Bezug hat. Der Verf. befindet sich mit jenem Mann in gleicher Lage, welcher, indem er sich in einer Gesellschaft verbeugte, an einen Herrn anstieß, gegen diesen, um sich zu entschuldigen, eine Verbeugung machte, dabei einem zweiten empfindlich berührte, abermals sich verbeugte und entschuldigte, und so ins Unendliche fort. Daher ist auch das Raisonnement in diesen Partien so kalt, so zaghaft, so breit und immer in der Stellung eines Menschen, welcher Niemand beleidigen möchte, so vielen Grund er auch dazu hat, und bei Jedermann sich zu entschuldigen wünscht, ohne eine Entschuldigung nöthig zu haben. Dagegen werden wir freilich für diese Mängel durch manche treffliche Bemerkungen und Reflexionen entschädigt, die wenn auch nicht von Originalität, doch von Geschmack, Richtigkeit und Übung des Urtheils und Denkens und gesundem Menschenverstande zeigen. Der Verf. findet für seine Ansichten auch immer einen klaren stilistischen Ausdruck, dem es selbst nicht an Schönheit fehlt, wennschon er im Allgemeinen an einer gewissen Farblosigkeit und Monotonie leidet. Die pikanten und so beliebten epigrammatischen Spitzen und Sprünge, wie sie uns bei den Modernen so häufig entgegentreten, findet man nicht bei Hrn. v. Üchtritz; wir wollen das auch nicht tadeln, verfiele er nur nicht zu häufig in den entgegengesetzten Fehler einer bald zu behaglichen, bald zu peinlichen umständlichen Breite. Schlaglichter dienen oft mehr dazu, als ein zu allgemein gehaltenes Licht, ein Gemälde bis in seine innersten Geheimnisse hinein deutlich zu machen.

Gleich das erste Capitel sagt mit vielen Worten wenig, indem der Verf. sich darin hin und her windet und krümmt, um den Lesern und namentlich den düsseldorfer Malern deutlich zu machen, daß er diese keineswegs im ersten Bande beleidigen gewollt, noch auch wirklich beleidigt habe. An guten Bemerkungen fehlt es dabei keineswegs, z. B. wenn Hr. v. Üchtritz darauf hinweist, daß wir in unserer Zeit gewaltig anspruchsvoll geworden, daß wir uns wie durch einen kränkenden Vorwurf erniedrigt fühlen, wenn uns nicht gleich zugestanden wird, in Kunst und Leben ein zweiter Michel Angelo oder wenigstens Rubens zu sein u. s. w. In den folgenden Capiteln schreitet er zur Charakterisirung mehrer Notabilitäten der düsseldorfer Schule fort, zuvörderst des Malers Hildebrand. Was er bei dieser Gelegenheit vom Portrait sagt, wovon nach seiner Ansicht die düsseldorfer Schule ausgegangen sei, ist vollkommen richtig und wahr. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Kunstausstellungen — wir meinen besonders die in Berlin — mit mehr oder weniger misrathenen Portraits überreich gesegnet waren; gegenwärtig scheint diese Kunstgattung mehr verdrängt zu werden. Hr. v. Üchtritz bemerkt mit Recht: „Wir hören hier und da die Kunst des Portraits ausnehmend niedrig rangiren und ihr wol selbst den Anspruch ganz absprechen, in dem eigentlichen Heiligthume der Kunst eine Stelle zu finden. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Was zunächst die Portraits der italienischen und niederländischen Maler des 14. bis 17. Jahrhunderts angeht, scheint sie mir eine mehr als ungerechte. Das geschichtliche Interesse, das es uns gewährt, die Individuen

*) Vgl. hierüber Nr. [illegible] und [illegible] f. 1840. D. Red.

vergangener Zeiten in ihrer vollen Lebendigkeit und Wirklichkeit vor Augen zu erblicken, kann bei dieser Frage allerdings nicht berücksichtigt werden. Aber auch abgesehen davon machen jene ernsten ruhigen Gestalten in ihren schwarzen Gewanden, wie sie uns auf den Portraits eines van Dyk oder Tizian entgegentreten, jene adeligen Cavaliere oder ehrsamen Bürgermeister und Rathsherren, jene geharnischten Krieger und anmuthigen Frauen auf mich einen Eindruck, den ich entschieden als einen künstlerischen und zwar in einem edeln und großen Sinne empfinde." Freilich verkennt er die Klippen nicht, welche sich dem Portraitmaler der Gegenwart, der zugleich eine künstlerische Bedeutsamkeit erstrebt, in mehr als einer Hinsicht entgegenstemmen. „Den heutigen Gesichtern", sagt er, „mangelt in der Regel ebenso sehr jene scharf nuancirte Individualität, wie der Ausdruck eines festen, gemeinsamen Lebens. Es ist nur zu häufig etwas Unbestimmtes, Zerflossenes, Nüchternes oder doch Haltungsloses in ihnen" u. s. w. Hildebrand, der eine ganz ungewöhnliche Gabe besitzt, die Eigenthümlichkeiten anderer Personen, ihre Sprachweise, Geberdung u. s. w. nachzuahmen, ist im Portrait ausgezeichnet, indem er, um mit dem Verf. zu reden, die Gesichter, die sich ihm zum Conterfeien bieten, in aller Wesenheit ihres Wesens wiedergibt, ohne dieselben durch eine charakterlose Verallgemeinerung ihrer Züge heben zu wollen. Besonders werden Hildebrand's Verdienste in Darstellungen der Kinderwelt hervorgehoben und namentlich auf die beiden Prinzen auf den Söhnen Eduard's hingewiesen. Jetzt ist der Künstler, nach des Verf. Ansicht, mit seinem Wolsey, den v. Üchtritz für die bedeutendste unter den Compositionen Hildebrand's hielt, in die dritte Epoche seiner künstlerischen Laufbahn getreten. Sein Streben geht nach Naturwahrheit und schon als Knabe versuchte er sich in der Nachbildung von Käfern, an deren bunten Farbenspielen er die innigste Freude empfand. Er hat auch eine sehr ansehnliche Käfersammlung angelegt und betreibt sein Studium und sein Sammeln mit einem solchen Ernste und solcher wissenschaftlichen Gründlichkeit, daß seine Freunde zuweilen die Sorge nicht ganz abwehren können, er möge zu viele Kräfte seines Geistes nach dieser Seite hinwenden. Für Politik und Theologie interessirt sich dieser Künstler nicht, ebenso wenig beschäftigt er sich mit Aufstellung, Prüfung und Durchführung allgemeiner ästhetischer oder anderer Theorien und Ansichten. „Die Bildungsgeschichte Hildebrand's", sagt er ferner, „kann füglich als Beispiel des Entwickelungsganges eines wichtigen und vielleicht des wichtigsten und gesundesten Zweiges der hiesigen Schule gelten."

Interessant sind die Mittheilungen über den humoristischen Maler Schrödter, welcher auch zugleich mit wahrhaft poetischem und humoristischem Geiste der Führer und Erfinder geselliger Scherze ist, wie die Künstler sie gern haben. Wie Lessing für die Steine, Hildebrand für die Käfer (ohne Rückwirkung freilich auf dessen Kunstübung, wenn man nicht den Farbenreichthum der Käferwelt in seinem glänzenden Colorit wiederfinden will), so schwärmt Schrödter für die Pflanzen: daher ist seine Lieblingsneigung, seine Arabesken in Pflanzenformen und Epheugeschlinge aufsteigen zu lassen, erklärlich. Mittels einer Betrachtung über den Gegensatz zwischen dem reflectirenden und denkenden Geiste und dem beobachtenden und betrachtenden, welchen letztern Üchtritz als den eigentlichen Kunstgeist bezeichnet, geht der Verf. zu einer Charakterisirung Bendemann's über, dessen Wesen in seinem Hauptkerne er durch das Wort „Orientalismus" zusammenzufassen sucht. Das folgende Capitel beschäftigt sich mit einer Kritik im „Kunstblatt" zum „Morgenblatt" über den ersten Band, welche der Verf., mit allem Respect vor dem darin waltenden Geiste, in Einzelnheiten zu widerlegen sucht. An diese Kritik jener Kritik, welche erst im neunten Capitel ihren Abschluß findet, knüpfen sich zwischenlaufend zum Theil sehr lehrreiche und werthvolle Betrachtungen über den Gedankenkampf unserer Tage, wobei man nur bedauern kann, daß des Verf. Ansichten sich nicht mit gehöriger Spontaneität entwickeln, sondern nur irgend eine sich darbietende angenehme oder unangenehme Gelegenheit benutzen, um sich an den Mann zu bringen. Der Verf. verlangt nicht, daß die Künstler sich von den Denkresultaten des gegenwärtigen Jahrhunderts eigensinnig und einsiedlerisch abschließen sollen, aber, sagt er, die Schöpfungen des Begriffs haben eine gewisse Kälte und vernünftige Nüchternheit an sich, die so wenig dem Künstler als dem Dichter zusagen kann. Das sei anders gewesen zu den Zeiten Rafael's oder Michel Angelo's, es sei anzunehmen, daß diese als Mitsprecher in die Unterhaltungen an der Tafel eines Lorenzo oder Cardinal Bembo über Gegenstände der Philosophie, über abweichende Ansichten des Plato und Aristoteles auf selbstthätige Weise einzugreifen im Stande gewesen seien; aber gerade dasjenige System, welches damals am meisten in die Welt und das Leben, an die Höfe der Fürsten und in die Studirzimmer geistreicher Frauen vorgedrungen, der Platonismus, sei ihren Bedürfnissen hier willfährig entgegengekommen. Mit der Hegel'schen Philosophie verhalte es sich freilich anders. Dennoch könne der Künstler, so gut wie Michel Angelo oder Leonardo da Vinci, ein denkender und betrachtender Geist sein, und die Bemerkung des Kritikers im „Kunstblatt", wonach es von den Künstlern gelten soll, daß sie mehr auf dem Gebiete des Natur- und Seelenlebens als des geistigen zu Hause seien, sich mehr für Besonderes und Stimmungen des Gefühls als für allgemeine Überblicke interessiren, könne auf die großen Leuchter der Kunst nicht zur Anwendung kommen. Warum sollte, fährt er fort, ein Künstler wie Cornelius sich nicht in das eine und andere Platonische Gespräch nachdenkend vertiefen und dasselbe mit activem selbstthätigen Geiste durchdringen können? Sei doch der Göttersaal dieses großen Künstlers recht eigentlich als ein Mythus im Geiste des Plato anzusehen u. s. f. „Man muß es mir nicht zumuthen", sagt der Verf. schließlich, „den Charakter der hiesigen Schule im Ganzen und ihrer bisherigen Hauptrichtung nach als einen großen anzupreisen, aber wol bin ich bereit, ihn als einen edeln und anmuthigen zu vertreten."

Als Fortsetzung des im ersten Bande begonnenen Aufsatzes „Das düsseldorfer Theater unter Immermann's Leitung" folgt nun ein ganzes Buch oder eine Abhandlung, welche, einzeln gedruckt, ein ganzes Buch bilden würde, über Goethe, unter dem Titel „Goethe, Schiller und das deutsche Drama". Aber auch diesmal ist der Aufsatz kniestückmäßig abgebrochen worden, ohne nur zu Schiller, wie viel weniger zu Immermann und seiner Leitung des düsseldorfer Theaters zu gelangen. Von der localen Ungehörigkeit des Aufsatzes abgesehen, gehört er gewiß zu dem Besten, wenigstens Klarsten und Parteilosesten, was über Goethe geschrieben worden. Der Verf. bewährt sich darin als einen gründlichen Kenner des Goethe'schen Genius und der Schöpfungen, worin er sich entladen hat, obgleich auch hier eine gewisse Breite und Umständlichkeit den Kern des Bildes verwischt, das er von Goethe uns vorzuführen bemüht ist. Es ist aber nicht blos der Dramatiker, sondern der Dichter Goethe überhaupt, den er definirt und in seine einzelnen Elemente und Prädicate auflöst. Am interessantesten ist des Verf. Polemik gegen diejenige Fraction der Hegel'schen Schule, welche die lebensweisen „Wanderjahre" als das Werk der Erfüllung preist, worin der dem Dichter gewordenen Aufgabe am vollsten genügt sei, und es als den belohnendsten Beruf desselben anerkennt, die zeitige Prosa mit Poesie und Kunst auszusöhnen. Üchtritz glaubt allerdings, daß der Dichter vor Allem das Leben seiner Zeit zu ergreifen und poetisch zu verklären, nicht aber in den Wolken zu schwärmen habe, doch nur insoweit dieses Leben ein poetisches, mit der Poesie verträgliches ist; aber nichts, meint er, könne abstracter im schlimmsten Sinne sein, als die Darstellung der industriellen Bestrebungen in den „Wanderjahren". Vorzüglich tadelt er das in diesem Werke hervortretende sichtbare Bestreben, das irdische Dasein auf Kosten der Wahrheit ins Heitere mit Rosenfarben zu malen, es gleichsam als einen englischen Park zu schildern, worin nur vornehme, wohlhabende Leute in seidenen Strümpfen oder zierliche Bauern in Theatertracht mit

schneeweißen Hemdärmeln an uns vorüberwandeln. Ebenso entschieden protestirt der Verf. gegen die thörichte Bewunderung, die den zweiten Theil des „Faust“ neben den ersten zu stellen wagt; man müsse den Rhein bewundern, wie er bei Schaffhausen als Wasserfall niederstürzt, wie er bei Mainz in weiter klarer Fläche sich dehnt, nicht wie er sich am Schlusse seiner Bahn im Sande verliert. Lassen wir unsern kritischen Niederländern ihren Sand, fährt er fort, und erfreuen uns an dem Wogensturze des „Werther“ und „Faust“, an der spiegelklaren Fläche der „Lehrjahre“. Goethe, sagt er, habe sich wenigstens auf sein Alter einen behaglichen Hausstand in Liebe und Frieden begründen wollen; da sei denn das Verhätscheln und Gehrschätzbarfinden, die unbedeutenden Gedichte an unbedeutende Personen, das Einpacken des Hrn v. X. und Fräulein v. Y. wie Häringe für die Unsterblichkeit angegangen. Das zeuge nicht von der Liebe, welche Christus erfüllt habe, als er die Tempelschänder aus dem Tempel trieb. Der edle Zorn, womit Goethe in seiner Jugend auf so Manches losgefahren, habe dieser Liebe ungleich näher gestanden u. s. w. Das Idyllische, die Beschränkung auf die Interessen des Privatlebens und einen bestimmten Kreis fruchtbringender Thätigkeit sei allerdings eine dem deutschen Leben angemessene und natürliche Aufgabe, und gerade auf diesem Terrain habe auch Goethe das Herrlichste geleistet. Die dramatische Form erscheine uns jetzt, wo wir dem Drange nach Versenkung in das innere Leben genugthun möchten, als eine dürftige, während wir für die Vorzüge derselben, für die hohe, sichere, compacte Einheit, die rasche Bewegung und Handlung, bei der innern Spaltung und äußern Thatlosigkeit unsers eignen Lebens keinen Anklang hätten. Und doch habe gerade Schiller durch seine historischen Dramen die entschiedenste Volksgunst gewonnen. Die Auflösung dieses Problems scheint uns der Verf. in einem künftigen Bande lösen zu wollen. 66.

Romanenliteratur.

1. Die Seelenverkäufer. Nach Thatsachen unserer Tage historisch-romantisch dargestellt von F. Th. Wangenheim. Drei Bände. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1841. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte ist ihren Grundzügen nach etwa folgende: In einer großen Handelsstadt lebt ein reicher Kaufmann Jan van Dolen. Sein erster Commis, Heinrich Lütze, liebt dessen einzige Tochter Therese und findet Gegenliebe. Van Dolen ist ihrer Verbindung nicht entgegen, ja er bietet Lütze sogar an, sein Compagnon zu werden, jedoch unter der Bedingung, daß ihm derselbe bis zum Beginn der Schiffahrt 2000 Auswanderer nach Amerika verschaffen soll. Dies verträgt sich nicht mit Lütze's Gewissen, er verzichtet deshalb auf Alles und nimmt selbst von Theresen Abschied. Da wird er auf Anstiften von van Dolen's zweitem Commis und seinem Hausmann, Dietje Baz, eines Diebstahls verdächtig gemacht, aber vom Richter, der den Betrug durchschaut, losgesprochen und gelangt endlich ans Ziel seiner Wünsche. Jener Dietje Baz ist früher Obersteuermann gewesen und hat einst auf einer Fahrt seinen Capitain, der ihm seine Frau entführt, bei einer Meuterei, die er deshalb angestiftet, ermordet, worauf sich seine Frau in den Wellen den Tod gegeben hat. Seitdem ist er als Hausmann bei van Dolen in Diensten gewesen. Jetzt ist er auf einmal wieder Capitain eines alten und schlechten Schiffs, Aloysa genannt, welches der Firma Jack und Compagnie gehört und bestimmt ist, Auswanderer nach Amerika zu bringen. Unter diesen Auswanderern befindet sich ein reicher Schneider, Hr. Farting, mit seiner Frau, seinem ältesten Sohne und seiner Tochter Agathe. Er ist aus einem schönen Landstädtchen Deutschlands. Hier hat seine Tochter ihren Geliebten, Max Cleve, zurückgelassen und folgt deshalb nur ungern ihrem Vater. Als Obersteuermann befindet sich auf dem Schiffe ein Neffe des Dietje Baz, Willy Blood, den Baz aber nicht kennt. Dieser, ein junger Engländer, nimmt Agathen bald durch seine schöne Gestalt und sein feines Betragen für sich ein, ja sie vergißt über ihm sogar ihren Max und läßt sich in ein Liebesverhältniß mit ihm ein. Nachdem sie auf dem Meere manches Ungemach ausgestanden haben, kommen sie endlich in Amerika an. Hier findet Hr. Farting seine Hoffnungen und Erwartungen gänzlich getäuscht; sein bedeutendes Vermögen, das schon unterwegs sehr zusammengeschmolzen, ist bald ganz aufgerieben und in kurzem steckt er tief in Schulden. Aus diesen hilft ihm aber Willy Blood, der die Familie überall begleitet. Durch seinen Edelmuth, den er auch schon während der Überfahrt bewiesen, gewinnt ihn Hr. Farting lieb und verlobt ihn sogar mit seiner Tochter. Dietje Baz findet in Amerika den Lohn für seine Verbrechen. Farting's Frau stirbt indessen und er selbst wird aus Heimweh fast wahnsinnig. Nachdem sie viel Noth und Drangsal in Amerika ausgestanden, schiffen sie sich endlich nach England ein, wo Willy Blood einen reichen Oheim hat, dessen einziger Erbe er einst wird. Bald nach ihrer Ankunft in England heirathet Willy seine Agathe. Hr. Farting hat aber auch hier keine Ruhe, denn er will sich von seinem Schwiegersohne nicht ernähren lassen. So kehrt er denn mit der ersten Gelegenheit nach seiner Vaterstadt zurück, wo er den frühern Geliebten seiner Tochter, den Max Cleve, bereits mit des dasigen Bürgermeisters Tochter verheirathet findet. Dies die Geschichte. Ref. hat in derselben durchaus keinen innigen, nothwendigen Zusammenhang finden können; nur durch die ihr zum Grunde liegende Tendenz, von der Auswanderung nach Amerika abzuschrecken, werden die locker verbundenen Fäden einigermaßen zu einem Ganzen vereinigt.

2. Bilder aus der Laterna magica eines Blinden von Georg Lotz. Zwei Bände. Berlin, Jonas. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lotz nimmt unter den Erzählern zweiten Ranges, welche die Mittelclasse zwischen den literarischen Künstlern und den literarischen Handwerkern bilden, unbestreitbar eine der ehrenwerthesten Stellen ein. Vom Künstler besitzt er die Erfindungskraft und den Geschmack, vom Handwerker den praktischen Blick und die Handfertigkeit, und mit diesen Factoren bringt er Producte zu Stande, die zwar keinen rein ästhetischen Werth haben, aber doch wie elegante Luxusartikel einen angenehmen, gefälligen Eindruck machen und den Leser über das Niveau des gemeinen Lebens erheben. Von dieser Art sind auch diese „Bilder aus der Laterna magica eines Blinden“, unter denen man sich kleinere Novellen und Erzählungen zu denken hat. Der Verf. weiß in denselben irgend eine interessante Persönlichkeit oder spannende Situation sammt Zubehör in einen kleinen Hohlspiegel zusammenzudrängen und sie dadurch wirklich zu ansprechenden Bildchen zu gestalten. Daß dieser Spiegel nicht Alles in den richtigsten Verhältnissen wiedergibt, Manches zu groß, Manches zu klein erscheinen läßt, hier und da einmal etwas schief und verschoben darstellt, auch manches Unbedeutende mit abspiegelt, darf nicht befremden, da bekanntermaßen nichts schwieriger ist, als auf kleinem Raume etwas wirklich Werthvolles oder gar Vollendetes zu leisten. So gesteigerte Ansprüche pflegt aber auch das Publicum, welches nach derartigen Novellen greift, nicht zu machen, und dieses wird sich durch Das, was ihm hier geboten wird, recht wohl befriedigt fühlen können. 96.

Revue de législation et de jurisprudence, fondé par *Wolowski*. Paris 1843.

Diese gehaltreiche Zeitschrift, von der bereits 16 Bände erschienen sind und die mit dem vorliegenden Jahrgange eine Neue Folge beginnt, hat für die Kenntniß der neuern französischen Rechtswissenschaft eine so große Bedeutung, daß wir nicht umhin können, ihrer in diesen Blättern wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Was sie besonders vor den übrigen juristischen Journalen Frankreichs, deren es eine ganz bedeutende Anzahl gibt, auszeichnet, ist die besondere Beachtung, die in

ihr ausländischer und namentlich deutscher Wissenschaft gewidmet wird. Überhaupt herrscht in allen ihren Artikeln ein redlicher wissenschaftlicher Ernst, den man in mehr als einem gelehrten Blatte immer mehr zu vermissen anfängt. Wir wollen, um einen Begriff von dem reichen Wechsel zu geben, der uns in dieser „Revue“ geboten wird, nur auf gutes Glück die Titel einiger Aufsätze hersetzen, die uns besonders beachtungswerth geschienen haben. Wir beschränken uns jedoch dabei nur auf einige der zuletzt erschienenen Bände. Faustin Hélie, der sich durch mehre sehr umfassende Rechtswerke bekannt gemacht hat, gibt einen gehaltreichen Aufsatz über „die Bildung der Jury“; aus den Papieren des zu früh gestorbenen Klimrath, der, wenn wir nicht irren, von Geburt ein Elsasser war, erhalten wir eine geistvoll skizzirte Geschichte des öffentlichen und Privatrechts in Frankreich, an die sich eine treffliche Abhandlung von Laboulaye „Sur les coutumes de France“ anschließt. Der Verf. dieses Aufsatzes ist besonders vertraut mit den hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Rechtswissenschaft und hat seine umfassende Kenntniß sowie seine große stilistische Gewandtheit namentlich in einer gelungenen Charakteristik von Savigny dargethan. Sehr interessant sind die kurzen Abhandlungen, welche das juristische Tageblatt „Le droit“ aus seiner Feder bringt. Als eine Ergänzung dieses Artikels über die „Coutumes“ von Frankreich kann Raynal's „Sur les coutumes de Berri“, das für die Kenntniß des provinziellen Rechtes von Frankreich von großem Interesse ist, angesehen werden. Auch der nach allen Seiten hin thätige Rossi ist Mitarbeiter dieser „Revue“. Von seinen Aufsätzen, die von derselben bis jetzt gebracht sind, heben wir besonders den Artikel „Sur le droit français, considéré dans ses rapports avec l'état économique de la société“ hervor. Er ist in jeder Beziehung beachtenswerth. Wolowski selbst, der bekanntlich Professor an dem berühmten Conservatoire des arts et métiers ist, hat seine Zeitschrift mit einer ganzen Reihe der gehaltreichsten Aufsätze geziert. Wir können indessen derselben hier nicht einzeln Erwähnung thun. Überhaupt können wir nicht näher auf den bunten Inhalt dieser Zeitschrift eingehen, indem es unsere Absicht nur ist, auf dieselbe in Deutschland aufmerksam zu machen und ihr wo möglich einen recht weiten Leserkreis unter uns zu verschaffen. Die bisher erschienenen Hefte der Neuen Folge stehen hinter denen des vorigen Jahrganges nicht zurück, im Gegentheil hat die „Revue“ dadurch nur gewinnen können, daß jeder der verschiedenen Zweige der Rechtswissenschaft in den Herren Troplong, Ch. Giraud, F. Hélie und Ortolon, lauter ausgezeichneten Männern, einen speciellen Redacteur erhalten hat. 6.

Miscellen.

Seltsame Testamente.

Schon Justinian hat in der Nov. 107 pr. darüber geklagt, daß zuweilen Leute, welche ein Testament machen, in eine solche Undeutlichkeit verfallen, daß ihre Worte mehr eines Weissagers als eines Erklärers bedürfen. Auch in neuerer Zeit hat es nicht an Beispielen der Art gefehlt. So gedieh im J. 1703 — wie Leyser (Med. ad Pand., Bd. 12, S. 342) erzählt — ein Rechtsstreit, welcher mit vieler Leidenschaftlichkeit und einem außerordentlichen Kostenaufwande geführt worden war, zur Entscheidung an die wittenberger Juristenfacultät. Es hatte nämlich Jemand ein Testament gemacht, in welchem er „Jesus Christus, seinen Erlöser“ zum Erben eingesetzt hatte. Es fragte sich daher um die Erklärung dieser Erbeinsetzung. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß anzunehmen sei, der Testator habe damit seine Parochie gemeint. Ganz in ähnlicher Art hat sich zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Fall in München ergeben. Eine begüterte Frauensperson, ohne nahe Verwandte, hatte auf Veranlassung eines nicht geistlichen Gewissensrathes, der dabei seine Rechnung fand, ein Testament gemacht, in welchem sie „ihre arme Seele“ zum Erben eingesetzt und hiernächst verschiedenen Personen, namentlich ihrem Gewissensrathe, bedeutende Legate bestimmt hatte. Darüber entstand, wie leicht zu erachten, ein weitläufiger Rechtsstreit, der zuletzt dahin entschieden wurde, daß die Kirche, in welcher die Erblasserin eingepfarrt gewesen, die Vertreterin der „armen Seele“ der Verstorbenen und daher der eingesetzte Erbe sei. Daß überhaupt die Menschen öfters noch in ihren letzten Willensverordnungen die wunderlichsten Einfälle geltend machen, ist, besonders von den Engländern, eine bekannte Sache. Johann Underwood, ein im 18. Jahrhundert verstorbener englischer Dichter, verordnete letztwillig, daß man ihm Horaz' Gedichte unter das Haupt in den Sarg legen und daß sechs seiner Freunde, statt der Sterbelieder und des Glockengeläutes, des Horaz Brief an die Pisonen, gemeiniglich „De arte poetica“ betitelt, beim Grabe absingen sollten, was auch geschehen sein soll. Der Bischof Arbogastus zu Straßburg, aus Aquitanien gebürtig, wollte nach seinem Tode durchaus unter dem Galgen begraben sein, weil, seiner Meinung nach, auch der Heiland an einem unehrlichen Orte begraben worden. Sein Wille wurde zwar, als er um das J. 688 gestorben, in Vollzug gesetzt, der Galgen aber, unter dem er begraben worden, abgebrochen und über dem Grabe eine Kapelle erbaut. Adam Ebert, Doctor der Rechte zu Frankfurt an der Oder, ein überaus eitler Mann, der sich besonders mit spanischer Literatur beschäftigte (gest. 1735), vermachte der Universitätsbibliothek ein Buch, seine Genealogie betreffend, in welchem die lateinischen Leichengedichte enthalten waren, die man zu Salamanca und auf andern spanischen hohen Schulen verfertigt haben sollte, als sich, bei seinen Lebzeiten, das grundlose Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, welche Gedichte aber, als Machwerk von lustigen Kunden, ihm, um ihn zu äffen, mit der Post zugesendet worden, als kämen sie aus Spanien. In seinem Testamente hatte er überdies über seine für unschätzbar geachteten hinterlassenen Manuscripte mit der größten Genauigkeit verfügt, und — was die Hauptsache — seinen Geist sämmtlichen Gelehrten in Europa vermacht, in der Hoffnung, daß solcher zum Heile der Menschen und zum Frommen der Gelehrsamkeit auf diese Art fortwährend wirksam sein werde.

Definitionen.

Die beiden Professoren der Rechte zu Tübingen, Eberhard Christoph Canz (gest. 1773) und Christoph Friedrich Harpprecht (gest. 1774), sprachen öfter miteinander von Begriffsbestimmungen in der Rechtslehre. „Ich, für meine Person“, sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit der Eine, „kenne keine Definition, die so kurz und zugleich so bezeichnend wäre, als die, welche Cicero (De offic. 3, 29, 3) vom Eide gibt: Jusiurandum est affirmatio religiosa.“ „Ich gebe zu“, versetzte darauf der Andere, „daß diese Definition an ausdrucksvoller Kürze wenige ihres Gleichen haben dürfte, aber das Prädicat ‚bezeichnend‘ möchte ich ihr nicht beilegen; solches kommt nach meinem Dafürhalten wol eher jener Definition zu, die ein Ungenannter vom Processe gegeben hat: Processus est vulva canina; facilis introitus, difficilis exitus.“

Ein Beitrag zur Literatur der Aushängeschilde.

In München, in der Kaufingergasse, ist am Hause Nr. 14 eine schwarze Tafel öffentlich ausgehängt, auf welcher, wie Ref. selbst sich überzeugt hat, mit weißen Buchstaben zu lesen ist: „Anastasia Freydenberger, abprobirte und verpflichte Hebamme.“ Die Schreibart dieser Aufschrift (Orthographie kann man sie nicht nennen) muß in der That den Leser zweifelhaft lassen, ob es sich hier von einem tituli falsi figmento — wie es in der L. 7 C. de contrah. emt. et vend. (4, 38) heißt — oder von einer solchen Bezeichnung handelt, von der Martial (Epigramm. 13, 3, 7) sagt: „Addita per titulos sua nomina rebus habebis.“ 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Leipziger Repertorium
der
deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig
herausgegeben
von

Dr. E. G. Gersdorf,
Hofrath und Oberbibliothekar.

Wöchentlich ein Heft von 2½—3 Bogen in gr. 8.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Unter obigem Titel erscheint vom Jahre 1843 an eine allgemeine literarische Zeitschrift, welche die Gesammtheit der neuesten deutschen und ausländischen Literatur im weitesten Umfange zusammenstellen und die wichtigsten Erscheinungen zwar kurz, doch zur Kenntniss und zur Würdigung derselben genügend besprechen soll. Ein Literaturblatt dieser universellen Tendenz besteht in Deutschland noch nicht, und auch das Ausland kann ein solches nicht aufweisen. Gleichwol ist das Bedürfniss desselben vielfach erkannt und dringend, da die deutsche Literatur, so bedeutend diese auch seit einigen Decennien an Zahl und Umfang sich vermehrt hat, dem einheimischen Gelehrten die Kenntniss der ausländischen nicht entbehrlich machen kann, vielmehr die Beachtung derselben in neuester Zeit um so wichtiger und nothwendiger geworden ist, je mehr auch sie nach den verschiedensten Seiten hin erweitert worden ist, und je häufiger die Arbeiten deutscher Gelehrter und Schriftsteller im Auslande berücksichtigt werden. Unsere Allgemeinen Literaturzeitungen, so Vorzügliches sie auch leisten, können dem angedeuteten Bedürfnisse bei der Menge der jährlichen Erscheinungen nicht ausreichend mehr abhelfen; die in ihnen vertretene wissenschaftliche Kritik gestattet bei einem verhältnissmässig nur sparsam zugemessenen Raume weder die deutsche Literatur in ausgedehnterer Weise zu berücksichtigen, noch auch der ausländischen eine umfassendere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Einzelne Versuche, eine allgemeine literarische Zeitschrift zu begründen und planmässig und in der unbedingt nothwendigen Vollständigkeit durchzuführen, sind bisher an den Schwierigkeiten gescheitert, welche die Herbeischaffung des nöthigen literarischen Materials auf der einen, und die Erlangung und das Zusammenhalten der erfoderlichen intellectuellen Kräfte auf der andern Seite entgegenstellten. Leipzig, seit Jahren der Centralpunkt des deutschen Buchhandels, ist neuerdings auch mit dem ausländischen in so vielfache und unmittelbare Beziehungen getreten, dass in Deutschland vorzugsweise nur von da aus ein solches Unternehmen begründet und zu einem für die Literaturkenntniss und die Wissenschaft nützlichen Erfolge geführt werden kann. Von dieser Ueberzeugung geleitet und unterstützt durch die Bereitwilligkeit des akademischen Senats hiesiger Universität, das neue Unternehmen thunlichst zu fördern, beabsichtigt die Redaction des seit 1834 erschienenen **Repertorium der gesammten deutschen Literatur** vom Jahre 1843 an dieses

unter obigem Titel zu erweitern und in eine Zeitschrift umzugestalten, welche nicht, wie bisher, die deutsche ausschliesslich, sondern die gesammte Literatur aller Länder und Völker berücksichtigt. Es wird dies in zwiefacher Weise geschehen, indem

I. *die Titel neuer Schriften sofort nach deren Erscheinen bibliographisch genau verzeichnet* und
II. *über die wichtigeren derselben kurze Berichte gegeben werden.*

Für die Ausführung ist folgender Plan festgestellt worden:

I.

1. In bibliographischer Beziehung wird hinsichtlich der innerhalb Deutschlands und der in deutscher Sprache erschienenen Schriften die grösstmöglichste Vollständigkeit angestrebt, die Literatur des Auslandes aber mit Ausschluss kleinerer Broschüren und Schriften von blos localem Interesse verzeichnet.

2. Die Titel der Schriften der deutschen Literatur werden unmittelbar, nachdem diese im Buchhandel versendet worden, die Titel der ausländischen, dafern die eigene Ansicht derselben in kürzester Frist unerreichbar sein sollte, sobald ihre Existenz glaubhaft erwiesen ist, mit Angabe der Bogen- oder Seitenzahl, des Formats und des Preises aufgenommen, diejenigen Schriften aber, über welche noch besonders berichtet werden soll, in der Regel durch ein Zeichen kenntlich gemacht.

3. Da bei dem dermaligen Standpunkte der Literatur für eine umfassende Kenntniss der neuesten Erscheinungen und Leistungen die Bekanntschaft mit den einzeln und selbstständig erschienenen Schriften nicht ausreicht, sollen auch die in wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslandes enthaltenen Abhandlungen und längern Aufsätze berücksichtigt und ihren Ueberschriften nach aufgeführt werden.

4. Auf gleiche Weise werden ausführliche, auf Inhalt und Werth einzelner Schriften genauer eingehende Recensionen aus den grössern Literaturblättern des In- und Auslandes von Zeit zu Zeit nachgewiesen.

5. Alle diese bibliographischen Nachweisungen werden unter bestimmte, feststehende Rubriken geordnet, damit Derjenige, welcher vorzugsweise in Bekanntschaft mit den literarischen Erscheinungen eines einzelnen Faches sich zu erhalten wünscht, leicht sich orientiren könne.

II.

6. Das Repertorium soll indess nicht blos die Titel und Ueberschriften der neuesten literarischen Erzeugnisse in der angegebenen Maasse zusammenstellen und zur allgemeinen Kenntniss bringen, sondern dem Leser auch einen treuen und möglichst vollständigen Bericht über die wichtigern und werthvollen Bücher geben, durch welche er in den Stand gesetzt wird, selbst zu beurtheilen, welchen Standpunkt die neue Schrift einnehme, ob und wiefern dieselbe Berücksichtigung verdiene und für seine eigenen Bedürfnisse brauchbar zu sein verspreche oder nicht.

7. Dem Repertorium sind hiernach weitläufige Mittheilungen über Materie und Form einer Schrift, sowie umständliche Widerlegungen der in ihr enthaltenen Meinungen fremd. Nur der wesentliche Inhalt eines Buches, der Zweck, den der Verfasser oder Herausgeber vor Augen hatte, der Plan, den er befolgte, die Hülfsmittel, die er benutzte oder auch unbeachtet liess, die hauptsächlichsten Merkmale, durch welche es sich von andern ähnlichen unterscheidet — diese Momente sollen hierbei insbesondere berücksichtigt, dem Leser soll nicht, was der Recensent m e i n t, sondern vorzugsweise was der Verfasser s a g t, zur Charakteristik des Buches in thunlichster Kürze vorgeführt werden.

8. Kleinere Schriften, die nicht ein höheres wissenschaftliches oder ein wichtiges Zeitinteresse haben, gewöhnliche Erbauungs-, Schul- und Lesebücher, und die Erscheinungen der belletristischen Literatur werden in der Regel nicht besprochen.

9. Dagegen werden, um einen leichtern Ueberblick über die literarischen Bestrebungen einer einzelnen Nation sowol, wie über die Fortschritte und Leistungen in besondern Fächern den Lesern des Repertorium zu verschaffen, von Zeit zu Zeit raisonnirende Uebersichten gegeben, in welchen der dermalige Standpunkt derselben kritisch untersucht und dargestellt wird.

10. Um aber das gesammte bibliographische und literarhistorische Material der neuesten Zeit in einer Zeitschrift möglichst zu concentriren, werden zuverlässige Berichte über die Thätigkeit wissenschaftlicher Institute und gelehrter Corporationen, geeignete Mittheilungen zur Literaturgeschichte und Literaturstatistik, auch jedem Hefte sorgfältig zusammengestellte Personalnotizen beigefügt werden.

---

bestimmt. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im Januar 1843.

Die Verlagshandlung: **F. A. Brockhaus.**

Die Redaction: **E. G. Gersdorf.**

Schlußheft des Universal-Lexikons der Tonkunst.

Im Verlage von **F. H. Köhler** in Stuttgart ist erschienen und kann durch alle Buch- und Musikhandlungen Deutschlands bezogen werden:

Encyklopädie

der

gesammten musikalischen Wissenschaften,

oder

Universal-Lexikon der Tonkunst.

Supplementband. 6tes Heft.

Gr. 8. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.) = 45 Kr.

Herausgegeben

von

Dr. F. S. Gaßner,

großherzogl. badischer Hof-Musikdirector.

Dies Schlußheft enthält ausschließlich Biographien, welche in dem Hauptwerke bisher ungern vermißt wurden.

Das ganze jetzt vollständige Werk, welches in keiner Bibliothek von Musikern, Lesevereinen und geschlossenen Gesellschaften fehlen sollte, umfaßt sechs Bände nebst einem Supplementband, im Ganzen gegen 350 Bogen des größten Lexikonformats. Es verbreitet sich über alle Theile des musikalischen Wissens in größter Ausführlichkeit, und steht in dieser Hinsicht einzig da. Der Supplementband ist vom Hauptwerk unzertrennlich, und überhaupt unentbehrlich, da er eine Menge Berichtigungen und Ergänzungen enthält, ohne die das Hauptwerk lückenhaft bleibt.

Der Preis aller sieben Bände ist jetzt vollständig 10½ Thlr., oder 18 Fl. 54 Kr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von

Friedrich Rückert.

Gr. 8. Velinp. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr. — I. **Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Beshasa. Der gefährliche Besuch. Ommo Dschondob. Uneima. Die Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aswad. Der gute Kamerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeitgenossenschaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. — II. **Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind. Über seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Esed. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kameele. Muthiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tei, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenkt sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen, im December 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** **rc.** gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats December:

Dorfzeitung. Unterweisung in der Obstbaumpflege. — Einfaches und leichtes Verfahren der Flachs- und Hanfröstung. — Die Wiese ist des Landmanns größter Schatz. — Correspondenz der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung. — Verhandlungen der deutschen Land- und Forstwirthe in Stuttgart, in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln gegen die für den Landwirth durch die diesjährige Dürre eingetretenen Futternoth. — Ist die Düngung der Wiese durch Wasser oder eine Bewässerung in kleinen Wirthschaften ausführbar? — Wichtigkeit des Seidenbaus. — Kennzeichen und Vorboten der Neigung zu den erblichen Krankheiten unter den Schafen. — Welches ist eine gute Melkkuh? — Anzucht und Pflege der Maulbeerbäume. — **Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Der Bischof Thilo in Merseburg und sein Rabe. — Für Auswanderer nach Nordamerika. — **Büchermarkt, Vermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ehrenspiegel des deutschen Volkes

und

vermischte Gedichte.

Von

Friedrich von Uechtritz.

124 Seiten in Großoctav. Auf starkem Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 20 Sgr.

In dem Hauptgedicht der vorstehenden Sammlung werden dem Leser die wichtigsten Entwickelungsstufen des deutschen Volkslebens in lebendigen Bildern vorübergeführt, die, in sich abgeschlossen, durch „die Zeit" als Rhapsode und Chorus verbunden und vermittelt werden. Wir sehen das Walten Karl's des Großen, den Sängerkrieg auf der Wartburg, Bürger und Landsknecht auf den Straßen Nürnbergs, den großen Kurfürsten, die letzten Jahre Friedrich's des Großen, neben dem aufblühenden Geistesleben Weimars, das Jahr 1813. Zuletzt spricht, als Symbol der Gegenwart, Germania vom Stuhle Karl's des Großen herab. Doch wir dürfen nicht mehr verrathen, um dem Leser den Genuß des höchst eigenthümlichen Gedichtes nicht zu verkümmern, das gewiß jedes deutsche, für Deutschlands beste Erinnerungen und Hoffnungen empfängliche Herz ansprechen wird.

In der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. R. Wellsted's Reisen in Arabien. **Deutsche Bearbeitung** herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem **Excurs über himjaritische Inschriften** von Dr. **E. Rödiger.** Mit Karten und Inschriften. Zwei Bände. Sauber broschirt. 3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Wellsted's Reiseberichte betreffen großentheils solche Gegenden Arabiens, die zuvor noch von keinem Europäer betreten sind, namentlich den Süd- und Ostrand der Halbinsel. Gibt ihnen hier die Neuheit des Gegenstandes schon Interesse, so fesseln sie den Leser auch da, wo sie sich auf bekanntem Terrain bewegen, wie beim Sinaigebirg, durch selbständige Auffassung und durch eine eigenthümliche Frische der Beobachtung und Darstellung. Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß wird die bunte Mannichfaltigkeit des Werkes anschaulich machen. Maskat und Aden, Sinai und der Glockenberg, Myos Hormus und die Ruinen von Berenice, die Dampffahrt auf dem Rothen Meere und andere Punkte vom jüngsten Zeitinteresse kommen zur Sprache, und der noch so neue Fund der himjaritischen Inschriften verdient jetzt auch wol der größern Leserwelt vorgeführt zu werden. Man erwarte übrigens nicht eine jener fabrikmäßigen Übersetzungen, das Buch möchte sich vielmehr an die bessern Arbeiten dieser Art würdig anschließen. Die Karten und Inschriften sind auf zwei großen Tafeln mit äußerster Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt.

In unserm Verlag ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nouvelle

CHRESTOMATHIE FRANÇAISE

ou

Choix de propositions et de morceaux extraits des meilleurs écrivains français

par

Ch. Richon,

Auteur de la grammaire française théorique et pratique composée d'après l'idée du système de Becker.

8. $18^3/_4$ Ngr. (15 gGr.), oder 1 Fl.

Bei Abnahme grösserer Partien dieses, durch besondere Vorzüge sich auszeichnenden Schulbuches werden bedeutende Vortheile gewährt. Die Anerkennung, welche der Grammaire des Herrn Herausgebers zu Theil wurde, gibt die Gewähr auch für die Trefflichkeit dieser Chrestomathie.

Meyer & Zeller in Zürich.

Clavierspieler machen wir auf die neue in Paris mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommene

Fantaisie comp. par **Kalkbrenner**

sur des motifs de l'Opéra la Reine de Chypre (Die Königin von Cypern) de Halévy, Op. 157, 25 Sgr., und auf die Étude héroique **Ajax**, 10 Sgr., aufmerksam.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Das Pfennig-Magazin

beginnt mit 1843 seinen elften Jahrgang, während die Mehrzahl der demselben nachgebildeten Blätter längst aufgehört hat zu erscheinen, und die nach zehnjährigem Bestehen noch sehr bedeutende Abonnentenzahl gibt wol den besten Beweis dafür, daß das Pfennig-Magazin einem wirklichen Bedürfnisse entspricht. Die Redaction wird sich indeß bestreben, noch sorgfältiger den unermeßlichen Stoff des Wissenswerthen und Interessanten aus allen Theilen der Erde und aus allen Vorkommnissen des menschlichen Verkehrs zu benutzen und namentlich auch neben der **Belehrung,** so weit es möglich, auf **ansprechende Unterhaltung** Bedacht nehmen, sowie von Woche zu Woche merkwürdige Erscheinungen der Gegenwart in Miscellenform zur Sprache bringen. Die mit 1843 beginnende Neue Folge wird wie seither mit den besten englischen, französischen und deutschen Holzschnitten geschmückt werden, und so werden Redaction und Verlagshandlung Alles anwenden, um das Pfennig-Magazin immer mehr zu einem wahren Volksblatt zu machen, das es jetzt schon durch seine außerordentliche Verbreitung zu sein beanspruchen darf.

Der Preis bleibt unverändert für den Jahrgang von 52 Nummern 2 Thlr.

Probeblätter sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1843. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinen für 1843 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

1) Leipziger Allgemeine Zeitung.

365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

Anzeigen aller Art finden in der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr.

2) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren.

Zweiter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, und besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

3) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Dr. **E. G. Gersdorf,** Hofrath und Oberbibliothekar.

Jahrgang 1843. Wöchentlich ein Heft von 2½—3 Bogen. Gr. 8. 12 Thlr.

Dem Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

4) Blätter für literarische Unterhaltung.

365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

Es erscheinen wöchentlich sieben Nummern, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

5) ISIS.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Vierter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Lübker. Schleswig 1841. 2) Fasti Horatiani. Scripsit *Carolus Franke*. Accedit epistola *Caroli Lachmanni*. Berolini 1839. 3) Quaestiones Horatianae. Scripsit *C. Kirchner*. Lipsiae 1834. — IV. Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Von Dr. O. F. Gruppe. Berlin 1841. — V. Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände, von Professor Oken. Stuttgart 1833—41. (Fortsetzung.) — VI. Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Ästhetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. Von Dr. Hebenstreit. Wien 1842. — VII. Gedichte von Wilhelm Smets. Stuttgart und Tübingen 1842. — VIII. Der Pilger, von Vicomte d'Arlincourt. Aus dem Französischen von Paul Sanger. Karlsruhe 1842. — IX. Die Mediceer. Drama in fünf Acten vom Fürsten zu Lynar. Leipzig 1842. — X. Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus, übersetzt von Merkel. Aschaffenburg 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCIX.

„K. Maximilian's I. Bibliothek" in der k. k. Ambraser Sammlung in Wien, vom k. k. Major Jos. Kraushaar im J. 1838 gestiftet. Von Jos. Bergmann. — Die k. k. Irrenanstalt in Prag.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1842.**

№ IV. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XI und XII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXI und XXII; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXX desselben.)

76. **Anciennetäts-Liste des Officier-Corps der Königl. Preuß. Armee für das Jahr 1842.** Entworfen nach den Ranglisten und Militair-Wochenblättern von dem Oberlieutenant a. D. **Mansfeldt.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

77. **Clementine.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

78. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 37ster Theil. (Erhaben — Ers- und Erbtruchsesse.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von G. A. Hoffmann. 21ster Theil. (Johann — Johann-Boniten.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 17ter Theil. (Perikles — Perse-Rasch.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

79. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Erste Lieferung. (A — Beschreibung.) Gr. 4. Geh. Druckpap. 25 Ngr., Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckp. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibp. 12 Thlr. 20 Ngr.

80. ***Herbart's (J. F.)* kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen,** nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von ***Gst. Hartenstein.*** Zweiter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band, welcher zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften enthält, kostet 3 Thlr.; der dritte Band, womit diese Sammlung geschlossen sein wird, erscheint im nächsten Jahre.

81. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Zweites Heft. (Brachypnoisch — critisch.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

82. **Koenig (H.), Regina.** Eine Herzensgeschichte. — Auch u. d. T.: Deutsches Leben in deutschen Novellen. Erstes Bändchen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von H. Koenig erschien früher bei mir:
Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 1833. 4 Thlr.
Die Wallfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1836. 20 Ngr.
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 1836. 4 Thlr.

83. **Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Viertes und fünftes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

84. **Märcker (Trg.), Das Burggrafthum Meißen.** Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Aus archivalischen Quellen. Nebst einem Urkundenbuche. — Auch u. d. T.: Diplomatisch-kritische Beiträge zur Geschichte und dem Staatsrecht von Sachsen. Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

85. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in funfzehn Bänden oder einhundertundzwanzig Heften. Erstes und zweites Heft. (A — Albrecht.) Gr. 8. Geh. Jedes Heft 5 Ngr.

Ein ausführlicher Prospect dieser neuen Auflage des Conversations-Lexikon ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription angenommen wird.

86. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***E. Ghf. Gersdorf.*** (Beigegeben wird: **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.**) Vierunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

87. **Ross (L.), Inscriptiones Graecae ineditae.** Fasc. II. Insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astyralaeae, Nisyr, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi. 4maj. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I. (Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocaicae) erschien 1834 und kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

88. **Zur Nachfolge Christi.** Eine Legendensammlung von **Ed. von Bülow.** 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und wird sowie der übrige Verlag desselben von

F. A. Brockhaus in Leipzig debitirt:

Arendt (H. H. W.), Kleine Rechenschule, oder leichtes Rechenbuch für die ersten Anfänger. Vierte Auflage. 8. 10 Ngr.

Bei **J. Stöckholzer v. Hirschfeld** in **Wien** ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung Deutschlands zu haben:

Die Pest in Wien.

Historische Novelle von **Em. Straube,** mit des Verfassers Portrait in Stahl gestochen. Auch unter dem Titel: **Em. Straube's Schriften.** Erster Band. 8. Leipzig und Wien. 1842. Velinpapier. Elegant geheftet.

1 Thlr. 5 Ngr.

Emanuel Straube hat sich seit einem Jahrzehnd her durch sein Talent in novellistischer Hinsicht, sowie auch als kritischer Hauptmitarbeiter eines der gediegensten und bekanntesten Journale, die volle Hochachtung des gebildeten Publicums erworben. Die obige Verlagshandlung, die Beliebtheit des Verfassers berücksichtigend, hat denselben bewogen, seine sämmtlichen belletristischen Arbeiten gesammelt herauszugeben, wovon wir nun den ersten Band hiermit veröffentlichen. Bis jetzt ist die Bändezahl auf 20 festgesetzt, und da der Hr. Verfasser in der Folge noch manches Gute zu leisten gedenkt, so dürfte die resp. Lesewelt eine Reihe Unterhaltungsschriften erhalten, welche, dem Charakter des Hrn. Verfassers gemäß, die Jungfrau wie der Mann zur Hand nehmen kann, ohne die Sittlichkeit zu verletzen, indem eine reine, gebildete Sprache und Darstellung durch das Ganze herrscht.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von **Brockhaus & Avenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. № IV. October bis December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XIX des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XXIV; Nr. III, die Versendungen vom Juli bis September, in Nr. XXXVII.)

Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8. Leipzig und Paris. 5/12 Thlr.

Aufgaben über die Regeln der französischen Sprache für Anfänger (von **Alex. Frege**). 8. Leipzig und Paris. ¼ Thlr.

Dergleichen für Geübtere. 8. Leipzig und Paris. ¼ Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année. 1842. Nrs. 19—24. In-8. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Erscheint von 1843 an wöchentlich, und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

L'Album, journal destiné à l'enseignement du dessin et de la peinture; rédigé par une société d'artistes et d'hommes de lettres, sous la direction de **L. Salme.** 1re et 2me années. 2 vols. In-4. Paris. 6 Thlr.

Bizet (A. F.), Nouvelle opinion sur les phénomènes, la marche, la cause et le siége de la goutte et nouvelle méthode curative pour guérir radicalement cette maladie. In-8. Paris. 2¼ Thlr.

Chassaignac (E.), Le coeur, les artères et les veines, texture et développement. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

—— ——, Des plaies de la tête. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

—— ——, De l'appréciation des appareils orthopédiques. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Glinka (Dimitry de), La philosophie du droit, ou Explication des rapports sociaux. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. V, 1—10. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅙ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Pétigny (M. J. de), Études sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne. T. I. In-8. Paris et Leipzig. 2⅔ Thlr.

Pigault-Lebrun, Monsieur Botte. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Chodrysowicz (J.), Jeografia starożytnej Polski ku powszechnemu użytkowi wydana. In-12. Poznań. ⅓ Thlr.

Chronicon seu Annales **Wigandi Marburgensis,** equitis et fratris ordinis Teutonici. Primum ediderunt, **Ioannes Voigt** et **Ed. Comes Raczynski.** In-4. Posnaniae. 2 Thlr.

Mit gegenüberstehender polnischer Uebersetzung.

Garnysz (J.), Kilka myśli o Polsce i dla Polski. In-8. Poitiers. 1⅔ Thlr.

Piosnki ludu wielkopolskiego, zebrał i wydał **J. J. Lipinski.** Część I. In-12. Poznań. 1⅓ Thlr.

Polska chrystusowa, pismo poświęcone zasadom społecznym, wydawane staraniem **L. Królikowskiego.** Zeszyt 1. In-8. Paryż. 2 Thlr.

Sławianin. Poszyt pierwszy. 1841. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.

—— —— drugi. 1842. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.

Trentowski (B. F.), Chowanna, czyli System pedagogiki narodowej. 4 tomy. In-8. Poznań. 6 Thlr.

Als eine der anziehendsten neuern Komödien empfehlen:

Les Mémoires du diable d'après *Soulié* 10 Ngt.

Répertoire du théâtre français à Berlin. II. Nr. 16—20:

L'ambitieux, comédie en 5 actes p. *Scribe* 7½ Sgr.

Vatel, comédie p. *Scribe.* Indiana et Charlemagne 5 Sgr.

Oscar, comédie p. *Scribe* 5 Sgr.

Le tyran d'une femme 5 Sgr.

L'ange dans le monde et le diable à la maison 7½ Sgr.

Der Subscriptionspreis für 6 Nrn. (8 vollständige Stücke) ist 1 Thlr.; das vollständige Verzeichniss des **Répertoire** in allen Buchhandlungen gratis.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Das zweite Heft der neunten Auflage des Conversations-Lexikon

ist fertig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Diese **neunte Auflage** erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.

für das Heft in der Ausgabe auf gutem weißen Maschinenpapier; in der Ausgabe auf feinem Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. Rh. = 3 Fl. C.-M., in der Ausgabe auf feinem Velinpapier 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. Rh. = 4 Fl. 30 Kr. C.-M.

Alle Buchhandlungen liefern das Conversations-Lexikon zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Portrait

(in seinem 27sten Jahre)

von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Preis 10 Ngr. (8 gGr.), oder 36 Kr.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Pränumeration auf den Jahrgang 1843 der Östreichischen militairischen Zeitschrift.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 11te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1747 in Italien. Zweiter Abschnitt. Mit dem Plane des Col d'Assietta. — II. Über die Vollziehung des Conscriptionsgesetzes. — III. Kriegsscenen. — IV. Berichtigung einer Stelle in Oberst Kausler's Feldzügen von 1792—1815. Mit einer Lithographie. — V. Einige Bemerkungen über die Cadettenschulen. — VI. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. — VII. Kriegserfahrung; Kriegsstudium; Kriegsübung; Kriegführung. — VIII. Kartenankündigung. — IX. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Auf den nächsten **Jahrgang 1843** wird in allen Buchhandlungen Pränumeration mit 8 Thlr. angenommen.

Botanik, Cryptogamie.

Die Abnehmer der im Jahre 1832 von Herrn Hofrath **Reichenbach** herausgegebenen Flora germanica exsiccata, Cryptogamia, Cent. I (Preis $4\frac{1}{2}$ Thlr.), mache ich auf die Fortsetzung dieses Werks, herausgegeben von **J. C. Breutel**, aufmerksam. Die zweite Centurie (zu gleichem Preise) ist soeben erschienen und durch mich zu beziehen. Dem frühern Herrn Herausgeber blieb bei seinen vielfachen Geschäften kaum Zeit übrig, die Herausgabe der Phanerogamen zu besorgen, von denen gegenwärtig 23 Centurien getrockneter deutscher seltenerer wirklich erschienen und noch 2 Centurien zu erwarten sind. Herr Breutel hatte schon vor längerer Zeit die Herausgabe der getrockneten cryptogamischen Pflanzen übernommen, aber theils die vorläufigen Einrichtungen, Anknüpfung dienlicher Verbindungen u. s. w., theils eine unerwartete Reise nach den Antillen, setzten den Termin des Erscheinens weiter hinaus, als es im Plane lag. Dafür ist nun aber diese zweite Centurie so musterhaft gut ausgefallen, daß sie alle Anfoderungen übertrifft sowol der herrlich aufgelegten, sämmtlich fructificirenden Exemplare, als der meist höchst seltenen Arten wegen. Ich nenne nur einige derselben und hoffe, daß auch andere Freunde der Botanik sich das Werk anschaffen werden, wobei ich leider bemerken muß, daß die erste Centurie gänzlich vergriffen ist. Gyrophora arctica *Ach.* Mesogloia multifida *Ach.*, Phascum curvicollum *Hedw.* Tenerum *Bruch.* Gymnostomum caespitosum *W. & M.* Splachnum Froelichianum *Hedw.* Weissia serrulata *Funk.* Grimmia plagiopus *Schwäg.* Dicranum gracilescens *Web. & M.* Fortnia alpina *Bruch.* Orthotrichum curvifolium *Wahl.* Cynclidium stygium *Schwatz.* Mnium spinosum *Schwäg.* Duvalii *Voit.* Wahlenbergia commutata *W. En.* Anomodon cladorrhizans *Hüb.* Hypnum megapolitanum *Bland.* Preissia commutata *W. En.*

Wenn ich noch anführe, daß einige Collectivnummern vorkommen, daß einige schätzbare Zugaben beigelegt sind, daß Alles in reichlicher Anzahl und in instructiven Exemplaren vorliegt, so wird meine Empfehlung dem Werke die verdiente Aufmerksamkeit hoffentlich zuwenden.

Leipzig, im Januar 1843.

Friedrich Hofmeister.

Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nieritz, Gustav, Die Wunderpfeife, oder: Die Kinder von Hameln. Für die Jugend erzählt. Dritte Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— Der blinde Knabe. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Dritte Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— Die Auswanderer. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Dritte Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— Betty und Toms, oder: Doctor Jenner und seine Entdeckung. Lehrreiche Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Dritte Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— Die Schwanen-Jungfrau. Eine belehrende Sage der Vorzeit, für die Jugend erzählt. Dritte Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Simrock, Dr. K., Deutsche Volksbücher (nach den ächtesten Ausgaben). V. Enthaltend: Wunderseltsame, abenteuerliche und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamien, hinter Utopia gelegen. Jetzund ganz frisch Männiglich zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Autoren zusammengetragen und aus utopischer auch rothwälscher in deutsche Sprache gesetzt. Aufs Neue gemehrt und verbessert durch M. Aleph Beth Gimel, der Festung Ypsilon Bürgeramtmann. Die Zeichen, die hier unnütz sind, wirf weg und nimm dafür geschwind — Die rechten, setz sie recht zusammen und Du erfährst des Autors Namen. — Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Smidt, H., Altonaer Bilder. Genre-Bilder und Skizzen. 1 Thlr.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Der letzte König.

Politisches Drama in fünf Aufzügen

von

D. S. Seemann.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Quellensammlung

zur

Geschichte des neutestamentlichen Canons

bis auf

Hieronymus.

Herausgegeben

und mit Anmerkungen erläutert, vorzüglich für Studirende,

von

L. Kirchhofer,

Professor und Diakon am St.-Johann in Schaffhausen.

8. Brosch. Preis 1⅓ Thlr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines solchen Handbuches für das Studium der Theologie wird auch ohne Empfehlung von selbst einleuchten.

Meyer & Zeller in Zürich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1842. Elftes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der Isis und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** rc. werden der Isis für ... Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

Shakspeare's Schauspiele

neu übersetzt und erläutert

von

Adelbert Keller und Moritz Rapp.

Von dieser längst vorbereiteten, neuen Übersetzung sämmtlicher Schauspiele Shakspeare's wurden soeben die ersten fünf ...cke:

Othello; Timon von Athen; Cymbelin; Titus Andronicus; König Lear;

...gegeben und sind vorräthig in allen Buchhandlungen. Im ...uar und Februar 1843 folgen abermals 4 Stücke und die ...ern je in Zwischenräumen von etwa 6 Wochen. Im ...format von Schiller's Werken hübsch ausgestattet, kostet ...es Schauspiel, mit Einleitung und Erläuterun..., in Umschlag geheftet:

6¼ Ngr. (5 gGr.), oder 21 Kr. Rhein.

Verbindlichkeit zur Abnahme des ganzen Werkes wird verlangt.

Die Prüfung und Vergleichung der ausgegebenen Stücke ..., wie wir hoffen, darthun, daß diese neue Übertragung, ... Männern, die bei der höchsten Verehrung für den Dichter genaues Verständniß und das Studium seiner Sprache sich ...ner Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, nicht in ...Klasse der übereilt gefertigten, meist von frühern abgeschrie..., einzig durch sehr billigen Preis sich empfehlenden Übersetzungen gehöre, und ihr die Gunst und Unterstützung zahlreicher Verehrer des Dichters verschaffen. — Jedes Stück wird zum obigen Preise auch **einzeln** abgegeben. — **Prospecte** sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Bei

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler in Berlin,

erscheint soeben:

G. A. GABLER

Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin,

Die

Hegel'sche Philosophie.

BEITRÄGE

zu ihrer richtigern Beurtheilung und Würdigung.

Erstes Heft.

Gr. 8. Geheftet. 1¼ Thlr.

David Hansemann

über

die Ausführung

des

Preußischen Eisenbahn-Systems.

Gr. 8. Geheftet. ⅔ Thlr.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Die

Kinder auf dem Abendberg.

8. Elegant geheftet. ⅓ Thlr.

Unlängst erschien von derselben Verfasserin:

Astralion. — Erinnerungen an und aus Frankreich. — Gräfin Faustine. Zweite Auflage. **— Der Rechte. — Reisebriefe. — Sigismund Forster. — Ulrich.**

Im Januar wird ausgegeben:

F. Baucher

Methode der Reitkunst

nach neuen Grundsätzen.

Nach der zweiten Auflage des französischen Originals von einem Überzeugten.

Mit 12 Kupfern. Gr. 8. Elegant geheftet. Circa 1 Thlr.

Im Februar:

M. H. ROMBERG

LEHRBUCH

der

Nervenkrankheiten des Menschen.

1. Band. 2. Abtheilung. Gr. 8.

Da der Druck dieser lang erwarteten Abtheilung jetzt schnell fortschreitet, so kann zu dem angegebenen Termin das Erscheinen mit Bestimmtheit versprochen werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. December.

Inhalt:

Herrmann: Historiae Ruthenicae scriptores exteri, collegit et ad veterum editionum fidem edidit *A. de Starczewski*. (Nr. 287.) — **v. Sybel**: Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrh., aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von *W. Giesebrecht*. (Nr. 288.) — **Abeken**: Über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italischen Münzsystems von Etrurien aus. Von *R. Lepsius*. (Nr. 289 u. 290.) — **Schwenck**: F. M. Klinger's ausgewählte Werke. (Nr. 290, 291, 292 u. 293.) — **Liebe**: 1) Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen. In allerhöchstem Auftrage gefertigt von *K. Einert*. 2) Dr. K. Einert's Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen vom J. 1841. Beurtheilt und mit der ungarischen Wechselordnung vom J. 1840 verglichen von *Ign. Wildner Edler v. Maithstein*. (Nr. 295, 296, 297 u. 298.) — **Ackermann**: 1) Die preussische Hegemonie in Deutschland, hervorgerufen durch die Schriften von v. Bülow-Cummerow und Hellrung, aus deutschem Gesichtspunkte besprochen von einem Nichtpreussen *Stralenau-Uckhovel*. 2) Über das Verhältniss Preussens zu Deutschland mit Rücksicht auf die Schrift des Hrn. v. Bülow-Cummerow: Preussen, seine Verfassung u. s. w. Von *K. Steinacker*. (Nr. 298 u. 299.) — **Lübker**: Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Von *W. S. Teuffel*. (Nr. 299.) — **Kling**: Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von *A. Neander*. (Nr. 301, 302, 303 u. 304.) — **Schwarz**: 1) Predigten, gehalten von *Fr. A. Wolf*. 2) Dr. Fr. A. Wolf als Prediger. Fragment einer Vorlesung von *Fritsche*. (Nr. 312.) — **v. Wessenberg**: Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reactionsversuchs gegen die freie Philosophie. (Nr. 305.) — **Martin**: 1) Zur Lehre von der künstlichen Frühgeburt. Von *E. K. J. v. Siebold*. 2) Die künstliche Frühgeburt, bewirkt durch den Tampon. Mittheilung eines neuen höchst einfachen Verfahrens. Von *J. V. Schöller*. (Nr. 307.) — **Schoeman**: Das Handgelenk in mechanischer, anatomischer und chirurgischer Beziehung. Dargestellt von *G. B. Günther*. (Nr. 307 u. 308.) — **Drobisch**: Neue Methode zur Auffindung der reellen Wurzeln höherer numerischen Gleichungen und zur Ausziehung der dritten und der höhern Wurzeln aus bestimmten Zahlen. Zunächst nach englischen Quellen bearbeitet von *D. L. C. Schultz v. Strassnicki*. (Nr. 309.) — **Suckow**: 1) Lehrbuch der Stöchiometrie. Ein Leitfaden zur Kenntniss und Anwendung der Lehre von den bestimmten chemischen Proportionen. Von *H. Buff*. 2) Lehrbuch der Stöchiometrie und der allgemeinen theoretischen Chemie. Von *C. F. Rammelsberg*. (Nr. 309 u. 310.) — **Leuckart**: Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere, von *C. Th. v. Sieboldt*. (Nr. 310 u. 311.) — **Mosen**: Der Missionär. Ein Roman von *A. von Sternberg*. (Nr. 312.) — **Der zehnte französische Gelehrtencongress zu Strasburg; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Chronik der Universität Jena; Chronik der Gymnasien; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH für 1843.

Herausgegeben von **H. C. Schumacher**, mit Beiträgen von *Bessel, Hansteen, Lehmann, Mädler und Olbers*.

8. Cart. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride für 1843. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von Gauss. Bessel's Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers, von I. Oltmans. Dänische und preussische Fusse. Toisen. Pariser Fusse. Meter. Englische Fusse. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Über den Magnetismus der Erde, von F. W. Bessel. Über den Erfinder der Fernröhre, von Olbers. Über Berichtigung der Thermometer, von Hansteen. Über den Gang der Temperatur im Laufe des Jahres, von Mädler. Über Störungen, von Mädler. Über den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung, von Dr. Jak. Wilh. Heinr. Lehmann. Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniss am 8. Juli 1842 in Wien, von H. C. Schumacher.

Die Erscheinung des Jahrbuches für 1842 ward durch unvorhergesehene Umstände verhindert. Es wird künftig frühzeitiger als sonst und immer vor dem Anfange des Jahres, für das es bestimmt ist, ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Burggrafthum Meißen.

Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte.

Aus archivalischen Quellen von Dr. Traugott Märcker.

Nebst einem Urkundenbuche.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1842 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster bis dritter Band (12 Hefte). Gr. 8. 1837—42. Jedes Heft 20 Ngr.

2. **Anciennetäts-Liste des Officier-Corps der Königl. Preuß. Armee für das Jahr 1842.** Entworfen nach den Ranglisten und Militair-Wochenblättern von dem Oberlieutenant a. D. **Mansfeldt.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

3. **Anleitung zum Selbststudium der Mechanik.** Nach dem Book of science von **J. Sporschil.** Mit 86 Abbildungen. Zweite Auflage. Kl. 8. Geh. 12 Ngr.

   Vorstehendes Werkchen bildet eine Abtheilung von:
   Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Nach dem Book of science von **J. Sporschil** und **K. Hartmann.** Drei Bände in 14 Lieferungen. Mit 375 Abbildungen. Geh. 6 Thlr.
   dessen Theile sämmtlich unter besondern Titeln einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben sind, als: **Hydrostatik und Hydraulik.** 8 Ngr. — **Pneumatik.** 8 Ngr. — **Akustik.** 8 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. 12 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. 8 Ngr. — **Mineralogie.** 22 Ngr. — **Krystallographie.** 8 Ngr. — **Geologie.** 26 Ngr. — **Versteinerungskunde.** 15 Ngr. — **Chemie.** 22 Ngr. — **Bergbau- und Hüttenkunde.** 15 Ngr. — **Meteorologie.** 12 Ngr.

4. **Aus einer kleinen Stadt.** Erzählt von Frau **von W.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

5. **Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten.** Ein Ergebniß forstlicher Reisen. Zwei Theile. Gr. 8. 3 Thlr.

6. **Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte von 1835—41 haben denselben Preis.

7. **Berthold (Franz),** Gesammelte Novellen. Herausgegeben von **L. Tieck.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
   Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistreichen Schriftstellerin, wie z. B. die meisterhafte Idyll-Novelle „Irrwisch-Fritze", enthält diese Sammlung mehre ausgezeichnete Novellen, die sich in dem Nachlasse derselben vorgefunden haben.

8. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Siebenter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

9. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh.
   Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Uebersetzungen enthält, sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer** (Frederike). **Die Nachbarn.** Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   III. **Gomez** (João Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **Alex. Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.
   IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** 20 Ngr.
   V. **Bremer** (Frederike), **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr.
   VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Nina.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   VIII. IX. **Bremer** (Frederike), **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
   X. **Bremer** (Frederike), **Die Familie H.** 10 Ngr.
   XI. **Prevost d'Exiles** (Antoine François), **Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von **Ed. von Bülow.** 20 Ngr.
   XII. XIII. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.
   XIV. **Tassoni** (Alessandro), **Der geraubte Eimer.** Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.
   XV. **Bremer** (Frederike), **Kleinere Erzählungen.** 10 Ngr.
   XVI. **Bremer** (Frederike), **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

10. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1842. 365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
    Zu den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** (vergl. Nr. 27) erscheint ein
    Literarischer Anzeiger,
    für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.
    Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung,** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

11. **Brandis (Ch. A.), Mittheilungen über Griechenland.** Drei Theile. I. Reiseskizzen. II. Zur Geschichte des Befreiungskrieges, nach griechischen Quellen. III. Blick auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

12. **Bredow (G., Freiherr von), Heinrich von Braunschweig.** Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 18 Ngr.

13. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Vollständige Ausgabe in 10 Theilen. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Die einzelnen Theile unter besondern Titeln:

I. II. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

III. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

IV. V. **Nina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

VI. VII. **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

VIII. **Die Familie H.**

IX. **Kleinere Erzählungen.**

X. **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage.

14. **Bruno (A.), Irma und Manka.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

15. **Cancan eines deutschen Edelmanns.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

16. **Clementine.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

17. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Früher erschien bereits bei mir:

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. 1841. Geh. 20 Ngr.

18. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 36ster und 37ster Theil. (Epimachus — Ers- und Erbtruchsesse.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 20ster und 21ster Theil. (Invaginatio — Johann - Boniten.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 16ter und 17ter Theil. (Peneda — Perse-Rasch.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

19. **Frignani (Angelo), Mein Wahnsinn im Kerker.** Memoiren. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

20. **Gervais (Ed.), Astolf.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

21. ——————, **Politische Geschichte Deutschlands** unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Zwei Theile Gr. 8. 1841—42. 4 Thlr 15 Ngr.

22. **Gutzkow (K.), Briefe aus Paris.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

23. **Handbuch für Reisende in Griechenland** von **J. Fd. Neigebaur** und **Fd. Aldenhoven.** Zwei Theile. Gr. 12. Cart. 4 Thlr.

Früher erschienen von **Neigebaur** bei mir:

Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 20 Ngr.

Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. 1840. 3 Thlr.

24. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Erste Lieferung (A — Beschreibung). Gr. 4. Geh. Druckpap. 25 Ngr., Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 13 Thlr. 20 Ngr.

25. ***Herbart's (J. F.)* kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen,** nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von . ***Hartenstein.*** Erster und zweiter Band. Gr. 8. 6 5 Ngr.

Der erste Band, welcher zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgeber's über H.'s Leben und Schriften enthält, kostet 3 Thlr., der zweite 3 Thlr. 15 Ngr.; der dritte Band, womit diese Sammlung geschlossen sein wird, erscheint im Jahre 1843.

26. ***Hübener (E. A. L.),* Die Lehre von der Ansteckung,** mit besonderer Beziehung auf die sanitätspoliceiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

27. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1842. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

28. **Julius (Gst.), Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche.** Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

29. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Erstes und zweites Heft. (A — critisch.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

30. **Kanne (J. Arn.), Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche.** Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich habe dieses treffliche Werk aus dem Verlage von J. C. Dresch in Bamberg angekauft und, um demselben eine größere Verbreitung zu sichern, den Preis bedeutend ermäßigt.

31. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium.** In drei Theilen. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Die einzelnen Theile unter besondern Titeln:

23. ——————, **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter,** insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

33. ——————, **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter,** insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

34. ——————, **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter,** insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

35. **Koenig (H.), Regina.** Eine Herzensgeschichte. — Auch u. d. T.: Deutsches Leben in deutschen Novellen. Erstes Bändchen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von H. Koenig erschien früher bei mir:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1833. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. 20 Ngr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

———

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Die organische Chemie
in ihrer Anwendung auf
Physiologie und Pathologie
von
Dr. Justus Liebig.
Zweite, unveränderte Auflage.
Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Die organische Chemie
in ihrer Anwendung auf
Agricultur und Physiologie
von
Dr. Justus Liebig.
Vierte Auflage. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Die vierte, eben die Presse verlassende Auflage des letztern Werkes, sowie die zweite Auflage des erstern, welche unmittelbar nach dem Erscheinen desselben nöthig wurde, mögen das volle Interesse bethätigen, welches die Wissenschaft an den für den Chemiker, Arzt und Agronomen so unendlich wichtigen Forschungen des berühmten Verfassers nimmt.

Anleitung
zur
qualitativen chemischen Analyse.
Für Anfänger bearbeitet von
Dr. C. Remigius Fresenius,
Assistent am chemischen Laboratorium der Ludwigs-Universität zu Giessen.

Mit einem Vorworte von Dr. **Justus Liebig.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Als vollgültige Empfehlung dieses Werkes dürfen wir die Vorrede des Herrn Professor Liebig anführen, in welcher er die Methode des Herrn Verfassers, der im giessener Universitäts-Laboratorium den Unterricht der Anfänger in der Mineral-Analyse leitet, Allen empfiehlt, welche sich in den Anfangsgründen derselben unterrichten wollen, und das Buch als besonders geeignet für den Gebrauch in Lehranstalten und namentlich für Apotheker bezeichnet.

Diese zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage ist nach Jahresfrist nöthig geworden.

Braunschweig, im December 1842.

Friedr. Vieweg & Sohn.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Plato's
Unterredungen über die Gesetze
von
J. G. Schulthess.
Zweite Auflage, neu bearbeitet von
Salomon Vögelin,
Professor am Gymnasium in Zürich.
Zwei Theile.
8. Brosch. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.), oder 3 Fl.

Wir erlauben uns um so mehr auf dieses Buch aufmerksam zu machen, als es die einzig vorhandene deutsche Übersetzung obigen Platonischen Werkes ist. Der Herr Herausgeber dieser neuen Ausgabe empfiehlt dasselbe mit Recht auch allgemeinern Leserkreisen mit folgenden Worten: „Vielleicht hat es gerade in unserer Zeit, die sich im Schaffen und Erwägen unserer Verfassungen bewegt, ein allgemeineres Interesse, den Versuch einer solchen Verfassung aus der Hand des geistreichen Philosophen des Alterthums zu betrachten, zumal er hier, wie nirgend sonst, das Praktische zu seinem Augenmerk gemacht hat.“

Nicht nur Gesetzgeber, Räthe und Richter, sondern auch jeder Gebildete überhaupt wird in diesem Werke eines der ersten Philosophen und Republikaner des Alterthums einen Schatz von Weisheit finden.

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Discours
prononcés dans les Chambres législatives
par
M. le Baron Pasquier,
Chancellier de France.
1814 — 1836.
4 vols. In-8. Paris, 1842. Preis 30 Fr.

Paris, im Januar 1843.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Gesänge für eine Singstimme mit Piano,
welche in den letzten Concerten mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden sind:

Donizetti, Sopran-Arien No. 11, und Gebet aus La Favorita, à 10 Sgr.
Burghersh, Romanze aus Il torneo (Das Turnier) 7½ Sgr.
Curschmann, Der Neapolitaner. Huldhilda. Op. 28. à 15 Sgr.
Eckert, O sanctissima (Perle zu Lindahaide) 12½ Sgr.
Halévy, Bass-Cavatine No. 9, aus der Königin von Cypern, 7½ Sgr.
Kullak, Uno sguardo di nera pupilla 5 Sgr.
Kücken, Frühlingswanderschaft, Vöglein mein Bote, Herein, Wiegenlied, Flieg Vöglein, Tscherkessenlied, à 10—20 Sgr.
Meyerbeer, Suleika, Rachel, Le ricordanze, à 5 – 10 Sgr.
Loewe, Mein Herz, ich will dich fragen, 2te Auflage, 10 Sgr., mit Guitarre 5 Sgr. Mohammed 20 Sgr.
Stern, Du siehst mich an und kennst mich nicht 5 Sgr.
Truhn, Der Hidalgo, Der Zigeunerknabe, Der Korb, à 10 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **J. E. Schaub** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch
für die obere Classe der Volksschulen
und die
untern Classen der höhern Lehranstalten,
herausgegeben
von
F. W. Deus, F. Hobirk und H. M. Printz,
Lehrer in Rheidt.
20 Bogen in 8. Auf weissem Papier. Preis nur 10 Sgr.

Die Verfasser dieses Lesebuchs haben es sich zur Aufgabe gestellt, durch eine sorgfältige Auswahl passender Stücke aus

unsern besten Nationalschriftstellern den höhern Leseunterricht zu fördern. Es wird dem Sachkenner beim ersten Blick auf den so reichen Inhalt in der klarsten und strengst logischen Anordnung einleuchten, wie vortrefflich diese Aufgabe gelöst ist. Wir machen daher alle Lehrer der Volksschulen und der untern Classen der höhern Lehranstalten auf ein Lesebuch aufmerksam, das die interessantesten Momente aus Menschenleben und Natur in den schönsten Erzählungen, Märchen, Parabeln, Charakter- und Naturschilderungen, Darstellungen aus der allgemeinen und preußischen Geschichte, sowie auch die besten, Geist und Gemüth der Jugend ansprechenden und kräftigenden Poesien unserer Volksdichter enthält. Der schöne und reine Druck auf sehr weißem Papier bei dem billigen Preise wird nichts zu wünschen übrig lassen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1842 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

36. **Koester (Hs.), Schauspiele.** 8. Geh. 2 Thlr.
Inhalt: **Marie Stuart.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Konradin.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. — **Luise Amidei.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. — **Polo und Francesca.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

37. **Das Kriegerthum.** Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung höherer Truppenführer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

38. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Dritter Jahrgang. 1842. 52 Nrn. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.
Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

39. **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofr. Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1842. 313 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen 2c. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

40. **Löbe (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 2 Thlr.
Kann auch in 5 Heften à 12 Ngr. bezogen werden.

11. **Lynar (Fürst zu), Der Ritter von Rhodus.** Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

2. ——————, **Die Mediceer.** Drama in fünf Acten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

3. **Märcker (Trg.), Das Burggrafthum Meissen.** Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Aus archivalischen Quellen. Nebst einem Urkundenbuche. — Auch u. d. T.: Diplomatisch-kritische Beiträge zur Geschichte und dem Staatsrecht von Sachsen. Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

. ***Most (G. F.),*** **Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis.** Erster Band. Gr. 8 Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.
Früher erschien von dem Verfasser bei mir:
Encyklopädie der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite Aufl. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.
—— **Supplement zur ersten Auflage.** Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.
Ausführliche Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementbd. Gr. 8. 1837—38. 11 Thlr. 20 Ngr.
Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers. Zwei Bände 1826. 3 Thlr.
Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht. Dritte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.
Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

45. **Mügge (Thdr.), Gesammelte Novellen.** Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.
Inhalt: Angelica. — Die Emigranten. — Rosalie. — Zwei Bräute. — Lebensmagie. — Paul Jones. — Neffe und Nichte.

46. **Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In 8—10 Heften zu 8 Bogen. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

47. **Nolte (C. W.), Lieder eines Einsiedlers.** 8. Geh. 16 Ngr.

48. ***Pellegrino (D.),*** **Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer.** Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

49. **Petöcz (Mch.), Das Unmoralische der Todesstrafe.** Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt". Gr. 8. Geh. 18 Ngr.
Des Verfassers „Ansicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen", erschien 1838 und kostet 3 Thlr.

50. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Zehnter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. (Nr. 457—509.) Mit vielen Abbildungen. Schmal-gr. 4. 2 Thlr.
Das Pfennig-Magazin erscheint von 1843 an in einer „Neuen Folge" zu dem bisherigen Preise in wöchentlichen Nummern.
Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis neunte Jahrgang (1838—41) kosten jeder 2 Thlr.
Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. 15 Ngr. Jetzt 15 Ngr.

51. **Der neue Pitaval.** Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von **J. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Erster Theil (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.): Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdès. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben. Zweiter Theil (Preis 2 Thlr.): Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Ganges.

52. **Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von **Ed. von Bülow.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

53. **Rappaport (Mr.), Mose.** Ein episches Gedicht. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

54. **Raumer (F. von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. 1840—42. Velinpapier 12 Thlr., extrafeines Velinpapier 24 Thlr.

(Kann auch bandweise und in Lieferungen bezogen werden.)

Die Kupfer und Karten zur ersten Auflage dieses Werks werden für 2 Thlr. erlassen.

55. ———————, **England.** Zweite verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Theil einzeln auch unter dem Titel:

56. ———————, **England im Jahre 1841.** Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

57. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes und zweites Heft. (A — Albrecht.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon wird in drei Jahren vollständig geliefert und in der Regel werden monatlich drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben.

Ein ausführlicher Prospect dieses Werkes ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription angenommen wird.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen abgedruckt, und an Insertionsgebühren die Zeile mit ⅓ Ngr. für jedes Tausend Exemplare berechnet; doch soll bei einer Auflage von mehr als 20,000 Exemplaren für die Zeile nicht über 10 Ngr. berechnet werden.

58. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehrern Gelehrten von ***E. G. Gersdorf.*** (Beigegeben wird: **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.**) Einunddreissigster bis vierunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint von 1843 an in neuer Gestalt unter dem Titel:

Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von **Dr. *E. G. Gersdorf*,** Hofrath und Oberbibliothekar. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Dem Leipziger Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, und Ankündigungen in demselben werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet, besondere Beilagen gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

59. ***Richter (C. F. W.),*** **Beiträge zur wissenschaftlichen Heilkunde.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

60. ***Ross (L.),*** **Inscriptiones Graecae ineditae.** Fasc. II. Insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astyralaeae, Nisyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae, et Peparethi. 4 maj. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I (Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae) erschien 1834 und kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

61. **Schmalz (F.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt.** Siebenter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der erste bis sechste Theil (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise anstatt 6 Thlr. 18 Ngr. nur 3 Thlr.

62. ———————, **Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems.** Auf Theorie und Erfahrung gegründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Ein besonderer Abdruck aus dem vorstehend erwähnten Werke.

Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.

63. **Scott (Walter), Die Jungfrau vom See.** Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

64. **Sechsundzwanzig Friedensjahre.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

65. **Seemann (D. G.), Der letzte König.** Politisches Drama in fünf Aufzügen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

66. **Sternberg (A. von), Der Missionär.** Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

67. **Strass (K. F. H.), Gedichte.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Verf. ist unter dem Pseudonym **Otto von Deppen** bekannt.

68. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Vierter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thlr., sodaß die ganze Folge zehn Thlr. kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

69. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** In fünf bis sechs Heften. Erstes bis viertes Heft. (Aachen—Lissabon.) Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

70. **Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer.** Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

71. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1843. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildnisse **Giacomo Meyerbeer's.** 8. Elegant cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

72. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Fünfter und sechster oder Neue Folge erster und zweiter Band. Gr. 8. 1840—42. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von H. Hoff in Manheim an mich übergegangen und kostet 9 Thlr.

73. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1842. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst vielen Beilagen.

Die Insertionsgebühren betragen für die dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dergl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

74. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister** der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1842. Hoch 4. 10 Ngr.

75. Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung von Ed. von Bülow. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Im Verlage von **August Campe in Hamburg** ist erschienen und wird sowie der übrige Verlag desselben von **F. A. Brockhaus in Leipzig** debitirt:

Arendt (H. H. W.), Kleine Rechenschule, oder leichtes Rechenbuch für die ersten Anfänger. Vierte Auflage. 8. 10 Ngr.

Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin. Herausgegeben und vermehrt von F. Pebonale. Vierte Auflage. 8. 1842. 20 Ngr.

Gratis ist von allen Buchhandlungen zu erhalten:

1) Katalog schönwissenschaftlicher, historischer etc. und anderer werthvoller Schriften aus dem Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig, welche zu bedeutend ermässigten Preisen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ *Die vortheilhaften Bedingungen, unter denen diese ausserordentliche Preisermässigung stattfindet, sind aus dem Verzeichniss zu ersehen* **und gelten nur noch kurze Zeit**, *indem später die frühern Ladenpreise wieder eintreten.*

2) Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig. Bis zum Jahre 1842 fortgeführt und mit einer wissenschaftlichen Übersicht und vollständigem Autorenregister versehen.

Bei **A. Bonnier** in Stockholm ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der Felddienst.

Leitfaden für die Offiziere des vierten Militairdistricts der königl. schwedischen Armee. Entworfen von dem hohen commandirenden Generale des Districts

Kronprinz Oskar.

Aus dem Schwedischen übersetzt von

Udo Waldemar Dieterich.

Mit 3 Plänen. 8. Brosch. 1 Thlr.

Der geistvolle Prinz Oskar von Schweden, als Verfasser mehrer anderer Werke von staatswissenschaftlichem Interesse rühmlichst bekannt, hat in oben angezeigtem Werkchen bewiesen, das ihm auch in militairwissenschaftlicher Hinsicht Einsicht und Kenntnisse in umfassender Weise eigen sind.

Das neue preußische Ehegesetz

Audiatur et altera pars!

Eine

freie Stimme

über den preußischen

Ehescheidungs-Gesetzentwurf.

8. Brosch. 10 Ngr.

Dies Schriftchen, aus der Feder eines rühmlichst anerkannten Autors, beleuchtet den bekannten Entwurf auf eben so geistreiche als praktische Weise und weist mehre entschiedene Mängel desselben nach. Es wird für jeden denkenden Preußen oder Deutschen von Interesse sein.

Leipzig, im Januar 1843.

K. F. Köhler.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΙΣΙΝ.

HYMNUS IN ISIN

ab L. Rossio repertum

primum

distinxit emendavit annotavit

Hermannus Sauppius.

4. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

ANTISTHENIS

FRAGMENTA

nunc primum

collegit et edidit

Aug. Guilielmus Winkelmann.

8. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.), oder 54 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leichtfaßliche Belehrung

über die Schafraude

für

Schäfer und Gutsbesitzer.

Auf Veranlassung des Vereins

zur Beförderung der Schafzucht in Würtemberg

entworfen von

Professor Hering

an der k. Thierarzneischule zu Stuttgart.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis $3\frac{1}{2}$ Ngr. (3 gGr.), oder 12 Kr.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Patrimonialgerichtsreform im preußischen Staate. $7\frac{1}{2}$ Sgr. (6 gGr.)

Nicolai'sche Buchhandlung in Stettin.

C. F. Gutberlet.

Clementine.

Motto: Woman's love! how strong is it in its weakness, how beautiful in its guilt.

Bulwer, Pelham.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Vierteljahrs-Schrift 1843. 1stes Heft.

In Unterzeichnetem hat soeben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 1ste Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1843.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Die Presse und das Jahrhundert. (Zerstreute Gedanken.) — Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts. (Zweiter Artikel.) — Über die Möglichkeit eines zwischen dem deutschen Zollverein und den Vereinigten Staaten von Amerika abzuschließenden Handels- und Schiffahrtsvertrags. — Die Nachahmungssucht der Deutschen. — Die Bedeutung des Nationalen im religiösen Leben, mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. — Gemeinnütziger Vorschlag, die freiwilligen Sammlungen für Abgebrannte betreffend. — Auswanderung im Allgemeinen und nach Nordamerika insbesondere. — Der jetzige Stand der Volkswirthschaftslehre in Deutschland. — Die Entwickelung der christlichen Kunst in Deutschland und Frankreich. — Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht? — Über den strategischen Werth einiger Punkte im südlichen Deutschland. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1843. J. G. Cotta'scher Verlag.

(Neues physikalisches Werk.) In 1. und 2. Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Experimentalphysik.

Zum Selbstunterrichte für Gebildete und zum Gebrauche in Real- und polytechnischen Schulen.
Nach der 3. Auflage des Französischen des

F. Marcet,

Professor an der Akademie zu Genf,

übersetzt von **G. Kissling,**

Professor, Lehrer der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und der neuern Sprachen.

Ungefähr 25 Bogen Text und 6 Tafeln Figuren. In 6 Lieferungen à 1/4 Thlr., oder 24 Kr.

Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung, außerordentlich zweckmäßige Wahl der Beispiele und die geschehene Benutzung der Bereicherungen, welche die Physik durch Erfahrungen und Versuche der neuesten Zeit, besonders in Bezug auf Dampf (Dampfmaschinen), Galvanismus (Galvanoplastik), Elektricität (Elektromagnetismus), Licht (Daguerreotypie) und Meteorologie (Physik des Luftkreises) 2c. gewonnen hat, dies — und daß es auch für Solche berechnet ist, welche keine mathematischen Kenntnisse besitzen — sind die **Vorzüge**, welche dieses Werk vortheilhaft auszeichnen.

Für das Jahr 1843 erscheint bei **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

ÉCHO
DE LA
LITTÉRATURE FRANÇAISE.

Preis des Jahrgangs für 52 Nrn. 5 1/3 Thlr.

Um den Zweck dieses Journals, **schnelle Mittheilung des Besten, Gediegensten und Interessantesten der französischen Journalistik**, um so besser zu erreichen, haben wir uns entschlossen, dasselbe von nun an **wöchentlich** erscheinen zu lassen. Jeden Freitag wird eine Nummer von 1—2 Bogen ausgegeben werden. Bei der Auswahl des Stoffs wird besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet sein, für **anziehende und anregende Unterhaltung** zu sorgen.

Der Preis und die übrige Einrichtung bleiben unverändert; wir sind jedoch bereit, **neu eintretenden Abonnenten auf den Jahrgang 1843 die beiden ersten Jahrgänge für den Preis eines einzelnen abzugeben.**

Probenummern sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlagsbericht

der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien 1841 und 1842.

***Ables, M.**, Die Arzneien und ihre Heiltugenden, nebst einem Anhange, enthaltend: a) den physiographischen und chemischen Theil der Arzneikörper und die Beschreibung der officinellen Präparate; b) die specielle Receptirkunde; c) die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Pharmakologie; d) eine Receptensammlung berühmter Ärzte. Begleitet von einem Vorworte des Herrn k. k. Rathes v. Töltényi. Zwei Bände. Gr. 8. 1842. Brosch. 2 Thlr.

*Album der Wohlthätigkeit durch Beiträge der vorzüglichsten Dichter und Künstler. Gr. 8. 1841. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Arneth, Fr. Hektor, Die menschliche Stimme und der Einfluß des Gesanges auf die Athmungsorgane nebst einigen Verhaltregeln für Sänger. Gr. 12. 1842. Mit 5 lith. Tafeln. Cart. 20 Ngr.

Baumgartner, Andreas, Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Siebente Auflage. Vom Genannten und von **Andreas v. Ettingshausen** gemeinschaftlich umgearbeitet. Mit 8 Kupfertafeln. Gr. 8. 1842. 4 Thlr.

Berres, Jos., Anthropotomie, oder Lehre von dem Baue des menschlichen Körpers. Zweiter Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1841. Brosch. 3 Thlr. 15 Ngr.

***Bechhold, Fr.**, Ansichten und Erfahrungen über den Anbau der Zuckerrunkelrübe, aus Veranlassung der Versammlung deutscher Landwirthe zu Karlsruhe. Mit 1 lith. Abbildung. Gr. 8. 1841. Brosch. 25 Ngr.

Buchmüller, Ant. L., Anfangsgründe der Naturlehre, mit logischen, arithmetischen und geometrischen Vorbereitungslehren für angehende Thierärzte und Ökonomen. Mit 6 Kupfertafeln. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

***Charanza, D. J.**, Theoretisch-praktische englische Sprachlehre, oder vollständiges Lehrgebäude der englischen Sprache für Deutsche. Mit steter Hinweisung auf die Regeln der deutschen und das Verwandte anderer Sprachen. Für den Selbstunterricht und die Lehrstunde nach wissenschaftlichen Grundsätzen und auf eigene Erfahrung gegründet. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Chmel, J., Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der östreichischen. Zweiter Band. Gr. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

— —, Der östreichische Geschichtsforscher. Zweiter Band. Erstes, zweites und drittes Heft. Gr. 8. 1841. Brosch. Das erste Heft kostet 1 Thlr. 20 Ngr.; das zweite und dritte jedes 1 Thlr. 10 Ngr.

Christison, Rob., über die Granular-Entartung der Nieren und ihre Verbindung mit Wassersucht, Entzündungen und andern Krankheiten. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Mayer. Mit Anmerkungen versehen von Karl Rokitansky. Gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr.

Clairmont, Karl Gaulis, Reine Grundlehre der englischen Sprache, mit einem ersten Lesebuche, die vorzüglichsten syntaktischen Eigenthümlichkeiten mit gehöriger Betonung der Wörter enthaltend, und nach der Interlinear-Methode bearbeitet, wodurch das Wörterbuch dem Anfänger ganz entbehrlich wird. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr.

Clairmont, Karl Gaulis, Zweites Lesebuch zur Erlernung der englischen Sprache, besonders zum Selbstunterrichte geeignet; mit einer genauen, analytischen, deutschen Übersetzung, wodurch das Wörterbuch dem Anfänger ganz entbehrlich wird, und mit Betonung der Wörter. Zweite Auflage. Gr. 8. 1841. Geb. 2 Thlr.

Czelechowsky, J. B., Chemisches Wörterbuch zum Gebrauche für Ärzte, Pharmaceuten, Techniker und Gebildete jeden Standes. In Einem Bande. Vier Lieferungen. Gr. 8. 1841. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dolliner, G., Enumeratio plantarum phanerogamicarum in Austria inferiori crescentium. Gr. 8. 1842. Brosch. 26¼ Ngr.

Endlicher, Stephan, Die Medicinalpflanzen der östreichischen Pharmakopöe. Ein Handbuch für Ärzte und Apotheker. Gr. 8. 1842. Brosch. 3 Thlr. 10 Ngr.

— —, Catalogus hordi academici Vindobonensis. Tom. I, II. Gr. 12. 1842—43. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Enk, M., Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Für Dichter und Dichterlinge gedolmetscht. Gr. 8. 1841. Brosch. 12½ Ngr.

— —, über Bildung und Selbstbildung. 12. 1842. Brosch. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. Dritte verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. 12. 1842. Cart. 20 Ngr.

Gaal, Gustav v., Das Nöthigste über Auscultation und Percussion und ihre Anwendung in der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, mit besonderer Berücksichtigung der physikalischen Behelfe zur Erkenntniss der Brust- und Herzkrankheiten, nach den neuesten und besten Quellen zusammengestellt. Gr. 8. 1842. Brosch. 20 Ngr.

Gspan, Peter Erasmus, Abhandlung über die Fideicommisse. Nach dem östreichischen Gesetze. Erster Band. Von dem Fideicommisse überhaupt. Zweiter Band. Von den aus dem Fideicommiß-Institute hervorgehenden Rechtsverhältnissen. Zwei Bände. Gr. 8. 1842. 2 Thlr. 10 Ngr.

***Hager, M.**, Die Geschwülste, beschrieben und durch Beispiele erläutert. Zwei Bände. Gr. 8. 1842. 4 Thlr.

Halm, Friedr., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Dritte Auflage. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr.

— —, Imelda Lambertazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr.

— —, König und Bauer. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Spanischen des Lope de Vega Carpio. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr.

***Handjéri, Alexandre**, Dictionnaire français-arabe-persan et turc, enrichi d'exemples en langue turque avec

des variantes, et de beaucoup de mots d'arts et de sciences. 1840—42. Drei Theile. Gr. 4. Jeder Theil 34 Thlr. 15 Ngr.

Hebenstreit, Dr. **Wilh.,** Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Ästhetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. In Einem Bande. Lieferung 1—9. Jede Lieferung 15 Ngr.

Henschel, Dictionnaire des langues française et allemande. Zwei Theile. Zweite Ausgabe. (Pariser Originalauflage) Gr. 8. 1841. 7 Thlr. 15 Ngr.

Hlubek, Franz Xav., Der Verkehr zwischen Triest und der Monarchie, und die Wien-Triester Eisenbahn. Mit einer Zeichnung, welche die Richtung der projectirten Bahn darstellt. 4. 1841. 22½ Ngr.

***Hofmann,** Edler von **Hofmannsthal, Ign.,** Die Caruba di Giudea gegen Lungendampf und andere Brustkrankheiten. Gr. 8. 1842. Brosch. Mit einem Kupfer. Schwarz 10 Ngr. Illuminirt 15 Ngr.

***Hrdina, Joh. Nep.,** Geschichte der Wieliczkaer Saline. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer geognostischen Beschreibung der Salzformationen, technischer Erklärung der Grubenmanipulation, und Anleitung für Fremde bei der unterirdischen Befahrung der Gasttour vermehrt durch Ludw. Eman. Hrdina. Mit 3 Karten. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 20 Ngr.

*— —, **Ludwig,** Pittoreske Ansichten einiger der vorzüglichsten Partien des Steinsalzwerkes in Wieliczka. Gr. 4. In Umschlag geheftet. 2 Thlr.

Hurtel, J. M., Grundriß der Aufsatzlehre. Ein theoretisch-praktisches Handbuch zum öffentlichen und zum Privatunterrichte. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbücher der Literatur. 93ster bis 100ster Band. Gr. 8. 1841—42. Jeder Jahrgang zu vier Bänden 8 Thlr. Einzeln jeder Band 2 Thlr.

Leben und Thaten des Anton Wallner (vulgo Aichberger), Wirth in Windisch-Matrey und Landesvertheidiger der Salzburger Hochlande im Jahre 1809. Der Wahrheit getreu verfaßt von **M. G...l** und herausgegeben von **Elise Wallner.** 8. 1843. Brosch. Mit Titelkupfer. 1 Thlr.

Lindley, John, Theorie der Gärtnerei. Aus dem Englischen übersetzt von C. G. Mit vielen, getreu nach den englischen Originalen xylographirten Abbildungen. Vier Hefte. Gr. 8. 1842. Brosch. 2 Thlr.

Linnaei, Caroli, Epistolae ad Nicolaum Josephum Jacquin, ex autographis edidit Car. Nic. Jos. Eques a Schreibers C. F. Praefatus est notasque adjecit Stephanus Endlicher. Gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr. 7½ Ngr.

***Littrow, C. L. v.,** Erläuterungen zu J. J. v. Littrow's Vorlesungen über Astronomie. Mit 5 lith. Tafeln. Gr. 8. 1842.

— —, Kalender für alle Stände. 1841. 1842. 1843. 8. Brosch. à 12½ Ngr. Cart. und durchschossen à 15 Ngr.

Löwe, Dr. **Arnold,** Geist der ersten physischen Erziehung für gebildete Mütter. Zeitgemäße Darstellung. Gr. 12. 1841. Brosch. 1 Thlr.

Mandl, J. Franz, Handbuch der pharmaceutischen Chemie in Beziehung der neuen östreichischen Militair- und Civil-Pharmakopöe. Gr. 8. 1841. 2 Thlr.

***Mannheimer, J. N.,** Die Gewerbsscheu in Israel, in ihren Ursachen und Folgen. Eine Predigt. 8. Brosch. 2½ Ngr.

***Marin, Adolf,** Der Spiral- oder Schlangenofen. Ein feuerungsersparender, rauch- und geruchloser, luftreinigender und feuchtigkeitsvertreibender Stuben-Heizungsapparat. Gr. 8. 1841. Brosch. 12½ Ngr.

***Marochetti,** Theoretisch-praktische Abhandlung über die Wasserscheu, enthaltend die vom Verfasser im Jahre 1820 mitgetheilte Präservativcur u. s. w. Gr. 8. 1843. Brosch. 1 Thlr.

***Melicher, L. A.,** Tractatus de Apoplexia. Gr. 8. 1841. Brosch. 25 Ngr.

***Messenhauser, W. Fr. C.,** Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. 1841. Brosch. 1 Thlr.

Moth, F. Xav., Über die Theorie des Lichtes. Nach einem lith. Memoire des Freih. Augustin Louis Cauchy. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr.

Neumann, Prof. **J. Ph.,** Handbuch der Physik für Unterricht und Selbstbelehrung, mit immerwährender Beziehung auf Anwendung. Band 1. Dritte, zu einem durchaus neuen Werke umgestaltete Auflage. Mit 7 Kupfertafeln. Gr. 8. 1842. 3 Thlr 15 Ngr.

Orth, L. v., Über die mechanische Flachsspinnerei in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die k. k. östreichischen Staaten. Gr. 8. 1841. Brosch. 15 Ngr.

Pega, Leop. J. v., Darstellung der erfolgreichsten Art und Weise des Anbaues, der Pflege und Aufbewahrung der Runkelrübe und der Zuckerbereitung aus derselben auf dem Wege der verbesserten siedend heißen Maceration. Ein ganz populaires Handbuch für Landwirthe, welche diesen Industriezweig nicht im Großen zu betreiben beabsichtigen. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prochazka, Ign. Jos., Gesetzbuch für das Denken. Ein Handbuch der Logik. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

***Püchler,** Freih. **W. v.,** Geschichte der Regierung Franz I. Drei Bändchen. 8. Brosch. 2 Thlr.

***Reinelt, Joseph Aug.,** Reise nach dem Orient zur Erhebung merkantiler Notizen für Östreichs Industrie. Gr. 8. 1840. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

***Rollett, Hermann,** Liederkränze. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr.

Rubichon et Mounier, Des travaux d'utilité publique; des produits du règne minéral; des bois de construction dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits des enquêtes et des pièces officielles publiées en Angleterre par le parlement, depuis l'année 1833 jusqu'à ce jour; accompagnés de quelques remarques. Troisième volume. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 20 Ngr.

— —, De la pêche; de la navigation; du commerce de l'Inde dans la Grande-Bretagne et en Irlande. Extraits etc. Quatrième volume. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Salzmann, K. Gottfr., Lehrbuch der Tonkunst. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

***Schanza, Fr. C.,** Thalblumen. Gedichte. 8. 1842. Zwei Bände. Brosch. 1 Thlr.

***Schimko, Joh. Gottlieb,** Beiträge zur Numismatik, besonders zur Erkenntniß der Echtheit der alten Münzen und anderer Gegenstände von Metall, nebst einigen numismatischen Epigrammen. Gr. 4. 1841. 10 Ngr.

Schmidl, A. A., Eine Woche in Wien. Zuverlässiger und zeitsparender Führer durch die Kaiserstadt und ihre nächsten Umgebungen. 12. 1842. Cart. Mit einem Plan. 20 Ngr.

Schnabel, G. N., Die Wissenschaft des Rechts. (Naturrecht.) Auch u. d. T.: Das natürliche Privatrecht. Gr. 8. 1842. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuselka, F., Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem wiener Volksleben. 12. 1841. Brosch. 1 Thlr.

— —, Lustiges und Lehrreiches für Kinder aller Stände. 12. 1842. Cart. 25 Ngr.

***Stupper, C. L.,** Medicinisch-pharmaceutische Botanik, oder Beschreibung und Abbildung sämmtlicher in der neuesten k. k. östreichischen Landes-Pharmakopöe vom Jahre 1836 aufgeführten Arzneipflanzen; in naturhistorischer, phytographischer, pharmakognostischer und pharmakodynamischer Beziehung, mit besonderer Rücksicht auf die botanisch-pharmaceutischen Synonyme und Verfälschung oder Verwechselung der abgehandelten Arzneistoffe. Mit ganz getreu gezeichneten und fein colorirten Abbildungen. Zum Gebrauche für angehende und ausübende Ärzte und Pharmaceuten. Erster und zweiter Band. Gr. 4. 1841—42. Brosch. à 10 Thlr.

Theaterzeitung, Allgemeine, herausgegeben von **Adolf Bäuerle.** 34ster bis 35ster Jahrgang. Mit Abbildungen und Modebildern. Gr. 4. Jeder Jahrgang 13 Thlr. 10 Ngr.

Unger, M., Systematische Darstellung der Gesetze über die höhern Studien in den gesammten deutsch-italienischen Provinzen der östreichischen Monarchie. Zwei Theile. Nebst einem Repertorium. Gr. 8. 1841. 4 Thlr.

***Veith, Joh. Emanuel,** Handbuch der Veterinärkunde, in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Haus-Säugethiere; für Physiker, Kreiswundärzte, Thierärzte und Ökonomen. Vierte Auflage. Mit vielfältigen Zusätzen versehen und zeitgemäß vervollständigt von Joh. Elias Veith. Zwei Bände. Mit Kupfertafeln. Gr. 8. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

*Verhandlungen des niederöstreichischen Gewerbvereins. Gr. 8. Brosch. 1842. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 1 Thlr.

Visini, Andreas, Beiträge zur Criminalrechtswissenschaft, mit besonderer Rücksichtnahme auf das östreichische Criminalrecht. Dritter Band. Gr. 8. 1841. Geh. 20 Ngr.

***Wagner, P. P. V.,** Anleitung zur gerichtlichen Arzneikunde für Gerichtsärzte und Rechtsgelehrte des Militair- und Civilstandes, und zum Leitfaden bei akademischen Vorlesungen. Erster Band. Formeller Theil. Gr. 8. 1833. 2 Thlr. 10 Ngr. Zweiter Band. Materieller Theil. 1840. 4 Thlr. Beide Bände 6 Thlr. 10 Ngr.

Wehrle, A., Lehrbuch der Probir- und Hüttenkunde als Leitfaden für akademische Vorlesungen. Zwei Bände. Gr. 8. Mit 27 Kupfertafeln in Folio. 1840. 6 Thlr. Auf Velinp. 6 Thlr. 20 Ngr.

Weidmann, F. C., Der Führer nach und um Ischl. 12. In Umschlag cart. 1841. 1 Thlr.

— —, Wegweiser auf Streifzügen durch Östreich und Steiermark. Zweite durchaus berichtigte und vermehrte Auflage. In Taschenformat gebunden. 1 Thlr.

Zeitschrift, Wiener, für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Herausg. von **F. Witthauer.** 25ster bis 26ster Jahrgang. Gr. 8. Mit Kupfern 16 Thlr. Ohne Kupfer 10 Thlr. 7½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren.

Jahrgang 1843. Januar.

Inhalt:

F. v. Müller: *W. v. Humboldt's* gesammelte Werke. Erster und zweiter Band. (Nr. 1 u. 2.) — **G. E. Heimbach:** Corpus iuris civilis recognosci brevibusque adnotationibus criticis instrui coeptum a Dr. Alberto et Dr. Mauritio fratribus Kriegelis continuatum cura studioque Dr. *A. Herrmanni.* (Nr. 3, 4 u. 5.) — **K. G. Jacob:** Hellas und Rom etc. Nach den besten vorhandenen Übersetzungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literargeschichtlichen Erläuterungen versehen von *K. Fr. Borberg.* Mit einem Vorworte von *J. K. v. Orelli.* (Nr. 5.) — **A. Schöll:** Études sur les tragiques grecs, ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, précédé d'une histoire générale de la tragédie grecque, par *M. Patin.* — (Nr. 24 u. 25.) — **Chr. H. Weisse:** Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Von *B. Bauer.* (Nr. 7, 8, 9, 12, 14 u. 15.) — **G. L. Kriegk:** Mémoires de la Société ethnologique. (Nr. 8, 10 u. 11.) — **E. Reinhold:** Logische Untersuchungen. Von *A. Trendelenburg.* Zweiter Artikel. (Nr. 15, 16, 17 u. 18.) — **F. S. Voigt:** Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1840 Von *W. E. Erichson.* (Nr. 18. — **F. S. Voigt:** 1) Symbolae ad historiam Heliceorum. Auctore *L. Pfeiffer.* 2) Horae anatomicae. Von *H. Loew.* 3) Observationes zoologicae de Zoophytis Coralliis, speciatim de genere Fungia etc. Edidit *F. S. Leuckardt.* (Nr. 19.) — **K. W. Stark:** 1) Handbuch der gerichtlichen Medicin, nach dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft für Ärzte und Criminalisten. Von *G. H. Nicolai.* 2) Anleitung zur gerichtsärztlichen Untersuchung der Körperverletzungen. Von *J. B. Friedreich.* (Nr. 20, 21, 22, 23 u. 24.) — **F. Gottschalck:** Streifzüge durch die Felder des königl. preuss. Wappens. Von *L. v. Ledebur.* (Nr. 25.) — **Aus einem Schreiben des Staatsraths v. Frähn zu St.-Petersburg an den Professor Kosegarten zu Greifswald; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Februar 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. Bonnier** in Stockholm ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Finnlands Gegenwart und Zukunft.

Eine

Sammlung politischer Streitschriften

von

J. Hwasser, Pekka Knoharinen, E. G. Geijer und Olli Kekälainen.

Aus dem Schwedischen von R.

8. Brosch. 2 Thlr.

Zum ersten Male bringt ein Werk Kunde über Finnlands politische und geschichtliche Gestaltung. Das vorstehend angezeigte gibt in praktischer und gutgewählter Zusammenstellung den Freunden der Geschichte und Politik in gedrängter Darstellung und guter Übersetzung das Beste, was darüber in schwedischer und finnischer Sprache erschienen ist.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage. Fünftes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpap.; in der Ausgabe auf Schreibpap. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden für den Raum einer Zeile mit ½ Ngr. für jedes Tausend Exemplare der Auflage berechnet.

Leipzig, 20. Februar 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ÉTUDES
SUR
L'HISTOIRE LES LOIS ET LES INSTITUTIONS DE L'ÉPOQUE MÉROVINGIENNE

PAR

J. DE PÉTIGNY,

ancien élève de l'école des chartes.

Tome Ier. In-8. 2⅓ Thlr.

Leipzig, im März 1843.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **Ed. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laspeyres, E. A. Th. (Prof.), **System des preussischen Privatrechts.** Zum Gebrauche bei Vorlesungen im Grundrisse entworfen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Tholuck, A. (Prof.), **Übersetzung und Auslegung der Psalmen** für Geistliche und Laien der christlichen Kirche. Gr. 8. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von ***E. Ghf. Gersdorf.*** Erster Jahrgang. Erstes bis achtes Heft. Gr. 8. Preis des Jahrgangs von 52 Heften 12 Thlr.

Dem Leipziger Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und besondere Anzeigen &c. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

Freunde der historischen Literatur benachrichtigen wir, daß bei **Borroni & Scotti** in Mailand eine neue, **im Texte unveränderte, mit erläuternden Noten und Anmerkungen versehene** Ausgabe von

Carlo Botta's

Storia d'Italia, continuata da quella del *Guicciardini* sino al 1814

unter der Presse ist. In jedem Monate erscheinen 2 Hefte, deren 6 einen Band von circa 500 Seiten bilden. Das Werk wird 7 Bände umfassen und in 20 Monaten vollendet sein. Auf Correctheit und schöne typographische Ausstattung wird besondere Sorgfalt verwendet. Die Herren Subscribenten verbinden sich zur Abnahme des Ganzen. Das erste Heft mit dem Bildnisse des Verfassers ist bereits erschienen. Preis pr. Heft 12½ Ngr. Den Debit für ganz Deutschland besorgt

Friedr. Volke's Buchhandlung in Wien.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyklopädie
oder
alphabetisches Handbuch
der
Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. niederöstr. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien &c.

Zwölfter Band.

Röhren — Schlösser.

Mit den Kupfertafeln 258—284.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Der vorliegende Band dieses bisher mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art, selbst im Auslande, vielfach benutzten Werkes enthält die Artikel: **Röhren, Rolle, Rothfärben, Saiten, Salmiak, Salpeter, Salpetersäure, Sattlerarbeiten, Scheidung** (auf nassem Wege), **Schere, Schießpulver, Schlösser.** Diese Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, sodaß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benutzung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekanntgemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten 11 Bände, mit 257 Kupfertafeln, kosten jeder 6 Fl., oder 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Regierung
Ferdinand's und Isabella's
der Katholischen von Spanien.

Von

William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Der ungetheilte Beifall, welchen dieses ausgezeichnete Geschichtswerk bei seinem Erscheinen in England und den Vereinigten Staaten gefunden, berechtigt zu der Erwartung, daß demselben auch in Deutschland eine seiner Wichtigkeit und der gediegenen Übersetzung entsprechende Aufnahme zu Theil werden wird.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von **Brockhaus & Avenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. Januar bis December.

Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8. Leipzig und Paris. 5/12 Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Deuxième année 1842. 24 Nrn. In-8. Leipzig. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift enthält die Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik und ist daher für jeden Liebhaber dieser Literatur von grossem Interesse.

Für 1843 erscheint dieselbe in wöchentlichen Nummern von 1—2 Bogen. Die dadurch erzielte **schnellere Mittheilung** und der Plan, mehr kurze und launige Artikel aufzunehmen, wird sicherlich die Theilnahme und das Interesse an dem Echo noch erhöhen. Um nun den neuen Abonnenten die dritten Jahrgangs die Anschaffung der beiden ersten zu erleichtern, geben wir dieselben **für den Preis eines Jahrgangs.**

(Frege, Alex.) Aufgaben über die Regeln der französischen Sprache für Anfänger 8. Leipzig und Paris. ⅙ Thlr.

—— —— Dergleichen für Geübtere. 8. Leipzig und Paris. ¼ Thlr.

Gobbi (Dr. F.), Über die Abhängigkeit der physischen Populationskräfte von den einfachsten Grundstoffen der Natur, mit specieller Anwendung auf die Bevölkerungsstatistik von Belgien. Imp.-4. mit 32 Tabellen und 4 Karten. Leipzig und Paris. 12 Thlr.

Goethe, Maximes et réflexions, traduites pour la première fois par **S. Sklower.** In-8. Paris und Leipzig. 1 Thlr.

Kant, Philosophie critique, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. Leipzig und Paris. 1⅔ Thlr.

Lethierry Barrois (A.), Racines hébraïques avec leurs dérivés dans les principales langues de l'Europe, précédées de l'explication des symboles formés par les diverses combinaisons des lettres hébraïques et de rapprochements entre le chinois, l'hébreu, le copte et le sanscrit. 1re partie. In-4. Paris. 3 Thlr.

Manuel de littérature ancienne, ou Court aperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie, et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. Leipzig. 3 Thlr.

Obermüller (G.), Atlas ethno-géographique. Seconde division. Les pays et les peuples de l'Europe, de l'Asie antérieure et de la Berberie, dans leur état actuel. 1re planche (géoplastique). 2e édition. In-fol. Paris und Leipzig. 2⅞ Thlr.

Panthéon des grands écrivains des temps modernes, depuis le XIIIe siècle jusqu'à nos jours, par **J. Pescantini** et **L. Delâtre.** 2e édition. In-fol. Paris. 2 Thlr.

Pétigny (J. de), Études sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne. T. I. In-8. Paris und Leipzig. 2⅙ Thlr.

ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΣ. Philostrati epistolae ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit **J. Fr. Boissonade.** Gr. 8. Parisiis et Lipsiae. 1⅓ Thlr.

De la Régence. Opinion de l'abbé **Maury,** prononcée à l'Assemblée nationale le 22 Mars 1791, annotée et publiée avec les documents qui s'y rattachent, par **de Hoffmanns.** In-8. Paris und Leipzig. ⅔ Thlr.

L'Album, journal destiné à l'enseignement du dessin et de la peinture; rédigé par une société d'artistes et d'hommes de lettres, sous la direction de **L. Salme.** 1re et 2me années. 2 vols. In-4. Paris. 6 Thlr.

Bizet (A. F.), Nouvelle opinion sur les phénomènes, la marche, la cause et le siége de la goutte et nouvelle méthode curative pour guérir radicalement cette maladie. In-8. Paris. 2¼ Thlr.

Bystrzonowski (L.), Notice sur le réseau stratégique de la Pologne, pour servir d'une guerre de partisans. In-8. Paris. 7/12 Thlr.

Chassaignac (E.), Le coeur, les artères et les veines, texture et développement. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

—— ——, Des plaies de la tête. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

—— ——, De l'appréciation des appareils orthopédiques. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Chopin (J. M.), Révolution des peuples du Nord. T. 3, 4. In-8. Paris. 5½ Thlr.

T. 1, 2 kosten 5¼ Thlr.

Couder (A.), L'architecture et l'industrie comme moyen de perfection sociale. In-4. Paris und Leipzig. 5⅓ Thlr.

Dumont D'Urville (J.), Voyage au pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du roi pendent les années 1837, 1838, 1839, 1840. T. I. In-8. Avec carte et atlas. Paris.
Preis der gewöhnlichen Ausgabe 1⅙ Thlr.
Preis des Atlas 4⅞ Thlr.
Preis der feinen Ausgabe mit Atlas 6⅞ Thlr.
Diese feine Ausgabe wird nicht ohne den Atlas verkauft.

Les Français, peints par eux-mêmes. T. IV, V. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅛ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Jeder Band enthält 16 Lieferungen.

Glinka (Dimitry de), La philosophie du droit, ou Explication des rapports sociaux. In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Hao-Khieou-Tchouan, ou la Femme accomplie. Roman chinois, traduit sur le texte original par **Guillard d'Arcy.** In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Laboulaye (Ed.), Essai sur la vie et le doctrines de *Frédéric Charles de Savigny.* In-8. Paris. ⅔ Thlr.

de Lundblad (J.-F.), Recueil des exposés de l'administration du royaume de Suède, présentés aux états généraux, depuis 1809 jusqu'à 1840. Traduit du Suédois. In-8. Paris. 2½ Thlr.

de Marincourt (F. A. Serpette), Histoire de France, depuis Clovis jusqu'à la mort de Louis IX. Avec le tableau des institutions et des moeurs des temps barbares et du moyen-âge. 3 vols. In-4. Paris, 1841. 4 Thlr.

Mercier (E.), De la perfectibilité humaine, ou Réflexions sur la vraie nature du pouvoir, ouvrage ou l'on prouve l'impossibilité d'une forme arrêtée et définitive de la société. In-8. Paris. 2 Thlr.

Michiels (A.), Histoire des idées littéraires en France au 19ième siècle, et de leurs origines dans les siècles antérieurs. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

Le Nouveau testament, traduit fidèlement du texte original grec, et commenté sur tous les points qui ont besoin d'explication. In-8. Paris. 1¾ Thlr.

Politique d'un philosophe chrétien, ou Considérations adressées aux hommes de foi. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Raczynski (A. comte), Dictionnaire d'artistes pour servir à l'histoire de l'art moderne en Allemagne. In-8. Berlin. ⅔ Thlr.

Villemarqué (Th. de la), Contes populaires des anciens Bretons, précédés d'un Essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la tableronde. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

Vitraux peints de Saint-Étienne de Bourges, recherches détachées d'une monographie de cette cathédrale, par **A. Martin** et **C. Cahier,** prêtres. Verrières du XIIIe siècle. 1re livr. In-plano. Paris. 4 Thlr.

(Der Beschluss folgt.)

So eben ist
bei Braumüller und Seidel,
Buchhändler in Wien, erschienen:

Darstellung
der
Äquilibrial=Methode
zur sichern Heilung der
Oberschenkelbrüche ohne Verkürzung,
von
Georg Mojsisovics,
med. und chirurg. Doctor, Operateur, k. k. Primar=Chirurgen im allgemeinen Krankenhause ꝛc.

Mit 4 Steindrucktafeln. Preis 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Die Verlagsbuchhandlung schmeichelt sich, durch dieses Werk einem tiefgefühlten Bedürfnisse der Ärzte und der leidenden Menschheit entsprochen zu haben. Den praktischen Ärzten ist es bekannt, daß die meisten Oberschenkelbrüche nur mit einer Verkürzung heilen, welche ein lebenslängliches Hinken in ihrem Gefolge hat. Die Äquilibrial=Methode, gestützt auf unerschütterliche mathematische Grundsätze, kann in allen Fällen mit Sicherheit und in einer kurzen Zeit dieses unangenehme Ereigniß verhüten, wofür zahlreiche Erfahrungen sowol im Krankenhause als auch außer demselben, vom Verfasser selbst und andern Ärzten gemacht, unzweifelhafte Zeugnisse liefern. Daß die Darstellung der Äquilibrial=Methode in jeder Beziehung originell und gediegen ist, dafür bürgt schon der Ruf des Verfassers, und die Verlagshandlung hat Nichts unterlassen, für eine des großen Gegenstandes würdige Ausstattung zu sorgen.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's
kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.
Herausgegeben von **Gustav Hartenstein.**
Erster und zweiter Band.
Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band, zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über Herbart's Leben und Schriften enthaltend, kostet 3 Thlr., der zweite 3 Thlr. 15 Ngr. Ein dritter Band wird diese Sammlung beschliessen, und im Laufe d. J. erscheinen.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei uns sind erschienen und zu erhalten:

Chroniken, Stralsundische. Zweiter Theil, enthaltend die stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemann's und Gerhard Hannemann's (1531—1611). Zum ersten Male aus der Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichniß, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. **E. H. Zober.** Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Cramer, Prof. Dr. **F.,** Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen literarischen und pädagogischen Verhältnisse jener Zeit. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Fabricius, C. G., Urkunden zur Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den einheimischen Fürsten. Herausgegeben und mit erläuternden Abhandlungen über die Entwickelung der rügenschen Zustände in den einzelnen Zeitabschnitten begleitet. Zweiter Band. (Erstes Heft der Urkunden von 1193—1260.) Mit zwei Tafeln lithographirter Abbildungen von Siegeln und Münzen. Gr. 4. Preis 2 Thlr.
(Der erste Band, Einleitung, erschien 1841. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.)

Mohnike, Der allgemeine Bettag. Aus dem Dänischen übersetzt. Brosch. Preis 3¾ Sgr.

C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst)
in Stralsund.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage. **Siebentes** Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpap.; in der Ausgabe auf Schreibpap. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations=Lexikon werden für den Raum einer Zeile mit ½ Ngr. für jedes Tausend Exemplare der Auflage berechnet.

Leipzig, 10. März 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1842. Januar bis December.

(Beschluss aus Nr. VIII.)

Annali di corrispondenza archeologica. Vol. XIII. (1841). In-8. Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1841. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1841. In-foglio. Roma. Pran.-Preis jedes Jahrgangs 14 Thlr.
Für die frühern Jahrgänge tritt der Ladenpreis von 18 Thlrn. ein.

كتاب الملل والنحل Book of religious and philosophical sects, by **Muhammad Al-Sharastáni.** Part I. Containing the account of religious sects. Now first edited by Rev. **W. Cureton.** 8vo. London. 2½ Thlr.

Dieterich (Udor Waldemar), Auswahl einiger schwedischen Gedichte, nebst einer getreuen Übersetzung, zur leichtern Erlernung der schwedischen Sprache. 8. Stockholm. ½ Thlr.

Gerhard (E.), Griechische und etruskische Trinkschalen des königlichen Museums zu Berlin. Fol. Berlin, 1840. 15 Thlr.

—— ——, Archemoros und die Hesperiden. Eine aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckte Vasenerklärung. Mit 4 Kupfertafeln. 4. Berlin, 1838. 2 Thlr.

—— ——, Über die Metallspiegel der Etrusker. Eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Mit 3 Kupfertafeln. 4. Berlin, 1838. 1 Thlr.

Graf (C. H.), De librorum Samuelis et regum compositione, scriptoribus, fide historica, imprimis de rerum a Samuele gestarum auctoritate dissertatio critica. In-4. Argentorati. ¾ Thlr.

Guancíali (Q.), Hahnemannus, seu de homoeopathia libri octo. In-8. Neapoli, 1840. 2 Thlr.

Pitture di vasi fittili esibite dal Cav. **Francesco Inghirami** per servire di studio alla mitologia ed alla storia degli antichi popoli. 4 vol. In-4. 1835—37. 80 Thlr.

Raczynski (A. Graf), Künstler-Wörterbuch zur Geschichte der neueren deutschen Kunst. Gr. 8. Berlin. ⅔ Thlr.

Garnysz (J.), Kilka myśli o Polsce i dla Polski. In-8. Poitiers. 1⅓ Thlr.

Polska chrystusowa, pismo poświęcone zasadom społecznym, wydawane staraniem **L. Królikowskiego.** Zeszyt 1. In-8. Paryż. 2 Thlr.

Sławianin. Poszyt pierwszy. 1841. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.
—— —— —— drugi. 1842. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.

NOVA SCRIPTORUM LATINORUM BIBLIOTHECA, edidit *C. L. F. Panckoucke.*
In-8. Jeder Band 1⅙ Thlr.
Neu erschien hiervon:

Virgilius (M.), Opera. Vol. 1, 2. — **Plinius Secundus (C.),** Historia naturalis. Vol. 7—9. — **Valerius Flaccus (C.),** Argonauticon libri octo, edidit *Huguet.* 1 vol. — **Cicero (M. T.),** Orationes. Vol. 3—7.

Wir haben von dieser Bibliotheca den Debit für Deutschland übernommen und stets Alles, was hiervon erschienen, auf unserm Lager.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.
Neu erschien hiervon:

de Rémusat, Essai sur l'éducation des femmes. 1 vol. — **Schiller,** Histoire de la guerre de trente ans, traduit par Mad. *de Carlowitz.* 1 vol. — **de Vigny,** Théâtre complet. 1 vol. — Poésies complètes. 1 vol. — Servitude et grandeur militaires. 1 vol. — **Malebranche,** Oeuvres 2 vols. — Mrs. **Inchbald,** Simple histoire. 1 vol. — **Marmier,** Chants populaires du Nord. 1 vol. — **Hugo,** Le dernier jour d'un condamné. Bug-Jargal. 1 vol. — Han d'Islande. 1 vol. — Odes et ballades. 1 vol. — Feuilles d'automne. Chants du crépuscule. 1 vol. — Voix intérieures. Les rayons et les ombres. 1 vol. — **Aimé Martin,** Lettres à Sophie sur la physique, etc. 1 vol. — **Blase,** Poésies complètes. 1 vol. — **de Girardin,** Poésies complètes. 1 vol. — **Machiavel,** Histoire de Florence, traduction de **Périès.** 1 vol. — **Malherbes,** Poésies, avec un commentaire inédit par **Chénier.** 1 vol. — **de Staël,** De la littérature. 1 vol. — **Sterne,** Vie et opinions de Tristram Shandy, gentilhomme. 1 vol. — **Balzac,** Louis Lambert, suivi de Séraphita. 1 vol. — **Capefigue,** Histoire de la restauration. 4 vols. — **Descartes,** Oeuvres. 1 vol. — **Leibnitz,** Oeuvres. 2 vols. — **Malebranche,** Oeuvres. 2 vols. — **Mérimée,** Clara Gazul. La Jacquerie. La famille Carvajal. 1 vol. — **Mérimée,** Colomba. Mosaique. 1 vol. — **Desbordes-Valmore,** Poésies. 1 vol.

Verlagswerke der **Neuen Buchhandlung** in **Posen,** deren Debit für Deutschland wir übernommen haben.

Andrysowicz (J.), Jeografia starożytnej Polski ku powszechnemu użytkowi wydana. In-12. Poznań. ⅓ Thlr.

Chronicon seu Annales **Wigandi Marburgensis,** equitis et fratris ordinis Teutonici. Primum ediderunt, **Ioannes Voigt** et **Ed. Comes Raczynski.** In-4. Posnaniae. 2 Thlr.
Mit gegenüberstehender polnischer Uebersetzung.

Czaykowski (M.), Anna, powieść. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Historya panowania Jana Kazimierza przez nieznajomego autora. Wydana z rękopismu przez **E. Raczynskiego.** 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Łukaszewicz (J.), Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania w dawniejszych czasach. 2 Bände. Mit Kupfern. 8. 4 Thlr.

—— ——, Dzieje kościołów wyznania helweckiego w Litwie. T. I. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Marchocki (M.), Historya wojny moskiewskiéj, wydana przez Redakcyą Orędownika. 8. 1 Thlr.

Obraz Polaków i Polski w XVIII. wieku, czyli Zbiór pamiętników, dyaryuszów, etc., służących do wyjaśnienia stanu Polski, wydany przez **E. Raczynskiego.** T. 1—15. 12. Jeder Band ⅓ Thlr.

Diese Sammlung enthält:

T. 1—3. Pamiętniki do panowania Stanisława Augusta i Augusta III.
T. 4—6. Pamiętniki Wybickiego.
T. 7—10. Kitowicza Opis obyczajów i zwyczajów za Augusta III.
T. 11—12. Kołłątaja Stan oświecenia w Polsce (1750—64).
T. 13. Materyały do panowania St. Leszczyńskiego.
T. 14. Konfederacya Tarnogrodzka.
T. 15. Bunt Zeleźniaka i Gonty (1768).

Jede dieser wichtigen historischen Memoiren ist auch einzeln zu haben.

Orędównik naukowy. Dritter Jahrgang. 1842. 4. 3 Thlr.
Diese belletristische Zeitschrift erscheint in 52 wöchentlichen Nummern unter der Redaction von A. Poplinski und J. Łukaszewicz.

Pionski ludu wielkopolskiego, zebrał i wydał **J. J. Lipinski.** Część I. In-12. Poznań. 1⅓ Thlr.

Poplinski (A.), Elementarbuch der polnischen Sprache, zum Selbstunterricht und Schulgebrauch. 8. 5/12 Thlr.

Trentowski (B. F.), Chowanna, czyli System pedagogiki narodowej. 4 tomy. In-8. Poznań. 6 Thlr.

Nowy Zbiór klassyków polskich drukiem dotąd nieupowszechnionych. T. I. 12. ⅔ Thlr. Enthält: (**Opalinski K.,** Satyry.)

Żywot, J. O. Księcia Bogusława Radziwiłła, z rękopismów **Hr. T. Dzialynskiego.** 12. ⅔ Thlr.

Żywoty sławnych Polaków XVIII. wieku, wydane przez **E. Raczynskiego.** 8. 1 Thlr.

Dieser Band enthält:

Żywot Nowodworskiego, Albrechta i Bogusława Radziwiłłow.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 1ste Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken 1720—36. — II. Die Belagerung und der Entsatz von Olmütz 1758. (Mit dem Plane der Belagerung.) — III. Militairischer Gebrauch der Eisenbahnen durch eine neue Zugkraft. — IV. Die Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809. (Der Plan dieser Schlacht wird dem Schlusse dieses Aufsatzes beigegeben werden.) — V. Kriegsscenen. 1) Erzherzog Joseph Dragoner in dem Gefecht bei Semlin am 9. September 1788. 2) Eroberung von Orchies am 15. Juli 1792. 3) Die Vertheidigung der Stellung von Trier im December 1792. 4) Reiterangriff in der Schlacht am Mincio, am 8. Febr. 1814. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Miscellen und Notizen; Nr. 1—16.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

Die **ältern Jahrgänge** haben folgende Preise: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden 6⅔ Thlr. Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 kostet 6⅔ Thlr.; von den Jahrgängen 1840, 1841 und 1842 jeder 8 Thlr. Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen zu 6⅔ Thlr, die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 36ster und 37ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 20ster und 21ster Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 16ter und 17ter Theil.

Diese im Jahre 1842 neu erschienenen sechs Theile enthalten unter Andern nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Epos und Erigena von *Gruber*; Equites von *Bachr*; Equus von *Streubel*; Erasmus von Rotterdam von *Erhard*; Erde (als Weltkörper, mit 3 Tafeln Abbildungen) von *Kämtz*; Erinaceus von *Burmeister*; Erkenntniss und Erklärung von *Scheidler*; Erlöser und Erlösung von *Franke*; Ermland von *Stramberg*; Ernstfeuer und Eroberung von *Hoyer*; Eros von *Richter*; Erskine von *Stramberg*; Erz- und Erbämter von *Wachter*; Erziehung von *Rosenbaum*.

Zweite Section: Inverness von *Fischer*; Investitur von *Danz*; Jo von *Schincke*; Jodocus von *Wachter*; Jodsauerstoff von *Duflos*; Jogi von *Benfey*; Joachim (Regenten dieses Namens); Johann (Regenten, Grafen und Prinzen); Johann von Leyden von *Röse*; Johanna (Fürstinnen); Johanna die Päpstin von *Külb*.

Dritte Section: Pennsylvanien von *Keber*; Pentameter von *Göppert*; Perceval und Percy von *Stramberg*; Perceides und Perdix von *Streubel*; Perdikkas von *Meier*; Pergamenisches Reich von *Meier*; Perikles und Persephone von *Eckermann*; Periodicität von *Piper*; Perm von *Petri*; Peretti von *Hoffmann*; Perrault von *Krause*; Persepolis von *Lassen*; Perser von *Flathe*, *Lassen*, *Fischer* und *Flügel*.

Bei dem Ankaufe des ganzen Werkes, oder einer bedeutenden Anzahl einzelner älterer Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über Vermögen
und
Sicherheit des Besitzes.

Gespräche

zwischen

dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann.

Gr. 8. Velinp. Brosch. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 gGr.)

Stuttgart und Tübingen, im März 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vollständig ist jetzt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
für
Landwirthe, Gärtner und Techniker.
Herausgegeben
von
William Löbe.
Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln.
Gr. 8. 2 Thlr.
(Auch in 5 Heften à 12 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk, das in gedrängter Übersicht und populairer Darstellung die wichtigsten Gegenstände der Naturreiche behandelt, kann allen denkenden Landwirthen, Gärtnern und Technikern empfohlen werden. Die dem Texte beigefügten Abbildungen sind ebenso geschmackvoll als naturgetreu ausgeführt.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

Höchst interessante Anzeige.

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Paris wie es wirklich ist,
das heißt:
wie es lebt, liebt, ißt, trinkt, schwelgt, darbt, handelt, spielt, intriguirt, cabalisirt, wacht, schläft, träumt, phantasirt, philosophirt, liest, schreibt, dichtet, musicirt, lacht, weint, promenirt, reitet, fährt, klatscht, schwatzt, Schulden macht, betrügt, stiehlt, raubt, politisirt, kannegießert, emeutirt, revoltirt, rebellirt rc. rc.

Erstes Heft:
„Jacobus Simplex oder der deutsche Volontair zu Paris."
Mit einem colorirten Titelkupfer.
8. In Umschlag geh. ½ Thlr. = 36 Kr. Rhein. = 30 Kr. C.-M.

☞ Das zweite Heft erscheint binnen Kurzem und wird enthalten:
Eine echt legitimistische Soirée im Faubourg St.-Germain. Tagewerk einer beliebten Sängerin zu Paris. Komische Boulevards-Scenen. Lord John Bull's Abenteuer zu Paris und Telegraphische Nachricht.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Troisième année. 1843.

Il paraît chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Écho au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 1—8.

Épisodes et souvenirs de l'Algérie française. Par **F. Mornand.** — Le pont du bêber. Par **B. Gallet.** — Une vengeance de femme. Par **M. Aycard.** — Souvenirs intimes d'un cabinet particulier. — Chantage. Par **A. Karr.** — La Grèce, les Cyclades et les îles Ioniennes. Par **Buchoz.** — Les économies de décembre. Par **E. Guinot.** — Nouvelles à la main. — Comptes et mécomptes du jour de l'an. Par **F. Thomas.** — Académie française. Par **Ch. Louandre.** — Étude de moeurs. — La vengeance d'un tribun. Par **Ch. de Mazade.** — Chronique de Polichinelle. — Une sylphide démeublée. — Une salle d'asile littéraire. — La croix de Saint-Jean. Par **C. de Plancy.** — Le signalement du pirate. Par **E. Corbière.** — Quelques chapitres des mémoires de Jérome Paturot. Par **J. Paturot.** — Une matinée littéraire. — Une fin d'année. — Revue de tribunaux. — Une indiscrétion. Par **Mme. M....** — Gluckistes et Piccinistes. — La femme. Par **E. Briffault.** — Ivan. Par **L. Boivin.** — Le ratier.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zur
Diätetik der Seele.
Von
Ernst Freih. v. Feuchtersleben,
Med. Dr.
Dritte, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage.
Wien 1842.
Taschenformat. In Umschlag cartonnirt.
Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Die in einem so kurzen Zeitraume nöthig gewordenen, wiederholten Auflagen dieses für jeden Gebildeten wichtigen und interessanten Buches machen jede weitere Empfehlung überflüssig. Wir bemerken nur, daß die vorliegende dritte Auflage vom Herrn Verfasser mit besonderer Sorgfalt überarbeitet, mit vielen und wichtigen Zusätzen vermehrt, und von uns, ohne Preiserhöhung, elegant ausgestattet worden ist.

Das Geschlechtsleben des Weibes
in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht
dargestellt von
Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch.*

Erster bis vierter Band. Gr. 8. 15 Thlr. 25 Ngr.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. **3 Thlr. 25 Ngr.**
Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. **3 Thlr.**
Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. **4 Thlr.**
Vierter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1843. **5 Thlr.**

Das ganze Werk wird aus fünf Bänden bestehen und der fünfte Band im nächsten Jahre erscheinen. Später wird ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zur bessern Verständniss des Vorgetragenen folgen.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Achte und letzte Lieferung. Preis 1 Fl., oder 17½ Ngr. (14 gGr.)

Preis des vollständigen Werkes 8 Fl., oder 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 gGr.)

Wir übergeben das achte Heft des Nibelungen-Liedes, womit diese illustrirte Ausgabe nunmehr vollendet ist, mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche, echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gern anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheilnehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, volksthümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Stuttgart und **Tübingen**, im März 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken**. Jahrgang **1843**. Erstes und zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage erschien:

Rosenkranz, K., über **Schelling** und **Hegel**. Ein Sendschreiben an Pierre Leroux. 8. Geh. 17½ Ngr. (14 gGr.)

Hirsch, G., Beiträge zur Erkenntniß und Heilung der **Spinal-Neurosen**. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 gGr.)

Bessel, F. W., **Astronomische** Untersuchungen. 2ter Band. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 gGr.)

Voigt, Joh., Handbuch der **Geschichte Preußens** bis zur Zeit der Reformation. In 3 Bänden. 2ter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Königsberg, im März 1843.

Gebr. Bornträger.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's

kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von ***Gustav Hartenstein.***

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band, welcher zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften enthält, kostet 3 Thlr., der zweite 3 Thlr. 15 Ngr. Ein dritter Band, welcher diese Sammlung beschliessen wird, erscheint in diesem Jahre.

Ueber die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche.

Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung, von **G. Julius**.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der römischen Patricier und Plebejer. Von ***D. Pellegrino.*** Gr. 8. 20 Ngr.

Das Unmoralische der Todesstrafe.

Von Dr. **Michael Petöcz**.

Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt".

Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Des Verfassers „**Ansicht der Welt**", an welche diese interessante Schrift sich anschließt, erschien 1839 und kostet 3 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1843
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1843:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1843. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen, nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Beim Schluß des Jahrs erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 10 Ngr.

---

*2. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: H. Brockhaus.) Jahrgang 1843. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1843. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

---

*4. Landwirthschaftliche Dorfzeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatte: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Jahrgang 1843. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *L. F. O. Baumgarten-Crusius*, Oberappellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *J. F. Fries*, als Specialredactoren. Jahrgang 1843. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Erster Jahrgang. 1843. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis zehnte Jahrgang (1838—42) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. 15 Ngr. Jetzt 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Ed. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Herausgegeben unter Mitwirkung der Universität Leipzig von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. *E. Ghf. Gersdorf*. Jahrgang 1843. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Das Leipziger Repertorium erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen.

Ein ausführlicher Prospect darüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Dem Leipziger Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*8. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Vierten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis dritte Band, jeder in 4 Heften (1837—42), kosten 8 Thlr.

*9. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebzehnter Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

I. II. Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

III. Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alex. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

IV. Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr.

V. Bremer (Frederike), Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr.

VI. VII. Bremer (Frederike), Nina. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

VIII. IX. Bremer (Frederike), Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

X. Bremer (Frederike), Die Familie H. 10 Ngr.

XI. Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. 20 Ngr.

XII. XIII. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

XIV. Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

XV. Bremer (Frederike), Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

XVI. Bremer (Frederike), Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite Auflage. 10 Ngr.

XVII. Voltaire (François Marie Arouet de), Die Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. 1 Thlr.

XVIII. Gustav III. (König von Schweden), Schauspiele. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr.

XIX. Sjöberg (Erik), *Vitalis*, Gedichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. 20 Ngr.

*10. *Busch (Dr. W. H.)*, **Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Vierter und fünfter Band. Gr. 8.**

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung, specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr.; der vierte Band: Von den Geschlechtsverrichtungen des Weibes (1843), 5 Thlr.

Dem Werke wird ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zur bessern Verständniß des Vorgetragenen folgen, welcher auch ein für sich bestehendes Werk ausmachen wird.

*11. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. Sgm. Voigt. In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.**

Das ganze, mit dem sechsten Bande vollständige Werk kostet 18 Thlr.; der erste Band, Säugethiere und Vögel (1831), 4 Thlr.; der zweite Band, Reptilien und Fische (1832), 2 Thlr. 10 Ngr.; der dritte Band, Mollusken (1834), 2 Thlr. 20 Ngr.; der vierte Band, Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten (1836), 2 Thlr. 10 Ngr.; der fünfte Band, die eigentlichen Insekten (1839), 3 Thlr. 10 Ngr.; der sechste Band, die Zoophyten, und außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller enthaltend (1843), 3 Thlr. 10 Ngr.

*12. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. Sm. Ersch und J. Gf. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.**

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. Gf. Gruber. Achtunddreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von Aug. Gli. Hoffmann. Zweiundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier. Achtzehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*13. Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. In Lieferungen zu 10 Bogen. Zweite Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr.; auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

*14. *Herbart's (J. F.)* **kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *Gst. Hartenstein.* Dritter (letzter) Band. Gr. 8.**

Der erste Band, welcher zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über Herbart's Leben und Schriften enthält, kostet 3 Thlr., der zweite Band 3 Thlr. 15 Ngr.

*15. **Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend.* Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.**

Die Lithographirung der Tafeln dieser zweiten Abtheilung ist so weit vorgerückt, daß sie nach den Zusicherungen des Herausgebers bestimmt noch in diesem Jahre wird erscheinen können. Die erste Abtheilung, die [illegible] erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend.* 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 60.

16. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Alb. Hoefer. Zweite Lese. Gr. 12. Geh.

Die erste Lese (1841) kostet 1 Thlr.

*17. Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Das erste bis vierte Heft (A—[illegible]), welche in allen Buchhandlungen zu erhalten sind, liefern den Beweis, daß dieses Fremdwörterbuch vor allen ähnlichen Werken durch Vollständigkeit, typographische Einrichtung und Billigkeit sich gleich vortheilhaft auszeichnet.

18. **Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.**

Der erste Theil: „Wahl und Bildung höherer Truppenführer" (1842), kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

19. *Most (G. F.)*, **Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.**

Der erste Band (1842) kostet 1 Thlr. 21 Ngr. — Vgl. Nr. 71.

*20. Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde. In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Dieses Lehrbuch der Waarenkunde, das einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen bestimmt ist, bildet zugleich die erste Abtheilung eines „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaften", das der Verfasser in Verbindung mit Ch. und F. Noback bearbeitet.

*21. Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von J. Ed. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil (1842, 1 Thlr. 24 Ngr.) enthält: Karl Ludwig Sand. Die Ermordung des Fualdes. Das Haus der Frau Web. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. James Hind, der royalistische Straßenräuber. Die Mörder als Reisegesellschaft. Donna Maria-Vicenta de Mendieta. Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. Der falsche Martin Guerre. Die vergifteten Mohrrüben.

Der zweite Theil (1842, 2 Thlr.) enthält: Fonk und Hamacher. Die Marquise von Brinvillier. Die Geheimräthin Ursinus. Anna Margaretha Zwanziger. Gesche Margaretha Gottfried. Der Wirthshausschreiber Lampen. Die Mörderinnen einer Hexe. Die beiden Nürnbergerinnen. Die Marquise de Gange.

*22. Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner zum Vorlesen in Landkirchen, wie auch zur häuslichen Erbauung. In drei Bänden. Herausgegeben von Eduin Bauer. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band, unter dem Titel: „Evangelienpredigten auf alle

Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung" (1841), kostet 2 Thlr. Der zweite Band wird Epistelpredigten, der dritte Predigten über freie Texte enthalten.

23. Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 27 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr.

Außer diesem Werke sind auch noch folgende bedeutendere Schriften des Verfassers bei mir erschienen:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zwei Theile. Gr. 8. 1821. 6 Thlr.
Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.
Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Ngr.
Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.
Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. I. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildnisse der Maria Stuart. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — II. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — III—V. Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Drei Bände. 1839. 6 Thlr. 20 Ngr.
Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. 1840. 4 Thlr.
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände (in 24 Lieferungen). Gr. 8. 1841—42. Ausgabe Nr. 1 12 Thlr. Ausgabe Nr. 2, auf feinem Maschinenvelinpapier, 24 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.
England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. 1842. 6 Thlr. 15 Ngr.
Der dritte Band auch einzeln unter dem Titel:
England im Jahre 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

24. Römische Briefe, von einem Florentiner. Dritter, oder Neue Folge erster Band. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Band (1840) kosten 4 Thlr. 15 Ngr.

*25. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzelne Jahrgänge kosten jeder 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr., der zweite 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte und vierte jeder 2 Thlr.

*26. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit einem Bildniß. 8. Cart.

Die erste aus fünf Jahrgängen (1837—41) bestehende Folge dieses Taschenbuches kostet zusammengenommen im herabgesetzten Preise 6 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1842) kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

*27. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von *Ch. Noback* und *F. Noback*. Fünftes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis fünfte Heft enthalten: Aachen—Mannheim; die übrigen Hefte werden rasch folgen.

*28. Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et *J. Loebe*. Zweiter Band, den Schluss des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Geh. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band ist mit dem Verlagsrecht aus der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in meinen Verlag übergegangen, und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes, den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend, ist bereits im Druck vollendet.

*29. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1844. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis fünfte Jahrgang jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen,

24ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern,

nebst einem Überblick über den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mohammed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden.

Von

Ignaz Pallme

während dessen Anwesenheit in den Jahren 1838—39 verfaßt.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt: 1) Lage, Grenzen, Gewässer, Boden und Klima. 2) Geschichte. 3) Regierung. 4) Sitten und Gebräuche. 5) Charakter der Einwohner. 6) Die Bakkara. 7) Kabobisch. 8) Dar-Hammer. 9) Volksstämme die an Kordofan angrenzen, Schiluk, Nuba, Takele u. s. w. 10) Religion. 11) Krankheiten. 12) Das Militair. 13) Producte. 14) Lobeid, Hauptstadt von Kordofan. 15) Handel. 16) Sklavenjagden Mohammed Ali's im Allgemeinen. 17) Sklavenjagd in den Jahren 1838 und 1839. 18) Nachrichten über den Lauf der Bahherabbiad (weißer Nil). Alterthümer in Kordofan. Bandanianiam. 19) Über das Reich Darfur.

Stuttgart und Tübingen, im März 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vorlesungen,

welche im Sommersemester 1843 auf der Kieler Universität gehalten werden sollen.

I. Allgemeine wissenschaftliche Vorlesungen.

1) Philosophie. Hodegetik, 1 St., Dr. Harms. Gesch. der alten Phil., 3 St., Dr. Thaulow. Gesch. der neuern Phil., 4 St., Dr. Harms. Gesch. der praktischen Phil., 4 St., Prof. Chalybäus. Logik und Metaphysik, 4 St., Ders. Ästhetik, 2 St., Ders. Naturphil., 4 St., Dr. Harms. Hegel's Rechtsphil., 1 St., Dr. Thaulow. Pädagogik, 3 St., Ders.

2) Mathematik. Reine Mathem., 4 St., Prof. Scherk. Analytische Geometrie, 4 St., Ders. Einleit. in die Analysis, 2 St., Ders.

3) Naturwissenschaften. Zoologie, 5 St., Prof. Behn. Zootomische Übungen, 2 St., Ders. Botanik, 5 St., Prof. Nolte. Botan. Excursionen, zweimal, Ders. Pflanzendemonstrationen, 2 St., Ders. Mineralogie, 4 St., Dr. Süersen. Mineralog. Terminologie, 2 St., Ders. Mineralog. Repetitorien, Dr. Tielle und Dr. Süersen. Experimentalphysik, 4 St., Dr. Tielle. Physikal. Repetit., Ders. Theoret. Chemie, 4 St., Ders. Analyt. Chemie, 3 St., Prof. Pfaff; 6 St., Dr. Tielle. Chemie der anorganischen Körper, 2 St., Prof. Pfaff. Chem. Privatiss., Ders. Chem. Repetit., Dr. Tielle und Dr. Süersen.

4) Literatur und Sprachen.

a. orientalische. Arabisch, Prof. Olshausen. Hebräische Grammatik, 3 St., Ders. Psalmen, 5 St., Ders. und Dr. Baumgarten. Hebräisch und Chaldäisch, privatiss., Prof. Olshausen.

b. classische. Mythologie der Griechen und Römer, 4 St., Prof. Nitzsch. Archäologie der griech. Kunst, 4 St., Prof. Forchhammer. Pindar, 4 St., Ders. Äschylos Eumeniden und Euripides Iphigenia in Tauris, 4 St., Prof. Nitzsch. Aristoteles Metaphysik, 2 St., Prof. Forchhammer.

c. neuere europäische. Nordische Mythologie, 1 St., Prof. Flor. Dänisch, 2 St., Ders. Dänischschreiben, 2 St., Ders. Dänisch, Schwedisch und Isländisch, privatiss., Ders. De Lamennais, Lector v. Buchwald. Französische litterar. Übungen, Ders. Shakspeare's Heinrich IV., 2 St., Lector Lubbren. Englisch, privatiss., Ders. über Shakspeare's Macbeth, 1 St., Dr. Element.

5) Geschichte. Gesch. Israels, 2 St., Dr. Baumgarten. Alte Geographie, 3 St., Prof. Droysen. Über Tacitus Germania, 2 St., Prof. Waitz und Dr. Element. Sogenannte vaterländische Gesch., 4 St., Prof. Waitz und Dr. Element. Neueste Geschichte, 5 St., Prof. Droysen. Historisch-politische Übungen, Ders.

6) Staatswissenschaften. Nationalökonomie, 4 St., Dr. Wilda. Finanzwissenschaft, 5 St., Prof. Ravit. Gewerbepolicei, 2 St., Ders. Landwirthschaft, 2 St., Dr. Wilda.

II. Facultätswissenschaften.

1) Theologie. Encyklopädie, 4 St., Prof. Pelt. Theologie des A. T., 5 St., Prof. Dorner. Brief an die Hebräer, 4 St., Prof. Mau. Kirchengesch., erster Theil, 5 St., Prof. Thomsen; zweiter Theil, 4 St., Prof. Pelt; des 18. und 19. Jahrhunderts, 2 St., Ders. Patristik, 2 St., Prof. Thomsen. Dogmengesch., zweiter Theil, 4 St., Ders. Moral, 6 St., Prof. Mau. Apologetik, 7 St., Prof. Dorner. Pastoraltheologie, 2 St., Prof. Lüdemann. Katechetik, 2 St., Ders. Katechet. Übungen, 2 St., Ders. Biblisch-theol. Übungen, 2 St., Prof. Pelt.

2) Rechtswissenschaft. Encyklopädie, 5 St., Prof. Falck. Jurist. Literaturgesch., 3 St., Prof. Ratjen. Rechtsphilosophie, 4 St., Prof. Herrmann. Röm. Rechtsalterthümer, 2 St., Prof. Burchardi. Gellius, 2 St., Dr. Osenbrüggen. Rechtsgesch. u. Institutionen, 10 St., Prof. Burchardi. Pandekten, 12 St., Prof. J. Christiansen; 12 St., Dr. Osenbrüggen. Exegetische Übungen, Prof. J. Christiansen. Erbrecht, 4 St., Dr. C. Christiansen. Deutsches Privatrecht, Prof. Falck. Nordische Rechtsgesch., 1 St., Prof. Paulsen. Schlesw.-holst.-lauenb. Privatrecht, 5 St., Ders. Deutsches Staatsrecht, 4 St., Ders. Ausgewählte Capitel des Criminalrechts, 2 St., Prof. Falck. Criminal-Codification, 2 St., Prof. Herrmann. Gem. Civilproceß, 4 St., Prof. Tönsen. Gem. und vaterl. Civilproceß, 6 St., Prof. Falck; 6 St., Dr. Schmid. Schlesw.-holst. Civilproceß, 3 St., Prof. Tönsen. Summar. Proceß, 2 St., Ders. Gem. u. schlesw.-holst. Criminalproceß, 4 St., Prof. Herrmann. Proceß-Prakticum, Prof. Falck. Jurist. Privatissima, Prof. Burchardi und Dr. Schmid.

3) Arzneiwissenschaft. Encyklopädie, Prof. Ritter. Allgem. Anatomie, 3 St., Prof. Behn. Osteologie und Syndesmologie, 2 St., Dr. Weber. Nerven und Sinnesorgane, 2 St., Prof. Behn. Pathologische Anatomie, 3 St., Dr. Weber. Chirur. Pathologie, 2 St., Prof. Langenbeck. Physiologie, 6 St., Prof. Behn. Patholog. Semiotik, 4 St., Prof. Ritter. Diätetik, 3 St., Ders. Makrobiotik, Prof. Pfaff. Allg. Therapie, 6 St., Dr. Kirchner. Nosologie und Therapie der Kacherien, 5 St., Prof. Meyn. Syphilitische Krankheiten, 4 St., Dr. Kirchner. Toxikologie, 4 St., Dr. Süersen. Pharmakognostische Demonstrationen, 2 St., Dr. Kirchner. Gesundbrunnen, 1 St., Ders. Receptirkunst, 1 St., Prof. Meyn. Chirurgie, erster Theil, 5 St., Prof. Langenbeck. Prakt. Chirurgie, 4 St., Ders. Weiberkrankheiten, 3 St., Prof. Michaelis. Mäeutische Operationen, 3 St., Ders. Medic. Klinik, täglich, Prof. Meyn. Chirurgische Klinik. 12 St., Prof. Langenbeck. Mäeutische Klinik, 6 St., Prof. Michaelis. Gerichtliche Medicin, 5 St., Prof. Meyn; 2 St., Dr. Valentiner. Privatissima, Prof. Hegewisch, Dr. Kirchner und Dr. Weber.

III. Künste.

Mechanische, Univ.-Mechanicus Cramer. Veterinairkunst, Stallm. v. Balle. Reiten, Ders. Zeichnen und Malen, Zeichnenlehrer Rehbenitz. Fechten und Gymnastik, Fechtmeister Maack. Tanzen, Tanzmeister v. Wobeser-Rosenhain.

IV. Anstalten.

Die Bibliothek öffnet täglich Prof. Ratjen. Das philologische Seminar leitet Prof. Nitzsch; das homilet. Prof. Lüdemann. Das anatom. und naturhistorische Museum beaufsichtigt Prof. Behn. Den botan. Garten Prof. Nolte.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1843
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*30. Monaldi. Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers Washington Allston übersetzt von Kahldorf. Gr. 12. Geh.

*31. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von *Emil Braun*. Folio.

Die erste und zweite Decade sind im Stich beendigt und werden mit deutschem und französischem Texte in diesem Jahre erscheinen.

*32. Die Lustspiele des *Aristophanes*, übersetzt und erläutert von *Hier. Müller*. Drei Bände. Gr. 8. Geh.

Der erste Band dieser Uebersetzung, die Frucht jahrelanger Studien, wird, außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, die Lustspiele „Plutos", „Wolken" und „Frösche" enthalten, und mit einem Grundriß des altgriechischen Theaters ausgestattet.

*33. Asverus (Ed.), Die Denunciation der Römer in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit dem ersten proceßeröffnenden Decrete. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

*34. *Benfey (Thdr.)*, Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. Geh.

*35. Bericht vom Jahre 1843 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—42 haben gleichen Preis.

36. Bibliotheca romana. Edidit *G. Julius*. Gr. 8. Geh.

Ein ausführlicher Prospectus über dieses bibliographische Werk ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Es wird ungefähr 50 Bogen umfassen.

37. Bibliothèque de l'Ambassadeur; publié par *H. de Hoffmann*. Gr. 8. Geh.

Dieses wichtige Werk wird aus 17 Bänden bestehen und in folgenden Abtheilungen erscheinen, von denen jede unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten sein wird: Nouveau Guide diplomatique, 2 Bände; Droit des gens universel, 2 Bände; Droit des gens maritime; Histoire et Esprit des traités, 4 Bände; Traités de commerce et Théorie de ces traités, 3 Bände; Histoire des états européens et tables généalogiques des maisons souveraines, 2 Bände; Politique générale des cabinets, 2 Bände; Droit public germanique et Mélanges diverses.

*38. Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

39. Breberlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur nebst Sprachproben. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Gr. 8. Geh.

40. Abhidhâna-ppadîpikâ. Wörterbuch der Pali-Sprache. Herausgegeben von *Hm. Brockhaus*. Gr. 8.

41. Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von *Krishna Miçra*. Mit den Scholien des *Râma Dâsa* herausgegeben und übersetzt von *Hm. Brockhaus*. Gr. 8.

Bereits 1835 erschien bei mir der Sanskrittext davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Übersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Hefte wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigefügt werden.

*42. Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von *Hm. Brockhaus*. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Buch I—VI. Aus dem Sanskrit übersetzt. Gr. 12. Geh.

Das erste bis sechste Buch dieser Märchensammlung erschien 1839 bei mir im Sanskrittext und in deutscher Übersetzung (8 Thlr.).

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:
Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des *Soma Deva*. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

*43. General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

*44. Gedichte von Carlopago. Gr. 12. Geh.

*45. Celestine. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. von Bülow. Gr. 12. Geh.

*46. Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte sehr verbesserte Auflage. Drei Theile. Mit mehren Tafeln. Gr. 12. Geh.

In meinem Verlage erschien bereits:
Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. 1841. 20 Ngr.
Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 2 Thlr. 12 Ngr.

*47. Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien. Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von H. W. Schulz. 150 — 160 Tafeln in Folio und dem erläuternden Texte in Quart.

Das erste Heft dieses für die Kunstgeschichte des Mittelalters höchst bedeutenden Werkes wird binnen kurzem erscheinen und dann zugleich eine größere Anzeige ausgegeben werden. Es erscheint zu gleicher Zeit eine Ausgabe mit dem Text in französischer Sprache.

*48. *Dietrich (Fr. Ed. Ch.)*, Altnordisches Lesebuch aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum 14. Jahrhundert zusammengestellt und mit einer übersichtlichen Grammatik und einem Glossar versehen. Gr. 8. Geh.

*49. Eisenhart (Hugo), Philosophie des Staats, d. i. Zergliederung des gesellschaftlichen Körpers in seine natürlichen Systeme und deren bildende Bestandtheile. Gr. 8. Geh.

*50. Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, redigirt von *A. Moser*. Gr. 12. Geh.

Die einzelnen Abtheilungen, aus denen diese Encyklopädie bestehen und deren jede ein selbständiges Lehrbuch bilden wird, erscheinen in nachstehender Folge:
Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.
Die erste Abtheilung (Anatomie) ist bereits unter der Presse.

51. Ennemoser (Jos.), Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8.

*52. *Ersch (J. Sm.)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Dritte Ausgabe, besorgt von *Ch. Ant. Geissler*. In 18 Abtheilungen. Gr. 8.

Diese neue Bearbeitung des ausgezeichneten Werks soll in folgenden 18 Abtheilungen erscheinen, deren jede bis zu der neuesten Zeit fortgeführt wird: 1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Ästhetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der Gewerbe treibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Es wird jede Abtheilung in sich abgeschlossen und mit vollständigen Registern versehen. Ersch's System wird im Wesentlichen beibehalten, aber

es werden manche Verbesserungen hinsichtlich der Register 2c. getroffen werden. Die Abtheilung der Philologie wird zunächst und noch in diesem Jahr erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 20 Ngr. — Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbkunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

*53. Forster (G.), Gesammelte Schriften. Von dessen Tochter herausgegeben und mit einer Einleitung von G. Gf. Gervinus. Neun Theile. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 12. Geh.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller wird in diesem Jahre vollständig erscheinen.

*54. Förster (K.), Gedichte. Herausgegeben von L. Tieck. Zwei Theile. Mit dem Bildniß des Dichters. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Bei mir erschien früher:
Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Früher 2 Thlr. 8 Ngr. Jetzt 1 Thlr. 5 Ngr.

55. Der deutsche Fürstenbund. Präliminarien. Berichte. Actenstücke. Correspondenz. Eingeleitet und herausgegeben von K. Gödeke. Gr. 8. Geh.

56. Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern. Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwickelung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

57. *Grässe (J. G. Thdr.)*, Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Übersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

*58. Gustav III. (König von Schweden), Schauspiele. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

*59. Praktisches Handbuch der Kinderkrankheiten, nach den neuesten Mittheilungen ausgezeichneter Ärzte aller Länder systematisch bearbeitet von *A. Schnitzer* und *B. Wolff*. In zwei Bänden. Gr. 8.

Der erste Band ist bereits im Drucke vollendet und kostet 2 Thlr. 12 Ngr.

*60. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. *Kluge* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend*. Gegen 30 Tafeln Abbildungen mit Text. In Lieferungen. Grossfolio.

Vergl. Nr. 15.

*61. Kaltschmidt (J. H.), Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache, nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie française etc. bearbeitet. — A. u. d. T.: Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie française etc. 16. Geh. 24 Ngr.

Dieses Taschen-Wörterbuch enthält im Ganzen an 70,000 Wörter, mithin fast die doppelte Zahl der sich gewöhnlich in Taschen-Wörterbüchern findenden, sodaß es an Wortreichthum selbst Thibaut übertrifft, und zeichnet sich außerdem durch schöne typographische Einrichtung sowie durch einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis aus.

*62. Kannegießer (K. L.), Iphigenia in Delphi. Schauspiel in drei Acten, mit einem Vorspiele, Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele, Iphigenia's Tod. Gr. 12. Geh.

*63. Das Märchen vom gestiefelten Kater, in den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit 12 Radirungen von O. Speckter. Gr. 8. Auf feinstem Velinpapier. Cart.

Inhalt: I. Die Katze. Von Giovanni Francesco Straparola. II. Gagliuso. Von Giovambattista Basile. III. Meister Murner, oder der gestiefelte Kater. Von Charles Perrault. IV. Der gestiefelte Kater. Ein Kindermärchen in drei Acten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge. Von Ludwig Tieck. V. Erklärender Text zu den Radirungen von Otto Speckter. — Diese Schrift wird in gleicher Weise ein literarhistorisches und ein artistisches Interesse haben. Die Radirungen sind höchst geistreich und auf die typographische Einrichtung wird große Sorgfalt gewendet.

*64. *Kützing (F. Trg.)*, Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

Das Graviren der Tafeln ist bereits vollendet und der Druck des Textes hat begonnen, sodaß dieses wichtige und interessante Werk bestimmt im Laufe dieses Jahres erscheinen wird.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*65. Löbe (William), Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien bereits bei mir:
Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

66. Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band dieses wichtigen und interessanten Werks wird hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen können.

*67. Lynar (Fürst zu), Gedichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien von demselben Verfasser bei mir:
Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in 4 Acten. Gr. 8. 20 Ngr.
Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Gr. 8. 24 Ngr.

68. *Martens (Charles de)*, Biographie des diplomates les plus célèbres des trois derniers siècles, d'après l'ordre alphabétique des nations auxquelles ils appartiennent. Gr. 8. Geh.

*69. ———, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von dem Herausgeber veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bde., 4 Thlr. 15 Ngr.).

Früher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage:
Guide diplomatique. 2 Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

*70. Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. Sieben Bände. Gr. 12. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's, welche außer den größern Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthält, ist im Druck bereits weit fortgerückt, sodaß demnächst die ersten drei Bände erscheinen werden. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne und eine Einleitung in Moses Mendelssohn's philosophische Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

*71. *Most (G. F.)*, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Außer diesem und dem unter Nr. 19 aufgeführten Werke erschien von G. F. Most bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Vereine mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

———, Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

8. Velinpapier. Broschirt. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Hauptabschnitte des Inhalts:

Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Weine. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Stuttgart und **Tübingen**, im März 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem Böhmerwalde.

Von Josef Rank.

Elegant geh. 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

☞ Ein neues Feld, ein neues Talent; jenes, bisher völlig unbekannt, dieses aus vielversprechenden Anfängen bekannt genug. Bedarf es mehr zur Empfehlung eines Werkes, welches dem deutschen Volke einen ganz neuen Schatz an Nationalpoesie, Volkslieder, Volksländler, Volksleben in eigenthümlicher Tiefe und Frische erschließt. Es sind in Wahrheit „Böhmische Dörfer", welche hier dem Publicum sich aufthun; aber es trete nur ein, um sich gefesselt und heimisch zu fühlen.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Guizot und Coquerel

über den

Protestantismus in Frankreich.

Aus dem Französischen übersetzt

von

C. Plätz.

8. Brosch. 11⅙ Ngr. (9 gGr.)

Die beiden Schriftchen von Guizot und Coquerel zusammen geben in gedrängter Kürze das lebhafte Bild des Protestantismus in Frankreich, seiner Zukunft und seiner Hoffnungen. Vorstehende deutsche Übersetzung dürfte allen Denen willkommen sein, die sich von dem innern Leben des uns in hohem Maße interessirenden Nachbarvolkes eine mehr als oberflächliche Kenntniß zu verschaffen wünschen.

Die

Einführung der Reformation

und die Verfassung

des

Calvinismus in Genf

von

F. A. Mignet.

Aus dem Französischen übersetzt

von **J. J. Stolz.**

Gr. 8. Brosch. 22½ Ngr. (18 gGr.)

Mit geübter Hand und sichern Blick gibt Mignet, der berühmte Historiker, in diesem Werkchen den so interessanten Abschnitt der allgemeinen Reformationsgeschichte, den der Gründung des Calvinismus in Genf. Für alle Reformirte und Protestanten überhaupt wird dieses Werkchen vom höchsten Interesse sein.

Die rechte Union,

eine

offene Erklärung

von

Prof. Dr. H. E. F. Guerike.

8. Geh. 3¾ Ngr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage. Zehntes Heft.

☞ **Der erste Band ist mit dem achten Hefte geschlossen.**

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpap.; in der Ausgabe auf Schreibpap. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon (Auflage 25,000 Exemplare) werden der Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 20. April 1843.

F. A. Brockhaus.

Erklärung.

Hr. Franz von Florencourt hat sich das Vergnügen nicht versagen können, in den „Blättern für literarische Unterhaltung" einem — wie ich vermuthen muß — aus frühern Jahren herrührenden Grolle gegen meine Person, den er unter dem Scheine unbefangener Mäßigung zu verbergen sucht, Luft zu machen. Der geistreiche Mann ist unzufrieden darüber, daß eine von einem meiner entschiedensten Gegner geschriebene Flugschrift über „Deutschlands politische Zeitungen" der „Kölnischen Zeitung" nicht alles Verdienst abspricht und besonders die von mir herrührenden leitenden Artikel nicht schärfer misbilligt. Hr. von Florencourt versichert, diese Aufsätze wären „einer hohlen Nuß ohne allen Kern" zu vergleichen; er behauptet, daß aus den vielen Tausend leitenden Artikeln, die ich geschrieben, keine einzige „Überzeugung" herauszulesen sei. Er fügt dieser Behauptung noch einige persönliche Artigkeiten hinzu, die ich mit Stillschweigen übergehe, weil sie für das Publicum nicht von Interesse sind. Nur auf einen Umstand halte ich es für nothwendig aufmerksam zu machen, um das unbefangene Urtheil nicht durch kecke Verleumdungen irre führen zu lassen. Es scheint mir auffallend, daß um tauber Nüsse willen ein so gewaltiges Geschrei erhoben werden sollte, wie von den Wortführern der ultraliberalen Partei in allen den Blättern, die ihnen noch zu Gebote stehen, fortwährend gegen meine Wirksamkeit erhoben wird. Sollte das Geschrei nicht vielmehr daher rühren, daß gerade eine gemäßigt freisinnige Ansicht, wie ich sie seit meinem ersten Eintritte in die schriftstellerische Laufbahn immer verfochten habe, durch den Beifall, den dieselbe bei der großen Mehrheit besonnener, gebildeter und denkender Männer fand, am meisten geeignet war, den Herren das Spiel zu verderben, welches sie in thörichter Verblendung bereits für gewonnen hielten?

Köln, 14. April 1843.

Dr. Hermes.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1843
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluss aus Nr. XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

72. **Noback (Ch.)**, Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank-, und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Zweite, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

73. Novellenschatz der Italiener. In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller**. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*74. **Ott (Kr.)**, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

*75. **Passow's (Fr.)** vermischte Schriften. Herausgegeben von **W. A. Passow**. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

*76. Piratenleben. Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*77. **Prescott (William Henry)**, Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

*78. ***Puchelt (F. A. B.)***, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Ueber die individuelle Constitution und ihren Einfluss auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten. Gr. 8. 1823. 25 Ngr.

*79. **Raumer (F. von)**, Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 26. Jan. 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

Vgl. Nr. 23.

*80. **Raumer (K. von)**, Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:
Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.
Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr. (Die Karte einzeln 8 Ngr.)
Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

*81. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. **Conversations-Lexikon.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

*82. **Rellstab (L.)**, Gesammelte Schriften. Erster bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Diese vorläufig aus zwölf Bänden bestehende Sammlung wird in vier Lieferungen, jede zu drei Bänden, ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erste Lieferung enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812"; die zweite bis vierte Lieferung, die in kurzen Zwischenräumen folgen, werden den Schluß von „1812", eine Auswahl von Novellen, Gedichte, dramatische Arbeiten und vermischte und kritische Schriften enthalten.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*83. **Rousseau (Jean Jacques)**, Bekenntnisse. Aus dem Französischen. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

84. **Ruth (E.)**, Geschichte der italienischen Poesie. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

85. **Schmid (Rhld.)**, Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Werks, den Text nebst Übersetzung enthaltend (1832), sind noch einzelne Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

*86. **Schmidt (L. E. W.)**, Das preußische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht, dogmatisch-kritisch dargestellt. Gr. 8. 3 Thlr.

*87. Gedichte von **Erik Sjöberg** (*Vitalis*). Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. L. Kannegießer**. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*88. **Snell (K.)**, Einleitung in die Differential und Integralrechnung. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:
Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

89. Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **E. Gf. Adf. Böckel**. Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Äußern ganz mit der in meinem Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **F. A. Koethe**" (1830, 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.

*90. **Torquato Tasso's** lyrische Gedichte. Übersetzt von **K. Förster**. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh.

Früher erschien bei mir:
Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von **K. Streckfuß**. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Früher 2 Thlr. Jetzt 1 Thlr.
(Von der ersten Auflage, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 22 Ngr. erlasse.)

*91. *Trendelenburg (Adf.)*, Die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

*92. **Varnhagen von Ense (K. A.)**, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Zweite Auflage. Sechs Bände. Gr. 12. Geh.

Die ersten drei Bände der zweiten Auflage dieses interessanten Werks enthalten „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens", der vierte bis sechste Band werden „Vermischte Schriften" enthalten, und ebenfalls in kurzer Zeit erscheinen. — Von der ersten Folge der ersten Auflage in vier Bänden sind noch einzelne Bände zur Completirung, sowie der fünfte und sechste Band in einigen Exemplaren vorräthig.

93. Veinticinco Comedias de *Lope Felix de Vega Carpio*, con su vida y notas criticas, escogidas y ordenatas por D. Eligo Baron *de Münch-Bellinghausen* y D. *Fernando José Wolf*. Gr. 12. Geh.

*94. **Voltaire (François Marie Arouet de)**, Die Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

95. *Waagen (J. F.)*, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil dieses interessanten Werks wird auch den besondern Titel führen: „Kunstwerke in Sachsen, Franken, Schwaben."

*96. *Wicke (E. Ch.)*, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung, nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Zwei Theile. Gr. 8.

*97. Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St. Johannes. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

*98. Traditiones Corbeienses. Herausgegeben von P. Wigand. Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien bereits bei mir:

Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr.

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung u. Begründung; aus den Quellen dargestellt. 2 Bände. Gr. 8. 1834. 3 Thlr. 15 Ngr.

*99. **Wolf (J. W.)**, Niederdeutsche Sagen. Mit einer Abbildung. Gr. 8. Geh.

*100. **Woeniger (A. Thdr.)**, Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gratis ist in allen Buchhandlungen, außer den bei Nr. 7, 36, 64 und 82 erwähnten Ankündigungen zu erhalten:

1) **Katalog** schönwissenschaftlicher, historischer etc. und anderer werthvoller Schriften aus dem Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig, welche zu bedeutend ermässigten Preisen erlassen werden. (2 Bogen.)

☞ *Die vortheilhaften Bedingungen, unter denen diese ausserordentliche Preisermässigung stattfindet, sind aus dem Verzeichniss zu ersehen* **und gelten nur noch kurze Zeit,** *indem später die frühern Ladenpreise wieder eintreten.* ☜

2) **Verlags-Katalog** von *F. A. Brockhaus* in Leipzig. Bis zum Jahre 1842 fortgeführt und mit einer wissenschaftlichen Übersicht und vollständigen Autorenregister versehen.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** (à *Paris:* même maison, Rue Richelieu No. 69) werden im Laufe des Jahres 1843 folgende Werke erscheinen:

*1. Écho de la littérature française. Troisième année. 1843. 52 Nrn. (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Erscheint von 1843 ab in wöchentlichen Nummern jeden Freitag und bietet somit eine schnelle Übersicht der besten Erscheinungen der gesammten französischen Journalistik. Inserate werden mit 1½ Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

---

*2. Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XIV. (1842.) In-8. — Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1842. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können wir dieselben complet à 18 Thlr. per Jahrgang liefern. Den Jahrgang 1841 geben wir noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr.

*3. Le Canconiero de *Juan Alfonso de Baena*, ou Collection d'anciens troubadours espagnols inédits. Gr. 12. Geh.

*4. Epiphanii Monachi et presbyteri tam edita quam inedita. Cura *Alb. Dressel*. Gr. 8. Geh.

*5. *Jouffroy (H.)*, Constitution de l'Angleterre. Gr. 8. Geh.

*6. *Malczewski (Antoni)*, Marja, powieść ukraińska. Neue Ausgabe. 8.

*7. Manuel du droit canon et de son application aux églises protestantes. Ouvrage traduit de l'allemand par *H. Jouffroy*. Gr. 8. Geh.

*8. **Mickiewicz (Adam)**, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Vorgetragen im Collége de France in den Jahren 1840—42. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile in vier Abtheilungen. Gr. 12. Geh.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen und englischen, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère,

welches mit 1843 seinen siebenten Jahrgang beginnt; alle 2 Monat erscheint eine Nummer und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner sind von uns folgende Kataloge *gratis* zu beziehen:

1) Verzeichniss einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig zu beziehen sind. Nr. 2.

2) Catalogue de Livres au Rabais qui se trouvent chez *Brockhaus & Avenarius*. 1842.

3) Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England.

4) Verlagswerke der Neuen Buchhandlung *(J. Lukaszewicz)* in Posen, welche für Deutschland durch *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig zu beziehen sind.

In Unterzeichnetem hat soeben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1843.

April—Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Der Streit des Diesseit und des Jenseit in der deutschen Philosophie oder vom absoluten Wissen. — Über den Entwurf eines Ehescheidungsgesetzes für Preußen. — Das deutsche Theater. — Das Decimal-Münzwesen in Deutschland. — Geschichte des Nibelungen-Liedes. — Der Flurzwang in seinen Folgen und die Mittel zu dessen Beseitigung. Mit 2 Karten. — Populaire und satirische Zeichnung in Deutschland. — China und Deutschland. — Über das gegenseitige Verhältniß der deutschen Staaten hinsichtlich der Verbindungsmittel. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 2te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Über Feldmanoeuvres. — II. Die Belagerung und der Entsatz von Olmütz 1758. (Schluß.) — III. Das Gefecht bei Negotin am 6. Januar 1780. — IV. Die Schlacht bei Aspern am 21. u. 22. Mai 1809. Mit dem Plane der Schlacht. (Schluß.) — V. Bemerkungen über das Schulwesen bei den Regimentern. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Miscellen und Notizen; Nr. 17—26.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

Ferner ist zu haben:

Über Befestigungen zur neuern Kriegführung.

Mit einer Karte von Europa und 14 Plänen.

Wien 1843. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. C.-M.

Unsere Zeit dürfte dieses Werk rechtfertigen, da die Befestigungskunst schon wirklich problematisch wurde und der neuern Kriegführung immer weniger zu entsprechen schien. Für diese hat es nun der Verfasser versucht, nicht nur die Standpunkte für Festungen und Feldschanzen anzugeben, sondern auch ihre Formen zu umstalten, bei erstern aber insbesondere zu ihrer größern Widerstandsfähigkeit die Eisenbahnen in der Art als ein Mittel angewendet, wie solches dem Angreifer nicht zu Gebote steht.

Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens nicht verkennend, hat sich der Verfasser hierzu der Aussprüche der größten Feldherren neuerer Zeit, wie Friedrich des Großen, Erzherzogs Karl und Napoleon's, gleichsam als Schutzwehren bedient. Dennoch aber wird die gegenwärtige Bearbeitung nur als Versuch erklärt, Sachverständige aufzufodern, für einen so wichtigen Zweig der Kriegskunst Besseres zu leisten.

Von demselben Herrn Verfasser erschien früher:

Die plastische Terrainzeichnung für alle Stände, insbesondere für Militairs.

Mit einem Plane.

Wien 1841. Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 40 Kr. C.-M.

Timm, Dr. H., Liederbuch für Turner.

Partiepreis bei 15 Expl. 1/8 Thlr., einzeln 1/6 Thlr.

Diese mit dem sichersten Takte getroffene Auswahl unserer volksthümlichsten und schönsten patriotischen Lieder und der besten eigentlichen Turnlieder wird gewiß zur Erreichung des Turnziels allenthalben mächtig mitwirken; denn keineswegs gleichgültig ist es, was der Turner bei seinem fröhlichen Thun singt.

Das Äußere des kleinen Buchs ist schön, seine Form zweckgemäß, der Preis möglichst billig.

Parchim und Ludwigslust, im Mai 1843.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Soeben erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig:

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814.

Von einem preussischen Officier.

Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr. 18 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1843.**

№ I. Januar, Februar und März.

1. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1843. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

2. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1843. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

   Zu den unter Nr. 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

   Literarischer Anzeiger,

   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden **besondere Anzeigen** u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1843. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

   Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,*** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1843. 312 Nummern. Gr. 12. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Erster Jahrgang. 1843. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

   Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengenommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis zehnte Jahrgang (1838—42) kosten jeder 2 Thlr.

   Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

   National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

   Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. 15 Ngr. Jetzt 15 Ngr.

   Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

   In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur.** Herausgegeben unter Mitwirkung der Universität Leipzig von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1843. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen.

   Ein ausführlicher Prospect dieses neuen Unternehmens ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

   Dem Leipziger Repertorium ist ein

   Bibliographischer Anzeiger,

   für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1843. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen, nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

   Beim Schlusse des Jahres erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 10 Ngr.

8. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Vierten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis dritte Band, jeder in 4 Heften (1837—42), kosten 8 Thlr.

9. **Reverus (Ch.), Die Denunciation der Römer in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit dem ersten proceßeinleitenden Decrete.** Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

10. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebzehnter bis neunzehnter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 26 Ngr.

    Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

    I. II. **Bremer** (Frederike), **Die Nachbarn.** Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

    III. **Gomes** (Joao Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alx. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

    IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 20 Ngr.

    V. **Bremer** (Frederike), **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Dritte Auflage. 10 Ngr.

VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Nina.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

VIII. IX. **Bremer** (Frederike), **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Dritte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

X. **Bremer** (Frederike), **Die Familie H.** 10 Ngr.

XI. **Prevost d'Exiles** (Antoin François), **Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux.** Aus dem Französischen übersetzt von Ed. von Bülow. 20 Ngr.

XII. XIII. **Dante Alighieri's lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

XIV. **Tassoni** (Alessandro), **Der geraubte Eimer.** Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr 9 Ngr.

XV. **Bremer** (Frederike), **Kleinere Erzählungen.** 10 Ngr.

XVI. **Bremer** (Frederike), **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite Auflage. 10 Ngr.

XVII. **Voltaire** (François Marie Arouet de), **Die Henriade.** Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von F. Schröder. 1 Thlr.

XVIII. **Gustav III.** (König von Schweden), **Schauspiele.** Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr.

XIX. **Sjöberg** (Erik), **Vitalis, Gedichte.** Aus dem Schwedischen übersetzt von K. L. Kannegießer. 20 Ngr.

11. **General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814.** Von einem preußischen Officier. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

12. ***Busch (Dr. W. H.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt.** Vierter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. Gr. 8. 5 Thlr.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr.

Das ganze Werk wird aus fünf Bänden bestehen und der fünfte Band im nächsten Jahre erscheinen. Später wird ein Atlas der nothwendigsten Abbildungen zur bessern Verständniß des Vorgetragenen folgen.

13. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.** Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. Sgm. Voigt.** In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das ganze, mit dem sechsten Bande vollständige Werk kostet 18 Thlr.; der erste Band, Säugethiere und Vögel (1831), 4 Thlr.; der zweite Band, Reptilien und Fische (1832), 2 Thlr. 10 Ngr.; der dritte Band, Mollusken (1834), 2 Thlr. 20 Ngr.; der vierte Band, Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten (1836), 2 Thlr. 10 Ngr.; der fünfte Band, die eigentlichen Insekten (1839), 3 Thlr. 10 Ngr.; der sechste Band, die Zoophyten und außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller enthaltend (1843), 3 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **E. Welter** in Köln erscheint:

Collection
des meilleurs auteurs français du XIX siècle.
Tome I.
Les mystères de Paris,
par *Eugène Sue.*

Quatre volumes, ouvrage complet.

Die beiden ersten Bände sind bereits in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

Diese Sammlung der Werke französischer Schriftsteller unsers Jahrhunderts hat zunächst zum Zwecke, in einer Auswahl möglichst nur das Gediegenste und Trefflichste der schöngeistigen Literatur unserer Nachbarn, der Franzosen, zu geben, und zwar so, daß in dieser Sammlung dem Freunde der französischen Sprache und Literatur nicht allein eine unterhaltende, sondern auch eine unsern geistigen Anfoderungen entsprechende Lectüre geboten wird.

Das Ganze erscheint in zwanglosen Lieferungen von circa 25 Bogen, jede zum Preise von

nur 15 Silbergroschen.

Die Verbindlichkeit des Käufers erstreckt sich übrigens nur auf die Abnahme eines vollständigen Werkes, nicht aber auf die in der Sammlung aufzunehmenden fernern Schriften eines und desselben Verfassers.

Correcter Druck und sonst freundliche Ausstattung werden ebenfalls dazu beitragen, diesem Unternehmen recht viel Freunde zu gewinnen.

Im Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Albert Knapp.
Neueste Folge.

40 Bogen in Großoctav. Velinpapier. Broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Dieser enggedruckte, reichhaltige Band umfaßt größtentheils solche Gedichte des Verfassers, die noch nie öffentlich erschienen sind, und kein einziges der in den frühern Sammlungen seiner Poesien befindlichen, weshalb er ein durchaus neues und selbständiges Werk bildet, das eine gesichtete Auswahl der neuesten Erzeugnisse des Autors enthält, und sich dabei ergänzend an die früher erschienenen Sammlungen anschließt, so sehr er auch durch sein grösseres Format von ihnen verschieden ist. Die Rubriken dieser neuern Gedichte sind mit den ältern übereinstimmend geblieben, um dem Leser, der überhaupt christliche Poesien liebt, den Fortschritt der reifern Jahre vor Augen zu legen. Der Geist, aus welchem sie geflossen sind, wird theils als der gleiche wie früher, theils noch als entschiedener gefunden werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Mai 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Troisième année. 1843.

Il parait chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Echo au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 14—17.

L'Oberland. Par **Francis Wey.** — Les échasses de Namur. Par **J. Collin de Plancy.** — Le salon de 1843. Par **Arsène Houssaye.** — Le bonheur d'être fou. Par **Anaïs Ségalas.** — Le ventriloque. Par **Baissey.** — Journal d'un voyageur. — Le colonel Santa-Croce. Par **Alexandre Dumas.** — Lettres écrites d'Italie. Par **Delécluze.** — La caverne de Cagahuamilpa dans la Tierra Caliente (Mexique). Par **Jacques Arago.** — *Tribunaux.*

Bei

BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN

ist soeben erschienen:

Praktische Abhandlung

über die

Verengerung der Harnröhre

und ihre Heilung ohne Aetzmittel;

nebst einem

Anhang über die Unzulässigkeit und Gefahr der Anwendung des Aetzmittels.

Von

Johann Kugler,

Operateur und Augenarzt des k. k. allg. Krankenhauses, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften etc. etc.

Mit 2 lithographirten Tafeln. Wien 1843. Gr. 8. Geh.

Preis: 40 Kr. C.-M.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwölf Bände.

In vier Lieferungen zu drei Bänden.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

Leipzig,

bei F. A. Brockhaus.

Diese Ausgabe der „Gesammelten Schriften" Ludwig Rellstab's wird in einer Auswahl seiner vorzüglichsten **Romane, Novellen, dramatischen Werke, Gedichte, Skizzen, kritischen Arbeiten** und **vermischten Schriften** bestehen, vorläufig zwölf Bände umfassen und in vier Lieferungen zu drei Bänden, die sich in kurzen Zwischenräumen folgen werden, jede Lieferung 3 Thaler kostend, ausgegeben.

Der größere Theil dieser Schriften ist seit längerer oder kürzerer Zeit nicht mehr im Buchhandel zu haben gewesen. Von dem Roman „1812" war seit Jahr und Tag die dritte Auflage nöthig; der kleine Roman „Der Wildschütz" fehlt seit mehren Jahren, ebenso sind die ältern Sammlungen von Novellen, Skizzen und Gedichten zum Theil nur noch in einzelnen Exemplaren vorräthig, und es konnte mithin der andauernde Verlangen des lesenden Publicums nach diesen Schriften bekundenden Nachfrage gar nicht oder doch nur sehr unvollständig genügt werden. Überdies sind gerade die gelungensten und beliebtesten Arbeiten des Verfassers im Gebiet der Novelle, der Kritik, Lebensdarstellung u. s. w. so in einzelnen Ausgaben, oder auch in Journalen und Sammelschriften zerstreut, daß die Anschaffung auch derjenigen, die sich noch im Buchhandel befinden, mühsam und jedenfalls viel theurer ist als durch eine Gesammtausgabe.

So erscheint denn die Veranstaltung einer Sammlung der Schriften des Verfassers, der zu den gelesensten Schriftstellern unserer Zeit gehört und sich auf so verschiedenen Gebieten bewegt hat, ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen, welches sich großer Theilnahme im Publicum gewiß erfreuen wird. Zur Erhöhung derselben ist sowol von Seite des Verlegers durch angemessene Einrichtung und Ausstattung, wie von der des Autors durch sorgfältige Durchsicht, Zusammenstellung und Anordnung, nach Kräften beigetragen worden.

Die erste Lieferung, die bereits erschienen ist, enthält die drei ersten Theile des historischen Romans „1812"; die übrigen Lieferungen werden in noch näher zu bestimmender Anordnung die Novellen, Gedichte, dramatischen Arbeiten, kritischen und vermischten Schriften enthalten. Von den Gedichten ist nur im Jahr 1825 eine Sammlung erschienen, seitdem aber nur einzelne Gedichte, in verschiedenster Weise zerstreut. Von den dramatischen Werken ist bisher, das Trauerspiel „Karl der Kühne" ausgenommen, welches die erste Arbeit war, womit der jugendliche Autor vor dem Publicum auftrat, noch nichts gedruckt worden, obwol mehre derselben, namentlich „Eugen Aram", auf vielen Bühnen Deutschlands dargestellt worden sind. Die kritischen Arbeiten endlich, durch welche der Autor vielleicht am gekanntesten ist, sind nur in den betreffenden Journalen erschienen, aber, bis auf wenige Ausnahmen, nirgend wieder abgedruckt, geschweige gesammelt worden. Es versteht sich von selbst, daß aus diesen, im Verhältniß zu der ungemeinen Zahl, nur eine sehr beschränkte Auswahl getroffen werden konnte, vorzüglich von solchen Aufsätzen, die sich auf literarische oder Kunsterscheinungen von dauerndem Werth beziehen.

Hiernach werden denn die letzten Bände der Ausgabe dem lesenden Publicum fast nur Neues oder so gut als Neues bringen, und das Ganze der Sammlung von demselben hoffentlich mit eben der Theilnahme aufgenommen werden, welche diesen Arbeiten des Autors bei ihrem einzelnen Erscheinen wurde, wo sie sich in der That eines Antheils zu erfreuen hatten, wie ihn nur wenige der Schriftsteller unserer Tage gefunden.

Leipzig, im Mai 1843.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist neu erschienen:

Polen

unter russischer Herrschaft.

Reisen

und Sittenschilderungen

aus der neuesten Zeit

von **C. Göhring.**

Drei Theile. Eleg. geheftet 2¼ Thlr.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage. Zwölftes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpap.; in der Ausgabe auf Schreibpap. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon (Auflage 25,000 Exemplare) werden der Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 20. Mai 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der weiche Hinterkopf.

Ein Beitrag

zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit.

Mit Untersuchungen über die Entwickelung des Säuglingsschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum.

Von

Dr. C. L. Elsässer.

Mit Abbildungen.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.), oder 2 Fl. 42 Kr.

Der Herr Verfasser, bekannt durch seine Beobachtungen über die asiatische Cholera, gibt uns aus dem Schatze einer reichen Erfahrung und umfassender Studien Aufklärungen über eine Reihe physiologischer und pathologischer Zustände des Säuglingsalters. Den eigenthümlichen Bau und Lebenszustand des menschlichen Kopfs in der ersten Kindheit bringt er in genetischen Zusammenhang mit einer gar nicht seltenen, aber bis jetzt nicht beschriebenen Krankheit dieses Alters, welche in zahlreichen Krankheitsfällen und Sectionen verfolgt und durch werthvolle Abbildungen versinnlicht wird. Der Entwickelungsgang der Rhachitis und namentlich ihre bisjetzt nicht gewürdigte Form im Säuglingsalter werden beschrieben und auf physiologischer Basis erläutert. Über eine noch vielfach unrichtig aufgefaßte Krankheit, den Tetanus apnoicus periodicus infantum (das sogenannte Asthma thymicum), seine Natur und Ursachen, werden wichtige Aufschlüsse ertheilt. Die Wissenschaft erhält mit dieser Monographie einen Zuwachs, durch welchen eine wesentliche und zum Theil ungeahnte Lücke ausgefüllt wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im Mai 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **3te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1702 am Oberrhein. Erster Abschnitt. — II. Bemerkungen über das Schulwesen bei den Regimentern. (Schluß.) — III. Biographie des Grafen Johann Nep. v. Nostitz-Rhieneck, k. k. Feldmarschall-Lieutenants. — IV. Kriegsscenen. (Fortsetzung.) 5) Gefecht bei Taufers und Münster am 4. April 1799. 6) Einnahme von Lannoy und Roubaix am 5. Sept. 1792. 7) Gefechte bei Commines an der Lys am 6. Sept. 1792. 8) Gefecht bei Mortagne am 7. Sept. 1792. 9) Einnahme von Saint-Amand am 8. Sept. 1792. 10) Überfall und Eroberung von Eisweiler am 8. Aug. 1793. 11) Überfall auf das Lager bei Mondorf am 15. Aug. 1794. 12) Lobkowitz Chevauxlegers bei dem Gefechte in Lüttich am 26. Juli 1794. 13) Wirken von Lobkowitz Chevauxlegers im Gefechte bei Manheim am 18. Oct. 1795. 14) Gefangennehmung feindlicher Offiziere im Breisgau am 5. Oct. 1790. 15) Lobkowitz Chevauxlegers im Gefechte bei Savigliano am 18. Sept. 1799. 16) Lobkowitz Chevauxlegers im Gefechte an der Stura am 31. Oct. 1799. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

An sämmtliche deutsche Schriftsteller und Buchhändler.

Der hiesige Literatenverein hat in consequenter Festhaltung des ihm vorgesteckten Ziels: „Wahrung der Gesammtinteressen der Literatur und des Literatenstandes", und um dasselbe desto kräftiger und anhaltender verfolgen zu können, beschlossen, die aus den literarischen Beiträgen seiner Mitglieder zu bildende Bibliothek besonders dahin zu erweitern, daß sie soweit irgend möglich alles Dasjenige in sich vereinige, was zu den Zwecken des Vereins überhaupt in näherer Beziehung steht. Dahin gehören insbesondere diejenigen Schriften, welche die Stellung des Schriftstellerstandes, das literarische Eigenthumsrecht, das Verlagswesen und den buchhändlerischen Vertrieb betreffen, ferner die gesetzlichen Bestimmungen und legislativen Verhandlungen über das Verhältniß der Presse zum Staate, Nachrichten über dahin einschlagende gerichtliche Verhandlungen und administrative Maßregeln u. s. w.

Der Verein hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon mannichfache Proben nützlicher und erfolgreicher Thätigkeit abgelegt und dadurch eine Aufmerksamkeit und fortwährend sich steigernde Theilnahme erregt, die zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt; die Unterzeichneten fürchten daher keine Fehlbitte zu thun, wenn sie in Folge des ihnen gewordenen Auftrags an sämmtliche deutsche Schriftsteller und Buchhändler das ebenso freundliche als ergebene Gesuch richten: „die Vereinsbibliothek durch gütige Übersendung eines Exemplars aller in die bezeichneten Fächer einschlagenden Schriften, seien es selbständige, größere oder kleinere Werke und Abhandlungen, oder auch einzelne Aufsätze in Journalen u. s. w., zu bereichern."

Wie sich die gütigen Geber einerseits des freundlichsten Dankes des Vereins versichert halten dürfen, so wird ihnen andererseits auch nicht entgehen, wie sie durch ihre Theilnahme ein Bestreben fördern helfen, dessen Erfolge, wenn auch größtentheils noch im Schoose der Zukunft verborgen liegend, nichtsdestoweniger lohnend zu werden versprechen: Erfolge, die aber ebensowol den Buchhändler wie den Schriftsteller und überhaupt alle Diejenigen berühren, die zu den Interessen der Literatur irgend in näherer Beziehung stehen.

Der mitunterzeichnete **de Marle** wurde vorläufig zum Bibliothekar des Vereins bestellt, und werden gefällige Einsendungen auf Buchhändlerwege an denselben zu richten gebeten.

Sämmtliche Redactionen von Zeitschriften werden freundlichst ersucht, vorstehenden Zeilen vermittels ihrer Blätter weitere Verbreitung zu geben.

Leipzig, am 1. Mai 1843.

Die für die Bibliothek des Literatenvereins ernannte Commission.

Dr. K. A. Espe, Redacteur des Conversations-Lexikons.
H. Häpe.
A. de Marle, Red. d. Börsenblattes f. d. deutschen Buchhandel u. der Allgemeinen Bibliographie f. Deutschland.
Dr. H. Schletter, akad. Docent der Rechtswissenschaft.
Dr. H. Wuttke, akad. Docent der Geschichte.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Erklärung.

Eine Kritik des „Historischen Taschenbuchs" von 1843 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" erwähnte die Anzeige eines stuttgarter Localblattes, wonach zu meinen beiden Aufsätzen daselbst der Nachlaß des verstorbenen geheimen Hofraths Münch ohne Angabe der Quelle benutzt worden sei. Nachdem ich vor meiner Abreise von Stuttgart im November vorigen Jahres den Pflegern und der competenten Behörde über die mir gerichtlich und nach dem Wunsch meines verstorbenen Freundes selbst übertragene Verwaltung seines Nachlasses die übliche Rechenschaft abgelegt und in diesem verwickelten und schwierigen Geschäft mit der Sinnesweise eines Freundes georbeitet, mir selbst die Ruhe des Bewußtseins und von Außen die laute Anerkennung Derjenigen, die von dem Sachverhältniß wissen, erworben habe, stand meine Ehre wahrlich zu hoch, um von so niedriger Verleumdung erreicht zu werden. Ich genügte meiner Pflicht, als ich die speciellen Verzeichnisse über den Nachlaß vorlegte, prüfen ließ und über meine gesammte Thätigkeit den umständlichsten Bericht erstattete. Wie hätte ich eher die Stadt verlassen können, bis hier nicht Alles geordnet, richtig befunden und also bescheinigt? Ich halte es unter meiner Würde, hier die Freundschaftswerke anzuführen, die ich für die Kinder meines Freundes gethan, sie sind meinem Herzen ein Bedürfniß gewesen. Das große Publicum ist dabei nicht interessirt, und in dem engen Bezirk meiner Heimat leben sprechende Zeugen dafür.

Münch's Nachlaß bestand allerdings aus einem großen Material von Manuscript, was bei einem Manne, der mehr als dreißig Bände in kurzer Lebenszeit geschrieben, nicht Wunder nehmen darf. Der historische Theil desselben umfaßte theils die Concepte zu bereits erschienenen Werken, welche er nach der Correctur sich aufhob, theils einige zerstreute Materialien zu der Geschichte des Hauses Fürstenberg und Nassau-Oranien, die beide seit Jahren unvollständig noch auf ihren Schluß warteten. Erstere wurde dem Fürsten gegen Verzichtleistung einer beträchtlichen Foderung zurückgegeben, letztere bot ich dem herzogl. nassauischen Archiv zum Kauf an, weil der etwas precaire Vermögenszustand jeden Zuschuß wünschenswerth machte. Doch erhielt ich dieselben als unbrauchbar zurück. Daß Münch fertige Manuscripte in seinem Pulte unbenutzt habe liegen lassen und ich dergleichen im Nachlasse vorgefunden, ist, abgesehen von dem Mangel jedes äußern Beweises, zugleich von innerer Wahrscheinlichkeit verlassen, da ein Schriftsteller wie er niemals ohne vorgängiges Engagement mit einem Buchhändler eine Arbeit unternahm und am wenigsten der Mann war, größere Arbeiten auf einmal und im ganzen Stück zu vollenden und zum Druck fertig zu halten. Dies werden alle Buchhändler bestätigen, die mit ihm zu thun hatten. Unter den Gläubigern liquidirten mehre Buchhändler Vorschüsse, die sie auf Bücher gegeben, welche noch unter der Feder waren, und die der Tod unterbrochen. So habe ich selbst die letzten Bogen der östreichischen Geschichte corrigirt, die nur immer einzeln zum Satz kommen konnten, weil das Manuscript nie vollständig beisammen war. Außer den genannten historischen Werken lagen Schneller's Nachlaß und die Reisebilder unvollendet da und hatten den Verfasser bis zu seinem Lebensende noch unterwegs beschäftigt.

Man wird sich erinnern, daß Münch gegen Ende des Jahres 1840 die Ankündigung eines Werkes: „Deutschlands natürliche Grenzen", erließ, das unter Vereinigung deutscher Historiker ein Nationalwerk werden sollte. Die Idee ergriff mich, und meine literarische Thätigkeit, damals noch im Entstehen, warf sich begierig auf die politische Bahn. Münch, dessen reichliches Wohlwollen ich genoß, beförderte das Streben, und theilte mir bei dem gedachten Volksbuch die zwei Episoden über die Bisthümer Verdun und Strasburg zu, an deren erste Arbeit ich unverzüglich und mit allem Eifer ging. Die Monographie war bis Ostern 1841, also in einer Zeit, wo Münch noch lebte, vollendet. Unterdeß hatte sich aus verschiedenen Gründen der Plan mit den „natürlichen Grenzen" zerschlagen, und ich sandte auf Münch's eigenen Antrag meine Arbeit in die Verlagshandlung des „Historischen Taschenbuchs" *), der ich zugleich schrieb, daß ich für den übernächsten Jahrgang in ähnlicher Weise den Verrath von Strasburg behandeln wolle. Und so geschah es auch. Die Quellen, die ich in beiden Monographien benutzte, sind jedenfalls gewissenhaft angezeigt, und wer nur etwas von Geschichtschreibung versteht, weiß, daß Benutzung alten Materials nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist.

Also verhält sich der Thatbestand, klar, offen und in allen Theilen zu erweisen. Jene Anklage kann daher nur die blinde Leidenschaft eines sehr unedlen Feindes zur Quelle haben, eines Feindes, der unter dem Schutz der Anonymität sich den Augenblick zum Angriff wählt, wo ich in fremden Ländern weile und von allen ähnlichen Umtrieben nichts erfahre. Nun, ich würde mich auch schämen, keine solche Feinde zu haben. Im Begriff, den Continent auf längere Zeit zu verlassen, kann ich den verschiedenen Kabalen und Intriguen unserer Literatur unmöglich folgen, ich muß es dem Publicum überlassen, nach dieser Erklärung zwischen Trug und Wahrheit, zwischen Verleumdung und Unbescholtenheit zu unterscheiden. In meinem Streben nach dem Edeln und Großen soll, so Gott will, mich alles dies nicht irre leiten; die Freundschaft mancher Ehrenmänner unserer Nation hält aus, und wenn mich daher, wie Goethe sagt, auch mitunter Menschen indigniren, die Sachen werden mich immer entschlossen finden. **)

Brüssel, 22. April 1843.

H. Scherer.

---

*) Der Wahrheit gemäß bestätige ich, daß Herr Dr. Scherer am 25. April 1841 den Aufsatz: „Raub der drei Bisthümer Metz, Toul, Verdun" für das „Historische Taschenbuch" anbot und das Manuscript bereits am 8. Mai in meinen Händen war, also vor Münch's Tode, der bekanntlich am 9. Juni 1841 erst erfolgte.

F. A. Brockhaus.

**) Ich vernehme, daß ein großer Theil der Journalistik in wahrer Berserkerwuth mit einem „Steiniget ihn, steiniget ihn!" über mich herfällt, indem sie einestheils die voranstehende Anklage, welche, ich wiederhole es, einen anonymen Verleumder zum Urheber hat, als Thatsache annimmt und anderntheils einen Aufsatz der wiener Zeitschrift, welcher Nachdruck eines vor 20 Jahren erschienenen Artikels in der „Eleganten Welt" sein soll, zu Grunde legt. Ich werde mich durch diesen Sturm aus der sichern Position meines ruhigen Bewußtsein nicht bringen lassen, selbst dann nicht, wenn jenen Blättern des animosen Angriffs das Rechtsgefühl abginge, meine Vertheidigung, wie sie über den einen Fall voransteht, aufzunehmen und die Erklärung abzuwarten, welche ich nach eingegangenen Erkundigungen in dem betreffenden wiener Blatt für den andern Fall bereit halte.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1843.

№ I. Januar, Februar und März.

(Beschluß aus Nr. XIII.)

14. **Förster (K.), Gedichte.** Herausgegeben von **L. Tieck.** Zwei Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Früher 2 Thlr. 8 Ngr. Jetzt 1 Thlr. 6 Ngr.

15. **Gustav III.** (König von Schweden), **Schauspiele.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. Eichel.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

16. **Praktisches Handbuch der Kinderkrankheiten,** nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. ***A. Schnitzer*** und Dr. ***B. Wolff.*** In zwei Bänden. Erster Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

17. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise &c. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Zweite Lieferung. (Beschreibung — Christ.) Gr. 4. Geh. Druckpapier 25 Ngr., Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

18. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Drittes und viertes Heft. (Critisiren — Insusceptibel.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

19. ——————————, **Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache,** nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie française etc., bearbeitet. — A. u. d. T.: Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie française etc. 16. Geh. 24 Ngr.

Dieses Taschen-Wörterbuch enthält im Ganzen nahe an 70,000 Wörter, mithin fast die doppelte Zahl der bis jetzt bekannten ähnlichen Werke, sodaß es an Wortreichthum selbst Thibaut übertrifft, und zeichnet sich außerdem durch schöne typographische Einrichtung, sowie durch einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis aus.

20. **Lynar (Fürst zu), Gedichte.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien von dem Verfasser bei mir:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

21. **Passow's (Fr.) vermischte Schriften.** Herausgegeben von **W. A. Passow.** Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

22. **Prescott (William Henry), Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien.** Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

23. **Raumer (F. von), Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 26. Januar 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

24. **Raumer (K. von), Beiträge zur biblischen Geographie.** Mit einem Höhendurchschnitt. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Von K. von Raumer erschien bereits in meinem Verlage:

Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr. (Die Karte einzeln 8 Ngr.)

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

25. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis achtes Heft, oder erster Band. (A — Balbuena.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Ein ausführlicher Prospect dieses Unternehmens ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription hierauf angenommen wird.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

26. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Erster bis zwölfter Band. In vier Lieferungen. Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese zwölf Bände werden in vier Lieferungen (jede zu 3 Bänden) ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812"; die zweite bis vierte Lieferung, die in kurzen Zwischenräumen folgen, werden den Schluß von „1812", eine Auswahl von Novellen, Gedichte, dramatische Arbeiten, kritische und vermischte Schriften enthalten.

Eine ausführliche Ankündigung ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

27. **Schmidt (L. E. W.), Das preußische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht dogmatisch-kritisch dargestellt.** Gr. 8. 3 Thlr.

28. **Sjöberg (Erik), Vitalis, Gedichte.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. L. Kannegießer.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

29. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere-, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Fünftes Heft. (Liverpool — Malta.) Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

30. ***Trendelenburg (Adf.),*** **Die logische Frage in Hegel's System.** Zwei Streitschriften. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

31. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Zweite Auflage. In sechs Bänden. Erster bis dritter Band. — A. u. d. T.: **Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der vierte bis sechste Band der zweiten Auflage dieses interessanten Werks wird „Vermischte Schriften" enthalten und in kurzer Zeit erscheinen. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände der ersten Folge (4 Bände) zur Completirung, sowie der fünfte und sechste oder der Neuen Folge erster und zweiter Band (1840—42) in einigen Exemplaren vorräthig.

32. **Voltaire (François Marie Arouet de), Die**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

